Enc. 40 q-9

<36610491800011

<36610491800011

Bayer. Staatsbibliothek

Allgemeines deutſches Converſations-Lexicon

für

die Gebildeten eines jeden Standes,

mit den

gleichbedeutenden Benennungen der Artikel in der lateiniſchen, franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Sprache, nebſt der deutſchen Ausſprache der Fremdwörter,

in 10 Bänden.

Herausgegeben

von

einem Vereine Gelehrter.

Zweiter Abdruck

der erſten Original-Auflage.

Neunter Band.

Ro — Sz.

Leipzig,

Gebrüder Reichenbach.

1840.

Euc 40 g 3

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Robben, eine Gattung der zweilebigen Säugethiere, von deren einzelnen Arten der Seehund, oder ſchlechthin Robbe (lat. phoca vitulina; franz. chien de mer; engl. seadog) genannt, die bekannteſte iſt. Sie haben einen kurzſchnauzigen glatten Kopf, der durch einen kurzen dicken Hals mit dem Leibe verbunden iſt. Die Länge deſſelben beträgt 4 pariſer Fuß und darüber. Die vorderen Füße ſind kurz, noch kürzer aber die hinteren und mit dem Hintertheile des Körpers ſo verwachſen, daß ſie ein vollkommenes Steuerruder bilden. Die Haare, mit denen der ganze Körper bedeckt iſt, ſind kurz, glänzend, feſt anliegend und haben eine bräunliche, am Unterleibe ins Weiße übergehende Farbe; der Rücken iſt außerdem mit dunkelbraunen Flecken beſäet. Sie leben unter allen Zonen, am häufigſten aber in den nördlicheren Gegenden. In Deutſchland kommen ſie an den Küſten der Oſt- und Nordſee vor. Ihre Hauptnahrung beſteht in Fiſchen, namentlich Häringen und Lachſen. Auf dem Lande, das ſie nur zur Zeit ihrer Begattung beſuchen ſollen, können ſie ſich nur langſam fortbewegen. Übrigens hat man an ihnen eine auffallende Neugierde und Herzhaftigkeit, die ſie aber verläßt, ſobald ſie erſchreckt werden, wahrgenommen. Werden ſie gereizt, ſo bellen ſie faſt wie die Hunde. Des Nutzens wegen, den die Einwohner jener Gegenden von den R. ziehen, werden förmliche Jagden auf ſie angeſtellt. Bei uns wird ihr Fell zu Koffer-, Pferdedecken ꝛc. und ihr Fett ſtatt des Wallfiſchthranes gebraucht. 35.

Robbia (Luca della), ein ausgezeichneter italieniſcher Plaſtiker, blühte in der erſten Hälfte des 15. Jahrh. zu Florenz und trug nebſt Donatello und Ghiberti, ſeinen Zeitgenoſſen, zum Wiederaufleben der Bildhauerei weſentlich mit bei. Einigen Angaben zufolge nahm er Theil an den Basreliefs, welche die berühmten Thore der Taufkirche zu Florenz ſchmücken, auch ſcheint er noch mehrere andere wichtige Werke in ſeiner Vaterſtadt ausgeführt zu haben. Bemerkung verdient es außerdem, daß R. der Erfinder der Basreliefs von gebrannter, mit Emaille überzogener Erde iſt. Noch jetzt ſieht man eine in dieſer Art ausgeführte heilige Jungfrau des Künſtlers zu San Miniato bei Florenz. Das Todesjahr R.'s iſt unbekannt. 36.

Robert, genannt der Weiſe oder Demüthige, König von Frankreich, beſtieg den Thron als Sohn und Erbe Hugo Capet's im Jahre 997. Schon bei Lebzeiten ſeines Vaters hatte er an der Regierung weſentlichen Antheil genommen und ſo häufig Gelegenheit gefunden, ſich durch Entſchloſſenheit ſowohl wie durch Milde und Klugheit auszuzeichnen. In der That leiſtete er während ſeiner 34jährigen Regierung Alles, was man nur von einem Könige aus dieſer Periode, wo die oberherrliche Gewalt noch höchſt ſchwankend und durch ehrgeizige und mächtige Vaſallen gefährdet war, verlangen kann. Den inneren Fehden durch einen Gottesfrieden zum Theil wenigſtens ein Ziel ſetzend ergriff er ſelbſt die Waffen nur, wenn es galt ſein Recht und Anſehen zu ſchützen, wie dieß z. B. der Fall war, als ihm ſein Oheim, der kinderloſe Herzog von Burgund, vom Erbe ausſchließen wollte; übrigens beſtrafte er meiſt nur durch Milde und großmüthige Verzeihung etwaige Vergehungen gegen ſeine Perſon. Mehr noch würde er haben wirken können, wenn nicht häusliches Unglück häufig ſeine beſten Kräfte gelähmt hätte. Von ſeiner erſten Gemahlin mußte er ſich wegen Verwandtſchaft, um dem über das Land verhängten päpſtlichen Interdicte zu entgehen, trennen und die zweite, Conſtanze von Arles, verbitterte ihm durch ihre Herrſchſucht und Intriguen (ſelbſt ſeinen

älteſten Sohn, Robert, reizte ſie zur Empörung) die beſte Zeit ſeines Lebens. Er ſtarb im Jahre 1031. Ihm folgte Heinrich, ſein zweiter Sohn. Der dritte, Robert, erhielt das Herzogthum Burgund, welches bis zum Jahre 1361 bei dem Stamme deſſelben verblieb. 22.

Robert, Könige von Schottland. — R. I., der Wiederherſteller der Unabhängigkeit des Landes, ein Sohn des berühmten Bruce, wurde 1275 geboren. Der leeren Hoffnungen müde, je Schottlands Thron zu beſteigen, welche Eduard I. von England in ihm genährt hatte, verließ er 1305 heimlich den engliſchen Hof, an welchem er bisher gelebt hatte, und ging nach Schottland, um von hier aus ſeine Anſprüche auf denſelben geltend zu machen. In dieſer Abſicht belagerte er mit einem Häuflein ſeiner Anhänger das Schloß Dumfries und ließ ſich 1306 zu Scoon krönen. Seine weiteren Eroberungsverſuche aber mißlangen. Aymar von Valence, Graf von Pembroke, an der Spitze des engliſchen Heeres ſchlug ihn wiederholt und R. ſah ſich genöthigt auf eine der Hebriden zu entfliehen. Während ſich aber Eduard zum Kampfe rüſtete, um ganz Schottland ſich unterwürfig zu machen, brach R. 1307 mit einem zahlreichen Heere aus dem ſchottiſchen Hochlande hervor, überwältigte das feindliche Heer unter dem Grafen von Pembroke, unterwarf ſich den größern Theil Schottlands, beſetzte mehrere feſte Punkte und errang nochmals über ein zurückgebliebenes engliſches Heer einen vollſtändigen Sieg bei Old Meldrum. So erhielt er endlich einen Waffenſtillſtand mit England, den er zur Sicherſtellung ſeiner Macht benutzte, und ſo kam es, daß England mit dem Ende des Jahres 1314 nur noch im Beſitze einiger Feſtungen war. Eduard II. fiel zwar mit einem 100000 Mann ſtarken Heere nochmals in Schottland ein, wurde aber bei Bannockburn (1314) geſchlagen und konnte nur mit vieler Mühe der Gefangenſchaft entgehen. R. ſeinen Sieg verfolgend ſpielte den Krieg nach England und verwüſtete den größern Theil der nördlichen Provinzen, während ſein Bruder mit einem Heere den Irländern zu Hülfe eilte. Durch dieſen glücklichen Ausgang des Kampfes hatte R. die Landſtände Schottlands für ſich gewonnen und ſie bewilligten ihm auf der Verſammlung zu Air den Thron. Als aber die päpſtlichen Legaten, welche eine Vermittelung zwiſchen den ſtreitenden Parteien herbeiführen und ſomit dem Kriege ein Ende machen ſollten, R. nicht als rechtmäßigen König anerkannten, begann er von Neuem den Kampf, bis ein 13jähriger Waffenſtillſtand denſelben zu beendigen ſchien. Allein nach Eduard's II. Tode (1327) brach R. den Waffenſtillſtand, fiel in England ein und Mortimer, Regent während der Minderjährigkeit Eduard's III., ſchloß den Frieden zu Northampton, in welchem Schottland als ſelbſtſtändiges Reich anerkannt wurde. Doch nur kurze Zeit erfreute ſich R. der Frucht ſeines kampfvollen Lebens. Er ſtarb 1329. — R. II., war aus dem Hauſe Stuart und mit dem Hauſe Bruce weiblicher Seits verwandt. Als daher Robert Bruce 1329 ſtarb und Eduard Baliol, von England unterſtützt, den Sohn Bruce's zu verdrängen ſuchte, ſo führte Robert anfangs mit dem Grafen Murray, ſpäter allein die Regentſchaft und behauptete ſich den Engländern zum Trotze in den Gebirgen Hochſchottlands. Als David Bruce nun, aus Frankreich zurückgekehrt, ſich an die Spitze des Heeres geſtellt hatte, ward er 1346 von den Engländern gefangen und nur mit dem Verſprechen entlaſſen (1357), den Sohn des Königs von England, im Fall er kinderlos ſterbe, zum Thronfolger zu ernennen. Als nach ſeiner Befreiung Bruce dieß den Ständen ankündigte, wollten dieſe zum Nachtheile R.'s, welcher während des Königs Gefangenſchaft wieder Regent geweſen war, nichts davon hören und riefen, als David Bruce 1370 geſtorben war, R. zum Könige aus. Nachdem er die unruhigen Großen, welche ſich bei ſeinem Regierungsantritte regten, bezwungen hatte, verwickelte er ſich, namentlich durch Frankreich dazu angeſpornt, in vielfache und unglückliche Kämpfe mit England, die den Schotten bedeutende Nachtheile brachten, zumal da immer

die Schotten es waren, die zuerſt den Frieden brachen. Er ſtarb 1390, nachdem er ſeinen jüngeren Sohn zum Mitherrſcher angenommen hatte. Dieſer, obſchon er eigentlich Johann hieß, folgte ihm unter dem Namen R. III. Der Beginn ſeiner Regierung ward beſonders durch blutige Fehden der Großen und gefährliche Räuberbanden im Hochlande bezeichnet. Später begann auch der Kampf mit England wieder, zu welchem die Heirath des Thronerben, des Herzogs von Rothſai, und der darüber zwiſchen dem Douglas und March entſtandene Zwiſt, worüber der Letztere nach England floh, die Gelegenheit bot. R. ſtarb vor Gram über ſeine Unfälle 1406. 77. 82.

Robert von Anjou, König von Neapel, der Sohn des Königs Karl II., beſtieg ungeachtet der Einſprüche ſeiner älteren Brüder, Karl Robert's, Königs von Ungarn, und Ludwig's, welcher vom Vater wenig begünſtigt den geiſtlichen Stand hatte wählen müſſen, den Thron im Mai des Jahres 1309. Ehrgeizig und herrſchſüchtig im höchſten Grade wählte er zur Realiſirung ſeiner hochfliegenden Pläne, die zunächſt die Vernichtung der deutſchen Macht in Italien und die Eroberung Siciliens bezweckten, nicht die offene Bahn der Gewalt, ſondern den ihm geläufigern und ſeiner natürlichen Ängſtlichkeit mehr zuſagenden Weg der Intrigue. Zuerſt ſich der Freundſchaft des Papſtes verſichernd wußte er bald auch die wichtigſten der zur Partei der Welfen gehörigen Städte auf ſeine Seite zu bringen und war ſo im Stande, dem Kaiſer Heinrich VII. und nach deſſen Tode auch Ludwig dem Baier ziemlich erfolgreichen Widerſtand entgegenzuſetzen. Weniger glücklich war er in ſeinen wiederholten Unternehmungen auf Sicilien (1314 und 1325) und nach dem Tode ſeines Sohnes Karl, Herzogs von Calabrien, mit welchem der Mannsſtamm der neapolitaniſchen Linie des Hauſes Anjou erloſch, ſah er ſich genöthigt, die Realiſirung dieſes Planes gänzlich aufzugeben. In trüben Ahnungen über die Zukunft ſeiner Tochter, Johanna I., die er 1333 mit Andreas von Ungarn vermählte, ſtarb er am 19. Jan. 1343, im Allgemeinen geliebt von dem Volke, welches ſeine großen Schwächen über ſeiner Güte und Gerechtigkeitsliebe vergaß. Übrigens war R. ein großer Freund der Wiſſenſchaften, beſonders aber der Philoſophie und Dichtkunſt, der er ſich ſelbſt von ſeinen Freunden Boccaccio und Petrarca aufgemuntert mit ziemlichem Erfolge widmete. Eine Sammlung ſeiner Poeſien erſchien im Jahre 1642 von Ubaldini beſorgt zu Rom. 22.

Robert (Ernſt Friedrich Ludwig), ein geſchätzter deutſcher Dichter der neueſten Zeit, am 16. Dec. 1779 zu Berlin geboren, widmete ſich, nachdem er die nöthigen Vorſtudien auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt beendigt hatte, auf der Univerſität daſelbſt und dann zu Halle den philoſophiſchen Wiſſenſchaften und machte darauf zu ſeiner weiteren Ausbildung eine Reiſe durch Deutſchland, Holland und Frankreich. Nach ſeiner Heimkehr verſuchte er ſich, ohne um eine Anſtellung nachzuſuchen, in der Poeſie und lebte in einer unabhängigen, ihm von glücklichen Verhältniſſen gewährten Muße. Erſt die allgemeine Bewegung im Jahre 1813 führte ihn zur Theilnahme an der Politik und er bewies durch die Übernahme einer Geſandtſchaft in das ſüdliche Deutſchland ſeine Tauglichkeit zum Geſchäftsleben genügend. Nach der Wiederherſtellung der Ruhe zog er ſich wieder in das Privatleben zurück und hält ſich jetzt, ſtets mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt, abwechſelnd in Berlin und in Karlsruhe auf. Unter ſeinen Werken iſt die Tragödie: „Die Macht der Verhältniſſe" (Tübing. 1819. 8.) das bedeutendſte. Nächſt ihm nennen wir die „Kämpfe der Zeit" (Ebend. 1817. 8.), welche ein anſchauliches Bild des Lebens und Treibens während der Befreiungsjahre Deutſchlands geben. Außerdem ſind noch zu erwähnen: „Die Sylphen", eine Oper (Leipz. 1804. 8.), das Trauerſpiel: „Die Tochter Jephta's" (Tübing. 1820. 8.), die ſatyriſchen Poſſen: „Caſſius und Phantaſus" (Berl. 1824. 8.), „Staberl in höheren Sphären" (Karlsr. 1826. 8.), „Der Berliner in Spanien" (Berl. 1829. 8.)

und die Tragödie: „Omaſis, oder Joſeph in Ägypten", nach Baour-Lormian (Berl. 1808. 8.). Auch ſeine kleineren Gedichte, welche in Muſenalmanachen und Zeitſchriften zerſtreut ſind, verdienen Beachtung. R.'s Leiſtungen zeichnen ſich vorzüglich durch Klarheit, Kürze und Kraft des Ausdrucks, ſo wie durch meiſterhafte Leichtigkeit des Versbaues aus. Sein poetiſches Talent offenbart ſich indeſſen am Glänzendſten in ſeinen epigrammatiſch-ſatyriſchen Verſuchen. 67.

Robert (Leopold), einer der berühmteſten Genremaler der neueſten Zeit, geb. im Jahre 1795 zu La Chaux de Fonds im Canton Neufchatel, wurde von ſeinem Vater, einem Uhrgehäuſemacher, früh der Kunſt gewidmet; doch iſt es bemerkenswerth, daß er ſich erſt ſpät zu der ſeinem tiefen, ernſten Gemüthe und ſeinem natürlichen Hange zur Schwermuth entſprechenden Gattung entſchieden hinneigte. Mehrere Jahre hindurch trieb er zu Paris mit ungewöhnlichem Eifer die Kupferſtecherei, erhielt auch im Jahre 1814 einen Preis, übte ſich dann unter David's Leitung im Zeichnen und Malen und beſchäftigte ſich ſpäter nach ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland bis zum Jahre 1818 mit Portraitmalerei. In dem genannten Jahre begab er ſich nach Rom, und hier erhielt er durch den Eindruck, welchen die ſo innig anſprechenden Eigenthümlichkeiten des italieniſchen Volkslebens auf ſein tief fühlendes Gemüth hervorbrachten, jene beſondere Richtung und ausſchließliche Neigung zur Genremalerei. Aber er war nicht Genremaler in dem gewöhnlichen Sinne; ſeine Darſtellungen, obwohl nur der alltäglichen Wirklichkeit entnommen und weder umfangreich noch glänzend durch äußeren Aufwand, ſind mehr als Bilder gewöhnlicher Situationen, Trachten und Phyſiognomien, ſie ſind Poeſien, gleichſam Idyllen, die durch Wahrheit, Natürlichkeit und Tiefe des Ausdrucks in ungeſuchter Einfachheit auf den erſten Anblick bezaubern und hinreißen, wahre Seelenmalerei. Wir erinnern nur an „die beiden Mädchen von Procida am Meeresufer," „die Frau neben den Trümmern einer Hütte," „den von ſeiner Geliebten bewachten Räuber," „die Pilgerinnen vor dem Kloſter" (im Palaſte Luxembourg in Paris), „die Schnitter in den pontiniſchen Sümpfen," ein treffliches Werk, welches 1831 auf der Ausſtellung zu Paris die höchſte Bewunderung erregte und auch von Mercury in Kupfer geätzt wurde, ferner „das Mädchen von Soncino" u. a. Arbeiten, deren mehrere zu wiederholten Malen auch auf der berliner Ausſtellung prangten. Bereits 1825 ward R. Mitglied der berliner Akademie und im Jahre 1831 erhielt er vom Könige der Franzoſen das Kreuz der Ehrenlegion. Aber alle noch ſo ehrende Zeichen von Anerkennung verfehlten ihres Eindrucks auf den immer mehr und mehr in tiefe Schwermuth verſinkenden Künſtler. Sein letztes Werk „die Fiſcher," eines der bewundertſten der neueſten Zeit, deſſen hohe Vortrefflichkeit auf der letzten pariſer Ausſtellung allgemein anerkannt wurde, zeigt deutlich den zerrütteten Zuſtand des Künſtlers und die Todesgedanken, mit welchen er ſchon bei der Bearbeitung deſſelben umging. Äußere Veranlaſſungen, die einen ſolchen Entſchluß hätten erzeugen können, wichtige wenigſtens, waren nicht vorhanden; es iſt demnach anzunehmen, daß es Krankheit und mehr noch Zweifel an ſeinem eigenen Werthe war, was ihn zum freiwilligen Tode trieb. Er gab ſich denſelben am 20. März 1835. 36.

Robert Guiscard, ſ. Guiscard.

Roberthin (Robert), ein deutſcher Liederdichter des XVII. Jahrh., 1600 zu Königsberg in Preußen geboren, widmete ſich der Jurisprudenz und lebte in ſeiner Vaterſtadt als brandenburgiſcher Rath und Oberſecretair bei der preußiſchen Regierung. Er ſtarb 1648. R. nahm ſich Opitz zum Muſter und dichtete in deſſen Geiſt und Styl; auch ahmte er fleißig holländiſche und franzöſiſche Dichter nach. Seine geiſtlichen und weltlichen Lieder, welche ſich übrigens weit über die meiſten lyriſchen Verſuche ſeiner Zeit erheben, ſind in H. Albert's „Arien etlicher theils geiſtlicher, theils weltlicher Lieder zum Singen und Spielen" (Königsb. 1638

—1650. 8 Thle. Fol.) geſammelt. Eine Auswahl gaben Herder in ſeinen „Stimmen der Völker in Liedern", und Müller im fünften Bande ſeiner „Bibliothek deutſcher Dichter des XVII. Jahrhunderts." 67.

Robertſon (William), einer der geſchätzteſten engliſchen Hiſtoriker, 1721 zu Borthwick in Schottland geboren, widmete ſich, nachdem er von ſeinem Vater, einem armen Landprediger, eine ſorgfältige Erziehung erhalten hatte, auf der Univerſität zu Edinburg der Theologie und erhielt nach Beendigung ſeiner Studien die wenig eintragende Pfarrerſtelle zu Gladsmuire. Neben der ſorgfältigſten Erfüllung ſeiner Berufspflichten gab ſich R. mit unermüdlichem Eifer hiſtoriſchen Forſchungen hin und trat zuerſt mit ſeiner „History of Scotland, during the reigns of queen Mary and of King James II" (1759. N. E. Lond. 1809. 3 Voll. 8. 1812. 3 Voll. 8. 1817. 3 Voll. 8. Deutſch, Leipz. 1829. 6 Bde. 8.) hervor, welche ſich ſogleich eines ungewöhnlichen Beifalls erfreute und ihm, obſchon die Geſchichte der Reformation in Schottland nicht ganz unparteiiſch dargeſtellt iſt, die Lobſprüche der vorzüglichſten Gelehrten ſeiner Zeit erwarb. Als Anerkennung ſeiner Verdienſte darf man ſeine Berufung als Prediger nach Edinburg, ſeine Ernennung zum königlichen Kapellan in Schottland (1762), zum Principal der Univerſität Edinburg, ſo wie zum königlichen Hiſtoriographen Schottlands (1764) betrachten. Sein zweites Werk: „History of the reign of the emperor Charles V" (1769. N. E. Lond. 1812. 4 Voll. 8. 1817. 4 Voll. 8. Deutſch von J. A. Remer, Braunſchw. 1792—1794. 3 Bde. 8.) zeichnet ſich ebenfalls durch einen richtigen Blick, durch die gelungene Sonderung des allgemein Wichtigen von dem Unwichtigen und durch eine werthvolle Einleitung über den damaligen Zuſtand Europas aus. Durch die Vorbereitungsſtudien für die Geſchichte Karl's V. entſtand die „History of America" (1777. N. E. 1812. 4 Voll. 8. 1817. 4 Voll. 8. Deutſch von J. F. Schiller, Leipz. 1777. 2 Bde. 8.), welcher allgemein das Lob großer Unparteilichkeit zugeſtanden wird. Weniger bedeutend und durch neuere Forſchungen faſt unbrauchbar geworden iſt ſeine „Historical disquisition concerning the knowledge, which the ancients had of India" (1790. N. E. Lond. 1809. 8. 1812. 8. Deutſch von G. Forſter, Berl. 1792. 8.). — R.'s Geſchichtswerke haben ihr Hauptverdienſt in der einfachen, verſtändigen, klaren Darſtellung und in der Unparteilichkeit bei der Zuſammenſtellung der Thatſachen; etwas mehr Lebhaftigkeit und Feuer wäre jedoch allen zu wünſchen. R. ſtarb am 11. Juni 1793 auf ſeinem Landgute Grange-Houſe. „Works", Lond. 1812. 12 Voll. 8., Edinb. 1813. 6 Voll. 8., Lond. 1820. 12 Voll. 8. (Vergl. D. Stewart's „Account of the life and writings of W. Robertson", Lond. 1801. 8.) 67.

Robespierre (ſpr. Robespiär) (François Maximilian Joſeph Iſidor), der fürchterlichſte aller Charaktere der franzöſiſchen Revolution, geb. 1759 zu Arras, war der Sohn eines liederlichen Advocaten, der ſeine Familie endlich verließ und nach Amerika ging, und ward nach dem Tode ſeiner Mutter (1768) nebſt einem jüngern Bruder (ſ. d. folg. Art.) und einer Schweſter gänzlich Waiſe. Der Biſchof von Arras, de Conzié, nahm ſich aber ſeiner an und ſchickte ihn ins Collége Louis le grand nach Paris, wo er ſich zwar ſehr auszeichnete, aber auch bereits ſeinen verſchloſſenen Charakter und ſeine innerſte Neigung zum Republikanismus, welche durch einen ſeiner Lehrer, Hérivaux, einen blinden Bewunderer der Alten, beſonders genährt wurde, bemerklich machte. Nach ſeinem Austritte aus dem Collége widmete er ſich dem Studium der Rechte und ließ ſich dann als Advocat in ſeiner Vaterſtadt nieder. Im Jahre 1784 erhielt er für die Beantwortung einer von der Akademie zu Metz aufgeſtellten philoſophiſchen Frage den Preis und um dieſelbe Zeit gewann er einen Proceß gegen die Schöffen von St. Omer, welche ſich der Errichtung von Blitzableitern widerſetzt hatten. Die bei dieſer Gelegenheit

von R. gehaltene Vertheidigungsrede iſt übrigens auch deßwegen merkwürdig, weil darin Ludwig XVI. mit Lobeserhebungen überſchüttet iſt, ein Beweis, daß der ſpäter ſo ſchrecklich ſich äußernde Königshaß, wie überhaupt das ganze Auftreten R.'s, nur als das Erzeugniß einer durch das Zuſammentreffen der Umſtände und glückliche Erfolge rege gemachten Eitelkeit und Herrſchſucht, die zuletzt bei einem keineswegs glänzenden, vielmehr ziemlich untergeordneten und ſeiner wahren Schwäche ſich bewußten Geiſte inmitten des Drängens der Ereigniſſe in Fanatismus überging, anzuſehen iſt. Den eben angeführten Erfolgen und der dadurch erlangten Popularität hatte R. im Jahre 1789 ſeine Wahl als Deputirter ſeiner Vaterſtadt in die conſtituirende Verſammlung zu danken. Hier blieb er anfangs durchaus unbeachtet, auch zog er es damals entweder aus Mangel an Selbſtvertrauen oder vielleicht aus Klugheit vor, zu ſchweigen und nur in Caffeehäuſern und Reſtaurationen hörte man ihn häufig den Anweſenden ſeine Ideen von Freiheit und Gleichheit vortragen. Erſt als der dritte Stand am 17. Juni zur Nationalverſammlung ſich erklärt hatte, ließ er ſich in der nun gewonnenen Überzeugung, daß von der Regierung wenig mehr zu fürchten ſei, häufiger vernehmen und fing an die Sprache anzuſtimmen, die ſpäter im Convente die herrſchende wurde. In der Nationalverſammlung indeß wurden alle ſeine Vorſchläge, wie z. B. der einer unbegrenzten Preßfreiheit, der Eröffnung der verdächtigen Briefe, ferner ſeine Forderung, alle Verdächtigen feſt zu nehmen u. a. m., zurückgewieſen. Doch hatte er ſeinen Zweck, Popularität zu erhalten, erreicht und ſchon wurde er in den revolutionairen Blättern als der Unbeſtechliche gerühmt und allen guten Patrioten empfohlen. Höher ſtieg er in der Gunſt des erhitzten Volks, als er ſich nach den Ereigniſſen des 5. und 6. Oct., obwohl ebenfalls ohne Erfolg, dem von der Municipalität vorgeſchlagenen Geſetze gegen Zuſammenrottirungen widerſetzt hatte und zwar unter dem Vorgeben, die Ariſtokratie ſei die Urheberin alles Übels und das Volk genöthigt, ſich ſelbſt ſeine guten Rechte wieder zu verſchaffen. Wie ſehr aber R. bei allen dieſen Anläſſen nur nach den Impulſen ſeiner Eitelkeit und Eiferſucht, welche Niemand neben ſich leiden mochte, handelte, geht daraus hervor, daß er gegen Mirabeau den Prinzen Condé und den als entſchiedenen Royaliſten bekannten Lautrec, dann ſelbſt auch die Prieſterſchaft vertheidigte, während er bald darauf wieder die aufrühreriſchen Soldaten von Nanci für gute Patrioten erklärte. Auf gleiche Weiſe wollte er die Todesſtrafe bald nur unter der Bedingung einmüthiger Zuſtimmung, ein andres Mal wieder gar nicht zuläſſig finden und ſo zeigte er ſich ſtets nur als politiſcher Tartufe. Unter gewöhnlichen Verhältniſſen würde auch R. ſchwerlich etwas Anderes geworden ſein, als ein berüchtigter Advocat, aber die Revolution hatte ihn in eine Bahn geworfen, auf welcher er anfangs in ſeiner Eitelkeit frech und unbeſorgt, zuletzt aber, als kein Rückſchritt mehr möglich war, nur um ſich zu erhalten, ſchrecklich und blutig vorwärts ſchritt, bis zu ſeinem eben ſo ſchrecklichen Ende. Die Flucht des Königs im Juni 1791, welche alle wahren Patrioten in Beſtürzung verſetzte, beunruhigte auch ihn lebhaft und zwar ſo, daß er ſelbſt im Jakobinerclub, dem er ſchon ſeit ſeiner Gründung angehörte, ſeine Bedenklichkeiten laut äußerte; aber kaum erfuhr er die gewaltſame Rückkehr des Königs, ſo fiel er auch trotziger wie je in ſeinen alten Ton zurück und war der Erſte, der die Behauptung aufſtellte, daß der König und die Königin dem Richterſtuhle der Nation anheimgefallen ſeien. Er konnte es ungeſtraft, denn mit Macht brach jetzt die Gewalt der Pöbelherrſchaft herein; im Triumphe begleitete ihn die erhitzte Menge aus der letzten Sitzung der Nationalverſammlung (30. Sept. 1791) und einſtimmig ward er zum öffentlichen Ankläger bei dem Criminalgerichte des Seinedepartements ernannt. Péthion, ſein Freund, hatte das Amt des Maires und Danton die Stelle als Subſtitut des Procureurs der Commune erhalten. Unter der Leitung eines ſolchen Kleeblattes mußte die demokratiſche Richtung in der

Hauptſtadt bald die Oberhand gewinnen und beſonders thätig war R., den freilich nur unkräftigen Beſchlüſſen der ſeit der Auflöſung der conſtituirenden Verſammlung zuſammengetretenen geſetzgebenden Verſammlung entgegenzuarbeiten. Da er in der letztern keinen Sitz hatte erhalten können, ſo ließ er ſich jetzt häufiger und mit ſteigendem Gewicht im Jakobinerclub vernehmen; aber alle ſeine Invectiven waren gegen den König gerichtet, während er das Verlangen der Girondiſten nach Krieg heftig bekämpfte, abermals ein Zeichen, daß er alles Entſcheidende im Grunde fürchtete. Überhaupt machte ihm damals noch der Kampf des Königthums mit der Revolution ſo große Beſorgniß, daß er ſogar in dem von ihm redigirten Journale „Defenseur de la constitution“ durchaus gemäßigte Anſichten vertheidigte. So war er auch ſeiner Gewohnheit gemäß, ſtets zu fehlen, wenn es zum offenen Kampfe kam, bei den Ereigniſſen des 20. Aug. 1792 nicht nur unthätig, ſondern ſelbſt unſichtbar; als aber das Volk geſiegt hatte, erſchien er auf dem Stadthauſe und ließ ſich von ſeinem Anhange in die Municipalität wählen, nahm aber eben ſo wenig thätigen Theil an den Gräueln der Marſeiller Bande, obwohl er im Grunde als einer der Haupturheber derſelben anzuſehen iſt. Als Deputirter des am 21. Sept. 1792 zuſammengetretenen Nationalconvents ward er ſeiner Zweideutigkeit wegen von den Girondiſten, unter anderen von Louvet, am 29. Oct. heftig angegriffen, aber es gelang ihm acht Tage ſpäter mit Hülfe ſeiner Freunde, beſonders Marat's, einen vollſtändigen Sieg über ſeine Gegner zu erlangen. Seitdem brütete er das Verderben der ihm verhaßten Partei, doch verſchob er noch den entſcheidenden Schritt bis zur Beendigung des Proceſſes gegen den König. Derſelbe hatte ſeit dem 30. Nov. begonnen, und hier war es vorzüglich R., welcher auf die Verurtheilung Ludwig Capet's als auf eine politiſche Maßregel hinwies; denn er ſagte: „Ludwig muß ſterben, wenn das Vaterland leben ſoll.“ Ludwig fiel und bald nach ihm Péthion, jetzt nicht mehr der Freund, ſondern wie fortan jeder, der Nebenbuhler R.'s, der nun vorwärts mußte auf der Bahn, die er ſelbſt mit hatte ebnen helfen. Sein Werk war das Revolutionstribunal (9. Mai 1793), mit ihm der Terrorismus, der ſeitdem das unglückliche Frankreich bis zum Tode ſeines Urhebers zerfleiſchte. Unter der blutigen Hand des Dictators fiel zuerſt die Blüthe der Gironde (ſ. d. Art.), dann ohne Unterſchied jeder, welchen der Wohlfahrtsausſchuß als Ariſtokrat, Föderaliſt, Girondiſt, gemäßigt, verdächtig ꝛc. bezeichnen mochte; auch die Königin, der Herzog von Orleans und ſpäter die Prinzeſſin Eliſabeth büßten ihren Namen mit dem Tode. Kurz, alle die Gräuel, welche nach dem Tode des Königs und dem Sturze der Gironde Frankreich befleckten, alles Blut und Elend dieſer ſchrecklichen Zeit, ſie klagen R. an als ihren Urheber, wenn auch nicht immer Vollſtrecker. Zuletzt in ſeinem Fanatismus ſchonte der Blutmenſch auch ſeiner Freunde und Schergen nicht mehr. Danton, Desmoulins, Anacharſis Cloots u. A. m. ihm verdächtig, verfielen der Guillotine, nicht minder viele der ſtets von dem Tyrannen gefürchteten Generale der Armee; Alles zitterte vor dem Blutmenſchen, der in ſeiner Unſinnigkeit ſogar nicht verſchmähte, durch einen Beſchluß des Nationalconvents das Daſein eines höchſten Weſens anerkennen zu laſſen (7. Mai 1794). Aber ſchon nahte ſein Ende. Die allgemeine Erſtarrung löſte ſich und die Furcht der unaufhörlich durch den Henker Bedrohten ermannte ſich zur Rettung des eigenen Lebens. Billaud Varennes, Collot d'Herbois u. A. verbanden ſich zu ſeinem Sturze. Tallien, ihr Genoſſe, wagte es am 27. Juli 1794 in der Sitzung des Convents über den Gefürchteten herzufallen; laut erſcholl der Ruf: „Nieder mit dem Tyrannen“ und ohnmächtig, denn zu ſchwach war ſeiner Freunde Schutz, übergab ſich der Gefürchtete nebſt Couthon und St. Juſt den Huiſſiers. Abgeführt in den Palaſt Luxemburg gelang es ihm zwar auf das Gemeindehaus zu entkommen und ſeine Freunde um ſich zu verſammeln, aber der Convent erklärte ihn und ſeine Anhänger außer dem Geſetze;

Barras an der Spitze der Truppen ſtürmte das Gemeindehaus und blutend (er hatte einen Verſuch ſich zu ermorden gemacht), ward R. vor die Schranken geſchleppt, wo er auf einem Tiſche liegend faſt einen Tag lang den Hohn ſeiner Richter ertragen mußte. Zum Tode verurtheilt ward er zwiſchen Couthon und Henriot am 28. Juli um 4 Uhr Nachmittags unter lauten mit Jubelrufen vermiſchten Verwünſchungen der Maſſe zum Richtplatze geſchleppt. Mit ihm fielen ſein Bruder (ſ. unten) und 20 ſeiner vertrauteſten Freunde. So endete dieſe Geißel Frankreichs blutig, wie er gelebt hatte. Sein Andenken wird nie erlöſchen, wenn auch vielleicht, wie es jetzt ſchon geſchieht, das Urtheil über ihn mit der Zeit ſich milder geſtalten wird. — Unter den Schriften, welche R. hinterlaſſen, erwähnen wir nur: „Plaidoyer pour le Sieur Vissery“ (für die Blitzableiter) (1783); „Discours couronnés par la societé royale de Metz“ (1785) und das bereits angeführte Journal. Über ſein Leben vergl. man Deſeſſart's „La vie et les crimes de Robespierre“ (1798); Courtois „Rapport de l'examen des papiers trouvés chez Robespierre etc.“ und die von R.'s Schweſter, Maria Margarethe Charlotte, geſt. am 1. Aug. 1834 zu Paris, (nach ihrem Tode) erſchienenen „Memoiren,“ welche durch die darin verſuchte Vertheidigung des Tyrannen ein beſonderes Intereſſe gewähren. 22.

Robespierre (Auguſtin Bon Joſeph), der jüngere Bruder des Vorigen und ſklaviſcher Nachahmer deſſelben, ohne dabei ſich jemals eine perſönliche Bedeutſamkeit erringen zu können, wurde, wie ſein Bruder, durch Wohlthäter erzogen und erhielt ebenfalls eine Stelle im Collége Louis le grand zu Paris. Nachdem er hier ſeine Studien ohne Auszeichnung vollendet hatte, wurde er durch den Einfluß ſeines Bruders zum Vorſteher der Gemeinde von Arras ernannt, benahm ſich ſehr willkührlich und ſprach oft von Freiheit, Menſchlichkeit und Volksglück. Im Jahre 1792 wurde er zum Deputirten bei dem Nationalconvente ernannt und ſtimmte immer für die gewaltſamſten Maßregeln, beſonders für den Tod des Königs ohne Appellation an das Volk. Auch gegen die Girondiſten ſprach er heftig und ſuchte ihren Sturz herbeizuführen. Hierauf ſandte man ihn in den ſüdlichen Theil von Frankreich als Repräſentant des Volks zugleich mit Ricard, Salicetti, Barras und Freron. Nach der Wiedereinnahme von Toulon kehrte er wieder nach Paris zurück, wurde aufs Neue zur italieniſchen Armee geſandt und ſuchte bei ſeiner Rückkehr nach Paris die Einigkeit unter den Jakobinern wieder herzuſtellen. In den Streitigkeiten des Convents vor dem 9. Thermidor nahm er keinen Theil, als er aber die Verhaftung ſeines Bruders erfuhr, erklärte er, deſſen Schickſal theilen zu wollen und wurde mit ihm geächtet. Um ſich aber der Aufſicht der Gensd'armen zu entziehen, ſtürzte er ſich aus einem Fenſter des Rathhauſes herab, brach ein Bein und wurde in dieſem Zuſtande auf das Blutgerüſt gebracht. 81.

Robins (Benjamin), ein bekannter engliſcher Mathematiker, ſtammte aus einer Quäkerfamilie und ward 1707 zu Bath geboren. Anfangs widmete er ſich der Theologie, verließ aber dieſes ihm nicht zuſagende Studium, ſo wie die Quäkergemeinde, widmete ſich den Staatsgeſchäften und war 1739 Secretair bei einer vom Parliamente ernannten Commiſſion. Doch entſchied er ſich endlich ausſchließlich für die mathematiſchen Wiſſenſchaften und ſeit 1742 vorzüglich für die Artillerie, fungirte als Ingenieur in dem franzöſiſch-engliſchen Kriege in den Niederlanden, leitete 1747 die Vertheidigung von Bergen op Zoom und ging 1749 als Ingenieurgeneral der oſtindiſchen Compagnie nach Indien, ſtarb aber ſchon wegen des ihm nicht zuſagenden Klima 1751 zu Madras. Seine Schriften (geſammelt London 1761. 2 Bde.) enthalten ſehr vieles Treffliche; beſonders ſtellte er in ſeinen „New principles of gunary“ (Lond. 1742, deutſch von Euler 1745. und öfter franzöſiſch) eine ganz neue Theorie über die Artillerie auf und erfand das zuſammengeſetzte Pendel. Großen Beifall erhielt auch ſeine Beſchreibung von An-

ſon's Erdumſchiffung unter dem Pſeudonym Richard Walter (London 1748), welche in mehrere Sprachen überſetzt worden iſt. 26.

Robinſon (Marie), geborene Darby, eine bekannte engliſche Schauſpielerin, 1758 zu Briſtol geboren, erhielt von ihrem Vater, einem reichen Kaufmanne, der aber ſpäter durch unglückliche Speculationen verarmte, eine ſorgfältige Erziehung, ſcheint jedoch in ihrem ſittlichen Betragen nicht ganz tadellos geweſen zu ſein und ſogar noch, nachdem ſie ſich mit Robinſon, einem ganz gewöhnlichen Manne ohne Vermögen, verheirathet hatte, die Mittel zu ihrem Aufwande nicht auf die feinſte Weiſe herbeigeſchafft zu haben. Endlich entſchloß ſie ſich ihr Glück auf der Bühne zu ſuchen, wo ſie auch durch ihre Schönheit und durch die ergreifende Wahrheit, mit der ſie ihre Rollen ſpielte, ungewöhnlichen Beifall erwarb. Sie zog ſich jedoch bald wieder, als es ihr gelungen war, mit dem Kronprinzen eine Liebſchaft anzuknüpfen, von dem Theater zurück und vergeudete, nachdem dieſe Verbindung aufgehört hatte, den Ertrag ihrer Schande mit einem jungen liederlichen Officiere, in den ſie ſich verliebt hatte. Auch mit dem berühmten Staatsmanne Fox ſoll ſie eine Intrigue angeſponnen haben. Um den Verfolgungen ihrer Gläubiger zu entgehen, machte ſie 1783 eine Reiſe durch Frankreich und Deutſchland und ſoll allenthalben den möglichſt größten Vortheil aus ihren Reizen gezogen haben. Nach ihrer Heimkehr trat ſie als Schriftſtellerin auf und ſah ihre Verſuche ſchnell von einem unerwarteten Erfolge gekrönt. Ihre Gedichte („Poems," Lond. 1775. 2 Voll. 8. N. E. Lond. 1806. 3 Voll. 8) zeichnen ſich durch lebhafte Phantaſie, tiefes Gefühl, wohlklingende Sprache und gelungenen Versbau aus. Geringeren Werth haben ihre dramatiſchen Leiſtungen und ihre vielgeleſenen Romane, unter welchen „Vacenza" (1792, deutſch von K. P. Moritz, Berlin 1793. 8.); „The Widow" (1796, deutſch, Leipz. 1798. 12.); „Angelina" (1796, deutſch von G. C. Reich, Erlang. 1799—1800. 2 Thle. 8.); „Walsingham" (1798, deutſch, Berlin 1799. 4 Thle. 8.); „The false friend" (1799, deutſch von W. Schenk, Rudolſt. 1800—1801. 5 Thle. 8.) und „Hubert de Sevrac" (1797, deutſch, Halle 1797—1798. 2 Thle. 8.) die bekannteſten ſind. Leichtigkeit der Darſtellung und Originalität der Erfindung können dieſer Schriftſtellerin, welche den ihr von den engliſchen Kritikern gegebenen Beinamen Sappho ſowohl ihres Talents als ihrer Liederlichkeit wegen verdient, nicht abgeſprochen werden und ihre Leiſtungen würden ſich eines höhern Kunſtwerthes erfreuen, wenn ſie nicht alle in großer Haſt entworfen und mit großem Leichtſinne, der nur den Erwerb berechnete, ausgeführt wären. Sie ſtarb am 25. Dec. 1800 zu Englefield-Green in der Grafſchaft Surrey. 67.

Robinſon (Lord Goderich), ſ. Ripon.

Robinſonaden. Wenigen Menſchen unſerer Generation wird der Name Robinſon mit der ſich an ihn knüpfenden Erzählung unbekannt ſein, obſchon die Zeit der R. (wie man die unzähligen, größtentheils faden Nachahmungen des Originalromans nennt) längſt vorüber iſt. Die urſprüngliche Erzählung verdankt folgendem Ereigniſſe ihre Entſtehung. Alexander Selkirk, um 1680 zu Largo in der Grafſchaft Fife in Schottland geboren, wurde, nachdem er von früher Jugend an auf engliſchen Schiffen gedient hatte, auf einem Caperſchiffe unter dem Capitain Stradling zum Unterbefehlshaber ernannt und machte als ſolcher einen Seezug nach dem Südmeere mit, wo er in Folge zwiſchen ihm und dem Capitain entſtandener Mißverhältniſſe auf der Inſel Juan Fernandez ausgeſetzt ward (1705). Vier Jahre und vier Monate brachte er hier unter großen Entbehrungen hin, bis ihn 1709 ein kleines Geſchwader unter dem Capitain Woodes Rogers aufnahm und zum Steuermannsgehülfen ernannte. Nach einer zweijährigen Fahrt kam endlich Selkirk nach England zurück, wo er ſeine überſtandenen Abentheuer niederſchrieb und dem bekannten Novelliſten Defoe (ſ. d. Art.) zur Durchſicht übergab.

Dieſer, ſogleich den Vortheil, welchen er durch die Bearbeitung des in ſeine unredlichen Hände gefallenen Stoffes bringen konnte, einſehend, gab dem ſchlichten Seemanne die ausgebeuteten Papiere mit dem Bemerken, die Leſewelt nehme an der Erzählung ſolcher nicht ſeltener Abentheuer keinen Antheil, zurück, änderte den Namen des Helden und brachte nach vielem Bemühen den vielgeleſenen Roman „Robinſon Cruſoe“ (1718) zum Vorſchein. Außer dem Namen des Helden hatte der literariſche Freibeuter auch die Zeit und den Ort der Begebenheiten geändert; er verlegte die Scene auf eine der Caraiben beim Ausfluſſe des Oronoko, ſchob ſie um ein Jahrhundert zurück und ließ Robinſon's Aufenthalt auf der wüſten Inſel 28 Jahre währen. In der neueſten Zeit hat man Defoe mit großer Mühe, aber nicht mit ganz günſtigem Erfolge zu reinigen geſucht. Die Berühmtheit des Romans, der ſeinen Beifall nicht der Darſtellung des Erzählers, ſondern nur dem Intereſſe des Erzählten zu verdanken hat, verbreitete ſich bald über ganz Europa; in allen Ländern erſchienen bald Überſetzungen und Nachahmungen; bald gab es einen holländiſchen (1721), einen franzöſiſchen (1723), einen italieniſchen (1722), einen ſächſiſchen (1723), einen ſchleſiſchen (1723), einen ſpaniſchen (1726), einen amerikaniſchen (1724), einen geiſtlichen (1723), einen moraliſchen (1724), einen mediciniſchen (1732), ſogar einen Buchhändler Robinſon (1723). Längſt war die Luſt an dieſer Lectüre verſchwunden, als ſie von Neuem durch J. A. Wezel (1779), J. H. Campe (1779) und C. F. Sander (1784), welche auf den glücklichen Einfall geriethen, dieſen ergiebigen Stoff zu pädagogiſchen Zwecken zu verarbeiten, wieder angeregt ward. (Vergl. „Bibliothek der Robinſone“, von J. C. L. Haken, Berl. 1805—1808. 5 Bde. 8.) 67.

Robuſti (Giacomo), ſ. Tintoretto.

Rochambeau (ſpr. Roſchangbo) (Jean Baptiſte Donatien de Vimeur, Graf von), Marſchall von Frankreich, wurde am 1. Juli 1725 zu Vendôme geboren und widmete ſich anfangs, als der jüngere Sohn der Familie, dem geiſtlichen Stande. Der Tod ſeines älteren Bruders indeß gab ihn der Welt zurück und er wählte die kriegeriſche Laufbahn, auf welcher er ſeit 1742 genugſam Gelegenheit fand, ſich auszuzeichnen. Nachdem er bereits an einigen Feldzügen in Deutſchland rühmlichen Antheil genommen hatte, erwarb er ſich in den Niederlanden und zwar meiſt an der Spitze der Avantgarde das beſondere Wohlwollen des Marſchalls von Sachſen und des Grafen von Clermont, auf deſſen Veranlaſſung er ſchon im Jahre 1747 das Commando des Infanterieregiments la Marche erhielt. An der Spitze deſſelben wohnte er der Schlacht bei Lafeld bei, wo er ſchwer verwundet wurde, und nahm dann an dem Feldzuge von 1748, beſonders an der Belagerung von Maſtricht, rühmlichen Antheil. Nach dem Frieden beſchäftigte er ſich als Gouverneur von Vendôme ausſchließlich damit, ſein Regiment zu einer Muſtertruppe auszubilden und er hatte in der That die Genugthuung, daſſelbe allgemein als das beſte der Armee anerkannt zu ſehen. Schon damals nämlich legte er den Grund zu den bis dahin bei der Infanterie unbekannten Jägercompagnien, deren Einführung ſpäter allgemein wurde, und ſelbſt Napoleon gab im Jahre 1803 dem Veteranen ſeine beſondere Zufriedenheit darüber zu erkennen. Beim Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges ward er aufs Neue in Activität geſetzt und ſchon 1756 bewährte er bei der Erſtürmung von Mahon (Minorca) ſeinen hohen Ruf. Während der Feldzüge in Weſtphalen wird ſein Name nicht minder mit Auszeichnung genannt und an ihm lag es wenigſtens nicht, wenn die franzöſiſchen Heere gegen das überlegene Genie Ferdinand's von Braunſchweig nichts Erhebliches ausrichten konnten. Seit 1763 fungirte R. in verſchiedenen hohen Militairämtern und 1780 erhielt er als Generallieutenant das Commando des 6000 M. ſtarken Corps, welches zur Unterſtützung der Amerikaner eingeſchifft wurde. Mit gewohnter Überſicht nahm er ſogleich nach ſeiner Landung eine vortheilhafte Poſition in

Rhode-Island, rückte dann gegen Newyork vor, um den engliſchen General Clinton an den beabſichtigten Operationen gegen Waſhington zu verhindern, verband ſich hierauf mit letzterem und zwang den General Cornwallis ſich in Yorktown zu ergeben, ein Schlag, durch den bekanntlich Amerika frei wurde. Hochgefeiert kehrte er jetzt nach Frankreich zurück, um das ihm verliehene Commando der Picardie zu übernehmen. Beim Ausbruche der Revolution zeigte er ſich den Grundſätzen derſelben, obwohl im gemäßigten Sinne, geneigt und erhielt deßhalb, als er das Kriegsminiſterium ausgeſchlagen hatte, das Commando der Nordarmee, welche in Flandern gegen Öſtreich kämpfen ſollte. Die völlige Desorganiſation derſelben aber veranlaßte ihn, ſeine Entlaſſung zu geben, worauf er ſich von aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zurückzog. Im folgenden Jahre indeß fand er ſich bereits auf der Liſte der von Robespierre Geächteten und nur dem Falle des Letzteren verdankte er ſeine Rettung. Seitdem lebte er ungeſtört in ſtiller Zurückgezogenheit und ſtarb als Großofficier der Ehrenlegion am 13. Mai 1807. Seine intereſſanten Memoiren erſchienen von Luce de Lancival beſorgt im Jahre 1809. — Sein Sohn, Donatien Marie Joſeph de Vimeur, Vicomte de R., geb. 1750, wählte ebenfalls die militairiſche Laufbahn und zeigte ſich in Weſtindien als tapfern und unerſchrockenen Krieger. Doch iſt ihm vorzüglich mit der Verluſt Domingos zuzuſchreiben, indem er nach Leclerc's Tode als Oberbefehlshaber durch unzeitige Strenge den Bruch unheilbar machte. Zur Capitulation gezwungen ergab er ſich im Jahre 1803 den Engländern und blieb Gefangener bis 1811. Erſt 1812 trat er als Diviſionsgeneral wieder ein, zeichnete ſich bei Bautzen rühmlich aus und fiel am 18. Oct. 1813 in der Schlacht bei Leipzig. 22.

Roche (Sophie de la), ſ. Laroche.

Rochechouart (Fr. Ath. Marquiſe de), ſ. Montespan.

Rochefoucauld (ſpr. Roſchefucohl) (François VI., Herzog de la), 1613 geboren, ſtammte aus einer durch ihre Dienſte in Krieg und Frieden ausgezeichneten Familie und galt ſelbſt durch ſeinen Geiſt und durch ſeine Tapferkeit als eine der vorzüglichſten Zierden ſeiner Zeit. Obſchon durch eine vernachläſſigte Erziehung der gewöhnlichſten gelehrten Kenntniſſe entbehrend, wußte er dieſen Mangel durch einen feinen Beobachtungsgeiſt und eine leichte Auffaſſungsgabe zu erſetzen. Sein aufſtrebender Ehrgeiz, ſo wie ſeine Verbindung mit der Herzogin von Longueville veranlaßten ihn an den Unruhen der Fronde thätigen Antheil zu nehmen, welches thörichte Beginnen er in der Schlacht von Saint-Antoine beinahe mit dem Verluſte ſeiner Augen gebüßt hätte. Nachdem durch die Thronbeſteigung Ludwig's XIV. die Ruhe hergeſtellt war, zog er ſich in das Privatleben zurück und machte ſein Haus zum Sammelplatze der meiſten durch Geburt, Geiſt oder Talent ausgezeichneten Männer ſeiner Zeit. Während dieſer ungeſtörten Muße ſchrieb er ſeine „Mémoires sur les brigues à la mort de Louis XIII." (Col. 1662. 12. N. E. Par. 1804—1817. 2 Voll. 18.), welche ſich durch rückſichtsloſe Wahrheitsliebe und Einfachheit und Klarheit der Darſtellung auszeichnen, ſo wie die allbekannten und oft gedruckten „Maximes et reflexions morales" (Par. 1665. 12. N. E. Par. 1813. 12. 1815. 8. Deutſch von F. Schulz, Bresl. 1793. 8.), worin er den leider nur allzuwahren Satz, daß die Triebfedern aller menſchlichen Handlungen nur der Eigennutz und die Eigenliebe ſind, mit großem Scharfſinne und mit einem auf vielfache Beobachtungen gegründeten und überzeugenden Ernſte durchführt. Er ſtarb 1680. — Aus derſelben Familie ſtammte François Alexandre Fréderic, Herzog von Rochefoucauld, Pair von Frankreich und vor der Revolution bekannter unter dem Namen des Herzogs von Liancourt, am 11. Jan. 1747 geboren und bis zum Ausbruche der Revolution am Hofe angeſtellt. Als Deputirter des Adels von Clermont bei den Generalſtaaten

zeigte er ſich den revolutionairen Ideen hold und drang beſonders auf Abſtellung der Mißbräuche in der innern Verwaltung, in den Finanzen und in der Polizei. Auch ſoll er hauptſächlich den König zur Zurückberufung Necker's bewogen haben. Für die Aufhebung der Adelsprivilegien ſtimmte er ſogleich und ſchickte ſeine Decoration dem Könige zurück. Später beſchäftigte er ſich eifrigſt mit dem Armenweſen Frankreichs und ſuchte den König mit Kraft gegen die Anſchuldigungen der Parteimänner zu vertheidigen, bis ihn das Übergewicht republikaniſcher Ideen zwang, nach dem 10. Aug. 1792 eiligſt die Flucht zu ergreifen. Er ging über England nach den vereinigten Staaten von Nordamerika, die er faſt nach allen Richtungen durchreiſte, bis ihm die Revolution des 18. Brumaire (9. Nov. 1799) erlaubte, nach Frankreich zurückzukehren. Seine Güter waren verkauft, aber die ſeiner Gemahlin, welche ſich zum Scheine von ihm hatte ſcheiden laſſen, erhalten. Ohne ſich weiter in die Staatsangelegenheiten zu miſchen, errichtete er eine Spinnfabrik und eine Seidenmanufactur, welche bald große Bedeutung gewannen. Napoleon gab ihm zur Belohnung ſeiner Verdienſte das Kreuz der Ehrenlegion, ohne ihn jedoch an ſeine Perſon feſſeln zu können. Nach der Reſtauration ward er zum Pair von Frankreich ernannt. Als Mitglied der Kammer zeigte er ſeine früheren freiſinnigen Anſichten unverholen, wodurch er ſich den Haß und die Anfeindung des Miniſterium Corbière zuzog. Seitdem lebte er ruhig zu Liancourt und widmete ſeinen Fleiß der Gründung und Erhaltung wohlthätiger Anſtalten. Er ſtarb am 26. März 1827 zu Paris. Unter ſeinen Schriften ſind die „Voyages dans les Etats-Unis d'Amérique, faits en 1795—1797“ (Par. 1799. 8 Voll. 8. Deutſch, Hamb. 1798—1799. 3 Bde. 8.), worin er den Zuſtand der Künſte, des Ackerbaues, des Handels und der Unterrichtsanſtalten Nordamerikas genau beſchreibt, die bedeutendſte. Frankreich verdankt dem von den Ultras aller Parteien angefeindeten Ehrenmanne außerdem die Einrichtung der erſten Normalſchule für angewandte Geometrie und Mechanik zu Paris und die Einführung der Pockenimpfung in ganz Frankreich. 66.

Roche-Jacquelin (ſpr. Roſche ſchak'läng) (Henri de la), einer der tapferſten Krieger der Vendée, 1773 auf dem Schloſſe la Durbelière bei Châtillon geboren, erhielt ſeine Erziehung auf der Militairſchule zu Sorèze und diente dann in der Garde Ludwig's XVI. Nach dem Ausbruche der Revolution entfernte er ſich aber von der Hauptſtadt, um ſich den Vertheidigern des Königthums in der Vendée anzuſchließen, und ward zum Anführer eines Theils der Inſurgenten gewählt. Er trug durch ſeine Klugheit, ſo wie durch ſeine Entſchloſſenheit viel zu den Siegen bei Beaupreau und Fontenay und zur Erſtürmung von Saumur bei und ward, nachdem die Armee der Vendée von den Republikanern über die Loire zurückgedrängt worden war, einſtimmig zum Oberbefehlshaber erwählt. Er drang ſogleich, um die Küſte der Bretagne, wo eine von den Engländern verſprochene Unterſtützung eintreffen ſollte, zu erreichen, gegen Laval vor, nahm dieſe Stadt und ſchlug die republikaniſche Armee in einem blutigen Treffen. Sein trefflicher Plan, ſich mit den Engländern zu vereinigen, ward jedoch durch die Hartnäckigkeit der Vendéer, welche nur in ihrem Geburtslande fechten wollten, vereitelt und ſomit ging auch die einzige Gelegenheit, mit gemeinſchaftlichen Kräften die Vendée zu retten, auf immer verloren. So tapfer er ſich auf dem Rückzuge gegen ſeine zahlreichen Verfolger hielt, ſo mußte er doch nach der unglücklichen Schlacht bei Mans mit Schmerz die gänzliche Auflöſung ſeines Heeres ſehen. Nachdem er einige Zeit unter allen möglichen Entbehrungen umhergeirrt war, gelang es ihm, einen Theil der Flüchtlinge wieder zu ſammeln, mit welchen er ſich, jedoch vergebens, dem Andrange der wüthenden Feinde widerſetzte. In einzelnen Gefechten that er der republikaniſchen Armee noch immer großen Abbruch, bis er am 4. März 1794 in einem Scharmützel bei Chollet von einem feindlichen Grenadier, den er

gefangen nehmen wollte, niedergeſchoſſen ward. Tapfer und anſpruchslos erinnert R.-Jacquelin lebhaft an die ritterlichen Ahnen ſeines Landes. Noch jetzt nennen die Vendéer ſeinen Namen mit Begeiſterung und feiern ſeine Thaten in kriegeriſchen Geſängen und Volksliedern. — Sein jüngerer Bruder, **Louis Duvergier, Marquis de la R.-Jacquelin**, 1777 zu Saint-Aubin de Beaubigné geboren, diente zuerſt in der engliſchen Armee und lebte dann ruhig in Frankreich. Während der hundert Tage ſtellte er ſich an die Spitze der Vendéer und errang manchen Vortheil über ſeine Gegner, bis er am 3. Juni 1815 in einem Gefechte an der Seeküſte, wo er die Ausſchiffung von England geſendeter Waffen ſchützen wollte, blieb. — Seine Gemahlin, **Marie Louiſe Victoire, Marquiſe de la R.-Jacquelin**, die einzige Tochter des Marquis von Donniſſan, am 25. Oct. 1772 zu Verſailles geboren, nahm ſchon als Gemahlin des vendéeſchen Generals, Marquis de Lescure, Theil an allen Beſchwerden des Krieges und folgte faſt ſtets dem Heere, welchem ſie ihre Begeiſterung für die Sache des Königs mitzutheilen ſuchte. Nach dem Tode Lescure's (1793) lebte ſie zurückgezogen, bis ſie die Offenbarwerdung ihrer Verbindung mit der königlichen Familie zwang nach Spanien zu entfliehen, von wo ſie 1800 zurückkehrte, um ſich mit R.-Jacquelin zu vermählen. Während der hundert Tage ſuchte ſie von Neuem eine Zuflucht in Spanien und kam nach dem Tode ihres Gemahls und nach der zweiten Reſtauration nach Paris, wo Ludwig XVIII. ihren älteſten Sohn zum Pair von Frankreich ernannte und ihm das Officiercorps der preußiſchen Armee als Anerkennung der großen Verdienſte ſeiner Familie um die Sache des Königthums einen prächtigen Ehrendegen überreichte. Die Geſchichte ihres vielbewegten Lebens erzählt die Marquiſe in ihren für die Zeitgeſchichte merkwürdigen „Mémoires“ (Par. 1815. 2 Voll. 8. Deutſch von K. Müchler, Berl. 1817. 2 Thle. 8.) mit großer Treue und Wahrheit. — Der jüngſte Bruder des Vendéehelden, Graf **Auguſt de la R.-Jacquelin**, 1783 in Poitou geboren, machte unter Napoleon den Feldzug nach Rußland mit, wo er gefangen ward, und trat nach ſeiner Befreiung auf die Seite der Bourbons, zu deren Gunſten er während der hundert Tage die Vendée inſurgirte und unter dem Oberbefehle ſeines Bruders focht. Während des Feldzugs der Franzoſen nach Spanien befehligte er eine Cavalleriebrigade. Im Jahre 1835 war er wegen der durch die Herzogin von Berry in der Vendée erregten Unruhen in eine ernſthafte Unterſuchung verwickelt und kam deßhalb wieder nach Paris, ward aber freigeſprochen. 66.

Rochelle (ſpr. Roſchell) (La), eine im franzöſiſchen Departement der Niedercharente am atlantiſchen Meere gelegene befeſtigte See- und Handelsſtadt mit 16000 Einw. und einem ſichern Hafen, iſt geſchichtlich von einiger Bedeutung durch die Wichtigkeit, welche ſie über 50 Jahre lang als Hauptwaffenplatz und Stützpunkt der Hugenotten behauptete. Bereits 1570 war R. den Reformirten in Folge des Friedens von St. Germain en Laye als Sicherheitsplatz übergeben und von denſelben nach der Bluthochzeit (1572) gegen alle Angriffe acht Monate lang mit Erfolg vertheidigt worden. Der Friede von 1573 brachte die Stadt zwar wieder in die Gewalt der Katholiken, aber 1598 ward ſie von Heinrich IV. abermals zurückgegeben. Von jetzt an blieb ſie der Sammelplatz der Hugenotten bis zum Jahre 1628, wo ſie nach langer ruhmvoller Vertheidigung dem Heere der Katholiken erlag. Sie wurde geſchleift und verlor für lange Zeit ihren frühern Wohlſtand. Erſt ſeit dem vorigen Jahrh. hat ſie ſich wieder gehoben. (Vergl. d. Art. Ludwig XIII.) 15.

Rochen, lat. nantes rajae (Linn.); franz. raies; engl. scates, bilden nach Linné eine Gattung der Knorpelfiſche, deren Kennzeichen ein ganz flacher, breiter Körper ohne abgeſonderten Kopf, das Maul an der Bauch-, die Augen auf der Rückenſeite und 5 Luftlöcher in der Halsgegend ſind. Sie leben nur in ſalzigem

Waſſer, ſind Raubfiſche und legen wenige, aber ziemlich große ſchwarzbraune Eier mit 4 Spitzen, die man ſonſt unter dem Namen Seemäuſe auch in der Medicin gebrauchte. Man theilt ſie in R. mit ſpitzen und mit ſtumpfen Zähnen. Zu erſteren gehört der Krampffiſch oder Zitterroche im mittelländiſchen Meere mit braunem weiß geſprenkeltem Rücken und weißem Bauche, der Alles, was ihn berührt, mit einem ſtarken Schlage erſchüttert, welche Erſcheinung man theils ſeinen ſtarken Muskeln, theils einer elektriſchen Kraft zugeſchrieben hat. 30.

Rocheſter (ſpr. Ratſch'ſter) (John Wilmot, Graf von), ein geiſtreicher engliſcher Satyriker, 1648 zu Ditchley in der Grafſchaft Oxford geboren, machte nach Beendigung ſeiner Studien eine Reiſe durch Frankreich und Italien und kam dann an den verdorbenen Hof Karl's II., wo er bald als der feinſte und geiſtreichſte Geſellſchafter, aber auch als der zügelloſeſte Wüſtling galt. Die Ausbrüche ſeines Witzes und ſeiner Satyre blieben ſo wenig in den erlaubten Schranken, daß ihn der König vom Hofe verbannen mußte. R. erſcheint in ſeinem ganzen Leben als ein höchſt verächtlicher Menſch, deſſen freche und wilde Ausſchweifungen nur durch ſeinen Witz und ſeine Geiſtesüberlegenheit Duldung finden konnten. Viele treffliche Männer ſeiner Zeit, beſonders Dryden, hat er auf gemeine Weiſe mißhandelt und überhaupt ſein Talent zur Satyre ſtets mißbraucht. Er ſtarb, von Ausſchweifungen jeder Art erſchöpft, am 26. Juli 1680 in der Blüthe ſeiner Jahre und hinterließ dem gelehrten Biſchofe Burnet den Glauben, ihn noch kurz vor ſeinem Ende bekehrt zu haben. Das einzige ſeiner Werke, welches auf einigen Kunſtwerth Anſpruch machen kann, iſt die „Satyre gegen die Menſchheit" („Satyr against Mankind"), worin er die Eitelkeit und Schwäche der menſchlichen Natur durch kauſtiſche Bemerkungen recht anſchaulich macht. Seine galanten und witzigen Lieder zeichnen ſich durch Leichtigkeit und Heiterkeit aus, ſind aber in hohem Grade unſittlich. „Works" (Lond. 1709. 8. 1756. 8.). 67.

Rochlitz (Friedrich), ein beliebter deutſcher Erzähler und muſikaliſcher Schriftſteller, am 12. Febr. 1770 zu Leipzig geboren, widmete ſich, nachdem er ſeine Vorbereitungsſtudien beendigt hatte, auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt der Theologie, welche er aber ſpäter wieder aufgab, um ſich ausſchließend mit der Poeſie und mit der muſikaliſchen Theorie und Kritik zu befaſſen. Er bekleidete nie ein öffentliches Amt, ſondern lebte bis jetzt als allgemein geſchätzter Privatgelehrter in Leipzig, wo er eine vielgeleſene „Muſikaliſche Zeitung" (1798—1818) herausgab und fleißig mit ſonſtigen literariſchen Arbeiten beſchäftigt war. Die weimariſche Regierung verlieh ihm 1809 als Anerkennung ſeiner Verdienſte den Hofrathstitel. Seine erzählenden Schriften, von welchen wir hier nur die „Zeichnungen von Menſchen nach Geſchichte und Erfahrung" (Hamb. 1794. 8.), die „Erfahrungen" (Leipz. 1796—1797. 2 Thle. 8.), die „Erinnerungen" (Züllichau 1799—1800. 4 Thle. 8.), die „Charaktere intereſſanter Menſchen" (Ebend. 1799 ff. 4 Bde. 8.), „Glycine" (Frankf. 1805. 2 Thle. 8.), „Familienleben" (Ebend. 1801. 2 Thle. 8.), die „Kleinen Romane und Erzählungen" (Ebend. 1807. 3 Thle. 8.), die „Denkmale glücklicher Stunden" (Züllichau 1810. 2 Thle. 8.), die „Neuen Erzählungen" (Ebend. 1816. 2 Thle. 8.) und „Für ruhige Stunden" (Leipz. 1828. 2 Thle. 8.) nennen wollen, zeichnen ſich durch reiche Gemüthlichkeit, tiefe Menſchenkenntniß, ächt religiöſe Weltanſicht und treffliche Charakterſchilderung, beſonders jovialer oder gutmüthig beſchränkter Perſonen aus, leiden aber faſt alle an Weitſchweifigkeit. Seine werthvollen muſikaliſchen Aufſätze gab Rochlitz unter dem Titel: „Für Freunde der Tonkunſt" (Leipz. 1825. 3 Thle. N. A. 1830—1832. 4 Bde. 8.) heraus; auch beſorgte er ſelbſt eine „Auswahl des Beſten aus ſeinen ſämmtlichen Werken" (Züllichau 1821 ff. 6 Bde. 8.). In der neuſten Zeit hat er ſich auch mit praktiſchem Bibelſtudium beſchäftigt und Proben davon in ſeiner „Erklärung des Evangelium Matthäi" gegeben. 67.

Rochon (ſpr. Roſchong) (Alexis Maria de), ein beſonders um die Nautik höchſt verdienter franzöſiſcher Aſtronom und Mathematiker, geb. den 21. Febr. 1741 zu Breſt, widmete ſich früh dem geiſtlichen Stande, beſchäftigte ſich aber faſt ausſchließlich mit den mathematiſchen und aſtronomiſchen Wiſſenſchaften, die ihm ſo manche wichtige Bereicherung zu verdanken haben. Bereits im Jahre 1765 war er zum Bibliothekar der königlichen Marineſchule zu Breſt und 1766 zum Aſtronomen der Marine ernannt worden, worauf er im Jahre 1767 den als Botſchafter nach Marokko gehenden General Breugnon begleitete, um während der Fahrt mehrere aſtronomiſche Beobachtungen, unter andern über die Entfernungen der Geſtirne von dem Monde, anzuſtellen. Im folgenden Jahre unterſuchte er die zwiſchen den Inſeln Isle de France und Bourbon und den indiſchen Küſten liegenden Inſeln und Klippen, wobei er z. B. eine über 20 franzöſiſche Meilen lange Klippe auffand, beſuchte Madagaskar, ſpäter die Malediven und die Küſte Malabar und kehrte dann von Isle de France aus nach Paris zurück. Zum Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften ernannt nahm er im Jahre 1771 Theil an der Expedition Kerguelens (ſ. d. Art.), verweilte 1772 eine Zeit lang auf dem Caplande, ſtellte dann auf der Inſel Aſcenſion einige Verſuche zur Meſſung der Meerestiefe mit einem von ihm ſelbſt erfundenen Inſtrumente an und ſegelte hierauf im Jahre 1773 wieder nach Breſt zurück. In Anerkennung ſeiner Verdienſte ward er im Jahre 1774 zum Aufſeher des phyſikaliſchen und optiſchen Cabinets des Königs ernannt, ein Amt, welches ihm genug Zeit zu ſeinen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen übrig ließ. Unter Anderm beſchäftigte er ſich angelegentlich mit einem Projecte die innere Schifffahrt mehr in Aufnahme zu bringen und mehrere ſeiner Vorſchläge erhielten den Beifall der Regierung, wenn ſie auch anderer Verhältniſſe wegen nicht zur Ausführung gebracht werden konnten. Überhaupt wurde er von dem Seeminiſterium häufig mit wichtigen auf die Schifffahrt Bezug habenden Arbeiten und Unterſuchungen beauftragt und auch nach Ausbruche der Revolution fuhr man fort ſeine vielſeitigen Kenntniſſe zu benutzen. Er ward Director des Obſervatorium zu Breſt, ſpäter aber nach Paris berufen, wo er im Jahre 1805 eine Wohnung im Louvre erhielt. Doch ſah er ſich nach der Zeit auffällig zurückgeſetzt und zog es daher vor, in der Einſamkeit fortan rein wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen zu leben. Mitten in denſelben überraſchte ihn der Tod am 5. April 1817. — Das Hauptverdienſt R.'s beſteht in dem während ſeiner Laufbahn ſichtbar hervortretenden Beſtreben, die mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften in der Praxis nützlich und erfolgreich anzuwenden und in dieſer Hinſicht hat er beſonders die nautiſche Technik anſehnlich bereichert. Übrigens iſt er der Erſte, welcher die doppelte Strahlenbrechung zu mehrfachem praktiſchen Behufe anwandte; auch machte er zuerſt auf die Verarbeitung des Platina zu verſchiedenen nautiſchen Inſtrumenten und zu Teleſkopenſpiegeln aufmerkſam. Endlich iſt er auch der Erfinder des Diasporameters und eines eigenthümlichen Mikrometers. Die ſchriftlichen Arbeiten R.'s ſind ſehr zahlreich. Wir nennen hier nur: „Opuscules mathématiques“ (Brest 1768); „Nouveau voyage à la mer du Sud etc.“ (Par. 1783) und „Voyages à Madagascar et aux Indes-orientales“ (Par. 1791. 4. Ed. 1807. Deutſch von Forſter, Berl. 1792). 22.

Rochow (Friedrich Eberhard von), Domherr zu Halberſtadt, der edle Verbeſſerer der Dorfſchulen, war der Sohn eines preußiſchen Staatsminiſters und wurde den 11. Oct. 1734 zu Berlin geboren. Vorzüglich auf der Ritterakademie zu Brandenburg erzogen und für den Militairſtand beſtimmt nahm er kaum 15 Jahre alt Theil am 7jährigen Kriege. Eine ſchwere Verwundung an der rechten Hand nöthigte ihn aber 1760 von der kriegeriſchen Laufbahn abzutreten und ausſchließlich dem Landleben und den Wiſſenſchaften auf ſeinen Gütern ſich hinzugeben. Hier war es, wo er die arge Vernachläſſigung der Landſchulen und das große Verderben

der Landleute mit tiefer Betrübniß wahrnahm. Bei einer großen Theurung, in deren Gefolge Krankheiten ausbrachen, widerſetzten ſich ſeine Untergebenen ſeinen weiſen und liebevollen Anordnungen und vertrauten ſich lieber Quackſalbern als ſeinem Arzte an, den er ihnen unentgeldlich zu Hülfe ſandte. Nun faßte er den Plan zur Verbeſſerung der Volksſchulen. Den 2. Jan. 1773 begann ſeine neue Lehranſtalt zu Rekahn bei Potsdam, ſeinem Wohnorte, und endlich 1779 in dem Mutterdorfe Krahne. Eine beſſere ſittliche Ausbildung und Beförderung einer größern Brauchbarkeit der Kinder auf dem Lande nach ihrer beſonderen künftigen Lage war der Zweck und die Elemente des Unterrichts waren demnach: Verſtandesübung, moraliſche Bildung, Sprach- und Sachkenntniß. Die herrlichſten Früchte hat dieſe Anſtalt getragen, ſie wurde die Muſterſchule für viele andere und brach ſo die Bahn zur Reviſion und Reformation der Volksſchulen. Er ſtarb den 16. Mai 1805. Über die Veranlaſſung ſeiner Reformen und das Weſentliche ſeiner Methode ſehe man die von ihm ſelbſt verfaßte: „Geſchichte meiner Schulen" (Schleswig 1795) und die „Correſpondenz mit verſchiedenen verſtorbenen Gelehrten" (1 Thl. Berl. 1799); ferner: C. F. Riemann, „Die Beſchreibung meiner Reiſe von Berlin über Potsdam nach Rekahn" (2. Aufl. Frankf. u. Leipz. 1780). Von ſeinen zahlreichen pädagogiſchen Schriften verdienen ausgezeichnet zu werden: „Verſuch eines Schulbuches für Kinder der Landleute" (Berlin 1772. 4. Aufl. 1814); „Der Kinderfreund, ein Leſebuch zum Gebrauche in Landſchulen" (Berlin 1776—1780. 2 Bde. 8. Aufl. Paderb. 1828, auch von Anderen vielfach commentirt, nachgeahmt und überſetzt); „Handbuch in katechetiſcher Form für Lehrer, welche aufklären wollen und dürfen" (Halle 1783. 5. Aufl. 1818); „Katechismus der geſunden Vernunft" (Berlin 1786. 3. Ausg. 1806); „Von der Bildung des Nationalcharakters" (Leipz. 1779); „Materialien zum frühen Unterrichte in Bürger- und Induſtrieſchulen" (1797); „Summarium oder Menſchenkatechismus in kurzen Sätzen nebſt einer Vorrede und Zuſätzen" (1796); „Verſuch über Armenanſtalten" (Berlin 1789); „Berichtigungen" (Braunſchweig 1792—1794. 2 Theile). 84.

Rockingham (Charles Watſon Wenthworth, Marquis von), ein ausgezeichneter engliſcher Staatsmann, geb. den 13. Mai 1730, trat nach Vollendung ſeiner Studien in die Dienſte des königlichen Hauſes und ward kurz nach dem Tode ſeines Vaters (1750) Lordlieutenant von Yorkſhire. Später legte er alle ſeine Aemter nieder und lebte ziemlich zurückgezogen; im Juli des Jahres 1765 aber ward er nach dem Sturze des Grenvill'ſchen Miniſterium an die Spitze der Verwaltung berufen, da ſich dem Eintritte Pitt's mancherlei Schwierigkeiten in den Weg geſtellt hatten. Galt auch R. damals ſowohl wegen ſeiner Fähigkeiten und Kenntniſſe, als auch wegen ſeines ungeheuern Reichthums als einer der Stimmführer der Whig's, ſo mußte dennoch dieſe Wahl befremden, da er in die Geſchäfte wenig oder gar nicht eingeweiht war. Überdieß erforderten gerade in dieſer Periode die amerikaniſchen Angelegenheiten mehr als gewöhnliche Umſicht. R. bedrängt auf der einen Seite von den Tory's, welche ſtrenge Maßregeln gegen Amerika verlangten, auf der andern aber ſeinen eigenen und ſeiner Partei Anſichten gemäß zum Nachgeben geneigt, wählte einen Mittelweg, indem er zwar die Grenvill'ſche Stempelacte, den Hauptgrund des Streits, aufhob (18. März 1766), aber doch dem Mutterſtaate das Recht Taxen aufzulegen reſervirte. Dadurch indeß verlor er die Achtung der Tory's ſowohl, wie die Unterſtützung der Whig's; alle Verſuche ſeine Popularität durch heilſame, Gewerbe und Handel fördernde Geſetze wieder zu erlangen waren vergeblich und ſchon im Juli 1766 ſah er ſich genöthigt die Verwaltung in die Hände des Tory's Grafton niederzulegen. Seitdem begnügte er ſich im Parliamente zu opponiren, obwohl ernſtlich erſt nach ſeiner Wiederverſöhnung mit dem ihm früher feind gewordenen Pitt (1770). Als es endlich den Whig's im

Jahre 1782 gelungen war, die Tory's nochmals zu verdrängen, trat R. zum zweitenmale an die Spitze der Verwaltung. Allein er ſtarb noch am 1. Juli deſſelben Jahres. Sein Nachfolger wurde Shelburne. 22.

Rocky Mountains, ſ. Nordamerikaniſcher Freiſtaat.

Rode (Chriſtian Bernhard), ein ausgezeichneter Hiſtorienmaler des vorigen Jahrhunderts, geb. 1725 zu Berlin, bildete ſich unter der Leitung Pesne's und ging ſpäter (1750) nach Paris, wo der Unterricht Reſtout's und Karl Vanlo's nicht ohne bedeutenden Einfluß auf ihn blieb. Ein zweijähriger Aufenthalt in Italien vollendete ſeine Ausbildung. Nach ſeiner Rückkehr nach Berlin beſchäftigte er ſich mit der Ausſchmückung mehrerer Kirchen, unter andern der Garniſonkirche, für welche er auf Befehl Friedrich's des Großen im Jahre 1761 einige allegoriſche Gemälde mit den Figuren der Generale Kleiſt, Winterfeld und Schwerin verfertigte. In Anerkenntniß ſeiner großen Verdienſte ward er ſpäter Director der Akademie der Künſte. Als ſolcher ſtarb er am 24. Juni 1797. — Unter ſeinen zahlreichen Arbeiten, die ſich durch geiſtreiche Compoſition, treffliches Colorit und Leichtigkeit der Ausführung, weniger aber durch Ausdruck und Grazie der einzelnen Figuren auszeichnen, verdienen außer den genannten vor Allem Bemerkung: Alexander, welcher den Leichnam des Darius mit dem Mantel bedeckt, und eine Auferweckung von den Todten. Auch als Kupferſtecher gehört R. zu den ausgezeichnetſten ſeiner Zeit. — Sein Bruder, Johann Heinrich R., geb. 1727, geſt. 1759, ein Schüler Wille's, hat ſich durch mehrere gute Stiche, z. B. eine Reihe von 16 Blättern zu Rabener's Satyren, einigen Ruf erworben. 36.

Rode (Pierre), einer der vollendetſten Violinſpieler der neuſten Zeit, geb. 1774 zu Bordeaux, erhielt ſeine künſtleriſche Ausbildung von dem berühmten Viotti und erregte bereits bei ſeinem erſten öffentlichen Auftreten in Paris und in demſelben Jahre (1798) in Hamburg verdientes Aufſehen. 1801 ward er Profeſſor am Conſervatorium und im folgenden Jahre Concertmeiſter Napoleon's; doch ſchon 1803 legte er dieſes Amt nieder, ging nach Deutſchland und 1804 nach Petersburg, wo er mit einem Gehalte von 5000 Rubel angeſtellt wurde. Nach fünfjährigem Aufenthalte kehrte er nach Paris zurück, unternahm aber 1812 abermals eine Reiſe nach Deutſchland und ließ ſich für längere Zeit in Berlin nieder. In der Folge begab er ſich in die Schweiz, trat aber hier, wie auch in Frankreich, wohin er ſpäter wieder zurückkehrte, nur ſelten noch auf. Leider war ſeine Geſundheit ſehr zerrüttet und zuletzt verfiel er ſogar in Geiſteszerrüttung. Er ſtarb im Jahre 1830 zu Bordeaux. — Sowohl hinſichtlich der techniſchen Vollendung ſeines Spiels, als auch hinſichtlich des großartigen und äußerſt geſchmackvollen Vortrags nimmt R. eine der erſten Stellen unter den Violinvirtuoſen unſers Jahrhunderts ein, obwohl nicht zu verkennen iſt, daß er ſpäter auf einer gewiſſen Stufe ſtehen geblieben war. Seine Compoſitionen für die Violine, beſonders die Concerts, gehören zu den gediegenſten Arbeiten dieſer Gattung. 36.

Roderich, der letzte König des weſtgothiſchen Reichs in Spanien, der Sohn des aus königlichem Geblüte ſtammenden Herzogs von Cordova, Theodofried, hatte den Thron, welchen er dem Könige Witiza zur Rache für eine von dieſem ſeinem Vater geſchehene Unbill geraubt hatte, im Jahre 710 beſtiegen. Doch die Söhne des entthronten und zur Vergeltung geblendeten Königs und ihr Oheim, der Erzbiſchof von Sevilla, Oppas, riefen, Rache brütend, die Saracenen zu Hülfe, welche bereits ganz Nordafrika bis zum Oceane ſich unterworfen und längſt mit gierigem Blicke die blühenden Gefilde Spaniens betrachtet hatten. Die Verrätherei eines edlen Weſtgothen, des Grafen Julian, Befehlshabers von Mauretanien und Andaluſien, der den Ungläubigen Ceuta auslieferte, beſchleunigte die Kataſtrophe. Schon im Juli des Jahres 710 landete Tarik, der Feldherr des Beherrſchers von Afrika, Muſa, an dem Felſen, der ſeitdem ſeinen Namen trägt

(Gibraltar), vorläufig nur mit einer kleinen Schaar zur Beobachtung; aber im Frühjahre des Jahres 711 kehrte er zurück mit Heeresmacht zur Eroberung des Landes. R. auf Kunde ſolcher Gefahr ſammelte die Blüthe ſeines Volks und rückte muthig dem Feinde entgegen. Bei Xeres de la Frontera am 19. Juli begann der Kampf, der ohne Unterbrechung 7 Tage lang währte. Siegreich in den erſten 3 Tagen erlag R. mit dem Kerne ſeines Heeres am vierten durch den verrätheriſchen Übertritt der den Saracenen heimlich Verbündeten. Die letzten 3 Tage widmete der Sieger dem Schlachten der Verfolgten. Der unglückliche König fiel durch einen feindlichen Lanzenſtoß; ſein Kopf ward als Siegeszeichen nach Afrika geſandt, ſein Körper aber ſcheint von einigen Getreuen dem Getümmel entzogen worden zu ſein; wenigſtens fand man zwei Jahrhunderte ſpäter ſein Grabmal zu Viſeo in Portugal. Andere, welche dieß in Zweifel ziehen, nehmen nach den Berichten einiger Schriftſteller an, daß der König auf der Flucht in den Fluthen des Guadalquivir ertrunken ſei. Am Unwahrſcheinlichſten iſt wohl die Meinung, daß er im Gebirge als Einſiedler verborgen ein hohes Alter erreicht habe. 22.

Rodigaſt (Samuel), ein Schulmann des XVII. Jahrh., ward den 19. Oct. 1649 zu Greben bei Jena geboren, ſtudirte und habilitirte ſich in Jena, ging 1680 als Conrector an das berliniſche Gymnaſium, deſſen Rectorat er 1698 erhielt, und ſtarb daſelbſt im März 1708. Wir gedenken hier ſeiner als Verfaſſers des ſchönen Liedes: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan." 16.

Rodney (ſpr. Radni) (George Brydges), einer der ausgezeichnetſten britiſchen Seehelden des vorigen Jahrhunderts, geb. im Dec. 1717 zu London, trat ſehr zeitig in die Marine und war in ſeinem 25. Jahre bereits zum Schiffslieutenant avancirt. Die ihm ſpäter dargebotene Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, benutzte er ſo gut, daß er von Stufe zu Stufe ſich emporſchwingend (ſchon 1747 war er Schiffscapitain) im Jahre 1759 als Contreadmiral das Commando der Flotte erhielt, welche zum Bombardement von Havre de Grace beſtimmt war. Dieſes Unternehmen führte er eben ſo glücklich aus als ein zweites im Jahre 1761 gegen die weſtindiſchen Inſeln, indem es ihm gelang Grenada, St. Lucia, St. Vincent und Martinique zu erobern. Zum Baronet und Ritter des Bathordens, dann zum Viceadmiral und 1771 zum Admiral ernannt, hatte er überdieß die Genugthuung, ſeinen eifrigſten Wunſch, Mitglied des Parliaments zu werden, erfüllt zu ſehen; doch verſetzte ihn endlich ſein geringes Talent zu wirthſchaften in die Nothwendigkeit, ſeinen Gläubigern durch einen Ausflug nach Paris zu entgehen. Hier lebte er mehrere Jahre ziemlich zurückgezogen, bis er 1779 (ein Jahr nach dem Ausbruche des Kriegs zwiſchen Frankreich und England) durch die Munificenz des Marſchalls Biron in den Stand geſetzt wurde, nach England zurückzukehren. Alsbald zum Commandeur einer aus 20 Schiffen beſtehenden Flotte ernannt, vollzog er mit gewohnter Kühnheit den ſchwierigen Auftrag, das von den Spaniern belagerte Gibraltar mit friſchem Proviant zu verſehen, nahm hierauf den Belagerern eine bedeutende Anzahl Transportſchiffe und ſchlug den Admiral Langara am 16. Jan. 1780 total aufs Haupt. Hierauf ſegelte er nach Weſtindien, wo er zwar gegen den franzöſiſchen Admiral Guiche nichts ausrichten konnte, dagegen aber den Holländern im Febr. 1781 die Inſeln St. Euſtach, St. Martin und Saba, nicht minder die Colonien Demerary und Eſſequebo wegnahm. Im folgenden Jahre wurde ihm die höchſt ſchwierige Aufgabe, die von einer überlegenen franzöſiſchen Flotte unter dem Grafen von Graſſe beabſichtigte Wiedereroberung von Jamaica zu verhindern. Mit nur 36 Schiffen manövrirte er 3 Tage lang im Geſichte des Feindes zwiſchen St. Dominique und den heiligen Inſeln (in der Nähe von Guadeloupe), bis er den günſtigen Augenblick benutzend am 12. April 1782 den Angriff begann. Der Kampf währte von 8 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends und endete mit dem vollſtändigſten Siege der Engländer, errungen durch das Durchbrechen der feindlichen

Schlachtlinie; ein Manoevre, welches hier R. zum erſten Male ſeit langer Zeit wieder anwandte. Die Franzoſen hatten 5 Schiffe erſten Ranges verloren, darunter das Admiralſchiff „la ville de Paris“ von 104 Kanonen, welches nebſt dem Admiral Graſſe in die Hände der Sieger fiel. Ruhmbedeckt kehrte R., welchem England die Wiederherſtellung ſeiner Seeherrſchaft verdankt, nach London zurück und lebte ſeitdem, ein Gegenſtand der Liebe und Bewunderung des Volks, in Zurückgezogenheit. Er ſtarb am 24. Mai 1792. 22.

Roebuck (ſpr. Rubök) (John), ein engliſcher Arzt und Chemiker, bekannt durch ſeine großen Verdienſte um die Induſtrie Schottlands, ward im Jahre 1718 zu Sheffield geboren. Nach Vollendung ſeiner Studien zu Edinburg und Leyden ließ er ſich im Jahre 1743 als Arzt zu Birmingham nieder, gab aber ſpäter die Praxis ganz auf und widmete ſich ausſchließlich ſeinem Lieblingsfache, der Chemie. Von dem großen Nutzen derſelben im Gewerbsbetriebe überzeugt ſuchte er vor Allem mit ihrer Hülfe mehrere allgemein gebräuchliche Präparate und Stoffe, z. B. Sublimat, Hirſchhorn u. a., auf einfacherem Wege, daher billiger, herzuſtellen, entdeckte auch ein kurzes und ausreichendes Verfahren zum Läutern des Goldes und Silbers, wie zum Sammeln der Abgänge deſſelben in den Werkſtätten der Goldſchmiede. Ermuthigt durch die ſichtbaren Erfolge ſeiner Beſtrebungen gründete er hierauf im Jahre 1749 in Verbindung mit Garbet zu Preſton-Pans in Schottland eine große chemiſche Fabrik, in welcher die gebräuchlichſten chemiſchen Fabrikate gefertigt wurden. Der wichtigſte Artikel derſelben war die Schwefelſäure, für deren Zubereitung er ein neues, noch jetzt gewöhnliches Verfahren entdeckt hatte, indem er nämlich nicht wie ſonſt irdene Gefäße, ſondern bleierne Gruben anwandte. Der außerordentliche Erfolg, welchen dieſes Unternehmen hatte, veranlaßte ihn zu einem noch umfaſſenderen, nämlich zur Anlegung eines Eiſenwerks am Carron in der Nähe von Falkirk (1760). Dieſes merkwürdige Etabliſſement iſt noch jetzt das bedeutendſte dieſer Art in Schottland und beſchäftigt gegen 1500 Menſchen, Alles das Werk R.'s, deſſen unermüdliche Thätigkeit und Beharrlichkeit zuletzt aber leider nicht mit dem verdienten Erfolge gekrönt wurde; denn ſein letztes großes Unternehmen, die Ausbeutung der ungeheuren Kohlen- und Salzminen des Herzogs von Hamilton zu Borrowstounneß, ſchlug fehl und beraubte ihn ſeines ganzen Vermögens; ſelbſt die Etabliſſements zu Preſton-Pans und am Carron gingen verloren. Von einer geringen Penſion ſeiner großmüthigen Gläubiger brachte R. die letzten 20 Jahre ſeines Lebens in Dürftigkeit und ſtiller Zurückgezogenheit zu, ein Schickſal, welches er um ſo weniger verdient hatte, als er es nicht verſchuldet. Er ſtarb am 17. Juli 1794. Seine wenigen Schriften ſind nicht von Bedeutung. 22.

Röderer (Pierre Louis, Graf), Pair von Frankreich und Staatsrath, geb. im Jahre 1754 zu Metz, hatte ſich bereits als Mitglied des Parliaments ſeiner Vaterſtadt (ſeit 1779) durch Anhänglichkeit an die revolutionairen Ideen ausgezeichnet und wurde daher im Jahre 1789 als Deputirter in die conſtituirende Verſammlung geſandt. Hier zeigte er ſich, obwohl mit ziemlicher Mäßigung, als Gegner der Regierung und des Königs, benahm ſich aber übrigens damals ſchon höchſt zweideutig und erſchien bei Anläſſen verſchiedener Art als klug berechnender Egoiſt, das, was er immer war und jetzt noch iſt. Nach dem Grundſatze der Nichtwiederwählbarkeit von der zweiten Verſammlung ausgeſchloſſen, hatte er ſich das einträgliche Amt eines Syndicats-Procurator des Generalconſeils des pariſer Departements reſervirt und erwarb ſich als ſolcher am 10. Aug. 1792, ſtatt die Tuilerien zu vertheidigen, das höchſt zweideutige Verdienſt, den König zur Flucht in die Mitte der Nationalverſammlung bewogen zu haben. Später als er den König rettungslos verloren ſah, zugleich aber bemerkte, daß ſich auch die Sympathie für Egalité, deſſen Anhänger er ins Geheim war, verloren hatte, wagte er kurzen, aber erfolgloſen Widerſtand und mußte zufrieden ſein, daß es ihm gelang in ſeinen

Verſtecken den Nachſtellungen Robespierre's zu entgehen. Nach dem Sturze der Terroriſten fand ſeine Feder in den Journalen reichliche Beſchäftigung, ohne daß er jedoch eine entſcheidende Farbe annahm; ſpäter aber ſchloß er ſich der dem Directorium entgegenarbeitenden Partei an und nahm Theil an der Umwälzung vom 18. Brumaire, ward zur Belohnung Staatsrath und im Jahre 1802 nach kurzer Verwaltung des Miniſterium des Unterrichts Mitglied des Senats. Als Joſeph Napoleon im März 1806 den Thron Neapels beſtiegen hatte, übernahm R. auf einige Zeit das Finanzminiſterium Neapels, worauf er ſeiner angeblichen Verdienſte wegen in den Grafenſtand erhoben wurde. Seit 1810 war er Adminiſtrator des Großherzogthums Berg und während der hundert Tage vollzog er, zum Pair ernannt, eine Miſſion Napoleon's in die ſüdlichen Departements. Die zweite Reſtauration beraubte ihn aller Ämter und Würden und wenig beachtet lebte ſeitdem R. nur mit literäriſchen Arbeiten beſchäftigt bis zur Julirevolution, die ihm wieder aus dem Hintergrunde hervorzutreten geſtattete. Nahm er auch ſeines vorgerückten Alters wegen an den Staatsangelegenheiten keinen directen Antheil, ſo wußte er doch einen Platz in den näheren Umgebungen des Königs zu erhalten und ließ ſich ſogar von ſeiner Dienſtfertigkeit hinreißen ſeinen Namen zu der in den erſten Monaten des Jahres 1835 erſchienenen Schrift: „Adreſſe eines Conſtitutionellen an die Conſtitutionellen" herzugeben, worin die Tiers-Partei ſowohl wie die doctrinaire Partei hart angegriffen und eine durch gefügige Miniſter begünſtigte Alleinregierung des Königs empfohlen wurde. Wahrſcheinlich macht dieſe Schrift den Beſchluß ſeiner nicht eben rühmlichen politiſchen und ſchriftſtelleriſchen Laufbahn. Was ſeine Schriften insbeſondere betrifft, ſo möchten ſeine Beiträge zur Geſchichte Ludwig's XII. und Franz I. wohl noch den meiſten Werth haben. 22.

Röhr (Johann Friedrich), einer der aufgeklärteſten Theologen und vorzüglichſten Kanzelredner der neuern Zeit, wurde am 30. Juli 1777 zu Roßbach bei Naumburg als Sohn eines Landmanns geboren. Tüchtig vorbereitet auf der Fürſtenſchule Pforte (1790—1796) widmete er ſich in Leipzig den theologiſchen Studien und erwarb ſich in dem Candidatenexamen zu Dresden Reinhard's Gunſt. Hierauf ward er (1802) Hülfslehrer in Schulpforte, 1804 Pfarrer zu Oſtrau bei Zeitz und 1820 Generalſuperintendent, Oberconſiſtorial- und Kirchenrath in Weimar. In demſelben Jahre erhielt er von der Facultät zu Halle das theologiſche Doctordiplom und 1824 das Ritterkreuz, ſpäter das Komthurkreuz des großherzoglichen Falkenordens. Wie R. als hochgeſtellter Kirchenbeamter in ſeinem umfaſſenden Wirkungskreiſe ſich um Kirche wie um Schule vielfach verdient gemacht hat, ſo hat er auch, gleich ausgezeichnet durch Tiefe des Geiſtes als durch gründliche Gelehrſamkeit, als theologiſcher Schriftſteller und namentlich als ſcharfſinniger und conſequenter Vertheidiger des Rationalismus eine große Celebrität erlangt. Dieſe ſeine rationellen Anſichten über das Chriſtenthum hat er namentlich in den „Briefen über den Rationalismus" (Zeitz 1813) mit einer bisher beiſpielloſen Freimüthigkeit ausgeſprochen und fortwährend in der von ihm herausgegebenen „Kritiſchen Predigerbibliothek" (bis jetzt 16 Bde.), vorzüglich bei beſonderen Veranlaſſungen (wie bei Gelegenheit der durch D. Hahn veranlaßten Streitigkeiten), vertheidigt. Sein Urtheil über den chriſtlichen Rationalismus geht aber dahin. Er läugnet nicht das Factum einer außerordentlichen Offenbarung Gottes in der heiligen Schrift, ſondern nur ihre wunderhafte Mittheilung durch Eingebungsglauben; er verweiſt den Menſchen in Beziehung des Findens und Wandelns des Weges zur ewigen Glückſeligkeit nicht an ſeine eigene Vernunft, als die Quelle der höchſten Idee und Wahrheit, ſondern vindicirt ihm nur das Recht und legt ihm die Pflicht auf, das, was die Offenbarung darüber kund thut, nach den religiöſen Principien und Ideen der menſchlichen Vernunft zu prüfen; der Rationalismus opponirt ſich ferner nicht gegen entſchiedene Wahrheiten und Ausſprüche der heiligen

Schrift, ſondern nach unbefangener Entwickelung ihres Inhaltes ſcheidet er das Locale und Temporelle von dem Allgemeingültigen; er verwirft nicht das Poſitive des Chriſtenthums, ſondern ertheilt demjenigen, was das Chriſtenthum über religiöſe Wahrheiten in poſitiver Form ausſpricht, durch vernunftmäßige Begründung die höchſte Gewißheit und Glaubwürdigkeit. — Als Kanzelredner zeichnet ſich R. durch Reichthum der Ideen, wie durch einfache, anſchauliche, Geiſt und Herz anſprechende Darſtellung aus und hat er factiſch den Beweis geliefert, daß der Rationaliſt für die wahren Zwecke des Chriſtenthums eben ſo vortheilhaft wirken könne, als der Supernaturaliſt. Von ſeinen Kanzelreden haben wir, außer vielen einzelnen im Drucke erſchienenen, folgende größere Sammlungen: „Chriſtliche Feſt- und Gelegenheitspredigten, vor einer Landgemeinde gehalten“ (3 Bde. 2. Aufl. Zeitz 1826—1830); „Predigten in der Hof- und Stadtkirche zu Weimar über die gewöhnlichen Sonn- und Feſttagsevangelien“ (Neuſtadt a. d. O. 1822—1826. 3 Bde.); „Chriſtologiſche Predigten“ (Weimar 1831); „Predigten über das neue weimariſche Evangelienbuch“ (Weimar 1832). Noch ſind folgende von R. herausgegebene Schriften zu nennen: „Hiſtoriſch-geographiſche Beſchreibung des jüdiſchen Landes zur Zeit Jeſu“ (Zeitz 1816. 7. Aufl. 1835); „M. Luther's Leben und Wirken, oder kurze Geſchichte der Reformation“ (Zeitz 1818); „Die Jeſuiten als Vermittler einer proteſtantiſchen Kirchenagende“ (Neuſtadt a. d. O. 1825); „Grund- und Glaubensſätze der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche“ (2. Aufl. Neuſtadt a. d. O. 1834); „Magazin für chriſtliche Prediger“ (Hanov. 1828—1836. 9 Bde.), und mit Schleiermacher und Schuderoff: „Magazin von Feſt-, Gelegenheits- und anderen Predigten und kleinen Amtsreden“ (Magdeb. 1823—1828. 6 Bde.). 63.

Röhren oder **Pfeifeln** iſt in der Gärtnerſprache der Ausdruck für eine beſondere Art, Bäume zu veredeln. Sobald nämlich im Frühjahre der Saft vollſtändig in die Bäume getreten iſt, wird die Rinde an einem ſchönen geraden Schoßreiſe mit dem darauf befindlichen Auge und Jahresknoten rings herum, gewöhnlich 2 Zoll lang, abgeſchält und an der Stelle eines gleich ſtarken, ebenfalls friſch und nicht höher abgeſchälten Zweiges am wilden Baume angeſetzt. Dieſe angeſetzten Röhren oder Pfeifen müſſen dann gehörig mit Baſt umwunden und die Schnitte ſorgfältig mit Baumwachs beſtrichen und gleichfalls umwickelt werden. Um das nicht ſeltene Verdorren derſelben zu verhüten, iſt es rathſam, ſie ſo viel als möglich vor der Sonne zu ſchützen. 35.

Roelas (Paul de las), einer der ausgezeichnetſten Maler der ſpaniſchen Schule niederländiſcher Abkunft, wurde im Jahre 1560 zu Sevilla geboren und erhielt den erſten Unterricht von einem geſchickten Maler ſeiner Vaterſtadt. Die außerordentlichen Fortſchritte, die er unter der Leitung deſſelben in kurzer Zeit gemacht hatte, beſtimmten ſeinen Vater ihn zur Vollendung ſeiner Ausbildung nach Italien zu ſenden. Hier vor Allen nahm er ſich Titian zum Muſter, und in der That möchten nur wenige Künſtler ſo tief in den Geiſt dieſes Meiſters eingedrungen ſein, als R., der ſich überdieß noch ſtets von ſklaviſcher Nachahmung fern hielt. Nach ſeiner Rückkehr nach Sevilla trat er in einen geiſtlichen Orden, lebte aber ununterbrochen der Kunſt bis an ſeinen Tod im Jahre 1620 (nach Andern 1625). An den zahlreichen Meiſterwerken R.'s, unter denen vorzüglich ein Johannes der Täufer und Johannes der Evangeliſt, eine Himmelfahrt, ein heiliger Ignaz, der Märtyrer, und Ignaz Loyola, eine Anbetung der drei Weiſen, ein heiliger Joſeph und Joachim und vor Allen eine Apotheoſe des heiligen Iſidor (ſämmtlich zu Sevilla) bemerkt zu werden verdienen, bewundert man außer der correcten Zeichnung und Großartigkeit in der Ausführung beſonders die außerordentliche Schönheit des Colorits, in welchem ihm kein anderer Maler ſpaniſcher Schule gleich gekommen iſt. 36.

Römermonate, ſ. Deutſchland (Bd. III. S. 460).

Römerzahl, ſ. Cyklus.

Römiſche Alterthümer ſind, wie die griechiſchen (ſ. d. Art.), Denkmäler I. der römiſchen Bildhauerei, II. der Steinſchneidekunſt, III. der Malerei, IV. der Baukunſt, V. von Inſchriften und VI. von Münzen. Was nun I. die Denkmäler der römiſchen Bildhauerei (ſ. d. Art.) anlangt, ſo befinden ſich die Kunſtwerke, die uns noch aus der Römerzeit erhalten ſind, in den Antikenſammlungen zu Rom im Vatican, im Capitol, im Palaſte und in der Villa Giuſtiniani, in den Paläſten Farneſe, Barberini, Mattei, Maſſimi, Albani und auf den Villen Albani, Borgheſe, Ludoviſi, Pamfili und Medices; in Florenz vorzüglich im Pallaſte Pitti; zu Neapel, wo namentlich die in Herculanum und Pompeji aufgefundenen Statuen geſammelt werden; in Frankreich zu Paris und Verſailles; in England vorzüglich in der gräflich Pembrock'ſchen Sammlung und endlich in Deutſchland zu Wien, München, Berlin und Dresden, zeugen aber auch faſt alle (die hauptſächlichſten derſelben ſind Köpfe von Kaiſern) von der geringen Kraft und Liebe des römiſchen Volks zur Ausübung dieſer Kunſt. Die vornehmſten Kunſtwerke, die uns mit Antiken bekannt machen und größtentheils mit Abbildungen verſehen ſind, ſind: „Raccolta di statue antiche e moderne da Domenico de' Rossi colle sposizioni di P. A. Maffei" (Rom. 1704. Fol. m.); Perrier, „Segmenta nobilium statuarum" (Rom. 1638. Fol.); „Admiranda Rom. Ant. et veteris sculpturae vestigia" a. P. S. Bartolo delin. c. n. Bellorii (Rom. 1699. Fol.); „Recueil des antiquités Egyptiennes, Etrusques, Grecques et Romaines", par Mr. le Comte de Caylus (Paris 1752—1767. 7 Voll. 4.); „Monumenti antichi inediti" da Giov. Vinckelmann (Rom. 1767. 2 Voll. Fol. m.); „Abbildungen der Gemälde und Alterthümer, welche ſeit 1738 zu Herculanum und Pompeji ausgegraben worden ſind, nebſt ihrer Erklärung von C. G. Murr" (Augsburg. 8 Bde. Fol.) u. v. a. Nicht viel mehr Kunſtwerke ſind uns II. als Denkmäler der römiſchen Steinſchneidekunſt erhalten worden, da die Römer die Ausübung auch dieſer Kunſt erſt dann mehr betrieben, als ſie Herren von Griechenland geworden waren. So ſehr übrigens auch, vorzüglich in der ſpätern Römerzeit, die vornehmen Römer die geſchnittenen Steine ſchätzten und oft zu beiſpielloſem Preiſe bezahlten, ſo bleibt doch das Verdienſt der Römer um die Fortbildung dieſer Kunſt ſehr gering, da die beſten Meiſter, die in Rom hierin arbeiteten, meiſtentheils geborene Griechen waren. Römiſche Manier in der Zuſammenſtellung und römiſche Bekleidung ſind die Hauptkennzeichen dieſer geſchnittenen Steine. Unter den alten Sammlungen geſchnittener Steine waren die berühmteſten die des Mithridates, welche Pompejus auf dem Capitol aufſtellte; die des Scaurus, Sulla's Stiefſohn; des Cäſar im Tempel der Venus Genitrix und des Marcellus im Tempel des Apollo. Die am Beſten erhaltenen und geſchätzteſten Gemmen ſind der ſogenannte Siegelring des Michel Angelo, ferner mehrere Köpfe des Auguſtus, Mäcen, Diomedes, Hercules ꝛc.; die größten und berühmteſten Camen aber die ſogenannte gemma Augusta zu St. Geneviève zu Paris, die gemma Tiberiana im kaiſerlichen Muſeum zu Wien ꝛc. (vergl. griechiſche Alterthümer). Ziemlich reichhaltig aber ſind III. die uns erhaltenen Denkmäler der römiſchen Malerei, die man in verſchütteten Gebäuden, Gräbern ꝛc. wieder aufgefunden hat. Die vorzüglichſten ſind: die an der Pyramide des C. Ceſtius gefundenen Gemälde aus Auguſtus' Zeitalter; einige obſchon nicht vollſtändig erhaltene Gemälde im Palaſte und in den Bädern des Kaiſers Titus (von denen ſich einige jetzt im Escuriale befinden); mehrere andere Gemälde in römiſchen Paläſten, z. B. Farneſe, Maſſimi, Barberini, Pitti ꝛc., vorzüglich aber die in der Gruft der Naſonen im Jahre 1675 entdeckten, worüber man vergl. die Schrift: „Picturae antiquae cryptarum Romanarum et sepulcri Nasonum" (Rom. 1738. Fol.). Vergl. auch Graevii „Thes. Ant. Rom." (T. XII. p. 1021). Vor Allem aber ſind die koſtbaren Malereien zu erwähnen, die man in reicher Aus-

wohl zu Herculanum und Pompeji aufgefunden hat und die jetzt meiſtens in Neapel aufbewahrt ſind. Vergl. „Le Pitture antiche d'Ercolano — con qualche spiegazioni (di Pasquale Carcani)" (Neap. 1757 sq.). Noch bedeutendere Überreſte aber ſind uns IV. von der altrömiſchen Baukunſt erhalten worden. Obſchon dieſe Kunſt anfangs unter den Römern wie überhaupt in Italien auf originelle Weiſe geübt wurde, ſo verlor ſich dieſes allmählig, als die Römer mit den Griechen in nähere Verbindung kamen und der Luxus in Rom mehr ſtieg. Es bildete ſich nun der römiſche Geſchmack nach dem der Griechen und noch ſind uns die herrlichſten Gebäude aus dieſer Zeit erhalten, die uns genugſam beweiſen, wie weit in dieſer Beziehung die Römer vorgeſchritten waren. Die vorzüglichſten Gebäude ſind in Rom das Pantheon, viele prächtige Säulengänge, der Tempel der Veſta, die Moles Hadriani (die jetzige Engelsburg), das Amphitheater vom Kaiſer Veſpaſian, einige Reſte von den Theatern des Pompejus und Marcellus, Waſſerleitungen, Bäder, Triumphbogen, Brücken, Grabmäler ꝛc. Beſchreibungen und Abbildungen liefern folgende Werke: „Descrizione topografica e istorica di Roma antica e moderna, dell' Abbate Ridolfino Venuti" (Roma 1763. 1766. 3 Voll.); „Le vedute di Roma da Piranesi" (70 mit dem größten Fleiße gearbeitete Kupfertafeln); „Les plus beaux monumens de Rome", par Barbault (Paris 1763. 2 Voll. Fol.); „Veteris Latii antiquitatum amplissima Collectio" (ed. Rid. Venuti. Rom. 1769. 2 Voll. Fol.); ferner ganz vorzüglich: „Raccolta delle più insigni fabriche di Roma antica e sue adjacenze, misurate nuovamente e dichiarate", da G. Valadier, illustrati con osserv. antiquarie da F. A. Visconti ed incise da V. Feoli (Roma 1813 sqq. Fol.) und endlich unter noch vielen anderen: C. Fea, „Nuova descrizione di Roma" (Rom. 1820. 3 Voll. 12.). Faſt unzählig ſind aber V. die uns erhaltenen römiſchen Inſchriften. Die älteſten und berühmteſten ſ. unter dem Art. Inſchrift. Viele andere, obſchon jüngere Inſchriften finden ſich noch auf Säulen, Grabmälern, Altären, Gefäßen, Statuen, in Tempeln und anderen Gebäuden. Hauptwerke endlich, worin Inſchriften geſammelt und copirt ſind, ſind: Jani Gruteri „Inscriptiones antiquae totius orbis romani", notis Marquardi Gudii emendatae, cura Jo. Ge. Graevii (Amst. 1707. Fol.) und Orelli „Inscriptionum latin. selectarum ampliss. collectio", c. ined. J. Casp. Hagenbuchii suisqu. adn. ed. (Turici 1828. 2 Voll.). Außer dieſen größeren Sammlungen ſind viele einzelne Inſchriften ſowohl in Zeitſchriften als auch beſonders bekannt gemacht und zum Theil mit großer Gelehrſamkeit erklärt und ergänzt worden. Was endlich VI. die uns erhaltenen römiſchen Münzen anlangt, ſo iſt die Zahl derſelben ebenfalls ziemlich bedeutend, obſchon auch ſo manche unächte für ächte angeſehen werden mögen. Wir beſitzen ſo nicht nur noch eine ziemliche Anzahl numi consulares, d. h. Münzen, welche während der Zeit der Republik geſchlagen wurden, ſondern auch noch viele aus der Kaiſerzeit; von denen jedoch diejenigen, die unter Otho, Pertinax, Gordianus, Africanus und Pescennius Niger geſchlagen wurden, am ſeltenſten ſind. Gold und Silber iſt das gewöhnliche Metall; doch ſind uns auch ſehr viele Bleimünzen erhalten worden, die aber wahrſcheinlich nur als Münzabgüſſe, Siegel, Amulette ꝛc. zu betrachten ſind (vgl. Ficoroni, „De plumbeis antiquorum numismatibus", lat. versa a Dom. Cantagallio, Rom. 1750. 4.). Hauptwerke, die theils über Münzenkunde handeln, theils nur Münzen abbilden, ſind: J. Foy Voillant, „Numi antiqui familiarum Romanarum" (Amst. 1703. 2 Voll. Fol.); Derſelbe, „Numismata imperator. roman. praestantiora", ed. Baldino (Rom. 1743. 3 Voll. 4.); „Thesaurus Morellianus, s. familiarum rom. numism. omnia", c. comm. S. Havercampii (Amst. 1734. 2 Voll. Fol.); J. Jac. Gesneri „Numismata antiqua imperator. rom.", lat. et graeca (Tiguri 1748. Fol.) ꝛc. Die vollſtändigſten Sammlungen

römiſcher Münzen ſind zu Rom im Vatican, Wien, Paris, Berlin, London, Gotha ꝛc. 20.

Römiſche Curie (curia romana) heißt theils der berathende Senat der Cardinäle, theils das geſchäftsführende untergeordnete Perſonale der päpſtlichen Regierung, alſo die Geſammtheit der päpſtlichen Regierungsbehörden zu Rom, welche allmählig und nach dem Muſter der oberſten Behörden des byzantiniſchen Kaiſerreiches entſtanden im Laufe der Zeit verſchiedene Reformen, namentlich durch Leo X. und Pius IV., erfahren hat. Sie zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, die curia gratiae, welcher die Regierungsſachen, und die curia justitiae, welcher die Juſtizangelegenheiten obliegen. I. Die erſtere beſteht aus folgenden einzelnen Collegien: 1) die Cancellaria romana oder päpſtliche Kanzlei, deren Geſchäfte unter einem Cardinal-Vicekanzler von 12 Referendaren (Abbreviatores) und einer großen Anzahl Schreiber beſorgt werden, hat die Ausfertigung der Bullen, Beſcheide und Decrete zu beſorgen; 2) die Dataria romana aus dem Cardinalprodatarius, der auf die Verleihungs- und Beſtätigungsbullen das Datum ſchreibt, und mehreren Officianten beſtehend, hat die Verleihung geiſtlicher Pfründen und Diſpenſationen über ſich und die Einkünfte des Papſtes für Pallien, Spolien, Präbenden, Annaten ꝛc. einzutreiben; 3) die Poenitentiaria romana unter einem Cardinal-Großpönitentiarius, abſolvirt und diſpenſirt in ſolchen (geheim gehaltenen) Fällen, bei denen der Papſt ſich das Recht der Abſolution und Diſpenſation vorbehalten hat; 4) die Camera romana oder apoſtoliſche Kammer, beſtehend aus dem Cardinal-Camerlengo, einem Auditor, einem Schatzmeiſter und 12 Kammerclericis, hat die Finanzen des Papſtes zu verwalten; 5) das päpſtliche Cabinet, aus dem Cardinal-Staatsſecretair, dem Cardinal-Secretarius brevium und einem Cardinal-Staatsſecretair für das Innere zuſammengeſetzt, hat die inneren und auswärtigen Angelegenheiten des päpſtlichen Staats und der katholiſchen Kirche zu berathen. II. Zur Curia justitiae gehören folgende Collegien: 1) die Rota romana, welche ihren Namen wahrſcheinlich von der auch im Fußboden des Gerichtsſaales mit Marmorplatten bezeichneten Ordnung des Sitzens im Kreiſe hat, beſteht aus 12 Auditoren und iſt der älteſte und oberſte Gerichtshof des päpſtlichen Stuhles, welcher unter Sixtus IV. eine neue Organiſation erhielt; 2) die Signatura di giustizia, ein über Zuläſſigkeit der Appellationen, Delegationen und Recuſationen erkennendes Collegium von 12 ſtimmfähigen Prälaten, an deſſen Spitze ein Cardinal-Präfect ſteht und deſſen Reſcripte der Papſt ſelbſt unterſchreibt; 3) die Signatura di grazia unter perſönlichem Vorſitze des Papſtes für Begnadigung nachſuchende Rechtsſachen. — Über kirchliche Angelegenheiten und Anordnungen von Wichtigkeit, Beatificationen und Kanoniſationen, Ordensſtiftungen ꝛc. werden in den (theils geheimen, theils öffentlichen) Sitzungen (Conſiſtorien) der Cardinäle, in welchen der Papſt in eigener Perſon präſidirt, Beſchlüſſe gefaßt. Für gewiſſe Geſchäfte beſtehen beſondere Congregationen von Cardinälen, welche theils beſtändig ſind, theils nur in beſonderen Fällen zuſammengeſetzt werden. So hat man die congregatio sancti officii s. inquisitionis (ſeit 1542) gegen Irrlehren; die congregatio indicis für die Büchercenſur, die congregatio sacrorum rituum für heilige Gebräuche, congregatio de propaganda fide für Miſſionsanſtalten u. a. m. — Mit dem Ausdrucke römiſche Curie bezeichnet man auch oft die päpſtliche Regierung und ihren Geiſt, namentlich in Bezug auf allgemeine Angelegenheiten der Kirche. 63.

Römiſche Literatur. So wie Roms Geiſt und Verfaſſung den Künſten des Friedens und namentlich den zeichnenden und bildenden abhold war und ſein mußte, ſo natürlich war es auch, daß wenigſtens in den Urzeiten Roms ein Römer, wollte er anders ein ächter Römer ſein, allem ſelbſtſtändigen, blos auf das Geiſtige gerichteten Streben abgeneigt blieb, dafür aber ſeine ganze Kraft und Thätigkeit

auf das äußere Weltleben hinlenkte. In dem kriegeriſchen Geiſte und dem Abgeneigtſein der Römer von allem ſchriftlichen Aufzeichnen liegt aber der Grund von der Unſelbſtſtändigkeit der römiſchen Literatur überhaupt; denn hatte der Römer bei ſeinem erſten Auftreten gar keine Literatur, ſo vermochte er auch ſpäter, als ſein Geſchmack verfeinert, ſeine Kenntniß erweitert, ſeine Macht ausgebreitet, ſeine Bekanntſchaft mit anderen Nationen vergrößert und hierdurch ſein Eifer, in keiner Beziehung irgend einem Volke einen Vorzug vor ſich zu geſtatten, regſamer geworden war, neben dem, was er in literariſcher Hinſicht bereits von Anderen und vor Allem den hochgebildeten Griechen als wirklich ſchon geleiſtet und geſchaffen vorfand, etwas Anderes auf ſelbſtſtändige Weiſe zu erfinden, ſondern begnügte ſich nur, ungeachtet ſeines Strebens nach Originalität, mit den Leiſtungen Anderer. Viele haben nun den römiſchen Schriften, als Nachahmungen und Copien der griechiſchen, ſelbſt auch die Originalität und Selbſtſtändigkeit der Form nach abgeſprochen, ja haben zu beweiſen geſucht, daß weder in Proſa noch in Poeſie der Römer in mancher Beziehung höher geſtiegen ſei als der Grieche, allein gewiß einem Jeden, der die beſten literariſchen Arbeiten der Römer geleſen und ausgekoſtet hat, muß eine ſolche Anſicht als grundlos erſcheinen; bei ihr müßte man überhaupt den römiſchen Geiſt, der durch alle römiſche Schriften weht und als römiſcher originell iſt, hinwegläugnen. Eine kurze Überſicht der römiſchen Literatur wird das ausgeſprochene Urtheil rechtfertigen. I. Periode, von den älteſten Zeiten bis auf Cicero. Wenn wir bei einem jeden Volke bei ſeinem erſten Emporkeimen in ſeinen erſten und früheſten Geiſtesproducten Poeſien finden, die, ſo roh ſie auch immer ſein mochten, von Munde zu Munde fortgepflanzt, zwar nicht aufgeſchrieben, aber durch die Tradition ſpäteren Geſchlechtern aufbewahrt wurden und deßwegen wenigſtens mittelbar für die erſten literariſchen Erzeugniſſe des Volkes gelten müſſen, ſo tritt uns auch dieſelbe Erſcheinung bei den Römern entgegen, obſchon ihnen ſelbſt und zwar ſchon in ihrer Blüthezeit alle genauere Kenntniſſe jener frühzeitigen Dichtungen fremd blieb, daher auch wir, da wir noch weit weniger über dieſe erſten Leiſtungen der Römer urtheilen können, die Geſchichte der römiſchen Literatur gewöhnlich erſt mit den Zeiten der puniſchen Kriege beginnen laſſen. Aber deſſenungeachtet ſind uns dieſe älteſten Poeſien der Römer wenigſtens dem Namen nach bekannt. Tiſchlieder, worin ſie bei gemeinſamem frohen Beiſammenſein die Großthaten ihrer nationellen Helden beſungen haben ſollen, und religiöſe, hymnenartige Geſänge (carmina saliaria, axamenta), die in die Zeiten Numa's verſetzt, auch ihm ſogar zugeſchrieben werden und die alle, von Naturdichtern ausgegangen, ihre äußere geregelte Form durch den alten italiſchen, der Proſa nahe verwandten versus saturninus erhielten, waren die erſten, wenn auch noch ſo rohen, Erzeugniſſe der römiſchen Muße, hervorgerufen durch römiſches theils froh, theils ernſt ſich geſtaltendes Leben. Ob freilich ſolche rohe Anfänge auf die Entwickelung einer literariſchen Bildung wirkſam waren, möchte wohl mit Recht bezweifelt werden. Ebenſo erfolglos auf die Bildung der Literatur waren ferner auch die alten italiſchen mimenartigen Luſtbarkeiten, die man dem Landgotte Faunus zu Ehren hielt und wobei der ungebundene Witz im freien Zwiegeſpräche (carmen amoebaeum) ſich ausſprach. Wichtiger dagegen für die Literatur waren gewiß der früh erwachte Sinn der Römer für Sicherung geſellſchaftlicher Verhältniſſe und das daraus entſtehende Bedürfniß ſtereotyper Geſetze, deren Grundlage die ſogenannten commentarii regis Numae und das heilige Recht (indigitamenta) bildeten, als deren Sammler Papirius (um 240 a. u. c.) (jus Papirianum) genannt wird. Allein neben dieſem Streben nach einer feſtſtehenden Rechtsverfaſſung mußte es auch den alten Römern, die auf ihren Staat ſo wie auf ihre Religion ſtolz waren, Bedürfniß ſein, ſowohl die wichtigſten politiſchen als religiöſen Ereigniſſe aufzuzeichnen und ihren Nachkommen zu überliefern. Beiderlei wurden chronikenartig verzeichnet.

Die Libri lintei, Verzeichniſſe der Conſuln und der wichtigſten Vorfälle (vergl. Beaufort, „Sur l'incertit. des prem. siècles, p. 96 sqq.) ſcheinen die älteſten und berühmteſten politiſchen Annalen geweſen zu ſein, wenn man nicht die ebenfalls hierher gehörigen „Libri antiqui foederum", ferner die ſogenannten „Annales maximi", „Commentarii pontificum" oder „Annales pontificum" für ältere ſchriftliche Documente der Römer halten will. Allein dieſer mehrfachen ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit der alten Römer ungeachtet war doch in dieſen älteſten Zeiten an eine eigentliche Literatur noch nicht zu denken und ſelbſt die ſpätere Aufſtellung der Geſetze der zwölf Tafeln (tabulae decemvirales) ſo wie die Einführung theatraliſcher Scherzſpiele (fabulae Atellanae, ludi Fescennini, ludi Osci etc.) können nur als rohe Anfänge einer geiſtigen Bildung, nicht aber als Producte der römiſchen Literatur gelten. Erſt nachdem die römiſchen Adler über die nördlichen und ſüdlichen Fluren Italiens ihre Flügel ausgebreiteet hatten, nachdem die Römer nach blutigen Kämpfen mit den griechiſchen Städten in Unteritalien den Reiz und die Künſte des griechiſchen Lebens kennen gelernt hatten und dadurch ſo wie dann durch den illyriſchen Krieg mit Griechen in ſo nahe Berührung gekommen waren, daß ihnen ſelbſt Zutritt zu den iſthmiſchen Nationalſpielen (ſ. d. Art. Kampfſpiele der Griechen und Römer) geſtattet wurde, und als man bereits geſehen hatte, was griechiſcher Geiſt und griechiſche Sprache zu leiſten vermochten, fing man endlich an auch der römiſchen Sprache einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken und Geſchmack an gelehrten und edelen Beſchäftigungen des Geiſtes zu finden. Allein auch jetzt noch hielt eine ſolche Beſchäftigung ein ächter Römer ſeiner für unwürdig; ihm galt die Waffe und die offene Feldſchlacht für das Höchſte. Alle Geiſtesbeſchäftigung überließ er ſeinen unter hartem Joche lebenden Sklaven; daher nun auch, als griechiſcher Kunſtſinn auf Roms Boden Wurzeln zu ſchlagen anfing, nur ſolche Leute daran Gefallen fanden, die den Feldzügen im ſüdlichen Italien beigewohnt, dort griechiſches Leben und griechiſche Literatur kennen gelernt und für dieſelbe eine Vorliebe erhalten hatten und nun mit den Kriegerſchaaren nach Rom zurückgekehrt die Liebe zu griechiſcher Kunſt nährten und ihre Kenntniß griechiſcher Muſterſchriften zu erweitern ſuchten. So kam es denn auch, daß derjenige, mit dem die römiſche Literatur eigentlich beginnt, ein griechiſcher Sklave aus Tarent, Namens Livius Andronicus, war, der um 240 v. Chr., a. u. c. 514 lebte und griechiſche Meiſterwerke, wie die Odyſſee des Homer, vor Allem aber griechiſche Trauerſpiele in die römiſche Sprache überſetzte. Auf ihn folgte als glücklicher Bearbeiter der noch ungelenken Sprache Cn. Naevius aus Campanien, ebenfalls durch griechiſche Schriften gebildet. Auch er überſetzte griechiſche Trauerſpiele und Luſtſpiele in die römiſche Sprache, büßte aber ſeinen Verſuch, die Perſönlichkeiten der griechiſchen Komödie nach Rom zu verpflanzen, durch das Exil nach Utica. Um dieſelbe Zeit, während des zweiten puniſchen Krieges, unternahmen es jedoch ſchon einzelne Männer, wie Q. Fabius Pictor, L. Cincius Alimentus, L. Calpurnius Piſo u. A. in Proſa chronikartige Geſchichtswerke zu ſchreiben, bei denen aber ſchon Cicero den Mangel an hiſtoriſcher Kritik ſo wie an Reinheit des Styls auf das Nachdrücklichſte tadelt. Für den Vater der römiſchen Literatur gilt erſt der mit vielfältigem Wiſſen und poetiſchem Talente ausgerüſtete A. Ennius aus Rudiä in Calabrien (geb. 515 = 239, geſt. 585 = 169), deſſen poetiſche Beſtrebungen ſich ſchon auf mehrere Dichtungsarten bezogen. Er ſoll 23 dem Euripides nachgebildete Trauerſpiele geſchrieben, außerdem aber ſich auch im Luſtſpiele verſucht haben. Größeren Ruhm aber erwarb er ſich durch eine neue Dichtungsart, durch die ſogenannten Saturae, Gedichte in mannigfaltigen Versmaßen über römiſche Gegenſtände, den größten Ruhm durch ſeine Annales, ein vielleicht aus mehr als 18 Büchern beſtehendes epiſches Gedicht über Roms Geſchichte, worin er zuerſt den Hexameter ausbildete. Allein aller dieſer Leiſtungen ungeachtet vermochte doch auch

Ennius noch nicht dem ungebildeteten Geſchmacke ſeiner Zeit eine beſſere Richtung zu geben; und dabei fand er, da er immer noch den größten Fleiß auf die Ausbildung der Tragödie wendete, auch lange nicht den Beifall, den er hätte finden können. Bei den großen Anſtrengungen im öffentlichen Leben wollte der Römer nicht tragiſche Vorſtellungen, ſondern forderte eine erheiternde Unterhaltung; daher auch des Ennius Zeitgenoſſen, Plautus und Cäcil. Statius, als Komödiendichter mit ihren Poeſien bei Weitem mehr Anklang fanden. Erſterer (geſt. 570) erwarb ſich nicht unbedeutendes Verdienſt dadurch, daß er griechiſche Komödien auf eine ſeiner ſich ſehr zum Luxus hinneigenden Zeit angemeſſene Weiſe in das Römiſche übertrug und in der Sprache ſich rühmlichſt vor ſeinem Vorgänger auszeichnete. Indeß waren aber doch auch ſeine Arbeiten nicht ſelbſtſtändige, ſondern nur griechiſchen Originalen nachgebildete Erzeugniſſe und ſind, wie wir aus den 20 uns noch erhaltenen Stücken genugſam erſehen können, zwar voll von ächtkomiſcher Laune, aber dabei auch von ſchmutzigen und unedlen Witzen. Letzterer dagegen (Cäcilius Statius) arbeitete vorzüglich nach Menander, wurde aber ſchon von ſeinen Zeitgenoſſen wegen ſeiner incorrecten Sprache hart getadelt. Wenigſtens genannt zu werden verdient auch aus dieſer Zeit als Statius' Zeitgenoſſe Fabius Doſſenus, da er die Eigenthümlichkeit hatte, daß er ſeinen Stoff meiſtens aus dem niedern Volksleben entlehnte und dadurch dem großen Haufen gefiel. Hierdurch und am meiſten durch das öffentliche Aufführen jener dramatiſchen Kunſtwerke ward aber der Geſchmack der Römer an griechiſchen Werken immer größer und gar bald fanden es auch die vornehmſten Römer nicht mehr unter ihrer Würde, ſich mit den ſchönen Wiſſenſchaften zu beſchäftigen. Das deutlichſte Beiſpiel von dieſer Erſcheinung liefert M. Cato Cenſorius, der das Studium der griechiſchen Literatur, das durch epikuriſche Philoſophen, ſo wie durch griechiſche Redekünſtler noch mehr Nahrung in Rom erhalten hatte, dadurch zu untergraben ſuchte, daß er es als Cenſor durchſetzte, daß griechiſche Philoſophen und Rhetoriker ihres, wie er meinte, verderblichen moraliſchen Einfluſſes wegen öffentlich aus Rom vertrieben, ja ſelbſt ſtehende Theater verboten wurden. Allein die vertriebenen griechiſchen Redekünſtler waren die atheniſiſchen Geſandten Karneades (Akademiker), Kritolaos (Peripatetiker) und Diogenes (Stoiker), und die nach Macedoniens Fall nach Italien wandernden 1000 Achäer, die 17 Jahre lang hier in Gefangenſchaft lebten, wirkten nur zu ſehr auf die immer weitere Verbreitung griechiſcher Wiſſenſchaft und griechiſcher Literatur. Daher kam es auch, daß nicht nur dieſe Maßregel des Cato, ſondern auch die Vertreibung der neu entſtandenen lateiniſchen Rhetoren (161 v. Chr.) ganz fruchtlos blieb. Die Liebe zu griechiſcher Bildung war ſchon zu weit verbreitet, die freundſchaftlichen Verhältniſſe, die jetzt ſchon zwiſchen vornehmen Römern und in Rom und Italien lebenden Griechen beſtanden, z. B. zwiſchen Scipio Ämilianus und dem griechiſchen Philoſophen Panätius und dem Hiſtoriker Polybius, waren ſchon zu eng geſchloſſen, als daß eine ſolche Maßregel hätte wirken können; ja die Folge von Cato's Widerwillen gegen griechiſche Literatur war am Ende, daß literariſche Arbeiten ſodann nicht mehr von Sklaven und Leuten niederer Herkunft, ſondern ſelbſt von Großen und vornehmen Römern unternommen wurden, die Gelegenheit gehabt hatten, ſich mit griechiſchen Meiſterwerken bekannt zu machen, und jetzt in vaterländiſcher Sprache Ähnliches zu leiſten ſuchten. So ward jetzt C. Lucilius, ein römiſcher Ritter, der den Geiſt ſeiner Zeit, der immer genußſüchtiger wurde und ſich in einem unmäßigen Luxus kund gab, ganz richtig aufgefaßt hatte, der Schöpfer der den Griechen als beſondere Dichtungsart unbekannten Satyre, wobei er ſich nach dem Urtheile gleichzeitiger Schriftſteller durch Natürlichkeit, Fülle und Schärfe, treffende Beobachtung des Lebens rühmlich auszeichnete, wenn auch ſeine Sprache immer noch mit Griechiſchem gemiſcht auch die poetiſche Form des von ihm eingeführten Hexameters nicht geſchloſſen genug war. Noch weit mehr

Waſſer, ſind Raubfiſche und legen wenige, aber ziemlich große ſchwarzbraune Eier mit 4 Spitzen, die man ſonſt unter dem Namen Seemäuſe auch in der Medicin gebrauchte. Man theilt ſie in R. mit ſpitzen und mit ſtumpfen Zähnen. Zu erſteren gehört der Krampffiſch oder Zitterroche im mittelländiſchen Meere mit braunem weiß geſprenkeltem Rücken und weißem Bauche, der Alles, was ihn berührt, mit einem ſtarken Schlage erſchüttert, welche Erſcheinung man theils ſeinen ſtarken Muskeln, theils einer elektriſchen Kraft zugeſchrieben hat. 30.

Rocheſter (ſpr. Ratſch'ſter) (John Wilmot, Graf von), ein geiſtreicher engliſcher Satyriker, 1648 zu Ditchley in der Grafſchaft Oxford geboren, machte nach Beendigung ſeiner Studien eine Reiſe durch Frankreich und Italien und kam dann an den verdorbenen Hof Karl's II., wo er bald als der feinſte und geiſtreichſte Geſellſchafter, aber auch als der zügelloſeſte Wüſtling galt. Die Ausbrüche ſeines Witzes und ſeiner Satyre blieben ſo wenig in den erlaubten Schranken, daß ihn der König vom Hofe verbannen mußte. R. erſcheint in ſeinem ganzen Leben als ein höchſt verächtlicher Menſch, deſſen freche und wilde Ausſchweifungen nur durch ſeinen Witz und ſeine Geiſtesüberlegenheit Duldung finden konnten. Viele treffliche Männer ſeiner Zeit, beſonders Dryden, hat er auf gemeine Weiſe mißhandelt und überhaupt ſein Talent zur Satyre ſtets mißbraucht. Er ſtarb, von Ausſchweifungen jeder Art erſchöpft, am 26. Juli 1680 in der Blüthe ſeiner Jahre und hinterließ dem gelehrten Biſchofe Burnet den Glauben, ihn noch kurz vor ſeinem Ende bekehrt zu haben. Das einzige ſeiner Werke, welches auf einigen Kunſtwerth Anſpruch machen kann, iſt die „Satyre gegen die Menſchheit" („Satyr against Mankind"), worin er die Eitelkeit und Schwäche der menſchlichen Natur durch kauſtiſche Bemerkungen recht anſchaulich macht. Seine galanten und witzigen Lieder zeichnen ſich durch Leichtigkeit und Heiterkeit aus, ſind aber in hohem Grade unſittlich. „Works" (Lond. 1709. 8. 1756. 8.). 67.

Rochlitz (Friedrich), ein beliebter deutſcher Erzähler und muſikaliſcher Schriftſteller, am 12. Febr. 1770 zu Leipzig geboren, widmete ſich, nachdem er ſeine Vorbereitungsſtudien beendigt hatte, auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt der Theologie, welche er aber ſpäter wieder aufgab, um ſich ausſchließend mit der Poeſie und mit der muſikaliſchen Theorie und Kritik zu befaſſen. Er bekleidete nie ein öffentliches Amt, ſondern lebte bis jetzt als allgemein geſchätzter Privatgelehrter in Leipzig, wo er eine vielgeleſene „Muſikaliſche Zeitung" (1798—1818) herausgab und fleißig mit ſonſtigen literariſchen Arbeiten beſchäftigt war. Die weimariſche Regierung verlieh ihm 1809 als Anerkennung ſeiner Verdienſte den Hofrathstitel. Seine erzählenden Schriften, von welchen wir hier nur die „Zeichnungen von Menſchen nach Geſchichte und Erfahrung" (Hamb. 1794. 8.), die „Erfahrungen" (Leipz. 1796—1797. 2 Thle. 8.), die „Erinnerungen" (Züllichau 1799—1800. 4 Thle. 8.), die „Charaktere intereſſanter Menſchen" (Ebend. 1799 ff. 4 Bde. 8.), „Glycine" (Frankf. 1805. 2 Thle. 8.), „Familienleben" (Ebend. 1801. 2 Thle. 8.), die „Kleinen Romane und Erzählungen" (Ebend. 1807. 3 Thle. 8.), die „Denkmale glücklicher Stunden" (Züllichau 1810. 2 Thle. 8.), die „Neuen Erzählungen" (Ebend. 1816. 2 Thle. 8.) und „Für ruhige Stunden" (Leipz. 1828. 2 Thle. 8.) nennen wollen, zeichnen ſich durch reiche Gemüthlichkeit, tiefe Menſchenkenntniß, ächt religiöſe Weltanſicht und treffliche Charakterſchilderung, beſonders jovialer oder gutmüthig beſchränkter Perſonen aus, leiden aber faſt alle an Weitſchweifigkeit. Seine werthvollen muſikaliſchen Aufſätze gab Rochlitz unter dem Titel: „Für Freunde der Tonkunſt" (Leipz. 1825. 3 Thle. N. A. 1830—1832. 4 Bde. 8.) heraus; auch beſorgte er ſelbſt eine „Auswahl des Beſten aus ſeinen ſämmtlichen Werken" (Züllichau 1821 ff. 6 Bde. 8.). In der neuſten Zeit hat er ſich auch mit praktiſchem Bibelſtudium beſchäftigt und Proben davon in ſeiner „Erklärung des Evangelium Matthäi" gegeben. 67.

Rochon (ſpr. Roſchong) (Alexis Maria de), ein beſonders um die Nautik höchſt verdienter franzöſiſcher Aſtronom und Mathematiker, geb. den 21. Febr. 1741 zu Breſt, widmete ſich früh dem geiſtlichen Stande, beſchäftigte ſich aber faſt ausſchließlich mit den mathematiſchen und aſtronomiſchen Wiſſenſchaften, die ihm ſo manche wichtige Bereicherung zu verdanken haben. Bereits im Jahre 1765 war er zum Bibliothekar der königlichen Marineſchule zu Breſt und 1766 zum Aſtronomen der Marine ernannt worden, worauf er im Jahre 1767 den als Botſchafter nach Marokko gehenden General Breugnon begleitete, um während der Fahrt mehrere aſtronomiſche Beobachtungen, unter andern über die Entfernungen der Geſtirne von dem Monde, anzuſtellen. Im folgenden Jahre unterſuchte er die zwiſchen den Inſeln Isle de France und Bourbon und den indiſchen Küſten liegenden Inſeln und Klippen, wobei er z. B. eine über 20 franzöſiſche Meilen lange Klippe auffand, beſuchte Madagaskar, ſpäter die Malediven und die Küſte Malabar und kehrte dann von Isle de France aus nach Paris zurück. Zum Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften ernannt nahm er im Jahre 1771 Theil an der Expedition Kerguelens (ſ. d. Art.), verweilte 1772 eine Zeit lang auf dem Caplande, ſtellte dann auf der Inſel Ascenſion einige Verſuche zur Meſſung der Meerestiefe mit einem von ihm ſelbſt erfundenen Inſtrumente an und ſegelte hierauf im Jahre 1773 wieder nach Breſt zurück. In Anerkennung ſeiner Verdienſte ward er im Jahre 1774 zum Aufſeher des phyſikaliſchen und optiſchen Cabinets des Königs ernannt, ein Amt, welches ihm genug Zeit zu ſeinen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen übrig ließ. Unter Anderm beſchäftigte er ſich angelegentlich mit einem Projecte die innere Schifffahrt mehr in Aufnahme zu bringen und mehrere ſeiner Vorſchläge erhielten den Beifall der Regierung, wenn ſie auch anderer Verhältniſſe wegen nicht zur Ausführung gebracht werden konnten. Überhaupt wurde er von dem Seeminiſterium häufig mit wichtigen auf die Schifffahrt Bezug habenden Arbeiten und Unterſuchungen beauftragt und auch nach Ausbruche der Revolution fuhr man fort ſeine vielſeitigen Kenntniſſe zu benutzen. Er ward Director des Obſervatorium zu Breſt, ſpäter aber nach Paris berufen, wo er im Jahre 1805 eine Wohnung im Louvre erhielt. Doch ſah er ſich nach der Zeit auffällig zurückgeſetzt und zog es daher vor, in der Einſamkeit fortan rein wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen zu leben. Mitten in denſelben überraſchte ihn der Tod am 5. April 1817. — Das Hauptverdienſt R.'s beſteht in dem während ſeiner Laufbahn ſichtbar hervortretenden Beſtreben, die mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften in der Praxis nützlich und erfolgreich anzuwenden und in dieſer Hinſicht hat er beſonders die nautiſche Technik anſehnlich bereichert. Übrigens iſt er der Erſte, welcher die doppelte Strahlenbrechung zu mehrfachem praktiſchen Behufe anwandte; auch machte er zuerſt auf die Verarbeitung des Platina zu verſchiedenen nautiſchen Inſtrumenten und zu Teleſkopenſpiegeln aufmerkſam. Endlich iſt er auch der Erfinder des Diasporameters und eines eigenthümlichen Mikrometers. Die ſchriftlichen Arbeiten R.'s ſind ſehr zahlreich. Wir nennen hier nur: „Opuscules mathématiques" (Brest 1768); „Nouveau voyage à la mer du Sud etc." (Par. 1783) und „Voyages à Madagascar et aux Indes-orientales" (Par. 1791. 4. Ed. 1807. Deutſch von Forſter, Berl. 1792). 22.

Rochow (Friedrich Eberhard von), Domherr zu Halberſtadt, der edle Verbeſſerer der Dorfſchulen, war der Sohn eines preußiſchen Staatsminiſters und wurde den 11. Oct. 1734 zu Berlin geboren. Vorzüglich auf der Ritterakademie zu Brandenburg erzogen und für den Militairſtand beſtimmt nahm er kaum 15 Jahre alt Theil am 7jährigen Kriege. Eine ſchwere Verwundung an der rechten Hand nöthigte ihn aber 1760 von der kriegeriſchen Laufbahn abzutreten und ausſchließlich dem Landleben und den Wiſſenſchaften auf ſeinen Gütern ſich hinzugeben. Hier war es, wo er die arge Vernachläſſigung der Landſchulen und das große Verderben

der Landleute mit tiefer Betrübniß wahrnahm. Bei einer großen Theurung, in deren Gefolge Krankheiten ausbrachen, widerſetzten ſich ſeine Untergebenen ſeinen weiſen und liebevollen Anordnungen und vertrauten ſich lieber Quackſalbern als ſeinem Arzte an, den er ihnen unentgeldlich zu Hülfe ſandte. Nun faßte er den Plan zur Verbeſſerung der Volksſchulen. Den 2. Jan. 1773 begann ſeine neue Lehranſtalt zu Rekahn bei Potsdam, ſeinem Wohnorte, und endlich 1779 in dem Mutterdorfe Krahne. Eine beſſere ſittliche Ausbildung und Beförderung einer größern Brauchbarkeit der Kinder auf dem Lande nach ihrer beſonderen künftigen Lage war der Zweck und die Elemente des Unterrichts waren demnach: Verſtandesübung, moraliſche Bildung, Sprach= und Sachkenntniß. Die herrlichſten Früchte hat dieſe Anſtalt getragen, ſie wurde die Muſterſchule für viele andere und brach ſo die Bahn zur Reviſion und Reformation der Volksſchulen. Er ſtarb den 16. Mai 1805. Über die Veranlaſſung ſeiner Reformen und das Weſentliche ſeiner Methode ſehe man die von ihm ſelbſt verfaßte: „Geſchichte meiner Schulen" (Schleswig 1795) und die „Correſpondenz mit verſchiedenen verſtorbenen Gelehrten" (1 Thl. Berl. 1799); ferner: C. F. Riemann, „Die Beſchreibung meiner Reiſe von Berlin über Potsdam nach Rekahn" (2. Aufl. Frankf. u. Leipz. 1780). Von ſeinen zahlreichen pädagogiſchen Schriften verdienen ausgezeichnet zu werden: „Verſuch eines Schulbuches für Kinder der Landleute" (Berlin 1772. 4. Aufl. 1814); „Der Kinderfreund, ein Leſebuch zum Gebrauche in Landſchulen" (Berlin 1776—1780. 2 Bde. 8. Aufl. Paderb. 1828, auch von Anderen vielfach commentirt, nachgeahmt und überſetzt); „Handbuch in katechetiſcher Form für Lehrer, welche aufklären wollen und dürfen" (Halle 1783. 5. Aufl. 1818); „Katechismus der geſunden Vernunft" (Berlin 1786. 3. Ausg. 1806); „Von der Bildung des Nationalcharakters" (Leipz. 1779); „Materialien zum frühen Unterrichte in Bürger= und Induſtrieſchulen" (1797); „Summarium oder Menſchenkatechismus in kurzen Sätzen nebſt einer Vorrede und Zuſätzen" (1796); „Verſuch über Armenanſtalten" (Berlin 1789); „Berichtigungen" (Braunſchweig 1792—1794. 2 Theile). 84.

Rockingham (Charles Watſon Wenthworth, Marquis von), ein ausgezeichneter engliſcher Staatsmann, geb. den 13. Mai 1730, trat nach Vollendung ſeiner Studien in die Dienſte des königlichen Hauſes und ward kurz nach dem Tode ſeines Vaters (1750) Lordlieutenant von Yorkſhire. Später legte er alle ſeine Aemter nieder und lebte ziemlich zurückgezogen; im Juli des Jahres 1765 aber ward er nach dem Sturze des Grenvill'ſchen Miniſterium an die Spitze der Verwaltung berufen, da ſich dem Eintritte Pitt's mancherlei Schwierigkeiten in den Weg geſtellt hatten. Galt auch R. damals ſowohl wegen ſeiner Fähigkeiten und Kenntniſſe, als auch wegen ſeines ungeheuern Reichthums als einer der Stimmführer der Whig's, ſo mußte dennoch dieſe Wahl befremden, da er in die Geſchäfte wenig oder gar nicht eingeweiht war. Überdieß erforderten gerade in dieſer Periode die amerikaniſchen Angelegenheiten mehr als gewöhnliche Umſicht. R. bedrängt auf der einen Seite von den Tory's, welche ſtrenge Maßregeln gegen Amerika verlangten, auf der andern aber ſeinen eigenen und ſeiner Partei Anſichten gemäß zum Nachgeben geneigt, wählte einen Mittelweg, indem er zwar die Grenvill'ſche Stempelacte, den Hauptgrund des Streits, aufhob (18. März 1766), aber doch dem Mutterſtaate das Recht Taxen aufzulegen reſervirte. Dadurch indeß verlor er die Achtung der Tory's ſowohl, wie die Unterſtützung der Whig's; alle Verſuche ſeine Popularität durch heilſame, Gewerbe und Handel fördernde Geſetze wieder zu erlangen waren vergeblich und ſchon im Juli 1766 ſah er ſich genöthigt die Verwaltung in die Hände des Tory's Grafton niederzulegen. Seitdem begnügte er ſich im Parliamente zu opponiren, obwohl ernſtlich erſt nach ſeiner Wiederverſöhnung mit dem ihm früher feind gewordenen Pitt (1770). Als es endlich den Whig's im

Jahre 1782 gelungen war, die Tory's nochmals zu verdrängen, trat R. zum zweitenmale an die Spitze der Verwaltung. Allein er ſtarb noch am 1. Juli deſſelben Jahres. Sein Nachfolger wurde Shelburne. 22.

Rocky Mountains, ſ. Nordamerikaniſcher Freiſtaat.

Rode (Chriſtian Bernhard), ein ausgezeichneter Hiſtorienmaler des vorigen Jahrhunderts, geb. 1725 zu Berlin, bildete ſich unter der Leitung Pesne's und ging ſpäter (1750) nach Paris, wo der Unterricht Reſtout's und Karl Vanlo's nicht ohne bedeutenden Einfluß auf ihn blieb. Ein zweijähriger Aufenthalt in Italien vollendete ſeine Ausbildung. Nach ſeiner Rückkehr nach Berlin beſchäftigte er ſich mit der Ausſchmückung mehrerer Kirchen, unter andern der Garniſonkirche, für welche er auf Befehl Friedrich's des Großen im Jahre 1761 einige allegoriſche Gemälde mit den Figuren der Generale Kleiſt, Winterfeld und Schwerin verfertigte. In Anerkenntniß ſeiner großen Verdienſte ward er ſpäter Director der Akademie der Künſte. Als ſolcher ſtarb er am 24. Juni 1797. — Unter ſeinen zahlreichen Arbeiten, die ſich durch geiſtreiche Compoſition, treffliches Colorit und Leichtigkeit der Ausführung, weniger aber durch Ausdruck und Grazie der einzelnen Figuren auszeichnen, verdienen außer den genannten vor Allem Bemerkung: Alexander, welcher den Leichnam des Darius mit dem Mantel bedeckt, und eine Auferweckung von den Todten. Auch als Kupferſtecher gehört R. zu den ausgezeichnetſten ſeiner Zeit. — Sein Bruder, Johann Heinrich R., geb. 1727, geſt. 1759, ein Schüler Wille's, hat ſich durch mehrere gute Stiche, z. B. eine Reihe von 16 Blättern zu Rabener's Satyren, einigen Ruf erworben. 36.

Rode (Pierre), einer der vollendetſten Violinſpieler der neuſten Zeit, geb. 1774 zu Bordeaux, erhielt ſeine künſtleriſche Ausbildung von dem berühmten Viotti und erregte bereits bei ſeinem erſten öffentlichen Auftreten in Paris und in demſelben Jahre (1798) in Hamburg verdientes Aufſehen. 1801 ward er Profeſſor am Conſervatorium und im folgenden Jahre Concertmeiſter Napoleon's; doch ſchon 1803 legte er dieſes Amt nieder, ging nach Deutſchland und 1804 nach Petersburg, wo er mit einem Gehalte von 5000 Rubel angeſtellt wurde. Nach fünfjährigem Aufenthalte kehrte er nach Paris zurück, unternahm aber 1812 abermals eine Reiſe nach Deutſchland und ließ ſich für längere Zeit in Berlin nieder. In der Folge begab er ſich in die Schweiz, trat aber hier, wie auch in Frankreich, wohin er ſpäter wieder zurückkehrte, nur ſelten noch auf. Leider war ſeine Geſundheit ſehr zerrüttet und zuletzt verfiel er ſogar in Geiſteszerrüttung. Er ſtarb im Jahre 1830 zu Bordeaux. — Sowohl hinſichtlich der techniſchen Vollendung ſeines Spiels, als auch hinſichtlich des großartigen und äußerſt geſchmackvollen Vortrags nimmt R. eine der erſten Stellen unter den Violinvirtuoſen unſers Jahrhunderts ein, obwohl nicht zu verkennen iſt, daß er ſpäter auf einer gewiſſen Stufe ſtehen geblieben war. Seine Compoſitionen für die Violine, beſonders die Concerts, gehören zu den gediegenſten Arbeiten dieſer Gattung. 36.

Roderich, der letzte König des weſtgothiſchen Reichs in Spanien, der Sohn des aus königlichem Geblüte ſtammenden Herzogs von Cordova, Theodofried, hatte den Thron, welchen er dem Könige Witiza zur Rache für eine von dieſem ſeinem Vater geſchehene Unbill geraubt hatte, im Jahre 710 beſtiegen. Doch die Söhne des entthronten und zur Vergeltung geblendeten Königs und ihr Oheim, der Erzbiſchof von Sevilla, Oppas, riefen, Rache brütend, die Saracenen zu Hülfe, welche bereits ganz Nordafrika bis zum Oceane ſich unterworfen und längſt mit gierigem Blicke die blühenden Gefilde Spaniens betrachtet hatten. Die Verrätherei eines edlen Weſtgothen, des Grafen Julian, Befehlshabers von Mauretanien und Andaluſien, der den Ungläubigen Ceuta auslieferte, beſchleunigte die Kataſtrophe. Schon im Juli des Jahres 710 landete Tarik, der Feldherr des Beherrſchers von Afrika, Muſa, an dem Felſen, der ſeitdem ſeinen Namen trägt

(Gibraltar), vorläufig nur mit einer kleinen Schaar zur Beobachtung; aber im Frühjahre des Jahres 711 kehrte er zurück mit Heeresmacht zur Eroberung des Landes. R. auf Kunde ſolcher Gefahr ſammelte die Blüthe ſeines Volks und rückte muthig dem Feinde entgegen. Bei Xeres de la Frontera am 19. Juli begann der Kampf, der ohne Unterbrechung 7 Tage lang währte. Siegreich in den erſten 3 Tagen erlag R. mit dem Kerne ſeines Heeres am vierten durch den verrätheriſchen Übertritt der den Saracenen heimlich Verbündeten. Die letzten 3 Tage widmete der Sieger dem Schlachten der Verfolgten. Der unglückliche König fiel durch einen feindlichen Lanzenſtoß; ſein Kopf ward als Siegeszeichen nach Afrika geſandt, ſein Körper aber ſcheint von einigen Getreuen dem Getümmel entzogen worden zu ſein; wenigſtens fand man zwei Jahrhunderte ſpäter ſein Grabmal zu Viſeo in Portugal. Andere, welche dieß in Zweifel ziehen, nehmen nach den Berichten einiger Schriftſteller an, daß der König auf der Flucht in den Fluthen des Guadalquivir ertrunken ſei. Am Unwahrſcheinlichſten iſt wohl die Meinung, daß er im Gebirge als Einſiedler verborgen ein hohes Alter erreicht habe. 22.

Rodigaſt (Samuel), ein Schulmann des XVII. Jahrh., ward den 19. Oct. 1649 zu Greben bei Jena geboren, ſtudirte und habilitirte ſich in Jena, ging 1680 als Conrector an das berliniſche Gymnaſium, deſſen Rectorat er 1698 erhielt, und ſtarb daſelbſt im März 1708. Wir gedenken hier ſeiner als Verfaſſers des ſchönen Liedes: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan." 16.

Rodney (ſpr. Radni) (George Brydges), einer der ausgezeichnetſten britiſchen Seehelden des vorigen Jahrhunderts, geb. im Dec. 1717 zu London, trat ſehr zeitig in die Marine und war in ſeinem 25. Jahre bereits zum Schiffslieutenant avancirt. Die ihm ſpäter dargebotene Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, benutzte er ſo gut, daß er von Stufe zu Stufe ſich emporſchwingend (ſchon 1747 war er Schiffscapitain) im Jahre 1759 als Contreadmiral das Commando der Flotte erhielt, welche zum Bombardement von Havre de Grace beſtimmt war. Dieſes Unternehmen führte er eben ſo glücklich aus als ein zweites im Jahre 1761 gegen die weſtindiſchen Inſeln, indem es ihm gelang Grenada, St. Lucia, St. Vincent und Martinique zu erobern. Zum Baronet und Ritter des Bathordens, dann zum Viceadmiral und 1771 zum Admiral ernannt, hatte er überdieß die Genugthuung, ſeinen eifrigſten Wunſch, Mitglied des Parliaments zu werden, erfüllt zu ſehen; doch verſetzte ihn endlich ſein geringes Talent zu wirthſchaften in die Nothwendigkeit, ſeinen Gläubigern durch einen Ausflug nach Paris zu entgehen. Hier lebte er mehrere Jahre ziemlich zurückgezogen, bis er 1779 (ein Jahr nach dem Ausbruche des Kriegs zwiſchen Frankreich und England) durch die Munificenz des Marſchalls Biron in den Stand geſetzt wurde, nach England zurückzukehren. Alsbald zum Commandeur einer aus 20 Schiffen beſtehenden Flotte ernannt, vollzog er mit gewohnter Kühnheit den ſchwierigen Auftrag, das von den Spaniern belagerte Gibraltar mit friſchem Proviant zu verſehen, nahm hierauf den Belagerern eine bedeutende Anzahl Tranſportſchiffe und ſchlug den Admiral Langara am 16. Jan. 1780 total aufs Haupt. Hierauf ſegelte er nach Weſtindien, wo er zwar gegen den franzöſiſchen Admiral Guiche nichts ausrichten konnte, dagegen aber den Holländern im Febr. 1781 die Inſeln St. Euſtach, St. Martin und Saba, nicht minder die Colonien Demerary und Eſſequebo wegnahm. Im folgenden Jahre wurde ihm die höchſt ſchwierige Aufgabe, die von einer überlegenen franzöſiſchen Flotte unter dem Grafen von Graſſe beabſichtigte Wiedereroberung von Jamaica zu verhindern. Mit nur 36 Schiffen manövrirte er 3 Tage lang im Geſichte des Feindes zwiſchen St. Dominique und den heiligen Inſeln (in der Nähe von Guadeloupe), bis er den günſtigen Augenblick benutzend am 12. April 1782 den Angriff begann. Der Kampf währte von 8 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends und endete mit dem vollſtändigſten Siege der Engländer, errungen durch das Durchbrechen der feindlichen

Schlachtlinie; ein Manoeuvre, welches hier R. zum erſten Male ſeit langer Zeit wieder anwandte. Die Franzoſen hatten 5 Schiffe erſten Ranges verloren, darunter das Admiralſchiff „la ville de Paris“ von 104 Kanonen, welches nebſt dem Admiral Graſſe in die Hände der Sieger fiel. Ruhmbedeckt kehrte R., welchem England die Wiederherſtellung ſeiner Seeherrſchaft verdankt, nach London zurück und lebte ſeitdem, ein Gegenſtand der Liebe und Bewunderung des Volks, in Zurückgezogenheit. Er ſtarb am 24. Mai 1792. 22.

Roebuck (ſpr. Rubók) (John), ein engliſcher Arzt und Chemiker, bekannt durch ſeine großen Verdienſte um die Induſtrie Schottlands, ward im Jahre 1718 zu Sheffield geboren. Nach Vollendung ſeiner Studien zu Edinburg und Leyden ließ er ſich im Jahre 1743 als Arzt zu Birmingham nieder, gab aber ſpäter die Praxis ganz auf und widmete ſich ausſchließlich ſeinem Lieblingsfache, der Chemie. Von dem großen Nutzen derſelben im Gewerbsbetriebe überzeugt ſuchte er vor Allem mit ihrer Hülfe mehrere allgemein gebräuchliche Präparate und Stoffe, z. B. Sublimat, Hirſchhorn u. a., auf einfacherem Wege, daher billiger, herzuſtellen, entdeckte auch ein kurzes und ausreichendes Verfahren zum Läutern des Goldes und Silbers, wie zum Sammeln der Abgänge deſſelben in den Werkſtätten der Goldſchmiede. Ermuthigt durch die ſichtbaren Erfolge ſeiner Beſtrebungen gründete er hierauf im Jahre 1749 in Verbindung mit Garbet zu Preſton-Pans in Schottland eine große chemiſche Fabrik, in welcher die gebräuchlichſten chemiſchen Fabrikate gefertigt wurden. Der wichtigſte Artikel derſelben war die Schwefelſäure, für deren Zubereitung er ein neues, noch jetzt gewöhnliches Verfahren entdeckt hatte, indem er nämlich nicht wie ſonſt irdene Gefäße, ſondern bleierne Gruben anwandte. Der außerordentliche Erfolg, welchen dieſes Unternehmen hatte, veranlaßte ihn zu einem noch umfaſſenderen, nämlich zur Anlegung eines Eiſenwerks am Carron in der Nähe von Falkirk (1760). Dieſes merkwürdige Etabliſſement iſt noch jetzt das bedeutendſte dieſer Art in Schottland und beſchäftigt gegen 1500 Menſchen, Alles das Werk R.'s, deſſen unermüdliche Thätigkeit und Beharrlichkeit zuletzt aber leider nicht mit dem verdienten Erfolge gekrönt wurde; denn ſein letztes großes Unternehmen, die Ausbeutung der ungeheuren Kohlen- und Salzminen des Herzogs von Hamilton zu Borrowstounneß, ſchlug fehl und beraubte ihn ſeines ganzen Vermögens; ſelbſt die Etabliſſements zu Preſton-Pans und am Carron gingen verloren. Von einer geringen Penſion ſeiner großmüthigen Gläubiger brachte R. die letzten 20 Jahre ſeines Lebens in Dürftigkeit und ſtiller Zurückgezogenheit zu, ein Schickſal, welches er um ſo weniger verdient hatte, als er es nicht verſchuldet. Er ſtarb am 17. Juli 1794. Seine wenigen Schriften ſind nicht von Bedeutung. 22.

Röderer (Pierre Louis, Graf), Pair von Frankreich und Staatsrath, geb. im Jahre 1754 zu Metz, hatte ſich bereits als Mitglied des Parliaments ſeiner Vaterſtadt (ſeit 1779) durch Anhänglichkeit an die revolutionairen Ideen ausgezeichnet und wurde daher im Jahre 1789 als Deputirter in die conſtituirende Verſammlung geſandt. Hier zeigte er ſich, obwohl mit ziemlicher Mäßigung, als Gegner der Regierung und des Königs, benahm ſich aber übrigens damals ſchon höchſt zweideutig und erſchien bei Anläſſen verſchiedener Art als klug berechnender Egoiſt, das, was er immer war und jetzt noch iſt. Nach dem Grundſatze der Nichtwiederwählbarkeit von der zweiten Verſammlung ausgeſchloſſen, hatte er ſich das einträgliche Amt eines Syndicats-Procurator des Generalconſeils des pariſer Departements reſervirt und erwarb ſich als ſolcher am 10. Aug. 1792, ſtatt die Tuilerien zu vertheidigen, das höchſt zweideutige Verdienſt, den König zur Flucht in die Mitte der Nationalverſammlung bewogen zu haben. Später als er den König rettungslos verloren ſah, zugleich aber bemerkte, daß ſich auch die Sympathie für Egalité, deſſen Anhänger er ins Geheim war, verloren hatte, wagte er kurzen, aber erfolgloſen Widerſtand und mußte zufrieden ſein, daß es ihm gelang in ſeinen

Verſtecken den Nachſtellungen Robespierre's zu entgehen. Nach dem Sturze der Terroriſten fand ſeine Feder in den Journalen reichliche Beſchäftigung, ohne daß er jedoch eine entſcheidende Farbe annahm; ſpäter aber ſchloß er ſich der dem Directorium entgegenarbeitenden Partei an und nahm Theil an der Umwälzung vom 18. Brumaire, ward zur Belohnung Staatsrath und im Jahre 1802 nach kurzer Verwaltung des Miniſterium des Unterrichts Mitglied des Senats. Als Joſeph Napoleon im März 1806 den Thron Neapels beſtiegen hatte, übernahm R. auf einige Zeit das Finanzminiſterium Neapels, worauf er ſeiner angeblichen Verdienſte wegen in den Grafenſtand erhoben wurde. Seit 1810 war er Adminiſtrator des Großherzogthums Berg und während der hundert Tage vollzog er, zum Pair ernannt, eine Miſſion Napoleon's in die ſüdlichen Departements. Die zweite Reſtauration beraubte ihn aller Ämter und Würden und wenig beachtet lebte ſeitdem R. nur mit literäriſchen Arbeiten beſchäftigt bis zur Julirevolution, die ihm wieder aus dem Hintergrunde hervorzutreten geſtattete. Nahm er auch ſeines vorgerückten Alters wegen an den Staatsangelegenheiten keinen directen Antheil, ſo wußte er doch einen Platz in den näheren Umgebungen des Königs zu erhalten und ließ ſich ſogar von ſeiner Dienſtfertigkeit hinreißen ſeinen Namen zu der in den erſten Monaten des Jahres 1835 erſchienenen Schrift: „Adreſſe eines Conſtitutionellen an die Conſtitutionellen" herzugeben, worin die Tiers-Partei ſowohl wie die doctrinaire Partei hart angegriffen und eine durch gefügige Miniſter begünſtigte Alleinregierung des Königs empfohlen wurde. Wahrſcheinlich macht dieſe Schrift den Beſchluß ſeiner nicht eben rühmlichen politiſchen und ſchriftſtelleriſchen Laufbahn. Was ſeine Schriften insbeſondere betrifft, ſo möchten ſeine Beiträge zur Geſchichte Ludwig's XII. und Franz I. wohl noch den meiſten Werth haben. 22.

Röhr (Johann Friedrich), einer der aufgeklärteſten Theologen und vorzüglichſten Kanzelredner der neuern Zeit, wurde am 30. Juli 1777 zu Roßbach bei Naumburg als Sohn eines Landmanns geboren. Tüchtig vorbereitet auf der Fürſtenſchule Pforte (1790—1796) widmete er ſich in Leipzig den theologiſchen Studien und erwarb ſich in dem Candidatenexamen zu Dresden Reinhard's Gunſt. Hierauf ward er (1802) Hülfslehrer in Schulpforte, 1804 Pfarrer zu Oſtrau bei Zeitz und 1820 Generalſuperintendent, Oberconſiſtorial- und Kirchenrath in Weimar. In demſelben Jahre erhielt er von der Facultät zu Halle das theologiſche Doctordiplom und 1824 das Ritterkreuz, ſpäter das Komthurkreuz des großherzoglichen Falkenordens. Wie R. als hochgeſtellter Kirchenbeamter in ſeinem umfaſſenden Wirkungskreiſe ſich um Kirche wie um Schule vielfach verdient gemacht hat, ſo hat er auch, gleich ausgezeichnet durch Tiefe des Geiſtes als durch gründliche Gelehrſamkeit, als theologiſcher Schriftſteller und namentlich als ſcharfſinniger und conſequenter Vertheidiger des Rationalismus eine große Celebrität erlangt. Dieſe ſeine rationellen Anſichten über das Chriſtenthum hat er namentlich in den „Briefen über den Rationalismus" (Zeitz 1813) mit einer bisher beiſpielloſen Freimüthigkeit ausgeſprochen und fortwährend in der von ihm herausgegebenen „Kritiſchen Predigerbibliothek" (bis jetzt 16 Bde.), vorzüglich bei beſonderen Veranlaſſungen (wie bei Gelegenheit der durch D. Hahn veranlaßten Streitigkeiten), vertheidigt. Sein Urtheil über den chriſtlichen Rationalismus geht aber dahin. Er läugnet nicht das Factum einer außerordentlichen Offenbarung Gottes in der heiligen Schrift, ſondern nur ihre wunderhafte Mittheilung durch Eingebungsglauben; er verweiſt den Menſchen in Beziehung des Findens und Wandelns des Weges zur ewigen Glückſeligkeit nicht an ſeine eigene Vernunft, als die Quelle der höchſten Idee und Wahrheit, ſondern vindicirt ihm nur das Recht und legt ihm die Pflicht auf, das, was die Offenbarung darüber kund thut, nach den religiöſen Principien und Ideen der menſchlichen Vernunft zu prüfen; der Rationalismus opponirt ſich ferner nicht gegen entſchiedene Wahrheiten und Ausſprüche der heiligen

Schrift, ſondern nach unbefangener Entwickelung ihres Inhaltes ſcheidet er das Locale und Temporelle von dem Allgemeingültigen; er verwirft nicht das Poſitive des Chriſtenthums, ſondern ertheilt demjenigen, was das Chriſtenthum über religiöſe Wahrheiten in poſitiver Form ausſpricht, durch vernunftmäßige Begründung die höchſte Gewißheit und Glaubwürdigkeit. — Als Kanzelredner zeichnet ſich R. durch Reichthum der Ideen, wie durch einfache, anſchauliche, Geiſt und Herz anſprechende Darſtellung aus und hat er factiſch den Beweis geliefert, daß der Rationaliſt für die wahren Zwecke des Chriſtenthums eben ſo vortheilhaft wirken könne, als der Supernaturaliſt. Von ſeinen Kanzelreden haben wir, außer vielen einzelnen im Drucke erſchienenen, folgende größere Sammlungen: „Chriſtliche Feſt- und Gelegenheitspredigten, vor einer Landgemeinde gehalten“ (3 Bde. 2. Aufl. Zeitz 1826—1830); „Predigten in der Hof- und Stadtkirche zu Weimar über die gewöhnlichen Sonn- und Feſttagsevangelien“ (Neuſtadt a. d. O. 1822—1826. 3 Bde.); „Chriſtologiſche Predigten“ (Weimar 1831); „Predigten über das neue weimariſche Evangelienbuch“ (Weimar 1832). Noch ſind folgende von R. herausgegebene Schriften zu nennen: „Hiſtoriſch-geographiſche Beſchreibung des jüdiſchen Landes zur Zeit Jeſu“ (Zeitz 1816. 7. Aufl. 1835); „M. Luther's Leben und Wirken, oder kurze Geſchichte der Reformation“ (Zeitz 1818); „Die Jeſuiten als Vermittler einer proteſtantiſchen Kirchenagende“ (Neuſtadt a. d. O. 1825); „Grund- und Glaubensſätze der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche“ (2. Aufl. Neuſtadt a. d. O. 1834); „Magazin für chriſtliche Prediger“ (Hanov. 1828—1836. 9 Bde.), und mit Schleiermacher und Schuderoff: „Magazin von Feſt-, Gelegenheits- und anderen Predigten und kleinen Amtsreden“ (Magdeb. 1823—1828. 6 Bde.). 63.

Röhren oder **Pfeifeln** iſt in der Gärtnerſprache der Ausdruck für eine beſondere Art, Bäume zu veredeln. Sobald nämlich im Frühjahre der Saft vollſtändig in die Bäume getreten iſt, wird die Rinde an einem ſchönen geraden Schoßreiſe mit dem darauf befindlichen Auge und Jahresknoten rings herum, gewöhnlich 2 Zoll lang, abgeſchält und an der Stelle eines gleich ſtarken, ebenfalls friſch und nicht höher abgeſchälten Zweiges am wilden Baume angeſetzt. Dieſe angeſetzten Röhren oder Pfeifen müſſen dann gehörig mit Baſt umwunden und die Schnitte ſorgfältig mit Baumwachs beſtrichen und gleichfalls umwickelt werden. Um das nicht ſeltene Verdorren derſelben zu verhüten, iſt es rathſam, ſie ſo viel als möglich vor der Sonne zu ſchützen. 35.

Roelas (Paul de las), einer der ausgezeichnetſten Maler der ſpaniſchen Schule niederländiſcher Abkunft, wurde im Jahre 1560 zu Sevilla geboren und erhielt den erſten Unterricht von einem geſchickten Maler ſeiner Vaterſtadt. Die außerordentlichen Fortſchritte, die er unter der Leitung deſſelben in kurzer Zeit gemacht hatte, beſtimmten ſeinen Vater ihn zur Vollendung ſeiner Ausbildung nach Italien zu ſenden. Hier vor Allen nahm er ſich Titian zum Muſter, und in der That möchten nur wenige Künſtler ſo tief in den Geiſt dieſes Meiſters eingedrungen ſein, als R., der ſich überdieß noch ſtets von ſklaviſcher Nachahmung fern hielt. Nach ſeiner Rückkehr nach Sevilla trat er in einen geiſtlichen Orden, lebte aber ununterbrochen der Kunſt bis an ſeinen Tod im Jahre 1620 (nach Andern 1625). An den zahlreichen Meiſterwerken R.'s, unter denen vorzüglich ein Johannes der Täufer und Johannes der Evangeliſt, eine Himmelfahrt, ein heiliger Ignaz, der Märtyrer, und Ignaz Loyola, eine Anbetung der drei Weiſen, ein heiliger Joſeph und Joachim und vor Allen eine Apotheoſe des heiligen Iſidor (ſämmtlich zu Sevilla) bemerkt zu werden verdienen, bewundert man außer der correcten Zeichnung und Großartigkeit in der Ausführung beſonders die außerordentliche Schönheit des Colorits, in welchem ihm kein anderer Maler ſpaniſcher Schule gleich gekommen iſt. 36.

Römermonate, ſ. Deutſchland (Bd. III. S. 460).

Römerzahl, ſ. Cyklus.

Römiſche Alterthümer ſind, wie die griechiſchen (ſ. d. Art.), Denkmäler I. der römiſchen Bildhauerei, II. der Steinſchneidekunſt, III. der Malerei, IV. der Baukunſt, V. von Inſchriften und VI. von Münzen. Was nun I. die Denkmäler der römiſchen Bildhauerei (ſ. d. Art.) anlangt, ſo befinden ſich die Kunſtwerke, die uns noch aus der Römerzeit erhalten ſind, in den Antikenſammlungen zu Rom im Vatican, im Capitol, im Palaſte und in der Villa Giuſtiniani, in den Paläſten Farneſe, Barberini, Mattei, Maſſimi, Albani und auf den Villen Albani, Borgheſe, Ludoviſi, Pamfili und Medices; in Florenz vorzüglich im Pallaſte Pitti; zu Neapel, wo namentlich die in Herculanum und Pompeji aufgefundenen Statuen geſammelt werden; in Frankreich zu Paris und Verſailles; in England vorzüglich in der gräflich Pembrock'ſchen Sammlung und endlich in Deutſchland zu Wien, München, Berlin und Dresden, zeugen aber auch faſt alle (die hauptſächlichſten derſelben ſind Köpfe von Kaiſern) von der geringen Kraft und Liebe des römiſchen Volks zur Ausübung dieſer Kunſt. Die vornehmſten Kunſtwerke, die uns mit Antiken bekannt machen und größtentheils mit Abbildungen verſehen ſind, ſind: „Raccolta di statue antiche e moderne da Domenico de' Rossi colle sposizioni di P. A. Maffei" (Rom. 1704. Fol. m.); Perrier, „Segmenta nobilium statuarum" (Rom. 1638. Fol.); „Admiranda Rom. Ant. et veteris sculpturae vestigia" a. P. S. Bartolo delin. c. n. Bellorii (Rom. 1699. Fol.); „Recueil des antiquités Egyptiennes, Etrusques, Grecques et Romaines", par Mr. le Comte de Caylus (Paris 1752—1767. 7 Voll. 4.); „Monumenti antichi inediti" da Giov. Vinckelmann (Rom. 1767. 2 Voll. Fol. m.); „Abbildungen der Gemälde und Alterthümer, welche ſeit 1738 zu Herculanum und Pompeji ausgegraben worden ſind, nebſt ihrer Erklärung von C. G. Murr" (Augsburg. 8 Bde. Fol.) u. v. a. Nicht viel mehr Kunſtwerke ſind uns II. als Denkmäler der römiſchen Steinſchneidekunſt erhalten worden, da die Römer die Ausübung auch dieſer Kunſt erſt dann mehr betrieben, als ſie Herren von Griechenland geworden waren. So ſehr übrigens auch, vorzüglich in der ſpätern Römerzeit, die vornehmen Römer die geſchnittenen Steine ſchätzten und oft zu beiſpielloſem Preiſe bezahlten, ſo bleibt doch das Verdienſt der Römer um die Fortbildung dieſer Kunſt ſehr gering, da die beſten Meiſter, die in Rom hierin arbeiteten, meiſtentheils geborene Griechen waren. Römiſche Manier in der Zuſammenſtellung und römiſche Bekleidung ſind die Hauptkennzeichen dieſer geſchnittenen Steine. Unter den alten Sammlungen geſchnittener Steine waren die berühmteſten die des Mithridates, welche Pompejus auf dem Capitol aufſtellte; die des Scaurus, Sulla's Stiefſohn; des Cäſar im Tempel der Venus Genitrix und des Marcellus im Tempel des Apollo. Die am Beſten erhaltenen und geſchätzteſten Gemmen ſind der ſogenannte Siegelring des Michel Angelo, ferner mehrere Köpfe des Auguſtus, Mäcen, Diomedes, Hercules ꝛc.; die größten und berühmteſten Camen aber die ſogenannte gemma Augusta zu St. Geneviève zu Paris, die gemma Tiberiana im kaiſerlichen Muſeum zu Wien ꝛc. (vergl. griechiſche Alterthümer). Ziemlich reichhaltig aber ſind III. die uns erhaltenen Denkmäler der römiſchen Malerei, die man in verſchütteten Gebäuden, Gräbern ꝛc. wieder aufgefunden hat. Die vorzüglichſten ſind: die an der Pyramide des C. Ceſtius gefundenen Gemälde aus Auguſtus' Zeitalter; einige obſchon nicht vollſtändig erhaltene Gemälde im Palaſte und in den Bädern des Kaiſers Titus (von denen ſich einige jetzt im Escuriale befinden); mehrere andere Gemälde in römiſchen Paläſten, z. B. Farneſe, Maſſimi, Barberini, Pitti ꝛc., vorzüglich aber die in der Gruft der Naſonen im Jahre 1675 entdeckten, worüber man vergl. die Schrift: „Picturae antiquae cryptarum Romanarum et sepulcri Nasonum" (Rom. 1738. Fol.). Vergl. auch Graevii „Thes. Ant. Rom." (T. XII. p. 1021). Vor Allem aber ſind die koſtbaren Malereien zu erwähnen, die man in reicher Aus-

wahl zu Herculanum und Pompeji aufgefunden hat und die jetzt meiſtens in Neapel aufbewahrt ſind. Vergl. „Le Pitture antiche d'Ercolano — con qualche spiegazioni (di Pasquale Carcani)“ (Neap. 1757 sq.). Noch bedeutendere Überreſte aber ſind uns IV. von der altrömiſchen Baukunſt erhalten worden. Obſchon dieſe Kunſt anfangs unter den Römern wie überhaupt in Italien auf originelle Weiſe geübt wurde, ſo verlor ſich dieſes allmählig, als die Römer mit den Griechen in nähere Verbindung kamen und der Luxus in Rom mehr ſtieg. Es bildete ſich nun der römiſche Geſchmack nach dem der Griechen und noch ſind uns die herrlichſten Gebäude aus dieſer Zeit erhalten, die uns genugſam beweiſen, wie weit in dieſer Beziehung die Römer vorgeſchritten waren. Die vorzüglichſten Gebäude ſind in Rom das Pantheon, viele prächtige Säulengänge, der Tempel der Veſta, die Moles Hadriani (die jetzige Engelsburg), das Amphitheater vom Kaiſer Veſpaſian, einige Reſte von den Theatern des Pompejus und Marcellus, Waſſerleitungen, Bäder, Triumphbogen, Brücken, Grabmäler ꝛc. Beſchreibungen und Abbildungen liefern folgende Werke: „Descrizione topografica e istorica di Roma antica e moderna, dell' Abbate Ridolfino Venuti“ (Roma 1763. 1766. 3 Voll.); „Le vedute di Roma da Piranesi“ (70 mit dem größten Fleiße gearbeitete Kupfertafeln); „Les plus beaux monumens de Rome“, par Barbault (Paris 1763. 2 Voll. Fol.); „Veteris Latii antiquitatum amplissima Collectio“ (ed. Rid. Venuti. Rom. 1769. 2 Voll. Fol.); ferner ganz vorzüglich: „Raccolta delle più insigni fabriche di Roma antica e sue adjacenze, misurate nuovamente e dichiarate“, da G. Valadier, illustrati con osserv. antiquarie da F. A. Visconti ed incise da V. Feoli (Roma 1813 sqq. Fol.) und endlich unter noch vielen anderen: C. Fea, „Nuova descrizione di Roma“ (Rom. 1820. 3 Voll. 12.). Faſt unzählig ſind aber V. die uns erhaltenen römiſchen Inſchriften. Die älteſten und berühmteſten ſ. unter dem Art. Inſchrift. Viele andere, obſchon jüngere Inſchriften finden ſich noch auf Säulen, Grabmälern, Altären, Gefäßen, Statuen, in Tempeln und anderen Gebäuden. Hauptwerke endlich, worin Inſchriften geſammelt und copirt ſind, ſind: Jani Gruteri „Inscriptiones antiquae totius orbis romani“, notis Marquardi Gudii emendatae, cura Jo. Ge. Graevii (Amst. 1707. Fol.) und Orelli „Inscriptionum latin. selectarum ampliss. collectio“, c. ined. J. Casp. Hagenbuchii suisqu. adn. ed. (Turici 1828. 2 Voll.). Außer dieſen größeren Sammlungen ſind viele einzelne Inſchriften ſowohl in Zeitſchriften als auch beſonders bekannt gemacht und zum Theil mit großer Gelehrſamkeit erklärt und ergänzt worden. Was endlich VI. die uns erhaltenen römiſchen Münzen anlangt, ſo iſt die Zahl derſelben ebenfalls ziemlich bedeutend, obſchon auch ſo manche unächte für ächte angeſehen werden mögen. Wir beſitzen ſo nicht nur noch eine ziemliche Anzahl numi consulares, d. h. Münzen, welche während der Zeit der Republik geſchlagen wurden, ſondern auch noch viele aus der Kaiſerzeit; von denen jedoch diejenigen, die unter Otho, Pertinax, Gordianus, Africanus und Peſcennius Niger geſchlagen wurden, am ſeltenſten ſind. Gold und Silber iſt das gewöhnliche Metall; doch ſind uns auch ſehr viele Bleimünzen erhalten worden, die aber wahrſcheinlich nur als Münzabgüſſe, Siegel, Amulette ꝛc. zu betrachten ſind (vgl. Ficoroni, „De plumbeis antiquorum numismatibus“, lat. versa a Dom. Cantagallio, Rom. 1750. 4.). Hauptwerke, die theils über Münzenkunde handeln, theils nur Münzen abbilden, ſind: J. Foy Vaillant, „Numi antiqui familiarum Romanarum“ (Amst. 1703. 2 Voll. Fol.); Derſelbe, „Numismata imperator. roman. praestantiora“, ed. Baldini (Rom. 1743. 3 Voll. 4.); „Thesaurus Morellianus, s. familiarum rom. numism. omnia“, c. comm. S. Havercampii (Amst. 1734. 2 Voll. Fol.); J. Jac. Gesneri „Numismata antiqua imperator. rom.“, lat. et graeca (Tiguri 1748. Fol.) ꝛc. Die vollſtändigſten Sammlungen

römiſcher Münzen ſind zu Rom im Vatican, Wien, Paris, Berlin, London, Gotha ꝛc. 20.

Römiſche Curie (curia romana) heißt theils der berathende Senat der Cardinäle, theils das geſchäftsführende untergeordnete Perſonale der päpſtlichen Regierung, alſo die Geſammtheit der päpſtlichen Regierungsbehörden zu Rom, welche allmählig und nach dem Muſter der oberſten Behörden des byzantiniſchen Kaiſerreiches entſtanden im Laufe der Zeit verſchiedene Reformen, namentlich durch Leo X. und Pius IV., erfahren hat. Sie zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, die curia gratiae, welcher die Regierungsſachen, und die curia justitiae, welcher die Juſtizangelegenheiten obliegen. I. Die erſtere beſteht aus folgenden einzelnen Collegien: 1) die Cancellaria romana oder päpſtliche Kanzlei, deren Geſchäfte unter einem Cardinal-Vicekanzler von 12 Referendaren (Abbreviatores) und einer großen Anzahl Schreiber beſorgt werden, hat die Ausfertigung der Bullen, Beſcheide und Decrete zu beſorgen; 2) die Dataria romana aus dem Cardinalprodatarius, der auf die Verleihungs- und Beſtätigungsbullen das Datum ſchreibt, und mehreren Officianten beſtehend, hat die Verleihung geiſtlicher Pfründen und Dispenſationen über ſich und die Einkünfte des Papſtes für Pallien, Spolien, Präbenden, Annaten ꝛc. einzutreiben; 3) die Poenitentiaria romana unter einem Cardinal-Großpönitentiarius, abſolvirt und dispenſirt in ſolchen (geheim gehaltenen) Fällen, bei denen der Papſt ſich das Recht der Abſolution und Dispenſation vorbehalten hat; 4) die Camera romana oder apoſtoliſche Kammer, beſtehend aus dem Cardinal-Camerlengo, einem Auditor, einem Schatzmeiſter und 12 Kammerclericis, hat die Finanzen des Papſtes zu verwalten; 5) das päpſtliche Cabinet, aus dem Cardinal-Staatsſecretair, dem Cardinal-Secretarius brevium und einem Cardinal-Staatsſecretair für das Innere zuſammengeſetzt, hat die inneren und auswärtigen Angelegenheiten des päpſtlichen Staats und der katholiſchen Kirche zu berathen. II. Zur Curia justitiae gehören folgende Collegien: 1) die Rota romana, welche ihren Namen wahrſcheinlich von der auch im Fußboden des Gerichtsſaales mit Marmorplatten bezeichneten Ordnung des Sitzens im Kreiſe hat, beſteht aus 12 Auditoren und iſt der älteſte und oberſte Gerichtshof des päpſtlichen Stuhles, welcher unter Sixtus IV. eine neue Organiſation erhielt; 2) die Signatura di giustizia, ein über Zuläſſigkeit der Appellationen, Delegationen und Recuſationen erkennendes Collegium von 12 ſtimmfähigen Prälaten, an deſſen Spitze ein Cardinal-Präfect ſteht und deſſen Reſcripte der Papſt ſelbſt unterſchreibt; 3) die Signatura di grazia unter perſönlichem Vorſitze des Papſtes für Begnadigung nachſuchende Rechtsſachen. — Über kirchliche Angelegenheiten und Anordnungen von Wichtigkeit, Beatificationen und Kanoniſationen, Ordensſtiftungen ꝛc. werden in den (theils geheimen, theils öffentlichen) Sitzungen (Conſiſtorien) der Cardinäle, in welchen der Papſt in eigener Perſon präſidirt, Beſchlüſſe gefaßt. Für gewiſſe Geſchäfte beſtehen beſondere Congregationen von Cardinälen, welche theils beſtändig ſind, theils nur in beſonderen Fällen zuſammengeſetzt werden. So hat man die congregatio sancti officii s. inquisitionis (ſeit 1542) gegen Irrlehren; die congregatio indicis für die Büchercenſur, die congregatio sacrorum rituum für heilige Gebräuche, congregatio de propaganda fide für Miſſionsanſtalten u. a. m. — Mit dem Ausdrucke *römiſche Curie* bezeichnet man auch oft die päpſtliche Regierung und ihren Geiſt, namentlich in Bezug auf allgemeine Angelegenheiten der Kirche. 63.

Römiſche Literatur. So wie Roms Geiſt und Verfaſſung den Künſten des Friedens und namentlich den zeichnenden und bildenden abhold war und ſein mußte, ſo natürlich war es auch, daß wenigſtens in den Urzeiten Roms ein Römer, wollte er anders ein ächter Römer ſein, allem ſelbſtſtändigen, blos auf das Geiſtige gerichteten Streben abgeneigt blieb, dafür aber ſeine ganze Kraft und Thätigkeit

auf das äußere Weltleben hinlenkte. In dem kriegeriſchen Geiſte und dem Abgeneigtſein der Römer von allem ſchriftlichen Aufzeichnen liegt aber der Grund von der Unſelbſtſtändigkeit der römiſchen Literatur überhaupt; denn hatte der Römer bei ſeinem erſten Auftreten gar keine Literatur, ſo vermochte er auch ſpäter, als ſein Geſchmack verfeinert, ſeine Kenntniß erweitert, ſeine Macht ausgebreitet, ſeine Bekanntſchaft mit anderen Nationen vergrößert und hierdurch ſein Eifer, in keiner Beziehung irgend einem Volke einen Vorzug vor ſich zu geſtatten, regſamer geworden war, neben dem, was er in literariſcher Hinſicht bereits von Anderen und vor Allem den hochgebildeten Griechen als wirklich ſchon geleiſtet und geſchaffen vorfand, etwas Anderes auf ſelbſtſtändige Weiſe zu erfinden, ſondern begnügte ſich nur, ungeachtet ſeines Strebens nach Originalität, mit den Leiſtungen Anderer. Viele haben nun den römiſchen Schriften, als Nachahmungen und Copien der griechiſchen, ſelbſt auch die Originalität und Selbſtſtändigkeit der Form nach abgeſprochen, ja haben zu beweiſen geſucht, daß weder in Proſa noch in Poeſie der Römer in mancher Beziehung höher geſtiegen ſei als der Grieche, allein gewiß einem Jeden, der die beſten literariſchen Arbeiten der Römer geleſen und ausgekoſtet hat, muß eine ſolche Anſicht als grundlos erſcheinen; bei ihr müßte man überhaupt den römiſchen Geiſt, der durch alle römiſche Schriften weht und als römiſcher originell iſt, hinwegläugnen. Eine kurze Überſicht der römiſchen Literatur wird das ausgeſprochene Urtheil rechtfertigen. I. Periode, von den älteſten Zeiten bis auf Cicero. Wenn wir bei einem jeden Volke bei ſeinem erſten Emporkeimen in ſeinen erſten und früheſten Geiſtesproducten Poeſien finden, die, ſo roh ſie auch immer ſein mochten, von Munde zu Munde fortgepflanzt, zwar nicht aufgeſchrieben, aber durch die Tradition ſpäteren Geſchlechtern aufbewahrt wurden und deßwegen wenigſtens mittelbar für die erſten literariſchen Erzeugniſſe des Volkes gelten müſſen, ſo tritt uns auch dieſelbe Erſcheinung bei den Römern entgegen, obſchon ihnen ſelbſt und zwar ſchon in ihrer Blüthezeit alle genauere Kenntniſſe jener frühzeitigen Dichtungen fremd blieb, daher auch wir, da wir noch weit weniger über dieſe erſten Leiſtungen der Römer urtheilen können, die Geſchichte der römiſchen Literatur gewöhnlich erſt mit den Zeiten der puniſchen Kriege beginnen laſſen. Aber deſſenungeachtet ſind uns dieſe älteſten Poeſien der Römer wenigſtens dem Namen nach bekannt. Tiſchlieder, worin ſie bei gemeinſamem frohen Beiſammenſein die Großthaten ihrer nationellen Helden beſungen haben ſollen, und religiöſe, hymnenartige Geſänge (carmina saliaria, axamenta), die in die Zeiten Numa's verſetzt, auch ihm ſogar zugeſchrieben werden und die alle, von Naturdichtern ausgegangen, ihre äußere geregelte Form durch den alten italiſchen, der Proſa nahe verwandten versus saturninus erhielten, waren die erſten, wenn auch noch ſo rohen, Erzeugniſſe der römiſchen Muße, hervorgerufen durch römiſches theils froh, theils ernſt ſich geſtaltendes Leben. Ob freilich ſolche rohe Anfänge auf die Entwickelung einer literariſchen Bildung wirkſam waren, möchte wohl mit Recht bezweifelt werden. Ebenſo erfolglos auf die Bildung der Literatur waren ferner auch die alten italiſchen mimenartigen Luſtbarkeiten, die man dem Landgotte Faunus zu Ehren hielt und wobei der ungebundene Witz im freien Zwiegeſpräche (carmen amoebaeum) ſich ausſprach. Wichtiger dagegen für die Literatur waren gewiß der früh erwachte Sinn der Römer für Sicherung geſellſchaftlicher Verhältniſſe und das daraus entſtehende Bedürfniß ſtereotyper Geſetze, deren Grundlage die ſogenannten commentarii regis Numae und das heilige Recht (indigitamenta) bildeten, als deren Sammler Papirius (um 240 a. u. c.) (jus Papirianum) genannt wird. Allein neben dieſem Streben nach einer feſtſtehenden Rechtsverfaſſung mußte es auch den alten Römern, die auf ihren Staat ſo wie auf ihre Religion ſtolz waren, Bedürfniß ſein, ſowohl die wichtigſten politiſchen als religiöſen Ereigniſſe aufzuzeichnen und ihren Nachkommen zu überliefern. Beiderlei wurden chronikenartig verzeichnet.

Die Libri lintei, Verzeichniſſe der Conſuln und der wichtigſten Vorfälle (vergl. Beaufort, „Sur l'incertit. des prem. siècles, p. 96 sqq.) ſcheinen die älteſten und berühmteſten politiſchen Annalen geweſen zu ſein, wenn man nicht die ebenfalls hierher gehörigen „Libri antiqui foederum“, ferner die ſogenannten „Annales maximi“, „Commentarii pontificum“ oder „Annales pontificum“ für ältere ſchriftliche Documente der Römer halten will. Allein dieſer mehrfachen ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit der alten Römer ungeachtet war doch in dieſen älteſten Zeiten an eine eigentliche Literatur noch nicht zu denken und ſelbſt die ſpätere Aufſtellung der Geſetze der zwölf Tafeln (tabulae decemvirales) ſo wie die Einführung theatraliſcher Scherzſpiele (fabulae Atellanae, ludi Fescennini, ludi Osci etc.) können nur als rohe Anfänge einer geiſtigen Bildung, nicht aber als Producte der römiſchen Literatur gelten. Erſt nachdem die römiſchen Adler über die nördlichen und ſüdlichen Fluren Italiens ihre Flügel ausgebreiteet hatten, nachdem die Römer nach blutigen Kämpfen mit den griechiſchen Städten in Unteritalien den Reiz und die Künſte des griechiſchen Lebens kennen gelernt hatten und dadurch ſo wie dann durch den illyriſchen Krieg mit Griechen in ſo nahe Berührung gekommen waren, daß ihnen ſelbſt Zutritt zu den iſthmiſchen Nationalſpielen (ſ. d. Art. Kampfſpiele der Griechen und Römer) geſtattet wurde, und als man bereits geſehen hatte, was griechiſcher Geiſt und griechiſche Sprache zu leiſten vermochten, fing man endlich an auch der römiſchen Sprache einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken und Geſchmack an gelehrten und edelen Beſchäftigungen des Geiſtes zu finden. Allein auch jetzt noch hielt eine ſolche Beſchäftigung ein ächter Römer ſeiner für unwürdig; ihm galt die Waffe und die offene Feldſchlacht für das Höchſte. Alle Geiſtesbeſchäftigung überließ er ſeinen unter hartem Joche lebenden Sklaven; daher nun auch, als griechiſcher Kunſtſinn auf Roms Boden Wurzeln zu ſchlagen anfing, nur ſolche Leute daran Gefallen fanden, die den Feldzügen im ſüdlichen Italien beigewohnt, dort griechiſches Leben und griechiſche Literatur kennen gelernt und für dieſelbe eine Vorliebe erhalten hatten und nun mit den Kriegerſchaaren nach Rom zurückgekehrt die Liebe zu griechiſcher Kunſt nährten und ihre Kenntniß griechiſcher Muſterſchriften zu erweitern ſuchten. So kam es denn auch, daß derjenige, mit dem die römiſche Literatur eigentlich beginnt, ein griechiſcher Sklave aus Tarent, Namens Livius Andronicus, war, der um 240 v. Chr., a. u. c. 514 lebte und griechiſche Meiſterwerke, wie die Odyſſee des Homer, vor Allem aber griechiſche Trauerſpiele in die römiſche Sprache überſetzte. Auf ihn folgte als glücklicher Bearbeiter der noch ungelenken Sprache Cn. Naevius aus Campanien, ebenfalls durch griechiſche Schriften gebildet. Auch er überſetzte griechiſche Trauerſpiele und Luſtſpiele in die römiſche Sprache, büßte aber ſeinen Verſuch, die Perſönlichkeiten der griechiſchen Komödie nach Rom zu verpflanzen, durch das Exil nach Utica. Um dieſelbe Zeit, während des zweiten puniſchen Krieges, unternahmen es jedoch ſchon einzelne Männer, wie Q. Fabius Pictor, L. Cincius Alimentus, L. Calpurnius Piſo u. A. in Proſa chronikartige Geſchichtswerke zu ſchreiben, bei denen aber ſchon Cicero den Mangel an hiſtoriſcher Kritik ſo wie an Reinheit des Styls auf das Nachdrücklichſte tadelt. Für den Vater der römiſchen Literatur gilt erſt der mit vielfältigem Wiſſen und poetiſchem Talente ausgerüſtete A. Ennius aus Rudiä in Calabrien (geb. 515 = 239, geſt. 585 = 169), deſſen poetiſche Beſtrebungen ſich ſchon auf mehrere Dichtungsarten bezogen. Er ſoll 23 dem Euripides nachgebildete Trauerſpiele geſchrieben, außerdem aber ſich auch im Luſtſpiele verſucht haben. Größeren Ruhm aber erwarb er ſich durch eine neue Dichtungsart, durch die ſogenannten Saturae, Gedichte in mannigfaltigen Versmaßen über römiſche Gegenſtände, den größten Ruhm durch ſeine Annales, ein vielleicht aus mehr als 18 Büchern beſtehendes epiſches Gedicht über Roms Geſchichte, worin er zuerſt den Hexameter ausbildete. Allein aller dieſer Leiſtungen ungeachtet vermochte doch auch

Ennius noch nicht dem ungebildeteten Geſchmacke ſeiner Zeit eine beſſere Richtung zu geben; und dabei fand er, da er immer noch den größten Fleiß auf die Ausbildung der Tragödie wendete, auch lange nicht den Beifall, den er hätte finden können. Bei den großen Anſtrengungen im öffentlichen Lehren wollte der Römer nicht tragiſche Vorſtellungen, ſondern forderte eine erheiternde Unterhaltung; daher auch des Ennius Zeitgenoſſen, Plautus und Cäcil. Statius, als Komödiendichter mit ihren Poeſien bei Weitem mehr Anklang fanden. Erſterer (geſt. 570) erwarb ſich nicht unbedeutendes Verdienſt dadurch, daß er griechiſche Komödien auf eine ſeiner ſich ſehr zum Luxus hinneigenden Zeit angemeſſene Weiſe in das Römiſche übertrug und in der Sprache ſich rühmlichſt vor ſeinem Vorgänger auszeichnete. Indeß waren aber doch auch ſeine Arbeiten nicht ſelbſtſtändige, ſondern nur griechiſchen Originalen nachgebildete Erzeugniſſe und ſind, wie wir aus den 20 uns noch erhaltenen Stücken genugſam erſehen können, zwar voll von ächtkomiſcher Laune, aber dabei auch von ſchmutzigen und unedlen Witzen. Letzterer dagegen (Cäcilius Statius) arbeitete vorzüglich nach Menander, wurde aber ſchon von ſeinen Zeitgenoſſen wegen ſeiner incorrecten Sprache hart getadelt. Wenigſtens genannt zu werden verdient auch aus dieſer Zeit als Statius' Zeitgenoſſe Fabius Doſſenus, da er die Eigenthümlichkeit hatte, daß er ſeinen Stoff meiſtens aus dem niedern Volksleben entlehnte und dadurch dem großen Haufen gefiel. Hierdurch und am meiſten durch das öffentliche Aufführen jener dramatiſchen Kunſtwerke ward aber der Geſchmack der Römer an griechiſchen Werken immer größer und gar bald fanden es auch die vornehmſten Römer nicht mehr unter ihrer Würde, ſich mit den ſchönen Wiſſenſchaften zu beſchäftigen. Das deutlichſte Beiſpiel von dieſer Erſcheinung liefert M. Cato Cenſorius, der das Studium der griechiſchen Literatur, das durch epikuriſche Philoſophen, ſo wie durch griechiſche Redekünſtler noch mehr Nahrung in Rom erhalten hatte, dadurch zu untergraben ſuchte, daß er es als Cenſor durchſetzte, daß griechiſche Philoſophen und Rhetoriker ihres, wie er meinte, verderblichen moraliſchen Einfluſſes wegen öffentlich aus Rom vertrieben, ja ſelbſt ſtehende Theater verboten wurden. Allein die vertriebenen griechiſchen Redekünſtler waren die athenienſiſchen Geſandten Karneades (Akademiker), Kritolaos (Peripatetiker) und Diogenes (Stoiker), und die nach Macedoniens Fall nach Italien wandernden 1000 Achäer, die 17 Jahre lang hier in Gefangenſchaft lebten, wirkten nur zu ſehr auf die immer weitere Verbreitung griechiſcher Wiſſenſchaft und griechiſcher Literatur. Daher kam es auch, daß nicht nur dieſe Maßregel des Cato, ſondern auch die Vertreibung der neu entſtandenen lateiniſchen Rhetoren (161 v. Chr.) ganz fruchtlos blieb. Die Liebe zu griechiſcher Bildung war ſchon zu weit verbreitet, die freundſchaftlichen Verhältniſſe, die jetzt ſchon zwiſchen vornehmen Römern und in Rom und Italien lebenden Griechen beſtanden, z. B. zwiſchen Scipio Ämilianus und dem griechiſchen Philoſophen Panätius und dem Hiſtoriker Polybius, waren ſchon zu eng geſchloſſen, als daß eine ſolche Maßregel hätte wirken können; ja die Folge von Cato's Widerwillen gegen griechiſche Literatur war am Ende, daß literariſche Arbeiten ſodann nicht mehr von Sklaven und Leuten niederer Herkunft, ſondern ſelbſt von Großen und vornehmen Römern unternommen wurden, die Gelegenheit gehabt hatten, ſich mit griechiſchen Meiſterwerken bekannt zu machen, und jetzt in vaterländiſcher Sprache Ähnliches zu leiſten ſuchten. So ward jetzt C. Lucilius, ein römiſcher Ritter, der den Geiſt ſeiner Zeit, der immer genußſüchtiger wurde und ſich in einem unmäßigen Luxus kund gab, ganz richtig aufgefaßt hatte, der Schöpfer der den Griechen als beſondere Dichtungsart unbekannten Satyre, wobei er ſich nach dem Urtheile gleichzeitiger Schriftſteller durch Natürlichkeit, Fülle und Schärfe, treffende Beobachtung des Lebens rühmlich auszeichnete, wenn auch ſeine Sprache immer noch mit Griechiſchem gemiſcht auch die poetiſche Form des von ihm eingeführten Hexameters nicht geſchloſſen genug war. Noch weit mehr

leiſtete der mit P. Cornel. Scipio Africanus und C. Laelius in engſter Freundſchaft lebende P. Terentius aus Carthago, der durch ſeine glückliche Nachbildung und Bearbeitung Menander'ſcher Stücke die römiſche Komödie zu einer noch nie geſehenen Vollkommenheit brachte. Wie treu ſeine Schilderungen griechiſcher Charaktere ſind (daher comoediae palliatae) und wie rein ſeine Sprache iſt, beweiſen hinlänglich ſeine noch übrigen 6 Komödien, die voll von Witz und komiſcher Laune dem Terentius bis auf unſere Zeiten den Ruhm eines Muſterſchriftſtellers erhalten haben. Römiſche Charakterſchilderungen (daher comoediae togatae, tabernariae, praetextatae) gab gleichzeitig mit ihm Lucius Afranius in ſeinen dramatiſchen Nachbildungen des Menander. Leider iſt uns aber von ihm nichts erhalten. Zu gleicher Zeit erreichte die römiſche Tragödie ihre höchſte Ausbildung durch M. Pacuvius aus Brunduſium, ausgezeichnet durch Würde und Erhabenheit, und durch L. Attius, geſchätzt wegen ſeiner Begeiſterung, aber getadelt wegen der Härte ſeiner Sprache. Mit dieſen beiden Männern erſtarb die römiſche Tragödie wegen Mangel an allgemeiner Theilnahme. Dagegen aber ſproßten jetzt, wo das politiſche Leben die Thatkraft und den Geiſt der Römer immer mehr in Anſpruch nahm, andere Zweige der Literatur herrlich hervor, die Rechtsgelehrſamkeit und Beredſamkeit. Leider ſind uns die erſten durch ihre Schriften ausgezeichneten Juriſten Roms faſt nur ihrem Namen nach bekannt, denn faſt alle ihre ſchriftliche Erzeugniſſe haben die Stürme der Zeit vernichtet. Zwar ſchon frühzeitig förderte nämlich das von Flavius begründete Jus Flavianum wenigſtens einigermaßen die Rechtswiſſenſchaft, allein dennoch gilt S. Älius Paetus, Zeitgenoſſe des Ennius, als wirklicher erſter römiſcher Juriſt; ihm folgte P. Muc. Scävola, Pontifex maximus, der zugleich der Begründer des jus pontificum wurde. Durch dieſe Vorarbeiten aber entwickelte ſich nach und nach die geregelte Rechtskenntniß immer mehr und ward die Vorläuferin der öffentlichen Beredſamkeit. Indeß kennen wir auch die erſten Redner blos den Namen nach; es ſind dieß M. Cato, A. Poſthumius Albinus, M'. Manilius, die beiden Gracchen u. A. m. Durch die Leiſtungen in Proſa aber war auch der Geſchichtſchreibung die Bahn gebrochen und gleichzeitig mit dem Erblühen der Rechtswiſſenſchaft und Beredſamkeit erhoben ſich auch die erſten römiſchen Geſchichtsſchreiber: L. Calpurnius Piſo Frugi, nach dem Urtheile Cicero's noch ſehr nüchtern, C. Fannius, P. Rutilius Rufus, zu ſeiner Zeit berühmt als Selbſtbiograph, C. Sempronius Aſſellio, A. C. Licinius, Cölius Antipater, C. Cornelius Sulla u. m. A. Leider haben uns die Stürme der Zeit nichts von ihnen erhalten. Die Beredſamkeit mußte ſich jedoch im Laufe der Zeit immer mehr heben, da ſie die größte Bedeutſamkeit auf das Staatsleben äußerte und ſowohl durch den Unterricht der Rhetoren, als durch Erfahrung auf dem Forum an innerer Feſtigkeit und Ausbildung gewann. Die Namen der Männer, die ſich hauptſächlich Verdienſte in dieſer Beziehung erwarben, waren M. Antonius, L. Licinius Craſſus, C. Cotta, S. Sulpicius, vor allen aber Q. Hortenſius u. A., bis endlich der Mann erſtand, der in ſeinen Reden ſelbſt mit Demoſthenes wetteifert. — II. Periode. Von Cicero bis auf den Tod des Auguſtus (106 vor Chr. bis 14 nach Chr.). Cicero, durch ein eifriges praktiſches Studium der griechiſchen Beredſamkeit und Philoſophie, ja durch alle griechiſche Künſte und Wiſſenſchaften hochgebildet, ließ nicht nur alle bisherige Redner weit hinter ſich zurück, ſondern war auch der Erſte, der die hohe Bildungsfähigkeit der römiſchen Sprache erkannte und mit der ſeltenſten Kraft eine bis dahin ungekannte Sprache der Philoſophie ſchuf, während er auf der andern Seite durch weitere Einführung und Begründung des sermo urbanus, als ausſchließliche Schriftſprache der Proſa, im Gegenſatze zu dem sermo rusticus, wohlthätig auf das Gedeihen der römiſchen Literatur einwirkte. Ohne uns hier jedoch auf ſeine einzelnen Schriften einlaſſen zu können (ſ. d. Art. Cicero), ſprechen wir hier nur von ſeinem Verdienſte, das er in der verſchie-

denſten Beziehung um die literariſche Bildung ſeiner Zeit ſich erwarb. Obgleich auch er, und dieß hatte ſeinen Grund in ſeiner griechiſchen Bildung, in ſeinen Reden Manches aus griechiſchen Muſtern entlehnte, ſo iſt er doch als Redner originell und wahrhaft groß und daſſelbe Originelle, wobei man jedoch immer den Redner wieder erkennt, findet ſich auch in ſeinen rhetoriſchen und philoſophiſchen Schriften, ſo wie in ſeinen Briefen. Im Cicero ſchien der Mann erſtanden zu ſein, der es vermochte, faſt einen jeden Zweig der Literatur auf römiſche Weiſe zu bearbeiten; denn nicht nur, daß er durch ſeine perſönlichen Schriften bisher noch ſo gut wie ganz unbearbeitete Zweige der Literatur auf römiſchen Grund und Boden verpflanzte, ſondern er war dabei auch Dichter und ſoll namentlich ſich im Drama verſucht haben. Leider ſind uns ſeine poetiſchen Erzeugniſſe alle verloren gegangen. Durch Cicero aber war auf einmal dem römiſchen Geiſte die Bahn gebrochen und eine freiere Bewegung gewonnen; nach ihm erſtanden eine Menge Männer, die es bewieſen, was auch eines Römers Geiſt zu leiſten vermöchte und wie auch neben griechiſchen Kunſtwerken römiſche Schriften als Ideale von Geiſtesproducten betrachtet werden könnten. Den durch Cicero begründeten geregelten Sprachgebrauch aber trugen nun andere ihm folgende Schriftſteller mit mehr oder minderem Gelingen auf ihre Producte über, und ſo kam es, daß neben der Beredſamkeit auch die Geſchichtſchreibung in dieſer Zeit eine Ausbildung erhielt, wie noch nie zuvor. Redner und Geſchichtſchreiber zugleich, und zwar in derſelben Originalität und Selbſtſtändigkeit wie Cicero, war **Julius Cäſar**, der vielleicht als Redner gleichen Ruhm wie Cicero erreicht hätte, wenn ihn nicht ſein kriegeriſcher Geiſt auf eine andere Bahn geleitet hätte, wodurch er Muſterſchriftſteller in der geſchichtlichen Darſtellung wurde, der ſich außerdem noch dadurch einen hohen Vorzug erwarb, daß er in ſeinen Schriften die römiſche Sprache auf eine in der That bewunderungswürdige Weiſe verbeſſerte und reinigte. Einen ſprechenden Beweis dieſes dem Cäſar ertheilten Lobes liefern ſeine uns erhaltene Schriften, namentlich die Bücher de bello gallico und civili. Indeß bearbeitete auch er andere Zweige der Literatur, die, wenn ſie nicht verloren gegangen wären, ohne Zweifel unſer Urtheil noch mehr beſtätigen würden. Nur ein einziger in derſelben Zeit lebender Schriftſteller Roms kann hinſichtlich des Verdienſtes um die Ausbildung der Sprache, nicht aber hinſichtlich ſeines Inhalts dem Cäſar an die Seite geſtellt werden: **Cornelius Nepos**, von deſſen vielen Schriften uns leider nur ſeine Lebensbeſchreibungen berühmter Feldherren erhalten ſind. Dennoch aber kann auch er ſo wie Cäſar noch nicht als Muſter eines Geſchichtſchreibers angeſehen werden; als erſter eigentlicher Hiſtoriker in der durchdachten Entwicklung und Darſtellung der Ereigniſſe, in gut gewählter, lebendiger, gedrängter und dennoch leicht verſtändlicher und überhaupt dem Gegenſtande vollkommen angemeſſener alterthümlicher Sprache, worin man mit Unrecht eine Ungelenkigkeit hat finden wollen, erſcheint **C. Saluſtius Crispus**, von denen uns die beiden kleinen Schriften „Bellum Catilinarium und Bellum Jugurthinum“ erhalten ſind. Salluſt's Schriften ſind eines der ſchönſten Denkmäler römiſcher Muße. Seine Seele war ganz von der Idee des Ruhmes, von leidenſchaftlicher Liebe zur Unſterblichkeit des Namens erfüllt und in dieſer Leidenſchaftlichkeit mögen vielleicht auch die Fehler und Laſter, die ihm vorgeworfen werden, ihre Quelle gehabt haben. Als Schriftſteller ſteht er eigenthümlich da und das Bild ſeines eigenen geiſtigen Lebens ſpiegelt ſich ziemlich hell in ſeinen Schriften ab, in denen er als der kräftigſte Römergeiſt erſcheint, deſſen Handeln ſtets von dem ernſten Willen abhing und der ſtets ſeine Selbſtſtändigkeit bewahrte. Neben ihm werden uns als gute Geſchichtſchreiber jener Zeit noch **L. Sirenna**, **Lucceius**, **Serv. Sulpicius Rufus** u. m. A. genannt, allein wir übergehen dieſelben, da wir ſie nur ihrem Namen und Ruhme nach kennen. Neben dieſen trefflichen Leiſtungen aber erſchien zu derſelben Zeit das Feld der Poeſie ganz verödet, da ſie ſich weder ihrem Gehalte

noch ihrer Form nach über die Leiſtungen früherer Zeiten zu erheben vermochte. Die Mimen, beluſtigende Darſtellungen aus dem Kreiſe des gewöhnlichen Lebens und durch Scherze erheiterte Sittengemälde, waren damals eine beliebte Schauſpielgattung, bei deren Aufführung keine Masken gebraucht wurden. Mattius, Decimus Laberius und Publius Syrus werden als die vorzüglichſten Mimendichter genannt; dagegen fand die dramatiſche Dichtkunſt in dieſer Zeit nur einzelne wenige Bearbeiter, wie Clodius Äſopus und A. Roscius; wenn auch dieſelben in weit höherem Anſehn und größerer Achtung ſtanden, als die Bearbeiter aller anderer Dichtungsarten. Dagegen erwarb ſich durch eine neue begründete Dichtungsart, das bidaktiſche Epos, Lucretius Carus (ſtarb 51 v. Chr.) über „Die Natur der Dinge" (de rerum natura), nach den Lehrſätzen des griechiſchen Philoſophen Epikur, einen bleibenden Ruhm. Auch fand die lyriſche Poeſie zu gleicher Zeit einen ziemlich guten Bearbeiter an C. Valerius Catullus aus Verona (ſtarb 47 vor Chr.). Denn obgleich ihm Tiefe der Gedanken abgeht, ſo zeichnet er ſich doch in freier und natürlicher Auffaſſung des Lebens, ſo wie durch die Einführung der verſchiedenartigſten Versmaße vortheilhaft vor ſeiner Zeit aus. Allein zu derſelben Zeit, wo Catullus lebte und blühte, ward die römiſche Republik zu einer Monarchie. Daß eine ſo bedeutende Veränderung auch mächtig auf das literäriſche Leben der Römer einwirken mußte, leuchtet ein. Vor Allem erlitt die Beredſamkeit dadurch einen nicht geringen Abbruch; ſie ward aus der Öffentlichkeit der Staatsverhandlungen auf das engbegrenzte Gebiet der Privatproceſſe und in die Rhetorenſchulen zurückgedrängt, wo man nach dem Vorgange der Griechen Reden über die verſchiedenſten Gegenſtände ausarbeitete. Als die beſten derartigen Redner werden uns M. Valerius Meſſala Corvinus, Caſſius Severus u. m. A. genannt. Einen noch weit empfindlicheren Stoß aber erhielt durch die Einführung der Alleinherrſchaft die Geſchichtſchreibung, da ſeit dieſer Zeit man mit nur zu großer politiſcher Vorſicht und Klugheit zu Werke gehen mußte. Beweis dafür liefert Tit. Livius aus Padua (geb. 58 vor Chr., geſt. 19 nach Chr.). Denn wenn derſelbe wegen ſeiner ruhigen, mit wohlgemeſſener oratoriſcher Kunſt geſchmückten Sprache, wegen ſeiner trefflichen Darſtellung und wegen ſeines Strebens, durch Hervorhebung aller Sittenſtrenge und Thatkraft auf die Sittlichkeit ſeiner Zeit zu wirken, auch noch ſo großes Lob verdient, ſo iſt doch in ſeinem ganzen uns erhaltenen hiſtoriſchen Werke jene politiſche Vorſicht, mit der er theils alles der Alleinherrſchaft Anſtößige zu beſeitigen ſucht, theils die ganze Geſchichte den damaligen Zeitumſtänden gemäß behandelt und welcher faſt durchgängig eine tiefgreifende Sichtung fremd bleibt, genauer zu erkennen. Aber eine weit glücklichere Zeit als für die Hiſtoriographie und Beredſamkeit erblühte jetzt unter den neuen Staatsverhältniſſen der Rechtswiſſenſchaft, deren vorzüglichſte Bearbeiter Caj. Trebatius Teſta, P. Alpheus Varus, A. Antiſtius Labeo u. A. m. geweſen ſein ſollen, und daneben den grammatiſchen und antiquariſchen Studien, weil dabei die Freiheit von politiſcher Thätigkeit, die oft zum Verderben führte, am gewiſſeſten war. Die grünendſten Zweige aber trieb endlich in dieſer Zeit, wo die römiſchen Adler ihre Flügel unter dem Scepter des Auguſtus ſinken ließen, die in friſcher Kraft erwachte Poeſie. Früher nur als Mittel betrachtet, müßige dem politiſchen Leben abgewonnene Stunden auszufüllen, diente ſie jetzt dazu, ſich die Gunſt des Kaiſers und der vornehmſten Römer zu erwerben und ward in den verſchiedenartigſten Gattungen getrieben. Warum hätte dieß auch nicht erfolgen ſollen zu einer Zeit, in welcher ein Aſinius Pollio und ein Maecenas lebte, deren Häuſer und reichbeſetzte Tiſche alle Dichter und Kunſtkenner zu frohem Lebensgenuſſe einluden? So ſang jetzt unter dem Schutze des Octavianus P. Virgilius Maro, verſchaffte der epiſchen und didaktiſchen Poeſie die höchſte Vollendung, gab in ſeiner Äneis den Römern ein ächtes Nationalepos, in ſeinen Eklogen eine im ächt römiſchen Geſchmacke gearbeitete Nachbil-

dung griechiſcher Poeſien und in ſeinem Lehrgedichte von der Landwirthſchaft ein Muſter der didaktiſchen Dichtkunſt. Ward dem Virgil ſchon zu ſeiner Zeit ein wohlverdienter Sängerruhm zu Theil, der ihm ſelbſt ſein unter dem Triumvirat verlorenes Landgut wieder verſchaffte, ſo müſſen wir auch in ihm noch einen der beſten römiſchen Dichter bewundern, der, wenn er auch hinter ſeinem ſich gewählten Muſter, den Homer, wegen ſeiner ſich nicht natürlich gleichbleibenden und nicht tief gefühlten poetiſchen Sprache, zurückblieb, dennoch durch ſeine gefällige und gleichmäßig durchdachte Kunſtform im poetiſchen Rhythmus ſo wie durch Eleganz der Sprache ſich rühmlichſt auszeichnete. So ſang ferner in dieſer Zeit Q. Horatius Flaccus, der durch die Freundſchaft von Mäcen mit den mächtigſten und geiſtreichſten Männern der damaligen Römerwelt in Verbindung gekommen auf ſeinem Sabinum in jenen glücklichen Verhältniſſen leben konnte, die allein dem ächten Dichtergeiſte eine nie verſiegende Quelle öffnen. Von der Natur mit einem heitern und lebendigen Geiſte ausgerüſtet, das Leben in ſeinen verſchiedenſten Beziehungen kennend und alle Eigenſchaften, welche die damalige in verfeinerter Genußſucht verſunkene Zeit verlangte, in ſich vereinigend, ward er durch ſeine Poeſien, in denen allen wir ſeine Vertrautheit mit dem Leben wiederfinden, ſchon Liebling des römiſchen Hofes auch Liebling der Muſen. Vor Allem aber verdient er Beachtung als Satyriker, als welcher er mit meiſterhaft gebildeter Sprache mit lebendigem Geiſte und überſprudelndem Witze die Schwächen und Thorheiten der Menſchen charakteriſtiſch ſchildert und ſich als wahren Menſchenkenner kundgibt. Ein gleicher Geiſt weht durch ſeine Epiſteln, die wie die Satyren in ſokratiſcher Manier geſchrieben einen reichen Schatz von Lebensweisheit und ein treues Bild des damaligen höhern Lebens in Rom darbieten, und endlich auch durch ſeine Oden, in denen er die lyriſche Poeſie in die römiſche Literatur einführte, wenn auch dieſelben nicht ſowohl als Erzeugniſſe eines hohen Schwunges der Phantaſie, als vielmehr einer mit dem Leben vertrauten, reichgebildeten und von der größten Ruhe des Geiſtes beherrſchten Sinnlichkeit gelten können. Und wie ſchon in dieſen Dichtungsarten originell, ſo erhob er ſich endlich auch in ſeinen Epoden, eine Nachbildung der archilogiſchen Epoden, bei der Nachahmung zur höchſten Selbſtſtändigkeit. Horatius war es, der mit ſeinen Poeſien, von Seiten des Geſchmacks, des Inhalts und der Form gleich bewunderungswürdig, hinlänglich zeigte, was auch ein Römer zu leiſten im Stande war. Nicht geringere Beachtung aber verdienen in der römiſchen Literatur andere poetiſche Erzeugniſſe jener Zeit und vor allen die, weil ſie in dem geſelligen Leben der Römer unmittelbar reiche Nahrung fand, am meiſten verbreitete Elegie. Sowohl in der erotiſchen als in der klagenden Elegie erſtanden zu dieſer Zeit eine Menge Männer, die faſt alle als Muſterſchriftſteller dieſer Dichtungsart gelten können. Vor allen aber nimmt Albius Tibullus unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch, deſſen Elegien in leichter kunſtloſer und ungeſchmückter Form geſchrieben tiefe Gemüthlichkeit und hingebende Liebe athmen. Noch uns iſt es ein wahrer Genuß, die Schönheiten ſeiner Poeſien kennen zu lernen und auszukoſten. Weniger ausgezeichnete Elegiker dieſer Zeit waren Pedo Albinovanus und Cornelius Gallus. Mit wenig Worten ſind dagegen noch andere Dichter aus jener Zeit zu nennen, da uns von ihren Poeſien nichts als Urtheile anderer Schriftſteller erhalten iſt. Es ſind dieß der Dramatiker L. Varius, der Epiker T. Valgius Rufus, C. Helvius Cinna, Furius Bibaculus und endlich der ſchon als Schutzpatron aller Dichter genannte Maecenas. Als poetiſcher oder äſthetiſcher Kritiker, nach deſſen Beifalle ſogar Horatius ſtrebte, war Plotius Tucca; ihm folgten Ariſtius Fuscus, Quintilius Varus u. A. m.; als dramatiſch-äſthetiſcher Kritiker war Sp. Maecius Tarpa bekannt. Allein durch dieſes Auftreten von Männern, die nach den Regeln der Kritik und Äſthetik alle literäriſchen Erzeugniſſe beurtheilten, ward das Streben auf alexandriniſche Manier zu dichten feſt begrün-

det und der Sucht in ungewöhnlichen Ausdrücken und rhetoriſchem Schmucke zu prunken Thor und Thür geöffnet. Die erſten, die dieſem neuen Geſchmacke huldigten, waren S. Aurelius Propertius, der durch alexandriniſche Dichter gebildet, mit ſeinen Elegien zwar der Schöpfer der römiſchen Liebeselegien iſt, deſſen Poeſie aber, auf griechiſchem Mythus ruhend und griechiſchen Geiſt athmend, gelehrt und nicht ſelten hart erſcheint; und P. Ovidius Naſo, deſſen ganzes Leben zwar Poeſie war, aber der auch ſeinen poetiſchen Reichthum oft zu wenig beherrſchte und bei der gelungenſten Verſification doch oft mehr ſpielenden als natürlichen Witz hat. Indeß ſind ſeine Erzeugniſſe zu mannigfaltig, als daß er nicht alle Beachtung verdiente; denn ziehen ſeine Lehrgedichte durch glückliche Wahl des Stoffes an, ſo ſind ſeine Fasti für Alterthumskunde höchſt wichtig; ſeine ars amatoria ein faſt vollendetes Meiſterwerk, ſeine Metamorphoſen eine unerſchöpfliche Fundgrube für mythologiſches Studium, ſeine Triſtien ein ſein innerſtes Gemüth treu wiedergebender Spiegel. Dieſelbe alexandriniſche Manier ging aber endlich auch auf die Geſchichtſchreibung über, wovon Trogus Pompejus in ſeinem Geſchichtswerke ein deutliches Beiſpiel gab. — III. Periode. Von dem Tode des Kaiſers Auguſtus bis auf Hadrian (14—138 n. Chr.). Im Jahre 14 nach Chr. ſchwand beim Tode des Auguſt den Römern auch der letzte Schatten ihrer politiſchen Freiheit. Keiner der folgenden Gewaltherrſcher verſtand regſame, hochaufſtrebende Geiſter mit Milde und Weisheit zu beherrſchen und ſo mußte mit der äußern Kraft des römiſchen Volkes auch ſeine innere allmählig dahinwelken. Nur zu deutlichen Beweis davon liefern die literäriſchen Erzeugniſſe. Hatte ſich bis auf dieſe Zeit alle literäriſche Bildung der Römer frei theils auf dem Forum theils im Leben bewegt, wodurch literariſche Fruchtbarkeit und gediegener Geſchmack gefördert wurden, ſo wurden jetzt alle Wiſſenſchaften in Rhetorenſchulen zurückgedrängt, wodurch eine Einſeitigkeit herbeigeführt wurde, die nur zu deutlich dieſe Zeiten als verdorben und geſchmacklos darſtellt. Namentlich war es aber die immer weiter verbreitete römiſche Sprache, die jene Rhetorenſchulen ins Leben rief und gerade in den Städten der entlegenſten Provinzen erblühten dieſelben jetzt in großer Menge. So z. B. in Hispalis, Calaguris, Maſſilia u. ſ. w. Die unmittelbare Folge davon für die römiſche Literatur war eine geſuchte, ſpitzfindige und ſchnell über alle Zweige der Literatur verbreitete Überbildung; die mittelbare Folge dagegen die Herabwürdigung aller literäriſchen Arbeiten zu kriechender Schmeichelei. Unter allen Zweigen der Literatur erfuhr die Rechtswiſſenſchaft die größte Duldung, weil die Rechtskundigen die Rathgeber der Herrſcher waren und die Rechtswiſſenſchaft ein Werkzeug der Herrſcherwillkühr zu werden ſchien. Höchſt ſchwach dagegen waren in dieſer Zeit die Erzeugniſſe der Hiſtoriographie; dieſe, durch die Rhetorik verbildet, hörte jetzt auf freimüthig zu ſein und durfte nicht mehr auf eine gerechte Würdigung der Vorzeit im Vergleiche mit der Gegenwart ſich einlaſſen, ward aber auch dadurch einſeitig und geſchmacklos. Die wenigen Geſchichtſchreiber dieſes Zeitraums, deren Schriften wir noch beſitzen, ſind Vellejus Paterculus, und ſeine unverkennbare Schmeichelei gegen Tiberius, unter deſſen Regierung er lebte, beweiſt genugſam, wie er nur (allerdings mit Glück) darauf bedacht war, ſein Urtheil in wohlgefälliger, obgleich in rhetoriſch geſchmückter Hülle den Zeitverhältniſſen gemäß zu geſtalten. In ſeiner römiſchen Geſchichte tritt das Staatsleben faſt ganz zurück. Von noch viel geringerem Werthe iſt der Anekdotenſchreiber Valerius Maximus, der in ſeinen 9 Büchern „Factorum dictorumque memorabilium“ ſich als einen Schmeichler der niedrigſten Art zu erkennen gibt, der jedoch ungeachtet ſeines rhetoriſchen Ungeſchmacks, ſo wie ſeiner fehlerhaften Sprache, eine nicht unangenehme Unterhaltung gewährt; ferner Julius Obſequens, der in ſeinem „Prodigiorum liber“ die Erzählungen von Wundern aus Livius auf unkritiſche und abgeſchmackte Weiſe ſammelte;

L. Annäus Florus, der in ſeiner „Epitome de gestis Romanorum" nur zu ſehr den tiefgeſunkenen Geiſt ſeiner Zeit kund gibt und dem es mehr darauf ankam, Rom und den römiſchen Namen einen Panegyrikus zu halten, als die vaterländiſche Literatur mit einem tüchtigen Werke zu bereichern. Aber mitten in dieſen verdorbenen Zeiten erſtand, und er verdient darum um ſo größere Bewunderung, plötzlich ein Mann, der an Geiſt und Gemüth größer und tiefer als ſein Jahrhundert mit ſeinen Schriften noch einmal an jene alten guten Zeiten erinnerte: Cornelius Tacitus. Zwar waren auch die Verhältniſſe, unter denen Tacitus lebte, günſtiger als die, unter denen die Geſchichtſchreiber vor ihm gelebt hatten, aber doch ſpricht faſt aus jeder Zeile ſeiner wahrhaft großartigen Schriften ein hiſtoriſches Talent, wie es nur äußerſt ſelten gefunden wird. Sowohl in ſeinen uns erhaltenen 5 Büchern „Historiarum" als in ſeinen „Annalen", das Vollendetſte, was wir in dieſer Beziehung aus dem Alterthume beſitzen, bleibt er durchgängig frei von jener elenden, die Schriftſteller ſeiner Zeit faſt alle charakteriſirenden Schmeichelei, von jener Verdorbenheit in Inhalt und Form, in welche alle ihm gleichzeitige Geſchichtſchreiber verfallen waren. Er iſt der letzte große Hiſtoriker der Römer. Bedeutender endlich als die vor Tacitus erwähnten Proſaiſten und Hiſtoriker erſcheint endlich auch der Biograph C. Suetonius Tranquillus in ſeinen „Vitae XII imperatorum." Allein iſt er auch ziemlich frei von der ſeiner Zeit anhängenden geſchmackloſen Zierlichkeit rhetoriſcher Prunkſucht, ſo gibt er ſich doch als Schriftſteller gerade dieſer Zeit dadurch kund, daß er die eigentlich hiſtoriſchen Handlungen der beſchriebenen Kaiſer zwar nicht vergißt, aber doch auch ſo kurz abfertigt und durchaus einſeitig darſtellt, daß die Kaiſer, die Sueton uns vorführt, nicht Kaiſer, ſondern gleichſam aus ihrem hiſtoriſch-politiſchen Wirkungskreiſe herausgehoben, vom Staate abgeſondert und ihrer Würde entſetzt zu ſein ſchienen. Indeß entſprach er aber deßwegen ſeinem Zeitgeſchmacke und galt ſchon zu ſeiner Zeit für vorzüglich. Was ferner die Beredſamkeit dieſer Periode anlangt, ſo befaßte dieſelbe ſich nur mit Declamationen, die beſten Bearbeiter derſelben waren die nur dem Namen nach bekannten Domitius Afer, Julius Africanus ꝛc. Die Dichtkunſt fand immer noch die meiſten Bearbeiter, aber ſie ward geübt ohne einen beſtimmten Zweck und artete ebenfalls in Declamation aus. Am beliebteſten war die durch Horatius begründete Satyre, da ſie reichen Stoff in dem zügelloſen, von der Alleinherrſchaft begünſtigten Leben fand. Unter Tiberius dichteten M. Aemilius Scaurus; unter Claudius der von Quintilian hochgerühmte P. Pomponius Secundus; unter Nero Caeſius Baſſus, Perſius und Lucanus. Zwar ſind uns von allen dieſen nur die Schriften der zwei letztgenannten Männer erhalten worden, allein ſowohl des Perſius Satyren, denen allerdings Natürlichkeit und Leichtigkeit in der Darſtellung mangelt, als auch die epiſchen Poeſien des Lucanus, die zwar in einem declamatoriſchen und oft zu weitſchweifigen Tone und dabei in ungleicher Sprache und vernachläſſigtem Versbau geſchrieben ſind, beweiſen, daß in dieſer verdorbenen Zeit doch immer noch Einzelne erſtanden, die etwas Beſſeres zu leiſten in jugendlich feurigem Geiſte fortſtrebten. Ein Gleiches beweiſen die vorzüglichen Dichter, die unter Veſpaſian lebten: Salejus Baſſus, C. Valerius Flaccus, der in ſeinem „Argonautikon" ſich durch eine blühende Sprache, ſo wie durch eine große Leichtigkeit und als ein glücklicher Nachahmer des Apollonius Rhodius kund gibt; Silius Italicus, der in ſeinem heroiſchen Epos „Punica" ſich als guter Nachahmer Virgil's und Kunſtkenner, wenn auch ohne ächt poetiſches Talent, zeigt; ferner die unter Domitianus: Aruntius Stella, P. Papirius Statius, der ungeachtet der Schmeicheleien gegen den Kaiſer, die ſich in ſeinen Poeſien finden, dennoch ſowohl in ſeinen Gelegenheitsgedichten als in ſeinen uns ebenfalls erhaltenen größeren epiſchen Dichtungen Geiſt und Gewandtheit in der Verſification verräth; namentlich aber der ſeine Zeit mit furchtbarer

Schärfe geißelnde ausgezeichnete Satyrendichter D. Junius Juvenalis, welcher freilich auch dem Hadrianus anſtößig, 80 Jahre alt, nach Ägypten ins Exil wandern mußte; der treffliche Epigrammendichter M. Valerius Martialis aus Bilbilis in Celtiberien, der mit ſeinen allerdings oft in niedrigen Schmeicheleien ſich erſchöpfenden, aber dennoch römiſch durchgeführten Epigrammen einen deutlichen Beweis liefert, wie weit römiſche Bildung auch in den entlegenſten Provinzen gediehen war; ferner die Satyrendichterin Sulpicia, der Didaktiker Terentianus Maurus und unter Trajanus die freilich nur dem Namen nach bekannten: Voconius Victor, Paſtienus Paullus, Virginius Romanus, Javolenus Priscus. Was die philoſophiſchen Beſtrebungen dieſer Zeit anlangt, ſo fand jetzt das ſtoiſche Syſtem am meiſten Beifall und zwar nicht, weil man es als wirkſamſtes Mittel betrachtete, ſich durch daſſelbe über die Drangſale der entarteten Zeit erheben zu können, ſondern vielmehr, weil dieſes Syſtem gerade mit ſeinem Reichthume an glänzenden und pomphaften Sentenzen am meiſten der allgemein verbreiteten rhetoriſchen Verbildung zuſagte. Wie ſehr aber dieſe in kurzen, abgeriſſenen Sätzen ſich gefallende Manier zu ſchreiben der proſaiſchen Schreibart überhaupt ſchadete, beweiſen die Schriften des Seneca. Vergeblich eiferte gegen dieſen verſchlechterten Geſchmack Seneca's Landsmann, Fabius Quinctilianus, der mit Galba nach Rom kam und als Lehrer der Beredſamkeit ſich berühmt machte. Dieſe verlor aber jetzt unter den Kaiſern ganz ihr früheres Anſehen und beſchränkte ſich blos auf Lobreden und Schulübungen (Declamationen und Controverſen). Allein in dieſer Beziehung ausgezeichnet iſt die Lobrede oder der Panegyricus, den der jüngere Plinius, außerdem auch Verfaſſer einer angenehm unterhaltenden und lehrreichen Briefſammlung, auf den Kaiſer Trajan hielt. Dagegen ward durch den älteren Plinius, deſſen Naturgeſchichte oder eigentlich Welthiſtorie, eine Art von römiſcher Encyklopädie, für die genauere Kenntniß der römiſchen Geſchichte und Cultur ein unentbehrliches Werk iſt, die Wiſſenſchaft, die in einem encyklopädiſchen Vielwiſſen beſtand, angebaut und gefördert. Ein Gleiches wirkte auch Aul. Cornelius Celſus in ſeinem encyklopädiſchen Werke „De artibus“, wovon uns jedoch nur der Theil „De re medica“ erhalten iſt. Nur Unbedeutendes leiſtete dagegen Scribonius Largus Deſignatianus in ſeiner in verderbter Sprache geſchriebenen Schrift: „De compositione medicamentorum.“ Und denſelben encyklopädiſchen Geiſt beurkunden endlich auch Pomponius Mela in ſeiner Schrift „De situ orbis“ und Sextus Julius Frontinus in ſeinen Abhandlungen: „De aquaeductibus urbis Romae“ und „Strategematicon“ (4 Bde.). Ja ſelbſt ſo weit war der gute Geſchmack herabgeſunken, daß man ſelbſt an den elendeſten Erzeugniſſen Gefallen fand, wie das beifällig aufgenommene Werk des berüchtigten Schlemmers Apicius: „De arte culinaria“ hinlänglich beweiſt. Zwar fehlte es auch im II. und III. Jahrh. in Rom nicht an Männern, die bemüht waren, dieſen durchgängig verdorbenen Geſchmack zu verbeſſern, allein mit dem Sinken der politiſchen Kraft Roms ſank auch die geiſtige immer mehr herab; und treffend bemerkt Joh. von Müller über dieſe Zeiten: „Es nahm dazumal, wie bei uns, die Sucht nach oberflächlicher, leicht aufzufindender Kenntniß von tauſenderlei Gegenſtänden die Stelle gründlicher Studien ein; und noch eine andere Ähnlichkeit bekam jene Literatur mit der neuern dadurch, daß große Werke berühmter Verfaſſer in esprits quinteſſencirt wurden, worüber die Hauptwerke vernachläſſigt wurden und untergingen.“ Noch tiefer aber ſank endlich der Geiſt der römiſchen Literatur in der letzten Periode. IV. Von den Antoninen bis zum Untergange des weſtrömiſchen Reiches. Zwar weckte die milde Regierung des Hadrian und der Antonine noch einmal ein freieres Aufſtreben, allein nur auf eine ſehr kurze Zeit, und wenn auch mitten unter den Gräueln innerer Kriege oder barbariſcher Verheerungen im römiſchen Reiche, vorzüglich in Spanien und Gallien,

wenigſtens einiges wiſſenſchaftliche Leben erhalten wurde und es auch jetzt noch Dichter und Schriftſteller jeder Gattung gab, ſo zeigt ſich dennoch die Verſchlechterung der Zeiten bei ſämmtlichen ſowohl in der Sprache als in der Darſtellung. Die wenigen Schriftſteller, die uns wenigſtens theilweiſe aus dieſer Zeit erhalten ſind und noch Beachtung verdienen, ſind die Compilatoren: Aulus Gellius; C. Jul. Solinus; Marcianus Capella u. m. A.; die unkritiſchen Geſchichtſchreiber Juſtinus (mit ſeinem Auszuge des Trogus Pompejus), Ammianus Marcellinus (im IV. Jahrh.), Paullus Oroſius (wichtig für die Geſchichte der Verbreitung des Chriſtenthums) ꝛc. Unter den vielen Epitomatoren, die aus größeren Werken Auszüge machten, hat Eutropius, der für den Kaiſer Valens ſchrieb, immer viel Leſer gefunden. Ferner die geſchmackloſen Dichter Fl. Avianus, Dionyſius Cato, T. Petronius Arbiter, Serenus Sammonicus, T. Julius Calpurnius ꝛc.; der Panegyriker Aelius Lampridius Spartianus; die Rhetoren M. Cornelius Fronto, L. Apuleius (auch als platoniſcher Philoſoph bekannt); Aur. Macrobius u. A.; der wegen ſeiner ſchlechten, barbariſchen Sprache bemerkenswerthe, jedoch auch für die chriſtliche Zeit nicht unwichtige Schriftſteller Q. Septimius Florens Tertullianus und endlich der kriegskundige Flav. Vegetius Renatus in ſeiner „Epitome institutorum rei militaris.“ Die bemerkenswertheſten Schriftſteller endlich aus den Zeiten nach dem Untergange des weſtrömiſchen Reichs ſind: Anicius Manlius Torquatus, Severinus Boëthius, Priſcianus, der Dichter Luxorius, Fulgentius, Tribonianus, M. Aurel. Caſſiodorus u. m. A. Die wichtigſten Werke endlich über römiſche Literatur ſind: J. Alb. Fabricii „Bibliotheca latina“ (1696, nov. ed. Hamb. 1708. 8. Supplem. ibid. 1712. 8. denuo ed. et aux. J. A. Ernesti. Lips. 1773 sq. 3 Voll. 8.); Th. Ch. Harles, „Introd. in notitiam literat. rom.“ (Lips. 1794. II. 8.); Joh. Hartmann Eberhardt, „Über den Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften bei den Römern“ (Altona 1807. 8.) und endlich die Literaturgeſchichten von Wachler, Peterſen u. A. 20.

Römiſche Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. a) Alte nach Wurm. In den früheſten Zeiten diente das Metall (Kupfer, aes) ungeprägt zur Münze. Nach dem Gewichte war die Münzeinheit das As einer Libra (ſ. d. Art. Maß) gleich. Das Münzaß aber wurde, während die Libra ſich gleichblieb, nach und nach verkleinert und zwar im erſten puniſchen Kriege auf $\frac{1}{6}$, im zweiten auf $\frac{1}{12}$ und bald nachher auf $\frac{1}{24}$ des frühern Gewichts, während das As immer denſelben Werth behielt. 5 Jahre vor dem erſten puniſchen Kriege wurden zuerſt ſilberne Denarii (Zehn-Aßſtücke), Quinarii (Fünf-Aßſtücke) und Sestertii (Zwei- und ein Halb-Aßſtücke) geprägt; die letztere Münze diente bei größeren Summen als Rechnungsmünze. Überdieß gab es auch eine Libella (verjüngtes Pfund) gleich einem As zu der Zeit, wo dieſes $\frac{1}{10}$ war. Im zweiten puniſchen Kriege wurde der Denarius in 16 As und der Sestertius in 4 As getheilt. Ein Denarius unter den Conſuln wog 71 bis 75 pariſer grains. Von Auguſt bis Domitian verminderte ſich das Gewicht bis auf 63 pariſer grains. Vom Sept. Severus blieb das Gewicht, aber die Feinheit ging von 0,99 bis 0,50, unter Caracalla bis unter 0,34. Unter den Conſuln und den Kaiſern iſt 1 Denarius = 5 Gr. 3 Pf.; 1 Sestertius = 1 Gr. 3 Pf., alſo 1000 Sestertii = 1 Sestertium = 53 Thlr. 1 Gr. Conv. Der Bezeichnung nach iſt HS = Sestertius; mille HS oder $\overline{\mathrm{HS}}$ = 1 Sestertium = 1000 Sestertii; decies HS = decies centena millia Sestertium = 1000000 Sestertii = 250000 Denarii; vicies quinquies aeris = 2500000 As = 250000 Denarii = decies HS.; millies HS = 100000000 Sestertii. Die älteſten Goldmünzen ſind mit XX, XXXX und LX bezeichnet, wahrſcheinlich Seſtertien; die mit XX bezeichneten wiegen 1 Scrupel = $\frac{1}{288}$ Libra = 21 par. Grains = 5 Denarii = 1 Thlr.

1 Gr., nach leichteren Denaren nur 22 Gr. Conv. Die mit XXXX bezeichneten wiegen 2 und die mit LX 3 Scrupel. In der Zeit von Julius Cäſar bis Caracalla entſtand eine andere Art Goldmünze von unbeſtimmtem Gewichte. 1 Aureus war = 25 Denarii = 100 Sestertii, nach verſchiedenem Werthe des Denars = 5 Thlr. 7 Gr. bis 4 Thlr. 14 Gr. Conv. Hierbei war das Verhältniß des Goldes zum Silber zwiſchen 12:1 und 11:1. Seit Conſtantin dem Großen war der Solidus oder ἑξάγιον = 4 Scrupel ſchwer, wovon auch $\frac{1}{2}$= und $\frac{1}{3}$fache geprägt wurden nach dem Verhältniſſe des Goldes zum Silber zwiſchen 14:1 und 15:1. Alte Maße und Gewichte (ſ. d. Art. Maß). b) Neue. Jetzt rechnet man nach Scudi romani zu 100 Bajocchi à 5 Quattrini. Das Verhältniß der ſämmtlichen römiſchen Rechnungsmünzen iſt folgendes: 1 Scudo = $3\frac{1}{3}$ Testoni = 5 Papetti = 10 Paoli = 20 Grossi = 100 Bajocchi = 500 Quattrini. Die wirklich geprägten Landesmünzen ſind folgende: 1) Goldmünzen: Doppia à 315 Bajocchi vor 1775 21 Karat 9 Grän fein, 137 holl. Aß ſchwer, Goldwerth 5 Thlr. $\frac{3}{4}$ Gr.; ſeit 1775 22 Karat fein, $113\frac{4}{5}$ holl. Aß ſchwer, Goldwerth 4 Thlr. $5\frac{1}{2}$ Gr.; $\frac{1}{2}$=, 2= und 4fache nach Verhältniß. Zecchino oder Ducato à 215 Bajocchi = $71\frac{3}{10}$ holl. Aß ſchwer, $23\frac{2}{3}$ Karat fein mit einem Goldwerthe von 2 Thlr. $20\frac{1}{3}$ Gr. Es gibt deren $\frac{1}{2}$=, 1=, 2=, 5= und 10fache nach Verhältniß und ſie ſind ſeit den Zeiten des Papſtes Clemens XIII. entſtanden. Leonina unter Leo XII. 1825 ausgeprägt à 440 Bajocchi = 5 Thlr. $21\frac{2}{3}$ Gr. in Gold. Scudo d'oro à 1500 Bajocchi, $550\frac{1}{2}$ holl. Aß ſchwer, 21 Karat $6\frac{9}{10}$ Grän fein = 20 Thlr. 1 Gr. 2 Pf. in Gold. Seit 1834 Stücke von 100, 50 und 25 Paoli. 2) Silbermünzen: Scudo à 100 Bajocchi 14 Loth 12 Grän fein, 557 holl. Aß ſchwer = 1 Thlr. 20 Gr. $4\frac{1}{5}$ Pf. Conv. Halbe nach Verhältniß; Testono à 30 Bajocchi; Papetto à 20; Paolo à 10; Grosso à 5 und halbe Grosso à $2\frac{1}{2}$ Bajocchi. 3) Scheidemünzen: Carlini romani 1= und 2fache à $7\frac{1}{2}$ und 15 Bajocchi und Stücke von 1, 2 und 4 Bajocchi. 4) Kupfermünzen: Stücke von $\frac{1}{2}$, 1 und 2 Bajocchi oder von $2\frac{1}{2}$, 5 und 10 Quattrini und von 1 Quattrino. Im Allgemeinen iſt der innere Werth der römiſchen Münzen ſehr verſchieden, weil jeder Papſt neue prägen läßt, die gewöhnlich im Gehalte oder Gewichte von denen ſeiner Vorgänger abweichen. II. Längenmaß. 1 Fuß = 132 par. Linien. 1 Handelselle (Canna) = 8 Palmi = 887,279 par. Linien. 1 Bau=Canna = 10 Palmi = 990 par. Linien. 1 Miglia (Meile) = 4584 par. Fuß. III. Land= und Feldmaß. 1 Rubbio = 4 Quarti = 7 Pezze = 16 Scorzi = 112 Quadrat=Catene = 175153,914 par. Quadratfuß. IV. Getreidemaß. 1 Rubbio = 2 Rubbiatelle = 4 Quarti = 12 Staja = 16 Starelli = 14844 par. Cubikzoll. V. Flüſſigkeitsmaß. 1 Barilo = 32 Boccali = 128 Fogliette = 512 Quarticci = 2941 par. Cubikzoll. 1 Botta = 3 Brente = 9 Barili. 1 Öl=Barilo = 28 Boccali = 112 Fogliette = 152 Pfd. 1 Öl=Soma = 2 Pelli = 40 Boccali = 440 Pfd. VI. Gewicht. 1 Cantaro grosso, Migliajo = 10 Cantari sottile = 100 Decina = 1000 Lire. 1 Lira Handelsgewicht = 12 Once = 288 Denari = 6912 Grani = 7056 holl. Aß; Apothekergewicht dieſelbe Lira = 12 Once = 96 Dramme = 288 Scripoli = 576 Grani. 26.

Römiſche Sprache iſt diejenige, die urſprünglich blos in Rom geſprochen, von der in den Provinzen gebräuchlichen lateiniſchen (ſ. d. Art.) verſchieden ſich im Verlaufe der Zeiten mit dieſer amalgamirte und dann zur römiſch=lateiniſchen, d. i. derjenigen ausgebildet wurde, die man dann im ganzen römiſchen Reiche ſprach. Wie roh und ganz unausgebildet ſowohl hinſichtlich ihrer Conſtructionen, als ihrer Formen nach die römiſche Sprache in ihrer erſten Periode, die bis ungefähr auf 78 v. Chr. reicht, geweſen ſein muß, läßt ſich theils aus dem rohen und kriegeriſchen Charakter der Römer überhaupt ſchließen, theils beweiſen es auch noch

die freilich nur dem Namen nach bekannten literariſchen Erzeugniſſe aus jener Zeit, namentlich die älteſten Poeſien (vergl. römiſche Literatur). Ja ſelbſt die ſchon einer beſſern Zeit ſich nähernden Schriftſteller, z. B. Pacuvius, Naevius, Ennius, in vieler Beziehung auch noch Lucretius, Plautus, Terentius u. A. beweiſen klar, wie unendlich ſchwer es ihnen wurde, die im Munde des Volkes noch ungebildete Sprache zu ihren Poeſien benutzen zu können. Wie mußte z. B. Ennius mit den römiſchen Wörtern umgehen, um ſie in ein griechiſches Metrum einzuzwängen! Allein durch eben dieſes unter den Römern erwachte literäriſche Streben, durch dieſes Benutzen der römiſchen Sprache bei ſchriftlichen Arbeiten, durch die erweiterte Bekanntſchaft Roms mit dem Auslande und namentlich mit Griechenland, durch den immer mehr zunehmenden Luxus und die dadurch entſtandene, faſt durch alle Stände verbreitete Verfeinerung ward auch die römiſche Sprache zu einer Ausbildung gebracht, die ihr bisher noch fremd geweſen war. Die Periode aber, in der ſich namentlich dieſe vortheilhafte Veränderung der römiſchen Sprache zeigte und welche vom Jahre 78 v. Chr. bis ungefähr zum Tode des Auguſt (14 n. Chr.) reicht, nennt man gewöhnlich, und mit Recht, das goldene Zeitalter der römiſchen Sprache. Zwar hat man hier den Römern den Vorwurf gemacht, daß ſie es nicht ſelbſt geweſen ſeien, die in dieſem Zeitraume ſich ſolches Verdienſt um ihre Sprache erworben hätten, ſondern daß die nach Rom gekommenen und mit den Römern in engere Verbindung getretenen hochgebildeten Griechen die Verfeinerung der römiſchen Sprache begründet hätten, allein ſchwerlich möchte dieſe Anſicht ſo begründet ſein, als ſie es dem erſten Anſcheine nach wohl ſcheint. Denn wenn auch wie bei den literäriſchen Beſtrebungen, ſo wie bei den Kunſterzeugniſſen der damaligen Römer und beim Bildungsgange der römiſchen Sprache, ſowohl äußerlich als innerlich, griechiſcher Einfluß nicht zu verkennen iſt, ſo beweiſen doch die uns aus jener Zeit erhaltenen literäriſchen Erzeugniſſe der Römer hinlänglich, wie man bei fremdem Einfluſſe doch auch mehr Selbſtſtändigkeit und Originalität behauptete (ſ. römiſche Literatur). Aber wie urſprünglich in Rom mehrere Dialekte geherrſcht hatten, die ihren Grund in der verſchiedenartigen Zuſammenſetzung des römiſchen Volks hatten, von denen ferner der volskiſche, etruskiſche und ſabiniſche die vorzüglichſten waren und welche endlich auf die Ausſprache des goldenen Zeitalters mehr oder minder einwirkten, ſo trat jetzt noch ein Unterſchied in der Sprache der Landleute und derer, die in Rom ſelbſt wohnten, hervor. Jene, die man lingua rustica nannte und die ſelbſt während des goldenen Zeitalters noch fortlebte, war noch die alte, weniger gebildete, der Plautus, Terentius u. m. A., ja ſelbſt noch Lucretius angehören, wogegen dieſe, lingua urbana genannt, ſich eines ſprachrichtigen und ächtrömiſchen Ausdrucks befleißigte und zur Schriftſprache erhoben wurde. Welcher Biegſamkeit ſie fähig war, welche Schönheiten und Feinheiten ſie hatte, bezeugen die ſchon genannten Schriftſteller dieſer Periode. Hatte aber dieſe größere Ausbildung der römiſchen Sprache bisher neben dem mehr verbreiteten Umgange mit Griechen auch hauptſächlich ihren Grund in der bedeutenderen Verbreitung der öffentlichen Beredſamkeit gehabt, ſo mußte auch ſchon wieder ein Rückſchritt erfolgen, als die Beredſamkeit ſank und die Gewaltherrſchaft nicht mehr ein freies, offenes, ungebundenes Vortragen ſeiner Meinung geſtattete. Und allerdings beſtätigt auch die Periode von 14 bis 117 n. Chr., die man das ſilberne Zeitalter zu nennen pflegt, dieſe Anſicht. Die römiſche Sprache erſcheint hier gekünſtelter, weniger rein, kraftloſer, kurz und mit fremden nicht römiſchen Wörtern vermengt. Beweis ſind die Schriften des Suetonius, der beiden Plinius, Seneca, Celſus, Juvenalis, Martialis u. A., wenn es auch einzelne Männer, z. B. Tacitus, gab, die noch etwas Beſſeres zu erſtreben ſuchten und wirklich auch erreichten. Ins Geſchmackloſe aber ſank endlich die römiſche Sprache herab in der 4. Periode, oder dem ſogenannten ehernen

Zeitalter von 117 n. Chr. bis zum Untergange des occidentaliſchen Reichs, wo die griechiſche Sprache die der Gebildeten wurde, der Hof aber von Rom ſich entfernte, die römiſche Sprache dem gemeinen römiſchen Pöbel überlaſſen wurde und das Chriſtenthum mehr Ausbreitung gewann, wodurch die römiſche Sprache abermals mit neuen, aber auch ganz unrömiſchen Zuſätzen berührt wurde. Die noch beſſeren Schriftſteller dieſer Zeit ſind Macrobius, Juſtinus, Apulejus, Gellius u. A.; die ſchlechteſten aber Tertullian, Hieronymus, Auguſtinus. Die römiſche Sprache ſank dann zu dem bekannten elenden Mönchslatein, noch ſpäter aber, als faſt alles wiſſenſchaftliche Leben erſtorben war, ſelbſt zum ſogenannten Küchenlatein herab. Lange, nachdem die römiſche Sprache ausgeſtorben war, lag auch das Studium derſelben ganz darnieder; gehoben wurde daſſelbe erſt beim Wiedererwachen der Liebe zu den Wiſſenſchaften und dem claſſiſchen Alterthume, bis endlich vom XVI. Jahrh. an vorzüglich durch holländiſche Gelehrte ein tieferes Studium der altrömiſchen Sprache begründet wurde. — Zur Kenntniß der Sprache in grammatiſcher Hinſicht aber dienen die Sprachlehren von Sanctius, Ruddimann, Scheller, Bröder, Wenk, Grotefend, Ramshorn, Zumpt u. m. A., der faſt zahlloſen Schriften gar nicht zu gedenken, die nur einzelne Theile der römiſchen Sprache theils in formeller, theils in materieller Beziehung behandeln; in lexikographiſcher Hinſicht aber die Werke von Rob. Stephanus, Faber, Voſſius, Gesner, Facciolati und Forcellini, Scheller, Lünemann, Erneſti, Ramshorn (in ſeiner lateiniſchen Synonymik), Kärcher, Kraft, Döderlein, Habicht u. m. A. Ein gutes Mittel, ſich mit der römiſchen Sprache vertraut zu machen, iſt die bisher faſt überall herrſchende Gewohnheit über gelehrte Gegenſtände in römiſcher Sprache zu ſprechen und zu ſchreiben, wodurch die römiſche Sprache zur Gelehrtenſprache geworden iſt. 20.

Römiſches Recht iſt der Inbegriff derjenigen Rechtswahrheiten, welche bei den Römern gegolten haben, ohne Unterſchied der Zeit, zu welcher ſie entſtanden ſind. Die Grundlagen, auf welchen das römiſche Recht außer den durch Gewohnheiten hervorgerufenen beruhte, waren in früheren Zeiten einzelne Geſetze und zwar vor allen das Geſetz der zwölf Tafeln, Senatusconſulte, Conſtitutionen, Edicte der Magiſtratsperſonen, welche letzteren jedoch mehr den Gang der Civilrechtsſtreitigkeiten vor Augen hatten, und endlich das von anderen Völkern abgeleitete Recht (jus gentium). Nach und nach ſteigerte ſich zugleich mit der höhern Ausbildung des Volkes auch das Bedürfniß einer umfaſſenden Geſetzgebung; es entſtanden eine Menge Volksſchlüſſe, Senatusconſulte, Conſtitutionen, Edicte und Gutachten von Rechtsgelehrten, von welchen letzteren ſchon unter Conſtantin und ſpäter unter Valentinian III. einzelnen geſetzliche Kraft eingeräumt ward. Um die Mitte des IV. Jahrh. erſchienen durch Gregorius und Hermogenes zwei Sammlungen kaiſerlicher Conſtitutionen, welche meiſtens Reſcripte und nur wenig Edicte enthielten. Von mehr Bedeutung als dieſe Sammlungen war die von Kaiſer Theodoſius dem Jüngern veranſtaltete (Codex Theodosianus). Später entſtanden im Occidente nach dem Untergange des römiſchen Reiches in den ſich bildenden neuen germaniſchen Königreichen mehrere Sammlungen von Geſetzen, von denen die wichtigſten das Edict des oſtgothiſchen Königs Theodorich, das Breviarium Alaricianum und die ſogenannte Lex Romana waren; letztere war größtentheils aus den reinen Quellen des römiſchen Rechts ſelbſt geſchöpft. Von der größten Wichtigkeit aber, nicht blos für die damalige Zeit, ſondern auch für die gegenwärtige, iſt die vom Kaiſer Juſtinian nach dem Jahre 527 geſchehene Zuſammenſtellung von Geſetzesvorſchriften. Die erſte dieſer Sammlungen, welche die kaiſerlichen Conſtitutionen ſeit Hadrian umfaßte, ward Codex vetus genannt. Dieſe iſt nicht auf unſere Zeiten gekommen; dagegen ſind die vom Jahre 530 — 563 von den bedeutendſten Rechtsgelehrten dieſer Zeit auf Befehl Juſtinian's ge-

ſammelten und geordneten früheren Rechtsſprüche, ſo wie die von Juſtinian ſelbſt erlaſſenen Verordnungen, über welche ſämmtliche bereits unter dem Art. corpus juris das Erforderliche geſagt worden iſt, noch jetzt vom größten Einfluſſe bei Entſcheidung von Rechtsſtreitigkeiten. Durch die während der Regierung Juſtinian's bewirkten Eroberungen verbreitete ſich dieſes juſtinianeiſche Recht auch über Italien, es behielt nicht nur ſeinen Gebrauch in Italien, ſondern ward nach und nach faſt in allen europäiſchen Staaten und namentlich in Deutſchland verbreitet; noch jetzt kommt es daher in Ermangelung einheimiſcher Rechtsnormen zur Anwendung. — Die ganze Rechtslehre der Römer beruhte auf den Grundſätzen: honeste vive, d. h. lebe und handle als ſittlich guter Menſch; neminem laede, d. h. entziehe Niemandem etwas von dem Seinigen, und suum cuique tribue, d. h. leiſte Jedem, was du ihm zu leiſten ſchuldig biſt. In Bezug auf den Gegenſtand theilten die Römer das Recht in jus publicum (öffentliches römiſches Recht) und jus privatum (was ſich auf die Verhältniſſe der einzelnen Staatsbürger gegen einander bezog). Dieſes Privatrecht zerfiel wieder in jus naturale, Naturrecht, jus gentium, den Inbegriff der Rechtswahrheiten, welche durch das Beiſammenleben der Menſchen in bürgerlichen Vereinen ſich als nothwendig darſtellten, und jus civile oder das Recht, was jeder Staat ſich eigenthümlich gebildet hat und welches den beiden erſtgenannten Rechten weder ganz folgt, noch ganz von ihnen abweicht, vielmehr zum Theil ihnen etwas zuſetzt, zum Theil ihnen abnimmt. Über die Eintheilung des Civilrechts iſt bereits unter Recht das Erforderliche erwähnt. — Was endlich das römiſche Criminalrecht betrifft, ſo waren die urſprünglichen Quellen deſſelben das jus civile; ſpäter wurden auch Verbrechen des jus gentium hervorgehoben; daher entſtand die Eintheilung in delicta juris civilis und juris gentium. Weit hinter der wiſſenſchaftlichen Ausbildung des Civilrechts blieb aber die des Criminalrechts. Das Criminalrecht beruhte in den Zeiten des Freiſtaats auf gelinden Grundſätzen, auf harten unter den Kaiſern, bis das eingeführte Chriſtenthum ſeinen wohlthätigen Einfluß auch hierauf geltend machte. Die höchſten Principe des römiſchen Criminalrechts waren: „Vergehen dürfen zum Zwecke der Erhaltung des Staats nicht ungeſtraft bleiben"; „die Strafe muß im richtigen Verhältniſſe zu den Vergehen bleiben", und endlich „man muß bei Beurtheilung des Verbrechens den Willen, nicht den Erfolg vor Augen haben." 85.

Römiſch-katholiſche Kirche, ſ. Katholicismus.

Röſchen heißen im Bergweſen bedeckte Gräben oder unterirdiſche Strecken, welche mehr unter der Erdoberfläche hingeführt werden und zur Waſſerableitung dienen. — Röſche werden beim bergmänniſchen Aufbereitungsweſen auch diejenigen Pochmehle genannt, welche in den oberſten Theilen der Pochmehlführung niederfallen. Ihnen entgegengeſetzt verhalten ſich die zähen Schlämme. (S. Pochwerk.) 76.

Röſchlaub (Andreas), bekannter Arzt, ward am 21. Oct. 1768 zu Lichtenfels bei Bamberg geboren, ſtudirte in Bamberg Medicin, wo er auch 1795 die Doctorwürde erhielt und 1796 außerordentlicher und 1798 ordentlicher Profeſſor der Therapie und Arzt am Krankenhauſe ward. 1802 ging er als Lehrer der Klinik nach Landshut, erhielt ſpäter den Hofrathstitel, ward 1826 mit nach München verſetzt, aber bald darauf penſionirt und ſtarb am 7. Juli 1835 auf einer Reiſe zu Ober-Diſchingen bei Ulm. — R. machte ſich unter den Ärzten Deutſchlands einen Namen zur Zeit des herrſchenden Brownianismus, welches Syſtem er mit vollem Jugendeifer erfaßte, durch viele Zuſätze veränderte und in ſeinen Schriften durch Deutſchland verbreitete. Dieſe fanden damals einen allgemeinen, den jetzigen Leſern unbegreiflichen Beifall, den ſie der Neuheit des Gegenſtandes, ſo wie dem Scharfſinne des Verfaſſers und der von ihm beobachteten logiſchen Strenge eben ſo ſehr verdankten, als ſie durch ihre Weitſchweifigkeit, Einſeitig-

keit und ihr Beſchäftigen mit unerheblichen Gegenſtänden ihre Lectüre für den neuern Arzt unmöglich machen. Dem Umſtande aber, daß ſich R. blos an ein Syſtem feſſelte und darüber das, was der Medicin noth thut, vernachläſſigte, iſt es zuzuſchreiben, daß er mit dem Verfalle des Syſtems noch bei ſeinen Lebzeiten in völlige Vergeſſenheit gerieth. — Seine berühmteſten Werke waren: „Unterſuchungen über Pathogenie oder Einleitung in die mediciniſche Theorie" (Frankfurt 1797. 2. Ausg. 1800—1801. 3 Thle.); „Magazin für die Vervollkommnung der theoretiſchen und praktiſchen Heilkunde" (Ebend. 1802—1809. 10 Bde.); „Lehrbuch der Noſologie" (Bamberg 1801. 2 Thle.). 39.

Roeskilde (Friede zu), ſ. Friedensſchluß.

Röſſelſprung, ein vielfach beſprochenes Kunſtſtück auf dem Schachbrete, iſt die Kunſt, den Springer des Schachſpiels ſo ſpringen zu laſſen, daß er in der Reihenfolge alle 64 Felder berührt, ohne auf eins zweimal zu kommen. Die Aufgabe läßt ſich auf verſchiedene Weiſe löſen, die einfachſte iſt aber folgende. Man denkt ſich nämlich zwei Reihen der äußeren Felder von dem Quadrate der 16 inneren abgeſondert. Beginnt man nun von einer beliebigen äußern Ecke, ſo theilt ſich das ganze Verfahren in zwei gleiche Theile und jeder wieder in 4 Abſchnitte, indem man abwechſelnd den Springer 12 äußere und darauf 4 innere Felder berühren läßt, von dem 33. Sprunge aber an in entgegengeſetzter Richtung verfährt, doch die Springfiguren in derſelben Reihenfolge beſchreibt. So ſpringt der Springer in ſeiner regelmäßigen Bewegung in den beiden äußeren Reihen ringsum in 12 Sprüngen, geht dann auf das erreichbar nächſte der 4 mittelſten Felder des inneren Vierecks, von da nach deſſen Ecke und von hier in 2 Sprüngen nach der entgegengeſetzten, ſo daß er hier ein verſchobenes Viereck beſchreibt, tritt wieder in die äußerſten Felder und bewegt ſich wieder in 12 Sprüngen herum, worauf er aufs Neue in das innere Quadrat tritt und um deſſen Rand ein Quadrat beſchreibt. Beim Heraustreten wendet er ſich nun nach der entgegengeſetzten Richtung und verfolgt die Bahn aufs Neue in der obigen Weiſe. Eine gelehrte Abhandlung darüber hat Euler in den „Mémoires de l'Académie de Berlin" (T. XV. 1759) geliefert. 30.

Röſten, Röſtung, franz. griller; engl. broil, iſt eine hüttenmänniſche Vorarbeit beim Schmelzen, welche aus den zu verſchmelzenden Erzen ihre Schwefel- und arſenikaliſchen Theile durch Feuer und Hitze entfernt und dabei die darin enthaltenen Metalle zum Theile oxydirt. Die Röſtung geſchieht entweder in offenen Haufen oder in *Röſtſtätten*, oder in *Röſtöfen*. Erſtere ſind nach Art der Meiler mit roſtförmig geſchichtetem Holze aufgebaut. Die *Röſtſtätten* ſind mit Mauern umgebene quadratiſche Räume, in welche der Holzroſt eingebracht wird, über den die zu röſtenden Erze geſchüttet werden. *Röſtöfen* ſind in der Art der Schmelzöfen erbaut. Meiſtens wird in denſelben gepochtes Erz unter Feuer- und Hitzezutritt ſolcher flüchtigen, vererzenden Theile beraubt. Die Röſtung verſchafft einen ſchnelleren Schmelzprozeß, bei dem weniger Holzverbrand auf Entfernung der flüchtigen Stoffe verwendet zu werden braucht. 76.

Roeſtraten (ſpr. Ruſtraten) (Peter), ein berühmter niederländiſcher Stilllebenmaler, geb. 1627 zu Haarlem, war ein Schüler von Hals und widmete ſich anfangs der Portraitmalerei, vertauſchte aber dieſelbe in England, wohin er ſich begeben hatte, auf Veranlaſſung Lely's, dem er gefährlich zu werden drohte, mit dem genannten Genre, in welchem er noch Vorzüglicheres leiſtete, ja vielleicht das Beſte, was je vor ihm und nach ihm in dieſer Hinſicht erſchienen iſt. Vor Allem gelang ihm die Darſtellung von goldenen, ſilbernen und kryſtallenen Gefäßen, Porcellanvaſen, muſikaliſchen Inſtrumenten u. dgl. m. und überall hat man Gelegenheit die ſeltene Naturtreue ſowohl, wie den Fleiß und die Zartheit in der Ausführung zu bewundern. Noch jetzt werden R.'s Arbeiten verdienter Maßen geſchätzt und bezahlt. Er ſtarb 1698 zu London. 36.

Röthel, Rothſtein, lat. rubrica fabrilis, talium rubrum L.; franz. rubrice, crayon rouge; engl. red crayon, raddle, iſt ein braunröthliches auf dem Striche blutrothes, mattes oder ſchwach ſchimmerndes Mineral, das ſehr weich und etwas milde iſt und ein ſpecifiſches Gewicht von 3,1—3,8 hat. Daſſelbe iſt eigentlich ein mit Eiſenoxyd durchdrungener ſchieferiger Thon, der ſich derb in Lagern bei Saalfeld in Thüringen, bei Nürnberg, in Schleſien, in Tyrol, Frankreich ꝛc. findet und zum Schreiben und Zeichnen dient. Der feinere R. wird in Stäbchen geſägt und ſchachtelweiſe verkauft oder wie das Reisblei in Holz oder Rohrhalm gefaßt. Der gröbern Art bedienen ſich die Zimmerleute, Tiſchler, Steinmetzen ꝛc. zum Bezeichnen ihrer Arbeiten. Die feinſten Rothſtifte, die ſogenannten engliſchen und pariſer Crayons, bereitet man durch Pulveriſiren und Schlämmen des R., worauf man das gereinigte Pulver mit Gummi und Seife zu einem Teiche macht, der dann in Formen gepreßt und getrocknet wird. 26.

Roger I., erſter normänniſcher Beherrſcher von Sicilien, der Bruder Robert's Guiscard, begleitete dieſen im Jahre 1058 nach Italien, unterwarf Calabrien und theilte ſich dann mit jenem in die Herrſchaft. Ehe er aber noch von dem neuen Erwerbe Beſitz nahm, wurde er von den chriſtlichen Bewohnern nach Sicilien eingeladen, welches die Saracenen ſeit 2 Jahrhunderten behaupteten. Er ſetzte im Jahre 1061 auf die Inſel über, eroberte Meſſina, während ſein Bruder die Flotte der Araber beunruhigte und nahm Girgenti und Traina ein. Hier war er im Begriffe ſich niederzulaſſen, als die griechiſchen Einwohner, welche von den Arabern weniger als von den wilden Normannen zu dulden hatten, ſich mit erſteren gegen ihn verbanden und ihn 4 Monate lang in dem feſten Schloſſe Traina belagerten, bis er endlich bei einem Ausfalle ſeine Feinde in die Flucht ſchlug und dadurch von Hunger und Entbehrungen aller Art befreit wurde. R. führte nun neue Verſtärkungen aus Calabrien herbei, ſchlug die Saracenen mehrmals und unterwarf ſich den größten Theil der Inſel. Im Jahre 1073 verließ er Sicilien freiwillig, um ſeinen Bruder bei der Belagerung von Bari zu unterſtützen, nach deſſen Eroberung Beide mit ihren Heeren vor Palermo rückten, welches ſich ihnen nach einer Belagerung von 4 Monaten ergeben mußte. R. wurde nun von ſeinem Bruder mit der Inſel als Graf von Sicilien belehnt und eroberte bis zum Jahre 1089 die Städte Trapani, Taormina, Syrakus und Girgenti. Nach dem im Jahre 1085 erfolgten Tode ſeines Bruders ſtellte er ſich auch an die Spitze der Normannen in Italien, ſchloß ſich, der Politik deſſelben gemäß, an die Päpſte an und bekämpfte beſonders den deutſchen Kaiſer Heinrich IV. Papſt Urban II. ernannte ihn deßhalb im Jahre 1093 zur Anerkennung ſeiner Verdienſte um den heiligen Stuhl zum päpſtlichen Legaten von Sicilien und ertheilte ihm durch eine beſondere Bulle auch die geiſtliche Oberhoheit über die Inſel. R. ſtarb im Jahre 1101. — Ihm folgte ſein Sohn R. II., der, 8 Jahre alt, unter die Vormundſchaft ſeiner Mutter Adelheid kam. Um das Jahr 1113 unternahm er die Eroberung von Calabrien, welches ſich während des Kampfes in Sicilien ſein Vetter Wilhelm von Apulien angemaßt hatte und behauptete es auch nach dem Tode deſſelben ungeachtet des päpſtlichen Widerſpruchs. Hierauf nahm er den Titel eines Königs von Sicilien an und wurde im Jahre 1130 von dem Papſte Anacletus zu Palermo gekrönt, welchen er dafür kräftig zur Vertreibung ſeines Gegenpapſtes zu unterſtützen verſprach. R. unterwarf ſich nun im Jahre 1131 Capua, Amalfi und Neapel, mit deren Eroberung er die Herrſchaft über das ganze Unteritalien errungen hatte und welches er nun mit Sicilien gemeinſchaftlich als das Königreich beider Sicilien beherrſchte. Allein ſeine Grauſamkeit und die widerrechtliche Behandlung der Italiener nöthigte dieſe zum Aufruhre. Sie riefen den deutſchen Kaiſer Lothar herbei und dieſer zwang R., nach dem Verluſte einer Schlacht ſich auf die Inſel Sicilien zurückzuziehen und den Papſt Innocenz II. als rechtmäßigen Beſitzer des

heiligen Stuhles anzuerkennen. Allein nach Lothar's Rückreiſe nach Deutſchland eroberte R. in kurzer Zeit alle ihm entriſſenen Provinzen wieder und der Papſt mußte ihn und ſeine Nachkommen als rechtmäßige Könige von Sicilien anerkennen und ihm das Herzogthum Apulien und das Fürſtenthum Capua als päpſtliches Lehen abtreten. Im Jahre 1146 bekriegte er den griechiſchen Kaiſer Manuel, eroberte Corfu, verheerte Cephalonien, drang bis Korinth, Athen und Negroponte vor und kehrte mit Schätzen beladen nach Sicilien zurück, wohin er den Anbau des Maulbeerbaumes brachte und wo er den Seidenbau durch griechiſche Pflanzer einführte. Hierauf breitete er ſeine Eroberungen ſelbſt über einen Theil der Nordküſte von Afrika aus. Er ſtarb am 26. Febr. 1154 als Tyrann von ſeinen Unterthanen gehaßt und gefürchtet. Ihm folgte ſein Sohn Wilhelm I. 81.

Roger oder **Rogier** (**Rugieris**) iſt der Name von zwei berühmten altniederländiſchen Malern. Rogier van Brügge, ein Schüler Johann von Eyk's, blühte um und nach der Mitte des XV. Jahrh. und gehört unter die beſten Hiſtorienmaler ſeiner Zeit. Er ſtellte meiſt große Gegenſtände dar und malte ſtets mit Öl- oder Leimfarben. Correcte Zeichnung iſt einer ſeiner Hauptvorzüge. Bekannter noch iſt Rogier van der Wyde (Weide), von ſeinem Geburtsorte auch R. van Brüſſel genannt, geb. um 1470, geſt. 1529. Auch er bildete ſich nach Joh. van Eyck und wählte ebenfalls ausſchließlich heilige Gegenſtände zu ſeinen Darſtellungen. Daß er übrigens neben der Ölmalerei auch die Glasmalerei mit Erfolge betrieben hat, beweiſen zwei treffliche Portraits (Franz I. und Karl V.) in der Gudulakirche zu Brüſſel. Unter den wenigen noch vorhandenen Werken dieſes Künſtlers möchten eine „Kreuzabnahme" in Berlin und zwei in der wiener Gallerie befindliche Gemälde, eine „Anbetung der heiligen drei Könige" und eine „Mutter Gottes mit der heil. Anna in einem Garten", die bemerkenswertheſten ſein. 36.

Roggen, **Rocken**, an einigen Orten auch **Korn** genannt, lat. secale, siligo, ador, farrago; franz. seigle; engl. rye, die nützlichſte unter den bekannten Getreidearten, welche gewöhnlich zum Brodbacken angewandt wird. Man hat viele Spielarten davon, am Häufigſten jedoch kommt der Sommerroggen, welcher mit Frühlingsanfang geſäet wird, und der Winterroggen, der vor dem Winter geſäet wird, vor. Jener erreicht ſeine Reife ſchon im Jahre ſeiner Ausſaat, dieſer erſt im darauf folgenden Jahre. Die Körner des Sommerroggens ſind kleiner, geben dagegen ein weißeres Mehl als die des Winterroggens. Beide Arten wachſen faſt in allen Ländern und Klimaten; aber vorzüglich zuträglich ſind ihnen kalte Gegenden, daher der Anbau derſelben im Norden und in Deutſchland beträchtlicher iſt, als in Frankreich, Italien und der Türkei. Außer zum Brodbacken dient der R. zum Branntweinbrennen, auch wohl zum Futter für Pferde und Schweine. Die Körner des im Sandboden erbauten Roggens geben ein reichlicheres und weißeres Mehl, ſind auch weniger hartſchälig, als die von dem im fetten Boden erbauten, wogegen dieſes wieder längeres Stroh liefert. Das Roggenſtroh findet ebenfalls mancherlei Anwendungen; vorzüglich dient es aber zum Einſtreuen in die Viehſtälle, zu Häckerling geſchnitten als Pferdefutter, zum Dachdecken ꝛc. Unter allen Getreidearten iſt der R. der bedeutendſte Handelsartikel und es wird vornehmlich in den Niederlanden, zu Danzig, Königsberg, Hamburg, Elbing, Altona, Lübeck, Bremen ꝛc. ein beträchtlicher Handel damit getrieben. 26.

Rohan (Henri, Herzog von), Prinz von Leon, unter Ludwig XIII. die Seele der proteſtantiſchen Partei in Frankreich und einer der größten Feldherren ſeiner Zeit, war der Sohn des Vicomte René von Rohan und wurde am 21. Aug. 1579 auf dem Schloſſe Blein in Bretagne geboren. In der proteſtantiſchen Confeſſion erzogen ward er bereits ſeit ſeinem 16. Jahre, wo er am Hofe erſchien, als eines der Häupter ſeiner Partei betrachtet, um ſo mehr, als er die beſondere Gunſt Heinrich's IV. genoß und präſumtiv als der Erbe deſſelben in der Krone Navarra

betrachtet wurde. Nach Beendigung des Kriegs mit Spanien, an welchem er rühmlichen Antheil genommen hatte, begab er ſich mehrere Jahre auf Reiſen, ward nach ſeiner Rückkehr Herzog und Pair und erhielt bald darauf das Commando der Schweitzertruppen. Alles verſprach ihm eine glänzende Zukunft, als die Meuchelmordung des Königs im Jahre 1610 ihn in eine Bahn warf, die, wenn auch rühmlich, doch ſein Leben zu einer Kette von Mühſeligkeiten und Gefahren machte. Schon ſeiner hohen Stellung zufolge konnte er in den Parteizweiſten, welche das nach Heinrich's Tode eintretende Reactionsſyſtem herbeiführte, nicht neutral bleiben, doch ward er nur erſt durch das Mißtrauen des Hofs bewogen, ſich der Sache Condé's anzuſchließen, was er außerdem nicht gethan haben würde, da Condé's Pläne rein politiſcher Natur waren. Auch gelang es ihm ſich wieder mit dem Hofe auszuſöhnen, bis ihn endlich im Jahre 1621 der offen ausgeſprochene Wille des Königs, in Béarn den Katholicismus wieder einzuführen, in die Reihen ſeiner bedrängten Glaubensgenoſſen rief. An der Spitze einer Abtheilung derſelben zeigte er ſich durch eine außerordentliche Tapferkeit ſowohl wie durch ſeine Umſicht allen Anführern ſeiner und der Gegenpartei überlegen und es konnte daher nicht befremden, daß er bei dem zweiten Ausbruche des Kriegs im Jahre 1625 einſtimmig zum Oberbefehlshaber ernannt wurde. Auch dießmal gelang es ihm durch ſein überlegenes Talent einen günſtigen Frieden zu erhalten (1626); aber ſchon 1627 entbrannte der Kampf von Neuem und trotz aller Anſtrengungen mußte er endlich der überlegenen Macht der Regierung weichen. Doch erhielten die Proteſtanten im Frieden von 1629 wenigſtens freie Religionsübung, wenn auch ihre politiſche Bedeutung für immer vernichtet war. R. begab ſich jetzt nach Venedig, von wo aus er im Auftrage Ludwig's XIII. mit einer diplomatiſchen Sendung nach Graubündten ging und zum General ernannt mit einer franzöſiſchen Armee im Jahre 1633 Veltlin von dem Joche der Spanier befreite. Irrungen mit dem pariſer Cabinet indeß, welches ihm ſtets mißtraute, veranlaßten ihn ſich von der nähern Theilnahme an den Geſchäften zurückzuziehen. Er nahm ſeinen Aufenthalt in Genf, ging aber im Jahre 1638 zu dem Heere Bernhard's von Weimar und commandirte an dem Tage von Rheinfelden das Regiment Naſſau. Am 28. Febr. 1638 aber ward er tödtlich verwundet und ſtarb am 13. April. Man hat von ihm folgende höchſt ſchätzbare Schriften: „Mémoires sur les choses advenues en France depuis la mort de Henry le grand jusques à la paix faite aves les Réformés au moi de juin 1629“ (Ven. 1630); „Parfait capitaine“ (Par. 1636); „Traité de la corruption de la milice ancienne etc.“; „Discours politiques sur les affaires d'état etc.“; „Sur les interêts des princes“ und „Mémoires et lettres de H. de Rohan sur la guerre de la Valteline“ (Par. 1758. 3 Voll.). 22.

Rohan = Guemené (Louis René Eduard, Prinz von), Cardinal und Biſchof von Straßburg, am 27. Sept. 1734 geboren, widmete ſich der Theologie, um eine einträgliche geiſtliche Stelle, die ihn ſeine hohe Geburt leicht hoffen ließ, zu erhalten, und wurde nach Beendigung ſeiner Studien zuerſt Biſchof von Canope und dann Coadjutor des Biſthums Straßburg. Eine ſchöne Geſtalt, etwas Geiſt, einige Gelehrſamkeit, viel Anmaßung und übertriebene Prunkſucht waren die Eigenſchaften des jungen Kirchendieners, der bald unter dem Namen Prinz Louis bekannt und durch Hofintriguen zum Geſandten an dem kaiſerlichen Hofe zu Wien ernannt wurde (1772). Seine Unbeſcheidenheit und Liederlichkeit veranlaßten jedoch ſeine Zurückberufung und eine ſehr kalte Aufnahme bei Ludwig XVI., der ihm aber, durch den Einfluß ſeiner Familie bewogen, zum Großalmoſenmeiſter von Frankreich und zu anderen Ehrenſtellen erhob. Den Cardinalshut verdankte er der Verwendung des Königs von Polen, Stanislaus Poniatowski. Wie ſehr R. von Eitelkeit verblendet und wie weit er von ſeinem Leichtſinne irre geführt werden konnte, beweiſt die Einbildung, Marie Antoinette, die ihn haßte und nie ein

Wort an ihn gerichtet hatte, ſei nicht gleichgültig gegen ihn und habe ihm ein nächtliches Rendezvous gegeben, da er in der vermeinten Königin doch mit etwas mehr Beſinnung leicht eine andere Dame, welche die Betrügerin Lamothe und der Abenteurer Cagliostro ihm beſtellt hatten, würde erkannt haben. Eine Folge dieſes Betrugs war der Ankauf des berüchtigten Halsbandes, welches der Königin ſo arges Leid verurſachte und den leichtſinnigen Cardinal in die Baſtille führte (ſ. die Artt. Antoinette und Lamothe). Das Parliament, welches mit der Schlichtung der Sache beauftragt ward, ſprach ihn jedoch als einen Betrogenen frei und vermehrte dadurch das öffentliche Scandal. R. wurde freilich ſeiner Würde als Großalmoſenmeiſter entkleidet und in ſeine Diöceſe verbannt, aber der üble Eindruck, welchen dieſe Geſchichte, die man mit Recht als ein Vorſpiel der Revolution anſehen kann, auf das Volk gemacht hatte, blieb. Nach der Zuſammenberufung der Generalſtaaten zum Deputirten der Geiſtlichkeit des Amtes Hagenau ernannt (1789) zeigte er ſich erſt den Revolutionsmännern geneigt, zog ſich aber, als dieſe die Privilegien des Klerus vertilgten, in ſein Bisthum zurück, wo er ſich aus allen Kräften dem Fortgange der Revolution widerſetzte und ſich mit den Royaliſten eng verband. In den letzten Jahren ſeines Lebens ſoll er ſehr ſparſam und wohlthätig geweſen ſein und für das Wohl ſeiner wenigen Untergebenen (denn ſeine Diöceſe war auf das linke Rheinufer beſchränkt) eifrigſt geſorgt haben. Er ſtarb am 16. Febr. 1805 zu Ettenheim. Lächerlich klingt es, wenn man, wie es ſeither öfter von ultraroyaliſtiſch oder päpſtlich geſinnten Schriftſtellern geſchehen iſt, ſein früheres liederliches Leben durch die gezwungene Zurückhaltung ſeiner letzten Lebensjahre verdecken will. 66.

Rohilla heißt einer der mächtigſten und weitverbreitetſten Hauptſtämme der öſtlichen Afghanen. Sie wohnen öſtlich vom Indus bis über den Ganges zum Südſaume des Himalaja hin, zum Theil alſo in der Provinz Delhi der Präſidentſchaft Calcutta. Hier liegt auch ihr Hauptort Rampur. Den Afghanen in Sprache und Sitte verwandt leben ſie ausſchließlich von kriegeriſchen Zügen, durch welche von jeher Indien hart heimgeſucht worden iſt. Zwar haben die Engländer die unter ihnen beſtehenden Spaltungen wohl zu benutzen verſtanden; deſſenungeachtet aber ſetzen ſie noch jetzt das Land umher häufig in Schrecken und Aufruhr. Durch ſie wurden ſchon vor Jahrhunderten die mogoliſchen Heere immer wieder vollzählig gemacht und aus ihrem Stamme ſaß bereits vor dem Jahre 1400 länger als 300 Jahre eine Dynaſtie auf dem Throne Delhi's. Übrigens begreift man ſämmtliche zu ihnen gehörige Stämme auch häufig unter dem Namen Patanen oder Euſofzie's. 1.

Rohr, Schilf, Rohrſchilf, Riet, Reet, lat. arundo, canna, franz. canne, rotin; engl. reed, cane, das bekannte Gewächs, welches überall in Teichen, Seen oder nur langſam fließenden Wäſſern, auch in einigen Ländern in feuchtem Erdboden wächſt. Es gibt davon verſchiedene Arten, welche wild wachſen. Die vorzüglichſten ſind folgende: das gemeine Rohr (arundo phragmites), deſſen Stengel 6—8 Fuß hoch werden und ſich durch auslaufende, knotige, in den Gelenken mit Faſern beſetzte Wurzeln vermehren; daſſelbe iſt einfach, glatt, durch Knoten abgetheilt, zwiſchen welchen es innerlich hohl iſt. Das ausgewachſene getrocknete R. dient zum Decken der Häuſer ſtatt des Strohes, zum Berohren der Balken, Decken und Wände, zu Matten oder Hürden ꝛc. — Das Mambu- oder Bambusrohr (ſ. d. Art.). — Das Zuckerrohr (ſ. d. Art.). — Das ſpaniſche oder indianiſche R. (calamus rotang), welches in Oſtindien in großer Menge wächſt, aber auch in Italien in feuchten Weinbergen gepflanzt und gezogen wird, hat dicke, hohle und gleiche, gegen 10 Ellen hohe Stengel, welche zu Stäben, Pfählen, Pfeifen, zu Spazierſtöcken, ſo wie die biegſamen zähen Stengel zu Flechtwerk, aller Art Matten, Körben, Peitſchen, Stricken, Ankertauen u. dergl. dienen.

Die ganze Pflanze iſt mit einer ſtachlichten Rinde umgeben; ſelbſt die Stiele und Ribben der großen gefiederten Blätter ſind mit ganz feinen Stacheln beſetzt. Oft verbreitet ſich eine ſolche Pflanze mit ihren Ranken über 300 Faden umher und umſchlingt alle benachbarten Bäume in mannigfaltigen Krümmungen. Die Früchte, welche ſich ſelten und nur an alten Stämmen finden, ſind, wenn ſie gehörig zur Reife kommen, mit einem rothen Harze überzogen, welches aus dem ſaftigen Marke der Frucht durchſchwitzt und abgeſondert das ſogenannte Drachenblut (sanguis draconis) liefert. — Das ägyptiſche Schilfrohr (papyrus) ſ. unter Papier. 26.

Roland, ein in den alten Ritterromanen eine bedeutende Rolle ſpielender fabelhafter Held, ſoll ein Neffe Karl's des Großen geweſen ſein und behauptet unter den zwölf Paladinen dieſes Kaiſers den erſten Rang. Nach vielen tapferen Thaten gegen die Saracenen in Spanien fiel er, wie die Sage erzählt, in der Schlacht im Thale von Ronceval (778). Was Wahrheit und was Dichtung in der Geſchichte R.'s iſt, läßt ſich jetzt nicht mehr ausmitteln, da die älteſten Nachrichten aus Turpin's „Leben Karl's des Großen", einer ſehr verdächtigen Quelle, fließen. In der neuern Zeit iſt Roland als Held vieler Gedichte gewählt worden, unter denen Bojardo's „Verliebter Roland" und Arioſto's „Wüthender Roland" jedenfalls die vorzüglichſten ſind. 66.

Roland de la Platière (Jean Marie), ein franzöſiſcher Schriftſteller und Staatsmann, 1732 zu Villefranche bei Lyon geboren, widmete ſich, nachdem er als Jüngling eine Fußreiſe durch einen großen Theil Frankreichs gemacht hatte, zu Rouen dem Handel und ward Aufſeher einer Manufactur. Seine Muße verwandte er auf gelehrte Unterſuchungen über Handel und Ökonomie und machte mehrere Reiſen durch ſein Vaterland, durch die Schweiz und nach England, um ſich ſelbſt von dem Zuſtande der Gewerbe in Frankreich und in den Nachbarländern zu überzeugen. Nach ſeiner Zurückkunft ward er zum Generalinſpector des Handels und der Manufacturen zu Lyon ernannt, wo er ſich durch ſeine Freiſinnigkeit ſo beliebt machte, daß er im Namen dieſer Stadt an die Nationalverſammlung als außerordentlicher Deputirter geſchickt wurde, um ihre Angelegenheiten zu ordnen. Während ſeines Aufenthaltes in der Hauptſtadt ſchloß er ſich den bedeutendſten Revolutionsmännern an und wußte es, nachdem ſeine Stelle in Lyon eingegangen war, durch den Einfluß derſelben ſo wie durch die Bemühungen ſeiner ehrgeizigen Gemahlin (ſ. d. folg. Art.) dahin zu bringen, daß ihn Ludwig XVI., obwohl nach langem Widerſtreben, zum Miniſter des Innern ernannte (1791). Er zeichnete ſich in dieſer Stellung durch Kraft, Rechtlichkeit, Ordnungsliebe und Fleiß aus, wodurch er ſich die Liebe des Volkes in hohem Grade gewann; da er aber mit den Anſichten des Hofes nicht leicht übereinſtimmen konnte und nicht ſelten die Sanction ſeiner Beſchlüſſe von dem Könige zu erzwingen ſuchte, ſo mußte er 1792 ſeine Entlaſſung nehmen, erhielt aber nach der Entfernung des Königs ſeine Stelle wieder. So ſehr er den revolutionairen Ideen hold war, ſo bemühte er ſich jetzt aus allen Kräften die ſchnell hereinbrechende Anarchie fern zu halten. Seine Anſtrengungen waren jedoch vergebens und er ſah ſich gezwungen, ſeine Dimiſſion zu nehmen. Durch den Fall der Girondiſten jeder Stütze beraubt wurde er zugleich mit dieſen geächtet und in Anklageſtand verſetzt; es gelang ihm jedoch aus der Hauptſtadt nach Rouen zu entkommen, wo er ſich, als er die Nachricht von dem Tode ſeiner Gemahlin auf dem Blutgerüſte vernahm, am 15. Nov. 1793 mit ſeinem Stockdegen erſtach. R. war bei den Encyklopädiſten in die Schule gegangen und hing den republikaniſchen Grundſätzen aus innerſter Überzeugung an; ſeine Rechtlichkeit wurde nie in Abrede geſtellt, aber ſein leicht erregbarer Zorn und ſein Eigenſinn hatten ihm viele Feinde gemacht. Seine Schriften, von welchen wir hier nur das „Dictionnaire des manufactures et des arts qui en dépendent" (3 Voll. 4.), welches einen Theil der „Encyclopédie méthodique" ausmacht,

heiligen Stuhles anzuerkennen. Allein nach Lothar's Rückreiſe nach Deutſchland eroberte R. in kurzer Zeit alle ihm entriſſenen Provinzen wieder und der Papſt mußte ihn und ſeine Nachkommen als rechtmäßige Könige von Sicilien anerkennen und ihm das Herzogthum Apulien und das Fürſtenthum Capua als päpſtliches Lehen abtreten. Im Jahre 1146 bekriegte er den griechiſchen Kaiſer Manuel, eroberte Corfu, verheerte Cephalonien, drang bis Korinth, Athen und Negroponte vor und kehrte mit Schätzen beladen nach Sicilien zurück, wohin er den Anbau des Maulbeerbaumes brachte und wo er den Seidenbau durch griechiſche Pflanzer einführte. Hierauf breitete er ſeine Eroberungen ſelbſt über einen Theil der Nordküſte von Afrika aus. Er ſtarb am 26. Febr. 1154 als Tyrann von ſeinen Unterthanen gehaßt und gefürchtet. Ihm folgte ſein Sohn Wilhelm I. 81.

Roger oder **Rogier** (**Rugieris**) iſt der Name von zwei berühmten altniederländiſchen Malern. *Rogier van Brügge*, ein Schüler Johann von Eyk's, blühte um und nach der Mitte des XV. Jahrh. und gehört unter die beſten Hiſtorienmaler ſeiner Zeit. Er ſtellte meiſt große Gegenſtände dar und malte ſtets mit Öl- oder Leimfarben. Correcte Zeichnung iſt einer ſeiner Hauptvorzüge. Bekannter noch iſt *Rogier van der Wyde* (Weide), von ſeinem Geburtsorte auch *R. van Brüſſel* genannt, geb. um 1470, geſt. 1529. Auch er bildete ſich nach Joh. van Eyck und wählte ebenfalls ausſchließlich heilige Gegenſtände zu ſeinen Darſtellungen. Daß er übrigens neben der Ölmalerei auch die Glasmalerei mit Erfolge betrieben hat, beweiſen zwei treffliche Portraits (Franz I. und Karl V.) in der Gudulakirche zu Brüſſel. Unter den wenigen noch vorhandenen Werken dieſes Künſtlers möchten eine „Kreuzabnahme" in Berlin und zwei in der wiener Gallerie befindliche Gemälde, eine „Anbetung der heiligen drei Könige" und eine „Mutter Gottes mit der heil. Anna in einem Garten", die bemerkenswertheſten ſein. 36.

Roggen, **Rocken**, an einigen Orten auch **Korn** genannt, lat. secale, siligo, ador, farrago; franz. seigle; engl. rye, die nützlichſte unter den bekannten Getreidearten, welche gewöhnlich zum Brodbacken angewandt wird. Man hat viele Spielarten davon, am Häufigſten jedoch kommt der Sommerroggen, welcher mit Frühlingsanfang geſäet wird, und der Winterroggen, der vor dem Winter geſäet wird, vor. Jener erreicht ſeine Reife ſchon im Jahre ſeiner Ausſaat, dieſer erſt im darauf folgenden Jahre. Die Körner des Sommerroggens ſind kleiner, geben dagegen ein weißeres Mehl als die des Winterroggens. Beide Arten wachſen faſt in allen Ländern und Klimaten; aber vorzüglich zuträglich ſind ihnen kalte Gegenden, daher der Anbau derſelben im Norden und in Deutſchland beträchtlicher iſt, als in Frankreich, Italien und der Türkei. Außer zum Brodbacken dient der R. zum Branntweinbrennen, auch wohl zum Futter für Pferde und Schweine. Die Körner des im Sandboden erbauten Roggens geben ein reichlicheres und weißeres Mehl, ſind auch weniger hartſchälig, als die von dem im fetten Boden erbauten, wogegen dieſes wieder längeres Stroh liefert. Das Roggenſtroh findet ebenfalls mancherlei Anwendungen; vorzüglich dient es aber zum Einſtreuen in die Viehſtälle, zu Häckerling geſchnitten als Pferdefutter, zum Dachdecken ꝛc. Unter allen Getreidearten iſt der R. der bedeutendſte Handelsartikel und es wird vornehmlich in den Niederlanden, zu Danzig, Königsberg, Hamburg, Elbing, Altona, Lübeck, Bremen ꝛc. ein beträchtlicher Handel damit getrieben. 26.

Rohan (Henri, Herzog von), Prinz von Leon, unter Ludwig XIII. die Seele der proteſtantiſchen Partei in Frankreich und einer der größten Feldherren ſeiner Zeit, war der Sohn des Vicomte René von Rohan und wurde am 21. Aug. 1579 auf dem Schloſſe Blein in Bretagne geboren. In der proteſtantiſchen Confeſſion erzogen ward er bereits ſeit ſeinem 16. Jahre, wo er am Hofe erſchien, als eines der Häupter ſeiner Partei betrachtet, um ſo mehr, als er die beſondere Gunſt Heinrich's IV. genoß und präſumtiv als der Erbe deſſelben in der Krone Navarra

betrachtet wurde. Nach Beendigung des Kriegs mit Spanien, an welchem er rühmlichen Antheil genommen hatte, begab er ſich mehrere Jahre auf Reiſen, ward nach ſeiner Rückkehr Herzog und Pair und erhielt bald darauf das Commando der Schweitzertruppen. Alles verſprach ihm eine glänzende Zukunft, als die Meuchelmordung des Königs im Jahre 1610 ihn in eine Bahn warf, die, wenn auch rühmlich, doch ſein Leben zu einer Kette von Mühſeligkeiten und Gefahren machte. Schon ſeiner hohen Stellung zufolge konnte er in den Parteizwiſten, welche das nach Heinrich's Tode eintretende Reactionsſyſtem herbeiführte, nicht neutral bleiben, doch ward er nur erſt durch das Mißtrauen des Hofs bewogen, ſich der Sache Condé's anzuſchließen, was er außerdem nicht gethan haben würde, da Condé's Pläne rein politiſcher Natur waren. Auch gelang es ihm ſich wieder mit dem Hofe auszuſöhnen, bis ihn endlich im Jahre 1621 der offen ausgeſprochene Wille des Königs, in Béarn den Katholicismus wieder einzuführen, in die Reihen ſeiner bedrängten Glaubensgenoſſen rief. An der Spitze einer Abtheilung derſelben zeigte er ſich durch eine außerordentliche Tapferkeit ſowohl wie durch ſeine Umſicht allen Anführern ſeiner und der Gegenpartei überlegen und es konnte daher nicht befremden, daß er bei dem zweiten Ausbruche des Kriegs im Jahre 1625 einſtimmig zum Oberbefehlshaber ernannt wurde. Auch dießmal gelang es ihm durch ſein überlegenes Talent einen günſtigen Frieden zu erhalten (1626); aber ſchon 1627 entbrannte der Kampf von Neuem und trotz aller Anſtrengungen mußte er endlich der überlegenen Macht der Regierung weichen. Doch erhielten die Proteſtanten im Frieden von 1629 wenigſtens freie Religionsübung, wenn auch ihre politiſche Bedeutung für immer vernichtet war. R. begab ſich jetzt nach Venedig, von wo aus er im Auftrage Ludwig's XIII. mit einer diplomatiſchen Sendung nach Graubündten ging und zum General ernannt mit einer franzöſiſchen Armee im Jahre 1633 Veltlin von dem Joche der Spanier befreite. Irrungen mit dem pariſer Cabinet indeß, welches ihm ſtets mißtraute, veranlaßten ihn ſich von der nähern Theilnahme an den Geſchäften zurückzuziehen. Er nahm ſeinen Aufenthalt in Genf, ging aber im Jahre 1638 zu dem Heere Bernhard's von Weimar und commandirte an dem Tage von Rheinfelden das Regiment Naſſau. Am 28. Febr. 1638 aber ward er tödtlich verwundet und ſtarb am 13. April. Man hat von ihm folgende höchſt ſchätzbare Schriften: „Mémoires sur les choses advenues en France depuis la mort de Henry le grand jusques à la paix faite aves les Réformés au moi de juin 1629" (Ven. 1630); „Parfait capitaine" (Par. 1636); „Traité de la corruption de la milice ancienne etc."; „Discours politiques sur les affaires d'état etc."; „Sur les interêts des princes" und „Mémoires et lettres de H. de Rohan sur la guerre de la Valteline" (Par. 1758. 3 Voll.). 22.

Rohan = Guemené (Louis René Eduard, Prinz von), Cardinal und Biſchof von Straßburg, am 27. Sept. 1734 geboren, widmete ſich der Theologie, um eine einträgliche geiſtliche Stelle, die ihn ſeine hohe Geburt leicht hoffen ließ, zu erhalten, und wurde nach Beendigung ſeiner Studien zuerſt Biſchof von Canope und dann Coadjutor des Biſthums Straßburg. Eine ſchöne Geſtalt, etwas Geiſt, einige Gelehrſamkeit, viel Anmaßung und übertriebene Prunkſucht waren die Eigenſchaften des jungen Kirchendieners, der bald unter dem Namen Prinz Louis bekannt und durch Hofintriguen zum Geſandten an dem kaiſerlichen Hofe zu Wien ernannt wurde (1772). Seine Unbeſcheidenheit und Liederlichkeit veranlaßten jedoch ſeine Zurückberufung und eine ſehr kalte Aufnahme bei Ludwig XVI., der ihm aber, durch den Einfluß ſeiner Familie bewogen, zum Großalmoſenmeiſter von Frankreich und zu anderen Ehrenſtellen erhob. Den Cardinalshut verdankte er der Verwendung des Königs von Polen, Stanislaus Poniatowski. Wie ſehr R. von Eitelkeit verblendet und wie weit er von ſeinem Leichtſinne irre geführt werden konnte, beweiſt die Einbildung, Marie Antoinette, die ihn haßte und nie ein

Wort an ihn gerichtet hatte, ſei nicht gleichgültig gegen ihn und habe ihm ein nächtliches Rendezvous gegeben, da er in der vermeinten Königin doch mit etwas mehr Beſinnung leicht eine andere Dame, welche die Betrügerin Lamothe und der Abenteurer Cagliostro ihm beſtellt hatten, würde erkannt haben. Eine Folge dieſes Betrugs war der Ankauf des berüchtigten Halsbandes, welches der Königin ſo arges Leid verurſachte und den leichtſinnigen Cardinal in die Baſtille führte (ſ. die Artt. Antoinette und Lamothe). Das Parliament, welches mit der Schlichtung der Sache beauftragt ward, ſprach ihn jedoch als einen Betrogenen frei und vermehrte dadurch das öffentliche Scandal. R. wurde freilich ſeiner Würde als Großalmoſenmeiſter entkleidet und in ſeine Diöceſe verbannt, aber der üble Eindruck, welchen dieſe Geſchichte, die man mit Recht als ein Vorſpiel der Revolution anſehen kann, auf das Volk gemacht hatte, blieb. Nach der Zuſammenberufung der Generalſtaaten zum Deputirten der Geiſtlichkeit des Amtes Hagenau ernannt (1789) zeigte er ſich erſt den Revolutionsmännern geneigt, zog ſich aber, als dieſe die Privilegien des Klerus vertilgten, in ſein Bisthum zurück, wo er ſich aus allen Kräften dem Fortgange der Revolution widerſetzte und ſich mit den Royaliſten eng verband. In den letzten Jahren ſeines Lebens ſoll er ſehr ſparſam und wohlthätig geweſen ſein und für das Wohl ſeiner wenigen Untergebenen (denn ſeine Diöceſe war auf das linke Rheinufer beſchränkt) eifrigſt geſorgt haben. Er ſtarb am 16. Febr. 1805 zu Ettenheim. Lächerlich klingt es, wenn man, wie es ſeither öfter von ultraroyaliſtiſch oder päpſtlich geſinnten Schriftſtellern geſchehen iſt, ſein früheres liederliches Leben durch die gezwungene Zurückhaltung ſeiner letzten Lebensjahre verdecken will. 66.

Rohilla heißt einer der mächtigſten und weitverbreitetſten Hauptſtämme der öſtlichen Afghanen. Sie wohnen öſtlich vom Indus bis über den Ganges zum Südſaume des Himalaja hin, zum Theil alſo in der Provinz Delhi der Präſidentſchaft Calcutta. Hier liegt auch ihr Hauptort Rampur. Den Afghanen in Sprache und Sitte verwandt leben ſie ausſchließlich von kriegeriſchen Zügen, durch welche von jeher Indien hart heimgeſucht worden iſt. Zwar haben die Engländer die unter ihnen beſtehenden Spaltungen wohl zu benutzen verſtanden; deſſenungeachtet aber ſetzen ſie noch jetzt das Land umher häufig in Schrecken und Aufruhr. Durch ſie wurden ſchon vor Jahrhunderten die mogoliſchen Heere immer wieder vollzählig gemacht und aus ihrem Stamme ſaß bereits vor dem Jahre 1400 länger als 300 Jahre eine Dynaſtie auf dem Throne Delhi's. Übrigens begreift man ſämmtliche zu ihnen gehörige Stämme auch häufig unter dem Namen Patanen oder Euſofzie's. 1.

Rohr, Schilf, Rohrſchilf, Riet, Reet, lat. arundo, canna, franz. canne, rotin; engl. reed, cane, das bekannte Gewächs, welches überall in Teichen, Seen oder nur langſam fließenden Wäſſern, auch in einigen Ländern in feuchtem Erdboden wächſt. Es gibt davon verſchiedene Arten, welche wild wachſen. Die vorzüglichſten ſind folgende: das gemeine Rohr (arundo phragmites), deſſen Stengel 6—8 Fuß hoch werden und ſich durch auslaufende, knotige, in den Gelenken mit Faſern beſetzte Wurzeln vermehren; daſſelbe iſt einfach, glatt, durch Knoten abgetheilt, zwiſchen welchen es innerlich hohl iſt. Das ausgewachſene getrocknete R. dient zum Decken der Häuſer ſtatt des Strohes, zum Berohren der Balken, Decken und Wände, zu Matten oder Hürden ꝛc. — Das Mambu- oder Bambusrohr (ſ. d. Art.). — Das Zuckerrohr (ſ. d. Art.). — Das ſpaniſche oder indianiſche R. (calamus rotang), welches in Oſtindien in großer Menge wächſt, aber auch in Italien in feuchten Weinbergen gepflanzt und gezogen wird, hat dicke, hohle und gleiche, gegen 10 Ellen hohe Stengel, welche zu Stäben, Pfählen, Pfeifen, zu Spazierſtöcken, ſo wie die biegſamen zähen Stengel zu Flechtwerk, aller Art Matten, Körben, Peitſchen, Stricken, Ankertauen u. dergl. dienen.

Die ganze Pflanze iſt mit einer ſtachlichten Rinde umgeben; ſelbſt die Stiele und Ribben der großen gefiederten Blätter ſind mit ganz feinen Stacheln beſetzt. Oft verbreitet ſich eine ſolche Pflanze mit ihren Ranken über 300 Faden umher und umſchlingt alle benachbarten Bäume in mannigfaltigen Krümmungen. Die Früchte, welche ſich ſelten und nur an alten Stämmen finden, ſind, wenn ſie gehörig zur Reife kommen, mit einem rothen Harze überzogen, welches aus dem ſaftigen Marke der Frucht durchſchwitzt und abgeſondert das ſogenannte Drachenblut (sanguis draconis) liefert. — Das ägyptiſche Schilfrohr (papyrus) ſ. unter Papier. 26.

Roland, ein in den alten Ritterromanen eine bedeutende Rolle ſpielender fabelhafter Held, ſoll ein Neffe Karl's des Großen geweſen ſein und behauptet unter den zwölf Paladinen dieſes Kaiſers den erſten Rang. Nach vielen tapferen Thaten gegen die Saracenen in Spanien fiel er, wie die Sage erzählt, in der Schlacht im Thale von Ronceval (778). Was Wahrheit und was Dichtung in der Geſchichte R.'s iſt, läßt ſich jetzt nicht mehr ausmitteln, da die älteſten Nachrichten aus Turpin's „Leben Karl's des Großen", einer ſehr verdächtigen Quelle, fließen. In der neuern Zeit iſt Roland als Held vieler Gedichte gewählt worden, unter denen Bojardo's „Verliebter Roland" und Arioſto's „Wüthender Roland" jedenfalls die vorzüglichſten ſind. 66.

Roland de la Platière (Jean Marie), ein franzöſiſcher Schriftſteller und Staatsmann, 1732 zu Villefranche bei Lyon geboren, widmete ſich, nachdem er als Jüngling eine Fußreiſe durch einen großen Theil Frankreichs gemacht hatte, zu Rouen dem Handel und ward Aufſeher einer Manufactur. Seine Muße verwandte er auf gelehrte Unterſuchungen über Handel und Ökonomie und machte mehrere Reiſen durch ſein Vaterland, durch die Schweitz und nach England, um ſich ſelbſt von dem Zuſtande der Gewerbe in Frankreich und in den Nachbarländern zu überzeugen. Nach ſeiner Zurückkunft ward er zum Generalinſpector des Handels und der Manufacturen zu Lyon ernannt, wo er ſich durch ſeine Freiſinnigkeit ſo beliebt machte, daß er im Namen dieſer Stadt an die Nationalverſammlung als außerordentlicher Deputirter geſchickt wurde, um ihre Angelegenheiten zu ordnen. Während ſeines Aufenthaltes in der Hauptſtadt ſchloß er ſich den bedeutendſten Revolutionsmännern an und wußte es, nachdem ſeine Stelle in Lyon eingegangen war, durch den Einfluß derſelben ſo wie durch die Bemühungen ſeiner ehrgeizigen Gemahlin (ſ. d. folg. Art.) dahin zu bringen, daß ihn Ludwig XVI., obwohl nach langem Widerſtreben, zum Miniſter des Innern ernannte (1791). Er zeichnete ſich in dieſer Stellung durch Kraft, Rechtlichkeit, Ordnungsliebe und Fleiß aus, wodurch er ſich die Liebe des Volkes in hohem Grade gewann; da er aber mit den Anſichten des Hofes nicht leicht übereinſtimmen konnte und nicht ſelten die Sanction ſeiner Beſchlüſſe von dem Könige zu erzwingen ſuchte, ſo mußte er 1792 ſeine Entlaſſung nehmen, erhielt aber nach der Entfernung des Königs ſeine Stelle wieder. So ſehr er den revolutionairen Ideen hold war, ſo bemühte er ſich jetzt aus allen Kräften die ſchnell hereinbrechende Anarchie fern zu halten. Seine Anſtrengungen waren jedoch vergebens und er ſah ſich gezwungen, ſeine Dimiſſion zu nehmen. Durch den Fall der Girondiſten jeder Stütze beraubt wurde er zugleich mit dieſen geächtet und in Anklageſtand verſetzt; es gelang ihm jedoch aus der Hauptſtadt nach Rouen zu entkommen, wo er ſich, als er die Nachricht von dem Tode ſeiner Gemahlin auf dem Blutgerüſte vernahm, am 15. Nov. 1793 mit ſeinem Stockdegen erſtach. R. war bei den Encyklopädiſten in die Schule gegangen und hing den republikaniſchen Grundſätzen aus innerſter Überzeugung an; ſeine Rechtlichkeit wurde nie in Abrede geſtellt, aber ſein leicht erregbarer Zorn und ſein Eigenſinn hatten ihm viele Feinde gemacht. Seine Schriften, von welchen wir hier nur das „Dictionnaire des manufactures et des arts qui en dépendent" (5 Voll. 4.), welches einen Theil der „Encyclopédie méthodique" ausmacht,

und die „Lettres écrites de Suisse, d'Italie, de Sicile et de Malte, en 1776—1778" (Amsterd. 1782. 6 Voll. 12.) nennen, zeichnen ſich durch Gelehrſamkeit und Scharfſinn aus, ſind aber ihrer nachläſſigen Darſtellung wegen nicht zu empfehlen. 66.

Roland (Manon Jeanne), die Gemahlin des Vorhergehenden, 1754 zu Paris geboren, war die Tochter des nicht ſehr berühmten Graveurs Phlipon, erhielt aber eine ſehr ſorgfältige Erziehung und erwarb ſich ungewöhnliche Kenntniſſe in der Geſchichte, in der Mathematik und in den Naturwiſſenſchaften. Die Lectüre der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller hatten ſie bereits zur eifrigen Republikanerin gemacht, als ſie nach Ablehnung mehrerer Heirathsanträge dem gleichgeſinnten Roland ihre Hand reichte. Nach dem Ausbruche der Revolution ſuchte ſie aus allen Kräften zur Verwirklichung ihrer Ideen beizutragen und ſtieß ihren Gemahl faſt mit Gewalt vorwärts. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ſie durch ihre Verbindungen mit den einflußreichſten Revolutionsmännern zu der Erhebung Roland's zum Miniſter das Meiſte beitrug und daß ſie nicht nur Theil an allen ſeinen Arbeiten nahm, ſondern auch die bedeutendſten ſelbſt anregte und entwarf. Nach der Abdankung und Verbannung ihres Gemahles war ſie ihm zu ſeiner Flucht behülflich, hatte aber den Muth, ſelbſt in der Hauptſtadt, wo ſie ſich durch ihre Herrſchſucht und Anmaßung verhaßt gemacht hatte, zurückzubleiben. Am 1. Juni 1793 ward ſie verhaftet, in engen Gewahrſam gebracht und nach einem kurzen Verhöre als Vaterlandsverrätherin zum Tode verurtheilt. Sie ſtarb am 8. Nov. 1793 mit ſeltener Unerſchrockenheit auf dem Blutgerüſte, nachdem ſie noch den Umſtehenden die Verſicherung gegeben hatte, ihr Gemahl werde ſie nicht überleben. Muß man die Talente, den Fleiß und die Feſtigkeit dieſer für die Freiheit ſchwärmenden Frau noch ſo ſehr bewundern, ſo fühlt man ſich doch von ihrer unbegrenzten Eitelkeit, ihrer Irreligiöſität und überhaupt von ihrer Unweiblichkeit abgeſtoßen. Im Gefängniſſe ſchrieb ſie ihre für die Zeitgeſchichte wichtigen Memoiren nieder. Sie ſind, nachdem ſie erſt 1795 einzeln erſchienen waren, am vollſtändigſten unter dem Titel: „Oeuvres, contenant les mémoires et notices historiques qu'elle a composés" (Par. 1800. 3 Voll. 8. 1820. 3 Voll. 8. 1835. 2 Voll. 8. Deutſch von L. F. Huber, Leipz. 1796—1797. 3 Thle. 8.) herausgegeben und werden noch immer ihrer kräftigen, lebendigen und treffenden Darſtellung wegen gern geleſen. 66.

Rolandsſäulen nennt man die roh gearbeiteten in mehreren Städten des nordweſtlichen Deutſchlands ſtehenden Bildſäulen eines geharniſchten, in der Hand ein Schwerdt tragenden Mannes, welche die Volksſage für Abbildungen Roland's (ſ. d. Art.) nimmt. Wahrſcheinlich aber iſt der Name aus Rugeland entſtanden, welches Gerichtsbezirk bedeutet, und ſind Sinnbilder der höchſten Gerichtsbarkeit, zumal da ſie häufig die Reichsinſignien tragen und nachweislich bei ihnen oft Gericht gehalten wurde. Vergl. Türk, „De statuis Rolandinis" (Rost. 1824); Deneken, „Die Rolandsſäule in Bremen" (Bremen 1828). 30.

Rolle, im mittl. Lat. rollus, rotula; fr. rouleau; engl. roll, bezeichnet im Allgemeinen einen Gegenſtand, welcher durch ſeine Bewegung um ſich ſelbſt einen wiederholten, ſchnell aufeinander folgenden polternden Schall verurſacht. Beſonders hat aber das Wort R. die Bedeutung von Buch, Verzeichniß, Liſte, Urkunde. Dieſe laſſen ſich ſämmtlich darauf zurückführen, daß die Alten das Pergament, worauf ſie ſchrieben, rund zuſammenbogen und über einander wickelten und eben ſo noch im Mittelalter wichtige Urkunden in einander oder über eine Walze gerollt aufbewahrt wurden. Im engſten Sinne aber iſt R. das, was einem jeden Schauſpieler auf ein beſonderes Papier geſchrieben zugetheilt wird. Die Schauſpieler hielten nämlich ehedem dieſes Papier zuſammengerollt in der Hand. Daher iſt auch R. (lat. partes, persona; griech. πρόσωπον; franz. rôle) das Aufgeſchrie-

bene ſelbſt und überhaupt, was ein Schauſpieler zu ſagen oder vorzuſtellen hat, ſo daß es ſelbſt in weiterer uneigentlicher Bedeutung blos die künſtleriſche Darſtellung eines individuellen Charakters als Theil eines Ganzen iſt. Die höchſte Aufgabe des mimiſchen Künſtlers iſt in dieſer Rückſicht den Geiſt des ganzen Stücks vorher gehörig aufzufaſſen und dann den Charakter der beſonderen Perſon in demſelben, welche er darzuſtellen hat, vollendet und harmoniſch dem Ganzen anzupaſſen. Der Natur und Kunſt getreu wird er ſo das Bild des Dichters dem Geiſte und Gemüthe der Zuſchauer als Dichtung und Wahrheit möglichſt täuſchend nahe bringen. Obgleich das Studium auch hier zur künſtleriſchen Vollendung viel beitragen kann, ſo wird es doch geiſtige und körperliche Ausſtattung nicht erſetzen. Die Individualität des Mimen beſtimmt ihn alſo für Haupt- oder Nebenrollen, Liebhaber oder Helden, tragiſche oder komiſche Rollen; wiewohl eine zu genaue Abſonderung, Begrenzung und Beſetzung gewiſſer Rollenfächer die Kunſt herabwürdigt und benachtheiligt. Betrachten wir die Welt nach einem ſehr gewöhnlichen Tropus als ein Theater, worin Jeder nach ſeinem Amte und Berufe auftritt, ſo iſt R. die Art und Weiſe des Betragens, wie ſich Jemand in Beziehung auf Stand und Luxus, beſonders in einzelnen Fällen mit vorhergehender Überlegung, vor Andern zeigt. — R., Scheibe (lat. trochlea; franz. poulie; engl. pulley) iſt nach den älteren Geometern eine der ſechs einfachen Maſchinen oder mechaniſchen Potenzen und beſteht aus einer hölzernen oder metallenen kreisrunden Scheibe, die an ihrem äußeren Rande mit einer vertieften Rinne zur Aufnahme einer Schnur oder eines Seils verſehen iſt und eine durch ihren Mittelpunkt gehende auf ihre Ebene ſenkrechte Achſe hat. Dieſe Achſe heißt auch Bolzen (tourtillon, goujon); ſie ſteckt gewöhnlich an beiden Enden in einer Hülſe (chape), die vermittelſt eines Hakens aufgehängt werden kann. Iſt nun dieſe Achſe unbeweglich angebracht, ſo vermag ſich die R. nur um ſelbige zu drehen und erhält den Namen unbewegliche, feſte oder einfache R. (poulie fixe). Iſt dagegen die Achſe nicht befeſtigt, ſo daß die R. während der Bewegung um ihre Achſe zugleich im Raume mit fortbewegt, ſo iſt ſie eine bewegliche oder Zugrolle (poulie mobile). Die erſte iſt als ein Syſtem von gleicharmigen Hebeln anzuſehen; man gewinnt alſo nichts an Kraft und ſie wird blos angewendet, dieſer eine bequemere Richtung zu geben. Sollen nämlich Laſten gehoben werden und iſt in der Höhe eine R. befeſtigt, ſo wird die Kraft der Menſchen am vortheilhafteſten in vertical herabgehender Richtung, die der Pferde in horizontaler angewandt und ſelbſt todte Körper wirken durch ihr Gewicht blos in lothrechter herabgehender Richtung. Die bewegliche R. ſtellt ein Syſtem von gleicharmigen Hebeln der erſten Art vor, deren Länge der Durchmeſſer der R. iſt. An einem Ende des Durchmeſſers liegt immer die Kraft, am andern der Ruhepunkt, in der Mitte die Laſt. An dieſer R. hält alſo die Kraft immer einer doppelten Laſt das Gleichgewicht. Die Laſt wird nämlich an der Hülſe, in welcher ihr Bolzen ſteckt, mittelſt eines Hakens befeſtigt. An dieſem Orte befindet ſich das Ende des Seils, welches in der Rinne am untern Theile der R. hinläuft. Die R. hängt mit der Laſt in der Mitte des Seils und das andere Seilende kann nur nach oben gezogen oder auch mittelſt einer feſten R. von oben wieder herabgeleitet werden. Sind die beiden Seilenden, zwiſchen denen die bewegliche R. hängt, parallel, ſo wird die halbe Kraft erſpart, wenn man die Schwere der R. und die ſtattfindende Friction nicht mit in Anſchlag bringt. Will man mittelſt der R. noch größere Laſten mit geringerer Kraft heben, ſo muß man mehrere ſolche Rollen mit einander in Verbindung bringen, die ſich wechſelſeitig zu Stützpunkten dienen und man erhält die ſogenannten Flaſchenzüge (ſ. d. Art.) 84. 40.

Rolle (Johann Heinrich), ein namhafter Kirchencomponiſt des XVIII. Jahrhunderts, geboren am 23. Dec. 1718 zu Quedlinburg, erhielt ſeine muſikaliſche Ausbildung von ſeinem Vater und machte ſo ſchnelle Fortſchritte, daß er bereits

im Jahre 1732 in Magdeburg, wo ſein Vater Muſikdirector geworden war, eine Organiſtenſtelle erhielt. Später widmete er ſich zwar ausſchließlich den Wiſſenſchaften und bezog im Jahre 1736 die Univerſität zu Leipzig, doch änderte er ſeinen Plan wieder, betrieb von Neuem ſein Lieblingsſtudium, die Muſik, und erhielt, nachdem er mehrere Jahre als Kammermuſikus in Berlin gelebt hatte, die Stelle ſeines Vaters in Magdeburg. Hier ſtarb er am 29. Dec. 1785. — Noch jetzt gelten ſeine Kirchencompoſitionen, z.B. ſein Oratorium „Abraham auf Moria," vor Allem aber ſeine Motetten, als Muſter dieſer Gattung. 36.

Rollenhagen (Georg), ein deutſcher Satyriker des XVI. Jahrhunderts, am 22. April 1542 zu Bernau in der Mark Brandenburg geboren, widmete ſich, nach Beendigung ſeiner Vorbereitungsſtudien zu Prenzlau, Mansfeld und Magdeburg, auf der Univerſität Wittenberg der Theologie und wurde, nachdem er kurze Zeit in Braunſchweig und Goslar als Hofmeiſter gelebt hatte, 1567 als Prorector nach Magdeburg berufen, wo er 1573 zum Prediger an der Nikolaikirche und 1575 zum Rector der Domſchule ernannt ward. Er ſtarb am 18. Mai 1609. Sein didaktiſch-komiſches Gedicht „Der Froſchmäuſeler," wozu ihm Homer's „Froſchmäuſekrieg" Veranlaſſung gab, iſt der merkwürdigſte Verſuch in der deutſchen erzählenden Poeſie des XVI. Jahrh. und verdient, obſchon die Erfindung im Ganzen mißlungen iſt, wegen des drolliganmuthigen, dem Stoffe angemeſſenen Reizes der maleriſchen Darſtellung, des in der darin dargelegten Lebensweisheit obwaltenden kräftigen und geſunden Verſtandes, ſo wie wegen der treffenden, zuweilen ſehr feinen Satyre Beachtung. Die Darſtellung iſt natürlich und gefällig, wenn gleich ein wenig zu geſchwätzig. Der vollſtändige, von dem Verfaſſer ſelbſt gewählte Titel lautet: „Froſchmeuſeler, in dreyen Büchern von Marx Hupfinsholz von Mäuſeloch, der jungen Fröſche Vorſinger und Calmäuſer" (Magdeburg 1595, 1600, 1608, 1609. 8.; Frankfurt 1683, 1730. 8. u. öft.; N. A. Tübing. 1817. 8.). Einen Auszug des „Froſchmäuſelers" gab K. Lappe (Stralſund 1816. 8.). Weniger Weltkenntniß, Humor und üppigen Witz offenbart R. in den ſatyriſchen „Indianiſchen Reiſen durch die Luft, Waſſer, Land, Hölle, Paradies und Himmel" (Magd. 1603, 1682. 8. Frankf. 1717. 12.). 67.

Rolli (Paolo), ein geſchätzter italieniſcher Dichter, 1687 zu Todi in Umbrien geboren, widmete ſich zu Rom mit großem Fleiße und gutem Erfolge philologiſchen und literariſchen Studien und ging dann mit Lord Sembuch, welcher ihn auserſah, die italieniſche Literatur in England in Aufnahme zu bringen, nach London, wo er am Hofe eingeführt und zum italieniſchen Sprachlehrer der königlichen Familie ernannt wurde. Er machte ſich bald mit der engliſchen Sprache und Literatur ſo vertraut, daß er mit Geſchick und Glück Milton's „Verlorenes Paradies" und viele kleinere engliſche Gedichte in ſeine Mutterſprache übertragen und eine italieniſche Sprachlehre für die Engländer ſchreiben konnte. Als ſein vorgerücktes Alter ein milderes Klima erheiſchte, ging er nach Italien zurück und ſtarb 1764 zu Rom. Seine Gedichte haben alle einen lyriſchen Ton und beſonders ſind ſeine Hendekaſyllaben, welche er mit unübertrefflicher Anmuth dem Catull nachbildete, ſeine Elegien, welche zu den vorzüglichſten Verſuchen in dieſer Gattung der Poeſie gehören und ſeine Lieder, die nicht leicht an Natürlichkeit und Anmuth ihres Gleichen finden, zu erwähnen. Seine Cantaten und kleinen Opern gehören zu den vorzüglichſten in ihrer Art. Die vollſtändigſte Sammlung ſeiner Gedichte erſchien unter dem Titel: „Poetici componimenti" (Venet. 1761. 8.). 67.

Rollin (ſpr. Rolläng) (Charles), ein geſchätzter franzöſiſcher Hiſtoriker, am 30. Jan. 1661 zu Paris geboren, arbeitete anfangs in der Werkſtätte ſeines Vaters, eines Meſſerſchmiedes, bis ein Benedictinermönch ein ungewöhnliches Talent in ihm wahrnahm und ihm die Mittel zur Ausbildung deſſelben verſchaffte. Nachdem er ſeine Vorbereitungsſtudien vollendet hatte, widmete er ſich der Theo-

logie, zog aber ſpäter das Lehramt vor und erhielt 1687 die Profeſſur der Rhetorik, ſo wie 1688 die der Beredſamkeit an dem Collége royal. Seine Bemühungen, das Studium der griechiſchen Alterthumswiſſenſchaft, ſo wie das ſeiner eigenen Mutterſprache immer mehr in Aufnahme zu bringen, fanden die verdiente Anerkennung und er ward 1694 zum Rector der Univerſität ernannt, welche Stelle er mit großer Gewiſſenhaftigkeit bekleidete, bis er zum Vorſteher des Collegium zu Beauvais berufen wurde. Er legte aber 1712 dieſes Amt wieder nieder, weil ihn ſeine Anhänglichkeit an die janſeniſtiſchen Grundſätze den Verfolgungen der Jeſuiten immer mehr preisgab und zog ſich nach Paris zurück, wo er ſich mit großem Fleiße ſchriftſtelleriſchen Arbeiten widmete. Sein erſter Verſuch „De la manière d'enseigner et d'étudier les belles lettres“ (Par. 1726. N. E. 1732. 4 Voll. 12., deutſch von J. J. Schwabe, Frankf. und Leipz. 1750. 4 Bde. 8.) fand ſo allgemeinen Beifall, daß er bald darauf mit ſeiner „Histoire ancienne des Egyptiens, des Carthaginois, des Assyriens, des Babyloniens, des Medes, des Perses et des Grecs“ (Par. 1730. N. E. 1733. 14 Voll. 12., deutſch, Dresd. 1763. 13 Bde. 8.) hervortrat, die ſogleich als eines der beſten franzöſiſchen Geſchichtswerke begrüßt ward und auch als ſeine beſte Leiſtung angeſehen werden muß. Weniger gut durchgeführt iſt ſeine „Histoire Romaine,“ an deren Vollendung ihn der Tod hinderte, die aber von Crevier („Histoire des empereurs Romains depuis Auguste jusqu' à Constantin,“ Par. 1750—1756. 6 Voll. 4. und öft.; deutſch von J. H. Saal, Dresd. 1756—1768. 12 Bde. 8.) und Le Beau („Histoire du bas-empire, contin. par H. P. Ameilhon, Par. 1757—1811. 27 Voll. 12., deutſch, Leipz. 1765—1783. 22 Bde. 8.) fortgeſetzt ward (Par. 1738. 16 Voll. 12., deutſch von J. A. Hiller, Leipz. und Bresl. 1759—1763. 16 Bde. 8.). Darf man auch R.'s Werke von dem Standpunkte aus, auf welchen ſich jetzt die hiſtoriſche Forſchung geſtellt hat, nicht unbedingt loben, ſo verdienen doch ſein ſorgfältiges Quellenſtudium und ſeine leichte Darſtellung Anerkennung; am unerträglichſten wird er, wenn er ſeinem declamatoriſchen Raiſonnement freien Lauf läßt. Vor Allem aber iſt ſeine feſte Überzeugung des mächtigen Waltens der göttlichen Vorſehung und Gerechtigkeit in der Geſchichte, welche freilich wenige ſeiner Zeitgenoſſen theilten, anzupreiſen und Chateaubriand nennt ihn deßwegen mit vollem Rechte den Fenelon der Geſchichte. R. ſtarb am 14. Sept. 1741. „Oeuvres complètes, continuées par Crevier,“ (Paris 1807—1810. 60 Voll. 8., 1818. 18 Voll. 8., 1818—1820. 27 Voll. 12., 1828. 30 Voll. 12.). 67.

Rollkorb oder **Mantelet** iſt ein aus Reiſig geflochtener Cylinder, welcher 8 Fuß zur Höhe und 3½ Fuß zum Durchmeſſer erhält. Er wird mit Faſchinenſtücken gefüllt, an beiden Enden mit einem geflochtenen Spiegel verſchloſſen und wiegt etwa 7 Centner. Der R. dient dem in der Sappe arbeitenden Sappeur zum Schutze gegen das feindliche Feuer, indem er denſelben ſtets vor ſich als Bruſtwehr fortrollt. 61.

Rollo, Raoul, Harulf (Robert), ein Normann, ausgezeichnet als Krieger und ſelbſt als Herrſcher eine ehrenwerthe Erſcheinung ſeiner Zeit, überdieß merkwürdig als der erſte Herzog der Normandie, war der Sohn eines norwegiſchen Seekönigs, angeblich Rogwald genannt, und hatte ſich bereits durch ſeine erſten Heerfahrten einen gefürchteten Namen erworben. Verhältniſſe, vielleicht ernſte Streitigkeiten mit dem Dänenkönig Harald, ſetzten indeß ſeinen einheimiſchen Unternehmungen ein Ziel und ſo wandte ſich ſein unruhiger kampfbegieriger Sinn nach Außen, zumal nach England und Frankreich, wo früher ſchon normänniſche Abenteurer ihre Rechnung gefunden hatten. Er erſcheint nach der Angabe der franzöſiſchen Geſchichtſchreiber zuerſt im Jahre 869 auf dem Schauplatze der Begebenheiten und zwar vorläufig in Schottland und ſpäter in Friesland, welches er ſich zinspflichtig

machte. Das Jahr 876 endlich ſah ihn in Frankreich. Die Seine hinauffegelnd legte er ſich vor Rouen und nahm es, bemächtigte ſich dann nach einem Siege über die franzöſiſche Armee der Stadt Meulan und nahm hierauf in Verbindung mit anderen normänniſchen Horden Theil an der Belagerung von Paris. Mit Beute beladen kehrte er vorläufig nach England zurück, kam aber nach dreijähriger Abweſenheit wieder und fand um ſo geringern Widerſtand, als der König Karl der Einfältige nicht einmal der innern Zerrüttung Herr werden konnte. Die Provinzen Auvergne, Orleanois und Burgund fielen bald in ſeine Gewalt und wenn er auch mehrere Male nicht unbedeutende Verluſte erlitt, ſo blieb er doch endlich in ſo überwiegendem Vortheile, daß ſich der König Karl, um nur den fürchterlichen Feind los zu werden, im Jahre 911 zur Abtretung der ſeitdem unter dem Namen der Normandie begriffenen Provinzen und ſelbſt auch der Bretagne verſtand. R. leiſtete pro forma den Lehnseid und wurde Schwiegerſohn des Königs und Chriſt, worauf er den Namen Robert (I.) annahm. Seit dieſer Zeit zeigte er nicht ungewöhnliche Herrſchertalente. Dem Chriſtenthume aufrichtig ergeben bewirkte er bald deſſen Einführung auch bei ſeinem Volke und beſtrebte ſich überdieß, die Rohheit des letztern zu mildern und ſeinen ſonſt nur des Schwertes gewohnten Arm an die Künſte des Friedens zu gewöhnen. Noch jetzt finden ſich in der Normandie Spuren ſeiner Geſetze, denen er mit unerbittlicher Strenge Achtung zu verſchaffen wußte. R. ſtarb und hinterließ als Erben ſeinen Sohn Wilhelm Langſchwerdt, den Stammvater der nachfolgenden Herzöge der Normandie. Die Geſchichte R.'s wurde ſchon früh mit den wunderlichſten Sagen und Abenteuern verbrämt und gab unter andern Veranlaſſung zu dem berühmten Roman des Robert Wace. Derſelbe erſchien von Pluquet neu bearbeitet im Jahre 1827 und deutſch vom Freiherrn von Gaudy unter dem Titel: „Roman von Rollo und den Herzögen der Normandie von Robert Wace, normänniſchem Dichter des XII. Jahrhunderts" nach der Ausgabe von Friedrich Pluquet metriſch bearbeitet (Glogau 1835). 22.

Rom (Stadt). Über den Urſprung Roms, der ſpätern Weltbeherrſcherin, gab es mehrfache Sagen. Nach dem älteſten griechiſchen Mythus war es griechiſchen Urſprungs und beſtand aus drei Städten, nämlich der Stadt des arkadiſchen Evander auf dem Palatinus, der Stadt des Saturnus auf dem Capitolium und der Stadt des Janus auf dem Janiculus. Späterhin ſetzte man Roms Erbauung mit dem Untergange Trojas und der Flucht des Äneas in Verbindung. Die einheimiſche Sage endlich läßt R. von zwei Fürſtenſöhnen, Romulus und Remus (ſ. d. Artt.), auf dem Palatinus erbaut werden (754). Anfangs hatte R. eine viereckige Geſtalt (Roma quadrata) und beſchränkte ſich auf den capitoliniſchen und palatiniſchen Hügel, allein nach und nach ward ſie durch die Ereigniſſe erweitert und ſchon zur Zeit des Servius Tullius umfaßte ſie ſieben Hügel und hieß daher septicollis. Das von Servius Tullius erweiterte R. theilte Auguſtus in 14 Quartiere (regiones) ein. Dieß waren folgende: 1) Porta Capena gegen Süden, ward begrenzt im Norden vom Coelius und Aventinus. Merkwürdig ſind hier: Templum honoris et virtutis, von Marcellus erbaut; Templum Martis extramurani; Aedes tempestatis, von Metellus erbaut; Thermae Commodi et Severi; auch waren hier längs der via appia viele Grabmäler, z. B. der Scipionen, der Meteller, der Cornelier u. a. nebſt dem Brunnen und dem Haine der Egeria, ſo wie mehrere öffentliche und Privatbäder und die Triumphbogen des Auguſtus, Druſus und Trajanus. Der Umfang dieſer Region war 13223 römiſche Fuß, und es waren 4233 kleine Häuſer oder insulae in derſelben. 2) Coelimontium, im Umfange des mons Coelius bis gegen den Esquilinus und das Amphitheater des Veſpaſian. Die belebteſte Straße war Subura und Carinae ſo wie Tabernola, wo die Krambuden ſtanden. Sonſtige Merkwürdigkeiten: ludus matutinus, ein Übungsplatz für die Jugend im Ringen, Werfen, Waf-

fenführen ꝛc.; das Zeughaus (armamentarium); die castra peregrina (Caſernen für fremde Truppen); die mansiones albanae (Wohnungen für die albaneſiſchen Soldaten); der campus martius minor; macellum magnum (die große Fleiſchbank) u. a. m. Der Umfang dieſer Region war 13200 römiſche Fuß und es befanden ſich in derſelben 3306 kleinere Häuſer oder insulae. 3) Isis et Serapis oder Moneta, war gegen Süden durch die Subura begrenzt, ging gegen Norden bis an das lavacrum Agrippinae, gegen Oſten bis an den Fuß des mons Esquilinus und gegen Weſten im Thale bis zur meta sudans. Merkwürdig iſt hier: Vicus Petra scelerata, ſo benannt, weil hier viele Chriſten hingerichtet wurden; summum choragium, das Gebäude, in welchem die Maſchinen und andere zu den großen Spielen nothwendige Sachen verkauft und verfertigt wurden; das Münzgebäude (Moneta); der porticus Liviae; das Amphitheater des Veſpaſian (Colosseum) mit 77000 Sitzen; deſſen Palaſt und Bäder; die schola quaestorum; schola capulatorum, woſelbſt die Ölſpenden ausgetheilt wurden; die domus aurea Neronis. Der Umfang der Region betrug 12450 römiſche Fuß und ſie hatte 2807 insulae. 4) Via sacra oder Templum pacis zwiſchen Quirinalis, Viminalis, Esquilinus und Palatinus. Merkwürdigkeiten: via sacra, welche vom colossus solis bis zur nordöſtlichen Spitze des forum romanum ging, auf welches man durch den arcus fabianus kam; vicus sandalarius am palatiniſchen Berge hin, an deſſen einem Ende die Bildſäule des Apollo sandalarius, am anderen die meta sudans ſtand und wo die Hauptniederlage der Buchhändler war (Nero ließ dieſe Straße mit in ſeine aurea domus verbauen); Templum pacis, worin ſich unter andern die aus dem Tempel zu Jeruſalem genommenen Zierrathen und Koſtbarkeiten befanden; aedicula Vulcanalis; ein dem Vulcan geweihter Altar, neben dem ein alter, der Sage nach von Romulus gepflanzter Baum ſtand; colossus solis, eine Bildſäule von 102, nach Anderen 120 römiſche Fuß Höhe, deſſen Haupt mit 7 Strahlen umgeben war, deren jeder 22½ röm. Fuß Länge hatte; die statua equestris Cloeliae; das Odeum; das forum cuppedinis (der Zuckerbäckermarkt); arcus Vespasiani (wegen ſeines Triumphs über die Juden); arcus Constantini, unweit der meta sudans; domus Anci Marcii; die Wohnung der veſtaliſchen Jungfrauen; die Wohnung des Pontifex maximus u. a. Der Umfang dieſer Region war 14000 römiſche Fuß mit 2758 insulae. 5) Esquilinus cum turri et colle viminali begriff den Viminalis, Esquilinus und die Stadttheile, welche zwiſchen der porta tiburtina, praenestina und naevia befindlich waren. Da der mons Esquilinus ſehr mit Bäumen überwachſen war, ſo fanden ſich hier mehrere Haine, welche zum Vergnügen dienten, z. B. lucus Junonis Lucinae u. a. Merkwürdig ſind: Clivus Tullius mit den Wohnungen des Tarquinius Superbus; sestertium, der Richtplatz für gemeine Verbrecher; amphitheatrum castrense, ein Übungsplatz für die Soldaten, welche hier unter einander oder mit Thieren fochten, von beinahe 250 Fuß im Durchſchnitt; circus Aureliani mit einem Obelisk; ſüdweſtlich vom Esquilinius die Gärten des Mäcenas mit ſeinem Hauſe; die castra praetoria vor der Stadt nach dem nomentaniſchen Thore zu; thermae Gordiani, da wo jetzt die Kirche St. Euſebio liegt; lavacrum Agrippinae, das Bad der Mutter Nero's; das Haus des Servius Tullius, wo jetzt die Kirche di St. Lorenzo in Fonte ſteht; das Haus des Propertius unweit der Gärten des Mäcenas; die Wohnungen des Perſius und des jüngern Plinius auf dem Esquilinus. Der Umfang der Region betrug 25950 römiſche Fuß und hat 2850 insulae. 6) Alta semita nahm einen Theil des mons Pincius, den ganzen Quirinalis mit dem dazwiſchen liegenden Thale und was zwiſchen dem pincianiſchen, ſalutariſchen und nomentaniſchen Thore lag, ein. Merkwürdig iſt hier: campus sceleratus, wo die Veſtalinnen, welche ihre Keuſchheit nicht zu wahren gewußt, lebendig begraben

wurden; das alte Capitol am Quirinalis; pila honoris, ein Pfeiler, an welchen die öffentlichen Bekanntmachungen geſchlagen wurden; templum Quirini, mit einem porticus unweit der Bäder des Conſtantin, vor welchem 2 uralte Myrthenbäume ſtanden (Papirius Curſor weihte ihn und legte dabei die erſte Sonnenuhr an); der Tempel des deus fidius; aedes Sangi, wo die Wolle und das Spinngeräthe der Tanaquil aufbewahrt wurden (doch verlegt man dieß auch in den Tempel des deus fidius); porticus millenaria, ſo benannt von den tauſend Säulen, welche ihn trugen (er ſtand in den Gärten des Saluſt und man ſieht noch Trümmern davon in den Gärten des Herzogs Muti bei der Kirche St. Maria Vittrice); die 20 römiſche Fuß hohe Bildſäule des Quirinus; zwei Statuen von Phidias und Praxiteles, jetzt auf dem monte cavallo; ein Circus am colliniſchen Thore, worin die apollinariſchen Spiele gehalten wurden, mit einem Obelisken, welcher jetzt in den Ludoviſiſchen Gärten ſteht; das forum Salusti und die Wohnung des Saluſt; das Senatshaus für die Matronen (senaculum matronarum); die Bäder des Diocletian und Maximian, deren Ruinen noch jetzt ihre Größe beſtimmen und in denen ſich die bibliotheca Ulpia befand (40000 Chriſten haben, wie es heißt, als Sklaven 7 Jahre lang daran gearbeitet und 3000 Menſchen konnten darin zu gleicher Zeit baden; jetzt liegen die Carthauſe, das Bernhardinerkloſter, die päpſtlichen Kornmagazine und andere kleinere Gebäude im Bereiche ihrer Mauern); die Bäder des Conſtantin und des Paulus; das Haus des Atticus, des bekannten Freundes des Cicero, unweit des campus sceleratus; der Umfang betrug 15600 römiſche Fuß und es waren 3505 insulae darin. 7) Via lata. Der vicus felix trennte dieſe Region, welche am Fuße des Quirinalis lag, von der vorigen. Sie war ſehr klein und hatte an bemerkenswerthen Gegenſtänden: das forum suarium Constantini mit den ehernen Roſſen; das Diribitorium, eines der größten Gebäude Roms, woſelbſt die Soldaten Löhnung und das Volk Geſchenke empfing; die castra gentiana, eine Caſerne; die Triumphbogen des Domitian und jüngeren Gordian; die Wohnung des Martial u. A. Umfang: 13700 römiſche Fuß, insulae: 3385. 8) Forum romanum. Die merkwürdigſte und wichtigſte aller Regionen. Sie grenzte gegen Oſt und Nordoſt an die 4., 6. und 7. Region, ging am Fuße des nördlichen Abhanges des palatiniſchen Berges hin und in weſtlicher Richtung bis zur Tiber, den Fluß aufwärts bis zum mons Capitolinus, endlich gerade öſtlich mit den alten Stadtmauern am nördlichen Theile des Capitolinus hin bis zu der 6. und 7. Region. Die bedeutendſten Merkwürdigkeiten ſind hier: der mons Capitolinus (Saturnius, Tarpeius) ſelbſt, wo die Bilder aller Götter aufgeſtellt waren. An drei verſchiedenen Orten konnte man hinaufſteigen und er war durch eine außerordentlich ſtarke Mauer unterbaut, damit die Erde nicht nachſchöſſe. Nach Weſten zu war keine Mauer, ſondern der nackte Fels (rupes tarpeia) und auf deſſen Spitze, von einer zweiten Mauer eingeſchloſſen, die arx capitolii. Das eigentliche Capitolium ſtand dort, wo jetzt die Kirche und das Franciskanerkloſter ara coeli befindlich ſind. Rupes tarpeia (saxum carmentale), der bekannte Felſen, war der weſtlichſte und ſteilſte Theil des capitoliniſchen Berges. Man ſtieg auf 100 Stufen hinauf, welche gradus monetae hießen. Vicus tuscus hieß das Thal zwiſchen dem Capitolinus und Palatinus, welches die Tuscier als Wohnſtätte angewieſen bekamen. Ferner ſind bemerkenswerth: porta carmentalis, von Romulus erbaut; milliare aureum, vor dem Tempel des Saturn, eine Säule, auf welcher die Entfernung der Hauptörter von R. verzeichnet waren. Puteal Libonis, eine Bühne, wo ſich viele Geldwechsler, Mäkler u. ſ. w. aufhielten. Marsyas, eine Bildſäule unweit der Rostra (hier fanden ſich bei Tage die Advocaten und Proceſſirenden, bei Nacht die liederlichen Weibsperſonen ein); der Tempel des Jupiter Capitolinus mit drei Abtheilungen, nämlich a) Jupiter ſelbſt mit Donnerkeil und Lanze, mit einer Toga picta praetexta be-

kleidet, auf einem elfenbeinernen Stuhle ſitzend, bis zur Regierung Trajan's, der die Statue von Gold machen ließ, aus Thon geformt und mit Mennige beſtrichen; b) zur Rechten Minerva's Heiligthum, in deſſen Wand alljährlich als Abwehr gegen die Peſt ein Nagel eingeſchlagen wurde, und c) das Heiligthum der Juno, woſelbſt in einer ſteinernen Liſte die ſybilliniſchen Bücher bewahrt wurden; der Tempel des Jupiter Stator und der uralte des Jupiter feretrius; der Tempel des divi Julii, worin die von Auguſtus geweihte Bildſäule der aus dem Meere emporſteigenden Venus war, wurde nach Cäſar's Tode auf der Stelle erbaut, wo ſein Körper verbrannt war, und zum Aſyle erklärt; der vom Camillus geweihte Tempel der Concordia; der Tempel der Veſta, worin das Palladium, das heilige Feuer und die veſtaliſchen Jungfrauen ſich befanden; templum Jani gemini, von Erz mit vier Thoren und einer Bildſäule des Janus von Skopas und Praxiteles; der Tempel des Saturnus, worin die Schatzkammer, die Archive und die Bürgerliſten waren; templum Veneris genetricis, oder auch Tempel der Venus und des Anchiſes, in deſſen Atrium Gericht gehalten ward und worin eine Bildſäule der Cleopatra und eine von dieſer Königin geſchenkte Statue der Venus ſtand; aedes Martis ultoris auf dem forum Augusti, wo über Krieg, Frieden, Triumph und überhaupt über alles Militairiſche berathſchlagt wurde; porticus margaritariorum auf dem forum Augusti, wo die Hauptniederlage der Juwelenhändler geweſen zu ſein ſcheint; atrium Vestae, wo ſich zuweilen der Senat verſammelte, auch atrium regium genannt, weil ſonſt hier die regia Numae geſtanden hatte; das Aſyl zwiſchen zwei Hainen, auf einer kleinen Ebene zwiſchen der arx und dem Capitol; Doliola, ein heiliger Platz (man durfte hier nicht ausſpeien, weil daſelbſt Heiligthümer vergraben waren); ficus Ruminalis, unweit der curia hostilia auf dem Comitium (hier hatte angeblich die Wölfin den Romulus und Remus geſäugt), mit vielen Bildſäulen, unter denen wir nur das Signum Jovis von Erz, von Sp. Carvilius, aus der den Samnitern abgenommenen Beute; das Signum Vortumni, wobei ein großer Handel mit fertigen ſeidenen und wollenen Kleidern ſtattfand; das Signum lupae, die Wölfin von Erz (welche Romulus und Remus ſäugt), ſo wie die Reiterſtatue des Julius Cäſar, auf dem forum Caesaris (das Pferd war eigentlich der von Lyſippus gearbeitete Bucephalus, auf welchen eine Bildſäule Cäſar's geſetzt worden und welche vergoldet worden war); die ſieben Könige, auf dem Capitole; die Reiterſtatue des Trajanus; die Bildſäulen des Camillus, Publ. Junius, Coruncanius vor der Rostra u. v. a. bemerken. Ferner ſind in dieſer Region zu bemerken: das forum romanum, auch magnum oder vetus genannt; das forum Caesaris mit zwei Statuen der Venus, worunter eine vom Arceſilaus, welche im Tempel der Venus genetrix ſtanden; das forum Augusti, mit der Statue des Marcus Valerius Corvinus und des Apollo, letztere von Elfenbein (auf zwei Seiten war es von porticus, von den anderen beiden durch den Tempel des Mars ultor und der basilica Augusti umgeben; forum Trajani, am mons Quirinalis, mit ſehr vielen Bildſäulen der basilica Trajani und einem Tempel. Auf dieſem Platze ſelbſt ſtanden die Reiterſtatue des Trajan, ſein Triumphbogen und die Trajan'sſäule. Dicht am mons Capitolinus war auch das secretarium senatus; die curia calabra; an oder auf dem Capitolinus war der Ort, wo der Pontifex maximus die Monatsabtheilungen und Tage bekannt machte; casa Romuli war eine ſchlechte Hütte mit Strohdach, die mit dem Capitole zu Auguſtus' Zeiten abbrannte; ſie ſtand dicht an der curia calabra. Auf dem Forum waren ferner noch die basilica Pauli Aemilii mit phrygiſchen Säulen; die basilica Sempronia, eine Art Börſenhalle; das comitium, rechts an der curia Hostilia (hier wurden die comitia curiata gehalten); die alten Rostra, geſchmückt mit den Schiffsſchnäbeln der Antiates; die vom Julius Cäſar erbauten Rostra julia; die Graecostasis (Graecostadium), rechts

am Comitium, wo ſich die fremden Geſandten aufhielten, bis ſie Audienz bei dem Senate bekamen; das tulliſche Gefängniß am Forum, von Servius Tullius erbaut; die Stationes municipiorum, Abſteigequartiere für diejenigen, welche in Geſchäften der Municipien nach Rom kamen; Athenaeum auf der Ebene Intermartium, von Hadrian angelegt, eine große Anſtalt für Kunſt und Bildung, welche bis Theodoſius II. in Ruhm ſtand; schola Xantha am mons Capitolinus, wo ſich die Diener der curuliſchen Ädilen, Notarien ꝛc. verſammelten; die gradus Aurelii, die Richterſitze mitten auf dem Forum vor den alten Roſtren; die ſieben tabernae argentariae auch novae, Fleiſchhauern und Goldſchmieden gehörig; der lacus Curtii; die bibliotheca capitolina; die bibliotheca templi divi Trajani in zwei Sälen, deren einer griechiſche, der andere römiſche Schriftſteller enthielt (Diocletian ließ ſie in ſeine Bäder bringen); der Triumphbogen des Tiberius, welcher nach Wiedereroberung der durch Varus an die Deutſchen verlorenen Adler gebaut wurde; der Triumphbogen des Severus; das Haus des Tarquinius Superbus; der Umfang der Region 14670, nach Anderen 12867 römiſche Fuß mit 3880 insulis. 9) Circus Flaminius grenzte gegen Oſten an die 6., gegen Südoſten an die 7., gegen Süden an die 8. Region. Gegen Weſten war der Tiber und gegen Norden die Stadtmauer die Grenze. Hier war der campus Martius, welcher ſpäterhin ſo eingeengt ward, daß nur zwei ungepflaſterte Plätze, nämlich campus minor, auch c. tiberinus oder florae, auf der Weſtſeite dicht am Fluſſe, und campus Martius, öſtlich an der weſtlichen Seite des mons Pincius blieben; die via triumphalis, auf der die ſiegreichen Feldherren ihren Triumphzug zum Capitole hielten; Minucia frumentaria, zwei Hallen, welche Minucius nach ſeinem Siege über die Scordisker in Thracien gebaut hatte und worin wahrſcheinlich Kornaustheilungen geſchahen; Terentum, ein Platz an der Tiber, wo der Altar des Dis und der Proſerpina, 20 Fuß tief unter der Erde, ſich befand; der Tempel des Apollo, unweit des marcelliſchen Theaters, worin ſich der Senat verſammelte, wenn ein Feldherr um die Ehre des Triumphes bat; der Tempel der Bellona, worin den fremden Geſandten Audienz ertheilt wurde, welche die Stadt nicht betreten durften; der Porticus der Octavia, der Schweſter des Auguſtus, mit welcher ein Verſammlungshaus, eine Curie und eine Bibliothek verbunden war; Bustum, ein weißes Gebäude, in welchem die Scheiterhaufen zur Verbrennung der Leichname der Kaiſer erbaut wurden; der Obelisk auf dem campus Martius, welcher als Sonnenuhr gebraucht ward und den Papſt Pius VI. auf dem mons citorius aufrichten ließ; das stadium, ein von Domitian zum Wettrennen angelegtes Gebäude; die curia des Pompejus, wo Cäſar ermordet wurde; das Theater des Marcellus, noch zum großen Theile erhalten, von 398 Fuß im Durchmeſſer und zu 30000 Plätzen eingerichtet (auf einem Theile deſſelben ſteht jetzt der Palaſt Orſini); die septa centuriata, welches die Schranken bei Stimmabgaben des Volkes waren; villa publica, wo der Cenſus gehalten ward und welche auch zum Aufenthalte der fremden Geſandten diente, die man nicht in die Stadt laſſen wollte und denen man hier Gehör gab; die Säule des Antoninus Pius, 185 Fuß hoch, mit 206 Stufen und 56 Fenſtern; das Mauſoleum des Auguſtus, terraſſenförmig von weißem Steine gebaut und mit Bäumen geſchmückt (Ruinen davon ſieht man noch bei der Kirche S. Rochus im Garten des Marcheſe Gabriele). Der Umfang der Region betrug 30560 römiſche Fuß und die Zahl der insulae 3788. 10) Palatium. Dieſe Region, begrenzt im Norden durch die 7., im Oſten durch die 4., im Weſten durch die 11. und im Süden durch die 12. und 2. Region, war der älteſte Theil der Stadt. Hier fand man noch die roma quadrata, einen viereckigen ummauerten Platz auf dem mons Palatinus, wo man die alten Geräthſchaften, den Pflug z. B. von der Anlage Roms her, aufbewahrte; den Tempel des Jupiter Stator, den Romulus weihte, ſo wie das Sacrarium des Auguſtus,

wo dieſer geboren war; den Tempel und Porticus des Apollo mit der palatiniſchen Bibliothek; das Auguratorium, einen hohen Platz auf dem Palatinus zum Behufe der Augurien; den cornus Romuli, einen Ahorn, welcher aus dem Speere des Romulus hervorgewachſen ſein ſollte; die Häuſer des Tullus Hoſtilius, Ancus Marcius, Servius Tullius, Marcus Antonius, Craſſus, Catilina, Scaurus, Cäſar, Seneca, Cicero und Tiberius mit der Bibliothek u. a. m. Der Umfang der Region war 11600 römiſche Fuß und die Zahl der insulae 1600. 11) Circus maximus. Dieſe Region erſtreckte ſich vom Palatinus bis zur Tiber und das Merkwürdigſte in ihr war der circus maximus (ſ. Circus). Auch die columna lactaria iſt merkwürdig, denn dieß war der Ort, wo die Kinder ausgeſetzt wurden, welche die Eltern aus irgend einem Grunde nicht behalten wollten oder konnten. Der Umfang dieſer Region betrug 11600 Fuß und die Zahl der insulae 1600. 12) Piscina publica. Dieſe Region lag zwiſchen der 2. Region, den Stadtmauern und dem Aventinus in der Ebene des Coelius und Aventinus. Hier lagen die antoniniſchen Bäder, die Caracalla mit ungemeſſener Pracht anlegte und Heliogabalus mit einem Porticus umgab; die Gärten und das Wohnhaus des Aſinius Pollio; die Wohnung der Parther und der übel durch Diebe berüchtigte laverniſche Hain. Der Umfang der Region betrug 12000 Fuß und die Zahl der insulae 2486. 13) Aventinus, zwiſchen der 12. (10.) Region, der Tiber und der Stadtmauer. Hier war das Grabmal des Titus Tatius, die Höhle des Cacus, der Platz, wo Remus ſeine Augurien hielt (Remuria) und wohin ſpäter ein Minerventempel gebaut wurde; der von den lateiniſchen Bundesvölkern auf den Rath des Servius Tullius erbaute gemeinſchaftliche Dianentempel; ein Tempel der Freiheit mit der von Aſinius Pollio angelegten erſten öffentlichen Bibliothek; ein Emporium für ankommende und abgehende Waaren; das noch jetzt erhaltene Grabmal des Ceſtius; die Horrea Varjuntei; Pack- und Vorrathshäuſer und beim mons testaceus zahlreiche Töpfereien, welche den mons testaceus wahrſcheinlich den Namen gaben. 14) Trans Tiberim. Dieſe Region beſtand aus Allem, was jenſeit der Tiber von der Stadt lag und zwar ſo, daß alle Brücken, Inſeln &c. zu ihr gehörten. Sie entſtand durch allmähligen Anbau; denn ſchon Ancus Marcius umzog den Janiculus, welcher, wie der Vaticanus, in derſelben lag, mit einer Mauer. Später wurden bezwungene Völker als Coloniſten dorthin verſetzt, z. B. Veliterraner, die in den puniſchen Kriegen abgefallenen Campaner, Soldaten von der ravennatiſchen Flotte, Juden und arme Leute. Hier war ein Tempel des Apollo, welchen Conſtantin in eine Kirche umſchuf und nach den Apoſteln Paulus und Petrus nannte; der vaticaniſche Circus oder Circus des Nero mit einem 72 Fuß hohen Obelisk; die alte von den Etruskern verehrte Steineiche mit dem Vaticanus; eine Naumachie des Auguſt, die Gärten der Domitia und die Moles Hadriani (die jetzige Engelsburg). Der Umfang dieſer Region war 33984 Fuß und die Zahl der insulae belief ſich auf 3409. Es gab über den Fluß 8 Brücken. Die Stadt hatte bei ihrem größten Umfange (unter Aurelian) von 4 deutſchen Meilen 37 Thore, 215 größere Straßen, 19 Fora, 19 Campi, 400 Tempel, 5 Naumachien, 20 Aquaeducte, 36 Triumphbogen, 50 Coloſſe, 11 Baſiliken, 12—18 Bäder, 36 Schwibbogen, 11—14 Springbrunnen, 14 Wachthäuſer &c. Außerdem hatte Auguſtus noch andere vortreffliche Einrichtungen gemacht, wie z. B. wegen der häufigen Feuersbrünſte die 7 Cohorten Stadtwache, welche nach und nach bis auf 38 vermehrt wurden, die Gaſſenaufſeher (vicomagistri), deren Zahl bis auf 672 ſtieg, die Curatores und Denunciatores, eine Art Polizeiaufſeher, von jeder Art 28, um Ruhe und Ordnung in einer Stadt zu erhalten, welche vielleicht eine Million Einwohner in ihrer blühendſten Periode zählen mochte. — Geſchichte der Stadt. — Nachdem R. durch Romulus gegründet und durch die Aufrich-

wurden; das alte Capitol am Quirinalis; pila honoris, ein Pfeiler, an welchen die öffentlichen Bekanntmachungen geſchlagen wurden; templum Quirini, mit einem porticus unweit der Bäder des Conſtantin, vor welchem 2 uralte Myrthenbäume ſtanden (Papirius Curſor weihte ihn und legte dabei die erſte Sonnenuhr an); der Tempel des deus fidius; aedes Sangi, wo die Wolle und das Spinngeräthe der Tanaquil aufbewahrt wurden (doch verlegt man dieß auch in den Tempel des deus fidius); porticus millenaria, ſo benannt von den tauſend Säulen, welche ihn trugen (er ſtand in den Gärten des Saluſt und man ſieht noch Trümmern davon in den Gärten des Herzogs Muti bei der Kirche St. Maria Vittrice); die 20 römiſche Fuß hohe Bildſäule des Quirinus; zwei Statuen von Phidias und Praxiteles, jetzt auf dem monte cavallo; ein Circus am colliniſchen Thore, worin die apollinariſchen Spiele gehalten wurden, mit einem Obelisken, welcher jetzt in den Ludoviſiſchen Gärten ſteht; das forum Salusti und die Wohnung des Saluſt; das Senatshaus für die Matronen (senaculum matronarum); die Bäder des Diocletian und Maximian, deren Ruinen noch jetzt ihre Größe beſtimmen und in denen ſich die bibliotheca Ulpia befand (40000 Chriſten haben, wie es heißt, als Sklaven 7 Jahre lang daran gearbeitet und 3000 Menſchen konnten darin zu gleicher Zeit baden; jetzt liegen die Carthauſe, das Bernhardinerkloſter, die päpſtlichen Kornmagazine und andere kleinere Gebäude im Bereiche ihrer Mauern); die Bäder des Conſtantin und des Paulus; das Haus des Atticus, des bekannten Freundes des Cicero, unweit des campus sceleratus; der Umfang betrug 15600 römiſche Fuß und es waren 3505 insulae darin. 7) Via lata. Der vicus felix trennte dieſe Region, welche am Fuße des Quirinalis lag, von der vorigen. Sie war ſehr klein und hatte an bemerkenswerthen Gegenſtänden: das forum suarium Constantini mit den ehernen Roſſen; das Diribitorium, eines der größten Gebäude Roms, woſelbſt die Soldaten Löhnung und das Volk Geſchenke empfing; die castra gentiana, eine Caſerne; die Triumphbogen des Domitian und jüngeren Gordian; die Wohnung des Martial u. A. Umfang: 13700 römiſche Fuß, insulae: 3385. 8) Forum romanum. Die merkwürdigſte und wichtigſte aller Regionen. Sie grenzte gegen Oſt und Nordoſt an die 4., 6. und 7. Region, ging am Fuße des nördlichen Abhanges des palatiniſchen Berges hin und in weſtlicher Richtung bis zur Tiber, den Fluß aufwärts bis zum mons Capitolinus, endlich gerade öſtlich mit den alten Stadtmauern am nördlichen Theile des Capitolinus hin bis zu der 6. und 7. Region. Die bedeutendſten Merkwürdigkeiten ſind hier: der mons Capitolinus (Saturnius, Tarpeius) ſelbſt, wo die Bilder aller Götter aufgeſtellt waren. An drei verſchiedenen Orten konnte man hinaufſteigen und er war durch eine außerordentlich ſtarke Mauer unterbaut, damit die Erde nicht nachſchöſſe. Nach Weſten zu war keine Mauer, ſondern der nackte Fels (rupes tarpeia) und auf deſſen Spitze, von einer zweiten Mauer eingeſchloſſen, die arx capitolii. Das eigentliche Capitolium ſtand dort, wo jetzt die Kirche und das Franciskanerkloſter ara coeli befindlich ſind. Rupes tarpeia (saxum carmentale), der bekannte Felſen, war der weſtlichſte und ſteilſte Theil des capitoliniſchen Berges. Man ſtieg auf 100 Stufen hinauf, welche gradus monetae hießen. Vicus tuscus hieß das Thal zwiſchen dem Capitolinus und Palatinus, welches die Tuscier als Wohnſtätte angewieſen bekamen. Ferner ſind bemerkenswerth: porta carmentalis, von Romulus erbaut; milliare aureum, vor dem Tempel des Saturn, eine Säule, auf welcher die Entfernung der Hauptörter von R. verzeichnet waren. Puteal Libonis, eine Bühne, wo ſich viele Geldwechsler, Mäckler u. ſ. w. aufhielten. Marsyas, eine Bildſäule unweit der Rostra (hier fanden ſich bei Tage die Advocaten und Proceſſirenden, bei Nacht die liederlichen Weibsperſonen ein); der Tempel des Jupiter Capitolinus mit drei Abtheilungen, nämlich a) Jupiter ſelbſt mit Donnerkeil und Lanze, mit einer Toga picta praetexta be-

Kleidet, auf einem elfenbeinernen Stuhle ſitzend, bis zur Regierung Trajan's, der die Statue von Gold machen ließ, aus Thon geformt und mit Mennige beſtrichen; b) zur Rechten Minerva's Heiligthum, in deſſen Wand alljährlich als Abwehr gegen die Peſt ein Nagel eingeſchlagen wurde, und c) das Heiligthum der Juno, woſelbſt in einer ſteinernen Liſte die ſybilliniſchen Bücher bewahrt wurden; der Tempel des Jupiter Stator und der uralte des Jupiter feretrius; der Tempel des divi Julii, worin die von Auguſtus geweihte Bildſäule der aus dem Meere emporſteigenden Venus war, wurde nach Cäſar's Tode auf der Stelle erbaut, wo ſein Körper verbrannt war, und zum Aſyle erklärt; der vom Camillus geweihte Tempel der Concordia; der Tempel der Veſta, worin das Palladium, das heilige Feuer und die veſtaliſchen Jungfrauen ſich befanden; templum Jani gemini, von Erz mit vier Thoren und einer Bildſäule des Janus von Skopas und Praxiteles; der Tempel des Saturnus, worin die Schatzkammer, die Archive und die Bürgerliſten waren; templum Veneris genetricis, oder auch Tempel der Venus und des Anchiſes, in deſſen Atrium Gericht gehalten ward und worin eine Bildſäule der Cleopatra und eine von dieſer Königin geſchenkte Statue der Venus ſtand; aedes Martis ultoris auf dem forum Augusti, wo über Krieg, Frieden, Triumph und überhaupt über alles Militairiſche berathſchlagt wurde; porticus margaritariorum auf dem forum Augusti, wo die Hauptniederlage der Juwelenhändler geweſen zu ſein ſcheint; atrium Vestae, wo ſich zuweilen der Senat verſammelte, auch atrium regium genannt, weil ſonſt hier die regia Numae geſtanden hatte; das Aſyl zwiſchen zwei Hainen, auf einer kleinen Ebene zwiſchen der arx und dem Capitol; Doliola, ein heiliger Platz (man durfte hier nicht ausſpeien, weil daſelbſt Heiligthümer vergraben waren); ficus Ruminalis, unweit der curia hostilia auf dem Comitium (hier hatte angeblich die Wölfin den Romulus und Remus geſäugt), mit vielen Bildſäulen, unter denen wir nur das Signum Jovis von Erz, von Sp. Carvilius, aus der den Samnitern abgenommenen Beute; das Signum Vortumni, wobei ein großer Handel mit fertigen ſeidenen und wollenen Kleidern ſtattfand; das Signum lupae, die Wölfin von Erz (welche Romulus und Remus ſäugt), ſo wie die Reiterſtatue des Julius Cäſar, auf dem forum Caesaris (das Pferd war eigentlich der von Lyſippus gearbeitete Bucephalus, auf welchen eine Bildſäule Cäſar's geſetzt worden und welche vergoldet worden war); die ſieben Könige, auf dem Capitole; die Reiterſtatue des Trajanus; die Bildſäulen des Camillus, Publ. Junius, Coruncanius vor der Rostra u. v. a. bemerken. Ferner ſind in dieſer Region zu bemerken: das forum romanum, auch magnum oder vetus genannt; das forum Caesaris mit zwei Statuen der Venus, worunter eine vom Arceſilaus, welche im Tempel der Venus genetrix ſtanden; das forum Augusti, mit der Statue des Marcus Valerius Corvinus und des Apollo, letztere von Elfenbein (auf zwei Seiten war es von porticus, von den anderen beiden durch den Tempel des Mars ultor und der basilica Augusti umgeben; forum Trajani, am mons Quirinalis, mit ſehr vielen Bildſäulen der basilica Trajani und einem Tempel. Auf dieſem Platze ſelbſt ſtanden die Reiterſtatue des Trajan, ſein Triumphbogen und die Trajan'sſäule. Dicht am mons Capitolinus war auch das secretarium senatus; die curia calabra; an oder auf dem Capitolinus war der Ort, wo der Pontifex maximus die Monatsabtheilungen und Tage bekannt machte; casa Romuli war eine ſchlechte Hütte mit Strohdach, die mit dem Capitole zu Auguſtus' Zeiten abbrannte; ſie ſtand dicht an der curia calabra. Auf dem Forum waren ferner noch die basilica Pauli Aemilii mit phrygiſchen Säulen; die basilica Sempronia, eine Art Börſenhalle; das comitium, rechts an der curia Hostilia (hier wurden die comitia curiata gehalten); die alten Rostra, geſchmückt mit den Schiffsſchnäbeln der Antiates; die vom Julius Cäſar erbauten Rostra julia; die Graecostasis (Graecostadium), rechts

am Comitium, wo ſich die fremden Geſandten aufhielten, bis ſie Audienz bei dem Senate bekamen; das tulliſche Gefängniß am Forum, von Servius Tullius erbaut; die Stationes municipiorum, Abſteigequartiere für diejenigen, welche in Geſchäften der Municipien nach Rom kamen; Athenaeum auf der Ebene Intermartium, von Hadrian angelegt, eine große Anſtalt für Kunſt und Bildung, welche bis Theodoſius II. in Ruhm ſtand; schola Xantha am mons Capitolinus, wo ſich die Diener der curuliſchen Ädilen, Notarien ꝛc. verſammelten; die gradus Aurelii, die Richterſitze mitten auf dem Forum vor den alten Roſtren; die ſieben tabernae argentariae auch novae, Fleiſchhauern und Goldſchmieden gehörig; der lacus Curtii; die bibliotheca capitolina; die bibliotheca templi divi Trajani in zwei Sälen, deren einer griechiſche, der andere römiſche Schriftſteller enthielt (Diocletian ließ ſie in ſeine Bäder bringen); der Triumphbogen des Tiberius, welcher nach Wiedereroberung der durch Varus an die Deutſchen verlorenen Adler gebaut wurde; der Triumphbogen des Severus; das Haus des Tarquinius Superbus; der Umfang der Region 14670, nach Anderen 12867 römiſche Fuß mit 3880 insulis. 9) Circus Flaminius grenzte gegen Oſten an die 6., gegen Südoſten an die 7., gegen Süden an die 8. Region. Gegen Weſten war der Tiber und gegen Norden die Stadtmauer die Grenze. Hier war der campus Martius, welcher ſpäterhin ſo eingeengt ward, daß nur zwei ungepflaſterte Plätze, nämlich campus minor, auch c. tiberinus oder florae, auf der Weſtſeite dicht am Fluſſe, und campus Martius, öſtlich an der weſtlichen Seite des mons Pincius blieben; die via triumphalis, auf der die ſiegreichen Feldherren ihren Triumphzug zum Capitole hielten; Minucia frumentaria, zwei Hallen, welche Minucius nach ſeinem Siege über die Scordiſker in Thracien gebaut hatte und worin wahrſcheinlich Kornaustheilungen geſchahen; Terentum, ein Platz an der Tiber, wo der Altar des Dis und der Proſerpina, 20 Fuß tief unter der Erde, ſich befand; der Tempel des Apollo, unweit des marcelliſchen Theaters, worin ſich der Senat verſammelte, wenn ein Feldherr um die Ehre des Triumphes bat; der Tempel der Bellona, worin den fremden Geſandten Audienz ertheilt wurde, welche die Stadt nicht betreten durften; der Porticus der Octavia, der Schweſter des Auguſtus, mit welcher ein Verſammlungshaus, eine Curie und eine Bibliothek verbunden war; Bustum, ein weißes Gebäude, in welchem die Scheiterhaufen zur Verbrennung der Leichname der Kaiſer erbaut wurden; der Obelisk auf dem campus Martius, welcher als Sonnenuhr gebraucht ward und den Papſt Pius VI. auf dem mons citorius aufrichten ließ; das stadium, ein von Domitian zum Wettrennen angelegtes Gebäude; die curia des Pompejus, wo Cäſar ermordet wurde; das Theater des Marcellus, noch zum großen Theile erhalten, von 398 Fuß im Durchmeſſer und zu 30000 Plätzen eingerichtet (auf einem Theile deſſelben ſteht jetzt der Palaſt Orſini); die septa centuriata, welches die Schranken bei Stimmabgaben des Volkes waren; villa publica, wo der Cenſus gehalten ward und welche auch zum Aufenthalte der fremden Geſandten diente, die man nicht in die Stadt laſſen wollte und denen man hier Gehör gab; die Säule des Antoninus Pius, 185 Fuß hoch, mit 206 Stufen und 56 Fenſtern; das Mauſoleum des Auguſtus, terraſſenförmig von weißem Steine gebaut und mit Bäumen geſchmückt (Ruinen davon ſieht man noch bei der Kirche S. Rochus im Garten des Marcheſe Gabriele). Der Umfang der Region betrug 30560 römiſche Fuß und die Zahl der insulae 3788. 10) Palatium. Dieſe Region, begrenzt im Norden durch die 7., im Oſten durch die 4., im Weſten durch die 11. und im Süden durch die 12. und 2. Region, war der älteſte Theil der Stadt. Hier fand man noch die roma quadrata, einen viereckigen ummauerten Platz auf dem mons Palatinus, wo man die alten Geräthſchaften, den Pflug z. B. von der Anlage Roms her, aufbewahrte; den Tempel des Jupiter Stator, den Romulus weihte, ſo wie das Sacrarium des Auguſtus,

wo dieſer geboren war; den Tempel und Porticus des Apollo mit der palatiniſchen Bibliothek; das Auguratorium, einen hohen Platz auf dem Palatinus zum Behufe der Augurien; den cornus Romuli, einen Ahorn, welcher aus dem Speere des Romulus hervorgewachſen ſein ſollte; die Häuſer des Tullus Hoſtilius, Ancus Marcius, Servius Tullius, Marcus Antonius, Craſſus, Catilina, Scaurus, Cäſar, Seneca, Cicero und Tiberius mit der Bibliothek u. a. m. Der Umfang der Region war 11600 römiſche Fuß und die Zahl der insulae 1600. 11) Circus maximus. Dieſe Region erſtreckte ſich vom Palatinus bis zur Tiber und das Merkwürdigſte in ihr war der circus maximus (ſ. Circus). Auch die columna lactaria iſt merkwürdig, denn dieß war der Ort, wo die Kinder ausgeſetzt wurden, welche die Eltern aus irgend einem Grunde nicht behalten wollten oder konnten. Der Umfang dieſer Region betrug 11600 Fuß und die Zahl der insulae 1600. 12) Piscina publica. Dieſe Region lag zwiſchen der 2. Region, den Stadtmauern und dem Aventinus in der Ebene des Coelius und Aventinus. Hier lagen die antoniniſchen Bäder, die Caracalla mit ungemeſſener Pracht anlegte und Heliogabalus mit einem Porticus umgab; die Gärten und das Wohnhaus des Aſinius Pollio; die Wohnung der Parther und der übel durch Diebe berüchtigte laverniſche Hain. Der Umfang der Region betrug 12000 Fuß und die Zahl der insulae 2486. 13) Aventinus, zwiſchen der 12. (10.) Region, der Tiber und der Stadtmauer. Hier war das Grabmal des Titus Tatius, die Höhle des Cacus, der Platz, wo Remus ſeine Augurien hielt (Remuria) und wohin ſpäter ein Minerventempel gebaut wurde; der von den lateiniſchen Bundesvölkern auf den Rath des Servius Tullius erbaute gemeinſchaftliche Dianentempel; ein Tempel der Freiheit mit der von Aſinius Pollio angelegten erſten öffentlichen Bibliothek; ein Emporium für ankommende und abgehende Waaren; das noch jetzt erhaltene Grabmal des Ceſtius; die Horrea Varjuntei; Pack- und Vorrathshäuſer und beim mons testaceus zahlreiche Töpfereien, welche den mons testaceus wahrſcheinlich den Namen gaben. 14) Trans Tiberim. Dieſe Region beſtand aus Allem, was jenſeit der Tiber von der Stadt lag und zwar ſo, daß alle Brücken, Inſeln ꝛc. zu ihr gehörten. Sie entſtand durch allmähligen Anbau; denn ſchon Ancus Marcius umzog den Janiculus, welcher, wie der Vaticanus, in derſelben lag, mit einer Mauer. Später wurden bezwungene Völker als Coloniſten dorthin verſetzt, z. B. Veliterraner, die in den puniſchen Kriegen abgefallenen Campaner, Soldaten von der ravennatiſchen Flotte, Juden und arme Leute. Hier war ein Tempel des Apollo, welchen Conſtantin in eine Kirche umſchuf und nach den Apoſteln Paulus und Petrus nannte; der vaticaniſche Circus oder Circus des Nero mit einem 72 Fuß hohen Obelisk; die alte von den Etruskern verehrte Steineiche mit dem Vaticanus; eine Naumachie des Auguſt, die Gärten der Domitia und die Moles Hadriani (die jetzige Engelsburg). Der Umfang dieſer Region war 33984 Fuß und die Zahl der insulae belief ſich auf 3409. Es gab über den Fluß 8 Brücken. Die Stadt hatte bei ihrem größten Umfange (unter Aurelian) von 4 deutſchen Meilen 37 Thore, 215 größere Straßen, 19 Fora, 19 Campi, 400 Tempel, 5 Naumachien, 20 Aquaeducte, 36 Triumphbogen, 50 Coloſſe, 11 Baſiliken, 12—18 Bäder, 36 Schwibbogen, 11—14 Springbrunnen, 14 Wachthäuſer ꝛc. Außerdem hatte Auguſtus noch andere vortreffliche Einrichtungen gemacht, wie z. B. wegen der häufigen Feuersbrünſte die 7 Cohorten Stadtwache, welche nach und nach bis auf 38 vermehrt wurden, die Gaſſenaufſeher (vicomagistri), deren Zahl bis auf 672 ſtieg, die Curatores und Denunciatores, eine Art Polizeiaufſeher, von jeder Art 28, um Ruhe und Ordnung in einer Stadt zu erhalten, welche vielleicht eine Million Einwohner in ihrer blühendſten Periode zählen mochte. — Geſchichte der Stadt. — Nachdem R. durch Romulus gegründet und durch die Aufrich-

tung eines Aſyls auf dem Capitolinus bevölkert war, baute er gemeinſam mit T. Tatius, welcher auf dem Capitolinus wohnte, wie Romulus auf dem Palatinus, den Tempel des Vulcan. Früher ſchon hatten ſich auf dem Mons Coelius Hetrurier unter ihrem Anführer gleiches Namens niedergelaſſen und ſich dort angebaut und ſchon nach dem Kriege, welchen der Raub der Sabinerinnen veranlaßte, war der Tempel des Jupiter Stator erbaut worden. Auch die Sabiner waren eingewandert und hatten ſich angeſiedelt. Man findet ſchon das forum romanum als Volksverſammlungsort in das Comitium als Zuſammenkunft des Senats genannt. Numa erbaute mehrere Tempel und unter anderen das templum capitolinum vetus und ſetzte die Salii Palatini (palatiniſche Marsprieſter) ein. Unter Tullus Hoſtilius wanderten die Albaner nach R. und beſetzten den mons coelius, wo auch das Haus des Tullus Hoſtilius befindlich war. Nach ihm vergrößerte Ancus Martius die Stadt dadurch, daß er den Janiculus befeſtigte, die fossa quiritium, einen Graben zum Schutze gegen die Ebene um R. anlegte, ein Gefängniß mit dem Forum baute und den Tempel des Jupiter feretrius, welcher ſchon ſeit Romulus beſtand, beſſer ausbaute. Damals ward die Verbindung des Janiculus mit dem Aventinus durch den pons sublicius bewirkt. Unter Tarquinius Priscus nahm R. gewaltig an Macht und Größe zu. Er baute aus der, den Lateinern abgenommenen Beute in dem Thale zwiſchen dem Palatinus und Aventinus den circus maximus, legte die ſo nutzbaren und nothwendigen Kloaken an, ſoll das Forum durch bedeckte Seitengänge verſchönert haben und begann den Bau des Tempels Jupiter's, Juno's und Minerva's neben der tarpeiſchen Spitze. Sein Nachfolger, Servius Tullius, erbaute viele Altäre und Tempel, verband den quirinaliſchen, viminaliſchen und esquiliniſchen Berg mit R., umgab die Stadt mit einer Mauer von gehauenen Steinen und legte den Erdwall (agger) an, welcher vom präneſtiniſchen bis zum colliniſchen Thore ſich erſtreckte, beſonders um die Stadt gegen Gabii hin zu ſchützen. Er machte auch die erſte Bürgerzählung (census) und theilte die Stadt in 4 tribus, die suburbana oder succusana, palatina, collina und esquilina. Auf ſeinen Rath ward auch der Dianentempel auf dem Aventinus erbaut. Tarquinius Superbus that viel für die Stadt; er baute die cloaca maxima, vollendete den circus maximus, den capitoliniſchen Tempel und den agger Tarquinii. Nach Vertreibung der Könige ward das Königsfeld dem Mars mit dem Namen Campus Martius geweihet; allein beim Einfalle der Gallier (390 v. Chr.) verbrannte der größte Theil Roms und ward nach Vertreibung der Gallier ſehr eilig, unordentlich und planlos wieder aufgebaut, doch wurden 368 die aediles curules gewählt, deren Amt war, die Schönheit und Sicherheit der Stadt in Obhut zu nehmen. Eine Peſt (365) verheerte aber die Stadt aufs Neue, bei welcher Gelegenheit man zuerſt die ludi scenici genannt findet, und bald darauf (362) verurſachte ein Erdbeben einen Riß auf dem forum romanum, der erſt ſpäter wieder zugeſchüttet wurde. Endlich 312 erhielt R. auch durch Appius Claudius Caecus eine Waſſerleitung, welche das Waſſer bis zum capeniſchen Thore und von dort unter der Erde fort bis nach dem campus martius brachte, 306 die erſte, obgleich unrichtige Sonnenuhr, 277 wurden auf den mons aventinus die Camerines als Coloniſten verpflanzt und 264 durch den Conſul Valerius Meſſala die zweite und beſſere Sonnenuhr auf einer Säule neben den Roſtra auf dem Forum befeſtigt. 241 litt die Stadt außerordentlich durch Waſſersnoth ſowohl als Feuersgefahr und ward 216 von Hannibal belagert. 174 ward die Stadt zuerſt gepflaſtert und 159 brachte Scipio Naſica die erſte Waſſeruhr nach R., während kurz vorher bereits Cato Major das nützliche Unternehmen ausgeführt hatte, die Kloaken unter die ſpäteren Straßen der Stadt zu legen. Nach der Eroberung Carthagos und Korinths (146) ſtieg aber Pracht und Luxus zugleich mit dem Verderbniſſe des Volks, die alte Einfachheit fing an gering ge-

ſchätzt zu werden. Eine Menge der prächtigſten Gebäude erhoben ſich immitten der folgenden Bürgerkriege; Sulla erweiterte die Stadt, indem er die Mauer weiter rückte und vorzüglich Cäſar zeichnet ſich durch Sorge für die Verbeſſerung und Verſchönerung Roms aus. Niemand aber baute die Stadt mehr aus, als Auguſtus, welcher aus politiſchen Gründen ſowohl als aus Liebe zur Kunſt alle ſeine Freunde zu Bauten aufmunterte, unter denen ſich Agrippa, ſein Feldherr, beſonders durch ſeine nützlichen Unternehmungen auszeichnete. Sein Nachfolger, Tiberius, baute gleichfalls mehrere Tempel und vornehmlich Caſernen für die Prätorianer; Caligula fing eine neue Waſſerleitung von Tibur her zu bauen an, welche Claudius fertig machen ließ; baute auch das Palatium bis zum Forum hinab und ließ den großen Obelisken aus Ägypten nach R. bringen, um ihn in den Circus auf den Vatican zu ſetzen. Claudius vollendete die von Caligula begonnenen Bauten, führte zwei neue reiche Quellen, die aqua Curtia und albudina in die aqua Claudia und ließ für den Anio novus einen ſteinernen Canal bauen. Er erweiterte gleichfalls R. und nach Einigen ſoll er erſt den aventiniſchen Berg in die Ringmauer gezogen haben. Auch Nero verſchönerte R., aber in barbariſcher Art; denn er ließ R. anzünden (64 n. Chr.), welcher Brand 9 Tage dauerte und eine unſägliche Menge alter merkwürdiger Gebäude und Sachen zerſtörte. Von allen 14 Regionen blieben nur 4 verſchont, 3 wurden ganz vernichtet und 7 ſehr ſtark beſchädigt. Nach dem Brande baute Nero R. regelmäßiger, mit erweiterten Mauern wieder auf und erbaute unter andern ſeine domus aurea, welche ſich über den Palatinus, die Ebene zwiſchen dieſem, dem Esquilinus und Coelius und ſogar über einen Theil des Esquilinus ſelbſt erſtreckte. Während der Kämpfe zur Zeit des Vitellius, bei denen Flavius Sabinus auf das Capitol floh und mit den Bildſäulen auf demſelben die Thore verrammeln ließ, ging auch das Capitol wiederum in Flammen auf und brannte mit ſeinem Tempel und allen Schätzen deſſelben nieder. Veſpaſian ließ es jedoch genau ſo wieder aufbauen, wie es geſtanden hatte, beſſerte die verfallenen Waſſerleitungen aus und legte den Grund zu dem Coloſſeum. Unter Titus brannte das Theater des Pompejus, die ganze Bibliothek des Auguſt im Palatium und ein bedeutendes Stück des Capitol ab. Die von ihm begonnenen Bauten führte Domitianus, ſein Nachfolger, aus, welcher auch das Capitol übergolden ließ und viele Tempel, Triumphbogen und Schwibbogen neu baute. Nach ihm zeichnete ſich Trajan vorzüglich durch ſein Forum, die bekannte Säule, den Triumphbogen und die bibliotheca Ulpia, welche er errichten ließ, ſo wie durch eine Erweiterung Roms aus. Auch Hadrian ließ merkwürdige Bauten ausführen und baute viele alte Prachtgebäude wieder auf oder beſſerte ſie aus. Die moles Hadriani (die Engelsburg) iſt ſein Grabmal und der pons aelius führt von ihm den Namen. Unter ſeinen Nachfolgern iſt beſonders Antoninus Philoſophus merkwürdig, welcher, außer den Beſſerungen alter Gebäude und Neubauten von Tempeln, welche faſt alle römiſche Kaiſer ausführten, die bekannte Columna Antonini aufführen ließ. Unter Commodus brannte ein bedeutender Theil des Capitols mit mehreren Bücherſammlungen nieder und ſpäter der Tempel des Friedens, der Tempel der Veſta und ein Theil des Palatium. Die ſpäteren Kaiſer erneuten entweder alte Gebäude oder bauten an die Stelle der niedergeriſſenen eigne. Aurelianus endlich iſt der letzte unter den Kaiſern, welcher eine bedeutende Veränderung in R. vornahm. Er erweiterte die Mauern Roms in der Art, daß er den Mons Vaticanus, Janiculus und Pincius zur Stadt zog und erbaute den prächtigen Sonnentempel. Doch kam die neue Ummauerung Roms erſt unter Probus ganz zu Stande. Nun fällt kein Bau von Bedeutung bis auf Conſtantin mehr vor, welcher einen Triumphbogen um die basilica St. Johannis Baptistae in Laterano erbaute, aber auch (330 n. Chr.) den Hauptſitz des römiſchen Reiches nach Conſtantinopel verlegte. Nach dieſen Ereigniſſen verfiel die Stadt immer mehr

und mehr in ſich ſelbſt. Von Außen nicht mehr unterſtützt fehlten ihr innerlich die Kräfte, den Zuſtand ihrerſeits immer gleichmäßig zu erhalten und es folgte natürlicher Weiſe der Untergang eines alten Werkes nach dem anderen. Dazu kamen nun noch die Ereigniſſe, welche die Stadt betrafen, und zwar zuerſt der Einzug Alarich's (410 n. Chr.) mit ſeinen Gothen, welcher nach einer dreimaligen Belagerung ſtattfand. Die erſte derſelben aufzuheben, ward er durch die Summe von 5000 Pfund Gold und 30000 Pfund Silber bewogen, zu deren Aufbringung mehrere Schätze, aus früheren Kriegen hiehergeführt, angegriffen werden mußten. Allein er kam bald wieder und belagerte Rom zum zweiten Male (409) und als er endlich nach einer dritten Belagerung einzog und 6 Tage in Rom verweilte, ging durch Feuer und Plünderung viel verloren. Weit größeren Schaden aber richtete Genſerich (455 n. Chr.) mit ſeinem Vandalenheere an. Er ſandte mehrere Schiffe mit Koſtbarkeiten, z. B. den jeruſalemitaniſchen Tempelſchmuck, die bronzenen Ziegel des Capitols, Statuen, Münzen ꝛc. nach Carthago. Vierzehn Tage hindurch dauerte die Plünderung und ein großer Theil Roms brannte nieder. Nächſt dieſer Begebenheit zerſtörten auch die eignen Bewohner Roms viele alte Gebäude, indem ſie nun, nach Abzug der Vandalen ihre zerſtörten Privatwohnungen wieder herzuſtellen, die öffentlichen Bauwerke der alten Zeit angriffen, welche ſchon ſehr in Verfall gerathen waren, und ihr Materiale daher nahmen. Im Jahre 546 rückte Totilas mit einem neuen Gothenheere in R. ein. Damals wurde ein Drittel der Mauer zerſtört und er hatte den Vorſatz, R. dem Erdboden gleich zu machen, wovon ihn jedoch Beliſar glücklicherweiſe zurückhielt. Auch den Religionseifer und namentlich den der Päpſte hat man angeklagt, viele Herrlichkeiten der alten Weltſtadt vernichtet zu haben, und nicht mit Unrecht; denn Viele haben ſehr ſchonungslos gegen die alten Denkmäler gehandelt. Nicht minder haben die Ausplünderungen der conſtantinopolitaniſchen Kaiſer und die Unruhen des Mittelalters, die vielfachen Stürme und Parteikämpfe, welche die Stadt in jenen bewegten Zeiten auszufechten hatte, die häufigen Eroberungen durch die Deutſchen und namentlich die Erſtürmung 1527 durch Karl V. dazu beigetragen, R. zu veröden und theilweiſe zu vernichten; allein eben ſo wenig darf es verkannt werden, daß gerade die Päpſte durch die zahlreichen Kirchen- und Palaſtbauten, ſo wie jene alten vornehmen Geſchlechter durch ihre mannigfaltigen Bauunternehmungen auf das Weſentlichſte dahin gewirkt haben, aus dem erſtorbenen gänzlich aufgelöſten geiſtigen Leben Italiens und vorzüglich Roms eine neue ganz eigenthümliche Blüthe hervorzurufen, welche wunderbar aus den Trümmern verſunkener Herrlichkeit das Auge des Beſchauers anſpricht. Gleichſam wieder geboren erhob ſich die alte Weltſtadt noch einmal nach und nach zu einer erſtaunenswürdigen Höhe. Wie nun die Macht der Päpſte ſtieg, der Reichthum Europas immer mehr in R. zuſammenfloß, die Künſtler und Gelehrten den Mittelpunkt des Schönen und der Wiſſenſchaft dort ſahen und fanden, ſo ſtieg auch mehr und mehr die Stadt neu über den Trümmern der alten empor, bis ſie ſo anwuchs, wie ſie ſich jetzt dem Reiſenden darſtellt, als ein Ort an wunderbarer Poeſie reich, ein Ort, wo Alles die Vergänglichkeit und Alles die Unſterblichkeit zugleich predigt, ein Ort, wo die Nichtigkeit aller irdiſchen Herrlichkeiten und der ewige Sieg des Geiſtes über die Materie in denſelben Augenblicken dargeſtellt wird. Es wird in 14 Regionen oder Rioni, wie das alte, getheilt; es ſind jedoch nicht dieſelben, wie denn auch die ganze Stadt etwas mehr nördlich geſchoben iſt und jetzt auf 12 anſtatt der früheren 7 Hügel ruht. Die Tiber theilt die Stadt in zwei ungleiche Theile, welche durch 4 Brücken mit einander verbunden werden. Sie hat einen Umfang von $2\frac{1}{2}$ geographiſchen Meilen, 515867 □Ruthen Flächeninhalt und mit Ausſchluß der Juden und der Fremden 150000 Einw. und 320 Kirchen, von denen 7 Hauptkirchen genannt werden, und 11 Theater. In der erſten Region di Monti iſt

nächſt der Porta del Popolo vorzüglich zu merken: die Piazza del Popolo mit dem Obelisk Flaminio und 2 Fontainen, das Forum des Trajan mit der berühmten Trajansſäule, ohnweit der Kirche S. Maria di Loretto; die Kirche S. Stephano rotondo, wahrſcheinlich ſonſt ein Tempel des Faun; S. Maria Maggiore, auf den Trümmern des Tempels der Juno Lucina gebaut; S. Maria degli Angeli auf den Ruinen der Bäder des Diocletian errichtet; S. Coſtanza, wahrſcheinlich aus dem Grabmale einer der Schweſter Julian's entſtanden; Ara Coeli, an der Stelle des Tempels des capitoliniſchen Jupiter; unweit der Porta maggiore die Tempeltrümmern der Minerva Medica; das Coliſeo (ſ. Amphitheater); die Kirche S. Caterina di Siena; in der Nähe die Trümmer der Bäder des Paulus Aemilius; der Palaſt Pamfili-Doria, auf den Reſten der conſtantiniſchen Bäder aufgeführt; die Kirche S. Maria nuova; der Triumphbogen des Titus; bei S. Clemente der des Conſtantin und bei S. Euſebio der des Gallienus; S. Giovanni di Laterano, die älteſte von Conſtantin erbaute Kirche mit einem von Conſtantin nach R. gebrachten und von Sixtus V. aufgerichteten Obelisk; die Fontaine di Termini oder des Moſes, welche Sixtus V. und Urban VIII. aus den Gewäſſern mehrerer Aquäducte ſehr koſtbar verziert entſtehen ließen, und der Palaſt Albani, berühmt durch ſeine 25000 Bände ſtarke Bibliothek und treffliche Antiken und Gemälde. In der zweiten Region (Riono Trevi) ſind die Thore Porta ſolara (die alte collina) und Porta pia (porta nomentana); die Piazza Barberina mit dem trefflichen Springbrunnen Bernini's Triton und dem Palaſte Barberini, vorzüglich merkwürdig durch ſeine Gemälde und Antiken und treffliche Bibliothek von 60000 Bänden und 9000 Handſchriften; die Piazza Monte Cavallo mit den beiden berühmten Coloſſen, dem obelisco quirinale, dem Palazzo della Conſulta und dem päpſtlichen Palaſte Quirinal, der von Paul III. 1540 angefangen und von Clemens XII. vollendet worden und mit Gemälden und Bildhauerarbeiten älterer und neuerer Künſtler ausgeſchmückt iſt; der capitoliniſche Platz mit vielen herrlichen Alterthümern, z. B. den Trophäen des Marius; die Kirchen S. Maria in via lata und S. Marcello; der Palaſt Bracciano, durch Antiken und Gemälde immer noch ausgezeichnet, wenn gleich die ſchönſten Sachen auswanderten; der Palaſt Colonna mit ſehenswerthen Antiken und Gemälden und einer ausgezeichneten Bibliothek; der Palaſt Pamfili im Corſo mit ausgezeichneten Gemälden und der Palaſt Rospiglioſi, der auf den Bädern Conſtantin's gebaut worden iſt. Bei der Kirche della Vittoria findet man noch Reſte der Gallerie, die Aurelian in den ſalluſtiſchen Gärten anlegte. Hier iſt auch eine Schulanſtalt, das Collegio Nazareno, zu bemerken. In der dritten Region (Rione di Colonna) zieht der ſpaniſche Platz, der geſundeſte Roms, die Augen auf ſich. Ferner ſind bemerkenswerth: die Kirche S. Maria in trivio de crocifero, von Beliſar 587 geſtiftet; die dogana di terra; das Zollhaus, auf den Trümmern des Tempels des Antonin gebaut; der Palaſt Buonaparte, der dem Grafen St. Leu gehört; der Palaſt Chigi bei der Kirche S. Carlo, durch Antiken und Gemälde ausgezeichnet, obgleich die ſchönſten Sachen nach Dresden gekommen ſind; S. Maria rotonda, das alte Pantheon (ſ. d. Art.), der einzige vollſtändige Ueberreſt des Alterthums; das seminario romano, worin 100 Söhne edler römiſcher Familien von Jeſuiten unterrichtet werden; die Propaganda, welche Gregor XV. 1612 ſtiftete und zu einer Sprachſchule für die Zungen aller Welttheile beſtimmte, um ſo die Ausbreitung des Katholicismus zu fördern. In der Rione di Campo Marzo nennen wir den Palaſt Borgheſe, welcher die merkwürdigſten Gemälde in ganz Rom und eine treffliche Bibliothek beſitzt, auch als Bauwerk mit Pracht ausgeführt iſt; den Palaſt Orſini auf den Trümmern des Theater des Marcell errichtet; die Villa Medici, welche der Sitz der académie de France iſt; die Obelisken bei der Villa Medici; die Kirchen Trinita di Morli und

S. Lorenzo in Lucina; das collegio Clementino, eine Schulanſtalt für adelige Kinder, welche Clemens VIII. erbaute; das große Hospital Giacomo degl' incurabili in der strada Ripetta. — In der **Rione di Ponte** ſind zu bemerken: die Brücke S. Angelo (pons Aelius), welche zur jetzigen Engelsburg (der moles Hadriani) führt; der Palaſt Altempi, in welchem ſchöne Alterthümer ſind; der merkwürdig große und hohe Palaſt Gabrieli mit einer in mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften ausgezeichneten Bibliothek; der Palaſt Sacchetti, ſeiner Architectur halber; die Kirche Nicolo di Lorenzo, welche aus den Trümmern des Circus agonalis gebaut worden iſt; die Piazza Colonna mit der antoniniſchen Säule, auf deren Spitze jetzt die Statue des Apoſtel Paulus ſteht, und die Jeſuitenſchule collegio Germanico. — Die **Rione di Parione** bietet an Sehenswürdigkeiten dar: die Piazza Navona (den alten Circus agonalis) mit einem Obelisken und 3 Springbrunnen, durch welche alle Sonnabende der Platz unter Waſſer geſetzt wird, welches eine beliebte Volksbeluſtigung iſt; die Kirche Maria della Pace, von Sextus IV. 1480 gebaut und von Alexander VII. reſtaurirt; Chieſa Nuova oder Maria in Vaticella, mit dem Grabe des heiligen Philippo Neri und von dieſem 1575 erbaut; die Cancellaria, aus Steinen des Coliſeo und eines Bogens des Gordianus gebaut; der Palaſt Maſſimi voll trefflicher Antiken, auch merkwürdig, weil hier Konrad Sweynheim und Arnold Pannarz die erſte Buchdruckerei Roms anlegten; der Palaſt Pamfili auf den Piazza Navona mit ſchönen Gemälden und guter Bibliothek. — Die **Rione della Regola** hat den Ponte Sixto, welchen Sixtus IV. 1474 wieder nach ſeiner Zerſtörung erbaute; die Piazza Farneſe mit dem Palaſte gleiches Namens, welcher aus Steinen des Coliſeums erbaut wurde und unter anderen herrlichen Antiken den berühmten farneſiſchen Hercules, ſo wie den farneſiſchen Stier und viele treffliche Gemälde bewahrt; die Piazza di Ceneo mit den Statuen des Pasquino und Marforio; die neuen Gefängniſſe in der Strada Guilia, welche Innocenz X. baute und das öffentliche Leihhaus Monte di Pieta. — In der **Rione di S. Eustachio** findet ſich: der Palaſt Giuſtiniani, deſſen Kunſtſchätze aber erſt nach Paris und von dort nach Berlin gekommen ſind; die Paläſte Santi und Maccarani; der Palaſt Pio, in welchem man Überreſte des theatrum Pompeji findet, und das archigymnasio della sapienza, von Innocenz IV. 1224 geſtiftet, an welchem mehrere Päpſte bauten und deſſen treffliche Bibliothek und botaniſchen Garten Alexander VII. anlegte, mit Hörſälen für 32 Profeſſoren. — In der **Rione della Pigna** verdient ausgezeichnet zu werden: die Piazza di Venetia mit dem Palaſte Torlonia, worin ein Hercules furens von Canova ſich befindet; die Kirche S. Pietro in carcero, auf den Mauern eines alten Gefängniſſes errichtet; der Palaſt Altieri, den Meiſterſtücke der Malerei ſchmücken; der auf dem Platze des Kloſters la Minerva (1667) aufgerichtete, mit Hieroglyphen gezierte Obelisk; das collegio Romano, das Jeſuiten beſitzen und worin ſich die berühmte Bibliothek des Paters Kircher und andere Sammlungen befinden, und die Bibliotheca alla Minerva, den Dominicanern gehörig und reich an ſeltenen Sachen. — Die **Rione di Campitello** ſchließt ein: die Kirche Gieſu, 1579 angefangen, worin das Grab des Ignatius Loyola iſt; den Palazzo Senatorio von Buonarotti gebaut und mit Paul's III., Gregor's XIII. und Karl's von Anjou Bildſäulen verziert; das Capitol mit der Treppe von Michel Angelo, mit vielen merkwürdigen Alterthümern, z. B. der Wölfin, welche Romulus und Remus ſäugt, den fastis capitolinis und dem herrlichen, mit den merkwürdigſten Antiken erfüllten Muſeo Capitolino; die Kirche S. Coſimo e Damiano, welche aus dem Tempel des Remus entſtanden iſt; die berühmte Reiterſtatue des Marcus Aurelius auf dem Platze vor dem Capitole; das Armenhaus delle Mendicante, worin jährlich für 12000 Thaler Wollenzeuch verfertigt wird, und das Kloſter bei S. Maria ara coeli mit einer auserleſenen

Bücherſammlung. — Die **Rione di S. Angelo** enthält die Paläſte Boccapaduli, Cortaguti, Mattei, Strozzi mit vielen Antiken und Gemälden und die berühmte Fontaine delle Tartaruaghe (der Schildkröten). — Die **Rione di Ripa** hat die Porta di S. Giovanni (die alte porta latina); das forum boarium mit dem Triumphbogen des Severus und dem Janus quadrifrons; den Porto di ripa grande; die Paulskirche, eine der älteſten Roms, der Sage nach von Conſtantin zuerſt erbaut, von Leo III. nach ihrer Zerſtörung prächtig reſtaurirt, aber 1823 mit allen ihren unſchätzbaren Alterthümern abgebrannt; die Kirche S. Sabina, ſchon 425 nach Chr. gebaut, mit dem Aventinus; S. Urbano unweit der Egeria, vielleicht auf den Trümmern eines Bacchustempels; die Kirche S. Teodoro, ſonſt ein Tempel des Jupiter tonans; S. Giorgio in Velabro, auf den Ruinen der basilica Sempronii gebaut; die Villa Farneſe mit vielen Kunſtwerken alter und neuer Zeit; die Villa Spada, wo man noch Trümmern des alten Kaiſerpalaſtes ſieht; die Kirche Maria del Sole, aus dem noch ganz erhaltenen Veſtatempel entſtanden; S. Sebaſtiano alle Catacombe, worin man Überreſte des Tempels der Redicula findet; S. Urbano alla Cafarella, ein Bacchustempel, und die Kirche Maria delle Palme, ein Marstempel; den Circus des Caracalla; die Bäder des Caracalla; das Capo di Bove oder Grabmal der Metella; die Cloaca Maxima und die berühmten Katacomben. — Die **Rione di Trastevere** enthält: die Kirche S. Maria in Traſtevere mit ſchönen Antiken und Gemälden, ſchon 224 nach Chr. unter Alex. Severus geſtiftet; den Palaſt Corſini mit trefflichen Gemälden und herrlicher Bibliohek; Farneſina alla Lungara mit guten Gemälden; Salviati mit ſchönen Gemälden; Veroſpi mit vorzüglichen Büſten, und das Ospizio apoſtolico, ein Waiſen- und Zuchthaus. — Die vierzehnte Region endlich, **Rione di Borgo**, ſchließt die merkwürdigſten und großartigſten Gebäude des neueren Roms ein, nämlich: die St. Peterskirche, dieſen herrlichſten Bau der chriſtlichen Welt, am öſtlichen Ende des Petersplatzes; ſie wird von einer prächtigen kreisförmigen Colonade eingefaßt; der Vorbau ruht auf 10 doppelten, 86 Fuß hohen und 8 Fuß dicken Säulen; 5 Thüren führen zu ihm und in die Kirche ſelbſt, deren Inneres das Auge nicht genugſam anſtaunen kann. Vorzüglich iſt es der wunderbare Bau der Kuppel, welche an Weite dem Pantheon beinahe gleich kommt, aber an Höhe daſſelbe übertrifft. Die Länge der Kirche, Vorbau und Mauern mit gerechnet, beträgt 666 Fuß und die innere Höhe 487 Fuß. Am Bedeutendſten tritt der Hochaltar hervor, welcher mitten in der Kirche über dem vermeinten Grabe St. Peter's ſteht und deſſen Höhe 122 Fuß beträgt. Unzählige Statuen, viele Grabmäler, herrliche Moſaiken ſchmücken das Innere des Tempels, deſſen Bau 351450000 Franken koſtete. Alljährlich wird er einmal am 28. Juni durch 4400 Lampen und 784 Pechpfannen vom Kreuze bis zum Boden erleuchtet und bietet dann einen herrlichen Anblick dar. Unter zehn Päpſten ward er vollendet und die ganze Chriſtenheit zahlte zu den Koſten. Vor dieſer Kirche breitet ſich der Petersplatz hin mit ſeinen zwei ſchönen Springbrunnen, zwiſchen denen der 74 Fuß hohe, durch Sixtus V. am 10. Sept. 1586 aufgerichtete Obelisk ſteht. Nicht minder merkwürdig iſt der vaticaniſche Palaſt, woſelbſt das Conclave gehalten wird. Dieß Gebäude iſt 1080 Fuß lang, 720 Fuß breit, hat 22 Höfe und 11246 Zimmer. Es iſt uralt und die meiſten Päpſte haben es verziert. Wir nennen hier nur die ſixtiniſche Kapelle mit Michel Angelo's kühn gedachtem und gezeichnetem Weltgerichte, worin in der Charwoche das wunderbar ergreifende Miſerere des Allegri geſungen wird; die Loggie Vaticano mit den herrlichen raphaeliſchen Gemälden; den Cortile del Belvedere mit den merkwürdigen Antiken; das Muſeum Pio Clementinum und die unſchätzbare Bibliothek. Unweit der Engelsburg bei der Kirche Maria Transpontina befand ſich die Grabpyramide des Scipio Africanus minor; Papſt Alexander VI. ließ ſie abtragen und mit dem Marmor pflaſtern. Das Collegio de Penetenzieri di S. Pietro hat

eine treffliche mathematiſche Bibliothek. Am Fuße des Vaticans findet ſich auch die päpſtliche Münze. 82.

Rom (Staat). — Die Geſchichte des römiſchen Staats läßt ſich füglich in 3 Perioden eintheilen, nämlich in die des Königthums (754—510 vor Chr.), in die der Republik (510—30 vor Chr.) und in die der Kaiſerherrſchaft (30 vor Chr. bis 476 nach Chr.). — Die Geſchichte der erſten und der Anfang der zweiten Periode erſcheint durchaus mehr oder minder mit Mythen und ſagenhaften Begebenheiten erfüllt. Nachdem Romulus (ſ. d. Art.) die Stadt gegründet, durch ein Aſyl ihre Bevölkerung gemehrt und gekräftigt hatte, die Einwohner in Tribus getheilt, mehrere religiöſe und politiſche Einrichtungen getroffen und den wegen der geraubten Sabinerinnen begonnenen Krieg durch Vereinigung mit ihnen glücklich geendet hatte, verſchwand er oder ward einer andern Sage nach von den aufgebrachten Senatoren ermordet. Nach ſeinem Tode trat eine Zwiſchenregierung ein, welche der Senat ein Jahr lang führte, worauf das Volk den Numa Pompilius (716—673) zum Könige erhob, welcher die innere Staatseinrichtung und das Religionsweſen, wie die Sage ſprach, mit Hülfe und Rath der Nymphe Egeria vollendete. Unter Tullus Hoſtilius, ſeinem Nachfolger (673—640), fing R. an nach Außen wirkſam zu werden. Alba Longa, die gefährliche Mutter und Nebenbuhlerin des aufblühenden Staats, wurde durch den bekannten Dreikampf der Horatier und Curiatier (ſ. d. Art.) beſiegt und nach der Verrätherei des Suffetius in dem übrigens glücklichen Kriege mit den Fidenaten geſchleift und die Einwohner nach R. verſetzt, Veji belagert, die Sabiner beſiegt und Medullia eingenommen. Ancus Martius, ſein Nachfolger (von 640—617), verpflanzte die geſchlagenen Latiner nach Rom, ſchlug die Fidenaten, Vejenter und Volsker und erweiterte Roms Gebiet bis ans Meer, wo er den Hafen Oſtia anlegte und dadurch die Schifffahrt beförderte. Nach ihm ward der aus der Fremde eingewanderte Lucius Tarquinius König (von 617—570), der Roms Macht, ſowohl nach Außen als nach Innen, bedeutend hob. Aus der Beute des Krieges gegen die Latiner ließ er den circus maximus bauen, focht glücklich wider die Etrusker, zerſtörte Fidenä und zwang die Etrusker nach 9jährigem Kampfe zur Unterwerfung. Er verſchönerte hierauf R. durch die Anlegung der ſo nützlichen Cloaken, ſchlug die Sabiner am Anio und vermehrte die patriciſchen Senatoren um 100. Sein Schwiegerſohn und Nachfolger, Servius Tullius (578—534), führte einen rühmlichen Krieg gegen Veji, ſtiftete den Bund mit den latiniſchen Städten und führte den Cenſus ein. Unter Tarquinius Superbus endlich (534—510) ward R. mächtig und groß; er knüpfte den Bund mit den latiniſchen Städten enger, eroberte Sueſſa Pometia und Gabii und machte in beiden unermeßliche Beute; er begründete ferner das römiſche Colonieweſen und ſorgte, wie hierdurch für die äußere Macht Roms, ſo auch durch ſeine Bauten für die inneren Fortſchritte der Stadt; denn er vollendete den Circus, die Cloaken und das Capitol. Die Unthat ſeines Sohnes, Sextus, gegen die Lucretia koſtete ihm aber den Thron. — Zweite Periode. Jetzt ward die Königswürde abgeſchafft und die Regierung zwei Conſuln übergeben. Die Tarquiner hatten aber bedeutende Verbindungen in den latiniſchen Städten und fanden ſelbſt Freunde in R. Zuerſt bildete ſich in R. eine von ihnen eingeleitete Verſchwörung, dieſe ward aber endeckt und die Frevler, worunter zwei Söhne des Brutus und drei Nichten des Collatinus, der beiden regierenden Conſuln, wurden hingerichtet, dann war ein Kampf gegen die Vejenter zu beſtehen, welche Tarquin aufgewiegelt hatte (509); ſie wurden aber ebenfalls beſiegt. Nun wandte ſich Tarquinius an den Porſenna, Fürſten von Cluſium, und dieſer überzog Rom mit Krieg. In dem harten mit vielen Verluſten begleiteten Kampfe gegen dieſen mächtigen Herrſcher bewährte ſich doch der kühne und ungebeugte Muth der Römer, wie die Erzählungen von Horatius Cocles, der Cloelia, des Mucius Scävola beweiſen. Der

Friede aber, der geſchloſſen wurde, war für R. demüthigend und es verlor beinahe alles Gewonnene. Die Sabiner, durch das Vorgefallene kühn gemacht, griffen nun die Römer an und es entſpann ſich ein mehrjähriger Kampf, obſchon ſich unter den Sabinern ſelbſt eine Partei für die Römer fand, welche vom Kriege abrieth und, als ſie nicht durchdringen konnte, 5000 Köpfe ſtark unter dem Appius Claudius nach R. auswanderte, welches ſie mit Freuden aufnahm. Die Niederlage bei Cures zwang jedoch nach vielen anderen Unfällen die Sabiner endlich auch zum Frieden. Allein kaum hatte R. hier Ruhe gewonnen, ſo erklärten ſich die Lateiner für den Tarquin und dieſer ſuchte auch in R. die Sklaven und niederen ſehr verſchuldeten Bürger für ſich zu gewinnen. Es gelang ihm auch eine Verſchwörung zu ſtiften, allein ſie ward wiederum entdeckt und vernichtet. Nun griffen die Lateiner nach dem Falle Fidenä's R. an und waren ihnen nicht nur an Macht an ſich überlegen, ſondern wurden dadurch noch gefährlicher, daß die von Schulden beinahe erdrückten Plebejer ſich zu fechten weigerten, wenn ihre Schulden ihnen nicht geſtrichen würden. In dieſer gefährlichen Lage wählte man einen Dictator in der Perſon des T. Curtius, welcher die Lateiner zu einem einjährigen Waffenſtillſtande zwang, nach deſſen Ablauf der neue Dictator, Aulus Poſtumius, die gegen R. Verbündeten am See Regillus (496 v. Chr.) gänzlich ſchlug, daß die Lateiner um Frieden baten. Im folgenden Jahre wurden die Volsker beſiegt und Tarquin ſtarb zu Cumae. Allein nun, nach geſichertem Frieden, brach der Unwille der bedrückten Volksmaſſe gegen die Patricier unter den Conſuln Appius Claudius und P. Servilius unaufhaltſam aus, als ein neuer Kriegszug gegen die Volsker vorgenommen werden ſollte. Nach vielen Verſuchen die Ruhe zu erhalten, mußte ihnen Servilius, da die Gefahr vor den Volskern immer bedeutender drohte, verſprechen nach geendetem Kriege ihren Beſchwerden abzuhelfen und nun zogen ſie aus, ſchlugen die Volsker und eroberten Sueſſa Pometia. Zurückgekehrt hoffte das Volk auf Erfüllung der ihm verſprochenen Erleichterungen; umſonſt, es ward getäuſcht und weigerte ſich dem zufolge bei einem wieder ausbrechenden Kriege mit den Sabinern hartnäckig zu fechten. Die Noth des Senats ward noch größer, als die Volsker das ihnen abgenommene Land zurückverlangten und in dieſer Lage griff man zur Wahl eines Dictators. Sie fiel auf M. Valerius, welcher dem Volke verſprach, ihm beim Senate alle billige Berückſichtigung zu verſchaffen, worauf Alles zu den Waffen griff und die Feinde bald geſchlagen waren. Als aber Valerius nach geendetem Kriege das gethane Verſprechen nicht halten konnte, verließ das Volk, aufgebracht, ſich ſo wiederholt hintergangen zu ſehen, bei einem neuen Kriegszuge ſeine Heerführer und entwich auf den Mons sacer und kehrte nur auf Zureden des Menenius Agrippa zurück, als es eine Sicherſtellung gegen den Wucherfrevel in der geheiligten Perſon der Tribunen erhalten hatte, und alle Schulden für nichtig erklärt worden waren. Mit den Tribunen zugleich wurden die Ädilen eingeſetzt. Nun zog man mit Freuden gegen die Antiaten und Volsker, welche geſchlagen und deren Stadt, Corioli, beſonders durch die Tapferkeit des C. Marcius Coriolanus erobert wurde. Bald darauf begannen aber die Streitigkeiten zwiſchen dem Volke und den Patriciern von Neuem und zwar vornehmlich wegen der Getreidevertheilungen bei eingetretener Hungesnoth, und Coriolan (ſ. d. Art.), der bei dieſer Gelegenheit verbannt worden war, ging nun zu den Volskern, reizte dieſe zum Kriege gegen die Römer und führte ihr Heer gegen ſeine Vaterſtadt. Aus Staatsklugheit verſchonte er jedoch bei allen Plünderungen die Felder der Patricier und brachte dadurch einen ſolchen gegenſeitigen Haß und Argwohn hervor, daß an keine Gegenwehr gedacht wurde und er ungehindert bis Lavinium vorrückte. In dieſer üblen Lage ſchickten die Römer drei Geſandtſchaften an ihn ab, allein vergebens und R. war verloren, wäre es nicht den Bitten ſeiner Mutter und den Thränen ſeiner Gattin gelungen, Coriolan dahin zu bewegen, daß er ſich zurückzog.

Hierauf wurde der Krieg mit den Volskern und Hetruskern mit Glück fortgeführt und die Feinde geſchlagen, allein im Innern drohten neue Unruhen auszubrechen und zwar durch den Ackervertheilungsvorſchlag des Conſuls Sp. Caſſius Viscellinus. Zwar gelang es auch dießmal der Adelspartei die Sache zu hintertreiben, den Caſſius als Hochverräther darzuſtellen und ihn zu enthaupten (485 v. Chr.); indeſſen konnte die einmal aufgeregte Sehnſucht des Volkes nach Ländervertheilung nicht unterdrückt werden, zumal da der Senat ſelbſt ſie verſprochen hatte, und es mußte daher zu allen möglichen Hülfsmitteln, zu immerwährenden Feldzügen und Conſulwahlen im Sinne der Patricier die Zuflucht genommen worden, um nur den gefaßten Beſchluß, zur Ländervertheilung Decemvirn zu ernennen, immer aufſchieben zu können. Das Volk fühlte aber dieſe Hintergehungen tief und es kam zu immer härteren Reibungen, welche nur durch die beſtändigen Kriegsunruhen und die mehr oder minder heftigen Kämpfe gegen die Äquier, Vejenter und Etrusker einigermaßen beſchwichtigt wurden. Der Conſul Caeſo Fabius, welcher das Schwierige und Ungewiſſe dieſer Verhältniſſe ſehr wohl einſah, rieth zwar dem Senate die Ländervertheilung zu vollziehen, allein die Patricier verlachten ihn. Da brachen die Etrusker von Neuem ins Land und verheerten es bis an den Janiculus und als das Volk dem Feinde entgegen ziehen ſollte, weigerte es ſich hartnäckig. In dieſer bedrängten Lage beſchloß die Familie der Fabier unter Anführung des Caeſo ihr Vaterland zu vertheidigen und zog 306 mit ihren Clienten, die 4000 M. ſtark waren, aus und fielen den Feinden ins Land. Hierauf ward der Krieg eine Zeit lang mit abwechſelndem Glücke geführt, bis es den Feinden gelang (477), die Sabiner in einen Hinterhalt zu locken und Alle zu vernichten. Nach dieſem Unfalle gelang es den Römern, nur viel ſpäter und mit großen Verluſten, die Etrusker aus der Nähe Roms zu vertreiben und zum Frieden zum bringen. Von Neuem forderte aber nun das Volk die Ackervertheilung und der Tribun Genucius forderte die geweſenen Conſuln A. Virginius und Spurius Servilius vor die Volksverſammlung, um ſich über die Gründe zu rechtfertigen, welche ſie gehabt hätten, die Bevollmächtigten dazu nicht zu ernennen. Allein den Tag vor dem Verhöre fand man ihn des Morgens todt im Bette. Das Volk, dem dieſer plötzliche Todesfall als Götterausſpruch gegen des Mannes Unternehmen galt, ließ nun zwar die Sache eine Zeit hindurch ruhen, obſchon die Streitigkeiten mit den Patriciern über andere Dinge fortdauerte; aber eine Werbung ward Gelegenheit, daß das Volk neue Vorrechte verlangte. Die Conſuln wollten nämlich einen Mann, Volero, der ſchon Centurio geweſen war, nöthigen, als gemeiner Soldat zu dienen und ließen ihn, als er ſich deſſen weigerte, durch die Lictoren geißeln. Volero berief ſich auf das Volk und fand ſolche Unterſtützung, daß ſelbſt die Conſuln ſich zurückziehen mußten, um härteren Beſchimpfungen zu entgehen. Volero ward hierauf einerſeits als Empörer angeklagt, andererſeits aber von den Tribunen vertheidigt und ſogar, als er darum ſich bewarb, ſelbſt zum Tribun erwählt. Als ſolcher ſetzte er durch, daß in allen Volksangelegenheiten und Wahlen nicht mehr nach Curien, ſondern nach Comitien abgeſtimmt wurde (471 v. Chr.). Bald nach dieſem Vorfalle brachen die Feindſeligkeiten mit den Volskern und Äquiern wieder aus und der Krieg ward mit ziemlichem Glücke, doch ohne bedeutende Reſultate geführt. Da indeſſen die Vergangenheit nur zu gut die Mangelhaftigkeit und Einſeitigkeit der beſtehenden Geſetze und des ungeſchriebenen Herkommens dargethan hatte, ſo wurden nach langem Zögern und vielfachen kriegeriſchen Zwiſchenfällen, auf des Tribunen Terentillus Arſa Vorſchlag, 10 Männer (Decemviri) aus den Patriciern ernannt, welche (454 v. Chr.) zur Abfaſſung der Geſetze mit dictatoriſcher Gewalt bekleidet wurden. Um dieſelbe Zeit (455) erlangte das Volk auch, daß der aventiniſche Berg unter die Bürger vertheilt wurde. Allein dieß reichte nicht hin und die durch dieſe Bewilligung nur mehr und mehr ihr Bedürfniß empfindenden Ple-

bejer betrieben durch die Tribunen das Geſetz wegen der Ackervertheilung mit immer größerem Eifer, während ſich die Patricier demſelben ſtets heftiger entgegenſtemmten. Dieß Alles war der Wahl der patriciſchen Decemvirn vorhergegangen und dieſe begannen nun ihr Amt ſo mild und gerecht, daß die Patricier die Conſuln, das Volk die Tribunen nicht vermißte und ſie alſo von beiden Theilen gleich gern von Neuem in ihrem Amte beſtätigt wurden, als das erſte Jahr deſſelben verfloſſen war, und als auch dieß vorüber war, brachte es Appius Claudius leicht dahin, daß er und ſeine gleichgeſinnten Collegen von Neuem auf ein Jahr erwählt wurden. Nun verhehlte aber Appius Claudius ſeine wahren Abſichten nicht länger, ſondern als der neue Wahltag kam, erſchien er mit ſeinen Collegen, anſtatt das Volk zuſammenzuberufen, in königlicher Pracht; 120 Lictoren mit blanken Beilen und den Fasces ſchritten vor ihnen her und ſie ſuchten ihre Herrſchaft zu befeſtigen. Dieß erregte den Unwillen des Volkes und die zwölf Tafeln waren nicht geeignet ihn zu mildern; denn die Geſetze, welche ſie enthielten, waren lediglich zum Vortheile der Patricier, da ſie dieſen namentlich alle Staatsämter allein zuſprachen und jede Heirath zwiſchen Plebejern und Patriciern verboten. Dieſe Stimmung zeigte ſich auch im Heere beim Kriege gegen die Sabiner und Äquer, welchen die Decemvirn führten. Eine Gelegenheitsurſache, die bekannte Geſchichte des Appius Claudius mit der Virginia, gab Veranlaſſung zu einem heftigen Volksaufſtande, an welchem auch das gegen die Sabiner geſandte Heer, welches ſich auf dem aventiniſchen Berge lagerte, Theil nahm, und dieß war die Urſache, daß die Decemvirn ihr Amt niederzulegen gezwungen wurden. Hierauf wurden L. Valerius und M. Horatius zu Conſuln erwählt und dieſe gaben (449 v. Chr.) dem Volke nicht allein die tribunicia potestas wieder, ſondern vermehrten ſie auch in der Art, daß die Volksbeſchlüſſe (plebiscita) auch für den Senat verbindend waren. Indeſſen ward der Kampf nach Außen hin glücklich geführt und die immer wieder gerüſteten Nachbarvölker mehrfach geſchlagen, ohne daß darum die inneren Reibungen aufgehört hätten. Kaum hatte das Volk ſeine Tribunen wieder, als dieſe auch ſchon wieder darauf hinarbeiteten, den Patriciern ein Vorrecht nach dem andern zu entreißen. So erlangte es der Tribun Canulejus (443 v. Chr.), daß das Verbot der Ehen zwiſchen Patriciern und Plebejern aufgehoben wurde und verlangte die Zulaſſung der Plebejer zum Conſulat. Dieſem letzteren wichen jedoch die Patricier durch die Errichtung der Kriegstribunen mit conſulariſcher Gewalt aus, welche vom Volke gewählt und ſpäter immer, mit wenigen Unterbrechungen, beibehalten wurden. Zur Entſchädigung für ſo viele Verluſte ward nun die blos von Patriciern zu verwaltende Cenſorſtelle (443 v. Chr.) geſchaffen. Bei dieſen inneren Kämpfen fehlte es auch nicht an Streit mit den Nachbarn; die Fidenaten ermordeten die zu ihnen wegen ihres Übertritts zu den Vejentern geſchickten Geſandten und es brach ein Krieg zwiſchen ihnen, den Vejentern und Faliskern aus, in welchem die Römer mehrere Jahre hinter einander unter Dictatoren fochten, bis ſie den Frieden erzwangen. Kurz nachher brach der Kampf mit dieſen Völkern von Neuem aus; die Römer wurden anfangs geſchlagen, bis A. Poſthumius Lubertus (431) den Feind in einem blutigen Treffen ſchlug. Darauf verfloſſen 8 Jahre in Ruhe, nach welchen die Vejenter von Neuem anfingen Feindſeligkeiten auszuüben. Der Krieg ward mit abwechſelndem Glücke wiederum begonnen, während das Volk in R. das Recht erlangte, zwei der Quäſtoren aus den Plebejern wählen zu können. Einen neuen Anfall der Äquer ſchlug der Dictator Quintus Servilius zurück und einen ſpätern Angriff der Volsker der Dictator P. Cornelius Rutilius. Allein bald begann ein neuer Kampf mit den Vejentern, der dadurch merkwürdig ward, weil hier zum erſten Male der römiſche Soldat Sold empfing. Veji ward nun umſchloſſen und belagert, eine Belagerung, welche von 404 v. Chr. an dauerte und erſt nach 10 Jahren durch den Dictator Furius Camillus konnte beendet werden (396).

Camillus zog triumphirend ein und ward im folgenden Jahre zum Kriegstribunen erwählt, als welcher er Falerii mehr durch ſein edles Betragen als durch Waffengewalt den Römern unterwarf. Nach ſeiner Verbannung kamen Geſandte aus Cluſium, einer hetruriſchen Stadt, nach Rom und baten die Römer um Hülfe gegen die eingedrungenen ſennoniſchen Gallier unter Brennus. Der Senat ſchickte drei Fabier an die Gallier ab, um dieſe Sache zu vermitteln, allein dieſe durch die ſtolzen Antworten des Brennus aufgebracht leiteten, ſtatt zu unterhandeln, ſelbſt einen Ausfall der Bürger von Cluſium ein. Hierüber höchlich erzürnt wandte ſich Brennus nach Rom, ſchlug das ihm entgegengeſtellte Heer am Allia (390 v. Chr.) und rückte hierauf in das wehrloſe Rom ein. Auf dem Forum angekommen ſah er dort 80 Greiſe bereit, den Tod für das Vaterland, als Sühne für die unterirdiſchen Götter zu leiden. Anfangs hielten ſie die Gallier für Bildſäulen und nur, als einer derſelben einem Gallier, der ihm den Bart raufte, ſchlug und dafür getödtet ward, folgten die übrigen Soldaten dieſem Beiſpiele und ermordeten alle die Verſammelten. Dieß war das Zeichen zum allgemeinen Tumult, wobei Rom in Flammen aufging. Auch das Capitol ward ergriffen, aber von Manlius vertheidigt, und Camillus, zurückgekehrt, befreite Rom von den Galliern. Kaum aber war dieß beſeitigt, ſo drohte eine andere Gefahr; die unterworfenen Etrusker, Volsker und Äquer (388. 385 ff.) empörten ſich und in dieſer Gefahr ward Camillus zum dritten Male zum Dictator ernannt und ſchlug die Feinde. Doch war die Ruhe nur kurz und bald begann der Kampf mit abwechſelndem Glücke wieder, während im Innern ein nicht minder wichtiger Streit die Gemüther bewegte, nämlich die von den Tribunen C. Licinius Stolo und Sextius vorgeſchlagene Theilnahme der Plebejer am Conſulate. Der Widerſtand der Patricier war heftig und äußere Vorfälle hemmten lange die Erreichung dieſes großen Zieles, allein nach 10jährigem unermüdlichen Kampfe gelang es doch das Geſetz durchzuſetzen und im Jahre 366 v. Chr. ward L. Sextius zum erſten bürgerlichen Conſul gewählt. Nach dieſem Hauptſiege erreichten ſchnell die Plebejer auch die Theilnahme an allen anderen Staatswürden, an der Dictatur 356, an der Cenſur 351, an der Prätur 337 und an dem Pontificat 300 v. Chr. Nun erſt war die Verfaſſung des Staats in der Durchdringung aller Elemente deſſelben vollendet und gekräftigt und nun brauchte Rom auch nicht mehr lediglich an ſeine Erhaltung und die bloße Sicherung ſeiner Obmacht zu denken, ſondern es konnte ſeine Kräfte zur völligen Unterjochung Italiens anwenden. Nach noch manchen Kämpfen mit den Nachbarvölkern erhebt ſich als erſter bedeutender Krieg der mit den Samnitern (343—290), ein Kampf, welcher 292 nach der durch Curius Dentatus gewonnenen Schlacht nur mit der gänzlichen Unterwerfung dieſes Volkes endete, nachdem der Kampf lange mit vielfachem Glückswechſel war geführt worden. So kämpfte Papirius Curſor (324) glücklich, allein die Conſuln Sp. Poſthumius Albinus und T. Veturius Calvinus mußten die Schmach der furculae caudinae über ſich ergehen laſſen (321 v. Chr.). Indeſſen waren auch die Lateiner durch die Schlachten am Veſuv (340 v. Chr.) und bei Minturnä (338 v. Chr.) unterjocht worden und die Folge von dem Allen war, daß ſich Apulien (318 v. Chr.) wieder ergab, die Auſoner (314 v. Chr.), die Äquer (304) vernichtet und die Etrusker (310) geſchlagen wurden. Nach der Unterwerfung aller anderen Völkerſchaften Italiens fingen nun die Römer Krieg mit Tarent an, welches Pyrrhus II. von Epirus (ſ. d. Art.) zu Hülfe rief und die eben unterjochten Etrurier und Samniter zum Aufruhre anreizte. Pyrrhus ſiegte zwar bei Pandoſia (280) und Asculum (279), verlor aber nach ſeiner Rückkehr aus Sicilien die Schlacht bei Beneventum (275), worauf er Italien verließ und Tarent (272) in die Hände der Römer fiel. Bald beſaßen dieſe nun ganz Italien, als ſich nämlich Rhegium (271 v. Chr.) und Brunduſium (266 v. Chr.) noch ergeben hatten. Eine gute Gelegenheit, ſich Siciliens zu bemeiſtern, gab die Bitte der

Mamertiner um Hülfe gegen Carthago und Syrakus. Durch dieſes Ereigniß wurden ſie in den erſten puniſchen Krieg (264—241 v. Chr.) (ſ. d. Art.) verwickelt, deſſen Ereigniſſe ſo groß ſind und ſo merkwürdig, wie der Seeſieg des Duillius (260 v. Chr.), die Niederlage des Cl. Pulcher bei Drepanum (249), der Sieg des L. Metellus bei Panormus über Hasdrubal und des Lutatius Catulus (242 v. Chr.) bei den ägatiſchen Inſeln über den Hanno. Kurz nachher eroberten die Römer Sardinien und Corſica (238, 237 v. Chr.) und führten die beiden glücklichen illyriſchen Kriege (230—228, 222—219), welche ihnen den Weg nach Griechenland bahnten. Auch die cisalpiniſchen Gallier wurden beſiegt und unterworfen und im zweiten puniſchen Kriege (ſ. d. Art.) maßen ſich in einer Reihe von Jahren (218—201) die höchſten geiſtigen Kräfte Roms und Carthagos. Kein Krieg iſt ſo reich an mannigfachen Wechſelfällen und großen Feldherren. Hannibal ſchlug die Römer wiederholt am Ticinus, Trebia und traſimeniſchen See (217 v. Chr.), drang nach Unteritalien und gewann die Schlacht bei Cannae (216). Dagegen eroberten die Römer Syracus (214) und kurz nachher ganz Sicilien (210) und eben ſo wenig gelang es den Macedoniern, den Hannibal zu unterſtützen. Auch das puniſche Hülfsheer, welches Hanno dem Hannibal zuführen ſollte, ward am Metaurus (214) aufgerieben und ſo verlor Hannibal, obgleich er (212) Tarent erobert hatte, doch nach und nach Capua (211), dann Tarent (209) und konnte nur vertheidigungsweiſe zu Werke gehen, ſeit der Niederlage des Hasdrubal bei Sena (207). Auch in Spanien fochten die Römer mit Glück gegen die carthaginienſiſchen Feldherren und im Jahre 205 war ganz Spanien in ihrer Gewalt. Nun ward Scipio zum Conſul gewählt und griff von Sicilien aus Carthago ſelbſt an (204), ſchlug den Hasdrubal und Syphax (203) und bei Zama (202) den aus Italien abberufenen Hannibal, worauf der Friede (201) mit ſehr harten Bedingungen für Carthago zu Stande kam. Nach dieſem großen Siege ward Macedonien (260—197) beſiegt, Antiochus von Syrien angegriffen und gezwungen, Aſien bis zum Taurus abzutreten. Ein neuer Krieg mit Macedonien unterwarf dieſes (168) und bald fielen ihnen auch Ägypten und Syrien zu. Aber noch ſtand Carthago und R. glaubte nicht eher ruhen zu können, als bis daſſelbe vertilgt ſei. Begierig ward daher der Kriegsvorwand mit der unglücklichen Stadt ergriffen, als ſich deren Bürger weigerten, ihre eigene Stadt zu zerſtören und weiter landeinwärts zu bauen. Da begann der letzte furchtbare Todeskampf Carthagos (149—146), welcher mit der Zerſtörung deſſelben endete. Siebenzehn Tage hindurch wüthete die Flamme in der unglücklichen Stadt und verwandelte ſie in Aſche. In demſelben Jahre ward auch Korinth zerſtört und Griechenland eine römiſche Provinz. Allein nun begannen ſchon die Empörungen wider die drückende Römerherrſchaft. Viriathus (ſ. d. Art.) focht lange mit Glück gegen R. (148—140 v. Chr.), bis er meuchleriſch ermordet wurde, und Numantia konnte erſt nach langem Kampfe (146—133) und vielen Opfern erobert werden. Ebenſo fielen die Häupter der empörten Sklaven (ſ. Sklavenkrieg), Eunus und Kleon, erſt nach hartem Kampfe (134—131). Durch dieſes unwandelbare Glück im Kriege floſſen aber gewaltige Reichthümer in R. zuſammen, doch mehr zum Vortheile einzelner Männer als des Ganzen. Die Folge davon war jener unglückſelige Dualismus des ungeheuerſten Reichthums und der furchtbarſten Armuth; dazwiſchen gab es keine Mittelſtufe, welche eigentlich die Staaten dauerhaft und glücklich macht. Dieß erkannten einſichtsvolle Staatsmänner ſehr wohl und ſuchten deßhalb, wie ſchon früher in anderen Verhältniſſen, mit einigem, aber zu geringem Erfolge geſchehen war, ein Geſetz über Ackervertheilung und andere Vorſchläge in Ausführung zu bringen; allein umſonſt, ſie drangen nicht durch und fielen als Opfer ihres Strebens. So Tib. Semp. Gracchus (133), P. Cornel. Ämilianus (129) und Cajus Gracchus (123). Allein trotz dieſer inneren gewaltigen Stürme erweiterten ſich die Grenzen

des Reiches nach Außen hin immer mehr. Die Salier in Gallia transalpina wurden (124) beſiegt, die baleariſchen Inſeln unterwürfig gemacht (123), die Averner und Allobroger unterjocht (121) und ſo das ganze ſüdliche Gallien (Narbonensis) zur römiſchen Provinz gemacht (148). Einen tiefen Blick in die innere Verderbniß Roms gewährt der Krieg gegen den Jugurtha (112—106 v. Chr.), welchen Sulla und Marius ſiegreich beendeten. Zu derſelben Zeit aber faſt drohte von einer anderen Seite, von Norden, dem Reiche große Gefahr durch den furchtbaren Zug der Cimbern und Teutonen (ſ. d. Artt.), dem die römiſchen Heere bei Noreja (113), unter Silanus (109), unter den Conſuln Caſſius und Scaurus (107) und unter Manlius und Caepio (105 v. Chr.) nicht widerſtehen konnten. Endlich ſchlug Marius (102 v. Chr.) die Ambronen und Teutonen bei Aquä Sextiae, und vereint mit Q. Lut. Catulus bei Verona (101) die Cimbern. Zu gleicher Zeit brach in Sicilien ein Sklavenaufruhr (ſ. Sklavenkrig) aus, welcher erſt 99 v. Chr. ſiegreich beendet wurde. Aber dieſe äußeren und inneren abgewandten Gefahren beſſerten nichts; denn das Übel wurzelte viel tiefer, in den Verhältniſſen der Maſſe nämlich zu den reichen Ariſtokraten, und ſo mußte ſich wie in früheren Jahrhunderten derſelbe Kampf um die beſſere Exiſtenz erneuen, nur nicht mit demſelben Erfolge, mit denſelben Mitteln und zu denſelben Zwecken. Denn die Häupter derer, welche auf der ſogenannten Volkspartei ſtanden, hatten nicht mehr jenen redlichen Sinn der Vorfahren, denen es um die gemeinſame Sache wirklich zu thun war, ſondern ſahen nur auf ihre Perſon, ihren Ehrgeiz, ihren Vortheil und ihren individuellen Leidenſchaften. Marius, der es immer ſehr wohl verſtanden hatte, der Maſſe zu ſchmeicheln und daher der Mann des Volkes geworden war, glaubte daſſelbe, als es ihm gelang, ſein ſechstes Conſulat zu erkaufen, reif, um ſeine Pläne in Ausführung zu bringen, und verband ſich daher mit den Tribunen L. Apulejus Saturninus und dem Prätor C. Servilius Glaucia, um, wenn keine Alleinherrſchaft, doch eine Oligarchie zu erringen; allein ſein Plan mißlang und kaum gelang es ihm ſein Leben durch die Flucht zu retten. So war ſcheinbar wiederum die Ruhe hergeſtellt, allein der ſogenannte Bundesgenoſſenkrieg (ſ. Marſiſcher Krieg) zeigte, wie tief der Geiſt der Empörung ſchon um ſich gegriffen hatte (90—88 v. Chr.). Mit den Waffen in der Hand verlangten die italiſchen Bundesgenoſſen das römiſche Bürgerrecht und R. gab es ihnen, wenn es gleich den Schein des freien Willens dabei rettete, da es ſogar die durch Marius und Sulla (88) unterworfenen Samniter, ſo wie die durch Pompejus gedemüthigten Marſer empfingen. Dieſer Krieg war nun aber gleichſam die Loſung zu den nachfolgenden Bürgerkriegen, in welchen die ehrgeizigen Leidenſchaften talentvoller Parteihäupter der Volkspartei mit Vorſpiegelung für die Erleichterung ihres Zuſtandes zu ſorgen die Maſſe zu ihren Entwürfen gegen die Optimaten benutzten. So geſchah es in den Bürgerkriegen zwiſchen Marius (ſ. d. Art.) und Sulla (ſ. d. Art.), der ſeine Gelegenheitsurſache in der Ernennung des Letztern zum Feldherrn gegen den Mithridates (ſ. d. Art.) fand. Marius, der ſelbſt nach dieſer Stelle geizte, bewirkte, daß Sulla abgerufen und er an ſeiner Statt ernannt wurde; allein dieſer zog mit dem ihm ergebenen Heere gegen R. und erſtritt dem Senate ſeine althergebrachten Rechte. Kaum gelang es dem Marius, nach Afrika zu entfliehen. Als jedoch Sulla nach Aſien abgegangen war, kehrte Marius zurück und wurde unterſtützt von dem Conſul L. Cornelius Cinna. Dieſer wollte ſein Anſehn dadurch erhöhen, daß er deu neuen römiſchen Bürgern gleiche Rechte mit den alten zu verſchaffen ſuchte (87 v. Chr.). Allein er ſcheiterte an der Ariſtokratenpartei und mußte nach Campanien fliehen. Von dort her kam er, im Verein mit Marius und Q. Sertorius, nach Rom an der Spitze eines Heeres zurück und ließ ſich und Marius (ſt. 86 v. Chr. 13. Jan.) zum Conſul wählen und den Sulla richten, welcher indeſſen trotz dem den Krieg gegen Mithridates mit Glück beendete, das gegen ihn

ausgeſandte Heer unter Fimbria für ſich gewann und nach Italien zurückkehrte. Hier ſchlug er die Gegner bei Canoſſa und Sacriportum (83) und vor R. die Samniter und zog in die blutbefleckte Stadt, welche er durch die furchtbaren Proſcriptionen noch mehr ſchändete. Zum Dictator gewählt (81) ſtellte er die Macht der Optimaten wieder her, beſchränkte die Volksgewalt, legte nach vollendetem Werke ſein mühevolles Amt nieder (79) und ſtarb im folgenden Jahre. Allein ſeine Maßregeln, die einſeitigen einer Partei, hoben das Übel nicht, ſie hemmten ſeine Wirkungen nur eine Zeit lang. Bald erhob der Conſul M. Ämilius Lepidus die Fahne des Bürgerkampfes von Neuem, floh aber von Catulus und Pompejus geſchlagen nach Sardinien. Allein Sertorius, der in Spanien kämpfte, unterhielt das Feuer des Kriegs und wäre wohl unbeſiegt geblieben, wenn ihn Perperna (72) nicht ermordet hätte. Nicht minder erſchütterte der Gladiatorenkrieg, den Spartacus (73—71) führte und welchen Craſſus und Pompejus endeten, die innerſte Kraft des Reiches. Der Letztere dieſer Beiden trat immer mehr und mehr hervor, er vernichtete die Seeräuber (67) und beſiegte den Mithridates (64). So gab es keine äußeren Feinde des Staates mehr; allein die inneren, viel gefährlicheren wuchſen, der Luxus, wie ihn Lucullus repräſentirte, die Habſucht, wie des Verres Verwaltung von Sicilien bezeugte, und jede Art ſittlichen Verderbens, welche noch durch den beſtändigen Kampf der Parteien wuchs und befördert wurde. So ward der ariſtokratiſch geſinnte Pompejus jetzt Demagog und beförderte die Macht des Volkes, indem er den Tribunen ihre alten Rechte zurückgab (70) und durchſetzte, daß die Senatoren, wie früher, die Verwaltung der Gerichte mit Rittern und Plebejern theilen mußten. So wollte er nach und nach eine Oligarchie gründen, zu der das geſchmeichelte Volk ſelbſt die Hand bieten ſollte. Doch auch an entgegengeſetzten Beſtrebungen fehlte es nicht und die Verſchwörung des Catilina, ein Verſuch der Proletarier, die Herrſchaft zu erringen, welche nur durch Cicero's wachſame Raſchheit und des Proconſul Antonius Sieg über Catilina (62) zu Grunde ging, beweiſen dieß deutlich. Doch auch hier hatten Männer des höchſten Anſehns die Hand heimlich im Spiele und Cäſar blieb nicht frei vom Verdachte. Auf eine oder die andere Weiſe aber mußte ſich eine Alleinherrſchaft, weil ſie allein R. aus den Verwirrungen der Parteien und von der Selbſtzerſtörung retten konnte, alſo nothwendig war, Bahn machen und dieſe bereitete das Triumvirat des Cäſar, Craſſus und Pompejus vor, dreier Männer, die innerlich einander feindlich geſinnt, lediglich auf ſich bedacht, dennoch von einem Zwecke beſeelt einander die Hand boten. Cäſar, anfangs von den beiden Anderen begünſtigt, ſuchte ſich die Volksgunſt vorzüglich zu erwerben und vertheilte unter die armen Bürger Land und ließ ſich dann als Proconſulat die beiden Gallien nebſt Illyrien mit 4 Legionen auf 5 Jahre geben. Er dagegen vermittelte zur Sicherung des Triumvirats die Verbannung des Cicero (58—57) und die Entfernung Cato's (57) nach Cypern. Die unter den Triumvirn entſtandenen Mißhelligkeiten beſeitigte der Vergleich zu Lucca, wo Cäſar Gallien auf neue 5 Jahre, Pompejus und Craſſus das Conſulat und nach deſſen Ablauf der Erſtere Spanien und Afrika, der Letztere Syrien als Provinz erhielt. Allein der Fall des Craſſus im Kriege gegen die Parther (53) vernichtete den Schein der Übereinſtimmung unter den Herrſchern und Cäſar und Pompejus traten einander offen gegenüber, Erſterer als Haupt der Volkspartei, der, der größte Feldherr ſeiner Zeit, es verſtanden hatte, ſich in Gallien ein ihm ergebenes Heer zu bilden, Letzterer als mehr tapferer denn kluger Vertheidiger der Optimaten. Als nun der Senat beſchloß, Cäſar ſolle ſeine galliſche Armee entlaſſen, ging dieſer im Bewußtſein ſeines politiſchen wie militairiſchen Übergewichts über den Rubicon und wandte ſich nach R. Pompejus und der Senat flohen nach Capua und von dort nach Epirus, ſo daß Cäſar in der kurzen Zeit von 60 Tagen Herr Italiens war. Hierauf beſiegte er die pompejaniſche Partei in Spanien, wandte ſich dann

wieder nach Italien, ward Conſul, ging dem Pompejus nach Illyrien entgegen (48), ſuchte ihn in Theſſalien auf und ſchlug ihn bei Pharſalus, worauf Pompejus nach Ägypten floh, dort aber ermordet ward. Cäſar indeſſen vertrieb den Pharnaces aus Pontus, kehrte nach Italien zurück (47), beruhigte R., eilte ſodann nach Afrika, die pompejaniſche Partei unter Scipio und Juba zu beſiegen (46) und Numidien zur römiſchen Provinz zu machen. Darauf nach R. zurückgekehrt und auf zehn Jahre zum Dictator ernannt feierte er einen viertägigen Triumph (46) und wandte ſich ſodann nach Spanien, wo er die Söhne des Pompejus bei Munda (45) beſiegte. Als er aber hierauf zum lebenslänglichen Dictator ernannt wurde, führte dieß die Verſchwörung des Brutus und Caſſius herbei, in deren Folge Cäſar ermordet wurde (44 v. Chr., 15. März). Die Folge dieſer, ohne Berechnung der beſtehenden Verhältniſſe und Geſinnungen unternommenen That war ein neuer Bürgerkrieg, welchen Antonius, Lepidus und Octavianus, zum zweiten Triumvirat verbunden, gegen Brutus und Caſſius führten, nachdem die letzten Zuckungen der Republik in Italien nach der Schlacht bei Mutina (15., 16. April 43 v. Chr.), dem vergeblichen Siege der Ariſtokratenpartei, vorüber waren. Die Republikaner wurden von den Triumvirn proſcribirt und 300 Senatoren, unter anderen Cicero, fielen. Indeſſen hatte Sextus Pompejus ſich Siciliens (44) bemächtigt und Brutus und Caſſius ſtanden in Macedonien und Syrien an der Spitze eines mächtigen Heeres; allein ſie wurden bei Philippi beſiegt (42), entleibten ſich und die Sieger theilten das Erdreich. Octavianus bekam Europa außer Italien, welches Allen gemeinſchaftlich bleiben ſollte, Lepidus erhielt Afrika und Antonius den Orient. Bald aber brach in Italien durch den peruſiniſchen Krieg (41), deſſen Führer L. Antonius gegen den Octavianus war, neue Unruhe aus, welche jedoch Octavianus, obgleich als Sieger grauſam, glücklich dämpfte. Antonius, bis dahin in Schwelgerei und Liebe bei der ägyptiſchen Cleopatra verſunken, ward durch dieß Ereigniß nach Italien gerufen, wo nur mühſam durch den Vergleich von Brunduſium (40) die Freundſchaft unter den Machthabern und die Ruhe des Reichs erhalten wurde. Allein bald ſtörte ſie der wenig beachtete Sextus Pompejus, welchen man nur durch Abtretung Siciliens, Sardiniens, Corſicas und Achajas im Vergleiche zu Miſenum (39) beruhigen konnte. Aber auch dieſe Ausflucht half nicht lange; denn Antonius war nicht Willens Achaja fahren zu laſſen. Darüber kam es zum Kriege, worin Pompejus in einer entſcheidenden Seeſchlacht (35) beſiegt wurde, nach Aſien fliehen mußte und dort umkam. Auch des Lepidus wußte ſich Octavianus zu entledigen, deſſen Truppen er gewann, als jener ſich in den Beſitz Siciliens ſetzen wollte und ihn zwang aus dem Triumvirat zu treten. Bald nachher boten die Vernachläſſigung, mit der Antonius ſeine rechtmäßige Gemahlin Octavia, des Octavianus Schweſter, behandelte, die Schwelgereien, denen er ſich mit der Cleopatra in Ägypten ergab, und die Schenkungen, welche er an deren Kinder gab, dem Octavianus und dem Senate genugſamen Vorwand mit ihm zu brechen und ihm den Krieg zu erklären. Die Seeſchlacht bei Actium (31 v. Chr.) entſchied das Schickſal der Welt und des Antonius, der ſich ſelbſt in Alexandria nebſt der Cleopatra ermordete. Octavianus ſtand als Alleinherrſcher da und wandelte die Republik mit ſchlauer Beibehaltung ihrer Formen zur Monarchie um. — So beginnt die III. Periode der römiſchen Geſchichte. Sehr behutſam verfuhr Auguſtus in Behauptung ſeiner Herrſchaft; die für Cäſar Tod bringende Dictatur ſchlug er, als der Senat ſie ihm antrug, vorſichtig aus und begnügte ſich die höchſte Gewalt alle fünf Jahre für ſich erneuern zu laſſen. Auch ließ er ſich nicht Imperator, ſondern nur Princips nennen und bewies ſich ſehr ſchonend gegen Alle, und das Reich verdankte ihm und den Rathſchlägen des Mäcenas, Agrippa und Meſſala ſehr viel. Er reinigte den Senat (18) und errichtete die Leibwache, ſo wie die Stadtmiliz zur Sicherheit der Stadt, ſuchte die tiefverderb-

ten Sitten durch zweckmäßige Geſetze zu beſſern, begünſtigte Kunſt und Wiſſenſchaft (denn unter ſeiner Regierung lebten und ſchrieben unter Anderen Horaz, Virgil, Livius), ordnete die Finanzen und das Abgabenſyſtem und führte glückliche Kriege. So bezwang er die Pannonier (35) noch als Octavianus, Möſien (29) als Auguſtus, die Cantabrer und Aſturier (25—19 vor Chr.) und machte die Äthiopier zinsbar. Mißlang nun auch ein Feldzug gegen das glückliche Arabien (24), ſo unterwarfen doch Druſus und Tiberius Noricum, Rhätia und Vindelicia und machten ſie zu Provinzen (5). Nicht ſo glücklich jedoch waren die Kämpfe gegen die Germanen. Denn mit ſehr abwechſelndem Glücke führten ſie Druſus (12 v. Chr.), Tiberius (9—7), Domitius Ahenobarbus (7—2), M. Vinicius (2 v. Chr.—2 n. Chr.), Tiberius wieder (2—4) und Quinctilius Varus erlitt ſogar im teutoburger Walde eine ſolche Niederlage (9), daß ſie niemals ganz durch die Bemühungen des Tiberius und Druſus Germanicus (14—16) wieder gut gemacht werden konnte. Auguſtus ſtarb zu Nola (14 n. Chr. 29. Aug.) ruhig. Mit ihm ging der edlere Theil der römiſchen Herrſcher zu Grabe und ſeine in Wolluſt und allen Leidenſchaften untergegangenen Nachfolger konnten das Reich nicht heben, kaum halten, und führten es raſchen Schrittes ſeiner Auflöſung zu, wenn dieſe auch durch die phyſiſche Kraft des Reiches erſt nach Jahrhunderten gänzlich erfolgte. Die Regierung des Tiberius war ein Gewebe von Despotismus, Heuchelei, Wolluſt und Mord, worin er durch ſeinen Günſtling, Sejanus, trefflich unterſtützt ward, der ihn bewog, Capreä zur Sicherung ſeines Lebens und ſeiner Pläne (26) zum Aufenthaltsorte zu wählen. Von hier aus wüthete er furchtbar unter den Gliedern ſeiner Familie und den Edlen des Volkes. Germanicus, der Beſieger Kappadociens, fiel (19) ein Opfer der herrſchſüchtigen Abſichten Sejan's. Allein auch dieſer ward hingerichtet, als er ſich dem Cäſar verdächtig gemacht hatte. Nach Vernichtung des ganzen Hauſes des Germanicus und mannigfachen anderen blutigen Opfern, die ſeinem verdachtvollen Geiſte fielen, ward er ſelbſt, wie es heißt, im 78. Jahre ſeines Alters (37) gewaltſam getödtet und die Prätorianer riefen den Cajus Caligula, den einzig übriggebliebenen Sproſſen des Germanicus, zum Imperator aus. Aber furchtbar wurden die ſchönen Hoffnungen, welche Volk und Senat in ihn geſetzt hatten, durch ſeine Regierung getäuſcht, die ein merkwürdiges Gemiſch von Grauſamkeit, Aberwitz, Wolluſt und Verſchwendung war. Nach wenigen Jahren ſeiner Herrſchaft ward er von den Tribunen, Caſſius Chärea und Cornelius Sabinus, ermordet. Der Senat verwünſchte durch ein Decret die Cäſare und wollte die Freiheit wieder hergeſtellt wiſſen, allein die Prätorianer, eigentliche Herren des Reichs, gaben es an den Oheim Caligula's, den Tiberius Claudius (11—51). Er begann ſeine Regierung löblich, aber ſchwach und gutmüthig von Natur ließ er ſich von ſeinen Weibern, der allberüchtigten Meſſalina, die (48) umgebracht wurde, und der Agrippina, welche ihn bewog ihren Sohn aus erſter Ehe, Domitius Nero, zu adoptiren und den beſſeren Britannicus zurückzuſetzen, ſo wie durch die verderbten Freigelaſſenen, Paltus Narciſſus und Poſides, gänzlich leiten. Indeſſen gewannen die äußeren Grenzen des Reichs unter ſeiner Regierung durch die Eroberung Britanniens (43) und dadurch, daß Mauritianien (42), Lycien (43), Judäa (44), Thracien (47) zu römiſchen Provinzen gemacht wurden, bedeutend. Auch für die Beſtrebungen der Gelehrſamkeit war er nicht gleichgültig, ſo daß er unter ſeinen Vorgängern und unmittelbaren Nachfolgern noch immer als einer der beſſeren erſcheint. Agrippina aber, um ihrem Sohne die Herrſchaft zu verſchaffen, ließ ihn ermorden und Nero Claudius Cäſar trat unter großem Lobe und mit vieler Hoffnung die Weltherrſchaft an. Allein als er ſeine Buhlerin, Poppäa Sabina, kennen lernte, begann er eine ſo furchtbare Verwandlung in ſeinen Thaten, daß er an Grauſamkeit alle Vorgänger und alle Nachfolger übertraf. Er tödtete ſeine Mutter, ſeine Gemah-

lin Octavia (29), die Poppäa, den Burrhus, den Seneca, den Thraſea, den Lucanus und wüthete mit unerhörter Grauſamkeit unter Edlen und Volk. Der Brand Roms, den er ſelbſt veranlaßt hatte, gab ihm Vorwand, unter den erſchrecklichſten Martern eine große Anzahl von Chriſten und Juden hinrichten zu laſſen, und um ſeine Wolluſt, ſeine Verſchwendung zu befriedigen, plünderte er die Tempel Italiens und Griechenlands. Natürlich fehlte es an Empörungen gegen ſolch ein Ungeheuer nicht, allein zwei derſelben, die des Calpurnius Piſo (65) und die des Julius Vindex (68), wurden vereitelt. Aber Nymphidius und durch dieſen die Prätorianer erhoben ſich gegen ihn in Rom und riefen den Galba zum Kaiſer aus, während in Luſitanien Otho von den Legionen zum Imperator erwählt ward. Feigherzig erſchrack Nero bei der Annäherung der Feinde und gab ſich ſelbſt (68) den Tod. In ihm ſtarb der letzte Sprößling des auguſtiſchen Hauſes. Nun ward der Thron gänzlich der Spielball verkäuflicher Soldaten. Galba (68—69) zu alt und zu ſchwach fiel durch die Prätorianer auf Antrieb Otho's und dieſer, obſchon anerkannt durch den Senat, tödtete ſich ſelbſt, nachdem er von dem Vitellius, welchen die deutſchen Legionen ausgerufen hatten, geſchlagen worden war. Aber auch des Vitellius Glück und Herrſchaft dauerte nicht lange; denn nach acht Monaten ſchwelgeriſcher und grauſamer Regierung ward er geſtürzt und getödtet und überließ ſeinem Gegner Flavius Veſpaſianus den blutigen Thron. Die 9jährige Regierung dieſes Mannes (69—79) half in etwas dem zerrütteten Reiche auf. Er ſtellte die Kriegszucht der Heere wieder her; Sparſamkeit und Milde in ſeiner Regierung bezeichnen ihn als einſichtsvollen Herrſcher. Auch verſchönerte er Rom und ſorgte für die Bildung des Volkes. Nach Außen hin waren die römiſchen Waffen unter ihm glücklich, denn Civilis, der Bataver Feldherr (69—70), ward zum Vergleiche gezwungen, Jeruſalem durch ſeinen Sohn Titus erobert und zerſtört (70) und der Anfang zur Unterwerfung Britanniens wie Schottlands gemacht (78). Ihm folgte ſein Sohn Titus (79—81), deſſen zweijährige Regierung ihn allgemein beliebt und bewundert machte, wenn gleich mancherlei Unfälle ſie bezeichneten. So ward Pompeji verſchüttet mit Stabiä und Herculanum (79); in Rom brannte das Capitol und ein großer Theil der Stadt ab (80) und wüthete die Peſt. Aber ſein Nachfolger, Domitianus, brachte alles Unheil tiberiſcher und neroniſcher Herrſchaft über den Staat zurück. Seine Regierung (81—96) zeichnet ſich durch Grauſamkeiten aller Art und durch Unglücksfälle der Kriegsheere aus. Denn überall wurden ſie geſchlagen von den Daciern, Geten, Jazygen und Marcomannen (86—90), ſo daß Domitian von ihnen den Frieden durch Tribut erkaufen mußte. Er ward auf Betrieb der eigenen Gattin ermordet und ihm folgte M. Coccejus Nerva, der von 96—98 regierte, die von Domitian wieder eingeführten judicia majestatis aufhob, die Abgaben herabſetzte, Land an die Armen vertheilte, Erziehungsanſtalten gründete und dem Staate das beſte Geſchenk in der Wahl und Adoption ſeines Nachfolgers M. Ulpius Trajanus machte, der ihm nach ſeinem Tode folgte (98—117). Dieſer Herrſcher führte den geſunkenen Staat zu einer großen Höhe zurück, indem er die Freiheit Roms ſo viel irgend möglich wieder herſtellte. Er gab dem Senate Stimmfreiheit zurück und hob das Anſehn der Beamten. Dem Volke war er zugänglich, lebte ſparſam, herrſchte gerecht, verminderte die Abgaben, beförderte Kunſt und Wiſſenſchaft und nützliche Unternehmungen und war ſehr glücklich in ſeinen Kriegen. Er bezwang in zwei Kriegen Dacien und machte es zur römiſchen Provinz (100—101, 104—106), bekämpfte die Parther, fügte Armenien zum römiſchen Reiche und eben ſo das ſteinigte Arabien (106). Als er ſtarb, folgte ihm Publius Älius Hadrianus, ſein Adoptivſohn (117—138), deſſen beſondere Sorgfalt ſo ſehr dem Inneren ſeines großen Reiches geweiht war, daß er alle Eroberungen jenſeit des Euphrat zurückgab und ſich ſtets auf Reiſen befand (120—131). Dagegen be-

hauptete er Dacien und Judäa (133—135), welches ſich empört hatte. Auch ſorgte er für gute Geſetze durch das edictum perpetuum (131) und beförderte Kunſt und Wiſſenſchaft. Sein Nachfolger war Titus Älius Hadrianus Antoninus Pius (138—161), unter deſſen milder Regierung im Reiche ein faſt ungeſtörter Friede 23 Jahre hindurch herrſchte. Als er ſtarb, hinterließ er dem Staate in ſeinem Adoptivſohne Marcus Aurelius Antoninus (161—180) einen trefflichen Nachfolger, der ſeinen Bruder Lucius Verus ſogleich zum Mitregenten annahm, der aber, bis auf den parthiſchen Krieg mehr ſeinen Lüſten als dem Reiche lebte und 169 ſchon ſtarb. Antoninus dagegen ſorgte mit Eifer für das Wohl ſeiner Unterthanen und führte trotz mannigfacher Bedrängniſſe eine glückliche Regierung. Peſt und Hungersnoth verwüſteten die Länder, während die Parther (162—166) die Marcomannen, Baſtarner, Alanen (166—174 und 178) vom Norden her das Reich beſtürmten. Auch empörte ſich in Aſien Avidius Caſſius, verlor aber dabei das Leben (175). Nach dieſen glücklich überwundenen Mühſalen ſtarb er zu Sirmium und hinterließ die Herrſchaft ſeinem Sohne L. Commodus Antoninus, der ſeinem Vater unähnlich die Scenen der Grauſamkeit und des Mordes erneute. Unter ihm ſank das Reich ſo, daß die nordiſchen Grenzen der Willkühr der einbrechenden Deutſchen preisgegeben wurden, während er als Gladiator auf der Arena focht. Er ward umgebracht und Pertinax (193) auf den Thron erhoben, den die Prätorianer, aufgebracht über ſeine militairiſche Strenge, noch im erſten Jahre ſeiner Regierung ermordeten und den Thron an den Didius Julianus verſteigerten, der aber bald fiel. Unterdeſſen ward in Britannien Clodius Albinus, in Syrien Pescennius Niger und in Illyrien Septimius Severus (193—211), der die beiden anderen beſiegte, zum Kaiſer erwählt. Er eroberte Caledonien und unter ſeiner Regierung, wenn ſie gleich im Ganzen hart und ſtrenge war, lebten die Rechtsgelehrten Ulpianus und Papinianus. Ihm folgte ſein Sohn M. Aurelius Antoninus Caracalla (211—217) und deſſen Bruder Sept. Geta, welchen Caracalla ermordete (212). Deſſen Regierung iſt eine Reihe wahnſinniger Thaten und ruchloſer Morde, bis ihn ſelbſt durch Opilius Macrinus daſſelbe Schickſal bereitet ward, dem er ſo viele Menſchen geweiht hatte. Ihm folgte Macrinus ſelbſt (217—218), der aber bald umkam, worauf Marcus Aurelianus Antoninus Heliogabalus (218—222) ihm folgte, der in viehiſchen Lüſten und ſchamloſem Leben ſchwelgte, bis auch er, der ſeinen Mitregenten, Alexander Severus, umbringen wollte, ermordet ward und dieſem den Thron laſſen mußte, welcher (222—235), von guten Rathgebern geleitet, gut regierte, ſo weit dieß die Stürme, welche das Reich von Außen dulden mußte, zuließen; denn die Parther (226) und die Deutſchen (231—234) bedrängten daſſelbe hart. Severus ſelbſt ward am Rhein von den empörten Legionen getödtet. Ihm folgte C. Julius Verus Maximinus (235—238), der zwar den Kampf gegen die Deutſchen mit Glück fortführte, aber ſich durch Habſucht und Grauſamkeit ſo ſehr die Gemüther entfremdete, daß Gordianus gegen ihn erwählt wurde (237). Allein dieſer ſowohl als ſein Sohn fielen im Kampfe gegen den Feldherrn Maximin's, worauf der Senat den Clodius Pupienus Maximus und den Dec. Cölius Balbinus zu Imperatoren ernannte, denen nach dem Volkswillen Gordianus III. beigeſellt wurde. Maximin ward indeſſen während der Belagerung Aquilejas erſchlagen, Gordian's Mitregenten von den Prätorianern getödtet und Gordianus blieb allein Kaiſer (238—244). Er ward aber vom Präfectus Prätorio M. Julius Philippus ermordet, welcher den Thron beſtieg (244—249) und der inmitten der Bedrängniſſe des Reichs durch die Völker des Nordens das tauſendjährige Beſtehen des Römerreichs feierte. In der unglücklichen Schlacht bei Verona verlor er Thron und Leben gegen Cn. Meſſius Quintus Trajanus Decius, welcher ihm folgte (249—251) und deſſen Regierung eine der beſſeren geweſen ſein würde, hätte er ſeine Abſichten durchſetzen können und

wäre ſeine Name nicht durch die Chriſtenverfolgungen befleckt. Unter ihm drangen (250) die Gothen ein, er zog ihnen entgegen und fiel in einer unglücklichen Schlacht gegen ſie. Ihm folgte, vom Heere ernannt, C. Vibius Trebonianus Gallus. Als die Gothen in das Reich einfielen, ſchlug ſie ſein Feldherr Ämilius Ämilianus in Pannonien und deſſen Legionen riefen ihn zum Kaiſer aus, worauf der von ihm beſiegte Gallus von ſeinen Soldaten ermordet ward. Dieſen zu rächen erhob ſich P. Licinius Valerianus, worauf Ämilianus von ſeinen eigenen Legionen ermordet ward. Allein Valerian's Beſtreben, das Reich in beſſeren Zuſtand zu bringen, ward vernichtet durch die Stürme der nordiſchen Völker und ſeine Niederlage gegen die Perſer (260), deren Gefangener er ward. Während ſeines Sohnes Gallienus Regierung erhoben ſich die ſogenannten 30 Tyrannen, deren mächtigſter Odenatus, der Gemahl der Zenobia, war und es ſchien als wolle das Reich in ſich zerfallen. Von Aurelius bedrängt und in Mailand belagert nahm ihn Gallienus zum Mitregenten an, ward aber von ihm ermordet. M. Aurelius Claudius (268—270) ſchlug die Alemannen und Gothen, ſtarb aber bei Sirmium an der Peſt. Ihm folgte L. Domitius Aurelianus (270—275), welcher nach einem langem Zeitraume der Schmach als ein edler und guter Regent erſcheint. Er drängte die Gothen, Alemannen und andere germaniſche Volksſtämme zurück, beſiegte die Zenobia (273), unterwarf Spanien, Gallien und Britannien wieder (274). Auch in den inneren Einrichtungen machte er Verbeſſerungen, ward aber auf einem Kriegszuge gegen Perſien zu Byzanz ermordet. Ihm folgte der wackere in aller Art tüchtige Probus (276—282), welcher die Deutſchen über den Rhein zurückwarf (277), die Sarmaten, beſiegte (278) den Baſtarnern, Gepiden und anderen rohen Völkerſchaften in Thracien Wohnſitze gab und Ackerbau und Landescultur beförderte. Die Soldaten ſeiner harten Mannszucht müde tödteten ihn und eine neue Verwirrung folgte; denn in Illyrien ward Marcus Aurelius Carus zum Kaiſer ausgerufen, der aber (283) gegen die Perſer fiel, deſſen jüngerer Sohn Numerianus umgebracht ward und deſſen älteſter Sohn Carinus gegen den in Syrien zum Kaiſer erhobenen Diocletianus fiel. Die Regierung des Diocletianus (284—305) macht in doppelter Hinſicht Epoche. Einmal hört die Macht der Prätorianer auf und zweitens beginnt das Syſtem der Theilungen des Reichs mit ihm. So nahm er, um die Rettung des Reichs aus ſeinem verwirrten Zuſtande zu ermöglichen, den Valerius Maximianus Herculius (286) zum Mitregenten für die Weſtprovinzen an. Seitdem hörte Rom auf Haupſtadt des geſammten Reiches zu ſein. Bald erkannten Diocletian und ſein Mitregent die Unmöglichkeit, allein den ſteten Empörungen ehrgeiziger Feldherren zu widerſtehen, weßhalb ſich jeder wiederum einen Mitregenten erkohr und zwar Diocletian den C. Galerius Valerius Maximus Armentarius, welcher die Donau, Thracien und Illyrien erhielt, und Maximinianus den Flavius Conſtantius Chlorus, dem er Spanien, Gallien, Mauritanien und Britannien übergab und ſelbſt die Regierung in Italien, Africa und die Inſeln übernahm. So herrſchten vier mit faſt gleicher Gewalt; denn nur die Oberhoheit rückſichtlich der inneren Einrichtungen hatte Diocletian ſich vorbehalten. Nur in dieſer Weiſe konnte die Römerherrſchaft noch eine Zeit lang erhalten werden und nach der glücklichen Beſiegung des Julianus (293) in Afrika, des Achilleus (296) in Mauritanien, der Karper (294) und Perſer (297), ſo wie der Franken in Gallien und des Alectus in Britannien (296) und endlich der Alemannen (301) zogen, für Rom zum letzten Male, die vier Imperatoren (303) im feierlichen Zuge triumphirend aufs Capitol. Bald darauf legte Diocletian und Maximinian die Regierung nieder und Galerius und Conſtantius theilten das Reich, worauf Galerius eigenmächtig den Flavius Severus (301—307) und den Galerius Maximinus zu Cäſarn erhob. Gegen den Severus aber erhob ſich Maxentius, der ſeinen Vater, den vormaligen Auguſtus

Maximinianus zum Mitregenten annahm; in Britannien ward nach dem Tode ſeines Vaters Conſtantinus (306) zum Auguſtus ausgerufen. Als ſich nun Severus dem Maximinianus ergeben mußte und hingerichtet ward, ernannte Galerius den C. Valerius Licinius zum Auguſtus, und Maximinianus, von ſeinem Sohne vertrieben, ging zu ſeinem Schwiegerſohne Conſtantinus nach Trier (306), von dem er, der Verrätherei bezüchtigt, hingerichtet wurde (316). Galerius ſtarb 311 und Maxentius wurde, nach zwei verlorenen Schlachten, in der dritten eben ſo unglücklichen vor R. getödtet (312). Nachdem nun auch Maximinus durch den Licinius beſiegt und vertrieben worden war, theilten ſich dieſer und Conſtantinus in die Herrſchaft und Conſtantin nahm ſeine Söhne, Crispus und Conſtantin, und Licinius ſeinen Sohn, Licinian, als Caeſarn an. Nachdem aber Conſtantin die Gothen beſiegt hatte, zerfiel er mit Licinius, ſchlug ihn bei Hadrianopel (323) und Chalcedon (324) und ließ ihn ſpäter erwürgen. So ward Conſtantin Alleinherrſcher, als welcher er Byzanz prachtvoll aufbaute und (300) zum Sitze des Reiches weihte. Er vernichtete den Militairdespotismus, erhob aber die hierarchiſche und Höflingsgewalt. Denn ſchon ſeit 311 Chriſt beſchützte er die Geiſtlichkeit vorzüglich und erhob das Chriſtenthum zu Arles (314) und zu Nicäa (325) zur Staatsreligion, weil er es als vortheilhaft anſah. Er befleckte aber ſeinen Charakter durch Grauſamkeit und ſeine inneren Einrichtungen gaben ſeinem Hofe eine vollkommene orientaliſche Richtung; die umgeſchaffenen Staatsämter mehrten auch die Laſt der Abgaben und die Geiſtlichkeit begünſtigte er auf Koſten aller Anderen. Er focht nicht glücklich gegen die Gothen (332) und ſtarb (337) von dem arianiſchen Biſchofe Euſebius getauft. Ihm folgten ſeine 3 Söhne, Conſtantin II., Conſtans und Conſtantius, welche mit ihren Vettern, Dalmatius und Hannibalianus, das Reich unter ſich theilten. Die letzteren wurden bald nachher von den Soldaten erſchlagen, welches eine neue Theilung veranlaßte, die der Grund zu Streitigkeiten zwiſchen Conſtantin und Conſtans ward. In dem dadurch veranlaßten Kriege kam Conſtantin um (340) und Conſtans ward auf einem Zuge gegen den empörten Magnentius (350) ermordet. So blieb nur Conſtantius übrig, welcher aber durch äußere und innere Unfälle mannigfach bedrängt wurde. Von den Perſern geſchlagen (348) mußte er dem illyriſchen Feldherrn Vetranio den Thron mit einem Jahrgelde (350) abkaufen, gegen den Magnentius fechten, und ſtarb eben, als er ſich zum Kampfe gegen Fl. Julianus, der zu Paris zum Kaiſer erwählt worden war, rüſtete (361). Ihm folgte Flavius Julianus, von ſeiner Rückkehr zum Heidenthume Apoſtata genannt, welcher die Chriſten verfolgen ließ, ſonſt aber im Staate ſehr zweckmäßige Anordnungen traf. Allein er lebte zu kurze Zeit, um dauernd und kraftvoll auf ſeine Zeit wirken zu können, denn er fiel bald nach ſeiner Thronbeſteigung (363) im Kampfe gegen die Perſer. Flavius Jovianus, welchen hierauf das Heer zum Kaiſer ausrief, konnte nur mit großen Länderverluſten von den Perſern Frieden erhalten und ſtarb nach kurzer Regierung (363—364) zu Dadanaſtus in Galatien, worauf Flavius Valentinianus (364—375) durch das Heer auf den Thron erhoben wurde, welcher ſich ſeinen Bruder Valens zum Mitherrſcher erkohr. Er focht glücklich gegen die Alemannen und Franken, gegen die Burgunder, Quaden und Sarmaten, gegen die Seeräuber in Gallien und gegen die Picten und Scoten. Valens kämpfte mit dem empörten Procopius, den Perſern und Weſtgothen, wo er in der furchtbaren und unglücklichen Schlacht bei Hadrianopel fiel (378). Mit dieſem Kampfe der Weſtgothen beginnt die ſo folgenreiche Völkerwanderung. Nach dem Tode des Valentinianus folgte ihm ſein Sohn Gratianus (375—383), welcher die Herrſchaft mit ſeinem Bruder Valentinianus theilte, aber, ſelbſt bedrängt von den Alemannen, den öſtlichen Provinzen des Reichs nicht zu Hülfe kommen konnte und daher für dieſe den Theodoſius zum Auguſtus ernannte. Aber als Freund der

Geiſtlichkeit den Soldaten verhaßt ward er bei einem Aufſtande zu Lyon getödtet und Clemens Maximus zum Auguſtus ausgerufen, welchen Theodoſius auch anerkannte, in ſofern er den jüngeren Valentinian in Italien nicht beunruhigte. Allein Maximus griff dieſen an, welcher Hülfe beim Theodoſius ſuchte, der auch den Maximus ſchlug und den ausgelieferten hinrichten ließ (388). Da jedoch Valentinian bald nachher durch Arbogaſt ermordet ward (392) und Theodoſius den von dieſem zum Auguſtus ausgerufenen Eugenius bei Aquileja (394) beſiegte, ſo ſtand Theodoſius als Alleinherr da. Als ſolcher benahm er ſich, ſein Betragen gegen die Arianer abgerechnet, klug, verſtand es, die Kräfte der Barbaren ſelbſt gegen die immer neu andringenden nordiſchen Völkerſchaften zu benutzen und ſtarb zu Mailand (395), nachdem er das Reich zwiſchen ſeine Söhne, Arcadius und Honorius, getheilt hatte, welche Beide als unmündig noch unter Vormundſchaft ſtanden, jener unter der des Rufinus, eines Galliers, dieſer unter der des Vandalen Stilicho. Nun brach der Untergang Roms mit Macht herein. Zwar gelang es dem Stilicho, den Empörer Gildo zu unterwerfen (398), den Alarich nach den Schlachten bei Pollentia und Verona (403) durch Vergleich vom weiterem Vordringen abzuhalten (404), den Zug des Radagais zu vereiteln, aber er konnte die Alanen, Vandalen und Sueven nicht hindern Gallien zu verwüſten (407) und über die Pyrenäen nach Spanien zu dringen. Stilicho ward durch den Olympius geſtürzt und vom Heraclianus ermordet (408) und als nun Alarich wiederum Italien überzog, zwang er, durch die von Olympius heftig verfolgten Freunde des Stilicho begünſtigt, Rom zu einer Abgabe von 5000 Pfund Gold und 30000 Pfund Silber. Trotz dieſes Opfers erſchien er gleich nachher wieder, drang (409) in die Stadt, ſetzte den Attalus zum Kaiſer ein, den er aber bei ſeiner wiederholten Einnahme Roms (410) wieder abſetzte. Nach Alarich's Tode führte Athaulf, ſein Schwager, der ſich mit Honorius verſtändigt und deſſen Schweſter Galla Placidia geheirathet hatte (414), die Weſtgothen nach Spanien, gründete dort das weſtgothiſche Reich und ſtarb 415 zu Barcellona. Galla Placidia ward hierauf genöthigt, die Gemahlin des Conſtantius zu werden, den Honorius als Auguſtus für Gallien und Britannien hatte anerkennen müſſen, nachdem er den Empörer Conſtantinus (411) beſiegt hatte. Allein auch Conſtantius ſtarb bald und das Reich ſtürzte immer mehr und mehr in Trümmern. Denn nach dem Ableben des Honorius (423) und der Hinrichtung des Johannes (425), der ſich des Kaiſerthrons angemaßt und durch den oſtrömiſchen Theodoſius II. beſiegt wurde, herrſchte Valentinianus III. (425—455) unter Vormundſchaft der Placidia. In dieſen Zeiten gründete Geiſerich das große Vandalenreich in Afrika (439); Britannien ward aufgegeben, Dalmatien und Noricum wurden abgetreten, um die Prinzeſſin Eudoxia zur Gemahlin zu erhalten; das burgundiſche Reich bildete ſich in Gallien (435) neben der faſt unabhängigen Statthalterſchaft des Ägidius. Zu gleicher Zeit wälzten ſich die furchtbaren Schaaren des Attila, die dur cheinen Tribut vom oſtrömiſchen Reiche zurückgehalten worden (481), dem alten Sitze der Weltherrſchaft zu, nachdem ſie vergebens Gallien beſtürmt hatten und in den catalauniſchen Feldern von Aëtius in blutiger Feldſchlacht geſchlagen worden waren (451). Nichts hielt den ſchrecklichen Gegner auf, der bis vor die Thore Roms drang (452), dort aber ſich zum Rückzuge bewegen ließ und bald darauf ſtarb. Mit ſeinem Tode zerfiel das Reich der Hunnen. Valentinianus, gehaßt, wurde durch den Petronius Maximus (455) ermordet, der ſich ſelbſt zum Auguſtus erhob, aber fiel, als die Vandalen unter Geiſerich (455) R. einnahmen und plünderten. Ihm folgte Flavius Maecilius Avitus, der aber bald durch Ricimer ermordet ward, der nun den Thron an Majorianus (457) vergab, aber auch dieſen, der glücklich gegen die Vandalen und Alanen gefochten hatte, umbringen ließ (461) und ihn durch Libius Severus erſetzte, der jedoch bald (465) vergiftet ſtarb. Nach dem Tode des Severus

herrſchte Ricimer mehrere Jahre, bis ihn Kaiſer Leo I. von Byzanz zwang, den Anthemius als Auguſtus anzuerkennen. Bald aber brachen Uneinigkeiten zwiſchen Beiden aus, Ricimer eroberte R. (472) und Anthemius kam um. Allein bald raffte auch eine Seuche den Ricimer hinweg ſammt dem von ihm zum Kaiſer ernannten Anicius Olybrius, worauf Gundobald, ein Neffe des Ricimer, den Glycerius zum Kaiſer machte, der aber zu Conſtantinopel verworfen und ſtatt deſſen Julius Nepos, der ſich auch behauptete, zum Auguſtus gemacht wurde. Aber auch dieſer ward von Oreſtes, dem Feldherrn in Gallien, vom Throne geſtoßen und an deſſen Statt der Sohn des Oreſtes Romulus Momyllus Auguſtulus auf den Kaiſerſitz gehoben. Dieſen ſtürzte und mit ihm das ſchon durchaus vernichtete und in ſich zu Grunde gegangene weſtliche Römerreich, Odoacher, Heerführer der Rugier, welcher den Oreſtes hinrichten, den Auguſtulus abſetzen ließ und nach der Eroberung des ganzen Italiens 14 Jahre lang in eignem Namen herrſchte, bis Theodorich das oſtgothiſche Reich gründete. Dieß iſt der kurze Abriß einer großartigen, in ſich wunderbaren, die Geſchicke der ganzen Welt in ſich ſchließenden Geſchichte, die nie genugſam ſtudirt, nie verſchiedenartig genug beleuchtet werden kann und welche gleichſam in ein Beiſpiel zuſammengedrängt allen Völkern als Spiegel dienen mag, wohin die von allem Geiſtigen, als von jeder tiefern Idee gänzlich entblößte materielle Macht und Größe führt und wäre ſie auch noch ungeheurer als die Weltherrſchaft Roms. Hauptwerke über die römiſche Geſchichte ſind: Rollin's „Histoire romaine depuis la fondation de Rome jusqu'à la bataille d'Actium“ (Paris 1807); Crevier's „Histoire des Empereurs romains depuis Auguste jusqu'au Constantin“ (Paris 1819. 6 Voll.); Ferguſon's „The history of the progress and termination of the Roman Republic“ (London 1783. 3 Voll.); Niebuhr's „Römiſche Geſchichte“ (Berlin 1828—1831. 3 Bde.); Gibbon's „History of the decline and fall of the Roman empire“ u. a. m. 82.

Roman. Die Theorie des Romans liegt noch ſehr im Argen, was ſowohl in der Weite ſeiner Form, in welche ſich faſt alle andere Formen einſchließen laſſen, als auch in der früher faſt allgemein gewordenen Anſicht, der R. gehöre nicht zur Poeſie, ſeinen Grund haben mag. Die gewöhnliche Definition, daß der R. die poetiſche Geſtaltung eines individuellen, einheitlich-beſtimmten Lebens in der Form geſchichtlicher Erſcheinung ſei, im Gegenſatze zum Epos (ſ. d. Art.), der Entwickelung einer beſtimmten Handlung oder Begebenheit als Mittelpunkt, um welchen ſich die Individualitäten und Charaktere als das Mannigfaltige herumdrehen, erklärt ſein Weſen im Allgemeinen und ſtellt in ihm die innere Welt (Geſinnung, Wille, Grundſatz) als die Hauptſache dar; denn das Epos ſpiegelt die Welt der Erſcheinungen, der R. die Welt des Gemüths wieder. Der R., ſagt Jean Paul, iſt urſprünglich epiſch, aber zuweilen erzählt ſtatt des Autors der Held, zuweilen erzählen alle Mitſpieler. Der R. in Briefen, welche nur entweder längere Monologen oder längere Dialogen ſind, grenzt in die dramatiſche Form hinein, ja, wie in Werther's Leiden, in die lyriſche; bald geht die Handlung, wie in Schiller's Geiſterſeher, in den geſchloſſenen Gliedern des Drama, bald ſpielt und tanzt ſie, wie das Mährchen, auf der ganzen Weltfläche umher. Damit ſoll jedoch nicht zugegeben ſein, daß der R. über alle Schranken hinausſpringen dürfe; er muß ſich vielmehr ſtets zwiſchen dem Epos und dem Drama bewegen und entweder dem einen oder dem anderen näher kommen, weßwegen man dann recht wohl einen epiſchen und dramatiſchen R. unterſcheiden mag. Der epiſche R. nähert ſich dadurch dem epiſchen Charakter, daß er mehr die Welt als einen Helden, oder beſſer die Welt in einem Helden ſpiegelt. Dieſer Geiſt lebte in den altfranzöſiſchen und altfränkiſchen Romanen; Göthe hat ihn in ſeinem „Wilhelm Meiſter“ von Neuem heraufbeſchworen und ihn einigen ſeiner Nachfolger, wie Novalis, Tieck, E. Wagner

Fouqué und Arnim, wenn gleich in geringerem Grade mitgetheilt. Die gemeine Schaar der Romanſchreiber, bemerkt Jean Paul treffend, liefert blos Lebensbeſchreibungen, welche ohne die Einheit und Nothwendigkeit der Natur und ohne die romantiſche epiſche Freiheit, gleichwohl von jener die Enge entlehnend, von dieſer die Willkühr, einen gemeinen Welt- und Lebenslauf mit allem Wechſel von Zeiten und Orten ſo lange vor ſich hertreiben, als Papier da liegt. — Noch geeigneter für den R. ſcheint die romantiſch-dramatiſche Form zu ſein, weil die Losgebundenheit der Proſa, die dem Romane nicht entzogen werden darf, eine gewiſſe Strenge der Form wo nicht nöthig, doch wenigſtens heilſam macht. Gewährt dieſer Weg, welchen Richardſon, Thümmel, Wieland, Schiller, Jacobi, Fielding, Engel und Jean Paul wählten, auch der ſich ausbreitenden Geſchichte weniger Spielraum, ſo bietet er doch Gelegenheit zur Darſtellung aller Abſtufungen der Leidenſchaft, gibt den Vortheil die Vergangenheit in die Gegenwart zu rücken und iſt eine wahre Rennbahn der Charaktere. Von der richtigen Anſicht ausgehend, daß jeder Roman einen allgemeinen Geiſt beherbergen müſſe, der das hiſtoriſche Ganze ohne Abbruch der freien Bewegung heimlich zu Einem Ziele verknüpfe und ziehe, theilt Jean Paul die ganze Romanmaterie in drei Schulen. Die erſte nennt er die italieniſche und ſetzt ihre Weſenheit darin, daß in den zu ihr gehörenden Romanen die Geſtalten und ihre Verhältniſſe mit dem Tone und mit dem Erheben des Dichters zuſammenfallen und daß das, was er ſchildert und ſprechen läßt, nicht von ſeinem Innern verſchieden iſt. In dieſen Romanen fordert und wählt der höhere Ton ein Erhöhen über die gemeinen Lebenstiefen, weniger Individualiſirung, die größere Freiheit und Allgemeinheit der höheren Stände, unbeſtimmtere oder italieniſche oder natur- oder hiſtoriſch-ideale Gegenden, hohe Frauen und große Leidenſchaften. Göthe's „Werther", Schiller's „Geiſterſeher", Klinger's Romane, Heine's „Ardinghello", Wieland's „Agathon" und Jean Paul's „Titan" ſind einige wenige Beiſpiele, die wir hier anführen, die aber durch viele andere vermehrt werden könnten. Der italieniſchen gegenüber ſteht die niederländiſche Schule, wo das komiſche Element am Erfreulichſten wuchern kann und es erlaubt, ſobald nur Gemeinheit fern gehalten wird, ihre Geſtalt mit dem Abendrothe des romantiſchen Himmels zu überziehen und zu färben. Am Schwierigſten erreicht der Dichter in der deutſchen Schule die zu erſtrebende Meiſterſchaft, da dieſe zwiſchen beiden in der Mitte liegt. Nun wandelt aber die Poeſie nirgends unlieber als auf dieſem Mittelwege und Hauptſtadt und Dorf, ſo wie König und Bauer bequemen ſich viel leichter der romantiſchen Darſtellung, als der zwiſchen beiden liegende Marktflecken und Honoratior oder bürgerliche Philiſter, und oft ſind dieſe geld- und fettſchweren Herren auf keine Weiſe mit dünnem romantiſchen Äther zu heben. Am beſten könnte man dieſe Schule mit dem ſogenannten weinerlichen Luſtſpiele, welches ſich zwiſchen Tragödie und Komödie hineingedrängt hat, vergleichen. Fielding's, Sterne's, Hippel's, Muſäus' und Hermes' Werke, Engel's „Stark", Lafontaine's „Gewalt der Liebe" und Jean Paul's „Flegeljahre" und „Siebenkäs" gehören mehr oder weniger zu dieſer Mittelgattung. Oft laufen dieſe Schulen, wie bei Jean Paul, durch einander und zwar, wenn ſie ſich geiſtreich verſchlingen, nicht zum Nachtheile des entſtehenden Kunſtwerks. In ihrer Allgemeinheit haben die Romane der Franzoſen einen Anflug der italieniſchen Schule, ſo wie in ihrer Gemeinheit einen Anflug der niederländiſchen; von der deutſchen hatten ſie früher nichts, weil ihrer Poeſie der mittlere Bürgerſtand fehlte, und erſt in der neueſten Zeit zeigen ſich Spuren von dem Entſtehen eines ſolchen. Außer den angegebenen Eintheilungen des Romans nach ſeiner Form oder nach ſeinem Geiſte hat man auch noch manche andere verſucht; ein allgemeines, feſt beſtimmendes Princip der Unterſcheidung läßt ſich aber nicht aufſtellen, da die Romane überhaupt ſo verſchiedenartig ſein können, als es verſchiedene

in ihren Kreiſen eigenthümlich beſtehende Lebenseinheiten gibt. Der Vollſtändigkeit wegen wollen wir hier nur noch die Eintheilung in den lyriſchen oder ſentimentalen, komiſchen, humoriſtiſchen, ſatyriſchen und didaktiſchen, ſo wie die in den Ritter-, Schäfer-, Familien- und Charakterroman anführen. Vieles hat man über den hiſtoriſchen R. (worin nämlich eine geſchichtliche Thatſache als Stoff gewählt wird) hin und her geredet und ſogar ihn aus dem Gebiete der Poeſie ausſchließen wollen. Da aber die Wirklichkeit überhaupt, ſobald ſie nur einer äſthetiſchen Auffaſſung an und für ſich nicht widerſtrebt, Gegenſtand des Romans werden kann, warum denn nicht auch die Geſchichte? Es kommt dabei nur, wie ſich ein Äſthetiker der neuſten Zeit treffend ausſpricht, Alles gerade auf die ächtpoetiſche Anſchauung und ſchöpferiſche Wiedergeburt an. Die Geſchichte muß im Romane aufhören für ſich zu beſtehen und ſelbſtſtändig zu erſcheinen, ſie muß der Dichtkunſt ſich nicht blos unterwerfen, ſondern ganz in ſie übergehen. Sobald demnach der hiſtoriſche R. keine bloße durch Phantaſie veranſchaulichte und verzierte Geſchichtsdarſtellung iſt, ſondern freie kunſtgemäße Umſchaffung der Geſchichte in ein neues, nur ſeinem Grundcharakter nach durch die geſchichtliche Baſis beſtimmtes Leben, kann demſelben äſthetiſche Möglichkeit nicht abgeſprochen werden. Wo aber Geſchichte und Dichtung neben einander, jedes in ſeinem eigenen Kreiſe, ſtehen bleiben und ſich nur äußerlich verbinden, oder wo die vorgeblich dichteriſche Behandlung eine bloße Phantaſieverzierung in Zuſammenſtellung und Sprache iſt, da muß aus dem Standpunkte der Kunſt, wie aus dem der Geſchichte zugleich das Verdammungsurtheil über den ſogenannten hiſtoriſchen R. geſprochen werden. — Beruhen gleich die epiſchen Elemente des Romans auf einer ähnlichen Baſis der Breite und der behaglichen Entfaltung, wie das Epos ſelbſt, ſo verlangt er doch, da er nicht die welthiſtoriſchen, menſchheitlichwichtigen und allgemeinen Beziehungen in der Handlung zum Ziele ſeiner poetiſchen Auffaſſung und Veranſchaulichung ſetzt, wie das Epos, ſondern uns in das Haus und ins Herz führen und ſich vertraulich zu uns geſellen will, eine möglichſt anſpruchsloſe, alle Feierlichkeit und feſtliche Schauſtellung vermeidende Form und die Sprache des Lebens. Es iſt daher nicht Zufall oder gar Ausartung der Kunſt, ſondern ein richtiges Gefühl, welches die Proſa als die angemeſſenſte Form für den R. gefunden hat, und wir können der Anſicht nicht beiſtimmen, daß die Freiheit der Proſa ſchädlich auf dieſe Gattung der Dichtkunſt einwirke, weil ihre Leichtigkeit dem Künſtler die nöthige Anſpannung erlaſſe und den Leſer vor einem ſcharfen Studium abneige, obſchon wir nicht in Abrede ſtellen wollen, daß durch dieſe gegebene Leichtigkeit der R. unter einer Taglohnſchreibershand eben ſo ſehr verarmen kann, als er unter Meiſterhand zu wuchern vermag. Wählt nun auch der R. die gewöhnliche Sprache des Lebens, ſo darf er ſich doch eben ſo wenig, wie jede andere Dichtung, einen äußerlichen Zweck ſetzen, ſondern muß als poetiſche Schöpfung eines beſtimmten Lebens Selbſtzweck ſein. Je vollendeter und ſelbſtſtändiger die Schöpfung ihrer Idee entſpricht, deſto angemeſſener werden auch alle beſonderen, mit der Hauptidee etwa in Verbindung zu bringenden Zwecke mittelbar verwirklicht werden. Was von den ſogenannten moraliſchen oder gar pädagogiſchen Romanen zu halten ſei, geht ſchon aus dem Geſagten von ſelbſt hervor. Sie erinnern lebhaft an Baſedow's Methode, den Kindern das Leſen durch gebackene Buchſtaben, die ſie nachher zu eſſen bekamen, beizubringen. Eine unnütze Frage iſt die, ob die Liebe nothwendig im Romane den Mittelpunkt der Handlung bilden müſſe? Liebe fehlt ſelten, wo das Leben heiter iſt, warum ſollte aber nicht auch jedes andere Gefühl, jede andere Leidenſchaft, jede andere Äußerung der Seele der Pol ſein können, um welchen ſich die Darſtellung dreht? Wichtiger iſt die Erörterung anderer Erforderniſſe, deren ſich der R. nicht entſchlagen kann, und vor Allem muß hier die Schürzung und Entwickelung des Knotens, an welchem der R. feſtgebunden iſt, berückſichtigt werden. Wie ſchon das Intereſſe einer Unter-

ſuchung oder Abhandlung auf einem fortwährenden Knüpfen und Löſen einzelner Knötchen beruht, ſo muß noch mehr im Romane jede Gegenwart Keime und Knospen der Zukunft in ſich tragen. Jede Entwickelung muß eine höhere Verwickelung ſein und der Knoten darf blos durch die Vergangenheit, nicht durch die Zukunft aufgehen. Schon von vorn herein muß alſo das Schwert geſchliffen werden, das den Knoten am Ende zerſchneiden ſoll; doch darf auch dieſes auflöſende Mittel nicht früher, als ſeine Nothwendigkeit durch die Gegenwart bedingt wird, bereitet werden. Was jetzt auftritt, muß nicht blos erſt künftig nöthig ſein, ſondern auch ſchon jetzt, und alle Wichtigkeit eines jetzigen Auftritts in der Zukunft entſchuldigt nicht ſeine Dürftigkeit in der Gegenwart. Eben ſo fehlerhaft und langweilig iſt das Rückſchreiten in die Vergangenheit und was nützt es, wenn uns zwar der Dichter gleich von vorn herein in die Mitte der Handlung verſetzt, aber uns bald wieder gegen unſern Willen zum Beginne derſelben zurückzieht? Der Menſch, er fange an, wo er will, ſtrebt ſtets vorwärts und geht nur ungern zurück. Je geiſtiger die Verwickelung im Romane iſt, deſto ſchwerer die Entwickelung, aber auch deſto beſſer die gelungene; eine Entwickelung durch den Zufall kann nie ſo anſprechen, wie eine Entwickelung durch den Willen. Sind zwei geiſtige Zwecke oder Verwickelungen vorhanden, ſo muß, wenn ſich nicht beide an einander wirkungslos zerreiben ſollen, der eine zum Mittel des andern gemacht werden. Sind Verwickelung und Auflöſung zur Erregung und Befriedigung der Erwartung in jedem Romane nothwendig, ſo dürfen doch keineswegs neugierige Spannung und überraſchende Befriedigung der Erwartung als Vorzug oder gar als Nothwendigkeit angeſehen werden, denn Ruhe iſt eine der erſten Forderungen der Kunſt. Der R. erlaubt ſeiner epiſchen Natur gemäß eine größere Ausbreitung und langſamern Gange der Handlung und vielfache Anknüpfungen; wodurch auch die Frage, ob Epiſoden erlaubt ſeien, bejahend entſchieden wird. Nur darf nicht aus einer Epiſode in die andere gefahren werden; denn die Epiſode ſoll ſich reizend als Gegenwart in das Hauptwerk miſchen, nicht aber als ein verdrüßliches Stück abzuerzählender Vergangenheit. Da der dramatiſche R. in eine andere Dichtungsart hinüberſpielt und das Drama Alles, was den Gang der Handlung unterbricht, haßt, ſo ergibt ſich ſchon von ſelbſt, daß in ihm die Epiſoden hinwegfallen müſſen. Auch kleinere Abſchweifungen, witzige oder philoſophiſche, dürfen im Romane nicht gehäuft werden und ſtehen beſſer am Anfange und in der Mitte, als gegen das Ende hin, wo alle Strahlen ſich immer enger zum Brennpunkte Eines Intereſſe drängen. Eben ſo fehlerhaft iſt es, wenn der R. den Ton der Beſchreibung und Schilderung zu ſeinem Grundtone nimmt, um auf dieſe Weiſe die Handlung, welche ſich durch ihre eigene Geſtaltung veranſchaulichen ſoll, darzulegen. Ein einziger, aus tiefer Bruſt hervorgehobener Menſchenlaut, bemerkt Jean Paul, wirkt mehr als zehn ſeelenlehrige Schilderungen und Landſchaften; ein Zittern der Luft als Sprachton wirkt mehr als ein allgemeines Umhertoben derſelben als Sturm. Gewöhnlich fallen Romandichter entweder in dieſen oder in den entgegengeſetzten Fehler; entweder beſchreiben oder malen ſie ſtets, oder entziehen dem Leſer Schilderungen, auf welche er ſich lange gefreut hat; wir meinen die ſogenannten Freudenſcenen, die der Dichter nie im Großen vorzeichnen, ſondern mit ins Kleine ausfärben ſoll. Der Leſer will der frohen Farben recht geſichert ſein und erwartet bei ſeiner geduldigen blinden Gläubigkeit an den Dichter die Gewißheit blos von dieſem und nicht von ſeiner eigenen Phantaſie. Etwas Anderes iſt das Erhabene, wo Schweigen des Unausſprechlichen iſt, oder zu großer Schmerz, wo nur der Leſer ſich die Wunden ſüßer ſelber gibt, als geben läßt. Lange Geſpräche ſollen ſtets vermieden werden, denn ſie gerathen faſt immer ſchlecht, und iſt ein ſchlechtes Geſpräch zu hören ſchon einſchläfernd, ſo iſt ein ſolches zu leſen faſt tödtend. Ein ferneres Haupterforderniß des Romans iſt gute Charakterſchilderung. Eine Hauptperſon, welche die Individualität

der Handlung begründet und auf welche ſich alle Ereigniſſe unmittelbar oder mittelbar beziehen, muß in dem Mittelpunkte des Ganzen ſtehen und muß ſich mit und durch die Handlung entwickeln. Damit ſoll jedoch nicht geſagt werden, daß der Romanheld, welcher natürlich nicht ſchwach und unthätig ſein darf, rückſichtlich des Ganges der Begebenheiten und der Entwickelung des ganzen Getriebes nicht vielfach paſſiv erſcheinen könne; denn nie kann der Menſch durchgreifend ſein Schickſal beſtimmen und, wenn er auch noch ſo große Entſchiedenheit und Kraft äußerte, ſich ſeinen Lebenskreis nach Wunſch und Belieben bilden, ſondern er wird ſtets von allerlei fremden Einwirkungen, von vielen außer dem Gebiete ſeiner Macht liegenden Umſtänden und Begegniſſen abhängen und wider Abſicht und Willen fortgetrieben werden. Wie dürfte es anders im Romane ſein, der ein Bild des Lebens iſt? Tritt die Hauptperſon noch ſo ſehr in den Vorgrund, ſo dürfen doch keineswegs die übrigen Charaktere vernachläſſigt werden; ſie müſſen, jeder für ſich und nach ſeiner Aufgabe, vollſtändig ausgebildet und ſowohl unter ſich als auch mit der Hauptperſon verbunden ſein; ſie müſſen ſich um den Hauptcharakter gruppiren und nicht dieſem vorauslaufen oder von ihm nachgezogen werden. Auch ſoll der Dichter keinen Charakterzug zeichnen, um einen Charakter, ſondern nur um eine Begebenheit darzuſtellen; noch weniger ſoll er einem der Mithandelnden oder gar der Hauptperſon ſeine Geſinnungen und Anſichten anhängen und dieſe ſtets lobpreiſend hervorheben. Wir wollen den Helden haben, wie er leibt und lebt, und keine Maske, hinter welcher der Autor ſeinen Kopf ſtecken hat und durch welche er ſpricht und predigt. An dieſem Fehler leiden faſt alle moraliſchen Romane und der gekrönte Tugendheld iſt oft nichts Anderes, als das perſonificirte Moralſyſtem des Autors. Ein oft begangener Fehler iſt ferner, den Helden ſchon in den Windeln zu zeigen oder gar vor ſeiner Geburt anzuheben; wir wollen den Helden ſchon mehrere Fuß hoch ſehen; einige Reliquien aus der Kinderſtube können dann wohl nachgeholt werden, weil nicht die Reliquie den Mann, ſondern nur er ſie bedeutend machen kann. Mehr als ein Liebesverhältniß in einem und demſelben Romane auszumalen möchte nicht rathſam ſein; die Liebe, bemerkt Jean Paul ſehr treffend, ſieht ſich ungern vervielfacht angeführt, blos weil ſie nur in ihrem höchſten Grade ideal ergreift, dieſer aber wenige Wiederholungen erlaubt. Die Freundſchaft hingegen verlangt und achtet Genoſſenſchaft; ein Gärtchen mit zwei Liebenden und deren Kindern in den Blumen und ein Schlachtfeld voll verbunden kämpfender Freunde erheben gleich hoch. Man hat auch gefragt, ob der Romandichter zuerſt die Charaktere oder die Geſchichte zu bilden habe. Wenigſtens der Charakter des Helden möchte zuerſt zu ſchaffen ſein, weil dieſer den romantiſchen Geiſt des Werkes ausſpricht oder verkörpert. Die Geſchichte iſt nur der Leib, der Charakter des Helden die Seele darin, welche jenen gebraucht, obwohl von ihm leidend und empfangend. Nebencharaktere können oft als bloße hiſtoriſche Zufälle oder, um das begonnene Gleichniß weiter fortzuführen, als Körpertheile den ſeelenvollen Helden umgeben. Auch die Namen, welche den Perſonen beigelegt werden, ſind nicht unbedeutend, ſo gleichgültig die Sache an ſich zu ſein ſcheint; nur iſt die unausſtehliche Namensvetterſchaft mit der Sache, welche auch Hermes aus dem Engliſchen herüberholen zu müſſen glaubte (z. B. Herr Kerker, Herr Grundleger, Herr Verkennt ꝛc.), zu vermeiden. Die Benennungen ſollen bedeutend ſein, aber nicht geradezu Vor- und Zunamen und Eigenſchaftsbezeichnung des Helden enthalten; annehmbar ſind z. B. die Namen Flot, Flamz, Paraſol, Dindonette bei Wieland, Lederer, Fahland, Stuß, Wuz bei Jean Paul. Das weibliche Perſonale ſoll durchaus ſchöne Namen haben; denn jede Heldin hat neuerer Zeiten, wenn auch keine andere Schönheit, doch wenigſtens dieſe. — — Der Urſprung des Romans möchte wohl in der reichen Einbildungskraft der aſiatiſchen Völker zu ſuchen ſein; von dieſen ging er erſt ſpäter nach Griechenland über. Dieſe Anſicht ſcheint dadurch gerechtfertigt, daß alle vorhandene

ſogenannte griechiſche Romane erſt nach der Zeit Alexander's des Großen verfaßt ſind. Die Haupturſache des ſchlechten Gedeihens des Romans bei den Griechen liegt ohne Widerrede in der Art und Weiſe ihres Lebens während ihrer Blüthezeit. Alles war öffentlich, Geſchäfte und Vergnügungen; die Staatsangelegenheiten unterhielten das Volk eben ſo gut, wie die olympiſchen Spiele und das Theater; ein häusliches Leben kannte man nicht. Das ganze Leben des Griechen verlief auf öffentlichen Plätzen, auf dem Markte; alle Leidenſchaften zeigten und entwickelten ſich öffentlich. Dazu kam das abhängige Verhältniß der Frauenwelt und die Entfernung vom männlichen Geſchlechte bis zu ihrer Vermählung. Die Leidenſchaft der Liebe und beſonders der verborgenen Liebe und die daraus entſpringenden Leiden und Freuden welche im Romane eine Hauptrolle ſpielen, konnten nicht hervortreten. Erſt als mit dem Aufhören des öffentlichen Lebens ſich Jeder auf ſich ſelbſt und ſeine Familie beſchränkte und damit das eigentlich häusliche Leben mit ſeinen Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten begann, entſtand der griechiſche R. unter dem Namen „mileſiſches Mährchen", doch meiſt nur ſüßliche, oft ins Gemeine fallende Liebesabenteuer darſtellend. Die Leiſtungen der Römer, welche man manchmal auch Romane nennt, gehören eher der Satyre an. Der R. in der mittelalterlichen Literatur ging von den Abenteuern der Ritterwelt aus und iſt gleichſam eine Auflöſung der epiſchen Dichtungen in den verſchiedenen Sagenkreiſen. Aus dem Ritterromane entſtand mit einer andern Anſicht des Lebens auch eine andere Geſtalt des Romans, der ſich bis auf die neuſte Zeit immer weiter gebildet und faſt alle Gattungen der Poeſie weit überflügelt hat. Die anmuthvollſte und erfreulichſte Geſtalt wird der R. immer dann behalten, wenn er, ſich rein im Gebiete der Poeſie bewegend, durch Stoff, Zweck und Darſtellungsweiſe ſich durchaus als ein freies, heiteres, geniales Spiel der Phantaſie darthut. Die beſten Romandichter aller Zeiten und Völker haben ſich es angelegen ſein laſſen, ein Bild des Lebens und zwar eines möglichſt poetiſchen Lebens darzuſtellen. Je ſicherer die poetiſche Grundlage war, deſto glücklicher haben ſie ihren Zweck erreicht. (Ueber die Geſchichte und Literatur des Romans bei den verſchiedenen Nationen vergleiche man die betreffenden Literaturüberſichten in dieſem Werke.) 66.

Romana (Peter Caro y Sylva, Marquis de la), ein durch ſeine Tapferkeit und Vaterlandsliebe berühmter ſpaniſcher Feldherr, wurde um das Jahr 1770 auf der Inſel Majorka geboren, widmete ſich von früher Jugend an dem Soldatenſtande, diente im Jahre 1793 in den Feldzügen gegen die Franzoſen, war einer der tapferſten Vertheidiger des Poſtens von Biviadori, kämpfte im Jahre 1795 zur Befreiung Cataloniens und beſuchte nach dem Frieden die vorzüglichſten Städte Europas, wobei er ſich zwei Jahre in Leipzig aufhielt und während dieſer Zeit beſonders die Werke der Griechen und Römer kennen lernte. Von König Karl VI. im Jahre 1807 zum Generallieutenant erhoben ſtand er an der Spitze eines ſpaniſchen Hülfscorps von 15000 Mann unter den Befehlen des Marſchalls Bernadotte auf der Inſel Fünen. Als im Jahre 1808 in Spanien der Krieg gegen die Franzoſen ausgebrochen war, knüpfte R. geheime Verbindungen mit dem Anführer der in der Nähe von Fünen aufgeſtellten engliſchen Flotte an, erhielt von demſelben die zum Überſetzen ſeiner Truppen nöthigen Transportſchiffe und ging am 9. Aug. des Jahres mit Zurücklaſſung einiger Regimenter, die er wegen ihrer entfernten Stellung nicht zeitig genug an ſich ziehen konnte, zu Nyborg und Svendburg nach Spanien unter Segel. Er langte glücklich in Corunna an und Napoleon's Achtserklärung blieb fruchtlos. R. war der Erſte, welcher auf den Gedanken kam, die ſpaniſchen Bauern gegen die Franzoſen zu bewaffnen und die unter dem Namen Guerillas bekannten Banden zu bilden, die ſo weſentlich zur Befreiung Spaniens von fremder Herrſchaft beigetragen haben. Auch ſammelte R. die im Königreiche Leon zerſtreuten Corps, befehligte den linken Flügel der ſpaniſchen Armee und deckte im Jahre 1809 den Rückzug des engliſchen Generals Moore, kämpfte in der

Provinz Orenſe, eroberte Villafranca und drang in Aſturien ein. Als ihn die Provinz Valencia zum Mitgliede der Junta in Sevilla ernannt hatte, wohnte er kurze Zeit den Sitzungen derſelben bei, trat aber im Jahre 1810 wieder an die Spitze der am Guadiana aufgeſtellten Armee. Bei dem Vordringen der Franzoſen in Portugal im Jahre 1811 vereinigte er ſich bei Torres=Vedras mit den Engländern und war eben im Begriffe mit dem engliſchen General Hill das linke Ufer des Tajo gegen den Marſchall Maſſena zu vertheidigen, als er, erſchöpft durch die fortwährenden Anſtrengungen, zu Cartaxo in Portugal erkrankte und kurz darauf ſtarb. R. zeichnete ſich außer ſeiner perſönlichen Tapferkeit und glühenden Vaterlandsliebe auch durch ſeine Bildung, mannigfache Kenntniſſe und ein edles Betragen aus. Die Junta, welche oft blos von perſönlichen Zwecken geleitet wurde, unterſtützte ihn aber bei ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen nicht ſo, wie er es verdiente, da ſie ſtets blos einen kleinen Theil des Heeres unter ſeine Befehle ſtellte. 81.

Romaniſche Sprachen im weitern Sinne heißen alle die abendländiſchen Sprachen, welche ihren unmittelbaren Urſprung der lateiniſchen oder römiſchen Sprache verdanken, alſo das Italieniſche, Franzöſiſche, Spaniſche und Portugieſiſche (ſ. d. Artt.); im engern Sinne dagegen das Altprovençaliſche und das Rhätiſche, welches letztere auch vorzugsweiſe das Romaniſche heißt; in einem etwas andern Sinne auch das Wallachiſche. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die ſogenannte lingua romana rustica, der Volksdialekt, wie er vorzüglich im nördlichen Italien geſprochen wurde, als Grundlage aller romaniſchen Sprachen angeſehen werden muß; doch haben dieſe alle vorzüglich durch die germaniſchen Völker erſt einen eigenthümlichen Charakter erhalten; denn das alle romaniſchen Sprachen auszeichnende Element der Auflöſung der in der ächtrömiſchen ſo ſchön plaſtiſch ſich darſtellenden grammatiſchen Formen in Bildungen durch Hülfswörter fand ſich in den römiſchen Volksdialekten gewiß nicht, ſondern bildet den Charakter der rein germaniſchen Sprachbildung, während die romana rustica, analog anderen Spracherſcheinungen, wohl nur eine Verderbung der reinen Schriftſprache war, mit einigen fremden Elementen gemiſcht. Dieſe Verderbniß der urſprünglichen Wörter und Formen bildet aber den lexikaliſchen Grundcharakter der romaniſchen Sprachen, welche aber natürlich unter verſchiedenen Umſtänden ſich wieder ganz eigenthümlich entwickeln mußten, da wohl überall andere Dialekte herrſchten und die einwirkenden germaniſchen Völker ebenfalls verſchiedene Dialekte und verſchiedene Empfänglichkeit für die einheimiſchen Sprachlaute mitbrachten. So prägten ſich ſchon frühzeitig die einzelnen Sprachen eigenthümlich aus; nur in Oberitalien und Südfrankreich, als der Mitte zwiſchen ſtärkerem und ſchwächerem germaniſchen Einfluſſe, erhielt ſich ein Patois, welches im Mittelalter vorzugsweiſe romaniſch genannt wurde, weil wegen der Unſelbſtſtändigkeit der es ſprechenden Völker kein anderer Name dafür übrig blieb. Aber auch dieſe Sprache zerfiel nach und nach wieder in mehrere Dialekte und der Name beſchränkte ſich endlich auf die Sprache, wie ſie gegenwärtig noch in den Thälern Graubündtens in mehreren Mundarten geſprochen wird. Dieſe zeichnet ſich durch Volltönigkeit und Wohlklang, obwohl ſie nicht ohne Härten iſt, und durch Kürze im Ausdrucke vortheilhaft aus; es fehlt ihr aber ſehr an grammatiſcher Gelenkigkeit, da ſie faſt gar keine Literatur hat und demnach faſt nur als Bauernſprache im Munde des Volks fortlebt. Die ſämmtlichen in dieſer Sprache gedruckten Schriften beſchränken ſich auf Überſetzungen der Bibel und einige kirchliche Schriften. Vergl. Raynouard, „Elémens de la grammaire Romane avant l'an 1000" (Paris 1816); „Praktiſche deutſch=romaniſche Grammatik" (Zürich 1820); und über die romaniſchen Sprachen im Allgemeinen: Diefenbach, „Über die jetzigen romaniſchen Schriftſprachen" (Leipz. 1831) und Diez, „Grammatik der romaniſchen Sprachen" (Bonn 1836. 2 Bde.) 9.

Romanow iſt der Familienname der gegenwärtig in Rußland herrſchenden

Dynaſtie. Der erſte Czar aus dieſem früher ſchon in Rußland ſehr angeſehenen Hauſe iſt Michael Romanow. Er war der Sohn des Erzbiſchofs Philaret und durch ſeine Mutter Iwan's II. Enkel und wurde im Febr. 1613 nach Vertreibung der Polen durch einmüthige Wahl des Adels, der Geiſtlichkeit und der Städte auf den Thron erhoben. Mit Einſchluß des jetzigen Beherrſchers Rußlands zählt das Haus R., welches übrigens ſeit 1730 nur noch in weiblicher Linie herrſcht, 15 Regenten, von denen die 4 erſten noch den Czarentitel fortführten, die folgenden aber den Titel als Kaiſer annahmen. 1.

Romantiſch. Romantiſche Poeſie. Romantiſche Schule. So leicht es iſt den Unterſchied des Lebens in der alten Zeit und in der neuern zu bemerken, ſo gewiß es iſt, daß ſich dieſer Unterſchied, wie im Leben, ſo auch in der Kunſt offenbare, ſo vag und unbezeichnend ſind die Ausdrücke und Worte, wodurch man dieſen Unterſchied klar zu machen geſucht hat. Die Begriffe, welche man mit den Worten „antik", „heidniſch", „naiv", „plaſtiſch" verbindet, charakteriſiren eben ſo wenig die alte Poeſie, als die Deutungen, welche man den Ausdrücken „modern", „chriſtlich", „ſentimental", „romantiſch" unterſchiebt, uns über das Weſen der neuern Poeſie aufklären. Verdeutlicht man ſich die Unterſchiede des heidniſchen und chriſtlichen Lebens, ſo iſt man allenfalls dem Weſen des Romantiſchen näher gekommen; nie kann man aber romantiſch und chriſtlich für gleichbedeutende Begriffe nehmen. Alles Chriſtliche mag romantiſch ſein, aber nicht alles Romantiſche muß deswegen chriſtlich heißen. Setzen wir aber die Eigenthümlichkeiten des germaniſchen Nationalcharakters zu den Lebensäußerungen des Chriſtenthums und laſſen dieſe ſich verſchmelzen und durchdringen, ſo möchten wir uns endlich verdeutlichen können, was man gewöhnlich romantiſch nennt. Das Romantiſche, ſagt Jean Paul, iſt das Schöne ohne Begrenzung oder das ſchöne Unendliche, und damit dehnt er den Begriff des Romantiſchen wieder weiter aus. Wir können jedoch nicht umhin ihm beizuſtimmen und auch außer dem Bereiche des Chriſtenthums Manches romantiſch zu finden. Es wäre alſo ächt romantiſch, wenn Jupiter bei Homer von ſeinem Olymp zugleich die kriegeriſche, unruhige Ebene Trojas und die fernen arkadiſchen Auen voll ſtiller Menſchen unter einerlei Sonnenlicht überſchaut. Auch die altnordiſche und indiſche Romantik ſind zwei romantiſche Gattungen ohne Chriſtenthum. Die altnordiſche grenzt ans Erhabene; auf ihren ſchneebedeckten Bergen, in ihren endloſen Nächten findet ſie eine grenzenloſe Geiſter- oder vielmehr Geſpenſterwelt, worin die enge Sinnenwelt zerfließt und verſinkt. Oſſian's Nebelgeſtalten ſind die trefflichſten Beiſpiele nordiſcher Romantik. In Indien, deſſen Bewohner der Blume mehr Leben zutraut, als der Nordländer dem Menſchen, bewegt ſich die Romantik in einer allbelebenden Religion, die von der Sinnenwelt durch Vergeiſtigung die Schranken wegbrach, die ihre zahlloſen Geiſter, wie ſchon das köſtliche Klima, dieſe üppige Brautnacht der Natur, erwarten läßt, nicht als Poltergeiſter, ſondern als Schmeichelgeiſter darſtellt und mit allem Sinnenzauber umgibt. Das Indiſchromantiſche iſt ſchon dem Chriſtlichromantiſchen näher verwandt, es gleicht ſchon, um mit Jean Paul zu reden, dem wogenden Ausſummen einer Saite oder Glocke, in welchem die Tonwoge wie in immer ferneren Weiten verſchwimmt und endlich ſich verliert in uns ſelber und, obwohl außen ſchon ſtill, noch innen lautet. Dieſes Bild charakteriſirt das Chriſtlichromantiſche trefflich und zeigt auch ſchon auf deſſen Heimath, den klangreichen Süden Europas, hin. Die höhere Achtung des weiblichen Geſchlechts und der Rittergeiſt ſind die beiden Ingredientien, die mit dem Chriſtenthume vermiſcht, das ächt Chriſtlichromantiſche geben. Die ſinnige, von den germaniſchen Völkern nach dem Süden gebrachte und dort chriſtlichfromm gewordene Liebe der Frauen iſt die Blüthe und Blume des Romantiſchen; eine Venus iſt nur ſchön, eine Madonna romantiſch. Der Rittergeiſt verband dieſe Liebe innigſt mit der Religion. Die Heroenzeiten der Griechen

bieten glänzende Tapferkeit zur Erreichung reinſinnlicher Zwecke; die Kreuzzüge zeigen uns die höchſte Tapferkeit, nach dem dämmernden Reiche heiliger Ahnung, nach einer jenſeitigen Belohnung verlangend, romantiſch verklärt. — Nachdem das Chriſtenthum die ganze Sinnenwelt mit allen ihren Reizen vertilgt und eine neue Geiſterwelt an ihre Stelle geſetzt hatte, wohin ſollte ſich die Poeſie nach dieſem Einſturze der äußern Welt anders flüchten als in die innere? Der Geiſt, ſagt Jean Paul, ſtieg in ſich und ſeine Nacht und ſah Geiſter. Da aber die Endlichkeit nur an Körpern haftet und da in Geiſtern Alles unendlich iſt oder ungeendigt, ſo blühte in der Poeſie das Reich des Unendlichen über der Brandſtätte der Endlichkeit auf. Engel, Teufel, Heilige, Selige und der Unendliche hatten keine Körperformen und Götterleiber (man müßte denn die unkünſtleriſchen Verkörperungen in Kreuze, Crucifixe, Hoſtien ꝛc. als ſolche nehmen); dafür öffnete das Ungeheuere und Unermeßliche ſeine Tiefe; ſtatt griechiſcher heiterer Freude erſchien entweder unendliche Sehnſucht oder die unausſprechliche Seligkeit, die zeit- und ſchrankenloſe Verdammniß, die Geiſterfurcht, welche vor ſich ſelber ſchaudert, die ſchwärmeriſche, beſchauliche Liebe, die grenzenloſe Mönchsentſagung, die neuplatoniſche Philoſophie. In der weiten Nacht des Unendlichen war der Menſch öfter fürchtend als hoffend. Schon an und für ſich iſt Furcht gewaltiger und reicher als Hoffnung, weil für die Furcht die Phantaſie mehr Bilder findet als für die Hoffnung, und dieß wieder darum, weil der Sinn und die Handhabe des Schmerzes, das körperliche Gefühl uns in jedem Hauptpunkte die Quelle eines Höllenfluſſes werden kann, indeß die Sinne für die Freude einen ſo magern und engen Boden beſcheren. Heine vergleicht die romantiſche Poeſie mit der melancholiſchen Paſſionsblume, mit jener ſonderbaren mißfarbigen Blume, in deren Kelch man die Marterwerkzeuge, die bei der Kreuzigung Chriſti gebraucht worden, ſieht, jener Blume, die durchaus nicht häßlich, ſondern nur geſpenſtig iſt, ja deren Anblick ſogar ein grauenhaftes Vergnügen in unſerer Seele erregt, gleich den krampfhaft ſüßen Empfindungen, die aus dem Schmerze ſelbſt hervorgehen. Der Nutzen, welchen dieſe Weltanſicht, aus der die romantiſche Poeſie hervorgegangen iſt, gebracht hat, kann keineswegs geläugnet werden; ſie war erforderlich, um dem Geiſte wieder die Herrſchaft über das im römiſchen Weltreiche zu üppig gewordene Fleiſch zu verſchaffen, um den grauenhaften Materialismus des Heidenthums niederzuſchlagen. Auch die Wildheit der nordiſchen Barbaren hat die chriſtliche Weltanſicht gebrochen, durch die geſunden Naturſöhne wurde das alterſchwache Heidenthum zuſammengerüttelt und der Grund zur jetzigen Civiliſation Europas gelegt. Von dieſer Bewältigung der Materie durch den Geiſt zeugen alle Kunſtwerke des Mittelalters und in ſofern ſind ſie alle romantiſch zu nennen. Es iſt hier der Ort nicht von der Ausbildung der Künſte in der chriſtlichen Zeit zu ſprechen und wir beſchränken uns darauf, einiges Wenige über die romantiſche Poeſie zu ſagen. Ihr Weſen ſpiegelt ſich am Klarſten im Epos; im Sagenkreiſe der Nibelungen und des Heldenbuches herrſcht noch die ganze vorchriſtliche Denkart und Handlungsweiſe; die kräftigen Recken des Nordens ſind noch rohe Steinbilder, von dem Lichte des Chriſtenthums noch nicht erwärmt; im Sagenkreiſe Karl's des Großen kämpft ſchon das Chriſtenthum ſiegreich mit dem Heidenthume und aus dieſem Kampfe entfaltet ſich die eigenthümlichſte Erſcheinung des Mittelalters, das Ritterthum, das wir im Sagenkreiſe vom Könige Artus und ſeiner Tafelrunde, worin die ſüßeſte Galanterie, die ausgebildetſte Courtoiſie und die abenteuerlichſte Kampfluſt herrſchen, am Glorreichſten verherrlicht ſehen. Lanzelot vom See, Iwain und Wigalois repräſentiren die weltliche Ritterſchaft, ſo wie Titurel, Parcival und Lohengrin in dem Sagenkreiſe vom heiligen Gral als Repräſentanten der geiſtlichen Ritterſchaft gelten können; hier ſtehen wir der romantiſchen Poeſie gleichſam perſönlich gegenüber, wir ſchauen ihr tief hinein in die großen leidenden Augen und ſie umſtrickt uns unverſehens mit ihrem ſcholaſtiſchen

Netzwerk und zieht uns hinab in die wahnwitzige Tiefe der mittelalterlichen Myſtik.— Erkennt man nun dieſe im Weſen des Mittelalters nothwendig begründete Richtung der Poeſie an, ſo kann man doch unmöglich den Vortheil, den die gewaltſame Zurückführung dieſer Richtung im erſten Decennium unſeres Jahrhunderts hätte haben können, leicht einſehen. Freilich war die durch die beiden Schlegel begründete ſogenannte romantiſche Schule in dem von einem fremden Despoten gedrückten Deutſchland kein großes Wunder; Noth lehrt beten, ſagt das Sprichwort; man betete in Proſa und in Verſen, ſo lange die Noth dauerte; aber mit der Befreiung Deutſchlands hörte auch der Einfluß der romantiſchen Schule nach und nach auf und die Nachklänge, die man jetzt noch vernimmt, ſind ſehr ſchwach und bedeutungslos. Unſere Zeit, unſere Fortſchritte in der Cultur gerathen immer mehr in Widerſpruch mit jener Religionsanſicht, welche, um mit Heine zu reden, alles Fleiſch verdammt und welche dem Geiſte nicht blos eine Obergewalt über das Fleiſch (was doch das einzig Billige und Rechte iſt) zugeſteht, ſondern auch dieſes abtödten will, um den Geiſt zu verherrlichen, mit jener Religionsanſicht, durch welche die Sünde und die Heuchelei in die Welt gekommen, indem durch die ungerechte Verdammniß des Fleiſches die unſchuldigſten Sinnenfreuden eine Sünde geworden und durch die Unmöglichkeit ganz Geiſt zu ſein die Heuchelei ſich nothwendig ausbilden mußte, mit jener Religionsanſicht, die durch die Lehre von der Verwerflichkeit aller Güter, von der auferlegten Hundedemuth und Engelsgeduld die erprobteſte Stütze des Despotismus geworden iſt. Die Menſchen haben jetzt das Falſche dieſer im wahren, reinen Chriſtenthume keineswegs begründeten Religionsanſicht erkannt, ſie laſſen ſich nicht mehr mit Anweiſungen auf den Himmel abſpeiſen, ſie wiſſen, daß auch die Materie ihr Gutes hat und nicht ganz des Teufels iſt und ſie verlangen jetzt nach den Genüſſen der Erde, dieſes ſchönen Gottesgartens, unſeres unveräußerlichen Erbtheils. (Vgl. H. Heine's „Romantiſche Schule", Hamb. 1836. 8.). Die Dichterſchule, welche ſich in neuſter Zeit in Frankreich gebildet hat und die ſich die romantiſche nennt, ſcheint, wenn man nach ihren bisherigen Erzeugniſſen urtheilen ſoll, das Weſen des Romantiſchen noch nicht recht begriffen zu haben und dieſes nur im Ungeheueren, Ekelhaften und Abgeſchmackten finden zu können; doch hat ſie dadurch, daß ſie der alterſtarren claſſiſchen Schule entgegenzuarbeiten und die Friſche und Blüthe der Jugend (freilich auch mit den Fehlern derſelben) in die franzöſiſche Poeſie zurückzuführen ſucht, ſich unbeſtreitbare Verdienſte erworben. 66.

Romanus, Nachfolger des Papſtes Stephan VI. im Jahre 897, aus Frankreich, wird von Einigen unter die Gegenpäpſte gezählt. Er regierte nur faſt 5 Monate und ſoll ſich durch die Milde ſeiner Grundſätze, zu denen er ſich bekannte, vor vielen ſeiner Vorgänger und Nachfolger rühmlichſt ausgezeichnet haben. 77.

Romanze nennt man in der Dichtkunſt eine poetiſche Erzählung in rein lyriſcher Form. Der Name kommt von der romaniſchen Sprache, in welcher dieſe Gattung der Poeſie zuerſt verſucht wurde und auch ſtets am beſten gelang. Die Eigenſchaften, welche von dieſer Dichtungsart ihrer Natur gemäß verlangt werden, ſind große Einfachheit, Kürze und Raſchheit im Gange der Handlung, die Ausſchließung aller umſtändlichen Beſchreibungen und ſanggemäßer Rhythmus. Der Ton muß eigentlich bänkelſängermäßig (im guten Sinne des Wortes) ſein, die ganze R. muß ſich leicht behalten, leicht ſingen laſſen und, um dieſe Abſicht vollkommen zu erreichen, des Volkes Empfindungen und Vorſtellungen durchaus entſprechen. Dieſe Eigenſchaften haben die älteſten und beſten Romanzen; nationale Gegenſtände, Volksſagen liegen ihnen zum Grunde, werden aber ſtets auf das rein Menſchliche bezogen; der gewöhnlichſte Stoff ſind Liebesentwickelungen und zwar häufiger unglückliche als glückliche. Das Factiſche dabei (oder das eigentlich Epiſche in der Romanze) wird, wie ein Äſthetiker der neueſten Zeit ſehr treffend bemerkt, nur ganz gelegentlich, ganz abgebrochen und jeden Augenblick vor dem Lyriſchen flüch-

tig behandelt; es iſt durchaus nicht auf die Thatſache als ſolche, ſondern auf den Eindruck derſelben, auf die Empfindungen abgeſehen, mit denen es der Dichter aufnahm und die ſie nun wieder im Hörer und Leſer oder beſſer im Sänger, der ſie ſich wiederholt, hervorbringen ſoll. Das Unvorbereitete, Abgebrochene, oft gleichſam Verſtummende der Darſtellung hat etwas unausſprechlich Rührendes und Ergreifendes; es iſt, wie wenn man aus geheimnißvollem Walddunkel ferne Hörnerklänge, vom Winde bald näher gebracht, bald gedämpft, bald gänzlich hinweggeweht, herüber vernähme; das Ahnungsvolle, Schauerliche, Außerweltliche tritt in räthſelhaften, unfaßbaren, tief erſchütternden Tönen an uns heran, die abgeſchiedenen Geiſter vergangener Zeiten ſcheinen uns ihre ehemaligen Freuden und Leiden in wunderbarem Geflüſter zu erzählen. Die Romanzen des Nordens heben mehr das Düſtere, Schauerliche, Grauſenhafte und Nebelige des Volksaberglaubens hervor, während die des Südens den Blumenduft, die Heiterkeit und Herrlichkeit dieſer wollüſtig-ſchönen Länder athmen und die Empfindungen weit leidenſchaftlicher und höher ſpannen. (Vergl. d. Art. Ballade.) In keinem Lande entwickelte ſich die R. ſchöner als in Spanien, und kein Land hat eine größere Anzahl ſolcher Dichtungen, deren Verfaſſer größtentheils unbekannt ſind, aufzuweiſen. Nach dieſen verdienen beſonders die altengliſchen und altdeutſchen Romanzen Auszeichnung. Was neuere Dichter in dieſer Gattung der Poeſie geleiſtet haben, verräth faſt immer zu ſehr die Kunſt und das Beſtreben, die Kunſt nicht zu verrathen. Unter den deutſchen Romanzendichtern haben ſich Bürger, Schiller, Göthe, Stollberg, Schlegel, Tiek und Uhland berühmt gemacht. 66.

Romanzoff, ſ. Rumjänzoff.

Romarino oder **Ramorino**, polniſcher General, zu Genua 1793 geboren, war ein Zögling der polytechniſchen Schule zu Paris, ward 1812 Ordonnanzofficier des Kaiſers Napoleon, ging, nachdem er an den Unruhen zu Piemont, Portugal und Paris Antheil genommen hatte, 1830 nach Polen und befehligte dort im Freiheitskampfe als General ein beſonderes Corps, mit welchem er an der Oberweichſel oft ſiegreich focht, aber nach der Übergabe Warſchaus ſich nach Galizien unter öſtreichiſchen Schutz begab. Er wandte ſich dann nach der Schweitz. Am 20. Jan. 1833 benachrichtigte ihm zu Rolle am Genferſee ein gewiſſer Mazzini, einer der überſpannteſten Flüchtlinge und eins von den Häuptern der giovine Italia, daß ſich zu Genf, Nyon u. a. O. Italiener, Polen, Deutſche, Schweitzer ſammelten, um unter ſeinem Commando Italien zu revoltiren. Der General begab ſich nun auf Umwegen nach Genf. Zu Plant-des-Quates ſammelten ſich etwa 160 Abenteurer um ihn; von da marſchirte er nach Boſſey, dem erſten ſavoyiſchen Dorfe, wo eine Menge Verſtärkungen ſtehen ſollten. Aber Niemand war dort. Man rückte über Cara nach Villegrand, wo bei Nacht der ganze Haufe aus einander lief. R. entkam mit genauer Noth über den See nach Verſoix und ins Waadtland. Er ging ſpäter nach Spanien, um der Regierung ſeine Dienſte anzubieten, die aber nicht angenommen wurden, und ſpäter nach England. 25.

Romberg (Andreas), ein berühmter deutſcher Componiſt und Violiniſt, geb. im Jahre 1767 zu Vechte im Münſterſchen, zeigte ſchon in ſeiner früheſten Kindheit ungewöhnliche muſikaliſche Talente und fand auch zum Glück in ſeinem Vater, Gebhard Heinrich R., welcher ein tüchtiger Clarinettiſt und Muſikdirector zu Münſter war, einen eben ſo gebildeten als einſichtsvollen Lehrer. In ſeinem 7ten Jahre ſchon konnte er ſich öffentlich auf der Violine hören laſſen und bereits ſeit 1775 unternahm er in Begleitung ſeines Vaters und Bernhard R.'s (ſ. unten), ſeines Vetters und Kunſtgenoſſen, zu wiederholten Malen Kunſtreiſen durch Deutſchland, Holland und Italien, wo er überall verdiente Bewunderung erregte. 1784 war er zum erſten Male in Paris anweſend und fand, wie auch ſpäter (1800 und 1802) den ungetheilten Beifall. Damals genoß er übrigens eine Zeit lang den Unterricht

Viotti's. Nachdem er von 1790 an bei der Hofkapelle zu Bonn angeſtellt geweſen war, begab er ſich 1793 nach Hamburg, machte von hier aus im Jahre 1795 in Begleitung Bernhard R.'s eine Kunſtreiſe nach Italien, ging dann im Jahre 1799 allein nach England und nahm hierauf nach ſeiner Rückkehr über Paris in Hamburg ſeinen bleibenden Aufenthalt. Im Jahre 1815 endlich folgte er einem Rufe als Kapellmeiſter nach Gotha. Hier ſtarb er am 10. Nov. 1821. Unſtreitig gehört R. zu den beſten Inſtrumentalcomponiſten unſerer Zeit und mehrere ſeiner Symphonien (4), Quatuors (25), Quintetts, Sonaten, Duos, Concerts (für Violine) ꝛc. können den Meiſterwerken ſeiner Vorbilder, Mozart und Haydn, an die Seite geſetzt werden. Seine Verſuche in der Oper dagegen mißglückten, auch möchten ſeine Compoſitionen Schiller'ſcher Gedichte, wie z. B. der Glocke, der Kindesmörderin u. a. m., obwohl an und für ſich vortrefflich, doch ſchwerlich eigentlichen Werth haben. Außerdem beſitzen wir noch von R. einige gelungene Kirchencompoſitionen, unter anderen mehrere Pſalmen und ein ſehr ſchönes dixit dominus. — Bernhard R., des Vorigen Vetter, der Sohn des Fagottiſten Anton R. des Ältern, eines Bruders von Andreas R., geb. 1770 zu Dinklage im Münſterſchen, iſt bekanntlich der ausgezeichnetſte der jetzt lebenden Virtuoſen auf dem Violoncell und außerdem auch als Componiſt (Concerts, Quartetten, Duette u. a. m.) geſchätzt. Er lebt jetzt zu Hamburg. Im Winter 1835—1836 machte er eine Kunſtreiſe durch Deutſchland. Sein Bruder, Anton R., iſt Fagottiſt in der ſtuttgarter Kapelle. 36.

Rombouts (Theodor), einer der ausgezeichnetſten niederländiſchen Maler des XVII. Jahrh., Zeitgenoſſe und Nebenbuhler von Rubens, geb. 1597 zu Antwerpen, hatte Janſens zum Lehrer und ging trefflich vorbereitet im Jahre 1617 nach Italien, um hier ſeine Ausbildung zu vollenden. In Rom, wo er ſich meiſt aufhielt, erregte er in Kurzem durch eine Reihe von 12 Darſtellungen aus dem alten Teſtamente ſo großes Aufſehen, daß er ſeitdem mit Aufträgen überhäuft wurde. Später begab er ſich nach Florenz, wo er für den Großherzog mehrere große Hiſtoriengemälde verfertigte. Nach ſeiner Rückkehr nach Antwerpen begann er einen Wettſtreit mit Rubens, der trotz der unbezweifelten Überlegenheit des Letztern doch nicht unrühmlich für ihn ausfiel und in ſofern auch nützlich für ihn wurde, als er mehr wie je die ganze Kraft ſeines Talents zu entfalten ſtrebte. Unter den Werken, die er in dieſer Periode lieferte, ſtehen ein heiliger Franciscus, das Opfer Abraham's, eine Themis (letzteres in Gent) und eine Abnahme vom Kreuze, ebenfalls in Gent, obenan. Seine Compoſition iſt geiſtreich und gut gewählt, die Zeichnung durchaus correct, die Ausführung leicht und ausdrucksvoll und das Colorit glühend, ohne der Wahrheit zu entbehren. Auch in Converſationsſtücken verſuchte ſich R., obwohl ohne beſonderen Erfolg. Der Tod dieſes trefflichen Künſtlers erfolgte im Jahre 1637 (1640). 36.

Rommel (Dietrich Chriſtoph von), ein geſchätzter deutſcher Hiſtoriker, am 17. April 1781 zu Caſſel geboren, widmete ſich, nachdem er ſeine Schulſtudien in ſeiner Vaterſtadt beendigt hatte, zu Marburg und Göttingen der Theologie und Philologie und warf ſich ſpäter mit beſonderer Vorliebe auf die orientaliſchen Sprachen und die Geographie. Sein erſter ſchriftſtelleriſcher Verſuch: „Abulfedae Arabiae descriptio“ (Goetting. 1803. 4.) erhielt den von der philologiſchen Facultät zu Göttingen ausgeſetzten Preis (1802); bei ſeiner zweiten Preisbewerbung durch die „Straboniana descriptio Caucasiarum regionum et gentium“ (Lips. 1804. 4.) ward er von Lünemann überflügelt. Zum Profeſſor der Philologie zu Marburg ernannt (1804) war er theils mit ſeinen Vorleſungen, theils mit literariſchen Arbeiten, wozu die „Gedächtnißrede auf J. von Müller“ (Marb. 1809. 8.), „Ariſtoteles und Roscius, oder über die Kunſt“ (Leipz. 1809. 3.) und die „Beſchreibung der Völker des Kaukaſus“ (Weim. 1808. 8.) gehören, beſchäftigt, bis er 1810 einem Rufe als Profeſſor der alten Literatur an die Univerſität Char=

kow folgte. Hier war er durch ſeine Vorträge ſowohl, als auch durch zweckmäßige Schulausgaben mehrerer Claſſiker (Cicero, Salluſt, Cornelius Nepos) bemüht, das Studium des claſſiſchen Alterthums in Südrußland zu fördern und zu verbreiten; aber viele nicht erwartete Hinderniſſe ſtellten ſich ſeinen Beſtrebungen entgegen und er fand ſich theils dadurch, theils durch häusliche Urſachen, durch Napoleon's Sturz und durch überſpannte Ideen von Deutſchlands Regeneration bewogen über Moskau und Petersburg nach der Heimath zurückzukehren, wo er 1815 als Profeſſor der Geſchichte in Marburg angeſtellt ward und eine immer erfolgreichere ſchriftſtelleriſche Thätigkeit entwickelte. Seine Verdienſte fanden bei der Regierung vielfache Anerkennung und ſchon 1820 wurde er als Hiſtoriograph nach Caſſel berufen und ihm die Aufſicht über das Hofarchiv anvertraut. Später (1828) ward er in den Adelſtand erhoben und erhielt 1829 das Directorat der Bibliothek und des Muſeum. Außer den bereits erwähnten Schriften nennen wir hier noch die „Kurze Geſchichte der heſſiſchen Kirchenreformation" (Caſſel 1818. 8.), die „Geſchichte von Heſſen" (Marb. und Hamb. 1820—1835. 5 Bde. 8.) und die biographiſch-hiſtoriſchen Werke: „Wilhelm I., Churfürſt von Heſſen" (Caſſel 1822. 8.) und „Philipp der Großmüthige, Landgraf von Heſſen" (Caſſel 1830. 3 Bde. 8.) R.'s Forſchungen im Gebiete der heſſiſchen Geſchichte ſind bis jetzt die gründlichſten und haben nicht nur über ſein Vaterland, ſondern über ganz Deutſchland manchen langgewünſchten Aufſchluß verbreitet; beſonders iſt der Fortgang der Reformation in vielen Beziehungen klarer geworden. 66.

Romulus und **Remus** waren der Sage nach die Söhne der Rhea Sylvia und des Mars, wurden in der Tiber ausgeſetzt, jedoch errettet, von einer Wölfin geſäugt oder, wie eine andere Sage meldet, von einem Spechte gefüttert, durch den Hirten Fauſtulus, der ſie fand, erzogen und lebten als Hirten, bis ſie bei Gelegenheit der Lupercalien von den Räubern, welchen ſie die Beute abgenommen hatten, überfallen wurden, wobei Remus gefangen ward. Von Numitor als ſeine Enkel erkannt ſtürzten ſie nun den Amulius vom Throne, welchen R. tödtete und gründeten hierauf gemeinſam Rom. Ein Streit jedoch bei der Erbauung der Stadt entzweite ſie und R. tödtete ſeinen Bruder. Hierauf herrſchte er allein und gründete Roma quadrata, welches bald durch die Eröffnung eines Aſyls ſich mit Einwohnern füllte. Hierauf ward R. zum Könige erwählt und beherrſchte den neuen Staat mit dem Senate. Er gab Geſetze über die Götterverehrung und andere Staatseinrichtungen und ſtiftete religiöſe Feſte. Die Einwohner der Stadt, deren Zahl 3300 war, theilte er in 3 Tribus, jede Tribus in 10 Curien und von dieſen jede wieder in 10 Decurien. Die Rechtsſachen wurden von den Duumviris geſchlichtet. Das Gebiet Roms theilte er in 3 jedoch ungleiche Theile; der eine Theil ward zu Beſtreitung des gottesdienſtlichen Aufwandes, der zweite für den König und der dritte zur Vertheilung unter dem Volke beſtimmt. Dieſes ſelbſt theilte er in Patricier und Plebejer, von denen die erſteren alle Prieſter- und Staatswürden bekleideten, die letzteren aber Feld bauten, Vieh hielten und Handwerke trieben. Der Senat beſtand aus hundert Patriciern, welche Patres genannt wurden und an ihrer Spitze ſtand, als Princeps senatus, der König. Das Volk wählte übrigens den König und die Obrigkeiten mit Genehmigung des Senats. Da es aber dem jungen Staate an Frauen fehlte und er ſie auf Bitten nicht erlangen konnte, raubte ſie R. den Sabinern, worüber ein heftiger Krieg entſtand, welcher mit einem Vergleiche endete, durch den Titus Tatius, Herrſcher der Sabiner, Mitregent ward und hundert der Vornehmſten Senatoren wurden. Die Sabiner bauten den Quirinalis an. In Gemeinſchaft mit dem Tatius eroberte R. Cameria, doch empörte ſich die Stadt nach dem Tode des Tatius und R. mußte ſie von Neuem erobern. Ein Gleiches geſchah mit Fidenä trotz der Einmiſchung der Vejenter, welche ebenfalls geſchlagen wurden. Sein übriges Leben weihte R.

Netzwerk und zieht uns hinab in die wahnwitzige Tiefe der mittelalterlichen Myſtik.— Erkennt man nun dieſe im Weſen des Mittelalters nothwendig begründete Richtung der Poeſie an, ſo kann man doch unmöglich den Vortheil, den die gewaltſame Zurückführung dieſer Richtung im erſten Decennium unſeres Jahrhunderts hätte haben können, leicht einſehen. Freilich war die durch die beiden Schlegel begründete ſogenannte romantiſche Schule in dem von einem fremden Despoten gedrückten Deutſchland kein großes Wunder; Noth lehrt beten, ſagt das Sprichwort; man betete in Proſa und in Verſen, ſo lange die Noth dauerte; aber mit der Befreiung Deutſchlands hörte auch der Einfluß der romantiſchen Schule nach und nach auf und die Nachklänge, die man jetzt noch vernimmt, ſind ſehr ſchwach und bedeutungslos. Unſere Zeit, unſere Fortſchritte in der Cultur gerathen immer mehr in Widerſpruch mit jener Religionsanſicht, welche, um mit Heine zu reden, alles Fleiſch verdammt und welche dem Geiſte nicht blos eine Obergewalt über das Fleiſch (was doch das einzig Billige und Rechte iſt) zugeſteht, ſondern auch dieſes abtödten will, um den Geiſt zu verherrlichen, mit jener Religionsanſicht, durch welche die Sünde und die Heuchelei in die Welt gekommen, indem durch die ungerechte Verdammniß des Fleiſches die unſchuldigſten Sinnenfreuden eine Sünde geworden und durch die Unmöglichkeit ganz Geiſt zu ſein die Heuchelei ſich nothwendig ausbilden mußte, mit jener Religionsanſicht, die durch die Lehre von der Verwerflichkeit aller Güter, von der auferlegten Hundedemuth und Engelsgeduld die erprobteſte Stütze des Despotismus geworden iſt. Die Menſchen haben jetzt das Falſche dieſer im wahren, reinen Chriſtenthume keineswegs begründeten Religionsanſicht erkannt, ſie laſſen ſich nicht mehr mit Anweiſungen auf den Himmel abſpeiſen, ſie wiſſen, daß auch die Materie ihr Gutes hat und nicht ganz des Teufels iſt und ſie verlangen jetzt nach den Genüſſen der Erde, dieſes ſchönen Gottesgartens, unſeres unveräußerlichen Erbtheils. (Vgl. H. Heine's „Romantiſche Schule", Hamb. 1836. 8.). Die Dichterſchule, welche ſich in neuſter Zeit in Frankreich gebildet hat und die ſich die romantiſche nennt, ſcheint, wenn man nach ihren bisherigen Erzeugniſſen urtheilen ſoll, das Weſen des Romantiſchen noch nicht recht begriffen zu haben und dieſes nur im Ungeheueren, Ekelhaften und Abgeſchmackten finden zu können; doch hat ſie dadurch, daß ſie der alterſtarren claſſiſchen Schule entgegenzuarbeiten und die Friſche und Blüthe der Jugend (freilich auch mit den Fehlern derſelben) in die franzöſiſche Poeſie zurückzuführen ſucht, ſich unbeſtreitbare Verdienſte erworben. 66.

Romanus, Nachfolger des Papſtes Stephan VI. im Jahre 897, aus Frankreich, wird von Einigen unter die Gegenpäpſte gezählt. Er regierte nur faſt 5 Monate und ſoll ſich durch die Milde ſeiner Grundſätze, zu denen er ſich bekannte, vor vielen ſeiner Vorgänger und Nachfolger rühmlichſt ausgezeichnet haben. 77.

Romanze nennt man in der Dichtkunſt eine poetiſche Erzählung in rein lyriſcher Form. Der Name kommt von der romaniſchen Sprache, in welcher dieſe Gattung der Poeſie zuerſt verſucht wurde und auch ſtets am beſten gelang. Die Eigenſchaften, welche von dieſer Dichtungsart ihrer Natur gemäß verlangt werden, ſind große Einfachheit, Kürze und Raſchheit im Gange der Handlung, die Ausſchließung aller umſtändlichen Beſchreibungen und ſanggemäßer Rhythmus. Der Ton muß eigentlich bänkelſängermäßig (im guten Sinne des Wortes) ſein, die ganze R. muß ſich leicht behalten, leicht ſingen laſſen und, um dieſe Abſicht vollkommen zu erreichen, des Volkes Empfindungen und Vorſtellungen durchaus entſprechen. Dieſe Eigenſchaften haben die älteſten und beſten Romanzen; nationale Gegenſtände, Volksſagen liegen ihnen zum Grunde, werden aber ſtets auf das rein Menſchliche bezogen; der gewöhnlichſte Stoff ſind Liebesentwickelungen und zwar häufiger unglückliche als glückliche. Das Factiſche dabei (oder das eigentlich Epiſche in der Romanze) wird, wie ein Äſthetiker der neueſten Zeit ſehr treffend bemerkt, nur ganz gelegentlich, ganz abgebrochen und jeden Augenblick vor dem Lyriſchen flüch=

tig behandelt; es iſt durchaus nicht auf die Thatſache als ſolche, ſondern auf den Eindruck derſelben, auf die Empfindungen abgeſehen, mit denen es der Dichter aufnahm und die ſie nun wieder im Hörer und Leſer oder beſſer im Sänger, der ſie ſich wiederholt, hervorbringen ſoll. Das Unvorbereitete, Abgebrochene, oft gleichſam Verſtummende der Darſtellung hat etwas unausſprechlich Rührendes und Ergreifendes; es iſt, wie wenn man aus geheimnißvollem Walddunkel ferne Hörnerklänge, vom Winde bald näher gebracht, bald gedämpft, bald gänzlich hinweggeweht, herüber vernähme; das Ahnungsvolle, Schauerliche, Außerweltliche tritt in räthſelhaften, unfaßbaren, tief erſchütternden Tönen an uns heran, die abgeſchiedenen Geiſter vergangener Zeiten ſcheinen uns ihre ehemaligen Freuden und Leiden in wunderbarem Geflüſter zu erzählen. Die Romanzen des Nordens heben mehr das Düſtere, Schauerliche, Grauſenhafte und Nebelige des Volksaberglaubens hervor, während die des Südens den Blumenduft, die Heiterkeit und Herrlichkeit dieſer wollüſtig-ſchönen Länder athmen und die Empfindungen weit leidenſchaftlicher und höher ſpannen. (Vergl. d. Art. Ballade.) In keinem Lande entwickelte ſich die R. ſchöner als in Spanien, und kein Land hat eine größere Anzahl ſolcher Dichtungen, deren Verfaſſer größtentheils unbekannt ſind, aufzuweiſen. Nach dieſen verdienen beſonders die altengliſchen und altdeutſchen Romanzen Auszeichnung. Was neuere Dichter in dieſer Gattung der Poeſie geleiſtet haben, verräth faſt immer zu ſehr die Kunſt und das Beſtreben, die Kunſt nicht zu verrathen. Unter den deutſchen Romanzendichtern haben ſich Bürger, Schiller, Göthe, Stolberg, Schlegel, Tiek und Uhland berühmt gemacht. 66.

Romanzoff, ſ. Rumjänzoff.

Romarino oder **Ramorino**, polniſcher General, zu Genua 1793 geboren, war ein Zögling der polytechniſchen Schule zu Paris, ward 1812 Ordonnanzofficier des Kaiſers Napoleon, ging, nachdem er an den Unruhen zu Piemont, Portugal und Paris Antheil genommen hatte, 1830 nach Polen und befehligte dort im Freiheitskampfe als General ein beſonderes Corps, mit welchem er an der Oberweichſel oft ſiegreich focht, aber nach der Übergabe Warſchaus ſich nach Galizien unter öſtreichiſchen Schutz begab. Er wandte ſich dann nach der Schweiz. Am 20. Jan. 1833 benachrichtigte ihm zu Rolle am Genferſee ein gewiſſer Mazzini, einer der überſpannteſten Flüchtlinge und eins von den Häuptern der giovine Italia, daß ſich zu Genf, Nyon u. a. O. Italiener, Polen, Deutſche, Schweizer ſammelten, um unter ſeinem Commando Italien zu revoltiren. Der General begab ſich nun auf Umwegen nach Genf. Zu Plant-des-Quates ſammelten ſich etwa 160 Abenteurer um ihn; von da marſchirte er nach Boſſey, dem erſten ſavoyiſchen Dorfe, wo eine Menge Verſtärkungen ſtehen ſollten. Aber Niemand war dort. Man rückte über Cara nach Villegrand, wo bei Nacht der ganze Haufe aus einander lief. R. entkam mit genauer Noth über den See nach Verſoix und ins Waadtland. Er ging ſpäter nach Spanien, um der Regierung ſeine Dienſte anzubieten, die aber nicht angenommen wurden, und ſpäter nach England. 25.

Romberg (Andreas), ein berühmter deutſcher Componiſt und Violiniſt, geb. im Jahre 1767 zu Vechte im Münſterſchen, zeigte ſchon in ſeiner früheſten Kindheit ungewöhnliche muſikaliſche Talente und fand auch zum Glück in ſeinem Vater, Gebhard Heinrich R., welcher ein tüchtiger Clarinettiſt und Muſikdirector zu Münſter war, einen eben ſo gebildeten als einſichtsvollen Lehrer. In ſeinem 7ten Jahre ſchon konnte er ſich öffentlich auf der Violine hören laſſen und bereits ſeit 1775 unternahm er in Begleitung ſeines Vaters und Bernhard R.'s (ſ. unten), ſeines Vetters und Kunſtgenoſſen, zu wiederholten Malen Kunſtreiſen durch Deutſchland, Holland und Italien, wo er überall verdiente Bewunderung erregte. 1784 war er zum erſten Male in Paris anweſend und fand, wie auch ſpäter (1800 und 1802) den ungetheilten Beifall. Damals genoß er übrigens eine Zeit lang den Unterricht

Viotti's. Nachdem er von 1790 an bei der Hofkapelle zu Bonn angeſtellt geweſen war, begab er ſich 1793 nach Hamburg, machte von hier aus im Jahre 1795 in Begleitung Bernhard R.'s eine Kunſtreiſe nach Italien, ging dann im Jahre 1799 allein nach England und nahm hierauf nach ſeiner Rückkehr über Paris in Hamburg ſeinen bleibenden Aufenthalt. Im Jahre 1815 endlich folgte er einem Rufe als Kapellmeiſter nach Gotha. Hier ſtarb er am 10. Nov. 1821. Unſtreitig gehört R. zu den beſten Inſtrumentalcomponiſten unſerer Zeit und mehrere ſeiner Symphonien (4), Quatuors (25), Quintetts, Sonaten, Duos, Concerts (für Violine) ꝛc. können den Meiſterwerken ſeiner Vorbilder, Mozart und Haydn, an die Seite geſetzt werden. Seine Verſuche in der Oper dagegen mißglückten, auch möchten ſeine Compoſitionen Schiller'ſcher Gedichte, wie z. B. der Glocke, der Kindesmörderin u. a. m., obwohl an und für ſich vortrefflich, doch ſchwerlich eigentlichen Werth haben. Außerdem beſitzen wir noch von R. einige gelungene Kirchencompoſitionen, unter anderen mehrere Pſalmen und ein ſehr ſchönes dixit dominus. — Bernhard R., des Vorigen Vetter, der Sohn des Fagottiſten Anton R. des Ältern, eines Bruders von Andreas R., geb. 1770 zu Dinklage im Münſterſchen, iſt bekanntlich der ausgezeichnetſte der jetzt lebenden Virtuoſen auf dem Violoncell und außerdem auch als Componiſt (Concerts, Quartetten, Duette u. a. m.) geſchätzt. Er lebt jetzt zu Hamburg. Im Winter 1835—1836 machte er eine Kunſtreiſe durch Deutſchland. Sein Bruder, Anton R., iſt Fagottiſt in der ſtuttgarter Kapelle. 36.

Rombouts (Theodor), einer der ausgezeichnetſten niederländiſchen Maler des XVII. Jahrh., Zeitgenoſſe und Nebenbuhler von Rubens, geb. 1597 zu Antwerpen, hatte Janſens zum Lehrer und ging trefflich vorbereitet im Jahre 1617 nach Italien, um hier ſeine Ausbildung zu vollenden. In Rom, wo er ſich meiſt aufhielt, erregte er in Kurzem durch eine Reihe von 12 Darſtellungen aus dem alten Teſtamente ſo großes Aufſehen, daß er ſeitdem mit Aufträgen überhäuft wurde. Später begab er ſich nach Florenz, wo er für den Großherzog mehrere große Hiſtoriengemälde verfertigte. Nach ſeiner Rückkehr nach Antwerpen begann er einen Wettſtreit mit Rubens, der trotz der unbezweifelten Überlegenheit des Letztern doch nicht unrühmlich für ihn ausfiel und in ſofern auch nützlich für ihn wurde, als er mehr wie je die ganze Kraft ſeines Talents zu entfalten ſtrebte. Unter den Werken, die er in dieſer Periode lieferte, ſtehen ein heiliger Franciscus, das Opfer Abraham's, eine Themis (letzteres in Gent) und eine Abnahme vom Kreuze, ebenfalls in Gent, obenan. Seine Compoſition iſt geiſtreich und gut gewählt, die Zeichnung durchaus correct, die Ausführung leicht und ausdrucksvoll und das Colorit glühend, ohne der Wahrheit zu entbehren. Auch in Converſationsſtücken verſuchte ſich R., obwohl ohne beſonderen Erfolg. Der Tod dieſes trefflichen Künſtlers erfolgte im Jahre 1637 (1640). 36.

Rommel (Dietrich Chriſtoph von), ein geſchätzter deutſcher Hiſtoriker, am 17. April 1781 zu Caſſel geboren, widmete ſich, nachdem er ſeine Schulſtudien in ſeiner Vaterſtadt beendigt hatte, zu Marburg und Göttingen der Theologie und Philologie und warf ſich ſpäter mit beſonderer Vorliebe auf die orientaliſchen Sprachen und die Geographie. Sein erſter ſchriftſtelleriſcher Verſuch: „Abulfedae Arabiae descriptio“ (Goetting. 1803. 4.) erhielt den von der philologiſchen Facultät zu Göttingen ausgeſetzten Preis (1802); bei ſeiner zweiten Preisbewerbung durch die „Straboniana descriptio Caucasiarum regionum et gentium“ (Lips. 1804. 4.) ward er von Lünemann überflügelt. Zum Profeſſor der Philologie zu Marburg ernannt (1804) war er theils mit ſeinen Vorleſungen, theils mit literariſchen Arbeiten, wozu die „Gedächtnißrede auf J. von Müller“ (Marb. 1809. 8.), „Ariſtoteles und Roſcius, oder über die Kunſt“ (Leipz. 1809. 3.) und die „Beſchreibung der Völker des Kaukaſus“ (Weim. 1808. 8.) gehören, beſchäftigt, bis er 1810 einem Rufe als Profeſſor der alten Literatur an die Univerſität Char-

kow folgte. Hier war er durch ſeine Vorträge ſowohl, als auch durch zweckmäßige Schulausgaben mehrerer Claſſiker (Cicero, Salluſt, Cornelius Nepos) bemüht, das Studium des claſſiſchen Alterthums in Südrußland zu fördern und zu verbreiten; aber viele nicht erwartete Hinderniſſe ſtellten ſich ſeinen Beſtrebungen entgegen und er fand ſich theils dadurch, theils durch häusliche Urſachen, durch Napoleon's Sturz und durch überſpannte Ideen von Deutſchlands Regeneration bewogen über Moskau und Petersburg nach der Heimath zurückzukehren, wo er 1815 als Profeſſor der Geſchichte in Marburg angeſtellt ward und eine immer erfolgreichere ſchriftſtelleriſche Thätigkeit entwickelte. Seine Verdienſte fanden bei der Regierung vielfache Anerkennung und ſchon 1820 wurde er als Hiſtoriograph nach Caſſel berufen und ihm die Aufſicht über das Hofarchiv anvertraut. Später (1828) ward er in den Adelſtand erhoben und erhielt 1829 das Directorat der Bibliothek und des Muſeum. Außer den bereits erwähnten Schriften nennen wir hier noch die „Kurze Geſchichte der heſſiſchen Kirchenreformation" (Caſſel 1818. 8.), die „Geſchichte von Heſſen" (Marb. und Hamb. 1820—1835. 5 Bde. 8.) und die biographiſch-hiſtoriſchen Werke: „Wilhelm I., Churfürſt von Heſſen" (Caſſel 1822. 8.) und „Philipp der Großmüthige, Landgraf von Heſſen" (Caſſel 1830. 3 Bde. 8.) R.'s Forſchungen im Gebiete der heſſiſchen Geſchichte ſind bis jetzt die gründlichſten und haben nicht nur über ſein Vaterland, ſondern über ganz Deutſchland manchen langgewünſchten Aufſchluß verbreitet; beſonders iſt der Fortgang der Reformation in vielen Beziehungen klarer geworden. 66.

Romulus und **Remus** waren der Sage nach die Söhne der Rhea Sylvia und des Mars, wurden in der Tiber ausgeſetzt, jedoch errettet, von einer Wölfin geſäugt oder, wie eine andere Sage meldet, von einem Spechte gefüttert, durch den Hirten Fauſtulus, der ſie fand, erzogen und lebten als Hirten, bis ſie bei Gelegenheit der Lupercalien von den Räubern, welchen ſie die Beute abgenommen hatten, überfallen wurden, wobei Remus gefangen ward. Von Numitor als ſeine Enkel erkannt ſtürzten ſie nun den Amulius vom Throne, welchen R. tödtete und gründeten hierauf gemeinſam Rom. Ein Streit jedoch bei der Erbauung der Stadt entzweite ſie und R. tödtete ſeinen Bruder. Hierauf herrſchte er allein und gründete Roma quadrata, welches bald durch die Eröffnung eines Aſyls ſich mit Einwohnern füllte. Hierauf ward R. zum Könige erwählt und beherrſchte den neuen Staat mit dem Senate. Er gab Geſetze über die Götterverehrung und andere Staatseinrichtungen und ſtiftete religiöſe Feſte. Die Einwohner der Stadt, deren Zahl 3300 war, theilte er in 3 Tribus, jede Tribus in 10 Curien und von dieſen jede wieder in 10 Decurien. Die Rechtsſachen wurden von den Duumviris geſchlichtet. Das Gebiet Roms theilte er in 3 jedoch ungleiche Theile; der eine Theil ward zu Beſtreitung des gottesdienſtlichen Aufwandes, der zweite für den König und der dritte zur Vertheilung unter dem Volke beſtimmt. Dieſes ſelbſt theilte er in Patricier und Plebejer, von denen die erſteren alle Prieſter- und Staatswürden bekleideten, die letzteren aber Feld bauten, Vieh hielten und Handwerke trieben. Der Senat beſtand aus hundert Patriciern, welche Patres genannt wurden und an ihrer Spitze ſtand, als Princeps senatus, der König. Das Volk wählte übrigens den König und die Obrigkeiten mit Genehmigung des Senats. Da es aber dem jungen Staate an Frauen fehlte und er ſie auf Bitten nicht erlangen konnte, raubte ſie R. den Sabinern, worüber ein heftiger Krieg entſtand, welcher mit einem Vergleiche endete, durch den Titus Tatius, Herrſcher der Sabiner, Mitregent ward und hundert der Vornehmſten Senatoren wurden. Die Sabiner bauten den Quirinalis an. In Gemeinſchaft mit dem Tatius eroberte R. Cameria, doch empörte ſich die Stadt nach dem Tode des Tatius und R. mußte ſie von Neuem erobern. Ein Gleiches geſchah mit Fidenä trotz der Einmiſchung der Vejenter, welche ebenfalls geſchlagen wurden. Sein übriges Leben weihte R.

der Geſetzgebung und verordnete beſonders ſtrenge Geſetze über die Ehe und vorzüglich über die Ausdehnung der väterlichen Gewalt. Nach und nach indeſſen erregte aber ſein Betragen bei den Senatoren Mißvergnügen, welches bis zu der Höhe wuchs, daß eine Verſchwörung gegen ihn ſich bildete und er (717 v. Chr.) an einem regneriſchen Tage ermordet ward. Man verbreitete darauf die Sage, daß er mitten im Sturme von einer Flamme umgeben zum Himmel entrückt worden ſei, wo er nun als Gott Quirinus, beſonders den Römern geneigt, wohnte. 82.

Roncesvalles, franz. Ronceaux, nebſt Baſtan das reizendſte Thal des Königreichs Navarra in Spanien, liegt zwiſchen der Hauptſtadt Navarra, Pampelona und St. Jean Pied de Port und iſt geſchichtlich denkwürdig durch die Niederlage, welche hier Karl der Große bei ſeinem Rückzuge aus Spanien (788) von den Arabern erlitten haben ſoll. Unter den Gefallenen befand ſich der Sage nach auch der große Roland (ſ. d. Art.). 1794 wurden hier die Spanier von den Franzoſen unter Moncey geſchlagen und 1813 zog ſich der Marſchall Soult in dieſes Thal, als ihn Wellington hart bedrängte. Durch das Thal gelangt man zu der berühmten Rolandsbreſche, jenem merkwürdigen Übergangspunkte über die Pyrenäen. 35.

Rondeau, ſ. Ringelgedicht.

Ronneburg, eine Stadt und Amtsſitz im Herzogthume Sachſen-Altenburg mit 600 nach wiederholten Bränden meiſt neuerbauten Häuſern, 4500 Einw. und einer ſeit 1666 bekannten Badeanſtalt. Sie liegt ganz in der Nähe der Stadt an der Straße nach Zwickau und ſteht mit ihr durch eine Kaſtanienallee in Verbindung. Die dazu gehörigen Gebäude ſind ziemlich geräumig und ſchön eingerichtet. Man zählte bisher 8 Quellen, namentlich die Hauptquelle mit einem achteckigen Pavillon, auf deſſen Kuppel eine Uhr angebracht iſt, die Schwefel- und Roſenquelle, doch iſt vor Kurzem eine neue entdeckt worden. Benutzt werden ſie ſowohl zum Baden, wie zum Trinken, und die eine beſonders bei Augenkrankheiten. Auch ſind in neuerer Zeit Einrichtungen zu Rauchbädern getroffen worden. Früher wurden dieſe Anſtalten zwar zahlreicher als jetzt beſucht, doch vereinigen ſich jährlich an ſeinen Quellen immer noch mehrere Kurgäſte. In der ſchönen Jahreszeit dienen ſie aber den Bewohnern der Umgegend, des nahen Gera und des $2\frac{1}{2}$ M. entfernten Altenburg, jetzt wie ſonſt, als der angenehmſte Beluſtigungsort. Vergl. Königsdörfer, „Beſchreibung des Bades Ronneburg“ (Ronneb. 1834). 35.

Ronſard (ſpr. Rongſahr) (Pierre de), ein früher hochgeprieſener, jetzt beinahe vergeſſener franzöſiſcher Dichter, am 10. Sept. 1524 in dem Schloſſe La Poiſſonnière in Vendemois geboren, ſtammte aus einer angeſehenen Familie und kam frühe als Page des Herzogs von Orleans nach Paris, wo er in derſelben Eigenſchaft in die Dienſte des Königs von Schottland trat und dieſen in ſeine Heimath begleitete. Nach einem dreijährigen Aufenthalte in Großbritannien kam er zu dem Herzoge von Orleans zurück, welcher ihn mit wichtigen Aufträgen nach Irland, Schottland und Seeland ſchickte. Nachdem er noch den franzöſiſchen Geſandten Lazare de Baif auf den Reichstag zu Speier begleitet hatte, ſehnte er ſich, da ſeine Geſundheit ſehr geſchwächt war, nach ruhigeren Beſchäftigungen und warf ſich mit ſo anhaltendem Eifer auf das Studium der Wiſſenſchaften, daß er das in ſeinen früheren Jahren Verſäumte bald nachholte und zugleich mit einigen poetiſchen Verſuchen, die von der Akademie zu Toulouſe gekrönt wurden und ſich eines rauſchenden Beifalls erfreuten, hervortrat. Die Schmeicheleien des Hofes und das Lob der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit ſteigerten des Dichters Eitelkeit zu ſo hohem Grade, daß er mit Geringſchätzung auf alle übrigen Dichter herabſah und den höchſten Gipfel des Parnaſſus erſtiegen zu haben wähnte. Er ſtiftete die ſogenannte franzöſiſche Pleyade, die aus den ſieben bedeutendſten Dichtern jener Zeit, die freilich jetzt vergeſſen ſind, beſtand und die franzöſiſche Poeſie durch geſchmackloſe Gelehrſamkeit verunſtaltete. R.'s vermeintliche Verdienſte blieben nicht unbelohnt;

Karl IX. überhäufte ihn, nachdem er in den geiſtlichen Stand getreten war, mit einträglichen Pfründen und Heinrich II. würdigte ihn ſeiner perſönlichen Freundſchaft. Des Dichters katholiſche Rechtgläubigkeit und ſeine kirchliche Würde waren keine Hinderniſſe ſeiner vielfachen galanten Abenteuer und eines überhaupt nicht ſehr lobenswerthen Lebens. Seine Geliebte beſang er unter dem Namen Caſſandra. Er ſtarb am 27. Dec. 1585 zu Saint-Côme bei Tours. R. hatte die Griechen und Römer, ſo wie die Italiener fleißig ſtudirt, zog aber aus ihnen nur wenig Vortheil, man müßte denn eine ungeheure Sprachmengerei, auf welche er nicht wenig ſtolz war, als ſolchen betrachten. Es fehlte ihm eben ſo ſehr an reiner Empfänglichkeit für das Schöne der Natur, als an Originalität zur Schöpfung des Idealen; auch ſeinem nicht zu verkennenden Nachahmungstalent mangelte der feine Tact in dem geiſtreichen Ergreifen und Wiedergeben fremder Manieren; doch iſt ihm bei allen ſeinen Fehlern ein emporſtrebender, das Gemeine verſchmähender und das Schöne raſtlos ſuchender Geiſt nicht abzuſprechen. Seine Liebesgedichte („Les amours“) ſind gekünſtelte Sonette in Petrarca's Manier, voll ſchwerverſtändlicher Gelehrſamkeit und ohne Innigkeit und Tiefe des Gefühls. Seine fünf Bücher Oden, durch die er Pindar und Horaz übertroffen zu haben glaubte, ſind nicht viel mehr als bombaſtiſche Reimerei voll prunkender Phraſen. Seine Franciade („La Franciade“) beginnt die lange Reihe der mißlungenen epiſchen Verſuche der Franzoſen und bietet in keiner Beziehung Erwähnenswerthes. „Oeuvres“ (Par. 1587. 5 Voll. 12. Par. 1623. 2 Voll. Fol., mit N. Richelet's Commentar. Par. 1629—1630. 5 Voll. 12.); „Oeuvres choisies, avec notice, notes et commentaires par Sainte-Beuve“ (Par. 1828. 8.). 67.

Roore (Jakob von), ein ausgezeichneter niederländiſcher Hiſtorienmaler, geb. 1686 zu Antwerpen, war ein Schüler van Opſtal's und beſuchte ſpäter zur Vollendung ſeiner Ausbildung Italien. Seine Werke, unter welchen wir nur an die berühmte Belagerung des Capitols durch Brennus (für Fagel gemalt) und das nicht minder geſchätzte in dem ehemals haſelaer'ſchen Hauſe zu Amſterdam befindliche Deckengemälde, die Fabel von der Pandora darſtellend, erinnern, ſind in jeder Hinſicht Meiſterſtücke der Kunſt und ſtehen daher jetzt noch in hohem Preiſe. Vor allen ſchätzen Kenner ſeine kleinen mit ſeltenem Fleiße ausgeführten Staffelgemälde in Teniers' und Orley's Manier. R. ſtarb am 17. Juli 1747. 36.

Roos iſt der Name einer berühmten deutſchen Künſtlerfamilie. Johann Heinrich R., genannt der alte R., einer der ausgezeichnetſten Thier- und Landſchaftsmaler, war im Jahre 1631 zu Otterberg in der Pfalz geboren und hatte anfangs Julien du Jardin, dann Adrian de Bie zum Lehrer. Der Landſchafts- und Thiermalerei vorzugsweiſe ſich widmend durchreiſte er zur Vollendung ſeiner Ausbildung Deutſchland, Frankreich, Italien und ſelbſt England und ließ ſich ſpäter in Frankfurt a. M. nieder, wo er im Jahre 1685 bei einem Brande aus Unvorſichtigkeit ſein Leben verlor. R. gehört in dem bereits angeführten Genre der Malerei zu den vortrefflichſten Künſtlern ſeiner Zeit ſowohl, wie der folgenden Jahrhunderte und nur wenige möchten ihn in Bezug auf Compoſition, Colorit, Naturtreue und Zeichnung erreicht haben. Unter ſeinen Darſtellungen von Thieren ſtehen die von Kühen, Schafen und Ziegen oben an. Übrigens haben alle ſeine Werke durch die ſchönen landſchaftlichen Staffagen (beſonders häufig römiſche Ruinen, wie z. B. bei den drei in der wiener Galerie von ihm befindlichen Gemälden) einen eigenthümlichen Reiz. Man hat von R. auch 23 geätzte Blätter, die noch jetzt ſehr hoch im Preiſe ſtehen. — Theodor R., des Vorigen Bruder, geb. 1638 zu Weſel, war ebenfalls ein Schüler de Bie's, widmete ſich aber vorzugsweiſe der Portraitmalerei, in welcher er es übrigens ſo weit brachte, daß ſeine Gemälde nur einer beſſern Zeichnung bedurft hätten, um als vollendete Meiſterwerke zu gelten. Er lebte abwechſelnd zu Caſſel, Manheim und Straß-

burg und erwarb ſich ein anſehnliches Vermögen. Sein Tod erfolgte im Jahre 1698. — Philipp R., der zweite Sohn von Johann Heinrich R. und deſſen Schüler, geb. 1655 zu Frankfurt, ging nach Italien und nahm ſeinen dauernden Wohnſitz zu Tivoli, weßhalb er auch gewöhnlich Roſa di Tivoli genannt wird. Er kommt ſeinem Vater, deſſen Genre er auch gewählt, in jeder Hinſicht gleich, und wird von Einigen ſogar noch höher gehalten, wenigſtens gaben ihm die Italiener, welche ihn für ſich vindiciren, unter allen Landſchafts- und Thiermalern den erſten Platz. Er ſtarb in Folge der Verſchwendung ſeiner Frau, der ſchönen Tochter des Malers Hyacinth Brandi, in großer Dürftigkeit zu Rom 1705. — Johann Melchior R., des Vorigen Bruder, geb. 1659, geſt. 1731, war ebenfalls ein geſchickter Thiermaler und zeichnete ſich auch im Portrait und in der Geſchichtsmalerei aus. — Joſeph R. endlich, der Enkel von Johann Heinrich R., geb. 1728 zu Wien, geſt. daſelbſt 1805 als Galeriedirector, arbeitete in der Manier ſeines Großvater und Philipp's R. Man ſchätzt vorzüglich ſeine radirten Blätter, eine Reihe von Thierſtücken und Landſchaften. 36.

Roos (Richard), ſ. Engelhardt.

Roquelaure (ſpr. Roklohr) (Gaſton Jean Baptiſte, Herzog von), Pair von Frankreich, der Sohn des Marſchalls Antoine Baron von R., geb. 1617, hatte von ſeinem Vater den kriegeriſchen Geiſt ſowohl, wie die ausgezeichnete Heiterkeit deſſelben und jenen Hang zum Witzeln geerbt, der ihn mehr noch als ſeine wahren Verdienſte berühmt gemacht hat. An allen Kriegen jener Periode ehrenvoll Antheil nehmend erwarb er ſich als Hofmann, Bonvivant und durch die Kunſt über nichts viel und luſtig zu ſchwatzen, nicht geringern Ruf, obwohl er ſeiner ſpitzigen Zunge wegen im Allgemeinen nur wenige Freunde beſaß. Seit 1676 war er Gouverneur von Cayenne. Er ſtarb am 10. März 1683. Man hat eine Sammlung von höchſt gemeinen Scherzen, die ihm, gewiß aber fälſchlich, zugeſchrieben werden. Sie erſchien 1727 zu Köln unter dem Titel: „Momus français ou les aventures divertissantes du duc de R.“ 22.

Roſa (Salvator), ein vorzüglicher italieniſcher Maler und Dichter, am 20. Juni 1615 zu Arenella, einem Dorfe bei Neapel geboren, zeigte ſchon als Knabe große Anlagen zur Malerei, fand aber, da ſeine Dürftigkeit ihn hinderte, ſich einen größern Wirkungskreis zu ſchaffen, wenig Beifall, bis der bekannte Maler Lanfranc ſein Talent erkannte und ihn bewog eine Kunſtreiſe nach Rom zu machen (1635), von wo ihn aber eine Krankheit bald wieder nach ſeiner Vaterſtadt trieb. Nachdem er ſeine Talente durch unermüdlichen Fleiß und durch ſorgſame Beobachtung der Natur noch mehr ausgebildet hatte, ging er zum zweiten Male nach Rom und erhielt daſelbſt an dem Cardinal Brancaccio eine ihm ſehr nöthige Stütze. Er begleitete dieſen nach ſeinem Bisthume Viterbo und malte den biſchöflichen Palaſt und ein großes Bild (den heiligen Thomas) für die Hauptkirche. Hier wagte er auch, durch den Umgang mit Dichtern angefeuert, ſeine erſten poetiſchen Verſuche; da aber ſein Genie immer noch keine Anerkennung fand, verließ er ſeinen Gönner und ſchlug ſeine Wohnung zu Rom auf, wo es ihm endlich gelang, ſich als Schauſpieler, Witzbold, Muſikus und Maler bekannt zu machen. Mit einem bedeutenden Namen kam er 1647 in ſeine Vaterſtadt zurück und nahm an der durch Maſaniello geleiteten Revolution Antheil. Nach der Wiederherſtellung der ſpaniſchen Herrſchaft ſah er ſich gezwungen nach Rom zu flüchten, wo er in düſterem Unmuth über das Scheitern ſeiner Pläne und den Wahnſinn der Menſchen ſeinen Zorn auf ſeine Gemälde übertrug. Man fand darin ſogar anſtößige Anſpielungen auf die angeſehenſten Perſonen in Rom und nur mit Mühe gelang es R. ſich dem gegen ihn ausgeſprochenen Verhaftungsbefehl zu entziehen und nach Florenz zu entkommen, wo er bereitwillig aufgenommen ward und bald eine nicht geringe Anzahl ergebener Freunde um ſich verſammelt ſah. Als er ſpäter wieder

ſeinen Aufenthalt in Rom nahm, war ſein Ruhm bereits ſo hoch geſtiegen, daß ihm ſeine Feinde und Neider nichts mehr anzuhaben vermochten. Er ſtarb daſelbſt am 15. März 1673. Als Maler hat ſich Salvator R. vorzüglich durch ſeine Landſchaften berühmt gemacht; weniger gelungen ſind ſeine hiſtoriſchen Gemälde; alle jedoch zeichnen ſich durch glühende Phantaſie, ſo wie durch Kraft und Wärme vortheilhaft aus; ſeine Zeichnung iſt freilich großartiger als correct und ſeine Figuren könnten eleganter ſein, aber die Anlage iſt ſtets geiſtreich und männlich; Licht, Farbe, Ausdruck und Leben ſind allenthalben. Als Dichter hat ſich R. durch ſeine derben Satyren „Die Muſik;“ „Die Malerei;“ „Die Poeſie;“ „Der Krieg;“ „Babilonia“ und „Der Neid“ („Satire,“ Amst. 1770. 8., Livorno 1787. 8., Amst. 1790. 8., Lond. 1824. 8.) eben ſo großen Ruhm erworben, als bittere Feindſchaft zugezogen. Lady Morgan's ſonſt vortreffliches Werk über S. R. („Life and times of Salvator Rosa,“ Lond. 1824. 3 Voll. 8., deutſch von Th. Hell, Dresd. 1824 ff. 3 Bde. 8.) iſt zu romanhaft gehalten. 66.

Roſalie (muſik.), ſ. Transpoſition.

Roscellinus, Rouscelinus, Ruzelinus (Johannes), Kanonicus zu Compiegne, um 1089, berühmter ſcholaſtiſcher Philoſoph und Stifter des Nominalismus (ſ. den Art. Scholaſtik). Wegen Anwendung ſeiner nominaliſtiſchen Anſichten auf die Dreieinigkeitslehre verketzert mußte er 1092 vor einer Synode zu Soiſſons Widerruf leiſten. Vgl. Chladenii „Diss. de vita et haeresi Roscellini“ (Erlang. 1756. 4.); Waldau's „Thesaurus bio- et bibliographicus“ (Chemnit. 1792. 8.). 80.

Roscius, Name eines der ausgezeichnetſten römiſchen Plebejergeſchlechter, von dem wir hier nur die berühmteſten Glieder namhaft machen: 1) Quintus R., Zeitgenoſſe Sulla's und Cicero's und Nebenbuhler des Äſopus, einer der beſten Schauſpieler ſeiner Zeit, bekannt durch das Lob, das ihm Cicero überall zu Theil werden läßt. Von Figur ſchön gebaut, mit einer wohltönenden Stimme ausgerüſtet und in ſeinem Äußern gewandt ſtrebte er unaufhaltſam fort im wiſſenſchaftlichen Studium griechiſcher und vaterländiſcher Meiſterwerke, ward nicht nur der gefeiertſte Tragödiendichter, ſondern auch der beliebteſte Komödiendichter ſeiner Zeit, ſo daß es ſelbſt ein römiſches Sprüchwort wurde: „ein R. in ſeinem Fache ſein.“ Hierdurch nun ſo wie durch ſeinen Unterricht, den er jungen Schauſpielern ertheilte, von denen er viele zu den tüchtigſten Künſtlern heranbildete, von Jung und Alt, Vornehm und Gering hochgeſchätzt, ward ihm ſelbſt, nachdem er die Bühne wegen ſeines vorgerückten Alters nicht mehr betreten konnte, vom Senate das bedeutende Jahrgeld von ungefähr 300 Thalern ausgeſetzt, das er jedoch nach der Angabe Einiger, weil er es nicht bedurfte, ausgeſchlagen haben ſoll. Von ſeiner Schrift „Über die äußere Beredſamkeit“ iſt uns nichts erhalten worden. Er ſtarb ruhmgekrönt ungefähr 61 v. Chr. 2) Sextus R. Amerinus (aus Ameria), ein mehr durch eine für deſſen Sohn gehaltene Rede des Cicero berühmt gewordener Römer. Er lebte in Rom, galt daſelbſt für einen der reichſten Männer und ward dadurch bald in den Zeiten der Bürgerkriege der Gegenſtand des Neides und der Raubſucht. Auf Anſtiften mehrerer ſeiner Feinde und namentlich des Chryſogonus, Sulla's berüchtigten Freigelaſſenen, ward er eines Abends, als er von einem Abendſchmauſe zurückkehrte, bei den Palatiniſchen Bädern durch Hinterliſt getödtet. Bald darauf kamen ſeine Güter um einen Spottpreis in die Hände ſeiner Mörder. Solche Gewaltthätigkeit aber mußte Verdacht erregen; allein auch auf dieſes waren die Mörder vorbereitet. Sogleich leiteten ſie einen Proceß gegen des R. Sohn ein, den ſie des Vatermordes beſchuldigten. Der Sohn war 3) Sextus R. Amerinus, derſelbe, zu deſſen Gunſten Cicero jene uns noch erhaltene treffliche Rede hielt. Aufs Trefflichſte von Cicero vertheidigt, der ihn nicht nur ganz von jenem Morde rein ſprach, ſondern auch mit den deutlichſten

Belegen ſeinen durchaus unbeſcholtenen Lebenswandels darlegte und durch die Verbindungen, in welchen er mit den vornehmſten Römern ſtand, unterſtützt, ward R. nicht nur freigeſprochen, ſondern erhielt auch ſeine ihm genommenen Güter zurück. 20.

Roscoe (ſpr. Rosku) (William), ein geſchätzter engliſcher Hiſtoriker, 1752 zu Liverpool von armen Eltern geboren, erhielt eine ſeinen natürlichen Anlagen wenig angemeſſene Erziehung und kam nach einem ſehr dürftigen Schulunterrichte als Schreiber zu einem Anwalt ſeiner Vaterſtadt. Mitten unter den langweiligen Beſchäftigungen auf dem Bureau ſeines Principals erlernte er, von einem ſeiner Mitſchreiber veranlaßt, die lateiniſche Sprache und hatte es bald ſo weit gebracht, daß ihm das Verſtändniß der römiſchen Claſſiker leicht wurde. Darauf wandte er ſeinen Fleiß den neueren Sprachen zu und machte beſonders im Franzöſiſchen und Italieniſchen bedeutende Fortſchritte. Dabei las er mit unermüdlichen Eifer die vaterländiſchen Dichter und trat in ſeinem 16. Jahre mit dem didaktiſchen Gedichte „Mount-Pleasant," welches mit großem Beifalle begrüßt ward, hervor. Nach Ablauf ſeiner Lehrzeit ward er Geſchäftsführer bei einem andern berühmten Rechtsgelehrten in Liverpool und trieb die juriſtiſche Praxis und die ſchönen Wiſſenſchaften mit gleichem Erfolge. Einen Theil des Reichthums, welchen ihm die erſtere verſchaffte, verwendete er zu nützlichen Zwecken; ſo ward er einer der Stifter und der eifrigſte Beförderer der Geſellſchaft zur Ermuthigung der Malerei und Zeichnenkunſt (1775), ſo wie der vorzüglichſten Unterrichtsanſtalt ſeiner Vaterſtadt (Liverpool institution) und gab ſich alle mögliche Mühe die Abſchaffung der Sklaverei in den Colonien zu bewirken; ſogar ein trefflich gerathenes Gedicht: „The wrongs of Africa" (1788) ſollte zu dieſem Zwecke beitragen. Die franzöſiſche Revolution fand an R. einen begeiſterten Lobredner, bis ihn die Grauſamkeiten der Schreckensherrſchaft zum Schweigen brachten. Nachdem er lange mit Eifer und Treue die Angelegenheiten ſeines Prinzipals beſorgt hatte, trat er 1797 ſelbſt als Sachwalter auf und ward kurz darauf von Liverpool zu einem ihrer Repräſentanten in der Kammer der Gemeinen gewählt. Er ſchloß ſich eng an Fox an und unterſtützte deſſen Anſichten aus allen Kräften. Um dieſe Zeit wandte er ſich gänzlich von der Jurisprudenz ab und gründete ein Banquiergeſchäft, durch welches er aber, da er ſich zu leichtſinnig in gewagte Unternehmungen einließ, ſein mühſam erworbenes Vermögen wieder verlor. Sogar ſeine koſtbare, an Schätzen der italieniſchen Literatur ungewöhnlich reiche Bibliothek mußte verſteigert werden. Er ſtarb am 30. Juni 1831. In der letzten Hälfte ſeines Lebens befaßte er ſich mit großem Erfolge mit hiſtoriſchen Studien und ſeinen Leiſtungen in dieſem Fache der Gelehrſamkeit verdankt er hauptſächlich ſeinen Ruhm. Zuerſt erſchien „Life of Lorenzo de' Medici" (Lond. 1797. 2 Voll. 4. 1800. 3 Voll. 8. Basil. 1799. 3 Voll. 8. Deutſch von K. Sprengel, Berl. 1797. 8.) nebſt den dazu gehörigen „Illustrations historical and critical of the life of Lorenzo de' Medici, with an appendix of original and other documents" (Lond. 1822. 4.) und erregte durch männlich ſchöne Darſtellung und philoſophiſchen Geiſt großes Aufſehen und ungewöhnliche Theilnahme. Weniger bedeutend, jedoch durch gründliche Forſchung ausgezeichnet iſt ſein zweites Werk: „The life and pontificate of Leo X." (Liverp. 1805. 4 Voll. 4. Lond. 1806. 6 Voll. 8. Deutſch von A. F. G. Glaſer, mit Anmerkungen und Zuſätzen von von H. P. C. Henke, Leipz. 1806—1808. 3 Bände. 8.); „Historical works" (Heidelb. 1828. 8 Voll. 8. — Vergl. „Life of W. Roscoe" (Lond. 1833. 2 Voll. 8.) von ſeinem Sohne. 67.

Roſe (Krieg der weißen und rothen). Unter allen Bürgerkriegen, deren abſchreckendes Bild uns die Geſchichte vorführt, möchte wohl keiner des Blutvergießens und der Gräuel mehr darbieten, als der, welcher unter dem Namen des Kriegs der weißen und rothen R. im XV. Jahrh. über 30 Jahre lang

England zu einem Schauplatze der Verwirrung und unſäglichen Jammers machte. Es war dieß kein aus der Verſchiedenheit politiſcher oder religiöſer Meinung hervorgegangener Kampf erbitterter Parteien des Volks, ſondern ein Kampf nur der Intereſſen des königlichen Hauſes, ein reiner Vertilgungskrieg der Dynaſtie gegen ſich ſelbſt, geführt um die Herrſchaft über das Land, welches gezwungen und ohne wahres Intereſſe, weil ohne Ausſicht auf Gewinn von dem Sieger, dem Egoismus der Herrſcher ſein beſtes Herzblut zum Opfer bringen mußte. Die Urheber dieſes verderblichen Zwiſtes waren die Häuſer York und Lancaſter, beide Zweige der Dynaſtie Plantagenet, jenes von der Farbe der R., die es im Wappen trug, die weiße, dieſes aus gleichem Grunde die rothe R. genannt. Bereits König Richard II. (ſ. d. Art.) hatte nur mit Mühe den Thron zu behaupten vermocht und unterlag zuletzt in der That dem ehrgeizigen Sohne Lancaſter's, Heinrich (IV.). Deſſen Sohn, Heinrich V., hinterließ bei ſeinem Tode (1422) einen noch minderjährigen Thronerben in Heinrich VI., welcher aber nach dem Ableben Bedford's und dem Sturze Glocester's (ſeiner Oheime) ein Spielball ſeiner Günſtlinge, des Herzogs von Suffolk und ſpäter Somerſet's, wurde. Die allgemeine Unzufriedenheit darüber glaubte Richard, Herzog von York, ein Enkel von Eduard's III. viertem Sohne (dem Herzoge Edmund von York) zur Realiſirung ſeiner Anſprüche auf den Thron, die allerdings wegen ſeiner Abſtammung mütterlicher Seite von Lionel von Clarence, dem zweiten Sohne Eduard's III., gerechter als die des Hauſes Lancaſter erſchienen, benutzen zu müſſen. An der Spitze einer mächtigen Partei erzwang er durch mehrere ſiegreiche Schlachten ſeine Ernennung zum Statthalter und Protector (1450) und ſpäter (1455) zum Nachfolger des Königs, den er gefangen hielt. Doch der Kampf, von der Königin Margaretha geleitet, dauerte fort und ein Sieg derſelben bei Wakefield (1460) koſtete Richard das Leben. An ſeiner Statt wurde Eduard (IV.), ſein Sohn, von dem Grafen Warwick als König ausgerufen (1461) und nach der mörderiſchen Schlacht von Towton vom Parliamente anerkannt. Deſſenungeachtet erneuerten Heinrich und ſeine Partei ihre Anſtrengungen zur Wiedererringung des Throns und, wie es ſchien, mit Glück; denn Eduard IV. mußte 1470 vor dem ihm untreu gewordenen und durch franzöſiſche Hülfstruppen verſtärkten Grafen Warwick flüchtig werden. Aber ſchon 1471 kehrte er mit burgundiſcher Hülfe zurück, gewann die Schlacht von Barnet, wo Warwick blieb, nahm hierauf den unglücklichen Heinrich in dem mörderiſchen Gefechte bei Tewksbury an der Saverne abermals gefangen und ließ ihn im Tower erdroſſeln. Der junge Prinz von Wales war kurz zuvor ebenfalls gewaltſamen Todes geſtorben. Das Haus Lancaſter war vernichtet und Eduard auf dem Throne befeſtigt, aber die Grauſamkeit, mit welcher er gegen die unglücklichen Anhänger des beſiegten Hauſes und zuletzt ſelbſt gegen ſeine eigene Familie wüthete, ward nach ſeinem Tode (1483) an ſeinen Söhnen Eduard (V.) und Richard von York gerächt. Sein eigner Bruder, der verworfene Herzog Richard (III.) von Glocester nahm ſeinen Neffen Thron und Leben und ließ ſich dann zum Könige ausrufen (1483). Doch noch einmal entbrannte jetzt der Bürgerkrieg; denn die Nation überdrüſſig der unerträglichen Tyrannei rief Heinrich (VII.) Tudor, Grafen von Richmond, welcher ſich bei der Vertilgung des Hauſes Lancaſter, dem er als Sohn von Margaretha Beaufort, der Urenkelin des Herzogs Johann von Lancaſter, angehörte, gerettet hatte, zurück und ernannte ihn nach der ſiegreichen Schlacht von Bosworth, in welcher Richard III. blieb, zum Könige (1485). So endete dieſer unheilvolle Krieg zugleich mit dem Erlöſchen des Mannsſtammes Plantagenet und ſchwer nur und langſam erholte ſich das fürchterlich mitgenommene Land von den Wunden, die ihm der Egoismus und die Grauſamkeit ſeiner Beherrſcher geſchlagen hatte. 1.

Roſe (Roman von der) nennt man einen der berühmteſten franzöſiſchen Rit-

terromane, welchen Wilhelm von Lorris, ein ſonſt unbekannter Dichter, in der erſten Hälfte des XIII. Jahrh. begann und Jean de Meun am Anfange des XIV. fortſetzte und beendigte. Man würde das holpricht verſifizirte Machwerk beſſer ein didaktiſch-allegoriſches Gedicht nennen; denn die Erfindung hat keinen epiſchen Zug, ſondern iſt nur ein allegoriſcher Traum. Ein Liebender wird in den Garten der Liebe verſetzt und von Amor verwundet; er fühlt Verlangen, die R. (nichts Anderes, als was das deutſche Mittelalter Minneſold nannte) zu pflücken und gelangt auch endlich nach Beſiegung vieler Hinderniſſe, die ſämmtlich als allegoriſche Perſonen vorgeführt werden, zu ſeinem Zwecke. Das Caſtell, womit die R. umgeben iſt, wird geſtürmt und das Gedicht endet auf gemein obſcöne Art, nachdem es ſich in den derbſten Bildern erſchöpft hat. Das Geiſt- und Sinnreiche des Romans von der R. liegt einzig und allein in der Art der Ausführung. Treffliche Partien, artige Reflexionen und Beſchreibungen ſind nicht ſelten und mußten die gleichzeitige Leſewelt bezaubern; die Diction fließt ſo leicht dahin, daß man [illegible] noch bewundern muß. Die ſatyriſche Tendenz, welche ſich durch das Gan[illegible] durchzieht und beſonders gegen die Weiber gerichtet iſt, mußte noch mehr anziehen. Übrigens bemerkt man ſchon in dieſem ächt franzöſiſchen Nationalwerke das Vorwalten des ſinnreichen Raiſonnirens und Moraliſirens, wodurch die ſpätere franzöſiſche Poeſie auf Abwege geführt wurde. Später wurde der Roman von der R. in Proſa aufgelöſt und auch in dieſer Geſtalt, obſchon man ſogar gegen dieſes ſchlüpferige Werk predigte und ſchrieb, verſchlungen. Seine Beliebtheit zeigen ſchon die zahlreichen Ausgaben, welche er im XV. und XVI. Jahrh. erlebte, deren man nicht weniger als vierzehn (die erſte, Par. 1479. Fol.; die letzte, Par. 1538. 8.) zählt. Neuere Ausgaben beſorgten Lenglet du Fresnoy (Par. 1735. 3 Voll. 12. N. E. Par. 1798. 5 Voll. 8.) und Méon (Par. 1814. 4 Voll. 8.). Die proſaiſche Auflöſung iſt bis jetzt nur in alten ſchwer zu bekommenden Ausgaben (Par. 1511. Fol. Lyon 1503. Fol. Par. 1521. Fol.) vorhanden. 67.

Roſenblüt oder **Roſenplüt** (Hans), einer der berühmteſten deutſchen Meiſterſänger, von ſeinen Zeitgenoſſen, wahrſcheinlich ſeines ungewaſchenen Mauls wegen, gewöhnlich der **Schnepperer** genannt, lebte um die Mitte des XV. Jahrh. als Wappenmaler zu Nürnberg und ſcheint ſich auch zum Behufe ſeiner Kunſt an manchen deutſchen Fürſtenhöfen umgeſehen zu haben. Mehr iſt von ſeinen Lebensumſtänden nicht auszumitteln. R. kann, wenn man überhaupt einen Vergleich anſtellen will, als der Thespis unſerer Bühne gelten; denn er verſuchte zuerſt in ſeinen Faſtnachtsſpielen, die er übrigens nicht erfand, einen ordentlichen Dialog. Seinem Witze ließ er darin die ungezügelſte Freiheit, wenn es galt, das nürnberger Publicum im rechten Faſtnachtsgeſchmacke ſeiner Zeit durch die ſchmuzzigſten Späße zu ergötzen, doch darf man weder ihn, noch ſeine Zuſchauer für minder ehrſam halten, als ſie wirklich waren; denn ohne ſolche Ausſchweifungen des burlesken Witzes ſchien damals ein ächtes Faſtnachtsſtück nicht wohl möglich zu ſein. R.'s ſechs auf uns gekommene „Faſtnachtsſpiele" (in Gottſched's „Nöthigem Vorrath zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt", II. 43—80) ſind übrigens insgeſammt ohne dramatiſches Intereſſe, nur „Der Bauer und der Bock" hat etwas mehr Handlung; ihr Werth beruht hauptſächlich auf der kräftigen Darſtellung und auf den nicht ſelten ariſtophaniſch kecken Witzſpielen. Auf einer höheren Stufe der poetiſchen Cultur zeigt ſich R. in ſeinen Schwänken, von welchen bis jetzt nur „Der König im Bad" (Bamb. 1493. 4.; auch im „Deutſchen Muſeum", 1782. II.), „Der Mann im Garten" (Ebend. 1493. 4. Auch in „Braga und Hermode", II.) und „Der Baumgarten" (in Canzler's und Meißner's „Quartalſchrift", I.) bekannt geworden ſind und die wegen ihrer oft meiſterhaft jovialen Darſtellung und der mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit gehaltenen komiſchen Sprache ſämmtlich verdienten ans Licht gezogen zu werden. Daß

ſich der luſtige Meiſterſänger doch nicht ganz der ernſten Dichtkunſt entſchlug, beweiſen ſein freilich nicht ſehr zu rühmendes hiſtoriſches Gedicht auf den 1450 bei Hempach erfochtenen Sieg der Stadt Nürnberg über den Adel (in Canzler's und Meißner's „Quartalſchrift", III.), ſo wie einige kleinere Gedichte religiöſen Inhalts. 67.

Roſenfeſte ſind im Allgemeinen Freudentage, welche in der Blüthenzeit der Roſen an gewiſſen öffentlichen mit Roſen geſchmückten Orten durch Tanz, Muſik ꝛc. gefeiert werden, wie z. B. die R. der Perſer im Roſenwerfen und in anderen Luſtbarkeiten, welche den Tag und die Nacht durch dauern, beſtehen. Im engern Sinne aber verſteht man unter Roſenfeſten das bekannte ländliche Feſt, an welchem aus der Zahl aller unbeſcholtenen Jungfrauen eines Orts das tugendhafteſte und mit vorzüglichen weiblichen Eigenſchaften ausgeſtattete Mädchen öffentlich belobt und belohnt wird. So wird z. B. in Frankreich, urſprünglich zu Salency, einem Dorfe bei Noyon in der Picardie, von 3 Jungfrauen jährlich eine ausgewählt. Nachdem ihr Name in der Kirche bekannt gemacht und untadelhaft erfunden iſt, ſo wird ſie den 8. Juni, am Tage des heiligen Medardus, als La Roſière unter gewiſſen Feierlichkeiten vom Herrn des Guts mit 12 anderen feſtlich geſchmückten Paaren zur Medarduskapelle geführt, mit dem Ehrenkranze gekrönt und mit einem Geſchenke von 25 Livres belohnt. Feſtliche Gebräuche in der Kirche und im Freien beſchließen das Ganze. Dieſes Feſt wurde zur Zeit Ludwig's XIII. geſtiftet und dem heiligen Medardus der Sage nach zugeſchrieben, weil ſein Feſt in die Roſenzeit fällt. (Vergl. „Hanöverſches Magazin" vom Jahre 1766. Nr. 94.) Ganz nach dem Muſter des Roſenfeſtes zu Salency führte auch der ſchwarzburgiſche Geheimerath und Kanzler, Chr. Ulrich von Ketelhodt zu Rudolſtadt, auf ſeinem Gute Lichſtädt ein ſolches Roſenfeſt mit landesherrlicher Genehmigung ein. Es wurde damals als das 2. auf der ganzen Erde genannt und am Tage Ulrici den 4. Juli 1769 zum erſten Male feſtlich begangen. (Vergl. „Nova acta hist. eccles." IX, 423—430.) Auch iſt das Roſenfeſt zu Ehren der heiligen Roſalie in Sicilien, welcher an demſelben Roſen dargebracht werden, mit religiöſen Gebräuchen verbunden. Ein mit Roſen geſchmücktes Mädchen hängt einen Kranz von ſeltenen ſchwarzen Roſen am Fußgeſtelle des heiligen Roſenmädchens (der heiligen Roſalie) auf. 84.

Roſenkranz, auch **Paternoſter** (rosarium, corona beatae virginis), das Gebetmaß der Katholiken, iſt eine Schnur mit an einander gereihten, aus beliebiger Maſſe angefertigten Kügelchen, nach welcher in beſtimmter Folge die „Paternoſter" und „Ave Maria" gebetet werden. An dem größeren oder marianiſchen befinden ſich 150 kleine Kügelchen und zwiſchen je 10 derſelben ein größeres. Erſtere beſtimmen die Anzahl der zu betenden „Ave Maria", letztere die der Paternoſter. Nach dem kleinern Roſenkranze können blos 50 Ave Maria und 5 Paternoſter gebetet werden. Der Urſprung des Roſenkranzes verliert ſich nicht, wie man früher gewöhnlich annahm, ins IV. Jahrh., ſondern iſt erſt ins XI. zu ſetzen, da um 1044 eine Gräfin Godiva aus Herford in England zuerſt Gebrauch von demſelben machte. Vielleicht gaben zu ſeiner Einführung einzelne Wallfahrer in das gelobte Land Veranlaſſung, die eine ähnliche Sitte bei den Anhängern des Islam kennen lernten. Die Kränze derſelben ſollen angeblich aus 99 angehängten kleinen Kugeln beſtehen, welche aus heiliger Erde von Mekka und Medinah verfertigt worden. Auch dienen bei einigen indiſchen Kaſten dergleichen Kränze als Norm beim Gebete. — Das Roſenkranzfeſt, des am 7. Oct. 1571 bei Lepanto über die Türken erfochtenen Sieges zu Ehren von Gregor XIII. geſtiftet, wird ſeit dem Ende des XVI. Jahrh. am 1. Sonntage im October gefeiert. — Vergl. Weber, „Über das Gebet des Roſenkranzes" (München 1815). 77.

Roſenkreuzer nannten ſich die Mitglieder eines geheimen Ordens (fraterni-

Bayerische Staatsbibliothek München

las rosae cruciata), welcher angeblich von einem gewiſſen Chriſtian Roſenkreuz ſchon im XV. Jahrh. gegründet worden ſein ſoll und dann der myſtiſchen Oppoſition gegen die katholiſche Kirche vor der Reformation angehören würde. Daß Joh. Valentin Andreä Mitglied oder gar Stifter dieſes Bundes geweſen ſei, läßt ſich nicht nachweiſen, indem der Zweck ſeiner „Invitatio ad fraternitatem Christi“ und „Reipublicae christianopolitanae descriptio“ (1618 und 1619) nur die Verbindung zu Beförderung religiöſen Sinnes war. Um dieſe Zeit aber, zu Anfange des XVII. Jahrh., gingen von der Geſellſchaft der R. mehrere Schriften aus, die eine allgemeine Umgeſtaltung auch des bürgerlichen Lebens zugleich mit dem religiöſen forderten. Ihr eigentlicher Zweck, wenigſtens in ſpäterer Zeit, ſcheint aber magiſche Bewältigung der Natur und des Geiſterreichs, Auffindung des Steins der Weiſen geweſen zu ſein; daher ſie ſich vorzüglich mit Alchymie, Magie und Kabbala beſchäftigten. Sie theilten ſich in zwei Claſſen, untere Brüder und Obere. Die erſteren, auch theoretiſche Brüder genannt, wohl ehrliche gute, aber ſchwache, betrogene Leute, die ſich blindlings durch ihren Hang zum Wunderbaren leiten ließen, mußten alchymiſtiſche Proceſſe bearbeiten und ihr Vermögen in Schmelztiegeln verrauchen laſſen. Die Oberen blieben ſtets den Untergebenen unbekannt und forderten von ihnen ſtrengen Gehorſam und blinden Glauben. Mehrmals zu verſchiedenen Zeiten geheimnißvoll ans Licht getreten ſind ſie ſeit Ende des XVIII. Jahrh. völlig verſchwunden. Den Namen Roſenkreuz leiteten übrigens die Anhänger dieſes Bundes von dem Kreuze Chriſti her, welches mit dem roſenfarbenen Blute deſſelben beſprengt ſei, ohne welches man kein Nachfolger Chriſti ſein könne, mit welchem man aber alle Weisheit und Erkenntniß erlange. In ihren Verſammlungen trugen ſie ein blaues Ordensband, an welchem ein goldenes Kreuz mit einer Roſe hing. — Vergl. v. Murr, „Über den wahren Urſprung der Roſenkreuzer“ (Sulzbach 1803); Buhle, „Über den Urſprung und die Schickſale der Roſenkreuzer“ (Göttingen 1804). 63.

Roſenmüller (Johann Georg), berühmter Theolog und Kanzelredner wurde am 18. Dec. 1736 in Ummerſtädt bei Hildburghauſen geboren, beſuchte ſeit 1751 die Lorenzſchule zu Nürnberg und ſeit 1757 die Univerſität zu Altdorf und lebte nach Beendigung ſeiner akademiſchen Studien einige Jahre als Hauslehrer, zuerſt im Pfälziſchen, dann in Hildburghauſen. Hier empfahl er ſich durch einige Nachmittagspredigten ſo ſehr, daß er 1767 als Prediger daſelbſt angeſtellt ward. Schon im folgenden Jahre kam er als Paſtor nach Heßberg und 1772 nach Königsberg in Franken als Diakonus und adjungirter Superintendent; 1773 aber erhielt er den Ruf als ordentlicher Profeſſor der Theologie nach Erlangen, ward hier 1775 auch Doctor der Theologie und 1779 Pfarrer an der altſtädter Kirche, 1783 erſter Profeſſor der Theologie, Superintendent, Conſiſtorialaſſeſſor und Stadtpfarrer in Gießen, endlich 1785 Superintendent, Conſiſtorialaſſeſſor und ordentlicher Profeſſor der Theologie in Leipzig, wo er 1793 auch Domherr zu Meißen und 1806 Prälat und Senior der Facultät ward und am 14. März 1815 als der damals älteſte Theolog aller deutſchen Univerſitäten ſtarb. R. gehörte zu den verdienteſten und geachtetſten Theologen und Kanzelrednern ſeiner Zeit. Namentlich hat er ſich in Leipzig durch Verbeſſerung der Liturgie und des Schulweſens, ſo wie dadurch, daß er die erſte Veranlaſſung zur Stiftung des Arbeitshauſes für Freiwillige, der Rathsfreiſchule und Bürgerſchule ward, unvergeßliche Verdienſte erworben. Als Prediger aber war er beſonders ſeiner Popularität, praktiſchen Richtung und der Herzlichkeit ſeines Vortrags wegen allgemein beliebt; als Menſch ausgezeichnet durch Humanität, Beſcheidenheit und ächte Religioſität; als Schriftſteller fruchtbar, indem ſich die Zahl ſeiner Schriften, welche wegen ihrer Popularität, Gründlichkeit und Gediegenheit große Verbreitung fanden, gegen 100 beläuft. Die wichtigſten derſelben ſind: „Religionsgeſchichte für Kinder“ (Hild-

burghauſen 1771. 10. Aufl. Leipz. 1828); „Chriſtliches Lehrbuch für die Jugend“ (Coburg 1775. 15. Aufl. Leipz. 1815); „Erſter Unterricht in der Religion für Kinder“ (Leipz. 1830. 9. Aufl.); „Morgen- und Abendandachten“ (Leipz. 1820. 7. Aufl.); „Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion auf alle Tage des Jahres“ (Leipz. 1801. 4 Bde.); „Auserleſenes Beicht- und Communionbuch“ (Nürnb. 1827. 12. Aufl.); „Betrachtungen über merkwürdige Begebenheiten des XVIII. Jahrh. mit Rückſicht auf Religion und Sittlichkeit“ (Leipz. 1801); „Predigten über auserleſene Stellen der heiligen Schrift“ (Leipz. 1811—1813. 3 Bde.); „Paſtoralanweiſung“ (Leipz. 1788); „Anleitung für angehende Geiſtliche“ (Leipz. 1792); „Beiträge zur Homiletik“ (Lpz. 1814); „Scholia in novum testamentum“ (Norimb. 1777—1782. 6 Voll. ed. VI. cur. E. F. C. Rosenmüller. Lips. 1815—1830); „Historia interpretationis librorum sacrorum in ecclesia christiana“ (Lips. 1792—1814. 5 Voll.). Nach ſeinem Tode erſchien noch „Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre“ (Leipz. 1818—1819. 2 Bde.). — Vergl. „Lehren der Weisheit nach Seneca von Dr. J. G. Roſenmüller nebſt R.'s Leben und Wirken“, dargeſtellt von J. Ch. Dolz (Leipz. 1816). 63.

Roſenmüller (Ernſt Friedrich Karl), bekannter Orientaliſt, der Sohn des Vorigen, wurde am 10. Dec. 1768 zu Heßberg bei Hildburghauſen geboren und auf dem Pädagogium zu Gießen gebildet, ſtudirte dann in Leipzig Theologie und morgenländiſche Sprachen, habilitirte ſich 1792 als Privatdocent, verwaltete zugleich eine Cuſtodenſtelle bei der Univerſitätsbibliothek und erhielt 1795 eine außerordentliche und 1813 die ordentliche Profeſſur der morgenländiſchen Sprachen, die er bis an ſeinen Tod, den 17. Sept. 1835, verwaltete. — Ward auch R.'s Ruhm als Orientaliſt durch mehrere gleichzeitige berühmte Namen verdunkelt und hat er ſelbſt durch eigne Forſchungen zur Fortſchreitung in dem Studium morgenländiſcher Sprachen und Literaturen wenig beigetragen, ſo hat doch der große Ruf, den er genoß, in ſeinen literariſchen Leiſtungen eine feſte Grundlage und Gewähr und dieſe werden ihn ſicher der Nachwelt überbringen. Vorzüglich ſind ſeine „Scholia in Vetus Test.“ (Leipz. 1788—1835. 11 Theile in 23 Bänden, von denen die erſteren mehrere Auflagen erlebten), in denen er mit eiſernem Fleiße allen exegetiſchen Stoff zuſammengetragen, geſichtet und geordnet hat, und eben ſo ſeine „Scholia in V. T. in compendium redacta“ (Leipz. 1828—1835. 5 Bde.) eine unſchätzbare Bereicherung der Literatur, ſo wie ſeine erläuternden Werke („Das alte und neue Morgenland“, Leipz. 1818—1820. 6 Bde.; „Handbuch für die Literatur der bibliſchen Kritik und Exegeſe“, Göttingen 1797—1800. 4 Bde.; „Handbuch der bibliſchen Alterthumskunde“, Leipz. 1823—1831. 4 Bde.; „Anſichten von Paläſtina“, Leipz. 1810—1814. Querfol. 3 Bde.) mit dem größten Beifalle aufgenommen worden ſind. Außerdem beſitzen wir von R. „Institutiones ad fundamenta linguae arabicae“ (Leipz. 1818. 4.) und „Analecta arabica“ (Leipz. 1825 ff. 3 Thle.), in welchen letztern er vorzüglich ſeine früheren Ausgaben von Sohair's Moallakah und den Sprüchwörtern Meidani's einer genauern Bearbeitung unterwarf. Auch verdanken wir ihm die erneuerte Herausgabe mehrerer wichtiger Werke verſtorbener Verfaſſer. 16.

Roſenmüller (Johann Chriſtian), berühmter Anatom, Sohn des Superintendenten J. G. Roſenmüller zu Leipzig, ward zu Heßberg bei Hildburghauſen 1771 geboren. Seine Gymnaſialbildung erhielt er zu Gießen und Leipzig und ſtudirte hierauf Medicin und Chirurgie zu Leipzig und Erlangen. Von letzterm Orte aus unterſuchte er die Höhlen des Fichtelgebirges in der Nähe von Muggendorf (ſ. d. Art.), entdeckte mehrere derſelben, von denen eine noch jetzt den Namen Roſenmüllershöhle führt, und beſchrieb die in ihnen gefundenen foſſilen Knochen in mehreren Schriften, von denen die wichtigſte iſt: „Abbildung und Beſchreibung

terromane, welchen Wilhelm von Lorris, ein ſonſt unbekannter Dichter, in der erſten Hälfte des XIII. Jahrh. begann und Jean de Meun am Anfange des XIV. fortſetzte und beendigte. Man würde das holpricht verſifizirte Machwerk beſſer ein didaktiſch-allegoriſches Gedicht nennen; denn die Erfindung hat keinen epiſchen Zug, ſondern iſt nur ein allegoriſcher Traum. Ein Liebender wird in den Garten der Liebe verſetzt und von Amor verwundet; er fühlt Verlangen, die R. (nichts Anderes, als was das deutſche Mittelalter Minneſold nannte) zu pflücken und gelangt auch endlich nach Beſiegung vieler Hinderniſſe, die ſämmtlich als allegoriſche Perſonen vorgeführt werden, zu ſeinem Zwecke. Das Caſtell, womit die R. umgeben iſt, wird geſtürmt und das Gedicht endet auf gemein obſcöne Art, nachdem es ſich in den derbſten Bildern erſchöpft hat. Das Geiſt- und Sinnreiche des Romans von der R. liegt einzig und allein in der Art der Ausführung. Treffliche Partien, artige Reflexionen und Beſchreibungen ſind nicht ſelten und mußten die gleichzeitige Leſewelt bezaubern; die Diction fließt ſo leicht dahin, daß man [illegible] noch bewundern muß. Die ſatyriſche Tendenz, welche ſich durch das Ganze durchzieht und beſonders gegen die Weiber gerichtet iſt, mußte noch mehr anziehen. Übrigens bemerkt man ſchon in dieſem ächt franzöſiſchen Nationalwerke das Vorwalten des ſinnreichen Raiſonnirens und Moraliſirens, wodurch die ſpätere franzöſiſche Poeſie auf Abwege geführt wurde. Später wurde der Roman von der R. in Proſa aufgelöſt und auch in dieſer Geſtalt, obſchon man ſogar gegen dieſes ſchlüpferige Werk predigte und ſchrieb, verſchlungen. Seine Beliebtheit zeigen ſchon die zahlreichen Ausgaben, welche er im XV. und XVI. Jahrh. erlebte, deren man nicht weniger als vierzehn (die erſte, Par. 1479. Fol.; die letzte, Par. 1538. 8.) zählt. Neuere Ausgaben beſorgten Lenglet du Fresnoy (Par. 1735. 3 Voll. 12. N. E. Par. 1798. 5 Voll. 8.) und Méon (Par. 1814. 4 Voll. 8.). Die proſaiſche Auflöſung iſt bis jetzt nur in alten ſchwer zu bekommenden Ausgaben (Par. 1511. Fol. Lyon 1503. Fol. Par. 1521. Fol.) vorhanden. 67.

Roſenblüt oder **Roſenplüt** (Hans), einer der berühmteſten deutſchen Meiſterſänger, von ſeinen Zeitgenoſſen, wahrſcheinlich ſeines ungewaſchenen Mauls wegen, gewöhnlich der Schnepperer genannt, lebte um die Mitte des XV. Jahrh. als Wappenmaler zu Nürnberg und ſcheint ſich auch zum Behufe ſeiner Kunſt an manchen deutſchen Fürſtenhöfen umgeſehen zu haben. Mehr iſt von ſeinen Lebensumſtänden nicht auszumitteln. R. kann, wenn man überhaupt einen Vergleich anſtellen will, als der Thespis unſerer Bühne gelten; denn er verſuchte zuerſt in ſeinen Faſtnachtsſpielen, die er übrigens nicht erfand, einen ordentlichen Dialog. Seinem Witze ließ er darin die ungezügelſte Freiheit, wenn es galt, das nürnberger Publicum im rechten Faſtnachtsgeſchmacke ſeiner Zeit durch die ſchmuzzigſten Späße zu ergötzen, doch darf man weder ihn, noch ſeine Zuſchauer für minder ehrſam halten, als ſie wirklich waren; denn ohne ſolche Ausſchweifungen des burlesken Witzes ſchien damals ein ächtes Faſtnachtsſtück nicht wohl möglich zu ſein. R.'s ſechs auf uns gekommene „Faſtnachtsſpiele" (in Gottſched's „Nöthigem Vorrath zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt", II. 43—80) ſind übrigens insgeſammt ohne dramatiſches Intereſſe, nur „Der Bauer und der Bock" hat etwas mehr Handlung; ihr Werth beruht hauptſächlich auf der kräftigen Darſtellung und auf den nicht ſelten ariſtophaniſch kecken Witzſpielen. Auf einer höheren Stufe der poetiſchen Cultur zeigt ſich R. in ſeinen Schwänken, von welchen bis jetzt nur „Der König im Bad" (Bamb. 1493. 4.; auch im „Deutſchen Muſeum", 1782. II.), „Der Mann im Garten" (Ebend. 1493. 4. Auch in „Braga und Hermode", II.) und „Der Baumgarten" (in Canzler's und Meißner's „Quartalſchrift", I.) bekannt geworden ſind und die wegen ihrer oft meiſterhaft jovialen Darſtellung und der mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit gehaltenen komiſchen Sprache ſämmtlich verdienten ans Licht gezogen zu werden. Daß

ſich der luſtige Meiſterſänger doch nicht ganz der ernſten Dichtkunſt entſchlug, beweiſen ſein freilich nicht ſehr zu rühmendes hiſtoriſches Gedicht auf den 1450 bei Hempach erfochtenen Sieg der Stadt Nürnberg über den Adel (in Canzler's und Meißner's „Quartalſchrift", III.), ſo wie einige kleinere Gedichte religiöſen Inhalts. 67.

Roſenfeſte ſind im Allgemeinen Freudentage, welche in der Blüthenzeit der Roſen an gewiſſen öffentlichen mit Roſen geſchmückten Orten durch Tanz, Muſik ꝛc. gefeiert werden, wie z. B. die R. der Perſer im Roſenwerfen und in anderen Luſtbarkeiten, welche den Tag und die Nacht durch dauern, beſtehen. Im engern Sinne aber verſteht man unter Roſenfeſten das bekannte ländliche Feſt, an welchem aus der Zahl aller unbeſcholtenen Jungfrauen eines Orts das tugendhafteſte und mit vorzüglichen weiblichen Eigenſchaften ausgeſtattete Mädchen öffentlich belobt und belohnt wird. So wird z. B. in Frankreich, urſprünglich zu Salency, einem [illegible]e bei Noyon in der Picardie, von 3 Jungfrauen jährlich eine ausgewählt. Nachdem ihr Name in der Kirche bekannt gemacht und untadelhaft erfunden iſt, ſo wird ſie den 8. Juni, am Tage des heiligen Medardus, als La Roſière unter gewiſſen Feierlichkeiten vom Herrn des Guts mit 12 anderen feſtlich geſchmückten Paaren zur Medarduskapelle geführt, mit dem Ehrenkranze gekrönt und mit einem Geſchenke von 25 Livres belohnt. Feſtliche Gebräuche in der Kirche und im Freien beſchließen das Ganze. Dieſes Feſt wurde zur Zeit Ludwig's XIII. geſtiftet und dem heiligen Medardus der Sage nach zugeſchrieben, weil ſein Feſt in die Roſenzeit fällt. (Vergl. „Hanöverſches Magazin" vom Jahre 1766. Nr. 94.) Ganz nach dem Muſter des Roſenfeſtes zu Salency führte auch der ſchwarzburgiſche Geheimerath und Kanzler, Chr. Ulrich von Ketelhodt zu Rudolſtadt, auf ſeinem Gute Lichſtädt ein ſolches Roſenfeſt mit landesherrlicher Genehmigung ein. Es wurde damals als das 2. auf der ganzen Erde genannt und am Tage Ulrici den 4. Juli 1769 zum erſten Male feſtlich begangen. (Vergl. „Nova acta hist. eccles." IX, 423—430.) Auch iſt das Roſenfeſt zu Ehren der heiligen Roſalie in Sicilien, welcher an demſelben Roſen dargebracht werden, mit religiöſen Gebräuchen verbunden. Ein mit Roſen geſchmücktes Mädchen hängt einen Kranz von ſeltenen ſchwarzen Roſen am Fußgeſtelle des heiligen Roſenmädchens (der heiligen Roſalie) auf. 84.

Roſenkranz, auch **Paternoſter** (rosarium, corona beatae virginis), das Gebetmaß der Katholiken, iſt eine Schnur mit an einander gereihten, aus beliebiger Maſſe angefertigten Kügelchen, nach welcher in beſtimmter Folge die „Paternoſter" und „Ave Maria" gebetet werden. An dem größeren oder marianiſchen befinden ſich 150 kleine Kügelchen und zwiſchen je 10 derſelben ein größeres. Erſtere beſtimmen die Anzahl der zu betenden „Ave Maria", letztere die der Paternoſter. Nach dem kleinern Roſenkranze können blos 50 Ave Maria und 5 Paternoſter gebetet werden. Der Urſprung des Roſenkranzes verliert ſich nicht, wie man früher gewöhnlich annahm, ins IV. Jahrh., ſondern iſt erſt ins XI. zu ſetzen, da um 1044 eine Gräfin Godiva aus Herford in England zuerſt Gebrauch von demſelben machte. Vielleicht gaben zu ſeiner Einführung einzelne Wallfahrer in das gelobte Land Veranlaſſung, die eine ähnliche Sitte bei den Anhängern des Islam kennen lernten. Die Kränze derſelben ſollen angeblich aus 99 angehängten kleinen Kugeln beſtehen, welche aus heiliger Erde von Mekka und Medinah verfertigt worden. Auch dienen bei einigen indiſchen Kaſten dergleichen Kränze als Norm beim Gebete. — Das Roſenkranzfeſt, des am 7. Oct. 1571 bei Lepanto über die Türken erfochtenen Sieges zu Ehren von Gregor XIII. geſtiftet, wird ſeit dem Ende des XVI. Jahrh. am 1. Sonntage im October gefeiert. — Vergl. Weber, „Über das Gebet des Roſenkranzes" (München 1815). 77.

Roſenkreuzer nannten ſich die Mitglieder eines geheimen Ordens (fraterni-

Bayerische Staatsbibliothek München

las rosae cruciata), welcher angeblich von einem gewiſſen Chriſtian Roſenkreuz ſchon im XV. Jahrh. gegründet worden ſein ſoll und dann der myſtiſchen Oppoſition gegen die katholiſche Kirche vor der Reformation angehören würde. Daß Joh. Valentin Andreä Mitglied oder gar Stifter dieſes Bundes geweſen ſei, läßt ſich nicht nachweiſen, indem der Zweck ſeiner „Invitatio ad fraternitatem Christi“ und „Reipublicae christianopolitanae descriptio“ (1618 und 1619) nur die Verbindung zu Beförderung religiöſen Sinnes war. Um dieſe Zeit aber, zu Anfange des XVII. Jahrh., gingen von der Geſellſchaft der R. mehrere Schriften aus, die eine allgemeine Umgeſtaltung auch des bürgerlichen Lebens zugleich mit dem religiöſen forderten. Ihr eigentlicher Zweck, wenigſtens in ſpäterer Zeit, ſcheint aber magiſche Bewältigung der Natur und des Geiſterreichs, Auffindung des Steins der Weiſen geweſen zu ſein; daher ſie ſich vorzüglich mit Alchymie, Magie und Kabbala beſchäftigten. Sie theilten ſich in zwei Claſſen, untere Brüder und Obere. Die erſteren, auch theoretiſche Brüder genannt, wohl ehrliche gute, aber ſchwache, betrogene Leute, die ſich blindlings durch ihren Hang zum Wunderbaren leiten ließen, mußten alchymiſtiſche Proceſſe bearbeiten und ihr Vermögen in Schmelztiegeln verrauchen laſſen. Die Oberen blieben ſtets den Untergebenen unbekannt und forderten von ihnen ſtrengen Gehorſam und blinden Glauben. Mehrmals zu verſchiedenen Zeiten geheimnißvoll ans Licht getreten ſind ſie ſeit Ende des XVIII. Jahrh. völlig verſchwunden. Den Namen Roſenkreuz leiteten übrigens die Anhänger dieſes Bundes von dem Kreuze Chriſti her, welches mit dem roſenfarbenen Blute deſſelben beſprengt ſei, ohne welches man kein Nachfolger Chriſti ſein könne, mit welchem man aber alle Weisheit und Erkenntniß erlange. In ihren Verſammlungen trugen ſie ein blaues Ordensband, an welchem ein goldenes Kreuz mit einer Roſe hing. — Vergl. v. Murr, „Über den wahren Urſprung der Roſenkreuzer“ (Sulzbach 1803); Buhle, „Über den Urſprung und die Schickſale der Roſenkreuzer“ (Göttingen 1804). 63.

Roſenmüller (Johann Georg), berühmter Theolog und Kanzelredner wurde am 18. Dec. 1736 in Ummerſtädt bei Hildburghauſen geboren, beſuchte ſeit 1751 die Lorenzſchule zu Nürnberg und ſeit 1757 die Univerſität zu Altdorf und lebte nach Beendigung ſeiner akademiſchen Studien einige Jahre als Hauslehrer, zuerſt im Pfälziſchen, dann in Hildburghauſen. Hier empfahl er ſich durch einige Nachmittagspredigten ſo ſehr, daß er 1767 als Prediger daſelbſt angeſtellt ward. Schon im folgenden Jahre kam er als Paſtor nach Heßberg und 1772 nach Königsberg in Franken als Diakonus und adjungirter Superintendent; 1773 aber erhielt er den Ruf als ordentlicher Profeſſor der Theologie nach Erlangen, ward hier 1775 auch Doctor der Theologie und 1779 Pfarrer an der altſtädter Kirche, 1783 erſter Profeſſor der Theologie, Superintendent, Conſiſtorialaſſeſſor und Stadtpfarrer in Gießen, endlich 1785 Superintendent, Conſiſtorialaſſeſſor und ordentlicher Profeſſor der Theologie in Leipzig, wo er 1793 auch Domherr zu Meißen und 1806 Prälat und Senior der Facultät ward und am 14. März 1815 als der damals älteſte Theolog aller deutſchen Univerſitäten ſtarb. R. gehörte zu den verdienteſten und geachtetſten Theologen und Kanzelrednern ſeiner Zeit. Namentlich hat er ſich in Leipzig durch Verbeſſerung der Liturgie und des Schulweſens, ſo wie dadurch, daß er die erſte Veranlaſſung zur Stiftung des Arbeitshauſes für Freiwillige, der Rathsfreiſchule und Bürgerſchule ward, unvergeßliche Verdienſte erworben. Als Prediger aber war er beſonders ſeiner Popularität, praktiſchen Richtung und der Herzlichkeit ſeines Vortrags wegen allgemein beliebt; als Menſch ausgezeichnet durch Humanität, Beſcheidenheit und ächte Religioſität; als Schriftſteller fruchtbar, indem ſich die Zahl ſeiner Schriften, welche wegen ihrer Popularität, Gründlichkeit und Gediegenheit große Verbreitung fanden, gegen 100 beläuft. Die wichtigſten derſelben ſind: „Religionsgeſchichte für Kinder“ (Hild-

burghauſen 1771. 10. Aufl. Leipz. 1828); „Chriſtliches Lehrbuch für die Jugend" (Coburg 1775. 15. Aufl. Leipz. 1815); „Erſter Unterricht in der Religion für Kinder" (Leipz. 1830. 9. Aufl.); „Morgen- und Abendandachten" (Leipz. 1820. 7. Aufl.); „Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion auf alle Tage des Jahres" (Leipz. 1801. 4 Bde.); „Auserleſenes Beicht- und Communionbuch" (Nürnb. 1827. 12. Aufl.); „Betrachtungen über merkwürdige Begebenheiten des XVIII. Jahrh. mit Rückſicht auf Religion und Sittlichkeit" (Leipz. 1801); „Predigten über auserleſene Stellen der heiligen Schrift" (Leipz. 1811—1813. 3 Bde.); „Paſtoralanweiſung" (Leipz. 1788); „Anleitung für angehende Geiſtliche" (Leipz. 1792); „Beiträge zur Homiletik" (Lpz. 1814); „Scholia in novum testamentum" (Norimb. 1777—1782. 6 Voll. ed. VI. cur. E. F. C. Rosenmüller. Lips. 1815—1830); „Historia interpretationis librorum sacrorum in ecclesia christiana" (Lips. 1792—1814. 5 Voll.). Nach ſeinem Tode erſchien noch „Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre" (Leipz. 1818—1819. 2 Bde.). — Vergl. „Lehren der Weisheit nach Seneca von Dr. J. G. Roſenmüller nebſt R.'s Leben und Wirken", dargeſtellt von J. Ch. Dolz (Leipz. 1816). 63.

Roſenmüller (Ernſt Friedrich Karl), bekannter Orientaliſt, der Sohn des Vorigen, wurde am 10. Dec. 1768 zu Heßberg bei Hildburghauſen geboren und auf dem Pädagogium zu Gießen gebildet, ſtudirte dann in Leipzig Theologie und morgenländiſche Sprachen, habilitirte ſich 1792 als Privatdocent, verwaltete zugleich eine Cuſtodenſtelle bei der Univerſitätsbibliothek und erhielt 1795 eine außerordentliche und 1813 die ordentliche Profeſſur der morgenländiſchen Sprachen, die er bis an ſeinen Tod, den 17. Sept. 1835, verwaltete. — Ward auch R.'s Ruhm als Orientaliſt durch mehrere gleichzeitige berühmte Namen verdunkelt und hat er ſelbſt durch eigne Forſchungen zur Fortſchreitung in dem Studium morgenländiſcher Sprachen und Literaturen wenig beigetragen, ſo hat doch der große Ruf, den er genoß, in ſeinen literariſchen Leiſtungen eine feſte Grundlage und Gewähr und dieſe werden ihn ſicher der Nachwelt überbringen. Vorzüglich ſind ſeine „Scholia in Vetus Test." (Leipz. 1788—1835. 11 Theile in 23 Bänden, von denen die erſteren mehrere Auflagen erlebten), in denen er mit eiſernem Fleiße allen exegetiſchen Stoff zuſammengetragen, geſichtet und geordnet hat, und eben ſo ſeine „Scholia in V. T. in compendium redacta" (Leipz. 1828—1835. 5 Bde.) eine unſchätzbare Bereicherung der Literatur, ſo wie ſeine erläuternden Werke („Das alte und neue Morgenland", Leipz. 1818—1820. 6 Bde.; „Handbuch für die Literatur der bibliſchen Kritik und Exegeſe", Göttingen 1797—1800. 4 Bde.; „Handbuch der bibliſchen Alterthumskunde", Leipz. 1823—1831. 4 Bde.; „Anſichten von Paläſtina", Leipz. 1810—1814. Querfol. 3 Bde.) mit dem größten Beifalle aufgenommen worden ſind. Außerdem beſitzen wir von R. „Institutiones ad fundamenta linguae arabicae" (Leipz. 1818. 4.) und „Analecta arabica" (Leipz. 1825 ff. 3 Thle.), in welchen letztern er vorzüglich ſeine früheren Ausgaben von Sohair's Moallakah und den Sprüchwörtern Meidani's einer genauern Bearbeitung unterwarf. Auch verdanken wir ihm die erneuerte Herausgabe mehrerer wichtiger Werke verſtorbener Verfaſſer. 16.

Roſenmüller (Johann Chriſtian), berühmter Anatom, Sohn des Superintendenten J. G. Roſenmüller zu Leipzig, ward zu Heßberg bei Hildburghauſen 1771 geboren. Seine Gymnaſialbildung erhielt er zu Gießen und Leipzig und ſtudirte hierauf Medicin und Chirurgie zu Leipzig und Erlangen. Von letzterm Orte aus unterſuchte er die Höhlen des Fichtelgebirges in der Nähe von Muggendorf (ſ. d. Art.), entdeckte mehrere derſelben, von denen eine noch jetzt den Namen Roſenmüllershöhle führt, und beſchrieb die in ihnen gefundenen foſſilen Knochen in mehreren Schriften, von denen die wichtigſte iſt: „Abbildung und Beſchreibung

der foſſilen Knochen des Höhlenbären" (Weimar 1804. Fol. mit 8 Kupfern). Nachdem er ſich ſo in Erlangen ſchon einen Namen erworben hatte, kehrte er nach Leipzig zurück, wurde 1794 Proſector bei der anatomiſchen Anſtalt, 1797 Doctor der Medicin, 1800 außerordentlicher Profeſſor und 1804 ordentlicher Profeſſor der Anatomie und Chirurgie. In dieſer Stellung bearbeitete er mehrere Überſezzungen und ſelbſtſtändige Schriften. Von jenen erwähnen wir J. Bell's „Zergliederung des menſchlichen Körpers" und A. Monro, „Über die Schleimbeutel"; von dieſen zeichnen ſich als ganz vorzüglich aus: „Chirurgiſch-anatomiſche Abbildungen für Ärzte und Wundärzte" (Weimar 1805—1811. 3 Thle. Fol.). In dieſem Werke werden die anatomiſchen Theile nicht einzeln dargelegt, ſondern in ihrem Zuſammenhange unter einander; ſie ſind nach verſchiedenen Durchſchnitten entworfen und ſämmtlich neu, für den Chirurgen wegen ihrer Anſchaulichkeit und Richtigkeit vom größten Nutzen; die Zeichnungen hat der Verfaſſer mit großer Geſchicklichkeit ſelbſt gefertigt und der bekannte Kupferſtecher Schröder ausgeführt; eine Menge anatomiſcher Abbildungen, wie wir ſie in naturhiſtoriſchen und anatomiſchen Schriften der neuern Zeit finden, ſind aus dieſem Meiſterwerke entlehnt. Eine andere ſehr geſchätzte Arbeit R.'s iſt ſein „Handbuch der Anatomie des menſchlichen Körpers" (Leipz. 1808. 5. Aufl. von Weber 1833. 2 Thle.). Dieſes iſt in ſehr vielen anatomiſchen Unterrichtsanſtalten als Lehrbuch eingeführt, ſo daß es viel zur Bildung junger Ärzte beigetragen hat. Wir übergehen R.'s übrige literariſchen Leiſtungen und erwähnen nur noch, daß er als Lehrer ſeiner tiefen Kenntniſſe, ſeines deutlichen, ruhigen Vortrags und der Liebenswürdigkeit ſeines Betragens wegen allgemein geſchätzt war; eben dieſe Menſchenfreundlichkeit und Sanftmuth war auch Urſache, daß ſeine ärztliche Hülfe häufig geſucht wurde, trotz dem, daß er ſich dem gänzlichen Geſchäftsleben gern entziehen wollte. Später wurde R. zum königlichen ſächſiſchen Hofrathe ernannt und erhielt den ruſſiſchen Wladimirorden. Sein Tod erfolgte an der Bruſtbräune am 29. Febr. 1820. 39.

Roſenöl kommt aus dem Oriente, aus der Biſamroſe (rosa moschata) bereitet, zu uns. Es iſt das Athar der Indier, gelblich, dickflüſſig, durchdringend nach Roſen riechend und ſchon bei + 12—16° R. butterartig erſtarrend. Im verdünnten Zuſtande iſt es ein ſehr angenehmes Parfüm. 5.

Roſenſtein (Nikolaus Roſen von), einer der berühmteſten Ärzte Schwedens, 1706 zu Gothenburg geboren, widmete ſich zu Lund und Upſala der Medicin und machte nach Beendigung ſeiner Studien zu ſeiner weiteren Ausbildung eine Reiſe durch Deutſchland, Holland und Frankreich, auf welcher er mit den bedeutendſten Ärzten und Naturforſchern dieſer Länder in nähere Berührung kam. Nach ſeiner Heimkehr wählte er das Lehrfach und zog bald eine große Anzahl Studirender durch ſeine Vorleſungen nach Upſala; beſonders machte er ſich berühmt durch die Anregung des Studium der Anatomie und die Verbreitung der Pockenimpfung. Seine Verdienſte wurden von der Regierung auf vielfache Weiſe anerkannt, auch erhob ihn der König, der ihn 1735 zu ſeinem Leibarzte ernannt hatte, unter dem Namen von R. in den Adelſtand. Er ſtarb am 16. Juli 1773. Unter ſeinen Schriften gilt das Werk über die Kinderkrankheiten (deutſch von J. A. Murray, Götting. 1798. 8. 6. Aufl.) als die vorzüglichſte. — Sein Sohn, Nils Roſen von R., am 12. Dec. 1752 zu Upſala geboren, wird mit Recht als einer der größten Literatoren Schwedens geſchätzt. Nachdem er ſeine philoſophiſchen und juriſtiſchen Studien zu Upſala beendigt hatte, machte er eine Reiſe in das Ausland und lebte lange als Secretair der ſchwediſchen Geſandtſchaft in Paris, wo er mit Voltaire, d'Alembert und anderen bekannten Encyklopädiſten in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtand. Nach ſeiner Heimkehr ernannte ihn Guſtav III. zum Lehrer des Kronprinzen (1784) und beauftragte ihn mit der Abfaſſung der Statuten der 1786 geſtifteten ſchwediſchen Akademie, als deren beſtändiger Secretair ſich R.

große Verdienſte erwarb. Die Gunſt Guſtav's IV. ſcheint er jedoch nicht gewonnen zu haben; denn während deſſen Regierung erhielt er keine Anſtellung. Erſt nach der Abdankung dieſes ſchwachen Fürſten trat er als Secretair der geiſtlichen Angelegenheiten in den Staatsdienſt und behielt dieſe Stelle trotz gänzlicher Erblindung bis 1822. Außer ſeinen Berufsarbeiten beſorgte er die Herausgabe der Memoiren der ſchwediſchen Akademie, ſo wie treffliche Ausgaben vorzüglicher ſchwediſcher Schriftſteller (Lenegren, Kellgren und Lehnberg) und erwarb ſich durch eigene Verſuche, worunter die Lobſchrift auf d'Alembert und die Abhandlung „Über die Aufklärung" (deutſch von K. G. Gröning, Leipz. 1794. 8.) auch dem Auslande bekannt geworden ſind, großen Beifall. Er ſtarb am 8. Aug. 1824 zu Stockholm. Mehrere Denkmünzen wurden zur Erinnerung an ſeine mannigfaltigen Verdienſte geſchlagen. Seine Bemühungen um tüchtige Weiterbildung der ſchwediſchen Nationalſprache, ſo wie ſeine parteiloſe, aufgeklärte Denkart werden in ſeinem Vaterlande nicht leicht vergeſſen werden. 66.

Roſette, ſ. Ägypten, Inſchriften und Edelſteine.

Roſinen, lat. passulae; franz. und engl. raisins, nennt man die entweder an der Sonne getrockneten oder im Ofen gedörrten Weinbeeren. Erſtere haben einen ſehr ſüßen Geſchmack und heißen Cibeben; der Geſchmack der letzteren aber iſt etwas ſäuerlich. Es ſind im Allgemeinen die bekannten großen R., von denen man mehrere Varietäten findet: 1) die ſmyrnaer oder damascener R., die faſt ſo groß wie kleine Pflaumen, länglich, zuſammengedrückt, runzlich ſind und bräunlich gelb ausſehen; 2) die franzöſiſchen oder ſpaniſchen R., von welchen die beſten einerſeits aus Languedoc und Provence, welche auch Jubis, Picarden- und Muscatroſinen genannt werden, und andererſeits aus den ſpaniſchen Weinbergen bei Velez-Malaga, welche Muscatellerroſinen heißen, kommen; dieſe ſind kleiner und dicker und von bräunlicher Farbe; 3) die italieniſchen oder calabriſchen R., welche dick, dunkel gefärbt und etwas klebrig ſind, aber, namentlich die calabriſchen, ein ſehr ſchönes Fleiſch und einen lieblichen Geſchmack haben. — Was die kleinen R. betrifft, ſo ſind dieſe ſchwarz, von der Größe kleiner Linſen oder der Johannisbeeren und haben einen ſehr lieblichen ſüßen Geſchmack. Man nennt ſie auch Korinthen, weil man ſie ehedem aus Korinth zu uns brachte; gegenwärtig aber kommen ſie von den ioniſchen Inſeln. 21.

Roskolniken oder **Raskolniken**, ſ. Griechiſche Kirche.

Roßbach (Schlacht bei). Nachdem der Marſchall d'Etrées, welcher während des 7jährigen Krieges das franzöſiſche Hauptheer führte, den Herzog von Cumberland mit ſeinem engliſch-deutſchen Heere am 26. Juli 1757 bei Haſtenbeck an der Weſer geſchlagen und am 9. Sept. deſſelben Jahres zu der ſchändlichen Convention zu Kloſter Seeven vermocht hatte, war den franzöſiſchen Heeren der Weg bis an die Elbufer geöffnet. Ein anderes franzöſiſches Heer, mit den deutſchen Reichstruppen vereinigt, ſtand ſchon in Thüringen und bereitete ſich vor, den Preußen das ſächſiſche Land, die Stütze und Kornkammer deſſelben während dieſes Krieges, zu entreißen. Der König Friedrich der Große ſtand mit ſeinem Heere in der Lauſitz. Als er hier längere Zeit vergebens einer Gelegenheit zur Schlacht mit den Öſtreichern entgegengeſehen hatte, brach er im Auguſt nach der Saale auf, um Sachſen zu decken. Nach langem Hin- und Herziehen ſtieß er am 5. Nov. bei dem Dorfe R. unweit der Saale mit ſeinem Heere von 22000 Mann auf das combinirte franzöſiſche und Reichsheer, welches 60000 Streiter zählte. Der König hatte ſich mit ſeinem ſchwachen Corps auf der Hügelreihe bei R. gelagert, während das feindliche unter dem Commando des Prinzen von Soubiſe eilend an den Hügeln vorbeizog, nur fürchtend, daß der König von Preußen mit ſeinem kleinen Haufen ihm entkommen möge. Die Preußen verhielten ſich ganz ruhig in ihrem Lager und es ſchien, als bemerkten ſie nicht, was um ſie vorgehe; ruhig ſtieg der

Rauch ihrer Kochfeuer in die Lüfte und Friedrich ſelbſt ſaß mit gleichgültiger Miene mit ſeinen Feldherren an der Tafel. Als er nun aber den Augenblick gekommen glaubte, um mit Nachdruck auf den Feind zu fallen, erging ſein Befehl; im Nu waren die Zelte des Lagers verſchwunden und das Heer zur Schlacht geordnet. Die verdeckt aufgeſtellten Batterien begannen den Tod in die Maſſen des Feindes zu ſchleudern und ſchnell brach Seydlitz an der Spitze ſeiner tapfern Reiter in die Haufen der überraſchten Feinde und ſprengte ſie aus einander. Die Überraſchung und Schnelligkeit des Angriffs war ſo groß, daß es den feindlichen Truppen nicht möglich wurde, ſich wieder in Schlachtordnung zu formiren und ehe $1\frac{1}{2}$ Stunden verfloſſen waren, hatte ſich die Schlacht entſchieden und das ganze franzöſiſche Heer befand ſich in regelloſer Flucht. In die Hände des Siegers fielen 7000 Gefangene, unter denen 9 Generale und 320 Officiere ſich befanden, 63 Geſchütze und 22 Fahnen. Den Preußen koſtete dieſer Sieg 91 Todte und 274 Verwundete. Solche Thaten beweiſen, was Ordnung und Disciplin einer Truppe unter der Anführung eines geſchickten Feldherrn vermögen. Auf den Feldern von R. erhebt ſich ein einfaches Monument von Eiſen als Denkzeichen dieſes merkwürdigen Tages. Da ſo Sachſen von dieſer Seite gerettet war, ſo machte ſich Friedrich ſchnell mit ſeinem Heere wieder auf, um dem bedrängten Schleſien zu Hülfe zu eilen. 61.

Roſſi iſt der Name mehrerer ausgezeichneter italieniſcher Künſtler. Antonio R. blühte in der zweiten Hälfte des XV. Jahrh. zu Venedig und wird von Einigen als der erſte bedeutende Meiſter der venetianiſchen Schule angeſehen. Seine Gemälde haben gute Zeichnung und ſind ziemlich frei von der damals herrſchenden Trockenheit. Übrigens war er der erſte Lehrer Titian's. — Seine Zeitgenoſſin, Propertia R., eine Bologneſerin, hat ſich als Bildhauerin berühmt gemacht. Die meiſten ihrer geſchätzten Werke, unter ihnen treffliche Reliefs, befinden ſich zu Bologna. — Giovanni Antonio R., ein namhafter Architekt, geb. zu Rom im Jahre 1616, ſchmückte ſeine Vaterſtadt mit mehreren herrlichen Gebäuden, unter denen einige wegen ihrer Großartigkeit und Solidität für Meiſterſtücke der Baukunſt gelten. Dahin gehören vor allen der Palaſt Eſte (Rinuccini), Aſſalti und Muti, ferner das Hospital Delle Donne zu St. Johann im Lateran, die Kapelle des Monte della Pietà und ein Theil der Kirche der heiligen Magdalene. R. ſtarb 1695. — Gleich ihm machte ſich Mattia R. als Baumeiſter rühmlich bekannt. Geb. 1637 zu Rom genoß er den Unterricht Bernini's und ward deſſen Nachfolger als Baumeiſter von St. Peter. Von ſeiner Hand ſind unter andern das Grabmal Clemens' XI., die Façade der Kirche Santa-Galla und ein Theil des Palaſts Altieri; auch leitete er einen Theil der Arbeiten am Palaſte Monte-Citorio und begleitete Bernini nach Paris, wo er nach deſſen Zeichnungen ein Modell vom Louvre verfertigte. Er ſtarb 1695. — Angelo R. endlich, geb. 1671, geſt. 1715, erwarb ſich als Bildhauer verdienten Ruf. Die von ihm gefertigten Basreliefs an dem Grabmale des Papſtes Alexander VIII. gelten als Meiſterwerke. 36.

Roſſi (Giovanni Gherardo de), ein geſchätzter italieniſcher Dichter der neuern Zeit, 1754 zu Rom geboren, widmete ſich der Jurisprudenz und ging ſpäter auf Verlangen ſeines Vaters zu dem Handel über, wobei er jedoch ſeine Neigung für die ſchönen Wiſſenſchaften nicht zu befriedigen vergaß. Während der Occupation Italiens durch die Franzoſen übernahm er die Functionen eines Finanzminiſters, legte ſie aber nach Wiedereinführung der alten Ordnung ſogleich nieder und lebte vergnügt im Kreiſe ſeiner Freunde. Er ſtarb am 27. März 1827. Er verſuchte ſich in vielen Gattungen der Poeſie, ohne gerade ſehr Ausgezeichnetes zu leiſten. Von ſeinen flüchtig hingeworfenen Luſtſpielen („Commedie", Rom. 1778. 4 Voll. 8.) hat ſich nur das den ſentimentalen Zeitgeſchmack verſpottende Stück „Le lagrime della vedova" auf der Bühne erhalten; ſeine Epigramme

(„Scherzi poetici e pittorici“, Parm. 1795. Fol.) ſind leichte Witzſpiele über archäologiſche Gegenſtände. Unbedeutend ſind ſeine Fabeln („Favole“, Rom. 1788. 8.; „Nuove favole“, Rom. 1801. 8.) und Novellen („Novelle“, Ven. 1824. 8.). Von feinem Geſchmack zeugen ſeine Schriften über Archäologie und Kunſtgeſchichte, von welchen wir aber hier nur die Biographie der deutſchen Malerin Angelika Kaufmann („Vita di Angelica Kauffmann, pittrice“, Firenz. 1810. 8.) nennen wollen. 66.

Roſſini (Gioachimo), einer der berühmteſten Componiſten der neuern Zeit, der erſte Repräſentant der italieniſchen Schule, ward im Jahre 1789 zu Peſaro im Kirchenſtaate geboren. Früh im Geſange unterrichtet trat er in Bologna auf einem kleinen Theater, wo ſeine Mutter als Sängerin angeſtellt war, ſchon als Knabe mit Beifall auf; doch ſcheint er ſich ſpäter mehr mit theoretiſchen Studien beſchäftigt zu haben, obwohl man weiß, daß er nie einen gründlichen Curſus unter der Leitung irgend eines namhaften Lehrers gemacht hat. Bereits im Jahre 1808 kamen in Bologna einige ſeiner Inſtrumental- und Geſangscompoſitionen und zu Rom im Jahre 1812 ſeine erſten beiden Opern: „Demetrio e Politio“ und „L'inganno felice“ mit genügendem Beifalle zur Aufführung. Noch ahnete man nicht den Glanz, welcher in Kurzem den Namen des jungen Künſtlers umſtrahlen ſollte, und doch waren kaum einige Jahre verfloſſen, als ſich der Ruhm deſſelben mit einer Schnelligkeit verbreitete, wie noch mit keinem Künſtler vor ihm geſchehen war. In der That mußte die außerordentliche Schöpferkraft R.'s in Erſtaunen ſetzen; denn ſeit 1812 bis jetzt hat er faſt ein halb hundert (meiſt komiſche) Opern, ſeine übrigen Compoſitionen verſchiedener Art nicht gerechnet, zur Aufführung gebracht, ſo daß alſo für das Jahr durchſchnittlich 2 zu rechnen ſind, wenn man auch nicht berückſichtigt, daß er ſeit 1824 ſeine Thätigkeit etwas mäßigte. In Italien war ſein Ruf feſt begründet und ſeine Muſik bereits die alleinige Herrſcherin geworden, als man in Deutſchland nur noch wenig von ihm wußte. Erſt ſeit 1817 wurde er von München und Wien aus bekannter und ſeit 1822, wo er ſelbſt in Wien erſchien, erhob er ſich ſchnell für einige Zeit wenigſtens auch in Deutſchland zum Modecomponiſten. Entſchiedener noch waren die Erfolge ſeiner Opern zu Paris, wo er 1823 zum erſten Male erſchien und nach ſeiner Rückkehr von einer Reiſe nach London im Jahre 1824 durch glänzende Anerbietungen (er wurde Director beim théatre royal und 1826 compositeur du roi) feſt gehalten wurde. Noch gegenwärtig lebt er zu Paris, im Augenblicke, wie man ſagt, wieder mit Ausarbeitung einer neuen Oper beſchäftigt. Seine neuliche Anweſenheit in Frankfurt gab dem Redacteur eines gewiſſen Journals Gelegenheit zu Lobhudeleien, die für R. eben ſowohl, wie für Alle, auf deren Koſten dieſe Tiraden gemacht wurden, beleidigend erſcheinen mußten, wenn man nicht wüßte, daß von jeher die Bewunderer R.'s das Unglück gehabt haben, vor Enthuſiasmus fad zu werden. Unter den Opern R.'s haben folgende mit Recht den meiſten Erfolg gehabt: „Tancredi“, welcher ſeinen Ruf vorzugsweiſe begründete, „Aureliano in Palmira“, „L'Italiana in Algeri“, „Il barbiere di Seviglia“, „Otello“, „La Gazza ladra“, „Cenerentola“, „Armida“, „La donna del lago“, „Zelmira“, „Semiramide“, „Le siège de Corinthe“ und zuletzt (1829) „Guillaume Tell.“ Wenn unter den genannten vorzugsweiſe wieder „Tankred“, „Die Italienerin in Algier“, „Der Barbier in Sevilla“, „Othello“, „Die diebiſche Elſter“ und vor Allem „Wilhelm Tell“ den meiſten Beifall gefunden haben, ſo iſt der Grund dafür nur in dem Umſtande zu ſuchen, daß in ihnen der Componiſt am glücklichſten die den übrigen eigenthümlichen Fehler und Gebrechen zu vermeiden gewußt hat. Es iſt überhaupt wohl kein Componiſt ſo verſchieden beurtheilt worden, als R.; daß aber der Streit über den Werth ſeiner Muſik mit ſolcher Erbitterung bis noch vor nicht langer Zeit geführt wurde und ſelbſt jetzt noch, obwohl minder heftig, fort-

dauert, möchte wenigſtens beweiſen, daß man den Gegenſtand, um den es ſich handelte, doch der Discuſſion für werth hielt. In der That, wäre die Muſik R.'s abſolut ſchlecht, ſo hätte ſie gewiß nicht dieſen allgemeinen Eingang finden, ſondern höchſtens nur vorübergehende Modemuſik ſein können. Dieß iſt ſie aber nicht; ſie hat ihr eigenthümliches Gepräge, ihre Vorzüge und daher auch mit Recht ihre dauernden Verehrer. Ihre Lichtſeiten ſind Lieblichkeit und Originalität der Melodie, Reichthum an Effecten, glänzende Inſtrumentation und vor Allem jene ſeltene Schmiegſamkeit und Anmuth des Geſangs, wie ſie kein italieniſcher Componiſt vor ihm hervorzubringen vermochte. Allerdings blieben die deutſchen Künſtler, zumal Mozart, nicht ohne Einfluß auf R., aber wie es uns dünkt, äußerte ſich dieſer Einfluß nie in blinder Nachahmung, wie man ihm wohl mit Unrecht vorgeworfen hat, ſondern zeigte ſich nur in ſofern in ihm mächtig, als durch ihn eine Verſchmelzung der deutſchen Harmonientiefe mit dem Melodiſchen und dem äußern Glanze der Italiener, wenn auch nicht immer vollſtändig erreicht, doch zur Genüge wenigſtens ſichtbar wurde. Bei dem außerordentlichen Genie R.'s hätte dieſe angedeutete Richtung ſeines Strebens ſehr heilſam werden können, wenn er Ernſt, vielleicht auch Kraft genug in ſich gefühlt hätte, die Klippen zu vermeiden, die auf der muſikaliſchen Laufbahn Jedem, wie vielmehr einem ſo lebendigen und phantaſiereichen Geiſte hindernd entgegentreten mußten. Doch R. iſt an ihnen geſcheitert und hat ſeine Vorzüge durch eben ſo viele Fehler reichlich aufgewogen, dadurch aber der Muſik im Allgemeinen mehr geſchadet, als er ihr im andern Falle hätte nützen können. Wollte man auch die häufigen, zumal in den früheren Werken nicht zu zählenden Incorrectheiten unberückſichtigt laſſen, ſo kann doch ſeine oft zum Ekel wiederkehrende Manier in Form und Weſen der Melodie, ſeine Überladung der Inſtrumentation und dann vorzüglich jener Bombaſt und Schwulſt im Geſange durchaus nicht entſchuldigt werden. Kurz R. mißbrauchte die ihm zu Gebote ſtehenden Mittel und opferte in dem Streben nach Effect Charakter und Wahrheit auf; darum bleibt auch, wenn man ſeinen Schöpfungen, den meiſten wenigſtens, das äußere Gewand nimmt, wenig wahrhaft Schönes, was auf längere Dauer Anſpruch machen könnte. Wenn man daher behauptet hat, daß R. eine völlige Revolution in der Muſik hervorgebracht habe, ſo iſt dieß nur als einſeitiges Urtheil ſeiner Anhänger zu betrachten, welche den Beifall, den die einzelnen wirklichen Schönheiten der Werke ihres Heroen erhielten, für unbedingte Anerkennung ſeiner einzigen unerreichten und unerreichbaren Größe hielten. 36.

Roſſo (Roſſo del), bekannt unter dem Namen **Maître Roux**, einer der ausgezeichnetſten Maler der florentiniſchen Schule, war zu Florenz im Jahre 1496 geboren. Sein Lehrer iſt unbekannt, ſo viel aber gewiß, daß er ſich faſt ausſchließlich nach Michel Angelo bildete. Bereits ſein erſtes großes Gemälde, eine „Himmelfahrt Maria" in dem Kloſter Nunziata zu Florenz, erregte allgemeine Bewunderung und zwar vorzüglich durch die Neuheit des Styls und die Originalität der Auffaſſung. Die folgenden Werke ſeines Pinſels dienten nur dazu, ſeinen Ruf zu erhöhen und verſchafften ihm eine Einladung nach Rom. Bei der Eroberung dieſer Stadt im Jahre 1527 ſah er ſich genöthigt, nach dem Verluſte aller ſeiner Habe zu flüchten, worauf er in mehreren Städten Italiens, zuletzt in Venedig, ſeinen Aufenthalt nahm. Endlich erhielt er vom Könige Franz I. einen Ruf als Surintendant bei den Arbeiten an dem Schloſſe Fontainebleau. Die Werke, die er hier ausführte, ſind aber leider theils in der Länge der Zeit verdorben, theils wurden ſie nach ſeinem Tode, welcher im Jahre 1541 erfolgte, von ſeinem Nebenbuhler Primaticcio vernichtet. Einige ſeiner vorzüglichſten Gemälde ſind indeß noch jetzt im Beſitze des Muſeum des Louvre. 36.

Roßſchweif, das Zeichen der militairiſchen Gewalt bei den Türken, beſteht in einer oben mit dem halben Monde gezierten Stange, unter welchem mehrere ver-

ſchiedenfarbige Schweife von Pferden ſo angebracht ſind, daß ſie rings um die Stange herabhängen. Ein ſolcher R. dient eigentlich als Fahne einer Heeresabtheilung und nach der Zahl derſelben beſtimmt ſich der Rang des Befehlshabers; daher denn überhaupt dieſe Beſtimmung als Rangangabe gilt. Die höchſte Würde ſind 3 Roßſchweife, welche bei Feierlichkeiten auch dem Würdenträger vorgetragen werden, der Sultan nimmt aber deren meiſt 6, deren ſich auch der Großweſir in deſſen Abweſenheit als Reichsverwalter bedienen kann. 30.

Roßtrappe. In dem Thale der Bode, wo ſie aus dem Harze heraustritt, unweit vom preußiſchen, zum Kreiſe Aſchersleben gehörigem Dorfe Thale, ſpringt eine Felſenwand hervor, die auf 3 Seiten eine Höhe von 600 Fuß erreicht. Die Vertiefung, welche man an der äußerſten Spitze des Felſens wahrnimmt und welche nur eine annähernde Ähnlichkeit mit der Spur eines ungeheuern Hufeiſens hat, mag zu der Sage, daß eine Prinzeſſin, die vor ihrem Liebhaber die Flucht ergriff, zu Pferde den Sprung auf die jenſeitige Wand gewagt habe, wie zu dem Namen dieſes Felſens Veranlaſſung gegeben haben. Unſtreitig iſt dieſe Partie eine der ſchönſten und entzückendſten des Harzes. Rückwärts eröffnet ſie eine liebliche Ausſicht über das flache Land bis in die Gegend von Magdeburg und vorwärts fällt der Blick in das wilde, ſich vielfach kreuzende Thal der Bode. 35.

Roſt in der Baukunſt, franz. grille; engl. gridiron, roasting-iron, nennt man den Unterbau, der aus eingerammten Pfählen und darauf gezapften Langen- und aufgekämmten Querſchwellen (Zangen), welche mit Bretern oder Pfoſten gedielt (bebrückt) ſind, zuſammengeſetzt iſt. — Auch verſteht man unter R. die in verſchiedenen Öfen, Feuerherden ꝛc. befindliche, aus gebrannter Thonmaſſe oder aus geſchmiedeten, beſſer noch aus gegoſſenen Eiſenſtäben durchbrochene Unterlage, auf welcher ſich das Brennmaterial befindet und welche insbeſondere dazu dient, den Luftzug zu vermehren und die Aſche durch ſich hindurch in den darunter befindlichen leeren Raum fallen zu laſſen. — R., lat. ferrugo, rubigo; franz. rouille; engl. rust, dagegen iſt im Allgemeinen die rothbraune Materie, womit das Eiſen in der Luft und Feuchtigkeit beſchlägt, die eigentlich ein Kalk oder Oxyd iſt, in welchen ſich die an der Oberfläche einer Eiſenmaſſe befindlichen Eiſentheilchen unter Einwirkung der Luft und Feuchtigkeit verwandeln; allein man kann recht wohl jeden Kalk darunter rechnen, der ſich unter gleichen Umſtänden nach denſelben Geſetzen auf der Oberfläche aller unedlen Metalle aus der Maſſe derſelben erzeugt. Demnach gibt es Eiſenroſt, Blei-, Zinn-, Kupferroſt ꝛc. Dieſe verſchiedenen Roſte haben nach der Beſchaffenheit des Metalls eine ſehr verſchiedene Farbe. Der Eiſenroſt ſieht rothbraun, der R. des Bleis und Zinns iſt weißlich, der des Kupfers bläulichgrün (Grünſpan). Zur Abhaltung dieſer Materien pflegt man die Metalle mit fettigen Subſtanzen, z. B. mit Ölen, das Eiſen auch mit Pech zu überziehen. Der ſogenannte Pflanzenroſt hat mit dem Roſte der Metalle weiter keine Ähnlichkeit, als daß er ausſieht wie Eiſenroſt. Seinen Urſprung ſcheint er von zurückgebliebenen, an der Luft verhärteten und zu Staube gewordenen Pflanzenſäften zu haben, die aus noch unbekannter Urſache die braune Farbe annehmen. 26.

Roſt (Johann Chriſtoph), ein nicht talentloſer deutſcher Dichter aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, am 7. April 1717 zu Leipzig geboren, erhielt eine ſorgfältige Erziehung und widmete ſich nach Beendigung ſeiner Schulſtudien der Jurisprudenz, über welcher er jedoch keineswegs die Philoſophie und die ſchönen Wiſſenſchaften vernachläſſigte. Mit Gottſched, bei dem er anfangs Unterricht in der Dichtkunſt genoß, zerfiel er bald, da ihn deſſen wäſſerige Verſe nicht anſprechen konnten, und dichtete ſpäter auf ihn eine witzige Satyre: „Das Vorſpiel.“ Er ſelbſt hatte ſich bereits durch ſeine Schäfererzählungen“ (Berl. 1742. 8.) einen nicht geringen Beifall erworben und kam beſonders bei dem Grafen von Brühl ſehr in Gnaden, von welchem er auch, nachdem er einige Zeit die Haude- und

Spener'ſche politiſche Zeitung zu Berlin redigirt hatte, zum Secretair und Bibliothekar ernannt ward (1744). Als Gottſched gegen Weiße's komiſche Oper: „Der Teufel iſt los" ſeine Stimme erhob und ſie als ein ſchlechtes Machtwerk darzuſtellen ſuchte, ergriff R. dieſe Gelegenheit, um den pedantiſchen Profeſſor von Neuem lächerlich zu machen; er ſchrieb die witzige „Epiſtel des Teufels an Gottſched" und ließ ſie ihm, da dieſer gerade eine Reiſe machte, auf jeder Poſtſtation einhändigen. Er wußte nicht nur der Klage, welche Gottſched gegen ihn anhängig machte, zu entgehen, ſondern brachte es auch dahin, daß der Gefoppte in ſeiner und des Grafen Gegenwart die Epiſtel vorleſen mußte. Nach langen Bemühungen um eine beſſere Anſtellung erhielt R. 1760 das einträgliche Amt eines Oberſteuerſecretairs, welches er mit Einſicht und Treue und zur allgemeinen Zufriedenheit, aber nicht lange, verwaltete; denn ſchon 1765 raffte ihn der Tod in der Blüthe der Jahre hinweg. R.'s „Schäfererzählungen", die damals in der deutſchen Literatur kein Vorbild hatten, zeichnen ſich durch Leichtigkeit und muthwilligen Witz, der aber nicht ſelten die Schranken des Anſtandes überſchreitet, aus. Die anſtößigſte, aber nicht ſchlechteſte ſeiner poetiſchen Leiſtungen iſt das Hochzeitsgedicht: „Die ſchöne Nacht", welches jedoch ohne ſeinen Willen und ohne ſein Wiſſen bekannt gemacht wurde. Auch ſeine „Vermiſchten Gedichte" (Leipz. 1769. 8. Dresd. 1770. 8.) und „Briefe" (Frankf. u. Leipz. 1760. 3.) enthalten manches Beachtungswerthe. 67.

Roſtock, die größte und bevölkertſte Stadt ganz Mecklenburgs, an der ſchiffbaren, breiten und 2 Meilen von da in die Oſtſee gehenden Warnow, hat im Ganzen ein freundliches Anſehen und 19000 Einw., wovon eine große Zahl mit der bedeutenden Induſtrie, der größte Theil aber mit dem anſehnlichen Handel und mit Schifffahrt ſich beſchäftigt. Unter den öffentlichen Plätzen iſt der mit der metallenen Bildſäule Blücher's gezierte Blüchersplatz merkwürdig. Die vornehmſten Gebäude ſind: die Marienkirche mit ihrer vortrefflichen Orgel und dem Grabmale des Hugo Grotius; die Jakobikirche; die Petrikirche mit dem höchſten Thurme Mecklenburgs; das mit 7 Thürmen verſehene Rathhaus; das großherzogliche Palais; das akademiſche ſogenannte weiße Collegium und das in einem neuen Style erbaute Schauſpielhaus. Zu den wiſſenſchaftlichen Anſtalten gehören: die Univerſität mit einem pädagogiſch-theologiſchen Seminare, einem Münzcabinete, einem Muſeum, einem botaniſchen Garten und einer Bibliothek; das Gymnaſium; das Handelsinſtitut; die naturforſchende und die philomathiſche Geſellſchaft. R. hat einige Zucker-, Tabaks-, Seifenfabriken, Gerberei, Fiſcherei, war ehedem Mitglied der berühmten Hanſa und hat jetzt noch ſeine eigene Ober- und Untergerichtsbarkeit, das Münzrecht und mehrere andere Vorrechte und Freiheiten. Merkwürdig iſt, daß dieſe Stadt 7 Thore, 7 Kirchen, 7 Straßen vom Markte aus, 7 Thüren an der Marienkirche, 7 Glocken, 7 Brücken, 7 Thürme und 7 Thüren am Rathhauſe und 7 alte Linden im Roſengarten hat. Einen freundlichen Eindruck macht das Steinthor am Anfange der Steinſtraße, mit der Inſchrift: Sit intra te concordia et publica felicitas (in deinen Mauern weile Eintracht und öffentliches Glück). — Der eigentliche Hafen der Stadt iſt der an der Mündung in die Oſtſee gelegene, von 1500 Menſchen bewohnte und der Stadt R. gehörige Flecken Warnemünde, wo ſich auch eine häufig beſuchte Seebadeanſtalt befindet. 71.

Roſtopſchin (Fedor, Graf), Generallieutenant der ruſſiſchen Armee, geb. 1760, ſtammte aus einer alten ruſſiſchen Familie, widmete ſich dem Kriegsdienſt und trat im 21. Jahre als Lieutenant in die kaiſerliche Garde, reiſte dann im Auslande, wurde ſpäter durch die beiden Grafen Romanzow begünſtigt von Kaiſer Paul I. hervorgezogen, mit Orden überhäuft und ſammt ſeinem Vater in den Grafenſtand erhoben, fiel aber bald in Ungnade. Kaiſer Alexander berief ihn wieder an den Hof und übertrug ihm das Gouvernement in Moskau, auf welchen Poſten ihn die franzöſiſche Invaſion traf (1812). Unter mehreren angenommenen

Urſachen, die den Brand von Moskau herbeiführten, wird auch R. eine zugeſchrieben. Seinerſeits verneinte er, denſelben veranſtaltet zu haben, geradezu in ſeinem „Vérité sur l'incendie de Moscou“ (Par. 1824). Im Jahre 1814 begleitete er den Kaiſer Alexander auf den Congreß nach Wien, reiſte dann zu ſeinem Vergnügen, hielt ſich lange in Paris auf und kehrte dann nach Moskau zurück. Seit 1824 von allen Amtsgeſchäften zurückgezogen ſtarb er daſelbſt 1826. 25.

Rostra (eigentlich Schiffsſchnäbel) hieß ſeit dem erſten Seeſiege der Römer (260 v. Chr. unter Duilius gegen die Carthager) die Rednerbühne auf dem römiſchen Forum, die vorher den Namen suggestus geführt hatte, weil man dieſelbe nach jenem Siege mit den erbeuteten Schiffsſchnäbeln decorirte. Aus gleichem Grunde hieß auch die dem Duilius errichtete Ehrenſäule columna rostrata. 20.

Roswitha, ſ. Hroswitha.

Rotation nennen die Aſtronomen die einmalige Umdrehung eines Weltkörpers um ſeine Achſe und ſchließen auf deren Vorhandenſein durch die Bewegung der auf der Oberfläche eines Weltkörpers befindlichen beſtändigen Flecken, wenn nämlich dieſelben wahrgenommen werden. Eben dieſe Bewegung ſolcher Flecken gibt dann den Aſtronomen natürlich zugleich auch ein Mittel an die Hand, die Rotationszeit eines Weltkörpers zu beſtimmen, d. h. die Zeit der einmaligen Umdrehung deſſelben um ſeine Achſe. 13.

Rothes Meer, lat. mare rubrum; franz. mer rouge; engl. red sea, oder arabiſcher Meerbuſen, bei den Türken Meer von Mekka genannt, heißt der Theil des arabiſch-indiſchen Meeres, welcher in einer Länge von 300 M. und 35 M. Breite Aſien und Afrika von einander trennt. Es ſteht durch die 5 M. breite Straße Bab el Mandeb mit dem Meerbuſen von Aden und dem arabiſch-indiſchen Meere in Verbindung und geht in dem nordweſtlichen Ende in 2 Armen aus einander, die die peträiſche oder ſinaitiſche Halbinſel (Sikka el Hedſchas) bilden. Der weſtliche, der tiefer als der öſtliche ins Land eingreift, heißt Bahr el Kolſum (Schilfmeer), der öſtliche Bahr el Akaba (Meer des Endes) oder Meerbuſen von Aila. Von dem Mittelmeere iſt es nur durch die 15 M. breite Landenge von Sues geſchieden und hat zur Zeit der Fluth einen 30 F. höhern Waſſerſtand als dieſes. Außer den ſogenannten Wadis, welche nur zur Regenzeit von den Küſtengebirgen herabſtrömen, hat es keine bedeutenden Zuflüſſe und man hat die Bemerkung gemacht, daß ſich ſeine Waſſermaſſen immer mehr verringern. Daher werden Klippen und Sandbänke immer ſichtbarer und die ohnedieß unwichtige Schifffahrt noch unſicherer und gefährlicher. 35.

Rothgießer, lat. fusor aeramentarius; fr. fondeur en bronze; engl. brazier, nennt man denjenigen, welcher aus Kupfer, Meſſing, Bronze, Glockengut ꝛc. allerlei künſtliche Gegenſtände, als Leuchter, Rollen, Zapfen, Mörſer, Glocken, Statuen ꝛc. verfertigt. Der R. unterſcheidet ſich von dem Kupferſchmied hauptſächlich dadurch, daß er meiſt nur gegoſſene und gedrehete Sachen macht. Er, ſo wie der Glocken-, Stück- und Bildgießer laſſen ihr flüſſiges Metall von dem Ofen aus durch Rinnen von Lehm oder Stein in Formen laufen, welche aus Lehm, Ziegelmehl und Schafwolle verfertigt ſind. Dieſe Formen bildet er nach einem hölzernen Modelle und nennt die äußere Form den Mantel, die innere den Kern. Iſt die Form ausgegoſſen und das Metall erkaltet, ſo ſchlägt er den Mantel ab und gibt der Waare die Politur durch die Feile, durch Trippel und Baumöl und durch den Polirſtahl. Runde Sachen dreht er auf einer Drehlade oder mit Hülfe einer Maſchine, welche Rothſchmidtmaſchine heißt. Der Stückgießer gießt die Kanonen nur noch ſelten über den Kern, ſondern lieber maſſiv und bohrt nachher die Seele auf der Bohrmaſchine ganz in Spähnen aus. Der Glockengießer dagegen muß immer einen Kern und Mantel haben, zwiſchen denen das Metall eingegoſſen wird. Der Bildgießer, welcher Statuen, Büſten ꝛc. gießt, muß nach

einem von dem Bildhauer verfertigten, mit Öl beſtrichenen Modelle aus Thon und Gyps ſeine Form aus Kern und Mantel zuſammenſetzen, das Wachs hernach wegſchmelzen und in die Öffnungen des Mantels das flüſſige Metall laufen laſſen. 26.

Rothſchild, das größte aller jetzt vorhandenen Wechſelhäuſer, ward geſtiftet von Mayer Anſelm R., welcher im Jahre 1743 zu Frankfurt am Main geboren wurde und ſeine Eltern, welche daſelbſt als gewöhnliche Handelsjuden lebten, ſchon im 11. Jahre verlor. Da er zum Rabbiner beſtimmt war, beſuchte er die Schule zu Fürth, kehrte nach einigen Jahren in ſeine Vaterſtadt zurück und beſchäftigte ſich hier außer den zu einem Kaufmanne nöthigen Kenntniſſen beſonders mit dem Verkaufe alter Münzen, wodurch er viele wichtige Bekanntſchaften anknüpfte. Von hier begab er ſich nach Hanover, wo er mehrere Jahre einem großen Handelshauſe vorſtand. Bei ſeiner Rückkehr nach Frankfurt begann er mit einem durch ſeine Sparſamkeit erworbenen unbedeutenden Vermögen ein kleines Wechſelgeſchäft. Durch Rechtſchaffenheit und Pünktlichkeit erwarb er ſich das allgemeine Vertrauen vieler angeſehenen Handelshäuſer, bekam immer wichtigere Aufträge und ſein Credit wuchs mehr und mehr. Im Jahre 1801 wurde er von dem Landgrafen, ſpätern Churfürſten von Heſſen, zum Hofagenten ernannt, wodurch der ſpätere Glanz ſeines Hauſes zuerſt begründet wurde. Im Jahre 1802—1804 ſchloß R. ſeine erſte Anleihe mit dem Könige von Dänemark ab, welche 10 Mill. Gulden betrug. Als ſich im Jahre 1806 der Landgraf von Heſſen genöthigt ſah ſein Land zu verlaſſen, übertrug er ihm die Rettung ſeines aus mehreren Millionen Gulden beſtehenden Privatvermögens, welches R. mit eigener Gefahr bewirkte und mit der größten Pünktlichkeit verwaltete. Als unter der Regierung des Fürſten Primas den in Frankfurt lebenden Israeliten gleiche bürgerliche und politiſche Rechte mit den Chriſten zuerkannt wurden, ernannten ihn ſeine Mitbürger, deren Vertrauen er in den bedrängteſten Zeitumſtänden durch großmüthige Unterſtützung ſich erworben hatte, zum Mitgliede des Wahlcollegium von Frankfurt, wo R. im Jahre 1812 ſtarb, ohne die Freude erlebt zu haben, den Landgrafen in ſein Land zurückkehren zu ſehen. Unter den 10 Kindern, die er hinterließ, unternahmen 5 Söhne die Fortführung ſeines Wechſelgeſchäfts. Das Haupt des Stammhauſes iſt Anſelm von R., welcher im Jahre 1773 zu Frankfurt geboren wurde. Salomon von R., ebendaſelbſt im Jahre 1774 geboren, lebt ſeit 1816 theils in Berlin, theils in Wien. Nathan von R., geb. im Jahre 1777, errichtete im Jahre 1798 ein Geſchäftscomptoir in Mancheſter, verlegte es nach mehreren Jahren nach London und erwarb ſich hier durch ſeine klare Überſicht aller Geſchäfte das Zutrauen der erſten Staatsmänner von England. Er wurde im Jahre 1820 zum öſtreichiſchen Conſul und im Jahre 1822 zum Generalconſul daſelbſt ernannt und war ſo anſpruchslos, daß er von keinem der ihm ertheilten Titel und Orden Gebrauch machte. Er ſtarb den 28. Juli 1836 bei einem Beſuche in Frankfurt und ſeine Leiche ward den 9. Aug. in London beigeſetzt. Karl von R. wurde im Jahre 1788 geboren und lebt ſeit 1801 meiſtentheils in Neapel; Jakob von R., geb. im Jahre 1792, verwaltet ſeit dem Jahre 1812 die Geſchäfte des Hauſes in Paris. Im Jahre 1822 wurde er zum öſtreichiſchen Generalconſul ernannt. Die Brüder haben bisher dem Wunſche ihres Vaters gemäß alle Geſchäfte gemeinſchaftlich und ſtets mit der größten Einigkeit verwaltet. In zweifelhaften Fällen nahmen ſie ſtets das Verhalten deſſelben zum Muſter. Bei der Rückkehr des Landgrafen von Heſſen in ſeine Lande erbot ſich das Haus R. demſelben das anvertraute Capital nebſt den ſeit jener Zeit aufgelaufenen Zinſen zurückzuzahlen, allein derſelbe erließ ihnen wegen eines ſolchen Beweiſes von Rechtlichkeit nicht nur alle bis zum Jahre ſeiner Rückkehr erworbenen Procente, ſondern nahm auch von nun an nur ſehr geringe Intereſſen. Sowohl hierdurch, als durch die Empfehlung des Hauſes von Seiten des Landgrafen auf dem Congreſſe zu Wien im Jahre 1815 an die verſammelten Für-

ſten gelangte die Familie R. zu der politiſchen Wichtigkeit, welche ſie ſeitdem behauptet. Das Haus übernahm nun ſehr bedeutende Geld- und Creditgeſchäfte, ſo daß die geſammten an die europäiſchen Höfe gemachten Anleihen und Subſidien 1200 Mill. Gulden betragen, wovon auf England gegen 500 Mill., auf Frankreich 200 Mill., auf Öſtreich 120 Mill., auf Neapel 120 Mill., auf Preußen 100 Mill., auf Rußland 60 Mill., auf Braſilien 30 Mill. und auf die kleineren deutſchen Staaten 10 Mill. Gulden kommen, außer den an die Verbündeten gezahlten franzöſiſchen Kriegsentſchädigungsgeldern, deren Betrag ſich über mehrere hundert Mill. beläuft. Das Geſammtvermögen des Hauſes beträgt über 80 Mill. Gulden, ihr Credit umfaßt aber mehr als die doppelte Summe. Die Brüder R. erhielten von allen Fürſten Europas Titel, Orden und Auszeichnungen verſchiedener Art. Im Jahre 1815 nahm ſie der Kaiſer von Öſtreich unter den öſtreichiſchen Adelſtand auf und erhob ſie im Jahre 1822 in den Freiherrenſtand. Der Churfürſt von Heſſen ernannte ſie im Jahre 1815 zu Finanzräthen und dann zu geheimen Finanzräthen. Preußen verlieh ihnen im Jahre 1818 den Titel als geheime Commerzienräthe. Alle bedeutende Geſchäfte werden zu Frankfurt, dem Hauptverſammlungsorte der Familie, gemeinſam berathen und nach einem wohlgeprüften Plane mit vereinter Thätigkeit der Brüder ausgeführt und alle haben an dem Gewinne gleichen Antheil. Auch die Verlegung ihrer Handelshäuſer in die erſten Städte Europas gewährt ihnen, ohne ihre Einigkeit im Geringſten zu ſtören, den Vortheil, daß ſie in allen Haupthandelsplätzen unſeres Erdtheils auf das Genaueſte von der Lage der Dinge und dem Gange der Geſchäfte unterrichtet ſind. Jede eintretende Veränderung zeigen ſie ſich gegenſeitig durch den ſchleunigſten Courierwechſel an. Einer der leitenden Grundſätze ihres Hauſes iſt, ſtets mit der Zeit fortzuſchreiten und ſich den neuen Unternehmungen derſelben ſogleich anzuſchließen. Das bewieſen ſie vorzüglich durch ihre eifrige Theilnahme an der Ausführung des Main- und Donaucanals, wofür der König von Baiern die Brüder Anſelm und Karl mit dem Civilverdienſtorden belohnte, ſo wie an der Beförderung der Eiſenbahn. Ihre Genügſamkeit in Hinſicht der Zinſenforderung, ihre Pünktlichkeit in den zu leiſtenden Zahlungen, die Einfachheit und Zweckmäßigkeit ihrer Plane und deren kluge Ausführung, ſo wie der perſönlich achtenswerthe Charakter aller Brüder trugen weſentlich zum Glanze ihres Hauſes bei. Sie wußten alle Partheien und Stände durch ihre Rechtlichkeit, Wohlthätigkeit und Gemüthlichkeit zu ihrem Lobe zu vereinigen und für ihr Intereſſe zu gewinnen. Dieſen Eigenſchaften nebſt ihrer Menſchenfreundlichkeit, die ſie gegen Jedermann beweiſen, verdanken ſie noch jetzt die allgemeine Volksgunſt, welche ſie bisher in ſo hohem Grade genoſſen haben. 81.

Rothwälſch, franz. argot; engl. gibberish, auch jeniſche, Gauner- und Diebsſprache genannt, iſt ein Gemiſch von gemeinen deutſchen, jüdiſchen und ſelbſtgebildeten Wörtern, weßhalb man, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, den gemeinen Trödeljuden ihre Entſtehung verdankt. Sie kommt bereits im XVI. Jahrh. vor und ſchon damals gab man ſich Mühe, eine Wörterſammlung derſelben zu erhalten. Der Name kommt wahrſcheinlich von Rot (Bettler) und wälſch (ausländiſch, unverſtändlich), die Gauner ſelbſt nennen die Sprache verderbt jüdiſch kochemer Loſchen (kluge Sprache). Außer den älteren Verſuchen über dieſe Sprache vergl. „Die jeniſche oder Gaunerſprache in kochemer Loſchen" (Meißen 1833); Biſchoff „Zigeuner-deutſches Wörterbuch" (Ilmenau 1826). 9.

Rotrou (Jean de), ein nicht ganz verwerflicher franzöſiſcher Tragödiendichter, 1609 zu Dreux geboren, zeigte ſchon in früher Jugend nicht unbedeutende Anlagen zur dramatiſchen Poeſie und trat zuerſt mit einigen Nachbildungen ſpaniſcher Stücke hervor, die ihm den Schutz des Cardinals Richelieu und die Freundſchaft Corneille's verſchafften. Später wandte er ſich mehr dem Studium des alten Dra-

was zu und bearbeitete nicht ohne Glück einige Stücke des Euripides, des Seneca und des Plautus. Von ſeinen zahlreichen Tragödien und Tragikomödien haben ſich nur „Venceslas“ und „Cosröes“ im Andenken erhalten; gute Charakterſchilderung, großartige Handlung und eine kräftige, wenn auch nicht ſehr elegante Sprache, verdienen jedenfalls die Auszeichnung, welche dem Dichter von ſeinen Zeitgenoſſen zu Theil geworden iſt. Franzöſiſche Kunſtrichter werfen ihm ſtets vor, daß er ſich mehr die freieren Formen des ſpaniſchen Theaters zum Muſter nahm, als die ariſtoteliſchen Regeln befolgte, wodurch jedoch nach unſeren Anſichten eher Lob als Tadel ausgeſprochen iſt. Weniger können wir billigen, daß er in ſeinen ſämmtlichen dramatiſchen Verſuchen moraliſche Tendenzen in den Vordergrund ſtellt und ſeine Helden und Heldinnen ſtets religiöſe Empfindungen vortragen läßt. Als Menſch wird uns R. als ſehr bieder und ehrenvoll geſchildert, wie er denn auch ein Opfer ſeiner Pflichttreue ward. Auf die Nachricht nämlich, daß er ſeiner Vaterſtadt, wo er als Staatsbeamter angeſtellt war, eine anſteckende Krankheit ausgebrochen ſei und große Verwirrung verurſache, ging er ſogleich von Paris, wo er ſich wegen Aufführung einer ſeiner Tragödien aufhielt, auf ſeinen Poſten zurück und ſtarb einige Tage nach ſeiner Ankunft am 27. Juni 1650. Wie ſehr er ſeinen ihm weit überlegenen Nebenbuhler Corneille ſchätzte, geht ſchon aus der entſchiedenen Weigerung hervor, ſich von Richelieu als Intriguant gegen den großen Dichter gebrauchen zu laſſen. Die einzige Geſammtausgabe ſeiner Werke („Oeuvres,“ Par. 1820—1823. 5 Voll. 8.) verliert dadurch, daß die für die Ausbildung des franzöſiſchen Dramas wichtigen Vorreden und Einleitungen der Originalausgaben hinweggelaſſen ſind, ſehr an Werth. 67.

Rotte, franz. section; engl. file, heißt beim Militair die bei aufgeſtellter Fronte hinter einander ſtehende Mannſchaft, nach jetziger Stellung meiſt drei Mann, früher jedoch mehr. — Bei Bürgermilitair iſt R. eine Compagnieabtheilung, welcher ein Rottmeiſter vorſteht. — In übler Bedeutung iſt es ein Haufe Geſindel (fr. bande; engl. rout). 9.

Rotteck (Karl von), ein vielgenannter deutſcher Staatsmann und Hiſtoriker der neueſten Zeit, am 18. Juli 1775 zu Freiburg im Breisgau, wo ſein Vater die Stelle eines Profeſſors und Directors der mediciniſchen Facultät an der Hochſchule bekleidete, geboren, widmete ſich, nachdem er ſeine Schulſtudien beendigt hatte, auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt der Jurisprudenz und erhielt nach Erlangung der juriſtiſchen Doctorwürde (1798) die Stelle eines Aſſeſſors bei dem Magiſtrate der Stadt Freiburg und einige Zeit darauf die Ernennung zum ordentlichen Profeſſor der Weltgeſchichte an der Univerſität, wodurch er auf eine andere Laufbahn, als die von ihm erzielte, hingewieſen wurde. Reiſen nach Wien, Paris, der Schweiz und Italien gaben ſeinem regen Geiſte einen neuen Schwung und berichtigten ſeine aus Büchern geſchöpften Anſichten. Er beobachtete in der Wirklichkeit das Thun und Treiben der Menſchen, die Leiden und Bedürfniſſe der Völker und Staaten und gab ſeinem Geiſte jene Richtung, die er ſpäter mit redlicher Beharrlichkeit verfolgte. Seine kleineren hiſtoriſchen Verſuche, welche er in Zeitſchriften bekannt machte, fanden allgemeinen Beifall und erregten die Aufmerkſamkeit der Regierung, welche ihm 1817 das Hofrathsdiplom ausfertigte und 1818 die Profeſſur des Vernunftrechts und der Staatswiſſenſchaft übertrug. Seinen Bemühungen für die Erhaltung der Univerſität Freiburg, deren Aufhebung projectirt war, hatte er die Wahl zum Deputirten in der erſten Kammer (1819) von Seiten dieſer Hochſchule zu verdanken. Vernunft und Wahrheit fanden ſtets an ihm einen eifrigen Vertheidiger und was er während der Landtage von 1819—1822 über die Studienfreiheit, über Zehnten und Frohnden, über das Adelsedict, über die Angelegenheiten der katholiſchen Kirchen, über Ablöſung der Leibeigenſchaftslaſten, über Vermögensconfiscationen, über Preßfreiheit, über die Ver-

antwortlichkeit der Miniſter, über die Gemeindeordnung und über andere wichtige Punkte der Geſetzgebung und Politik vortrug, verdient die Beachtung und den Dank jedes Biedermannes. Von Neuem als Abgeordneter zum Landtage von 1831 gewählt ſprach er ſich mit Energie für die Preßfreiheit aus, zog ſich aber dadurch die Unzufriedenheit der Regierung zu. Er wurde deßwegen 1832 in den Ruheſtand verſetzt und das von ihm redigirte Zeitblatt „Der Freiſinnige" verboten. Auch wurde ihm unterſagt fünf Jahre hindurch die Redaction irgend eines Blattes zu führen. Die Theilnahme an ſeinem Schickſale ſprach ſich allgemein und offen aus; die Stadt Freiburg wählte ihn ſogar zum Bürgermeiſter. Das vorzüglichſte Werk, welches R. bis jetzt geliefert hat, iſt die „Allgemeine Weltgeſchichte" (Freiburg 1813. XI. Aufl. 1835. 9 Bde. 8.), welche eben ſowohl, wie der daraus von ihm ſelbſt gemachte Auszug (Stuttg. 1830—1834. 4 Bde. 8.), bei manchen Mängeln doch eines der beſten Handbücher für Geſchichtskunde bleiben wird. Von ſeinen übrigen Schriften nennen wir hier noch die „Über ſtehende Heere der Nationalmiliz" (Freib. 1816. 8.); „Für die Erhaltung der Univerſität Freiburg" (Ebend. 1817. 8.); die „Ideen über Landſtände" (Karlsr. 1819. 8.); das „Archiv für landſtändiſche Angelegenheiten" (Eb. 1819—1821. 3 Bde. 8.); den „Hiſtoriſchen Bilderſaal" (Stuttg. 1828. 3 Bde. 8.); das „Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswiſſenſchaften" (Ebend. 1829—1830. 2 Thle. 8.); das „Lehrbuch der ökonomiſchen Politik" (Ebend. 1835. 8.) und die „Sammlung kleiner Schriften, meiſt hiſtoriſchen und politiſchen Inhalts" (Ebend. 1829—1830. 3 Thle. 8.). Jetzt gibt er mit Welker das „Staatslexikon" heraus, von welchem bereits 3 Bände (Altona 1834—1836. 8.) erſchienen ſind. 66.

Rottenhammer, Rotenhammer (Johann), ein ausgezeichneter deutſcher Maler, geb. 1564 zu München, erhielt den erſten Unterricht von einem mittelmäßigen Maler ſeiner Vaterſtadt und ging dann nach Rom, ſo wie ſpäter nach Venedig, wo er insbeſondere die Werke Tintoret's fleißig ſtudirte. Nach mehrjähriger Abweſenheit kehrte er nach Deutſchland zurück und ließ ſich zu Augsburg nieder. Hier ſtarb er im Jahre 1604. — R. widmete ſich vorzüglich der geiſtlichen Hiſtorienmalerei im Großen, doch excellirte er nicht minder in kleineren Gemälden auf Kupfer, beſonders auch in der Darſtellung mythologiſcher Gegenſtände und Scenen. Unſtreitig gehört er, was vor Allem Compoſition, Colorit und Ausführung betrifft, zu den trefflichſten Künſtlern ſeiner Zeit; nur die Zeichnung iſt nicht immer correct, zumal in den Gemälden der letzten Periode. Bemerkenswerth iſt es übrigens, daß an vielen ſeiner Arbeiten Bril oder Sammet-Breughel das Landſchaftliche ausführten. Unter ſeine berühmteſten Gemälde gehören: die Glorie der Heiligen, ein Tanz der Nymphen, ein Göttermahl, der Tod des Adonis und die in der wiener Galerie befindlichen: die Krippe Chriſti, das jüngſte Gericht, die Auferweckung des Lazarus, die Hochzeit des Pirithous, der bethlehemitiſche Kindermord und eine allegoriſche Darſtellung der 4 Jahreszeiten mit reicher landſchaftlicher Verzierung von Sammet-Breughel. 36.

Rotunda iſt überhaupt ein rundes Gebäude, vorzugsweiſe das Pantheon (ſ. d. Art.) in Rom. 30.

Roucher (ſpr. Ruſché) (Jean Antoine), ein nicht unbedeutender franzöſiſcher Dichter, 1745 zu Montpellier geboren, widmete ſich zuerſt der Theologie, verließ dieſe aber bald wieder und lebte nur der Poeſie. Seine kleineren lyriſchen Verſuche fanden Beifall und ſeine Ode auf die Vermählung Ludwig's XVI. mit Marie Antoinette verſchaffte ihm die einträgliche Stelle eines Salzſteuereinnehmers zu Montfort-l'Amauri. Bei dem Ausbruche der Revolution nahm er als Freund einer geſetzmäßigen Freiheit thätigen Antheil an der Bewegung, zog ſich aber, als er ſah, daß dieſe zum Argen führte, nicht nur zurück, ſondern ſtellte ſich auch mit aller Kraft den Exceſſen der Blutmänner entgegen. Während der Schreckenszeit ver-

barg er ſich bei einigen Freunden, wurde aber entdeckt und in den Kerker geworfen, welchen er nur wieder verließ, um ſein ſchuldloſes Haupt auf der Guillotine zu verlieren (6. Juni 1794). Als Dichter iſt er vorzüglich durch das didaktiſche Gedicht: „Les mois“ (Par. 1779. 2 Voll. 4. Liege 1780. 2 Voll. 12.) bekannt geworden. Hat man an dieſem auch mit Recht Gedehntheit, Trockenheit und allzuviele Epiſoden getadelt, ſo verdient es doch einzelner trefflichen Stellen und der ſich in ihm abſpiegelnden Liebenswürdigkeit des Verfaſſers wegen immer noch mehr geleſen zu werden, als es jetzt der Fall iſt. Außer dieſem Lehrgedichte hinterließ R. noch Bruchſtücke einiger anderer poetiſcher Werke und eine gelungene Überſetzung des Werks von Smith „Über den Nationalreichthum.“ Seine kleineren Gedichte wurden nach ſeinem Tode unter dem Titel: „Poésies fugitives et lettres“ (Par. 1795. 2 Voll. 8.) geſammelt. 67.

Rouget de l'Isle (ſpr. Ruſché d'lihl), Verfaſſer der bekannten Marſeillaiſe, ward den 10. Mai 1760 zu Lons le Saulnier in Franche Comté geboren, widmete ſich dem Kriegsdienſte und lebte beim Anfange der Revolution als Ingenieurofficier in Straßburg. Hier dichtete und componirte er im April 1792 ſein „Schlachtlied für die Rheinarmee“, welches mit ungeheuerem Beifalle aufgenommen ward und, nachdem unter dem Abſingen deſſelben die marſeiller Banden in Paris eingezogen waren, den Namen „Marseillaise“ erhielt und Nationalgeſang ward, mit welchem die franzöſiſchen Heere im Kampfe ſich fortwährend begeiſterten. Deſſen ungeachtet ließ ihn Robeſpierre verhaften und nur der 9. Thermidor rettete ihn. Hierauf diente er in der Küſtenarmee unter Hoche, ward aber bei Quiberon (1795) ſtark verwundet und zog ſich nun gänzlich zurück, um nur den Muſen zu leben. Verſchiedene Lieder und Compoſitionen erhielten ſpäter, vorzüglich unter der Reſtauration, ſein Andenken nur ſchwach, bis die Ereigniſſe von 1830 die Marseillaise wieder hervorriefen. Jetzt ward ihm eine Penſion von 6000 Franken angeboten, die er jedoch ausſchlug. Er ſtarb im Juni 1836 zu Paris. 16.

Roulade, das Kollern, Rollen, nennt man in der Muſik, beſonders im Geſange, ſchnell dahin rollende, meiſt künſtliche und ſchwer auszuführende Paſſagen und Läufer. Vergl. den Art. Coloratur und Paſſage. 29.

Rouſſeau (ſpr. Ruſſo) (Jean Baptiſte), der vorzüglichſte franzöſiſche Lyriker, am 6. April 1670 zu Paris geboren, war der Sohn eines Schuhmachers, erhielt aber eine treffliche Erziehung und verdankte die Ausbildung ſeines poetiſchen Talents dem Satyriker Boileau. Stoff zur Satyre boten die letzten Regierungsjahre Ludwigs's XIV. in Fülle und R. nützte ihn, um ſich einen Namen zu verſchaffen, ſo fleißig, daß er ſich bald den allgemeinen Haß zuzog, wozu denn freilich ſein ſehr zweideutiger Charakter nicht wenig beigetragen haben mag. Nachdem er mit franzöſiſchen Diplomaten eine Reiſe nach Dänemark und England gemacht hatte, erhielt er eine Anſtellung bei dem Finanzfache und dadurch Muße zu literariſchen Arbeiten. Er wagte ſich zuerſt auf das dramatiſche Feld, aber ſein Luſtſpiel „Le Café“ (1694) fiel durch, und auch ſeine Opern „Jason ou la Toison d'or“ (1696) und „Vénus et Adonis“ (1697) hatten keinen beſſeren Erfolg. Statt ſich durch den geringen Beifall, welchen ſeine ſpäteren Luſtſpiele „Le Flatteur“ und „Le Capricieux“ (1700) fanden, zu überzeugen, daß für ihn in dieſer Gattung der Poeſie keine Lorbeeren zu erringen ſeien, fiel er mit Ingrimm nicht nur über ſeine Tadler, ſondern auch über die Stücke anderer Dichter, welche auf der Bühne Glück machten, her und ließ beſonders ſeinen Zorn gegen die damals beliebte Oper „Hésione“ (von Danchet) wüthen. Satyriſche Lieder (Couplets), die ſich einander an Schmutz überboten, erregten den allgemeinen Unwillen und zogen ihm eine gerichtliche Verfolgung zu, welche, als er die Autorſchaft einem Unſchuldigen (J. Saurin) zuſchieben wollte, damit endete, daß er als Verläumder auf ewig aus Frankreich verbannt ward (1712). Er ging nach der

Schweiz, wo ihn der franzöſiſche Geſandte, Du Luc, freundſchaftlich aufnahm und ihn ſogar, als er zu dem Botſchafterpoſten an dem kaiſerlichen Hofe befördert wurde (1715), mit ſich nach Wien zog. Hier fand er an dem Prinzen Eugen einen kräftigen Beſchützer und fühlte ſich ſo wohl, daß er die ihm von ſeinen Freunden bewirkte Gnade, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, ſtolz ablehnte und eine förmliche Zurückberufung verlangte, welche jedoch ausblieb. Nachdem er Wien wegen einer Satyre auf eine der Maitreſſen ſeines Gönners hatte verlaſſen müſſen, ließ er ſich zu Brüſſel nieder, von wo er umſonſt um die Erlaubniß anhielt, nach Frankreich zurückkommen zu dürfen. Nur heimlich konnte er 1738 ſein Vaterland und ſeine Freunde noch einmal ſehen. Kummervoll kam er nach Brüſſel zurück, wo er am 17. März 1741 ſtarb. Noch in ſeiner Todesſtunde betheuerte er, nicht der Verfaſſer der ſchändlichen Couplets zu ſein. R. wird von ſeiner Nation als Odendichter am Höchſten geſtellt und ein zweiter Horaz genannt; nur ſelten aber ſpricht er die Sprache der wahren Begeiſterung und ſein vorzüglichſtes Verdienſt beſteht in der Geſchicklichkeit, in einer edeln und eleganten Sprache gute Reflexionen und Empfindungen vorzutragen; kraftvoll und tief ſind ſeine Gedanken aber faſt nie. Eben ſo wenig kann man von dem Standpunkte einer geſunden Kritik aus ſeinen Epiſteln und froſtigen Allegorien die hohe Vortrefflichkeit, mit welcher franzöſiſche Kunſtrichter groſsthun, zugeſtehen. Sie ſind gut gereimt, aber im Ganzen doch nur langweilige Predigten voll nützlicher, aber gemeiner Wahrheiten. Reich an einzeln ſchönen Stellen ſind ſeine „Muſikaliſche Oden" („Odes en musique") und „Allegoriſche Cantaten" („Cantates allégoriques"); auch ſeine Epigramme (ſo lange ſie nicht zu ſchmutzig werden) laſſen ſich mit Vergnügen leſen und ziehen beſonders durch die gelungene Nachahmung der naiven Manier der älteren franzöſiſchen Dichter an. Seine dramatiſche Verſuchen ſind kaum der Erwähnung werth. Die beſten Ausgaben ſeiner Werke beſorgten Seguy, Bruxell. (Par.) 1743. 3 Voll. 4. und Amar-Durivier, Par. 1820. 5 Voll. 8. Beide enthalten jedoch die Couplets nicht, welche ſich in der Ausgabe Lond. (Par.) 1757. 5 Voll. 12. befinden. „Oeuvres choisies," Par. 1818. 2 Voll. 8. 67.

Rouſſeau (Jean Jacques), einer der berühmteſten franzöſiſchen Philoſophen und Dichter, am 28. Juni 1712 zu Genf, wo ſein Vater das Uhrmacherhandwerk trieb, geboren, wurde von früher Jugend auf vernachläſſigt und durch Romanenleſen ſo ſehr verdorben und mit verſchrobenen Anſichten vollgepfropft, daß er ſich ſpäter, wie er ſelbſt geſteht, durch Erfahrung und Nachdenken kaum davon heilen konnte. Eine erſprießlichere Lectüre war Plutarch, womit er ſich Tag und Nacht beſchäftigte, bis er zu einem Prediger in Boſſey in Penſion kam. Nachdem er ein wenig Latein erlernt, aber in ſittlicher Hinſicht mehr verloren als gewonnen hatte, ging er als Schreiber auf ein Bureau zu Genf, wo man ihn aber bald wieder als völlig untauglich entließ. Eben ſo wenig hielt er es bei einem Graveur, der ihm durch Grobheit das Leben und die Kunſt, zu welcher er ſich mächtig hingezogen fühlte, verleidete, aus und durchzog bettelnd und, wenn es anging, auch ſtehlend das Land, bis ihn das Glück nach Annecy führte, wo ſich Frau von Warens des Verlaſſenen annahm. Dieſe Frau, welche eine merkwürdige Rolle in ſeinem Leben ſpielt, ſchickte ihn nach Turin, um ſich in der katholiſchen Religion (R. war in der proteſtantiſchen geboren) unterrichten zu laſſen. Um dem Zwange zu entgehen, legte er bald ſein Bekenntniß ab, lief einige Zeit in den Straßen Turins umher und trat als Lakei in die Dienſte der Gräfin von Vercellis. Als er hier aber einen bedeutenden Diebſtahl begangen und ihn unverſchämt auf ein unſchuldiges Dienſtmädchen geſchoben hatte, ward er fortgejagt. Nicht beſſer erging es ihm bei dem Grafen von Gavon, welchem er ſeine gegen ihn bewieſene Liebe mit dem ſchwärzeſten Undanke belohnte. Er kehrte nun zur Frau von Warens zurück (1730), welche ihn nicht nur gut aufnahm und verwöhnte, ſondern ſich auch ſo

barg er ſich bei einigen Freunden, wurde aber entdeckt und in den Kerker geworfen, welchen er nur wieder verließ, um ſein ſchuldloſes Haupt auf der Guillotine zu verlieren (6. Juni 1794). Als Dichter iſt er vorzüglich durch das didaktiſche Gedicht: „Les mois“ (Par. 1779. 2 Voll. 4. Liege 1780. 2 Voll. 12.) bekannt geworden. Hat man an dieſem auch mit Recht Gedehntheit, Trockenheit und allzuviele Epiſoden getadelt, ſo verdient es doch einzelner trefflichen Stellen und der ſich in ihm abſpiegelnden Liebenswürdigkeit des Verfaſſers wegen immer noch mehr geleſen zu werden, als es jetzt der Fall iſt. Außer dieſem Lehrgedichte hinterließ R. noch Bruchſtücke einiger anderer poetiſcher Werke und eine gelungene Überſetzung des Werks von Smith „Über den Nationalreichthum.“ Seine kleineren Gedichte wurden nach ſeinem Tode unter dem Titel: „Poésies fugitives et lettres“ (Par. 1795. 2 Voll. 8.) geſammelt. 67.

Rouget de l'Isle (ſpr. Ruſché d'lihl), Verfaſſer der bekannten Marſeillaiſe, ward den 10. Mai 1760 zu Lons le Saulnier in Franche Comté geboren, widmete ſich dem Kriegsdienſte und lebte beim Anfange der Revolution als Ingenieurofficier in Straßburg. Hier dichtete und componirte er im April 1792 ſein „Schlachtlied für die Rheinarmee“, welches mit ungeheuerem Beifalle aufgenommen ward und, nachdem unter dem Abſingen deſſelben die marſeiller Banden in Paris eingezogen waren, den Namen „Marseillaise“ erhielt und Nationalgeſang ward, mit welchem die franzöſiſchen Heere im Kampfe ſich fortwährend begeiſterten. Deſſen ungeachtet ließ ihn Robespierre verhaften und nur der 9. Thermidor rettete ihn. Hierauf diente er in der Küſtenarmee unter Hoche, ward aber bei Quiberon (1795) ſtark verwundet und zog ſich nun gänzlich zurück, um nur den Muſen zu leben. Verſchiedene Lieder und Compoſitionen erhielten ſpäter, vorzüglich unter der Reſtauration, ſein Andenken nur ſchwach, bis die Ereigniſſe von 1830 die Marseillaise wieder hervorriefen. Jetzt ward ihm eine Penſion von 6000 Franken angeboten, die er jedoch ausſchlug. Er ſtarb im Juni 1836 zu Paris. 16.

Roulade, das Kollern, Rollen, nennt man in der Muſik, beſonders im Geſange, ſchnell dahin rollende, meiſt künſtliche und ſchwer auszuführende Paſſagen und Läufer. Vergl. den Art. Coloratur und Paſſage. 29.

Rouſſeau (ſpr. Ruſſo) (Jean Baptiſte), der vorzüglichſte franzöſiſche Lyriker, am 6. April 1670 zu Paris geboren, war der Sohn eines Schuhmachers, erhielt aber eine treffliche Erziehung und verdankte die Ausbildung ſeines poetiſchen Talents dem Satyriker Boileau. Stoff zur Satyre boten die letzten Regierungsjahre Ludwigs's XIV. in Fülle und R. nützte ihn, um ſich einen Namen zu verſchaffen, ſo fleißig, daß er ſich bald den allgemeinen Haß zuzog, wozu denn freilich ſein ſehr zweideutiger Charakter nicht wenig beigetragen haben mag. Nachdem er mit franzöſiſchen Diplomaten eine Reiſe nach Dänemark und England gemacht hatte, erhielt er eine Anſtellung bei dem Finanzfache und dadurch Muße zu literariſchen Arbeiten. Er wagte ſich zuerſt auf das dramatiſche Feld, aber ſein Luſtſpiel „Le Café“ (1694) fiel durch, und auch ſeine Opern „Jason ou la Toison d'or“ (1696) und „Vénus et Adonis“ (1697) hatten keinen beſſeren Erfolg. Statt ſich durch den geringen Beifall, welchen ſeine ſpäteren Luſtſpiele „Le Flatteur“ und „Le Capricieux“ (1700) fanden, zu überzeugen, daß für ihn in dieſer Gattung der Poeſie keine Lorbeeren zu erringen ſeien, fiel er mit Ingrimm nicht nur über ſeine Tadler, ſondern auch über die Stücke anderer Dichter, welche auf der Bühne Glück machten, her und ließ beſonders ſeinen Zorn gegen die damals beliebte Oper „Hésioné“ (von Danchet) wüthen. Satyriſche Lieder (Couplets), die ſich einander an Schmutz überboten, erregten den allgemeinen Unwillen und zogen ihm eine gerichtliche Verfolgung zu, welche, als er die Autorſchaft einem Unſchuldigen (J. Saurin) zuſchieben wollte, damit endete, daß er als Verläumder auf ewig aus Frankreich verbannt ward (1712). Er ging nach der

Schweiz, wo ihn der franzöſiſche Geſandte, Du Luc, freundſchaftlich aufnahm und ihn ſogar, als er zu dem Botſchafterpoſten an dem kaiſerlichen Hofe befördert wurde (1715), mit ſich nach Wien zog. Hier fand er an dem Prinzen Eugen einen kräftigen Beſchützer und fühlte ſich ſo wohl, daß er die ihm von ſeinen Freunden bewirkte Gnade, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, ſtolz ablehnte und eine förmliche Zurückberufung verlangte, welche jedoch ausblieb. Nachdem er Wien wegen einer Satyre auf eine der Maitreſſen ſeines Gönners hatte verlaſſen müſſen, ließ er ſich zu Brüſſel nieder, von wo er umſonſt um die Erlaubniß anhielt, nach Frankreich zurückkommen zu dürfen. Nur heimlich konnte er 1738 ſein Vaterland und ſeine Freunde noch einmal ſehen. Kummervoll kam er nach Brüſſel zurück, wo er am 17. März 1741 ſtarb. Noch in ſeiner Todesſtunde betheuerte er, nicht der Verfaſſer der ſchändlichen Couplets zu ſein. R. wird von ſeiner Nation als Odendichter am Höchſten geſtellt und ein zweiter Horaz genannt; nur ſelten aber ſpricht er die Sprache der wahren Begeiſterung und ſein vorzüglichſtes Verdienſt beſteht in der Geſchicklichkeit, in einer edeln und eleganten Sprache gute Reflexionen und Empfindungen vorzutragen; kraftvoll und tief ſind ſeine Gedanken aber faſt nie. Eben ſo wenig kann man von dem Standpunkte einer geſunden Kritik aus ſeinen Epiſteln und froſtigen Allegorien die hohe Vortrefflichkeit, mit welcher franzöſiſche Kunſtrichter groß thun, zugeſtehen. Sie ſind gut gereimt, aber im Ganzen doch nur langweilige Predigten voll nützlicher, aber gemeiner Wahrheiten. Reich an einzeln ſchönen Stellen ſind ſeine „Muſikaliſche Oden" („Odes en musique") und „Allegoriſche Cantaten" („Cantates allégoriques"); auch ſeine Epigramme (ſo lange ſie nicht zu ſchmutzig werden) laſſen ſich mit Vergnügen leſen und ziehen beſonders durch die gelungene Nachahmung der naiven Manier der älteren franzöſiſchen Dichter an. Seine dramatiſche Verſuchen ſind kaum der Erwähnung werth. Die beſten Ausgaben ſeiner Werke beſorgten Seguy, Bruxell. (Par.) 1743. 3 Voll. 4. und Amar-Durivier, Par. 1820. 5 Voll. 8. Beide enthalten jedoch die Couplets nicht, welche ſich in der Ausgabe Lond. (Par.) 1757. 5 Voll. 12. befinden. „Oeuvres choisies," Par. 1818. 2 Voll. 8. 67.

Rouſſeau (Jean Jacques), einer der berühmteſten franzöſiſchen Philoſophen und Dichter, am 28. Juni 1712 zu Genf, wo ſein Vater das Uhrmacherhandwerk trieb, geboren, wurde von früher Jugend auf vernachläſſigt und durch Romanenleſen ſo ſehr verdorben und mit verſchrobenen Anſichten vollgepfropft, daß er ſich ſpäter, wie er ſelbſt geſteht, durch Erfahrung und Nachdenken kaum davon heilen konnte. Eine erſprießlichere Lectüre war Plutarch, womit er ſich Tag und Nacht beſchäftigte, bis er zu einem Prediger in Boſſey in Penſion kam. Nachdem er ein wenig Latein erlernt, aber in ſittlicher Hinſicht mehr verloren als gewonnen hatte, ging er als Schreiber auf ein Bureau zu Genf, wo man ihn aber bald wieder als völlig untauglich entließ. Eben ſo wenig hielt er es bei einem Graveur, der ihm durch Grobheit das Leben und die Kunſt, zu welcher er ſich mächtig hingezogen fühlte, verleidete, aus und durchzog bettelnd und, wenn es anging, auch ſtehlend das Land, bis ihn das Glück nach Annecy führte, wo ſich Frau von Warens des Verlaſſenen annahm. Dieſe Frau, welche eine merkwürdige Rolle in ſeinem Leben ſpielt, ſchickte ihn nach Turin, um ſich in der katholiſchen Religion (R. war in der proteſtantiſchen geboren) unterrichten zu laſſen. Um dem Zwange zu entgehen, legte er bald ſein Bekenntniß ab, lief einige Zeit in den Straßen Turins umher und trat als Lakei in die Dienſte der Gräfin von Vercellis. Als er hier aber einen bedeutenden Diebſtahl begangen und ihn unverſchämt auf ein unſchuldiges Dienſtmädchen geſchoben hatte, ward er fortgejagt. Nicht beſſer erging es ihm bei dem Grafen von Gavon, welchem er ſeine gegen ihn bewieſene Liebe mit dem ſchwärzeſten Undanke belohnte. Er kehrte nun zur Frau von Warens zurück (1730), welche ihn nicht nur gut aufnahm und verwöhnte, ſondern ſich auch ſo

ſchwach zeigte, daß ſie ihr Bett mit ihm theilte; aus Dankbarkeit überlieferte R. ihre Schande der Nachwelt. Nachdem er hier die franzöſiſche Literatur hatte kennen lernen und einigen Unterricht in der Muſik erhalten hatte, verließ er ſeine Gönnerin und nährte ſich an verſchiedenen Orten als Muſikus, bis er ſich 1732 entſchloß, nach Paris zu gehen und daſelbſt ſein Glück zu verſuchen. Schlecht aufgenommen eilte er nach der Provinz zurück, lebte theils bei ſeiner Wohlthäterin, theils als Muſiklehrer oder Hofmeiſter an anderen Plätzen, wurde allenthalben nicht mit den beſten Zeugniſſen verabſchiedet und kam 1741 zum zweiten Male in die Hauptſtadt, wo er ſich glücklich fühlen mußte, nach langem Umhertreiben eine Dienerſtelle bei dem nach Venedig abgehenden franzöſiſchen Geſandten zu erhalten (1743), der ihn aber ſeiner unerträglichen Anmaßung wegen ſchon 1745 wieder entließ und nach Paris zurückſchickte. Hier lernte er Thereſe Levaſſeur, eine gemeine Dienſtmagd mit ſo wenig Bildung und Verſtand, daß ſie ihr ganzes Leben hindurch nicht fehlerfrei zu leſen vermochte, kennen und lebte mit ihr im vertrauteſten Umgange. Die mit ihr erzeugten Kinder ſchickte er in das Findelhaus und bekümmerte ſich ſo wenig um ſie, daß er ſie ſpäter nicht mehr erkennen und finden konnte. Unterdeſſen hatte er eine Stelle als Commis bei dem Generalpächter Dupin erhalten und kam dadurch mit Diderot, d'Alembert und Voltaire in Verbindung. Seine Verſuche, durch Opernmuſik Aufſehen zu erregen, mißglückten gänzlich und er beſchloß nun als Schriftſteller ſein Glück zu begründen. Die Beantwortung der Preisfrage: „Ob der Fortgang der Künſte und Wiſſenſchaften dazu gedient habe, die Sitten zu verbeſſern oder zu verderben?", erhielt, obſchon ſie die Verneinung der Frage auf eine höchſt paradoxe Weiſe durchführte, den Preis der Akademie zu Dijon und machte den Namen des Verfaſſers bekannt. R. warf ſich jetzt wieder mit erneutem Eifer auf die Compoſition und ſein „Devin de village" (1752) fand großen Beifall. Unglücklich aber war ſein Bemühen auf der komiſchen Bühne zu glänzen; ſein Luſtſpiel „Narcisse" brach ein und wurde über dem Aufſehen, welches ſeine „Lettre sur la musique française" (1753), in der er gegen das Herkömmliche zum großen Ärger der Componiſten und Sänger loszog, erregte, gänzlich vergeſſen. Auch ſeine treffliche Schrift „Sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes" (1754) fand keine Leſer und wurde erſt ſpäter nach Verdienſt gewürdigt. Um dieſe Zeit machte R. eine Reiſe nach ſeiner Vaterſtadt und trat, um das verlorene Bürgerrecht in einer Republik (welche Regierungsform er jeder andern vorzog) wieder zu erhalten, zur calviniſchen Religion zurück. Sein Aufenthalt dauerte jedoch nicht lange; er eilte wieder nach Paris und bezog die von der Frau von Epernay, einer ſeiner Gönnerinnen, erbaute, durch ihn berühmt gewordene Eremitage im Thale von Montmorenci (1756), wo er ſeine Zeit zwiſchen der Muſik und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten theilte. Der „Contrat social" (deutſch von J. Schramm, Düſſeld. 1800. 8), die „Nouvelle Héloise" und der pädagogiſche Roman „Emile" waren die Früchte ſeiner Muße. Während ſich ſein Ruhm immer mehr verbreitete, ließ das Parliament den Emil durch den Henker verbrennen und ſprach gegen den Verfaſſer das Verhaftungsurtheil aus. R. entfloh nach der Schweiz, wo aber das nämliche Urtheil ſeiner harrte und ihn zwang, eine Zuflucht zu Neufchatel zu ſuchen, wo ihm der Marſchall Keith all Unterſtützung angedeihen ließ, die der Philoſoph jedoch ſpäter mit dem gröbſten Undanke vergalt. Nachdem er dieſen Aufenthaltsort durch ſeine eigene Schul hatte verlaſſen müſſen, ſchlug er ſeine Wohnung auf der Peterſinſel im Bielerſ auf, erhielt aber bald von der Regierung zu Bern den gemeſſenſten Befehl, ih Gebiet zu verlaſſen, weil er in den berüchtigten „Lettres écrites de la montagne" die Anfeinder ſeines „Emil" mit beleidigender Derbheit zurechtgewieſen und ſei paradoxen Anſichten über Religion noch unverholener ausgeſprochen hatte. E nahm jetzt eine Einladung des Philoſophen Hume nach England an und ging üb

Paris, wo ihn der großmüthige Brite erwartete, nach London. Hume brachte den empfindlichen Mann, der ſich kindiſch vor Verfolgungen fürchtete, zu einem reichen Freunde zu Wootton in Derbyſhire, wo für alle ſeine Bedürfniſſe reichlich geſorgt war. Trotz des ſtürmiſchen Beifalls, mit welchem R. in England empfangen wurde, glaubte er ſich auch hier verlacht und verfolgt, gerieth bald mit ſeinem Gaſtfreunde in offene Fehde und kam nach einem Aufenthalte von drei Monaten zu Wootton, wo er ſeine „Confessions“ (deutſch von A. v. Knigge, Berl. 1786—1790. 4 Bde. 8.) niedergeſchrieben hatte, 1767 nach Frankreich zurück. Er lebte abwechſelnd zu Trie-le-Chateau, wo ihm der Prinz von Condé ein ſicheres Aſyl gewährte, zu Lyon, zu Grenoble und zu Chambéri, bis ihn 1770 die Luſt anwandelte, Paris wieder zu ſehen. Um dieſe Zeit verheirathete er ſich auch mit Thereſe Levaſſeur (geb. 21. Sept. 1721, geſt. 15. Juli 1801), welche kein anderes Verdienſt beſaß, als daß ſie ſich in ſeine Launen zu ſchicken und ihn dadurch völlig zu beherrſchen wußte. R. war in ſeinen letzten Lebensjahren faſt unleidlich; in der thörichten Einbildung, die ganze Welt habe ſich gegen ihn verſchworen, ſtieß er jede Hand, die ihm Hülfe und Troſt darreichen wollte, mit roher Rauheit zurück. Die Geſpenſter aber, mit denen ihn ſeine Phantaſie umgab, verfolgten und ängſtigten ihn weit mehr als die Menſchen, gegen die er nicht ganz mit Unrecht zürnte. Er ſtarb am 3. Juli 1778 zu Ermenonville, wohin er zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit gezogen war. Das Gerücht, als habe er in ſeinem Trübſinne ſeinen Tod freiwillig herbeigeführt, iſt als gänzlich falſch befunden worden. Seine Aſche wurde am 11. Oct. 1794 in das Pantheon gebracht. R. verband mit vielen Fehlern, die ihm angeboren waren, noch manche andere, die er ſich in ſeiner vernachläſſigten Jugend angewöhnt hatte; ohne ein durchaus guter Menſch zu ſein, war er auch nicht ſo ſchlecht, wie einige ſeiner bizarren Handlungen glauben machen könnten. Als Philoſoph, Romandichter, Pädagog, politiſcher Schriftſteller und Tonkünſtler hat ſich R. einen Ruhm errungen, der viel ſpäter entſchwinden wird als der vieler anderer hochgeprieſenen franzöſiſchen Schriftſteller. Er ſelbſt wurde an ſich irre, nachdem er ſich der Mitwelt zum Theil ohne es zu wollen, zum Theil mit rechter Luſt und Liebe als ein unverbeſſerlicher Sonderling zur Schau geſtellt hatte. Sein freies, ſtolzes, für alles Große und Gute glühendes, aber auch immer unruhiges, eigenſinniges, hypochondriſches und leidenſchaftliches Gemüth, ſagt einer ſeiner Beurtheiler ſehr treffend, ſuchte und fand ſich ſelbſt in ſeinen Schriften wieder, aber im Lichte einer verſchönernden Phantaſie. Er hing mit zu vieler Lebhaftigkeit an dem Guten und Wahren, als daß er die Schattenſeite ſeines eigenen Charakters in dem Spiegel hätte erblicken ſollen, den er doch ſich ſelbſt unaufhörlich vorhielt. Sein Geiſteszuſtand wurde immer träumeriſcher. Er war ſehr eitel und wurde es immer mehr, weil er im ganzen Ernſte glaubte, über alle Eitelkeit erhaben zu ſein. Er wußte, wie Vieles er gethan hatte und fortfuhr zu thun, was kein rechtlicher Menſch billigen kann, und doch hielt er, ohne Zweifel mit voller Überzeugung, ſich für den beſten Menſchen unter der Sonne. Er haßte alle Sophiſterei und wurde ſogleich Sophiſt, wenn ſeine Laune einen zufälligen Gedanken in Schutz nahm. Wenn dieſe Laune einer anderen Platz machte, widerſprach er ſich ſelbſt. Bei allen dieſen Fehlern iſt in ſeinen ſämmtlichen Werken der Abdruck einer ſchönen Seele nicht zu verkennen. Die Beredſamkeit, die in die Tiefen des Herzens eindringt, ſtammt aus den Tiefen des Herzens. Das Feuer, das in ſeinen Schriften bald hohe Flammen ſchlägt, bald eine ſanfte Wärme über die ruhige Unterſuchung verbreitet, unterſcheidet ſich von den Ausbrüchen unruhiger Leidenſchaft eben ſo ſehr, als von den Irrlichtern des Witzes. Es brennt nicht rein, es iſt von trübem Rauche der Sinnlichkeit und der Selbſtbethörung umgeben, aber es iſt darum nicht weniger ein Feuer der edelſten Humanität. R.’s Romane leiden an dem nicht genug zu rügenden Fehler des didaktiſchen Zweckes

und Tones; die „Nouvelle Héloise“ (1759, deutſch von J. P. le Pique, Frankf. 1801—1802. 6 Thle. 12.), welcher offenbar Richardſon's „Clariſſa“ zum Vorbild diente, iſt überdieß reich an Schilderungen und Scenen, deren Wollüſtigkeit die bezweckte moraliſche Belehrung völlig wieder aufhebt und eher zum Böſen als zum Guten reizt; ſein „Emile“ (deutſch, Leipz. 1762—1780. 5 Thle. 8.) iſt vollends nur eine Pädagogik in Romanform, die neben vielem Trefflichen und Wahren manches Verkehrte und Überſpannte enthält, das zu nicht wenigen Mißverſtändniſſen und Verirrungen in der Erziehung Veranlaſſung gegeben hat. R.'s didaktiſche Schriften ſind Muſter der Präciſion des Ausdrucks, ſogar ſeine „Briefe über Botanik“ und ſein „Muſikaliſches Lexikon“ ſind in dieſer Beziehung meiſterhaft gelungen, obſchon ſie ſonſt Vieles zu wünſchen übrig laſſen. „Oeuvres complètes“ (Genève 1782—1790. 19 Voll. 4., Par. 1788—1793. 38 Voll. 8., 1793—1800. 18 Voll. 4., 1796—1801. 25 Voll. 18., 1817. 8 Voll. 8., 1819—1820. 22 Voll. 8. und öfter). Die beſte Ausgabe beſorgte Muſſet-Pathay, (Par. 1818—1820. 22 Voll. 12.); „Rouſſeau's ſämmtliche Werke,“ aus dem Franzöſiſchen von C. F. Cramer (Berl. und Leipz. 1786—1799. 11 Bde. 8.). Vergl. Muſſet-Pathay's „Histoire de la vie et des ouvrages de J. J. Rousseau“ (Par. 1821. 2 Voll. 8.). 66.

Routine nennen die Franzoſen die Fertigkeit in einer Sache, welche man durch Übung erlangt hat. Daher iſt Routiniers ſ. v. a. Empiriker. 9.

Rovigo (Herzog von), ſ. Savary.

Rowe (Nicolas), ein geſchätzter engliſcher Dichter, 1673 zu Berkford in Bedfordſhire geboren, widmete ſich nach dem Wunſche ſeines Vaters der Rechtswiſſenſchaft, welche er aber bald wieder verließ, um ſich ganz der Poeſie hinzugeben. Seine dramatiſchen Verſuche fanden ungewöhnlichen Beifall und begründeten ſeinen Ruhm und ſein Glück. Nachdem er einige Zeit als Secretair bei der Regierung gearbeitet hatte, erhielt er die Stelle eines Hofpoeten und andere Ämter, von deren Ertrage er reichlich leben konnte. Im Umgange ſoll er ein gefälliger und einnehmender Mann geweſen ſein. Er ſtarb am 6. Dec. 1718. Er hatte ſich Shakespeare zum Muſter genommen und befolgte eben ſo wenig wie dieſer die ſteifen ariſtoteliſchen Regeln. Iſt auch ſeine Phantaſie minder kühn und reich, ſo reicht ſie doch hin, einen gegebenen Stoff dramatiſch auszubilden und in die Region der Poeſie zu erheben. Seine Trauerſpiele, unter welchen „Die ehrgeizige Stiefmutter“ („The ambitious stepmother“ 1798) das bekannteſte und vorzüglichſte iſt, leiden hauptſächlich an Charakterloſigkeit und an richtigem Gefühle für das Schickliche; doch ſind ſie alle reich an herrlichen Partien und beſonders können die rührenden Scenen ausgezeichnet genannt werden. Außer dem ſchon angeführten Trauerſpiele machen wir noch namhaft „Jane Shore;“ „Jane Gray;“ „The fair penitent“ („Die ſchöne Büßende,“ 1703) und „Tamerlan“ (1702). Sie ſind in England noch nicht vergeſſen und ſichern ihrem Verfaſſer jedenfalls einen ehrenvollen Platz unter den Tragödiendichtern zweiten Ranges. R.'s Luſtſpiel „Der Beiſer“ („The biter“) iſt unbedeutend und wird längſt nicht mehr geleſen; dagegen finden ſich unter ſeinen vermiſchten Gedichten manche gelungene Lieder. Auch ſeine metriſche Bearbeitung der „Pharſalia“ des Lucan wird von den Engländern zu ihren claſſiſchen Überſetzungen gezählt. „Works“ (Lond. 1747. 3 Voll. 12., 1766. 2 Voll. 12., 1828. 2 Voll. 8.); „Poems“ (Lond. 1797. 12.). 67.

Rowe (Eliſabeth), eine beliebte engliſche Schriftſtellerin, 1674 zu Ilcheſter in Somerſetſhire geboren, war die älteſte Tochter des Landpredigers Singer und zeigte ſchon in frühen Jahren große Anlagen zu den ſchönen Künſten überhaupt und beſonders zur Poeſie. Ihre geiſtigen und körperlichen Vorzüge erwarben ihr viele Verehrer, unter welchen auch der bekannte Dichter Prior genannt wird.

Nachdem ſie viele Anträge ausgeſchlagen hatte, gab ſie endlich Thomas Rowe, einem mittelmäßigen Schriftſteller, die Hand. Obſchon älter als ihr Gemahl lebte ſie doch ſehr glücklich mit ihm, bis der Tod, den er ſich durch ein unordentliches Leben zugezogen hatte, ſie von ihm nach einer kurzen Ehe trennte. Sie zog ſich nun wieder von London, wo ſie ſich niedergelaſſen hatte, nach ihrer Heimath zurück und lebte einſam und ihre geringe Habe mit den Dürftigen theilend zu Frome, wo ſie am 20. Febr. 1737 ſtarb. Unter ihren Werken ſind die Briefe eines verſtorbenen Freundes an einen noch lebenden („Friendship in death") am bekannteſten geworden. Eine reiche Phantaſie, tiefes Gefühl und reine Frömmigkeit machen ſie immer noch zu einer ſehr angenehmen Lectüre. Auch ihre moraliſchen und religiöſen Verſuche („Letters moral and entertaining in verse and prose;" „Devot exercises") verdienen Anerkennung. Weniger Beifall erhielt ihr erzählendes Gedicht „History of Joseph." Ihre Schreibart iſt überhaupt ſehr leicht und gewandt, aber nicht immer correct genug. „Works" (Lond. 1739. 2 Voll. 8., 1796. 4 Voll. 12.); „Poetical works" (Lond. 1808. 18.). 67.

Roxbourghe (John, Herzog von), war der Beſitzer einer der ſeltenſten und beſonders im Fache der alten Ritterromane und der ältern engliſchen Poeſie reichen Bücherſammlung. Er ſtarb 1811 und als ſeine Bibliothek im folgenden Jahre öffentlich verſteigert wurde, fanden die darin befindlichen Seltenheiten zu einem ſo hohen Preiſe Abgang, daß man glauben muß, die größte Bibliomanie ſei dabei im Spiele geweſen. Es wurden vom Marquis von Blandford (jetzt Herzog von Marlborough) für die erſte Ausgabe des „Boccacio" (Venedig 1471. Fol.) 2260 Pfd. St. und von dem Buchdrucker Caxton für das erſte in engliſcher Sprache erſchienene Buch: „Recuyell of the Historyes of Troye" (1471. Fol.) 1000 Guineen bezahlt. Zum Andenken dieſes Ausbruchs der Bibliomanie trat der R.-Clubb zuſammen, von deſſen Mitgliedern jährlich eins verpflichtet iſt, ſo viel Abdrücke einer literariſchen Seltenheit auf eigne Koſten zu beſorgen, als er Mitglieder zählt. Lord Spencer ſtand früher an der Spitze dieſes Clubbs und während der Anweſenheit des Vicepräſidenten Dibdin in Paris (1818) bildete ſich daſelbſt ein ähnlicher Verein. 77.

Royaliſten (vom franzöſiſchen roi, König) ſind alle diejenigen, welche dem Intereſſe des Königthums zugethan ſind. Mit dieſer politiſchen Richtung verträgt ſich nun zwar die Sorgfalt für das allgemeine Wohl des Staats ſehr gut, in ſofern eine geregelte Monarchie die ſicherſte Grundlage des Staatswohls iſt; leider aber pflegen die eigentlichen R. die Sache des Herrſchers meiſt der des Volks gegenüberzuſtellen und unter dem Scheine der Sorge für die Befeſtigung und Sicherung des Thrones nur die eignen ſelbſtſüchtigen Abſichten zu verbergen. Übrigens gibt aber der Gegenſatz, Republik, conſtitutionelle Monarchie ꝛc., dem Begriffe der R. erſt ſeine beſtimmtere Bedeutung. 30.

Royer=Collard (ſpr. Roajé Collār) (Pierre Paul), ein geachteter franzöſiſcher Staatsmann und Philoſoph, 1763 zu Sompuis bei Vitry=le=Français geboren, widmete ſich der Jurisprudenz und war bei dem Ausbruche der Revolution Parliamentsadvocat. Aus Überzeugung den Grundſätzen einer ächtconſtitutionellen Monarchie huldigend nahm er an den Bewegungen der revolutionairen Partei lebhaften Antheil und ward zum Mitgliede des pariſer Gemeinderaths gewählt, welche Stelle er aber noch in demſelben Jahre, weil er den Gang, welchen die Revolution nahm, nicht billigen konnte, wieder niederlegte. Nachdem er die Schreckensherrſchaft glücklich überdauert hatte, trat er 1797 durch die Wahl des Departements der Marne als Deputirter in den Rath der Fünfhundert, wurde aber ſchon nach einigen Monaten, weil er ſich mit Kraft gegen den von den Prieſtern geforderten Eid und für die Zurückbringung der Deportirten ausſprach, wieder ausgeſtoßen. Er diente nun einige Zeit dem Intereſſe des vertriebenen Königs,

bis dieſer ſich gezwungen ſah, ſich nach England zu flüchten, wodurch ſich der zum Zwecke ſeiner Zurückberufung in Frankreich organiſirte Rath, zu welchem R.-Collard gehörte, auflöſte. Er lebte darauf, der Politik fremd, einzig und allein den Wiſſenſchaften und ward 1811 Profeſſor der neuern Philoſophie an der pariſer Univerſität und Dekan der philoſophiſchen Facultät. Seine philoſophiſchen Anſichten waren, wie aus ſeinem „Discours“ (Par. 1813. 8.) hervorgeht, die der auf Erfahrung geſtützten ſchottiſchen Schule und fanden durch ſeinen trefflichen Vortrag viele Freunde und Anhänger. Unter ſeinen Schülern ſaß auch der in der neuern Zeit berühmt gewordene Philoſoph Couſin. Nach der Zurückkunft der Bourbons ward er zum Generaldirector des Bücherweſens, zum Staatsrathe und zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Während der hundert Tage legte er alle Stellen außer ſeiner Profeſſur nieder, nahm ſie aber nach der zweiten Reſtauration wieder an und erhielt dazu das Präſidium der königlichen Commiſſion des öffentlichen Unterrichts, in welcher Stelle er ſehr erfolgreich und wohlthuend wirkte; beſonders blühte unter ſeinen Auſpicien die Normalſchule auf, welche aber zum Schaden der allgemeinen Bildung ein zu ſchnelles Ende nahm. Als Deputirter des Departements der Marne (1815) ſtimmte er mit der Minorität, erklärte ſich kräftig gegen die Wiedereinführung alter Privilegien, für die Aufrechthaltung volksthümlicher Inſtitutionen und für die ſtrenge Befolgung der Charte. In der Kammer von 1817 zeigte er neben gleich freiſinnigen Anſichten gleiche Mäßigung, obſchon er ſich dadurch immer mehr die Feindſchaft der miniſteriellen Partei zuzog. Um dieſe Zeit ſchloſſen ſich die ſogenannten Doctrinairs, welche ihr politiſches Syſtem eines conſtitutionellen Königthums auf Vernunft und geſchichtliche Überzeugung gründeten und mit unabweisbarer Beharrlichkeit geltend zu machen ſuchten, näher an einander an und R.-Collard galt als ihr Haupt. Um ſeine Anſichten unabhängiger durchführen zu können, trat er 1819 von der Leitung des öffentlichen Unterrichts zurück und zeigte ſich deſto thätiger in der Kammer. Er ſprach mit großem Beifalle gegen die Ausnahmsgeſetze, gegen den Credit für den ſpaniſchen Krieg (1823), gegen das Sacrilegiengeſetz, gegen die Aufhebung des Wahlgeſetzes von 1817 und gegen andere Maßregeln und Projecte der Ultras. In den Kammern von 1828, 1829 und 1830 war er Präſident und blieb nach der Julirevolution, die er kräftig unterſtützte, ſtets Deputirter. Die letzte Anſtrengung des alterſchwachen Greiſes war gegen die der Charte nicht entſprechenden Geſetze, welche man nach dem Attentate Fieschi's durchzuführen verſuchte, gerichtet. Sind die Doctrinairs auch ſehr in der Achtung des franzöſiſchen Volks geſunken, ſo machte doch R.-Collard eine ehrenvolle Ausnahme; ſeine Rechtlichkeit wurde von keiner Partei in Zweifel gezogen, alle achteten und ſchätzten ihn und Jeder hörte gern ſeine energiſche und lichtvolle Rede. Er ſtarb 1836. Seit 1827 war er auch Mitglied der franzöſiſchen Akademie. — Sein Bruder, Antoine Athanaſe R.-Collard, 1768 zu Sompuis geboren, widmete ſich mit gutem Erfolge der Arzneiwiſſenſchaft, ward Director des Krankenhauſes von Charenton (1814), Profeſſor der Medicin an der pariſer Univerſität (1816) und Leibarzt des Königs. Die von ihm 1803 gegründete und fortwährend redigirte „Bibliothèque médicale“ iſt auch im Auslande rühmlichſt bekannt, ſo wie ſeine beiden Abhandlungen in dem „Dictionnaire des sciences médicales“ über Amenorrhöe und über den Croup (deutſch von Albers, Hanov. 1814. 8.) als Meiſterſtücke gelten. Er ſtarb 1825. Frankreich hat ihm hauptſächlich die jetzige zweckmäßige Einrichtung des Irrenhauſes zu Charenton zu verdanken. 66.

Rozier (Pilatre de), ſ. Pilatre de Rozier.

Rubato (tempo rubato), d. i. geraubt, entwendet, bezeichnet in der Muſik diejenige eigenthümliche Art des Vortrags, wo ohne ſtrenge Berückſichtigung der eigentlichen Geltung der Noten und oft mit wirklicher Vernachläſſigung der Tact-

bewegung einer oder mehreren Noten etwas von ihrem Werthe entzogen und dafür anderen zugelegt wird. Dieſe Art des Vortrags, die ſich ſehr dem der ſyncopirten Noten nähert, verlangt einen vollkommen ausgebildeten Künſtler und darf überdieß nur mit großer Vorſicht und an den paſſenden Stellen angewendet werden. Gleichbedeutend mit R. iſt der ſonſt auch üblich geweſene Ausdruck imbroglio. 29.

Rubel, Rubal, eine ruſſiſche Rechnungs-, Papier-, Kupfer-, Silber-, Gold- und Platinamünze. Als Rechnungsmünze iſt 1 R. = 10 Griwen = 35½ Altin = 100 Kopeken = 200 Denuſchken = 400 Poluſken = 1 Thlr. — Gr. 7½ Pf. Conv.; in Kupfergeld und Banknoten = 12 Gr. 6 Pf. Conv. und 1 Silber-R. = 3 R. 60 Kopeken Papiergeld. Die Silber-R. waren vor 1798 aus 12löthigem Silber, 499 holl. Aß ſchwer; von 1798 bis 1805 aus 13 Loth 16 Grän feinem Silber, 431 bis 436⅕ holl. Aß ſchwer; jetzt ſind ſie von 12löthigem Silber. 1 Gold-R. = 33½ holl. Aß ſchwer, 22karätig fein und an Werth = 1 Thlr. 5 Gr. 11 Pf. in Gold. Man hat auch noch 2½-, 5- und 10fache Rubelſtücke. 1 Platina-R. = 215⅕ holl. Aß ſchwer = 3 Silber-R. = 3 Thlr. 2 Gr. Conv. 26.

Rubens (Peter Paul), der „Fürſt" der niederländiſchen Malerſchule, einer der größten Künſtler der chriſtlichen Kunſtperiode, ward am 29. Juni 1577 zu Köln geboren. Nach dem Tode ſeines Vaters im Jahre 1587 kam er nach Antwerpen, wo derſelbe vor Ausbruch der Unruhen ein hohes obrigkeitliches Amt bekleidet hatte, zurück, ſetzte hier ſeine bereits begonnenen wiſſenſchaftlichen Studien fort und ward wenige Jahre ſpäter Page bei der Gräfin Lalain. Das ziemlich anſtößige Leben derſelben indeß bewog ihn bald ſeine Entlaſſung zu nehmen, worauf er von ſeiner Mutter, obwohl nur mit Mühe, die lange erſehnte Erlaubniß erhielt, ſich der Kunſt zu widmen. Sein erſter Lehrer war van Dort, doch ſagte ihm dieſer, wohl treffliche, aber ungebildete Künſtler wenig zu und er zog es vor, ſeine Studien unter der Leitung des noch berühmtern van Veen fortzuſetzen. Ein vierjähriger unausgeſetzter Fleiß hatte ihn bereits ſeinem Lehrer gleichgeſtellt und er begab ſich nun mit Empfehlungen des Erzherzogs Albert verſehen zur Vollendung ſeiner Ausbildung nach Italien (1600). Von Venedig aus, wo er vor Allem Tizian's und P. Veroneſe's Werke ſtudirte, trat er als Hofmaler und Cavalier in die Dienſte des Herzogs von Mantua und blieb in denſelben während der mehr als ſiebenjährigen Dauer ſeines Aufenthalts in Italien. Schon damals erregte er überall, wo er erſchien, durch ſeine vollendete Künſtlerſchaft ſowohl, wie durch ſeine ungewöhnliche Bildung, Liebenswürdigkeit im Umgange und hohe Sittlichkeit des Charakters allgemeine Liebe und Bewunderung und die hochgeſtellteſten Perſonen beeiferten ſich, ihn mit Achtung und Ehrenbezeugungen zu überhäufen. Unter den Werken, die der gefeierte Künſtler während ſeines abwechſelnden Aufenthalts zu Rom, Florenz, Mailand und Genua ausführte und mit denen ſeine glänzende Laufbahn beginnt, ſtehen nächſt denen, die er für den Papſt und die Cardinäle Rospiglioſi, Chigi u. A. fertigte, wie „eine heilige Jungfrau" und eine „heilige Anna das Chriſtuskind anbetend", ein „Triumph des Tiberius", „die 12 Apoſtel", „Proteus und die Meergötter", „der heilige Gregorius und Moritz ꝛc.", die für Genua gearbeiteten, eine „Beſchneidung Chriſti" und ein „heiliger Ignatius, welcher Kranke heilt", oben an. Inmitten dieſer rühmlichen Beſtrebungen ward R. durch die Nachricht, daß ſeine Mutter auf den Tod krank liege, plötzlich in ſein Vaterland abgerufen; doch kam er zu ſpät und ſchloß ſich deßhalb, um ſeinem Schmerze ungeſtört nachhängen zu können, mehrere Monate in die Abtei St. Michael bei Antwerpen ein. Seinen Plan, wieder nach Italien zurückzukehren, gab er indeß in Folge der glänzenden Anerbietungen des Erzherzogs Albert und deſſen Gemahlin Iſabella auf, ließ ſich in Antwerpen nieder und verheirathete ſich mit Iſabella Brant. Sein Haus, welches er ſelbſt in römiſchem Geſchmacke

erbaut hatte, ward jetzt hinſichtlich des Äußern und des Waltens in ihm ein wahrer Tempel der Kunſt. Von allen Seiten mit den ehrenvollſten Aufträgen überhäuft und hochgeachtet von ſeinen Umgebungen lebte hier R. als ein wahrer Fürſt der Kunſt, deren ganzes Gebiet er mit ſeinem außerordentlichen Genius umfaßte, verdunkelt von keinem ſeiner Zeitgenoſſen, wohl aber alle überſtrahlend. Überblickt man die Menge ſeiner Arbeiten, die man wenigſtens auf 1500 anſchlagen kann, ſo muß man ſich bei der hohen Vollendung der meiſten derſelben, auch wenn man weiß, daß die zahlreichen Schüler des Meiſters an vielen weſentlichen Theil nehmen, um ſo mehr wundern, da der Künſtler durch ſeine hohen Verbindungen der Kunſt häufig entzogen wurde. So erhielt er z. B. mehrere Male von der Erzherzogin Iſabella diplomatiſche Sendungen, unter andern an die Generalſtaaten (1625), an den ſpaniſchen Hof (1626) und im Jahre 1629 reiſte er ſogar nach England mit dem Auftrage, die bis dahin erfolgloſen Unterhandlungen zwiſchen dem engliſchen und ſpaniſchen Cabinet ans Ende zu führen. Der vollkommen glückliche Erfolg dieſer Sendung diente nur dazu, ſeinen Ruf zu erhöhen und ſo war er es auch, der nach dem Tode der Erzherzogin im Jahre 1634 nach Madrid ging, um dem zum Gouverneur der Niederlande beſtimmten Prinzen Ferdinand zu beglückwünſchen. Auch übertrug ihm die Stadt Antwerpen die Anordnung der bei dem Einzuge deſſelben im Jahre 1635 zu begehenden Feſtlichkeiten. In den letzten Jahren ſeines Lebens, beſonders ſeit dem Jahre 1634, vermochte R. wegen heftiger und häufig wiederkehrender Gichtanfälle nur wenig mehr zu arbeiten und zuletzt konnte er höchſtens nur den Werken ſeiner Schüler die nöthige Vollendung geben. Sein Tod erfolgte am 30. Mai 1640 zu Antwerpen. Ein reiches Grabmal, errichtet von ſeiner Wittwe Helena Forman (ſeine erſte Gattin war 1626 geſtorben), bezeichnet in der Kirche zu St. Jakob ſeine Ruheſtätte. Die höchſt koſtbare Gemäldeſammlung des Künſtlers ward verkauft und gab den verſchiedenen Gallerien Gelegenheit, ſich zu bereichern. Zu weit würde es hier führen, ſelbſt nur die berühmteſten Werke von R. ſpeciell anzugeben und wir beſchränken uns daher auf einige der bekannteſten. Dahin gehören: „die heilige Jungfrau auf goldenem Throne dem heiligen Ildefonſo das Meßgewand darbietend“ (in der Ordenskapelle von St. Ildefonſo); „die Abnahme vom Kreuze“, eines der berühmteſten Werke des Künſtlers (in der Kathredale zu Antwerpen); ein „Chriſtus am Kreuze“, eine „Auferſtehung“, eine „Anbetung der Weiſen“, eine „heilige Thereſe“, eine „Geißelung“, ein „Jeſus mit dem Blitze in der Hand“, ein „heiliger Franciscus von Aſſiſi“, ein „heiliger Franciscus Xavier und St. Ignaz“, eine „Himmelfahrt Mariä“, „die Vermählung der heiligen Katharina“ u. a. m. (ſämmtlich in den verſchiedenen Kirchen und Klöſtern Antwerpens); ferner in Brüſſel: „Jeſus, dem Petrus die Schlüſſel überreichend“, mehrere „Himmelfahrten der Maria“, „Chriſtus am Kreuze“ u. a. m.; ferner verdienen Bemerkung eine Reihe von Darſtellungen (21) aus dem Leben der Königin Maria von Medicis (im Palaſte Luxemburg zu Paris); ein „Chriſtus unter dem Kreuze erliegend“ (in der Abtei Affligham); ein „heiliger Rochus“ (zu Aloſt) u. v. a. Faſt alle nur irgend bedeutende Städte der Niederlande und außerdem öffentliche und Privatgallerien (unter den erſteren beſonders die dresdener, münchner, wiener [45 Stück] und die Gallerie des Louvre [43]) haben Werke dieſes Meiſters aufzuweiſen. Der Preis derſelben iſt noch jetzt, wenn ſie zum Verkaufe kommen, ſehr hoch; ſo wurde z. B. im Jahre 1822 das unter dem Namen „Strohhut“ (chapeau de paille) bekannte, jetzt im Beſitze Robert Peel's befindliche Gemälde für 35970 Gulden verkauft. Übrigens excellirte R. nicht minder in der Darſtellung von Landſchaften, Thier-, Blumen- und Converſationsſtücken; auch im Portrait leiſtete er Treffliches, obwohl ihn hierin ſein großer Schüler Vandyck übertraf. R. erſcheint, obwohl gebildet durch das Studium der italieniſchen Meiſter, doch durchaus unab-

hängig von denſelben in hoher Selbſtſtändigkeit und Eigenthümlichkeit. Sein großer, kühner Geiſt ſtrebte nur nach Großem und Ungewöhnlichem; gebildet wie nur wenige Künſtler vor ihm, genährt mit dem claſſiſchen Geiſte des Alterthums und übrigens ſtets in glücklichen Verhältniſſen ſich bewegend erfaßte ſein Genius die Kunſt mit einem glühenden Eifer und mit dem Bewußtſein jener hohen unbeſieglichen Kraft, welche allein dem Streben glücklichen, ja den höchſten Erfolg verbürgen kann. Zwar mangelt ihm die Grazie und göttliche Anmuth eines Raphael, auch das Ideelle und der ſcharfe Ausdruck der Formen eines Michel Angelo, aber deſto unübertrefflicher ſteht er da hinſichtlich des Reichthums ſeiner Compoſition, ſo wie als Maler der menſchlichen Seele in den verſchiedenartigſten Lagen und Zuſtänden; überall erkennt man den gewaltigen Schwung ſeiner Phantaſie und die poetiſche Auffaſſungskraft ſeines Geiſtes, welcher nur höchſtens die Schnelligkeit gleichkam, mit der er die Gebilde ſeines Innern auf die Leinwand hinzuzaubern vermochte. Seine Zeichnung iſt richtig, ohne gerade ganz rein und ſchön zu ſein, eine nothwendige Folge der Keckheit im Entwurfe, und das markige und außerordentlich effectreiche und bis auf dieſen Tag in ſeiner Friſche erhaltene Colorit faſt dem Titian's gleich. Hinſichtlich des Helldunkels endlich möchte er Correggio nur im geringen Grade nachſtehen. Auch als Kupferſtecher hat ſich R. unſterbliche Verdienſte erworben und zwar beſonders dadurch, daß er zuerſt zeigte, wie man im Kupferſtiche die Farben ausdrücken könne. Die von ihm ſelbſt geätzten Blätter, z. B. ein „heiliger Franciscus von Aſſiſi“, eine „heilige Magdalene“ und eine „heilige Katharina“ ſind jetzt äußerſt ſelten. Nach ihm bildeten ſich im Kupferſtechen unter Anderen Vorſtermann, Pontius, Bolwert u. A. m.; in der Malerei außer Vandyck noch Teniers, Diepenbeck, Schut und Vanhoeck. — Man hat auch einige Schriften von R., nämlich: „De imitatione statuarum graecarum schediasma“; „Palazzi antichi e moderni di Genova raccolti e designati da P. P. R.“ (Antw. 1622. 1708. Fol. mit 139 Zeichnungen) und außerdem ein Zeichnenbuch und eine Theorie der menſchlichen Geſtalt. Über R. vergl. Michel's ſchlechtgeſchriebene, aber brauchbare „Histoire de la vie de R.“ (Brüſſel 1771); Smit's „Histor. Levensschrijving van R.“ (Amſterd. 1774) und Waagen, „Über den Maler P. P. Rubens“ in dem hiſtoriſchen Taſchenbuche von Raumer von 1833. Ein Verzeichniß ſeiner Werke findet man in Hodge's „L'Oeuvre de R. et de van Dyck“ (Amſterd. 1804—1808) und in Hecquet's „Catalogue des estampes gravées d'après R.“ (Par. 1751). 36.

Rubĭcon, Rubico, der Name eines unbedeutenden Fluſſes in Italien, machte die Grenze zwiſchen dem eigentlichen Italien und dem ciſalpiniſchen Gallien. Die Geographen ſind ſtreitig, ob der heutige Luſo, der Piſciatello oder der Fiumicino darunter zu verſtehen ſei. Einem päpſtlichen Decrete von 1756 zufolge war es der erſtere, nach der Peutinger'ſchen Tafel aber der zweite. Denkwürdig iſt der R. deßhalb, weil ihn Cäſar mit ſeinem Heere aus Gallien überſchritt und ſich dadurch für einen Feind der Republik erklärte, indem nach einem noch vorhandenen, aber wahrſcheinlich unächten Geſetze Jeder dafür galt, der dieß unternahm. Cäſar veranlaßte wenigſtens dadurch den Bürgerkrieg. „Den R. paſſiren“ iſt daher zum Sprüchworte geworden für die Ausführung eines entſcheidenden Unternehmens. 35.

Rubin, ſ. Korund.

Rubrik (rubrica) hießen urſprünglich die einzelnen roth geſchriebenen Überſchriften in den römiſchen Rechtsbüchern, dann die ebenfalls roth bezeichneten zur Regiſtratur dienenden Bemerkungen über den eingegangenen Rechtsſchriften und endlich, weil hierbei eine beſtimmte Anordnung befolgt werden muß, die Abtheilung ſelbſt, unter welche etwas Schriftliches zu ſtehen kommt. Daher iſt r u b r i c i r e n, nach Fächern ordnen. 9.

Rucellai (ſpr. Ruſchellai) (Giovanni), ein geſchätzter italieniſcher Dichter,

1475 zu Florenz geboren, war mit der Familie der Medici eng verwandt und widmete ſich, weil ihm ſeine Geburt gute Ausſichten bot, dem Staatsdienſte, ging aber ſpäter, als ſein Anverwandter, Giovanni de' Medici, unter dem Namen Leo X. den päpſtlichen Thron beſtieg, zur Theologie über, indem er auf dieſe Weiſe bald den Cardinalshut zu erhaſchen gedachte. Leo X. und ſeine Nachfolger, Adrian VI. und Clemens VII., übertrugen ihm zwar manche Ehrenſtelle und gebrauchten ihn zu wichtigen Sendungen, aber die erſehnte Würde blieb aus und er ſtarb 1525 als Caſtellan der Engelsburg. Unter ſeinen poetiſchen Leiſtungen verdient das Lehrgedicht: „Die Bienen" („Le api") in nichtgereimten Verſen den Vorzug. Die Diction hat faſt die Süßigkeit des Honigs und der Dichter iſt ſo für ſeinen Gegenſtand eingenommen, daß der Leſer unwillkührlich mit ihm fortgeriſſen wird, was bei didaktiſchen Gedichten ſo ſelten der Fall iſt. Virgil war das Muſter, welches R. vorſchwebte, hatte aber keinen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Originalität. Weniger originell und von weit geringerm Werthe ſind ſeine Tragödien: „Rosmunde" und „Oreſt", worin er ſich Euripides zum Vorbilde nahm und zum Theil nachahmte. Die Sprache und der Versbau ſind jedoch trefflich. „Opere" (Padova 1772. 8.). 67.

Rudbeck (Olaus), ein berühmter ſchwediſcher Arzt und Alterthumsforſcher, 1630 zu Aroſen in Weſtermannland geboren, zeigte früh große Talente zu den Künſten und Wiſſenſchaften und hatte bereits, als er das Studium der Medicin begann, bedeutende Fortſchritte in der Muſik, Zeichnenkunſt, Mechanik und Sprachkunde gemacht. Er legte ſich mit beſonderer Vorliebe auf die Anatomie und entdeckte die lymphatiſchen Gefäße; da er aber ſeine Entdeckung, welche in der Phyſiologie Vieles anders geſtaltete, nicht ſogleich veröffentlichte, ward ſie ihm von Th. Bartholin, welcher kurz darauf über dieſen Gegenſtand ein Werk ausarbeitete, ſtreitig gemacht. Die Königin Chriſtine über die bedeutenden Leiſtungen des jungen Arztes erfreut, ließ ihn zu ſeiner weitern Ausbildung eine Reiſe durch Deutſchland und Holland auf ihre Koſten unternehmen und ernannte ihn nach ſeiner Heimkehr zum Profeſſor an der Univerſität Upſala. Hier legte der unermüdliche Mann einen botaniſchen Garten an, welcher ſpäter durch Linné zu hoher Bedeutſamkeit gebracht ward. Neben dieſen Berufsarbeiten durchforſchte R. die Geſchichte und Alterthümer ſeines Vaterlandes und lieferte als Reſultat ſeiner Bemühungen das mit paradoxen Anſichten angefüllte, aber grundgelehrte Werk: „Atlantica sive Manheim vera Japheti posterorum sedes ac patria" (Ups. 1675—1698. 3 Partt. Fol.), welches ſeiner Seltenheit wegen eine neue Auflage verdiente. R. ſtarb am 7. Sept. 1702. Von ſeinen übrigen Werken nennen wir hier nur noch die „Exercitatio anatomica, exhibens ductus novos hepaticos aquosos et vasa glandularum serosa" (Arosen 1653. 4. Lugd. B. 1654. 12.), worin er ſeine oben erwähnte Entdeckung bekannt macht, und die „Libri II campi Elysaei" (Ups. 1701—1702. Fol.), worin er einen von ihm angelegten botaniſchen Garten beſchreibt. — Sein Sohn, Olaus R., 1670 zu Upſala geboren, erwarb ſich eben ſo umfaſſende Kenntniſſe in der Medicin, in den Naturwiſſenſchaften und der Geſchichte und machte auf Befehl des Königs von Schweden, Karl's XI., mehrere botaniſche Reiſen durch Lappland, Deutſchland, Holland und England. Er unterſtützte nach ſeiner Heimkehr ſeinen Vater rüſtig bei allen Unternehmungen und erhielt auch deſſen Stellen. Er ſtarb 1740. Von ſeinen zahlreichen Schriften ſind hier anzuführen: „Nora Samolad sive Laponia illustrata" (Ups. 1701. 4.); „Specimen usus linguae gothicae in emendandis atque illustrandis obscurissimis S. Scripturae locis" (Ups. 1717. 4.) und „Ichthyologia biblica" (Ups. 1705—1722. 2 Partt. 4.). — Auch ein Dichter Olaus R. (1756 zu Stockholm geboren, geſt. 1777) hat ſich durch ſeine komiſchen Epopöen: „Die Boraſiade" (Stockh. 1783. 8.) und „Neri" (Stockh. 1784. 8.) bekannt ge-

macht. Seine Leiſtungen zeichnen ſich jedoch mehr durch Leichtigkeit der Sprache und des Versbaues als durch Phantaſie und Begeiſterung aus. — In der neuſten Zeit hat ſich T. G. Rudbeck als dramatiſcher Dichter bekannt gemacht. Sein neuſtes Werk iſt „Skanderbeg", Schauſpiel in 3 Acten (Stockh. 1836). 66.

Rudolf, deutſche Kaiſer. — R. I., Stammvater des noch jetzt regierenden öſtreichiſchen Kaiſerhauſes, war der älteſte Sohn Albrecht's IV., Grafen von Habsburg, wurde am 1. Mai 1218 geboren, begleitete ſchon im Jahre 1236 Kaiſer Friedrich II. auf ſeinem Kreuzzuge nach Italien und erhielt daſelbſt von ihm den Ritterſchlag. Nach dem Tode ſeines Vaters (1240) übernahm er deſſen Beſitzungen, die Hälfte der Grafſchaft Habsburg in der Schweitz; über die andere Hälfte, die ſein Oheim, der Graf von Habsburg-Lauternburg beſaß, gerieth er mit dieſem und ſeinem Oheime von mütterlicher Seite, dem Grafen von Kyburg, in Fehde, zu welcher er ein kleines Heer von Abenteurern aus verſchiedenen Völkern geworben hatte, und dehnte mit Hülfe derſelben ſeine unbedeutende Macht immer mehr aus. Im Jahre 1245 erwarb er durch ſeine Vermählung mit Gertrude, der Tochter Burchard's, Grafen von Hohenberg und Hagenlock in der Schweitz, die Burg Öttingen und mehrere Beſitzungen im Elſaß, wurde aber als Anhänger Friedrich's II. im Jahre 1249 und wegen einer Fehde mit dem Biſchofe von Baſel, von welcher Stadt er eine Vorſtadt verbrannt hatte, im Jahre 1254 vom Papſte Innocenz IV. mit dem Banne belegt. Im Jahre 1255 unternahm er mit Ottokar, König von Böhmen, einen Kreuzzug gegen die heidniſchen Preußen und wurde nach ſeiner Rückkehr im Jahre 1257 von Uri, Schwytz und Unterwalden zum Hauptmanne und Schirmherrn ihres Gebietes erwählt, verſöhnte ſich in dieſer Zeit mit ſeinen Verwandten und trat dem Biſchofe von Straßburg die kyburgiſchen Beſitzungen ab, um dadurch die Gunſt deſſelben wieder zu gewinnen. Da jedoch der Abt von St. Gallen auf einen Theil derſelben Anſpruch machte, ſo hintertrieb er deſſen Verſöhnung mit R. und dieſer trat nun auf die Seite der ſtraßburger Bürger, welche ihn zu ihrem Feldhauptmanne erwählt hatten. Er erſtürmte Mühlhauſen, nahm Colmar und ſchlug im Jahre 1262 den Biſchof ſelbſt in offener Feldſchlacht. Erſt im Jahre 1266 ſchloß er Frieden mit dem Nachfolger deſſelben, welcher ihm nun die kyburgiſchen Güter, deren Beſitzer ſämmtlich geſtorben waren, förmlich abtrat. Die Stadt Zürich, welche R. ſchon im Jahre 1264 zu ihrem Feldhauptmanne gewählt hatte, wurde zugleich von Konradin von Schwaben, der ihr Gebiet mit ſeinem Lande vereinigen wollte, und von Ludolf von Regensburg bekriegt, allein R. zwang denſelben nach einer blutigen Fehde zum Frieden. Auch mit dem Abte von St. Gallen gerieth er in Streit, weil er ſich geweigert hatte, Güter von ihm in Lehen zu nehmen, verſöhnte ſich jedoch wieder mit ihm, um mit ſeiner Hülfe die Stadt und den Biſchof von Baſel zu bekriegen, da erſtere die Ritter des Sternbundes, zu denen R. gehörte, auf Anſtiften der Pſittiche aus der Stadt vertrieben hatte, weil jene mannigfaltigen Frevel an ehrbaren Frauen verübt hatten. Nach Ablauf eines dreijährigen Waffenſtillſtandes mit ihm, belagerte R. Baſel von Neuem, als der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, im Lager erſchien und ihm ſeine am 29. Sept. 1273 zu Frankfurt erfolgte Wahl zum deutſchen Kaiſer verkündigte. Sogleich eröffnete ihm nun die Stadt Baſel die Thore. Die Krönung wurde am 27. Oct. 1273 vollzogen und auf dem erſten Reichstage, den R. im Jahre 1274 zu Nürnberg hielt, verkündigte er den allgemeinen Landfrieden, hatte jedoch einen mehrjährigen Kampf mit Ottokar II. von Böhmen (ſ. d. Art.) zu beſtehen, bis dieſer in der Schlacht auf dem Marchfelde (1278) geblieben war. R. wußte nun die Fürſten immer mehr für ſich zu gewinnen und ſetzte die Belehnung ſeiner beiden älteren Söhne mit Öſtreich, Kärnthen, Steyermark, Krain und der windiſchen Mark auf dem Reichstage zu Augsburg ohne Widerrede durch, beruhigte darauf die Rheingegenden, beſtätigte (1279) die Rechte

1475 zu Florenz geboren, war mit der Familie der Medici eng verwandt und widmete ſich, weil ihm ſeine Geburt gute Ausſichten bot, dem Staatsdienſte, ging aber ſpäter, als ſein Anverwandter, Giovanni de' Medici, unter dem Namen Leo X. den päpſtlichen Thron beſtieg, zur Theologie über, indem er auf dieſe Weiſe bald den Cardinalshut zu erhaſchen gedachte. Leo X. und ſeine Nachfolger, Adrian VI. und Clemens VII., übertrugen ihm zwar manche Ehrenſtelle und gebrauchten ihn zu wichtigen Sendungen, aber die erſehnte Würde blieb aus und er ſtarb 1525 als Caſtellan der Engelsburg. Unter ſeinen poetiſchen Leiſtungen verdient das Lehrgedicht: „Die Bienen" („Le api") in nichtgereimten Verſen den Vorzug. Die Diction hat faſt die Süßigkeit des Honigs und der Dichter iſt ſo für ſeinen Gegenſtand eingenommen, daß der Leſer unwillkührlich mit ihm fortgeriſſen wird, was bei didaktiſchen Gedichten ſo ſelten der Fall iſt. Virgil war das Muſter, welches R. vorſchwebte, hatte aber keinen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Originalität. Weniger originell und von weit geringerm Werthe ſind ſeine Tragödien: „Rosmunde" und „Oreſt", worin er ſich Euripides zum Vorbilde nahm und zum Theil nachahmte. Die Sprache und der Versbau ſind jedoch trefflich. „Opere" (Padova 1772. 8.). 67.

Rudbeck (Olaus), ein berühmter ſchwediſcher Arzt und Alterthumsforſcher, 1630 zu Aroſen in Weſtermannland geboren, zeigte früh große Talente zu den Künſten und Wiſſenſchaften und hatte bereits, als er das Studium der Medicin begann, bedeutende Fortſchritte in der Muſik, Zeichnenkunſt, Mechanik und Sprachkunde gemacht. Er legte ſich mit beſonderer Vorliebe auf die Anatomie und entdeckte die lymphatiſchen Gefäße; da er aber ſeine Entdeckung, welche in der Phyſiologie Vieles anders geſtaltete, nicht ſogleich veröffentlichte, ward ſie ihm von Th. Bartholin, welcher kurz darauf über dieſen Gegenſtand ein Werk ausarbeitete, ſtreitig gemacht. Die Königin Chriſtine über die bedeutenden Leiſtungen des jungen Arztes erfreut, ließ ihn zu ſeiner weitern Ausbildung eine Reiſe durch Deutſchland und Holland auf ihre Koſten unternehmen und ernannte ihn nach ſeiner Heimkehr zum Profeſſor an der Univerſität Upſala. Hier legte der unermüdliche Mann einen botaniſchen Garten an, welcher ſpäter durch Linné zu hoher Bedeutſamkeit gebracht ward. Neben dieſen Berufsarbeiten durchforſchte R. die Geſchichte und Alterthümer ſeines Vaterlandes und lieferte als Reſultat ſeiner Bemühungen das mit paradoxen Anſichten angefüllte, aber grundgelehrte Werk: „Atlantica sive Manheim vera Japheti posterorum sedes ac patria" (Ups. 1675 — 1698. 3 Partt. Fol.), welches ſeiner Seltenheit wegen eine neue Auflage verdiente. R. ſtarb am 7. Sept. 1702. Von ſeinen übrigen Werken nennen wir hier nur noch die „Exercitatio anatomica, exhibens ductus novos hepaticos aquosos et vasa glandularum serosa" (Arosen 1653. 4. Lugd. B. 1654. 12.), worin er ſeine oben erwähnte Entdeckung bekannt macht, und die „Libri II campi Elysaei" (Ups. 1701 — 1702. Fol.), worin er einen von ihm angelegten botaniſchen Garten beſchreibt. — Sein Sohn, Olaus R., 1670 zu Upſala geboren, erwarb ſich eben ſo umfaſſende Kenntniſſe in der Medicin, in den Naturwiſſenſchaften und der Geſchichte und machte auf Befehl des Königs von Schweden, Karl's XI., mehrere botaniſche Reiſen durch Lappland, Deutſchland, Holland und England. Er unterſtützte nach ſeiner Heimkehr ſeinen Vater rüſtig bei allen Unternehmungen und erhielt auch deſſen Stellen. Er ſtarb 1740. Von ſeinen zahlreichen Schriften ſind hier anzuführen: „Nora Samolad sive Laponia illustrata" (Ups. 1701. 4.); „Specimen usus linguae gothicae in emendandis atque illustrandis obscurissimis S. Scripturae locis" (Ups. 1717. 4.) und „Ichthyologia biblica" (Ups. 1705 — 1722. 2 Partt. 4.). — Auch ein Dichter Olaus R. (1756 zu Stockholm geboren, geſt. 1777) hat ſich durch ſeine komiſchen Epopöen: „Die Boraſiade" (Stockh. 1783. 8.) und „Neri" (Stockh. 1784. 8.) bekannt ge-

macht. Seine Leiſtungen zeichnen ſich jedoch mehr durch Leichtigkeit der Sprache und des Versbaues als durch Phantaſie und Begeiſterung aus. — In der neuſten Zeit hat ſich T. G. Rudbeck als dramatiſcher Dichter bekannt gemacht. Sein neuſtes Werk iſt „Skanderbeg", Schauſpiel in 3 Acten (Stockh. 1836). 66.

Rudolf, deutſche Kaiſer. — R. I., Stammvater des noch jetzt regierenden öſtreichiſchen Kaiſerhauſes, war der älteſte Sohn Albrecht's IV., Grafen von Habsburg, wurde am 1. Mai 1218 geboren, begleitete ſchon im Jahre 1236 Kaiſer Friedrich II. auf ſeinem Kreuzzuge nach Italien und erhielt daſelbſt von ihm den Ritterſchlag. Nach dem Tode ſeines Vaters (1240) übernahm er deſſen Beſitzungen, die Hälfte der Grafſchaft Habsburg in der Schweitz; über die andere Hälfte, die ſein Oheim, der Graf von Habsburg-Lauternburg beſaß, gerieth er mit dieſem und ſeinem Oheime von mütterlicher Seite, dem Grafen von Kyburg, in Fehde, zu welcher er ein kleines Heer von Abenteurern aus verſchiedenen Völkern geworben hatte, und dehnte mit Hülfe derſelben ſeine unbedeutende Macht immer mehr aus. Im Jahre 1245 erwarb er durch ſeine Vermählung mit Gertrude, der Tochter Burchard's, Grafen von Hohenberg und Hagenlock in der Schweitz, die Burg Öttingen und mehrere Beſitzungen im Elſaß, wurde aber als Anhänger Friedrich's II. im Jahre 1249 und wegen einer Fehde mit dem Biſchofe von Baſel, von welcher Stadt er eine Vorſtadt verbrannt hatte, im Jahre 1254 vom Papſte Innocenz IV. mit dem Banne belegt. Im Jahre 1255 unternahm er mit Ottokar, König von Böhmen, einen Kreuzzug gegen die heidniſchen Preußen und wurde nach ſeiner Rückkehr im Jahre 1257 von Uri, Schwytz und Unterwalden zum Hauptmanne und Schirmherrn ihres Gebietes erwählt, verſöhnte ſich in dieſer Zeit mit ſeinen Verwandten und trat dem Biſchofe von Straßburg die kyburgiſchen Beſitzungen ab, um dadurch die Gunſt deſſelben wieder zu gewinnen. Da jedoch der Abt von St. Gallen auf einen Theil derſelben Anſpruch machte, ſo hintertrieb er deſſen Verſöhnung mit R. und dieſer trat nun auf die Seite der ſtraßburger Bürger, welche ihn zu ihrem Feldhauptmanne erwählt hatten. Er erſtürmte Mühlhauſen, nahm Colmar und ſchlug im Jahre 1262 den Biſchof ſelbſt in offener Feldſchlacht. Erſt im Jahre 1266 ſchloß er Frieden mit dem Nachfolger deſſelben, welcher ihm nun die kyburgiſchen Güter, deren Beſitzer ſämmtlich geſtorben waren, förmlich abtrat. Die Stadt Zürich, welche R. ſchon im Jahre 1264 zu ihrem Feldhauptmanne gewählt hatte, wurde zugleich von Konradin von Schwaben, der ihr Gebiet mit ſeinem Lande vereinigen wollte, und von Ludolf von Regensburg bekriegt, allein R. zwang denſelben nach einer blutigen Fehde zum Frieden. Auch mit dem Abte von St. Gallen gerieth er in Streit, weil er ſich geweigert hatte, Güter von ihm in Lehen zu nehmen, verſöhnte ſich jedoch wieder mit ihm, um mit ſeiner Hülfe die Stadt und den Biſchof von Baſel zu bekriegen, da erſtere die Ritter des Sternbundes, zu denen R. gehörte, auf Anſtiften der Pſitticher aus der Stadt vertrieben hatte, weil jene mannigfaltigen Frevel an ehrbaren Frauen verübt hatten. Nach Ablauf eines dreijährigen Waffenſtillſtandes mit ihm, belagerte R. Baſel von Neuem, als der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, im Lager erſchien und ihm ſeine am 29. Sept. 1273 zu Frankfurt erfolgte Wahl zum deutſchen Kaiſer verkündigte. Sogleich eröffnete ihm nun die Stadt Baſel die Thore. Die Krönung wurde am 27. Oct. 1273 vollzogen und auf dem erſten Reichstage, den R. im Jahre 1274 zu Nürnberg hielt, verkündigte er den allgemeinen Landfrieden, hatte jedoch einen mehrjährigen Kampf mit Ottokar II. von Böhmen (ſ. d. Art.) zu beſtehen, bis dieſer in der Schlacht auf dem Marchfelde (1278) geblieben war. R. wußte nun die Fürſten immer mehr für ſich zu gewinnen und ſetzte die Belehnung ſeiner beiden älteren Söhne mit Öſtreich, Kärnthen, Steyermark, Krain und der windiſchen Mark auf dem Reichstage zu Augsburg ohne Widerrede durch, beruhigte darauf die Rheingegenden, beſtätigte (1279) die Rechte

des deutſchen Ordens auf Preußen und befeſtigte ſein eigenes Anſehen immer mehr. Er ſchlichtete die Streitigkeiten des Landgrafen von Thüringen, Albrecht des Unartigen, mit ſeinen Söhnen, Friedrich und Tiecemann, bekämpfte die jene Gegenden unſicher machenden Raubritter und beſtrafte die Falſchmünzer. Die Angelegenheiten des Reichs berichtigte er auf den Reichstagen zu Augsburg, Erfurt, Eger und Frankfurt. Doch vermochte er weder die Wahl ſeines Sohnes Albrecht zum römiſchen Könige noch die Einziehung Böhmens als erledigtes Reichslehen und die Vereinigung Ungarns mit dem Reiche nach dem Tode Wenzel's von Ungarn und Böhmen durchzuſetzen. Auch der König von Neapel machte ihn in Italien viel zu ſchaffen; doch wußte R. die auf des Königs Seite getretenen Städte wieder von ihm abzuwenden und ſicherte dem Papſte Gregor X. ſchriftlich im Jahre 1279 den Beſitz ſeiner weltlichen Macht zu, welches die erſte urkundliche Anerkennung des Kirchenſtaates von Seiten des Kaiſers iſt, worauf ſich der König von Neapel mit ihm ausſöhnte. Gleiche Schwierigkeiten hatte R. in Burgund zu bekämpfen, welches als Reichslehen unter mehrere Fürſten vertheilt war. R. wollte dieſe Lehen einziehen und Burgund zu einem unabhängigen Staate erheben, welchen er ſeinem zweiten Sohne, Hartmann, zugedacht hatte. Allein Hartmann ertrank im Jahre 1281 im Rheine. Deſſenungeachtet aber kam es zwiſchen ihm und den Pfalzgrafen jenes Landes zum Kriege, in welchem er Mömpelgard und Beſançon eroberte, worauf die Gegner ſich ihm unterwarfen und dafür ihre Beſitzungen als Lehen behielen. R. ſtarb auf einer Reiſe nach Speier zu Germersheim im Juli 1291 im 76. Jahre ſeines Alters. Ein Krieg mit Frankreich wurde nur durch ſeinen Tod am Ausbruche verhindert. Er ragt unter den Fürſten aller Zeiten durch Kraft des Willens und der That, durch ritterliche und häusliche Tugenden hervor. Er vereinte mit bewundernswürdiger Tapferkeit und unermüdeter Thätigkeit die höchſte Einfachheit in Sitten und Lebensweiſe, zeigte ſich gegen Jedermann herablaſſend und freundlich, gerecht und großmüthig. Beſonders als Kaiſer leuchtete er allen Unterthanen in Mäßigkeit und Billigkeit voran. Für Deutſchland wurde er durch Begründung eines friedlicheren und geſitteteren Zuſtandes der Schöpfer eines neuen, geiſtigeren Lebens. Er zerſtörte allein im Jahre 1290 mehr als 70 Raubſchlöſſer, bekämpfte den unruhigen Adel mit aller Kraft, wodurch er beſonders Handel und Gewerbfleiß emporhob, der gänzlich darniederlag, durchreiſte ſelbſt alle Theile ſeines weiten Reichs, ſchlichtete perſönlich die Streitigkeiten der Fürſten und des Volkes, ſo daß man ihn das lebendige Geſetz nannte, ſicherte die Rechte der Churfürſten, ohne deren Zuſtimmung er keine Sache von Wichtigkeit unternahm, und begründete die Macht ſeines Hauſes dadurch, daß er ſeine Töchter mit den mächtigſten Fürſten ſeiner Zeit verheirathete. — R. II, der Sohn Maximilian's II., wurde im Jahre 1552 zu Wien geboren und von den Jeſuiten in Spanien erzogen, welche ihm einen blinden Eifer für den Katholicismus einflößten. Schon im Jahre 1572 wurde er zum Könige von Ungarn, im Jahre 1575 zum Könige von Böhmen gekrönt und im folgenden Jahre beſtieg er den deutſchen Kaiſerthron. Seinen jüngeren Brüdern trat er nicht, wie es bisher gewöhnlich geweſen war, Theile der öſtreichiſchen Monarchie ab, ſondern ertheilte ihnen zuerſt Apanagen. Sogleich nach Antritt ſeiner Regierung entzog er den Wienern die zeither genoſſene Religionsfreiheit, die er blos noch dem Adel bewilligte, und verwies viele proteſtantiſche Geiſtliche aus dem Lande. Die deßhalb entſtandenen Aufſtände wurden mit leichter Mühe unterdrückt. Durch dieſe Unduldſamkeit verſcherzte er aber die Zuneigung der Böhmen, die er dadurch gewonnen hatte, daß er ſeine Reſidenz von Wien nach Prag verlegte. Um ſeine Staaten gegen die Einfälle der Türken ſicher zu ſtellen, trat er das Grenzland an ſeinen Oheim, den Erzherzog von Steiermark, ab, der es wieder als Afterlehn an Abenteurer aus allen Völkern vertheilte, aus denen die Miliz entſtand, welche ſich in ſpäteren Zeiten unter den Namen Kroaten, Gränzer

und Panduren in mehreren Kriegen furchtbar gemacht haben. Auch nahm er die Uzkoken, aus dem türkiſchen Gebiete vertriebene Chriſten, in Kroatien auf. Doch R. ſelbſt nahm an den Ereigniſſen innerhalb ſeiner Staaten keinen Theil und überließ ſich blos ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen. Er dachte über mechaniſche Erfindungen nach und verbrachte den größten Theil ſeiner Zeit in den Werkſtätten der Uhrmacher, Drechsler und anderer Künſtler. Außerdem trieb er ſich oft als Stallknecht verkleidet in Pferdeſtällen und Reitbahnen umher, um ſeine Vorliebe für die Pferde zu befriedigen. Allein der Zuſtand ſeines weiten Reichs war unterdeß immer bedenklicher geworden. Die Unzufriedenheit der Ungarn, welche durch die Beamteten und Feldherren des Kaiſers in dem mit abwechſelndem Glücke geführten Türkenkriege (ſ. Murad II., Muhammed III. und Ahmed I.) viele Bedrückungen zu dulden hatten, ohne daß dieſer auf ihrem Reichstage erſchien oder auch nur auf ihre Klagen achtete, war auf das Höchſte geſtiegen. Es kam zum wirklichen Aufſtande, an deſſen Spitze Stephan Bocskai trat, den auch die Siebenbürgen zu ihrem Fürſten erklärten, nachdem in jenem Lande Hunger, Krieg, Peſt und Bedrückung das Elend unerträglich gemacht hatten. Die Öſtreicher wurden mit Hülfe der Türken überall verjagt und Bocskai drang ſelbſt in Mähren ein. R. war unterdeß in die Sternkunde vertieft, worin Tycho de Brahe ſein Führer war, welcher dem Kaiſer vorausgeſagt hatte, daß ihm der Stellung der Sterne zufolge von einem ſeiner nächſten Verwandten Gefahr drohe, vor welcher ſich R. mehr ſcheute, als vor derjenigen, welche ſchon vorhanden war und ihn um ſeinen Thron brachte. Die Furcht vor der Erfüllung jener Vorausſagung verhinderte ihn ſich öffentlich ſehen zu laſſen. Sein Palaſt mußte ſtets auf das Sorgfältigſte bewacht werden und R. verbrachte im Innern deſſelben die Tage mit Botanikern, Malern, Kupferſtechern, Mechanikern, Chemikern und Aſtrologen. Er ließ nie fremde Geſandte vor ſich und ſelbſt ſeine eigenen Miniſter durften ihn in ſeinen künſtleriſchen Arbeiten nur ſelten ſtören. Die Ungarn wählten unter dieſen Umſtänden im Jahre 1607 den Erzherzog Matthias zu ihrem Könige, der im Jahre 1606 mit Ahmed I. Frieden ſchloß, ohne R. davon zu benachrichtigen, und Öſtreich und Steiermark ſogleich in Beſitz nahm, nachdem auch die übrigen Brüder den Kaiſer für unfähig zur Regierung erklärt hatten. Dieſer mußte nun der Krone Ungarn feierlich entſagen. Die böhmiſchen Proteſtanten, aufgebracht durch die Verletzung ihrer Freiheitsbriefe, wurden gleichfalls unruhig, und da der Erzherzog Leopold mit einer Armee in Böhmen erſchien, um die Einwohner des Landes zum Gehorſam zu nöthigen, riefen dieſe den König von Ungarn, Matthias, zu Hülfe. Dieſer drang in Böhmen ein, beſetzte am 20. März 1611 die Stadt Prag und nöthigte R. auch dieſem Reiche zu entſagen. Er erhielt einen Jahrgehalt von 400000 Gulden. R. ſtarb im J. 1612 im 60. Jahre ſeines Alters und im 36. ſeiner Regierung mit Hinterlaſſung mehrerer natürlicher Kinder. Seiner Liebe zur Aſtronomie verdankten Tycho de Brahe und ſein Schüler Keppler die glänzende Aufnahme in Prag und die von ihnen berechneten Tafeln vom Laufe der Geſtirne (rudolfiniſche Tafeln) ihre Entſtehung. So unfähig R. ſeine Neigung zu Künſten und Wiſſenſchaften zum Regenten machte, ſo rühmlich würde ihn ein ſolcher Eifer für dieſelben in jedem andern Lebensverhältniſſe ausgezeichnet haben. Seine Unduldſamkeit gegen Nichtkatholiken war bei ihm nicht ſowohl Fehler des Herzens, als Folge ſeiner Erziehung, ſeiner Stellung und ſeiner Umgebung, beſonders der Jeſuiten. Seine gewöhnliche Gemüthsruhe artete oft in Furchtſamkeit und Unentſchloſſenheit aus. 81.

Rudolf von Schwaben, Gegenkaiſer Heinrich's IV., war ein geborner Graf von Rheinfelden, erhielt von Heinrich IV. 1058 das Herzogthum Schwaben, gerieth aber bald bei dieſem in Verdacht und zeigte ſich übrigens ſehr widerſpenſtig gegen denſelben. Die Gegenpartei Heinrich's ſuchte ihn daher ſchon 1075 zum Kaiſer zu wählen, doch vereitelte dieß Heinrich noch und R. ſchloß ſich wieder an ihn

an; doch Heinrich's Mißtrauen gegen ihn erregte ſeinen Haß aufs Neue und während dieſer in Italien war, nahm er die auf Betrieb des päpſtlichen Legaten zu Forchheim geſchehene Wahl zum Kaiſer (den 15. März 1077) gern an und ließ ſich den 26. März zu Mainz krönen. Kurz darauf kehrte aber Heinrich aus Italien zurück und entſetzte R. ſeines Herzogthums. Dieſer zog ihn nun mit einem aus Sachſen und Thüringern beſtehenden Heere entgegen und beſiegte ihn in den Schlachten bei Melrichſtadt (den 7. Aug. 1078) und Fladenheim (den 27. Jan. 1080), worauf ihm der Papſt eine goldene Krone ſandte. Aber in der Schlacht bei Mölſen an der Elſter (den 15. Oct. 1080) verlor er, obwohl Sieger, die rechte Hand und ward ſo tödtlich verwundet, daß er ſchon den 16. Oct. zu Merſeburg ſtarb. Er ward im Dome zu Merſeburg beigeſetzt, wo ſein Grabmal noch zu ſehen iſt, ſo wie daſelbſt noch in einem Futterale ſeine abgehauene Hand aufbewahrt wird. 37.

Rudolf von Anſſe oder **Hohenems**, ein deutſcher Dichter des XIII. Jahrh., war Dienſtmann zu Montfort und dichtete um 1250. Bekannt von ihm ſind 1) eine noch ungedruckte epiſche Bearbeitung der Sagengeſchichte Alexander's des Großen (ſ. Docens Miscellen. S. 200); 2) die allegoriſche Legende: „Barlaam und Joſaphat" (herausgegeb. von F. K. Köpke, Königsb. 1818. 8.); 3) „Wilhelm von Orleans", ein epiſches Gedicht (gedruckt im Auszuge vor Casparſon's Ausgabe des Wilhelm von Oranſe, Caſſel 1782—1784. 4.); 4) eine gereimte Umſchreibung des Alten Teſtaments (zum großen Theile herausgegeben von G. Schütze: „Die hiſtoriſchen Bücher des Alten Teſtaments", Hamb. 1779—1781. 2 Bde. 4.). Sie gehören ſämmtlich zu den beſten Producten jener Zeit. 16.

Rudolphi (Karl Asmund), berühmter Naturforſcher, ward zu Stockholm am 14. Juli 1771 geboren, beſuchte 11 Jahre lang das Gymnaſium zu Stralſund, wo ſich ſeine Neigung zur Entomologie und Botanik ſchon entwickelte, bezog 1790 die Univerſität in Greifswalde, um Medicin zu ſtudiren, ging ſodann 1794 nach Jena, um Hufeland zu hören, und promovirte in demſelben Jahre zu Greifswalde, worauf er als Privatdocent auftrat und mediciniſche und naturgeſchichtliche Vorleſungen hielt. Im Jahre 1801 erhielt er die neuerrichtete Lehrſtelle für die Thierheilkunde, ging aber zuvor, um dieſes Fach näher kennen zu lernen, nach Berlin. Von da trat er eine größere Reiſe durch Deutſchland, Holland, Frankreich und die Schweiz an, über die er ſeine „Bemerkungen für Ärzte, Thierärzte und Naturforſcher" (2 Thle. 1804 und 1805) herausgab. Da er ſich ſchon durch mehrere Schriften (z. B. ſeine „Anatomiſche Abhandlungen", mit Kupfern. Berlin 1802) bekannt gemacht hatte, ſo wurde er auf dieſer Reiſe von mehrern gelehrten Geſellſchaften zum Mitgliede aufgenommen. 1806 erſchien ſeine „Anatomie der Pflanzen", mit der er für den von der göttinger Akademie der Wiſſenſchaften über dieſen Gegenſtand ausgeſetzten Preis concurrirte und denſelben zugleich mit ſeinem Freunde Link gewann; endlich erſchien 1808—1810 zu Amſterdam ſeine „Entozoorum historia naturalis" (3 Voll. 8.), ein claſſiſches Werk, das ſeinen Namen ſo lange in Andenken erhalten wird, als die Wiſſenſchaft von Eingeweidewürmern redet. Nicht allein der unermüdete Fleiß, ſondern auch die genaueſte Beobachtung erhoben es zu einem Werke vom erſten Range in der Naturgeſchichte. Als ein Auszug davon iſt die 1819 erſchienene „Synopsis Entozoorum" anzuſehen. 1808 wurde R. ordentlicher Profeſſor der Medicin, gab aber ſeine Stelle 1810 auf und ging als Profeſſor der Anatomie und Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften nach Berlin und wurde bald nach ſeiner Ankunft zum Director des anatomiſchen Muſeum und ſpäter zum Mitgliede der wiſſenſchaftlichen Deputation für das Medicinalweſen ernannt. Hier fand er Gelegenheit, ſeine Talente als Lehrer zu entwickeln. Sein Hauptwerk in dieſer Periode ſeines Lebens iſt ſeine „Phyſiologie" (3 Thle. 1821—1828), die aber unvollendet geblieben iſt. Sie enthält eine Menge eigener und fremder, kritiſch geſichteter Thatſachen, iſt

aber unzureichend, wo es auf theoretiſche Unterſuchungen ankommt. R. genoß in Berlin allgemeine Anerkennung; 1817 wurde er zum geheimen Medicinalrathe ernannt, erhielt 1821 den rothen Adlerorden 3ter Claſſe und wurde Mitglied vieler gelehrten Geſellſchaften. Allein endlich unterlag ſein Körper ſeinen Anſtrengungen; es ſtellte ſich Waſſerſucht ein, an der er am 29. Nov. 1832 ſtarb. 39.

Rudolſtadt, gut gebaute Haupt- und Reſidenzſtadt, in der Oberherrſchaft des Fürſtenthums Schwarzburg-Rudolſtadt und an der Saale gelegen, iſt der Sitz des geheimen Rathes, einer Regierung, eines Conſiſtorium und der Kammer und hat ein Gymnaſium, ein Schullehrerſeminar, ein Arbeits- und Irrenhaus und 4000 Einwohner. Das vor der Stadt auf einem Berge liegende Reſidenzſchloß, die Heidecksburg genannt, enthält eine Bibliothek mit 30000 Bänden und eine Gemälde- und Antikenſammlung. Das zweite in der Stadt ſtehende Schloß, die Ludwigsburg, 1735 erbaut, iſt wegen des darin aufbewahrten Naturaliencabinets merkwürdig. 71.

Rübe oder **Mangold**, lat. beta; franz. rave; engl. rape, ſtellt eine Pflanzengattung dar, von der man folgende 2 Hauptarten unterſcheidet: 1) den gemeinen oder rohen Mangold (beta vulgaris s. rubra; aus Juſſieu's Familie der atripliceae und Linné's pentandria digynia), eine in ganz Deutſchland allgemein bekannte, auf Feldern und in Gärten angebaute Pflanze, die jedoch in den ſüdlichen Gegenden von Europa an Seegeſtaden wild wachſen ſoll. Beſonders werden die ſchönen rothen Wurzeln von den beiden Abarten, nämlich der gemeinen und der großen rothen R. als Salat benutzt, hingegen von dem gelben und grünlichen Mangold Kraut und Wurzeln vorzüglich als Viehfutter gebraucht. 2) Weißer Mangold (beta cicla), eine ebenfalls bei uns bekannte Gartenpflanze, welche in Portugal am Tajo wild wachſen ſoll. Sie hat eine kleine weiße, höchſtens daumendicke Wurzel. Die Blätter geben ein gutes Gemüſe und die Wurzeln braucht man als Viehfutter. Veredelte Abarten deſſelben ſind der weiße, grüne und Schweitzermangold, deren weiße Wurzeln und blaßgrüne Blätter ein angenehmes Gemüſe geben. Eine in neueſter Zeit ſehr wichtig gewordene Abart deſſelben iſt die Runkelrübe (beta altissima), deren Benutzung zur Bereitung des Runkelrübenzuckers allgemein bekannt iſt und gegenwärtig ein bedeutender Gegenſtand der Induſtrie zu werden beginnt. 21.

Rübezahl, ein Berggeiſt, der auf dem Rieſengebirge und namentlich dem höchſten Punkte deſſelben, der Schneekoppe, gehauſet haben ſoll, erſchien, wie die Volksmährchen von ihm erzählen, bald als Mönch, bald als Hund, Pferd oder Kröte und bewies ſich denen, die in ſeine Nähe kamen, als berathender Freund, aber auch als neckender Spuk, zumal wenn man ihm, ſtatt „Herr Johannes“ zu nennen, den Namen „Rübezahl“ beilegte. Dieſe und andere Sagen, die noch immer in dem Munde der Bewohner jener Gegend fortleben, ſind in: „Schleſiſcher Rübezahl oder Nachricht von dieſem weltbeſchrienen Geſpenſte“ (Berl. 1726) geſammelt und von Muſäus in ſeine „Volksmährchen der Deutſchen“ aufgenommen worden. Auch hat ſie die neuere Zeit zum Inhalte einiger Opern gewählt. 77.

Rübſen, Rübſaat, Rübſenkohl, lat. brassica napus; franz. navette colzat; engl. rape-seed, und Reps oder Raps, lat. brassica oleracea laciniata; franz. colzat, ravette; engl. rape-seed, turnip-seed, ſind die bekannten an den ſandigen Seeufern Hollands, Englands und Schwedens wild wachſenden und in vielen Gegenden Europas mit Fleiß angebauten landwirthſchaftlichen Gewächſe, welche beſonders ihres ölhaltigen Samens willen ſehr geſchätzt werden. Die Zweige der ungefähr 2 Fuß hohen Stengel tragen viele gelbe ſtarkriechende Blumen, welche nach und nach in verlängerten plattgedrückten Schoten anwachſen, die ſich in zwei Klappen öffnen und der Länge nach in zwei Fächer abgetheilt viele kleine runde, braune Samenkörner von bitterlich öligem Geſchmacke enthalten.

Beide Gewächſe können als Sommer- und Winterfrucht angebaut werden. Die Winterſaat, welche im Auguſt und September geſäet wird, blüht erſt im folgenden Mai und reift im Juni. Da die Pflanze größer iſt und ſich mehr umſtaudet, als die der Sommerſaat, welche im Mai und Juni geſäet und zu Michaelis geerntet wird, bringt ſie auch reichlichere, größere, ölreichere Samenkörner, iſt auch nicht ſo ſehr dem Inſectenfraße ausgeſetzt als dieſe. Jene liefert oft das 80ſte Korn und 30—50 Pfd. Öl auf einen Scheffel, wogegen dieſe höchſtens nur das 30ſte Korn gibt, welches kaum den achten Theil Öl liefert. Der Raps liefert mehr Samen und dieſer mehr Öl als der Rübſen, weßhalb er auch faſt immer in höherem Preiſe ſteht als dieſer. Dagegen iſt das Rübſenöl beſſer, weil es weniger Pflanzenſchleim enthält, folglich auch weniger dampft. Beide Gewächſe erfordern zu ihrem Gedeihen einen guten, mehrmals geackerten, fettgedüngten und klar zubereiteten Boden. Auch darf der Same nicht über ein Jahr liegen, weil ſonſt viel von den öligen Theilen verdunſtet. Das Rübſenöl (oleum napi) iſt dunkelgelb, riecht unangenehm, hat ein ſpecifiſches Gewicht 0,9128 bei 15° Schübler, wird bei 3° dick, körnig und gibt eine weiche Seife. 26.

Rückenmark, lat. medulla spinalis s. dorsalis; franz. moëlle épinière; engl. spinal marrow, iſt eine Fortſetzung des verlängerten Markes (ſ. Gehirn) und ſteigt in der Höhle des Rückgrathes (ſ. d. Art.) gewöhnlich bis zum zweiten Lendenwirbel herab, wo es ſich in ein großes Bündel Nerven, das man wegen ſeiner Geſtalt den Pferdeſchweif (cauda equina) nennt, endigt. Oben im Halſe iſt es kleiner, in dem Rücken ſchmäler, nach unten zu wieder etwas dicker. Es beſteht aus denſelben zwei Subſtanzen und wird von den nämlichen drei Häuten wie das Gehirn überzogen. An der vordern und hintern Fläche des Rückenmarkes verläuft in der Mittellinie der ganzen Länge deſſelben eine von Außen nach Innen dringende feine Spalte, in welche die Gefäßhaut eindringt und durch welche das R. in eine rechte und linke Hälfte getheilt wird. In dem R. ſind die Uranfänge aller Nerven des ganzen menſchlichen Körpers enthalten; die hinteren Portionen deſſelben entwickeln ſich zum kleinen und die vorderen zum großen Gehirne. Überhaupt aber treten aus jeder Hälfte des Rückenmarks 30 Rückennerven, welche durch Löcher zwiſchen den Wirbelbeinen aus dem Rückenmarkscanale gehen und ſich zu den Gliedmaßen und übrigen Theilen des Körpers verbreiten. Das R. iſt durch ſeine unmittelbaren Communicationen theils mit dem Gehirne, theils mit den verſchiedenen Theilen des Körpers der hauptſächlichſte Agens der Übertragung bei Äußerung der willkührlichen Bewegungen; auch haben Verſuche und Erfahrungen der verſchiedenſten Art bewieſen, daß es einen unverkennbaren Einfluß auf die Entſtehung der Senſibilität, der Bewegung, der thieriſchen Wärme, der Hautausdünſtung, der Verdauungsverrichtungen, der mechaniſchen Verrichtungen, der Reſpiration und der Bewegungen des Herzens ausübt. In Rückſicht der Krankheiten des Rückenmarkes und deſſen Hüllen kommen dieſe zwar weniger häufig als die des Gehirns und ſeiner Häute vor; doch iſt im Allgemeinen ihre Anzahl nicht gering; denn das R. und ſeine Häute können der Sitz von Entzündungen, von Ausſchwitzungen wäſſeriger, blutiger, eiteriger Flüſſigkeiten ſein, oder von Erweichung, Lähmung Hypertrophie und Atrophie, welche letztere den bekannten Namen der Rückendarre führt, u. dgl. m. befallen werden, endlich auch Fehler der erſten Bildung darbieten, ſo daß es unvollkommen oder auf eine abnorme Weiſe entwickelt, bald zu kurz, bald zu lang, höchſt mangelhaft ſein oder wohl ganz fehlen (Amyelie) kann, wo dann zugleich auch kein Gehirn vorhanden iſt. — Vergl. Ollivier, „Das Rückenmark und ſeine Krankheiten“, aus d. Franzöſ. von Radius (Leipz. 1824). 21.

Rückert (Friedrich), einer der vorzüglichſten deutſchen Lyriker der neueſten Zeit, 1789 zu Schweinfurt am Main geboren, lebte, nachdem er ſeine Schulſtudien auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt beendigt hatte, einige Zeit auf der

Univerſität Jena, ohne ſich jedoch einem beſtimmten Fache zu widmen, ſondern raſtlos im Gebiete der Sprachkunde und der ſchönen Literatur umherſchwärmend, bis er ſich 1811 entſchloß, als Privatdocent bei der philoſophiſchen Facultät aufzutreten. Er verließ jedoch bald dieſe ihm nicht ſehr angenehme Stelle wieder und ließ ſich 1815 zu Stuttgart nieder, wo er an der Redaction des Morgenblattes Antheil nahm und ſeine begonnenen Studien der orientaliſchen Sprachen mit Eifer fortſetzte. Auf einer um dieſe Zeit unternommenen Reiſe nach Italien und während eines längeren Aufenthalts zu Rom und Aricia durchforſchte er die Tiefen des italieniſchen Lebens und Dichtens und ſpürte mit beſonderer Vorliebe und nicht ohne mancherlei Ausbeute zu gewinnen dem italieniſchen Volksgeſange nach. Nach ſeiner Heimkehr ließ er ſich in Coburg nieder, wo er in heiterem Umgange mit den Muſen lebte, bis er 1826 als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen nach Erlangen berufen ward, wo ſeine Berufsarbeiten bis jetzt die Ergießungen ſeines poetiſchen Talents noch nicht geſchmälert haben. R.'s lyriſche Dichtungen ſind ſchon ungewöhnlich zahlreich und bewegen ſich faſt in allen möglichen Formen und zwar am liebſten in den ſchwierigſten, was ihnen jedoch keineswegs zum Vortheile gereicht. Allzugroße Künſtlichkeit der Form verräth gewöhnlich Mangel an Innigkeit des Gemüths, welches ſich gern ſo einfach als möglich ausſpricht, und ſo gewahren wir denn auch in allen bisherigen Leiſtungen R.'s faſt nur Phantaſie und Witz, welche ſtets mehr den Verſtand als das Herz erfreuen. Damit ſoll ihnen jedoch nicht ihr hoher Werth in unſerer poeſiearmen Zeit verkümmert werden; wir wollen damit nur ſagen, daß das Studium der orientaliſchen Sprache und Poeſie nachtheilig auf den deutſchen Dichter eingewirkt habe und daß ihm ohne ſein Feſthalten an vielem Bizarren und Verzerrten Alles ſo gut gelungen ſein würde, als der humoriſtiſche Theil ſeiner Leiſtungen. Seine bewunderungswürdige Gewandtheit in der Behandlung der Sprache und des Verſes iſt allgemein anerkannt. Seine bisherigen Arbeiten erſchienen unter folgenden Titeln: „Deutſche Gedichte“ (Heidelb. 1814. 8.); „Napoleon, politiſche Komödie“ (Tübingen 1816—1818. 2 Thle. 8.); „Kranz der Zeit“ (Tübing. 1817. 2 Thle. 8.); „Öſtliche Roſen“ (Leipz. 1821. 8.); „Amaryllis“ (Frankf. 1825. 8.); „Der Dienſt der Athena“ (Hildburgh. 1829. 8.) und „Geſammelte Gedichte“ (Erlang. 1834. Neue Aufl. 1836. 8.). Außerdem finden ſich noch eine Menge ſeiner Gedichte in Taſchenbüchern und Zeitſchriften. „Die Verwandlungen des Ebu Seid von Serug“ (Stuttg. 1826. 8.) (ſ. Hariri) und „Nal und Damajanti“ (Frankf. 1828. 8.) ſind gelungene Übertragungen eines arabiſchen und eines indiſchen Originals. Als Dichter nennt ſich R. oft Freimund Reimar. 66.

Rückfall, **Recidiv**, lat. recidiva; franz. rechûte; engl. relapse, iſt Rückkehr derſelben Krankheit, die bereits in der Geneſung ſteht. Es iſt dieſe dem Arzte nicht ſelten vorkommende Erſcheinung darin zunächſt begründet, daß entweder die frühere Krankheit noch nicht völlig gehoben, ſondern nur ſcheinbar verſchwunden, oder daß wenigſtens die Anlage zur Krankheit noch vorhanden iſt, die nunmehr bei ſtattfindender Schwäche des Körpers im Allgemeinen, oder des erkrankten Organs im Beſondern ſich leicht zu neuer Krankheit wieder ausbildet. Tritt nun eine von Außen einwirkende Veranlaſſung hinzu, eine Erkältung, eine Gemüthsbewegung, ein Diätfehler, eine unpaſſend verabreichte Arznei, zu große Körper- oder Geiſtesanſtrengung, hauptſächlich aber diejenige Urſache, die zum Ausbruche der Krankheit die erſte Veranlaſſung gab, ſo kann es nicht Wunder nehmen, wenn der unter der Aſche glimmende Krankheitszunder von Neuem angefacht wird und zu heller Flamme wieder aufſchlägt. Indeſſen beſitzen nicht alle Krankheiten die Eigenſchaft gleichmäßig, R. zu erleiden; dieſe kommen bei anſteckenden exanthematiſchen Krankheiten, bei vielen Entzündungen gar nicht, bei anderen Entzündungen, als Lungen- und Bruſtfellentzündungen, nur zuweilen, bei Nerven-

und gaſtriſchen Fiebern ſchon häufiger, bei Wechſelfiebern dagegen ſo häufig vor, daß ihr Verlauf ohne R. faſt zu den Ausnahmen von der Regel gehört. — Die Symptome, die die Rückfälle begleiten, ſind dieſelben, die den primitiven Krankheiten eigen waren, nur daß ſich mit ihnen eine größere Schwäche wegen längerer Dauer der Krankheit verbindet, die bei an und für ſich gefährlichen Krankheiten den Verluſt derſelben noch viel gefährlicher macht und den Patienten häufig zum Tode führt, der trotz dem nicht verhütet werden kann, daß der Arzt die Eigenthümlichkeit der Krankheit ſchon in ihrem frühern Verlaufe kennen gelernt hat, daß er weiß, welche Mittel ſchädlich oder nützlich waren, und daß der Kranke, von ſchlimmem Erfolge belehrt, alle nachtheilige Einwirkungen möglichſt zu vermeiden ſucht. Dieſe leichte Tödtlichkeit bei Rückfällen in ſchweren Krankheiten iſt daraus zu erklären, daß die Reactionskraft des Organismus während der frühern Krankheit ſchon erſchöpft und dadurch das Heilbeſtreben der Natur erloſchen iſt. — R. im juriſtiſchen Sinne iſt dann vorhanden, wenn Jemand aufs Neue ein Verbrechen verübt, für welches er früher ſchon beſtraft worden iſt. Ein ſolcher R. ward in der Regel als Schärfungsgrund der gewöhnlichen geſetzlich für ein Verbrechen beſtimmten Strafe betrachtet, doch wird beſonders in neueren Zeiten dieſer Grund einer Schärfung der Strafe ſehr beſtritten. 39. 85.

Rückgrath, lat. rhachis, spina dorsi; franz. rachis; engl. spine, nennt man die hinten in der Mitte des Rumpfes herablaufende und deſſen ganze Länge beſtimmende, durch die geſammten Wirbel unſeres Körpers gebildete knöcherne Säule (daher auch **Wirbelſäule** genannt), die im Innern einen Canal, den Rückenmarkscanal enthält, in welchem ſich das **Rückenmark** (ſ. d. Art.) befindet und die oben durch das Hinterhauptsloch mit der Schädelhöhle in Verbindung ſteht. Dieſe Säule beſteht aus 29 gleichſam an einander gereihten Knochen, wovon die 7 erſten (die Halswirbel), dann die nächſten 12 (die Rückenwirbel) und die darauf folgenden 5 (die Lendenwirbel), folglich die 24 erſteren eigentliche oder wahre Wirbel genannt werden; die letzteren 5 bilden den Kreuzknochen, an den ſich unmittelbar der aus 4 Stücken beſtehende Steißknochen anſchließt, welche Theile den Namen „falſche Wirbel" führen, weil ſie ſämmtlich in der Jugend ebenfalls aus mehreren Stücken beſtehen und ſelbſt im Alter noch Spuren ihrer Trennung an ſich tragen. Das R. bildet von oben nach unten eine Wellenlinie, indem der Halstheil etwas nach vorn, der Rücken- oder Bruſttheil nach hinten, der Lenden- oder Bauchtheil wieder nach vorn und der Beckentheil wieder ſtark nach hinten gebogen iſt. Die das R. bildenden Zwiſchenwirbelkörper ſind elaſtiſch und zuſammendrückungsfähig, was die Länge des Rückgraths den Tag über verſchieden macht, ſo daß dieſe des Morgens größer, Abends aber kleiner iſt, welcher Unterſchied 1 Zoll betragen ſoll. Der Nutzen des Rückgraths beſteht zunächſt darin, daß es dem Rückenmarke als ſchützendes Futteral dient und dann in ſeiner Geſammtheit eine Art von Hebel darbietet, deſſen Stützpunkt im Becken, der Widerſtand aber im obern Theile und die Kraft in den an mehr oder weniger hohen Punkten des Rückgraths ſich befeſtigenden Beckenmuskeln liegt. Die Bildungsfehler des Rückgraths beſtehen darin, daß entweder zu viel oder zu wenig Wirbelbeine vorhanden, die Theile, aus denen ſie beſtehen, von ihrer natürlichen Richtung abgewichen ſein können, wie z. B. bei spina bifida oder dem ſogenannten geſpaltenen R. Endlich können auch fehlerhafte **Rückgrathsverkrümmungen** vorkommen, die eigentlich blos eine mehr oder weniger übertriebene Steigerung der oben bemerkten natürlichen Wellenlinie ſind. (Vergl. hierüber **Orthopädie**.) 21.

Rückläufig nennt man einen Planeten, wenn er von der Erde aus geſehen ſich bisweilen von Morgen nach Abend, d. h. alſo gegen die Folge der Zeichen, unter den Sternen fortbewegt. Es iſt aber dieſe rückläufige Bewegung nur eine ſcheinbare, die durch die verſchiedenen Geſchwindigkeiten des Laufes der Erde, von der

aus man beobachtet, und des Planeten, der beobachtet wird, mehr oder minder entſteht. (Vergl. Rechtläufig und Weltſyſtem.) 13.

Rückung, rhythmiſche Rückung oder **Verſchiebung** heißt diejenige beſondere Stellung einer Note in der rhythmiſchen Ordnung, wo bei ungerader Zeiteintheilung (wo nämlich zwei leichte Zeiten auf einander folgen) eine auf eine leichte Zeit fallende Note bis auf die folgende eben ſo leichte Zeit fortgehalten, alſo durch dieſe Verbindung zweier leichter Zeiten von längerer Dauer wird als die vorhergehende ſchwere Zeit, z. B. ♩ 𝅗𝅥 oder ♪ ♩ ♪ ♩ ♪ ♩ ♪ ♩. Die R. iſt nicht mit einer ähnlichen eigenthümlichen rhythmiſchen Stellung, der Synkope, zu verwechſeln, als welche nur bei gerader Eintheilung der Zeit ſtattfindet. (Über ſie ſiehe den beſondern Artikel.) 29.

Rüge iſt der alte Name für die Anzeige eines begangenen Verbrechens. Jetzt gebraucht man ihn meiſt nur noch in Injurienſachen, weßhalb die mit Unterſuchung derſelben beauftragten Gerichte Rügengerichte, Rügenſtuben heißen. 30.

Rügen, ein durch ſeine Naturſchönheiten und geſchichtlichen Denkmäler des Alterthums berühmtes Inſelland der Oſtſee, zur preußiſchen Provinz Pommern und deren Regierungsbezirke Stralſund gehörig, hat einen Umfang von 18½ □M. und wird durch die ½ M. breite Meerenge, der Göllen oder das Binnenwaſſer genannt, vom feſten Lande getrennt. Der Boden, theils Kreide- und Sandboden, theils fruchtbares Ackerland, iſt im Weſten eben, erhebt ſich aber allmählig von der Mitte an nach Norden und Nordoſten und endet in zwei ſteilen Kalkfelſen, welche zum Theil mit Wald bedeckt ſind. Beſonders zieht die Halbinſel Jasmund im Nordoſten mit der weltbekannten Stubbenkammer, einem 1 M. lang aus den Fluthen hervorragenden Kreidegebirge, deſſen herauslaufende Spitzen eine Menge kleiner Vorgebirge bilden, die Aufmerkſamkeit auf ſich. Der höchſte Punkt derſelben iſt der Friedrich-Wilhelmsſtuhl, ſonſt Königsſtuhl genannt. Er gleicht einer Pyramide, hat eine Höhe von 540 F. und man genießt von ihm aus die reizendſten Ausſichten auf die benachbarten Inſeln und einen Theil der Oſtſee. Den andern Zweig dieſes Gebirges bildet die kleine **Stubbenkammer** und die enge waldige Schlucht, durch die beide verbunden werden, iſt durch 600 Stufen gangbar gemacht. Nur etwa 1000 Schritte davon entfernt iſt der berühmte Eichenwald Stubnitz (Stubbenitz) mit dem Burg- oder ſchwarzen See und dem Burgwalle, in dem man Überreſte der ehemaligen Herthaburg erkennen will. Nördlicher liegt die Halbinſel Wittow. Sie hängt durch die ſchmale Heide mit Jasmund zuſammen und der Theil des Meeres, der zwiſchen beiden eindringt, heißt das Tromper Wick. Die äußerſte Spitze von Wittow bildet das 200 F. hohe Vorgebirge Arkona (ſ. d. Art.). Die größere ſüdöſtliche Halbinſel iſt Mönkgut oder Mönchgut. Sie iſt namentlich durch die beſonderen Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner, welche dieſe wie ihre eigenthümliche Kleidung bis auf die Gegenwart beibehalten haben, denkwürdig. In der Umgebung von Rügen erblickt man außerdem eine Menge kleinerer Inſeln. Die wichtigſte davon iſt Rüden, im Südoſten von R., an der Mündung der Peene. Auf ihr landete Guſtav Adolph. Die Einwohner von R., gegen 34000 M., beſchäftigen ſich größtentheils mit Ackerbau, Fiſchfang und Viehzucht, namentlich mit Gänſezucht. Außer der Hauptſtadt Bergen, mit 2560 Einw., in deren Nähe ſich der Rugardhügel erhebt, ſind: Garz, mit 1350 Einw., und Sagard auf Jasmund, mit 700 Einw., die größeren Wohnorte. Auch iſt Putbus, mit einem Schloſſe und den bekannten Seebädern, zu bemerken. R. gehörte ſeit Waldemar (1168) zu Dänemark, kam aber mit dem Ausſterben ſeiner männlichen Nachkommen 1375 als ein däniſches Lehn an die Herzöge von Pommern. 1648 fiel es an Schweden und blieb unter deſſen Herrſchaft, bis es 1715 wieder zur Krone Dänemarks geſchlagen wurde. Seit 1720 war R. abermals ein Eigenthum Schwedens, dieſes trat es aber 1814 an Preußen ab. 35.

Rüppell (Wilhelm Peter Eduard Simon), berühmter Reiſender und Naturforſcher, wurde am 20. Nov. 1794 zu Frankfurt am Main geboren. Schon in früher Jugend widmete er dem Leſen von Reiſebeſchreibungen im Geheimen ganze Nächte, wodurch ſeine natürliche Neigung zum Reiſen noch vermehrt wurde. Nach dem Tode ſeiner Eltern verließ er die Vaterſtadt und lebte ein Jahr lang als Handlungsdiener in einem angeſehenen Hauſe von London; da er aber das dortige Klima nicht vertragen konnte, wandte er ſich von hier nach Livorno, wurde hier in Geſchäften ſeiner Handlung nach Alexandria geſchickt und unternahm von da aus mit dem engliſchen Geſandten eine Reiſe auf dem Nile nach Oberägypten. Bei ſeiner Rückkehr nach Europa beſchloß er dem Kaufmannsſtande gänzlich zu entſagen und ſich ausſchließlich der Bereiſung und genaueren Erforſchung des Innern von Ägypten und der Nachbarländer zu widmen. Die dazu nöthigen Kenntniſſe erwarb er ſich theils durch den Unterricht, den ihm der Freiherr von Zach in der Sternkunde ertheilte, theils durch ein mehrjähriges Studium auf der Univerſität zu Pavia. Die Gründung eines naturwiſſenſchaftlichen Muſeum in ſeiner Vaterſtadt bewog ihn zu dem Entſchluſſe, alle auf ſeinen Reiſen gewonnenen Natur- und Kunſtſchätze der Vervollkommnung deſſelben zu widmen. Am 1. Jan. 1822 trat er ſeine zweite Reiſe nach Afrika an in Begleitung eines Landsmannes, Namens Hey, welcher im Zubereiten und Aufbewahren von Naturgegenſtänden große Geſchicklichkeit beſaß. Durch die Gunſt des Vicekönigs von Ägypten, welche er durch das Verſprechen von Unterſuchung der Goldminen des Landes zu erlangen gewußt hatte, wurden ihm von Seiten der Regierung keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt, allein von den chriſtlichen Mönchen des Berges Sinai hatte er die gröbſten Mißhandlungen zu erdulden. Ein Beſuch des Sees Möris entſprach ſeinen Erwartungen nicht, deſto mehr wurden dieſe aber durch Erforſchung des Delta und des Sees Menſaleh übertroffen. Im December des Jahres kam R. in Nubien an, entging nur durch Zufall einem Überfalle der Araber und mußte nun mehrere Monate faſt wie ein Gefangener unter den Truppen des Beherrſchers von Dongola zubringen, ohne große Ausbeute an Naturalien zu gewinnen. Im Jahre 1824 ſandte er die erſte Sammlung derſelben über Kahira nach Europa, zu deren wichtigſten Gegenſtänden ein 13 Fuß langes Nilpferd und mehrere erwachſene Giraffen gehörten. Außerdem hatte er unterdeß viele aſtronomiſche Punkte beſtimmt und verſchiedene Denkmäler aufgenommen. Nachdem er bis zum Jahre 1827 in Kordofan verweilt hatte, kehrte er nach Europa zurück, wurde unterwegs von griechiſchen Korſaren gefangen, aber bald darauf von der türkiſchen Flotte befreit. Am 29. März 1828 kam er nach einer Abweſenheit von 10 Jahren wieder in Frankfurt an, wo er ſeine Sammlung ſchon aufgeſtellt fand. Hier beſorgte er die Herausgabe ſeiner „Reiſen in Nubien, Kordofan und dem peträiſchen Arabien“ (Frankf. a. M. 1829), wozu die naturforſchende Geſellſchaft einen „Zoologiſchen Atlas“ (Frankf. a. M. 1830—1831. 20 Hfte. Fol.) lieferte. Im Sommer 1829 beſuchte er das Muſeum von Leyden und im Jahre 1830 das von Paris. Im November deſſelben Jahres ſchiffte er ſich in Livorno zu einer dritten Reiſe nach Ägypten ein, überſtand dort die Cholera, befand ſich im März 1832 in Maſſua, bereiſte unter vielen Gefahren und Beſchwerden die Küſte von Habeſch und blieb während der Regenzeit auf dem Schneeberge Simon in einer Höhe von 10000 Fuß über der Meeresfläche. Von hier gelangte er im Februar 1833 nach Gondar, der Hauptſtadt von Habeſch, wo er ſich mehrere Monate aufhielt und eine reiche Ausbeute an Säugethieren gewann. Im folgenden Jahre kehrte er nach Europa zurück und ließ darauf ſein Werk: „Neue Wirbelthiere zur Fauna Abyſſiniens gehörig“ (Frankf. 1835. Liefer. 1—3. Fol.) durch den Druck bekannt machen. Eine wichtige Sammlung von Naturalien, die er nach ſeiner dritten Reiſe in Ägypten nach Europa geſendet hatte, ging zum Theil bei einem Schiffbruche an der Nordküſte von Frankreich unter, ein anderer Theil derſelben

wurde aber gerettet und vergraben, allein im Jahre 1836 fand man ſie wieder auf und gab ſie einige Zeit für Alterthümer aus, welche an der Küſte von Frankreich gefunden worden wären. Gegenwärtig iſt R. in London. 81.

Ruffo (Fabricio), Cardinal und Generalvicar in Neapel, ſtammte aus der herzoglichen Familie Bananello und wurde 1744 zu Neapel geboren. Da er ſich für den geiſtlichen Stand beſtimmte, ſo ging er nach Rom und bekleidete an der päpſtlichen Curie mehrere Ämter, bis er 1791 zum Cardinal ernannt wurde. Um nicht in die politiſchen Ereigniſſe Oberitaliens verwickelt zu werden, verließ er ſpäter Rom und trat in neapolitaniſche Dienſte. Doch nur kurze Zeit genoß er hier die erwünſchte Ruhe. Denn als nach dem unglücklichen Befreiungszuge, den Ferdinand IV. von Neapel nach Rom unternahm, Championet mit einem ſiegreichen Heere in Neapel einrückte, entfloh R. nach Sicilien, kehrte aber, von dem Miniſter Acton dazu erſehen, einen Aufſtand gegen die Franzoſen und deren Anhänger einzuleiten, nach Calabrien zurück. Kaum hatte R. den Boden der jungen Republik betreten, ſo ſtrömten zahlloſe Schaaren Unzufriedener herbei und die Wuth dieſer zügelloſen Haufen ſteigerte ſich immer mehr, als die erſten Verſuche ihrer Unterdrückung ſcheiterten und die Niederlage der Franzoſen in Oberitalien Macdonald's Gegenwart nothwendig machten. Die geringe Beſatzung, die dieſer in der Hauptſtadt zurückließ, vermochte keinen genügenden Widerſtand zu leiſten und R. erſchien, von den Ruſſen, Engländern und Türken unterſtützt, bald vor den Thoren Neapels. Der Kampf dauerte mehrere Tage und um ihn zu beendigen, bewilligte er den republikaniſch Geſinnten eine Capitulation. Doch da R. dieſe gegen Acton's Willen vor der Ankunft Nelſon's und ſeines Bruders angenommen hatte, ſo zog er ſich die Ungunſt Acton's und des Königs zu, eben als er im Begriff war, zur Papſtwahl nach Venedig abzugehen. R. nahm deßhalb (1801) bei dem neuerwählten Papſte Pius VII. eine Verwaltungsſtelle an, kehrte aber in Kurzem nach Neapel zurück und trat in den Staatsrath ein; doch verließ er Neapel wieder, als Ferdinand den Neutralitätsvertrag mit Frankreich (1805) brach, und lebte als Privatmann in Rom. Durch ſeinen ſpätern mehrjährigen Aufenthalt in Paris fiel er in den Verdacht, als ſei er ein heimlicher Anhänger Buonaparte's, und dieſem konnte er nicht völlig entgehen, nachdem er von Ferdinand von Neapel wieder in den Staatsrath eingeſetzt worden war. R. wohnte 1823 der Wahl Leo's XII. bei und ſtarb zu Neapel den 13. Dec. 1827. 77.

Rufinus (Flavius), der berüchtigte Günſtling des Kaiſers Theodoſius, ſtammte aus einer kleinen Stadt Galliens, ſtudirte zu Conſtantinopel die Rechte und erregte durch ſeine Beredſamkeit, Gewandtheit und Scheinheiligkeit die Aufmerkſamkeit des Kaiſers Theodoſius, der ihn 390 zum magister palatii, 392 zum Conſul, kurz darauf zum Praefectus praetorio machte und bei einem Feldzuge ſogar zum Reichsverweſer ernannte. Die Großen des Reiches murrten zwar darüber, aber R. wußte ſich der vornehmſten derſelben durch Hinrichtung oder Verbannung zu entledigen und ward nach des Theodoſius Tode (395) ſogar zum Vormunde der beiden jungen Kaiſer, Arkadius und Honorius, ernannt, nachdem er ſich noch 394 hatte taufen laſſen. Jetzt warf er aber die Maske ab. Durch die fürchterlichſten Erpreſſungen und Güterconfiscationen, Verkauf der Staatsämter und die Intriguen gegen die verdienteſten Männer, vorzüglich Stilicho (ſ. d. Art.), lud er nun den allgemeinen Haß auf ſich; ja er begünſtigte ſogar einen Einfall der Gothen in das Reich und ſuchte die Verwirrung zu benutzen, um ſich ſelbſt zum Kaiſer ausrufen zu laſſen. Unterdeſſen aber hatte ſich Eutropius (ſ. d. Art.) emporgeſchwungen, der ihn bei Arkadius verdächtigte, und er ward wahrſcheinlich auf Eudoxias oder Stilicho's Anſtiften durch Gainas ermordet (den 27. Nov. 395). Sein Körper ward in Stücken gehauen und ſein Kopf auf einer Stange umhergetragen. 37.

Rufinus (Tyrannius oder Toranius), ein bekannter Kirchenſcribent des IV.

Jahrh. aus Concordia bei Aquileja, im Heidenthume geboren, trat frühzeitig zum Chriſtenthume über. In Ägypten aſcetiſch gebildet beſuchte er die Katechetenſchule zu Alexandria, an der damals der Origeniſt Didymus thätig war. Seit 378 lebte er wieder als Aſcet auf dem Ölberge oder nach Andern als Älteſter an der Gemeinde zu Jeruſalem und von 397 an abwechſelnd zu Rom und Aquileja. Sein Hauptverdienſt iſt, daß er das Abendland durch ſeine Überſetzungen, die freilich oft nur orthodoxe Bearbeitungen ſind, mit den griechiſch-chriſtlichen Schriften bekannt machte, z. B. der „Recognit. Clement.", der Schrift von Origines: „Περὶ ἀρχῶν" und mehrerer exegetiſcher Werke deſſelben, ſo wie einiger Schriften des Baſilius M. und des Gregorius Naz. und der Kirchengeſchichte des Euſebius mit Ausnahme des 10. Buches. Zu letzterer lieferte er aber eine Fortſetzung in 2 Büchern (herausgegeben von Cacciari, Rom 1740). Außerdem beſitzen wir von ihm einen Commentar über 75 Pſalmen und Homilien über Hoſeas, Joel und Amos. Gegen Hieronymus, der ihn als Origeniſten beim Papſte Anaſtaſius verketzert hatte, ſchrieb er: „Invectiva adversus Hieronymum." Die Geſammtausgabe ſeiner Werke erſchien zu Paris 1580. 77.

Rufus (Sextus oder Teſtus) lebte um 364 nach Chr., iſt aber ſonſt von ganz unbekannten Lebensumſtänden. Von ihm erhalten iſt eine auf Befehl des Kaiſers von ihm abgefaßte oberflächliche Schrift: „Breviarium de victoriis et provinciis populi romani" und ein ſehr trockenes, jetzt ſehr verderbtes Verzeichniß architektoniſcher Merkwürdigkeiten Roms: „De regionibus urbis Romae". Wie die Darſtellungsweiſe und der Styl des R. iſt, kann man ſchon aus der Zeit ſchließen, in welcher er lebte und ſchrieb, wenn auch die Franzoſen mit Unrecht bei ihm haben Eleganz finden wollen. Ziemlich oft iſt R. edirt worden. Die Ed. pr. vom Breviar. erſchien s. l. et a. (Romae) bei Sixtus Rüſinger (1470. 4.); andere ſchätzenswerthe Ausgaben ſind von Meibom (1588), Münnich (Hanov. 1815). Die Schrift: „De region. urb. Rom." erſchien zuerſt in Onuphrii Panvini „Commentar. de rebus rom." (Francof. 1597. sqq.), dann in Graevii „Thes. antiq. rom. T. III.", in Muratori „Novus thes. inscr. T. IV." und anderwärts. Die geſchätzteſten Ausgaben aber und zugleich diejenigen, die außer beiden Schriften des R. auch eine andere Schrift, aus Theodoſius' Zeit, ebenfalls trocken und von unbekanntem Verfaſſer: „Libellus provinciarum romanarum" und endlich auch des Eutropius (ſ. d. Art.) Abriß der römiſchen Geſchichte enthalten, ſind von Chph. Cellarius cum not. Hal. 1698. 8. rec. et illustr. Sigeb. Havercamp (c. Eutropio) Lugd. Bat. 1729 und endlich ed. Verheyk (c. Eutropio) Lugd. Bat. 1762. 1793. 8. 20.

Rufus aus Epheſus, lebte unter Kaiſer Trajan und übte die Anatomie an Thieren, vorzüglich an den Affen aus. In ſeinem vorzüglichſten Werke: „De nominibus partium corporis humani" (graece per J. Gaupyl, Paris. 1554) theilt er mehrere wichtige anatomiſche Entdeckungen mit. So leitet er den Urſprung der Nerven aus dem Gehirne her, theilt ſie in empfindende und bewegende, eine Meinung, die erſt in neuſter Zeit zur Gewißheit geworden iſt, behauptet, das Herz ſei der Sitz des Lebens, der thieriſchen Wärme und der Grund des Pulsſchlages ꝛc. In einem andern Tractate handelt er die Krankheiten der Nieren und Harnblaſe, ſo wie die Mittel dagegen recht gut ab. Über die Wirkſamkeit einiger Pflanzen ſchrieb er nach damaliger Sitte ein Gedicht in Hexametern, wovon nur ein Bruchſtück noch übrig iſt. Sein Werk über die Melancholie, das Galen ſehr lobt, iſt verloren gegangen. 39.

Rugendas (Georg Philipp), ein berühmter deutſcher Schlachtenmaler, geb. 1666 zu Augsburg, bildete ſich unter der Leitung des als tüchtiger Hiſtorienmaler bekannten Iſaak Fiſches und ſtudirte außerdem die im Fache der Schlachtenmalerei berühmteſten Künſtler, vorzüglich Bourguignon und Tempeſta, ging dann nach

Wien und von hier aus im Jahre 1692 nach Italien, wo beſonders der Aufenthalt zu Venedig und Rom ſehr nützlich für ihn ward. Nach mehrjähriger Abweſenheit kehrte er nach Augsburg zurück und nahm hier ſeinen dauernden Aufenthalt. Er ſtarb am 10. Mai 1742. Die Zahl ſeiner Arbeiten iſt ſehr groß, der Werth derſelben aber nicht gleich, indem die der erſten Periode den übrigen offenbar nachſtehen. Unter ihnen möchte die „Schlacht bei Narwa" und die von ihm ſelbſt geſtochenen 6 Blätter, die Belagerung von Augsburg vorſtellend, beſonders anzuführen ſein. Zeichnung, Colorit und Compoſition dieſes Künſtlers laſſen nichts zu wünſchen übrig, vorzüglich leiſtete er Ausgezeichnetes in den mannigfaltigen Stellungen der Pferde. — Seine Söhne, Georg Philipp R. und Chriſtian R., erwarben ſich als Kupferſtecher einigen Ruhm, und ein Enkel des Letztern, Johann Lorenz R., geb. 1775, geſt. 1826 als Director der Zeichnenſchule zu Augsburg, hat ſich ebenfalls als Schlachtenmaler ausgezeichnet. Deſſen Sohn, Johann Moritz R., geb. zu Augsburg 1802, gehört unter die vorzüglichſten der jetzt lebenden Thier- und Genremaler. Im Jahre 1801 begleitete er den Freiherrn von Langsdorfs nach Braſilien, blieb hier bis zum Jahre 1825 und begab ſich dann nach Paris, um hier die Herausgabe ſeiner „maleriſchen Reiſen in Braſilien" (20 Hfte. 1827—1835) vorzubereiten. Seit 1827 durchreiſte er Italien und 1831 ging er abermals nach Südamerika. Noch zu Ende des Jahres 1834 hielt er ſich zu Valparaiſo in Chile auf und hatte dem Vernehmen nach eine große Maſſe ethnographiſcher und naturhiſtoriſcher Zeichnungen geſammelt. 36.

Rugge (Heinrich von), ein deutſcher Minneſänger, gehörte dem Ritterſtande an und war aus dem Thurgau. Seine (13) Lieder (Maneſſ. Sammlung I. 97—100) unterſcheiden ſich in nichts weiter von denen der übrigen Minneſänger, als daß in ihnen der daktyliſche Rhythmus eben ſo gelungen erſcheint als in den Gedichten Ulrichs von Lichtenſteins. 67.

Rugier, lat. Rugii, Rugi, bei Ptolem. Rutielii, waren ein altes germaniſches Volk, deſſen Wohnſitze wir nach Tacitus an den Ufern der Oſtſee und auf der Inſel Rügen zu ſuchen haben. Ihr Hauptort war Rhugium an der Mündung der Oder, in der Nähe des heutigen Kamin. Zur Zeit der Völkerwanderung finden wir R. unter den Oſtgothen und nach dem Tode Attila's hatte ſich ein größerer Theil derſelben in dem heutigen Öſtreich niedergelaſſen, das davon den Namen Rugeland führte. Nachdem ſie hier von Odoacer völlig beſiegt worden waren, gingen ſie allmählig unter den Oſtgothen und Sueven unter. 35.

Rugiewit, eine ſlawiſche Gottheit, ward vorzüglich in Meklenburg, Pommern und auf Rügen verehrt. Zu Karenz auf Rügen ſtand ſein coloſſales und unförmliches Bild mit 7 Köpfen und 7 Schwerdtern in einem Tempel von Eichenholz. 23.

Ruhnken (David), einer der gefeiertſten Philologen des XVIII. Jahrh., war 1723 zu Stolpe in Pommern geboren. Nachdem er ſeine Schulſtudien zu Königsberg vollendet hatte, ging er nach Wittenberg, machte ſich hier mit der wolfiſchen Philoſophie bekannt, hörte juriſtiſche Collegien und ging nach 2jährigem Aufenthalte daſelbſt nach Leyden, um dort unter Hemſterhuys die griechiſche Sprache zu ſtudiren. So ſehr auch R. wünſchte, an dieſer Univerſität eine Lehrerſtelle in der philoſophiſchen Facultät zu erhalten und ſo gern dieß auch ſein Lehrer und Gönner Hemſterhuys geſehen hätte, ſo verzichtete er doch, da er die Schwierigkeit erkannte, darauf und wendete ſich wieder den juriſtiſche Studien zu, jedoch ſo, daß Philologie ſein Hauptſtudium blieb. Nachdem R. längere Zeit auf Reiſen geweſen war und beſonders die pariſer Bibliothek fleißig benutzt hatte, kehrte er nach Leyden zurück und bald darauf brachte es Hemſterhuys, da er wegen ſeines Alters ſeinem Amte nicht mehr genügend vorſtehen konnte, dahin, daß ihm R. 1757 als Lector der griechiſchen Sprache an die Seite geſetzt würde, und als 4 Jahre darauf durch Oudendorp's Tod die Profeſſur der Geſchichte und Beredſamkeit erle-

digt wurde, ſo folgte R. an deſſen Stelle. 1774 wurde er auch noch Univerſitätsbibliothekar und ſtarb 1798. Seine erſten literariſchen Arbeiten ſind die „Epistola critica in Homeridarum hymnos et Hesiodum" an L. C. Valkenaer (1749); „Epistola critica in Callimachum et Apollonium Rhodium" an J. Aug. Erneſti (1751), welcher des Hermeſianax und Phanokles Elegien mit Anmerkungen begleitet beigefügt waren. Beide Briefe überarbeitete er 1781 — 1782 und ſie ſind in der Leipziger Ausgabe des „Homeri hymnus in Cererem" (zuerſt Leyden 1781, 3te Ausg. 1808) 1827 wieder abgedruckt. Seine übrigen Hauptarbeiten ſind die erſte Herausgabe des Sophiſten Timäus „Lexicon vocum platonicarum" (Leyden 1755, wieder 1789); des Rutilius Lupus Buch „De figuris sententiarum et elocutionis" (Ebend. 1768); des „Vellejus Paterculus" (Ebend 1779) und der Werke des Ant. Muretus (4 Bde. Ebend. 1789). Nach ſeinem Tode erſchienen die von ihm bearbeiteten „Scholia in Platonem" (1800); „Opuscula oratoria, historica, critica (1807, wieder von J. Th. Bergmann); „Adnotationes in Terentium" von Schopen (Hamb. 1825); „Orationes, dissertationes et epistolae" von Fr. Th. Friedemann (Braunſchw. 1828. 2 Bde.). Wie R. ſelbſt ſeinem Lehrer Hemſterhuys einen Ehrentempel in dem „Elogium Tib. Hemsterhusii" (Leyden 1768, wieder von Bergmann 1824) errichtet hatte, ſo ihm ſein Schüler Wyttenbach in dem „Elogium D. Ruhnkenii" (auch von Lindemann, Leipz. 1822 mit Hemſterhuys' und Meermann's Elogien). 6.

Ruhr, lat. dysenteria; franz. dysenterie; engl. bloody flux. Nach kurz dauernden Vorläufern, wobei der Ergriffene fühlt, daß ihm eine Krankheit bevorſteht und er ein mäßig ſchmerzhaftes Winden und Kollern um die Nabelgegend empfindet, entſtehen, gewöhnlich in der Nacht, heftige Kolikſchmerzen, beſonders in der Nabelgegend, unaufhörliches Drängen zum Stuhle, Stuhlzwang und Ausleerung eines theils ungefärbten, theils blutigen Schleims, dem wenige eigentliche Excremente beigemiſcht ſind. Dazu geſellt ſich ſehr bald Fieber. Steigt die Krankheit, ſo nehmen die Kolikſchmerzen an Heftigkeit zu, die Ausleerungen dagegen hören völlig auf. Die Ausleerungen ſind, wie ſchon geſagt, bald ſtark mit Blute gemiſcht (rothe R.), oder blos ſchleimig (weiße R.); jedoch iſt dieſer Unterſchied von keinem Einfluſſe bei der Cur. Hat auf dieſe Art die Krankheit eine Zeit lang gedauert, ſo laſſen die Kolikſchmerzen etwas nach, treten nur vor den Stuhlgängen ein; dieſe ſelbſt aber ſind wieder mit Koth vermiſcht. So erholt ſich der Kranke, jedoch nur ſehr langſam; Verdauungsſchwäche, große Mattigkeit, Geſchwulſt der Füße beläſtigen ihn noch längere Zeit. — Dieß iſt der günſtige Verlauf einer einfachen R.; indeſſen findet derſelbe nicht überall ſtatt. Häufig iſt die R. biliös, wobei Aufſtoßen, bitterer Geſchmack, belegte Zunge und heftiges Fieber zugegen ſind, oder ſie iſt entzündlich, wobei heftige Schmerzen, harter Puls, kalte Extremitäten gefunden werden, oder endlich nervös, was ſich durch heftige Delirien oder durch Betäubung, trockene Zunge, heftigen Durſt, Petechien, aufgetriebenen Leib zu erkennen gibt. Bei dieſen Verwickelungen iſt die Gefahr der Krankheit größer, die Geneſung langſamer und ſchwerer, der Tod durch Brand häufig und das Vorkommen von Nachkrankheiten als Abgang falſcher Membranen, Verdickung und Verſchwärung der Därme, woher chroniſcher Durchfall und endlich Zehrfieber entſteht, nichts Seltenes. Dieſe Krankheit kommt nur epidemiſch vor und zwar meiſtens im Herbſte; ſie iſt häufiger beim Landvolke als beim Städter; befällt meiſtens ſolche, die viel im Freien leben, ſich der Kälte der Nächte ausſetzen müſſen, nachdem von der Tageshitze ihr Körper von Schweiß getrieft hat; daher zeigt ſie ſich häufig bei den Schnittern; faſt ſtets aber iſt ſie die treue Begleiterin aller kriegführenden Armeen zur Herbſtzeit und die Urſache der ungeheuren Sterblichkeit in derſelben, und vorzüglich iſt es das Bivouak und die ſchlechte Koſt, die den Soldaten ſo häufig der R. zuführen. Daß übrigens zur

Zeit, wenn R. epidemiſch herrſchen, unreife, ſäuerliche Früchte, ſo wie frühzeitige wäſſerige und geſchmackloſe Kartoffeln bei einem Jeden Anlaß zum Ausbruche der R. geben, iſt keiner Frage unterworfen. Über die Contagioſität der R. walten noch Streitigkeiten ob. Wo die R. mit Typhus, wie in Feldlagern, verbunden iſt, da kann ſie nicht bezweifelt werden; in andern Fällen dagegen hängt das gleichzeitige Vorkommen der R. bei mehreren mit einander in naher Verbindung lebender Menſchen vom epidemiſchen Einfluſſe, vom gleichzeitigen Genuſſe ſchädlicher Speiſen und vom Ekel ab. — Die R. iſt eine Krankheit der Dickdärme, die die geſtörten Hautfunctionen übernehmen und dadurch in einen entzündlichen Zuſtand verſetzt werden. Ihre Gefahr hängt von der Beſchaffenheit der herrſchenden Epidemie ab. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß wenig zu fürchten iſt, wo der Kranke gehörig gepflegt wird und an keinen anderen Krankheiten leidet; daß hingegen bei Mangel an Pflege und bei einer falſchen Behandlung der Krankheit, wie dieß beim Landmanne ſehr häufig der Fall iſt, der ſein Hausmittel, Pfeffer und Branntwein, auch hier für anwendbar hält, die Entzündung geſteigert und dadurch der Tod herbeigeführt wird. — Die Geſchichte erzählt von vielen Ruhrepidemien, vorzüglich unter kriegführenden Heeren. So war ſie eine ſehr gewöhnliche Beſchwerde in den Römerzügen der Deutſchen; in der Jammerzeit des 30jährigen Kriegs vernichteten die tödlichen Lagerruhren nicht ſelten ganze Söldnerheere; um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kamen Ruhrepidemien ſehr häufig vor, bis ſie im Jahre 1770 ihre höchſte Ausbildung erreichten. Bekannt iſt auch, welche Verheerungen die R. unter der franzöſiſchen Armee bei ihrem Rückzuge von Moskau anrichtete. — Die R. kommt in ganz Europa vor; häufiger, ausgebildeter und tödlicher wird ſie dagegen in den Tropenländern. Auch den Thieren iſt ſie eigen, wo ſie ebenfalls epidemiſch erſcheint; unter den Rindern herrſcht ſie unter dem Namen der Magen- oder Gedärmſeuche. 39.

Ruisdael, Ruysdael (ſpr. Reusdahl) (Jakob), ein berühmter niederländiſcher Landſchaftsmaler, geb. 1636 zu Harlem, widmete ſich ſchon ſehr jung der Malerei, denn bereits im 12. Jahre hatte er Gemälde verfertigt, welche den ungetheilten Beifall der Kenner erhielten. Seinen erſten Lehrer kennt man nicht; ſo viel nur weiß man, daß er ſpäter unter Berghem's Leitung zu Amſterdam ſeine Ausbildung vollendete; daß er aber in Italien geweſen ſei, wie aus einigen ſeiner Werke geſchloſſen wird, bleibt unwahrſcheinlich. Der vorzüglichſte Gegenſtand, den R. für ſeine Darſtellungen wählte, iſt die Natur ſeines Vaterlandes; dieſer aber war er ſo mächtig, wie kaum ein anderer der früheren und ſpäteren niederländiſchen Landſchaftsmaler. Alles iſt wahr und natürlich, das Colorit glühend, die Ausführung höchſt geiſtreich und dabei ſorgfältig. In der ſpeciellen Wahl der Gegenſtände ſteht er ebenfalls einzig da. Unter ſeine berühmteſten Gemälde gehören die beiden in der Dresdner Galerie befindlichen „der Kirchhof" und „die Hirſchjagd," ferner das unter dem Namen des „Sonnenſtrahls" bekannte, in der Sammlung des Louvre, welche außerdem noch mehrere andere, z. B. einen „Seeſturm" und einige Waldlandſchaften beſitzt. Nicht minder als die Gemälde R.'s ſchätzt man auch ſeine Zeichnungen und radirten Blätter. Letztere insbeſondere ſtehen ihrer Seltenheit wegen in ſehr hohem Preiſe. R. ſtarb im Nov. 1681. — Salomon R., ſein älterer Bruder, geb. 1616 zu Harlem, war ein Schüler van der Geyen's und zeichnete ſich ebenfalls als Landſchaftsmaler aus, beſonders in der Darſtellung von Waſſerpartien. Einige halten ihn für den erſten Lehrer ſeines Bruders. 36.

Rulhière (ſpr. Rüliähr) (Claude Carloman de), ein geachteter franzöſiſcher Hiſtoriker und Dichter, 1735 zu Bondi bei Paris geboren, trat nach Beendigung ſeiner Studien in den Militairdienſt und lebte einige Zeit als Adjutant des Herzogs von Richelieu zu Bordeaux, bis er, um ſeinem Talente einen größeren Wirkungs-

kreis zu verſchaffen, die diplomatiſche Laufbahn wählte und mit dem franzöſiſchen Geſandten, Baron de Breteuil, als Secretair nach Petersburg ging, wo er als Augenzeuge die Entthronung und Ermordung Peter's III. und die Erhebung Katharina's II. beobachtete und die geheimen Triebfedern dieſes Ereigniſſes durchſchaute. Nach ſeiner Zurückkunft arbeitete er die Geſchichte dieſer Revolution („Histoire ou anecdotes sur la révolution de Russie en 1772," Par. 1797. 8., deutſch, Straßburg 1797. 8.) und eine Darſtellung der Anarchie und der Urſachen der Theilung Polens („Histoire de l'anarchie de Pologne et du démembrement de cette république," Par. 1807. 4 Voll. 8., N. E. 1819. 4 Voll. 8., deutſch, Hamb. und Leipz. 1808. 4 Thle. 8.) und erhielt dafür eine anſehnliche Penſion. Um ſich über die Politik des Auslands zu unterrichten, machte er 1776 eine Reiſe durch Deutſchland und Polen und beſuchte die Höfe von Wien, Dresden und Berlin. Nach ſeiner Zurückkunft beſchäftigte er ſich ausſchließend mit ſeinen Studien und ward 1787 in die franzöſiſche Akademie aufgenommen. Um dieſe Zeit entſtand ſeine Geſchichte der Proteſtanten in Frankreich („Eclaircissements historiques sur les causes de la révocation de l'édit de Nantes et sur l'état des protestants en France," Par. 1788. 2 Voll. 8.), worin er das Benehmen der Regierung zu rechtfertigen ſucht, was ihm jedoch nicht gelingt und keineswegs gelingen konnte. Bei dem Ausbruche der Revolution zeigte er ſich als einen der heftigſten Gegner der neuen Ideen, ſtarb jedoch noch früh genug (30. Jan. 1791), um den unangenehmen Folgen dieſes thörichten Beginnens zu entgehen. Seine hiſtoriſchen Schriften zeichnen ſich durch treffliche Darſtellung, nicht aber immer durch unparteiiſche Wahrheitsliebe aus; ſeinen poetiſchen Verſuchen („Les jeux des mains," Erzählungen, Epiſteln, Epigramme und Gelegenheitsgedichte), welchen es an wahrer dichteriſcher Weihe gebricht, iſt Eleganz der Sprache nicht abzuſprechen. „Oeuvres," (Par. 1819. 6 Voll. 8.). 67.

Rum nennt man die aus dem Safte des Zuckerrohrs durch Gährung und Deſtillation gewonnene ſpirituöſe Flüſſigkeit, welche theils durch die Fäſſer, worin man ſie aufbewahrt, theils durch gebrannten Zucker gelblich gefärbt iſt. Man hat in neuerer Zeit dieſe Flüſſigkeit aus gewöhnlichem Kartoffelſpiritus nachzuahmen geſucht, jedoch bis jetzt nie ein ſo liebliches Getränk erzielt. Wenn man einige Tropfen von dem künſtlich bereiteten R. in kochendes Waſſer gießt, ſo bemerkt man augenblicklich einen unangenehmen Fuſelgeruch. 5.

Rumelien, ſ. Türkei.

Rumford (Sir Benjamin Thompſon, Graf von), geb. 1752 auf der kleinen Inſel Rumford in Amerika, nahm bei dem Ausbruche des Krieges zwiſchen England und Amerika bei erſterer Macht Kriegsdienſte, ward Major und zu Ende des Krieges nach London gekommen vom Könige zum Ritter ernannt. Von hier aus erhielt er einen Ruf vom Churfürſten von Baiern nach München, wo er ſich durch Aufhebung der Bettelei, Anlegung von Manufacturen zur Verſorgung der Armen, Einführung der Kartoffeln und der Sparheizungen, ſo wie beſonders der nach ihm benannten Suppen bleibende Verdienſte erwarb. Der Churfürſt Karl Theodor erhob ihn zum Grafen von R., ernannte ihn zum Generallieutenant und verlieh ihm mehrere Orden. Nach Englaud zurückgekehrt verbreitete er ſeine nützlichen Erfindungen; errichtete 1808 unter dem Namen königliches Inſtitut (Royal Institute) zu London eine Lehranſtalt für Ökonomen, Künſtler und Handwerker, ging dann nach Frankreich, wo er in Paris ehrenvoll aufgenommen ward und ſtarb auf ſeinem Landgute zu Auteuil, den 21. Aug. 1814. Er ſchrieb „Essais et expériences politiques, économiques et philosophiques" (deutſch, 4 Bde. Weimar 1800—1804.). 25.

Rumjänzoff (Nicolai Petrowitſch, Graf von), Reichskanzler von Rußland, um das Jahr 1753 geboren, wählte die diplomatiſche Laufbahn, wurde geheimer

Rath und Kammerherr des Kaiſers, Senator und Miniſter des Handels. Im Jahre 1785 ging er als ruſſiſcher Geſandter nach Frankfurt am Main, zog ſich aber unter Kaiſer Paul I. nach Moskau zurück. Als Miniſter des Handels ſuchte er dieſen Zweig der Cultur möglichſt zu befördern, trug zur Anlegung von Odeſſa weſentlich bei und wurde hierauf zum Kriegsminiſter ernannt. Im Jahre 1807 vertauſchte er dieſen Poſten mit dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, ſuchte als ein Bewunderer Napoleon's einen Anſchluß Rußlands an Frankreich zu bewirken und den Einfluß Englands auf ſein Vaterland zu vernichten. Der Kaiſer nahm ihn im Jahre 1808 in ſein Gefolge auf, als er zum Congreſſe nach Erfurt reiſte, und im folgenden Jahre ſchloß er den Frieden mit Schweden ab. Während der Kriegsjahre 1813 und 1814 beſorgte er von Petersburg aus die Geſchäfte der auswärtigen Angelegenheiten, deren Leitung nach dem Frieden dem Grafen von Neſſelrode übertragen wurde, worauf ſich R., der das Gehör faſt gänzlich verloren hatte, vom Staatsleben zurückzog und öftere Reiſen unternahm, welche wiſſenſchaftliche Unterſuchungen zum Zwecke hatten. Um ſein Vaterland machte er ſich durch Einführung der Bell-Lancaſterſchen Methode in ſeinem Diſtricte verdient. Die Reiſe Kotzebue's um die Welt, ſo wie der Druck von der Beſchreibung derſelben wurde auf ſeine Koſten unternommen. Von Canova ließ er im Jahre 1817 eine coloſſale Bildſäule des Friedens zur Erinnerung an die drei wichtigen von ſeinem Großvater, Vater und ihm zu Stande gebrachten Friedensſchlüſſe, zu Åbo im Jahre 1743, zu Kutſchuk-Kainardſche im Jahre 1774 und zu Friedrichsham im Jahre 1809, errichten. Alle während ſeiner Amtsführung als Reichskanzler von fremden Fürſten erhaltene Geſchenke an Gold und Diamanten vermachte er im Jahre 1814 dem Invalidenhauſe zu Petersburg. Im Jahre 1813 ließ er auf ſeine Koſten den „Codex diplomaticus“ drucken und verwendete 25000 Rubel auf den Druck von ruſſiſchen Urkunden und Chroniken, zu deren Auffindung und Unterſuchung er im Jahre 1817 ſelbſt eine Reiſe in die inneren Provinzen Rußlands unternahm. Durch Adelung ließ er den Abdruck der auf den korſunſchen Thüren in der Kathedrale zu Nowgorod eingegrabenen bibliſchen und weltgeſchichtlichen Gegenſtände in 46 Abbildungen beſorgen und nebſt der Beſchreibung des Ganzen auf ſeine Koſten bekannt machen, ſo wie er auch die erſte Ausgabe von Abulgaſi's in tatariſcher Sprache geſchriebener „Geſchichte der Mogolen und Tataren“ (Kaſan 1825) veranſtaltete. Die auf ſeinen im Gouvernement Mohilew befindlichen Gütern durch den Engländer Heard im Jahre 1820 eingerichteten Gewerb- und Volksſchulen dienten bald den Einrichtungen ähnlicher Art zum Muſter. R. ſtarb im Jahre 1826 zu Petersburg, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Als Staatsmann und Beförderer wiſſenſchaftlicher und Volksbildung hat er ſich um ſein Vaterland große Verdienſte erworben und auch als Menſch genoß er die Achtung aller Biederen. — **Michael Paul**, Graf von R., ſein älterer Bruder, ſtand einige Zeit in ruſſiſchen Kriegsdienſten, zog ſich aber davon zurück und ſtarb als Privatmann, und ſein jüngerer Bruder, **Sergei Petrowitſch**, verwaltete anfangs den ruſſiſchen Geſandtſchaftsposten in Berlin unter Friedrich II. und dann in Schweden, worauf er ebenfalls den Staatsdienſt verließ. Beide Brüder ſtarben unverheirathet. Der jüngſte ſchenkte im Jahre 1830 ſeinen Bauern die Freiheit, weil ſie auf ihre Koſten zum Andenken des von dem Feldmarſchalle Kutuſoff im Jahre 1812 bei ihrem Dorfe Tarutino erfochtenen Sieges ein Denkmal, deſſen Werth ſich auf 45000 Rubel belief, errichtet hatten. 81.

Rumoffski (Stephan von), ruſſiſcher wirklicher geheimer Staatsrath und Aſtronom, geb. den 29. Oct. 1734 in einem Dorfe der Statthalterſchaft Wlodemir, ſtudirte anfänglich im Kloſter Newski, ſpäter 1748 auf Koſten der Regierung auf der petersburger Akademie, wo er aus Neigung vorzüglich Mathematik trieb. 1753 ernannte ihn die kaiſerliche Akademie zu ihrem Adjuncten und ſchickte

ihn 1754 nach Berlin, ſich unter Euler vollends auszubilden. R. genoß 2 Jahre deſſen lehrreichen Unterricht und erhielt dann 1756 das mathematiſche Lehramt auf der Akademie zu Petersburg. — Hier verbreitete er in Rußland das Studium der Mathematik zuerſt. Bald darauf verlangte der alte Aſtronom Griſchow ihn zu ſeinem Adjuncten, die Akademie beſtätigte 1760 dieſe Wahl, ſchickte ihn zur Beobachtung des Durchgangs der Venus vor die Sonne 1761 nach Nertſchinsk in Sibirien und belohnte ihn 1763 dafür durch die Ernennung zum kaiſerlich königlichen Aſtronomen. Nun beſſerte R. die alte Sternwarte zu Petersburg, ſo gut es anging, aus und ſetzte ſie in Gang. Später ernannte ihn die Kaiſerin zum Mitgliede der zur Umgeſtaltung der Akademie niedergeſetzten Commiſſion und gleichzeitig vertraute Graf Orloff ihm nebſt Eulern das geographiſche Departement an. Beim zweiten Vorübergange der Venus vor der Sonne ſchickte ihn die Akademie nach Kola in Lappland, wo er dieſe Beobachtung mit dem beſten Erfolge anſtellte und nachher die Reſultate derſelben im XIV. Bande der petersburger Commentarien bekannt machte. Hierauf übertrug ihm Katharina II. die Direction des Studienweſens einer neu errichteten Erziehungsanſtalt junger Griechen. So zahlreiche Beſchäftigungen erlaubten freilich R. nicht, ſich ausſchließlich und anhaltend mit der Sternkunde abzugeben, aber doch verlor er ſie nie aus den Augen. 30 Jahre berechnete er für das ganze Reich den ruſſiſchen Kalender und überſetzte außerdem Euler's „Briefe an eine deutſche Prinzeſſin.“ 1774 legte er jedoch die Direction der griechiſchen Erziehungsanſtalt nieder, machte ſich vom geographiſchen Departement ganz los und widmete nun ſeine Wirkſamkeit ganz der neuerrichteten ruſſiſchen Akademie, arbeitete auch gemeinſchaftlich mit Lepuchin an der ruſſiſchen Überſetzung des erſten Theils der Buffon'ſchen Werke. 1803 ward er Curator der neuerrichteten Univerſität Kaſan, wo er im hohen Alter ſtarb. — Beſondere Werke hat R. nicht geſchrieben; nur ſein „Lehrbuch der Mathematik“, zu Vorleſungen beſtimmt, iſt als das erſte dieſer Art in Rußland bemerkenswerth. 13.

Rumohr (Karl Friedrich Ludwig Felix, Freiherr von), bekannt als Romanſchriftſteller und durch mehrere Werke über die bildende Kunſt, ſtammt aus einer altadeligen Familie des Großherzogthums Meklenburg und wurde auf dem Gute ſeines Vaters in Reinhardsgrimma bei Dresden geboren. Seine erſte Bildung erhielt er durch Hauslehrer und wurde dann in die Schule von Holzminden aufgenommen, von wo aus er die Univerſität zu Göttingen bezog. Seine Neigung wandte ihn von den ernſteren Fachſtudien zu den bildenden Künſten hin, die er ſchon in früher Jugend liebgewonnen hatte. In Göttingen wurde er auch zuerſt durch die Sammlungen Riepenhauſen's, des Kupferſtechers an der Univerſität, näher mit dieſem Zweige der Kunſt bekannt und unternahm zu ſeiner weitern Bildung in dieſem Fache im Jahre 1804 eine Reiſe nach Italien, hielt ſich längere Zeit beſonders in Rom und Neapel auf, ſuchte dort die Bekanntſchaft der vorzüglichſten Künſtler und Freunde der Kunſt und legte durch ſeine eigenen Mittel eine bedeutende Sammlung von Gegenſtänden dieſes Faches an. Der Krieg Napoleon's mit Preußen im Jahre 1805 nöthigte ihn zu einem längern Aufenthalte auf ſeinen Gütern bei Lübeck und Hamburg, wo er ſich mit Ausarbeitung mehrerer Werke über bildende Kunſt und der Geſchichte derſelben beſchäftigte und viele Abhandlungen in das Kunſtblatt des Morgenblattes lieferte, wodurch er ſeine tiefe Kenntniß dieſer Gegenſtände mannigfach beurkundete. Nach Beendigung des franzöſiſch-deutſchen Krieges (1814) beſuchte er Italien von Neuem und brachte von einer dritten Reiſe dahin viele Gemälde auf das Muſeum von Berlin zurück. Seine vorzüglichſten Werke ſind: „Italieniſche Forſchungen“ (Berlin 1827 — 1831. 3 Bde.), ein wichtiger Beitrag zur Theorie und Geſchichte der bildenden Künſte, da er in demſelben die gründlichſten Forſchungen über Entſtehung und Ausbildung der neuern Malerei niedergelegt hat; „König's Geiſt der Kochkunſt“ (Stuttgart

1828. 2. Aufl. 1832); „Drei Reiſen nach Italien" (Leipzig 1832); „Deutſche Denkwürdigkeiten" (Berlin 1832. 4 Bde.), worin er den Zuſtand Deutſchlands und Frankreichs um die Mitte des XVIII. Jahrh. in Form eines Romans ſchildert; „Novellen" (München 1833—1834); „Schule der Höflichkeit" (Stuttgart 1834—1835. 2 Bde.); „Hans Holbein der Jüngere, in ſeinem Verhältniſſe zum deutſchen Formſchnittweſen" (Leipz. 1836). R. hat ſich in allen dieſen Werken als einen Mann von mannigfacher Kenntniß, vielſeitiger Bildung und geläutertem Geſchmacke bewieſen. 85.

Rumsland (Meiſter), ein deutſcher Minneſänger, von deſſen Lebensumſtänden man nichts weiter weiß, als daß er wahrſcheinlich in Sachſen geboren war und zu Anfange des XIV. Jahrh. lebte. Seine (6) Lieder (Maneſſ. Samml. II. 223—226) zeugen von der Kunſt des Dichters die Sprache zu behandeln, beweiſen aber auch ſeine große Armuth an poetiſchem Gefühle und ſeine Geſchmackloſigkeit. 67.

Runen ſind die Schriftzeichen der altnordiſchen und germaniſchen Völkerſchaften, welche urſprünglich in Finnland als zauberkräftige Geheimſchrift gebraucht werden, nachher aber allgemein als Schrift erſcheinen. Gewöhnlich unterſcheidet man die Stafkarlsrunen, wo man alle R. an einen einzigen langen Stab ſchraubt, und Helſingrunen, welche ohne Stäbe nur aus Strichen beſtehen, deren Bedeutung man aus ihrer Beugung erſehen muß. Die Namen der R. ſind ſehr verſchieden je nach dem Gebrauche, welchen man von denſelben machte. So gab es unter den zauberkräftigen R. Brunrunen, welche den Schiffen Sicherheit gewährten, Biargrunen, welche Hülfe gewährten, Limrunen, welche zur Heilung von Wunden gebraucht wurden ꝛc. Indeſſen war dieß nicht der einzige Gebrauch, den man von den R. machte, ſondern man benutzte ſie auch zu Briefen, Kalendern, Grabſchriften und anderen Dingen der Art. Ihre Entſtehung wird mythiſch dem Odin zugeſchrieben und dieß beweiſt, wie hoch ihr Alter bei den Völkern des Nordens ſein muß, ſo wie es ein Zeugniß ihrer Verbreitung abgibt, daß man ſie von Schweden bis Grönland findet, obſchon am Häufigſten in Schweden und zwar die meiſten wieder in Upland. 82.

Runkelrüben, ſ. Rüben und Zucker.

Runzeln, lat. rugae; franz. sillons, rides; engl. folds, wrinkles, werden die Falten genannt, welche, beſonders im Geſichte, in Folge der durch Alter, Krankheiten oder heftige Leidenſchaften, z. B. Gram, Kummer ꝛc., entſtehenden Erſchlaffung der Haut herbeigeführt werden, indem dieſe Urſachen Einfluß auf die Ernährung haben, die vielleicht im Betreff der innern Organe des Körpers noch ziemlich gut von Statten gehen kann, während ſie an der Oberfläche deſſelben mangelhaft geworden iſt, ſo daß die Fettpolſter der Haut nach und nach reſorbirt werden, dieſe dadurch den ſie in Anſpannung erhaltenden Stützpunkt verliert und ſonach allmählig gleichſam einſinkt, welk und runzelig wird. Künſtlich können dergleichen R. im Geſichte durch ſtetes Waſchen deſſelben mit warmem Waſſer erzeugt werden, da dieſes auf Erſchlaffung des Hautorgans hinwirkt; daher in dieſer Beziehung kalte Waſchungen, ſchon von den früheſten Lebensperioden an, vorzuziehen ſind. Alle öffentlich geprieſenen oder ausgebotenen Mittel zur Vertreibung der R. ſind entweder unwirkſam oder wohl gar ſchädlich und größtentheils nur der Gegenſtand von Speculationen. 7.

Rupie, Roupia, Sieca-Rupie, oſtindiſche Silbermünze. Rechnungsmünze: 1 R. = 16 Annas, hat einen Werth von ungefähr 14 Gr. Conventionsgeld und ſoll nach dem „Calcutta courier" vom 1. Juli 1835 180 Grains Troygewicht enthalten, da ſie bisher öfter ſchlechter geprägt worden iſt. — Die Goldrupien haben ungefähr den Werth von 9 Thalern, nur in Batavia haben ſie etwa den Werth eines Ducaten. Als Gold- und Silbergewicht iſt eine R. = 240 holl. Aß. 26.

Ruprecht, deutſcher Kaiſer, war der älteſte Sohn Ruprecht's II., Churfürſten von der Pfalz, welchem er im Jahre 1352 geboren wurde und dem er im Jahre 1398 in der Churwürde nachfolgte. Vom Jahre 1400 an war er zugleich erwählter deutſcher Kaiſer. Da die bisherige Krönungsſtadt Aachen dem abgeſetzten Kaiſer Wenzel treu ergeben war, ſo that er ſie in die Reichsacht und ließ ſich zu Köln krönen. Die Partei ſeines Gegenkaiſers, der ſeinen baldigen Fall durch eigne Unklugheit beſchleunigte, unterwarf er ſich nach einigen leichten Kämpfen gänzlich. Er ging hierauf nach Italien, um ſich vom Papſte krönen zu laſſen und ſeinen Gegner, den Herzog Galeazzo von Mailand, einen Anhänger Wenzel's, zu demüthigen, konnte dort aber nichts Wichtiges ausführen, da er weder von den Florentinern, noch von dem Papſte, welche ihm ihre Hülfe zugeſagt hatten, gehörig unterſtützt wurde und ſein eignes Heer ſich nach und nach zerſtreute. Er ſicherte nun den innern Frieden Deutſchlands beſonders durch Zerſtörung vieler Raubſchlöſſer in der Wetterau. Im Jahre 1409 ſandte er ſeinen Geſandten auf die Kirchenverſammlung zu Piſa; als dieſer aber den Wünſchen der Cardinäle nicht entſprach, welche von dem Kaiſer die Nichtanerkennung beider Päpſte forderten, ſo kehrte jener bald nach Deutſchland zurück. R. ſtarb im Jahre 1410 zu Oppenheim. Sein älteſter Sohn, Ludwig, folgte ihm in der Churwürde und die anderen 3 Söhne wurden Stifter von Nebenlinien. 81.

Rurik, ſ. Rußland.

Ruſh (ſpr. Röſch) (Benjamin), einer der berühmteſten nordamerikaniſchen Ärzte, ward zu Briſtol in Pennſylvanien am 5. Jan. 1745 geboren und verlor ſeinen Vater, einen Quäker, frühzeitig, erhielt aber deſſenungeachtet von ſeiner Mutter eine glänzende Erziehung. In der Lage, ſeinen künftigen Stand frei wählen zu können, beſtimmte er ſich für die Medicin, deren Anfangsgründe er zuerſt bei einem berühmten Praktiker zu Philadelphia erlernte und die er hernach ſorgfältiger in Edinburgh, wo er auch 1768 Doctor wurde, ſtudirte. 1769 wurde er Lehrer der Chemie an dem neuerrichteten Collegium der Medicin zu Philadelphia; im Unabhängigkeitskriege wählten ihn ſeine Mitbürger zu ihren Vertreter im Congreſſe und 1777 übernahm er die Stelle eines Generalchirurgen am Militairhoſpitale ſeines Staats. Allein bald legte er dieſe Stelle nieder und lebte wieder ausſchließlich der Wiſſenſchaft und ſeinen Kranken. 1791 wurde er Lehrer der Klinik an der neuerrichteten Univerſität zu Philadelphia. Sein Tod erfolgte im April 1813. — Kein Arzt in den vereinigten Staaten hatte ſo viele gute Schüler als er gebildet. Seine Pflichten als Arzt und Bürger befolgte er mit einer ängſtlichen Gewiſſenhaftigkeit; der Secte der Quäker zugethan war eine pietiſtiſche Frömmigkeit ſeinem Charakter tief eingeprägt und er beſaß eine leidenſchaftliche Neigung, aſcetiſche Bücher zu leſen. Als Schriftſteller hat er eine Menge werthvolle Werke verfaßt. Wir bezeichnen als die vorzüglichſten: „An inquiry into the influence of physical causes upon the moral faculty“ (Philadelphia 1786. Deutſch durch Diel, Offenbach 1787); „An inquiry into the effects of public punishments upon criminals and upon society“ (Philad. 1787), trug viel zur Abſchaffung der Todesſtrafe in dieſem Staate bei; „Medical inquiries and observations“ (Philad. 1789—1800. 5 Voll. Deutſch von Michaelis, Nürnberg 1787—1800), enthält ſehr ſchätzenswerthe Beobachtungen; „An account of the bilious remittent yellow fever“ (Philad. 1794. Deutſch von Hopfengärtner und Autenrieth, 1796), worin ſich der Verfaſſer für die Nichtanſteckbarkeit des gelben Fiebers erklärt; u. a. m. 39.

Ruſſell (ſpr. Röſſel) (Lord John), großbritanniſcher Staatsſecretair für die inneren Angelegenheiten, ſtammt aus einem altengliſchen Geſchlechte, welches ſeinen Urſprung bis auf die Zeiten der Eroberung Englands durch die Normannen hinaufleitet, und wurde am 19. Aug. 1792 als dritter Sohn des Lord John R., jetzigen

Herzogs von Bedford, geboren. Wegen ſeiner Schwächlichkeit in den Jahren der Kindheit und Jugend wurde er in einer Privaterziehungsanſtalt gebildet, bis er die Univerſität zu Cambridge bezog, wo er ſich vorzugsweiſe mit Geſchichte, Philoſophie und den Staatswiſſenſchaften beſchäftigte. Nach beendigten Studien trat er 1814 in das Haus der Gemeinen ein und vertheidigte ſeit dieſer Zeit mit Kühnheit, Beharrlichkeit und Glück die liberalen politiſchen Grundſätze, denen ſein Geſchlecht von jeher gehuldigt hatte. Nachdem er ſich in ſeiner erſten im Unterhauſe gehaltenen Rede gegen das Fremdengeſetz hatte vernehmen laſſen, ſprach er gegen den Krieg mit Napoleon, verfocht im Jahre 1819 Burdett's Antrag auf die Reform des Parliamentes und kämpfte ſeit dieſer Zeit unermüdet für die Verbeſſerung des Wahlgeſetzes, gegen die übliche Beſtechlichkeit und den immer weiter um ſich greifenden Wahlfleckenhandel, obgleich ſeine Beſtrebungen meiſtentheils durch den hartnäckigen Widerſtand ſeiner Gegner vereitelt wurden. Noch im December des Jahres 1819 leitete er den Antrag ein, allen verfallenen Flecken das Stimmrecht zu entziehen und daſſelbe auf die nicht vertretenen volkreichen Städte überzutragen, indem er im Hauſe der Gemeinen darauf antrug, daß jeder Flecken des Stimmrechtes für verluſtig erklärt werden ſolle, von welchem erwieſen war, daß er ſich habe beſtechen laſſen. Nur durch die Geſchicklichkeit des Lord Caſtlereagh wurde damals ſein Antrag zum Theil vereitelt, allein mit Entziehung des Stimmrechtes, deſſen der Flekken Grambound wegen erwieſener Beſtechlichkeit bald darauf beraubt wurde, war der erſte Schritt zur Reform des Parliamentes geſchehen. Nachdem im Jahre 1821 ein neuer Antrag R.'s in Bezug auf die bezweckte Reform mit einer nur geringen Mehrzahl von Stimmen verworfen worden war, erneuerte er ſchon im folgenden Jahre theils hiedurch, theils durch die zahlreich gehaltenen Verſammlungen der ackerbauenden Volksclaſſe und die vielen an das Parliament eingereichten Bittſchriften, in welchen die allgemein herrſchende Noth unter Anderm auch der Mangelhaftigkeit des Wahlgeſetzes zugeſchrieben wurde, ermuthigt, ſeine Vorſchläge für eine zeitgemäße Verbeſſerung des Wahlſyſtems. Der Plan, welchen nun R. in dieſer Hinſicht vorlegte, ſtimmte im Weſentlichen mit denen überein, welche ſchon der eifrige Tory Lord Clarendon und der gemäßigte Whig Locke in Vorſchlag gebracht hatten und welcher erſt jetzt durchgeſetzt werden konnte. Die Rede, welche R. bei dieſer Gelegenheit im Parliamente hielt, gehört zu den ausgezeichnetſten Leiſtungen, welche wir in dieſer Hinſicht von ihm beſitzen. Er zeigte darin, daß der Zuſtand des Volks im Laufe der Jahrhunderte ein ganz anderer geworden und daß die Verfaſſung des Unterhauſes mit den Fortſchritten der Zeit nicht im Einklange geblieben ſei, allein ſein Antrag wurde verworfen, weil beſonders Canning als Gegner deſſelben aufgetreten war. Ein gleiches Schickſal wurde auch im Jahre 1824 ſeinem vierten und 2 Jahre ſpäter ſeinem fünften Antrage über dieſen Gegenſtand zu Theil. Nach der noch in demſelben Jahre erfolgten Auflöſung des Parliamentes wurde er nicht wieder, wie früher, von der Grafſchaft Huntingdon erwählt, weil er für die Emancipation der Katholiken geſtimmt hatte, ſondern er trat für einen irländiſchen Flecken in das neue Parliament, ſprach darin mit Kraft für die Befreiung der Griechen, für die ſpaniſchen Flüchtlinge und gegen das Verbot fremder Werbungen. Den glücklichſten Erfolg ſeiner Beſtrebung jedoch ſah er in der Aufhebung der Teſt- und Corporationsacten im Febr. 1828, die er beantragt und trotz des Widerſtandes von Seiten der Miniſter glücklich durchgeſetzt hatte. Eben ſo erfolgreich unterſtützte er den Antrag der Regierung für die Emancipation der Katholiken und ſprach im nächſten Jahre gegen den Vorſchlag O'Connel's in Bezug auf allgemeines Stimmrecht, weil er wohl gemäßigte Reformen, aber keineswegs Veränderung der Verfaſſung begünſtige. Nach der neuen Bildung des Miniſterium unter Lord Grey im Jahre 1830 wurde R. zum Kriegszahlmeiſter ernannt und erhielt zugleich eine Stelle im Cabinet, nebſt dem Auftrage den Vorſchlag zur Parliamentsreform

in das Haus der Gemeinen zu bringen. Er ſtellte ſich nun an die Spitze des ſchwierigen Kampfes, bis es ihm gelungen war den Antrag ſiegreich durchzuſetzen, und blieb auch nach dem Austritte des Lord Grey aus dem Cabinette noch unter Lord Melbourne's erſtem Miniſterium in demſelben, bis er im Nov. 1834 nebſt ſeinen übrigen Amtsgenoſſen die Entlaſſung erhielt. Bei der Eröffnung des neuen Parliamentes im Febr. 1835 ſtellte er ſich an die Spitze der Oppoſition im Unterhauſe gegen das Toryminiſterium und er war es vor Allen, welcher durch parliamentariſche Geſchicklichkeit den Sieg ſeiner Partei entſchied, indem er im April des Jahres den Vorſchlag durchſetzte, daß der Überſchuß aller Einkünfte der irländiſchen biſchöflichen Kirche, welcher nicht zur Unterhaltung ihrer Mitglieder und zur Seelſorge beſtimmt ſei, von dem Parliamente zur Beförderung der Volksbildung ohne Unterſchied ihres Glaubensbekenntniſſes verwendet werde. Als hierauf am 8. April das Miniſterium Peel ſich auflöſte und Melbourne an die Spitze des Cabinets trat, wurde R. zum Staatsſecretair für die inneren Angelegenheiten ernannt, zugleich aber verhinderten die auf ihn erbitterten Tory's ſeinen Wiedereintritt in das Parliament, indem ſie ſeine Wahl von Seiten der Grafſchaft Devon, die er zeither vertreten hatte, zu verhindern wußten. Obgleich das neue Miniſterium in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten von Irland den in R.'s Antrage ausgeſprochenen Grundſätzen treu blieb, ſo konnte dieſer die Corporationsbill zur Verbeſſerung des verdorbenen Verfaſſungszuſtandes der engliſchen Städte doch nur nach Bekämpfung der größten Schwierigkeiten, welche ihm die vereinten Beſtrebungen der Tory's in den Weg legten, ſiegreich durchſetzen. Als Redner zeichnet ſich R. weniger durch Kraft und Würde des Vortrags, als durch Schärfe, Beſtimmtheit, Klarheit und Reichthum der Gedanken aus und dabei zeigt er ſich nicht nur ſtets als einen warmen Vertheidiger der Freiheit, ſondern auch als eifrigen Beförderer der geiſtigen Bildung ſeiner Nation. Außerdem ſteht er auch noch als Vicepräſident an der Spitze eines Vereins zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe, deſſen wirklicher Vorſteher der Lord Brougham iſt. Aber nicht blos als Staatsmann hat er ſich bleibende Verdienſte um ſein Vaterland erworben, ſondern auch als Schriftſteller hat er ſich durch verſchiedene Werke rühmlich bekannt gemacht. In letzterer Beziehung verdienen folgende Schriften von ihm beſonderer Erwähnung: „Essay on the history of the english government and constitution“ (Lond. 1828); „Memoirs of the affairs of Europe, from the peace of Utrecht to the present time“ (Lond. 1824—1832. 3 Voll. 4.), ſein vorzüglichſtes, noch unvollendetes Werk, worin er einen reichen Stoff für die Geſchichte des XVIII. Jahrhunderts niedergelegt und viele bisher noch unbenutzte Quellen verglichen hat; ferner: „The establishment of the Turks in Europe“ (Lond. 1827); „The causes of the french revolution“ (Lond. 1832). Ein Trauerſpiel: „Don Carlos, or persecution“ (Lond. 1823) fand nur wenig Beifall. 81.

Ruſſiſch=deutſcher Krieg, ſ. Buonaparte (Napoleon).

Ruſſiſche Literatur und Sprache, ſ. Slawiſche Literatur und Sprache.

Ruſſiſche Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. Hier rechnet man nach Rubeln zu 100 Kopeken. Das Verhältniß der ruſſiſchen Rechnungsmünzen iſt folgendes: 1 Rubel = 2 Poltina = 10 Griwna = 35⅓ Altin = 100 Kopeken = 200 Denuſchka = 400 Poluſchka. Als Rechnungsmünze gilt hier nicht Silber, ſondern Papier, in Banco=Noten oder Banco=Aſſignationen. Man hat deren weiße von 200, 100, 50 und 25 Rubel, rothe von 10 und blaue von 5 Rubel. Früher war der Papierrubel mit dem Silberrubel al pari; gegenwärtig aber iſt 1 Silberrubel = 3⅗ Rubel Banco=Aſſignationen. Die wirklich geprägten Münzen ſind: a) in Gold: Ducaten von 1751, 71,47 holl. Aß ſchwer, 23 Karat 3⅞ Grän fein, zu 2 Thlr. 21 Gr. 5¼ Pf. in Conv.; doppelte Ducaten von 1756, 142,94 holl. Aß ſchwer, 23 Karat 7⅞ Grän fein, zu 5 Thlr. 20 Gr.

$10\frac{3}{10}$ Pf. in Conv.; Ducaten von 1763, 72,48 holl. Aß ſchwer, 23 Karat $5\frac{4}{5}$ Grän fein, zu 2 Thlr. 22 Gr. $11\frac{3}{5}$ Pf. in Conv.; Ducaten von 1796, 72,82 holl. Aß ſchwer, 23 Karat 7,7 Grän fein, zu 2 Thlr. 23 Gr. 9,3 Pf. in Conv.; halbe Ducaten von 1785, 51,92 holl. Aß ſchwer, 21 Karat $10\frac{1}{2}$ Grän fein, zu 1 Thlr. 23 Gr. $4\frac{1}{5}$ Pf. in Conv.; Goldrubel von 1756, 33,04 holl. Aß ſchwer, 22 Karat $\frac{1}{2}$ Grän fein, zu 1 Thlr. 6 Gr. $4\frac{1}{5}$ Pf. in Conv.; Goldrubel von 1799, 25,28 holl. Aß ſchwer, 21 Karat $10\frac{2}{5}$ Grän fein, zu 23 Gr. $\frac{4}{5}$ Pf. in Conv.; Goldpoltin von 1777, 12,14 holl. Aß ſchwer, 21 Karat $10\frac{2}{5}$ Grän fein, zu 11 Gr. $\frac{7}{10}$ Pf. in Conv.; Imperiale vor 1763, 345,22 holl. Aß ſchwer, 22 Karat fein, zu 13 Thlr. 4 Gr. $8\frac{1}{5}$ Pf. in Conv.; vom Jahre 1763, 271,72 holl. Aß ſchwer, 21 Karat 11,9 Grän fein, zu 10 Thlr. 9 Gr. 1 Pf. in Conv.; vom Jahre 1772, 273,75 holl. Aß ſchwer, 21 Karat $11\frac{1}{5}$ Grän fein, zu 10 Thlr. 10 Gr. $3\frac{1}{2}$ Pf. in Conv.; vom Jahre 1801, 249,81 holl. Aß ſchwer, 23 Karat $6\frac{7}{10}$ Grän fein, zu 10 Thlr. 5 Gr. $5\frac{1}{5}$ Pf. in Conv.; halbe Imperiale von 1780, 132,83 holl. Aß ſchwer, 21 Karat $11\frac{1}{10}$ Grän fein, zu 5 Thlr. 1 Gr. $5\frac{1}{5}$ Pf. in Conv.; vom Jahre 1818, 134,18 holl. Aß ſchwer, 22 Karat $\frac{3}{10}$ Grän fein, zu 5 Thr. 3 Gr. $2\frac{9}{10}$ Pf. in Conv.; b) in Silber: Rubel von Peter dem Großen, 583,9 holl. Aß ſchwer, 11 Loth $9\frac{1}{2}$ Grän fein, zu 1 Thlr. 3 Gr. $8\frac{1}{5}$ Pf. in Conv.; von 1725, 565,1 holl. Aß ſchwer, 11 Loth $15\frac{1}{10}$ Grän fein, zu 1 Thlr. 3 Gr. $5\frac{4}{5}$ Pf. in Conv.; von 1727, 590,3 holl. Aß ſchwer, 11 Loth $5\frac{9}{10}$ Grän fein, zu 1 Thlr.. 3 Gr. $5\frac{9}{10}$ Pf. in Conv.; von 1734, 537,3 holl. Aß ſchwer, 12 Loth $13\frac{1}{5}$ Grän fein, zu 1 Thlr. 4 Gr. $1\frac{3}{5}$ Pf. in Conv.; von 1750, 534,1 holl. Aß ſchwer, 13 Loth fein, zu 1 Thlr. 4 Gr. $6\frac{1}{2}$ Pf. in Conv.; von 1762, 498,9 holl. Aß ſchwer, 12 Loth fein, zu 1 Thlr. $7\frac{3}{10}$ Pf. in Conv.; von 1780, 501,6 holl. Aß ſchwer, 11 Loth $15\frac{3}{5}$ Grän fein, zu 1 Thlr. $5\frac{3}{5}$ Pf. in Conv. (halbe nach Verhältniß); von 1799, 436,9 holl. Aß ſchwer, 13 Loth $15\frac{3}{5}$ Grän fein, zu 1 Thlr. $10\frac{9}{10}$ Pf. in Conv. (halbe nach Verhältniß); von 1802, 422,7 holl. Aß ſchwer, 13 Loth $16\frac{7}{10}$ Grän fein, zu 1 Thlr. $2\frac{3}{5}$ Pf. in Conv. (halbe nach Verhältniß); von 1805, 436,9 holl. Aß ſchwer, 13 Loth $13\frac{1}{5}$ Grän fein, zu 1 Thlr. 8 Pf. in Conv.; Poltin von 1734, 254,8 holl. Aß ſchwer, 12 Loth $14\frac{2}{5}$ Grän fein, zu 13 Gr. $4\frac{9}{10}$ Pf. in Conv.; von 1750, 261,6 holl. Aß ſchwer, 12 Loth $16\frac{7}{10}$ Grän fein, zu 13 Gr. $10\frac{4}{5}$ Pf. in Conv.; alter $\frac{1}{4}$-Rubel, 130,8 holl. Aß ſchwer, 11 Loth $13\frac{1}{10}$ Grän fein, zu 6 Gr. $3\frac{3}{5}$ Pf. in Conv.; von 1799, 106,5 holl. Aß ſchwer, 13 Loth $10\frac{1}{5}$ Grän fein, zu 5 Gr. $11\frac{1}{5}$ Pf. in Conv.; von 1802, 109,9 holl. Aß ſchwer, 13 Loth $16\frac{1}{10}$ Grän fein, zu 6 Gr. $3\frac{3}{10}$ Pf. in Conv.; $\frac{1}{5}$-Rubel von 1767, 111,5 holl. Aß ſchwer, 12 Loth $1\frac{4}{5}$ Grän fein, zu 5 Gr. $6\frac{2}{5}$ Pf. in Conv.; von 1784, 101,1 holl. Aß ſchwer, 11 Loth $17\frac{4}{5}$ Grän fein, zu 4 Gr. $11\frac{7}{10}$ Pf. in Conv.; 15-Kopekenſtücke von 1778, 72,8 holl. Aß ſchwer, 12 Loth fein, zu 3 Gr. 7 Pf. in Conv.; alte 10-Kopekenſtücke, 66 holl. Aß ſchwer, 11 Loth 13 Grän fein, zu 3 Gr. $2\frac{9}{10}$ Pf. in Conv.; von 1798, 44,5 holl. Aß ſchwer, 13 Loth $14\frac{7}{10}$ Grän fein, zu 2 Gr. $6\frac{1}{5}$ Pf. in Conv.; von 1802, 43,8 holl. Aß ſchwer, 13 Loth $16\frac{7}{10}$ Grän fein, zu 2 Gr. $6\frac{1}{10}$ Pf. in Conv.; 5-Kopekenſtücke von 1801, 22,2 holl. Aß ſchwer, 14 Loth 15 Grän fein, zu 1 Gr. $4\frac{1}{5}$ Pf. in Conv.; c) in Kupfer: 2-, 1- und $\frac{1}{2}$-Kopekenſtücke. Die wirklichen Münzen, welche gegenwärtig noch geprägt werden, ſind folgende. In Gold: halbe Imperials zu 5 Rubel, 134 holl. Aß ſchwer, 22 Karat $\frac{3}{8}$ Grän fein, zu 5 Thlr. 3 Gr. 3 Pf. in Conv.; in Silber: Zelkowoy (Silberrubel) zu 100, Poltinnik zu 50, Tſchetwertak zu 25, Dwugrivennik zu 20, Grivennik zu 10 und Pätatſchok zu 5 Kopeken (alle dieſe Silbermünzen werden aus einer Maſſe geprägt, welche $83\frac{1}{3}$ Solotnik fein und $12\frac{2}{3}$ Solotnik Zuſatz enthält, d. h. 13 Loth 16 Grän fein iſt); in Kupfer: Griwen zu 10, Fünfer zu 5, Groſchen zu 2, Kopeken zu 1 Kopekenſtück. Ruſſiſch-polniſche Münzen ſ. Polniſche Münzen, Maße und Gewichte. In Platina:

Stücke von 12, 6 und 3 Rubel Silber an Werth, von reiner Platina, ſchwer $9\frac{68}{96}$, $4\frac{82}{96}$ und $2\frac{41}{96}$ Solotnik. Niemand iſt zur Annahme dieſer Platinamünzen verbunden, die Regierung aber nimmt ſie zum Silberwerthe an. II. Längenmaß. 1 Fuß = 154,82 par. Linien, 1 Arſchine (Elle) = 16 Werſchock = 160 Theile = 315,27 par. Linien; 1 Sachene (Klafter, Faden) = 3 Arſchin; 1 Werſt = 500 Sachene = 1500 Arſchin = 1066,8 Mètres. III. Flächenmaß. 1 Deſſätin = 2400 □Sachene = 21600 □Arſchin = 103534 pariſer □Fuß. IV. Flüſſigkeitsmaß. 1 Wedro = 100 Charkeys = 8 Kruſchkas oder Osmins = 88 Charkeys = 619,576 par. Cubikzoll; 1 Sarokowaja Botſchka (Faß) = 40 Wedros = $64\frac{2}{3}$ Veltes (Viertel); 1 Orhoft = 6 Anker = 18 Wedros = 240 Bouteillen. V. Getreidemaß. 1 Tſchetwert = 2 Osmins = 4 Pajock = 8 Tſchetwerik = 64 Garnetz = 10574,112 par. Cubikzoll; 1 Kuhl (Sack) = 10 Tſchetwerik; 1 Laſt = 16 Tſchetwert. VI. Gewicht. 1 Pfund = 32 Loth = 96 Solotnik = 8518 holl. Aß; 1 Solotnik = $\frac{2}{2}$ = $\frac{4}{4}$ = $\frac{8}{8}$ ꝛc. = 96 Dolis; 1 Berkowitz = 10 Pud = 400 Pfund. 26.

Ruſſiſches Glas, ſ. Glimmer.

Ruſſiſches Horn iſt ein einfaches, ſeit uralter Zeit in Rußland gebräuchliches Jagdhorn von verſchiedener Dimenſion, welches nur einen Ton angibt. Um der früher äußerſt rohen Jagdmuſik eine beſſere Einrichtung zu geben, gerieth der Oberjägermeiſter Nariſchkin im Jahre 1751 auf die Idee, durch Vereinigung einer Anzahl von Hörnern der Eintönigkeit abzuhelfen und forderte zu dieſem Behufe den Hofwaldhorniſten Mareſch auf einen Verſuch zu machen. Derſelbe ließ in der That 37 ſolcher Hörner von verſchiedener Tonhöhe verfertigen, die zuſammen den Umfang von 3 Octaven erhielten. Jeder der Bläſer hatte nun weiter nichts zu thun, als ſein Inſtrument zur gehörigen Zeit anzublaſen, d. i. gehörig Tact zu halten und ſo gelang endlich nach unendlicher Mühe die Aufführung ſelbſt ſchwieriger Tonſtücke, Symphonien u. a. ſo gut, daß man, zumal in einiger Entfernung, eine ganze Anzahl Inſtrumente zu hören glaubt. Später vermehrte man dieſes Hornorcheſter auf 60 und in neuerer Zeit hat man Fortſchritte genug gemacht, um dieſe eigentliche Muſik ſelbſt beim Militair anwenden zu können. Auch außer Rußland hat ſie hier und da ihrer Neuheit wegen Eingang gefunden. 29.

Rußland, lat. Russia; franz. Russie; engl. Russia. Dieſes unermeßliche, in ſeiner Ausdehnung ſelbſt die römiſche Weltmonarchie um mehr als die Hälfte übertreffende Reich breitet ſich von 35—209° L. und bis 78° der Breite in einem ungeheuern Bogen über einen großen Theil des nördlichen Europa, ſo wie über das ganze nördliche Aſien aus und umfaßt außerdem noch in Nordamerika ungefähr von 210—250° L. ein Gebiet von nahe an 20000 □Meilen. Der Flächenraum des ganzen Staats wird ohne das eben erwähnte amerikaniſche Gebiet auf 350000 □Meil. angeſchlagen und zwar kommen von dieſer Summe auf das europäiſche R. über 97000 □Meil. oder 75000 □Meil., wenn man nicht die Naturgrenze Europas (ſ. d. Art.) annimmt, ſondern, wie es auch geſchieht, Kaſan und Aſtrachan zum aſiatiſch-ruſſiſchen Gebiete rechnet. Die Grenzen des ruſſiſchen Staates ſind im Allgemeinen im Norden die Oſtſee (zum Theil) und das Polarmeer, öſtlich der große öſtliche Ocean, ſüdlich die Türkei, das ſchwarze Meer, Armenien, Perſien, der kaspiſche und Aralſee, die freie Tatarei, die Mogolei und Mandſchurei, und weſtlich Schweden und Norwegen, die Oſtſee, Preußen und Öſtreich. — Da Sibirien (d. i. alles Land jenſeits des Ural) beſonders erwähnt werden wird, wie dieß bereits mit Kamtſchatka und mehreren beſondern zu R. gehörigen aſiatiſchen Völkerſchaften und außerdem mit Kaukaſien geſchehen, ferner auch über das amerikaniſche Gebiet in dem Art. Amerika das Nöthige geſagt iſt, ſo haben wir uns hier nur auf die geographiſche Darſtellung des europäiſchen Rußlands und zwar mit Einſchluß Kaſans und Aſtrachans zu beſchränken. Die

Statiſtik wird zum Theil eines zuſammenfaſſenden Überblicks bedürfen. Das europäiſche R. in ſeiner Ausdehnung von 35—83° L. und 44—71° N.B. iſt ſeiner natürlichen Beſchaffenheit nach von dem übrigen Europa, deſſen große Hälfte es ausmacht, weſentlich verſchieden. Entſchiedener wie jenes dem Flachlande angehörend hat es nur in ſeinen Grenzen Gebirge, wie das ſcandinaviſche in unbedeutender Höhe zwiſchen dem bothniſchen Meere und dem weißen Meere, Vorberge der Karpathen im ſüdweſtlichen Theile, den Ural (ſ. d. Art.), das Grenzgebirge gegen Sibirien mit ſeinen verſchiedenen, beſonders Kaſan und einen Theil Aſtrachans durchziehenden Verzweigungen und das tauriſche Gebirge in der Krimm, welches an der Süd- und Weſtküſte hinſtreichend und einzelne Zweige in das Innere verſendend nicht über 5000 Fuß emporſteigt. Alle dieſe mehr oder minder hohen Gebirge beſtimmen, nebſt den großen Waſſerbecken der Oſtſee, die hier den bothniſchen, finniſchen und rigaiſchen Buſen bildet, dem Eismeere mit den beiden großen Buſen, dem weißen Meere und dem Buſen Tſcheskaja, dem ſchwarzen und kaspiſchen Meere, in ſofern man letzteres zum Theil hierher zu rechnen geneigt iſt, lediglich die äußere Configuration des Landes und obwohl nur zum Theil auch die Flußſyſteme. Das Innere iſt in weiter Ausdehnung Ebene, die ſich aber in der Mitte des Landes in dem Waldaigebirge und Wolchonski'ſchen Wald allmählig bis auf 1400 Fuß erhebt und nebſt den Nebenzweigen des Ural die Waſſerſcheide der Düna, Dwina, der Wolga, des Don und des Dnieprs bildet. So zerfällt die große ruſſiſche Ebene in 3 Hauptabdachungen, nach welchen ſich der Lauf der eben angeführten Hauptſtröme richtet. Zum Gebiete der Oſtſee gehört die Düna und außerdem der Niemen, die Warte, Newa, Narwa und der Torneå. Derſelben Abdachung folgt die den Karpathen entſprungene Weichſel. In das Eismeer münden die Tana, Grenzfluß gegen Norwegen, der Onega mit der Suchona, Waga und Pinega, der Meſen und die Petſchora mit dem Aſa und Itſchma; in das ſchwarze Meer und zwar in das durch die Straße von Feodoſia von dem größern Becken getrennte Meer von Aſow der durch einen Landrücken vom Wolgagebiete geſchiedene Don mit dem Choper, der Medweditza und Manyſch; der Dniepr mit der Bereſina, Sog, Pripetz, Desna und dem Bug (in der Mündung); ferner der Dnieſtr und zuletzt die Donau mit dem Pruth, beide als Grenzflüſſe, die erſtere gegen Bulgarien, dieſer gegen die Moldau hierher gehörig. In den kaspiſchen See endlich münden die Wolga (ſ. d. Art.), der größte Strom Europas, und der Grenzfluß gegen Aſien, der Ural. Außer dieſen zahlreichen, das Land hinlänglich bewäſſernden Flüſſen hat R. und zwar im nördlichen Theile eine große Menge Binnenſeen, die als eine Fortſetzung der Kette von Seen anzuſehen ſind, welche ſchon in Deutſchland und Preußen die Oſtſee umgrenzen. Außer den finniſchen Binnenwäſſern, welche meiſt mit einander zuſammenhängend einen großen Theil des Landes bedecken, ſind vorzüglich zu bemerken der Ladoga (ſ. d. Art.), der größte Landſee Europas, deſſen Abfluß die Newa bildet, ferner der Oneja, der Peipus und Ilmenſee, der Bjeloszeroſee, der Kubinskoeſee, der Latſcha, Woſcheſee, der Wodlo, Wygo, Sego und viele andere kleinere, die gleich den größeren mit einander in Verbindung ſtehen. Letzteres iſt, wo die Natur es nicht gethan hat, aber für nöthig erachtet wurde, durch Kunſt geſchehen. Daher die große Menge Canäle, welche aber nicht nur die Seen unter ſich, ſondern auch mit den Flüſſen verbinden. Man hat 9 Canalſyſteme in Rußland, nämlich: das Syſtem von Wiſchnei-Wolotſchok und der Canal von Ladoga verbindet durch die Linie von der Twerza, dem Wiſchnei-Wolotſchok, der Zna, der Mtſa, dem Wolkhof und dem Ladogacanal die Wolga mit der Newa; das Syſtem von Tikhtwin und der Canal der Siaſſe iſt eine Verlängerung des Ladogacanals vom rechten Ufer des Wolkhof bis zum linken Ufer der Siaſſe; das Syſtem von Marie und der Canal des Swir gibt ebenfalls eine Verbindungsſtraße mit der Wolga ab und iſt mit dem Ladoga verbunden; der Canal

des Herzogs von Würtemberg (Kirilof) iſt ein Syſtem von kleinen Canälen, verbindet einen Nebenfluß der Wolga, die Schekſna, mit dem Kubinskoeſee und erſetzt den Katharinencanal; der Canal von Brezinsk verbindet die Ulla und Bereſina; der Canal Oginski (in Litthauen) die Jaſolda durch den See Wijonof mit der Schara; der Canal von Windau die Windawa mit der Dubiſſa; der Canal Auguſtow den Niemen mit der Narew und der Moskwacanal verbindet die Iſtra, einen Beifluß der Moskwa, mit der Seſtra, welcher durch die Dubra die Vereinigung mit der Wolga herſtellt. — Was Klima und Boden betrifft, ſo ſind dieſelben nach Maßgabe der Breitengrade natürlich ſehr verſchieden. Der nördliche Landſtrich, im Allgemeinen, zumal im Winter, noch kälter und rauher als die unter gleichen Breitengraden im übrigen Europa gelegenen, iſt eine mit Seen und Moräſten gemiſchte Waldregion, öde und traurig, ohne ſonſtige Productivität; doch treibt man noch bis zum 60° einigen Ackerbau; mit dem 64° aber hört ſelbſt die in Europa gewöhnliche Viehzucht auf. Der gemäßigte Landſtrich dagegen zwiſchen 50—57°, obwohl auch beträchtlich rauher als der in gleicher Breite in weſtlichen Europa, iſt fruchtbar und angebaut, jedoch zum großen Theil und zwar in Litthauen (beſonders im Gouvernement Minsk) ſumpfige Wüſte, welche nicht den geringſten Anbau geſtattet. Am ergiebigſten iſt das um Moskau herumliegende Land. Der warme Landſtrich endlich, zwiſchen 44—50°, das ſüdliche R., bildet, mit Ausnahme Volhyniens, Podoliens, der Ukräne (wohl den blühendſten Gegenden des europäiſchen Rußlands) und des ſüdlichen Theils der Krimm, wo in reizenden, fruchtbaren Thälern Wein und Südfrüchte gedeihen, jene unter dem Namen Steppen bekannten weiten, öden Ebenen, die ſich von dem untern Laufe der Donau durch einen Theil von Beſſarabien, der Gouvernements Cherſon, Jekaterinoslaw und Taurien, der Länder der Koſaken am ſchwarzen Meere und am Don und vom Don zur Wolga bis an den Ural (wo ſie dann in die aſiatiſchen Steppen übergehen) erſtrecken. Zum Theil baum= und waſſerloſe Wüſte, zum Theil aber auch, beſonders im Frühjahre, herrliches, mit üppigem Pflanzenwuchſe und reizendem Blumenflor bedecktes Wieſenland bieten dieſelben einen höchſt eigenthümlichen, aber in jeder Hinſicht nicht unintereſſanten Anblick dar; nur in den heißen Sommermonaten, die beiläufig geſagt mit einer ungewöhnlich ſtrengen Winterkälte abwechſeln, erſcheinen dieſe endloſen Niederungen als gelb gebrannte, traurige Flächen, höchſtens unterbrochen von ſumpfigen Niederungen, wie im weſtlichen Lande der Nogaïer vom rechten Ufer des Bug bis zum Dnieſtr. Aus dem Geſagten geht hervor, daß nur die mittleren Gegenden und einige wenige Striche im Süden des europäiſchen Rußlands im umfaſſenden Sinne des Worts culturfähig ſind. Der Productenreichthum Rußlands iſt im Ganzen bedeutend genug und könnte noch um Vieles geſteigert werden. Das Pflanzenreich bietet Getreide und zwar Roggen und Weizen über den Bedarf, Reis und Mais im Süden, ferner Südfrüchte und Wein in der Krimm und dem ſüdlichen Theile von Aſtrachan, Obſt, obwohl nicht hinlänglich, Gemüſe aller Art (die Hauptnahrung des Ruſſen) in Menge, außerdem Hopfen, Rhabarber, Flachs, Hanf (von vorzüglicher Güte), Tabak, Waid, Krapp, Saflor, verſchiedene Gattungen Gewürzpflanzen, Lorbeer, Maulbeerbäume, Ölbäume und andere zum Theil wild wachſend, und Waldungen mit allen Arten Waldhölzern in Überfluſſe. Das Thierreich: Rindvieh in Menge und von vorzüglicher Güte, Pferde in großer Anzahl und von ſchöner Race, Schafe ebenfalls in ungeheurer Menge, Schweine beſonders in den weſtlichen Provinzen; ferner Büffel und bisweilen noch Auerochſen (Litthauen), Bären, Wölfe, Pelzwild aller Arten, Hirſche, Rehe ꝛc., im hohen Norden das Rennthier und das Elenthier, im Süden hin und wieder Kamele; außerdem zahmes und wildes Geflügel, Sumpf= und Waſſervögel, Fiſche in Flüſſen und Seen (Heringe in der Oſtſee) und Bienen, wild und zahm im Ueberfluſſe. Das Mineralreich endlich bietet: Gold (faſt aus=

ſchließlich im aſiatiſchen R.), Platina (vorzüglich in den demidow'ſchen Beſitzungen an der Weſtſeite des Ural), ferner Silber (vorzüglich in Aſien), Blei in Finnland, Eiſen und Kupfer meiſt auch an der Weſtſeite des Ural (Gouvernement Perm), außerdem das R. eigenthümliche Marienglas oder Fraueneis, Mondmilch (eine beſondere Art lockerer Kalkerde), Bernſtein, Marmor, Asbeſt, Steinkohlen, Porzellanthon, Schwefel, Salpeter und Salz, zumal in den ſüdlichen Gegenden. Auch Edelſteine hat man in neuer Zeit im Ural gefunden. — Die Bewohner Rußlands ſind ein Conglomerat der verſchiedenartigſten Völkerſchaften, deren Zahl ſich wohl über 100 belaufen mag. Man kann ſie indeß, die in den Oſtſeeprovinzen und ſonſt zerſtreut wohnenden 1800000 Deutſchen, ſo wie die ½ Mill. Juden (beſonders in Polen), Türken, Griechen, Araber, perſiſche Coloniſten und die verſchiedenen, hier und da angeſeſſenen Weſteuropäer abgerechnet, füglich auf 6 Hauptſtämme, Slawen, Finnen, Tataren, Mogolen, Polarvölker und Kaukaſier, zurückführen; zu den erſteren gehören die eigentlichen Ruſſen mit ihren 3 Hauptzweigen, den Großruſſen, Kleinruſſen (Maloruſſen) und Rußniacken, die Polen, Koſaken (wenn man ſie nicht für tatariſcher Abſtammung halten will), Litthauer, wahrſcheinlich auch die Letten und Kuren, ferner die Wlachen, Serbier und Bulgaren; zu den Finnen: die Finnländer, Eſthen, Liven (nur dieſe 3 haben feſte Wohnſitze und treiben Ackerbau und Viehzucht), ferner die Lappen, Tſcheremiſſen, Tſchuwaſchen, Wotjäken, Mordwinen u. A.; zu den Tataren außer den vorzugsweiſe mit dieſem Collectivnamen belegten Nomaden im ſüdlichen R. auch die Nogaier am Fuße des Kaukaſus und am Don und die Baſchkiren in Orenburg und Perm; von den Mogolen gehören nur die Kalmücken zum Theil hierher, die Polarvölker aber und die eigentlichen Kaukaſier gar nicht. Von der Geſammtzahl der Bevölkerung des ruſſichen Reichs, die ſich in approximativer Schätzung auf 60—62 Mill. oder darüber beläuft, kommen anf Europa 57 Mill., unter denen die Slawen über 46 Mill. (die Großruſſen und Kleinruſſen gegen 38 Mill., die Polen 6 Mill. und die Letten 2 Mill.) die Hauptmaſſe ausmachen. Von einem allgemein gültigen Volkscharakter kann bei dieſer ſo verſchiedenartigen Miſchung durchaus keine Rede ſein und wir beſchränken uns daher hier mit Hindeutung auf die die Völkerſchaften betreffenden einzelnen Artikel auf die Ruſſen, als die herrſchende Bevölkerung, geben jedoch auch nur allgemeine Züge, da unter dem Art. Slawen das Nähere darüber geſagt worden iſt. Der Ruſſe, und zwar gilt dieß vorzugsweiſe von dem Großruſſen, iſt von mittler Größe, ſtark, aber verhältnißmäßig gebaut, ausdauernd und muthig, ſchwarz- oder braunhaarig und im Allgemeinen ziemlich lebendigen Naturells. Man rühmt ſeine Gaſtfreiheit, Gutmüthigkeit und Duldſamkeit und bemerkt an ihm eine enthuſiaſtiſche Liebe für ſein Vaterland. Thätig und arbeitſam, dabei ſehr gelehrig und geſchickt, zumal zu mechaniſchen Arbeiten, hat er doch eine natürliche Neigung zur Trägheit, wenn ihn nicht irgend ein Gewinn oder eine Luſtbarkeit, die er angelegentlich aufſucht, anlockt. Dieſe Lichtſeiten haben indeß ihre ſtarken Schattenſeiten, unter denen Stolz und Härte gegen Niedrigere, Trunkſucht, Sinnlichkeit, Aberglauben und ſklaviſcher, den höheren Gefühlen fremder Sinn die hervorſtechendſten ſind. Indeß ſind dieſe Flecken im ruſſiſchen Nationalcharakter nur der Eigenthümlichkeit der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, welche jede höhere bürgerliche und ſittliche Veredelung bisher verhinderten, zuzuſchreiben; denn noch kennt man keinen Mittelſtand in R. Das Gros der Bevölkerung iſt, mit Ausnahme von ungefähr 5 Mill. Städtebewohner, welche perſönlich frei ſind und in mehrere Rangſtufen (Grundſtücksbeſitzer, Gelehrte, Künſtler, Capitaliſten u. a. m.) zerfallen, des Militairs und der wenigen freien Coloniſten, in Adelige (Herren) und Sklaven oder Leibeigene getheilt. Letztere, die Bauern, belaufen ſich auf mehr als 20 Mill. und ſind entweder Kronbauern (der Krone zugehörig) oder Leibeigene von Privaten. Jene, in ſofern ſie noch nicht perſönlich frei geworden ſind, genießen

einiger Vorrechte und im Ganzen einer milden Behandlung; dieſe aber, obwohl einige allgemeine beſchränkende Geſetze, beſonders hinſichtlich der Strafbefugniß der Herren, vorhanden ſind, ſchmachten noch unter hartem Drucke und bleiben als Sache ganz der Willkühr ihrer Beſitzer unterworfen, indem ſie nach Belieben gezüchtigt, verkauft oder verſetzt und verheirathet werden können; nur die Todesſtrafe ſteht dem Herrn nicht zu. Indeß hat die ruſſiſche Regierung in der Überzeugung, daß ein Mittelſtand, wie er im übrigen Europa beſteht, durchaus nothwendig ſei, bereits ſeit Anfang des jetzigen Jahrhunderts an der Emancipirung der Leibeigenen gearbeitet und zur Aufmunterung für die dieſer großen Maßregel ſtets ungünſtig geſtimmt geweſenen Großen allmälig einem großen Theile der der Krone zugehörigen Bauern anſehnliche Gerechtſame bewilligt. Neueren Nachrichten zufolge hat der Kaiſer Nikolaus im Sinne, noch weiter zu gehen und nicht nur die ſeinen Bauern bereits bewilligten Freiheiten zu vermehren, ſondern auch die Lage der übrigen Leibeigenen durch geeignete, dem jetzigen Stande der Dinge angemeſſene Maßregeln zu verbeſſern. Eine Commiſſion unter dem Vorſitze des Generals Kiſſelef iſt mit der Leitung dieſer Angelegenheit beauftragt. Was den Adel betrifft, ſo hat derſelbe zwar nicht mehr die hohe Bedeutung, die ihn noch zu Anfange des XVIII. Jahrh. faſt zum unumſchränkten Herrn des Landes und ſelbſt den Czaren gefährlich machte, er iſt vielmehr, wie ihm ſelbſt der Leibeigene, der Willkühr des Kaiſers mehr wie irgendwo anders unterworfen; aber dennoch hat er noch Vorrechte genug, die ihn in gewiſſer Hinſicht faſt unabhängig machen. Dahin gehören unter anderen die Befreiung vom Kriegsdienſte, Befreiung von körperlichen Strafen und Steuerpflichtigkeit u. a. m. Zu unterſcheiden iſt übrigens der alte Erbadel von dem Verdienſtadel, welcher letztere allein eigentlichen Rang gewährt, während jener (Fürſten, Grafen, Freiherren, die alten Kneſen) nebſt dem vom Kaiſer als beſondere Gunſtbezeugung verliehenen Adel wohl Titel, aber keinen eigentlichen Rang im Staate mit ſich führt. Nach Aufhebung des alten polniſchen niedern Adels kann man jetzt im Ganzen ungefähr gegen 1 Mill. adelige Familien in R. annehmen. Die Bildung des ruſſiſchen Volks kann natürlich unter ſolchen, jede freie und höhere Entwickelung verhindernden Verhältniſſen nur gering ſein. In der That trifft man bei der großen Maſſe des Volks außerordentliche Unwiſſenheit und Unkenntniß aller der Dinge, die anderswo der Geringſte des Volks nicht zu wiſſen für Schande halten würde. In den höheren Ständen aber, denen jetzt das frühere verſchloſſene Ausland offen ſteht, trifft man allerdings eine höhere Ausbildung, obwohl dieſelbe zur Zeit immer noch einſeitig iſt und häufig nur in der äußern Abgeſchliffenheit und einigen allgemeinen leicht zu erwerbenden Kenntniſſen beſteht; auch ſorgt die Regierung durch Errichtung aller Arten von Anſtalten angelegentlichſt für Erwerbung eines höhern wiſſenſchaftlichen Lebens und Strebens und widmet insbeſondere auch denjenigen Zweigen des Unterrichts, welche die Nationalcultur heben und fördern können, lobenswerthe Sorgfalt; aber alle dieſe Bemühungen haben nur theilweiſen Erfolg gehabt, weil ein ſelbſtſtändiger kräftiger Mittelſtand, der feſteſte Stützpunkt höherer Nationalbildung, zur Zeit noch fehlt. Nach der jetzigen Organiſation des Unterrichtsweſens, welches unter einem beſondern Miniſterium ſteht, zerfallen die Lehranſtalten (mit einiger Ausnahme, zumal der Militairanſtalten) in Univerſitäten, Gymnaſien, Kreisſchulen und Pfarrſchulen und bilden gewiſſe Lehrbezirke. Zu dem petersburger gehören jetzt 8 Gymnaſien, 9 Kreisſchulen, 76 Pfarrſchulen und außerdem 76 Privatpenſionen; zu dem moskauiſchen Lehrbezirke: 1 Lyceum (die ſonſtige demidow'ſche Lehranſtalt), 8 Gymnaſien, 75 Kreis- und 152 Pfarrſchulen; zu dem charkower Lehrbezirke: 7 Gymnaſien, 81 Kreis- und 98 Pfarrſchulen; zu dem kaſaner Lehrbezirke: 1 armeniſche Schule, 60 Kreis- und 62 Pfarrſchulen; zu dem dorpatiſchen Lehrbezirke: 4 Gymnaſien, 24 Kreis- und 60 Pfarrſchulen. Dieſe Anſtalten ſtehen zunächſt unter der Aufſicht der Univerſitäten zu Petersburg, Moskau,

Charkow, Kaſan und Dorpat, welche in neuerer Zeit (1834) noch durch die zu Kiew vermehrt worden ſind. Die früher zu Abo befindliche Univerſität iſt nach Helſingfors verlegt und die wilnaer im Jahre 1833 in eine katholiſche Akademie umgewandelt worden. Außerdem gibt es in den vorzüglichſten Städten zahlreiche Anſtalten anderer Art, als pädagogiſche Anſtalten, juriſtiſche, mediciniſche und chirurgiſche Schulen, Berg- und Ackerbauſchulen, Anſtalten für Handel und Schifffahrt, Akademien und andere meiſt nach auswärtigen Muſtern mehr oder minder trefflich organiſirte Inſtitute. So läßt ſich bei dem guten Willen und raſtloſen Fortſchreiten der ruſſiſchen Regierung für die Zukunft vieles Gute erwarten, zumal wenn die oben angedeutete Maßregel der Emancipation der Leibeigenen zur Ausführung gebracht wird. — Herrſchende Religion iſt die griechiſche, indem ſich zu derſelben über 40 Millionen bekennen. Außerdem gibt es gegen 6 Mill. Katholiken und unirte Griechen (beſonders zahlreich in Polen), ferner gegen 2 Mill. Proteſtanten, darunter auch Reformirte und Herrnhuter und eine nicht kleine Anzahl Muhammedaner im ſüdlichen Theile des Landes. Im aſiatiſchen R. trifft man außer den Muhammedanern zahlreiche Anhänger des Lamaismus und Fetiſchanbeter und ſelbſt Hindus. Die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten (der griechiſchen Kirche) hat die „heiligſte dirigirende Synode", welche aus den 4 Oberhäuptern der Geiſtlichkeit, den Metropoliten von St. Petersburg, Moskau, Kiew und Nowgorod-Weliki und außerdem von 11 Erzbiſchöfen und 19 Biſchöfen beſteht. Erſtes Oberhaupt der Geiſtlichkeit iſt ſeit Peter dem Großen der Czar (vergl. übrigens den Art. Griechiſche Kirche). — Die Hülfsquellen und die Thätigkeit der Bevölkerung Rußlands anlangend, ſo iſt zuerſt der Ackerbau als Hauptnahrungs- und Erwerbszweig anzuführen. Derſelbe beſchäftigt ſich mit der Production aller der oben angeführten Getreideſorten und zwar vorzüglich des Weizens und Roggens, von dem weit über den Bedarf erzeugt wird. Bedenkt man die jetzige Lage der Landbauer, ſo kommt man zu der Überzeugung, daß dieſer Zweig der nationellen Thätigkeit auf eine viel höhere Stufe der Vervollkommnung gebracht werden kann, als in der That gegenwärtig der Fall iſt, zumal wenn die ungeheure Maſſe Landes, welche theils als Wald, theils als Heide entweder ganz oder doch zum Theil noch unbenutzt liegt, ebenfalls der Cultur gewonnen worden iſt. Nächſt dem Ackerbau iſt auch die Viehzucht zumal in neuerer Zeit von hoher Bedeutung geworden, und zwar außer der Pferdezucht (in den ſüdlichen Gegenden) und der Rindviehzucht (Polen) auch die Schafzucht, die ſich durch Veredlung der Schafe bereits ſehr gehoben hat. Am ſchwunghafteſten iſt ihr Betrieb in den Gouvernements Taurien, Pultawa und Jekaterinoslaw, wo ſich die größten ruſſiſchen Schäfereien befinden. Vorzügliche Erwähnung verdienen die des Herzogs von Anhalt-Köthen (17000 Stück), Vaſſal's (30000), des Generals Petier (19000), zwei des Barons Stieglitz (13000 und 10000), des Grafen Litta (22000) und die der Gräfin Raſumowski (54000 Stück). Die Maßregeln der alle Fortſchritte zum Beſſern eifrig fördernden Regierung haben auch hierin wie in jeder anderen Beziehung unendlich heilſam gewirkt, beſonders in ſofern, als die Privatbeſitzer durch die auf den Krongütern und Muſtermeiereien in Ausführung gebrachten Verbeſſerungen allmählig zu der rationellen Cultur der Ländereien hingeführt wurden. So hat man z. B. in neuerer Zeit mit vielem Erfolge Runkelrübenpflanzungen angelegt, auch dem Anbau der Futterkräuter und des Tabaks größere Sorgfalt als ſonſt gewidmet; nicht minder erfreut ſich jetzt die Weincultur (in der Krimm) eines erfreulichen Fortgangs, indem man im Jahre 1835 bereits über 166000 Eimer gekeltert hat. Der Seidenbau hatte in demſelben Jahre gegen 264 Pud Seide geliefert. Faſt noch erfreulichere Reſultate liefert der Betrieb des Bergbauers, deſſen Hauptſitz der Ural iſt. Von Jahr zu Jahr im Steigen begriffen betrug bis jetzt die Ausbeute an Gold über 300 Pud, an Platina von 1824—1834 faſt 700 Pud (230 Ctnr., von

einiger Vorrechte und im Ganzen einer milden Behandlung; dieſe aber, obwohl einige allgemeine beſchränkende Geſetze, beſonders hinſichtlich der Strafbefugniß der Herren, vorhanden ſind, ſchmachten noch unter hartem Drucke und bleiben als Sache ganz der Willkühr ihrer Beſitzer unterworfen, indem ſie nach Belieben gezüchtigt, verkauft oder verſetzt und verheirathet werden können; nur die Todesſtrafe ſteht dem Herrn nicht zu. Indeß hat die ruſſiſche Regierung in der Überzeugung, daß ein Mittelſtand, wie er im übrigen Europa beſteht, durchaus nothwendig ſei, bereits ſeit Anfang des jetzigen Jahrhunderts an der Emancipirung der Leibeigenen gearbeitet und zur Aufmunterung für die dieſer großen Maßregel ſtets ungünſtig geſtimmt geweſenen Großen allmälig einem großen Theile der der Krone zugehörigen Bauern anſehnliche Gerechtſame bewilligt. Neueren Nachrichten zufolge hat der Kaiſer Nikolaus im Sinne, noch weiter zu gehen und nicht nur die ſeinen Bauern bereits bewilligten Freiheiten zu vermehren, ſondern auch die Lage der übrigen Leibeigenen durch geeignete, dem jetzigen Stande der Dinge angemeſſene Maßregeln zu verbeſſern. Eine Commiſſion unter dem Vorſitze des Generals Kiſſelef iſt mit der Leitung dieſer Angelegenheit beauftragt. Was den Adel betrifft, ſo hat derſelbe zwar nicht mehr die hohe Bedeutung, die ihn noch zu Anfange des XVIII. Jahrh. faſt zum unumſchränkten Herrn des Landes und ſelbſt den Czaren gefährlich machte, er iſt vielmehr, wie ihm ſelbſt der Leibeigene, der Willkühr des Kaiſers mehr wie irgendwo anders unterworfen; aber dennoch hat er noch Vorrechte genug, die ihn in gewiſſer Hinſicht faſt unabhängig machen. Dahin gehören unter anderen die Befreiung vom Kriegsdienſte, Befreiung von körperlichen Strafen und Steuerpflichtigkeit u. a. m. Zu unterſcheiden iſt übrigens der alte Erbadel von dem Verdienſtadel, welcher letztere allein eigentlichen Rang gewährt, während jener (Fürſten, Grafen, Freiherren, die alten Kneſen) nebſt dem vom Kaiſer als beſondere Gunſtbezeugung verliehenen Adel wohl Titel, aber keinen eigentlichen Rang im Staate mit ſich führt. Nach Aufhebung des alten polniſchen niedern Adels kann man jetzt im Ganzen ungefähr gegen 1 Mill. adelige Familien in R. annehmen. Die Bildung des ruſſiſchen Volks kann natürlich unter ſolchen, jede freie und höhere Entwickelung verhindernden Verhältniſſen nur gering ſein. In der That trifft man bei der großen Maſſe des Volks außerordentliche Unwiſſenheit und Unkenntniß aller der Dinge, die anderswo der Geringſte des Volks nicht zu wiſſen für Schande halten würde. In den höheren Ständen aber, denen jetzt das frühere verſchloſſene Ausland offen ſteht, trifft man allerdings eine höhere Ausbildung, obwohl dieſelbe zur Zeit immer noch einſeitig iſt und häufig nur in der äußern Abgeſchliffenheit und einigen allgemeinen leicht zu erwerbenden Kenntniſſen beſteht; auch ſorgt die Regierung durch Errichtung aller Arten von Anſtalten angelegentlichſt für Erwerbung eines höhern wiſſenſchaftlichen Lebens und Strebens und widmet insbeſondere auch denjenigen Zweigen des Unterrichts, welche die Nationalcultur heben und fördern können, lobenswerthe Sorgfalt; aber alle dieſe Bemühungen haben nur theilweiſen Erfolg gehabt, weil ein ſelbſtſtändiger kräftiger Mittelſtand, der feſteſte Stützpunkt höherer Nationalbildung, zur Zeit noch fehlt. Nach der jetzigen Organiſation des Unterrichtsweſens, welches unter einem beſondern Miniſterium ſteht, zerfallen die Lehranſtalten (mit einiger Ausnahme, zumal der Militairanſtalten) in Univerſitäten, Gymnaſien, Kreisſchulen und Pfarrſchulen und bilden gewiſſe Lehrbezirke. Zu dem petersburger gehören jetzt 8 Gymnaſien, 9 Kreisſchulen, 76 Pfarrſchulen und außerdem 76 Privatpenſionen; zu dem moskauiſchen Lehrbezirke: 1 Lyceum (die ſonſtige demidow'ſche Lehranſtalt), 8 Gymnaſien, 75 Kreis- und 152 Pfarrſchulen; zu dem charkower Lehrbezirke: 7 Gymnaſien, 81 Kreis- und 98 Pfarrſchulen; zu dem kaſaner Lehrbezirke: 1 armeniſche Schule, 60 Kreis- und 62 Pfarrſchulen; zu dem dorpatiſchen Lehrbezirke: 4 Gymnaſien, 24 Kreis- und 60 Pfarrſchulen. Dieſe Anſtalten ſtehen zunächſt unter der Aufſicht der Univerſitäten zu Petersburg, Moskau,

Charkow, Kaſan und Dorpat, welche in neuerer Zeit (1834) noch durch die zu Kiew vermehrt worden ſind. Die früher zu Abo befindliche Univerſität iſt nach Helſingfors verlegt und die wilnaer im Jahre 1833 in eine katholiſche Akademie umgewandelt worden. Außerdem gibt es in den vorzüglichſten Städten zahlreiche Anſtalten anderer Art, als pädagogiſche Anſtalten, juriſtiſche, mediciniſche und chirurgiſche Schulen, Berg- und Ackerbauſchulen, Anſtalten für Handel und Schifffahrt, Akademien und andere meiſt nach auswärtigen Muſtern mehr oder minder trefflich organiſirte Inſtitute. So läßt ſich bei dem guten Willen und raſtloſen Fortſchreiten der ruſſiſchen Regierung für die Zukunft vieles Gute erwarten, zumal wenn die oben angedeutete Maßregel der Emancipation der Leibeigenen zur Ausführung gebracht wird. — Herrſchende Religion iſt die griechiſche, indem ſich zu derſelben über 40 Millionen bekennen. Außerdem gibt es gegen 6 Mill. Katholiken und unirte Griechen (beſonders zahlreich in Polen), ferner gegen 2 Mill. Proteſtanten, darunter auch Reformirte und Herrnhuter und eine nicht kleine Anzahl Muhammedaner im ſüdlichen Theile des Landes. Im aſiatiſchen R. trifft man außer den Muhammedanern zahlreiche Anhänger des Lamaismus und Fetiſchanbeter und ſelbſt Hindus. Die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten (der griechiſchen Kirche) hat die „heiligſte dirigirende Synode", welche aus den 4 Oberhäuptern der Geiſtlichkeit, den Metropoliten von St. Petersburg, Moskau, Kiew und Nowgorod-Weliki und außerdem von 11 Erzbiſchöfen und 19 Biſchöfen beſteht. Erſtes Oberhaupt der Geiſtlichkeit iſt ſeit Peter dem Großen der Czar (vergl. übrigens den Art. Griechiſche Kirche). — Die Hülfsquellen und die Thätigkeit der Bevölkerung Rußlands anlangend, ſo iſt zuerſt der Ackerbau als Hauptnahrungs- und Erwerbszweig anzuführen. Derſelbe beſchäftigt ſich mit der Production aller der oben angeführten Getreideſorten und zwar vorzüglich des Weizens und Roggens, von dem weit über den Bedarf erzeugt wird. Bedenkt man die jetzige Lage der Landbauer, ſo kommt man zu der Überzeugung, daß dieſer Zweig der nationellen Thätigkeit auf eine viel höhere Stufe der Vervollkommnung gebracht werden kann, als in der That gegenwärtig der Fall iſt, zumal wenn die ungeheure Maſſe Landes, welche theils als Wald, theils als Heide entweder ganz oder doch zum Theil noch unbenutzt liegt, ebenfalls der Cultur gewonnen worden iſt. Nächſt dem Ackerbau iſt auch die Viehzucht zumal in neuerer Zeit von hoher Bedeutung geworden, und zwar außer der Pferdezucht (in den ſüdlichen Gegenden) und der Rindviehzucht (Polen) auch die Schafzucht, die ſich durch Veredlung der Schafe bereits ſehr gehoben hat. Am ſchwunghafteſten iſt ihr Betrieb in den Gouvernements Taurien, Pultawa und Jekaterinoslaw, wo ſich die größten ruſſiſchen Schäfereien befinden. Vorzügliche Erwähnung verdienen die des Herzogs von Anhalt-Köthen (17000 Stück), Vaſſal's (30000), des Generals Petier (19000), zwei des Barons Stieglitz (13000 und 10000), des Grafen Litta (22000) und die der Gräfin Raſumowski (54000 Stück). Die Maßregeln der alle Fortſchritte zum Beſſern eifrig fördernden Regierung haben auch hierin wie in jeder anderen Beziehung unendlich heilſam gewirkt, beſonders in ſofern, als die Privatbeſitzer durch die auf den Krongütern und Muſtermeiereien in Ausführung gebrachten Verbeſſerungen allmählig zu der rationellen Cultur der Ländereien hingeführt wurden. So hat man z. B. in neuerer Zeit mit vielem Erfolge Runkelrübenpflanzungen angelegt, auch dem Anbau der Futterkräuter und des Tabaks größere Sorgfalt als ſonſt gewidmet; nicht minder erfreut ſich jetzt die Weincultur (in der Krimm) eines erfreulichen Fortgangs, indem man im Jahre 1835 bereits über 166000 Eimer gekeltert hat. Der Seidenbau hatte in demſelben Jahre gegen 264 Pud Seide geliefert. Faſt noch erfreulichere Reſultate liefert der Betrieb des Bergbauers, deſſen Hauptſitz der Ural iſt. Von Jahr zu Jahr im Steigen begriffen betrug bis jetzt die Ausbeute an Gold über 300 Pud, an Platina von 1824—1834 faſt 700 Pud (230 Ctnr., von

denen 153 Ctnr. = 8186620 Rubel gemünzt worden ſind), an Silber gegen 1200 Pud, an Kupfer 236000 Pud und an Eiſen gegen 18 Mill. Pud, ein Ertrag, an Werth von jährlich 70 Millionen, der aber durch die Induſtrie noch beträchtlich erhöht wird. Letztere iſt unſtreitig gegen die übrigen europäiſchen Länder noch weit zurück und im Verhältniſſe zu den Erzeugniſſen und der Menſchenzahl des Staates bei Weitem noch nicht ſo umfaſſend, wie ſie ſein könnte, doch immer wichtig genug, wenn man die Hinterniſſe bedenkt, die ſich auch ihr entgegenſtellen. Bereits im Jahre 1830 hatte R. 5450 Fabriken mit 254000 Arbeitern, die die verſchiedenartigſten Erzeugniſſe lieferten, und jetzt hat ſich ihre Zahl bedeutend vermehrt. Werden auch die meiſten größeren Unternehmungen von Ausländern, meiſt Deutſchen, geleitet, ſo gebührt doch auch ein Theil des Verdienſtes dem anſtelligen und gelehrigen ruſſiſchen Arbeiter, welcher ſich in unglaublich kurzer Zeit die nöthige mechaniſche Geſchicklichkeit erwirbt. Die jetzt eingeführten Ausſtellungen von ruſſiſchen Fabrik- und Induſtrieerzeugniſſen, ſo wie die jährlich ſich mindernde Einfuhr fremder Waaren beweiſen hinlänglich die ſchnellen Fortſchritte, welche R. in dieſer Hinſicht in kurzer Zeit gemacht hat. Am betriebſamſten ſind Moskau und die Städte der Oſtſeeprovinzen, doch bemerkt man auch in anderen Theilen des Reichs eine erfreuliche Thätigkeit. Die bedeutendſten unter den Fabricaten ſind Metallwaaren aller Gattungen, Leder, Talg- und Wachslichter, Seife, Potaſche, Glas, linnene, halblinnene und Hanffabricate aller Art, Segeltuch, baumwollene und wollene Waaren und Branntwein. Die meiſten der angeführten Fabricate kommen zur Ausfuhr, andere decken wenigſtens das Bedürfniß des Landes. Von noch größerer Wichtigkeit als die Induſtrie, obwohl weſentlich durch dieſelbe bedingt und gefördert, iſt der Handel. Derſelbe iſt theils See-, theils Binnenhandel und wird bei der natürlichen Neigung des Ruſſen zum Gewinn mit um ſo größerem Erfolge betrieben, als die Regierung ſtets ihre beſondere Aufmerkſamkeit auf dieſen Zweig der Nationalbetriebſamkeit gerichtet hat. Die Lage an der Oſtſee und dem ſchwarzen und kaspiſchen Meere befördert den Verkehr außerordentlich, dort mit den europäiſchen und überſeeiſchen Ländern, hier mit dem Oriente, beſonders Perſien; dazu kommen eine nicht geringe Anzahl von Banken, Handels- und Aſſecuranzgeſellſchaften, ferner zur Förderung des inneren Handels jene bereits angeführten zahlreichen Canalſyſteme und andere Waſſerwege, in einigen Theilen der Monarchie auch ziemlich gute Kunſtſtraßen. Die Bilanz des äußern Handels hat ſich bis jetzt gänzlich zu Gunſten Rußlands herausgeſtellt. Im Jahre 1835 betrug nach amtlichen Berichten die Einfuhr in R. 219234247 Rubel, dazu noch aus Finnland 985807 Rubel und aus Polen 2546011 Rubel, im Ganzen alſo 222766065 Rubel, während ſich die Ausfuhr auf 227724438 Rubel belief; alſo ein Mehr der Ausfuhr von 4958373 Rubel, welches aber noch höher ſteigt, wenn man in Anſchlag bringt, daß die Mißernte von 1833 die Ausfuhr des Getreides allein um 20 Mill. Rubel verminderte. Übrigens läßt ſich von einigen wichtigen im Jahre 1835 von der Regierung erlaſſenen Verordnungen für die Zukunft eine bedeutende Belebung des Handels erwarten, vorzüglich von der Aufhebung der Abgabe für mit Ballaſt ankommende Schiffe von Kronſtadt und Libau. Die wichtigſten Seehandelsplätze ſind Archangel, Petersburg, Riga, Odeſſa und für den Handel mit Perſien Aſtrachan und Kisljar. Man rechnet, daß in dieſen Häfen jährlich nahe an 6000 Schiffe ankommen und eben ſo viel abgehen. Für den inneren Handel iſt ſeit 1817 Niſchnei-Nowgorod im gleichnamigen Gouvernement als Hauptmeßplatz von hoher Bedeutung, da hier der Zuſammenfluß aller in- und ausländiſcher Handelswaaren iſt, deren Werth z. B. im Jahre 1832 auf 123 Mill. Rubel angeſchlagen wurde. Zu bemerken iſt noch, daß der aſiatiſche Handel Rußlands beſonders Thee (aus China), Moſchus, Nanking und Rhabarber zur Ausfuhr bringt. — Die Verfaſſung iſt unumſchränkt monarchiſch. An der Spitze des Staats ſteht ein Kaiſer

(Czar), der den Titel Selbſtherrſcher (Samoderſchetz) aller Reußen führt. Die Krone iſt in männlicher und weiblicher Linie erblich; doch ſteht die letztere der erſtern ſtets nach; auch ſind nur Kinder aus ebenbürtiger Ehe ſucceſſionsfähig. Zwar beſtehen einige Reichsgrundgeſetze, welche den Herrſcher beſchränken ſollen, allein ſie ſind größtentheils unweſentlich. Die höchſten Staatsbehörden ſind der Reichsrath oder das geheime Staatsconſeil, beſtehend aus den Großfürſten, hohen Staatsbeamten und Generalen, ferner das Staatsminiſterium mit den 8 einzelnen Miniſterien des kaiſerlichen Hauſes, des Krieges, der Marine, des Innern, der auswärtigen Angelegenheiten, der Juſtiz, des Cultus und der Finanzen; endlich der dirigirende Senat, das oberſte Tribunal und zugleich Wächter der Geſetze und höchſte Behörde für die innere Sicherheit. An der Spitze deſſelben ſteht der Kaiſer, welcher die (120) Senatoren auf Lebenszeit ernennt. Für das Poſtweſen, die Land- und Waſſercommunicationen, ferner für die kirchlichen Angelegenheiten der nichtgriechiſchen (aber geduldeten) Confeſſionen und für die Controle beſtehen beſondere Directionen, ſo wie für Finnland und Polen Staatsſecretariate. Die Gerichtspflege iſt in neuerer Zeit durch die Bemühungen des jetzigen Kaiſers ſo viel wie möglich vereinfacht worden und hat manches Lobenswerthe, wie z. B. die ſogenannten Billigkeitsgerichte, welche Proceſſen vorbeugen ſollen; die Criminalgerichtspflege insbeſondere aber, obwohl von manchem ihrer früheren Übelſtände befreit, entbehrt immer noch einer auf feſt beſtimmten Normen beruhenden Baſis und läßt zwar die Todesſtrafe ſelten, dafür aber die Knutenhiebe und Verbannung nach Sibirien in ſehr vielen Fällen zu, Strafen, die nur zu häufig der Willkühr des Richters anheim geſtellt werden. — Was die Finanzen des ruſſiſchen Reiches betrifft, ſo läßt ſich hierüber etwas ganz Zuverläſſiges nicht aufſtellen. Die Einkünfte ſind ſeit 40 Jahren beträchtlich geſtiegen und beſtehen jetzt (in approximativen Zahlen) aus der Kopfſteuer der Kronbauern, 70½ Mill. Rubel, Kopfſteuer der übrigen niederen Claſſen, 62 Mill. Rubel; Zölle, im Durchſchnitt 50 Mill. Rubel; Münzſtätten 8½ Mill. Rubel; Branntwein 93 Mill. Rubel; Salz 8 Mill. Rubel; Bergwerke 8 Mill. Rubel; der hundertſte Pfennig 5½ Mill. Rubel; Stempel- und Regiſtraturgebühren 5½ Mill. Rubel; Militairbefreiung und Geldſtrafen 7 Mill. Rubel, zuſammen 324 Mill., die verſchiedenen Naturalleiſtungen und Localauflagen nicht gerechnet. Doch reichen dieſe Einnahmen nicht zur Deckung der Ausgaben hin; daher die ſtets ſich vermehrende Schuldenlaſt. Bereits Katharina II. ſah ſich im Jahre 1768 genöthigt Papiergeld einzuführen, deſſen Summe ſich im Jahre 1796 ſchon auf 157 Mill. belief und endlich unter Alexander auf faſt 610 Mill. vermehrt wurde. Im Jahre 1831 belief ſich die Staatsſchuld auf 723 Mill. Rubel in Papier und ſtieg im Jahre 1832 auf mehr als 800 Mill. Die Tilgung derſelben geht unter Beihülfe der Operationen der Reichsleihbank und Commerzbank nur höchſt langſam und unſicher von Statten und erſcheint faſt als unmöglich, wenn man weiß, daß jedes unvorhergeſehene Ereigniß der ruſſiſchen Regierung ſtets die Nothwendigkeit zu neuen Anleihen zu ſchreiten auferlegt. — In weit reſpectablern Zuſtande befindet ſich die Kriegsmacht Rußlands. Das Landheer beläuft ſich gegenwärtig nach Einverleibung der polniſchen Armee auf 600000 Mann, darunter 84000 Mann Cavallerie, 51000 Artillerie (mit 1600 Kanonen) und Genie und 41000 Mann Garde, und wird durch Rekrutirungen, welche der Kaiſer willkührlich anordnet, ergänzt, und zwar ſo, daß gewöhnlich von 1000, in vielen Fällen auch von 500 Mann, 1 Mann ausgehoben wird. Das ganze Reich iſt zu dieſem Behufe in 2 große Rekrutirungsbezirke abgetheilt, welche in der Stellung mit einander abwechſeln. Für die Leibeigenen, die indeß beim Eintritte in die Armee perſönlich frei werden, zahlt der Herr die Equipirungskoſten, iſt aber während der ganzen Dienſtzeit, welche 25 Jahre (mit 20 Jahren tritt Urlaub ein) dauert, von ſonſtigen Verbindlichkeiten frei. Zu Mos-

kau und Petersburg beſtehen Generalkriegsgouvernements. Übrigens iſt durch zahlreiche Inſtitute für militairiſche Ausbildung der Officiere hinlänglich geſorgt; auch gibt es trefflich eingerichtete Hoſpitäler und Invalidenhäuſer. Zu bemerken ſind noch die Militaircolonien, eine höchſt eigenthümliche im Jahre 1819 ins Leben getretene Einrichtung. Es ſind dieß nämlich in verſchiedenen Gegenden des Reiches Niederlaſſungen von Bauern, welche Grundeigenthum erhalten haben und dafür verpflichtet ſind, Soldaten aufzunehmen. Es gab ſolcher Colonieſoldaten 18 Regimenter Infanterie und 20 Regimenter Cavallerie, welche völlig organiſirt waren. Indeß ſchon 1826 erlitt dieß Inſtitut einige Veränderungen und neue Unruhen, welche 1831 in einigen derſelben ausbrachen, veranlaßten die Regierung, dieſe Colonien künftig nur als Cantonnements zu benutzen. Feſtungen hat R. nur wenige (z. B. Kronſtadt) und auch die aſiatiſche Grenze iſt nur durch hölzerne Blockhäuſer (Sloboden) nothdürftig gedeckt. Die Flotte befindet ſich jetzt in einem nicht minder Achtung gebietenden Zuſtande und fortwährend wird auf den Werften der Oſtſee und des ſchwarzen Meeres an der Vergrößerung derſelben gearbeitet. In mehreren Städten beſtehen Inſtitute zur Bildung von Seeleuten und in allen Häfen, unter denen die zu Kronſtadt, Reval, Archangel, Cherſon, Sebaſtopol und Taganrog die bedeutendſten ſind, beſchäftigt man ſich unausgeſetzt mit Übungen und Manövern. Die Flotte, welche aus 3 Diviſionen (weiße, rothe und blaue Flagge) beſteht, zählt gegenwärtig, ſo weit es nämlich bekannt iſt (denn was im ſchwarzen Meere geſchieht, bleibt zum Theil Geheimniß), 54 Linienſchiffe, 35 Fregatten, 10 Bombarden und mehrere hundert kleinere Fahrzeuge aller Art. Auch ſind jetzt gegen 50 Dampfſchiffe activ. Die Orden des ruſſiſchen Reiches zerfallen in 3 Claſſen, Hoforden, Verdienſtorden und geiſtliche Orden. Zu den erſteren gehören der Andreasorden, der Orden der heil. Katharina, der Alexander-Newskiorden und der St. Annenorden. Zu den Verdienſtorden: der Militairorden des heil. Georg, der Orden des heil. Wladimir und der Militairverdienſtorden (ſonſt polniſch). Zu den geiſtlichen: der Johanniterorden. Außerdem gibt es noch viele andere Verdienſtzeichen. — Zum Behufe der Verwaltung iſt das ganze Reich in 13 Generalgouvernements getheilt, deren jedes wieder mehrere Gouvernements zählt. An ihrer Spitze ſtehen Generalgouverneurs und Gouverneurs, erſtere Militair-, letztere Civilgouverneurs. Die ruſſiſche Regierung kennt übrigens die Unterſcheidung eines europäiſchen und aſiatiſchen Rußlands nicht und hat eben ſo wenig die alten Namen der Provinzen beibehalten. Wir werden letztere indeß bei der nun folgenden kurzen Überſicht mit den Namen der Gouvernements verbinden. 1) Großrußland. Gouvernements Moskau mit Moskau (ſ. d. Art.), Moſaisk und Kolomna; Tula mit Tula und Bjelew; Orel mit Orel; Kaluga mit den Städten Kaluga und Borowsk; Kursk mit Kursk; Woronesh mit Woronesh und Waluiki; Tambow mit Tambow, Morſchansk, Koslow; Rjäſan mit Rjäſan, Kaſimow; Smolensk mit Smolensk, Wjäsma; Twer mit Twer, Oſtaskow, Rshew; Nowgorod mit Nowgorod-Weliki; Wologda mit Wologda, Uſtjug-Weliki; Jaroslaw mit Jaroslaw, Ribinsk, Uglicz, Roſtow; Niſchnei-Nowgorod mit Nowgorod; Wladimir mit Wladimir-Murom, Pereslawl-Sareßkoi; Koſtroma mit Koſtroma, Galicz; Pſkow mit Pſkow, Toropez; Olonez mit Olonez; Archangel mit Archangel. 2) Die Ukraine oder Kleinrußland. Gouvernements: Czernigow mit Czernigow, Gluchow, Neshin; Poltawa mit Poltawa, Kremenczug, Priluki, Perejaslow; Charkow oder die ſlobodiſche Ukraine mit Charkow, Wolczansk, Achtyrka. 3) Oſtſeeprovinzen und zwar in Ingermannland das Gouvernement Petersburg mit Petersburg, Kronſtadt, Schlüſſelburg, Narwa; im Gouvernement Eſthland Reval; in Liefland Riga, Dorpat, Pernau; in Kurland Mitau und Libau. 4) Königreich Kaſan. Gouvernements: Kaſan mit Kaſan (50000 Einw., Fabriken und

Handel); Simbirsk mit Simbirsk, Stawropol, Syſran; Wjätka mit Wjätka, Slobodsk, Sarapul-Jaransk; Penſa mit Penſa, Niſchnei-Lomow, Saransk, Mokſchansk; Perm mit Perm, Solikams, Kungur. 5) Königreich Aſtrachan. Gouvernements: Aſtrachan mit Aſtrachan (40000 Einw., Handel und Schifffahrt), Uralsk; Orenburg mit Orenburg (21000 Einw.), Ufa, Bugulma; Saratow mit Saratow, Kuznetsk, Sarepta; Kaukaſien mit Stawropol, Conſtantinogorsk, Kisljár, Mosdock. 6) Südrußland. Land der doniſchen Koſaken mit Tſcherkask. Gouvernements: Jekaterinoslaw mit Jekaterinoslaw, Taganrog, Alexandrowsk, Aſow, Nachitſchewan, Mariopol; Taurien oder die Krimm mit Sebaſtopol, Kaffa oder Feodoſia, Baktſchi-Serai, Koslow, Kiertſch; Cherſon mit Cherſon, Nikolajew, Otſchakow, Jeliſabethgrod, Nowo Mirgorod, Odeſſa; Beſſarabien mit Kiſchenew, Chotim, Akjerman, Bender, Kholine, Ismail. 7) Weſtrußland, das ehemalige Litthauen. Gouvernements: Witebsk mit Witebsk, Dünaburg, Wilecz, Polozk; Mohilew mit Mohilew, Dubrowna, Mscislaw; Podolien mit Kaminiec, Mogilew, Szawogrod, Bar; Volhynien mit Luzk, Krzeminiec, Berdyczew, Dubno; Minsk mit Minsk, Pinsk, Boriſow; Grodno mit Grodno, Slonim, Brzec; Wilna mit Wilna, Polangen; Bialyſtock (Podlachien) mit Bialyſtock, Siemiatyce. 8) Polen, wie es noch als Königreich mit ſelbſtſtändiger Verfaſſung bis zum Jahre 1830 beſtand. Gouvernements (Woiwodſchaften): Maſovien mit Warſchau (ſ. d. Art.), Lowicz, Tomaszow; Gouvernement Kaliſch mit Kaliſch, Czenſtochau, Petrikau, Conin, Peiſern; Krakau mit Kielce, Pinczow; Sandomir mit Radom, Sandomir, Opoczno; Podlachien mit Siedlec, Miendzyrzecz, Wlodawa; Lublin mit Lublin, Zamosc, Tarnogrod, Krasnyſtaw; Auguſtowo mit Suwalki, Kalwarya, Wladyslawaw; Plock mit Plock, Pultusk, Makow, Plonsk, Modlin, Oſtrolenka. 9) Großfürſtenthum Finnland mit Wiborg, Abo, Helſingfors, Sweaborg, Uleaborg, Chriſtianſtadt. — Die zum europäiſchen R. gehörigen Inſeln ſind, in der Oſtſee: Chreſtowsky, Jelagin, Steininſel (Kamenoi Oſtrow), Dagoe, Öſel, Moon, Hochland und die Alandsinſeln. Im Eismeere: die Salowezkoiinſeln, die Waigatinſeln, Kalgujew und Nowaja Semlja. — (Geſchichte). Der ſüdliche Theil des heutigen Rußlands ward in den älteſten Zeiten nach Herodot von den Scythen (ſ. d. Art.) bewohnt, welche theils in nomadiſcher Freiheit, theils mit Ackerbau beſchäftigt die Gegenden zwiſchen dem Pontus Euxinus (dem ſchwarzen Meere), dem Tanais (Don) und dem Boryſthenes (Dniepr) inne hatten, zum Theil auch den Iſter (die Donau) berührten. Später hieß dieſer große Länderſtrich Sarmatia (Sarmatia Europaea), deſſen Grenzen die Viſtula (Weichſel), die Karpathen, der Tyras (Dnieſtr) und der Araxes (Wolga) waren. Als die vornehmſten Völkerſchaften werden genannt die Peucinen, Baſtarner, Jazygen, Roxolanen und Alänen. Im Norden wohnten die von den Scythen verdrängten Cimmerier und das fabelhafte Volk der Hyperboreer. Unter den ſüdlichen Ortſchaften, den griechiſchen Colonieſtädten, waren am berühmteſten Olbia am Ausfluſſe des Dnieprs, Panticapäum auf der tauriſchen Halbinſel (Chersonesus Taurica), Tanais und Phanagoria am aſowiſchen Meere (Palus Maeotis), Sinope, Heraclea und Aniſus am Pontus Euxinus. Nächſt Getreide und Pelzwerk trieben die Einwohner noch ſtarken Handel mit Sklaven, die ſie bei ihren immerwährenden Kriegen erbeuteten. Denn nur in einem rohen und grauſamen Kriegsleben ſuchten die größeren und kleineren Völkerſchaften, deren Wohnſitze oft wechſeln mochten, ihre Sicherheit und Unabhängigkeit, und der gänzliche Mangel an glaubhaften hiſtoriſchen Nachrichten läßt das Dunkel ihrer Schickſale nirgends aufhellen. Zu Anfange des III. Jahrh. n. Chr. haußten am linken Donauufer die Gothen und breiteten ſich von der Theiß bis zum Don aus, wurden aber im IV. Jahrh. von den Alanen und Hunnen nach Weſten ge-

drängt, mit denen ſpäter noch Awaren und Bulgaren feindlich zuſammentrafen. Ein ſarmatiſcher Stamm, die Slaven, behauptete ſich ſeit dem IV. Jahrh. zwiſchen dem Don und Dnieſtr, bis er mit den Venedern verbunden ſich weiter nach Weſten ausbreitete. Nach ihnen herrſchten die Chazaren, von der Wolga bis zum Dniepr und der tauriſchen Halbinſel, ſo daß noch zahlreiche ſlaviſche Stämme im nordweſtlichen R. übrig blieben, welche die Tſchuden (Finnen und Eſthen) und andere ſcandinaviſche Völkerſchaften im Norden zu Grenznachbarn hatten. Die Berührung mit anderen Völkern brachte unter dieſe Slaven allmählig einige Bildung, durch welche das bisherige Nomadenleben ſich nach und nach in ein agrariſches verwandelte. Als Beweis hiervon dient die Gründung der beiden Städte Nowgorod (Novogorda, d.i. novus hortus) und Kiew (Chiova), von denen die letztere an die Chazaren verloren ging, die erſtere von den Normannen (hier Varjager, Waräger, Wäringer [d.i. fahrende Jäger, Abenteurer] genannt) oftmals hart bedrängt wurde. Die gefahrvolle Lage erhöheten noch innere Unruhen unter den Slaven ſelbſt, die nun einem Stamme der Waräger, den Ruſſen (Ruotzi, Rutzi, d. i. Reiſende, Abenteurer), die Herrſchaft über ſich antrugen. Drei Brüder, Rurik, Sineus und Truwor, die Anführer der Ruſſen, nahmen nun im Jahre 862 das Land in Beſitz, das ohne Veränderung der Sprache und Sitte von ihrem Stamme nur den Namen erhielt und theilten es in drei Fürſtenthümer, Holmgard, Gardarike und Oſtrogard, welche nach ſeiner Brüder Tode Rurik allein beherrſchte und der Ahnherr eines Fürſtenhauſes ward, das bis 1598 regierte. Rurik ſtarb im Jahre 879. Während der Minderjährigkeit ſeines Sohnes, Igor, unternahm im Jahre 822 deſſen Vetter und Vormund, Oleg oder Olaf, einen glücklichen Zug nach Süden, eroberte Kiew, die nunmehrige Hauptſtadt des erweiterten Staats, machte ſ:inen Namen ſelbſt auf dem ſchwarzen Meere furchtbar und zwang den griechiſchen Kaiſer zu einem Tribute. Igor's Gemahlin, Olga, welche nach des Mannes Tode für ihren Sohn Swätoslav (fiel im Jahre 972 auf ſeinen Eroberungszügen in einer Schlacht mit den Petſchenegen) die Vormundſchaft führte, ließ ſich 955 in Conſtantinopel taufen und brachte einige Kenntniß des chriſtlichen Cultus und Lebens in die Heimath zurück, jedoch ohne allgemeinen Erfolg. Erſt Wladimir I. der Große (reg. von 980—1015), der im Jahre 988 zu Cherſon ſich taufen ließ und zugleich mit der griechiſchen Prinzeſſin Anna ſich vermählte, nöthigte den größ:en Theil ſeiner Unterhanen, namentlich die Großen des Reichs, zur Annahme des Chriſtenthums. Mit dieſem kam zwar auch chriſtliche Wiſſenſchaft und Bildung nach R. und dieſes Land blieb ungeachtet der ſpäteren oftmaligen Verſuche der Päpſte mit der römiſchen Hierarchie ganz verſchont; allein dieſe Trennung von Rom war ein Hauptgrund, weßhalb ſo viele Jahrhunderte hindurch jenes mächtige Reich in geiſtiger und moraliſcher Entwickelung hinter den übrigen europäiſchen Staaten zurücktrieb, zumal da es bei dem ſchroffen Gegenſatze zwiſchen Herren und Knechten alle freiere bürgerliche Verfaſſung entbehrte. Hierzu kamen noch blutige Fehden, welche die Mitglieder der Regentenfamilie und die einzelnen Fürſten fortwährend unter einander entzweiten. Wladimir hatte noch bei ſeinem Leben ſeinen Söhnen die Verwaltung der einzelnen Städte des von ihm mächtig erweiterten Reichs übertragen und einer derſelben, Swätopolk, ſollte nach ſeinem Tode als Großfürſt von Kiew die Oberherrſchaft führen. Noch größer ward die Verwirrung, als deſſen Nachfolger, Jaroslaw I., (reg. von 1016—1054) das Reich, wiewohl mit derſelben Bedingung, unter ſeine Söhne getheilt hinterließ. Nach vielen Kämpfen entſtand 1157 ein neues Großfürſtenthum zu Wladimir, das ſich von dem zu Kiew ganz unabhängig machte, worauf ſowohl dieſer als jener Oberherr beliebig ſeine Vaſallen zu Herzögen und Fürſten ernannte und mit Ländereien belehnte. Aber auch dieſe Fürſten kannten nichts weniger als treuen Gehorſam, ſondern ließen ſich vom Eigennutze und

adeligem Hochmuthe von dem einen Machthaber zum andern hinlenken. Hierbei beförderte der Adel, den die Bojaren ausmachten, mit ſeinen willkührlichen Vorrechten noch die tyranniſche Unterdrückung und rohe Verwilderung der Leibeigenen, neben denen ſich nur die Bewohner der Städte, beſonders in Kiew und Nowgorod, bald darauf auch in Moskau (ſ. d. Art.), manche bürgerliche Freiheiten errangen und ſie nicht ſelten in eine völlige Pöbelherrſchaft verkehrten. In Nowgorod, das ſeine Unabhängigkeit kräftig behauptete, unterhielten deutſche Kaufleute einen blühenden Handel und ruſſiſche Schiffe fuhren von hier aus nach Dänemark und Lübeck. Von dieſen Ständen unterſchied ſich noch durch ihr hohes Anſehen die griechiſche Geiſtlichkeit, deren Macht in der Uncultur des Volks einen ſichern Stützpunkt hatte, und die daher kaum merklich einen wohlthätigen Einfluß auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe ausübte. Selbſt in den Klöſtern war keine wiſſenſchaftliche Bildung anzutreffen; nur Chroniken von den merkwürdigſten Ereigniſſen pflegte man hier ſeit Neſtor (ſ. d. Art.) anzufertigen. Während dieſes anarchiſchen Zuſtandes war R. noch den Verheerungen wildſtürmender Barbarenhorden preisgegeben. Die Polowzer, ein türkiſch-tatariſches Volk, hatten ſchon ſeit dem XI. Jahrh. vom Uralfluſſe ihren Zug nach Europa genommen und blieben mit ihren ſtreitluſtigen Schaaren in fortwährend verderblicher Nachbarſchaft. Auf ſie ſtürzten ſich im XIII. Jahrh. die Mogolen (ſ. d. Art.), gegen welche die ruſſiſchen Fürſten jenen Hülfe leiſteten, aber bei Kalka mit ihnen bis zur Vernichtung geſchlagen wurden (1224). Zwar zogen ſich auch die Mogolen zurück, erſchienen aber 10 Jahre ſpäter unter Anführung Batu's oder Batuchan's und eroberten unter den gräuelvollſten Verwüſtungen den größten Theil von R., das ſeitdem an das Chanat von Kapſchak auf mehrere Jahrhunderte tributpflichtig ward. Bereke Chan übte durch tatariſche Beamte eine unumſchränkte Oberhoheit über das unterworfene Land; denn unglücklich blieben für die Ruſſen alle Kämpfe mit dieſen überlegenen Feinden. Der Großfürſt Georg verlor 1238 am Sit Schlacht und Leben; Kiew ward 1240 in Trümmer verwandelt; der Großfürſt Jaroſlaw, der vorher Finnland erobert hatte, demüthigte ſich im Lager Batu's und verlor hier durch meuchlings beigebrachtes Gift ſein Leben; ſelbſt die ſiegreichen Gefechte Alexander's Newskoi's (ſ. d. Art.) hatten keinen bleibenden Erfolg. Der Letztere aber erwarb ſich durch ſeinen Sieg über die Schweden (1241) und einen zweiten über die Schwerdtritter, ſo wie durch ſeine männlich kraftvolle Regierung einen unſterblichen Namen bei ſeinem Volke, das ihn nach ſeinem Tode (1277) unter die Schutzheiligen Rußlands verſetzte. Sein Sohn Daniel machte Moskau zu ſeiner Reſidenz und legte ſich 1296 den Titel eines Großfürſten von Moskau bei, wiewohl die eigentliche Verlegung des Herrſcherſitzes von Wladimir nach Moskau erſt ſpäter erfolgt ſein mag. Auch ſoll von dieſem Regenten der Kreml (1300) und von ſeinem Sohne Jurje Orſchek das nachherige Schlüſſelburg erbaut worden ſein. Mittlerweile dauerten die harten Bedrückungen der Mogolen fort, namentlich unter dem Chan Usbek, der ſogar den Großfürſten Michael II. Jaroſlawitſch, den man der Vergiftung einer tatariſchen Prinzeſſin beſchuldigte, zur Verantwortung ziehen und grauſam hinrichten ließ (1318). Eine ſo ſchmachvolle Knechtſchaft erleichterte dem litthauiſchen Fürſten Gedimin die Siege über mehrere ruſſiſche Fürſten, die ihm den Weg bis nach Kiew bahnten und die Eroberung dieſer Stadt mit dem größten Theile des gleichnamigen Großfürſtenthums zur Folge hatten (1320). Als aber nach Usbek's Tode (1341) die kapſchakiſchen Horden wegen der Thronfolge ſich ſelbſt zerfleiſchten, rückte die Zeit für Rußlands Befreiung immer näher. Zuvörderſt erfocht Dimitrij Iwanowitſch im Jahre 1380 unweit des Don einen glänzenden Sieg über die Tataren, wovon er den Beinamen Donskoy erhielt. Indeſſen erfolgte noch nicht beabſichtigte Unabhängigkeit, da bald darauf dieſelben Barbaren Moskau eroberten und in einen Schutthaufen ver-

wandelten. Seine Befreiung und Erhebung verdankte R. erſt dem Großfürſten Iwan I. Waſiliewitſch, dem Großen (reg. 1462—1505). Mit richtigem Regentenblicke trachtete er zuerſt darnach, die Herrſchermacht in ſeiner Perſon zu concentriren und dadurch Einheit in die Verwaltung und Leitung des Staats zu bringen, um deſto kräftiger nach Außen wirken zu können. Mehrere Fürſtenthümer, die ihrer Beſitzer beraubt waren oder verluſtig erklärt werden konnten, vereinigte er mit dem Großfürſtenthume Moskau; die übrigen Fürſten nöthigte er zu einer beharrlichen Unterthänigkeit, ſelbſt Nowgorod mußte ſich nach hartnäckigem Kampfe in den völligen Verluſt ſeiner bisherigen Selbſtſtändigkeit fügen (1478). Nun erſt ergriff er die Offenſive gegen den Chan von Kapſchak, dem er noch 1476 den Tribut entrichtet hatte, und nach einem beinahe 4jährigen Kriege löſte ſich deſſen Horde für immer auf (1481). Auch die Tataren lernten nach einer ſchrecklichen Niederlage (1487) ſeinen Namen fürchten und die Abhängigkeit von R. anerkennen. Ihm gebührt mit Recht der von ihm ſelbſt erwählte Titel: Selbſtherrſcher von ganz Rußland. Sein Nachfolger Waſilij IV. Iwanowitſch (reg. von 1505—1534) erweiterte Rußlands Macht durch fortwährende Unterdrückung der Großen des Reichs, durch einen glücklichen Zug nach Kaſan, das für jetzt von R. abhängig wurde, und durch die Eroberung von Pleskow und Smolensk, welches er den Polen abnahm. Dieſe nämlich hatten häufige Einfälle in das ruſſiſche Gebiet gewagt und zum günſtigern Fortgange ihrer Eroberungen die krimiſchen Tataren aufgehetzt, welche in wilder Verheerungsweiſe Folge leiſteten, aber wie jene einen tapfern Widerſtand fanden. Um dieſe Zeit ſendete der deutſche Kaiſer Maximilian, dem mit dem Papſte Clemens VII. an einem kräftigen Bunde der chriſtlichen Fürſten gegen die Türken ſehr viel gelegen ſein mußte, den Baron von Herberſtein nach R., deſſen Geſandtſchaftsreiſe zwar nicht den beabſichtigten Erfolg hatte, jene Feindſeligkeiten mit dem Großfürſten und den Polen beizulegen, aber doch genauere Kenntniß des ruſſiſchen Reichs nach Deutſchland verpflanzte. Iwan II. Waſiliewitſch der Grauſame (reg. von 1534—1584) traf weſentliche Verbeſſerungen im Militairweſen, indem er durch die Bildung der Strjelzi oder Strelitzen (Schützen) den Grund zu einem ſtehenden Heere legte; auch beförderte er die Induſtrie durch Herbeiziehung deutſcher Künſtler und Handwerker, bewilligte den Engländern, die 1553 bis Archangel gekommen waren, daſelbſt eine Factorei, belebte den Handel mit Perſien und legte die erſte Druckerei in Moskau an (1564). Auch wurden die Grenzen des Reichs nach mehreren Seiten hin erweitert. Kaſan machte er zur ruſſiſchen Provinz (1553) und ſicherte hier ſeine Herrſchaft durch Einführung des Chriſtenthums; Aſtrachan fiel 1554 in ſeine Gewalt; in der Kabordei am Kaukaſus drang er ſiegreich vor und an der Stadt Narva gewann er einen günſtigen Handelsort. Dagegen focht er mit weniger Glück im Weſten des Reichs, wo ſich Polen, Schweden, Dänen und Ruſſen um den Beſitz von Liefland (von 1557—1582) ſtritten. Seit 1558 war Iwan in dieſes Land wiederholt eingefallen und in den Beſitz mehrerer Ortſchaften gekommen, auch hatte er den däniſchen Prinzen Magnus zum Könige deſſelben ernannt (1569) und ſich wenigſtens die Oberhoheit vorbehalten, fand aber an den liefländiſchen Rittern und noch mehr an den Litthauern und Polen unter des tapfern Stephan Bathory Anführung einen ſo nachdrücklichen Widerſtand, daß er beim Abſchluſſe des Waffenſtillſtands zu Zapolia (1585) auf die Beſitznahme Lieflands völlig Verzicht leiſten mußte. Dieſen Frieden vermittelte der Jeſuit Poſſevier, der vom Papſte Gregor XIII. abgeſendet im Geiſte der römiſchen Curie zugleich hierarchiſche Zwecke verfolgte. Denn Iwan hatte dem genannten Papſte und dem Kaiſer Rudolf II., um ſich ihrer Unterſtützung gegen Polen zu verſichern, zu ſeinem Übertritte zum Katholicismus Hoffnung gemacht, die aber nach dem Verluſte Lieflands an Bathory und Ingermannlands an Schweden um ſo we-

niger in Erfüllung ging. Wichtiger war dagegen die Entdeckung und Eroberung von Sibirien. Jermak, Hetmann der Koſaken (ſ. d. Art.), die wegen ihrer ſteten Raubzüge von den Ruſſen bekriegt und in die Flucht geſchlagen waren, drang durch die wilden Einöden des Nordens bis zum Chan Kutſchum vor und beſiegte ihn in einem Haupttreffen, das er ihm mit ſeinem bis auf 1600 Mann geſchmolzenen Heeren lieferte (1578). Von hier aus forderte er Iwan auf mit ihm im Bunde ſich zum Herrn des Landes zu machen, worauf nach und nach die Ruſſen ſich daſſelbe bis nach Kamtſchatka unterwarfen. Iwan's Sohn, Feodor I. (reg. von 1584—1598), führte das Steuerruder mit ſchwacher Hand und kaum vermochte er den verheerenden Raubzügen der Polen und den planmäßigern Eroberungen der Schweden nur auf kurze Zeit Einhalt zu thun. Mit ihm erloſch das Haus Rurik, deſſen Regentenhäuſer ſchon ſeit vier Jahrhunderten den Titel Czar führten, den die Ruſſen früher den byzantiniſchen Kaiſern und den mogoliſchen Chanen beilegten. Zuerſt ſoll Wladimir II., Großfürſt von Kiew, zu Anfange des XII. Jahrh. als ſolcher gekrönt und vom griechiſchen Kaiſer Alexius Komnenus anerkannt worden ſein; nach Andern iſt dieß etwas ſpäter unter Wſewolod II. im Jahre 1138 geſchehen. — Nach Feodor's Tode zerrüttete wegen der zweifelhaften Thronfolge eine unmenſchliche und unheilvolle Anarchie, welche die ränkevolle Politik Polens und Schwedens noch gräßlich vermehrte, alle bürgerlichen Verhältniſſe und verſenkte das Reich in eine tiefe Ohnmacht. Die Gunſt mächtiger ruſſiſcher Fürſten erhob nach Feodor's Tode deſſen Schwager Boris Gudunow auf den Thron. Dieſer Czar wird von mehreren Geſchichtſchreibern beſchuldigt, Feodor's Bruder, Dimitrij, gemeuchelmordet zu haben, wenigſtens gab er durch ruchloſen Charakter und ein verbrecheriſches Leben hierzu hinreichenden Verdacht. Bald hatte er ſich bei den Großen ſo verhaßt gemacht, daß ein falſcher Dimitrij, der Mönch Grigorei Otrepiew, bei deſſen Auftreten Boris an ſeiner Erhaltung verzweifelnd ſich ſelbſt vergiftete (1605), ein Jahr lang die Czarenwürde behauptete. Nach ſeiner Ermordung wählte man Waſilij Schuiskoi zum Großfürſten, der aber auch bald erlag; denn noch vier falſche Dimitrij ſuchten ſich im Verlaufe der Zeit geltend zu machen. Bei der allgemeinen Verwirrung ſuchten noch die Könige von Schweden und Polen, von denen jeder ſeine Prinzen begünſtigte, durch Liſt und Gewalt zu gewinnen. Endlich vereinigten ſich die ruſſiſchen Parteihäupter gegen dieſe ſelbſtſüchtigen Vermittler, die bei der allgemeinen Gährung das Reich ſchrecklich verwüſten halfen, jagten ihre aufgedungenen Truppen aus dem Lande (1612) und ernannten einen mütterlich von Rurik abſtammenden Fürſten, Michael Feodorowitſch Romanow, zum Czar (1613). Seit der Erhebung des Hauſes Romanow zur Regentenfamilie ward aber dem ruſſiſchen Reiche das ſeltene Glück, über zwei Jahrhunderte lang eine faſt ununterbrochene Reihe kluger und kraftvoller Beherrſcher zu beſitzen. Zwar koſtete der Friede mit Schweden zu Stolbowa (1617) Kexholm, Ingermannland und Karelien, ſo daß die Ruſſen von der Oſtſee ganz ausgeſchloſſen wurden, und Polen erhielt im Friedensſchluſſe zu Diwilina (1618) Smolensk, Severien und Tſchernichow. Aber unter der Leitung ſeines trefflichen Vaters, des Patriarchen Philaret, hob Michael durch einſichtsvolle und friedliche Verwaltung das tiefgeſunkene Reich, dem er durch Beförderung der Induſtrie und des Handels die verlorenen Güter wiederzuerſetzen ſtrebte. Mit Polen erneuerte er den Krieg, kämpfte aber unglücklich und mußte im Frieden zu Wiasma (1634) die diwiliner Beſchlüſſe aufs Neue annehmen. Mit größerm Glücke verfolgte ſeine Pläne ſein kluger und kräftiger Sohn Alexei (reg. von 1645—1676). Unter ſeinem Scepter mußten ſich zuvörderſt die Koſaken in der Ukraine beugen (1654), welche den Polen oftmals nachdrückliche Hülfe geleiſtet hatten; ſodann zwang er den König Johann Caſimir zum Waffenſtillſtande von Niemez (1656), in welchem alles von den Polen Geraubte, als Kiew, Smolensk und Tſchernichow, an R. ab-

getreten ward; hierauf nahm er thätigen Antheil an dem Kriege der Polen gegen Schweden, in welchen außer dem deutſchen Kaiſer auch Preußen, Holland, Dänemark und England verwickelt waren, ſah ſich jedoch genöthigt zu Kardis im Jahre 1661 den Friedenſchluß von Stolbowa wieder zu ratificiren. Im Innern des Reichs ſorgte auch er für die Verbeſſerung des Induſtrieweſens, für Belebung des Gewerbfleißes und Handels, für Erbauung mehrerer Fabriken in Seiden- und Leinwaaren, für das Poſtweſen, das ihm ſeine Entſtehung verdankte, für den Schiffsbau und für Entdeckungsfahrten im Eismeere bis an Aſiens Nordküſte. Sein Sohn, Feodor III. (reg. von 1676—1682), trat nicht nur hierin in ſeine Fußſtapfen, ſondern hob die Reichsverfaſſung noch dadurch, daß er die Adelsariſtokratie ſtürzte, indem er auf einer Reichsverſammlung die Rosrädbücher, welche die Privilegien des hohen Adels enthielten, öffentlich verbrannte. So ruhmwürdig jedoch dieſe Fürſten die Zügel der Regierung geführt hatten, ſo war von ihnen doch nur einem Größern vorgearbeitet worden. Peter I., der Große (ſ. d. Art.), ſchuf das unermeßliche Reich zu einem europäiſchen Staate. Bis 1689 hatte er mit ſeinem Halbbruder Iwan (ſtarb 1696) die Vormundtſchaft der herrſchſüchtigen Schweſter Sophie geduldet; dann aber bewies der 17jährige Jüngling, wie ſehr er geſonnen und mächtig ſei, ihr und ihren Helfershelfern als alleiniger Gebieter entgegenzutreten. Um nun die errungene Alleinherrſchaft zu behaupten, vernichtete er zuerſt die rohe Soldatengewalt der Strelitzen, was ihm mit der grauſamſten Strenge erſt nach einem Decennium gelang, und errichtete an ihrer Stelle neue Regimenter nach der weit vorgeſchrittenen Taktik der Weſtſtaaten Europas. Sodann erhielt R. durch ihn eine Seemacht, von der man bisher noch keine Ahnung gehabt hatte. Auf ſeinen Reiſen, in Amſterdam namentlich und London, lernte er ſelbſt den Bau von Kriegs- und Kauffahrteiſchiffen, ſo wie er auch zugleich die Blüthe der Kunſt und Wiſſenſchaft betrachtete, zu der er nach ſeiner Rückkehr in der Heimath reichlichen Samen ausſtreute. Auch die Gerechtigkeitspflege erhielt durch ihn eine völlige Umgeſtaltung und ſo weit ſein wachſames Auge die rohe und beſtechliche Beamtenſchaar durchſchauen konnte, ward von der weiſen Gerechtigkeit die willkührliche Gewalt verdrängt. Außerdem machte er ſich zum Oberhaupte der herrſchenden Kirche in ſeinen Landen, indem er an die Stelle des Patriarchats die heilige Synode in Moskau errichtete (1721), wodurch das hierarchiſche Erheben der Kirche über den Staat gänzlich vernichtet wurde (ſ. Griechiſche Kirche). Ein Geſetz dagegen vom 5. Febr. 1722, nach dem der jedesmalige Herrſcher das Recht hatte, ſich den Würdigſten in ſeiner Familie zum Nachfolger zu wählen, mußte eine willkührliche und darum unheilvolle Thronfolge herbeiführen. Endlich erweiterte er in den Kriegen mit den Türken, Polen und Schwedens Könige, Karl XII. (ſ. d. Art.), die Grenzen ſeiner Herrſchaft von dem ſchwarzen Meere bis zur Oſtſee; Liefland, Eſthland, Ingermanland, Wiborgslehn und ein Theil von Karelien wurden auf immer im Frieden von Nyſtädt (1721) R. abgetreten; die neue Hauptſtadt Petersburg (ſ. d. Art.) erhob ſich als Triumphdenkmal des ſiegreichen Herrſchers und ihm verdankte der ruſſiſche Seehandel vom baltiſchen Meere aus ſeine erfolgreiche Entſtehung. So empfing von Peter I., der zuerſt den Kaiſertitel führte, das Reich ſeine Gemahlin Katharina I. (regierte von 1725—1727), welche dem erſten Staatsminiſter, dem Fürſten Menſchikoff, die Regierung allein überließ. Unter ihm entſtand die ſchon von Peter I. beabſichtigte Akademie der Wiſſenſchaften, durch welche jedoch die Volksbildung ſelbſt wenig gefördert wurde. Derſelbe Fürſt ſuchte, nachdem Peter II. (regierte von 1727—1730) den Thron beſtiegen hatte, vergebens ſeine Allgewalt zu behaupten; noch im Jahre 1727 mußte er der Familie Dolgorucki weichen. Dieſe inneren Befehdungen feſſelten allen politiſchen Einfluß nach Außen und würden noch lange die Macht des Monarchen geſchwächt haben, wäre die neue Regentin, Anna Iwanowna,

Tochter Iwan's, des ältern Bruders Peter's des Großen, und verwittwete Herzogin von Kurland (regierte von 1730—1740), nicht vom ruſſiſchen Adel ſelbſt gegen die Oligarchen unterſtützt worden. Denn kaum hatte ſie die Regierung angetreten (den 15. Febr. 1730) mit der Bewilligung, dem Staatsrathe die oberſte Gewalt zu überlaſſen, als ſie ſchon am 25. Febr. von den Fürſten Trubetzkoy, Boraitinskoy und Tſcherkaskoy im Namen des Volks aufgefordert wurde, ihrem geheimen Wunſche gemäß als Selbſtherrſcherin die rechtmäßige Verfaſſung wieder herzuſtellen. Nach Verbannung der Dolgorucki und Galitzin trat ein neuer dirigirender Senat von 21 Mitgliedern zuſammen, über dem noch ein geheimer Cabinetsrath ſtand; der Kanzler Oſtermann, der Feldmarſchall Münnich und der Reichsgraf und Oberkammerherr Biron, ſeit 1737 Herzog von Kurland (ſ. d. Artt.), übten auf Anna den meiſten Einfluß und machten ihn auch nach Außen geltend. Die Verträge mit Perſien und China erweiterten den Handel und die mit Dänemark und Öſtreich verflochten R. enger in die politiſchen Verhältniſſe des Weſtens. Durch ruſſiſche Waffengewalt erhielt Auguſt III. das Königreich Polen und wurde ſonach in eine verbindliche Abhängigkeit von der Czarewna verſetzt; ruſſiſche Truppen verſtärkten das deutſche Heer am Rheine gegen die Franzoſen, die mit der Wiedereinſetzung des Stanislaus Leszczynski drohten; und Münnich bahnte im Türkenkriege von 1736—1739 den Ruſſen den Weg bis über den Pruth, jedoch ohne reellen Erfolg, weil Öſtreich in einem ſchmachvollen Frieden plötzlich vom Kriegsſchauplatze abtrat. Nach Anna's Tode (den 28. Oct. 1740) zerſplitterten neue Parteikämpfe die Kräfte des Reichs. Sie hatte zum Nachfolger den zweijährigen Enkel ihrer Schweſter Katharina, Iwan II., und während deſſen Minderjährigkeit nicht ſowohl ſeine Mutter Anna, Gemahlin des Prinzen Anton Ulrich von Braunſchweig, als vielmehr den Herzog Biron zum Regenten beſtimmt. Jedoch Neid und Ehrgeiz ſtürzten den Letzteren ſehr bald (den 8. Nov.); Anna erklärte ſich zur rechtmäßigen Regentin und Münnich ward die Seele des ruſſiſchen Cabinets, indeß ebenfalls nur auf kurze Zeit, da der öſtreichiſch geſinnte Graf Oſtermann ſeiner Vorliebe für Preußen und mit Anna und ihrem Gemahle ſeiner Herrſchſucht längſt überdrüſſig war. Mittlerweile war die Verſchwörung der Tochter Peter's I., Eliſabeth Petrowna (ſ. d. Art.), ihres Arztes l'Eſtocq und des franzöſiſchen Geſandten, de la Chetardie, zur Reife gediehen. In der Nacht vom 24. zum 25. Nov. (6. Dec.) 1741 ward die großfürſtliche Familie gefangen genommen, Iwan kam in ein Gefängniß zu Schlüſſelburg (ermordet 1764), Anna und Ulrich wanderten mit Münnich, Oſtermann, Löwenwolde, Golowkin u. A. nach Sibirien, wohin aber auch l'Eſtocq wegen ſeiner Zuneigung zum preußiſchen Hofe und anmaßender Herrſchbegierde 2 Jahre darauf verwieſen ward. Denn die oft grauſam harte Verbannung in dieſes Land ſetzte Eliſabeth an die Stelle der abgeſchafften Todesſtrafe, überließ aber außerdem die Regierung ihren Günſtlingen und gab ſich ſelbſt einem bigotten und wollüſtigen Leben hin. Beſtuſchew, mit der Monarchin Preußens unverſöhnlicher Feind, trat an die Spitze der Regierung. Noch dauerte der ſeit dem Aug. 1741 begonnene Krieg mit den Schweden, die bereits bei Willmanſtrand den 3. Sept. eine völlige Niederlage erlitten, aber deſſenungeachtet den Kampf erneuert hatten, fort. Im Auguſt des folgenden Jahres ergab ſich das ſchwediſche Heer bei Helſingfors den ſiegreichen Ruſſen und nur dem politiſchen Einfluſſe, den man Eliſabeth auf die Beſtimmung der ſchwediſchen Thronfolge geſtattete, hatte man es zu verdanken, daß in dem Frieden zu Abo (den 17. Aug. 1743, ſ. Schweden) ſich R. mit der Abtretung von der Provinz Kymmenegard und den Städten Friedrichshamm, Willmanſtrand und Nyslot begnügte. Die öſtreichiſche Geſinnung des ruſſiſchen Cabinets bewies aber den mächtigſten Einfluß bei Vermittelung des aachner Friedens (1748) und während des ſiebenjährigen Kriegs (ſ. Friedrich II. und M. Thereſia), der gewiß noch einen

traurigen Ausgang für Preußens König gehabt hätte, wäre dieſer von ſeiner Todfeindin Eliſabeth nicht zur rechten Zeit durch ihren Tod (den 5. Jan. 1762) befreit worden. Für die Cultivirung der ruſſiſchen Nation geſchah unter ihrer Regierung wenig; in Moskau ward eine Univerſität und ein Seecadettencorps und eine Akademie der ſchönen Künſte durch Schuwalow in Petersburg gegründet. Hierauf beſtieg Peter III. (Karl Peter Ulrich, der Sohn Anna's, der ältern Tochter Peter's I.) auf kurze Zeit den Thron. Von entſchiedener Bedeutung war der ſchnelle Friede, den er als großer Verehrer Friedrich's II. mit Preußen abſchloß; in unheilvoller Verblendung aber verachtete er nicht nur die griechiſche Geiſtlichkeit, ſondern auch, vornehmlich in der äußern Umgeſtaltung der Armee, die Nationalität des ruſſiſchen Volks. Dabei beſaß er noch einen ſchwachen und unentſchloſſenen Geiſt, der ſolche kühne Neuerungen gegen die Warnungen ſeines ſtaatsklugen Freundes in Berlin nicht durchzuführen verſtand, ſo daß es ſeiner von ihm perſönlich gekränkten Gemahlin, einer geborenen Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt-Dornburg, nur zu ſchnell gelang, ihn vom Throne zu ſtoßen (den 9.—10. Juli) und ihn auf dem Landhauſe Robſchak den 17. Juli 1762 von Orlow gewaltſam erwürgen zu laſſen. — Mit dieſer Herrſcherin, Katharina II. Alexiewna (regierte von 1762—1796, ſ. d. Art.), beginnt eine neue Epoche in der Geſchichte Rußlands, das von nun an zu einer bedeutſamern Macht ſich geſtaltete. Eine rieſenhafte Ausdehnung erhielt das Reich nach den beiden Türkenkriegen (1768—1774 und 1787—1792) und der dreimaligen Theilung Polens (1772 und 1773, 1793, 1795), während dem die Revolution des doniſchen Koſaken, Pugatſcheff, der ſich für Peter III. ausgab, von 1773—1775 glücklich gedämpft, ein Kampf mit Schweden (1788—1790) mit der Behauptung der bisherigen Grenzen geführt ward und ein nachheriger Krieg mit Perſien (geendet 1797) neue Handelsquellen eröffnete. Das Gebiet der Kaiſerin reichte nun um 10000 □M. erweitert und in vollſtändiger Abrundung von Kamtſchatka und dem Eismeere bis zum ſchwarzen Meere und in Weſten begrenzten es der Dnieſtr, der Bug und der Niemen. Auf dieſem ungeheuern Flächenraume, der von ihr zweckmäßiger in engere Gouvernements und Kreiſe abgetheilt (1776) und mit einer beträchtlichen Anzahl von Städten und Dörfern bereichert ward, traten auch manche treffliche Schöpfungen für die intellectuelle und moraliſche Bildung der Nation ins Leben, deren ſegensreiches Gedeihen jedoch theils die geringe Empfänglichkeit ihrer Zeitgenoſſen hemmte, theils der Einfluß ihrer Günſtlinge, beſonders des unbändig leidenſchaftlichen Potemkin (ſ. d. Art.), der den ſtaatsklugen Panin verdrängte, völlig vereitelte. Katharina förderte aber weſentlich die allgemeine Wohlfahrt durch eine neue Geſetzgebung, zu der ihr die aus allen Provinzen und Stämmen zuſammenberufene Reichsverſammlung in Moskau (1767) reichlichen Stoff lieferte. In jeder Statthalterſchaft verordnete ſie ein Gewiſſensgericht und eine Behörde der allgemeinen Fürſorge, wodurch den durch bisherige Beamtenwillkühr Gedrückten mannigfache Erleichterung, ſo wie den Schulen und Wohlthätigkeitsanſtalten aufmerkſamere Obſicht widerfuhr. Wiewohl ſie die Vorrechte des Adels beſtätigte, ſchirmte ſie doch auch die Leibeigenen und regelte die Verhältniſſe des Bürgerſtandes durch eine neue Städteordnung, wodurch er zu einem freiern Mittelſtande zwiſchen den Adeligen und Bauern erhoben wurde. Die Anzahl der Freien vermehrte ſie auch durch das große Findelhaus in Moskau, aus welchem Alle die perſönliche Freiheit mitnahmen, und noch mehr durch die zuvorkommende Aufnahme der vielen Anſiedler, die aus der Ferne Kunſtfleiß und Gewerbthätigkeit mitbrachten und überall willkommene Unterſtützung und religiöſe Duldung fanden, die ſogar den allenthalben vertriebenen Jeſuiten widerfuhr. Die vorhandenen Bildungsanſtalten wurden merklich erweitert und vervollkommnet, größere Fürſorge erfuhr aber der zeither ganz vernachläſſigt gebliebene Volksunterricht und die Bearbeitung der

ruſſiſchen Sprache. Auch die Kaufmannſchaft erhielt Befreiung von den noch übrigen Regierungsmonopolen, ein Seerecht und eine Schifffahrtsordnung (1781), anſehnliche Werfte für Kauffahrteiſchiffe und neue Handelswege auf dem ſchwarzen, kaspiſchen, nördlichen und baltiſchen Meere. Endlich bekam auch der Bergbau durch neue Entdeckungen und beſonders durch Anſtellung geſchickter und ehrlicher Arbeiter einen lebendigern Aufſchwung, ſo daß neben anderm Gewinn die jährliche Einnahme des Staats von 30—60 Mill. Rubel wuchs und ſtieg. Fortdauernd hatte aber die Kaiſerin die enge Verbindung mit Öſtreich feſtgehalten, in den letzten Regierungsjahren die franzöſiſche Revolution entſchieden verurtheilt und mit jenem Staate und England eine Tripleallianz geſchloſſen, jedoch außer den donnernden Manifeſten gegen die republikaniſchen Factionsmänner keine Theilnahme an den Kriegsoperationen bewieſen. Nach ihrem Tode aber (den 17. Nov. 1796) fühlte ſich ihr Sohn und Nachfolger **Paul I.** (regierte von 1796—1801), als erwählter Großmeiſter und Protector des Johanniterordens zum offenen Kriege gegen die Franzoſen, die Malta erobert hatten, und zur Allianz mit der Türkei und Neapel gezwungen. Eine türkiſch-ruſſiſche Flotte bemächtigte ſich der ioniſchen Inſeln (1799) und ruſſiſche Truppen hielten ſie bis 1807 lang beſetzt, bewahrend den ruſſiſchen Einfluß auf die Ereigniſſe im Mittelmeere. Auch an den Kämpfen der Engländer in Holland (ſ. Herzog von **York**) und der Öſtreicher in der Schweitz und Italien (ſ. **Suwarow**) nahm Paul den thätigſten Antheil, trennte ſich aber von jenen, da ſie das wiedererobette Malta nicht an ihn als Großmeiſter abtreten wollten und von dieſen, weil die Eiferſucht und der Ehrgeiz der öſtreichiſchen Generale ſeine Truppen im Stiche gelaſſen hatte, ja er ſöhnte ſich ſogar mit dem Conſul Buonaparte aus, als er von ihm den Degen des Johanniter-Großmeiſters Villiers de l'Isle-Adam, den dieſer von Leo X. zur Vertheidigung der Inſel Rhodus empfangen, zum Geſchenke bekommen und gegen 7000 ruſſiſche Gefangene ohne Löſegeld zurückerhalten hatte. Zuletzt ſtiftete er noch den nordiſchen Bund (1800), der Rußland, Preußen, Schweden und Dänemark umſchloß, um gegen das verhaßte England eine bewaffnete Neutralität zu behaupten. Allein bei der innern Verwaltung des Reichs und in ſeinen nächſten Umgebungen hatte der Kaiſer durch ſeine grillenhafte und leidenſchaftliche Despotie, bei der man zuletzt Anzeichen von Geiſteszerrüttung bemerken wollte, eine böſe Stimmung gegen ſich erregt; mehrere Große und Staatsbeamte überfielen ihn im Michaelspalaſte in der Nacht vom 23. zum 24. März 1801 und machten mit Schwert und Strang ſeinem Leben ein Ende (vergl. „Europäiſche Annalen", 1807, St. 7.). Auf ihn folgte ſein älteſter Sohn, **Alexander I. Pawlowitſch** (ſtarb den 1. Dec. 1825) und nach ihm deſſen Bruder, **Nikolaus I. Pawlowitſch**, deren thatenvolles und erfolgreiches Leben und Wirken für das Aufblühen des ruſſiſchen Staats von epochemachender Bedeutung ſind (vergl. beide Artt.). — Das Hauptwerk über die Geſchichte Rußlands iſt: **Nik. Karamſin**, „Geſchichte des ruſſiſchen Reichs" (deutſch von Hauenſchild und Goldhammer, Riga und Leipzig 1820—1833. 11 Bde. 8.). 15. 2.

Rußniaken oder **Ruthenen**, auch **Roth-** oder **Kleinreußen**, ein ſlaviſcher Volksſtamm, wohnen in dem öſtlichen Galizien und dem nordöſtlichen Ungarn. Jene führen auch vorzugsweiſe den Namen Rothreußen, dieſe werden dagegen Pokutier genannt. Nach den verſchiedenen Dialekten ihrer Sprache theilen ſie ſich in mehrere einzelne Stämme, von denen die Eſopaki und Szotaki die gebildetſten ſind. Erſtere ſollen im Äußern ſehr viel Ähnlichkeit mit den Slowaken haben und ſich nur durch ihre kleinere Statur und ein blondes Haar von jenen unterſcheiden. Ihrer patriarchaliſchen Verfaſſung gemäß leitet der Vater das ganze Hausweſen und wählt irgend eine für den Sohn paſſende Beſchäftigung. Der größte Theil von ihnen bekennt ſich zur römiſchen Kirche. Letztere ſind nur wenig

von den Eſopaki verſchieden und nur durch ihr weißes Haar kennbar. Sie wohnen im zempliner Comitate, führen, wie jene, eine patriarchaliſche Verfaſſung und zeichnen ſich namentlich durch ihre Fertigkeit im Fahren aus. Nur ein geringerer Theil von ihnen bekennt ſich zur proteſtantiſchen Kirche, während der andere gleich den übrigen R. der griechiſchen zugethan iſt. Wie die Eſopaken ſind ſie ein arbeitſames, beſonders Ackerbau treibendes und gutmüthiges Volk. 35.

Ruſt (Johann Nepomuk), berühmter Arzt, ward am 5. Apr. 1775 zu Jauernig in Schleſien geboren. Sein Vater, Regierungsrath und Kammerdirector, ließ ihm Unterricht zu Troppau und auf dem Gymnaſium zu Weißwaſſer ertheilen, worauf er zum öſtreichiſchen Ingenieurcorps trat, daſſelbe aber bald wieder verließ, um in Wien zuerſt die Rechte, dann aber Medicin zu ſtudiren. Hierauf wurde er in Prag 1800 Doctor der Chirurgie, ſetzte in Wien noch einige Zeit ſeine Studien fort und ließ ſich endlich in ſeiner Vaterſtadt als praktiſcher Arzt nieder. Bald aber wurde er in Olmütz als Profeſſor der Anatomie und 1803 in Krakau als Profeſſor der Chirurgie angeſtellt; 1809, als Krakau von Öſtreich getrennt wurde, verließ er dieſe Stelle, trotz dem, daß er ſich ſchon einen bedeutenden Ruf erworben hatte, und wendete ſich nach Wien, wo er zunächſt als Primairwundarzt am allgemeinen Krankenhauſe eine Anſtellung erhielt. Nachdem er hier durch ſein praktiſches Handeln, ſo wie durch ſeine Schrift über die Geſchwüre („Helkologie", Wien 1811. 2 Bde.) ſeinen Ruf noch mehr begründet, zugleich aber den Neid ſeiner Collegen geweckt hatte, mußte ihm 1815 ein Ruf als Generalarzt in der preußiſchen Armee und Profeſſor der Chirurgie an der mediciniſch-chirurgiſchen Militairakademie in Berlin ſehr willkommen erſcheinen. Demnach begleitete er ſchon in demſelben Jahre das vierte Armeecorps nach Frankreich und nahm nach hergeſtelltem Frieden ſeine Profeſſur in Berlin ein, in die er als Nachfolger Murſinna's eintrat. Hierauf wurde er 1818 Profeſſor bei der mediciniſchen Facultät der Univerſität, 1819 geheimer Medicinalrath, 1822 Generalſtabsarzt der Armee und 1829 Präſident des Curatorium für die Krankenhausangelegenheiten. — R. hat ſich um das preußiſche Civil- und Militairmedicinalweſen große Verdienſte erworben und er verdankt dieſen ſeine hohe Stellung, die er jetzt in der Staatsverwaltung einnimmt; ſein Werk aber in dieſer Beziehung ſind die weſentlichen Verbeſſerungen in der Charité und dem Friedrich-Wilhelmsinſtitute, die veränderte Stellung der Regimentsärzte und überhaupt die Aufhebung der zwiſchen Militair- und Civilärzten ſtattgefundenen Trennung, das neue Inſtitut der Wundärzte erſter Claſſe, ſo wie die neue Gründung mehrerer für die Bildung von Chirurgen beſtimmter Lehranſtalten u. dgl. m. Bekannt ſind ſeine Anſichten, die er von der Anſteckbarkeit der aſiatiſchen Cholera gefaßt und die er den Anordnungen beim erſten Auftreten derſelben zu Grunde gelegt hat. Als Schriftſteller hat ſich R. außer dem ſchon angeführten Werke durch ſeine „Arthrokakologie" (Wien 1817) und durch ſeine Schrift „Über die ägyptiſche Augenentzündung" (Berl. 1820) ausgezeichnet. 1834 erſchien der erſte Theil ſeiner „Aufſätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Staatsarzneikunde" (Berlin bei Enslin). Er iſt auch Redacteur des vielgeleſenen „Magazins für die geſammte Heilkunde", das ſeit 1816 erſchienen iſt, ſo wie auch das „Handbuch der Chirurgie in alphabetiſcher Ordnung" ſeinen Namen trägt. Daß ein ſolcher Mann als Lehrer und Arzt ſich eines großen, glücklicherweiſe in dieſem Falle wohlverdienten Beifalls erfreut, bedarf kaum der Erwähnung. 39.

Ruth iſt der Titel einer altteſtamentlichen Schrift, von der darin beſprochenen Hauptperſon genannt. Es enthält eine einfache, aber ſehr naiv und anziehend erzählte Geſchichte, welche man recht gut eine Novelle nennen könnte, wenn nicht die im Buche angegebene Tendenz, den Urſprung der Familie David's nachzuweiſen, auf eine wirkliche Begebenheit hindeutete. Unſtreitig gehört dieſe kleine Schrift

auch ihrer moraliſchen Richtung nach zu den anziehendſten hiſtoriſchen Büchern des alten Teſtaments, als ein ſchönes Gemälde eines wahrhaft frommen häuslichen Lebens. — Vergl. Dereſer, „Das Büchlein Ruth, ein Gemälde häuslicher Tugend" (Frankfurt a. M. 1806); Riegler, „Das Buch Ruth" (Würzburg 1812. 8.). 23.

Ruthe iſt im Allgemeinen ein Grundmaß größerer Art, das I. als Längenmaß von 10 bis 20 Fuß zu dem Ausmeſſen der Seiten großer Räume gebraucht wird und in verſchiedenen Ländern zu verſchiedenen Zwecken verſchiedentlich lang iſt. 1 R. hält in Aachen = 16 Fuß = 2047,68, in Amſterdam = 13 Fuß = 1631,63, in Ansbach = 12 Fuß = 1593,48, in Antwerpen = 20 Fuß = 2542,8, im Großherzogthume Baden = 10 Fuß = 1329,9, im Königreiche Baiern = 10 Fuß = 1293,8, in Baſel = 16 Fuß = 2160, in Bern = 10 Fuß = 1300, in Bologna = 10 Fuß = 1685, in Braunſchweig = 16 Fuß = 2022,08, in Bremen = 16 Fuß = 2052,42, in Breslau = 15 Fuß = 1915,35, in Caſſel = 14 Fuß = 1785,56, im Königreiche Dänemark = 10 Fuß = 1390,9, in Danzig = 15 Fuß = 1908, in Dresden = 15⅛ Fuß = 1903,448, in Erfurt = 14 Fuß = 1757,98, in Frankfurt a. M. = 12½ Fuß = 1577,125, in Gera = 16 Fuß = 2028,92, in Gotha = 14 Fuß = 7851, in Großbritannien = 16½ Fuß = 2229,315, in Hamburg = 14 Fuß = 1777,58, in Hanover = 16 Fuß = 2071,04, in Hildesheim = 16 Fuß = 1987,2, in Köln am Rhein = 16 Fuß = 2038,4, im Fürſtenthume Lippe = 16 Fuß = 2053,44, in Lübeck = 16 Fuß = 2041,88, in Meklenburg-Schwerin = 16 Fuß = 2040,64, in Nürnberg = 16 Fuß = 2156, im Königreiche Preußen = 12 Fuß = 1669,56, in Schweden = 12 Fuß = 1579,2, in Weimar = 16 Fuß = 2000, im Königreiche Würtemberg = 10 Fuß = 1270, in Würzburg = 12 Fuß = 1562,4 par. Linien. Als Längenmaß unterſcheidet man: a) die Decimal- oder geometriſche R., wenn die gewöhnliche R. in 10 Theile oder geometriſche Fuß à 10 Zoll rc. und b) die Duodecimal- oder gewöhnliche R., wenn ſie in 12 Fuß à 12 Zoll rc. eingetheilt iſt. II. Als Flächenmaß, Quadratruthe genannt, iſt es eine Quadratfläche von 1 R. Länge und 1 R. Breite, um darnach die Größe eines Morgen Landes, Jucharts, Ackers rc. zu beſtimmen, und III. als Körpermaß, Cubikruthe, Würfelruthe genannt, ein Körper, der eine R. lang, breit und hoch iſt oder doch einen dieſem gleichen körperlichen Raum umfaßt. Die Schacht- oder Schichtruthe wird zu dem Ausmeſſen des Inhaltes des ausgegrabenen Erdreichs gebraucht und iſt 1 R. lang und breit und 1 Fuß hoch. Die Steinruthe iſt 1 R. lang und breit und 3 bis 4 Fuß hoch und wird beim Ausmeſſen der Bruchſteine gebraucht. 26.

Rutilius Lupus (Publius), ein römiſcher Rhetor zur Zeit des Auguſt bis Nero, iſt bekannt durch ſeinen überſetzten Auszug des griechiſchen rhetoriſchen Werkes des jüngern Gorgias: „De figuris sententiarum et elecutionis." Obgleich das Werk durch den ſpätern Gebrauch vielfach verändert worden iſt, ſo daß es, urſprünglich ein Buch von den Grammatikern ſelbſt in 2 Bücher getheilt worden iſt, ſo iſt es doch ſehr ſchätzenswerth wegen der vielen in denſelben ſich befindenden Fragmenten aus griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern. Die Ed. pr. erſchien Venet. 1519. 8.; ed. Beat. Rhenanus in Veterum aliquot de arte rhet. Rhetorica (Basil. 1521. 4.); dann rec. et not. adjecit Dav. Ruhnkenius; acc. Aquilae Romani et Julii Rufiniani de eod. argumento libri (Lugd. Bat. 1768. 8.). Die neueſte Ausgabe iſt multis access. locupletavit C. H. Frotscher (Lips. 1831. 8.). 20.

Rutilius Numatianus (Claudius), ein Gallier von Geburt, wahrſcheinlich aus Poitou, bekleidete in Rom unter der Regierung des Honorius und Theodoſius die Würden eines Conſuls und Praefectus urbis, zeichnete ſich bei Ver-

waltung derſelben ſowohl durch ſeine Beredſamkeit als durch ſeine Humanität und Gerechtigkeit aus, entſagte dann dem Staatsdienſte und kehrte in ſein Vaterland zurück. Dieſe Reiſe beſchrieb er in einem jetzt verſtümmelten Gedichte, das zugleich in der römiſchen Literatur als letzter Verſuch im didaktiſchen Epos gelten muß, betitelt: „Itinerarium sive de reditu.“ Außer lebhaften Erinnerungen an die claſſiſche Vorzeit Roms iſt dieſes Gedicht auch ausgezeichnet durch eine gute Sprache und Geſchmack und iſt ſelbſt nicht ohne poetiſchen Gehalt. Die Ed. pr. erſchien von Baptiſta Pius beſorgt Bonon. 1520. 4.; emend. et ill. J. Castalio (Rom. 1582. 8.); rec. et comm. adj. Casp. Barth. (Francof. 1623. 8.); c. not. var. interpret. ed. Almeloven (Amst. 1687. 12.). Die beſte Ausgabe iſt von Pet. Burmann in „Poet. lat. min.“ (T. II.); ed. Wernsdorf. in „Poet. lat. min.“ (Vol. V. T. II.). Die neueſte Ausgabe iſt c. sel. var. lect. atque integ. not. Graevii, Almelovenii, Cortii suisque ed. J. Sig. Gruber (Norimb. 1804. 8.). 20.

Rutſchberge, ſ. Tivoli.

Ruyſch (ſpr. Reuſk) (Friedrich), berühmter holländiſcher Arzt und Anatom, ward im Haag am 23. März 1638 geboren, ſtudirte zu Leyden die Medicin, hauptſächlich aber die Anatomie, wo van Hoorne ſein Lehrer war, und promovirte hierauf zu Franecker. In ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt zeichnete er ſich zuerſt durch eine Streitſchrift aus, in der er dem Anatomen Bils entgegentrat und in welcher er die, aber nicht von ihm zuerſt aufgefundenen, Klappen in den lymphatiſchen Gefäßen nachweiſt. 1665 erhielt er einen Ruf nach Amſterdam als Profeſſor der Anatomie, in welcher Stelle er ſich ſeiner Neigung zu anatomiſchen Arbeiten ungehindert hingeben konnte, und ſo erhob er die Kunſt des Injicirens zu einem ſo hohen Grade von Vollkommenheit, als es Keinem vor ihm gelungen war; durch ſeine Geſchicklichkeit entſtanden nunmehr die herrlichſten Präparate, die faſt nichts von ihrem Anſehn, Weichheit und Beweglichkeit im lebenden Zuſtande verloren hatten und die ſeinem Cabinette einen ſolchen Ruf verſchafften, daß es von Reiſenden aus ganz Europa beſucht wurde. In ſeinem 79. Jahre verkaufte er es an Kaiſer Peter den Großen und obgleich hochbejahrt legte er ſeine Sammlung von Neuem wieder an, die er auch mit Hülfe ſeiner, in anatomiſchen Arbeiten ſehr geſchickten Tochter bei ſeinem Tode in einem ſehr vollkommnen Zuſtande hinterließ. Er ſtarb am 22. Febr. 1722 im 93. Jahre. — Einen ſo großen Fleiß R. auch auf die Anatomie verwendete und ſo vortreffliche Präparate er geliefert hat, ſo war er doch nicht glücklich in neuen Entdeckungen; im Gegentheile iſt das Irrthümliche in denen, die er gemacht haben wollte, ſchon längſt erwieſen. — Seine Schriften enthalten ſeine „Opera“ (Amst. 1721—1725. 2 Voll. 4.). 39.

Ruyter (ſpr. Reuter) (Michael Adrian), ein berühmter holländiſcher Seeheld, wurde 1607 zu Vlieſſingen geboren. Von ſeinen Eltern wider ſeine Neigung zum Seilerhandwerke beſtimmt entfloh er und folgte ſeinem Hange, indem er auf einem Schiffe Dienſte nahm. Hier zeigte er eine ſolche Thätigkeit und Vorliebe für die Schiffskunſt, daß er bald vom Schiffsjungen zum Matroſen und zum Steuermanne vorrückte und hiernach zum Schiffscapitain in der holländiſchen Marine ernannt wurde. In dieſer Eigenſchaft kämpfte er ſiegreich gegen die Irländer bei Dublin, als ſie daſſelbe den Engländern entreißen wollten. Acht Seereiſen nach Weſtindien und zwei nach Braſilien brachten ihm im Jahre 1641 den Rang eines Contreadmirals und als ſolchem wurde ihm das Commando über die Hülfsmacht übertragen, welche Holland den Portugieſen gegen die Spanier ſandte. In dieſem Kriege erntete er wegen der vielfachen Beweiſe ſeiner Tapferkeit und Umſicht die größten Lobeserhebungen des Königs von Portugal und noch größern Ruhm erwarb er ſich auf ſeinen Zügen gegen die afrikaniſchen Raubſtaaten. Als im Jahre 1653 ein Geſchwader von 70 Schiffen unter dem Befehle des Admirals

Tromp gegen die Engländer auslief, befehligte er unter demſelben eine Abtheilung dieſer Flotte und erwarb ſich in 3 Seegefechten neuen Ruhm. Gegen das Ende des Jahres 1655 kriegte er gegen die Corſaren im Mittelmeere, nahm mehrere türkiſche Schiffe und mit dieſen den berüchtigten Renegaten Armant de Dias gefangen, den er aufknüpfen ließ. Die Hülfsmacht, welche holländiſcher Seits im Jahre 1659 den Dänen gegen die Schweden geſchickt wurde, ward ſeinem Befehle anvertraut. In Folge ſeiner Leiſtungen in dieſem Kriege wurde er und ſeine Familie vom Könige von Dänemark geadelt und mit einer Penſion beſchenkt; die Stellen eines Viceadmirals und eines Lieutenantadmiralgenerals waren die Belohnungen ſeiner, dem Vaterlande geleiſteten Dienſte. Die letztere Würde, die höchſte, welche er erringen konnte, war dem Verdienſte um ſo mehr angemeſſen, welches er durch den entſcheidenden Sieg erwarb, den er über die verbundene Flotte der Franzoſen und Engländer davon trug, während die Waffen der Republik zu Lande nicht glücklich waren. R. genoß jedoch nicht lange die Früchte ſeiner Anſtrengungen, er endete ſeine Laufbahn vor der Stadt Agouſte in Sicilien in der Seeſchlacht, die er im Jahre 1662 den Franzoſen lieferte. In derſelben tödtlich verwundet gab er nach einigen Tagen ſeinen Heldengeiſt auf. Sein Leichnam wurde nach Amſterdam gebracht, wo ihm auf Koſten des Staats ein würdiges Denkmal errichtet worden iſt. 61.

Rybinski (Matthias), letzter Obergeneral der polniſchen Revolutionsarmee, geb. am 24. Febr. 1784 in Slawuta in Volhynien, machte ſeine erſten militairiſchen Studien in Miendzyrzec, ſpäter auf der Akademie zu Lemberg, zog ſich aber durch ſeinen unbegrenzten Studieneifer eine Blaſenkrankheit zu, wovon er nur nach einer gefährlichen und ſchmerzhaften Operation befreit wurde. 1806, wo der Polen Hoffnung auf Wiedereroberung ihrer Selbſtſtändigkeit wuchs, trat R. in franzöſiche Kriegsdienſte und ward beim Stabe des Generals Suchet, deſſen Achtung und Zuneigung er ſchnell gewann, angeſtellt, ließ ſich aber trotz der vielen Verſprechungen nicht bewegen, ihn bei dem bevorſtehenden Feldzuge in Spanien zu begleiten, ſondern blieb vielmehr, in der Hoffnung ſeinem Vaterlande nützen zu können, daſelbſt zurück, wo ihm der Prinz Poniatowski eine Stelle im 6. Infanterieregimente gab. Im Feldzuge 1809 gegen die Öſtreicher zeichnete ſich R. rühmlichſt bei Radzymin (29. Apr.), bei der Wegnahme des Brückenkopfs von Gora Kalwarja (3. Mai) und bei Sandomierz (16. und 26. Mai), aus. Prinz Poniatowski ſchmückte ihn zur Belohnung für ſeine Tapferkeit mit dem Großkreuze des Militairverdienſtordens. 1812 machte er unter den Befehlen des Prinzen Poniatowski den Feldzug nach Rußland mit, wo er als Bataillonschef der mörderiſchen Schlacht bei Smolensk beiwohnte (17. Aug.); hier erwarb er ſich das Kreuz der Ehrenlegion; er bedeckte ſich mit Ruhm vor und bei der Schlacht von Moſaisk (5. und 7. Sept.); dann, als die franzöſiſche Armee ſich zurückzog, bei Wronow (28. Oct.), ſo wie, zum Oberſten ernannt, bei Medwina und in verſchiedenen anderen Treffen. Die franzöſiſchen Soldaten nannten ihn nur den „polniſchen Oudinot.“ Nach dem Feldzuge von 1812 begab ſich R. nach Krakau, bildete hier ein Regiment, an deſſen Spitze er der polniſchen Armee durch Böhmen nach Sachſen folgte und focht mit gewohnter Tapferkeit im Dorfe Ebersdorf in der ſächſiſchen Oberlauſitz (9. Sept. 1813) und bei Langenwolmsdorf (15. Sept.). In der Völkerſchlacht bei Leipzig, als ſchon die Elſterbrücke geſprengt war, ward er mit 500 Polen vom Feinde eingeſchloſſen, zum Kriegsgefangenen gemacht und nach Ungarn gebracht. Als in Folge des wiener Congreſſes das Königreich Polen geſchaffen wurde, theilte ihn der Großfürſt Conſtantin dem 1. Linieninfanterieregimente bei; er ward von der Regierung, welche ſeinen Patriotismus kannte, ſtreng bewacht. R. widmete ſeine Zeit, die ihm außer dem Militairdienſte übrig blieb, nur wiſſenſchaftlichen Arbeiten, war ſtreng verſchloſſen und nahm weder an

einer geheimen, noch öffentlichen Geſellſchaft Theil. Bei der erſten Nachricht von der polniſchen Inſurrection (29. November 1830) verließ R. ſein Standquartier Mſzczonow und begab ſich auf der Stelle mit dem 1. Linieninfanterieregimente, welches er befehligte, nach Warſchau, um die Reihen der Vertheidiger der Nationalunabhängigkeit zu verſtärken. 3 Monate verſtrichen in Unthätigkeit; als aber die Tage von Grochow anbrachen, erſetzte das Regiment R. das 4. Linienregiment in jenem berühmten Erlenwäldchen (25. Febr. 1831) und ſchlug die hartnäckigſten Angriffe mehrerer ruſſiſchen Bataillone zurück. In dem Treffen bei Bialolenka (29. Febr.), welches der General Kruckowiecki befeſtigte, drang R. mit ſolchem Erfolge auf den feindlichen linken Flügel ein, daß deſſen Vereinigung mit Graf Diebitſch verhindert wurde. Skrzynecki, jetzt zum Generaliſſimus ernannt, gab ihm das Commando der Diviſion Kruckowiecki, mit welcher er die Stellung bei Gora-Kalwarja einnahm, um dem Feinde den Übergang über die Weichſel von Karczew an bis an die Mündung der Pilica ſtreitig zu machen. Nach Modlin gegen die ruſſiſchen Garden geſandt (in der Nacht des 30. März) lieferte er, von dort ſogleich wieder zurückberufen, nach einem forcirten Marſche den Ruſſen die Schlacht von Wawre (1. Apr.); 4000 Gefangene mit beinahe 200 Officieren, 7 Kanonen nebſt 3 Standarten waren die Trophäen dieſes glorreichen Tages. Ausgezeichnete Waffenthaten führte er nach einigen Wochen gegen die ruſſiſchen Garden in den Gefechten bei Przytycz, Dlugoſiodlo, Rudki, Jakacie und Tykocin aus. Auch R. war gegen das Zauderſyſtem des Generaliſſimus Skrzynecki's und bemerkte im Kriegsrathe zu Czerwenka, daß man durchaus noch vor der Vereinigung Rüdiger's mit der Hauptarmee gegen die Ruſſen einen entſcheidenden Schlag ausführen müſſe. Am 9. Sept. ward er von der Nationalregierung an die Stelle des Generals Malachowski zum Generaliſſimus der Armee ernannt. Er gedachte, obgleich Warſchau bereits gefallen war, den Krieg in der Woywodſchaft Krakau fortzuſetzen, ſah ſich aber in ſeinem Wirken durch die Zerwürfniſſe und Parteiungen der noch aus 30000 Mann beſtehenden polniſchen Armee verhindert, und ward endlich genöthigt, da die Ruſſen unbedingte Unterwerfung forderten, mit der Armee auf preußiſchem Gebiete eine Zuflucht zu ſuchen, was, nachdem er (4. Oct.) in ſeinem Hauptquartiere Swiedziebno zwei Tagsbefehle und ein Manifeſt erlaſſen hatte, am 5. Oct. geſchah. Dem Obergenerale wurde von der preußiſchen Regierung Elbing als Wohnort bezeichnet. Nachdem er (Febr. 1832) die nöthigen Päſſe nach Frankreich erhalten hatte, trat er ſogleich ſeine Reiſe dahin an. Er nahm nichts mit ſich, als einen fleckenloſen Namen und die Hoffnung auf eine beſſere Zukunft. Die ruſſiſche Regierung confiscirte ſeine Güter. 25.

Ryswijk (Friede zu), ſ. Friedensſchluß.

S.

S, der 18. Buchſtabe der abendländiſchen Alphabete, iſt der reine Ziſchlaut, welcher durch Anlegung der Zunge an die geöffneten Zähne gebildet wird, ſo daß die Zungenſpitze in eine zitternde Bewegung geräth. Er unterſcheidet ſich von dem zweiten Ziſchlaute, Sch, dadurch, daß bei dieſem die Zungenſpitze ſich hinter die oberen Zähne legt und der Laut ſich mehr auf der mittlern Zunge bildet. Je nach der Stärke des Hauches, welcher dabei ſtattfindet, zerfallen beide in verſchiedene Nuancen, welche man gewöhnlich aber nur in 2 Claſſen, die harten und weichen Ziſchlaute, theilt. Da aber der Hauch ein charakteriſtiſches Kennzeichen iſt, ſo läßt es ſich erklären, wie das S in den verſchiedenen Sprachen und Dialekten mit dem H ſich vertauſcht; aus der Anlegung der Zunge entſteht ferner der Übergang zum T-Laute, ſo wie die zitternde Zungenbewegung Verwandtſchaft mit dem R begrün-

det, Erſcheinungen, welche wohl zu beachten ſind, um bei Etymologien ſich nicht zu irren. 9.

Saa de Miranda (Francisco de), ein vorzüglicher portugieſiſcher und ſpaniſcher Dichter, 1495 zu Coimbra geboren, widmete ſich der Jurisprudenz, gab aber dieſe ihn keineswegs anſprechende Fachwiſſenſchaft wieder auf, um ganz nach ſeiner Sinnesart, die ihn zur Poeſie hinzog, zu leben. Auf einer Reiſe durch Italien und Spanien machte er ſich mit den vorzüglichſten Männern ſeiner Zeit bekannt und bildete ſeine dichteriſchen Anlagen weiter aus. Nach ſeiner Heimkehr erhielt er eine Anſtellung am Hofe und bald galt er als einer der geiſtreichſten und gebildetſten Männer der Hauptſtadt. Zwiſtigkeiten mit einem Magnaten des Landes, der in S.'s Gedichten Anſpielungen auf ſeine Perſon zu finden glaubte, veranlaßten ihn ſich von dem Hofe auf ſein Landgut Tapada bei Ponte de Lima zurückzuziehen, wo er 1558 ſtarb. In ſeiner Einſamkeit hatte er ſich ausſchließend mit den Wiſſenſchaften, mit der Poeſie und mit der Muſik beſchäftigt. Unter ſeinen Leiſtungen ſind die Idyllen (zum Theil in ſpaniſcher, zum Theil in portugieſiſcher Sprache) die vorzüglichſten; ſie ſind ächt national und reich an Schönheiten, die jedoch für den Nichtportugieſen der vielen Ausdrücke aus der portugieſiſchen Volksſprache und der zahlreichen Anſpielungen wegen großentheils verloren gehen. Seine Epiſteln (Cartas) ſind die erſten Verſuche dieſer Art in der portugieſiſchen Literatur und zeichnen ſich durch gefällige Darſtellung, durch Wahrheit und Herzlichkeit aus, obſchon die darin waltende Philoſophie nicht ſehr tief geſchöpft iſt. Mit S. beginnt auch die Geſchichte des portugieſiſchen Theaters und ſeine beiden Luſtſpiele: „Die Fremden" („Os estrangeiros") und „Die beiden Vilhalpande" („Os Vilhalpandos") hatten keine Vorgänger. Man findet in ihnen eine natürliche, wenn auch nicht ſehr kunſtreiche Charakterzeichnung, eine eben ſo natürliche Sprache und eine angenehme Raſchheit des Dialogs; auch fehlt es, obgleich die Compoſition wenig dramatiſches Verdienſt hat, der Ausführung keineswegs an dramatiſchem Leben. In der lyriſchen Poeſie blieb S. bei den hergebrachten Formen. („Obras", Lisb. 1615. 4. 1734. 2 Voll. 12.) 67.

Saadi (Scheich Moslih-ed-dîn), einer der berühmteſten neuperſiſchen Dichter, ward um 1194 n. Chr. zu Schirâs geboren, ſtudirte in Bagdad, widmete ſich dann dem beſchaulichen Leben der Sſufi, machte 30 Jahre lang nach allen Richtungen hin weite Reiſen (unter andern 14mal nach Mekka) und lebte zuletzt in einer Einſiedelei bei Schirâs, wo er um 1292 ſtarb. Obgleich er erſt im ſpäten Alter ſeine Schriften verfaßte, ſo ſind dieſe doch ſehr zahlreich und zeugen von einem reichen Geiſte. Am Berühmteſten ſind ſein „Guliſtan" („Roſengarten", herausgegeben von Gentius, Amst. 1651. Fol.; Gladwin, Calcutta 1806. 4.; Dumoulin, Calc. 1807. 4.) und „Boſtan" („Baumgarten", noch ungedruckt), welche in gereimter mit perſiſchen und arabiſchen Verſen untermiſchter Proſa Zuſtände der menſchlichen Verhältniſſe abhandeln. Außerdem ſchrieb er noch eine Anzahl Gedichte und Abhandlungen. Die Sammlung ſeiner Werke, denen die Perſer den Namen „Salzfaß der Dichter" beilegen, erſchien zu Calcutta 1721. 2 Bde. Fol. — Die vielfachen früheren Überſetzungen des „Guliſtan" geben ſämmtlich keinen deutlichen Begriff vom Originale, deſſen Schönheit nur aus den Bruchſtücken in Hammer's „Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens" und in Dorn's „Drei Luſtgänge aus Saadi's Roſenhain" (Hamb. 1827) einigermaßen erkannt werden kann. 16.

Saadia Gaon Ben Joſeph, berühmter jüdiſcher Rabbi, zu Fajum in Ägypten um 892 geboren, zeichnete ſich als Gelehrter bald ſo aus, daß er 927 bereits als Rector der jüdiſchen Akademie nach Sora bei Babylon berufen ward, welche Stelle er zwar in Folge eines Zwiſtes mit einem Collegen 929 wieder verließ, um in der Verborgenheit von den ihm geſtellten Verfolgungen ſicher zu ſein, 936 aber wieder antrat und bis an ſeinen Tod (942) bekleidete. Er hat eine große Menge

Werke geſchrieben; wir erwähnen ihn aber hier nur, wegen ſeiner arabiſchen, jedoch mit hebräiſcher Schrift geſchriebenen Überſetzung des alten Teſtaments nebſt Commentar, deren einziges bekanntes Manuſcript in der bodlejaniſchen Bibliothek zu Orford ſich befindet und wovon der Pentateuch in der londner Polyglotte, der Jeſaias von Paulus (Jena 1790—1791. 2 Bde. 8.) erſchienen iſt. Sie hat aber bei Weitem weniger Werth, als man ihr anfangs beilegte. 23.

Saale, lat. Sala, einer der größeren Nebenflüſſe der Elbe, entſpringt im Zellerwalde bei Zell am ſüdweſtlichen Abhange des großen Waldſteins auf dem Fichtelgebirge im Obermainkreiſe des Königreichs Baiern, verfolgt einen meiſt nördlichen und nordöſtlichen Lauf, durchſtrömt nach ihrem Austritte aus Baiern den weſtlichen Theil der reuſſiſchen Länder, berührt die Städte Saalfeld, Rudolſtadt, Kahla, Jena, Dornburg und Kamburg und in der preußiſchen Provinz Sachſen Naumburg, Weißenfels, Merſeburg und Halle, geht dann nach Bernburg und mündet oberhalb Barby in die Elbe. Sie iſt 48 Meil. lang und wird von Naumburg an ſchiffbar, wo ihre Breite 200 Fuß, an ihrer Mündung gegen 300 Fuß beträgt. Ihr Thal iſt anfangs weit, wird unter Hof ungewöhnlich enge, tritt aber zuletzt abwechſelnd auf der einen oder andern Seite zurück. Dem Flußgebiete der S., das einen Flächenraum von 393 □Meil. in ſich faßt, gehören die Ilm, die Unſtrut mit der Wipper und Helme, die Bode mit der Holzemme, welche ihr links, und die Luppe und weiße Elſter mit der Pleiße an, die ihr rechts zuſtrömen. Zum Unterſchiede von andern gleichnamigen Flüſſen heißt ſie die ſächſiſche S. — Die fränkiſche S. hat ihre Quellen in einem Teiche auf dem Rhöngebirge, das Salzloch genannt, geht durch den Mainkreis Baierns und fällt bei Gemünden in den Main. Sie iſt 15 Meil. lang und wird gegen 100 Fuß breit. Die ſalzburgiſche S. entſpringt auf der Grenze von Tyrol, bewäſſert den Pinzgau und vereinigt ſich unterhalb Salzburg mit der Salza. 35.

Saalfeld, eine Stadt im Herzogthume Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen, ehedem die Haupt- und Reſidenzſtadt des gleichnamigen Fürſtenthums (Pflege), mit 4500 Einwohnern und anſehnlichem Gewerbebetriebe, iſt hiſtoriſch denkwürdig durch ein der Schlacht von Jena vorhergehendes hitziges und folgenreiches Gefecht zwiſchen den Franzoſen und der preuſſiſch-ſächſiſchen Avantgarde am 10. Oct. 1806. Der Fürſt von Hohenlohe, Befehlshaber des linken Flügels der preuſſiſchen Armee, hatte in der Meinung, daß der Herzog von Braunſchweig mit der Armee die Stellung bei Mittelpöllnitz wählen wolle, Anſtalten zum gänzlichen Übergange auf das rechte Saalufer getroffen und dem Befehlshaber ſeiner Avantgarde, dem Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen, die Ordre ertheilt, ſich am 9. Oct. bei Rudolſtadt und Blankenburg aufzuſtellen, auf keinen Fall aber ein Gefecht mit dem Feinde anzunehmen. Der Prinz indeß, in der Meinung, nur ein kleines Corps vor ſich zu haben, und brennend vor Begier, ſich mit den Franzoſen zu meſſen, entſchloß ſich keine Meldung von dem mittlerweile in Erfahrung gebrachten Vorrücken der feindlichen Armee zu thun und ging am 10. früh gegen S. vor. Seine Streitkräfte betrugen mit Einſchluß von 5 Escadrons ſächſiſcher Huſaren etwas über 11000 Mann, dabei 3 Batterien, während das gegen ihn vorrückende Corps von Lannes wenigſtens 20000 Mann zählte. Der Kampf begann um 9 Uhr; bald aber war die rechte Flanke der Preußen umgangen und ſomit der Prinz genöthigt, ſich die Saale im Rücken aufzuſtellen. Zwar blieb der Ausgang bei dem äußerſt hartnäckigen Widerſtande, welchen die Preußen in und um S. entgegenſtellten, mehrere Stunden unentſchieden, als aber ein Maſſenangriff des Prinzen auf die Mitte des Feindes mit Verluſt von dem größten Theile der Artillerie geſcheitert, eine feindliche Cavalleriecharge dagegen vollkommen gelungen war, ſo löſten ſich nach und nach die Bataillone auf und ſuchten in wilder Flucht ihr Heil. Der Prinz ſelbſt ward in dem Beſtreben, derſelben zu ſteuern, mit fortgeriſſen, gerieth aber unter

feindliche Huſaren und fiel nach tapferer Vertheidigung durch den Maréchal de Logis, Guindet. Der Verluſt der Preußen und Sachſen betrug über 1000 an Todten und gegen 2000 Gefangene nebſt 33 Kanonen und 4 Fahnen. So war das Land zwiſchen Saale und Elſter bereits in franzöſiſchem Beſitze und die preußiſche Armee überflügelt. — In der Nähe von S. bei dem Dorfe Wölsdorf ſteht ſeit 1823 an der Stelle, wo Ludwig fiel, ein von ſeiner Schweſter, der Fürſtin Radziwill, errichtetes Denkmal von Gußeiſen mit der Inſchrift: „Hier fiel kämpfend für ſein Vaterland der Prinz Ludwig von Preußen am 10. Oct. 1806.“ 15.

Saalfeld (Jakob Chriſtoph Friedrich), ein talentvoller politiſcher und hiſtoriſcher Schriftſteller, am 20. Aug. 1785 zu Hanover geboren, widmete ſich zu Göttingen den philologiſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften und ließ ſich 1808 als Privatdocent zu Heidelberg nieder. Da er aber hier nicht Beifall genug zu finden glaubte, kehrte er ſchon im folgenden Jahre nach Göttingen zurück, wo er 1811 zum außerordentlichen und 1823 zum ordentlichen Profeſſor der Philoſophie ernannt wurde. Nach dem Ausbruche der Julirevolution zeigte er ſich in ſeinem Vaterlande politiſch wirkſam und wurde 1832 von Göttingen zum Deputirten in der zweiten Kammer gewählt. Seine freiſinnigen Anſichten ſcheinen ſeine Entlaſſung von ſeiner Profeſſur mit dem Fortgenuſſe ſeines Gehalts veranlaßt zu haben. Er verließ Göttingen und wohnte zuerſt in Hechingen und dann zu Korb in Würtemberg, wo er am 22. Dec. 1834 ſtarb. Von ſeinen zahlreichen Werken, die ſich durch gute Darſtellung auszeichnen, aber von einſeitiger Parteilichkeit nicht frei ſind, nennen wir hier nur folgende: „Grundriß eines Syſtems des Völkerrechts“ (Götting. 1809. 8.); „Geſchichte des portugieſiſchen Colonialweſens in Oſtindien“ (Ebend. 1810. 8.); „Geſchichte des holländiſchen Colonialweſens in Oſtindien“ (Ebend. 1812. 2 Thle. 8.); „Essai sur l'importance commerciale et politique des trois villes libres et hanséatiques de Lubec, Bremen et Hambourg“ (Götting. 1810. 8.); „Handbuch des weſtphäliſchen Staatsrechts“ (Götting. 1812. 8.); „Über das politiſche Syſtem Frankreichs“ (Bremen 1814. 8.); „Staatsrecht von Frankreich“ (Götting. 1813—1814. 2 Thle. 8.); „Geſchichte Napoleon Buonaparte's“ (Leipz. 1815—1817. N. A. 1818. 2 Thle. 8.); „Allgemeine Geſchichte der neuſten Zeit“ (Ebend. 1815—1823. 4 Thle. 8.); „Grundriß zu Vorleſungen über Politik“ (Götting. 1821. 8.); „Grundriß zu Vorleſungen über Nationalökonomie und Finanzen“ (Ebend. 1821. 8.) und „Handbuch des poſitiven Völkerrechts“ (Tübing. 1833. 8.) 66.

Saardam (Zaardam, Zaaredam), wohl eins der größten Dörfer und zugleich Hauptſchiffswerfte der Niederlande, liegt am Y, Amſterdam ſchräg gegenüber und zählt gegen 11000 Einwohner, die zum Theil nicht unbedeutende Handelsgeſchäfte treiben. In der Nähe befinden ſich 700 (nach den Angaben Anderer ſogar 2000) Windmühlen, in denen Schnupftabak, Farben, Pulver, Papier und andere Handelsartikel bereitet werden. Beſonders denkwürdig iſt S. dadurch geworden, daß ſich hier Peter der Große längere Zeit aufhielt, um die Schiffsbaukunſt zu erlernen. Das Haus, in welchem er als Zimmergeſelle arbeitete, iſt bisher erhalten worden und man zeigt noch die Geräthſchaften, deren er ſich bediente. 35.

Saarlouis, während der franzöſiſchen Revolutionszeit Saarlibre genannt, Kreisſtadt im Regierungsbezirk Trier in der preußiſchen Rheinprovinz, am linken Ufer der Saar in einer anmuthigen Ebene, iſt die äußerſte gegen Frankreich zuliegende Grenzfeſtung Preußens und wurde 1680 von Ludwig XIV. zur Deckung Lothringens durch Vauban erbaut. 1815 wurde ſie an Preußen abgetreten. Die eigentliche Feſtung bildet ein regelmäßiges Sechseck und beſteht aus Bollwerken (Baſtionen) und Courtinen, vor denen Grabenſcheeren und Raweline liegen. Die Gräben, welche mittelſt eines Schleußenwerks von der Saar aus unter Waſſer geſetzt und beliebig wieder abgelaſſen werden können, ſind mit einem doppelten be-

deckten Wege umgeben und ſo iſt S. mit den auf den meiſten Fronten noch vorgeſchobenen bombenfeſten Reduits ſehr feſt. Auf dem rechten Ufer der Saar liegt noch in Form eines Hornwerks ein feſter Brückenknopf. Den Hauptwall zieren ſchöne Alleen und das Glacis gleicht einem engliſchen Parke. Die Stadt ſelbſt iſt ſchön gebaut, hat gerade und breite Straßen, ungefähr 600 Häuſer und mit der Beſatzung 6800 Einw. Sie beſitzt ein Progymnaſium, ein Zeughaus, Hoſpital, zwei Kaſernen und hat mehrere Gerbereien, Drahtziehereien, Gewehrſchmieden und andere Gewerbe. In der Nähe ſind Eiſen- und Bleigruben. 61.

Saavedra y Faxardo (Diego de), ein durch ſeine claſſiſche Darſtellung ausgezeichneter ſpaniſcher Geſchichtſchreiber, 1584 zu Algeſiras in Murcia geboren, widmete ſich auf der Univerſität Salamanca der Jurisprudenz und ging nach Beendigung ſeiner Studien mit dem Cardinal Kaspar Borgia als Geſandtſchaftsſecretair nach Rom, wo er bald den Poſten eines wirklichen Geſandten erhielt. Er erwarb ſich in dieſer Stellung ſo ſehr die Zufriedenheit ſeines Landesherrn, daß er mit den wichtigſten Aufträgen an mehrere Höfe Italiens und Deutſchlands und nach der Schweiz geſchickt wurde und nach ſeiner Heimkehr (1646) eine Stelle in dem hohen Rathe von Indien und den St. Jagoorden erhielt, zog ſich jedoch bald in die Einſamkeit eines Auguſtinerkloſters zurück, wo er am 24. Aug. 1648 ſtarb. Bei ſeinen Berufsarbeiten fand er noch Muße genug ſich mit den Wiſſenſchaften und den ſchönen Künſten zu beſchäftigen. Seine Mutterſprache verdankt ihm ſehr viel und mit Recht ſchätzen ihn die Spanier als einen der beſten ihrer Styliſten. Als Hiſtoriker aber verräth er große Oberflächlichkeit und Mangel an philoſophiſchem Geiſte und man hat deßwegen ſein Lob weit übertrieben, wenn man ihn einen ſpaniſchen Tacitus nennen zu müſſen glaubte. Den meiſten Beifall fand ſein politiſch-moraliſches Werk: „Idea de un principe politico Christiano“ (Monaco 1640. 4. und nachher ſehr oft. Deutſch, Jena 1706. 12.). Ohne alle Kritik iſt ſeine unvollendete Schrift: „Corona Gotica, Castellana y Austriaca, politicamente illustrada“ (Monaca 1646. 4. Madr. 1670—1678. 3 Voll. 4. mit der ſchlechten Fortſetzung des Alonſo Nuñez de Caſtro) und ſelbſt in Spanien nicht ſehr geachtet. Wichtig für ſpaniſche Literaturgeſchichte iſt die witzige „Republica litteraria“ (Madr. 1655. 8. Deutſch, Jena 1808. 8.), worin ältere und neuere Schriftſteller ſcharf beurtheilt und nicht ſelten der Lächerlichkeit preisgegeben werden. „Obras politicas e historicas“ (Madr. 1789—1790. 11 Voll. 8.) 67.

Saba, ſ. Arabien.

Sabäismus (vom hebr. צָבָא, Heer, dann die Geſtirne), heißt die Verehrung der Himmelskörper als göttlicher Weſen, eine Religion, auf welche die Menſchen bei der Betrachtung des geſtirnten Himmels und vorzüglich der Veränderungen, welche Sonne und Mond in dem Gange der Natur erzeugen, leicht kommen mußten. In Arabien und am Euphrat ſcheint der Hauptſitz des S. im Alterthume geweſen zu ſein; doch war wohl auch die alte ägyptiſche Religion urſprünglich nichts Anderes, nur daß durch Perſonification der Geſtirne ſie allmählig eine geiſtigere Form bekam. 23.

Sabatier (Raphael Bonaventura), berühmter franzöſiſcher Chirurg, ward zu Paris am 11. Oct. 1732 geboren, ſtudirte die Chirurgie, überſtand bei Zeiten die nöthigen Prüfungen und hielt ſodann Vorleſungen über Anatomie, bis er im 24. Jahre die Lehrſtelle der Anatomie am Collegium der Chirurgie erhielt. Nach einiger Zeit erwählte ihn der berühmte Morand zu ſeinem Stellvertreter und überließ ihm endlich ſeine Stelle als Wundarzt am Invalidenhauſe. Dieſer Umſtand gründete ſein Glück und ſeinen Ruf. Nachdem er ſchon früher Mitglied der Akademie der Chirurgie geworden war, wurde er 1773 Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften. Beim Ausbruche des Revolutionskrieges zur Armee geſendet verweilte er wegen ſeines hohen Alters daſelbſt nur kurze Zeit; ſpäter wurde ihm die

Aufſicht über die Militairſpitäler übertragen. Bei Bildung der mediciniſchen Schule wurde ihm die Lehrſtelle der operativen Chirurgie zu Theil, deren Functionen er ſich mit jugendlichem Eifer unterzog. Alle dieſe Bemühungen blieben auch nicht unbelohnt; er wurde bei Gründung des Inſtituts zu deſſen Mitgliede ernannt und Napoleon machte ihn zu einem ſeiner berathenden Wundärzte und verlieh ihm den Orden der Ehrenlegion. Er ſtarb am 19. Juli 1811. — S. war das Orakel und das Muſter für ſeine ihn umgebenden Collegen; gehorſam der Regel, getreu den durch die Erfahrung geheiligten Vorſchriften kam es ihm mehr darauf an, Beſtehendes zu vervollkommnen, als Neues zu erfinden. Er iſt Verfaſſer einer großen Menge von Aufſätzen, die in den Memoiren der Akademie der Wiſſenſchaften und der Akademie der Chirurgie befindlich ſind. Als beſondere Schriften ſind ſein „Traité d'anatomie“ (Par. 1764. 3 Voll.) und ſein Werk: „De la médecine opératoire“ (Par. 1796. 3 Voll. 3. Ausg. von Sanſon und Bégin 1821—1824. 4 Bde. Deutſch von Borges, Berl. 1797—1799. 3 Thle.) namhaft zu machen. 39.

Sabbath (vom hebr. שַׁבָּת, שַׁבָּתוֹן, Ruhe, Ruhetag) heißt bei den Hebräern der ſiebente Wochentag, vom Sonnenuntergange am Freitage an bis dahin am Sonnabend gerechnet. An ihm wurde im Tempel ein beſonderes Sabbathopfer dargebracht (4 Moſ. 28, 9. 10) und werden noch jetzt in den Synagogen religiöſe Verſammlungen gehalten; auch wurden an dieſem Tage die Schaubrode für die künftige Woche aufgelegt. Der S. ward mit großer Strenge gefeiert und auf der Entweihung deſſelben ſtand die Todesſtrafe. Da im Geſetze zwar alle Arbeit verboten, aber keine näheren Beſtimmungen beigefügt waren, ſo wurden dergleichen von den ſpäteren jüdiſchen Lehrern getroffen und namentlich im Talmud 39 Hauptarbeiten namhaft gemacht, die am S. verboten ſein ſollen. Nach dieſen ſpäteren Beſtimmungen gehörte z. B. zur Entweihung des Sabbaths das Gehen über 1000 Schritte (daher ein Sabbathsweg), das Heilen der Kranken, der Gebrauch der Waffen, das Abpflücken einiger Ähren ꝛc. Als Faſttag jedoch wurde der S. nie, vielmehr zugleich als Freudentag, begangen; doch mußten die Speiſen noch am Freitage bereitet werden, indem das Feueranzünden zum Kochen am S. verboten war. — Das Luk. 6, 1 erwähnte *σάββατον δευτερόπρωτον* (Luther: „Afterſabbath“) iſt der erſte S., welcher auf den zweiten Paſchatag, als den Anfangspunkt des Zählens der Wochen zwiſchen Paſcha und Pentekoſte, folgte. Das Zählen der 7 Wochen zwiſchen Oſtern und Pfingſten fing nämlich vom andern Paſchatage oder von dem Tage an, an welchem die Webe- oder Erſtlingsgarbe geweiht ward. (Lübkert in den „Studien und Kritiken“ 1835. 3. Hft. S. 664 ff.). — Unter dem ſogenannten großen S. iſt der in das Oſterfeſt fallende S. zu verſtehen. — **Sabbathjahr** endlich hieß das je ſiebente Jahr, in welchem das Land weder bearbeitet, noch Wein- und Obſternte gehalten, auch keine Schulden eingetrieben werden durften. 63.

Sabbatini (Luigi Antonio), ein italieniſcher Muſiker, beſonders Theoretiker, geb. um 1750, war ein Schüler Martini's und wurde ſpäter Kapellmeiſter zu St. Antonio in Padua. Er widmete ſich ausſchließlich der Kirchenmuſik und lieferte in dieſem Fache zahlreiche durch Adel und kirchlichen Ernſt ſich auszeichnende Werke, die meiſt Manuſcript geblieben ſind. Berühmter wurde er durch ſeine theoretiſchen Werke, die noch jetzt eines hohen Anſehns genießen. Wir nennen nur: „Vera idea delle musicali numeriche segnature“ (Vened. 1799); „Elementi teorici e pratici di musica“ (Rome 1790) und „Trattato delle fughe musicale“ (Vened. 1802). Übrigens nahm er auch weſentlichen Antheil an der von Valle beſorgten Ausgabe der berühmten Pſalmen von Marcello. Er ſtarb im Jahre 1809. 36.

Sabbatino (Andrea), ein ausgezeichneter italieniſcher Hiſtorienmaler, auch

unter dem Namen Andrea de Salerno bekannt, war 1480 zu Salerno geboren und bildete ſich zu Rom unter Raphael's Leitung. Nächſt Giulio Romano, den er indeß nicht erreichte, gilt er für einen der beſten Schüler ſeines Lehrers, indem er mehr wie jeder andere die Manier deſſelben nachzuahmen verſtand. Man rühmt an ſeinen Gemälden höchſt correcte Zeichnung, treffliche Auswahl in den Attituden, Ausdruck und Anmuth der Phyſiognomien und friſches glänzendes Colorit. Auch ſeine Draperie iſt lobenswerth. Dagegen übertrieb er die Stärke der Schatten und der Muskeln. Seine vorzüglichſten Arbeiten, unter denen ſich beſonders die Madonnen durch ſeltene Schönheit auszeichnen, befinden ſich zu Neapel, Salerno und Gaëta. Er ſtarb im Jahre 1545. — Nicht mit ihm zu verwechſeln iſt Lorenzo Sabbatino, von ſeiner Geburtsſtadt Bologna gewöhnlich Lorenzo de Bologna genannt. Geboren um 1540 ſcheint er Titian zum Lehrer gehabt, ſich aber ſpäter ausſchließlich nach Parmegiano gebildet zu haben. Seine heiligen Familien gelten für einzig in ihrer Art, nicht minder einige ſeiner größeren Altargemälde, deren eines, der heil. Michael in der Kirche St. Jakob zu Bologna, von Auguſt Carracci ſeinen Schülern als ein Meiſterwerk zum Studium anempfohlen wurde. Die letzten Jahre ſeines Lebens brachte S. zu Rom zu. Zu früh für die Kunſt ſtarb er im Jahre 1577. 36.

Sabellianer hießen die Anhänger des Sabellius, eines Presbyters in ſeiner Vaterſtadt Ptolemais in Lybien zwiſchen 250—260. Von dem herrſchenden Lehrbegriffe wich er darin ab, daß er behauptete, Gott habe ſich in der Erſcheinung Chriſti ſelbſt offenbart. Er läugnete demnach eine Mehrheit der göttlichen Hypoſtaſen und wiewohl ſich jene Selbſtoffenbarung Gottes nur als eine zweifache, eine ſinnliche oder geiſtige, denken ließ, ſo accommodirte er ſich doch dem Kirchenglauben in ſofern, daß er eine dreifache Kraftäußerung (πρόςωπα, μόρφαι) oder Ausfluß aus der göttlichen Hypoſtaſe annahm. Die allgemeine Wirkſamkeit, die ſich bei Schöpfung des Alls beurkunde, nannte er Vater, die Wirkſamkeit des Sohnes beſchränkte er auf die Thätigkeit Chriſti und den unſichtbaren Fortgang derſelben ſchrieb er dem heiligen Geiſte zu. Er fand zwar mehrere Gegner, namentlich an Dionyſius Alexandrinus, der ihm eine ſtrengere Auffaſſung des ſubordinatianiſchen Monotheismus, als Origines, entgegenſtellte, und an Dyonyſius, Biſchof von Rom; doch waren ſeine Anhänger auch ſehr zahlreich und verloren ſich allmählig erſt im Laufe des folgenden Jahrhunderts. Außer den Schriften des Neuen Teſtaments behauptete auch das Evangelium der Ägypter bei ihnen großes Anſehn. 77.

Sabier oder **Zabier**, ſ. Johannisjünger.

Sabiner, eine der älteſten Völkerſchaften Italiens, welche anfangs das Apenninengebirge bewohnte, in der Folgezeit ſich aber ſo ausbreitete, daß ihre Beſitzungen ſich gegen Abend bis nach Hetrurien hin, nach Mittag bis nach Latium, nach Mitternacht bis nach Umbrien erſtreckten. Mit den Römern kamen ſie dadurch in nähere Verbindung, daß dieſe einſt bei einem Feſte eine große Zahl ihrer Jungfrauen gewaltſam fortführten. Alles Sträuben der S. dagegen war umſonſt; ſie wurden zum Frieden gezwungen, nach welchem beſtimmt wurde, daß ſo viel S., als wollten, nach Rom ziehen ſollten und daß aus ihrer Mitte ein König gewählt werden ſollte, der gemeinſchaftlich mit dem römiſchen regierte (750 v. Chr.). Als der erſte ſabiniſche König wird Titus Tatius genannt. Trotz dieſer engeren Verbindung und Verwandtſchaft mit Rom blieben doch die in ihrem urſprünglichen Vaterlande zurückbleibenden S. auf die Römer ſtets erbittert und Jahrhunderte vergingen im Kampfe mit denſelben. Erſt um das Jahr 245 v. Chr. gelang es den Römern unter dem tapfern Conſul M. Curius Dentatus die S. gänzlich zu beſiegen und ihr Reich dem römiſchen einzuverleiben. Von der Sprache ſo wie von dem Cultus der S. wiſſen wir ſehr wenig. Zwar nennen römiſche Grammatiker viele römiſche Wörter ſabiniſch, allein aus Mangel an zureichenden Quellen ſind wir

nicht im Stande eine eigentlich ſabiniſche Sprache aufzufinden. Der Sage nach ſollen ſie eine faſt unzählige Menge Götter verehrt und ſich dabei ſelbſt nicht der Menſchenopfer, wilder und zügelloſer Bacchanalien enthalten haben. Ihr Stammgott hieß Sabus oder Sabinus, d. i. Weinpflanzer. 20.

Sabinianus, römiſcher Papſt, ſtammte aus Toscana und folgte auf Gregor den Großen (604), unter welchem er päpſtlicher Apokriſiarius (Geſandter) beim griechiſchen Kaiſer Mauritius geweſen war. Er regierte nur kurze Zeit (vom 30. Aug. 604 bis zum 2. Febr. 606) und zeichnete ſich durch ſeine Mildthätigkeit, namentlich bei einer Theuerung, aus, wo er dem Volke die Kornböden öffnete. Sein Nachfolger war Bonifacius III. 63.

Sabinus (Aulus), ein römiſcher Dichter zur Zeit des Ovid, war Verfaſſer vieler elegiſchen Epiſteln und Heroiden, von denen uns nur 9 erhalten worden ſind, deren Ächtheit übrigens vorzüglich in neuerer Zeit bezweifelt, aber von J. Ch. Jahn („De P. Ovidii Nas. et A. Sabini epistolis disp. P. I. Lips. 1826. 8.) bewieſen worden iſt. Gewöhnlich ſind die Epiſteln des S. den Ovid'ſchen Dichtungen beigegeben. 20.

Sabinus (Maſſurius), ein berühmter römiſcher Rechtsgelehrter unter Tiberius, bei dem er in großer Gunſt ſtand, war der Schüler des Capito (ſ. Labeo) und Stimmführer der Schule deſſelben, wovon dieſe auch die ſabinianiſche genannt wurde. Sein Hauptwerk: „De jure civili libb. III." galt lange für die Hauptquelle des Civilrechts; doch iſt es in den Pandekten nicht benutzt. Von demſelben, wie von den übrigen Schriften des S. beſitzen wir aber nur noch Fragmente, geſammelt von A. Riccoboni (Vened. 1568). 16.

Sabunde (Raimund von), ſ. Raimund.

Sacchetti (Franco), ein italieniſcher Novellendichter, 1335 zu Florenz geboren, ſtammte aus einer angeſehenen Familie, widmete ſich dem Staatsdienſte, ging 1385 als Geſandter der Republik nach Genua und ward bald darauf Podeſta von Bibbiena, wo er die Muße, die ihm ſeine Amtsgeſchäfte ließen, zu poetiſchen Verſuchen benutzte. Seine Gedichte ſind längſt vergeſſen, aber ſeine Novellen gelten jetzt noch nach denen des Boccaccio als die beſten. Sie ſind meiſt aus der Geſchichte Italiens genommen, in einer ſchönen, correcten Sprache geſchrieben, weniger gedehnt als Boccaccio's Novellen, aber doch froſtiger und ſteifer und faſt ohne eine Spur ſatyriſcher Würze. Doch finden ſich darunter einige Anekdoten und Schwänke, die, wenn man nicht auch gerade zugleich Verſtand und Gefühl befriedigen will, angenehm ergötzen. Bürger's Schwank „Der Kaiſer und der Abt" iſt aus dieſer Novellenſammlung genommen, aber aus einer trockenen Erzählung ein Meiſterſtück geworden. S. ſtarb um das Jahr 1410. „Novelle," Fir. (Napoli) 1724. 2 Voll. 8., Lond. (Livorno) 1795. 3 Voll. 8., Mil. 1804. 3 Voll. 8. 67.

Sacchi (Andrea), ein berühmter italieniſcher Maler römiſcher Schule, geb. 1598 zu Rom, war ein Schüler Albani's und bildete ſich ſpäter vorzugsweiſe nach Raphael, deſſen Manier er auch treu blieb, als er die Werke der lombardiſchen Meiſter geſehen hatte. In edlem Wetteifer mit Bernini und Pietro von Cortona, ſeinen Zeitgenoſſen, erwarb er ſich nicht geringern Ruhm als dieſe und übertraf ſie vielleicht hinſichtlich der edlen Einfachheit ſeiner Compoſition und der Großartigkeit und Anmuth der Ausführung. Seine Figuren ſind majeſtätiſch und dabei natürlich, die Zeichnung correct, ohne jedoch im Einzelnen ſorgfältig zu ſein, das Colorit friſch und ſchön, die Draperie geſchmackvoll und glänzend. Die meiſten ſeiner nicht ſehr zahlreichen Gemälde, unter denen ein heiliger Romuald, ein heiliger Joſeph und Andreas, der Tod der heiligen Anna und ein allegoriſches Gemälde, die göttliche Weisheit darſtellend, die berühmteſten ſind, befinden ſich zu Rom, einige anderer, meiſt Altarſtücke, zu Perugia, Camerino und Foligno. — S. ſtarb im Jahre 1661 zu Rom. Sein beſter Schüler iſt Maratti. 36.

Sacchi (Juvenal), ein italieniſcher Muſiker, geb. 1726 zu Mailand, geſt. daſelbſt als Barnabit im Jahre 1789, hat ſich durch zahlreiche Werke über mehrere Zweige der muſikaliſchen Theorie, beſonders auch über die alte Muſik, deren Erforſchung und ſelbſt Herſtellung er ſeine vorzügliche Aufmerkſamkeit widmete, verdienten Ruhm erworben. Wir nennen nur: „Della divisione del tempo nella musica etc.“ (Milano 1770); „Della natura e perfezione dell' antica musica de' Greci etc.“ (Milano 1778); „Delle quinte successive nel contrappunto etc.“ (Mil. 1780). Außerdem ſchrieb er: „Vita di Farinelli“ (Ven. 1784) und „Vita di Benedetto Marcello“ (Ven. 1789). 36.

Sacchini (Antonio Maria Gaſparo), einer der ausgezeichnetſten italieniſchen Componiſten, geb. 1735 zu Neapel, bildete ſich daſelbſt in dem Conſervatorium Santa Maria di Loreto unter des trefflichen Durante Leitung und erwarb ſich insbeſondere frühzeitig eine ſeltene Fertigkeit auf der Violine. Doch widmete er ſich ſpäter in edlem Wetteifer mit ſeinen nicht minder berühmt gewordenen Mitſchülern, Traetta und Piccini, ausſchließlich der Compoſition und erregte bereits durch ſeine erſten Verſuche große Erwartungen. Sein Ruf verbreitete ſich ſeit 1761, wo er mit mehreren Theatern zu Rom in Verbindung getreten war, durch ganz Italien und fing ſelbſt an bis dahin berühmte Namen, wie z. B. Galuppi, zu verdunkeln. An des Letztern Stelle übernahm S. im Jahre 1766 die Kapellmeiſterſtelle zu St. Marcus in Venedig, folgte aber ſpäter einer Einladung der Directoren des italieniſchen Theaters nach London. Hier fanden ſeine Opern, beſonders „Montezuma,“ dann „Perſeus“ und „Cid“ ſo großen Beifall, daß faſt jede andere Muſik dadurch verdrängt wurde. Dennoch gab er im Jahre 1783 einem Rufe nach Paris Gehör, obwohl mehr in der Hoffnung, dort ſeine durch Ausſchweifungen völlig zerrütteten Umſtände, ſo wie ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen. Indeß hatte er anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, da in Paris nur die Namen Gluck und Piccini guten Klang hatten. Zwar errang er ſchon in ſeiner erſten Oper „Colonie“ den Beifall der Kenner, aber kein allgemeines Intereſſe und unter den folgenden hatte ſich nur „Oedipe à Colone“ einer eigentlichen guten Aufnahme zu erfreuen. Verdrüßlich über die mancherlei Unannehmlichkeiten, in welche er durch die Machinationen ſeiner Gegner verwickelt wurde, war er eben im Begriff, einer erneuten Einladung nach England zu folgen, als er am 7. Oct. 1786 in Folge eines Gichtanfalls ſtarb. — Die Werke S.'s, meiſt Opern (48), unter denen außer den genannten noch „Renaud,“ „Chimène“ und „Dardanus“ und „Olympia“ zu erwähnen ſind, zeichnen ſich durch reine Harmonie, originelle und dabei geſangreiche Melodie und vor Allem durch eine äußerſt ſorgfältige und anſprechende Inſtrumentation rühmlich aus. Macht man ihm mit Recht eine gewiſſe Monotonie zum Vorwurfe, ſo muß man dagegen auch eingeſtehen, daß ihm nur Wenige hinſichtlich des Accompagnements der Geſangpartien, beſonders der Arien, gleichgekommen ſind. Übrigens gehört S. auch unter die beſten Geſanglehrer ſeiner Zeit. Wir erinnern nur an zwei ſeiner Schülerinnen, die Pasquali und die Gabrielli. 36.

Sachalien, ſ. Japan und Mandſchurei.

Sache, lat. res; franz. chose; engl. thing, iſt der allgemeine Begriff für Gegenſtand, im juriſtiſchen Sinne, im Gegenſatze zu *Perſon*, jeder Gegenſtand, welcher an ſich unfrei iſt, ſei er lebendig oder leblos; daher auch die Thiere und die Sklaven hierher gehören. Aber auch Handlungen, Leiſtungen und Rechte gehören zu den Sachen, weßhalb man ſie in *körperliche* und *unkörperliche* zu theilen pflegt. — Das *Sachenrecht* bezeichnet demnach das *Recht an den Sachen* (denn eine S. ſelbſt kann kein Recht haben) und umfaßt alle die verſchiedenen Verhältniſſe, welche hierbei eintreten können. Vergl. *dingliches Recht*. 30.

Sachs (Hans), der vorzüglichſte der deutſchen Minneſänger, am 5. Nov. 1494 zu Nürnberg geboren, beſuchte in ſeiner Jugend die lateiniſche Schule und widmete ſich dann dem Schuhmacherhandwerke. Dabei ließ er ſich von L. Nunnebeck, einem Leineweber und Meiſterſänger, in der Verskunſt unterrichten und bildete ſein poetiſches Talent auf einer ſechsjährigen Wanderſchaft durch beinahe ganz Deutſchland weiter aus. Nach ſeiner Heimkehr ließ er ſich als Meiſter nieder und erwarb ſich bald durch eine Menge Gedichte einen bedeutenden Namen. An der Reformation nahm er kräftigen Antheil und bekannte ſich offen zu ihren Anſichten. Das Loblied auf Luther „Die Wittenbergiſch Nachtigall" gehört zu ſeinen beſten Arbeiten. Er ſtarb am 25. Jan. 1576. Hans S. läßt ſich, was die Fruchtbarkeit ſeiner Phantaſie angeht (er machte überhaupt nach ſeiner eigenen Angabe 6048 Gedichte), nur mit Lope de Vega vergleichen, dem er jedoch in allen anderen Beziehungen weit nachſteht. Trefflichen Verſtand und Witz wollen wir gern dem poetiſchen Schuhmachermeiſter zugeſtehen; mit dem Austheilen des Genies ſollten jedoch die Kunſtrichter ſparſamer ſein und namentlich Hans S. ſeines Genies wegen nicht lobpreiſen, wie es wohl ſchon einige Mal in unſerem Jahrhunderte geſchehen iſt. Seine Muße iſt eine biedere, fröhliche deutſche Bürgersfrau, welche ſich nie in höhere Regionen, die ſie auch nicht einmal kennt, erhebt, ſondern was ſie in ihrem Kreiſe umgibt, getreulich und fleißig in Reime bringt und zwar in Reime, mit denen ſie es in keiner Hinſicht ſehr genau nimmt. Von den faſt zahlloſen lyriſchen Gedichten unſeres Meiſters ſind nur wenige aus den Handſchriften (deren ſich zu Zwickau und Altdorf befinden) hervorgezogen; am bekannteſten iſt ſein treffliches Kirchenlied „Warum betrübſt du dich, mein Herz?" geworden und in die meiſten Geſangbücher übergegangen. Unter ſeinen Erzählungen ſind die luſtigen (die ſogenannten Schwänke) die beſten; Witz, Menſchenkenntniß und ächt komiſche Darſtellung macht ihre Lectüre jetzt noch angenehm; die ernſten Geſchichten gleichen aber nicht ſelten gereimten Zeitungsnachrichten. Die dramatiſchen Verſuche ſind noch ſehr roh und zeugen von wenig Einſicht in dieſe Gattung der Poeſie; am beſten gerathen ihm Faſtnachtsſtücke, wie denn Hans S. überhaupt die bürgerliche Luſtigkeit am erfreulichſten gelingt. „Hans Sachſens ſehr herrliche ſchöne und wahrhaffte gedicht" (Nürnb. 1558—1579. 5 Bde. Fol., Kempten 1612—1616. 5 Bde. 4., Augsb. 1712. 5 Bde. 4.). Auszüge beſorgten F. J. Bertuch (Weimar 1778. 4.); H. H. Häslein (Nürnb. 1781. 8.); J. G. Büſching (Nürnb. 1816—1824. 3 Bde. 8.); J. A. Göz (Nürnb. 1829—1830. 4 Bde. 12.) und J. A. Naſſer „Schwänke" (Kiel 1827. 8.). Büſching's Auswahl hat dadurch, daß die meiſten Gedichte moderniſirt ſind, viel an Werth verloren. Vergl. S. Raniſch „Hiſtoriſch-kritiſche Lebensbeſchreibung Hans Sachſens" (Altenburg 1765. 8.) und „Hans Sachs von F. Furchau (Leipz. 1819. 2 Thle. 8.). 67.

Sachſen, franz. Saxe; engl. Saxony, ein zum deutſchen Bunde gehöriges Königreich, an Größe der ſiebente, an Rang und Einwohnerzahl aber der vierte der deutſchen Staaten, erſtreckt ſich in gedehnter faſt dreieckiger Geſtalt von Böhmen (öſtlich, ſüdöſtlich und ſüdlich), Baiern (ſüdweſtlich), den reuſſiſchen, weimariſchen und altenburgiſchen Landen (weſtlich) und Preußen (weſtlich, nördlich und nordöſtlich) begrenzt, vom 29° 32′—32° 44′ Länge und 50° 11′—51° 28 Meilen N. Br. Die Ausdehnung der ganzen Grenze beträgt 163½ Meile, von denen auf den Grenzzug gegen Böhmen 64 M., Preußen 57, die ſächſiſchen Herzogthümer mit Reuß 38¼ und Baiern 4 M. kommen. Die größte Breite überſteigt nicht 16, der größte Längendurchſchnitt nicht 29 M., der Geſammtflächenraum beträgt $271,^{676}$ □M. Einen mehr oder minder ebenen Landſtrich an der nördlichen und nordöſtlichen preußiſchen Grenze abgerechnet iſt S. durchaus ein Hügelland und gehört an der böhmiſchen Grenze ſelbſt dem eigentlichen Gebirgslande an. Hier bildet das Erzgebirge (ſ. d. Art.) eine hohe ſüdlich nach Böhmen ſteil abfallende

Gebirgswand, während es ſich nördlich wellenförmig und in vielen Verzweigungen allmählig nach der norddeutſchen Ebene gegen die Elbe hin abdacht. Das eigentliche Hoch= oder Obergebirge, welches von Johanngeorgenſtadt über Eibenſtock, Wieſenthal, Jöhſtadt und Seifen bis nach Altenberg ſich hinzieht, überſteigt mit ſeinem Kamme überall die Seehöhe von 2200 Fuß und erreicht ſogar zwiſchen Oberwieſenthal und der böhmiſchen Stadt Gottesgabe eine Höhe von 3350 Fuß. Der höchſte Gipfel iſt der Fichtelberg von 3720 Fuß Höhe. Südweſtlich kettet ſich an das Erzgebirge das Elſter= und Egergebirge, welches bis auf 2400 Fuß emporſteigt, und an den öſtlichen Endpunkt ein Quaderſandſteingebirge, deſſen weſtlicher Theil, das Elbſandſteingebirge, unter dem Namen der ſächſiſchen Schweiz bekannt iſt. Dieſes höchſt romantiſche Gebirgsland breitet ſich in einer Länge von ungefähr 4½ M. Länge und 6 M. Breite am rechten und zum Theil auch am linken Ufer der Elbe aus und gehört, einen kleinen Strich, welcher auf böhmiſcher Seite liegt, abgerechnet, ganz zu S. Hier maleriſch und reizend, dort ſchauerlich und düſter findet man ſelten auf einem ſo kleinen Kreiſe ſo große und verſchiedenartige Schönheiten zuſammengedrängt. Wir erinnern nur an die herrlichen Partien, wie ſie dem von Dresden ausgehenden Wanderer ſich darbieten, als das Thal der Weſenitz, der Liebethaler Grund mit ſeinen Steinbrüchen, der ſchauerliche Ottowalder Grund, die ihrer überaus ſchönen Ausſicht wegen ſo häufig beſuchte Baſtei, der gegenüber ſich der Königſtein und der Lilienſtein erhebt, ferner das romantiſche Hohenſtein mit dem gegenüberliegenden Hockſtein, an deſſen Fuße der Amſelgrund läuft, das reizende Städchen Schandau, der Kuhſtall, der große und kleine Winterberg, das auf böhmiſchem Gebiete gelegene Prebiſchthor u. a. m. Die höchſten Höhen dieſes Sandſteingebirges erreichen in S. im Winterberge eine Höhe von 1720 Fuß, auf böhmiſcher Seite im Kaltenberge 2290 Fuß. Dem nordöſtlichen Theile der ſächſiſchen Schweiz ſchließt ſich mittels des 2400 Fuß hohen Tanne= und des Neſſelbergs der wohliſche Kamm oder das Zittauer Gebirge an, welches ſüdoſtwärts an der Grenze fortläuft und in der Lauſche ſich bis auf 2470 Fuß erhebt. Mit ihm ſtehen mehr oder minder einige niedrigere Höhenzüge in Verbindung, wie der Hochwald, das Pulsnitz=Elſtraiſche Gebirge (1400 F.) und der Cottmar. Längs der Elbe endlich nach ihrem Austritte aus der ſächſiſchen Schweiz ziehen ſich noch weit hinab meiſt an ihrem rechten Ufer einige obwohl nur niedrige Bergketten, unter denen ſich nur die Trieben=, Pors=, Quirl=, Lärchen=, Stein=, Heller=, Lösnitz= und Spaarberge auszeichnen. Vereinzelt ſtehen der Colmberg (960 Fuß) in der Oſchatzer Ebene und unfern Wurzen das kleine Hohburger Gebirge (700 Fuß). — Mit Ausnahme von ungefähr $\frac{1}{30}$ des Landes gehört S. zum Stromgebiete der Elbe, welche von ihrem Eintritte zwiſchen dem Winterberge und Zſchirnſtein an 15—16 M. lang das Königreich durchſtrömt. Ihr fließen in S. unmittelbar eine große Menge von Flüßchen und Bächen zu, wie z. B. die Sebnitz, Biela, Gottleube, Müglitz, Weiſeritz und Dellnitz; andere, und zwar ihre bedeutenderen Nebenflüſſe, vereinigen ſich erſt jenſeits der Grenze mit ihr. Hierher gehören die ſchwarze Elſter, deren Quellen in S. am Sibyllenſteine ſind; die Mulde, nächſt der Elbe der größte Fluß Sachſens, welche aus der öſtlichen oder Freiberger und der weſtlichen oder der Zwickauer Mulde entſteht (erſtere entſpringt in Böhmen, dieſe in S. bei Schöneck), außer der am Fichtelberge entſpringenden und durch die Seher, Preßnitz, Flöhe und andere verſtärkte Zſchopau noch viele andere kleinere Flüſſe aufnimmt, z. B. die Chemnitz, Münzbach u. a. m., und zwiſchen Wurzen und Eilenburg auf preußiſches Gebiet tritt; ferner die weiße Elſter aus mehreren Quellen an der äußerſten Grenze des Erzgebirges entſpringend, welche unterhalb Elſterberg über die ſächſiſche Grenze auf fremdes Gebiet und erſt bei Pegau wieder über dieſelbe eintritt und unter Leipzig die bei Zwickau entſpringende kurz zuvor durch die Parthe verſtärkte Pleiße aufnimmt.

Außer dieſen Hauptflüſſen Sachſens zählt man noch eine große Anzahl anderer minder wichtiger Gewäſſer, ſo daß im Allgemeinen in keinem Theile des Landes Waſſermangel anzutreffen iſt. Seen von Bedeutung finden ſich nicht; die größten ſind der Göttewitzer und der Horſtſee bei Wermsdorf; nächſtdem die Teiche um Moritzburg, die bei Frohburg und mehrere in der Lauſitz, wie der ¾ St. im Umkreis habende von Seifhennersdorf. Das Klima Sachſens iſt gemäßigt und geſund, am mildeſten in der Gegend von Leipzig, am rauheſten in dem Obergebirge, zumal bei Johanngeorgenſtadt, Wieſenthal und Jöhſtadt (ſächſiſches Sibirien), wo ſich der Schnee in Schluchten oft das ganze Jahr hindurch erhält. Die ſtärkſten Veränderungen am Thermometer und Barometer bemerkt man im Elbthale. — Der Productenreichthum iſt groß und mannigfaltig. Was zuerſt die Erzeugniſſe des Pflanzenreichs betrifft, ſo findet man die gewöhnlichen Getreideſorten und Ölfrüchte, ferner Kartoffeln, Flachs, Tabak, Medicinalkräuter (unter andern auch isländiſches Moos), Futterkräuter verſchiedener Gattungen, Gartenfrüchte, Obſt, Waldbeeren in großer Menge, Wein und viel Holz. Das Thierreich bietet die gewöhnlichen Hausthiere zum Theil in großer Menge und Auswahl, Wildpret, darunter auch noch wilde Schweine, ferner Füchſe, Marder, Eichhörnchen, Biber an der Mulde und Elbe, in dem höhern Gebirge ſelbſt bisweilen noch Luchſe und Wölfe; Raubvögel verſchiedener Art (Adler, Reiher, Falken), Birk- und Auerhühner, Trappen, Schnepfen und anderes Geflügel; Fiſche, z. B. Lachſe und Störe in der Elbe und Mulde, ſchöne Karpfen in den Teichen, Forellen im Gebirge, außerdem Perlmuſcheln in der Elſter und hier und da auch Schildkröten, endlich Bienen und in den waldigen Gebirgsgegenden mehrere Gattungen Schlangen, unter ihnen Ottern und Nattern. Am ergiebigſten iſt das Mineralreich und zwar an Silber (Gold nur äußerſt wenig), Kupfer, Blei, Zinn, Eiſen, Kobalt, Wismuth, Galmei, Arſenik, Braunſtein, Schwefel und Vitriolkies; außerdem finden ſich Alaun, Salpeter, trefflicher Marmor, Serpentinſtein, Granit, Baſalt, Porphyr, Sandſteine, Kalkſteine, Schiefer, Stein- und Braunkohlen, Schmirgel, Mergel, Thon, darunter Porzellan-, Töpfer-, Walker- und Pfeifenthon, Mandel-, Farben- und Siegelerde, Magneſia, Erdpech; endlich gibt es auch Edelſteine und Halbedelſteine, als Amethyſt, Topas, Achat, Jaspis, Onyx, Opal, Beryll, Karneol, Hyacinthen und ſonſt auch Aquamarine. Unter den zahlreichen Mineralquellen ſind nur wenige benutzt, dieſe aber ſämmtlich nicht zu großer Berühmtheit gelangt. Hierher gehören die Bäder zu Hohenſtein, Tharandt, Berggießhübel, Schandau, Radeberg, das Wieſenbad bei Annaberg, das Geringswaldiſche bei Wolkenſtein und das Herrmansbad bei Lauſigk. Die ſächſiſchen Salinen ſind 1815 ſämmtlich an Preußen abgetreten worden. — Die Bewohner Sachſens ſind mit Ausnahme von 900 Juden und 41000 Wenden, welche hauptſächlich in der Oberlauſitz und dem Amte Stolpen wohnen und noch jetzt durch Tracht, Sprache und Sitte ſich kenntlich machen, deutſcher Abſtammung. Die Zahl derſelben beläuft ſich nach der neueſten Zählung auf 1618000, wonach auf die □Meile gegen 5970 Seelen kommen. Am bevölkertſten ſind die Schönburgiſchen Lande und nächſtdem das Erzgebirge. Man zählt 141 Städte, und zwar 4 über und mit 10000 Einw., 26 über und mit 4000 Einw., 92 über und mit 1000 Einw. und 19 unter 1000 Einw., ferner 55 Marktflecken und 3446 Dörfer, unter ihnen 152 über und mit 1000 Einw. (das Dorf Ebersbach hat 5622 Einw.). An Wohngebäuden finden ſich zuſammen 209122. — Der Sachſe trägt im Allgemeinen die Grundzüge des deutſchen Charakters und Weſens, zeichnet ſich aber insbeſondere noch durch eine äußerſt rege Betriebſamkeit, zumal im Fache der Induſtrie, rühmlich aus. Feiner gebildet, wie die Bewohner eines großen Theils des übrigen Deutſchlands, ſteht er allerdings in dem Rufe geringerer Aufrichtigkeit und eines gewiſſen im Umgange bemerklichen Egoismus; vielleicht aber

gilt dieß kaum nur von einem kleinen Theile der Bewohner Sachſens, die, was die höhere ſittliche Ausbildung betrifft, nie irgend eine Vergleichung zu ſcheuen gehabt haben. Die Sprache iſt das Hochdeutſche; doch unterſcheidet ſich das Idiom des Gebirgsbewohners merklich von der ſonſt herrſchenden meißner Mundart; in den von Wenden bewohnten Gegenden iſt die wendiſche Sprache, ein Zweig der ſlawiſchen, Volksſprache. Herrſchende Religion iſt die evangeliſch-lutheriſche, zu der ſich die Mehrzahl der Bewohner bekennt. Die Zahl der Katholiken, die vorzugsweiſe in der Oberlauſitz und in Dresden getroffen werden, beläuft ſich auf 30000. Zu ihnen gehört auch ſeit 1697 die königliche Familie. Außerdem gibt es noch 1600 Reformirte, meiſt in Dresden und Leipzig und ungefähr 100 Bekenner der griechiſchen Kirche und gegen 900 Juden (nur in Dresden und Leipzig). In Dresden und Zittau leben auch böhmiſche Brüder und zu Herrnhut und Kleinwelte ſo wie überhaupt in der Lauſitz zerſtreut Mitglieder der Brüdergemeinde. Die Volks- und wiſſenſchaftliche Bildung ſteht in S. auf einer hohen Stufe der Vollendung und trefflich hat das Land den ſchon ſeit Jahrhunderten und eher noch, als die meiſten der übrigen Staaten, beſeſſenen Ruhm zu behaupten verſtanden, ſo daß es unbedingt zu den gebildetſten nicht nur Deutſchlands, ſondern Europas, gezählt werden muß. In allen Zweigen der Wiſſenſchaften, den höheren ſowohl, wie in den dem praktiſchen Leben angehörigen hat von jeher S. Männer hervorgebracht, welche zum Theil die Bahn brachen, zum Theil rühmlich auf derſelben fortſchritten und in keinem andern Staate war ſchon ſo früh, als in S., die ſittliche und insbeſondere die intellectuelle Bildung ein Eigenthum der großen Maſſe des Volks geworden. Der Hauptgrund dieſer Erſcheinung liegt in dem Umſtande, daß man ſtets den Erziehungs- und Bildungsanſtalten aller Art beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet hat. Wir nennen hier nur die vorzüglichſten: zuerſt die Univerſität zu Leipzig, ferner die Gelehrtenſchulen zu Meißen und Grimma (Fürſten- oder Landesſchulen), Dresden, Leipzig, Plauen, Zwickau, Annaberg, Bautzen und Zittau; für die Ausbildung tüchtiger Volksſchullehrer die Seminarien zu Dresden, Freiberg, Bautzen, Plauen und Glaucha; Taubſtummeninſtitut zu Leipzig und Lehranſtalten dazu in Dresden; Sonntagsſchulen, Kleinkinderſchulen u. a. und die große Menge von Volksſchulen, deren Zahl ſich auf 274 (deutſche) Stadt- und 1765 Dorfſchulen beläuft. Was übrigens das Volksſchulweſen insbeſondere betrifft, ſo hat daſſelbe in der neueſten Zeit eine längſt gewünſchte Reorganiſation erhalten, deren Zweckmäßigkeit ſich bereits herauszuſtellen beginnt. Nicht minder zahlreiche und treffliche Anſtalten beſtehen für andere Zweige der Bildung und des Wiſſens, als für die Kunſt die beiden Akademien zu Dresden und Leipzig, Zeichnenſchulen zu Meißen, Chemnitz u. a., eine Bauſchule zu Dresden, Handelsſchulen zu Leipzig und Lößnitzgrund, für das Bergweſen die berühmte Akademie zu Freiberg und außerdem mehrere Bergſchulen, für das Forſtweſen die treffliche mit einer ökonomiſchen Anſtalt verbundene Akademie zu Tharandt, für die höhere militairiſche Ausbildung eine Cadettenanſtalt und Artillerieſchule; außerdem beſtehen mehrere techniſche Lehranſtalten, Induſtrie-, Klöppel-, Ausnäh-, Strohflecht- und Weberſchulen und zahlreiche Verſorgungs- und Wohlthätigkeitsanſtalten. Unter den verſchiedenen Privatgeſellſchaften und Vereinen zu wiſſenſchaftlichen und anderen Zwecken ferner ſind nennenswerth: die ökonomiſche Societät, der ſtatiſtiſche Verein, der ſächſiſche Kunſtverein, die mediciniſche und naturforſchende Geſellſchaft zu Leipzig, die Jablonowskiſche mit dem Alterthumsvereine verbundene Geſellſchaft, die mineralogiſche und botaniſche Geſellſchaft (Flora zu Dresden) u. a. m. Namhafte Bibliotheken finden ſich zu Dresden und Leipzig und Sammlungen aller Art ebenfalls in den beiden genannten Städten, in der letztern übrigens befördern 113 Buchhandlungen den geiſtigen Verkehr ungemein. Die Muſik wird ebenfalls mit Erfolg gepflegt und durch Vereine verſchiedener Art

befördert. Die Dresdener Kapelle gilt für eine der vorzüglichſten in Deutſchland. Endlich nimmt auch S. an den Miſſionsbeſtrebungen und Bibelgeſellſchaften lebhaften Antheil. — Betrachtet man die geſellſchaftlichen Hülfsmittel und die nationelle Thätigkeit Sachſens, ſo gelangt man zu der Überzeugung, daß kein anderer deutſcher Staat in dieſer Hinſicht einen Vergleich aushält. Unter den verſchiedenen Zweigen der Agricultur ſteht der Getreidebau oben an, der in S. vielleicht am einſichtsvollſten mit betrieben wird. Doch liefert er, wenn nicht gute Jahre auf einander folgen, nur $\frac{5}{6}$ (oder $\frac{7}{8}$) des Bedarfs, da die äußere Formation des Landes einen ausgedehnten Ackerbau verbietet. Von den 2702416 Äckern des Areals ſind wenigſtens 900000 Waldungen, Wieſen, Straßen u. ſ. w. und überdieß wirkt auch häufig die Rauheit des Klimas hindernd auf das Gedeihen der Früchte ein. Die fruchtbarſten Gegenden ſind die Striche um Leipzig und Pegau und vor Allem die lommatzſcher Pflege. Mittelerndten ſchlägt man zu 6 Mill. Scheffel Körner und 4 Mill. Scheffel Kartoffeln an. Bedeutend iſt außerdem Raps-, Rübſen-, Kohl-, Kraut- und Rübenbau, auch Erbſen, Wicken und Klee werden (zumal die erſteren im Gebirge) in großer Quantität gewonnen. Zu bemerken iſt übrigens, daß im höhern Gebirge die Koppelwirthſchaft, im Nieder- und Hügellande aber die Dreifelderwirthſchaft vorherrſchend iſt. Der Weinbau blüht nur im Elbthale und zwar am rechten Ufer der Elbe von Pillnitz bis Seußlitz und gibt durchſchnittlich gegen 150000 Eimer, jedoch weder guten Wein noch viel reinen Gewinn. Der beſte wächſt auf den Spaar-, hoflößnitzer, kötſchenbroder und pillnitzer Bergen. Was ferner den Obſtbau betrifft, ſo iſt derſelbe im ganzen Lande verbreitet und liefert vorzüglich Äpfel (Borsdorfer), Pflaumen, Birnen und Kirſchen; indeß macht die ſtarke Bevölkerung oft noch Zufuhr aus Böhmen und Franken nöthig. — Ein zweiter Haupterwerbszweig der Sachſen iſt die Viehzucht. Am unbedeutendſten ſcheint die Schweinszucht, welche dem Bedürfniſſe durchaus nicht genügt; wichtiger bereits iſt die Pferdezucht, doch muß immer noch die Hälfte der nöthigen Arbeitspferde aus dem Auslande bezogen werden; die Rindviehzucht ferner iſt ziemlich bedeutend, vorzüglich im Voigtlande, deſſen Rindviehrace unbedingt dem Bedürfniſſe Sachſens am meiſten entſpricht. 1834 zählte man über 552000 Stück Rindvieh und mehr als 76000 Pferde. Bei Weitem am wichtigſten aber iſt die Schafzucht, eine der Hauptquellen des Nationalreichthums. Im Jahre 1765 ließ der Prinz Xaver 300 Stück feine Merinos aus Spanien kommen und durch dieſen ſpäter noch vergrößerten Stamm iſt allmählig alles Schafvieh in S. dermaſſen veredelt worden, daß zur Zeit die ſächſiſche Wolle jeder andern, ja ſelbſt der ſpaniſchen vorgezogen wird. Zu Lohmen, Stolpen und Hohenſtein ſind königliche Schäfereien, welche die feinſte, die ſogenannte Electoralwolle, liefern. Nächſt dieſen iſt die gräflich-ſchönburgiſche Schäferei zu Rochsburg die bedeutendſte in S., überhaupt aber trifft man faſt allenthalben, zumal in der Gegend von Bautzen, Lommatzſch, Döbeln, Leipzig und Pegau, veredeltes Vieh an. Intereſſant iſt es, daß in der neuern Zeit mehrere Male, unter andern noch 1833 ein Transport hochveredelter ſächſiſcher Schafe nach Spanien abging, ein Beweis des Vorwärtsſchreitens Sachſens. Wir kommen jetzt zur Hauptquelle des nationellen Wohlſtandes der Induſtrie. Kein Land, England ausgenommen, kann ſich, wenn man die Volkszahl berückſichtigt, mit S. in dieſer Beziehung meſſen; nicht aber nur die Menge der producirten Waaren iſt zu berückſichtigen, ſondern auch deren anerkannte Güte und der Umſtand, daß S. bei Weitem mehr inländiſche als ausländiſche Producte verarbeitet, beweiſt die Selbſtſtändigkeit ſeiner Induſtrie. Die eigentlichen Fabrikgegenden ſind das Erzgebirge, die Oberlauſitz und zum Theil auch das Voigtland, und zwar findet man hier nicht nur Fabrikſtädte, ſondern auch Fabrikdörfer, die manche Stadt an Größe, Bevölkerung, Bauart und Lebendigkeit des Verkehrs über-

treffen. Unter den Fabriken, welche inländiſche Erzeugniſſe verarbeiten, ſind die wichtigſten in Bergproducten, Linnen, Schafwolle, Holz und Stroh. Was die Verarbeitung der Bergproducte betrifft, ſo gehören hierher die Schmelzhütten zu Freiberg und Schwarzenberg, das treffliche Amalgamirwerk auf der Halsbrücke bei Freiberg, die Kupferſaigerhütte zu Grünthal, das Meſſingwerk zu Rodewiſch bei Auerbach, das größte Deutſchlands, ferner die beiden Tombackhämmer bei Freiberg, die zahlreichen (einige und 20) Eiſenhämmer mit eben ſo viel Hochöfen, in denen man ſeit einigen Jahren erhitzte Luft anwendet, gegen 40 Friſchfeuer, 30 Blechfeuer, 15 Zinnhämmer, 12 Eiſenblechhämmer und mehrere Drahthämmer, die wichtigen Blaufarbenwerke zu Schneeberg, Bockau, Pfannenſtiel und Schlema (jährlich gegen 340000 Thlr.), die Arſenikgifthütte bei Geyer, die Vitriolwerke zu Burgk, Raſchau, Geyer, Johanngeorgenſtadt u. a., mehrere Schwefelhütten, Bleiglätte- und Bleiweißfabriken zu Dresden und Freiberg, Bleizuckerfabriken zu Freiberg, Zſchopau und Penig; Blechwaaren werden in großer Menge (beſonders in Schönheyda) fabricirt, unter andern Blechlöffel von 20 verſchiedenen Arten in vielen Orten des Erzgebirgs (jährlich für faſt 100000 Thlr.); ferner ſind zu bemerken der Folienhammer zu Olbernhau, viele Zinnhütten und Zinnpochmühlen, mehrere leoner Draht- und Treſſenfabriken, Knopffabriken zu Plauen, Schwarzenberg und Gießhübel, Eiſenkunſtgießereien zu Morgenröthe und Rautenkranz, Gewehrfabriken zu Olbernhau, Eiſen- und Stahlwaarenfabriken in mehreren Orten des Obererzgebirges, namentlich zu Oberwieſenthal, Stück- und Schrotgießereien, Schriftgießereien, Argentanwaarenfabrik zu Freiberg, Glashütten zu Karlsfeld, Friedrichsgrün, Potſchappel u. a., Spiegelfabrik zu Olbernhau, Diaphanwaarenfabrik zu Dresden, Porzellanmanufactur zu Meißen, außerdem Fayence- und Steingutfabriken zu Noſſen, Colditz und Hubertusburg, Pulvermühlen, Grünſpanfabriken, Serpentinſteinwaaren zu Zöblitz, zahlreiche Gold-, Silber- und Bronzewaarenfabriken, Verarbeitung des Marmors zu Crottendorf, Maxen und im Voigtlande u. dgl. m. — Die größte Wichtigkeit dieſer Fabriken iſt durch die große Bedeutſamkeit des Ausbringens des Bergbaues bedingt. Derſelbe belebt das Gebirge in ſeiner mittlern Höhe um Freiberg und in ſeiner größten ſowohl im Obergebirge, wie um Altenberg; einige Zweige deſſelben erreichen die Elbe bei Scharfenberg und das mittlere Voigtland. Sämmtliche Gruben und Hütten (gangbare Zechen gibt es über 580) ſind in 7 Bergämter, Altenberg, Annaberg, Freiberg, Geyer und Ehrenfriedersdorf, Johanngeorgenſtadt, Marienberg und Schneeberg vertheilt und beſchäftigen überhaupt gegen 60000 Menſchen. Silber, Eiſen, Kobalt und Steinkohlen ſind die Hauptgegenſtände des Bergbaues. Von dem erſteren gewinnt man jährlich an 65000 Mark, davon das meiſte in den Zechen bei Brand, Freiberg, Halsbrücke, Johanngeorgenſtadt, Neuſtädtel und Bräunsdorf. An Eiſen bringt man durch Schmelzen von 17—18000 Fudern Eiſenſteins 75—85000 Cntr. Roheiſen aus (meiſt im hohen Obergebirge); an Kobalt (beſonders bei Neuſtädtel, Schneeberg) weit über 5000 Cntr., an Stein- und Braunkohlen gegen 2 Mill. Cntr.; ferner an Zinn bei Altenberg, Zinnwald, Geyer 2500 Cntr., an Blei 9—10000 Cntr., an Arſenik, Schwefel- und Vitriolkieſen 36—40000 Cntr. Der Werth dieſer und der übrigen Production des Berg- und Hüttenbaues beträgt $1\frac{3}{4}$ Mill. Thaler Brutto und der reine Gewinnſt (der aber durch die Fabrikation auf $1\frac{1}{2}$ Mill. ſteigt) 900000 Thlr. — Nächſt den Fabriken in Bergproducten ſind zunächſt die zahlreichen und höchſt wichtigen Fabriken zu erwähnen, die ſich mit der Verarbeitung von in- und ausländiſchen Pflanzenſtoffen beſchäftigen. Die Grundbedingung von Sachſens Hauptinduſtrie, die Weberei und die Spinnerei, liefert außer einer geringen Menge von Seidenzwirn und ſeidenem Garne (in Annaberg und Chemnitz) fläch ſenes, wollenes und baumwollenes Garn, und zwar

das meiſte in Spinnfabriken oder Spinnmühlen. Die größten Baumwollenſpinnereien ſind zu Hartha, Mylau, Geyer und Erfenſchlag, die aber von der jetzt im Baue begriffenen und auf 8 Etagen mit 50000 Spindeln berechneten bei Scharfenſtein noch übertroffen werden. Überhaupt mögen jetzt wohl gegen ½ Million Spindeln in Bewegung ſein. Unter den Wollſpinnereien, welche zuſammen gegen 45000 Spindeln in Bewegung ſetzen, ſind die bedeutendſten zu Pfaffendorf bei Leipzig, Dittersdorf und Hain. Die Leinweberei, welche am meiſten in der Lauſitz blüht und dort allein gegen 5000 Stühle beſchäftigt, liefert alle Arten Leinwand, Zwillich, Pack- und Segeltuch, Schläuche, überaus viel Band (Annaberg, Pulsnitz) und trefflichen Damaſt (Großſchönau). Zwirnſpitzen liefert das Obererzgebirge und das Voigtland; doch iſt jetzt die früher ſo ſchwunghaft betriebene Klöppelei ſehr geſunken, dafür aber ſeit 1827 durch Schönherr zu Plauen und Wieck zu Chemnitz die Bobbinetfabrikation dergeſtalt in Schwung gekommen, daß gegenwärtig mehrere Tauſend Frauenzimmer im Ausnähen und Ausſticken des Bobbinets Beſchäftigung finden. Die Tuchweberei ferner liefert auf 2500 Stühlen (beſonders zu Oſchatz, Öderan, Roßwein, Kirchberg, Lößnitz, Crimmitſchau, Großenhain) Tücher verſchiedener Sorten, obwohl nicht hinlänglich zum Bedarfe (zuſammen gegen 60000 Stück), außerdem auch Caſimir, Flanelle, Fries, Moltong, ausgezeichnete Merinos, Weſtenzeuche, Wollbänder, Wollſtrümpfe u. a. m. Für rohe und Futterkattune ſind Mittweide, Frankenberg, Glauchau u. a. und die zittauer Dörfer die Hauptorte, für gedruckte außer den ſchon angeführten und einigen anderen Städten (Plauen) vor allen Chemnitz (ſ. d. Art.), der Hauptſitz der Kattunfabrikation. Muſſelin und Mull liefern vorzüglich die voigtländiſchen Städte, Barchent Mitweida und die ſchönburgiſchen Städte, Tücher und Nankings das Voigtland und Zittau, Strumpfwaaren endlich gegen 15000 Stühle, beſonders in der Gegend von Chemnitz und im Schönburgſchen. Bemerkenswerth übrigens ſind ſeit 1828 die beſonders in der Lauſitz in Gebrauch gekommenen Jacquardſtühle, deren Zahl ſich jetzt bereits auf 200 beläuft. Am unwichtigſten iſt im Allgemeinen die Seidenweberei; doch fertigt man in der neuern Zeit zu Annaberg, Buchholz, Chemnitz, Limbach, Ölsnitz und an anderen Orten vorzügliche Arbeiten; auch hebt ſich täglich die Fabrikation von Petinet und Halbſeidenzeuchen. Unter den übrigen Induſtrie- und Erwerbszweigen ſind vorzüglich noch folgende erwähnenswerth: die Papierfabrikation in mehr als 50 Papiermühlen, von denen die größere Hälfte dem Voigtlande angehört; Strohflechterei im Erzgebirge und Voigtlande, die höchſt bedeutende Holzwaarenfabrikation, welche ſich theils mit der Verfertigung von Spielzeug (Heidelbach, Grünhainchen, Einſiedel, Seifen), theils mit verſchiedenen anderen Gattungen von Holzwaaren, als feinen Drechslerwaaren, Wagen, Pfeifenköpfen, Tiſchlerwaaren aller Arten (Tharandt, Rabenau, Olbernhau, Taucha u. a.), muſikaliſchen Inſtrumenten (Leipzig, Dresden, Voigtland) u. a. m. beſchäftigt; bemerkenswerth ferner ſind die Pech- und Theerſiedereien, Kohlenbrennereien, die Pottaſchenbereitung, dann die Zuckerraffinerien zu Dresden, die Tabaksfabriken, Chokoladen-, Cichorien-, Spielkarten- und Pappenfabriken, Hutfabriken, Bierbrauereien (in neuerer Zeit entſtand auf dem Gute des Barons Speck, Lütſchena, eine baieriſche Bierbrauerei), Branntweinbrennereien, Liqueurfabriken u. a. m. Endlich finden hier noch einen Platz die bedeutenden Gerbereien in mehreren Städten des Landes, die Wachsbleichen und die in neuerer Zeit ins Große getriebenen Zündholzfabriken. Außerdem werden andere gewöhnliche Gewerbe und Handwerke allenthalben in S. mit eben ſo viel Einſicht als Erfolg getrieben. Daß der Handel Sachſens bei dieſer außerordentlichen Betriebſamkeit von großer Bedeutung ſein müſſe, verſteht ſich von ſelbſt. Gehoben wird derſelbe überdieß und weſentlich bedingt durch die berühmten ſeit Jahrhunderten zu Leipzig ſtattfindenden Meſſen, deren Umſatz mit Einrechnung

der Geldgeſchäfte allein auf 55 Mill. angeſchlagen wird. Wichtig ſind insbeſondere die Tranſito-, Speditions-, Commiſſions- und Wechſelgeſchäfte, der Elbhandel (Dresden und Pirna), der in Zukunft durch Errichtung einer Dampfſchifffahrt zwiſchen Dresden und Hamburg an Wichtigkeit gewinnen wird, ferner der inländiſche Productenhandel und die Waarenbezüge aus Trieſt. Den ſtärkſten Fabrikatenhandel treiben außer Leipzig Chemnitz, Plauen, Zittau und Bautzen, und den wichtigſten Materialhandel Dresden, Pirna und andere Elbſtädte, außerdem viele der übrigen größeren Städte. Unter den 500 Jahrmärkten ſind die wichtigſten zu Dresden, Chemnitz, Freiberg und Annaberg. Bedeutende Getreidemärkte hält Leipzig, Chemnitz, Pirna, Zwickau, Bautzen, Döbeln und Leißnig; Wollmärkte: Leipzig, Dresden und einige andere der bedeutendſten Städte. Was übrigens die Handelsbilanz betrifft, ſo ſtellt ſich dieſelbe zu Gunſten Sachſens durchſchnittlich auf 2 Mill. reinen Gewinn heraus und es ſcheint, als werde ſich dieſelbe in Folge des Anſchluſſes an den preußiſch-deutſchen Zollverein in Zukunft noch günſtiger geſtalten; auch hofft man zuverſichtlich von d.r jetzt im Baue begriffenen leipzig-dresdner Eiſenbahn, zumal wenn ſie mit anderen projectirten in Verbindung getreten ſein wird, bedeutende Vortheile. Übrigens wird bereits jetzt der innere Vertrieb durch viele und treffliche Straßen (250 M. Chauſſéen) ungemein gefördert, ſo wie durch die gut organiſirte Poſtverbindung (man zählt 120 Poſt- und Poſtſtallexpeditionen) überhaupt der Verkehr erleichtert und geſichert. — Die Regierungsform Sachſens iſt monarchiſch beſchränkt durch die Conſtitution vom 4. Sept. 1831. An der Spitze des Staats ſteht der König, jetzt Friedrich Auguſt (II.). Nach den Beſtimmungen der Verfaſſung und den beſtehenden Hausgeſetzen iſt die Krone im Mannsſtamme nach dem Rechte der Erſtgeburt erblich, und geht erſt dann auf die weibliche Linie über, wenn kein männlicher Erbe des Geſammthauſes S. oder ein durch Erbverbrüderungen zur Succeſſion berufener Prinz mehr vorhanden iſt. Die Volljährigkeit des Königs tritt mit dem 18. Jahre ein. Unter den allgemeinen Grundzügen der Verfaſſung treten folgende als die wichtigſten hervor: Zwar vereinigt der König alle Zweige der Staatsverwaltung in ſich, aber die Miniſter ſind dafür den Ständen verantwortlich. In dieſer Beziehung und zur Entſcheidung einiger anderer Angelegenheiten beſteht ein Staatsgerichtshof, deſſen Mitglieder zur Hälfte vom Könige, zur Hälfte von den Ständen gewählt werden. Ferner: alle Domainen und Regalien zuſammen bilden das eigentliche Staatsgut, aus welchem der König ſeine Civilliſte (500000 Thlr.) und die übrigen Glieder des königlichen Hauſes ihre Appanagen erhalten. Die Religionsübung iſt frei und die Staatslaſten von allen ohne Ausnahme zu tragen, auch der Zutritt zu Ämtern unbeſchränkt. Der Miniſter des Cultus, welcher ſtets lutheriſcher Confeſſion ſein muß, übt nebſt zwei anderen Miniſtern ſeiner Confeſſion anſtatt des Königs (nach der Übereinkunft von 1697) die oberſte kirchliche Gewalt aus. Die Gerichte ſind von der Regierung unabhängig, die perſönliche Freiheit iſt unantaſtbar, auch der privilegirte Gerichtsſtand für aufgehoben erklärt. Die Stände ſind während des Landtags nur an die Landtagsordnung gebunden und können nach den Beſtimmungen derſelben frei ihre Anſichten äußern. Beide Kammern, von denen die erſte ohne die majorennen königlichen Prinzen aus 41, die zweite aus 75 (darunter 25 vom Bauernſtande und 5 vom Handels- und Fabrikantenſtande) beſteht, haben gleiche Rechte und Macht; die erſte kann der König nicht auflöſen, doch kann derſelbe den Landtag im Allgemeinen auf ein halbes Jahr hinaus vertagen; die Sitzungen ſind öffentlich. Die Regierung legt den Kammern Geſetzentwürfe vor, welche von denſelben discutirt werden; kein Entwurf erhält Geſetzeskraft ohne Zuſtimmung der Kammern, auch darf ohne deren Einwilligung überhaupt kein Geſetz gegeben, aufgehoben oder nur verändert werden, außer in höchſt dringenden Fällen, wo aber die Miniſter dafür

verantwortlich ſind. Bei abweichenden Anſichten der beiden Kammern tritt eine aus beiden gebildete Deputation zur nähern Prüfung der vorliegenden Sache zuſammen. Hinſichtlich der auszuſchreibenden Steuern haben die Stände das Bewilligungsrecht, übrigens ſteht ihnen, jedoch unter der obern Leitung des Finanzminiſters, auch Theilnahme an der Verwaltung der Staatsſchuldentilgungscaſſe zu. Rechnung wird von der Regierung bei jedem Landtage abgelegt, das Budget aber ſtets für 3 Jahre beſtimmt. Was nun insbeſondere die Landesverwaltung betrifft, ſo gibt es nach der in der neuern Zeit geſchehenen Reorganiſation gegenwärtig folgende Landesbehörden: der aus den Miniſtern, mehreren Räthen und für beſondere Fälle noch aus zwei Generälen, dem päpſtlichen Vicare und dem Oberhofprediger unter dem Vorſitze des Prinzen Johann beſtehende Staatsrath, ferner das Geſammtſtaatsminiſterium, als eigentliche oberſte Verwaltungsbehörde. Daſſelbe beſteht aus den einzelnen Miniſterien des Innern, des Kriegs, der Juſtiz, der Finanzen und des Cultus und öffentlichen Unterrichts (das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten iſt gegenwärtig mit dem der Juſtiz vereinigt). Dem Miniſterium des Innern untergeordnet ſind die Straf- und Verſorgungsanſtalten (doch werden dieſelben ſeit 1833 ſelbſtſtändig vom Staatsminiſter von Lindenau verwaltet), die Brandverſicherungscommiſſion, die für Gemeinheitstheilungen und Ablöſungen, die königlichen Sammlungen, die Kunſtakademien u. m. a.; dem Kriegsminiſterium die militairiſchen Bildungsanſtalten, das Kriegszahlamt, das Oberkriegsgericht, die Militairmagazine, die Plankammer, Zeughaus u. a.; dem Juſtizminiſterium ferner als oberſter Behörde für den geſammten Rechtsgang das Oberappellationsgericht, die Kreisappellationsgerichte (als mittlere Inſtanzen des Rechtsganges) und alle Untergerichte, die königlichen ſowohl (das leipziger Criminal- und Polizeiamt, die dresdner Polizeideputation, das leipziger Univerſitätsgericht, 41 Juſtizämter, die Bergämter) als die Privatgerichte; dem Miniſterium der Finanzen die Staats-, Haupt- und Finanzcentralcaſſen, die 3 Zahlämter, die Zoll- und Steuerdirection, Münze, Porzellanfabrik und überhaupt die ſämmtlichen Verwaltungszweige des Staatseigenthums; dem Miniſterium des Cultus das Landesconſiſtorium, das ſchönburgiſche Conſiſtorium zu Glaucha, das apoſtoliſche Vicariat und das katholiſche Conſiſtorium. Unmittelbar unter dem Geſammtminiſterium ſtehende Regierungsbehörden, gleichſam Unterregierungen, ſind die ſeit 1835 eingeführten Kreisdirectionen zu Leipzig, Zwickau, Dresden und Bautzen. Dieſen Kreisdirectorialbezirken, welche wieder in 15 Amtshauptmannſchaften zerfallen, liegt zwar die frühere Eintheilung in Kreiſe zu Grunde, doch ſind zu der leipziger Kreisdirection einige Theile des meißner und erzgebirgiſchen Kreiſes, zu der zwickauer das ganze Voigtland, zu der dresdner nebſt dem meißner Kreiſe ein Theil des Erzgebirgs und zu der bautzner der öſtliche meißner Kreis zum Theil hinzugekommen, ſo daß die leipziger Kreisdirection 63,139 □M., die zwickauer 63,139 □M., die dresdner 78,783 □M. und die bautzner 45,527 □M. enthält.— Die Landeseinkünfte Sachſens fließen theils aus den Domainen und Regalien, theils aus Steuern und Abgaben. Zu den erſteren gehört die Benutzung der Kammergüter (18), der Amtsökonomien und Rentämter (40), der Staatswaldungen, der Flößen (60—70000 Thlr. jährlich), des Bergbaues, der Jagden, des Poſtweſens (200000 Thlr.), des Chauſſée- und Brückengeldes, des Salzverkaufs und mehrerer anderer darunter zufälliger Einnahmen; zu dieſen die Grundſteuer, zu deren Erhebung die alten Kreislande in 3 Steuerkreiſe und 22 Bezirksſteuereinnahmen (die Oberlauſitz bildet den 4. Steuerkreis mit 5 Bezirkseinnahmen) getheilt ſind, ferner als indirecte Steuern in Folge des Anſchluſſes an das deutſche Zollſyſtem die Malz-, Schlacht-, Branntwein-, Moſt- und Tabakſteuer, zu deren Erhebung außer den Hauptzollämtern eine Anzahl Hauptſteuerämter beſtehen, endlich noch die Stempelſteuer auf Papier, Spielkarten und einige andere Fabrikate.

Die Geſammteinnahme betrug im Jahre 1835 5154776 Thlr., die Ausgabe dagegen 5070859 Thlr., wonach ein Überſchuß von 83,917 Thlr. verblieb, der ſich aber im Jahre 1836 auf mehr als 115000 Thlr. erhöhen wird. Zur Tilgung der Staatsſchulden, die nach der Übernahme von 7767356 Thlr. preußiſcher Seits im Jahre 1819 noch 16660771 Thlr. betrugen, jetzt aber bereits auf 11½ Mill. herabgeſunken ſind, beſteht ſeit 1834 die aus der Vereinigung der Kammercreditcaſſe und der Steuercreditcaſſe gebildete Staatsſchuldentilgungscaſſe, welche von einem beſonders dazu niedergeſetzten Ausſchuſſe verwaltet wird. Von dem einzigen Papiergelde Sachſens, den Caſſenbillets, ſind für 2½ Mill. Thaler im Umlaufe, von denen 1½ Mill. dem Conventionsgelde, der Reſt (ſeit 1834) dem preußiſchen Courant gleichgeſtellt ſind. — Die ſächſiſche Armee beſteht gegenwärtig aus 13006 Mann, nämlich: 1 Gardereiterregiment, 2 Regimentern leichter Reiter, 4 Regimentern Linieninfanterie, 1 Halbbrigade leichter Infanterie, 1 Gardediviſion, 1 Regiment Fuß- und 1 Brigade reitender Artillerie, 1 Trainbataillon und Ingenieurs-, Sappeurs- und Pontonniersabtheilungen. Zum Bundescontingente ſtellt S. 12000 Mann (mit 2000 Mann Reſerve), die im Kriege um die Hälfte vermehrt werden können und nebſt den Contingenten der herzoglich ſächſiſchen Länder, Churheſſens, Luxemburgs, Naſſau's, Anhalts, Sachſen-Weimars, Reuß' und Schwarzburgs das 9. Armeecorps bilden. Über letzteres führt S. den Oberbefehl. Die ſeit 1830 ins Leben getretenen ſtädtiſchen Communalgarden zählen über 20000 Mann. Beim Bundestage hat S. 1 Curiatſtimme und 4 Plenarſtimmen und ernennt ſeit 1834 zwei zu den Spruchmännern des Bundes. Unter den Orden hat der Hausorden der Rautenkrone den erſten Rang; außerdem beſteht noch der Heinrichsorden, ein Militairorden, und der Civilverdienſtorden (ſ. d. Art.). — In der nun folgenden kurzen topographiſchen Überſicht von S. legen wir die alte ſtatiſtiſche Eintheilung in die 4 erbländiſchen Kreiſe und das Markgrafthum Oberlauſitz zu Grunde: 1) der *meißner Kreis*. Bemerkenswerthe Ortſchaften: Dresden (ſ. d. Art.), Haupt- und Reſidenzſtadt, in der Nähe der romantiſche plauiſche Grund (ſ. d. Art.); Weeſenſtein und Pillnitz, königliche Luſtſchlöſſer; Wilsdruff (1840 Einw.); Feſtung Königſtein (ſ. d. Art.); Pirna (5560 Einw.) mit lebhaftem Handel, berühmten Sandſteinbrüchen und einer Irrenanſtalt auf der Feſte Sonnenſtein; Hohnſtein mit einer Schäferſchule; Stolpen (1220 Einw.), am Abhange eines eigenthümlich geſtalteten Baſaltberges, mit einem alten Schloſſe und der erſten Merinoſchäferei Deutſchlands; Neuſtadt und Sebnitz (2935 Einw.), wichtige gewerbtreibende Orte; Meißen (ſ. d. Art.); Lommatzſch (2460 Einw.) in der fruchtbarſten Gegend Sachſens; Oſchatz (5370 Einw.) mit namhaftem Gewerbebetriebe, beſonders Tuchmacherei; Großenhain (5760 Einw.), wichtige Fabriken; Dahlen (2040 Einw.); Biſchofswerde (2440 Einw.); Dippoldiswalde (2280 Einw.) und Radeberg (2020 Einw.); letztere ſämmtlich von Bedeutung durch lebhafte Induſtrie. 2) Der *erzgebirgiſche Kreis*: Freiberg (ſ. d. Art.); Hainichen (4630 Einw.) mit wichtigem Gewerbebetriebe; Noſſen (1780 Einw.) mit einer Grabkapelle der alten Markgrafen von Meißen; Roßwein (4200 Einw.); Altenberg (1920 Einw.) über 2000 Fuß hoch im Gebirge gelegen, Zinngruben; Olbernhau; Zöblitz; Marienberg (3700 Einw.), Bergamt; Annaberg (6700 Einw.), 2500 Fuß hoch gelegen, wichtige Bergſtadt mit überaus ſchöner Kirche; Geyer (2970 Einw.); Elterlein; Schlettau; Ehrenfriedersdorf; Wolkenſtein; Buchholz; Zwönitz; Jöhſtadt; Thum; Lengefeld; Stollberg (3150 Einw.); Schwarzenberg; Oberwieſenthal; Johanngeorgenſtadt (3440 Einw.) in der wildeſten Gegend des Gebirgs; Scheibenberg; Neuſtädtel; Bockau; Schneeberg (6920 Einw.), bedeutende Erz- und Blauwerke; Schönheide (4290 Einw.), das ſchönſte Dorf des Gebirgs; Kirchberg; Zwickau (6420 Einw.); Werdau (5000 Einw.); Crimmitſchau (3770 Einw.); Chemnitz (ſ. d. Art.); Franken-

berg (5550 Einw.); Zſchopau (5550 Einw.); Öderan (4160 Einw.); Schellenberg mit dem hochgelegenen Schloſſe Auguſtusburg; ſämmtlich von Wichtigkeit durch Bergbau und Induſtrie. Hierher gehören auch noch die Standesherrſchaften Schönburg und die Herrſchaft Wildenfels, dem Grafen von Solms-Laubach gehörig. In der letztern (gegen 2 □Meil.) iſt Wildenfels der Hauptort. Jene, die Beſitzungen des Hauſes Schönburg, zerfallen in die eigentlichen Standes- oder Receßherrſchaften Glaucha, Waldenburg, Lichtenſtein, Hartenſtein und Stein und in die Lehnsherrſchaften Penig, Rochsburg, Wechſelburg und Remſe. Das Nähere darüber ſ. in dem beſondern Artikel. 3) Der leipziger Kreis: Leipzig (ſ. d. Art.); Rochlitz (3830 Einw.), Schloß und wichtige Steinbrüche; Mitweida (5600 Einw.); Leißnig (4800 Einw.) mit höchſt bedeutender Induſtrie; Döbeln (5680 Einw.); Geringswalde; Coldit (2900 Einw.); Waldheim (2700 Einw.); Grimma (4670 Einw.) mit einer Landesſchule und lebhafter Induſtrie; Wurzen (3800 Einw.); Frohburg; Borna (3690 Einw.); Pegau (3360 Einw.); Zwenkau (2420 Einw.). 4) Der voigtländiſche Kreis: Plauen (9000 Einw.) mit wichtiger Baumwollenſpinnerei und Fabrication, Kattundruckerei; Ölnitz (3820 Einw.); Lengenfeld (3500 Einw.); Elſterberg (2320 Einw.); Reichenbach (5170 Einw.); Treuen (3840 Einw.); Pauſa (2190 Einw.); Falkenſtein (2850 Einw.); Adorf (2350 Einw.); Mylau (2390 Einw.) und Schöneck, über 2000 Fuß hoch in rauher Gegend gelegen. 5) Die Oberlauſitz. Hier zuerſt die ſogenannten Vierſtädte: Bautzen (ſ. d. Art.); Zittau (8500 Einw.) mit überaus ſchwunghafter Induſtrie und bedeutendem Garn- und Leinwandhandel; Löbau (2540 Einw.) und Camenz (3844 Einw.), ebenfalls wichtig durch ſeine Induſtrie; ferner ſind zu bemerken die ausgedehnten Fabrikdörfer Großſchönau (4480 Einw.); Seifhennersdorf (5100 Einw.) und Ebersbach (5622 Einw.), und in dem ſogenannten Landkreiſe: Herrnhut (ſ. d. Art.); Pulsnitz; Weißenberg und Berthelsdorf; außerdem nach die Stifter Marienthal, Marienſtern (mit vielen Dörfern) und das Fräuleinſtift Joachimſtein. Endlich ſind hier noch zu erwähnen ein Theil von der dem Grafen von Einſiedel gehörigen Standesherrſchaft Reibersdorf und die dem Grafen von Hohenthal gehörige Standesherrſchaft Königsbrück mit der Stadt Königsbrück (1500 Einw.) und 9 Dörfern. — Geſchichte Sachſens. Der ſächſiſche Name nebſt dem baierſchen der einzige, welcher ſich aus dem deutſchen Alterthume erhalten hat, obwohl er jetzt auf einem Lande ruht, welches nie der Wohnſitz des ſächſiſchen Volkes geweſen iſt, erſcheint zuerſt um die Mitte des II. Jahrh. mit Beſtimmtheit in der Geſchichte. Nach Ptolomäus, der ihrer zuerſt erwähnt, hatten die Sachſen ihre Wohnſitze in dem heutigen Schleswig und Holſtein und den nahe gelegenen Inſeln, von wo aus ſie die Nachbarländer durch Seeräuberei fortwährend beunruhigten. Ob ſie ihren Namen von einer ihnen eigenthümlichen kurzen Waffe, Sax, oder von ihrer Seßhaftigkeit (Saſſen) führten, iſt zweifelhaft, die Ableitung von dem lateiniſchen saxum (Fels) aber wohl am Wenigſten zuläſſig. Nach und nach drängten die unruhigen, zu Abenteuern geneigten Sachſen die Nachbarſtämme immer weiter zurück, ſetzten ſich an den Küſten feſt und nahmen zuletzt alles Land zwiſchen Elbe und Weſer, wohl auch noch über letztere hinaus, in Beſitz. Im III. und IV. Jahrh. hatten die Römer oft Gelegenheit die ungeſtüme Tapferkeit der verwegenen Seeräuber zu erproben und ſelten nur vermochten ſie mit einigem Erfolge den Verheerungszügen derſelben an den Küſten Englands, Galliens und Bataviens zu wehren. Immer weiter vorrückend wurde ihnen um die Mitte des IV. Jahrh. ſelbſt Batavien unterthan und nur wenige Jahre ſpäter ſchwammen ſie auf ihren leichten Fahrzeugen bereits auf dem Rheine herauf bis in die Gegend von Köln. Daß ſie auch damals ſchon mit den Franken, deren Nachbarn ſie geworden waren, gekämpft haben, iſt wohl mehr als wahrſcheinlich, nur waren dieß noch nicht, wie ſpäter,

Kämpfe um höhere nationelle Intereſſen, ſondern nur vorübergehende, durch nachbarliche Reibungen erzeugte Zwiſtigkeiten. Immer blieben jetzt die Römer die Hauptfeinde und wie ſehr dieſe einen Sieg über die Sachſen zu ſchätzen wußten, geht daraus hervor, daß ſich Theodoſius für einen Erfolg, den er bei den Orkaden über ſie erfochten hatte, den Namen Saxonicus beilegte. Übrigens nahmen einzelne Haufen der Sachſen gleich anderen deutſchen Stämmen häufig für Sold in den Bürgerkriegen der Römer Partei und erwarben ſich beſonders zur See, ihrem eigentlichen Elemente, hohen Ruhm. Je mehr ſich endlich die Macht der Römer in Gallien und Britannien ihrem Ende näherte, deſto eifriger erwieſen ſich auch die Sachſen, zu ihrer völligen Vernichtung mit beizutragen, und trotz aller Bemühungen ſahen ſich zuletzt die römiſchen Feldherren außer Stande ihren wiederholten Einfällen zu widerſtehen. Britannien wurde geräumt und kurz nachher im Jahre 449 landete ein Haufe Sachſen unter Hengiſt und Horſa (oder, wie Andere wollen, zwei Stämme dieſes Namens), ſetzten ſich feſt und gründeten nach Beſiegung der Eingeborenen ein Königreich. Ihnen folgten ſpäter neue Haufen und ſo entſtanden nach und nach die 7 ſächſiſchen Königreiche (Heptarchie), die zu Anfange des IX. Jahrh. vereinigt und nach den Angeln, einem der Hauptſtämme der übergeſiedelten Fremdlinge, Angelland (England) genannt wurden. Die in Deutſchland, Batavien und an den galliſchen Küſten zurückgebliebenen Sachſen, zum Unterſchiede von jenen (ſpäter) Altſachſen genannt, nahmen ihrerſeits an der damals entſtandenen großen Völkerbewegung lebhaften Antheil, fochten mit gegen Attila, ſetzten dann, obwohl mit geringerm Erfolge, ihre Einfälle in Gallien fort und kamen unter andern auch mit den Franken zu wiederholten Malen und nicht immer zu ihrem Vortheile in feindſelige Berührung. Doch erweiterten ſie noch im Laufe des V. Jahrh. ihre Beſitzungen ſüdwärts bis zum Harz, verbanden ſich 528 mit den Franken zur Zerſtörung des thüringiſchen Königreichs und erhielten zu ihrem Antheile den ſüdlich vom Harz gelegenen Strich bis zur Unſtrut. Seit dieſer Zeit aber beginnen ihre Kämpfe mit den Franken, denen die Gefahr nicht entging, welche ihnen von den kriegeriſchen Nachbarn für die Zukunft drohen mußte. Ueber zwei Jahrhunderte lang, während deſſen ſich die Sachſen nach blutigem Zwiſte in Nordthüringen feſtſetzten, blieb der Erfolg im Allgemeinen zweifelhaft; denn obwohl die den Franken zunächſt wohnenden Sachſenſtämme meiſt tributpflichtig wurden, ſo erhielten ſich doch die entfernter wohnenden in völliger Unabhängigkeit und häufige und große Siege verbürgten ihnen auch dieſelbe bis zur Zeit Karl's des Großen. Dieſem endlich gelang es nach 30jährigem erbitterten Kriege, welchen insbeſondere der Weſtphalenherzog Wittekind mit ſeltener Tapferkeit führte (bis 785) durch Vertrag im Jahre 804 die Sachſen zur Annahme des Chriſtenthums und Vereinigung mit den Franken zu zwingen. Doch behielten ſie ihre eigenen Geſetze und wurden den Siegern in Recht und Freiheit gleichgeſtellt. In dieſer Zeit treten vier verſchiedene Theile des großen Sachſenlandes, welches ſich zwiſchen Oſtſee, Elbe, Friesland, Ruhr, Eder, Yſſel, Saale, Helme und Harz ausbreitete, mit Beſtimmtheit hervor, nämlich Weſtphalen, jetzt mit unbeſtimmten, immer wechſelnden Grenzen, aber Alles umfaſſend, was zu den Stiften Köln und Münſter gehörte, ferner Engern, das Land an der Weſer in der Mitte Sachſens, Oſtphalen, das ganze Gebiet von da bis zur Elbe, Nordalbingien endlich das nordöſtlich von der Elbe gelegene Land, welches ſpäter auch mehrere ſlawiſche Stämme, wie die Wagrier, Obotriten u. a., umfaßte. Im Allgemeinen glichen die Sachſen hinſichtlich ihrer Verfaſſung, Sitte und Religion den übrigen deutſchen Stämmen, nur daß bei ihnen Manches in nationeller Eigenthümlichkeit erſcheint, wie z. B. die außerordentliche Strenge in der Beſtrafung des Ehebruchs, der Dienſt des Wodan und der Freia u. a. m. Auch mag bei ihnen der Unterſchied der Stände (Edelinge, Frilinge und Lazzi) ſtrenger wie ſonſt bei den Deut-

ſchen gehandhabt worden ſein. Nach ihrer Unterwerfung, die ihr Eintreten in das karolingiſch-deutſche Syſtem entſchied, verwiſchte ſich allmählig ihr eigenthümliches nationelles Gepräge und zwar beſonders durch die mit Gewalt herbeigeführte Verbreitung des Chriſtenthums, zu deſſen feſter Begründung die Biſthümer zu Osnabrück (783), Verden (786), Bremen (787), Paderborn, Halberſtadt, Hildesheim, Minden, Münſter, Hamburg (831) und viele Klöſter, Schulen und Domſtifte am Weſentlichſten mitwirkten. Außerdem gab ſchon Karl auch ihrem Rechtsweſen eine andere Geſtalt, indem er die alten Volksverſammlungen aufhob und den von ihm geſetzten Grafen allein das Recht der Berufung des Volks ertheilte. Wahrſcheinlich wäre auch S., wenn die Nachfolger Karl's des Großen in deſſen Sinne gehandelt hätten, bei Weitem früher zerſtückelt worden, vielleicht ſelbſt der Name in jenen Gegenden noch eher, als es geſchah, verſchwunden. Allein die Zwiſtigkeiten der Karolinger und ſpäter der Umſtand, daß Ludwig der Deutſche die Sachſen entſchieden begünſtigte, verhinderte dieß und bereits 845 erſcheint S. unter Ludolf aus Wittekind's Geſchlechte als Herzogthum. Durch anſehnliche Hausbeſitzungen erhob ſich ſeitdem die Macht dieſer Dynaſtie immer höher und befeſtigte ſich entſchieden unter Bruno, Ludolf's Sohne, und Otto dem Erlauchten. Mit des Letztern Sohne, Heinrich I., dem Großen, welcher 918 den deutſchen Thron beſtieg, ward S. die vorherrſchende Macht Deutſchlands und blieb es, auch nachdem im Jahre 960 das Billung'ſche Haus durch Otto I. zur herzoglichen Würde berufen wurde, bis zum Erlöſchen dieſer Dynaſtie (mit dem Herzoge Magnus, 1106). Zwar beſtand das Herzogthum S. unter Lothar von Supplingenburg und nach ihm unter Heinrich dem Stolzen von Baiern in ſeiner frühern Ausdehnung fort, aber ſchon 1180 ward es dem Sohne Heinrich's des Stolzen, Heinrich dem Löwen, von Kaiſer Friedrich I. entriſſen und zerſtückelt. Nur ein kleiner Theil mit der herzoglichen Würde und dem damit verbundenen Reichserzmarſchallamte ging auf den Sohn Albrecht's des Bärs, Bernhard den Askanier, über. Während alſo jetzt ſchon der Name S. nur zum kleinſten Theile noch auf den urſprünglichen Wohnſitz der alten Sachſen anwendbar iſt, vielmehr ſchon auf Länder übertragen wurde, die Bernhard's Vater, der Bär, den Slaven an der Mittelelbe entriſſen hatte, ſo waren unterdeſſen auch bereits in jenen Landſtrichen, die das jetzige Königreich S. bilden, die Anfänge zur Bildung eines Staates geſchehen, der ſich ſpäter mit einem Theile des unter Bernhard von Askanien entſtandenen neuen Herzogthums S. vergrößerte und conſolidirte, wie er früher ſchon durch die Vereinigung mit Thüringen und mehreren anderen Gebieten größere Ausdehnung und den Keim zu ſchnellerer Entwickelung ſeiner innern und äußern Macht erhalten hatte. Dieß iſt die meißner Mark, das eigentliche Stammland des jetzigen Königreichs S., unbedeutend in ſeinen Anfängen, aber allmählig immer mehr anwachſend und bereits ſeit 1127 politiſch wichtig durch die Erblichkeit der markgräflichen Würde im Hauſe Wettin. Nach der Völkerwanderung erſcheinen in den Gegenden an der Mulde und Elbe vom Erzgebirge abwärts bis zur Saale und Werra die Hermunduren ſeßhaft. Während ſie in dem eigentlichen Thüringen zwiſchen Saale und Werra bereits einen gewiſſen Grad von Civiliſation erreichten und unter dem Namen Düringer ein mächtiges Königreich gründeten, blieben die zwiſchen Elbe, Mulde und Saale wohnenden Stämme dem frühern Nomadenleben treu und wurden, als das thüringiſche Königreich im Jahre 531 zerſtört war, mit leichter Mühe von den Sorbenwenden, einem mächtigen Slawenſtamme, überwältigt. Die, welche Auswanderung nicht vorzogen, blieben Leibeigene der Sieger, welche nun, die Kämpfe der Sachſen und Franken benutzend, ſich bis zur Saale ausbreiteten und Jahrhunderte hindurch behaupteten. Die verſchiedenen Zweige derſelben, namentlich die Daleminzier, Luſitzer, Milziener und Siusler, thaten als fleißige Viehzüchter und Ackerbauer Manches für die Cultur des Bodens, ſo wie ihnen auch die Städte

Leipzig, Chemnitz, Zeitz, Zwickau, Wurzen, Delitzſch, Rochlitz, Colditz u. a. ihren Urſprung verdanken. Schon kurz nach ihrem Einrücken in die den Hermunduren entriſſenen Landſtriche (jetzt Sorabia genannt) mögen ſie in mehr oder minder heftige Kämpfe mit den Deutſchen gerathen ſein, allein zur Vertheidigung wurden ſie allmählig erſt gezwungen, als ſie bis zur Saale vorgerückt waren und dieſe zu überſchreiten trachteten. Bereits im VII. und mehr noch im VIII. Jahrh., als die Majordomen zu faſt unumſchränkter Gewalt gelangten, rüſteten die Franken mehr als einmal anſehnliche Heere aus, ihrem Vordringen zu wehren, und Karl der Große ſchlug ſie 805 und im folgenden Jahre noch einmal entſcheidend aufs Haupt und zwang ſie zwei feſte Orte bei Halle und Magdeburg zu bauen. Seine Nachfolger ſetzten dieſe Kämpfe fort und ſchränkten die Macht der Sorben durch Ausdehnung der wahrſcheinlich ſchon unter Pipin dem Kurzen entſtandenen thüringiſchen und der ſächſiſchen, nach dem Frieden zu Selz errichteten Marken immer weiter ein. Von dieſen Marken erhielt die ſüdthüringiſche zum Schutze des zwiſchen der Saale und Mulde gelegenen, den Sorben entriſſenen Landes (Oſterland, limes sorabicus, marchia orientalis) erſt 874 ihre völlige Feſtigkeit, während die nordthüringiſche, die wieder in mehrere einzelne Markabtheilungen zerfallende öſtliche Mark (nicht mit dem Oſterlande zu verwechſeln) erſt im folgenden Jahrhunderte feſter begründet wurde. Beiläufig bemerken wir von dieſer weniger hierher gehörigen öſtlichen Mark, daß ſpäter nach mancherlei Zerſplitterungen ein Theil der zu ihr gehörigen Länder unter dem Namen der Mark Landsberg auf die Markgrafen von Meißen aus dem Hauſe Wettin, der Name aber auf die Lauſitz überging. Die völlige Unterwerfung der in dem heutigen Sachſen (die obige ſüdthüringiſche Mark) wohnenden Sorben beginnt mit dem X. Jahrh. Schon 908 hatte Otto der Erlauchte gegen die Daleminier (im meißniſchen Elbthale und in der Gegend von Lommatzſch) zwar ruhmvoll, aber weil die Ungarn den Sorben zu Hülfe gekommen waren, nicht eben vortheilhaft gekämpft und ſo blieb es daher ſeinem großen Sohne, Heinrich I., vorbehalten, das Begonnene wenn auch nicht zu vollenden, doch zu ſichern und fortzuſetzen. Während des mit den Ungarn abgeſchloſſenen neunjährigen Waffenſtillſtandes von 923 — 924 überwand er die Luſitzer, Milziener und Daleminier und gründete, wahrſcheinlich im Jahre 928 (oder 932?), die Burg Meißen, wo ein Markgraf (wer der erſte war? iſt unbekannt) zur Sicherung des Erworbenen ſeinen Sitz erhielt. Kämpfe folgten jetzt auf Kämpfe, indem nicht nur die Unterworfenen häufig ſich empörten, ſondern auch die ſtammverwandten Böhmen, eingedenk der ihnen von Heinrich I. zugefügten Verluſte und erſchreckt durch die von Meißen aus drohende Gefahr Alles zur Vernichtung der neuen Mark aufboten. Dennoch gelang es den Deutſchen ſich zu behaupten und bereits um 983 konnte der Markgraf Ribdag, der erſte, deſſen namentlich gedacht wird, durch ſeine Truppen das ſächſiſche Kaiſerhaus gegen den Herzog von Baiern unterſtützen; doch verlor er ſpäter die Mark an die Böhmen, ohne die Wiedereroberung zu erleben, die erſt ſeinem Verwandten, Ekkard I., gelang. Nach deſſen gewaltſamem Tode (1002) behauptete ein Graf Gunzelin, vielleicht Ekkard's Bruder, die markgräfliche Würde bis 1010, wo ſie nach blutigem Streite und unter dauernden Einfällen der Polen, Böhmen und anderer ſlawiſcher Völker an Ekkard's Sohn, Hermann, gelangte. Dieſem folgte unter gleich troſtloſen Umſtänden ſein Bruder, Ekkard II. (1032—1046), der Letzte ſeines Stammes, der in harte Kämpfe gegen Bretislaw von Böhmen verwickelt wurde. Weniger wichtig für Meißen ſind die beiden folgenden Markgrafen, Wilhelm (1046—1062) und Otto von Orlamünde (1062—1067, deſto unheilvoller aber die nächſtfolgende Periode, wo ſich der Markgraf Ekbert II. (Ekbert I. von Braunſchweig hatte die Markgrafſchaft nur ein Jahr verwaltet) in die Händel der Sachſen mit Heinrich IV. verwickelte und nach langem ruhmloſen Schwanken und blutigem Hader mit den

Bundesgenoſſen Heinrich's, Wratislaus von Böhmen, und deſſen Schwiegerſohne, Wiprecht von Groitzſch, endlich im Jahre 1088 der Rache Heinrich's blosgeſtellt ſah. Er verlor die markgräfliche Würde und ward im Jahre 1090 ermordet. Ohne weitere Hinderniſſe nahm jetzt der treue Anhänger Heinrich's IV., Heinrich der Ältere von Eilenburg aus dem Hauſe Wettin, der Sohn des Markgrafen Dedo von der Lauſitz, von Meißen Beſitz und ſeitdem blieb Meißen dem erlauchten noch jetzt blühenden Hauſe Wettin. Nach Heinrich's Tode um das Jahr 1103 ward ſein Oheim Thimo mit der markgräflichen Würde belehnt, ſtarb aber kurze Zeit nachher, ſeine Anſprüche Dedo und Konrad, ſeinen Söhnen, hinterlaſſend. Indeß mußten ſie ſich anfangs mit dem Titel begnügen, da ſich der nachgeborene Sohn Heinrich's des Ältern, Heinrich der Jüngere, bis zu ſeinem Tode (1123) im Beſitze behauptete, und erſt nach einem neuen Streite mit Wiprecht von Groitzſch, der ſich mit der Mark Meißen hatte belehnen laſſen, gelang es Konrad, vom deutſchen Könige Lothar die erbliche Belehnung von Meißen zu erhalten, im Jahre 1127. — Dieſer Konrad, in der Geſchichte unter dem Namen der Große bekannt, wußte ſich durch glückliche Umſtände und kluge Benutzung ſeiner Gewalt von anfänglich geringer Macht bald zu großem Anſehn und Länderbeſitz emporzuheben; denn nicht nur, daß er bereits die Güter der älteren mit Heinrich's des Jüngern Tode abgegangenen Linie erworben hatte, ſo fielen ihm 1125 auch die Beſitzungen ſeines Bruders Dedo zu, und früher ſchon hatte er von ſeinem Vetter Wilhelm Brehna und Kamburg, dann auf gleichem Wege Torgau ererbt. Dazu kam im Jahre 1135 nach Heinrich's von Groitzſch Tode die pegauer und zwickauer Gegend und die Markgrafſchaft Niederlauſitz, endlich auch im Jahre 1143 die Grafſchaft Rochlitz. Im Übrigen war ſein Walten eben nicht ausgezeichnet, im Allgemeinen nur das ritterlich-fromme ſeiner Zeit. Religiöſe Skrupel veranlaßten ihn im Jahre 1156 das Mönchskleid in dem von ihm gegründeten Kloſter auf dem Petersberge bei Halle zu nehmen, doch theilte er zuvor unter ſeine 5 Söhne und zwar ſo, daß Otto, der älteſte, die Markgrafſchaft Meißen, Dietrich die Niederlauſitz und die eilenburgiſchen Beſitzungen (fielen ſchon 1185 an die rochlitzer Linie), Dedo Rochlitz (1210 fielen dieſe Beſitzungen an Meißen zurück), Heinrich Wettin (kam 1217 an die Linie Brehna) und Friedrich Brehna (kam 1290 mit Ausnahme von Wettin, welches 1288 an Magdeburg verſchenkt wurde, als eröffnetes Reichslehn an den Herzog von Sachſen, Rudolph I.) erhielt. Otto der Reiche, Markgraf von Meißen (bis 1190), unter deſſen Regierung das Kloſter Zelle gegründet (1162) wurde und das Fündigwerden der freiberger Silberminen ſo wie die Stiftung der leipziger Meſſen ſehr vortheilhaft auf Bevölkerung, Anbau, Handel und Gewerbe im Meißniſchen einwirkte, legte durch die Abänderung einer Theilung zwiſchen ſeinen Söhnen Albrecht, dem er anfangs Meißen ertheilt, und Dietrich, welcher die neu erworbene Herrſchaft Weißenfels erhalten hatte, in das umgekehrte Verhältniß den Grund zu verderblicher Zwietracht. Er ſelbſt war längere Zeit Gefangener Albrecht's und mußte in dem Vergleiche von 1189 die frühere Theilung beſtätigen. Nichtsdeſtoweniger geriethen nach ſeinem Tode im Jahre 1190 Albrecht, genannt der Stolze, und Dietrich in ernſte Zerwürfniß, die nur durch gewaltſame Vermittelung von des Letztern Bundesgenoſſen, dem Landgrafen Hermann von Thüringen, beigelegt wurde. Gefährlicher als dieſer Bruderzwiſt waren für Albrecht die Abſichten des Kaiſers Heinrich VI. auf die freiberger Bergwerke, und eben rüſtete er ſich gegen das herannahende kaiſerliche Heer, als er im Jahre 1195 an Gift ſtarb. Meißen blieb jetzt 2 Jahre in fremdem Beſitze, denn erſt nach Heinrich's VI. Tode (1197) wagte es Dietrich, der Bedrängte genannt, das ihm nach dem Rechte der Erbfolge zugefallene Markgrafenthum mit den Waffen zurückzuerobern. Doch blieb ſeine Regierung eine Kette von Streitigkeiten mit einer ſtarken Oppoſition unruhiger Vaſallen und mit der Stadt Leipzig, die er erſt 1218 völlig demü-

thigen konnte. Er fiel durch Gift im Jahre 1221. Bemerkenswerth iſt es, daß in dieſer Periode die wahrſcheinlich um das Jahr 1185 eingeführten Landtage für die Markgrafſchaft Meißen zu Kolmen (bei Oſchatz) und die für das Oſterland (ſo hießen ſeit Otto dem Reichen die an der Mulde gelegenen Erbgüter des meißniſchen Hauſes mit den groitzſchiſchen Beſitzungen und einigen anderen ſpäteren Erwerbungen, z. B. Altenburg) zu Schköhlen gehalten wurden. Von Dietrich's Söhnen ward, da die 4 älteſten theils ſtarben, theils den geiſtlichen Stand wählten, der jüngſte, Heinrich, der ſpäter den Namen des Erlauchten führte, Erbe des Markgrafthums. Für ihn führte während ſeiner Minderjährigkeit (er war 1218 geboren) ſein Oheim, der Landgraf Ludwig der Heilige von Thüringen, die vormundſchaftliche Regierung. Derſelbe gerieth mit ſeiner Schweſter Jutta, die ſich heimlich mit dem Grafen Poppo von Henneberg vermählt hatte und Anſprüche auf ihr anſehnliches meißniſches Leibgedinge machte, in Streit und nahm mit Gewalt die feſten Orte Meißens in Beſitz. Doch ward fernerer Streit durch die Verlobung des jungen Heinrich mit Conſtantia von Öſtreich, welcher ihr Vater, der Herzog Leopold, die von der Jutta ihm verpfändeten meißniſchen Güter zum Brautſchatze beſtimmte, verhütet. Wer nach Landgraf Ludwig's Tode (1227) die Vormundſchaft fortführte, iſt unbekannt, indeß ſcheint Heinrich bereits 1230 die Regierung ſelbſt übernommen zu haben, eine Regierung, die vor vielen anderen das Haus Wettin zu Macht und Anſehn brachte. Denn nicht nur daß der junge Markgraf bei ſeiner Vermählung mit Conſtantia von Öſtreich (1234) ſtatt der zugeſicherten 10000 Mark Silber das Pleißnerland, bis dahin unmittelbares Reichsgebiet (mit den Städten Altenburg, Schmölln, Frohburg, Colditz, Leißnig, Chemnitz, Zwickau, Werdau und Crimmitzſchau) erhielt, auch Thüringen (ſ. d. beſonderen Art.), damals trotz der allmähligen Schmälerung ſeines Gebietes an Umfang immer noch anſehnlich genug, hinſichtlich ſeiner Hülfsmittel und ſeines Culturzuſtandes aber vielleicht das ſchönſte Land Deutſchlands, ward nach dem Abſterben des Landgrafen Heinrich Raspe (1247) ſeinem Scepter unterthan, ungeachtet ſeine Anſprüche nur auf ſeine mütterliche Abſtammung und eine vom Kaiſer (1242) erhaltene Anwartſchaft ſich gründeten, während die näheren, welche Sophia, die Tochter Ludwig's des Heiligen und Gemahlin des Herzogs Heinrich von Brabant, für ſich und ihren Sohn Heinrich das Kind mit Gewalt der Waffen geltend machte, nach unglücklich geführtem Kriege im Jahr 1265 dem Sieger geopfert werden mußten. Die großen Vortheile, welche aus der Vereinigung ſo ſchöner Länder hätten entſpringen mögen, wurden indeß durch die unſelige Theilung, welche Heinrich vornahm, abſolut in Nachtheile verwandelt. Von den beiden Söhnen des Erlauchten erhielt Albert der Entartete Thüringen nebſt der ſächſiſchen Pfalz, und Dietrich, von ſeinem Sitze genannt von Landsberg, das Oſterland. Heinrich ſelbſt behielt für ſich die Markgrafſchaften Meißen und Niederlauſitz. Wie dieſe Zerſtückelung den Anlaß zu dem verderblichſten Hader im Hauſe Wettin gegeben habe, meiſt erregt und genährt durch des Landgrafen Albert unnatürliches Benehmen gegen ſeine Söhne Friedrich den Gebiſſenen, Tiecemann und Heinrich, iſt bereits in den Artt. Friedrich der Gebißne und Albert der Unartige hinlänglich aus einander geſetzt. Hier erwähnen wir nur, daß nach dem 1291 erfolgten Tode Friedrich Tutta's (des Stammlers? Tute, Teute?), welcher ſeinem Vater, Dietrich von Landsberg, 1284 in der Regierung des Oſterlandes gefolgt war, letzteres von Tiecemann und, als dieſer 1307 ermordet war, von Friedrich dem Gebiſſenen wieder in Beſitz genommen wurde. Friedrich ſelbſt hatte nach ſeines Vaters Ableben 1314 auch Thüringen erhalten und demnach ſämmtliche wettiniſche Beſitzungen wieder vereinigt, mit Ausnahme von Landsberg, welches durch Heirath an Braunſchweig gekommen, und der Niederlauſitz, welche früher von Tiecemann an Brandenburg verkauft worden war und auch nach einem unglücklichen Verſuche Friedrich's, ſie

wieder zu erobern, bei demſelben blieb. Alles Übrige aber, was Brandenburg früher während des thüringiſchen Zwiſtes erworben hatte, fiel 1319 und 1323 wieder an Meißen zurück. Nach Friedrich's des Gebiſſenen Tode im Jahre 1324 führte der Graf Heinrich von Schwarzburg und ſpäter Heinrich XII. Reuß von Plauen, in Verbindung mit der verwittweten Mark- und Landgräfin, die Vormundſchaft über den einzigen Erben des wettin'ſchen Hauſes, Friedrich den Ernſthaften, den letzten alleinigen Beſitzer der wettin'ſchen Lande. Derſelbe ward 1329 mündig und erwarb bald durch kräftiges Auftreten gegen die unruhigen thüringiſchen Vaſallen, zumal die Herren von Treffurt, anſehnlichen Gebietszuwachs, auch vereinigte er Orlamünde, Langenſalza und 1347 durch Rückkauf die Mark Landsberg wieder mit Meißen. Bei ſeinem Ableben 349 waren ſeine beiden jüngeren Söhne, Balthaſar und Wilhelm, noch unmündig, weßhalb der Ältere, Friedrich der Strenge, die Regierung in Beider Namen bis 1356 allein führte. In dieſem Jahre aber ward in einem zu Gotha abgeſchloſſenen Vertrage keine Theilung, ſondern gemeinſchaftliche Regierung verabredet. Friedrich erwarb übrigens mehrere reußiſche Beſitzungen zurück, unter anderen Ronneburg, Schmölln, Werdau und Voigtsberg, kaufte die Stadt Zörbig, brachte auch Sangerhauſen wieder in ſeinen Beſitz und ſchloß 1373 eine Erbverbrüderung mit Heſſen. Außerdem erhielt er bei ſeiner Vermählung mit der Gräfin Katharina von Henneberg die Pflege Coburg, und ſein Bruder Balthaſar brachte durch die Vermählung mit einer Burggräfin von Nürnberg die Ämter Hildburghauſen, Heldburg, Ummerſtadt und Eisfeld an das meißniſche Haus. Nach dreißigjähriger gemeinſchaftlicher Verwaltung endlich vereinigten ſich die 3 Brüder in der Örterung vom 5. Juli 1379 zu einer Theilung durch das Loos, in welcher auf Friedrich das Oſterland, Thüringen an Balthaſar und Meißen an Wilhelm (den Einäugigen) fiel, ſo jedoch, daß die höchſte Gerichtsbarkeit, das Steuer- und Kriegsweſen und die Bergwerke gemeinſchaftlich blieben. Ein Jahr nach Friedrich's des Strengen Tode aber (1381) geſchah eine Erbtheilung zwiſchen den 3 Linien (13. Nov. 1382), nach welcher jede Linie die in der Örterung erhaltenen Beſitzungen erhielt; nur mit dem Oſterlande wurden noch einige voigtländiſche und thüringiſche Diſtricte verbunden. Während in Thüringen nach Balthaſar's Tode im Jahre 1406 deſſen Sohn, Friedrich der Friedfertige (Einfältige), allein regierte, führten Friedrich's des Strengen Söhne, Friedrich der Streitbare (ſ. d. Art.), Wilhelm II. und Georg (ſtarb ſchon 1401), im Oſterlande die Verwaltung gemeinſchaftlich, ererbten auch nach dem im Jahre 1407 erfolgten Tode ihres Oheims, Wilhelm's I., des Einäugigen, einen Theil Meißens (der andere an der böhmiſchen Grenze und ein Theil des Voigtlandes fiel an Friedrich von Thüringen). Seit dem Jahre 1414 fanden ſie indeß für gut, der zu Leipzig errichteten ſogenannten Mutſchirung gemäß in der Regierung alle 4 Jahre zu wechſeln, und zwar ſo, daß Friedrich den an das Oſterland gefallenen meißner Landestheil mit Leipzig, Wilhelm aber das Oſter- und Pleißnerland nebſt den übrigen Beſitzungen erhielt. Durch die Theilnahme der beiden Brüder an dem verheerenden Huſſitenkriege (ſeit 1420) übrigens ward das Land Meißen eine Beute des unſäglichſten Elendes; doch entſprang daraus inſofern ein unberechenbarer Vortheil, als der Kaiſer Sigismund aus Erkenntlichkeit und um die wettin'ſchen Fürſten in ſeinem Intereſſe zu erhalten, Friedrich dem Streitbaren im Jahre 1420 die Anwartſchaft auf das Herzogthum Sachſen-Wittenberg und die ſächſiſche Churwürde ertheilte. Als nun im Jahre 1422 mit dem Churfürſten Albrecht III. das Haus Askanien in der ſächſiſchen Chur erloſch, ſo wurde Friedrich dem Streitbaren durch eine kaiſerliche Urkunde vom 6. Jan. 1423 die ſächſiſche Chur trotz des Einſpruches des Churfürſten Friedrich I. von Brandenburg und des Herzogs Erich von Sachſen-Lauenburg förmlich übertragen und ihm 1425 zu Ofen die Belehnung feierlich ertheilt. — Dieß veranlaßt uns, einen kurzen Blick auf das Her-

zogthum Sachſen zurückzuwerfen. Wir haben oben bereits bemerkt, daß im Jahre 1180 Bernhard von Askanien die Würde eines Herzogs von Sachſen erhalten hatte, eine Würde, die faſt nur im Titel beſtand, denn der größte Theil des eigentlichen Sachſen kam theils an andere Beſitzer, wie Engern und Weſtphalen an den Erzbiſchof von Köln, und eine Menge kleiner Gebietstheile an die Biſchöfe von Magdeburg, Bremen, Verden, Minden, Mainz ꝛc., theils machten ſich viele Vaſallen und Städte (auch Lübeck) reichsunmittelbar, theils endlich erwarben einige, wie Pommern und Mecklenburg, die fürſtliche Würde. Doch machte Bernhard die herzogliche Würde in der Ausübung der Oberlehnsbarkeit und oberſten Gerichtsbarkeit geltend und ſuchte ſich zugleich im Lande der Polaben (Wenden an der Elbe) und anderen von ſeinem Vater erworbenen ſlawiſchen Beſitzungen feſtzuſetzen. So ward alſo, wie ſchon bemerkt, der ſächſiſche Name nicht auf eigentliche anhaltiſche Stammländer, ſondern auf die noch wenig umfangreichen ſlawiſchen Gebiete übertragen. Auf Bernhard, welcher bereits Wittenberg weiter angebaut zu haben ſcheint, folgte 1211 ſein Sohn Albrecht I. (der andere Sohn, Heinrich der Fette, ward der Stammvater des noch blühenden anhalt'ſchen Geſammthauſes), nach deſſen Tode im Jahre 1260 durch Johann und Albrecht II. die lauenburgiſche und wittenbergiſche Linie geſtiftet wurde. Albrecht erwarb zu den wittenbergiſchen Ländern außer der gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder erkauften Burggrafſchaft Magdeburg die Grafſchaft Brehna und die Pfalz Sachſen und ſein Sohn und Nachfolger, Rudolph I., ſeit 1298, vergrößerte ſein Gebiet aufs Neue durch die Herrſchaften Belzig und Dommitzſch. Unter des Letztern Regierung begann übrigens zwiſchen der lauenburgiſchen und wittenbergiſchen Linie der Streit über die Churwürde, welcher erſt 1356 durch die goldene Bulle Karl's IV. für Wittenberg entſchieden wurde. Rudolph II. (ſeit 1356) erhielt übrigens dieſe Entſcheidung nochmals mit vielen anderen beſondern Vorrechten beſtätigt, ſo daß Lauenburg ſeitdem mit ſeinen Anſprüchen nicht wieder hervortrat. Auf Rudolph II. folgte 1370 deſſen Bruder, Wenzel, welcher bis 1385 mit ſeinem Neffen Albrecht die Regierung gemeinſchaftlich, von da an aber bis 1388 allein führte, und dieſem ſein älteſter Sohn, Rudolph III., bis 1419. Mit deſſen Bruder, Albrecht III. (ſeine Söhne, Wenzel und Sigismund, waren 1406 zu Lochau [Annaburg] von einem Thurme erſchlagen worden), erloſch das Haus Wittenberg in der ſächſiſchen Chur, die nun, wie wir oben geſehen haben, mit den dazu gehörigen Ländern Friedrich der Streitbare von Meißen erhielt. Über das Walten des Letztern vergleiche den beſondern Artikel; nur iſt noch zu erwähnen, daß er im Jahre 1445 nach Wilhelm's II. (ſ. oben) Tode das Oſterland ererbte, auch nach dem Ableben des Grafen von Hartenſtein zu Meißen die burggräflichen Länder in Beſitz nahm. Nach ſeinem Tode im Jahre 1428 übernahm ſein älteſter Sohn, der Churfürſt Friedrich II., der Sanftmüthige, die Regierung des Churkreiſes allein, während er die Verwaltung des Oſterlandes und Meißens mit ſeinen Brüdern Sigismund, Heinrich und Wilhelm anfangs gemeinſchaftlich führte, bis nach Heinrich's Tode im Jahre 1435 eine Mutſchirung feſtgeſetzt wurde. Auch dieſe jedoch litt, als Sigismund 1436 in den geiſtlichen Stand trat, eine Veränderung und ſpäter beabſichtigten die beiden Brüder Friedrich und Wilhelm eine Theilung, die jedoch erſt 1445, 5 Jahre nach dem Ableben ihres kinderloſen Vetters, Friedrich's des Friedfertigen von Thüringen (ſ. oben), zu Stande kam. Friedrich hatte Meißen als Haupttheil gewählt, bald aber glaubte ſich der unruhige, durch den ränkeſüchtigen Apel von Vitzthum überdieß mißgeleitete Wilhelm mit ſeinem Antheile Thüringen beeinträchtigt, und ſo kam es im Jahre 1446 zu dem berüchtigten Bruderkriege, dem erſt die angedrohte Reichsacht im Jahre 1451 ein Ende machte. Eine Folge dieſes unſeligen Zwiſtes war der Prinzenraub (ſ. d. Art.). Zu bemerken iſt übrigens, daß durch den Vertrag zu Eger im Jahre 1459 die Lehnsverhältniſſe zwiſchen Böhmen und S. dahin geregelt wurden, daß

die ſächſiſchen Fürſten die Landskrone bei Görlitz, Dux, Brix und Rieſenburg an Böhmen abtraten und die böhmiſche Lehnshoheit (jedoch ohne Dienſte und Landeshoheit) über mehrere meißniſche Städte und Diſtricte, ſo wie auch die Vaſallengebiete Glaucha, Waldenburg, Stein, Plauen, Baruth u. a. m. anerkannten. Der Tod Friedrich's des Sanftmüthigen im Jahre 1464 berief ſeinen älteſten Sohn, Ernſt, zur alleinigen Regierung im Churkreiſe; in den meißniſchen Ländern aber theilte er dieſelbe mit ſeinem Bruder Albert. Bis 1480 lebten ſie in ziemlicher Eintracht, jetzt aber entſtanden Mißverſtändniſſe und ſchon hatte Albert die gemeinſchaftliche Reſidenz Dresden verlaſſen, als der unbeerbte Tod des thüringiſchen Albert (1482) im Jahre 1485 (26. Aug.) die Veranlaſſung zu einer Theilung der Länder gab. Die beiden Haupttheile waren wieder Meißen und Thüringen, mit denen dann die übrigen Gebiete vereinigt werden ſollten. Ernſt machte die Looſe, Albert wählte, und zwar zu großem Mißvergnügen ſeines Bruders, Meißen; die Beſtätigung des Theilungsvertrags aber durch Kaiſer Friedrich III. machte fernere Abänderungen unmöglich. So war die ſcharfe Abſonderung des wettin'ſchen Hauſes in zwei Linien, die erneſtiniſche und albertiniſche, entſchieden, ſeit welcher die ſächſiſchen Länder nie wieder zur Vereinigung in einer Hand gekommen ſind. Verfolgen wir jetzt zuerſt die erneſtiniſche Linie bis zur Wechſelung des Beſitzes der beiden Linien durch die wittenberger Capitulation im Jahre 1547. Ernſt hinterließ bei ſeinem Tode im Jahre 1486 zwei Söhne, Friedrich III., genannt der Weiſe, und Johann den Beſtändigen. Unter dieſen beiden Fürſten (man ſ. die beſ. Artt.) erhielt S. durch die von der neu gegründeten Univerſität ausgehende Reformation (ſ. d. Art.) univerſalhiſtoriſche Wichtigkeit und eine gänzliche, obwohl erſt allmählig ſich entwickelnde Umgeſtaltung ſeiner inneren Verhältniſſe, insbeſondere des geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Lebens. War auch die Kirchenverbeſſerung überhaupt eine Forderung der Zeit geworden, ſo erwarben ſich doch unbedingt die beiden genannten Fürſten ein weſentliches Verdienſt durch den mächtigen Schutz, den ſie der Sache ſelbſt wie ihren Verfechtern angedeihen ließen; insbeſondere wurde die völlige Reorganiſation, welche Johann der Beſtändige (ſeit 1525) dem Kirchen- und Schulweſen angedeihen ließ, für S. ſehr heilſam. Die Folgen übrigens, welche aus dem Abſchluſſe des ſchmalkaldener Defenſivbündniſſes (1531) entſprangen, erlebte Johann nicht, denn bereits im folgenden Jahre erfolgte ſein Tod; aber deſto härter ſollte ſie ſein Sohn und Nachfolger, Johann Friedrich der Großmüthige (ſ. d. Art.), empfinden. Andern Orts iſt bereits das Nöthige darüber erwähnt und wird es zum Theil noch in dem Art. Schmalkaldiſcher Bund. Die Schlacht auf der lochauer Haide (24. April 1547) entſchied eine völlige Umgeſtaltung des Beſitzſtandes im Hauſe Wettin. Die erneſtiniſche Linie verlor die Chur und ſämmtliche Länder nebſt anderweitigen Anſprüchen und erhielt nur aus kaiſerlicher Gnade die Ämter Gerſtungen und Breitenbach, den erneſtiniſchen Antheil an Berka, Eiſenach, Wartburg, Treffurt, Salzungen und die Ämter, Schlöſſer und Städte Gotha, Weimar, Tenneberg, Kreuzburg, Kahla, Roda, Jena, Orlamünde, Walthershauſen, Buttſtädt, Dornburg, Buttelſtädt, Saalfeld, Kamburg, Weida, Ziegenrück u. a. m. als neues Fürſtenthum zu Lehn. Die fernere Geſchichte der erneſtiniſchen Linie verfolgen wir hier, da ſie bereits in den die herzoglich ſächſiſchen erneſtiniſchen Länder betreffenden Artikeln zum Theil abgehandelt iſt, zum Theil auch noch abgehandelt wird, nicht weiter, ſondern gehen nun zu der albertiniſchen, der noch jetzt im Königreiche Sachſen herrſchenden Linie, über. Bei der Theilung im Jahre 1485 hatte, wie oben erwähnt, Albert Meißen für ſich behalten, ein Fürſt, deſſen kriegeriſcher Sinn ſich in der ihm vom Kaiſer verliehenen Würde eines Erbſtatthalters von Friesland zu ſehr gefiel, als daß er auf die Verwaltung ſeines Landes vorzügliche Aufmerkſamkeit hätte richten mögen; doch iſt nicht unbemerkt zu laſſen,

daß unter ſeiner Regierung die Landesregierung zu Dresden entſtand, auch das doppelte Hofgericht zu Dresden und Eckardtsberge zu einem Oberhofgerichte vereinigt und nach Altenburg und Leipzig, zuletzt (1547) für immer nach Leipzig verlegt wurde. Zugleich legte er auch durch die Verordnung in ſeinem letzten Willen, daß von den Erben ſeiner Söhne der Erſtgeborene zur Succeſſion gelangen ſolle, den Grund zu dem nachmals gültigen Rechte der Erſtgeburt. Nach ſeinem Tode (1500) übernahm ſein jüngerer Sohn, Heinrich der Fromme, anfangs die Statthalterſchaft Friesland, trat ſie jedoch ſchon 1505 ſeinem ältern Bruder, dem Herzoge Georg dem Bärtigen, ab und begnügte ſich mit den für dieſen Fall ihm ausgeſetzten Ämtern Freiberg und Wolkenſtein und einem Jahrgehalte von 12500 Thlr. Herzog Georg, welcher 1515 ſeine Rechte auf Friesland ebenfalls wieder an den Erzherzog Karl von Öſtreich abtrat, waltete im Allgemeinen löblich und erwarb die Burggrafſchaft Leißnig mit Penig, zeigte ſich aber als hartnäckigen Gegner der Reformation, die er, je mehr ſich das Volk ihr zuwandte, nur deſto eifriger zu unterdrücken ſtrebte, vielleicht aber nicht aus eigentlicher Abneigung gegen die Sache ſelbſt, als mehr in der Befürchtung neuer dem Bauernkrige ähnlicher Revolten. Aus Verdruß, daß er ſeinen Bruder Heinrich der neuen Lehre nicht abwendig machen konnte, ging er ſogar damit um, die Succeſſion dem römiſchen Könige Ferdinand zuzuwenden, ſtarb aber glücklicher Weiſe vor der Ausführung dieſes Planes im Jahre 1539. Sein Bruder Heinrich, jetzt Erbe des geſammten Landes, führte alsbald die Kirchenverbeſſerung ein und bedachte insbeſondere von den eingezogenen geiſtlichen Gütern die Kirchen und Schulen reichlich; doch legte er bereits im Jahre 1541 die Regierung nieder und ſtarb bald darauf. Moritz (ſ. d. Art.), ſein großer Sohn, übernahm dem väterlichen Willen zuwider, aber der albertiniſchen Verordnung gemäß, die Zügel des Staats allein, gab jedoch ſeinem Bruder Auguſt die Ämter und Städte Laucha, Freiburg, Sangerhauſen, Sachſenburg, Kindelbrück und Weißenſee, zu denen ſpäter noch Weißenfels, Eiſenberg und Schwarzenberg kam, zur Hofhaltung und zwar mit völligen Hoheitsrechten. An politiſcher Scharfſicht vielleicht allen ſeinen Zeitgenoſſen überlegen hätte übrigens Moritz nach Erlangung der Churwürde im Jahre 1547 nebſt den Ländern der Erneſtiniſchen Linie nur eines längern Lebens bedurft, um ſeine Pläne für die Vergrößerung Sachſens zu realiſiren. So aber ſtarb er, nachdem er die Suprematie des Kaiſers in Deutſchland vernichtet und den Proteſtanten völlige Religionsfreiheit erkämpft hatte, den Heldentod in der Schlacht von Sievershauſen, den 9. Juli 1553. Das, was er mit dem Schwerdte vorzüglich gewirkt hatte, ſetzte ſein Bruder Auguſt, genannt der Vater Auguſt, als Geſetzgeber und Bildner ſeines Volkes, rühmlich fort; doch vergrößerte er auch nach Außen den Staat durch mehrere wichtige Erwerbungen. Man vergleiche darüber den beſondern Art. Sein Sohn Chriſtian I. ſeit 1586 regierte nur 5 Jahre und zwar gänzlich unter der Leitung des berühmten Kanzlers Crell (ſ. d. Art.), nach deſſen gewaltſamem Tode noch unter Chriſtian II. (ſeit 1591 jedoch bis 1601 unter der Vormundſchaft Friedrich Wilhelm's von Sachſen-Weimar) die durch die kryptocalviniſtiſchen Wirren herbeigeführten Streitigkeiten fortdauerten. In die Regierung Chriſtian's II. fällt auch der Anfang des Jülich'ſchen Erbfolgeſtreites, der bekanntlich S. nur Titel und Wappen brachte, in anderer Beziehung aber dadurch einigermaßen von Wichtigkeit wurde, daß ſich S. während der obſchwebenden Verhandlungen dem kaiſerlichen Hauſe freundlich näherte, ein Umſtand, welcher auf das nachherige Benehmen des churfürſtlichen Hauſes in dem dreißigjährigen Kriege weſentlich einwirkte. Denn Johann Georg I. (ſ. d. Art.), Chriſtian's II. Sohn, ſeit 1611, ließ während deſſelben die mehr als einmal ihm dargebotene Gelegenheit, die Macht Sachſens zu vergrößern und ſein Anſehn zu befeſtigen, nicht nur entſchlüpfen, ſondern trug auch durch ſein ſchwankendes Benehmen und eine fortdauernde Unent-

ſchloſſenheit in entſchiedener und kräftiger Parteinahme weſentlich dazu bei, daß S. ſeit dieſer Zeit auf Koſten ſeiner thätigern Nachbarn immer mehr an Gewicht verlor. Einigen Erſatz, obwohl an Land nur, gewährte die erbliche Erwerbung der Lauſitzen (ſ. d. Art.) im Jahre 1635. Dafür aber brachte er die albertiniſchen Länder, trotz dem, daß er nach dem Rechte der Erſtgeburt ſeinem älteſten Sohne Johann Georg II. das Churfürſtenthum überließ, dadurch von Neuem in die Gefahr einer Zerſplitterung, daß er ſeinen nachgeborenen Söhnen Auguſt, Chriſtian und Moritz drei beſondere Landestheile ausſetzte, deren Hauptſtädte Weißenfels, Merſeburg und Zeitz wurden. Zum Glück aber ſtarb Weißenfels 1746, Merſeburg 1738 und Zeitz ſchon 1718 wieder aus. Mehr als Johann Georg I. zeichnete ſich ſein Sohn Johann Georg II. (ſ. d. Art.) ſeit 1656 und ſein Enkel Johann Georg III. (ſ. d. Art.) ſeit 1680 durch kriegeriſchen Sinn ſowohl als durch Verwaltungstalent aus, minder der ſchwache Georg IV. (ſ. d. Art.) von 1691—1694. Letzterem folgte ſein körperlich wie geiſtig gleich ausgezeichneter Bruder Auguſt I. Friedrich, der Starke (ſ. d. Art.), deſſen Wahl auf den polniſchen Königsthron aber (1697) ſo wie ſeine außerordentliche Prachtliebe die Kräfte des Staats dergeſtalt ausſaugten, daß er ſich nur ſpäter erſt einigermaßen wieder zu erheben vermochte, zumal da die obwaltenden Zeitumſtände eine feſte Begründung der Macht des ſächſiſchen Hauſes in Polen verhinderten, was allein vielleicht, wenn man anders die Intereſſen der Herrſcher von denen des Volkes nicht trennen will, einigen Erſatz hätte gewähren mögen. Ein Nachtheil entſprang außerdem noch aus der polniſchen Königswürde dadurch, daß Auguſt den Proteſtantismus mit dem Katholicismus vertauſchen mußte, obwohl ſich ſpäter im Allgemeinen die gehegten Befürchtungen als ungegründet erwieſen. Nachwirkend waren dieſe Verhältniſſe auch noch unter Auguſt II. Friedrich (ſ. d. Art.), Churfürſt von S. und König von Polen, ſeit 1733, der überdieß noch in die ſchleſiſchen Kriege verwickelt wurde und trotz ſeiner eifrigen Sorgfalt dem unſäglichen Elende nicht zu ſteuern vermochte, welches beſonders während des ſiebenjährigen Krieges das Land zu ertragen hatte. Wohl wäre ihm indeß ſeinem allmächtigen, dem Volke nicht väterlich geſinnten Miniſter Brühl (ſ. d. Art.) gegenüber mehr Selbſtſtändigkeit zu wünſchen geweſen, wo dann vielleicht auch das politiſche Syſtem, welches S. damals angenommen hatte, eine weſentliche Abänderung würde erfahren haben. Bei ſeinem Tode im Jahre 1763 hatte S. nach einer approximativen Schätzung durch die Kriege gegen 90000 Einw. und 70 Mill. an Contributionen und anderen Laſten verloren. Außerdem waren ungerechnet der Kammerſchulden gegen 30 Mill. Steuerſchulden gemacht worden. Dieſe Verluſte auszugleichen traf der treffliche Friedrich Chriſtian durch Regulirung des Schulden- und Creditweſens genügende Anſtalten, doch ſtarb er noch im December deſſelben Jahres und die weitere Fortſetzung des mit weiſer Umſicht Begonnenen blieb ſeinem Nachfolger Auguſt III. Friedrich (ſ. d. Art.) dem Gerechten überlaſſen, an deſſen Statt bis 1768 ſein älteſter Oheim, Xaver, die Adminiſtration führte. Letzterer machte ſich in dieſer Friſt unendlich verdient und erwarb namentlich durch die Gründung mehrerer trefflicher Anſtalten und Inſtitute, wie der Bergakademie zu Freiburg (1765), der Kammercreditcaſſe (1765), des Sanitätscollegium (1765), der Artillerieſchule (1766) u. a. m. ſeinem Namen ein bleibendes Andenken. In ſeinem Sinne wirkte fort der unvergeßliche Friedrich Auguſt der Gerechte, über deſſen 59jährige Regierung das Einzelne in dem Artikel Auguſt (Friedrich) nachzuleſen iſt. Nachdem derſelbe mit ſeinem Anſchluß an den Rheinbund im Jahre 1806 zugleich in die Reihe der Könige eingetreten war, folgte er als Freund und treuer Bundesgenoſſe den Fahnen des Kaiſers Napoleon, hatte aber den Schmerz, ſeine Anhänglichkeit mit dem von dem Congreß zu Wien im Jahre 1815 ausgeſprochenen Verluſt der großen Hälfte ſeines Landes (385 □ Meilen mit 875000 Einw.) büßen zu müſſen. Seine Regentenpflichten jetzt mit

erneuter Sorgfalt dem ihm verbliebenen als Königreich in die Zahl der deutſchen Bundesſtaaten aufgenommenen Landestheile widmend, nahm er bei ſeinem Tode am 5. Mai 1827 mit ſich die ungetheilte Liebe des Volks und die Hochachtung ſeiner Zeitgenoſſen. Ihm folgte in der Regierung ſein Bruder Anton (ſ. d. Art.), deſſen Milde und außerordentliche Herzensgüte aus der edeln Bereitwilligkeit erkannt wurde, mit welcher er den in den Unruhen von 1830 laut ſich äußernden Wünſchen ſeines Volks nachgebend eine Umgeſtaltung der inneren Verhältniſſe und Abhülfe aller gerechten Beſchwerden verſprach. Um ſich die drückenden Regierungsgeſchäfte zu erleichtern, nahm er hierauf ſeinen Neffen Friedrich Auguſt zum Mitregenten an und gab ein Jahr ſpäter am 4. Nov. 1831 ſeinem Lande eine Verfaſſung, die bereits ſo herrliche Früchte getragen und das Band zwiſchen Fürſten und Volk für immer zu ſchöner Eintracht befeſtigt hat. Der „gütige" Anton ſtarb aufrichtig betrauert, weil er aufrichtig geliebt war, am 6. Juni 1836. Ihm folgte ſein Neffe, der bisherige Mitregent Friedrich Auguſt (ſ. d. Art.). — Vrgl. Pölitz „Geſchichte, Statiſtik und Erdbeſchreibung des Königreichs Sachſen" (Leipz. 1809—1810. 3 Bde.); deſſen „Abriß der Geſchichte des Königreichs Sachſens" (Leipz. 1817), beſonders wegen der reichen Quellenangabe ſehr zu empfehlen; deſſen „Geſchichte des Königreichs Sachſen" (Leipz. 1817, und ein anderes Werk unter demſelben Titel in 2 Bdn., Dresd. 1826); Heinrich's „Handbuch der ſächſiſchen Geſchichte" (1810—1812. 2. Aufl. 2 Bde., fortgeſetzt von Pölitz); Engelhardt's „Geſchichte der chur- und herzoglich-ſächſiſchen Lande" (Dresd. 1802—1805. 2 Bde.); „Weiße's „Churſächſiſche Geſchichte" (Leipz. 1802. 7 Bde.); Wachter's „Thüringiſche und oberſächſiſche Geſchichte ꝛc." (Leipz. 1826. 2 Bde.); die höchſt empfehlungswerthe „Geſchichte des Churſtaates und Königreichs Sachſen" von Böttiger (Hamb. 1830. 2 Bde.); außerdem Engelhardt's Schriften und für die Geographie und Statiſtik Sachſens insbeſondere die jährlichen Mittheilungen des ſächſiſchen ſtatiſtiſchen Vereins, Schumann's und Schiffner's „Geographiſches Lexikon von Sachſen" (Zwickau 1814—1833. 18 Bde.) und des Letztern „Geographie von Sachſen" (Grimma 1836). 15.

Sachſenbuße (emenda Saxonica) heißt nach dem alten ſächſiſchen Rechte die Leiſtung eines Richters oder Gegners an einen von ihnen unſchuldig ſeiner Freiheit Beraubten, als Erſatz für das erlittene Unrecht. Die Taxe dafür beträgt 2 alte Schock (40 Gr. ſächſ.); doch kann der verurſachte Schaden oder Verluſt noch beſonders angerechnet werden. Der unſchuldig Erfundene hat aber kein Recht darauf, wenn ſeine Gefangenſetzung in Folge einer Unterſuchung ſtattfand. 30.

Sachſenjahr iſt 1 Jahr 6 Wochen und 3 Tage oder ein gemeines Jahr mit dem Zuſatze einer ſächſiſchen Friſt. Dieſe Zeit nennt man dann im Ganzen Jahr und Tag und ſie iſt wichtig bei der Verjährung (ſ. d. Art.). 10.

Sachſenſpiegel nennt man diejenige Sammlung von richterlichen Entſcheidungen über vorzügliche Rechtsfälle, welche um das Jahr 1215 von dem anhältiſchen Edelmanne Epko von Repkau (auch Eyke von Repgow genannt) auf Veranlaſſung des Grafen Hoyer von Falkenſtein, deſſen Gerichtsſchöppe er war, theils aus urſprünglich deutſchen, beſonders ſächſiſchen, weſtphäliſchen, frieſiſchen, heſſiſchen, niederſächſiſchen, pommerſchen, brandenburgſchen, ſchleſiſchen, böhmiſchen und mähriſchen Rechtsvorſchriften, Gewohnheiten und Urthelsſprüchen der Schöppen, theils aus einzelnen Geſetzen des römiſchen und kanoniſchen Rechtes veranſtaltet wurde. Obgleich dieſe Sammlung urſprünglich blos Privatunternehmung war, ſo erhielt ſie doch nach und nach nicht nur in den oben genannten Ländern Gültigkeit, ſondern ihre Beſtimmungen fanden ſelbſt in Ungarn, Siebenbürgen, Polen, Liefland und Dänemark bis zum XV. Jahrh. häufig Anwendung, bis ſie endlich durch die immer allgemeiner werdende Annahme des römiſchen Rechtes nach und nach faſt ganz wieder aus dem öffentlichen Leben der genannten Völker verdrängt wurde.

Aber dennoch iſt der S. nicht nur jetzt noch für die Kenntniß der öffentlichen, criminellen und privatrechtlichen Verhältniſſe von Deutſchlands Vorzeit von der größten Wichtigkeit, ſondern er war es beſonders auch im Mittelalter dadurch, daß er der Verdrängung vaterländiſcher Geſetze und Gerichtsgebräuche möglichſt vorbeugte und der willkührlichen Entſcheidung der Schöppen, welche nach ausländiſchen, oft nur halbverſtandenen Geſetzen ein Urtheil fällen wollten, Einhalt that. Die in der Urſchrift des Sachſenſpiegels herrſchende Mundart iſt die rein altdeutſche, welche erſt im XV. oder XVI. Jahrh. in den neuern oberſächſiſchen Dialekt übergetragen wurde, während man in Polen eine lateiniſche Überſetzung deſſelben veranſtaltete. Das Werk ſelbſt zerfällt in zwei Haupttheile, in das Land- und Lehnrecht, von denen erſteres das bürgerliche und peinliche Recht in 3 Büchern umfaßt, letzteres aber als das 4. Buch hinzukommt. Später fügte man noch einen Richtſteig des Land- und Lehnrechtes bei, worin man von dem vor Gericht üblichen Verfahren unterrichtet wird. Obgleich der S. einer planvollen Anordnung ſeiner Gegenſtände ermangelt, ſo finden ſich darin doch viele Beweiſe von philoſophiſchem Scharfſinn und genauer Kenntniß der Geſchichte, während ſein eigentlicher Werth vorzüglich in der rechtlichen Auffaſſung der Materien beſteht. Da viele Vorſchriften deſſelben den Beſtimmungen des kanoniſchen Rechtes zum Nachtheile der Geiſtlichkeit widerſprechen, ſo ſuchte dieſelbe die Gültigkeit des Sachſenſpiegels aus Kräften zu hintertreiben und Papſt Gregor XI. verdammte im Jahre 1374 ſogar in einer Bulle, welche jedoch ohne Wirkung blieb, die gefährlichen Irrthümer des Buches. Zu Anfange des XIV. Jahrh. ſammelte jedoch ein Edelmann aus der Mark, Johann von Buch, der Verfaſſer des Richtſteiges, auf Veranlaſſung des Herzogs Otto von Braunſchweig die bis zu jener Zeit über den S. in deutſcher Sprache erſchienenen Gloſſen und machte ſie öffentlich bekannt; hierauf erſchien die erſte gediegene Ausgabe deſſelben zu Baſel (1474. Fol.). Unter den zahlreichen ſpäteren Ausgaben des Werkes verdienen bemerkt zu werden die von Gärtner (Leipz. 1732. Fol.) und von Homeyer, eine kritiſche Bearbeitung nach einer berliner Handſchrift, (Berlin 1827. 2. Aufl. 1835). 81.

Sachtleven, ſ. Zaftleven.

Sachwalter, ſ. Anwalt.

Sack (Johann Auguſt), königlich preußiſcher wirklicher Geheimerath und Oberpräſident der Provinz Pommern, geb. zu Cleve am 7. Oct. 1764, beſuchte das joachimsthaler Gymnaſium zu Berlin, ſtudirte von 1782—1785 zu Halle und Göttingen die Rechte, trat in den Staatsdienſt, war 1788 Bergrichter zu Wetter an der Ruhr und ward dadurch dem nachmaligen Miniſter von Stein bekannt, unter deſſen Leitung er auch in anderen Theilen der Staatsverwaltung, namentlich in Fabrikangelegenheiten, arbeitete. Auf Stein's Veranlaſſung ward S. 1792 zum Juſtitiarius bei der Kriegs- und Domainenkammer zu Cleve befördert und ſeit 1793 zugleich als Commiſſarius bei der königlichen Bank und bei dem cleve-märkiſchen Landtage angeſtellt. Als Mitglied der im Jahre 1794 zu Weſel gebildeten außerordentlichen Regierungscommiſſion und bald darauf der Immediatcommiſſion erhielt er dann das Oberbergdirectoriat und mehrere andere ehrenvolle Aufträge. 1797 ſchloß er mit Hoche die für die auf dem linken Rheinufer liegenden preußiſchen Provinzen ſehr wichtige Convention ab, ward 1798 als geheimer Oberfinanzrath nach Berlin berufen und arbeitete an Verbeſſerungen in der Verwaltung, ſtand ſeit 1806 in der von den Feinden beſetzten Reſidenz an der Spitze der Verwaltung, leitete dieſe mit Gewandtheit und Redlichkeit und wirkte in gleichem Geiſte (1809) als geheimer Staatsrath und Oberpräſident der Churmark, Neumark und Pommern; außerdem arbeitete er mit dem Miniſter von Stein die Städteordnung, mit Scharnhorſt und Gneiſenau die Landwehrordnung aus und bereitete überhaupt Vieles zu einem künftigen, kräftigen Auftreten Preußens vor. Dadurch ward es

1813 möglich in einigen Tagen die wichtigſten Geſetze zu vollenden, welche ganz neue Grundſätze aufſtellten. Nach dem Ausbruche des Kriegs (1813) ward er Civilgouverneur des Landes zwiſchen der Elbe und Oder und 1814 Generalgouverneur vom Niederrhein. Von da ging er 1816 als wirklicher Geheimerath und Oberpräſident der Provinz Pommern nach Stettin, wo er bis zu ſeinem Tode, am 28. Juni 1831, mit größtem Segen wirkte. Seiner Theilnahme und Mitwirkung verdankt der Staat und namentlich die Provinz Pommern ſehr viel; zu den neu errichteten Anſtalten, wobei er thätig war, gehören der wichtige Hafenbau und die Badeanſtalt zu Swinemünde, der Wollmarkt zu Stettin, die Chausséebauten der Provinz, die muſterhaft eingerichtete Straf- und Beſſerungsanſtalt zu Naugardt, das Gymnaſium und Schullehrerſeminar zu Köslin, die Stiftung einer Geſellſchaft für pommeriſche Geſchichte und Alterthumskunde, das Bürgerrettungsinſtitut und die Sparcaſſe zu Stettin. Verbeſſert oder neu organiſirt wurden die bereits vorhandenen Gymnaſien, Schullehrerſeminarien zu Stettin und die Univerſität zu Greifswald, auch machte er ſich um das Volksſchulweſen im Allgemeinen verdient, und wie er überhaupt ſich für die Kirche ſehr intereſſirte, ſo iſt auch die allgemeine Einführung der Agende für die evangeliſche Kirche in der Provinz Pommern meiſt als ſein Werk anzuſehen. Ihm zu Ehren errichtete 1833 die Kaufmannſchaft zu Stettin ein Denkmal. 25.

Sack (Auguſt Friedrich Wilhelm), verdienter Theolog und Kanzelredner, wurde am 4. Febr. 1703 zu Harzgerode im Bernburgiſchen geboren. In Bernburg und Zerbſt zur Univerſität vorbereitet ſtudirte er ſeit 1722 in Frankfurt an der Oder Theologie, ward dann Hofmeiſter mehrerer jungen Edelleute, zuletzt des Erbprinzen von Heſſen-Homburg und 1731 dritter und 1736 erſter reformirter Prediger zu Magdeburg. Zwei Jahre darauf ernannte ihn der König Friedrich Wilhelm I. zum Conſiſtorialrath und Inſpector der reformirten Kirchen im Herzogthume Magdeburg und nach Noltenius' Tode zu ſeinem Hofprediger in Berlin. Er ſtarb daſelbſt als Oberhofprediger und Oberconſiſtorialrath am 23. April 1786, mit dem Rufe eines eben ſo vorzüglichen Predigers, als gründlichen und aufgeklärten Theologen, welcher unter den brandenburgſchen Gottesgelehrten nebſt Reinbeck der Erſte war, der über Religion und Chriſtenthum mit philoſophiſchem Geiſte dachte und ſchrieb, den chriſtlichen Glauben gegen deſſen Verächter beredt vertheidigte und das Syſtem der evangeliſchen Kirche von dogmatiſchem Unſinne zu reinigen ſuchte. Seine vorzüglichſten Schriften ſind: „Predigten" (Berlin 1764. 6 Thle.) und „Vertheidigter Glaube der Chriſten" (Verm. Aufl. Berlin 1773. 1.—8. St.); außerdem mehrere einzeln gedruckte Predigten. 63.

Sack (Friedrich Samuel Gottfried), des Vorigen Sohn, berühmt als der vorzüglichſte Vermittler und Beförderer der Union zwiſchen den Reformirten und Lutheranern zu Einer evangeliſchen Kirche in Preußen, war geboren zu Magdeburg im Jahre 1738, ſtudirte ſeit 1755 Theologie zu Frankfurt an der Oder und ward 1769 Prediger in Magdeburg, 1777 aber als fünfter Hof- und Domprediger in Berlin von ſeinem Vater eingeführt, 1786 zum Oberconſiſtorialrath und Lehrer der Familie des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, 1805 zum Oberſchulrath und 1814, nach Herausgabe ſeiner Schrift: „Über die Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Kirchenparteien in der preußiſchen Monarchie" (Berl. 1812. 2. Aufl. 1818), welche die Grundlagen der ſpäter eingeleiteten Union enthält, zum Präſes der zu dieſem Zwecke niedergeſetzten Commiſſion ernannt, endlich 1816 zum Biſchof erhoben. Bald darauf, am 2. October 1817, ſtarb er. S. war, wie ſein Vater, ein ſehr wiſſenſchaftlich gebildeter Theolog und nicht nur mit der alten Literatur, ſondern auch der neuern franzöſiſchen und engliſchen innigſt vertraut. Keiner theologiſchen Partei zugethan war er entſchiedener Bibeltheolog. Als Kanzelredner zeichnete er ſich durch Popularität und Anmuth der Darſtellung

aus. Namentlich war er ſtark in Caſualreden. Von ſeinen Schriften ſind außer der bereits genannten bemerkenswerth: „Lebensbeſchreibung A. F. W. Sack's, nebſt einigen ſeiner hinterlaſſenen Briefe und Schriften" (Berlin 1789. 2 Bde.); „Predigten" (Berlin 1781. 2. Aufl. 1788); „Über die Verbeſſerung des Landſchulweſens in Brandenburg" (Berlin 1799); „H. Blair's Predigten", aus dem Engl. (mit Schleiermacher. Leipz. 1781—1802. 5 Thle.); „Amtsreden bei verſchiedenen wichtigen Veranlaſſungen" (Berlin 1804); außerdem eine große Anzahl einzeln gedruckter Predigten und Reden. 63.

Sackpfeife, Dudelſack, lat. tibia utricularis; franz. musette, cornemuse; engl. bag-pipe; ital. cornamusa, heißt ein ſchon den alten Völkern bekanntes, jetzt indeß nur noch in der Schweiz, Schottland, Polen und in einigen Gegenden Deutſchlands und Frankreichs gebräuchliches Blasinſtrument. Es beſteht aus einem ledernen Schlauche, in welchen der Bläſer durch eine an der oberen Seite befeſtigte Röhre Wind einbringt, den er nun zugleich durch einen Druck mit dem Arme in die am entgegengeſetzten Ende ſchallmeiähnliche Röhre treibt. Neben letzterer, welche wie die Schallmei tractirt wird, befinden ſich noch mehrere fortwährend eintönig klingende Pfeifen, Stimmer (Bourdons) genannt, deren größte in einem tiefen Tone ſchnurrt und bei dem Spielen gewöhnlich über die linke Schulter herabhängt. Früher hatte man 4 Hauptgattungen der S., deren größte Bock, die kleinſte Dudey hieß. Mitten inne ſtanden das Hummelchen und die Schäferpfeife. Zu bemerken iſt übrigens, daß die früher unter dem Namen Muſette bekannten entweder für die S. wirklich oder als Nachahmung der Muſik derſelben componirten Tonſtücke jetzt verſchollen ſind. 29.

Sacrament (sacramentum), bei den alten Römern ſ. v. a. res sacrata, etwas vom gemeinen Gebrauche Abgeſondertes und den Göttern Geweihtes; beſonders a) die bei Proceſſen beim Pontifex Maximus als Caution niedergelegte Geldſumme; b) der Eid, vorzüglich Soldateneid — iſt ein Ausdruck, welcher im kirchlichen Sprachgebrauche, hier aus der Vulgata entlehnt und dem griechiſchen μυστήριον entſprechend, in der älteſten chriſtlichen Zeit eine ſehr ſchwankende Bedeutung hatte. Bald nämlich bezeichnete man damit eine Religionslehre, welche vor Chriſto unbekannt war oder überhaupt das Faſſungsvermögen des Menſchen überſteigt, bald ein Geheimniß, bald eine allegoriſche Rede, bald heilige Gebräuche und ſymboliſche Religionshandlungen. Tertullian war es hauptſächlich, der dieſes Wort, namentlich auf Taufe und Abendmahl, als Ceremonien von geheimer Bedeutung und Kraft, übertrug. Auguſtin, welcher S. die ſichtbare Geſtalt einer unſichtbaren Gnadenwohlthat nennt, nahm ſchon 4 Sacramente an: Abendmahl, Taufe, Prieſterweihe und Ehe; Pſeudodionyſius Areopagita dagegen zählt 6: Taufe, Abendmahl, Confirmation, Prieſterweihe, Mönchsgelübde, Beſtattungsgebräuche. 7 Sacramente zählte zuerſt der Biſchof Otto von Bamberg (1124) und nach ihm Petrus Lombardus, durch deſſen Anſehn dieſe Zahl in der lateiniſchen Kirche allgemein angenommen wurde; nämlich: Taufe, Abendmahl, Firmelung, Buße, Prieſterweihe, Ehe und letzte Ölung. Der Begriff des Sacraments wurde aber hauptſächlich von Thomas von Aquino dahin beſtimmt: es ſei eine äußerliche heilige Handlung, verbunden mit feierlichen Worten, durch welche der Menſch geheiligt werde und die durch Chriſti Verdienſt erworbene Gnade Gottes ſo wie die Hoffnung der ewigen Seligkeit erhalte. Die Reformatoren aber, von der Sache ſelbſt ausgehend, beſtimmten den Begriff rein dogmatiſch, als ſolche feierliche von Chriſto ſelbſt angeordnete Ceremonien, durch welche der Zweck des Chriſtenthums (Vergebung der Sünden) an den Gläubigen befördert werde, und erklärten ſich zugleich gegen die von der katholiſchen Kirche feſtgeſetzte Zahl der Sacramente, indem ſie nur zwei, Taufe und Abendmahl, annahmen. Dagegen beſtätigte das trienter Concilium die Lehre von den 7 Sacramenten mit der ſchon

von Thomas von Aquino gemachten Beſtimmung, daß die Sacramente in uns durch den bloßen Gebrauch, ex opere operato (scil. a Christo), wirken, d. h. ſie gewähren eine vom Heilande uns verdiente göttliche Kraft, die durch keine menſchliche Stimmung, durch keine geiſtige Verfaſſung und Anſtrengung ermittelt werden kann, ſondern von Gott um Chriſti Willen ſchlechthin in den Sacramenten gegeben wird. Die Griechen conformirten ſich hierin allmählig mit den Lateinern. Die Reformirten betrachteten die Sacramente als bloße Symbole (signa significantia, non exhibitiva) der göttlichen Gnadenmittheilung, durch welche aber der religiöſe Glaube wahrhaft geſtärkt werde, und unterſcheiden ſich ſo von den Lutheriſchen dadurch, daß ſolche Erhöhung des religiöſen Lebens bei dieſen übernatürlich, bei jenen natürlich geſchieht. Die Socinianer, Arminianer und Mennoniten erklären ſie für Ceremonien, durch welche ſich die Chriſten von andern Religionsverwandten unterſcheiden. — Wie man aber auch über die Bedeutung und Kraft der beiden Sacramente urtheilen möge, immer verdienen ſie als von Chriſtus eingeſetzte Typen des chriſtlichen Cultus wegen ihrer Einfachheit und hohen Bedeutſamkeit heilig gehalten zu werden. Beide weiſen auf den Anfang und das Ende der ſegensreichen Wirkſamkeit Jeſu und ſo auf ſein ganzes Leben bedeutungsvoll hin, ſtellen alſo, was der chriſtliche Cultus überhaupt ſoll, die Geſchichte der chriſtlichen Offenbarung gleichſam den Sinnen dar, ſo daß der Chriſt die Thatſachen derſelben gleichſam anſchaut und in die Zeit Jeſu und der Apoſtel verſetzt wird. Sollen ſie aber eine ſittliche Wirkung hervorbringen, ſo müſſen ſie, als Zeichen des Unſichtbaren, wie andere Bilder durch die Denkkraft des Glaubens vergeiſtigt werden. 63.

Sacramentsſtreit heißt der berüchtigte Zwiſt zwiſchen den Lutheranern und Reformirten über die Art und Weiſe der Gegenwart Chriſti im Abendmahle, indem Luther eine reale, ſubſtantielle Gegenwart des Körpers Chriſti annahm, Zwingli aber eine nur ideale für den gläubigen Sinn des Genießenden lehrte. Schon 1524 erklärte ſich Karlſtadt (ſ. d. Art.) gegen Luther's Anſicht und im folgenden Jahre auch Zwingli und Ökolampadius (ſ. d. Artt.) in mehreren Schriften. Gegen den Letztern erhoben ſich 14 ſchwäbiſche Prediger in einem durch Joh. Brenz zu Schwäbiſch-Hall und Erhard Schnepf in Wimpfen verfaßten „Syngramma“, welches für eine Vertheidigung der ſubſtantiellen Gegenwart gelten wollte. Mehrere in Deutſchland traten für dieſe und wider die ſogenannten Sacramentirer auf. Die Vereinigungsverſuche der ſtraßburger Theologen, Bucer und Capito, ja ſelbſt der evangeliſchen Fürſten, beſonders Philipp's von Heſſen, welcher zu dieſem Zwecke das Colloquium zu Marburg veranſtaltete, ſcheiterten meiſt an Luther's hartnäckiger Conſequenz, welche wohl in dem Ausgehen der allegoriſirenden Deutung von den ſeinem Werke durch ihren Ungeſtüm Unheil drohenden Fanatikern und in der Beſorgniß, dem Abendmahle das Anſehn eines Sacraments entzogen zu ſehen, ihren Grund hatte. Durch Luther's gedruckte Predigt „vom Sacrament“ ward der Streit auch vor das Volk gebracht und ſeit Anfang des Jahres 1527 griffen ſich Zwingli und Luther in 4 leidenſchaftlichen Streitſchriften nun auch perſönlich an. Bucer's raſtloſes Beſtreben, die ſchweitzeriſche Anſicht Luthern und den Schweitzern in ihrer Einkleidung in völlig lutheriſche Formeln annehmlich zu machen, erhielt zwar bei einer Unterredung Bucer's und Melanchthon's zu Caſſel (1535) des Letztern und ſelbſt Luther's Billigung; aber auf einer Zuſammenkunft in Wittenberg (1536) mußten ſich doch die Süddeutſchen entſchließen, die von Melanchthon verfaßte, aber ganz lutheriſche Concordia Vitebergensis zu unterzeichnen. Ihr ſtellten Myconius, Grynäus und Bullinger (1536) die erſte helvetiſche, Zwingli's Anſicht wiederholende Confeſſion entgegen. Von da an ruhete der Streit eine Zeit lang und als ihn Luther kurz vor ſeinem Tode von Neuem anregen wollte, fanden es doch die übrigen Theologen rathſamer, ſich nicht in denſelben zu miſchen. Melanchthon aber milderte, um eine Vereinigung zu bewirken, den betreffenden

Artikel in der augsburgiſchen Confeſſion und zog ſich dadurch den Verdacht des Kryptocalvinismus (ſ. d. Art.) zu. Die Concordienformel endlich ſanctionirte von Neuem die ſtrenge lutheriſche Abendmahlslehre und verhinderte ſo lange Zeit die Union beider Kirchen, die erſt in der neueſten Zeit zum Theil ins Leben getreten iſt. 63.

Sacrilegium, ſ. Kirchenraub und residui crimen.

Sacriſtei iſt die Abtheilung jeder Kirche, worin die zum Gottesdienſte beſtimmten Gegenſtände aufbewahrt werden und die Geiſtlichen ſich aufhalten, ſo lange ſie nicht fungiren. — Sacriſtan heißt in den katholiſchen Kirchen der Kirchendiener, welchem die Aufbewahrung und Beſorgung der gottesdienſtlichen Gegenſtände obliegt, was in den proteſtantiſchen Kirchen der Kirchner iſt. 23.

Sacy (ſpr. Saſſi) (Baron Antoine Iſaak Silveſtre de), der berühmteſte aller lebenden Orientaliſten, ward den 21. Sept. 1758 zu Paris geboren und nach vollendeten Studien 1781 zuerſt als Rath beim Münzhofe angeſtellt, trat 1785 als Associé libre in die Akademie der Inſchriften, ward 1791 einer der Generalcommiſſaire für das Münzweſen und 1792 ordentliches Mitglied der Akademie der Inſchriften, lebte dann während der Schreckenszeit zurückgezogen und ward 1796 zum Mitgliede des Inſtituts, ſo wie zum Profeſſor der arabiſchen Sprache an der Specialſchule der orientaliſchen Sprachen ernannt, weigerte ſich aber den Eid gegen das Königthum zu ſchwören und konnte daher nur die letztere Stelle antreten, weil man ſeiner dafür bedurfte und ihm deßhalb den Eid erließ, bis unter Buonaparte's Conſulat (1800) der Wegfall deſſelben ihm auch den Eintritt in die erſtere geſtattete. In dieſen Stellen, zu welchen er ſpäter noch die des Profeſſors der perſiſchen Sprache am Collége de France und des Conſervators der orientaliſchen Manuſcripte der königlichen Bibliothek fügte, widmete er ſich faſt ausſchließlich den Wiſſenſchaften, welche ſeinen Ruf begründeten; denn wenn er auch 1808 vom Seinedepartement zum Mitgliede des geſetzgebenden Körpers ernannt und von Napoleon zum Baron erhoben ward, ſo blieb ſeine politiſche Wirkſamkeit doch unbedeutend und erſt 1814 trat er in der Kammer entſchiedener auf, als er für Napoleon's Abſetzung ſtimmte. Nach der zweiten Reſtauration ward er Cenſor, Rector der Univerſität und Mitglied der Commiſſion für den öffentlichen Unterricht und nach der Julirevolution von Louis Philipp zum Pair ernannt. — Was S. für das Studium der orientaliſchen Sprachen geleiſtet hat, ſichert ihm einen unſterblichen Ruhm. Wie keiner vor ihm iſt er in den Geiſt derſelben eingedrungen und ſeine gründliche Kenntniß und lichtvolle Darſtellung machen ihn mit Recht zum Meiſter aller lebenden Orientaliſten, deren höchſter Ruhm es iſt, S.'s Schüler geweſen zu ſein. Oben an ſteht ſeine „Grammaire arabe" (Paris 1810. 2 Bde. 8. 2. Aufl. 1831), ein noch unerreichtes Muſter ſemitiſcher Sprachforſchung. Außerdem erwähnen wir ſeiner Ausgaben des „Hariri" (Paris 1822. gr. 4.), der „Kalila we Dimna" (Paris 1826), des „Pendnameh" von Ferîd-eddîn-Attâr (Paris 1819), ſeine „Chrestomathie arabe" (Paris 1806. 3 Bde. 2. Aufl. 1826); „Principes de la grammaire générale" (Paris 1799, neueſte Aufl. 1815. Deutſch von Vater 1801). Außer mehreren anderen trefflichen Werken, die wir hier übergehen, finden ſich von ihm die ſchätzbarſten Abhandlungen im „Journal des Savans", „Journal asiatique", den „Fundgruben des Orients", dem „Magazin encyclopédique" ꝛc. Zuletzt gedenken wir noch, daß er auch des Hebräiſchen und der meiſten occidentaliſchen Sprachen, vorzüglich der deutſchen, mächtig iſt. 16.

Sadducäer, eine jüdiſche Secte zur Zeit Jeſu, deren Name nur nach ſpäteren Berichten von einem Rabbi Zadok, Schüler des Antiochus Sochäus (in der 1. Hälfte des III. Jahrh. v. Chr.), ſicherer davon abgeleitet wird, daß ſie alles Heil nur von ſtrengem Rechthandeln (hebr. צָדַק) abhängig machten. Dem Na-

men nach die Gerechten, waren ſie in der That die Reichen und Ariſtokraten, die ſich in religiöſer Hinſicht als grübelnde Heterodoxen charakteriſirten. Sie verwarfen alle ungeſchriebene Satzungen und Traditionen (παραδόσεις) der Phariſäer und erkannten nur den Pentateuch als eigentliche Religionsquelle und als verbindendes Nationalgeſetz an, ohne jedoch die übrigen Bücher des alten Teſtaments, nachdem einmal ihre Aufnahme in den Kanon öffentlich ſanctionirt worden war, geradezu zu verwerfen. Gebrauch aber konnten ſie von dieſen nachmoſaiſchen Schriften nicht machen, deren durchgängiger theokratiſcher Charakter ihrer Grundanſicht widerſprach. Dieſe beſtand nämlich in dem Zweifel an der Theokratie und der beſtimmten Abläugnung göttlicher Beſtimmung des Schickſals, welches vielmehr ausſchließlich vom freien Handeln der Menſchen abhänge, die ohne eudämoniſtiſche Ausſicht auf Erfolg oder Belohnung nur nach dem, was recht iſt, zu ſtreben haben. Ohne den Wahn einer beſondern Auszeichnung der Nation vor anderen durch ein näheres Verhältniß zur Gottheit zu theilen, waren ſie nur für Herſtellung der urſprünglichen moſaiſchen Verfaſſung und verwarfen ſomit alle theokratiſche und meſſianiſche Auffaſſung. Solchen Grundſätzen gemäß nahmen ſie auch keine Auferſtehung im Sinne der Phariſäer, keine Fortdauer des Geiſtes mit Bewußtſein, keine Vergeltung, überhaupt keine höhere Ordnung von Geiſtern oder Engeln an. Übrigens erſcheinen ſie mit den Phariſäern in Oppoſition, vereinten ſich aber in gewiſſen Fällen mit ihnen, wie in der Unterdrückung der Lehre Jeſu. Auch waren ſie, wie jene, Beiſitzer im Synedrium und verwalteten zuweilen auch das Hoheprieſterthum. 63.

Sade (Donatien Alfonſe François, Marquis de), einer der nichtswürdigſten Menſchen, die je gelebt haben, deſſen Name ſchon, wie ſich ein geiſtreicher franzöſiſcher Schriftſteller ausdrückt, die Hand, die ihn niederſchreibt, erzittern macht, ein Ungeheuer, deſſen Leben ein wahrer Pfuhl von Blut und Laſtern iſt, wurde am 2. Juni 1740 zu Paris geboren. Seine Familie, welche die ſchöne Laura, die Geliebte des Petrarca, unter ihre Ahnen zählte, war von jeher eine der geachtetſten in Frankreich geweſen und zählte mehrere durch literariſchen und kriegeriſchen Ruhm bekannt gewordene Mitglieder; auch der Vater des Marquis, der Graf François Paul von S., zeichnete ſich durch Charakter und Kenntniſſe aus. Seine erſten Jugendjahre verlebte der Marquis in der Provence und zu Epeuil in Auvergne, wo er unter Leitung ſeines Onkels, des Abbé von S., eine treffliche Erziehung erhielt; ſpäter kam er nach Paris zurück und beſuchte das Collegium Ludwig's XIV. nicht ohne hier ſchon ſeine Umgebungen durch jene fürchterlichen Anlagen zum Laſter zu erſchrecken, die er ſpäter zu ſo gräßlicher Vollkommenheit ausbildete. Nach ſeinem Austritte aus dem Collegium im Jahre 1752, welcher ein Feſttag für ſeine Mitſchüler war, trat er in das Regiment Chevaux Legers, ward dann Lieutenant beim Regimente des Königs und zuletzt Capitain bei einem Cavallerieregimente. Als ſolcher wohnte er noch einigen Feldzügen des ſiebenjährigen Krieges bei und nahm nach dem Frieden ſeine Entlaſſung, worauf er ſich im Jahre 1766 mit dem liebenswürdigen Fräulein von Montreuil vermählte. Von jetzt an wurde ſein Name allmählig bekannter. Als Wüſtling bereits verachtet und gefürchtet begann er die Befriedigung ſeiner unbändigen Triebe ſyſtematiſch bis zur Unnatur zu treiben und zuletzt in dem mit raffinirter Grauſamkeit und durch die ſeltſamſten empörendſten Mittel herbeigeführten Tode ſeiner Opfer zu ſuchen. Das Gewöhnliche verſchmähend haſchte ſeine erhitzte ſtets mit den unnatürlichſten Bildern angefüllte Phantaſie täglich nach neuen unerhörten Lüſten, die ſich in tauſend kleinen Mordverſuchen der Welt kund gaben. Mit wahrhaft eiſernem Fleiße ſtudirte er das Laſter in allen ſeinen Principien, indem er vom Leichten zum Schweren, vom Bekannten zum Unbekannten überging, bis er ſich endlich eine Theorie bildete, vor deren fürchterlicher Vollendung ſelbſt der Verbrecher zurückſchaudern

muß. Zum Unglücke ſchützten ihn ſein Name und ſeine mannigfachen Verbindungen lange vor der verdienten Strafe; denn als z. B. im Jahre 1768 die Entrüſtung über einen ſeiner Morde zu laut und allgemein geworden war, als daß man hätte ſchweigen können, begnügte man ſich damit, ihn 6 Wochen nach Lyon in das Gefängniß Pierre-Encise zu bringen; auf gleiche Weiſe entging er auch 1772, wo ihn das Parliament zu Aix wegen einer gräulichen zu Marſeille gehaltenen Orgie bereits verurtheilt hatte, der verdienten Todesſtrafe und litt (nebſt ſeinem Kammerdiener, dem Genoſſen ſeiner Schandthaten) nur einen ſechsmonatlichen Arreſt zu Chamberi. Endlich ward er im Jahre wegen ſeiner wiederholten Miſſethaten 1777 zu Vincennes feſtgeſetzt und von hier aus ſpäter in die Baſtille gebracht. Hatte er hier keine Gelegenheit praktiſch dem Laſter zu dienen, ſo benutzte er dagegen die ihm unglücklicher Weiſe gegebene Erlaubniß zu ſchreiben dazu, einen Verſuch zu machen, wie weit ſich in Büchern die Ruchloſigkeit treiben laſſe. So verlebte er ſeine Zeit bis zum Jahre 1790, welches ihm die Freiheit zurückgab. Die Gräuel der Revolution blieben ihm fremd; denn politiſche Morde waren ihm ein belächelnswerthes Kinderſpiel und er zog es vor, auf ſeiner eigenen Bahn, auf der ihm Keiner, ſelbſt der verworfenſten Pikenmänner, folgen konnte, vorwärts zu ſchreiten. In dieſer Zeit erſchienen ſeine beiden berüchtigten Werke „Justine“ und „Juliette“ nebſt mehreren anderen, die wir aber, wie ſeine übrigen literariſchen Producte, anzuführen nicht für nöthig erachten. Seine Frechheit übrigens ging ſo weit, daß er ſpäter den Mitgliedern des Directorium Exemplare der beiden oben genannten Werke überreichte und in der That wurden ſie mit Dank angenommen, was ihn veranlaßte, auch dem Conſul Napoleon dieſe gräuelvollen Producte überreichen zu laſſen; allein dieſer ſchaudernd ob ſolcher Verworfenheit ließ den Verfaſſer als unheilbaren und gefährlichen Tollhäusler ins Narrenhaus von Charenton einſperren. Hier, ſo wie im Bicètre, wohin er ſpäter gebracht wurde, richtete er ſich beſtens ein, da er wohl wußte, daß er ſeine Freiheit nie wieder erhalten würde. In gutem Vernehmen mit den Verbrechern und Tollen beſchäftigte er ſich häufig damit, mit den Verrückten ſelbſtverfertigte Komödien aufzuführen, wobei ihn ſein Gönner, der Abbé Goulmier, der Aufſeher des Gefängniſſes, eifrig unterſtützte. Übrigens ward er von den Bewohnern des Gefängniſſes wie ein Orakel verehrt und mit ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit behandelt. So erreichte er, ohne ein einziges Mal krank gelegen zu haben, ein hohes Alter und ſtarb ſanft und ruhig am 2. Dec. 1814. Merkwürdiger Weiſe bezeichnete ein Phrenolog auf ſeinem Schädel, ohne ihn zu kennen, als beſonders hervorſpringend die Organe der mütterlichen Zärtlichkeit und Kinderliebe. — Vergl. J. Janin's, „Der Marquis von Sade“ (deutſch, Leipz. 1835); auch zu finden in den „Literariſchen Blättern der Börſenhalle“ (Nr. 980—982). 22.

Sächſiſche Friſt, ſ. Friſt.

Sächſiſche Münzen, Maße und Gewichte. A. Sachſen, Königreich. 1. Münzen. Im ganzen Königreiche rechnet man durchaus nach Reichsthalern zu 24 Groſchen à 12 Pfennige. Der Zahlwerth iſt der Conventions-20 Guldenfuß, $13\frac{1}{3}$ Thaler oder 10 Speciesthaler auf die köln. Mark fein Silber gerechnet. Das Verhältniß ſämmtlicher Rechnungsmünzen iſt folgendes: 1 neues Schock = $1\frac{1}{4}$ Speciesthaler = $2\frac{1}{2}$ Reichsthaler = $2\frac{6}{7}$ meißner Gulden = 3 alte Schock = $3\frac{3}{4}$ Gulden = 60 Groſchen = 720 Pfennige. Nach alten und neuen Schocken werden noch häufig Strafgelder und nach meißner Gulden Kaufgelder von Landgrundſtücken in manchen Gegenden gerechnet. Die wirklich geprägten Münzen ſind folgende: a) Goldmünzen. Auguſtd'or (einfache und doppelte) à 5 Thlr. in Gold, 35,189 Stück auf die köln. Mark von 21 Karat 8 Grän fein; Ducaten à 2 Thlr. 20 Gr. in Gold, 67,106 Stück auf die köln. Mark von 23 Karat 8 Grän fein. b) Silbermünzen. Speciesthaler oder $\frac{2}{3}$tel oder 2 Gulden-

ſtücke à 1 Thlr. 8 Gr., 8,35 auf die köln. Mark von 13 Loth $4\frac{4}{5}$ Grän fein; Gulden oder $\frac{2}{3}$tel à 16 Gr.; halbe Gulden oder $\frac{1}{3}$tel à 8 Gr. nach Verhältniß; Viergroſchenſtücke oder $\frac{1}{6}$tel, 40,5 Stücke auf die köln. Mark von 7 Loth $15\frac{2}{5}$ Grän fein; Zweigroſchenſtücke oder $\frac{1}{12}$tel, 70 Stücke auf die köln. Mark von 7 Loth fein; Groſchen oder $\frac{1}{24}$tel, 117,77 Stücke auf die köln. Mark von 5 Loth 16 Grän fein; Achter oder $\frac{1}{36}$ Thlr. Scheidemünze; 180 Stücke auf die köln. Mark von 4 Loth fein; Sechſer oder $\frac{1}{48}$ Thlr., 240 Stücke auf die köln. Mark von 4 Loth fein; $\frac{2}{3}$tel Stücke nach dem leipziger 18 Gulden- oder 12 Thalerfuße, 17 Stücke auf eine köln. Mark von 15 Loth 2 Grän fein. Früher wurden auch Silberdreier oder Stücke von 3 Pfennigen ausgeprägt, welche auch noch im Umlaufe ſind. c) Kupfermünzen. Stücke zu 4, 3 und 1 Pfennig. Das ſächſiſche Papiergeld beſteht in den ſogenannten Caſſenbillets zu 1 und 2 Thalern, und zwar ſeit 1818 zu 1 Thlr. 1000000 Stück und zu 2 Thlr. 750000 Stück. II. Längenmaß. 1 Fuß = 10 Decimalzoll = 12 Duodecimalzoll = 125,568 par. Linien; 1 Elle = 2 Fuß; 1 Klafter = 3 Ellen; 1 Bau- und Straßenruthe = 8 Ellen; 1 geometriſche Ruthe beim Vermeſſen von Wieſen, Feldern und Waldungen = $7\frac{1}{12}$ Ellen; 1 Kette = 10 Ruthen; 1 Bergwerkslachter = 7 Fuß; 1 Meile = 2000 Ruthen = 27904 par. Fuß; es gehen demnach $12\frac{1}{4}$ Meile auf einen Äquatorgrad. III. Flächenmaß. 1 Morgen = 150 □Ruthen; 1 Acker = 2 Morgen; 1 Hufe Landes beſteht nach Verſchiedenheit der Gegenden aus 12, 15, 18 24 bis 30 Ackern; 1 □Elle = 4 □Fuß. IV. Cubikmaß. 1 Cubikelle = 8 Cubikfuß; 1 Cubikfuß = 1728 Duodecimal = 1000 Decimal = $1145\frac{3}{4}$ par. Cubikzoll. V. Getreidemaß. 1 Laſt Weizen = 6 Wispel = 12 Malter; 1 Laſt Hafer = 2 Wispel = 4 Malter; 1 Wispel = 2 Malter = 24 Scheffel; 1 Scheffel = 4 Viertel = 16 Metzen = 64 Mäßchen. Das allgemeine Maß für ganz Sachſen iſt jetzt der dresdener Scheffel = 7900 dresdener Decimalcubikzoll = 5238 par. Cubikzoll, jedoch iſt derſelbe in den meiſten ſächſiſchen Städten verſchieden. 1 dresdener Scheffel = $\frac{19}{32}$ adorfer = $\frac{8}{15}$ annaberger = $\frac{256}{281}$ budiſſiner = $\frac{32}{39}$ camenzer = $\frac{4}{5}$ chemnitzer = $\frac{4}{9}$ eybenſtocker = $\frac{32}{33}$ freiberger = $\frac{1}{2}$ johanngeorgenſtädter = $\frac{3}{4}$ leipziger = $\frac{128}{245}$ marienberger = $\frac{112}{167}$ ölsnitzer = $\frac{2}{3}$ plauenſcher = $\frac{1}{2}$ ſchwarzenberger = $\frac{8}{13}$ zwickauer Scheffel. VI. Flüſſigkeitsmaß. 1 Fuder = $2\frac{2}{5}$ Faß = 4 Oxhoft = 12 Eimer; 1 Faß = 5 Eimer; 1 Eimer = 48 Viſir- = 72 dresdener Kannen; 1 Oxhoft = 6 Anker; 1 Anker = 36 Kannen = 32 Quart = 64 Nößel; 1 Kuffe Bier = 2 Faß = 4 Tonnen = 16 Viertel = 105 dresdener Kannen. VII. Gewicht. 1 Centner Handelsgewicht = 110 Pfd., Fleiſchergewicht = 102 Pfd., an manchen Orten, beſonders in Dresden = 90 Pfd., Berggewicht = 114 Pfd., Stahlgewicht 118 Pfd.; 1 Schiffspfund = 3 Centner. Bei dieſen verſchiedenen Gewichten ſind die Centner gleich und nur die Pfunde verſchieden. 1 Pfd. = 32 Loth = 128 Quentchen — 9715 holl. Aß. 1 Mark Münz- Gold- und Silbergewicht = $\frac{1}{2}$ dresdener Pfd. = 8 Unzen = 16 Loth = 64 Quentchen = 256 Pfennige = 512 Heller; 1 Mark Gold = 24 Karat à 12 Grän; 1 Mark Silber = 16 Loth à 18 Grän. 26.

Sächſiſche Schweitz, ſ. Sachſen.

Säculum iſt eigentlich ein Zeitraum von 100 Jahren, dann auch eine lange Zeitdauer überhaupt. In kirchlichem Sprachgebrauche ward es aber ſchon frühzeitig gleichbedeutend mit dem griechiſchen *αἰών* (Zeitlauf), welches im neuen Teſtamente häufig für die vergängliche Welt, das Sinnliche, im Gegenſatze zum Gottesreiche gebraucht wird, und ward ſo der Gegenſatz zur Kirche, alſo die Welt, das Irdiſche. Daher entſtand der Begriff der Säculariſation für die Verwandlung der kirchlichen Güter in weltliche Beſitzungen. 30.

Sägefiſch, ſ. Haifiſch.

Sämund, ſ. Edda.

Sänfte, lat. lectica; franz. porte-chaise; engl. chair, sedan, Tragſeſſel zum bequemern Reiſen und leichtern Fortſchaffen kranker und ſchwächlicher Perſonen, ſind eine Erfindung des Alterthums. Ihre Entſtehung verweiſet man in den Orient und ſie wurden hier von 2 Menſchen oder von Laſtthieren getragen. Bei den Römern bot man Alles auf, was zur Bequemlichkeit derſelben gereichen konnte und man hatte beſondere Sklaven (lecticarii), die die oft mit großer Pracht und bedeutendem Aufwande angefertigten Sänften tragen mußten. Wer nicht im Stande war, ſich eine S. zu kaufen, konnte ſie von Plebejern, die damit ihren Wucher trieben, zur Miethe erhalten. Auch waren Sänften üblich, auf denen man die Todten beerdigte. Im Mittelalter gingen die Sänften zu anderen Völkern über und vornehme Frauen bedienten ſich vorzüglich derſelben auf ihren Reiſen. Unter Ludwig XIV. wurden die erſten eigentlichen Portechaiſen erbaut, wie ſie noch in größeren Städten, in Wien, Dresden, Leipzig ꝛc., im Gebrauche ſind. 35.

Sättigung (saturatio) iſt in der Chemie derjenige Zuſtand einer Verbindung, wobei der eine Beſtandtheil in einer ſolchen Menge vorhanden iſt, daß die Verbindung nicht vermögend iſt davon noch mehr aufzunehmen. Wirft man z. B. in eine Quantität Waſſer ſo viel Salz, daß ein Theil des letzteren unaufgelöſt bleibt, ſo hat man eine geſättigte Salzauflöſung. 5.

Säuferwahnſinn, ſ. Delirium.

Säugethiere, lat. mammalia; franz. animaux à mamelles; engl. mammalious animals, die erſte Claſſe des Thierreichs, haben rothes warmes Blut, ein Herz mit zwei Kammern, bringen lebendige Junge, welche ſie eine Zeit lang an ihren Brüſten durch Milch ernähren oder ſäugen, zur Welt, athmen vermittelſt der Lunge und unterſcheiden ſich durch dieſe charakteriſtiſchen Merkmale, wie durch den vollkommnern Bau ihrer Sinneswerkzeuge, ihrer Knochen, Nerven, Muskeln ꝛc. von den übrigen Claſſen. Ihr Körper ruht auf 4 Füßen, diejenigen ausgenommen, welche im Waſſer leben. Bei dieſen werden die Werkzeuge der Bewegung durch die Floſſen erſetzt. Die Vorderfüße ſind gemeiniglich kürzer als die Hinterfüße, namentlich bei den ſpringenden Thieren (Haſen), bei den Giraffen aber um die Hälfte größer. Den unterſten Theil der Füße bilden bei einigen Finger oder Zehen, die entweder geſpalten ſind oder durch eine Haut (Schwimmhaut) (Biber, Fiſchotter) zuſammenhängen und mit breiten Nägeln oder ſpitzigen Krallen beſetzt ſind. Iſt der innere Finger von den übrigen weiter entfernt, ſo entſtehen Hände. Andere S. haben zwei ſtarke hornartige Klauen, die, ſind ſie ungeſpalten, Huf heißen. An den hintern Theil des Körpers ſchließt ſich bei den Säugethieren der Schwanz an, nur wenige abgerechnet, welche gar keinen haben. Er iſt bald länger, bald kürzer und heißt, wenn die Haare, welche ſich an ihm befinden, ſehr lang ſind, Schweif; bei anderen geht der an und für ſich längere Schwanz in ein Büſchel längerer Haare aus. Zur Bedeckung dient allen, mit Ausnahme derer, welche im Waſſer leben, das Haar und die Haut iſt damit nach der Verſchiedenheit der Ordnung, der ſie angehören, der Gegend, in welcher ſie leben, der Jahreszeit und ihres Alters mehr oder weniger beſetzt. Sind die Haare ſtärker und ſomit auch ſteifer, ſo heißen ſie Borſten, ſind ſie aber weicher und krauſen ſich mehr, Wolle und ſelbſt bei den Stachel-, Schuppen- und Gürtelthieren bemerkt man ſie zwiſchen den feſten Theilen und nicht ſelten iſt auch der Unterleib derſelben mit Haaren bewachſen. Alle S. ſind zwar mit 5fachen äußeren Sinneswerkzeugen begabt, doch ſind dieſe nicht bei allen in gleichem Grade ausgebildet. Wie bei den Menſchen, wo ſie in ihrer höchſten gleichmäßigen Vollkommenheit anzutreffen ſind, haben die Werkzeuge des Geſichts, Gehörs, Geruchs und Geſchmacks ihren Platz am Kopfe und das Gefühl erſtreckt ſich über den ganzen Körper. Die Augen liegen durchgängig am obern Theile des Kopfes und werden durch bewegliche Augenlider geſchützt. Der äußerſte Rand derſelben iſt mit Haaren oder Wimpern beſetzt, doch

der untere nur bei den Menſchen, Affen und Elephanten; bei den übrigen hat nur das obere Wimpern. Die Pupillen ſind bei den Thieren, welche am Tage thätig ſind, kreisrund, bei denen aber, welche des Nachts geſchäftig ſind, erweitert ſich die Öffnung des Sterns, um mehr Lichtſtrahlen auffaſſen zu können. Die Ohren ſind entweder zugerundet, oder geſpalten, oder ſpitzig, hängen herab oder ſind mehr ſteif und mehr oder weniger beweglich. Auszuſchließen ſind hiervon die S., welche im Waſſer leben. Die Naſe iſt ſpitzig oder ſtumpf oder geſpalten, ſteht bei allen über dem Munde, ragt gewöhnlich über denſelben hervor und verlängert ſich beim Elephanten zum Rüſſel. Die Naſenlöcher ſind entweder rund oder länglich oder mondförmig und jedes Mal doppelt. Die Ameiſenfreſſer und Schuppenthiere haben allein keine Zähne und einigen andern ſind ſie nur ſpärlich zugetheilt. Der Elephant hat überdieß hervorſtehende Zähne und das Wallroß ſogenannte Hauzähne, die denen der Schweine ſehr ähnlich ſind. Faſt alle S. leben paarweiſe bei einander und das Männchen lebt bei dem Weibchen ſo lange, bis ſich die Jungen ihr Futter ſelbſt ſuchen können; blos der Seehund lebt mit mehreren Weibchen zuſammen. Die lebendigen Jungen, die ſie gebären, ſäugen ſie an Brüſten oder Eutern, an welchen ſich Zitzen befinden. Gewöhnlich hat das Weibchen deren noch einmal ſo viel, als es Junge zur Welt bringt und ſie liegen an der Bruſt, am Bauche oder auch mehr nach dem Hintern zur. Zur Nahrung dient den Säugethieren das Fleiſch anderer Thiere oder Pflanzen oder beides zugleich. Linné theilt die Säugethiere in folgende Ordnungen: 1) primates (worunter er den Menſchen und alle dieſem ähnliche Geſchöpfe begreift), 2) bruta (Ameiſenbär, Wallroß, Faulthier, alle Schuppen- und Gürtelthiere), 3) ferae (Raubthiere), 4) glires (Nagethiere), 5) pecora (wiederkauende), 6) belluae (Pferd, Schwein), 7) cetae (Waſſerſäugethiere); Cuvier dagegen in: 1) bimana (Menſch); 2) quadrumana (Affen ꝛc.); 3) ferae (Raubthiere); 4) marsupialia (Beutelthiere); 5) rosores (Nagethiere); 6) edentata (zahnloſe); 7) pachydermata (Dickhäutler); 8) ruminantia (Wiederkäuer); 9) cetacea (Wallfiſche ꝛc.). 35.

Säule, franz. colonne; engl. pillar, column, nennt man in der bürgerlichen Baukunſt jedes gerade lothrecht ſtehende in einer Wand oder einem hölzernen Gebäude befindliche Stück Bauholz, welches zum Tragen und Unterſtützen dient, in der ſchönen Baukunſt jeden runden freiſtehenden Körper, von Holz oder Stein, welcher nicht allein zum Tragen, ſondern auch und hauptſächlich zur Verzierung der äußeren Seite der Gebäude dient. Jede S. iſt aus mehreren Theilen und Gliedern zuſammengeſetzt, deren Verhältniſſe zu einander bei verſchiedenen Völkern verſchieden ſind und wo aus mehreren Ordnungen Säulenordnungen entſtanden ſind. Der hauptſächlichſte Unterſchied läßt ſich aus der Dicke der S. zu deren Höhe, aus der Beſchaffenheit der Geſimſe und aus der Proportion der Glieder in den Geſimſen am leichteſten beurtheilen. Die Theile, woraus jede Ordnung beſteht, laſſen ſich in zwei Claſſen theilen. Zur erſten Claſſe gehören alle die, welche mit der uranfänglichen Bauart übereinſtimmend ſind und ein unentbehrliches Stück vorſtellen. Dahin gehören die Haupttheile der S. und die des Geſimſes. Zur zweiten rechnet man diejenigen, welche zum Nutzen und zur Zierde von jenen dienen, die alſo nicht gerade nothwendig, aber doch ſchicklich und in der Natur des Bauens begründet ſind; ſie werden Glieder genannt. Jede S. beſteht aus drei Haupttheilen, dem Säulenfuße (der Baſe), dem Schaft und dem Capitäl. Der Säulenfuß iſt der unterſte auf dem Boden ruhende Theil, welcher die Säulen trägt. Die Glieder deſſelben, welche nicht mehr als drei oder vier Hauptabtheilungen haben dürfen, müſſen an Höhe und Auslauf nach und nach abnehmen, je mehr ſie ſich dem Schafte nähern. Der Schaft, welcher meiſt glatt, zuweilen aber auch mit Cannelirungen oder Streifen verſehen iſt, bildet den mittelſten Theil der S. Auf dieſem ſteht das Capitäl oder der Kopf der

S., deſſen Form gerade das Gegentheil vom Säulenfuße ſein muß, d. h. es muß mit der Höhe an Breite zunehmen, damit das daraufliegende Gebälke deſto beſſer ruhe. Die Säulen bekommen aber oben jederzeit einen kleinern Durchmeſſer als unten über der Baſe, d. h. ſie verjüngen ſich. Das Hauptgeſims oder das Gebälke beſteht gleichfalls aus drei Theilen, aus dem Unterbalken oder dem Architrab, aus dem Frieß und dem Kranze oder Carnieß (corniche). Letzteres, welches die Bedeckung oder das Dach vorſtellen ſoll, muß Ausladung über die ganze Ordnung haben, weil es den Regen abhalten ſoll. Die Hauptglieder deſſelben ſind die Balkenköpfe, der Kranzleiſten und die Kinnleiſte. Bei jeder Ordnung darf der Carnieß nicht über die Hälfte und nicht unter ein Dritttheil der ganzen Höhe des ganzen Geſimſes betragen. Der Frieß, als der mittlere Theil des Gebälkes, wird oft mit allerlei Basreliefs und Sculpturarbeiten verziert. Die Glieder dienen dazu, der ganzen Ordnung mehr Abwechſelung und ein gefälligeres Anſehen zu geben. Man unterſcheidet acht Arten: den Viertelſtab, den Carnieß, den verkehrten Carnieß (Kehlleiſte), die Hohlkehle, den Wulſt (Stab), den kleinen Stab, die Einziehung und den Riemen. Alle Glieder in jeder Ordnung bieten dem Bildhauer ein Feld zu ſeiner Kunſt dar. Die Verzierungen, welche ſich mit Anſtand daran anbringen laſſen, ſind urſprünglich von Blättern, Blumen, Früchten und ſich dazu ſchickenden Thieren entſtanden, welche nach den verſchiedenen Arten der Glieder, nach dem Charakter der Ordnungen, nach den Umſtänden des Orts und der Gebäude zu wählen ſind. Jede Säulenart erhält ein beſonderes Fußgeſtelle, Poſtament oder Säulenſtuhl (piedestal). Bei den Griechen dagegen hatten die Säulen in den älteſten Zeiten niemals Poſtamente, ſondern ſie ſtanden ohne irgend eine Erhöhung gleich auf den Stufen ihrer Tempel auf. Alsdann ſetzte man ſie auf niedere Würfel oder Sockel, aus denen in der Folge der Zeit die Säulenſtühle entſtanden ſind. Allein ſie ſind größtentheils ganz entbehrlich und in vielen Fällen unnütz. Jedes Poſtament beſteht aus drei Haupttheilen: aus dem Fußgeſimſe, dem Würfel und dem Kranze. Erſteres bildet den Grundſtein, den man unter den Würfel legt und letzteres iſt der auf den Würfel zu legende Deckel. Beide aber müſſen Ausladung über dem Würfel haben. Der Würfel hat faſt allezeit einerlei Form, ſo daß er entweder ein richtiger Würfel (cubus) oder ein länglicher Würfel (parallelepipedum) iſt. Er ſteht ſtets perpendiculair unter der Plinthe des Säulenfußes, erhält deſſen Breite und muß bei der niedrigſten Höhe des Säulenſtuhls eben ſo hoch als breit ſein. Die Verbindung einer beliebigen Anzahl in beſtimmten Entfernungen neben einander geſetzter Säulen unter einem einzigen und fortlaufenden Gebälke nennt man eine Säulenſtellung (colonnade). Werden die Säulen ſo nahe an einander geſtellt, daß die Säulenfüße und Capitäle entweder dicht oder doch beinahe an einander ſtoßen, ſo heißt dieß Kuppelung der Säulen; werden mehrere Säulen über einander geſtellt, ſo heißt dieß Übereinanderſtellung. Der Raum zwiſchen zwei Säulen wird die Säulenweite genannt. Das gewöhnliche Maß aller Ordnungen iſt der Model (Modul) oder der halbe Durchmeſſer des Schafts unten beim Anfange deſſelben. Er wird gemeiniglich in 30 gleiche Theile eingetheilt, welche Partes oder auch Minuten genannt werden, welche Eintheilung die einfachſte, genauſte und leichteſte iſt. Der Urſprung der Säulen und ihrer verſchiedenen Glieder fällt in die entfernteſten Zeiten, wo die Menſchen wider die Sonne und die rauhe Witterung Schutz zu ſuchen genöthigt waren und ſich ihre erſten Wohnungen aus geraden Baumſtämmen zu erbauen anfingen, auf welche ſie das Dach legten, das zuerſt platt, hernach hängend war. Weil aber dieſe unmittelbar in die Erde geſtellten Pfähle von Waſſer und Wetter unten und oben leicht beſchädigt wurden, ſo verſah man ſie mit Platten, welches zum Säulenfuß und Capitäl Veranlaſſung gab. Auf gleiche Weiſe ſind die Blätter, die Schnecken, die Fruchtſchnüre und andere Ver-

zierungen entſtanden, bis ſich nach und nach die verſchiedenen Ordnungen bildeten, deren die älteren Architekten gewöhnlich fünf annahmen, als: die tusciſche oder hetruriſche, doriſche, ioniſche, korinthiſche und römiſche Ordnung. — Die erſtere, welche ſich von den Hetruskern herſchreibt, kann man eigentlich als keine beſondere Ordnung anſehen, weil ſie die einfache doriſche iſt. Das beſondere Kennzeichen derſelben iſt ein verhältnißmäßig dicker Schaft gegen ihre Höhe und wenige und ſtarke Glieder. Nach Vitruv und Vignola hat die S. 14 Model zur Höhe, wovon eins auf den Fuß und eins auf das Capitäl kommt. — Die doriſche Ordnung iſt die älteſte von allen; der Charakter derſelben iſt Feſtigkeit, Großartigkeit und majeſtätiſche Schönheit. Zu viel Glieder und Verzierungen ſind bei ihr unſtatthaft. Sie iſt von jeher vielen Veränderungen unterworfen geweſen und ihr Zuſtand läßt ſich bei den Griechen in drei Perioden theilen. Anfangs erhielt die S. nebſt dem Capitäl ungefähr 5, oft auch nur 4 Durchmeſſer Höhe; ſpäter bekam ſie 6, dann 7 und bei dem größten Theile der neueren Baumeiſter 8, wovon 7 auf den Schaft, ½ auf das Capitäl und ½ auf den Säulenfuß kommen. Das Gebälke erhält ein Viertel der S., d. i. 4 Model, welches in 8 Theile vertheilt wird und wovon 2 auf den Architrab, 3 auf den Frieß und 3 auf den Kranz kommen. Das doriſche Capitäl iſt das einfachſte unter allen und hat zur Verzierung etwa eine Blume auf dem Halſe, unter der Ecke der Platte oder des Abacus. Dagegen zeigt dieſe Ordnung ihren unterſcheidenden Charakter und ihre große Schönheit im Gebälke. Im Frieße befinden ſich die Triglyphen, welche die Köpfe der in der Quere auf den Architrab ruhenden Balken vorſtellen. Dieſe Triglyphen ſind cannelirt oder gleichſam von dem ablaufenden Waſſer geſtreift, weßhalb die Sparren, welche durch die Sparrenköpfe dargeſtellt werden, ebenfalls ausgehöhlt werden müſſen, um anzudeuten, daß das von den Kranzleiſten ablaufende Waſſer längs den Sparrenköpfen und den Triglyphen herablief und ſich unten daran in Tropfen bildete. Dergleichen Tropfen pflegt man auch auf der Unterfläche der Kranzleiſte anzubringen. Der Raum zwiſchen zwei Triglyphen heißt die Zwiſchentiefe (Metope). Es iſt Regel, daß die Metopen ein völliges Quadrat ſeien und die Triglyphen ſenkrecht mitten auf den Säulen ſtehen, welches aber wegen der aus- und einſpringenden Winkel und kleinen Riſalite mit großen Unbequemlichkeiten verbunden iſt. Die Metope pflegt man oft noch mit Bildhauerarbeit zu verzieren, welches ſtets nach der Abſicht und Beſchaffenheit des Gebäudes eingerichtet werden muß. Der Kranz dieſer Ordnung iſt ſtark vorſpringend und hat zur Unterſtützung Dielenköpfe, oder er iſt glatt ohne dieſelben, oder auch nach Scamozzi mit Kälberzähnen (Zahnſchnitten) verſehen. — Die ioniſche Ordnung wurde von den Griechen zuerſt in Jonien bei einem Dianentempel gebraucht. Anfangs hatte die S. nur eine Höhe von 8 Durchmeſſern; ſpäter verlängerte man ſie auf 8½ und Vignola auf 9 Durchmeſſer, wobei es bis jetzt geblieben iſt. Der Säulenfuß des Vitruv iſt wegen des ſtarken Pfühls über den vielen kleinen Gliedern fehlerhaft; ſchicklicher zu dieſer mittlern Ordnung paßt der attiſche, den man ſeiner Schönheit wegen an allen Ordnungen angebracht hat, weil er zuſammengeſetzter als der doriſche und einfacher als der korinthiſche iſt. Das Capitäl der Alten beſteht aus zwei parallelen Kiſſen oder Rollen, die in der Mitte mit einem breiten Bande enger zuſammengebunden und vorn mit Schnecken oder Voluten verziert ſind. Da aber hierbei die Eckſäulen einer Colonnade von der Seite ganz anders ausſehen als von der Vorderſeite, ſo machten die Alten die Rollen der Eckſäulen nicht parallel, ſondern zogen ſie am innern Winkel zuſammen und ſetzten am äußern Winkel eine ſchräg laufende Schnecke. Scamozzi war der Erſte unter den Neueren, welcher die Rollen wegließ und vier gleiche, nach der Diagonallinie geordnete Seiten machte, welche insgeſammt leere, aber mit einem Blättchen verzierte Schnecken hatten. Der Architrab beſteht aus 3 Streifen oder Platten. Der Frieß iſt glatt oder mit Bildhauerarbeit verziert und der Kranz

mit Kälberzähnen oder Zahnſchnitten verſehen. Palladio und Scamozzi haben ſtatt dieſer Sparrenköpfe angenommen. Die Zwiſchentiefen zwiſchen letzteren müſſen viereckig und die Seiten es ebenfalls ſein. — Die korinthiſche Ordnung iſt diejenige, bei welcher man Feinheit, Zierlichkeit und Pracht mit der edelſten Grazie zu vereinen geſucht hat, weßhalb ſie auch die prächtigſte und geſchmückteſte unter allen Ordnungen iſt. Die Höhe der S. iſt nach Vignola auf 10 Durchmeſſer beſtimmt, obgleich ihr Einige faſt 10½ Durchmeſſer, Andere kaum 9 geben. Der gewöhnliche Säulenfuß dieſer Ordnung iſt wegen der häufigen Wiederholung des Stäbchens zwiſchen zwei Hohlkehlen und Einziehungen zu ſchwach und nicht wohl anzuwenden, weil er durch einen geringen Stoß zerbrochen werden kann. Beſſer thut man, ſich des attiſchen Säulenfußes zu bedienen, den man mit einem Stäbchen über jeden Stab bereichern kann, wie Palladio und Scamozzi gethan haben. Die größte Schönheit dieſer Ordnung zeigt ſich in ihrem Capitäl, welches gleichſam ein rundes, mit einer nach einem Kreiſe ausgeſchweiften Platte zugedecktes Gefäß vorſtellt, das unten auf vier Seiten mit zwei Reihen Blättern umgeben iſt, welche ſich oben in einem mäßigen Vorſprunge umlegen. Hinter dieſen Blättern kommen Stiele heraus, die ſich allmählig krümmend und auf natürliche Weiſe hebend an den vier Ecken der Tafel und auf den vier Seiten in der Mitte kleine Schnecken formiren, um der Tafel eine artige und ungezwungene Stütze zu leihen. Die Höhe des Gebälkes beträgt insgemein ein Drittel der Säulenhöhe. Palladio und Scamozzi nehmen nur ein Viertel an. Der Architrab iſt in 3 Streifen oder Platten getheilt, die durch kleine gekrümmte Glieder von einander abgeſondert werden. Der Frieß, welcher mit dem Architrab vermittelſt einer Hohlkehle verbunden werden kann, bietet dem Bildhauer das größte Feld zu Verzierungen dar. Der Kranz bekommt unter der Kranzleiſte zierlich geſchweifte Sparrenköpfe und in dem untern Theile noch Zahnſchnitte. Die Verzierungen der Sparrenköpfe müſſen mit dem ganzen Kranze übereinſtimmen, weßhalb man große Blätter am Knie der Kranzleiſten und kleine am Kranze nimmt. — Die römiſche Ordnung iſt eine zuſammengeſetzte aus der ioniſchen und korinthiſchen. Das Capitäl hat 2 Reihen Blätter und 8 Schnecken oder Voluten, welche erſtere von der korinthiſchen, letztere aber nebſt den darüber befindlichen runden Gliedern von der ioniſchen Ordnung entlehnt ſind. Die Angabe einer franzöſiſchen Ordnung von de l'Orme, einer ſpaniſchen von Borromini, einer deutſchen von Sturm kann man alle noch keine Erfindung einer neuen Ordnung nennen, da ſie höchſtens nur in Abänderung des Capitäls und einiger neuen Glieder am Säulenfuße und Gebälke beſtehen. Die Attika, der man den Namen einer Ordnung, wiewohl uneigentlich, gegeben hat, beſteht blos in einer niedrigen Ordnung, die durch kleine Pilaſter oder Halbpfeiler in gewiſſe Abtheilungen getheilt wird, darin man Basreliefs, oder Inſchriften, oder Geländerdocken anbringt. Man bedient ſich ihrer vornehmlich oben auf dem Gebäude, um das Dach zu verſtecken und es wie mit einer Krone einzufaſſen. Sie erhält gewöhnlich ein Viertheil bis die Hälfte der Ordnung, über welcher ſie ſteht. — Sollen mehrere Ordnungen bei einem Gebäude über einander geſtellt werden, ſo macht die ſtarke allemal den Anfang, worauf die mittleren und zarten folgen. Einerlei Ordnung darf nicht über einander geſtellt werden, denn dieß würde zu viel Einförmigkeit verurſachen. Auch darf die mittlere Ordnung nicht vergeſſen werden, denn die korinthiſche auf der doriſchen wäre ein zu großer Sprung und würde durchaus unpaſſend ſein. Beim Übereinanderſetzen einer S. über die andere iſt vorzüglich dahin zu ſehen, daß ſämmtliche Achſen eine genaue Perpendicularlinie mit einander bekommen. Nach Vitruv muß die S. des zweiten Stockwerks um ein Viertheil niedriger als die vom erſten und die vom dritten wieder um ein Viertheil niedriger als die vom zweiten werden, ſo daß die S. des dritten Stockwerks 9 Zehntheile von der im erſten Stockwerke hält. Scamozzi iſt der Meinung, den untern Theil des Schafts der obern S., den obern Theil des

Schafts der untern S. gleichzumachen, gleich als beſtänden die Säulen aus einem einzigen Baume, der horizontal in verſchiedene Stücke durchſchnitten wäre. Im Ganzen iſt jedoch die Übereinanderſtellung mehrerer Säulen mit großen Unbequemlichkeiten verknüpft und der Baumeiſter hat Alles wohl zu überlegen, damit er keine Fehler dabei begehe. Vergl. „Grundſätze der bürgerlichen Baukunſt" von Franzesco Milizia (deutſch und mit Anmerkungen begleitet von C. L. Stieglitz, Leipz. 1824); „Theoretiſch praktiſche Schule der landwirthſchaftlichen, bürgerlichen und ſchönen Baukunſt", von M. Wölfer (Gotha 1829) und Weinbrenner, „Über die weſentlichen Theile der Säulenordnungen" (Tübingen 1809). — S., elektriſche, ſ. Volta'ſche Säule. 26.

Säure, lat. acidum; franz. acide; engl. acid, iſt in der unorganiſchen Natur die Verbindung eines einfachen Körpers mit Sauerſtoff oder mit Waſſerſtoff. Sie heißen im Allgemeinen unorganiſche Säuren, z. B. Schwefelſäure, Salzſäure. In der organiſchen Natur enthalten die Säuren Sauerſtoff und Waſſerſtoff zugleich, haben größtentheils die Eigenſchaften der erſteren und heißen im Allgemeinen organiſche Säuren, z. B. Eſſigſäure, Citronenſäure. Alleſammt haben ſie 1) einen ſauren Geſchmack, der von dem geringſten Grade bis zur höchſten S. und Ätzbarkeit ſein kann; 2) die Eigenſchaft blaue Pflanzenfarben, beſonders Lackmus, Violenſaft, Malven und Hollunderbeerenſaft roth zu färben, und 3) die Eigenſchaft ſich mit den baſiſchen Oxyden in beſtimmten Verhältniſſen zu Salzen zu verbinden. 5.

Saffian, auch **türkiſch Leder, marokkaniſches Leder** oder **Maroquin** genannt, lat. aluta turcica; franz. maroquin; engl. cordovan, maroquin, Morocco-leather, iſt ein feines, geſchmeidiges, dichtes und glänzendes, glattes oder geripptes, mit verſchiedenen Farben gefärbtes Leder, welches vorzüglich aus Ziegen- und Bockfellen bereitet und von Sattlern, Buchbindern, Schuhmachern ꝛc. zu verſchiedenen Arbeiten verwendet wird. Der S. wurde lange ausſchließlich und wird jetzt noch von vorzüglicher Güte in der Levante verfertigt, obſchon er gegenwärtig auch in anderen Staaten fabricirt wird. Die Fabrikation des S., obſchon ſie an den verſchiedenen Orten ziemlich verſchieden iſt, kommt doch faſt überall darin überein, daß die Felle nach dem Einweichen und Enthaaren ſucceſſive in mehrere Beizen oder Bäder von Hundekoth, Kleie und Feigen kommen, daß das Gerben vorzugsweiſe mit Galläpfeln, jedoch auch mit Scharten oder mit den Blättern der Bärentraube ꝛc. verrichtet wird und daß die Farben blos auf der Haarſeite, die rothe vor, die anderen nach dem Gerben aufgetragen werden. (Vergl. auch den Art. Leder.) 26.

Saflor (carthamus), eine zu Linné's 19. Claſſe, syngenesia, und deren erſter Ordnung, polygamia, gehörige Pflanze in 10 Arten, wovon der gemeine S. (carthamus tinctorius Linn.) einen glatten, zwei Fuß hohen Stengel, plattanſitzende, eirunde und ſtachlichte Blätter und ſchöne gelbe in einen Kopf vereinigte Blühen hat, deren eiförmiger Kelch geſchuppt, der Fruchtboden borſtig iſt. Sie ſtammt aus Ägypten, wird aber jetzt auch häufig am Rheine und in Thüringen gebaut. Die Blumen geben eine ſchöne gelbe und, mit Eſſig verſetzt, eine hochrothe Farbe (ſpaniſches Roth) und werden deßhalb zum Färben wie der Safran benutzt. Man zupft die Blüthen ab, wäſcht ſie mehrmals mit Waſſer ab, ballt ſie dann in Kugeln zuſammen und läßt ſie an der Sonne trocknen. 30.

Safran, lat. crocus; franz. safran; engl. saffron, iſt eine vegetabiliſche Subſtanz, die aus dem oberen Theile der Griffel und den Narben des crocus sativus Linn., einer kleinen Zwiebelpflanze aus Juſſieu's Familie der irideae und Linné's triandria monogynia beſteht. Dieſe Pflanze ſtammt aus dem Oriente und wird reichlich in mehreren Gegenden Frankreichs, Italiens, Spaniens und Süddeutſchlands im Großen angebaut. Die ächte Safranpflanze unterſcheidet ſich

durch ihre blaßveilchenblauen Blüthen mit dunkelpurpurrothen Nerven. Die Blüthen werden, wenn ſie ſich gehörig geöffnet haben, abgebrochen und nachher die Narben, welche allein den S. geben, herausgenommen. Der beſte S. beſteht aus langen, geſchmeidigen, elaſtiſchen Fäden von ſchöner pomeranzenrother Farbe, durchdringendem, anfangs angenehmem, aber bald beſchwerlich fallendem Geruche, von brennendem, gewürzhaftem und bitterm Geſchmacke. Er enthält einen eigenthümlichen Färbeſtoff, Polychroin oder Polychroit genannt, außerdem einen pomeranzenrothen Färbeſtoff, ein riechendes flüchtiges, ſo wie ein fixes Öl, Gummi, Eiweißſtoff und einige Salze. Er wird ſowohl als Gewürz wie als Arznei und Farbematerial (beſonders in Seidenfärbereien) angewandt. Als Arznei erregt er den Appetit und befördert die Thätigkeit des Magens; in zu hoher Gabe aber kann er Congeſtionen nach dem Kopfe, eine Art von Trunkenheit, Blutungen, Wahnſinn, ja ſogar einen tödtlichen Schlagfluß veranlaſſen. 14.

Saft, lat. succus; franz. suc; engl. juice, bezeichnet etwas Flüſſiges, was von verſchiedenartiger, bald wäſſeriger, bald ſchleimiger oder öliger, bald von mehr oder weniger feſter Conſiſtenz ꝛc. ſein kann. Namentlich aber werden viele der in dem menſchlichen Körper enthaltenen Flüſſigkeiten Säfte genannt, wohin z. B. im Beſondern der Bauchſpeicheldrüſen-, Magen-, Darm-, Nahrungsſaft ꝛc. und im Allgemeinen Alles, was flüſſig iſt, ſelbſt das Blut nicht ausgenommen, gehören. Welche Rolle die Lehre von den Säften in früheren Zeiten in der Medicin geſpielt hat, darüber ſehe man Humoralpathologie. — In der Pharmakologie gebraucht man das Wort S. zur Bezeichnung der verſchiedenen in dem Parenchym der Pflanzen enthaltenen Flüſſigkeiten, die man in den Apotheken durch Zerquetſchen und Auspreſſen der grünen Kräuter und Wurzeln gewinnt und zur Bereitung ſehr wirkſamer Extracte benutzt. Auch werden die durch das genannte Verfahren gewonnenen grünen Kräuter- und Wurzelſäfte, beſonders der ſogenannten antiſcorbutiſchen und bitteren Pflanzen, zu Frühlingscuren angewandt. 14.

Saftfarben, ſ. Farben.

Saftleven, ſ. Zaftleven.

Sagan, ſ. Schleſien.

Sage, lat. fabula, fama; franz. tradition; engl. saying, talk, iſt im Allgemeinen eine mündlich fortgepflanzte Erzählung, ein im Volksmunde lebender Bericht über irgend eine Begebenheit, deren volle hiſtoriſche Glaubwürdigkeit noch zu bezweifeln iſt, weil eben die mündliche Übertragung ſo leicht von der einfachen Wahrheit abgehen läßt. Im engern Sinne dagegen verſtehen wir darunter etwas dem griechiſchen Mythus (ſ. Mythologie) Verwandtes, eine Überlieferung aus älterer Zeit, welche im dichteriſchen Gewande ſich an irgend etwas Äußeres anknüpft und ſomit die Mitte zwiſchen Wahrheit und Dichtung hält. Unwillkührlich nämlich wird die Phantaſie des Naturſohnes durch großartige Ereigniſſe und Gegenſtände angeregt und es verknüpfen ſich dichteriſche Ideen mit der einfachen Wahrheit; er erkennt in ihnen ſtets ein inwohnendes Überſinnliches und mahlt ſich daſſelbe weiter aus; ja die Beziehungen ſelbſt, in welchen er ſich zu jenen Thatſachen denkt, geben ihnen einen eigenthümlichen Reiz und laſſen ihre Erinnerung mit Wohlgefallen bewahren. So erhalten ſich eine Menge Erzählungen in dem Munde des Volks, zumal wenn es romantiſche oder durch geſchichtliche Ereigniſſe merkwürdige Gegenden bewohnt, und es prägt dieſelben nach ſeiner Individualität aus, ſo daß in denſelben eine reiche Fundgrube für die Kenntniß der Anſichten eines Volkes zu einem gewiſſen Zeitpunkte ſich finden. Dem Stoffe nach ſind die Sagen entweder Götterſagen oder Heldenſagen oder einfache Menſchenſagen und ſtehen entweder als beſondere Erſcheinungen da oder es verknüpfen ſich mehrere zu einem größern Gemälde, wodurch ein Sagenkreis entſteht. Vorzüglich reich an Sagen iſt Deutſchland und Skandinavien und ſie bilden beſonders für letzteres einen

bedeutenden Zweig der Literatur, da hier faſt alle Geſchichte der ältern Zeit in das Sagengewand gekleidet iſt. Der Charakter jeder Sagenerzählung iſt naive Einfachheit, kindliche Anſchauung großer Ereigniſſe, welche vorzüglich durch die kräftige Sprache des XIII. und XIV. Jahrh., aus welchem faſt alle uns bekannten Sagen ſtammen, gehoben wird. Die neuere Zeit hat ihre Bedeutung vollſtändig erkannt und ihre Schätze an das Licht gezogen. Für die nordiſche Sage haben ſich außer einer Menge einzelner Ausgaben beſonders Verdienſte erworben die magnäaniſche Stiftung und die Geſellſchaft der nordiſchen Alterthumskunde, welche dieſelben geordnet erſcheinen laſſen; für die deutſche Sage haben die Gebrüder **Grimm** („Deutſche Sagen", Berlin 1816—1818), W. Grimm („Die deutſche Heldenſage", Göttingen 1829) Vorzügliches geleiſtet. Bemerkenswerth iſt auch die von L. Bechſtein begonnene dichteriſche Bearbeitung der thüringiſchen Sagen. Vergl. auch van der Hagen, „Altnordiſche Sagen und Lieder" (Berlin 1812). 23.

Sagittarius (Kaspar), ein deutſcher Geſchichtſchreiber, wurde zu Lüneburg am 23. Sept. 1643 geboren und beſuchte das Gymnaſium zu Lübeck, wo er auf Veranlaſſung ſeiner Lehrer die von ihm über die Hochzeitgebräuche der Römer geſammelten Notizen ausarbeitete und durch den Druck bekannt machte, ſtudirte darauf in Helmſtädt Geſchichte und Politik, außerdem aber auch eifrig Theologie, unternahm dann eine Reiſe nach Kopenhagen und beſuchte darauf noch die Univerſitäten zu Wittenberg, Leipzig, Jena und Altdorf, übernahm 1668 das Rectorat der Schule zu Saalfeld, allein da dieſes Amt ſeine Körperkräfte zu ſehr anſtrengte, gab er es auf und wandte ſich wieder nach Jena, um hier mehrere bereits angefangene Werke zu vollenden. Den übrigen Theil ſeiner Zeit widmete er beſonders dem Studium der kirchlichen Alterthümer und der Geſchichte, erhielt im Jahre 1674 die Profeſſur derſelben nebſt dem Titel eines herzoglich ſächſiſchen Hiſtoriographen, beſchäftigte ſich bis zu ſeinem im Jahre 1694 erfolgten Tode beſonders mit geſchichtlichen Unterſuchungen und vermachte der Univerſität zu Jena ſeine reiche Bibliothek, ſeine Medaillenſammlung und andere Kunſtgegenſtände. Unter ſeinen höchſt zahlreichen Schriften in verſchiedenen Fächern der Wiſſenſchaften behaupten ſeine geſchichtlichen Werke über einzelne Städte und Länder Deutſchlands den meiſten Werth, während ſeine theologiſchen und archäologiſchen Schriften faſt vergeſſen ſind. Außer einer Menge Streit- und Gelegenheitsſchriften, akademiſchen Abhandlungen und Biographien ſchrieb er folgende bedeutendere Werke: „Antiquitates regni Thuringici" (1685); Antiquitates gentilismi et christianismi Thuringici" (1685); „Antiquitates ducatus Thuringici" (1688. 4.); „Historia antiqua Norimbergae" (Chemnitz. 1679. 4.); Antiquitates Archiepiscopatus Magdeburgensis" (Jen. 1684. 4.); „Historia vitae Georgii Spalatini" (Jen. 1684. 4.); Memorabilia historiae Luneburgicae" (Halle 1714. 4.); „Historia Gothana" (Jen. 1700. 4.); „Introductio in historiam ecclesiasticam sive notitia scriptorum veterum atque recentium etc." (Jen. 1694. 4.). Als Geſchichtſchreiber zeichnet ſich S. beſonders durch die größte Genauigkeit in Angabe der Thatſachen aus, welche ſelbſt Kleinigkeiten nicht unbeachtet läßt und ſeinem unermüdeten Forſchungsgeiſte verdanken die von ihm bearbeiteten Gegenſtände eine Aufklärung, welche ihnen bis dahin noch nicht zu Theil geworden war. 81.

Sago, lat. und engl. sago; franz. sagou, iſt das bekannte Nahrungsmittel, das in Form kleiner runder, ſchmutzigweißer, röthlicher und bräunlicher Körner von den Molukken, Philippinen und andern oſtindiſchen Inſeln, wo es aus dem Marke verſchiedener Palmenarten gewonnen wird, zu uns kommt. Man bereitet es vorzüglich aus dem sagus farinacea Rumph., indem man den Stamm des Baumes in ganz kleine Stücke ſpaltet, davon den zarten und zelligen Theil trennt, dieſen zerquetſcht und einige Zeit lang mit Waſſer verrührt, darauf die

noch trübe Flüſſigkeit durch ein Haarſieb in ein Gefäß laufen läßt, worin die Sagoſubſtanz zuletzt einen flüſſigen Teig bildet, den man durch mit kleinen Löchern verſehene Platten gehen und die dadurch entſtehenden unregelmäßigen Körner ſchnell auf erwärmten metalliſchen Platten trocken werden läßt. Ein einziger Palmbaum ſoll 40—50 Pfund S. geben. Sein Gebrauch in der Hauswirthſchaft und als nährendes Mittel iſt bekannt. 14.

Saguntum, eine im Alterthume hochberühmte Stadt in Hispania tarraconensis (das jetzige Murviedro [muri veteres]) auf einem Berge ungefähr tauſend Schritte vom Meere liegend, war als Pflanzſtadt der Zakynthier und Rutuler von jeher eine treue Bundesgenoſſin Roms. Zur Strafe dafür traf ſie Hannibal's Schwert, der ſie im Jahre 219 v. Chr. angriff und nach einem furchtbaren Widerſtande eroberte und zerſtörte. Die Einnahme Sagunt's war übrigens das Signal zum zweiten puniſchen Kriege. Erſt nach 8 Jahren kamen die Römer wieder in den Beſitz dieſer Stadt, worauf römiſche Coloniſten ſie in ihrem alten Glanze wiederherſtellten. 20.

Sahara (arab. Wüſte), das größte Wüſtenland der Erde, erſtreckt ſich von 2—50° L. und 15—30° N. Br. und in einem Flächenraume von wenigſtens 110000 □Meilen. Im Süden von Sudan und dem unteren Senegal, im Norden von den beiden Hochländern der Berberei begrenzt, im Oſten gleich auf dem linken Nilufer beginnend und im Weſten kaum am Meere endend lagert ſich dieſe ungeheure Wüſte als afrikaniſches Tiefland faſt durch die ganze Breite des Erdtheils. Durch die geringe Cultur der Nachbarländer und durch die herrſchenden Winde begünſtigt gewinnt die Wüſte ſelbſt immer größere Ausdehnung, ſo daß ihr Flugſand im Oſten ſchon die ägyptiſchen Denkmäler des Alterthums zudeckt, im Süden ſtellenweis bis an den Niger und Senegal dringt, im Norden Biledulgerid und die Südprovinzen Marokkos immer mehr verwüſtet und die vom Atlas kommenden Flüſſe verzehrt und ablenkt, im Weſten aber weit in das Meer hinein eine an 100 engliſche Meilen breite Sandbank gebildet und die Landungsſtellen an der Küſte vernichtet hat. Der ganze Flächenraum theilt ſich ſeiner natürlichen Beſchaffenheit nach in zwei Theile, in eine Oſt- und Weſthälfte, S. im engern Sinne und Sahel (die S. belamâ, d. i. S. ohne Waſſer), deren Grenze etwa unter 30° L. iſt. In der S., deren an Ägypten grenzende Oſtſeite, die libyſche Wüſte genannt, nur unvollkommen durch den libyſchen Höhenzug von dem fruchtbaren Nilthale getrennt wird, beſteht der Boden meiſt aus feſten Kalk- und Sandſteinplatten, welche vom Winde bald mit grobkörnigem Sande überſchüttet, bald von demſelben entblößt werden. Zahlreiche Felſenreihen unterbrechen hier die furchtbare Einförmigkeit des Bodens, in deren Thaleinſenkungen fruchtbare Oaſen wie Inſeln liegen. Sie bringen nach dem Grade ihrer Bewäſſerung Getreide, Datteln, Palmen und Südfrüchte hervor, ernähren auf ihren Grasfluren zahlreiche Heerden, vorzüglich von Kameelen; an ihren Grenzen finden ſich Raubthiere, Gazellen, Springhaſen, Strauße und Heuſchreckenſchwärme. Außer den Oaſen ſind Quellen und Brunnen in der Wüſte ſehr ſelten und nur an ſolchen günſtigen Stellen findet ſich eine dürftige Vegetation, beſtehend aus ſchwachem Gebüſch, einer wohlriechenden dem Thymian ähnlichen Pflanze, dem Alhagiſtrauche (Kameelfutter) und dürftigem Farrenkraut. Hauptproduct der Wüſte iſt das Steinſalz, welches an vielen Stellen ſo reichlich kryſtalliſirt und blendend weiß den Boden bedeckt, daß man weite Schnee- oder Eisfelder zu ſehen glaubt. Dieſes Salz gibt den wichtigſten Handelsartikel nach Sudan ab und das weltberühmte Tombuktu dankt dem Salze der Wüſte ſein Entſtehen und ſeine Blüthe. In den Hügel- und Klippenreihen iſt der Baſalt ſehr häufig und verkohlte und verſteinerte Baumſtämme, ſo wie Meergeſchöpfe in den Kalkbildungen deuten auch hier auf frühere Naturumwälzungen, denen die Wüſte wahrſcheinlich erſt ihre Entſtehung

zu danken gehabt hat; auch ſind in vielen Gegenden, beſonders nach dem Senegal zu, zahlreiche Gummibäume zerſtreut auf den Anhöhen. Weniger als die Oſthälfte iſt die Weſthälfte oder Sahel bekannt. Mit Ausnahme von wenigen Oaſen iſt ſie eine durchaus wagerechte, waſſer- und vegetationsleere Ebene, ein wirkliches Sandmeer, in welchem der Wind den Flugſand bald zu beweglichen Hügeln aufthürmt, bald in feinen Staubwolken und Sandhoſen aufwirbelt, durch welche Quellen und Brunnen verſchüttet und ſelbſt Flüſſe gezwungen werden, ihren Lauf zu ändern oder ganz aufgehalten. Brunnen laſſen ſich nur mit großer Schwierigkeit anlegen; denn oft findet man über 100 Fuß tief in dem lockern Sande noch kein Waſſer. Die Luft der Wüſte iſt am Tage unerträglich heiß, die Nächte verhältnißmäßig kühl; kein Wölkchen ſchützt gegen den glühenden Sonnenſtrahl, nur vom Auguſt bis November fallen gewöhnlich Regenſchauer; aber der Regen bleibt in vielen Gegenden auch wohl mehrere Jahre ganz aus und dann verſiegen die Quellen und gräßlicher Waſſermangel treibt ſelbſt in vielen Oaſen Menſchen und Heerden in Verzweiflung; im December weht ein empfindlich kalter Nordwind. Der Samum iſt nicht unbekannt. Bewohnt iſt dennoch dieſe Wüſte und die Einwohner zerfallen in ſeßhafte Stämme, welche die Oaſen bewohnen, und in die Wanderſtämme der eigentlichen Wüſte oder Beduinen, unter denen man vier Hauptſtämme unterſcheidet, nämlich Araber, Tibbos, Tuariks und Mauren (ſ. d. Artt.). Alle dieſe Völkerſchaften leben frei und unabhängig unter ihren Scheichs; nur wenige zahlen den Paſcha's von Tripolis und Ägypten Tribut. Von den 32 Oaſen oder bewohnbaren Gegenden ſind die wichtigſten: A. in der S. 1) Dar-Fur (ſ. d. Art.); 2) der Oaſenzug auf dem Karawanenwege von Darfur nach Kahira: a) Salzquelle Bir el Malha, am Ende der Klippenzüge Tega und Wanna, die ſich im Oſten von Darfur bis unter 18° 8′ N. Br. erſtreckt; b) Leghen, 20° 10′ 30″ N. Br., wo nur ſalziges Waſſer iſt; c) Selime, 22° 15′ N. Br., mit gutem Waſſer und friſchem Grün; d) Scheb, 23° 35′ N. Br., reichliches Waſſer, Alaun im Thonſchiefer; e) die große Oaſe von Theben, jetzt Wah el Kebir oder Thal von Karghe, von Süden nach Norden 24 Stunden lang, 3—5 Stunden breit, mit ſehr heißem Klima (bis 37° R. im Schatten), vielen kalten und warmen Quellen und reich an Reis, Datteln ꝛc. Karghe und Mughes ſind die Hauptorte dieſer Oaſe; f) Oaſe Dakel mit 12 Dörfern, reich an Datteln und anderen Südfrüchten; g) Oaſe Farafre; h) Oaſe Hair, klein aber fruchtbar; i) Oaſe Wah el Barich, ein 5—6 Meilen langes und 3 Meilen breites Thal, an einigen Stellen reich an Palmen, Aprikoſen, Reis auf den Orten Zabu, wo eine Quelle iſt, welche weiße Wolle in 36 Stunden ſchwarz färbt, und El-Kaſſar. 3) Oaſen auf dem Wege von Kairo nach Feſſan a) Siwah (das alte Ammonium), 44° 54′ Länge 29° 12′ N. Br. mit 6000 Einw., welche Dattelhandel treiben. Die Oaſe mit der Hauptſtadt gleiches Namens, ſteht unter 4—5 vom Volke beſchränkten Scheichs, welche aber ſeit 1819 an den Vicekönig von Ägypten 10000 ſpaniſche Dollars und 6000 Ctr. Datteln jährlichen Tribut zahlen müſſen. 1½ engliſche Meile entfernt die Oaſe des Jupiter Ammon, deſſen Tempeltrümmer, Umebeda genannt, verbaut worden ſind, mit der ſchon von Herodot angeführten Quelle, die früh und Abends warm, um Mitternacht ſehr heiß und um Mittag kalt fließt. Die Oaſe überdieß hat Wieſen, Gärten und eine üppige Vegetation; b) Die Oaſe Audſchilah oder Augila, 10 Tagereiſen weſtlich von Siwah, mitten in einer unermeßlichen Wüſte rothen Sandes, 1½ Meile lang und 1 Stunde breit, nur reich an Datteln, ſonſt dürr und ohne zureichende Weide und Ackerbau. Sie ſteht unter dem Paſchah von Tripolis, welcher von dem Bei jährlich 10000 Piaſter erhält. Die Oaſe zählt zwei Flecken, Augila und Galle (Jallu), und die Dörfer Mojabra (Muhabreh) und Meledilla. Öſtlich und weſtlich von hier ſind noch mehrere kleine dattelreiche und bewohnte Oaſen, als die Oaſe Leſchkereh und die Oaſe

Maradeh. 4) Oaſenreihe von Feſſan nach Bornu. Von Tegerri, der ſüdlichſten Stadt Feſſans, führt der Weg ſüdwärts durch viele Wüſten mit ſeltenen Brunnen, und über viele Klippenreihen, mit denen der Boden ſüdwärts anſteigt, ſo daß man von einem Plateau zum andern endlich auf Scheitelflächen von faſt 2000′ abſoluter Höhe gelangt. Die Felsarten ſind alle vulcaniſch und Baſaltkegel von 600′ Höhe nicht ſelten. Nach vier Tagereiſen erreicht man die Oaſe Iſiah mit der bedeutenden Tibboſtadt Nigura, und wieder mehrere Tagereiſen weiter das Plateau von Bilma, dürre Wüſten mit ſalzreichen Seen, aus denen die Tuariks wohl 20000 Säcke feines kryſtalliſirtes Salz jährlich gewinnen und nach Sudan führen. Hier liegen von Norden nach Süden auf dem Karawanenwege die vier Städte Anay, Kisbe, Dirke und Bilma, letzteres die Hauptſtadt der Tibbos und Reſidenz ihres Sultans. Von Bilma führt der Weg weiter nach Agades und von hier bis Lari, der nächſten Stadt am Tſchadſee, hat man dann noch 14 Tagereiſen. B) In der Weſthälfte der Wüſte, S. oder Sahel im engern Sinne, 1) die Küſte, welche vom Senegal mit ſeinen Gummiwäldern und dem verlaſſenen franzöſiſchen Fort Portendik bis zum Cap Blanc aus hohen und beweglichen Sanddünnen beſteht, die ſich als Sandbank noch weit in die See hineinziehen, ſo daß nur ein ſchmaler Eingang in die ſeichte Bai von Arguin bleibt. Hier hauſen die mauriſchen Stämme Trarſchas, Brachnas und Auled-el Hadſchi, grauſame Strandräuber und wegen des Gummihandels ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit Franzoſen und Engländern in Verbindung. Nach Beendigung der Gummiernte ziehen ſie ſich vom Senegal in das Innere der Wüſte auf ihre Oaſen zurück, deren Lage ſie ſehr geheim halten. 6 Tagereiſen öſtlich vom Cap Blanc liegt die Oaſe Elboden, nördlicher die Oaſe Gualata und mehr gegen Oſten die Örter Tſchit, Schingarin und Arowan, von wo man Salz holt, das vorzüglich in Tſchit von ausgezeichneter Beſchaffenheit ſein ſoll. Auf dem Küſtenſtriche an der Südgrenze Marokkos um das Cap Nun und den Fluß Akaſſa wohnen in einem bergigen, aber fruchtbaren Landſtriche die Monſelim, ein freier, landbauender Volksſtamm. Sie beſtehen aus Arabern, Mauren und Juden, meiſtens Flüchtlingen aus Marokko, treiben Ackerbau, Handel, ſind Karawanenführer und Räuber und haben unter jährlich gewählten Häuptlingen eine republikaniſche Verfaſſung, Moſcheen und Schulen. 2) Die Oaſe Grat, unter 27° 49′ N. Br. und 22° 10′ Länge, im Südweſten von Feſſan mit der bedeutenden Stadt gleiches Namens, ummauert, Reſidenz eines durch einen Senat ſehr eingeſchränkten Sultans, ſehr berühmte Frühlingsmärkte, wo ſich ſelbſt aus Ägypten Karawanen einfinden. Die nahe Oaſe El Berkat mit der Stadt gleiches Namens iſt ihrer köſtlichen Trauben wegen berühmt. Vier Tagereiſen öſtlich liegt die Oaſe Ganat mit Datteln. 3) Die Oaſe Tuat oder Tawat, eine Anhäufung kleiner Oaſen zwiſchen 26° und 28° N. Br., auf dem Karawanenwege von Tripolis nach Tombuktu, von Handel und Viehzucht treibenden Tuariks bewohnt. Die bedeutendſten Ortſchaften darin ſind, und zwar von Norden nach Süden, Ain el Saleh, d. h. Quelle der Heiligen, denn der Ort wird ganz von Marabuts bewohnt, Agabli, früher Buda, 26° 44′ N. Br., 23° 12′ Länge; Awlef, 18 Tagereiſen von Tombuktu entfernt; im Südoſten die Oaſe Hair oder Ahir. 4) Die Oaſe Agades, ein ausgedehntes Land, welches an Kaſchen und Bornu im Sudan grenzt, fruchtbar an Getreide und Heerden iſt und von den Kolluwis, einem mächtigen Tuarikſtamme, bewohnt wird, deſſen Stärke man auf 30000 Seelen angibt. Sie ſind eifrige Muhammedaner, betreiben beſonders den Salzhandel von Bilma und ſtehen unter einem unabhängigen und angeſehenen Sultan, der ſich das Oberhaupt der Tuariks nennt. Die Hauptſtadt Agades iſt groß, mit einem ſtarken Erdwalle umgeben und hat ſelbſt zwei Stockwerk hohe Häuſer und Moſcheen mit anſehnlichen Minarets. Außer dieſen Oaſen in der S. werden noch viele Örter genannt, die aber wohl meiſtentheils nichts weiter

als Quellen und Brunnen oder Ruheplätze der Karawanen, nicht eigentliche Städte ſind. — Vergl. Follie's „Reiſe in der Wüſte Sahara ꝛc.", aus dem Franzöſiſchen mit Anmerkungen von J. R. Forſter (Berlin 1795. 8.); die Werke von Hornemann, Ehrenberg, Baillié, Jackſon, Minutoli und W. Hoffmann. 71.

Sajaner oder **Sojeten**, ein nomadiſcher Volksſtamm auf dem ſajaniſchen Grenzgebirge zwiſchen Sibirien und der Mogolei, ſind wahrſcheinlich türkiſchen Urſprungs, leben von Jagd und Viehzucht und ſollen zur Zeit der Noth ſelbſt das Leben ihrer Angehörigen nicht ſchonen. Der Ackerbau macht nur wenig Fortſchritte unter ihnen. Zum größern Theile ſtehen ſie unter der Herrſchaft Chinas und ſind Schamanen; bei den Wenigen aber, welche dem ruſſiſchen Reiche unterwürfig ſind, ſind die Bekehrungsverſuche nicht ohne Erfolg geblieben und mehrere Familien ſind ſchon zum Chriſtenthume übergetreten. — Sajaniſches oder Jeniſeigebirge heißt der nordöſtliche Arm des kleinen Altaigebirges in Aſien und erſtreckt ſich auf der ruſſiſch-chineſiſchen Grenze von dem rechten Ufer des Janiſei nach Nordoſten bis an den Baikalſee, wo ſich im Norden das Baikgl-, im Südoſten das mogoliſche Grenzgebirge anſchließt. Vom kuznetskiſchen Gebirge wird es blos durch den Jeniſei geſchieden. Es beſteht aus Schiefer- und Kalkgebirgen und enthält viel Steinkohlen, Gyps und Alabaſter; doch mag der Bergbau auf Kupfer, Eiſen und anderen Metallen hier nicht ſo ergiebig ſein, als auf den anderen Zweiggebirgen des Altai. 35.

Saidſchütz und **Sedlitz** ſind zwei Dörfer im Königreiche Böhmen mit berühmten Bitterbrunnen. Erſteres, ein Eigenthum des Fürſten Lobkowitz, gehört zum leitmeritzer Kreiſe und liegt in einer fruchtbaren Ebene. Die Brunnen, 16 (19) an der Zahl, befinden ſich in einiger Entfernung von dem Dorfe und nur von 3 wird das Waſſer zum Trinken benutzt; das der übrigen iſt trübe und dient zur Bereitung von Bitterſalz. Das Trinkwaſſer hat einen nicht gerade zu auffallenden bittern Geſchmack, der durch Zuſatz von Zucker ziemlich vermindert werden kann, iſt ganz geruchlos und ſeine Temperatur verändert ſich mit dem Wechſel der Atmoſphäre, doch ſo, daß ſie immer einige Grade tiefer ſteht. Es wird zwar an Ort und Stelle getrunken, doch ungewöhnlich ſtärker wird es verſendet. Zu den Übeln, gegen die es treffliche Dienſte leiſtet, rechnet man Verſtopfungen, Blutanhäufungen, namentlich bei Frauen, Hämorrhoiden, Leberkrankheiten, Stein, Gicht, Ausſchläge ꝛc. Letztgenanntes Dorf gehört zum ſaatzer Kreiſe und wird von 1200 Einw. bewohnt. Die hieſigen Bitterwaſſer waren ſchon früher, ehe die ſaidſchützer aufgefunden wurden, bekannt und beſitzen im Ganzen dieſelben Eigenſchaften, finden aber in neuerer Zeit mit dieſen keinen gleichen Abſatz. 35.

Saigern heißt das hüttenmänniſche Verfahren, durch Schmelzen das im Kupfer enthaltene Silber auszuziehen. Dazu wird das Kupfer zuerſt gefriſcht, d. h. mit Blei eingeſchmolzen und in Scheiben geriſſen, dann in einen ſehr erhitzten Schmelzofen (Saigerheerd) gebracht, in dem das Blei wieder von dem Kupfer ſich trennt, aber wegen ſeiner größern Verwandtſchaft zum Silber, als zum Kupfer, erſteres mit loslöſt. Der Ort, wo dieß geſchieht, heißt Saigerhütte. 76.

Sailer (Johann Michael), einer der verdienteſten neueren katholiſchen Theologen, geb. den 17. Nov. 1751 zu Areſing bei Schrobenhauſen in Oberbaiern, begann in München ſeine Studien, trat 1770 zu Landsberg in den Jeſuitenorden und ging nach deſſen Aufhebung (1773) zur Vollendung ſeiner philoſophiſchen und theologiſchen Studien nach Ingolſtadt, ward hier 1777 öffentlicher Repetitor der Philoſophie und Theologie und 1780 zweiter akademiſcher Profeſſor der dogmatiſchen Theologie, verlor aber ſchon 1781 dieſe Stelle und lebte nun ohne Amt ſeinen Studien und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, bis er 1784 zum Profeſſor der Moralphiloſophie und Paſtoraltheologie an der Univerſität Dillingen ernannt wurde. Aber auch hier erhielt er 1794 unerwartet ſeine Entlaſſung und erſt 1799 wurde

er wieder als ordentlicher Profeſſor der Theologie in Ingolſtadt angeſtellt. Im Jahre 1821 ward er Domcapitular in Regensburg, 1822 Biſchof von Germanicopolis und Coadjutor, bald auch Generalvicar des Bisthums Regensburg, ſpäter baieriſcher geiſtlicher Rath und 1825 Dompropſt an der Kathedrale zu Regensburg, endlich 1829 Biſchof daſelbſt. Er ſtarb am 20. Mai 1832 als ein um Beförderung ächter Religioſität und Verbreitung theologiſcher Aufklärung höchſt verdienter Mann. Von ſeinen zahlreichen Schriften nennen wir als die vorzüglichſten: „Glückſeligkeitslehre aus Vernunftgründen" (München 1787—1791. 2 Thle.); „Vorleſungen aus der Paſtoraltheologie" (Ebend. 1788, 1789. 4. Aufl. 1820. 3 Bde.); „Das Heiligthum der Menſchheit, in Reden" (Ebend. 1807. 2. Aufl. 1810. 2 Bde. 4. Aufl. 1820); „Über die Erziehung" (Ebend. 1807. 4. Aufl. 1822. 2 Thle.); „Neue Beiträge zur Bildung der Geiſtlichen" (Ebend. 1809. 2. Aufl. 1819. 2 Bde.); „Handbuch der chriſtlichen Moral" (Ebend. 1817. 3 Bde.); „Homilien" (Landshut 1819. 2 Bde.); „Der Menſch" (3. Aufl. Grätz 1819); „Vollſtändiges Gebetbuch für katholiſche Chriſten" (12. Auflage. Sulzbach 1831); „Sämmtliche Werke", herausgegeben von Joſeph Widmer (Sulzb. 1830 ff.). 63.

Saint-Aulaire (ſpr. Sängt Olähr) (Louis Beaupoil, Graf von), Pair von Frankreich und franzöſiſcher Geſandter in Wien, wurde im Jahre 1779 geboren, trat als kaiſerlicher Kammerherr bei Napoleon 1811 in Dienſte, ward 1812 Präfect des Maasdepartements und 1814 des Obergaronnedepartements, welche Stelle er bei Napoleon's Rückkehr nach Frankreich niederlegte, ohne jedoch nach der zweiten Reſtauration wieder eine Anſtellung zu erhalten. Doch ward er bald darauf in die Deputirtenkammer gewählt, wo er als eifriger Vertheidiger der Verfaſſung auftrat, ſich an die Doctrinaires anſchloß und ſtets mit Beredſamkeit, Mäßigung und Feſtigkeit ſeine Meinung ausſprach. Mit beſonderer Wärme vertheidigte er die Sache der unglücklichen in den mittägigen Provinzen Frankreichs verfolgten Proteſtanten und legte alle gegen ſie verübten Schandthaten der Öffentlichkeit freimüthig vor. Nach Auflöſung der Kammer lebte er zwei Jahre hindurch entfernt von allen Staatsgeſchäften, wurde hierauf 1818 zum Abgeordneten von dem Departement des Gard in die Kammer gewählt, trat als ſolcher auf die Seite des Miniſterium, da der Präſident deſſelben, der Herzog Decazes (ſ. d. Art.), unterdeß ſein Schwiegerſohn geworden war, nahm ſich aufs Neue der zu Nismes verfolgten Proteſtanten an und ſprach kräftig, wiewohl vergeblich, gegen ein von den Miniſtern vorgeſchlagenes Geſetz zur Beſchränkung der bürgerlichen Rechte. Nach Auflöſung der Kammer (1823) unternahm er mit ſeinem Schwiegerſohne eine Reiſe nach Deutſchland und beſchäftigte ſich nach ſeiner Rückkehr größtentheils mit literariſchen Arbeiten. Er lieferte beſonders mehrere Überſetzungen aus dem Deutſchen für das „Théâtre étranger" und arbeitete ſeine „Histoire de la Fronde" (3 Bde. Deutſch, Leipzig 1827 und Stuttgart 1827. 3 Bde.) nach den Quellen aus, ein Werk, welches mit vielem Beifalle aufgenommen wurde. Im Jahre 1831 ernannte ihn Ludwig Philipp zum außerordentlichen franzöſiſchen Geſandten in Rom, wo es ihm gelang, die Unzufriedenheit des Papſtes wegen des in Ancona erfolgten Einrückens franzöſiſcher Truppen zu beſchwichtigen, indeß ihn die Oppoſitionsblätter ſeines Vaterlandes einer zu großen Nachgiebigkeit gegen die von Rußland und Öſtreich aufgeſtellten Grundſätze beſchuldigten. Im Jahre 1833 erhob ihn der König zum Pair und ernannte ihn zum Geſandten am öſtreichiſchen Hofe. 81.

Saint Cyr, ſ. Gouvion Saint Cyr.

Saint-George (ſpr. Säng Schorſch) (Ritter von), wegen ſeiner großen Gewandtheit bei allen Leibesübungen berühmt und deßhalb hochgefeiert von allen franzöſiſchen Memoiren- und Romanenſchriftſtellern ſeiner Zeit, war der natür-

liche Sohn des Generalpachters de Boulogne und wurde im Jahre 1743 von einer Creolin auf der Inſel Guadeloupe geboren. Nachdem er eine gute Erziehung genoſſen hatte, nahm er ſchon in früher Jugend Kriegsdienſte und lebte hierauf am Hofe des Herzogs von Orleans, deſſen Günſtling er wurde. Da auch er, eben ſo eifrig wie der Herzog, den Grundſätzen der Revolution anhing, ſo wurden beide durch dieſe Ähnlichkeit der Geſinnung nur noch inniger an einander gefeſſelt. Hierauf diente er als Oberſt eines Jägerregimentes, welches er im Jahre 1792 geworben hatte, unter Dumouriez bei der Nordarmee und klagte nach deſſen Übergange zu den Öſtreichern den General an, um ſich ſelbſt dadurch zu retten; allein er wurde deſſenungeachtet in das Gefängniß geſetzt, nach einer kurzen Befreiung im Jahre 1793 aufs Neue gefangen genommen und ſtarb, nachdem man ihn am 9. Thermidor die Freiheit geſchenkt hatte, im Jahre 1801 in Vergeſſenheit und großer Armuth. Seine Geſchicklichkeit in Behandlung des Degens und der Piſtolen ging faſt ins Unglaubliche. So ſoll er z. B. zwei Laubthaler nach einander in die Luft geworfen und einen nach dem andern, bevor ſie zur Erde fielen, mit zwei verſchiedenen Piſtolen getroffen haben. Im gewöhnlichen Umgange war ſein Charakter ſehr ſanft und er ſuchte Streitigkeiten beſonders dadurch zu vermeiden, daß er ſogleich ſeine Gewandtheit im Fechten zeigte, worin er von Niemand übertroffen wurde. Die Muſik liebte er leidenſchaftlich und man hielt ihn für einen der beſten Violinſpieler ſeiner Zeit. 81.

Saint Germain (Friede zu), ſ. Friedensſchluß.

Saint Germain (Graf), ſ. Germain.

Saint Juſt (ſpr. Säng Schüſt) (Antoine), einer der ſchrecklichſten unter den Genoſſen und Creaturen Robespierre's, geb. im Jahre 1768 zu Décize im Departement der Nièvre, hatte eben zu Soiſſons ſeine Studien vollendet, als die Revolution ausbrach. Den Grundſätzen derſelben mit Eifer huldigend vermochte er indeß anfangs keine ſeinem unbändigen Ehrgeize genügende Stellung zu erhalten, bis es ihm durch enges Anſchließen an Robespierre gelang, vom Departement der Aisne in den Nationalconvent gewählt zu werden (1792). Sein Debüt war hier eine Feuer und Flammen ſprühende Rede gegen den König, den „Bürger" und „Rebellen", für deſſen Tod er ſich ſpäter unbedingt ausſprach. Mit eindringlicher Beredſamkeit perorirte er ſeit dieſer Zeit über jeden nur irgend zur Berathung gebrachten Gegenſtand und ſein Anſehen ſtieg um ſo ſchneller und höher, als er bei verſchiedenen Gelegenheiten einen außerordentlichen durch Nichts zu erſchütternden Muth bewies. Durch Robespierre's Einfluß ward er Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes, in welcher Eigenſchaft er häufig wichtige Sendungen in die Provinzen und zu den Armeen übernahm, auch war er der Haupturheber des Sturzes der Gironde und ſpäter, als die Terroriſten ſelbſt gegen einander wütheten, brachte er Danton, Herault de Séchelles, Lacroix, Chabot u. A. zum Schaffot. Am 9. Thermidor endlich war er zuletzt der Einzige, welcher Robespierre vertheidigte, da er ihn nicht hatte zu durchgreifendern Maßregeln bewegen können und begleitete ihn auch am folgenden Tage (28. Juli 1794) zum Schaffot. Er ſtarb völlig gefaßt. Von ſeinen nicht eben bedeutenden Schriften nennen wir nur das Gedicht „Organ" (1789) und als in gewiſſer Beziehung intereſſant die nach ſeinem Tode herausgekommenen „Fragments sur les institutions républicaines." 22.

Saint=Lambert (ſpr. Säng Langbär) (Charles François, Marquis de), atheiſtiſcher Philoſoph und franzöſiſcher Dichter, wurde am 16. Dec. 1716 zu Véſalize bei Nancy geboren, von den Jeſuiten zu Pont à Mouſſon erzogen, trat, noch in früher Jugend, als Soldat unter die Garde von Lothringen und ſtieg bald zu dem Range eines Hauptmanns empor. Nach dem Frieden verließ er im Jahre 1748 den Soldatenſtand und begab ſich an den Hof des Königs Stanislaus von Polen in Luneville, wurde darauf 1770 zum Mitgliede der franzöſiſchen Akademie

und kurz vor ſeinem am 9. Febr. 1803 im 85. Jahre ſeines Alters erfolgten Tode in das Nationalinſtitut für die Claſſe der franzöſiſchen Sprache und Literatur aufgenommen. Als Dichter hat er ſich beſonders durch die Herausgabe ſeiner „Saisons“ (Paris 1769. Deutſch von Chr. Fel. Weiße, Leipzig 1791), eines beſchreibenden Gedichtes in der Weiſe von Thomſon's Jahreszeiten, bekannt gemacht, das aber bei manchen gelungenen Einzelnheiten ermüdend und einförmig iſt. Außerdem hat er auch verſchiedene kleinere Dichtungen, wie die „Pièces fugitives“, die „Contes“ und die „Tableaux orientales“ (Paris 1772) geliefert. Als philoſophiſcher Schriftſteller ſchrieb er einen „Catéchisme universel ou les principes des moeurs chez tous les nations“ (Paris 1798. 3 Bde.), welcher ungeachtet ſeiner atheiſtiſchen Grundſätze in den Zeiten der franzöſiſchen Republik der Jugend als Lehrbuch der Moral empfohlen wurde. Die beſte Ausgabe ſeiner „Poésies“ erſchien zu Paris 1795 (2 Bde.) und ſeiner „Oeuvres philosophiques“ ebendaſelbſt 1800 (5 Bde.). Unter ſeinen proſaiſchen Schriften zeichnen ſich die „Mémoires de la vie de Myl. Bolingbrocke“ durch Gewandtheit der Schreibart und Lebendigkeit der Darſtellung am meiſten aus. S.-Lambert ſtand mit der aus Rouſſeau's „Confessions“ bekannt gewordenen Madame d'Houdetot in der genauſten Verbindung, ohne daß dadurch das eheliche Verhältniß derſelben zu ihrem Gatten im Geringſten geſtört worden wäre. 81.

Saint Martin (Louis Claude, Marquis de), berühmter franzöſiſcher Theoſoph, genannt „le philosophe inconnu“, ward den 18. Jan. 1743 zu Amboiſe geboren, widmete ſich nach einer frömmelnden Erziehung dem Militairſtande, ſtudirte aber nebenbei vorzüglich Sprachen und religiöſe Schriften und ward durch Bekanntſchaft mit Myſtikern und den Schriften Jak. Böhme's endlich ganz für die Theoſophie eingenommen. Er verließ nun den Dienſt und durchreiſte Deutſchland, England, die Schweitz und Italien, wo er überall Anhänger fand (Martiniſten). Hierauf zog er ſich nach Lyon und von da nach Paris zurück, wo er auch während der Revolution ſehr eingezogen lebte, und zog endlich zu ſeinem Freunde Lenoir-Laroche nach Aurai bei Chatillon, wo er am 14. Oct. 1803 ſtarb. — Geiſt und Gelehrſamkeit ſind dem frommen Philoſophen nicht abzuſprechen, aber er hüllt ſich abſichtlich in ein ſtarkes Dunkel und deßhalb iſt der eigentliche Kern ſeiner Lehre, welche auch weniger als die J. Böhme's den Zeitgenoſſen zuſagte, ſchwer zu finden. Im Allgemeinen nahm er einerſeits den Menſchen als den Typus der Schöpfung, anderntheils als den Gedanken, die Copie Gottes an und ſuchte durch die Betrachtung des Menſchen das Ziel der Theoſophie zu erreichen. Seine vorzüglichſten Schriften ſind: „Des erreurs et de la vérité“ (Lyon 1775. 8. Deutſch von M. Claudius, Hamb. 1782. 8.); „Tableau naturel des rapports, qui existent entre dieu, l'homme et l'univers“ (Edinb. 1782. 2 Bde.); „De l'esprit des choses“ (1800. 2 Bde. 8. Deutſch von Schubert, Leipzig 1811. 2 Thle. 8.); „L'homme de désir“ (neueſte Aufl. Metz 1802. 2 Bde. Deutſch von Ad. Wagner, Leipzig 1813. 2 Bde. 8.). — Vergl. Tzſchirner's „Archiv“ (Bd. 1. St. 1—2); „Der Freimüthige“ (1834. St. 24 ff.). 16.

Saint-Pierre (Charles Irénée Chatel, Abbé de), franzöſiſcher politiſcher Schriftſteller, geboren 1658 zu St. Pierre in der Normandie, widmete ſich dem geiſtlichen Stande, ward 1695 Mitglied der franzöſiſchen Akademie und 1702 Beichtvater der Königin und ſtarb den 29. April 1743. — Er war ein „braver Mann“, wie der Cardinal Dubois ihn nannte, im eigentlichen Sinne des Wortes und ſeine ſämmtlichen Beſtrebungen gingen dahin, für das Wohl der Menſchheit zu wirken. In dieſer Beziehung ſchrieb er ſein „Projet pour rendre la paix perpetuelle entre les potentats de l'Europe“ (Rotterd. 1729. 8.), welches er an viele Fürſten und Gelehrte ſandte; „Mémoires pour diminuer le nombre des procès“ (Paris 1725. 12.) und ſeine polemiſchen Schriften: „Traité sur

la polysynodie“ (Amsterd. 1719. 12. Deutſch, Frankf. a. M. 1720. 8.) und „Annales politiques“ (Lond. 1758. 2 Voll.), von denen die erſtere die Miniſterherrſchaft angreift und ſeine Ausſtoßung aus der Akademie herbeiführte, die letztere die Regierung Ludwig's XIV. in den grellſten Farben ſchildert. — „Ouvrages de politique et de morale“ (Rotterd. 1735—1741. 16 Voll. 8.). 16.

Saint Pierre (Jacques Henri Bernardin de), einer der trefflichſten franzöſiſchen Schriftſteller, ward den 19. Jan. 1737 zu Hâvre de Grace geboren und wegen ſeines Hanges zum Seeleben und Reiſen ſchon in ſeinem 12. Jahre auf dem Schiffe ſeines Oheims mit nach Weſtindien geſchickt. Hier befand er ſich aber nicht wohl und kehrte nach 2 Jahren zurück, trat nun in das Jeſuitencollegium zu Caen, beſuchte dann das Collége zu Rouen und wurde 1760 als Ingenieur mit der franzöſ. Armee nach Deutſchland geſchickt. Bald zerfiel er jedoch mit ſeinen Vorgeſetzten, nahm ſeine Entlaſſung und beſchäftigte ſich, nachdem eine Reiſe nach Malta, wo er als Ingenieur angeſtellt werden ſollte, vergebens geweſen war, zu Paris mit Unterrichtgeben in der Mathematik. Von da ging er ſpäter nach Amſterdam, wo er ſich durch Journalarbeiten ernährte, und endlich nach Rußland, wo er mit Capitainsrang als Ingenieur in Finnland angeſtellt ward, verließ aber den ruſſiſchen Dienſt wieder und ging nach Polen und kehrte, als er auch hier ſeine Rechnung nicht gefunden hatte, über Wien, Dresden und Berlin nach Frankreich zurück (1766), wo er die Ingenieurſtelle auf Isle de France erhielt. Aber auch hier bekam er Streitigkeiten mit den Behörden und kehrte 1771 nach Paris, wo er von nun an ſich dem Schriftſtellerleben widmete, zurück. Nach Buffon's Tode (1788) ward er Director des botaniſchen Gartens, 1794 Profeſſor der Moral an der Normalſchule und 1796 Mitglied des Inſtituts. Später ſchloß er ſich eng an Napoleon und deſſen Brüder an, erhielt von Joſeph eine Penſion von 6000 Francs und von Napoleon viele Beweiſe des Wohlwollens, obwohl S. Pierre die Freundſchaft manchmal mißbrauchte, und ſtarb auf ſeinem Landgute bei Paris den 21. Jan. 1814. — Als Schriftſteller zeichnete ſich S. Pierre in ſeiner ſittenloſen Zeit durch edle Reinheit ſeiner Geſinnungen, wie durch Kraft und Feuer des Styls vortheilhaft aus und übertrifft an Zartheit und naiver Darſtellung alle ſeine großen Zeitgenoſſen. Seine vorzüglichſten Werke ſind: „Voyage à l'Isle de France etc.“ (Paris 1773. 2 Voll.); „Etudes de nature“ (Par. 1784 sq. 5 Voll. Deutſch von Tſchoppe, Görlitz 1795—1796. 2 Bde.), in welchen die eingewebte reizend-naive Novelle „Paul et Virginie“ (deutſch von Reichard, Riga 1789), die überaus ſinnvolle, wenn auch nicht immer ganz ſcharfe, Naturauffaſſung des ganzen Werks ſelbſt noch weit überſtrahlt und daher unzählige beſondere Abdrücke erhalten hat; „La chaumière indienne“ (Paris 1791), ein treffliches Sittengemälde; „Voeux d'un solitaire“ (Paris 1789 sq.), eine Lobſchrift auf die begonnene Revolution; „Harmonies de la nature“ (Par. 1815. 8.). — „Oeuvres complètes“, herausgegeben von St. Aimé-Martin (Par. 1820 ff. 18 Bde. 12.); „Oeuvres posthumes“ nebſt Biographie von demſelben (Ebd. 1835). 16.

Saint-Prieſt (ſpr. Sāng Prih) (François Emanuel, Graf von), franzöſiſcher Staatsmann, ſtammte aus einer altadeligen Familie Frankreichs und ward am 12. März 1735 zu Grenoble geboren. Nachdem er in verſchiedenen Jeſuitencollegien und zuletzt in dem von Paris ſeine wiſſenſchaftliche Bildung genoſſen hatte, trat er im Jahre 1752 in die königliche Leibgarde, begab ſich aber im folgenden Jahre nach Malta, um als Ritter des Malteſerordens, in den er ſchon in früher Kindheit aufgenommen worden war, an den gewöhnlichen Kreuzzügen gegen türkiſche Geſchwader Theil zu nehmen. Nach ſeiner Rückkehr von dort trat er wieder in ſeine früheren Dienſte ein und ging im Jahre 1760 nach Deutſchland ab, wo er als Adjutant des Generalquartiermeiſters dem Feldzuge unter dem Marſchall Broglio beiwohnte, bald darauf aber kehrte er nach Verſailles zurück und wurde zum Haupt-

mann ernannt. Kurze Zeit nachher begab er ſich aufs Neue zur Armee nach Deutſchland, allein eine Krankheit, von der er befallen wurde, nöthigte ihn ſeinen Abſchied zu ſuchen, worauf er ſich nach Montpellier wandte. Nach ſeiner Geneſung ging er mit dem franzöſiſchen Corps, welches unter dem Prinzen von Beauvau ſtand, mit nach Spanien ab und leiſtete dort dem Feldherrn, beſonders durch ſeine Kenntniß der ſpaniſchen Sprache, wichtige Dienſte. Nach Abſchluß des Friedens zwiſchen Spanien und Portugal ging er dann als franzöſiſcher Geſandter nach Liſſabon (1763), brachte durch ſeine Thätigkeit und Geſchicklichkeit einen lebhaftern Handelsverkehr Portugals mit Frankreich zu Stande, nahm aber 1767 ſeinen Abſchied und kehrte über England nach Paris zurück. Durch die beſondere Gunſt des Miniſters Choiſeul erhielt er nun den Geſandtſchaftspoſten in Conſtantinopel, wo er ſich bei dem ausgebrochenen Kriege zwiſchen der Pforte und Rußland ſehr thätig zeigte und, da die damalige Schwäche des türkiſchen Reichs deſſen gänzliche Auflöſung nicht als unwahrſcheinlich erſcheinen ließ, dem franzöſiſchen Hofe rieth, ſich aus den Trümmern deſſelben Ägypten anzueignen. Wahrſcheinlich iſt nach dem hierüber von ihm eingereichten Plane der Feldzug Napoleon's im Jahre 1798 unternommen worden. Nachdem S.-Prieſt im Jahre 1776 ſeinen Poſten aufgegeben, aber vergebens auf eine andere Beförderung gewartet hatte, ſah er ſich genöthigt im Jahre 1778 nach Conſtantinopel zurückzukehren, wo es ihm gelang, das zwiſchen der Pforte und Rußland herrſchende Mißtrauen durch den Vertrag von Aïnali-Kawak am 21. März 1779 beizulegen, wofür ihn die Kaiſerin Katharina II. mit dem St. Andreasorden und einem Geſchenke von 30000 Rubel belohnte. Da aber bald darauf die Abtretung der Krim an Rußland, die er auf Befehl des franzöſiſchen Miniſters Vergennes befördert hatte, zu mancherlei Verläumdungen Anlaß gab und Vergennes ſelbſt S.-Prieſt ironiſch den Geſandten Rußlands genannt hatte, ſo nahm er im Nov. 1784 ſeinen Abſchied und ward im Sept. 1787 zum Geſandten im Haag ernannt, aber ſchon im December des folgenden Jahres zurückberufen und in den Staatsrath aufgenommen, wo er vergeblich gegen Necker auf die Prüfung der Vollmachten vor Eröffnung der Nationalverſammlung drang. Allein bei Auflöſung des Necker'ſchen Miniſterium am 12. Juli 1789 trat er ebenfalls aus dem Cabinet, wurde aber ſchon nach der Einnahme der Baſtille zum Miniſter der inneren Angelegenheiten ernannt und übernahm zugleich einſtweilen das Portefeuille des Kriegsminiſters. Seine erſte Sorge war nun Verſailles mit Nahrungsmitteln zu verſehen und das Regiment Flandern auf die Nachricht, daß die pariſer Nationalgarde dahin maſchiren wolle, zum Schutze der königlichen Familie in dieſe Stadt zu beordern; ſeine übrigen Rathſchläge wurden aber nicht ausgeführt und nachdem er in der Nationalverſammlung, beſonders gegen Mirabeau und ſeine Partei, noch viele Kämpfe zu beſtehen gehabt hatte, nahm er im Dec. 1790 ſeine Entlaſſung und entfloh, des Hochverraths angeklagt, nach Stockholm, von wo er im Auftrage des Königs Guſtav III. nach Petersburg reiſte, um Katharina II. zu einem Bündniſſe zu bereden, mittelſt welchem die königliche Würde in Frankreich wiederhergeſtellt werden ſollte. Er kehrte unverrichteter Sache über Polen, Deutſchland und Dänemark im Jahre 1791 nach Stockholm zurück, mußte ſich aber von dort bald darauf durch den überwiegenden Einfluß des Geſandten der franzöſiſchen Republik entfernen. Nachdem er ſich vergeblich theils ſchriftlich, theils perſönlich an den Höfen von Spanien, England, Schweden, Rußland und Öſtreich dringend für Ludwig XVIII. verwandt hatte, begab er ſich im Jahre 1797 nach Blankenburg und dann nach Mietau, wo ſich damals der König aufhielt, unternahm in deſſen Intereſſe mehrere Reiſen nach Petersburg und Stockholm, ließ im Jahre 1808 Napoleon vergeblich um die Erlaubniß erſuchen, nach Frankreich zurückzukehren, und hielt ſich dann längere Zeit in der Schweitz und in Wien auf. Im Jahre 1815 kehrte er nach Frankreich zurück, wurde daſelbſt

zum Pair ernannt und ſtarb am 26. Febr. 1821 auf ſeinem Stammgute Saint-Prieſt in der Nähe von Lyon. Er hinterließ handſchriftlich Memoiren, welche ſeine ganze militairiſche und diplomatiſche Laufbahn umfaſſen. 81.

Saint Quentin (ſpr. Sàng Kantàng), eine Stadt mit 16000 Einw. und äußerſt lebhafter Induſtrie im franzöſiſchen Departement der Aisne, an der Somme gelegen, iſt durch den nach ihr benannten großen Canal (ſ. d. Art. Canal) und außerdem durch einen entſcheidenden Sieg merkwürdig, welchen hier am 10. Aug. 1557 die Spanier unter dem Herzog Philibert von Savoyen über das franzöſiſche Heer unter dem Connetable von Frankreich erfochten. Nach dem Wiederbeginn der Feindſeligkeiten zwiſchen Frankreich und Spanien (ſ. darüber den Art. Frankreich) im Jahre 1557 verſuchte Montmorency die ſchwache Beſatzung der Stadt St. Quentin, welche von dem Herzoge von Savoyen bereits hart bedrängt wurde, zu verſtärken, nahm aber ſo ſchlechte Maßregeln, daß er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Auf dem Rückmarſche, den er im Angeſichte des Feindes ohne alle Vorſichtsmaßregeln antrat, ward er hierauf plötzlich angegriffen und ſeine Armee in Kurzem völlig zerſtreut. 3000 Todte bedeckten die Wahlſtatt und unter den Gefangenen war Montmorency ſelbſt nebſt vielen anderen franzöſiſchen Großen. Dieſer Sieg, welcher den Spaniern nicht über 100 Mann gekoſtet hatte, führte den Fall St. Quentins herbei und trug, obgleich er nicht hinlänglich benutzt wurde, weſentlich mit zum Abſchluß des Friedens von Chateau-Cambreſis bei. 15.

Saint Réal (ſpr. Sàngreal) (César Richard de), franzöſiſcher Geſchichtſchreiber, wurde zu Chambéry in Savoyen, wo ſein Vater Staatsrath war, im Jahre 1639 geboren, kam ſchon in früher Jugend nach Paris, reiſte 1675 nach Chambery, lernte hier die Herzogin Mazarin kennen, begleitete ſie nach England, wo er ſich kurze Zeit aufhielt und dann nach Paris zurückkehrte. Hier lebte er als Privatgelehrter unter dem Titel eines Abbé, ohne eine Pfründe zu beſitzen, begab ſich im Jahre 1692 nach Chambery und ſtarb daſelbſt im September deſſelben Jahres. Als Schriftſteller gilt St. R. für einen der beſten Erzähler im Fache der Romantik, da ſich ſeine Schriften durch Gefälligkeit und Anmuth der Schreibart vor allen anderen dieſer Claſſe auszeichnen. Die beſten Ausgaben ſeiner Werke ſind: „Oeuvres de Saint Réal" (Haag 1726. 4 Voll. 12.; 1745. 3 Voll. 4. von Perau, und 1757. 4 Voll.). Unter ſeinen einzelnen Schriften verdienen beſondere Erwähnung: „Sept discours sur l'usage de l'histoire" (Par. 1671); „Don Carlos, nouvelle historique" (Par. 1672. Deutſch von S. L. Schmidt, 2. Aufl. Mainz 1831), welche Schiller bei ſeiner Bearbeitung des „Don Carlos" zu Grunde legte; „Césarion ou Entretiens sur divers sujets particulièrement de l'histoire rom." (Par. 1684); Discours sur la valeur" (Cologn. 1688); und „Histoire de la conjuration des Espagnols contre la république de Venise en 1618" (Par. 1674), welche beſonders in Bezug auf Anordnung der Materien bildend auf die Kunſtform geſchichtlicher Darſtellungen gewirkt hat. Eine zweckmäßig getroffene Auswahl aus St. R.'s Schriften beſorgte Deſeſſarts in den „Oeuvres choisies de Saint Réal" (Par. 1804. 2 Voll. 12.). 81.

Saint-Simon iſt der Name einer altadeligen franzöſiſchen Familie, welche ihr Geſchlecht bis auf Karl den Großen zurückleitet. Unter ihnen haben ſich folgende Männer beſonders berühmt gemacht. **Louis de Rouvroi**, Herzog von St.-S., wurde am 16. Jan. 1675 geboren. Nachdem er in dem väterlichen Hauſe eine ſorgfältige Erziehung genoſſen hatte, trat er ſchon in früher Jugend in die Armee, machte ſeinen erſten Feldzug im Jahre 1692 unter dem Marſchall von Luxemburg und nahm an den Schlachten von Fleurus und Neerwinden Theil, worauf ihm der König die Führung einer Cavalleriecompagnie anvertraute. Nach dem Tode ſeines Vaters im Jahre 1693 folgte er ihm in der Herzogs- und Pairswürde. Obgleich er bald darauf bis zu dem Poſten eines Feldmarſchalls ſtieg,

ſo entſagte er doch der kriegeriſchen Laufbahn, da das Hofleben und die diplomatiſche Carriere ſeinen Neigungen mehr zuſagte, wozu ihn die glänzende Eigenſchaften ſeines Geiſtes beſonders fähig machten. Als feiner und aufmerkſamer Beobachter aller Vorgänge an den Höfen Ludwig's XIV. und des Herzogs von Orleans, deren Gunſt er in hohem Grade genoß, war es ihm möglich, ein beſonders treues und genaues Bild ſeiner Zeit und der vorzüglichſten Charaktere derſelben zu entwerfen, das er der Nachwelt hinterlaſſen hat. Nach dem Tode des Regenten zog er ſich auf ſeine Güter zurück und arbeitete hier größtentheils ſeine Memoiren aus. Er ſtarb am 2. März 1755 zu Paris im 80. Jahre ſeines Alters. Als Schriftſteller hat er ſich um die Geſchichte durch Bearbeitung ſeiner Memoiren, welche ſeiner Verordnung gemäß erſt 40 Jahre nach ſeinem Tode erſcheinen ſollten, ein bleibendes Verdienſt erworben. Da die Regierung ſogleich nach dem Tode des Verfaſſers das Originalmanuſcript in Beſchlag nehmen ließ, ſo erſchienen in den Jahren 1788 und 1791 ſehr unvollſtändige und zum Theil ſehr ungetreue Ausgaben derſelben und erſt nachdem Karl X. das Original an die Familie hatte zurückgeben laſſen, beſorgte Sautelet eine vollſtändige Ausgabe derſelben unter dem Titel: „Mémoires complètes et authentiques sur le siècle de Louis XIV et sur la Régence etc." (Paris 1829 ff. 20 Bände). Das Hauptverdienſt derſelben beſteht in der Darſtellung der geheimſten Hof- und Staatsereigniſſe, welche in einer höchſt lebendigen, anziehenden, kräftigen und kühnen Sprache, die nur hier und da an Ungleichheiten und vornehmer Nachläſſigkeit leidet, geſchildert ſind. Beſonders gelungen ſind dem Verfaſſer die Charakteriſtiken. — Claude Henri, Graf von S.-Simon, der Stifter der Saint-Simoniſten (ſ. d. Art.), wurde am 17. April 1760 zu Paris geboren und beſchäftigte ſich ſchon in der Jugend mit ehrgeizigen Plänen, ſo daß er ſich jeden Morgen mit den Worten wecken ließ: „Stehen Sie auf, Herr Graf, Sie haben noch große Dinge zu verrichten!" Das Verlangen, ſich auszuzeichnen, bewog ihn hierauf im Jahre 1779 nach Amerika zu gehen, wo er während des Befreiungskrieges unter dem Grafen von Bouillé und Waſhington diente, und der Anblick dieſes jungen Staates ſcheint ihm den erſten Gedanken eingeflößt zu haben, dem veralteten Zuſtande Europas eine verjüngende Kraft zu verleihen. Als er nach dem Frieden in ſein Vaterland zurückgekehrt war, wurde er, in einem Alter von 23 Jahren, zum Oberſten ernannt, ohne deßhalb in den wirklichen Militairdienſt einzutreten; er unternahm vielmehr bald darauf, da ihm eine ruhige Lebensweiſe mißfiel, im Jahre 1785 eine Reiſe nach Holland, um an einem Kriegszuge gegen die engliſchen Beſitzungen in Indien Antheil zu nehmen, begab ſich aber, weil derſelbe nicht zu Stande kam, im Jahre 1786 nach Frankreich zurück und reiſte im folgenden Jahre nach Madrid, wo ihn längere Zeit der Plan beſchäftigte, die Hauptſtadt durch einen Canal mit dem Meere in Verbindung zu ſetzen. Seit ſeiner Rückkehr nach Frankreich, an deſſen Revolution er nicht den geringſten Antheil nahm, ſuchte er durch irgend eine Unternehmung bedeutende Geldſummen zu erwerben; da aber ſein Plan der Gründung einer Poſtanſtalt ſchlechten Fortgang hatte, ſo ſtudirte er drei Jahre lang mit Eifer Philoſophie und Naturwiſſenſchaften, um dadurch ein Mittel zu gründlicher Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes der Menſchheit zu entdecken. Um die hierbei gefundenen Reſultate mit den in anderen Ländern über dieſen Gegenſtand herrſchenden Vorſtellungen zu vergleichen, bereiſte er England und Deutſchland, ohne jedoch befriedigt zu werden. Auf dieſen Reiſen ſcheint ſich in ihm beſonders ſein großer Widerwille gegen die Ariſtokratie des Beſitzes durch den Anblick der großen Territorialherrſchaften in jenen Ländern gebildet zu haben. Obgleich er ſchon ſeit dem Jahre 1808 als Schriftſteller aufgetreten war, ſo fanden ſeine Anſichten und Vorſchläge doch weder Anerkennung, noch Beifall und er ſelbſt gerieth unterdeß in ſolche Dürftigkeit, daß er ſeine Freunde öfters um einige Groſchen zum Mittagseſſen erſuchen

mußte und, um ſeine traurige Lage zu endigen, einen Verſuch machte, ſich zu erſchießen, wobei er jedoch nicht tödtlich verwundet und bald wieder hergeſtellt wurde. Er ſtarb am 19. Mai 1825, umgeben von einigen ſeiner Schüler, denen er die Fortſetzung ſeines Werkes mit den prophetiſchen Worten empfahl: „Die Frucht iſt reif; ihr werdet ſie pflücken!" Als Schriftſteller hat er ſich durch folgende Werke bekannt gemacht: „Introduction dans les travaux scientifiques du XIXième siècle" (Paris 1807. 4. 2 Voll.); „Prospectus d'une nouvelle encyclopédie" (Paris 1810); „L'industrie, ou discussions politiques, morales et philosophiques dans l'intérêt de tous les hommes livrés à des travaux utiles et indépendans" (Paris 1817. 2 Voll.), worin er den Gedanken an eine allgemeine induſtrielle Verbindung der Menſchheit aufſtellte; „Réorganisation de la société européenne" (Paris 1814); „L'organisateur" (Paris 1819 fg.), ein Journal; „Du système industriel" (Paris 1821); „Catéchisme des industriels" (Paris 1823); „Opinions littéraires, philosophiques et industrielles" (Paris 1824) und „Le nouveau christianisme" (Paris 1825). Ungeachtet der mancherlei verfehlten, irrigen und ſelbſt gefährlichen Behauptungen, welche er in ſeinen Schriften aufſtellt, iſt ihnen ein hoher univerſeller Charakter und eine weltgeſchichtliche Bedeutſamkeit keineswegs abzuſprechen. Die erſte Geſtalt, in welcher er ſeine Idee in den erwähnten Schriften auftreten ließ, war zunächſt nur eine Auflöſung der Philoſophie und Wiſſenſchaft in eine Theorie des induſtriellen Lebens; bald zog er aber auch die Religion dazu, ſei es in Folge ſeiner durch die Noth entſtandenen Geiſtesſtörung oder weil er darin die ſicherſte Grundlage zur Aufbauung ſeines Syſtems fand (ſ. d. folg. Art.). 81.

Saint-Simoniſten, eine auf die unendliche Perfectibilität des Menſchengeſchlechts, beſonders in Rückſicht auf Induſtrie, Civiliſation und geſellſchaftliche Verfaſſung, berechnete Secte, in religiöſer Beziehung von geringer Bedeutung, ward von dem Grafen *Claude Henri de Saint-Simon* (ſ. d. vor. Art.) geſtiftet, trat aber erſt nach ſeinem Tode öffentlich hervor. Die Secte zählte damals nur wenige Glieder und nur *ein* eigentlicher Jünger hatte an des Stifters Sterbebette geſtanden, nämlich Olinde Rodrigues, ein jüdiſcher Banquier aus Portugal, welcher daher von den neuen Gläubigen „unſer Aller Vater" genannt ward; dieſe vereinigten aber nun Ausbreitung und Ausbildung der Lehre des Meiſters, welche die moraliſche Macht des Geldes begründen ſollte, anfangs nur in Privatzuſammenkünften und in der Zeitſchrift „Le Producteur", ſeit Anfange des Jahres 1830 im „Organisateur", ſeit dem März 1830 auch in öffentlichen Verſammlungen in Paris, wo ſie unter großem Zudrange Reden hielten, bald auch in anderen Städten Frankreichs, dann Belgiens und ſeit dem September 1830 endlich im „Globe" und durch beſondere Schriften, wie „Doctrine de St. Simon"; Lechevalier „Religion St.-Simonienne; Enseignement central" (Par. 1831. Deutſch von A. Wendt in Illgen's „Zeitſchrift für hiſtoriſche Theologie" I. Bd. 2. St. S. 253 ff.); „Religion St.-Simonienne, association universelle, ou organisation définitive de l'humanité pour l'amélioration progressive" (Par. 1831) u. a. Täglich gaben jetzt die S.-Simoniſten öffentlichen Unterricht; am Sonntage waren demſelben ſogar 4 Tageszeiten gewidmet, von welchen eine namentlich den beſonders berückſichtigten ouvriers (Handwerkern) beſtimmt war. 18 Mitglieder theilten ſich in dieſe Arbeit unter Leitung von *Carnot* (dem Sohne des berühmten Republikaners) und *Dugied* und die Vorleſungen wurden im Athenäum, der rue Taranne n. 11, rue Taitbout und rue Monsigny n. 6 gehalten. So geſchah es, daß im Herbſte 1831 außer mehreren hundert eigentlichen Mitgliedern des dirigirenden Collegium zu Paris mehrere hundert ouvriers gewonnen, in den bedeutenderen Städten Frankreichs Miſſionen errichtet und Miſſionarien (wie J. Lechevalier und Rigaud) auch nach Bel-

gien und Deutſchland, namentlich nach Leipzig und Berlin abgeſendet waren. Dieſe ſchnelle Verbreitung des Saint-Simonismus wird aus der (zum Verſtändniſſe der weitern innern Schickſale deſſelben nothwendigen) Darſtellung ſeiner Grundſätze deutlich werden. Der Zweck des Saint-Simonismus iſt nämlich, eine neue allgemeine Weltverfaſſung zu gründen, deren Ziel die gleichmäßige moraliſche, intellectuelle und phyſiſche Verbeſſerung aller Menſchen, die Abſchaffung aller Vorrechte der Geburt und die endliche Emancipation der zahlreichſten (ärmern) Menſchenclaſſe iſt, wodurch eine allgemeine geſellſchaftliche Vereinigung hergeſtellt wird, in welcher nicht die Geburt, ſondern die Fähigkeit die Natur der Arbeit und den Genuß der Früchte derſelben beſtimmt und unter Einfluß dieſes Geſetzes der moraliſche Zuſtand der Menſchheit als Friede und Liebe, der intellectuelle als Einſicht und Wahrheit, der phyſiſche als Reichthum und Geſundheit ſich zeigt. Die Nothwendigkeit einer ſolchen Weltverbeſſerung wird hiſtoriſch aus der Betrachtung des Zuſtandes der Menſchheit in den vier Zeitaltern ſeiner wechſelnden Vergangenheit deducirt. Die Geſchichte des ſtets im Fortſchreiten begriffenen Menſchengeſchlechts zählt nämlich vier Epochen: 2 organiſche und religiöſe (aufbauende und vereinigende) und 2 kritiſche und irreligiöſe (zerſtörende und trennende); 1) ein organiſches vom Anfange der Dinge bis zum Beginne der griechiſchen Philoſophie mit Sokrates; 2) ein kritiſches, von da bis auf das Chriſtenthum; 3) ein organiſches im Mittelalter bis zur Reformation; 4) ein kritiſches bis auf Saint-Simon. Während die beiden kritiſchen (repräſentirt a) durch die Philoſophen Roms und Griechenlands; b) durch Luther, Descartes, Voltaire und die Häupter der franzöſiſchen Revolution) die Zeiten der Verderbniß waren, nur Auflöſung ohne Wiedervereinigung, bloße Gegenſätze ſich unter einander aufreibender Kräfte ohne Verwendung zu Einem Zwecke, ſtatt Gemeinſinnes nur Selbſtſucht, erſcheinen die beiden organiſchen (repräſentirt a) durch Orpheus, Numa und Moſes; b) durch Jeſus, die Apoſtel, die Kirchenväter, Gregor VII.) bei aller Unvollkommenheit doch immer als die relativ beſſeren Zeitalter, indem ſich in ihnen wenigſtens das Streben nach organiſcher Zuſammenordnung zur Einheit des Zwecks unter dem göttlichen Geſetze, oder Aufſtellung der Religion als Princip, zeigte. Indeß konnte auch das Chriſtenthum keine Vervollkommnung des Erdenlebens, keine vollſtändige Verbeſſerung der Menſchheit bewirken, indem es einſeitig nur für den Geiſt ſorgte, nur eine Verbrüderung der Menſchen im Himmel und in der Kirche, nicht auch auf dieſer Erde und im Staate, erſtrebte und ſelbſt für das geiſtige, ſittliche Intereſſe nur wenig realiſirte. Was aber davon ins Leben trat, geſchah durch den Katholicismus, indem er ſich dem Principe der Einheit anſchloß, die Principien der Ordnung, der Unbeweglichkeit, der abſoluten Auctorität, der Untrüglichkeit der Gewalt entwickelte, welche auf Liebe und Glauben gegründet nicht wenig zur Erziehung der Menſchheit dienten. Allein der Katholicismus hat ſich nie verwirklichen und die allgemeine, die katholiſche Religion werden können. Er hatte eine geiſtliche Macht neben der weltlichen gegründet, die Welt in zwei Reiche getheilt. Aber unfähig, den Kampf mit der weltlichen Macht zu beſtehen, wurde die Hierarchie in der Berührung mit jener ſelbſt von der Verderbniß ergriffen und ſo ihre Auflöſung durch die Reformation und franzöſiſche Revolution herbeigeführt. So hat ſich in der neueſten Zeit alles Übel der kritiſchen Zeiten concentrirt: die Selbſtſucht und Losgeriſſenheit von Gott ſind die Grundurſachen, daß das Princip ordnender Leitung in Abſolutismus, das Princip der Freiheit in Liberalismus ausgeartet iſt. — Da offenbarte ſich Gott dem Saint-Simon mitten unter Blitz und Donner der franzöſiſchen Revolution und inſpirirte ihn mitten unter den friedlichen Beſchäftigungen der Wiſſenſchaft und Induſtrie: ein fünftes Zeitalter, das der endlichen Vollkommenheit bricht an; Saint-Simon iſt göttlich geſandt, der Welt es zu bringen. Die neue Ordnung der Dinge ſoll eine

Nachbildung der göttlichen Weltregierung ſein, in welcher nur Einheit und Friede, Geſetz und Ordnung walten, eine Theokratie, in welcher die Stellvertreter derſelben (Prieſter) alle Lebensverrichtungen und alle Individuen durch das Band der Religion zuſammenhalten. Dieſe neue freiwillige und friedliche Vergeſellſchaftung aller Menſchen zu einer geſelligen Arbeit, welche die Wünſche und Bedürfniſſe Aller zur Grundlage hat und welche ſo angeordnet werden wird, daß Jeder daran Theil nehme nach ſeiner Tüchtigkeit und daß er auch an den Früchten derſelben nach ſeinen Werken Theil nehme, wird aber (gemäß ihres Ziels, der moraliſchen, intellectuellen und phyſiſchen Ausbildung der Menſchennatur) ausſchließend aus Künſtlern, Gelehrten und Induſtriellen, oder vielmehr aus Prieſtern, Theologen und Theurgen beſtehen und wird zum materiellen Gegenſtande die Verſchönerung und Benutzung des Erdballs haben. Nach dem Maße ſeiner Kraft wählt jeder für ſich oder die Behörde für ihn eine dieſer drei Beſchäftigungsclaſſen. Eben ſo beſtimmt ſich nach dem Maße der Kraft ſeiner Natur und ſeines Willens auch der Antheil an den gemeinſchaftlichen Gütern oder Hülfsquellen der Geſellſchaft. Denn das neue Weltgeſetz Saint-Simon's iſt: „Allen ohne Ausnahme Erziehung, Beſchäftigung und Lohn, aber Jedem nur nach ſeinen Fähigkeiten und ſeinen Werken." Jedes perſönliche Eigenthumsrecht des Einzelnen und die Vererbung deſſelben hört ſomit auf und geht von dem Individuum auf die ganze Geſellſchaft über. Ihrer vertheilenden Aufſicht iſt alle Kraft und alles Product der Kraft des Einzelnen untergeben. Auch gibt es kein nothwendig bleibendes, ſondern nur ein bedingtes Gebrauchsrecht, da die Fähigkeit oder Würdigkeit, welche allein, nicht Gewalt oder Geburt, ein ſolches begründet, ſich verändert. An der Spitze dieſes neuen Gottesreichs ſtehen die in ſittlicher, wiſſenſchaftlicher und induſtrieller Beziehung höheren Naturen (Prieſter genannt, deren Charakter das Gefühl der Liebe für die Geſellſchaft und ihre Zwecke iſt), alſo die Vollkommenſten des Geſchlechts, welche die naturgeſetzlichen Herrſcher, die Repräſentanten des Geſetzes ſind und aus welchen Einer monarchiſch an die Spitze des Ganzen geſtellt wird (père suprême, Papſt). (Daher die Benennungen der Oberhäupter als: Prieſter der Kunſt oder Religion, Prieſter des Dogma oder der Wiſſenſchaft und Prieſter des Cultus oder der Induſtrie.) Dieß iſt zwar eine Ungleichheit, aber eine einzig in der Natur begründete, in der Verſchiedenheit wiſſenſchaftlicher, ſittlicher und induſtrieller Tüchtigkeit, wie denn auch kein anderer Unterſchied der Regierten anerkannt wird, als der, welcher in der Art oder im Maße der Kraft eines Jeden durch deſſen Natur oder Willen gegeben iſt. Damit iſt jede willkührliche und zufällige Bevorrechtung ausgeſchloſſen und ſelbſt das Weib tritt im vollen Sinne neben dem Manne ein; denn „das geſellſchaftliche Individuum, das bisher der Mann allein war, wird nun der Mann und das Weib. Jede Function wird von einem Paare verrichtet. Die Ordnung und die Ehe ſind identiſch." — Zur Realiſirung und dauerhaften Begründung dieſer neuen Organiſation der menſchlichen Geſellſchaft, die ſie allmählig ganz umſchließen ſoll, wendet die ſaint-ſimoniſtiſche Hierokratie zwei Mittel an: von den Prieſtern ausgehende Geſetzgebung und Erziehung. Die ſittliche Erziehung und Beaufſichtigung erſtreckt ſich durchs ganze Leben vom zarteſten bis ins ſpätere Alter und hat zum Zwecke, die Anlagen auszubilden und den Gemeinſinn ſtatt der Selbſtſucht zu wecken und zu unterhalten. Das Mittel dazu iſt die Einwirkung mehr auf das Gefühl, als auf den bloßen Verſtand und zwar durch Predigt (Unterricht in den Vorſchriften Saint-Simon's in größeren gemiſchten Verſammlungen), Beichte (individuelle Belehrung und Ermahnung bei Einzelnen) und Communion (gemeinſchaftlicher Gottesdienſt der Mitglieder, wo durch die Predigt in harmoniſcher Verbindung mit allen ſchönen Künſten — Geſang, Muſik, Ritus ꝛc. — die Theilnehmenden auf den prieſterlichen Standpunkt der Liebe und des Gefühls erhoben werden ſollen). Die Geſetzgebung iſt nur eine Er-

gänzung der Erziehung durch Belohnungen und Strafen. — Obwohl aber der Saint-Simonismus ſeinem Weſen nach mit der Religion nichts gemein hatte, ſo ward ihm doch die Weihe derſelben gegeben und er als eine neue Religion dargeſtellt, beſtimmt, an die Stelle des Chriſtenthums zu treten, welches nichts mehr für das materielle Glück der Menſchheit zu thun vermöge. Religion ſollte das allbelebende Princip ſein; auch die Politik Religion, die ganze Wiſſenſchaft zum Dogma, die Induſtrie zum Cultus werden. Die Religion der S.-Simoniſten war aber eine Weltvergötterung; denn „Gott iſt das unendliche, allgemeine Weſen, Alles was iſt; Alles iſt in ihm, Alles iſt durch ihn, Alles iſt er." Er iſt das Allleben und daher nicht blos geiſtig, ſondern auch materiell. Der Menſch iſt die endliche Offenbarung Gottes, die begrenzte Erſcheinung des Alllebens und beſtimmt, ohne Aufhören in Gott zu wachſen, d. h. fortzuſchreiten in Kunſt, Wiſſenſchaft und Induſtrie. Man darf ſich nicht wundern, daß dieſe Ideen, namentlich in Frankreich, leichten Eingang fanden, wenn man einerſeits die geiſtige Leere bedenkt, welche die philoſophiſchen, politiſchen und kirchlichen Revolutionen nach und nach erzeugt hatten und andererſeits das mannigfache Elend, welches keine der abwechſelnd herrſchend gewordenen Parteien zu heben Geſchick oder Neigung gezeigt, während die S.-Simoniſten nicht blos lebhaftes Mitgefühl, ſondern auch Abſichten und Anſichten zu Tage gelegt, welche theils durch Großartigkeit überraſchen, theils durch einen Anſchein von Tiefe und logiſcher Strenge feſſeln mochten. Das Setzen des Verdienſtes an die Stelle des Zufalls der Geburt, die Vergeſellſchaftung aller Völker durch gegenſeitigen Vortheil, das Aufhören der bedrückten Stellung der großen Mehrzahl der arbeitenden Claſſe, die fernere Unmöglichkeit ſo großen Mißverhältniſſes zwiſchen Armen und Reichen, Production und Conſumtion, des Grundſatzes der Concurrenz, daß Jeder den Andern und ſo ſich ſelbſt überbiete, überhaupt die Aufhebung der Macht des Zufalls und der Eigenſucht, wie aller der Übel in beider Gefolge, des Despotismus und der Anarchie, indem alle Einzelne nun blos als Glieder eines nach gleichem göttlichen Geſetze geordneten und zu gleichem Ziele hinſtrebenden Ganzen arbeiten, — alle dieſe anſcheinende Vortheile, welche der neue Weltbund zu gewähren ſchien, mochten ſelbſt edle Geiſter, wie Lerminier, täuſchen und verlocken. Allein dieſer ſaint-ſimoniſtiſche Fabrikſtaat, in welchem durch einen unumſchränkten Prieſterorden Despotismus und Sklaverei geſetzt, Wiſſenſchaft und Künſte wie eine Fabrikarbeit aufgegeben, freie Entwickelung der eigenen Kraft unmöglich gemacht, der Menſch zur Arbeitsmaſchine herabgewürdigt, aller Selbſtſtändigkeit beraubt und von Kindheit bis zum Grabe durch Prieſter bevormundet, jedes Privateigenthum und Erbrecht vernichtet wurden ꝛc., mußte bei ſeiner Unausführbarkeit und Widernatürlichkeit in ſich ſelbſt zerfallen und konnte nur in den Stürmen einer Revolution durch die Hoffnungen und Berechtigungen, die er den Armen bot, einiges Anſehn gewinnen. Dazu kamen noch innere Parteiungen, welche ſeine Auflöſung herbeiführten. Als nämlich die ſaint-ſimoniſtiſche Moral und namentlich die individuellen Verhältniſſe zwiſchen Mann und Weib und zwiſchen Oberen und Untergeordneten beſtimmt („formulirt") werden ſollten und dabei das eine Oberhaupt der Geſellſchaft (welche in die 3 Grade der Oberen, der Glieder und der Schüler getheilt wurde), Enfantin, ein ſchöner, ehrgeiziger, aber beſchränkter Mann, ſeine Fürſorge vorzüglich auf die Frauen wandte und als ihr Meſſias durch Beweglichmachung der Ehe das „freie (d. i. mit dem Manne in allen geſellſchaftlichen Lebensverhältniſſen gleichgeſtellte) Weib" proclamiren, auch noch Muhammed's Rechte genießen und die Ungerechtigkeit der chriſtlichen Moral gegen das Weib und deren unbequeme Strenge hinſichtlich des Umgangs der Geſchlechter aufheben wollte; als ferner derſelbe Enfantin ein „lebendiges Geſetz" nothwendig zum Beſtehn des Unternehmens fand und die Repräſentation deſſelben oder des abſoluten Wil-

lens für ſich forderte; endlich nebſt den Frauen die Proletarier in den Vordergrund des Proſpects der Weltbeglückung ſtellte, — da entzweite ſich in zwei öffentlichen Verſammlungen am 19. und 27. November 1831 das Collegium, indem das andere Oberhaupt, Bazard (ſtarb 1832), nebſt vielen Anderen ſich von Enfantin und ſeiner Partei trennte, vornehmlich gegen die genannten drei Punkte proteſtirend und, gegenüber der päpſtlich-enfantin'ſchen Majorität, den Glauben an Saint-Simon, als Weltmeſſias, und die große Beſtimmung der „Männer der Zukunft" feſthaltend. Auch Olinde Rodrigues (Prieſter des Cultus) entzweite ſich bald darauf mit Enfantin, welcher die Hülfsquellen der Geſellſchaft durch ungewöhnlichen Aufwand erſchöpfte, und ließ, um nicht für einen Banquerout verantwortlich gemacht zu werden, an das Local und die Bibliothek der S.-Simoniſten die Siegel legen, zugleich verlangend, die Geſellſchaft ſolle für aufgelöſt erklärt und zur Liquidation gebracht werden. Dieß geſchah durch die Regierung, welche, argwöhniſch ſeit den Unruhen der Arbeiter zu Lyon, bereits am 22. Jan. 1832 den Verſammlungsſaal Teitbout in Paris hatte ſchließen laſſen, worauf Enfantin mit ſeinen Anhängern ſeinen Sitz zu Menilmontant bei Paris nahm, wo ſie ſich jetzt auch durch ein eigenthümliches Coſtüm zu erkennen gaben. Der am 6. April gegen ſie wegen Stiftung einer Verbindung von mehr als 20 Perſonen ohne Genehmigung der Behörde und wegen Verbreitung ſittengefährlicher Grundſätze begonnene Staatsproceß endigte am 28. Auguſt 1832 mit dem Gebote der Auflöſung (der Enfantin'ſchen Partei) und mit Verurtheilung Enfantin's, Lechevalier's und Duveprier's zu einjährigem Gefängniſſe und 100 Franken Geldbuße, dagegen Olinde Rodriques' und Barrault's blos zu 50 Franken Geldſtrafe; doch wurden ſpäter (Aug. 1833) Enfantin und Lechevalier vom Könige begnadigt. Seitdem haben die Mitglieder ſich ins In- und Ausland zerſtreut. Enfantin und ſeine Partei (denn die bazardiſche hat ſich auch ohne Proceß gegen ſie in andere demagogiſche Aſſociationen aufgelöſt) ſuchten „das verheißene Weib der Offenbarung" („die Mutter") ſeit 1833 im Oriente, auch in der Schweiz (Genf, Juni 1833), England (Nov. 1833) und in Nordamerika. Die bereitwilligſte Aufnahme fanden ſie, aus Conſtantinopel vertrieben, in Ägypten (ſeit dem Mai 1833), wo ſie, in großer Menge einwandernd, zum Theil in die Dienſte des Paſcha als Chirurgen und Ingenieurs traten, zum Theil als Maler, Ärzte, Bildhauer &c. Beſchäftigung fanden. Doch nirgends entſprach der Erfolg ihren Erwartungen und ſelbſt in Ägypten ſcheiterten ihre induſtriellen Pläne. Mehrere kehrten daher (1835) unverrichteter Sache aus dem Oriente zurück, viele Andere fanden dort ihren Tod, wie denn jetzt der ganze Saint-Simonismus ſeine Endſchaft erreicht zu haben ſcheint. Die vorzüglichſten Schriften über denſelben ſind: F. W. Carové, „Der Saint-Simonismus und die neuere franzöſiſche Philoſophie" (Leipz. 1831), wozu ein Beitrag in deſſen „Meſſianismus, die neuen Templer &c." (Leipz. 1834. S. 57—121); K. W. Schiebler, „Der Saint-Simonismus nach dem Franzöſiſchen dargeſtellt" (Leipz. 1831); Bretſchneider, „Der Saint-Simonismus und das Chriſtenthum" (Leipz. 1832); Matter, „Über die Saint-Simoniſten" in den „Theologiſchen Studien und Kritiken" (1832. 1. Hft. S. 70 ff.); K. W. Wiedenfeld, „Kritik des Saint-Simonismus" (Barmen und Schwelm 1832); M. Veit, „Saint-Simon und der Saint-Simonismus" (Leipz. 1834). 63.

Saint Vincent (ſpr. Sång Vångſang) (Graf John Jervis, Baron Meaford, Lord), ein berühmter britiſcher Seeheld der neuern Zeit, geb. 1736, trat noch als Knabe in die Marine und fand bereits während des im Jahre 1755 begonnenen Seekrieges mehrere Male Gelegenheit, ſich durch Muth und Umſicht auszuzeichnen. Als Befehlshaber eines Schiffes von 80 Kanonen erwarb er ſich ſpäter in dem amerikaniſchen Freiheitskriege großen Ruhm, indem er 1782 ein fran-

zöſiſches Schiff von faſt gleicher Stärke nahm, ſo wie er ſich ſchon früher in der Schlacht auf der Höhe von Queſſant (1778) mit außerordentlicher Tapferkeit geſchlagen hatte. Nach Ausbruch des franzöſiſchen Revolutionskriegs erhielt er als Contreadmiral das Commando eines für die weſtindiſchen Gewäſſer beſtimmten Geſchwaders und nahm St. Lucie und Martinique (1794), ſtationirte ſpäter (1796) im mittelländiſchen Meere und kreuzte dann, als er dort der Übermacht hatte weichen müſſen, in den portugieſiſchen Gewäſſern, um die Vereinigung der ſpaniſchen Flotte mit der franzöſiſchen zu verhindern. Wirklich lief die erſtere, 27 Linienſchiffe, 10 Fregatten und 70 Frachtſchiffe ſtark, unter dem Admiral Cordova von Carthagena aus, aber Jervis, obwohl er nur 15 Linienſchiffe und 4 Fregatten zu ſeiner Dispoſition hatte, trat ihr bei dem Cap Saint Vincent (der Südweſtſpitze von Algarbien) in den Weg, ſchlug ſie entſcheidend und eroberte 4 Linienſchiffe. Für dieſe Heldenthat ward er zum Grafen und Lord von St. Vincent und Baron von Meaford ernannt und bekam von der Stadt London einen Ehrendegen, ſo wie ein Jahrgeld von 3000 Pfd. Sterl.; auch erhielt er die oberſte Leitung aller Seeunternehmungen im Mittelmeere und in den ſpaniſchen und portugieſiſchen Gewäſſern. Von 1801 — 1805 war er erſter Lord der Admiralität und 1806 commandirte er die Flotte im Canal. Später ſprach er als Mitglied des Oberhauſes im Sinne der Oppoſition häufig gegen die Fortſetzung des Kriegs mit Frankreich, tadelte auch lebhaft mehrere Unternehmungen, wie z. B. den Feldzug von 1808 in Spanien. Uebrigens machte er ſich im Allgemeinen wenig bemerklich und entſagte endlich im Jahre 1816 aller Theilnahme an den öffentlichen Geſchäften. Er ſtarb im Jahre 1823 auf einer ſeiner Beſitzungen zu Rochetts. 22.

Sais, ſ. Ägypten.

Saiten, lat. chordae; franz. cordes; engl. strings; ital. corde, heißen die aus Thierdärmen zubereiteten Fäden, desgleichen die mehr oder minder ſtarken Metalldrähte, welche auf Inſtrumente geſpannt, in Schwingungen verſetzt und ſo zum Tönen gebracht werden. Die Darmſaiten fertigt man aus den Därmen der Schafe oder Lämmer, indem man die Därme aufſchneidet, vom Fette reinigt, beizt, mehr oder weniger nach der erforderlichen Stärke zuſammendreht und dann trocknet, ſchwefelt, abſchleift und ölt. In den Handel kommen ſie in Ringel gewunden, deren 30 zuſammengebunden einen Stock ausmachen. Die beſten (romaniſche S.) werden in Italien gefertigt. Die Drahtſaiten werden theils aus Meſſing, theils aus Eiſen gezogen und dann auf Röllchen gewunden. Ihre Güte hängt davon ab, daß ſie weder zu viel noch zu wenig Härte haben, indem ſie in dem erſtern Falle leicht ſpringen, in dem zweiten aber keinen hellen Ton geben. Nach der verſchiedenen Stärke und der Tonhöhe übrigens führen die S. verſchiedene Benennungen, z. B. Discantſaiten, Baßſaiten, Quinten, Quarten ꝛc. — Über die Schwingungen der S., deren Kenntniß bei dem Baue der Inſtrumente unerläßlich iſt, vergl. den Artikel Schwingungen. — Saiteninſtrumente ſ. unter Inſtrumente. 29.

Sakkas (Ammonius), ſ. Ammonius Sakkas.

Sakuntala, ſ. Kalidaſa.

Salaheddîn (Juſſuff Ebn Ajub), Sultan von Syrien und Ägypten, geb. 1137 n. Chr., war der Sohn des Kurden Schirkueh, der von dem Atabeken Nureddin nach Ägypten geſchickt, um den entſtandenen Bürgerkrieg zu unterdrücken, ſich dort zum Weſir emporgeſchwungen hatte und dieſe Würde auf ſeinen Sohn, S., vererbte (1168). Dieſer aber erklärte ſich nach dem Tode des letzten fatimitiſchen Chalifen Abed zu ſeinem Nachfolger, bemächtigte ſich ſeiner Schätze und ſuchte ſich die Zuneigung der Ägypter durch milde und gerechte Handhabung der Geſetze zuzueignen, übernahm dann nach dem Tode Nureddin's (1174) die Beſchützung von deſſen unmündigem Sohne, Al-Malek, ſuchte aber deſſen Beſitzungen für ſich ſelbſt

zu erobern, bemächtigte ſich der Stadt Damaskus und drang an die Seeküſte vor, welche die Chriſten unterworfen hatten. Er wurde zwar von ihnen bei Askalon gänzlich geſchlagen und unternahm vergeblich die Belagerung von Aleppo, wo Al-Malek eingeſchloſſen war; als dieſer aber im J. 1181 geſtorben war, ergab ſich Aleppo an S., welcher nun in dem Beſitze von ganz Syrien und Ägypten war und den Titel eines Sultans annahm und darin von dem Chalifen Al-Naſſer beſtätigt wurde. Sein ganzes Streben war jetzt darauf gerichtet, die Franken aus Paläſtina zu vertreiben und ſich der Stadt Jeruſalem zu bemächtigen, und als die Chriſten die nach Mekka pilgernde Karawane der Muhammedaner gegen den geſchloſſenen Vertrag überfallen hatten, ſtieg ſein Zorn auf das Höchſte. Er lieferte ihnen die ſiegreiche Schlacht in der Ebene von Tiberias, in welcher Guy de Luſignan, König von Jeruſalem, nebſt den Großmeiſtern der Tempelherren und Johanniter, ſo wie eine große Anzahl chriſtlicher Ritter in Gefangenſchaft geriethen. Zufolge dieſes Siegs mußten ſich die Feſtungen St. Jean d. Acre, Bairut und Sidon nebſt mehreren anderen und ſelbſt Jeruſalem ergeben, deſſen Einwohnern der Abzug aus der Stadt nur nach Bezahlung eines mäßigen Löſegeldes für jeden Einzelnen geſtattet wurde; wer aber daſſelbe nicht bezahlen konnte, fiel in Sklaverei. Nach gewiſſenhafter Befolgung des geſchloſſenen Vertrags unternahm S. die Belagerung von Tyrus, die er jedoch wieder aufheben mußte, als ſeine Flotte von den Chriſten geſchlagen worden war. Einen ſchweren Stand bekam er bald darauf durch die Ankunft eines neuen Kreuzheeres unter Friedrich Barbaroſſa, Philipp Auguſt von Frankreich und Richard Löwenherz von England, denn obwohl die Führer ſich veruneinigten und der Kaiſer ertrank, ſo fand er doch an Richard Löwenherz, welcher ihn in den Schlachten bei Cäſarea und Jaffa ſchlug und ſelbſt Jeruſalem zu nehmen drohte, einen deſto ritterlichern Gegner. Ein Vertrag endigte die erbitterten Kämpfe beider Helden, nach welchem die Meeresküſte zwiſchen Jaffa und Tyrus den Chriſten zuerkannt, die Feſtungswerke von Askalon geſchleift und der übrige Theil Paläſtinas dem Sultan zugeſprochen wurde, welcher bald nach dem Abzuge des Königs von England im Jahre 1193 zu Damaskus ſtarb. Als Fürſt zeichnete ſich S. durch Gerechtigkeitsliebe, Klugheit und Redlichkeit, als Krieger durch Tapferkeit und Beſonnenheit aus. Er iſt Stifter der Herrſcherfamilie der Ajubiten (ſ. d. Art.). 81.

Salamanca, die Hauptſtadt der gleichnamigen Provinz in Spanien (Königreich Leon) am Tormés gelegen, hat 13000 Einw., einen herrlichen Dom und die berühmteſte Univerſität Spaniens, iſt auch ſonſt merkwürdig durch die Schlacht am 22. Juli 1812. 40000 Engländer, Spanier und Portugieſen unter Wellington hatten bereits im Juni 1812 die Franzoſen zum Rückzuge aus S. und der Umgegend genöthigt, ſahen ſich aber bald von einer bis auf 47000 Mann verſtärkten franzöſiſchen Armee unter Marmont's Oberbefehl bedroht. Eine Schlacht wurde jetzt um ſo unvermeidlicher, als Marmont deutlich den Entſchluß zeigte, den beabſichtigten Marſch nach Portugal durch Abſchneiden der Gegner von S. ins Werk zu ſetzen. Dem zuvorzukommen lehnte Wellington ſeinen rechten Flügel links vom Tormés an zwei felſigte Anhöhen, die Arapilen, den linken an den Fluß ſelbſt; Marmont aber nahm eine Stellung ſüdöſtlich und dehnte den linken Flügel weit aus, um den feindlichen rechten Flügel zu umgehen. Der Kampf hätte ſo vielleicht zum Nachtheile der Engländer ausſchlagen oder wenigſtens unentſchieden bleiben mögen, wenn es nicht kurz nach Beginne der Schlacht einer Abtheilung des engliſchen rechten Flügels gelungen wäre, dem linken franzöſiſchen in den Rücken zu kommen und ihn gegen den rechten aufzurollen. Zwar widerſtand letzterer lange Zeit mit der größten Hartnäckigkeit, allein wiederholte Angriffe brachten auch ihn zum Weichen und bald ward der Rückzug zur wilden Flucht. Die Sieger, welche nicht 1000 Todte, aber gegen 4000 Verwundete zählten, verfolgten die Geſchlagenen bis zum Duero und erbeuteten noch mehrere Kanonen und Adler. Überhaupt hatten die

Franzoſen an 20 Stück Geſchütz, 4000 Todte und Verwundete und 8000 Gefangene eingebüßt. Die nächſte Folge dieſes entſcheidenden Siegs war der Fall Madrids. 15.

Salamander, lat. salamandra; franz. salamandre; engl. salamander, iſt der Name einer Eidechſengattung. Man zählt 5 Arten derſelben, von denen die eigentlichen S., auch Molche oder Feuermolche genannt, die bekannteſten ſind. Dieſe werden ungefähr eine Spanne lang und haben einen ſtärkern Leib als die gewöhnlichen Eidechſen; ihr Schwanz dagegen iſt, ſo wie ihr Hals, weit kürzer und am Ende abgeſtumpft. Die Haut iſt auf dem Rücken ſchwarz, auch bräunlich und gelb gefleckt, am Unterleibe ſieht ſie aber durchaus weißgelb. Gewöhnlich halten ſie ſich an dunkeln, feuchten Orten, in Steinhaufen ꝛc. auf und kommen beſonders dann, wenn es ſtark geregnet hat, aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Übrigens ſind ſie ganz unſchädlich. Wird ein S. ins Feuer geworfen, ſo tritt aus ſeinem Körper eine milchartige Feuchtigkeit hervor, die ihn einige Zeit gegen die Flamme ſchützt. Dieſer Umſtand hat die Meinung veranlaßt, als könne er, ohne zu verbrennen, im Feuer leben. Bei den Alten war er daher Sinnbild des Feuers und die Genien deſſelben führen in der Dämonologie denſelben Namen. Vergl. A. F. Funk, „Tract. de salamandrae terrestris vita, evolutione, formatione" (Berlin 1826. Fol. mit Kpfrn.). 35.

Salamis, ſ. Griechenland.

Salangane, ſ. Schwalbe.

Salap oder **Salep** heißt die Wurzel des auch in Deutſchland vorzüglich auf feuchten Gebirgswieſen wachſenden Knabenkrautes (orchis), welche als ein kräftiges und nährendes Mittel in den Apotheken officinell iſt. Ihr Grundbeſtandtheil iſt reines Stärkemehl. 30.

Salat (Jakob), einer der aufgeklärteſten Katholiken und ſcharfſinniger philoſophiſcher Schriftſteller, welcher ſich um die Verbreitung religiöſer Aufklärung unter ſeinen Glaubensgenoſſen entſchiedene Verdienſte erworben hat, wurde am 24. Aug. 1766 zu Abbtsgmünd im Ellwangiſchen geboren. Frühzeitig mit Leſſing, Garve, Zollikofer, ſo wie mit helldenkenden Katholiken (Feder, Werkmeiſter, Mutſchelle, Dereſer u. A.) bekannt geworden lebte er als Pfarrvicar in Horn namentlich mit dem durch ſeine „Nationalchronik der Deutſchen" rühmlichſt bekannten lutheriſchen Pfarrer Pahl in der vertrauteſten Freundſchaft. Als aber auf der Pfarrei Juſamzell (zwiſchen Augsburg und Dillingen), welche S. 1793 bezog, ſich ein Kreis Studirender um ihn ſammelte, die begierig des jungen Pfarrers Umgang und wiſſenſchaftliche Unterhaltung ſuchten und denen er Schriften aufgeklärter Katholiken und Proteſtanten (jedoch nur vorzüglich philoſophiſche und praktiſche) verſchrieb, da erhoben ſich die jeſuitiſchen Zionswächter gegen das Haupt des ſchönen Bundes. Im Jahre 1798 erſchien eine Commiſſion von Augsburg, welche eine ſechstägige Viſitation begann. Die in Augsburg folgende Unterſuchung, während welcher ein Vicar an S.'s Stelle geſchickt wurde, lief jedoch glücklich für ihn ab. Traurig aber über ſolchen Geiſtesdespotismus ging S. gern als Pfarrer nach Haberskirchen in Baiern (1801) und bald darauf als Profeſſor der Moral und Paſtoraltheologie des Lyceum nach München, ward 1803 Pfarrer zu Arnbach und 1807 königlich geiſtlicher Rath und ordentlicher Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität zu Landshut. — In ſeinen philoſophiſchen Anſichten nähert ſich S. ſehr der Gefühlsphiloſophie Jacobi's, indem er in ſeinen didaktiſch-polemiſchen Schriften die Philoſophie auf eine innere Offenbarung des Göttlichen (Vernunftoffenbarung) gründet. S.'s Hauptſchriften ſind: „Über den Geiſt der Philoſophie" (München 1803); „Die reinmenſchliche Anſicht von der Ehe; mit Erläuterungen über das Höchſte der Menſchheit" (1807); „Die Philoſophie mit Obſcuranten und Sophiſten im Kampfe" (1803); „Vernunft und Verſtand" (Tübingen 1808.

2 Thle.); „Von den Urſachen eines neuen Kaltſinnes gegen die Philoſophie" (Landsh. 1810); „Die Moralphiloſophie" (Landsh. 1810. 3. Aufl. 1821); „Die Religionsphiloſophie" (Ebend. 1811. 2. Aufl. München 1821); „Erläuterung einiger Hauptpunkte der Philoſophie" (Landsh. 1812); „Über das Verhältniß der Geſchichte zur Philoſophie und den Rechtswiſſenſchaften" (Sulzb. 1817); „Grundlinien der Religionsphiloſophie" (Sulzb. 1819); „Sokrates oder über den neueſten Gegenſatz zwiſchen Chriſtenthum und Philoſophie" (Ebendaſ. 1820); „Grundzüge der allgemeinen Philoſophie aus dem Standpunkte der höheren Bildung für die Menſchheit" (Münch. 1820); „Darſtellung der allgemeinen Philoſophie" (Ebend. 1826); „Lehrbuch der höhern Seelenkunde oder die Pſychologie" (Münch. 1820. 2. Aufl. 1826); „Verſuche über Supernaturalismus und Myſticismus" (Sulzb. 1823); „Handbuch der Moralwiſſenſchaft" (Münch. 1824); „Wahlverwandtſchaft zwiſchen den ſogenannten Supernaturaliſten und Naturphiloſophen" (Landsh. 1829); „Aufſchluß über den Ultrakatholicismus" (Münch. 1833). Sein Leben erzählt er in den „Denkwürdigkeiten betreffend den Gang der Wiſſenſchaften und Aufklärung im ſüdlichen Deutſchland" (1823). 63.

Salbei, lat. salvia; franz. sauge; engl. sage, iſt eine zu Linné's 2. Claſſe (diandria monogynia) gehörige Pflanzengattung mit rachenförmiger Krone und zwei auf einem kurzen Stiele querliegenden Staubfäden, von welcher vorzüglich der gemeine S. (salvia officinalis) mit lanzettförmigen; feingekerbten Blättern, der im ſüdlichen Europa an ſteinigem Meeresufer wild wächſt, ein ätheriſches Öl von bitterm, campherartigem Geſchmacke enthält, das zu mancherlei ärztlichem Gebrauche dient, als Thee vorzüglich gegen den Schweiß wirkt. Die anderen Arten, wie den Wieſen- und Muskatellerſalbei, benutzt man häufig zur Fälſchung der Weine und Biere. 30.

Salbung, lat. unctio; franz. onction; engl. unction. Das Salben des Körpers mit wohlriechendem Öle war und iſt noch eine im Oriente ſehr verbreitete Sitte, welche ihren Grund in dem heißen, eine ſtarke Ausdünſtung animaliſcher Körper verurſachenden Klima jener Himmelsſtriche hat. Schon Homer erwähnt dieſe Sitte und Solon erlaubte das Salben den Bürgern, verbot es aber den Sklaven. Vorzüglich pflegte man ſich bei Gaſtmählern, und wenn man Vornehme beſuchte oder ſie in ſeiner Behauſung empfing, zu ſalben. Es wurden aber namentlich das Bart- und Haupthaar, das Geſicht und die Füße geſalbt und der Luxus, den man mit koſtbaren Salben trieb, war ſo groß, daß z. B. die Gemahlinnen der perſiſchen Monarchen oft die Einkünfte großer und reicher Städte blos zum Ankaufe ihres Salbenbedürfniſſes erhielten. — Eine eigenthümliche religiöſe Bedeutung hatte im Alterthume, beſonders auch bei den Hebräern, die Salbung der Könige und Prieſter, welche dadurch zu ihrem Amte eingeweiht wurden, und man glaubte, daß ihnen durch dieſe ſinnbildliche Handlung der unauslöſchliche Charakter ihrer Amtswürde und beſondere göttliche Geiſtesgaben mitgetheilt würden. Daher werden im alten Teſtamente Prieſter und Könige vorzugsweiſe „Geſalbte des Herrn" genannt, wie denn auch dort der den Juden verheißene Volksbeglücker mit dem Namen eines Geſalbten (Meſſias) belegt wird. — Wie im alten Teſtamente Salbung Zeichen der prieſterlichen Weihe war, ſo wurde bei den Chriſten den Getauften mit einem beſonders dazu eingeſegneten Öle zur Weihe für das geiſtliche Prieſterthum die S. ertheilt und bei Cyprian wird ſie ſchon als weſentlicher Theil der Taufe erwähnt. Noch jetzt findet in der katholiſchen Kirche die S. bei der Taufe, der Firmung, Prieſterweihe und der letzten Ölung ſtatt. — Im figürlichen Sinne legt man religiöſen Vorträgen und Gebeten S. bei und zwar dann, wenn ſie über die Herzen der Zuhörer eine religiöſe Weihe verbreiten, d. h. chriſtliche Überzeugung und Geſinnung wecken, ſtärken und fördern. Die S. in dieſem Sinne iſt die Frucht der Begeiſterung, oder Herzlichkeit und Wärme des Vortrags. 63.

Saldanha Oliveira e Daun (João Carlos, Graf von), portugieſiſcher General, ein Enkel des berühmten Marquis von Pombal, wurde um das Jahr 1780 zu Arinhaga geboren, erhielt ſeine erſte Bildung auf der Adelsſchule zu Liſſabon, ſtudirte dann zu Coimbra beſonders die Rechte und die Naturwiſſenſchaften, trat hierauf als Mitglied in den Verwaltungsrath für die Colonien ein und ward ſpäter von dem Prinzen-Regenten zum Adjutanten und zugleich zum Capitain ernannt. S. blieb aber bei dem Einrücken der Franzoſen in ſeinem Vaterlande zurück und erhielt von Junot den Auftrag, dem Kaiſer Napoleon ein Schreiben nach Bayonne zu überbringen; allein wegen des gerade damals in Spanien ausgebrochenen Aufſtandes wurde er ſchon faſt auf der Grenze an der weitern Fortſetzung ſeiner Reiſe gehindert, worauf er nach Cintra zurückkehrte und daſelbſt den Rückzug der franzöſiſchen Armee erwartete. Da er unter den damaligen Gewalthabern von Portugal mächtige Feinde hatte, ſo hintertrieben dieſe die Erfüllung ſeines Wunſches in das Heer einzutreten, bewirkten zwei Jahre darauf ſeine Verhaftung und den Befehl, daß ihn ein engliſches Schiff nach Großbritannien bringen mußte. Von da ſchiffte er ſich nach einiger Zeit nach Braſilien ein, nahm dort Kriegsdienſte und zeichnete ſich ſowohl im Felde, als auch bei andern diplomatiſchen Sendungen ſo vortheilhaft aus, daß er zum Gouverneur von Porto ernannt wurde. In dieſer Stellung drang er in die Regentin Iſabella, daß ſie die von Don Pedro am 19. April 1826 gegebene Conſtitution bekannt machen und beſchwören laſſen ſolle, während er ſelbſt im Juli dieſes Jahres nach dem Willen Don Pedro's die Geſchäfte des Kriegsminiſterium übernahm. Als ſolcher ſprengte er mit einem Truppencorps die migueliſtiſchen Aufrührer in Tras os Montes aus einander, ließ darauf in Liſſabon die zu Gunſten Don Miguel's verſchworene Polizeicavallerie umzingeln, entwaffnen und nach den azoriſchen Inſeln einſchiffen, ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze einer Heeresabtheilung, durch welche er die Wiederherſtellung der Ordnung in Algarvien bewirkte, und vermochte kurz darauf den Staatsrath dahin, daß derſelbe die Dienſte des Marſchall Beresford ausſchlug. Einen neuen Kampf hatte S. bald nachher im Staatsrathe mit der mächtig gewordenen Partei der verwittweten Königin zu beſtehen, welche ſchon großen Einfluß auf die ſchwache Regentin gewonnen hatte. Durch die Zuſchriften der Armee und den Beifall der Generale ermuthigt wagte er daher den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten nebſt zwei anderen Miniſtern im Staatsrathe unter dem Vorſitze der Regentin anzuklagen, daß ſie die zu Wiederherſtellung der Ruhe des Landes ergriffenen Maßregeln wirkungslos zu machen ſuchten, und bewirkte dadurch den Austritt mehrerer Miniſter. Allein der Eintritt des Marquis von Santarem vermehrte nur die Macht der Abſolutiſten und S. erhielt, als er die Abſetzung des Polizeiintendanten Buſtos verlangte, ſeine eigene Entlaſſung, welche von Santarem ſelbſt unterzeichnet war (d. 24. Juni 1827), und wurde trotz des geäußerten heftigen Unwillens des Volkes und der Armee darüber und trotz ſeiner Bitten, nach Braſilien ſich begeben zu dürfen, nach Oreiras verwieſen, ja der neue Kriegsminiſter, Graf da Ponte, beſchuldigte ihn und die Generale ſeiner Partei ſogar in einer Staatsſchrift der Verrätherei, weil er die Gründung einer Republik beabſichtigt und darin ſich und den Seinen die erſten Stellen zugedacht habe. Zwar hatte S. die Genugthuung, daß ſein Verfahren von Don Pedro vollkommen gebilligt und der Regentin dringend empfohlen wurde, aufrichtige Freunde der Verfaſſung in das Miniſterium zu rufen; aber die Ernennung Don Miguel's zum Regenten und deſſen Verfahren vereitelte alle gehegten Hoffnungen und S. begab ſich nach England, von wo ihn jedoch die in Porto gebildete conſtitutionelle Junta nebſt Villaflor, den General Stubbs und andere Anhänger der Conſtitution zurückrief (1828). Er übernahm nebſt Palmella ſogleich den Oberbefehl über das muthloſe Heer, welches von Don Miguel's überlegener Macht bis in die Nähe von Porto verfolgt wurde, ſuchte vor Allem die

Ordnung und Kriegszucht wieder einzuführen und eine feſte Stellung gegen den Feind zu behaupten. Als ſich daſſelbe aber ſo feig zeigte, daß es nicht einmal eine Schlacht, welche zur Deckung Portos von dem Kriegsrathe beſchloſſen worden war, wagen wollte, ſondern über den Duero floh, ſo legte S. den Oberbefehl nieder, begab ſich auf das Dampfſchiff Belfaſt und zog ſich wieder nach England zurück, wo ſich in den Häfen von Plymouth und Fallmouth bald gegen 2000 flüchtige Portugieſen ſammelten. Von denen ſtellten ſich 650 Mann unter S.'s Fahnen, welcher ſie im Januar 1829 nach Terceira überſchiffen wollte. Da aber England in Bezug auf die portugieſiſchen Angelegenheiten die ſtrengſte Neutralität zu behaupten beſchloſſen hatte, ſo verhinderten 2 engliſche Fregatten S. an dem Einlaufen in den Hafen von Terceira ſo wie an jeder andern Landung auf portugieſiſchem Gebiete und S. ſah ſich daher genöthigt in den Hafen von Breſt einzulaufen, wo ſeine Soldaten von der franzöſiſchen Regierung gaſtfrei aufgenommen und bis zum October des Jahres 1829 regelmäßig beſoldet wurden. S. ſammelte unterdeß die in Frankreich zerſtreut lebenden Portugieſen bei ſich, übergab dieſelben an Don Pedro, welcher im Februar 1832 in Frankreich gelandet war, erhielt aber durch den Einfluß ſeiner Gegner auf Don Pedro keine Anſtellung bei dem Heere. Erſt nachdem der franzöſiſche General Solignac daſſelbe verlaſſen hatte, wurde S. zum Oberbefehlshaber in Porto und zum Chef des Generalſtabes ernannt. Mit 24000 Mann ſchlug er nun am 25. Juli 1833 den Angriff des General Bourmont auf Porto zurück und brachte ſchon am 25. Aug. den Migueliſten eine neue Niederlage an der Mündung des Duero bei. Nachdem dieſe zu Folge derſelben die Belagerung von Porto aufgehoben hatten, ſegelte S. mit einem Theile ſeiner Truppen nach Liſſabon, um die dortige Beſatzung zu verſtärken, und zeichnete ſich bei Vertheidigung der Stadt gegen die Truppen Don Miguel's vielfach aus. Als Oberbefehlshaber des Heeres operirte er dann gegen das migueliſtiſche Heer in Algarvien und errang den Sieg in der Schlacht bei Aſſeicaira (d. 16. Mai 1834), die Don Miguel zur Capitulation zwang. Er ward nun zum Marſchalle ernannt, trat in den Corteſitzungen (ſeit dem 15. Aug. 1834) in Oppoſition gegen das Miniſterium Palmella, ward am 27. Mai 1835 Kriegsminiſter und Conſeilspräſident, welches Amt er unter allerlei Hofcabalen bis zum 18. Nov. 1835 verwaltete, worauf er, ſeit dem 18. Sept. 1835 zum Pair ernannt, wieder in der den 2. Jan. 1836 eröffneten Corteſitzung die Oppoſition leitete. 81.

Saldern (Friedrich Chriſtoph von), preußiſcher Generallieutenant der Reiterei, ein vorzüglicher Taktiker, wurde am 2. Jan. 1719 in der Priegnitz geboren, trat im Jahre 1735 als Fähndrich in die Armee und wurde von Friedrich II. wegen ſeiner großen Körpergeſtalt als Oberlieutenant in die Leibgarde aufgenommen. Im ſchleſiſchen Kriege nahm er im Jahre 1741 an der Belagerung von Brieg und an der Schlacht bei Chotuſitz am 17. Mai 1742 ſo wie ſpäter an der Schlacht bei Hohenfriedberg am 5. Juni 1745 und bei Soor am 30. Sept. deſſelben Jahres Antheil, in denen ſämmtlich er ſich durch Tapferkeit und Entſchloſſenheit auf das Rühmlichſte auszeichnete, ſo daß er bald bis zum Hauptmanne befördert wurde. In dem kurz darauf ausgebrochenen ſiebenjährigen Kriege fand er faſt in allen Schlachten Gelegenheit ſeine kriegeriſchen Talente aufs Neue zu bewähren. Beſonders war dieß in der Schlacht bei Leuthen der Fall, nach welcher ihm der König den Verdienſtorden verlieh. Bald darauf ſtieg er wegen ſeiner bei der Belagerung von Breslau bewieſenen Thätigkeit zum Obriſtlieutenant (1758) und bekam nach Aufhebung der Belagerung von Ollmütz den Befehl, den Rückzug des Königs aus Mähren und Böhmen zu decken. Da S. durch ſeine Geiſtesgegenwart und Kaltblütigkeit die unglücklichen Folgen des Überfalles von Hochkirchen am 13. Oct. 1758 zum Theil abgewendet oder doch ſehr gemildert und ſich auch bei dem kühnen Marſche von Sachſen nach Schleſien, durch welchen der König den Entſatz der Feſtung

Neiſſe bezweckte, rühmlichſt ausgezeichnet hatte, ſo ernannte ihn dieſer im Jahre 1759 zum Generalmajor, ohne daß er vorher den Poſten eines Obriſten verwaltet hatte. Die letzten Beweiſe ſeines kriegeriſchen Muthes und ſeiner taktiſchen Fertigkeit legte er in den Schlachten bei Liegnitz (den 15. Aug. 1760) und beſonders bei Torgau (den 3. Nov.) ab, in welcher letztern er unter dem Oberbefehle Ziethen's commandirte, worauf er am 14. März 1785 im 66. Jahre als Gouverneur der Feſtung Magdeburg in dieſer Stadt ſtarb. Nicht weniger große Verdienſte wie im Felde erwarb ſich S. durch ſeine Schriften um die Kriegswiſſenſchaften, beſonders um die Taktik, über die er mehrere Werke hinterließ, welche jedoch ohne ſeinen Namen erſchienen; wir meinen ſeine „Taktik der Infanterie" (Dresden 1784) und ſeine „Taktiſchen Grundſätze" (Dresden 1786). Auf einem Berge bei Wettin wurde ihm ſpäter ein Denkmal auf einem 148 Fuß hohen Porphyrfelſen errichtet, welches ſein Bild und ſeinen Namen für die Nachwelt aufbewahrt. 81.

Salernitaniſche Schule, schola salernitana s. civitas Hippocratica, war eine mediciniſche Lehranſtalt, die im XI. Jahrh. n. Chr. in der größten Blüthe ſtand und während des Verfalls aller Wiſſenſchaften das gelehrte Studium der Arzneikunde einigermaßen wenigſtens aufrecht erhielt und mehrere griechiſche und römiſche ärztliche Schriften der Nachwelt überlieferte. Sie verdankt wahrſcheinlich ihre erſte Entſtehung den Benedictinermönchen des nahe liegenden berühmten Kloſters von Monte Caſſino, die ſich ſchon früh durch ungewöhnliche Gelehrſamkeit auszeichneten. Dieſe ließen ſich um die Arzneikunde auszuüben in Salerno nieder, welche Stadt ihre Bemühungen durch ihre treffliche Lage, ihre kräftigen Arzneipflanzen und ihr vortreffliches Waſſer vorzüglich unterſtützte. So verbreitete ſich der Ruf dieſer Anſtalt und es ſtrömten ihr Kranke und Schüler in Menge zu. Mehr und mehr gaben ſpäter die ſalernitariſchen Ärzte ihre bisherige mönchiſche und miraculöſe Curmethode auf und ſuchten ſich ſolidere Kenntniſſe zu erwerben, zu welchem Zwecke ſie den Galen, den Cälius Aurelian und ſelbſt den Hippokrates ſtudirten. Am Meiſten blühte die ſalernitaniſche Schule zur Zeit der Kreuzzüge, indem die Stadt wegen ihrer glücklichen Lage viele Kreuzfahrer anlockte, die ſich da von ihren überſtandenen Beſchwerden zu erholen ſuchten. So hielt ſich Robert, Prinz von England, bei ſeiner Rückkehr von Paläſtina eine Zeit lang in Salerno auf, um ſich da von einer übelbehandelten Armwunde heilen zu laſſen. — Im XIII. Jahrh. gewann dieſe Schule durch die Verordnungen Kaiſer Friedrich's II. ein Anſehn, wie es wenige mediciniſche Lehranſtalten des Alterthums gehabt haben, indem ihr die Prüfungen der Ärzte, die ſich im Königreiche Neapel niederlaſſen wollten und die ſie deßwegen zu Meiſtern der Kunſt (magistri) ernannte, ſo wie die Aufſicht über die Apotheken übertragen wurde. Indeſſen eilte auch dieſe Anſtalt ihrem endlichen Untergange zu; durch die Schulen von Bologna und Paris wurde ſie im XIV. Jahrh. ſo verdunkelt, daß ſie nie wieder ihren alten Glanz erreichen konnte. — Als die vorzüglichſten Lehrer dieſer Schule nennen wir: Deſiderius, Abt von Monte Caſſino, Conſtantin aus Carthago, den Viele als den Stifter derſelben anſehen, Johann von Mailand, der mit anderen ſalernitaniſchen Ärzten das „Regimen sanitatis Salerni," eine Sammlung diätetiſcher Verhaltungsregeln in leoniſchen Verſen verfaßte, die bis auf uns gekommen iſt (die beſte Ausgabe iſt die von Ackermann 1792 beſorgte); — Gariopontus, Kophor, Nicolaus Präpoſitus, Ägidius von Corbeil u. A. 39.

Sales (Franz von), berühmt als Stifter eines weiblichen Ordens und als Ketzerbekehrer, ward im Jahre 1567 geboren. Nachdem er zu Paris ſeine der Rechtswiſſenſchaft gewidmeten Studien vollendet hatte, wurde er zu Padua Doctor der Rechte, lehnte aber die anſehnlichſten Staatsämter, die man ihm anbot, ab und widmete ſich ausſchließend dem geiſtlichen Stande, ward zu Annecy Coadjutor und 1602 Biſchof von Genf. Im Jahre 1610 ſtiftete er den Orden der

Saleſianerinnen (ſ. d. Art.) und ſtarb 1622 zu Lyon. Durch die Innigkeit ſeiner Myſtik hat er viele Gläubige erbaut und viele Ketzer bekehrt. 72000 Reformirte ſoll er in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zurückgeführt haben. Alexander VII. ſprach ihn 1665 heilig. Sein Gedächtnißtag iſt der 29. Januar. 63.

Saleſianerinnen werden die Nonnen des Ordens von der Heimſuchung der Jungfrau Maria von ihrem Gründer dem heiligen Franz von Sales (ſ. d. Art.), genannt, welcher dieſelben im Jahre 1610 zu Annecy in Savoyen ſtiftete. Seiner urſprünglichen Beſtimmung nach eine Zuflucht für Wittwen und kränkliche Frauen, widmeten ſich in der Folge die Glieder dieſes Ordens beſonders geiſtlichen Übungen und auch der Krankenpflege und verbreiteten ſich in kurzer Zeit ſo ſchnell, daß man im XVIII. Jahrh. 160 Klöſter mit 6600 Nonnen zählte. In einigen Städten Italiens, namentlich in Venedig, auch in Wien, Trieſt u. a., findet man noch jetzt Klöſter der S., die ſich außer der Krankenpflege auch der Erziehung junger Mädchen widmen. 63.

Salfi (Francesco), ein italieniſcher Literator und Dichter, wurde am 1. Jan. 1759 zu Coſenza in Calabrien geboren, hielt ſich ſeit dem Jahre 1784 in Neapel auf, entfloh wegen Theilnahme an politiſchen Verbindungen nach Genua, ging von hier nach Mailand, wo er anfangs eine Zeitſchrift herausgab und hierauf zum Secretair bei der Commiſſion des Unterrichtes in der cisalpiniſchen Republik ernannt wurde, kehrte mit den Franzoſen nach Neapel zurück, fand hier als Generalſecretair der parthenopäiſchen Republik eine Anſtellung und verließ die Stadt mit den Republikanern. Im Jahre 1800 wurde er zum Aufſeher des großen Theaters in Mailand und hierauf zum Profeſſor der Geſchichte und Philoſophie erwählt, übernahm 1807 die Profeſſur der Diplomatie und 1811 die des Staatsrechtes, begab ſich nach Umſturz des Königreichs von Italien nach Paris, wo er ſich ſeit dem Jahre 1814 ausſchließlich mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten beſchäftigte und zu Paſſy bei Paris am 5. Sept. 1832 an der Cholera ſtarb. Unter ſeinen Schriften verdienen folgende beſonderer Erwähnung: „Essai des phénomènes anthropologiques relatifs aux tremblemens de terre arrivés dans les Calabres“ (Neap. 1793), ſein erſter ſchriftſtelleriſcher Verſuch; „Discours de l'histoire des Grecs“ (Par. 1817); „Essai historique et critique sur la comédie ital.“ (Paris 1829). Auch beſorgte er die Fortſetzung von Ginguené's „Geſchichte der italien. Literatur“ (Par. 1817. 1834. 2 Bde.). Als Dichter machte er ſich beſonders durch die Trauerſpiele „Conradin;“ „Sceptre de Tecmesse“ und „Médée,“ ſo wie durch die Oper „Saül“ und ein epiſches Gedicht „Iramo,“ in drei Geſängen rühmlich bekannt. 81.

Saliceti (ſpr. Salitſchéti) (Chriſtoforo), geboren im Jahre 1757 zu Baſtia auf Corſica, erhielt in dem Barnabitencollegio ſeiner Vaterſtadt eine ſorgfältige Erziehung, widmete ſich ſpäter zu Piſa der Jurisprudenz und wurde nach Vollendung ſeiner Studien Advocat bei dem oberſten Gerichte von Corſica. 1789 trat er als Abgeordneter des dritten Standes in die Nationalverſammlung, wo er mit Eifer das Intereſſe ſeines Vaterlandes vertrat und unter Anderem bewirkte, daß daſſelbe förmlich mit Frankreich vereinigt und als beſonderes Departement anerkannt wurde. Als Mitglied des Convents ſtimmte er für den unbedingten Tod des Königs. 1793 ward er als Commiſſair nache Corſica geſchickt, um dort dem Einfluſſe der engliſchen Partei entgegenzuarbeiten, und ſpäter war er in gleicher Eigenſchaft bei der Armee des Südens und Italiens anweſend. Nachdem er bei dem Sturze der Jacobiner nur mit Mühe dem Tode entgangen war, begleitete er Napoleon nach Italien und zwar anfangs, um denſelben, dem erhaltenen Auftrage gemäß, zu beaufſichtigen; allein bald ward er ſein eifrigſter Anhänger und daher nach dem 18. Brumaire zu mehreren wichtigen Sendungen gebraucht, unter anderen nach Lucca und Genua. Zum Commandanten der Ehrenlegion ernannt be-

gleitete er endlich im Jahre 1806 den König Joſeph Buonaparte nach Neapel und übernahm das Polizeiminiſterium. In dieſem ihm am meiſten zuſagenden Wirkungskreiſe entwickelte er eine ungemeine Thätigkeit und trug unbedingt weſentlich mit zur Befeſtigung der Macht des neuen Königs bei, machte ſich aber auch durch wiederholte Acte von Willkühr, unter denen ihm wohl die Verurtheilung des General Rodio zum größten Vorwurfe gereicht, ungemein verhaßt, um ſo mehr, als man wußte, daß er den zur Milde geneigten König vollkommen beherrſchte. Nicht zufrieden mit einem Miniſterium ließ er ſich auch das Kriegsminiſterium übertragen, ſo daß er jetzt Neapel faſt unumſchränkt beherrſchte. Doch ſah er ſich, als Murat König geworden war, plötzlich in Ungnade und nur die Gunſt Napoleon's bewirkte es, daß er wenigſtens das Polizeiminiſterium behielt. Im Jahre 1809 war er Mitglied der Conſulta, welche Rom in Beſitz nahm, kehrte aber bei der Nachricht von dem Einfalle der Engländer in Calabrien eilig nach Neapel zurück und leiſtete hier durch ſeine Energie dem Könige treffliche Dienſte. Doch verlor er kurz nachher ſein Miniſterium, ſtarb aber plötzlich im December deſſelben Jahres. — Er war einer der vielen Emporkömmlinge, wie ſie die Revolution in Maſſe zeigt, aber von äußerſt kräftigem Charakter und kenntnißreich. Sein Ehrgeiz führte ihn zwar oft auf Abwege, doch war ſein Charakter im Allgemeinen lobenswerth. 22.

Salier waren ein römiſches Prieſtercollegium dem Mars geweiht, das ſeinen Namen wahrſcheinlich von salire, tanzen, hergenommen hat, da ſie mit den vom Himmel gefallenen ihnen von Numa übergebenen heiligen Schilden (ancilia) einen Waffentanz unter Aneinanderſchlagen der Schilde und heiligen Geſängen, in denen die erſten Helden Italiens gefeiert wurden, aufführten. Ihre Tracht bei dieſer feierlichen Handlung beſtand aus einer geſtickten vielfarbigen Tunica, mit einem ehernen Gürtel, aus einer ſpitzigen Mütze, einem Schwerte, einer Lanze, die ſie in der rechten, und dem heiligen Schilde, welches ſie in der linken Hand trugen. Das Feſt begann am 1. März und dauerte mehrere Tage, während deren die Prieſter an den Orten, wo ſie übernachteten, auf Staatskoſten glänzend bewirthet wurden. Urſprünglich beſtand die Zahl der Prieſter aus 12 und, da ſie vom Palatinus auszogen und dort überhaupt ihren Aufenthalt hatten, ſo nannte man ſie Palatini Salii. Später fügte Tullius Hoſtilius noch 12 neue hinzu, welche vom mons quirinalis Quirinales, Collini oder Agonales Salii benannt wurden. Ihren Waffentanz führte der Praesul an und die heiligen Geſänge ließ der vates ertönen. Sie ſtanden unter einem magister collegii Saliorum. Es war übrigens ein patriciſches Amt und wer dazu gelangen wollte, von dem durften keines der Eltern geſtorben ſein. 82.

Salier, ſ. Franken.

Salieri (Antonio), einer der ausgezeichnetſten Componiſten der neueren Zeit, geboren im Jahre 1750 zu Legnano, erhielt ſeine erſte Ausbildung zu Venedig unter Pescetti's Leitung und zu Neapel und ging dann nach Wien, wo er Gaßmann's Unterricht genoß und an deſſen Stelle im Jahre 1773 Kapellmeiſter und Theaterdirector wurde. Wien blieb ſeitdem bis zu ſeinem Tode ſein feſter Aufenthaltsort, doch unternahm er zu wiederholten Malen Reiſen, wie z. B. in den Jahren 1778 und 1783. Im Jahre 1784 brachte er zu Paris ſeine Oper, die „Danaiden," ein Werk, welches man anfangs ſeinem Gönner und Freunde Gluck zuſchrieb, zur Aufführung, und zwar mit ſo großem Beifalle, daß ihm die Compoſition der „Horatier und Curiatier" aufgetragen wurde; höher noch ſtieg für ihn der Enthuſiasmus in Paris, als er im Jahre 1787 die Oper „Tarare" (Axur) auf die Bühne brachte, allerdings ein Werk, welches den Ruf, deſſen es genießt, in jeder Hinſicht verdient. Die Zahl der Opern, die er ſeitdem zur Aufführung brachte, beläuft ſich auf 40, unter denen außer den genannten vorzüglich noch „La grotta di Trofonio;" „La cifra;" „Semiramide;" „Armida" und

„Palmira“ bemerkt zu werden verdienen. Bekannt und mit Recht beliebt ſind außerdem ſeine Arien und Geſänge verſchiedener Art, nicht minder mehrere ſeiner Inſtrumentalcompoſitionen und einige ſeiner Kirchenſachen, wie unter andern eine Paſſion, gelten für Muſter ihrer Art. Seit 1824 lebte S. in Ruheſtand verſetzt in ſtiller Zurückgezogenheit bis an ſeinen Tod, welcher am 7. Mai 1825 erfolgte. 36.

Saline heißt jede Anſtalt, wo Salz bereitet wird (ſ. Halurgie).

Salis (Karl Ulyſſes von), ein berühmter Staatsmann und Gelehrter, wurde am 25. Aug. 1728 zu Marſchlins in Graubündten geboren, ſtudirte ſchon in ſeinem 15. Jahre zu Baſel die Rechte, unternahm hierauf mehrere Reiſen und wurde bereits in ſeinem 18. Jahre als Syndicator angeſtellt. Nachdem er alsdann verſchiedene Ämter verwaltet hatte, wurde er 1757 zum Podeſta von Tiran im Veltlin ernannt, vertauſchte aber 1768, um dem Haſſe ſeiner Gegner auszuweichen, die er ſich durch ſeine Vaterlandsliebe zugezogen hatte, dieſe Stelle mit der eines franzöſiſchen Geſchäftsträgers in Graubündten, verwaltete dieſen Poſten eine lange Reihe von Jahren hindurch und wußte ſich während dieſer Zeit durch die Überlegenheit ſeines Geiſtes entſcheidenden Einfluß auf die Angelegenheiten von Graubündten zu verſchaffen. Im Jahre 1771 übernahm er eine Erziehungsanſtalt, welche bisher zu Haldenſtein beſtanden hatte, verpflanzte dieſelbe nach Marſchlins und übergab dem Doctor Bahrdt die oberſte Leitung derſelben, verlor aber einen großen Theil ſeines Vermögens, als ſie ſchon 1777 ſich wieder auflöſte. Um den Anfeindungen ſeiner Gegner, ſo wie den Parteiungen, durch welche 1790 Graubündten zerrüttet wurde, zu entgehen und ſein eigenes Leben, welches in Gefahr kam, zu ſichern, verließ er die Schweitz und wurde deßhalb am 30. Juni 1794 für immer aus ſeinem Vaterlande verbannt, geächtet und der Reſt ſeines Vermögens eingezogen. Er hatte ſich unterdeß nach Erduldung vieler Drangſale mit ſeinem 97jährigen Vater nach Tyrol und von da nach Wien begeben, wo er am 6. Oct. 1800 ſtarb. Mit der Thätigkeit und Gewandtheit eines Staatsmannes verband S. als Menſch einen kraftvollen, biedern Charakter und machte ſich auch als Schriftſteller durch folgende Werke vortheilhaft bekannt: „Beiträge zur Geſchichte beider Sicilien“ (Zürich 1790. 2 Bde.); „Fragmente zur Staatsgeſchichte des Thales Veltlin und der Grafſchaften Clefen und Worms, aus Urkunden“ (Zürich 1792. 4 Bde.); „Reiſen in verſchiedene Provinzen des Königreichs Neapel“ (Zürich 1793); „Bildergallerie der Heimwehkranken. Ein Leſebuch für Leidende“ (Zürich 1799—1808. 3 Bde., neue Auflage 1804); „Hinterlaſſene Schriften“ (Winterthur 1803). Über ſein Leben vergleiche den 3. Band der „Bildergallerie“ und das Denkmal der Ehrfurcht und Liebe dem H. von S. von ſeinen Töchtern errichtet“ (Zürich 1803). 81.

Salis (Johann Gaudenz, Freiherr von), einer der beſten lyriſchen Dichter Deutſchlands, wurde am 26. Dec. 1762 zu Seewis in Graubündten geboren und von Privatlehrern im Hauſe ſeines Vaters unterrichtet, worauf er einige Zeit bei Pfeffel in Colmar lebte. Im Jahre 1785 nahm er franzöſiſche Kriegsdienſte, wurde zum Hauptmann der Schweitzergarde von Verſailles ernannt, diente hierauf unter dem General Montesquiou in Savoyen und lebte alsdann in Paris, wo er ſich blos mit wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden beſchäftigte. Nachdem er auf einer Reiſe durch Deutſchland, die er im Jahre 1789 unternommen hatte, Göthe, Schiller, Herder und Wieland in Weimar kennen gelernt hatte, kehrte er im Jahre 1793 in die Schweitz zurück und hielt ſich als Privatgelehrter in Chur auf. Da er aber den Anſchluß Graubündtens an die Schweitz (1798) vorzüglich zu befördern geſucht hatte, ſo ſah er ſich durch die gegen ihn geäußerte feindſelige Stimmung ſeiner Mitbürger genöthigt, mit ſeiner Familie Malans, wo er damals lebte, zu verlaſſen, worauf er ſich nach Zürich begab und daſelbſt zum Generalinſpector der ſchweitzeriſchen Truppen, ſo wie zum Generaladjutanten in dem Generalſtabe Maſ-

ſena's ernannt wurde. Nachdem er zugleich bis zum Jahre 1803 Mitglied des helvetiſchen Caſſationsgerichtes geweſen war, kehrte er nach Graubündten zurück, wo er ſich bis 1817 aufhielt und mehrere Staatsämter begleitete. Als Oberſt der Eidgenoſſenſchaft nahm er jedoch bald darauf ſeine Entlaſſung und lebte in ſtiller Zurückgezogenheit zu Malans, wo er am 29. Jan. 1834 ſtarb. Als Dichter zeichnet ſich S. beſonders im Liede und in der Elegie durch Tiefe, Innigkeit und Wärme des Gefühls, durch Zartheit der Empfindung, ſo wie durch Anmuth und Natürlichkeit der Darſtellung aus, während ſanfte Melancholie und milde Schwärmerei aus den meiſten ſeiner Dichtungen athmet. Obgleich ſeine Muße unter dem verderblichen Einfluſſe einer laſterhaften Reſidenz, den leeren Förmlichkeiten des Hoflebens und den Stürmen des Krieges erſtarkte, ſo ſcheint dieſelbe bei S. doch immer dazu gedient zu haben, die Bilder eines einfach-ländlichen, gemüth- und unſchuldvollen Naturlebens, wie er es in den Jahren der Kindheit aus ſeinen unmittelbaren Umgebungen eingeſogen haben mochte, nur in um ſo klarerem und reinerem Lichte hervorzuheben. Die Herausgabe ſeiner „Gedichte" beſorgte zuerſt ſein Jugendfreund Matthiſſon (Zürich 1793, neueſte Aufl. Zürich 1823. 8.). 81.

Salisbury (Johannes von), auch Johannes parvus Salisberiensis genannt, ein Schüler des Abailard und des Wilhelm von Conches, zuletzt Biſchof von Chartres, wo er 1180 ſtarb, zeichnet ſich unter den Gelehrten und Philoſophen damaliger Zeit vortheilhaft aus durch gründliche Kenntniß der alten Sprachen, der Mathematik und Phyſik und durch tiefere Einſicht in das Weſen der Dialektik, deren Mißbräuche er recht wohl erkannte und mit großer Freimüthigkeit und geiſtvoller Darſtellung aufdeckte und rügte. Seine Werke, der „Polycraticus s. de nugis curialium et vestigiis philosophorum, libb. VIII"; „Metalogicus, libb. IV" (beide zuſammen gedruckt Lugd. Bat. 1639. Amst. 1664) und 301 Briefe (mit Gerbert's Briefen verbunden herausgegeben Paris 1611. 4.) ſind eben ſo intereſſante Beiträge zur Charakteriſtik der Scholaſtik jener Zeit und der Hauptanführer ihrer verſchiedenen Schulen, als wichtig wegen der häufigen Citate aus Büchern der Alten, die wir nicht mehr beſitzen und von denen ſich nur bei ihm Bruchſtücke erhalten haben. 80.

Salisbury (Margaretha, Gräfin von), eine durch ihren Hochſinn und durch ihr unglückliches Schickſal ausgezeichnete Frau, war die Tochter Georg's, Herzogs von Clarence, eines Bruders der Könige Eduard IV. und Richard III. und wurde im Jahre 1472 geboren. Ihre Eltern vermählten ſie noch im jugendlichen Alter an einen Verwandten König Heinrich's VII., Richard Pool, Ritter vom Orden des Hoſenbandes, dem ſie drei Söhne gebar, von denen der älteſte unter dem Namen des Cardinal Polus, der zweite unter dem des Baron von Montacute und der dritte, Namens Georg, als Ritter Pool bekannt worden iſt. Wegen ihrer feinen Bildung vertraute ihr der König Heinrich VIII. die Erziehung ſeiner Tochter, der Prinzeſſin Maria, an; als aber nach dem Übergange Heinrich's VIII. zum Proteſtantismus die Gräfin, welche dem Katholicismus treu blieb, fortfuhr mit ihrem Sohne, dem Cardinal Polus, Briefe zu wechſeln, ſo wurde ihr und ihrem zweiten Sohne, dem Lord Montacute, dieß als ſchweres Verbrechen ausgelegt, zu deſſen Angeber ſich der dritte Sohn der Gräfin, der Ritter Pool, ſelbſt erniedrigt hatte. Nachdem Lord Montacute im Jahre 1539 verhaftet und angeblich wegen gefährlicher Anſchläge, ſo wie wegen beleidigender Reden gegen den König enthauptet worden war, nahm man im folgenden Jahre auch ſeine Mutter in Gewahrſam, welcher außer dem Briefwechſel mit ihrem Sohne, ein auf ihren Kleidern geſticktes Zeichen, deſſen ſich die Aufrührer in Lincoln und Yorkſhire auf ihren Fahnen bedient hatten, ferner die Annahme von päpſtlichen Bullen, das Verbot des Leſens neuteſtamentlicher Schriften, welches ſie ihren Pachtern unterſagt hatte, und das Mitwiſſen um die von ihren Söhnen gegen den König

geſchmiedeten Pläne als die vorzüglichſten Gründe ihrer Verhaftung angegeben wurden. Ungeachtet ihres hohen Alters wurde ſie, ohne daß man ihre Vergehungen erwieſen oder ihr einen Vertheidiger geſtattet hatte, zum Tode verurtheilt, mußte aber ſelbſt nach gefälltem, richterlichen Urtheile noch zwei Jahre im Gefängniſſe ſchmachten. Als ſich aber im nördlichen Theile des Landes Unruhen regten, für deren Urheber der König den Cardinal Polus hielt, ſo beſchleunigte er die Hinrichtung von deſſen ſchon ſiebenzigjähriger Mutter, welche bei ihrem Tode die männlichſte Standhaftigkeit bewies; denn ſie weigerte ſich nicht nur, ihren Kopf auf das Blutgerüſte zu legen, um durch dieſes Zeichen der Unterwürfigkeit ſich nicht als ſchuldig zu bekennen, ſondern rief auch noch dem Henker, welchem ſie befohlen hatte, an ihr ſtehend ſein Amt zu verrichten, in den letzten Augenblicken zu, ſie könne wohl gemordet, aber nicht gerichtet werden. Der Henker verfolgte nun die Unglückliche, die mit aufgelöſten, grauen Haaren auf dem Blutgerüſte umherlief, mit dem Beile, unter deſſen Streichen ſie endlich, nachdem ſie ſchon mehrere Wunden empfangen hatte, entſeelt niederſtürzte. Auf ſo unglückliche Weiſe ſtarb die Gräfin, der letzte Sprößling des alten Stammes Plantagenet, welcher 300 Jahre lang über England geherrſcht und dem Lande eine Reihe ausgezeichneter Könige gegeben hatte. 81.

Saliſches Geſetz heißt das Geſetzbuch der ſaliſchen Franken (ſ. d. Art.), welches ſchon vor Chlodwig's Zeiten geſammelt, aber ſpäter mehrfach geändert und bereichert worden iſt. Es hat vorzügliche Wichtigkeit wegen eines Artikels (de allodiis), nach welchem alle Allode nur auf die Söhne, nie auf die Töchter übergehen durften und den man, in Frankreich vorzüglich, auf die Thronfolge ſelbſt anwendete. Zuerſt ward dieß förmlich ausgeſprochen, als Eduard III. von England (ſ. d. Art.) Anſprüche auf die franzöſiſche Krone machte, und erhielt ſeitdem volle Gültigkeit. Als die Bourbonen auf den ſpaniſchen Thron kamen (ſ. Philipp V.), wurde das ſaliſche Geſetz auch in Spanien eingeführt, aber am 29. März 1830 von Ferdinand VII. (ſ. d. Art.) zu Gunſten ſeiner Tochter wieder aufgehoben, was zuerſt eine Proteſtation der bourboniſchen Höfe und bis in die neueſte Zeit den durch Don Carlos erregten Bürgerkrieg veranlaßte, indem dieſer das ſaliſche Geſetz als fortgültig gehalten wiſſen will und darauf ſeine Rechte auf den ſpaniſchen Thron gründet. 37.

Salluſtius (vollſt. Cajus Salluſtius Criſpus), einer der beſten römiſchen Hiſtoriographen, geb. 85 v. Chr. zu Amiternum im Sabinerlande, ward im Verlaufe der Zeiten im Jahre 58 v. Chr. Quäſtor, im Jahre 51 Tribunus Plebis, im Jahre 45 durch die Begünſtigung Cäſar's Prätor, ging dann als Proprätor nach Numidien und lebte endlich die letzten Jahre ſeines Lebens als Privatmann zu Rom. Der Grundzug in S.'s Charakter war unbegrenztes Streben nach Ruhm und leidenſchaftliche Liebe zur Unſterblichkeit des Namens, und dieſe trieben ihn früh zur Theilnahme an den Geſchäften des Staats. Allerdings trifft ihn aber hier der Vorwurf, daß er ſich in überſprudelnder Jugendkraft unbeſonnen in den Strudel verwickelter Staatsverhältniſſe hineinſtürzte und dabei auch durch und durch als junger Wüſtling erſchien, aber in ſeinem vorgeſchrittenen Alter erkannte er, daß der Weg, den er eingeſchlagen hatte, ein falſcher war; er entſagte daher ſeinem frühern Leben und ſeinen Verirrungen und wendete ſeinen Fleiß auf das Studium der vaterländiſchen Geſchichte, indem er ſich den Thucydides zum Muſter nahm, den er übrigens in vielen Beziehungen nicht nur erreichte, ſondern ſelbſt übertraf. Leider ſind uns aber von ſeinen vielen Schriften nur zwei Stücke vollkommen erhalten: „Die Verſchwörung des Catilina" und „Der jugurthiniſche Krieg," jedes von beiden ein Muſter der pragmatiſchen Geſchichtſchreibung. Die Charakterſchilderungen ſind muſterhaft, die Schreibart kurz, gedrängt, elegant, jedoch nicht ohne Archaismen und Gräcismen. Außerdem

beſitzen wir noch Fragmente von einem größeren Werke: „Historia rerum in republica romana gestarum,“ in 5 oder 6 Büchern, welche zuerſt Manutius ſammelte und de Broſſes in franzöſiſcher Sprache, jedoch ſo, daß er die Lücken nach eigenem Gutdünken ausfüllte, in 3 Bdn. 4. (Dijon 1777) herausgab. Eine Überſetzung davon gab Schlüter (Osnabrück 1799—1800. 3 Bde.). Eine neue Ausgabe mit neuen Fragmenten erſchien zu Lüneburg 1828 und endlich 1830 zu Meißen von J. G. Kreyſig, wobei ſich auch die von Angel. Mai aufgefundenen Fragmente befinden. Unächt ſind zwei Reden „De republica administranda.“ Die Hauptausgaben der beiden oben angeführten Schriften ſind von Vindelinus de Spira (1470. 4. 1471. Fol. s. l.); Pomponius Laetius (Rom. 1490. 4.); Aldus (Venet. 1509. 8.); Pet. Victorius (Florent. 1576. 8.); Havercamp (Amſt. 1742. 4. 2 Bde.); Gl. Korte (Leipzig 1724. 4.); C. H. Frotſcher (Leipz. 1825. 8.). Sammlungen der ganzen Werke des S. ſind: „Ed. princ.“ (Venet. 1470); von Gruter (Frankf. 1607); Waſte (Cambridge 1710. 4. u. ſ. w.). Erwähnung verdienen außerdem noch einzelne Commentare (ohne Text) über des S. Schriften von Laur. Valla (Rom 1400. 4.); Glareanus (Baſel 1538); Rupertus (Nürnb. 1671) u. ſ. w. Gute Überſetzungen ſind von Fröhlich (Wien 1804); Schlüter (Münſter 1806. 2 Bde.); Strombeck (Götting. 1817) u. ſ. w. Vergl. Moller „Dissertatio de C. Sallustio“ (Altdorf. 1684. 4.); D. M. Müller „C. Salluſtius Cr. oder Hiſtoriſch-kritiſche Darſtellung der Nachrichten von ſeinem Leben u. ſ. w.“ (Züllichau 1817. 8.) und W. Löbell „Zur Beurtheilung des Salluſtius“ (Breslau 1818. 8.). 20.

Salm-Dyk (Conſtanze Marie, Fürſtin von), eine als Schriftſtellerin berühmt gewordene Frau, ſtammt aus dem adeligen Geſchlechte der de Thuis in der Picardie ab und wurde am 7. Nov. 1767 zu Nantes geboren. Nachdem ſie eine ſehr ſorgfältige Bildung genoſſen und das Talent zur Dichtkunſt ſchon in früher Jugend ausgebildet hatte, ſchrieb ſie in Paris, wohin ſie ſich im Jahre 1789 mit ihrem Gatten, dem Chirurgus Pipelet, gewendet hatte, die lyriſche Tragödie „Sappho,“ welche auf der Bühne mit eben ſo großem Beifalle aufgenommen wurde, wie im Publicum ihre ausgezeichneten „Epitres des femmes.“ Im Jahre 1803 vermählte ſie ſich mit dem Grafen (ſpäter Fürſten) Joſeph von Salm-Dyk und war ſeitdem fortwährend als Schriftſtellerin thätig. Ihre übrigen Schriften, welche ſich ſämmtlich durch hohe Vollkommenheit der Darſtellung auszeichnen, ſind folgende: „Eloges“ und „Discours académiques“ (Eloge de Lalande); „Vingt-quatre heures d'une femme sensible“ (Paris neue Aufl. 1825, deutſch, Krefeld 1825); „Poésies“ (Paris 1817), von denen ſie mehrere ſelbſt in Muſik geſetzt hat; „Mes soixante années, ou mes souvenirs poétiques et littéraires“ (Par. 1833). 81.

Salm-Kyrburg (Friedrich IV. Ernſt Otto Philipp, Fürſt von), wurde am 14. Dec. 1789 in Paris geboren und nach Hinrichtung ſeines Vaters am 23. Juli 1794 während der Schreckensherrſchaft in Frankreich von ſeiner Tante, einer Fürſtin von Hohenzollern-Sigmaringen, erzogen. Nachdem ſeine ſämmtlichen in Frankreich noch befindlichen Beſitzungen eingezogen und ſein am Rhein gelegenes kleines Fürſtenthum der franzöſiſchen Republik einverleibt worden, erhielt er im Luneviller Frieden (1801) durch Vermittelung ſeiner Tante eine ſouveraine Herrſchaft im zeitherigen Bisthume Münſter. Nachdem er in die Militairſchule zu Fontainebleau im Jahre 1806 aufgenommen worden war und daſelbſt einige Zeit zugebracht hatte, verließ er ſie heimlich bei der Nachricht von Napoleon's Siegen und veranlaßte ſeinen Erzieher mit ihm im Geheimen nach Polen zu reiſen, wo ſich das Hauptquartier der großen franzöſiſchen Armee damals befand. Hier trat er als Unterlieutenant in das zehnte Huſarenregiment ein, wurde kurz darauf zum Or-

donnanzofficier des Kaiſers ernannt, nahm an dem Feldzuge des Jahres 1807 Antheil und zeichnete ſich bei mehreren Gelegenheiten auf das Rühmlichſte aus. Im folgenden Jahre ſtand er bei dem Generalſtabe unter Junot in Portugal, beſorgte mehrere der ſchwierigſten Aufträge zu vollkommener Zufriedenheit deſſelben und entging während des Aufſtandes von Madrid (den 2. Mai 1808) nur mit der größten Schwierigkeit augenſcheinlicher Lebensgefahr. Bald darauf zum Granden von Spanien ernannt wurde er mit wichtigen Depeſchen vom General Reille an den Kaiſer geſendet, fiel aber unterwegs troz des heftigſten Widerſtandes, während deſſen er ſeine Depeſchen mit den Zähnen zerriß und unter einen Steinhaufen verbarg, in die Hände der Spanier, wurde gefangen nach Tarragona abgeführt und war dort bei ſeiner zehnmonatlichen Gefangenſchaft öfters der Todesgefahr ausgeſetzt, da das Volk in ihm als einen Granden von Spanien einen Verräther zu ſehen glaubte. Nachdem er von hier auf Ehrenwort entlaſſen worden war, begab er ſich auf Napoleon's Befehl zur Armee nach Deutſchland, focht mit Auszeichnung in der Schlacht bei Wagram (den 5. und 6. Juli 1809) und wurde ſpäter als Befehlshaber des 14. Chaſſeurregiments nach Italien verſetzt. Obgleich Napoleon dem Fürſten perſönlich gewogen war, vereinigte er doch das kleine Fürſtenthum deſſelben mit dem franzöſiſchen Kaiſerreiche. Nachdem Letzterer 1815 den Militairdienſt verlaſſen hatte, zog er ſich auf ſein Schloß zu Aahaus in Weſtphalen zurück, und vertauſchte ſeitdem abwechſelnd dieſen Aufenthalt mit dem auf einem Landhauſe in Ormeſon bei Paris. Im Jahre 1825 trat er ſeinen Antheil an den Ämtern Bocholt und Aahaus an das Haus Salm-Salm ab und beſitzt gegenwärtig nur noch das Fürſtenthum Hornes und die Herrſchaften Leuze, Peck und Boxtel, woraus er zugleich mit der Rente, die er von Salm-Salm erhält, 200000 Gulden jährliche Einkünfte bezieht. 81.

Salm-Reiferſcheid (Niklas, Graf von), der heldenmüthige Vertheidiger von Wien während der Belagerung der Stadt durch die Türken (1519), wurde im Jahre 1458 geboren, focht in den Schlachten bei Granſon (den 3. März 1476) und bei Murten (22. Juni 1476) gegen die Burgunder unter Karl dem Kühnen, dann gegen die Ungarn, gegen Venedig und gegen die Franzoſen. In der Schlacht bei Pavia (den 23. Febr. 1525) nahm er Franz I., König von Frankreich, gefangen, ſchlug noch in ſeinem 71. Jahre die Partei des Joh. Zapolya in Ungarn (1529) und ſtarb am 4. Mai 1530 an den Folgen einer bei der tapfern Vertheidigung Wiens, welches nur ihm ſeine Erhaltung zu danken hatte, empfangenen Wunde. Das Denkmal, welches ihm Kaiſer Karl V. und Ferdinand I. deßhalb errichten ließen, ſteht jetzt auf der Salm'ſchen Herrſchaft Raitz bei Brünn. 81.

Salmaſius (Claudius, eigentlich Claude de Saumaiſe), einer der berühmteſten Gelehrten des XVII. Jahrh., wurde am 15. April 1588 zu Semur en Auxois, im jetzigen Departement Côted'or, wo ſein Vater als angeſehener Rechtsgelehrter lebte, geboren. Dieſer legte den erſten Grund zu ſeines Sohnes wiſſenſchaftlicher Bildung, ſo daß der junge S. ſchon in ſeinem 10. Jahre den Pindar verſtand, verſchiedene Überſetzungen griechiſcher und römiſcher Dichter ausarbeitete und in ſeinem 16. Jahre die Univerſität von Paris beziehen konnte. Die dort angeknüpfte Bekanntſchaft mit Caſaubonus, ſo wie der Einfluß ſeiner Mutter, einer geborenen Proteſtantin, machten ihn ſelbſt frühzeitig dieſer Kirche geneigt. Gegen den Willen ſeines Vaters beſuchte er 1606 die Univerſität zu Heidelberg, um die Rechtsgelehrſamkeit zu ſtudiren. Er trat hier zum Proteſtantismus über und benutzte die reichhaltige Bibliothek der Univerſität mit unermüdetem Fleiße, ſo daß er binnen kurzer Zeit die Herausgabe der 2 Bücher des Nilus, Erzbiſchofs von Theſſalonich, und Barlaam's Werk „Über den Priorat des Papſtes" beſorgen konnte, denen er im Jahre 1609 eine Ausgabe des Florus folgen ließ. Dem Wunſche ſeines Vaters gemäß trat er bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich (1610) in den Advo-

catenſtand, ohne ſich je in einem Gerichtsſaale zu zeigen, da gelehrte Streitigkeiten und kritiſche Arbeiten ſeine ganze Zeit und Thätigkeit in Anſpruch nahmen. Um dieſelbe Zeit gab er zu Paris ſeine „Historiae Augustanae Scriptores IV" heraus, welche als Fortſetzung des Sueton zu betrachten ſind, da er in dem Werke die ganze Geſchichte der römiſchen Kaiſer behandelt. In der Ausgabe von Tertullian's Schrift „De Pallio" (Paris 1622 und Leyden 1656) verbreitete er ſich in den tiefſten Forſchungen über die Trachten der Römer und arbeitete darauf die gelehrten Unterſuchungen über Plinius und Solinus aus, welche er unter dem Titel: „Plinianae exercitationes in Solinum" (Paris 1629. 2 Bde. Fol.) bekannt machte. Nachdem er die Berufung an die Univerſitäten zu Padua und Bologna ausgeſchlagen hatte, nahm er die 1631 durch Scaliger's Tod erledigte Ehrenprofeſſur zu Leyden an; denn obgleich ihn die Cardinäle Richelieu und Mazarin, von denen der Erſtere ihn zu ſeinem Geſchichtſchreiber wünſchte, durch Ertheilung des Staatsrathstitels, durch Verleihung des St. Michaelsordens und durch das Anerbieten von reichlichen Penſionen nach Frankreich zu ziehen ſuchten, ſo lehnte er dennoch dieſen Ruf ab und behielt ſeine damalige Stellung bei, wozu ihn wohl zum Theil die Erbitterung der franzöſiſchen Geiſtlichkeit bewog, die er ſich durch ſeine Schrift: „De primatu Papae" zugezogen hatte. Auf Veranlaſſung des verbannten Königs von England, Karl's II., ſchrieb er eine Vertheidigungsſchrift für deſſen Vater unter dem Titel: „Defensio regia pro Carolo I", welche von Seiten des engliſchen Parliaments durch Milton in der Schrift: „Defensio pro populo Anglicano" eine bittere Erwiederung fand. Da ihm aber ſein Eifer in Vertheidigung des Königthums auch das Mißfallen ſeiner republikaniſchen Gönner in Holland zugezogen hatte, ſo folgte er im Jahre 1650 um ſo lieber einer Einladung der Königin Chriſtine von Schweden; allein durch den ſchädlichen Einfluß des dortigen Klima auf ſeine Geſundheit veranlaßt bat er bald um ſeine Entlaſſung, welche ihm gewährt wurde. Er kehrte nun durch Dänemark, in deſſen Hauptſtadt ihn der König ſehr ehrenvoll aufnahm, nach Holland zurück und ſtarb nach einigen Jahren während eines Gebrauches der Bäder von Spaa am 3. Sept. 1653. Außer den ſchon erwähnten Schriften hinterließ er noch eine Menge anderer Werke, welche alle die umfaſſende Gelehrſamkeit beweiſen, die S. in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens ſich erworben hatte. Seine Kenntniſſe verbreiteten ſich über alle Theile der Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Philoſophie, über griechiſche und römiſche Alterthümer; er verſtand Hebräiſch, Chaldäiſch, Arabiſch, Perſiſch, Koptiſch und ſtellte ſelbſt Unterſuchungen über das Indiſche und Chineſiſche an. Ungeachtet er ſeine Werke in unglaublich kurzer Zeit vollendete, ſo nahm er doch ſpäter niemals eine Verbeſſerung in denſelben vor. Durch ſeine vielen Streitſchriften zog er ſich zahlreiche Feinde zu und in Hinſicht des guten Geſchmacks verdient er nicht als Muſter empfohlen zu werden, allein die größten Gelehrten ſeiner Zeit erkannten die Tiefe und den Umfang ſeiner Gelehrſamkeit huldigend an. 81.

Salmĭak, ſalzſaures Ammoniak, lat. sal volatile; franz. sel ammoniac commun; engl. sal ammoniac, ein natürliches Product von Vulcanen und Erdbränden, iſt vom Kryſtallſyſteme des Würfels, meiſt ſalzartiger äußerer Beſchaffenheit, von ſpecifiſchem Gewichte 1,4—1,5, und weiß, grau und gelb von Farbe. Es iſt leicht auflöslich im Waſſer und beſitzt einen eigenthümlichen, urinöſen Geſchmack. Der künſtlich bereitete S. kommt aus Ägypten, wo er durch Verbrennung des Kameelmiſtes aus der Aſche deſſelben gewonnen wird; auch wird er in chemiſchen Fabriken zuſammengeſetzt. Man bedient ſich ſeiner in der Technik und als Arznei. 76.

Salmōneus, ein Sohn des Äolus und der Enarete, ein durch ſeinen Übermuth bekannt gewordener Fürſt von Elis, lebte anfangs in Theſſalien und führte darauf eine Colonie nach Elis, wo er ſich ſeitdem niederließ. Um von ſeinen

Unterthanen für einen Gott gehalten zu werden, befahl er denſelben ihm wie dem Zeus zu opfern, dem er auch durch Nachahmung des Donners und Blitzes gleichzukommen ſtrebte. Zu dieſem Zwecke ließ er über einen Theil ſeiner Hauptſtadt eine Brücke aus Erz bauen, von welcher er im Darüberfahren brennende Fackeln herabſchleuderte, während ausgeſandte Diener diejenigen tödten mußten, in deren Nähe die Fackeln niedergefallen waren, um dem Volke den Glauben beizubringen, ſie wären wirklich vom Blitze getroffen worden. Zur Strafe für dieſe Vermeſſenheit ſoll er ſelbſt einſt vom Zeus durch den Blitz getödtet worden ſein. Außerdem ſchreibt man ihm die Gründung der am Ufer des Alpheus gelegenen Stadt Salmonia oder Salmone zu, welche ebenfalls während eines Gewitters durch Erdbeben unterging. Eine Tragödie des Sophokles, deren Gegenſtand S. war, iſt verloren gegangen. 81.

Salomo, einer der berühmteſten iſraelitiſchen Könige, der Sohn David's von der Bathſeba, ward vom Propheten Nathan erzogen und auf Anſtiften ſeiner Mutter mit Übergehung ſeines ältern Bruders Adonja, der deßhalb ſich empörte, ſchon bei David's Lebzeiten zum Könige geſalbt. Gleich nach ſeiner Thronbeſteigung (1025 v. Chr.) ließ er den Adonja und den Feldherrn Joab ermorden, heirathete eine ägyptiſche Prinzeſſin, knüpfte freundſchaftliche Verbindungen mit dem Könige Hiram von Tyrus an und ſuchte durch beſſere Organiſation des Staates, Belebung des Handels, Erhebung von Kunſt, Induſtrie und Wiſſenſchaft ſein Reich im Innern zu heben, wie durch eine impoſante Kriegsmacht ſich bei dem Auslande im Anſehen zu erhalten. Er erbaute den ſchon von David projectirten prächtigen Jehovatempel auf Moriah; gründete oder befeſtigte die Städte Hazor, Megiddo, Geſer, Bethhoron, Baalath, Palmyra ꝛc.; nahm tyriſche Seeleute in Dienſt, welche er von den Hafen Elath und Eziongeber am rothen Meere aus in ferne Länder ſandte; trieb ſelbſt einen vortheilhaften Pferdehandel mit Ägypten und Syrien; gab eine Menge weiſer Geſetze, zeichnete ſich ſelbſt durch praktiſche Weisheit und als Dichter, vorzüglich in Gnomen aus und erwarb ſich dadurch einen ſolchen Ruf, daß ſelbſt die Königin des fernen Saba (ſ. Arabien) durch den Ruf ſeiner Weisheit zu ihm geführt ward. Aber er führte auch einen wahrhaft orientaliſchen Hofſtaat ein, hielt einen zahlreichen Harem von ausländiſchen Weibern, denen er freie Religionsübung geſtattete und wodurch er den Götzendienſt, dem er zuletzt ſelbſt huldigte, wieder einführte, verbreitete dadurch Weichlichkeit und Luxus unter dem Volke und mußte die Unzufriedenheit deſſelben durch die drückenden Abgaben erregen. Dieſe Unzufriedenheit brach auch nach ſeinem Tode aus (975 v. Chr.) und veranlaßte die Theilung des Reichs (ſ. Hebräer). — Die vierzigjährige Regierung S.'s galt der ſpätern Zeit ſtets als das goldne Zeitalter der hebräiſchen Geſchichte und er ſelbſt für das Muſter höchſter Weisheit, ja das Morgenland hat ihn in ſeinen Sagen ſelbſt zu dem erhabenſten aller Könige gemacht. Er iſt in der Sagengeſchichte der Perſer der größte Weltherrſcher aller Zeiten, dem Menſchen, Thiere und Geiſter gehorchten; alle großen Denkmäler der alten Baukunſt Vorderaſiens werden ihm zugeſchrieben, die er mit Hülfe der Dſchinnen (ſ. d. Art.) aufgerichtet haben ſoll; ſie laſſen ihn auf den Flügeln des Oſtwinds ſein weites Reich, das ganz Aſien umfaßte, jeden Tag durchreiſen, beſchreiben ſeinen Hof als ein irdiſches Paradies und flechten die ſchönſten Mythen des Morgenlands in ſeine Geſchichte. Seine ungeheure Macht und Weisheit hatte er aber durch ſeinen Siegelring, dem der Name Gottes und die Formeln der Macht und Herrſchaft eingegraben waren, und dieſer ſpielt daher in den Märchen des Morgenlandes ſtets eine beſondere Rolle. — Vergl. „Roſenöl" (Stuttgart 1813. 1. Bd. S. 147 ff.). — Über die S. zugeſchriebenen Schriften, Sprüchwörter, Prediger und hohes Lied ſ. d. beſonderen Artt. 23.

Salomogebirge, ſ. Afghaniſtan und Perſien.

Salpeter, Salnitre, lat. nitrum; franz. potasse nitratée; engl. nitre, ein Salz von eigenthümlich kühlendem und ſalzig bitterem Geſchmacke, von weißen und grauen Farben, gewöhnlich in Form ſäulenförmiger oder ſpießiger Kryſtalle des orthotypen Kryſtallſyſtemes von eigenthümlichem Gewichte 1,9—2,0, beſteht aus $46\frac{2}{3}$ Theilen Natron und $53\frac{1}{3}$ Theilen Salpeterſäure. Es wird in der Natur im Boden vieler Kalkſteinhöhlen, hervorgegangen aus Fäulniß thieriſcher Körper, gefunden, aus demſelben ausgelaugt und aus der Lauge in Kryſtallform gebracht. Dergleichen Höhlen kennt man in Sicilien, Apulien, Tyrol, Ungarn, in Braſilien, in den vereinigten Staaten, in Indien. Auch künſtlich durch erregte Fäulniß thieriſcher Körper und Excremente wird dieſes Salz erzeugt und in Handel gebracht. Seine Eigenſchaften zu verpuffen in der Glühhitze und mit Kohle und Schwefel plötzlich und gewaltſam ſich ausdehnende Gasarten hervorzubringen, weßhalb er mit demſelben vereint ein wirkſames Sprengmittel, das Pulver, abgibt, und ſein Verbrauch in Medicin und Speiſen ſind bekannt. 76.

Salpeterſäure, lat. acidum nitricum; franz. acide nitrique; engl. nitric acid, wird aus Salpeter mit Schwefelſäure übergoſſen deſtillirt. Sie iſt tropfbar flüſſig, ſchwach unangenehm riechend, ſehr ſauer und ätzend, röthet blaue Pflanzenfarben und zerſtört faſt alle organiſche Stoffe. Die Haut wird von S. gelb gefärbt. Sie beſtehet aus Stickſtoff und Sauerſtoff, wird nach ihrer Stärke oder Schwäche rauchende S. und Scheidewaſſer genannt und erhält als letzteres in den Künſten und Gewerben mancherlei Anwendung. 5.

Salt (Henry), berühmter Reiſender, Generalconſul von Ägypten, wurde im Jahre 1771 zu Litchfield geboren und begleitete nach vollendeten Studien den Lord Valentia (Grafen von Mountmorris), deſſen Zuneigung er durch große Fertigkeit im Zeichnen erworben hatte, auf ſeinen Reiſen durch Oſtindien, Ägypten und Abyſſinien, entdeckte in Axum, der Hauptſtadt dieſes Landes, eine berühmte Inſchrift und lieferte eine ſorgfältige Beſchreibung aller in derſelben befindlichen Denkmäler. Obgleich er vergebens im Jahre 1809 im Namen der Regierung eine Handelsverbindung Englands mit Abyſſinien anzuknüpfen verſucht hatte, ſo war doch die Reiſe für Kunſt und Wiſſenſchaft von großem Vortheile, beſonders da viele früheren Nachrichten über jenes Land durch ſeine Unterſuchungen beſtätigt wurden. Als engliſcher Generalconſul von Ägypten, wozu er im Jahre 1817 ernannt wurde, beaufſichtigte er beſonders die Ausgrabungen von Denkmälern, Gräbern und Tempeln des alten Theben und ſtand bei dem Vicekönige, Muhammed Ali, in großem Anſehen, ſtarb aber unerwartet im Jahre 1827 auf einem Dorfe in der Nähe von Kahira. Als Schriftſteller machte er ſich durch folgende Werke bekannt: „XXIV. large views taken in St Helena, the Cape, Abyssinia, Egypt etc.“ (Lond. 1809. Fol.); „Account of a voyage to Abyssinia and travels in the interior of that country“ (Lond. 1814. 4.); auch verſah er die Reiſebeſchreibung des Lord Valentia mit höchſt ſchätzbaren Anmerkungen. — Vergl. J. J. Hall's „Life of Henry S. including his correspondence“ (Lond. 1834. 2 Voll.). 81.

Salutiren (militairiſch), ſ. Gruß.

Salvandy (Narciſſe Achille von), ein politiſcher und Romanſchriftſteller Frankreichs, wurde am 11. Juni 1795 zu Condom, im Departement des Gers, geboren, beſuchte das Lyceum Napoleon, nahm als Freiwilliger an den Feldzügen der Jahre 1813 und 1814 Theil, wurde bei Brienne verwundet und von Napoleon, der ihm am 6. April 1814 das Kreuz der Ehrenlegion ertheilte, zum Adjutantmajor ernannt, worauf er unter Ludwig XVIII. bei den königlichen Haustruppen diente, alsdann während der hundert Tage ohne Anſtellung blieb und ſpäter als Adjutantmajor und Capitain wieder in die Armee eintrat. Im Jahre 1820 ſah er ſich genöthigt, die Stelle eines Maître des requêtes im Staatsrathe, welche

er 1819 übernommen hatte, wegen Herausgabe der Flugſchrift „Sur les dangers de la situation présente“ (Paris 1820) wieder aufzugeben, unternahm nun eine Reiſe nach Spanien, wies ſpäter alle Anträge der Regierung auf eine Anſtellung zurück, beſchäftigte ſich ausſchließlich mit literariſchen Arbeiten und wurde in den letzten Jahren als Mitglied der franzöſiſchen Akademie aufgenommen. Im Jahre 1830 trat er in die Kammer ein, zeigte ſich als eifriger Doctrinair, blieb ohne Amt und entfernte ſich von den Grundſätzen der Regierung. Als Schriftſteller trat er zuerſt mit der Flugſchrift „Sur la nécessité de se rallier au roi“ hervor, worauf er die eben ſo freiſinnige als gelungene Broſchüre „La coalition et la France“ (Par. 1816) folgen ließ, wegen der er auf die Anklage der fremden Geſandten nur mit Mühe einer gerichtlichen Beſtrafung entging; ferner ſchrieb er „Vues politiques“ (Par. 1819); „Don Alonzo ou l'Espagne“ (Par. 1824. 4. Deutſch, Breslau 1825. 5 Bde.); „Islaor ou le barde chretien“ (Par. 1824. Deutſch von Erlach, Heidelb. 1825); „Histoire de Pologne avant et sous le roi Jean Sobiesky“ (Par. 1830. 3 Voll. 2. Ed. Deutſch, Stuttgart 1827. 2 Bde.); „Seize mois ou la révolution et les révolutionnaires“ (Paris 1831. 2. Auflage unter dem Titel: „Vingt mois etc.“, Par. 1832); deſſen Fortſetzung unter dem Titel: „Paris, Nantes et la session“ (Paris 1832) erſchien. Der Roman: „Natalie“ (Paris 1833) ſoll von ſeiner Frau geſchrieben ſein. Über die wichtigſten Streitfragen der Zeit ſprach er ſich mit Begeiſterung, politiſchem Scharfblicke und feſten, conſtitutionellen Grundſätzen in den Flugſchriften: „Le ministère et la France“; „Le nouveau règne et l'ancien ministère“; „Du parti à prendre envers l'Espagne“ u. a. aus. 81.

Salvator Roſa, ſ. Roſa.

Salverte (Anne Joſeph Euſèbe Baconnière), Mitglied der Deputirtenkammer und der Akademie der Inſchriften, wurde am 18. Juli 1771 in Paris geboren, war anfangs als Advocat am Chatelêt und nach Aufhebung deſſelben bei dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten und bei dem Kataſter angeſtellt. Nachdem er im Jahre 1795 als Empörer gegen den Convent zum Tode verurtheilt, im folgenden Jahre aber freigeſprochen worden war, wies er jede Anſtellung von Seiten einer Regierung zurück und lebte blos für die Wiſſenſchaften, ſo wie für die Vertheidigung der Volksfreiheit und der Rechte ſeiner Freunde, deren er mehrere unentgeldlich vor Gericht vertheidigte. Als Abgeordneter des Departements der Seine trug er im Jahre 1819 auf die Anklage des Miniſterium Villèle an, ſchloß ſich darauf an die Geſellſchaft Aide-toi, Dieu t'aidera an und gehörte auch nach der Revolution vom Jahre 1830 zur Partei der Oppoſition, indem er die Grundſätze und Folgerungen derſelben zu verwirklichen ſtrebte. Als Schriftſteller hat er ſich durch folgende Werke bekannt gemacht: „Entretiens de Junius Brutus et de Cajus Mucius“ (Par. 1793); „Idées constitutionnelles présentées à la Convention“ (Par. 1794); „De la balance du gouvernement et de la législature“ (Paris 1798); „Des rapports de la médecine avec la politique“ (Paris 1806); „Tableau littéraire de la France du 18ième siecle“ (Par. 1809); „Des pétitions“ (Par. 1819); „Un député doit-il accepter des places“ (Par. 1820); „Essai historique et philosophique sur des noms d'hommes, de peuples et de lieux, considérés principalement dans leurs rapports avec la civilisation“ (Par. 1824. 2 Voll.); „Essai sur la magie, les prodiges et les miracles“ (Brux. 1817); „Des sciences occultes“ (Par. 1829—1830. 2 Voll.). Schon in ſeinen Jünglingsjahren gab er Gedichte, Erzählungen und ſpäter ein Trauerſpiel: „Phéodosie“ (Par. 1815) heraus. 81.

Salvi (Giambattiſta), ein trefflicher italieniſcher Maler, auch unter dem Namen Saſſoferrato bekannt, war im Jahre 1605 zu Saſſoferrato geboren

und erhielt den erſten Unterricht von ſeinem Vater, Tarquinio S., einem ſehr geſchickten Maler. Später ſcheint er ſich vorzugsweiſe nach Domenichino gebildet zu haben, doch ſtudirte er auch mit großem Fleiße andere Meiſter, ohne aber je in blinde Nachahmung zu verfallen. Vorzügliche Beachtung verdienen ſeine „Madonnen", denen er einen höchſt eigenthümlichen Ausdruck zu geben wußte. Man findet ſie häufig in Gallerien, unter andern eine ſehr ſchöne in der wiener Gallerie. S.'s Colorit iſt ſehr angenehm, die Ausführung ſorgfältig und vor Allem ausgezeichnet ſein Helldunkel. — Er ſtarb im Jahre 1685 zu Rom. — Ein anderer Künſtler dieſes Namens, Nicolo S., geb. 1699 zu Rom, geſt. 1751, hat ſich als Architekt einigen Ruhm erworben. 36.

Salviati (Franciſco), auch bekannt unter dem Namen Cecco Roſſi de' S., geb. 1510 zu Florenz, gehört unter die vorzüglichſten Maler der florentiniſchen Schule. Del Sarto und Baccio Bandinelli waren ſeine Lehrer und durch das Studium der römiſchen Meiſter vollendete er ſeine Ausbildung. Er malte meiſt geiſtliche Gegenſtände, bisweilen jedoch auch weltliche Geſchichten und mythologiſche Gegenſtände. Seine Compoſition iſt großartig und reich, die Zeichnung ſorgfältig, obwohl die Umriſſe etwas ſcharf, und die Ausführung äußerſt angenehm und zart. Das Nackende iſt reizend und das ſchöne weiche Fleiſch durchſcheint die eben ſo ſchöne Draperie. Auch das Colorit verdient Lob, obwohl es einen Vergleich mit den großen venetianiſchen Coloriſten nicht aushält. Die beſten Werke dieſes Künſtlers befinden ſich zu Florenz, Rom und Venedig, an letzterm Orte unter andern die berühmte Darſtellung der Geſchichte der Pſyche, in Florenz das nicht minder treffliche Werk, „der Triumph des Camillus" und eine gelungene „Abnahme vom Kreuze." — S. ſtarb zu Florenz im Jahre 1563. 36.

Salvus conductus, ſ. Sicheres Geleit.

Salz und Salzwerk, ſ. Halurgie.

Salza (Hermann von), Hochmeiſter des deutſchen Ritterordens, geb. um 1180 auf dem Stammſchloſſe Salza in Thüringen, lebte in ſeiner Jugend als Edelknabe am Hofe des Landgrafen Konrad von Thüringen. Eifer für Religion und kühne Thatenluſt führten ihn in das gelobte Land; er trat in den Orden der deutſchen Ritter, der ihn, ein Vorbild der Tapferkeit, zu ſeinem Marſchalle und, als um 1210 der Meiſter Hermann Barth geſtorben war, einſtimmig zum Ordensmeiſter erwählte. S. brachte den Orden zu hoher Blüthe. Er war es, der durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften, beim Papſte und Kaiſer hoch angeſehen, der Brüderſchaft viele Begünſtigungen erwarb, durch welche ſie bald zu großer und ausgedehnter Macht gelangte. Im Kreuzzuge 1217 befeſtigte er die Pilgrimsburg und an der Spitze ſeiner deutſchen Ritter, an welche die Schaaren des Kreuzheeres ſich anſchloſſen, nahm er 1219 Damiette mit ſtürmender Hand; aber der unbeſonnene Zug 1221, zu welchem die Herrſchſucht des päpſtlichen Legaten Pelagius die fränkiſchen Heerführer verleitete, zerſtörte mit einem Male die Frucht dieſes theuer errungenen Sieges und alle früheren Anſtrengungen der Chriſten im Morgenlande. Man ſchloß einen Waffenſtillſtand auf 8 Jahre. Von beiden Seiten wurden Geißeln geſtellt; unter den chriſtlichen war auch S.; er wurde aber bald wieder frei gegeben. Sogleich reiſte der Hochmeiſter nach Italien, um von dem Kaiſer und Papſte die Anordnung eines neuen Kreuzzuges zu erlangen, die ihm auch zugeſichert, aber von Jahr zu Jahr verſchoben ward. Unterdeſſen war S. in Italien und Deutſchland beſchäftigt, des Ordens innere Kraft zu erhöhen, auch ſchickte er zu Folge einer nordiſchen Geſandtſchaft im Frühjahre 1228 eine Ordensſchaar unter den tapfern Hermann Balk gegen die heidniſchen Preußen, um ſie zum Chriſtenthume zu bewegen. — Im Spätſommer 1228 war endlich auch das Kreuzheer gerüſtet; mit dieſem und dem Kaiſer Friedrich II. landete S. am 8. Sept. zu Akka. Der Kampf nahm bald für die Chriſten eine günſtige Wendung. Da-

durch und durch geſchickte Unterhandlungen mit dem Sultane brachte es S. dahin, daß ein Waffenſtillſtand auf 10 Jahre geſchloſſen und den Chriſten faſt das ganze eigentliche Königreich von Jeruſalem zurückgegeben wurde. Am 17. März 1229 hielt er mit dem Kaiſer den langerſehnten Einzug in Jeruſalem. Mit dem Kaiſer nach Italien zurückgekehrt gelang es ihm, denſelben mit dem Papſte zu verſöhnen, wofür er in den Reichsfürſtenſtand erhoben wurde. Inzwiſchen hatten die tapferen Ordensritter im Norden die Eroberung des Kulmerlandes vollbracht und zur Erleichterung des Werks vereinigte S. 1234 den Dobriner- und den liefländiſchen Ritterorden mit dem deutſchen. Als endlich der Markgraf Heinrich von Meißen mit einem Kreuzheere an der Weichſel erſchien, fiel 1237 Pomeſanien, Pogeſanien und auch Eſthland in des Ordens Hände. So war Preußen erobert; der deutſche Orden wurde zu einer Landeshoheit erhoben. Civiliſation der unterworfenen Völker und Cultur ihrer Länder war des Deutſchmeiſters Hauptaugenmerk. Kräftig führte er das Ruder des deutſchen Ordens in 2 Welttheilen. Er ſtarb zu Salerno, wohin er ſich zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit begeben hatte, am 20. Mai 1239; ſein Leichnam wurde zu Barletto in Apulien in der Ordenskapelle beigeſetzt. — S. Bayer's „Lebensbeſchreibung des Herrn von Salza" im continuirten gelehrten Preußen (Bd. 1). 25.

Salzbrunn(en), ein Dorf in der preußiſchen Provinz Schleſien und deren Regierungsbezirke Breslau, mit 1900 Einw., beſitzt ein berühmtes mineraliſches Bad. Die Hauptquelle oder der Oberbrunnen ſoll zwar ſchon im XIV. Jahrh. entdeckt und gebraucht worden ſein, doch gelangte die Anſtalt zu keiner Bedeutung. Erſt nachdem man in neuerer Zeit auf die Vorzüge der daſigen Quellen aufmerkſam gemacht hatte, wurde S. gehörig gewürdigt, die früher geringe Anzahl der Badegäſte vermehrte ſich im Jahre 1822 angeblich bis zu 1312 und die ehemaligen ärmlichen Bauerwohnungen, in denen die Fremden ihr Obdach fanden, wurden durch geſchmackvollere Gebäude erſetzt. Außer dem oben genannten Brunnen werden noch 7 Quellen, namentlich der Mühl-, Heil-, Sauer- und Heinrichsbrunnen, die beiden erſten vorzugsweiſe zum Trinken, benutzt und die Anzahl der Flaſchen, die davon in neuerer Zeit verſendet werden, beläuft ſich jährlich über 100000. Auch befindet ſich dabei eine nicht unbedeutende Molkencuranſtalt, die alle Jahre den Bedarf von 9000 Quart Molken liefert. S. wird beſonders bei Bruſt- und Lungenübeln, bei Hypochondrie, Hyſterie, Abzehrung, Hämorrhoiden, Skropheln, Mangel an Verdauung, Rheumatismus, Blutanhäufung und vielen anderen Krankheiten beſucht und die nahen freundlichen Umgebungen, ſo wie die entferntere Wilhelmshöhe, Konradsthal, das herrliche Fürſtenſtein, die am Häufigſten beſuchten Örter, verſchönern vielfach den Aufenthalt daſelbſt. — S. Zemplin, „Die Brunnen- und Molkenanſtalt zu Salzbrunn für die Brunnengäſte" (2. Aufl. Bresl. 1833) und „Jahrbücher für Deutſchlands Heilquellen und Seebäder" v. E. v. Gräfe und Kaliſch (Berlin 1836). 35.

Salzburg (30° 41′ 10″ L. und 47° 43′ 10″ N.B.), Kreisſtadt und ſonſt die Hauptſtadt des vormaligen reichsunmittelbaren Erzbisthums Salzburg, auch jetzt der Sitz eines Erzbiſchofs mit Domcapitel und eines Landrechts, liegt in einer ſehr romantiſchen Gegend, im Norden von einer Ebene und auf den übrigen drei Seiten theils von ſteilen Bergen, theils aber auch von Mauern und Wällen umgeben, an beiden Ufern der Salzach, über die eine 370 Fuß lange, 40 Fuß hohe hölzerne Brücke führt, welche einen herrlichen Anblick der Stadt gewährt, und hat 957 hohe, in engen Gaſſen ſtehende und im italieniſchen Style gebaute Häuſer mit 13000 Einwohnern, 3 Vorſtädte (Müllen, Nonnthal und Stein), 8 Thore, mehrere Plätze, 26 Kirchen, worunter 1 Kathedrale und 6 Pfarrkirchen, 1 Benedictinerſtift St. Peter, 1 Benedictinernonnenſtift am Nonnenberge, 1 Theater, 3 Civilhoſpitäler, 1 Militairhoſpital, 1 Irren- und Waiſenhaus, 2 Kranken-

häuſer, 3 Armenhäuſer und überhaupt 36 milde Stiftungen und Beſſerungsanſtalten. Unter den öffentlichen Plätzen ſind die ausgezeichnetſten: der Reſidenzplatz mit einem aus weißem Marmor prächtig erbauten Springbrunnen geziert und der mit Arkaden eingefaßte Domplatz mit einer coloſſalen Bildſäule aus Blei auf marmornen Piedeſtal. Unter den 26 Kirchen ſind die bemerkenswertheſten: die prächtige, im Style der Peterskirche in Rom erbaute, 150 Fuß breite, 360 Fuß lange und unter der Kuppel 220 Fuß hohe Domkirche, mit 2 Thüren, einer Façade aus Marmor, 5 Orgeln, ausgezeichneten Gemälden und mit der vor der Thüre ſtehenden, von Hagenauer trefflich gearbeiteten Marienſäule; die 1485 erbaute Margararethenkirche, mit einem ſehr intereſſanten alten Friedhofe; die ehemalige Univerſitäts-, jetzt Lyceumkirche, im griechiſch-römiſchen Style erbaut; die Kirche zu St. Peter, welche Haydn's Denkmal enthält; die Dreifaltigkeitskirche mit trefflichen Gemälden; die 1818 abgebrannte, aber wiederhergeſtellte Sebaſtianskirche, mit einem der ſchönſtɩn Friedhöfe Deutſchlands, welchen 4 Corridore mit Arcaden umgeben und welcher 260 Schritte lang iſt; die Kirche der Benedictinerinnen auf dem Nonnenberge, 1480 erbaut, mit trefflichen Glasmalereien. Von anderen Gebäuden zeichnen ſich aus: die Winterreſidenz oder das kaiſerliche Schloß auf dem Hofplatze; der Neubau, in welchem das Kreisamt und andere Behörden ihren Sitz haben; das 1818 abgebrannte, jetzt wiederhergeſtellte kaiſerliche Schloß Mirabella, mit einem großen, dem Publicum geöffneten Luſtgarten, auf der rechten Salzachſeite gelegen; das Lyceumgebäude; der ehemals erzbiſchöfliche Marſtall für 130 Pferde nächſt der Reitſchule, jetzt eine Cavalleriecaſerne, die mit der Winterreitſchule 650 Fuß lang iſt und in deren öſtlichem Flügel die Sommerreitſchule iſt. Neben der letztern ſind in den Felſen des Mönchsberges 3 Corridore mit 96 Arcaden über einander in Geſtalt eines Amphitheaters ausgehauen. Zu den Merkwürdigkeiten Salzburgs gehören: das neue Thor, ein 420 Fuß langer, 22 Fuß breiter und 40 Fuß hoher Weg, durch einen Theil des Mönchsbergs gehauen, von dem Erzbiſchofe Sigismund von Schrattenbach 1774 vollendet und mit deſſen 16 Fuß hoher, von Hagenauer gearbeiteten Marmorbildſäule geziert; der Bürgelſtein mit ſeinen Gartenanlagen, am Fuße des Capuzinerberges, worauf die Kirche und das Kloſter der Capuziner liegen und der von ſeinem höchſten Punkte eine reizende Ausſicht darbietet. Einige Feſtungswerke umgeben S. und auf dem Schloßberge, dem höchſten Punkte des Mönchsberges, erhebt ſich 400 Fuß über der Stadt die Feſtung Hohenſalzburg mit einem Zeuchhauſe und einer herrlichen Ausſicht. Der ſüdliche Theil des Mönchsberges, welcher den Salzburgern zu ihrem beliebteſten und ſchönſten Spaziergange dient, iſt gleich einer Wand ſenkrecht abgeſchnitten und bildet ſo ein unermeßliches Bollwerk der Feſtung. An wiſſenſchaftlichen Anſtalten beſitzt S.: 1 Lyceum mit theologiſchen und philoſophiſchen Studien, 1 Director und 11 Profeſſoren, wobei eine Bibliothek mit 36000 Bänden; 1 zoologiſches Muſeum und 1 botaniſchen Garten; 1 medieiniſch-chirurgiſche Lehranſtalt für Landärzte mit 1 Director und 6 Profeſſoren; 1 Gymnaſium; 1 Normalhauptſchule; 1 erzbiſchöfliches Alumnat; 1 Schullehrerſeminar; 1 Urſelinerkloſter mit einer Mädchenerziehungsanſtalt; das rupertiniſche Collegium; das marianiſche Collegium; 1 Bibliothek in dem Benedictinerſtifte St. Peter mit 40000 Bänden, 1000 Incunabeln und einer Menge Münz-, Gemälde- und Kupferſtichſammlungen und 1 Leſecabinet. Auch die Induſtrie iſt nicht unbedeutend, denn es hat verſchiedene Gewerbe und Fabriken, als: 1 Drahtzieherei, 2 Eiſenhämmer, 1 Feilenhauerei, 1 Leder-, 1 Baumwollen-, Zeuch-, 1 Zitz- und Kattun-, 1 Sockenmanufactur, 1 Spielkarten-, 1 Majoli- und 1 Spiegelfabrik, 4 Tabaks-, 4 Stärke- und Puderfabriken, Brauerei, die indeß für die Stadt nicht hinreicht (35466 Eimer), 1 Steinbruch, 1 Loh- und Sägemühle, 4 Buchhandlungen, 3 Buchdruckereien. Wichtiger noch als die Induſtrie iſt der Handel, beſonders der Speditions- und Com-

miſſionshandel. In S. werden jährlich 2 Meſſen oder Dulten gehalten und erſcheinen jährlich 5 Zeitungen. An der Stelle, wo jetzt S. liegt, lag die römiſche Stadt Juvavia; daher man auch in den Umgebungen, vorzüglich auf dem loiger Felde, wo man den ſchönen Moſaikboden, der nach Wien kam, ausgrub, und am Bürgelſteine mancherlei Alterthümer aufgefunden hat. In der Nähe liegen die kaiſerlichen Luſtſchlöſſer: Hellebrunn an der Salzach, mit angenehmen Gärten, künſtlichen Waſſerwerken der Neptunsgrotte, einem in Felſen gehauenen Theater ꝛc.; Kleßheim, im italieniſchen Style erbaut, mit weitläufigen Gartenanlagen; Leopoldskorn mit berühmter Gemäldeſammlung und an einem großen Teiche; und Algen, ein fürſtlich ſchwarzenbergiſches Schloß, mit herrlichem Parke, am Fuße des 2560 Fuß hohen Geisberges, von deſſen großer Kuppe man eine unbeſchreiblich ſchöne Ausſicht hat. 71.

Salze, lat. sales; franz. sels; engl. salts, entſtehen durch die Vereinigung der Baſen mit Säuren. Sie werden in der Chemie eingetheilt in ſaure, neutrale und baſiſche S. Die erſteren machen in ihren Auflöſungen blaue Pflanzenfarben roth, die zweiten laſſen blaues und rothes Lackmuspapier unverändert und die dritten machen rothes Lackmuspapier blau. Ehedem nannte man alle feſte, meiſtens kryſtallirbare, geruchloſe Körper, welche in wenigſtens 400 Theilen Waſſer auflöslich waren und auf der Zunge einen Geſchmack erregten, Salze. Mittelſalze waren Verbindungen von Säuren mit Erden oder Metalloxyden; Neutralſalze, wenn die Verbindung der Säure mit einem Alkali vollkommen war. 5.

Salzkammergut, das von ſeinen reichhaltigen Salzbergen den Namen hat, iſt ein gebirgiger Landſtrich im ſüdweſtlichen Winkel des Traunkreiſes in Oberöſtreich und enthält mit Ort und Traunkirchen 15³⁹ □Meilen. Es iſt eine Schweiz im Kleinen, faſt ganz mit meiſtens ſehr hohen Alpen und Bergen, unter denen ſich der 64000 Fuß hohe Priel und der 9200 Fuß hohe Schneeberg (Dachſtein) befindet, bedeckt, die $\frac{44}{53}$ ſeiner Oberfläche betragen, und wird von der Traun, die in demſelben durch den Hallſtädter- und Traunſee geht, durchſtrömt. In dieſem Landſtriche liegen 3 Marktflecken: Iſchl, Lauffen und Hallſtadt, 3 Dörfer und mehrere Weiler, die zuſammen 69 Ortſchaften ausmachen, 2402 Häuſer enthalten und von 14616 Seelen bewohnt werden, worunter 10106 Lutheraner, die übrigen Katholiken ſind. Der erſte dieſer Marktflecken iſt der anſehnlichſte und liegt, ſo wie auch Lauffen, an der Traun und hat ein beſuchtes Soolbad; Hallſtadt liegt am Hallſtädterſee. Die Salzberge befinden ſich bei Iſchl und Hallſtadt. Die Einwohner dieſes Landſtriches nähren ſich von Waldcultur und der Arbeit bei den Salzbergwerken und Salzſiedwerken, die jetzt jährlich 800000 Centner ausbeuten und wohl noch mehr ausbeuten könnten, wenn man Abſatz dafür hätte und nicht das Holz ſchonen müßte. Eigentliches Steinſalz wird hier nicht gewonnen, ſondern es wird ſüßes Waſſer in die Wehren oder Kammern der Salzberge geleitet und wenn es hinreichend mit aufgelöſtem Salze geſchwängert iſt, wird es durch Röhren in die Siedehäuſer Iſchl, Hallſtadt, Ebenſee und dem Dorfe Lambach geführt und hier zu Salz geſotten. Die Röhrenleitung nach Ebenſee (eigentlich nach dem Dorfe Lambach), eine höchſt ſehenswerthe Anlage, beſonders da, wo ſie über das 80 Klafter breite Goſauthal (den Goſauzwang) führt, iſt 4 Meilen lang. Mit dem Salzkammergute ſind jetzt noch die Graf- und Herrſchaften Ort und Traunkirchen verbunden, welche erſtere 890 Häuſer und 5981 Einwohner und letztere 650 Häuſer mit 3976 Einwohnern hat; mithin enthält das ganze S. 4942 Häuſer und 24573 Einwohner. 71.

Salzmann (Chriſtian Gotthilf), ein berühmter pädagogiſcher Schriftſteller und Stifter der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal, wurde den 1. Juni 1744 zu Sömmerda bei Erfurt geboren. Von ſeinen Eltern erhielt er den erſten Unterricht und eine fromme Erziehung. Nach einem kurzen Aufenthalte auf der Schule zu

Langenſalza (ſeit 1756) kehrte er 1758 wieder nach Erfurt, wo ſein Vater damals als Prediger lebte, zurück und wurde nun durch Privatunterricht und Benutzung von Vorleſungen einiger Profeſſoren daſelbſt zur Akademie vorbereitet. Von 1761 ſtudirte er zu Jena, gab ſeit 1764 in Erfurt Unterricht und erhielt nach mehreren fehlgeſchlagenen Hoffnungen 1768 die geringe Pfarrſtelle zu Rohrborn bei Erfurt. Doch auch die kurze ſtille Zurückgezogenheit des friedlichen beſchränkten Landlebens war für den 24jährigen Jüngling erſprießlich. Auf einem nahen Hügel hatte er ſchon hier die erſten Grundzüge zu dem geiſtigen Gebäude einer künftigen Erziehungsanſtalt entworfen und ſein häusliches Glück gegründet, als er 1772 Diakonus an der Andreaskirche in Erfurt ward. Bald darauf Paſtor derſelben Gemeinde predigte er mit großem Beifalle und ſuchte durch Locke, Rouſſeau und Baſedow geweckt und durch aufmerkſame Beobachtung ſeiner eigenen Kinder belehrt eine beſſere Erziehung und einen zweckmäßigern Unterricht in der Schule einzuführen. Dieß veranlaßte ſeine erſte Schrift: „Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde" (Leipz. 1778—1787. 8 Bde.). Bald folgte ſein „Krebsbüchlein, eine Anweiſung zur unvernünftigen Kinderzucht" (Erfurt 1781. 5. Aufl. 1819) und die Schrift: „Über die wirkſamſten Mittel Kindern die Religion beizubringen" (Leipz. 1809. 3. Ausg.). Durch beſſere Grundſätze und geläuterte Anſichten im Gebiete der Theologie und Philoſophie, durch beſondere Klarheit und ungekünſtelte Herzlichkeit im mündlichen und ſchriftlichen Vortrage erwarb er ſich zwar viele Freunde, aber auch neidiſche, blinde Eiferer unter den Geiſtlichen. Daher war dem friedliebenden Manne, trotz ſeiner Rechtfertigung, der ehrenvolle Ruf an das vor Kurzem gegründete Philanthropin in Deſſau als Religionslehrer und Liturg willkommen. Mit hoher Begeiſterung trat er 1781 in ſeinen neuen Lebensberuf. Hier ſchrieb er ſeinen trefflichen Roman: „Karl von Karlsberg oder über das menſchliche Elend" (Leipz. 1783—1786. 6 Bde.). Aber Uneinigkeit in der Direction, Mißfallen an der Anſtalt ſelbſt und manche andere unangenehme Verhältniſſe ließen ihn ſeinen Lebensplan, eine Erziehungsanſtalt nach eigenen Ideen zu gründen, immer ſchärfer ins Auge zu faſſen. Daher ſchlug er 1784 ſeinen Wohnſitz auf einem von ihm gekauften Landgute zu Schnepfenthal im Gothaiſchen auf. Die Anſtalt, die er hier ſtiftete, beſtand anfangs nur aus ſeinen eigenen Kindern und einigen Pflegeſöhnen; aber rege Thätigkeit, praktiſcher Blick, weiſe Ökonomie und Cultur des Bodens, inniges Gottvertrauen und wohlwollende Mitwirkung bemittelter und einflußreicher Freunde, unter denen ſein erhabener Fürſt, Ernſt II. von Gotha, vor Allen ihn unterſtützte, ließen ſein Werk in Kurzem herrlich nach Innen und Außen gedeihen. Mehrere Inſtitutgebäude erhoben ſich bald nach einander, eine Buchdruckerei, eine Reitbahn, ein Naturaliencabinet wurden angelegt und gaben dem Ganzen eine höhere Vollendung. Seine Familie vermehrte ſich nach und nach und er bildete zwei von ſeinen Söhnen und mehrere ſeiner Töchter zu Erziehern heran, verband die Letztern mit würdigen Lehrern (Lenz, Märker, Weißenborn und drei Brüder Ausfeld) und näherte ſo ſeine Anſtalt immer mehr der Idee einer erweiterten patriarchaliſchen Familienerziehung, in welcher er ſelbſt das belebende Princip ward. Auch die übrigen Mitarbeiter, welche er für dieſelbe gewann, unter denen beſonders, außer den bereits genannten, die Namen André, Bechſtein, Guts-Muths, Glatz, Blaſche, Girtanner u. A. zu bemerken ſind, trugen durch einmüthige und geſchickte Ausführung ſeiner Pläne und treue Nacheiferung ſeines Beiſpiels zum Flore der Anſtalt weſentlich bei. Da ſich S. außerdem noch durch pädagogiſche Schriften und auf Reiſen mit dem fröhlichen Chor ſeiner Zöglinge (in rother Uniform) dem Publicum rühmlichſt bekannt machte, ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß bald aus allen Ländern Deutſchlands im Süden und Norden, aus der Schweiz, Portugal und England Zöglinge, ſelbſt mehrere Prinzen und Grafen, ihm anvertraut wurden. Vor Allem aber die guten Grundideen, auf welche S. ſeine Anſtalt baſirt

hatte, eine naturgemäße, vielſeitige und harmoniſche Ausbildung ſeiner Zöglinge in körperlicher, geiſtiger und ſittlicher Rückſicht, ohne ſelbſt die Confeſſionsdifferenz hervorzuheben, erweckten überall die ſchönſten Hoffnungen ſorgſamer Eltern. Und die einfache, herzliche Anſprache, der ſittliche Ernſt, der religiöſe Sinn S.'s, ſo wie ſeine treue Sorge und Pflege der Kinder, vorzugsweiſe bei Krankheiten derſelben, verbürgten und erfüllten ihre Erwartungen. So hatte S. die Freude ſeine Anſtalt im Jahre 1803 in ihrer höchſten Blüthe zu ſehen, als die glücklichſte Darſtellung und Fortbildung philanthropiſcher Ideen. Doch das vorherrſchende philanthropiſche, praktiſch-ökonomiſche Element in derſelben, ſo wie das Erwachen allgemeiner Theilnahme am Schulweſen und neue Erſcheinungen in demſelben, beſonders in der Schweiz, endlich auch die nachtheiligen Einwirkungen der politiſchen Ereigniſſe jener Zeit ließen ihn am ſpäten Abend ſeines Lebens, namentlich ſeit 1807, das allmählige Sinken ſeiner Anſtalt wahrnehmen. Seine Schnee-, Kirſch-, Kartoffel- und Ordensfeſte fanden keinen Anklang mehr, der Realismus des Philanthropismus hatte ſich ausgelebt, man vermißte in ihm Tiefe und Vollſtändigkeit der Bildung. Deſſenungeachtet legte S. noch kurz vor ſeinem Tode (den 31. Oct. 1811) bei Enträthſelung einer geheimnißvollen Schrift über einem ſeiner Erziehungsgebäude öffentlich das Zeugniß ab, daß er erreicht habe, was er gewollt. Und ſein Inſtitut theilte nicht das Schickſal ſo vieler Privatunternehmungen, es wurde nicht von ſeinen eigenen Zöglingen verſchrieen und durch innere Uneinigkeit zerriſſen; ſein Andenken lebt fort auch in dem rühmlichen Beſtehen ſeiner Stiftung unter ſeinen Nachkommen. Von ſeinen zahlreichen Schriften verdienen noch ausgezeichnet zu werden: „Gottesverehrungen im Betſaale des deſſauer Philanthropins" (4 Thle. Braunſchweig 1781—1783. 5. u. 6. Thl. Leipz. 1784—1788); „Moraliſches Elementarbuch" (1789 u. Leipz. 1819—1820. 2 Thle.); „Der Himmel auf Erden" (Schnepf. 1797. 2. Ausg. 1819); „Ameiſenbüchlein" (Schnepf. 1806); „Der Bote aus Thüringen" (Schnepf. 1788—1816); „Über die Erlöſung der Menſchen durch Jeſum" (Leipz. 1790. 2 Bde.); „Bibliothek für Jünglinge und Mädchen" (Braunſchw. 1787); „Heinrich Glaskopf" (Schnepf. 1820); „Heinrich Gottſchalk in ſeiner Familie" (Ebend. 1804); „Konr. Kiefer" (Ebend. 1814. 2. Ausg.); „Konr. Kiefer's ABC und Leſebüchlein" (Ebend. 1806. 2. Ausg. 2 Thle.); „Konr. Kiefer's Bilderbüchlein" (Ebend. 1804. 2 Thle.); „Conſtant's Lebensgeſchichte" (Leipz. 1791—1793. 3 Thle.); „Seb. Kluge, ein Volksbuch" (Leipz. 1790); „Nachrichten aus Schnepfenthal für Eltern und Erzieher" (Leipz. 1786—1788. 2 Bde.); „Reiſen der Salzmann'ſchen Zöglinge" (Leipz. 1784—1793. 6 Thle.); „Über die Erziehungsanſtalt in Schnepfenthal" (Schnepf. 1808); „Unterricht in der chriſtlichen Religion" (Ebend. 1808); „Erſter Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von 8—10 Jahren" (Ebend. 1808); „Joſ. Schwarzmantel" (Ebend. 1821. 2. Ausg.); „Über die heimlichen Sünden der Jugend" (Leipz. 1820. 4. Ausg.); „Taſchenbuch zur Beförderung der Vaterlandsliebe" (Schnepf. 1802). 84.

Salzſäure, Hydrochlorſäure, lat. acidum muriaticum; franz. acide hydro-chlorique; engl. hydrochloric acid, beſteht aus Chlor, Waſſerſtoff und Waſſer und wird bereitet, wenn man Kochſalz mit Schwefelſäure deſtillirt und das ſich erzeugende ſalzſaure Gas in Waſſer auffängt. S. iſt ſehr ſauer, im reinen Zuſtande waſſerhell, im nicht reinen Zuſtande gelblich; wenn ſie concentrirt iſt, raucht ſie an der Luft. Sie löſt viele Metalle auf, gibt mit ihnen leicht lösliche Salze und dient in der Technik bei vielen Arbeiten. 5.

Samaniden, eine muhammedaniſche Dynaſtie, ſtammten von Aſſad, dem Sohne eines gewiſſen Samân ab, der bei dem Chalifen Al Mamun in hoher Gunſt ſtand und deſſen 4 Söhne Statthalterſchaften in Mawer alnahr, Choraſan und Herat erhielten (819 n. Chr.). Unter ihnen hob ſich Naſr in Samarkand durch den Sturz

der Taheriden und die Wegnahme Bochara's, ſein Bruder Ismail vernichtete die Soffariden (900), erhielt vom Chalifen den Titel **Padiſchah** und unterwarf nach und nach ganz Turan und die nördlichen Provinzen Perſiens, welche ſeine Nachkommen behaupteten, bis die Gasnewiden ſie ſtürzten. Merkwürdiger Weiſe erkannten ſie ſtets die Oberhoheit des Chalifen an. 37.

Samaritaner hießen die Bewohner von Mittelpaläſtina nach der Zerſtörung des Reichs Iſrael von ihrer Hauptſtadt **Samaria**, welches vom Könige Omri erbaut und zur Reſidenz erhoben, nach der Zerſtörung durch Salmanaſſar wieder aufgebaut, nach mehrmaliger Verwüſtung von Herodes dem Großen verſchönert, mit dem Namen **Sebaſte** (Auguſta) belegt ward und jetzt noch ein unbedeutendes Dorf iſt. Sie waren aus den zurückgebliebenen Iſraeliten und Coloniſten aus dem aſſyriſchen Reiche gemiſcht und wurden deßwegen von den zurückkehrenden Juden nicht mehr als Religionsgenoſſen anerkannt. Daraus entſpann ſich ein heftiger gegenſeitiger Haß, der ſich zuerſt in Hinderung des Tempelbaues von Seiten der S. äußerte, ſpäter, nachdem der Prieſter Manaſſe mit einem Exemplar der 5 Bücher Moſis zu den Samaritanern übergegangen war, zur völligen Trennung führte, indem die S. auf dem Berge **Garizim** einen Tempel bauten und einen eigenen Gottesdienſt einführten. Dieſer ward zwar durch Johannes Hyrkanus (127 vor Chr.) zerſtört, aber dadurch der Haß aufs Neue ſo geſteigert, wie er ſich in dem neuen Teſtamente geſchildert findet. Bei der Empörung der Juden, welche die Zerſtörung Jeruſalems herbeiführte, verhielten ſie ſich ruhig und blieben daher in ihrem Beſitze; aber in dem Laufe der Zeiten ſind ſie durch die Ereigniſſe ſehr zuſammengeſchmolzen und beſtehen jetzt etwa noch aus 30 Familien, die zu Naplus (Sichem) und Jaffa wohnen, ihren eigenthümlichen Cultus haben und ſtreng an dem moſaiſchen Geſetze halten. Doch beſtehen ihre kanoniſchen Bücher nur aus dem Pentateuche (in einer Abſchrift des jüdiſchen Pentateuchs mit einigen anderen Lesarten beſtehend, nebſt einer ſamaritaniſchen Überſetzung, — vergl. darüber die Schriften von **Geſenius** und **Winer** —) und einem apokryphiſchen Buche Joſua; außerdem haben ſie noch einige religiöſe Schriften und Lieder (vergl. Geſenius, „Carmina samaritana“, Halle 1823. 4.). Ihr Religionsſyſtem iſt aber noch nicht ganz vollſtändig bekannt (vergl. Geſenius, „De Samar. theologia“, Halle 1822). Die Sprache der S., welche mit einer der althebräiſchen ſehr ähnlichen Schrift geſchrieben wird, ſteht zwiſchen der chaldäiſchen und hebräiſchen in der Mitte. 23.

Samarkand, eine der berühmteſten Städte Aſiens, liegt im jetzigen Chanat Bochara (82° 20′ L., 39° 37′ N.B.) am Sereffchan in einer reizenden Gegend, iſt jetzt nur noch eine mit Lehm ummauerte Stadt mit 50000 Einwohnern, aber vielen ſchönen Gebäuden, Moſcheen, großen Baſars, vieler Betriebſamkeit und ausgebreitetem Handel (ein Hauptplatz für Sklavinnen). Früher hieß ſie Maracanda und ſchon Alexander der Große fand ſie ſehr blühend, doch unter Timur, der ſie zu ſeiner Reſidenz erhob, hatte ſie ihren höchſten Glanz; ſie war der Sitz der höchſten morgenländiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt, hatte eine der blühendſten muhammedaniſchen Univerſitäten, die von Schülern aus allen Ländern des Islams beſucht ward und ward von den Dichtern als das irdiſche Paradies geprieſen. Auch war hier die große von Ulug Beg erbaute Sternwarte. 37.

Same, lat. semen; franz. semence; engl. seed, nennt man den Theil der Gewächſe, der zum fernern Fortkommen derſelben beſtimmt iſt und bisweilen aus einem Stücke, meiſt aber aus zwei Hälften beſteht, die ſich beim Keimen in Blättchen (**Samenlappen** oder Samenblättchen), zwiſchen denen an einer Seite der Keim liegt, verwandeln. Außen iſt der S. mit doppelten Häuten bedeckt, von denen die äußere dicke und feſte die **Samenhaut**, die innere durchſichtige und zarte das **Samenhäutchen** heißt. Die Geſtalt des Samens iſt ſehr verſchieden; denn man findet ihn bald kugelrund, rundlich, eirund, länglich, bald wieder

teller-, nierenförmig ꝛc. Der zwiſchen den Samenblättchen befindliche Keim beſteht aus 2 Körpern, einem ſpitzigen, der beim Keimen ſogleich in die Erde geht, zur Wurzel wird und das Schnäbelchen heißt, und einem blätterähnlichen, welcher das Blattfederchen genannt wird und den Stengel nebſt den Blättern hervorbringt. Die Gegend, wo der Keim im Samen liegt, läßt ſich ſchon von Außen erkennen, indem ſich dort ein tiefer Eindruck (Nabel) befindet. So lange der S. noch nicht zur völligen Reife gediehen iſt, iſt er durch einen kleinen Faden (Nabelſchnur) befeſtigt. Nach der Zahl der Samenläppchen haben einige der neueren Botaniker, z. B. Juſſieu, Decandolle, Lamarck, die Pflanzen eintheilen wollen, und die, welche keine Samenblättchen haben, Akotyledonen, die 1, 2 oder mehrere derſelben hervorbringen, Monokotyledonen, Dikotyledonen, Polykotyledonen ꝛc. genannt, was aber keinen rechten Eingang finden will. — Auch der Stoff, welcher dem Thierreiche zur Fortpflanzung dient, wird S. und zwar männlicher S. (sperma) genannt, welcher eine in den Hoden abgeſonderte Flüſſigkeit darſtellt, die ſich bei der Ausſpritzung mit der flüſſigen und milchigen Feuchtigkeit der Vorſteherdrüſe vermiſcht und nach Vauquelin aus 900 Theilen Waſſer, 60 thieriſchen Schleimes, 10 Natrum, 30 phosphorſauren Kalkes und einigen Spuren ſalzſauren und vielleicht auch ſalpeterſauren Kalkes beſteht. Das Zuſammenkommen und Vermiſchen des männlichen Samens mit dem weiblichen Zeugungsſtoffe bedingt die Befruchtung (ſ. d. Art.). 14.

Samhara heißt der glühende Küſtenrand Oſtafrikas, welcher ſich im Oſten von Habeſch am arabiſchen Meerbuſen bis zur Meerenge Bab el Mandeb hinzieht. Er wird meiſt von Danakil (ſ. d. Art.) bewohnt und durchzogen und nur an der Küſte ſind einige Städte, worunter Maſſua, Handelsplatz und Hafen mit 2000 Einw., und Zulla mit dem alten Adule. Von hier aus gehen die Karawanen vom Meere nach Habeſch. 37.

Samniter (Samnites, Saunites, Σαυνῖτες), eine der älteſten und berühmteſten Völkerſchaften des alten Italien, die mit den Sabinern verwandt war und die Landſchaft Samnium bewohnte, ein Gebirgsland, das zwiſchen Picenum, Etrurien, Latium, Campanien, Lucanien und Apulien im Norden am Fluſſe Aternus, im Süden am Frento (Fortorn) lag und jetzt zum Kirchenſtaate und zu Neapel gehört. Schon in den früheſten Zeiten verbreiteten die S. ſich über den größten Theil dieſes großen Landſtriches und waren den naheliegenden Völkerſchaften gefährliche Grenznachbarn, die keine Gelegenheit vorbeigehen ließen, ihre Beſitzungen zu erweitern. In demſelben Verhältniſſe ſtanden ſie auch ſchon frühzeitig zu den Römern, und 70 Jahre lang mußten dieſelben mit nur wenig Unterbrechungen kämpfen, ehe ihre Adler auch über dieſen Theil Italiens ihre Flügel ruhig ausbreiten konnten. Die erſte Veranlaſſung zu einem Kriege der S. mit Rom waren die Campaner, die in ihrem Lande von den Samnitern angegriffen und hart bedrängt in Rom um Hülfe baten und den Römern ihr ganzes Land zum Schutze übergaben. Da Rom aber mit den Samnitern im Bündniſſe ſtand, ſuchte der römiſche Senat die Sache erſt im Guten beizulegen und blos durch Worte die S. von den Feindſeligkeiten abzuhalten. Allein ſtatt Gehorſam ward ihnen eine trotzige Antwort und Rom ſah ſich genöthigt die Sache mit den Waffen zu entſcheiden. 342 v. Chr. zogen zwei römiſche Heere unter dem Conſul Valerius Corvus und Publ. Decius Allus den Samnitern entgegen. In zwei blutigen Schlachten geſchlagen mußten die S. um Frieden bitten. Allein ſchon in den nächſten Jahren brach der Krieg mit den Römern von Neuem los. Die Römer hatten ſich Latium unterworfen, dadurch aber auch die S., die ebenfalls dieſe Länder zu beſitzen wünſchten, zur Eiferſucht gereizt. Die nächſte Folge davon war das Bündniß der S. mit den Lucanern und Apuliern (336 v. Chr.) und in dem nun erfolgenden Kriege der hartnäckigſte Widerſtand. Deſſenungeachtet fochten aber doch

die Römer anfangs mit vielem Glücke, wenn es ihnen auch nicht möglich wurde, den Samnitern ein entſcheidendes Treffen zu liefern. Durch ihr bisheriges Glück ſtolz gemacht drangen ſie endlich 321 v. Chr. unvorſichtigerweiſe in Samnium ein, wurden aber bei der Stadt Caudium (ad furcas Caudinas) ſo in Engpäſſe eingeſchloſſen, daß ſie ſich in die traurige Nothwendigkeit verſetzt ſahen, ſich den Samnitern zu ergeben. Die S. ließen ſich 700 römiſche Ritter als Geißeln geben, wogegen das ganze Heer unter dem Joche weggehen mußte. Der römiſche Senat war über ſolche Schmach erbittert, erklärte, weil der hier bei Caudium abgeſchloſſene Vertrag ohne ſein Vorwiſſen nach eigenem Gutdünken des Poſthumius abgeſchloſſen worden ſei, denſelben für null und nichtig, lieferte den Poſthumius den Samnitern aus und beſchloß die Fortſetzung des Krieges. Der römiſche Feldherr Papirius Curſor erhielt das Obercommando und erſt dieſem gelang es die vorher erlittene Schmach zu rächen. Nachdem er die römiſchen Geißeln befreit hatte, ſchlug er die Samniter in einer mörderiſchen Schlacht und ſchickte ſie ebenfalls unter das Joch. 7000 Mann und unter ihnen ſelbſt der ſamnitiſche Feldherr Pontius geriethen dabei in römiſche Gefangenſchaft. Allein auch jetzt ergaben ſich die S. nicht der römiſchen Herrſchaft. In ihre Gebirge und Waldungen geflohen ſetzten ſie mit nur um ſo größerer Hartnäckigkeit den Krieg fort, verbanden ſich mit mehrern anderen Völkern Unteritaliens, denen ebenfalls die römiſche Herrſchaft läſtig war, und kämpften mit abwechſelndem Glücke bis 288 v. Chr., wo ſie, nachdem ſie in mehreren Schlachten Niederlagen erhalten hatten und nach Beſiegung des gleichzeitig kämpfenden Pyrrhus, Königs von Epirus, von den Römern Frieden erbitten mußten. Aber dennoch lebte noch der alte Geiſt und der alte Muth in dem Volke, obſchon ihre Kraft ſo gebrochen war, daß ſie ſich lange Zeit unter dem römiſchen Scepter ruhig verhalten mußten. Erſt zu den Zeiten der Bürgerkriege, als die italieniſchen Bundesgenoſſen ſich gegen Roms Gewaltherrſchaft empörten, verſuchten die S. noch einmal ſich ihre alte Freiheit zu erkämpfen. Aber jetzt erlagen ſie wieder den römiſchen Waffen und wurden durch Sulla's mörderiſches Schwert vernichtet. 4000 S. wurden, nachdem ſie in einer blutigen Schlacht geſchlagen worden waren, 9 Tage darauf auf Befehl des Sulla auf dem Marsfelde niedergehauen, um das Volk der S. für immer unſchädlich zu machen. Sulla's Abſicht wurde vollkommen erreicht; die Wenigen, die dieſem furchtbaren Blutbade entgangen waren, lebten fortan in Dörfern zerſtreut und wagten nie wieder ſich gegen ihre Herren zu rächen. Außer der ihnen angeborenen Tapferkeit rühmen die alten Schriftſteller von den Samnitern noch einſtimmig eine ſeltene Liebe zur Kunſt und Betriebſamkeit, wovon jedoch der Grund in ihrer geographiſchen Lage zu finden iſt, da ſie ſchon in früheſter Zeit mit den ihnen nachbarlich wohnenden Griechen Unteritaliens in nähere Berührung kamen. Ihre Sprache war die oſciſche. Berühmt waren endlich noch zu ihrer Zeit ihre Waffen und darunter vorzüglich ihr langer Wurfſpieß, der ſpäter ſelbſt auch unter den Römern gebräuchlich wurde. Vergl. die gediegene Schrift von Zinkeiſen: „Samnitica“ (Lips. 1831) und die ausgezeichneten Bemerkungen über die S. von Niebuhr („Röm. Geſch.“ I. p. 55—64) und Wachsmuth („Röm. Geſch.“ I. p. 67—73). 20.

Samogitien (Schamaiten), eine ehemalige Landſchaft in Litthauen, an der Oſtſee gelegen, wurde von Kurland, dem eigentlichen Litthauen und Preußen begrenzt. Die Einwohner trieben vorzüglich Seehandel und obgleich ſchon 1413 von Witold, dem Herzoge von Litthauen, ein Bisthum zu Wornie oder Miedniki, der frühern Hauptſtadt, errichtet worden war, ſo traten ſie doch erſt im XVI. Jahrh. völlig zum Chriſtenthume über. Bis in die neueſte Zeit ſind ſie den Sitten ihrer Väter treu geblieben. Unter Sigismund Auguſt kam S. an Polen und gehört gegenwärtig zur ruſſiſchen Statthalterſchaft Wilna. Die wichtigeren Städte ſind Kjedang mit 3000 Einw. und Polangen mit einem Hafen und 4000 E. 35.

Samojeden, ein Urvolk Aſiens, bewohnten, ſo weit die geſchichtliche Kenntniß reicht, die Gebirgsgegenden am obern Jeniſei. Durch andere aſiatiſche Horden bedrängt zogen ſich die einzelnen Stämme weiter nach Norden hinauf und zerſtreuten ſich in Sibirien an den Küſten des Eismeeres bis zur Lena und ſelbſt nach Europa herüber, wo ſie in der erſten Hälfte des XVI. Jahrh. von den Ruſſen nach und nach unterjocht wurden. Sie ſind, nur Wenige ausgenommen, kleiner Statur, haben ein ſchwarzes Auge und dergleichen Kopfhaar und eine gelbe Geſichtsfarbe, und ungeachtet der ſonſtigen Verſchiedenheit hinſichtlich ihrer Sitten und Gebräuche iſt das Laſter des häufigen Genuſſes hitziger Getränke und des Tabaks allgemein herrſchend. Sonſt ſind ſie gutmüthige, ehrliche Menſchen, in einem hohen Grade phlegmatiſch und ohne alle Bildung und beſchäftigen ſich nach der Beſchaffenheit der Gegend, wo ſie ihre Zelte oder Hütten errichtet haben, mit Viehzucht, die europäiſchen namentlich mit Rennthierzucht, Fiſcherei und Ackerbau. Ihre Sprache klingt rauh und unangenehm und da ſie dafür der Schriftzeichen entbehren, ſo bedienen ſie ſich gewiſſer Zeichen, die ſie in Holz eingraben. Die nördlicheren ſibiriſchen Stämme ſind Anbeter eines unſichtbaren Weſens, das ſie Num oder Jelemubarte (Geber des Lebens) nennen; doch nicht ohne alle Einmiſchung eines dualiſtiſchen Elements, indem ſie auch Untergötter oder Tadebrey kennen, die ſie ſich in dem Streben nach dem Guten und Böſen getheilt denken. Ihre Prieſter heißen Tadibei und bilden eine eigene Kaſte. Die europäiſchen S. dagegen und einige aſiatiſche Stämme bekennen ſich zur griechiſchen Kirche. Von den einzelnen Stämmen führen wir mit Namen auf: die Koibalen, an beiden Ufern des Jeniſei; ſie ſollen ſich durch ihren ſtarken Körperbau von den übrigen S. unterſcheiden; die Kamaſchen (Kamaſchinzen), in der Gegend von Kansk; die Taugi-Samojeden und Karaſſen an den Ufern der Lena, und die Mokaſſen am taſiſchen Meerbuſen. Die S. am untern Ob, größtentheils Chriſten, heißen Nenetſch (Menſchen) und Khaſowo (Männer). 35.

Samonicus (Quintus Serenus), gelehrter Römer im III. Jahrh. n. Chr., wird gewöhnlich für den Verfaſſer eines didaktiſchen Gedichts: „De medicina“ gehalten, obwohl es Manche auch ſeinem gleichnamigen Sohne zuſchreiben. Obgleich es mehr ein aus den Schriften des Dioskorides und Plinius zuſammengetragenes literariſches Curioſum und nicht allein ohne Ordnung behandelt, ſondern ſelbſt von den abergläubiſchſten Sachen voll und auch in einer ſehr verdorbenen Sprache geſchrieben iſt, ſo hat es doch eine große Menge Ausgaben erlebt. Wir nennen nur die von Ackermann (Leipz. 1786. 8.), welche die vorzüglichſten Bemerkungen der früheren Herausgeber mit enthält. 16.

Samos, früher Parthenia, Anthemuſa, eine der berühmteſten Inſeln des Alterthums, liegt nahe an der Küſte Joniens im ikariſchen Meere und wurde ſonſt zu den Sporaden gerechnet. Sie war der Juno geweiht und in der gleichnamigen Hauptſtadt ſtand ein berühmter Tempel dieſer Göttin. Wegen ihrer Fruchtbarkeit war ſie allgemein bekannt, doch fehlte ihr der Wein, und die Geſchirre, welche aus dem Thone, den man daſelbſt grub, verfertigt wurden, waren überall geſchätzt. Sie war das Vaterland des Pythagoras und einiger anderer großer Männer. Die Einwohner waren Jonier und bildeten einen freien Staat, in deſſen Mitte Kunſt und Wiſſenſchaften herrlich gediehen. Durch Polykrates (ſ. d. Art.), der ſich zum Selbſtherrſcher aufwarf, verloren ſie zwar theilweiſe ihre frühere Verfaſſung, doch legte er auch den Grund zu der bedeutenden Seemacht, durch die ſie die langwierigen Kriege mit den Athenienſern, Lacedämoniern und Perſern beſtehen konnten. Sie ſank aber wieder, nachdem ſie Lyſander den Athenern unterwürfig gemacht hatte und gelangte auch fernerhin nicht zu ihrem einſtigen Anſehen, als Timotheus, des Conon's Sohn, ihre Freiheit wieder errungen hatte. Unter Veſpaſian wurde S. ein Beſtandtheil des römiſchen Reiches, genoß aber fortwährend

manche Freiheiten. Später traf ſie das Schickſal, das über das oſtrömiſche Reich einbrach, und ſie ſtand im Mittelalter bald unter der Herrſchaft der Araber, bald der Genueſer und Anderer, bis ſie von den Türken erobert wurde. Jetzt heißt ſie Sudam Adaſſi, iſt 8½ □M. groß und gehört zum Ejalet Dſcheſair. Sie hat hohe Gebirge und bringt Getreide, Öl, herrlichen Wein, Feigen, Baumwolle, Marmor ꝛc. hervor. Die Hauptſtadt iſt Kora, in deren Nähe man die Trümmer der einſtigen Metropolis zeigt. Die zweite Stadt iſt Vathi mit einem guten Hafen. Sie zählt 32000 Einw., welche größtentheils Griechen ſind. Während des griechiſchen Freiheitskampfes leiſteten ſie den Türken den heftigſten Widerſtand, und obgleich S. 1830 an die Türken abgetreten wurde, ſo unterwarfen ſich die Einwohner doch erſt 1835, nachdem ihnen eine allgemeine Amneſtie bewilligt worden war. Die Inſel bildet jetzt ein eigenes griechiſches Fürſtenthum unter der Oberhoheit der Pforte. Der jetzige Fürſt iſt Vogorides. 35.

Samothrăce (Samothracia), (früher Leucania, Melite, Dardania), eine kleine Inſel im ägäiſchen Meere, unfern der Küſte Thraciens und der Mündung des Hebrus (h. Marizza) gegenüber, war im Alterthume als Sitz von Myſterien bekannt. Über das Weſen und die eigentliche Tendenz derſelben läßt ſich nichts Zuverläſſiges angeben; doch aus dem, was davon bekannt worden iſt, zu ſchließen, beſtanden ſie in einem Gemiſche ägyptiſcher und phöniciſcher Gebräuche, die die ſpätere Zeit durch Aufnahme griechiſcher mehrfach anders geſtaltete, und ſie wurden vielleicht den eleuſiniſchen ähnlich der Ceres und Proſerpina, oder, wie Andere wollen, dem Zeus und Dionyſos zu Ehren begangen. Die Kabiren und ſpäter die Dioskuren ſollen ihre Vorſteher geweſen ſein. Wer zu den Eingeweihten gehörte, war der Sage nach vor den Gefahren zur See geſichert. In der Hauptſtadt befand ſich der Tempel, wo ſie abgehalten wurden, und ſie ſtanden auch nach Chriſti Geburt noch in hohem Anſehn. Die Einwohner von S. ſollen Samier (daher der Name) geweſen ſein und erfreuten ſich auch, ſeitdem Rom ſeine Herrſchaft über das Meer ausgedehnt hatte, einer ſelbſtſtändigern Verfaſſung. Jetzt heißt die Inſel Samothraki, Samandrachi (türk. Semedrek), iſt 1½ □M. groß und zählt 1500 Einw., die vom Öl- und Weinbau und von dem Handel mit anderen Südfrüchten leben; auch wird die Ziegen- und Bienenzucht ſehr lebhaft von ihnen betrieben. 35.

Samuel, der letzte der ſogenannten Richter der Hebräer, ſpät geborener Sohn eines Leviten, geb. zu Ramah um 1155 v. Chr., zeigte ſchon als Tempelknabe und ſpäter als Prieſter bei dem Hohenprieſter Eli ſo viel Kraft und Tüchtigkeit, daß er nach dem Tode des Letztern Hoherprieſter und Richter über Iſrael ward. Wahrhaft väterlich ſorgte er als ſolcher für Iſrael, rottete den Götzendienſt aus, entwickelte den Sinn für Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit durch die Gründung der Prophetenſchulen, drang auf Frömmigkeit, ſuchte das Volk immer mehr an die Geſchäfte des Friedens zu gewöhnen und ſuchte an den öffentlichen Volksverſammlungen und Gerichtstagen, die er hielt, die Bande der Eintracht und Liebe unter denſelben immer feſter zu knüpfen. Aber als er alt ward, ſchien das Glück des Landes allmählig abzunehmen; denn ſeine Söhne, denen er die Verwaltung des Landes übertragen hatte, mißbrauchten ihre Gewalt zu Tyrannei und Ausſchweifungen. Das Volk verlangte daher von ihm einen König; er gab nach, als er ſah, daß alle ſeine Vorſtellungen dagegen vergebens waren, und wählte den Saul (ſ. d. Art.). Abſichtlich ſcheint er dieſen Mißgriff gethan zu haben, ſei es, um dem Volke die Luſt nach dem Königthume bald wieder zu nehmen, oder, weil er glaubte, Saul nach ſeinen Wünſchen lenken zu können. Aber mit Betrübniß ſah er, daß er ſich in jeder Weiſe geirrt hatte, und wählte daher den David zum Gegenkönige und Nachfolger Saul's, trat aber dann vom öffentlichen Schauplatze zurück und ſtarb zu Ramah um 1057 v. Chr. 98 Jahre alt. — Die beiden nach

ihm benannten bibliſchen Bücher behandeln ihn als die Hauptperſon der damaligen Geſchichte und ſtammen höchſt wahrſcheinlich aus der Zeit der ſpäteren Könige. 23.

Samûm, Smûm, auch **Sam,** iſt ein erſtickender Wind, welcher in Meſopotamien und Arabien vorzüglich um die Nachtgleichen weht und ganz dieſelben Erſcheinungen wie der Chamſin und Harmattan (ſ. d. Art.) zeigt. Er ſcheint ſeine Entſtehung in zu großer Elektricität der Luft zu finden; denn er iſt beſtändig mit erſtickendem Schwefelgeruche begleitet und man kann ſich nur vor ihm ſchützen, wenn man ſich plötzlich mit dem Geſichte auf die Erde wirft. Seine Annäherung zeigt die plötzliche Verdunkelung der Luft und ein Getöſe in derſelben; zum Glück dauert er höchſtens eine halbe Stunde und läßt nur eine Maſſe durchdringenden feinen Staubes auf den Gegenſtänden zurück. 30.

Sanchez (ſpr. Santſches) (eigentlich Sanctius, auch Sancho), Könige von Caſtilien. — S. I. (ſ. S. III. von Aragonien). — S. II., der älteſte Sohn Ferdinand's des Großen, wurde gegen die Mitte des XI. Jahrh. geboren. Nachdem er 1067 ſeinen Oheim, König von Aragonien, in einer Schlacht beſiegt und getödtet, ſeinen zweiten Bruder, Alphons, König von Leon, 1071 in einem Kloſter untergebracht und den jüngſten, Garcias, König von Galizien und Portugal, 1072 überwunden, in das Gefängniß geſetzt und ſich der Länder Aller bemächtigt hatte, ſuchte er auch die Beſitzungen ſeiner Schweſter, der Fürſtin Uraca, an ſich zu bringen und belagerte ſie (1073) in der Feſtung Zamora. Während ihrer tapferen Vertheidigung begab ſich aber ein Bürger der Stadt als Überläufer in das Lager der Feinde, gab vor den Platz zu verrathen und erſtach den König, nachdem dieſer 7 Jahre regiert hatte. — S. III., der älteſte Sohn Alphons' IV., wurde im Jahre 1135 geboren und übernahm 1157 die Regierung. Nachdem er aus einem Kriege gegen Navarra ſiegreich zurückgekehrt war, übergab er 1158 den Tempelherren die Stadt Calatrava mit der Bedingung, dieſelbe gegen die Mauren zu vertheidigen, wodurch ſpäter ein beſonderer Ritterorden von Calatrava entſtand. Er ſtarb den 31. Aug. 1158 und hinterließ Caſtilien ſeinem Sohne, Alphons III. — S. IV., der Tapfere, war der zweite Sohn Alphons' X. und wurde im Jahre 1265 geboren. Ungeachtet ihn ſein Vater nach dem Tode ſeines ältern Bruders zum künftigen Thronfolger erklärt hatte, empörte er ſich dennoch gegen ihn und ſetzte trotz des päpſtlichen Bannes den Krieg bis zum Tode deſſelben (1284) fort. Hierauf entriß er 1292 den Mauren Tariffa und zerſtreute die Flotte des Königs von Fes. Wegen ſeiner Härte und Grauſamkeit, die er beſonders in einem Kriege gegen Aragonien zeigte, gingen viele ſeiner Unterthanen zu ſeinem Bruder, Alphons de la Cerda, über, welcher ſeit dem Jahre 1288 ebenfalls den Titel eines Königs von Caſtilien angenommen hatte. Noch während der hierdurch entſtandenen Unruhen ſtarb S. am 25. April 1295 und hinterließ die Herrſchaft ſeinem Sohne Ferdinand. 81.

Sanchez, Könige von Aragonien und Navarra. — S. I., mit dem Beinamen Caeſo, war der zweite Sohn des Königs Garcias II. und folgte ſeinem ältern Bruder, welcher im Jahre 904 in ein Kloſter ging, in der Regierung. Den Beinamen Caeſo erhielt er deßhalb, weil man ihn aus dem Leibe ſeiner Mutter geſchnitten hatte, welche nebſt ihrem Gemahle auf einer Reiſe von den Sarazenen überfallen und ermordet worden war. Ein Edelmann erzog ihn und ſtellte ihn, nachdem ſein Bruder der Regierung entſagt hatte, den zur neuen Königswahl verſammelten Ständen vor. Nachdem er als König anerkannt worden war, unternahm er einen Krieg gegen die Mauren, wurde zwar anfangs von ihnen geſchlagen, nöthigte ſie aber bald darauf zur Herausgabe alles deſſen, was ſie in Ribacorca und Soprarbien erobert hatten, ſchlug ſie darauf bei Pampelona, nahm Biscaya ein und vereinigte das jenſeits der Alpen gelegene Navarra mit ſeinem Reiche. Er blieb in einer Schlacht, welche er 926 gegen den Grafen von Caſtilien lieferte. —

Sein Sohn Garcias III. folgte ihm in der Regierung. — S. II. folgte ſeinem Vater, Garcias III., 969 in der Regierung. Nachdem er ſeinem jüngern Bruder Navarra überlaſſen und gegen die Mauren ſo wie gegen den unruhigen Grafen von Galicien glückliche Kriege geführt hatte, ſtarb er 993, worauf ſein Sohn, Garcias IV., die Herrſchaft übernahm. — S. III., der Große, folgte ſeinem Vater, Garcias IV., im Jahre 1000 in der Regierung. Den Beinamen des „Großen" erwarb er ſich dadurch, daß er die Mauren aus dem größten Theile von Spanien vertrieb. Da er außer Aragonien und Navarra auch Caſtilien, welches er mit ſeiner Gemahlin bekommen hatte, Gascogne, Biscaya, Galicien, Portugal und einen Theil von Leon beſaß, ſo nahm er den Titel eines Königs von Spanien an und ſtarb am 15. Oct. 1035. Nach ſeinem Tode wurde das Reich unter zwei ſeiner Söhne getheilt. Als König von Caſtilien führte er den Namen „S. I." 81.

Sanchez, Könige von Portugal. — S. I., war der Sohn Alphons' I. und wurde am 11. Nov. 1153 geboren. Nachdem er ſchon in früher Jugend an den Feldzügen ſeines Vaters gegen die Mauren Theil genommen hatte, übernahm er 1178 ſelbſt den Oberbefehl über die Armee, fiel mit derſelben in Andaluſien ein, verfolgte die Mauren bis vor Sevilla und ſchlug dieſelben bei Baja, ſo wie im folgenden Jahre bei Abrantes, vertheidigte 1184 die Stadt Santarem mit großer Tapferkeit gegen den König von Marokko, verwundete denſelben in der Schlacht mit eigener Hand und verfolgte ihn ſo nachdrücklich, daß er ſich in den Tajo ſtürzen mußte, worin er ſein Leben endigte. Nachdem er im Jahre 1185 den Thron beſtiegen hatte, war es ſeine vorzüglichſte Sorge, die verfallenen Städte wiederherzuſtellen und neue zu erbauen, weßhalb er den Beinamen le Poblador (der Bevölkerer) erhielt. Im Jahre 1188 fiel er in Algarvien ein, eroberte mit Hülfe einer niederländiſchen Flotte, welche nach dem heiligen Lande zu ſteuern im Begriffe war, nach zweimonatlicher Belagerung die feſte Stadt Silves und nannte ſich nach Unterwerfung des übrigen Landes „König von Portugal und Algarvien." Doch nahm ihm 1191 der König von Marokko wieder viele Städte weg und zwang ihn nach mehreren Verluſten endlich zu einem fünfjährigen Waffenſtillſtande. Eben ſo unglücklich focht er in den Jahren 1196 und 1197 gegen den König von Leon, verlor viele in Galizien gelegene Städte und ſtarb, nachdem er im Jahre 1200 den Mauren die Stadt Elvas wieder entriſſen hatte, im März 1211. Sein Nachfolger war ſein Sohn, Alphons II. — Sanchez II., der älteſte Sohn Alphons' II., wurde am 8. Sept. 1207 geboren, beſtieg 1223 den Thron und bekriegte von 1225—1238 die Mauren, denen er im Jahre 1226 Elvas wieder entriſſen hatte, faſt ohne Unterbrechung. Da er die Freiheiten der Geiſtlichkeit zu beſchränken ſuchte, ſo ward auf Betrieb des Papſtes Innocenz IV. ſein Bruder Alphons zum Könige ausgerufen, worauf ſich S. 1246 nach Caſtilien zurückzog, um mit Hülfe des Königs Ferdinand III. ſein Recht auf den portugieſiſchen Thron geltend zu machen. Allein ſein Vorhaben, mit einer Armee in Portugal einzufallen, wurde durch die Furcht vor dem Banne, mit welchem die Erzbiſchöfe von Braga und Coimbra ſeine Völker bedroht hatten, gänzlich vereitelt, worauf er ſich nach Toledo zurückzog und daſelbſt zu Anfange des Jahres 1248, ohne Nachkommen zu hinterlaſſen, ſtarb. 81.

Sanchez (Anton Ribeiro), berühmter portugieſiſcher Arzt, ward zu Pegna-Macor am 7. März 1699 geboren, ſtudirte die Medicin zu Coimbra, promovirte zu Salamanca und ließ ſich zu Bonaventi als praktiſcher Arzt nieder. Um aber ſeine unvollkommenen Kenntniſſe zu erweitern, ging er nach London, Paris und Leyden, wo er noch drei Jahre unter Boerhaave ſtudirte und von dieſem der Kaiſerin Anna empfohlen nach Rußland ging, wo er Protomedicus in Moskau und nach 2 Jahren in St. Petersburg als Mitglied des Medicinalcollegium und als Arzt der

kaiſerlichen Truppen angeſtellt wurde, in welcher Stelle er Reiſen durch ganz Rußland zu machen hatte. Bald darauf wurde er Arzt des Cadettencorps und endlich Leibarzt der Kaiſerin, die ihm bis zu ihrem Tode ihr unumſchränktes Zutrauen ſchenkte. Allein unter Eliſabeth fiel er in Ungnade und mußte ſich glücklich ſchätzen, das Reich verlaſſen zu dürfen. 1747 ließ er ſich in Paris nieder, wo er in gedrückten Umſtänden lebte, weil ihm ſeiner großen Verdienſte ungeachtet 16 Jahre lang ſeine Penſion entzogen wurde. Endlich bewilligte ſie ihm die große Katharina von Neuem, doch genoß er ſie nicht lange, da am 24. Oct. 1783 ſein Tod erfolgte. — Als Schriftſteller hat er ſich durch ſeine „Unterſuchungen über die veneriſche Krankheit" einen Ruf erworben. Er behauptet in ihnen, daß dieſelbe 1493 in Italien und Frankreich entſtanden und nicht aus Amerika gekommen ſei. So richtig dieſe Meinung iſt, ſo anſtößig iſt ſeine Lehre von der larvirten veneriſchen Krankheit, der zufolge das in den Körper eingedrungene veneriſche Gift nie wieder zerſtört werden kann, ſondern ſich ſogar von Generation zu Generation weiter fortpflanzt und als die Urſache der Schwäche der jetzigen Generation anzuſehen iſt. In einer andern Schrift hat S. viel zum Bekanntwerden der ruſſiſchen Dampfbäder beigetragen. 39.

Sanchuniathon (Sanchoniathon) heißt eigentlich ſo viel als Freund der Wahrheit und war vielleicht ein allgemeiner Name für Geſchichtſchreiber überhaupt oder für diejenigen Prieſter, welche dieſes Geſchäft beſorgten. Gewöhnlicher aber nennt man einen phöniciſchen Geſchichtſchreiber aus Berytos ſo, welcher um das Jaht 1250 v. Chr. eine Geſchichte von Ägypten und Phönicien in 8 (9) Büchern ſchrieb, deren Stoff er aus geſchichtlichen Überlieferungen und den Büchern des Thaut ſammelte. Die jetzt von dieſem Werke nur noch vorhandene griechiſche Überſetzung ſtammt von dem Grammatiker Herennius Philo aus Byblos her. Porphyrius benutzte ſie zum kosmogenetiſchen Beweiſe gegen das Chriſtenthum, Euſebius dagegen (praep. evang. 1, 10) weiß ſie zum Vortheil deſſelben anzuwenden. Viele Gelehrte, wie Urſinus, Dodwell, van Dale, Meiners, Hißmann, zweifelten überhaupt an ihrer Ächtheit, da den vor Philo lebenden Schriftſtellern nicht einmal der Name des S. bekannt iſt und ſelbſt nach dem Zeitalter deſſelben nur von Wenigen erwähnt wird; Andere dagegen, wie Grotius, Goguet und Mignot, halten ſie wegen ihrer Übereinſtimmung mit den Nachrichten der Bibel für ächt. Eben ſo ungewiß iſt man über die Zeit ihrer Entſtehung, da ſie von den Einen in das Zeitalter der Semiramis, von Anderen in die Zeiten des trojaniſchen Krieges und von den Dritten in die Zeit Alexander's des Großen geſetzt werden. Aus dem Euſebius wurde das Fragment in das Engliſche von R. Cumberland (Lond. 1720) und hieraus von J. P. Caſſel in das Deutſche überſetzt (Magdeb. 1755). Erklärungen deſſelben lieferte Court de Gebelin, „Allegories orientales où le fragment de S. (Par. 1775. 4.); Weishaupt „S." (Regensb. 1789. 2 Thle.); Dodwel, „Appendix concerning S. s. phoenician history" (Lond. 1691); Urſinus, „De Zoroastre, Hermete et S. exercitationes" (Norimb. 1661); „S." v. J. C. Orelli (Leipz. 1826). — Eine Ausgabe der neuerlich gefundenen Überſetzung des Philo von Byblos (ſ. d. Art) beſorgte Wagenfeld (Hanov. 1836); doch hat ſich der bevorwortende Director Grotefend gegen die Ächtheit ausgeſprochen, Geſenius aber dieſelbe anerkannt. 81.

Sanct Gallen, ſ. Gallen (St.).

Sanct Helena, ſ. Helena (St.).

Sanct Jakob an der Birs iſt ein Dorf in der Nähe von Baſel und berühmt durch die Schlacht am 16. Aug. 1444, in welcher 1600 Schweitzer gegen das 30000 Mann ſtarke franzöſiſche Heer unter dem Dauphin Ludwig (XI.) heldenmüthig kämpften und bis auf 12 Mann blieben, den Feinden aber 8000 tödteten. Seit dem 26. Aug. 1824 bezeichnet ein Denkmal von Gußeiſen die Stelle der Schlacht. 37.

Sanction iſt überhaupt Beſtätigung. — Pragmatiſche S. als Reichsgeſetze ſ. unter Pragmatiſch. 30.

Sanctius (Franz) eigentlich Sanchez des Broſſes, einer der ausgezeichnetſten Gelehrten des XVI. Jahrh., ward geboren zu las Brozas in Spanien 1523, erhielt daſelbſt eine treffliche Jugenderziehung, ſtudirte dann zu Salamanca u. a. O. mit dem größten Fleiße das claſſiſche Alterthum und ſtarb endlich 1600 zu Salamanca als Profeſſor der Rhetorik und Grammatik. Seine Schriften haben ihm ſelbſt bis in unſere Zeiten einen unſterblichen Ruhm erworben; unter denſelben zeichnen ſich aber ſeine „Paradoxa" (Antwerp. 1582) und vor Allem ſein grammatiſches Hauptwerk: „Minerva, sive de causis linguae latinae et graecae" (Salamanca 1587) aus. Sehr gelehrte Bearbeitungen dieſes Werkes ſind von Scioppius und Perizonius. Die letzte Ausgabe erſchien Amſterd. 1733. 20.

Sanctorius oder Sanctoria, berühmter Arzt, ward zu Capo d'Iſtria 1561 geboren, ſtudirte Medicin zu Padua, wurde daſelbſt 1611 Profeſſor der theoretiſchen Heilkunde, legte dieſe Stelle aber nach 13 Jahren nieder und lebte hierauf zu Venedig, wo er 1636 ſtarb. — S. hat ſich in der Medicin einen Namen wegen ſeiner Unterſuchungen über die Ausdünſtung der Haut erworben. Er hat dieſelben 30 Jahre lang angeſtellt und einen großen Theil dieſer Zeit auf einer Wage zugebracht, um die durch die Ausdünſtung bewirkte Zu- oder Abnahme des Körpers berechnen zu können. Seine, trotz dieſes Fleißes, immer noch einſeitigen Beobachtungen hat er in ſeiner Schrift: „Aphorismi de medicina statica" (Venet. 1614 und in vielen folgenden Auflagen), niedergelegt. Zufolge dieſer Unterſuchungen nahm er die unterdrückte Ausdünſtung als hauptſächliche Krankheitsurſache an und wurde in ſofern ein Miturheber der ſchweißtreibenden Methode. — Außer dem oben angeführten Werke hat er noch mehrere andere verfaßt, die indeſſen von geringerer Wichtigkeit ſind. 39.

Sand, lat. arena; franz. sable; engl. sand, begreift überhaupt Körnermaſſen einzelner Subſtanzen, z. B. Hyacinthſand, Körner von Hyacinth; Granatſand von Granat ꝛc. In der Geologie und im gemeinen Leben heißt der Quarzſand kurzhin S. Er beſteht aus kleinen und groben Quarzkörnern, Bruchſtücken und Geſchieben, welche theils lagenweiſe in einzelnen Gebirgsformationen der tertiären Gebirge, theils im Alluvium der Meere und anderer Gewäſſer gefunden werden. Man unterſcheidet weißen, gelben, feinen und groben S. Flugſand iſt häufig zum größten Theile aus Quarz beſtehend; er enthält jedoch auch andere erdige Subſtanzen. Wandernder S., vom herrſchenden Winde nach einer Richtung getrieben, iſt an einigen Orten der Erde, namentlich an Küſten, der fortdauernde Zerſtörer menſchlichen Fleißes. Er vergräbt ganze Ortſchaften in kurzer Zeit, verläßt dieſe Plätze jedoch auch wieder. 76.

Sand (Karl Ludwig), Student der Theologie und Mörder Kotzebue's, geb. den 5. Oct. 1795 zu Wunſiedel, wurde durch ſeine gebildete Mutter und durch Privatlehrer für das Lyceum ſeiner Vaterſtadt vorbereitet, ging aber mit ſeinem geliebten Lehrer, dem Rector Saalfrank, nach Hof und 1812 nach Regensburg. Schon in dem 18jährigen Jünglinge erwachte hier die Sehnſucht, gegen den Nationalfeind Deutſchlands zu ſtreiten, als der Sieg bei Leipzig dieſelbe verdrängte. Zu Michaeli 1814 bezog er die Univerſität Tübingen, trat aber im April 1815, nachdem er kurz zuvor in die Teutonia aufgenommen worden, als Freiwilliger in baieriſche Kriegsdienſte gegen den zurückgekehrten Napoleon. Die Schlacht bei Waterloo hatte jedoch ſchon entſchieden und er kehrte den 2. Dec. 1815, ohne thätigen Antheil am Kampfe genommen zu haben, zu ſeinen Eltern zurück. Nach kurzem Aufenthalte daſelbſt wandte er ſich nach Erlangen, wo er bis Michaeli 1817 aufs Neue den theologiſchen Studien ſich widmete. Außer zwei Verſuchen im Predigen ſcheint er jedoch hier weniger Zeit auf ſeine wiſſenſchaftliche theologiſche

ihm benannten bibliſchen Bücher behandeln ihn als die Hauptperſon der damaligen Geſchichte und ſtammen höchſt wahrſcheinlich aus der Zeit der ſpäteren Könige. 23.

Samûm, Smûm, auch Sam, iſt ein erſtickender Wind, welcher in Meſopotamien und Arabien vorzüglich um die Nachtgleichen weht und ganz dieſelben Erſcheinungen wie der Chamſin und Harmattan (ſ. d. Art.) zeigt. Er ſcheint ſeine Entſtehung in zu großer Elektricität der Luft zu finden; denn er iſt beſtändig mit erſtickendem Schwefelgeruche begleitet und man kann ſich nur vor ihm ſchützen, wenn man ſich plötzlich mit dem Geſichte auf die Erde wirft. Seine Annäherung zeigt die plötzliche Verdunkelung der Luft und ein Getöſe in derſelben; zum Glück dauert er höchſtens eine halbe Stunde und läßt nur eine Maſſe durchdringenden feinen Staubes auf den Gegenſtänden zurück. 30.

Sanchez (ſpr. Santſches) (eigentlich Sanctius, auch Sancho), Könige von Caſtilien. — S. I. (ſ. S. III. von Aragonien). — S. II., der älteſte Sohn Ferdinand's des Großen, wurde gegen die Mitte des XI. Jahrh. geboren. Nachdem er 1067 ſeinen Oheim, König von Aragonien, in einer Schlacht beſiegt und getödtet, ſeinen zweiten Bruder, Alphons, König von Leon, 1071 in einem Kloſter untergebracht und den jüngſten, Garcias, König von Galizien und Portugal, 1072 überwunden, in das Gefängniß geſetzt und ſich der Länder Aller bemächtigt hatte, ſuchte er auch die Beſitzungen ſeiner Schweſter, der Fürſtin Uraca, an ſich zu bringen und belagerte ſie (1073) in der Feſtung Zamora. Während ihrer tapferen Vertheidigung begab ſich aber ein Bürger der Stadt als Überläufer in das Lager der Feinde, gab vor den Platz zu verrathen und erſtach den König, nachdem dieſer 7 Jahre regiert hatte. — S. III., der älteſte Sohn Alphons' IV., wurde im Jahre 1135 geboren und übernahm 1157 die Regierung. Nachdem er aus einem Kriege gegen Navarra ſiegreich zurückgekehrt war, übergab er 1158 den Tempelherren die Stadt Calatrava mit der Bedingung, dieſelbe gegen die Mauren zu vertheidigen, wodurch ſpäter ein beſonderer Ritterorden von Calatrava entſtand. Er ſtarb den 31. Aug. 1158 und hinterließ Caſtilien ſeinem Sohne, Alphons III. — S. IV., der Tapfere, war der zweite Sohn Alphons' X. und wurde im Jahre 1265 geboren. Ungeachtet ihn ſein Vater nach dem Tode ſeines ältern Bruders zum künftigen Thronfolger erklärt hatte, empörte er ſich dennoch gegen ihn und ſetzte trotz des päpſtlichen Bannes den Krieg bis zum Tode deſſelben (1284) fort. Hierauf entriß er 1292 den Mauren Tariffa und zerſtreute die Flotte des Königs von Fes. Wegen ſeiner Härte und Grauſamkeit, die er beſonders in einem Kriege gegen Aragonien zeigte, gingen viele ſeiner Unterthanen zu ſeinem Bruder, Alphons de la Cerda, über, welcher ſeit dem Jahre 1288 ebenfalls den Titel eines Königs von Caſtilien angenommen hatte. Noch während der hierdurch entſtandenen Unruhen ſtarb S. am 25. April 1295 und hinterließ die Herrſchaft ſeinem Sohne Ferdinand. 81.

Sanchez, Könige von Aragonien und Navarra. — S. I., mit dem Beinamen Caeſo, war der zweite Sohn des Königs Garcias II. und folgte ſeinem ältern Bruder, welcher im Jahre 904 in ein Kloſter ging, in der Regierung. Den Beinamen Caeſo erhielt er deßhalb, weil man ihn aus dem Leibe ſeiner Mutter geſchnitten hatte, welche nebſt ihrem Gemahle auf einer Reiſe von den Sarazenen überfallen und ermordet worden war. Ein Edelmann erzog ihn und ſtellte ihn, nachdem ſein Bruder der Regierung entſagt hatte, den zur neuen Königswahl verſammelten Ständen vor. Nachdem er als König anerkannt worden war, unternahm er einen Krieg gegen die Mauren, wurde zwar anfangs von ihnen geſchlagen, nöthigte ſie aber bald darauf zur Herausgabe alles deſſen, was ſie in Ribacorca und Soprarbien erobert hatten, ſchlug ſie darauf bei Pampelona, nahm Biscaya ein und vereinigte das jenſeits der Alpen gelegene Navarra mit ſeinem Reiche. Er blieb in einer Schlacht, welche er 926 gegen den Grafen von Caſtilien lieferte. —

Sein Sohn Garcias III. folgte ihm in der Regierung. — S. II. folgte ſeinem Vater, Garcias III., 969 in der Regierung. Nachdem er ſeinem jüngern Bruder Navarra überlaſſen und gegen die Mauren ſo wie gegen den unruhigen Grafen von Galicien glückliche Kriege geführt hatte, ſtarb er 993, worauf ſein Sohn, Garcias IV., die Herrſchaft übernahm. — S. III., der Große, folgte ſeinem Vater, Garcias IV., im Jahre 1000 in der Regierung. Den Beinamen des „Großen" erwarb er ſich dadurch, daß er die Mauren aus dem größten Theile von Spanien vertrieb. Da er außer Aragonien und Navarra auch Caſtilien, welches er mit ſeiner Gemahlin bekommen hatte, Gascogne, Biscaya, Galicien, Portugal und einen Theil von Leon beſaß, ſo nahm er den Titel eines Königs von Spanien an und ſtarb am 15. Oct. 1035. Nach ſeinem Tode wurde das Reich unter zwei ſeiner Söhne getheilt. Als König von Caſtilien führte er den Namen „S. I." 81.

Sanchez, Könige von Portugal. — S. I., war der Sohn Alphons' I. und wurde am 11. Nov. 1153 geboren. Nachdem er ſchon in früher Jugend an den Feldzügen ſeines Vaters gegen die Mauren Theil genommen hatte, übernahm er 1178 ſelbſt den Oberbefehl über die Armee, fiel mit derſelben in Andaluſien ein, verfolgte die Mauren bis vor Sevilla und ſchlug dieſelben bei Baja, ſo wie im folgenden Jahre bei Abrantes, vertheidigte 1184 die Stadt Santarem mit großer Tapferkeit gegen den König von Marokko, verwundete denſelben in der Schlacht mit eigener Hand und verfolgte ihn ſo nachdrücklich, daß er ſich in den Tajo ſtürzen mußte, worin er ſein Leben endigte. Nachdem er im Jahre 1185 den Thron beſtiegen hatte, war es ſeine vorzüglichſte Sorge, die verfallenen Städte wiederherzuſtellen und neue zu erbauen, weßhalb er den Beinamen le Poblador (der Bevölkerer) erhielt. Im Jahre 1188 fiel er in Algarvien ein, eroberte mit Hülfe einer niederländiſchen Flotte, welche nach dem heiligen Lande zu ſteuern im Begriffe war, nach zweimonatlicher Belagerung die feſte Stadt Silves und nannte ſich nach Unterwerfung des übrigen Landes „König von Portugal und Algarvien." Doch nahm ihm 1191 der König von Marokko wieder viele Städte weg und zwang ihn nach mehreren Verluſten endlich zu einem fünfjährigen Waffenſtillſtande. Eben ſo unglücklich focht er in den Jahren 1196 und 1197 gegen den König von Leon, verlor viele in Galizien gelegene Städte und ſtarb, nachdem er im Jahre 1200 den Mauren die Stadt Elvas wieder entriſſen hatte, im März 1211. Sein Nachfolger war ſein Sohn, Alphons II. — Sanchez II., der älteſte Sohn Alphons' II., wurde am 8. Sept. 1207 geboren, beſtieg 1223 den Thron und bekriegte von 1225—1238 die Mauren, denen er im Jahre 1226 Elvas wieder entriſſen hatte, faſt ohne Unterbrechung. Da er die Freiheiten der Geiſtlichkeit zu beſchränken ſuchte, ſo ward auf Betrieb des Papſtes Innocenz IV. ſein Bruder Alphons zum Könige ausgerufen, worauf ſich S. 1246 nach Caſtilien zurückzog, um mit Hülfe des Königs Ferdinand III. ſein Recht auf den portugieſiſchen Thron geltend zu machen. Allein ſein Vorhaben, mit einer Armee in Portugal einzufallen, wurde durch die Furcht vor dem Banne, mit welchem die Erzbiſchöfe von Braga und Coimbra ſeine Völker bedroht hatten, gänzlich vereitelt, worauf er ſich nach Toledo zurückzog und daſelbſt zu Anfange des Jahres 1248, ohne Nachkommen zu hinterlaſſen, ſtarb. 81.

Sanchez (Anton Ribeiro), berühmter portugieſiſcher Arzt, ward zu Pegna-Macor am 7. März 1699 geboren, ſtudirte die Medicin zu Coimbra, promovirte zu Salamanca und ließ ſich zu Bonaventi als praktiſcher Arzt nieder. Um aber ſeine unvollkommenen Kenntniſſe zu erweitern, ging er nach London, Paris und Leyden, wo er noch drei Jahre unter Boerhaave ſtudirte und von dieſem der Kaiſerin Anna empfohlen nach Rußland ging, wo er Protomedicus in Moskau und nach 2 Jahren in St. Petersburg als Mitglied des Medicinalcollegium und als Arzt der

kaiſerlichen Truppen angeſtellt wurde, in welcher Stelle er Reiſen durch ganz Rußland zu machen hatte. Bald darauf wurde er Arzt des Cadettencorps und endlich Leibarzt der Kaiſerin, die ihm bis zu ihrem Tode ihr unumſchränktes Zutrauen ſchenkte. Allein unter Eliſabeth fiel er in Ungnade und mußte ſich glücklich ſchätzen, das Reich verlaſſen zu dürfen. 1747 ließ er ſich in Paris nieder, wo er in gedrückten Umſtänden lebte, weil ihm ſeiner großen Verdienſte ungeachtet 16 Jahre lang ſeine Penſion entzogen wurde. Endlich bewilligte ſie ihm die große Katharina von Neuem, doch genoß er ſie nicht lange, da am 24. Oct. 1783 ſein Tod erfolgte. — Als Schriftſteller hat er ſich durch ſeine „Unterſuchungen über die veneriſche Krankheit" einen Ruf erworben. Er behauptet in ihnen, daß dieſelbe 1493 in Italien und Frankreich entſtanden und nicht aus Amerika gekommen ſei. So richtig dieſe Meinung iſt, ſo anſtößig iſt ſeine Lehre von der larvirten veneriſchen Krankheit, der zufolge das in den Körper eingedrungene veneriſche Gift nie wieder zerſtört werden kann, ſondern ſich ſogar von Generation zu Generation weiter fortpflanzt und als die Urſache der Schwäche der jetzigen Generation anzuſehen iſt. In einer andern Schrift hat S. viel zum Bekanntwerden der ruſſiſchen Dampfbäder beigetragen. 39.

Sanchuniathon (Sanchoniathon) heißt eigentlich ſo viel als Freund der Wahrheit und war vielleicht ein allgemeiner Name für Geſchichtſchreiber überhaupt oder für diejenigen Prieſter, welche dieſes Geſchäft beſorgten. Gewöhnlicher aber nennt man einen phöniciſchen Geſchichtſchreiber aus Berytos ſo, welcher um das Jahr 1250 v. Chr. eine Geſchichte von Ägypten und Phönicien in 8 (9) Büchern ſchrieb, deren Stoff er aus geſchichtlichen Überlieferungen und den Büchern des Thaut ſammelte. Die jetzt von dieſem Werke nur noch vorhandene griechiſche Überſetzung ſtammt von dem Grammatiker Herennius Philo aus Byblos her. Porphyrius benutzte ſie zum kosmogenetiſchen Beweiſe gegen das Chriſtenthum, Euſebius dagegen (praep. evang. 1, 10) weiß ſie zum Vortheil deſſelben anzuwenden. Viele Gelehrte, wie Urſinus, Dodwell, van Dale, Meiners, Hißmann, zweifelten überhaupt an ihrer Ächtheit, da den vor Philo lebenden Schriftſtellern nicht einmal der Name des S. bekannt iſt und ſelbſt nach dem Zeitalter deſſelben nur von Wenigen erwähnt wird; Andere dagegen, wie Grotius, Goguet und Mignot, halten ſie wegen ihrer Übereinſtimmung mit den Nachrichten der Bibel für ächt. Eben ſo ungewiß iſt man über die Zeit ihrer Entſtehung, da ſie von den Einen in das Zeitalter der Semiramis, von Anderen in die Zeiten des trojaniſchen Krieges und von den Dritten in die Zeit Alexander's des Großen geſetzt werden. Aus dem Euſebius wurde das Fragment in das Engliſche von R. Cumberland (Lond. 1720) und hieraus von J. P. Caſſel in das Deutſche überſetzt (Magdeb. 1755). Erklärungen deſſelben lieferte Court de Gebelin, „Allegories orientales où le fragment de S. (Par. 1775. 4.); Weishaupt „S." (Regensb. 1789. 2 Thle.); Dodwel, „Appendix concerning S. s. phoenician history" (Lond. 1691); Urſinus, „De Zoroastre, Hermete et S. exercitationes" (Norimb. 1661); „S." v. J. C. Orelli (Leipz. 1826). — Eine Ausgabe der neuerlich gefundenen Überſetzung des Philo von Byblos (ſ. d. Art) beſorgte Wagenfeld (Hanov. 1836); doch hat ſich der bevorwortende Director Grotefend gegen die Ächtheit ausgeſprochen, Geſenius aber dieſelbe anerkannt. 81.

Sanct Gallen, ſ. Gallen (St.).

Sanct Helena, ſ. Helena (St.).

Sanct Jakob an der Birs iſt ein Dorf in der Nähe von Baſel und berühmt durch die Schlacht am 16. Aug. 1444, in welcher 1600 Schweitzer gegen das 30000 Mann ſtarke franzöſiſche Heer unter dem Dauphin Ludwig (XI.) heldenmüthig kämpften und bis auf 12 Mann blieben, den Feinden aber 8000 tödteten. Seit dem 26. Aug. 1824 bezeichnet ein Denkmal von Gußeiſen die Stelle der Schlacht. 37.

Sanction iſt überhaupt Beſtätigung. — Pragmatiſche S. als Reichsgeſetze ſ. unter Pragmatiſch. 30.

Sanctius (Franz) eigentlich Sanchez des Broſſes, einer der ausgezeichnetſten Gelehrten des XVI. Jahrh., ward geboren zu las Brozas in Spanien 1523, erhielt daſelbſt eine treffliche Jugenderziehung, ſtudirte dann zu Salamanca u. a. O. mit dem größten Fleiße das claſſiſche Alterthum und ſtarb endlich 1600 zu Salamanca als Profeſſor der Rhetorik und Grammatik. Seine Schriften haben ihm ſelbſt bis in unſere Zeiten einen unſterblichen Ruhm erworben; unter denſelben zeichnen ſich aber ſeine „Paradoxa" (Antwerp. 1582) und vor Allem ſein grammatiſches Hauptwerk: „Minerva, sive de causis linguae latinae et graecae" (Salamanca 1587) aus. Sehr gelehrte Bearbeitungen dieſes Werkes ſind von Scioppius und Perizonius. Die letzte Ausgabe erſchien Amſterd. 1733. 20.

Sanctorius oder Sanctoria, berühmter Arzt, ward zu Capo d'Iſtria 1561 geboren, ſtudirte Medicin zu Padua, wurde daſelbſt 1611 Profeſſor der theoretiſchen Heilkunde, legte dieſe Stelle aber nach 13 Jahren nieder und lebte hierauf zu Venedig, wo er 1636 ſtarb. — S. hat ſich in der Medicin einen Namen wegen ſeiner Unterſuchungen über die Ausdünſtung der Haut erworben. Er hat dieſelben 30 Jahre lang angeſtellt und einen großen Theil dieſer Zeit auf einer Wage zugebracht, um die durch die Ausdünſtung bewirkte Zu- oder Abnahme des Körpers berechnen zu können. Seine, trotz dieſes Fleißes, immer noch einſeitigen Beobachtungen hat er in ſeiner Schrift: „Aphorismi de medicina statica" (Venet. 1614 und in vielen folgenden Auflagen), niedergelegt. Zufolge dieſer Unterſuchungen nahm er die unterdrückte Ausdünſtung als hauptſächliche Krankheitsurſache an und wurde in ſofern ein Miturheber der ſchweißtreibenden Methode. — Außer dem oben angeführten Werke hat er noch mehrere andere verfaßt, die indeſſen von geringerer Wichtigkeit ſind. 39.

Sand, lat. arena; franz. sable; engl. sand, begreift überhaupt Körnermaſſen einzelner Subſtanzen, z. B. Hyacinthſand, Körner von Hyacinth; Granatſand von Granat ꝛc. In der Geologie und im gemeinen Leben heißt der Quarzſand kurzhin S. Er beſteht aus kleinen und groben Quarzkörnern, Bruchſtücken und Geſchieben, welche theils lagenweiſe in einzelnen Gebirgsformationen der tertiären Gebirge, theils im Alluvium der Meere und anderer Gewäſſer gefunden werden. Man unterſcheidet weißen, gelben, feinen und groben S. Flugſand iſt häufig zum größten Theile aus Quarz beſtehend; er enthält jedoch auch andere erdige Subſtanzen. Wandernder S., vom herrſchenden Winde nach einer Richtung getrieben, iſt an einigen Orten der Erde, namentlich an Küſten, der fortdauernde Zerſtörer menſchlichen Fleißes. Er vergräbt ganze Ortſchaften in kurzer Zeit, verläßt dieſe Plätze jedoch auch wieder. 76.

Sand (Karl Ludwig), Student der Theologie und Mörder Kotzebue's, geb. den 5. Oct. 1795 zu Wunſiedel, wurde durch ſeine gebildete Mutter und durch Privatlehrer für das Lyceum ſeiner Vaterſtadt vorbereitet, ging aber mit ſeinem geliebten Lehrer, dem Rector Saalfrank, nach Hof und 1812 nach Regensburg. Schon in dem 18jährigen Jünglinge erwachte hier die Sehnſucht, gegen den Nationalfeind Deutſchlands zu ſtreiten, als der Sieg bei Leipzig dieſelbe verdrängte. Zu Michaeli 1814 bezog er die Univerſität Tübingen, trat aber im April 1815, nachdem er kurz zuvor in die Teutonia aufgenommen worden, als Freiwilliger in baieriſche Kriegsdienſte gegen den zurückgekehrten Napoleon. Die Schlacht bei Waterloo hatte jedoch ſchon entſchieden und er kehrte den 2. Dec. 1815, ohne thätigen Antheil am Kampfe genommen zu haben, zu ſeinen Eltern zurück. Nach kurzem Aufenthalte daſelbſt wandte er ſich nach Erlangen, wo er bis Michaeli 1817 aufs Neue den theologiſchen Studien ſich widmete. Außer zwei Verſuchen im Predigen ſcheint er jedoch hier weniger Zeit auf ſeine wiſſenſchaftliche theologiſche

Durchbildung verwandt zu haben und gerieth durch verwandte Geiſtesgenoſſen in den Strudel jenes verkehrten Treibens, das akademiſche und bürgerliche Leben zu reformiren. Daher ſeine eifrige Mitwirkung zur Stiftung einer allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft, ſein Freiheitsſchwindel und die frömmelnde Schwärmei, Verſuche von pietiſtiſchen Frömmlern, ihn für ſich zu gewinnen, der momentane Entſchluß, Miſſionär zu werden, und die düſtere Melancholie, welche ſich ſeines ſonſt ſo edlen Gemüthes ſeit dem plötzlichen Tode ſeines Freundes Dittmar bemächtigte. Ja er würde durchaus in dumpfes Hinbrüten verſunken ſein, hätte nicht die ſtete Spannung mit den landsmannſchaftlichen Gegnern und die 300jährige Feier der Reformation ſeinen Ideen einen neuen Aufſchwung gegeben. Warmer Theilnehmer an allen Ereigniſſen der feſtlichen Tage des 17. und 18. Oct. auf der Wartburg begnügte er ſich damit, eine kleine Schrift (Nürnb. 1819) zu übergeben, welche die Grundzüge zur Bildung einer allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft enthalten ſollte, legte aber auch dadurch die Verworrenheit und Seichtigkeit ſeiner religiöſen und politiſchen Ideen an den Tag, die er nicht einmal in freier Rede aus dem Stegreif, wie Andere, vor der Verſammlung ausſprechen konnte. Deſſenungeachtet ſind die Rückwirkungen dieſes öffentlichen Acts in ſeinem ſpätern Leben nicht zu verkennen; er erfüllte ſein empfängliches tiefes Gemüth mit um ſo erhöhterem Haſſe gegen alle vermeintliche Unterdrücker der akademiſchen und politiſchen Freiheit, je mehr er ſeine Beſtimmung für die Wiſſenſchaft mit dem übelverſtandenen politiſchen Treiben verwechſelte. Dieß mag auch die Urſache geweſen ſein, weßhalb er nun kurz darauf nach Jena ging, weniger die hochberühmten Männer: Luden, Fries, Oken u. A., obwohl er deren Vorträge fleißig hörte. Er war dort wieder Mitglied der Burſchenſchaft und eines beſondern literariſchen Vereins, deſſen Zwecke wohl auch nur politiſch waren. Nach einer kurzen Reiſe deſſelben Jahres zu der Hochzeit ſeines Bruders und im Herbſte 1818 nach Berlin, wo er namentlich die Profeſſoren Jahn und De Wette kennen lernte, kehrte er über die Schlachtfelder bei Leipzig nach Jena zurück, mit Kugeln aus jenen Gegenden beladen. Den 9. März 1819 endlich tratt er plötzlich den verhängnißvollen Weg nach Manheim an und ermordete den 23. März 1819 Kotzebue mit den Worten: „Hier du Verräther des Vaterlandes!“ An der Flucht verhindert ſuchte er vergebens unter dem Ausrufe: „Ich danke dir, Gott, für dieſen Sieg!“ ſich ſelbſt zu entleiben; er ward durch eine gefährliche Operation am Leben erhalten und am 20. Mai 1820 zu Manheim mit dem Schwerte hingerichtet. — Dieſe That, durch welche S. ſelbſt ſeine eingebildeten Feinde, als deren Repräſentant er den beißenden, im Ganzen aber in der öffentlichen Meinung ſchon zu tief geſunkenen Spötter Kotzebue anſah, zu entmuthigen und ſeine Freunde zur thätigen Nachfolge auf der blutigen Märtyrerbahn zu ermuntern wähnte, erregte zwar das lebhafteſte Mitleid mit dem bethörten, unglücklichen Jünglinge, verurſachte aber auch die ſchärfſte Unterſuchung und Unterdrükkung der ſogenannten demagogiſchen Umtriebe. Vergl. „Actenauszüge aus dem Unterſuchungsproceſſe über K. L. Sand ꝛc.“ (Altenb. und Leipz. 1821); „Noch acht Beiträge zur Geſchichte A. v. Kotzebue's und K. L. Sand's“ (Mühlhauſen 1821); „K. L. Sand, dargeſtellt durch ſeine Tagebücher ꝛc.“ (Altenb. 1821); „Annalen der deutſchen und ausländiſchen Criminalrechtspflege vom Criminalrichter Hitzig (Berlin 1829—1830. 10. und 12. Heft). 73.

Sandalen (lat. sandalia), eine Art lederner oder hölzerner, namentlich Korkſohlen, die vermittelſt zweier Riemen unter die Füße gebunden und oberhalb derſelben befeſtigt wurden und den Völkern des Alterthums, beſonders den Griechen und Römern, ſo wie den Morgenländern zur Fußbedeckung dienten. In den ſpäteren Zeiten wurden ſie ein Gegenſtand des Luxus und das weibliche Geſchlecht hatte eigene Sklaven, die die mit Gold und Edelſteinen beſetzten S. nachtragen und das An- und Abbinden derſelben beſorgen mußten. Bei den Morgenländern war

es Sitte, ſie im Vorſaale und, wenn man einen heiligen Ort betreten wollte, auszuziehen und dieß geſchieht noch heute bei den Türken, wenn ſie ihre Moſcheen beſuchen. — In der katholiſchen Kirche heißen die Socken, welche die höheren Geiſtlichen bei gewiſſen Feierlichkeiten zu tragen pflegen, gleichfalls S. Sie beſtehen größtentheils aus wollenen oder ſeidenen Stoffen und ſind mit Gold und Perlen mehrfach verziert. 35.

Sandeman (Robert), Presbyter der Glaſſiten, einer von Johann Glaß geſtifteten und zu den ſchottiſchen Diſſenters gehörenden Gemeinde, welche auch Sandemanianer genannt werden, drang nach den Grundſätzen des Stifters hinſichtlich des Glaubens auf das Feſthalten am Buchſtaben der heiligen Schrift, hinſichtlich des Lebens auf Nachahmung der Einfalt der urchriſtlichen Kirche. Die Secte nähert ſich daher in mehreren Stücken den Herrnhutern. Sie haben für das Kirchenregiment Biſchöfe, Presbyter (Älteſte) und Lehrer, verwerfen ſinnliche Vergnügungen und Glücksſpiele, bedienen ſich in Fällen einer zweifelhaften Wahl der Entſcheidung durch das Loos und unterhalten durch Beiträge der Mitglieder ꝛc. eine der ganzen Geſellſchaft angehörende Gemeindecaſſe. Auch ſind bei ihnen die Liebesmäler, der Bruderkuß und das Fußwaſchen eingeführt. Abweichend von den Herrnhutern enthalten ſie ſich des Fleiſches von erſtickten Thieren und des Blutes. An ihren Andachtsübungen rühmt man Feierlichkeit und Anmuth. S. ſtarb 1771 in Amerika. Doch fand ſeine Secte mehr in Schottland Eingang. 63.

Sanderze ſind metallführende Erze von ſandiger Beſchaffenheit. Blei-, Kupfer- und Golderze finden ſich mit anderen Geſteinen als S. 76.

San Domingo, ſ. Haiti.

Sandrard (Joachim von), ein ausgezeichneter deutſcher Maler, geb. 1606 zu Frankfurt a. M., hatte anfangs de Bry zum Lehrer und ging ſpäter (1621) nach Prag, wo er unter Sadeler, den er dann nach Utrecht und von hier nach England begleitete, die Kupferſtecherkunſt erlernte. Hatten ſeine Werke bereits am Hofe Karl's I. großen Beifall gefunden, ſo war dieß mehr noch der Fall in Italien, wo er ſeit 1627 mehrere Jahre in unausgeſetzten Studien und Arbeiten zubrachte. Später lebte er abwechſelnd zu Amſterdam, auf ſeinem Gute Stockau bei Ingolſtadt, Augsburg und ſeit 1672 zu Nürnberg, wo er auch im Jahre 1688 ſtarb. Unter ſeinen Gemälden, die meiſt in Titian's und Veroneſe's Geſchmacke gearbeitet und weniger in der Zeichnung, als in Colorit und Compoſition ausgezeichnet ſind, möchten wohl der Tod des Seneca, ein heiliger Hieronymus, eine heilige Magdalena, viele Portraits deutſcher Fürſten, eine Abnahme vom Kreuze (in Wien) und ein jüngſtes Gericht den erſten Rang behaupten. Doch iſt der Ruhm S.'s weniger durch ſeine Gemälde, als durch ſeine kunſtſchriftſtelleriſchen Arbeiten begründet worden, und zwar insbeſondere durch das treffliche Werk „Die deutſche Akademie der Bau-, Bildhauer- und Malerkunſt" (Nürnb. 1675—1679. 2 Bde., verbeſſert von Volkmann, Nürnb. 1769—1775. 8 Bde. Fol.). Außerdem ſchätzt man noch mit Recht: „Admiranda sculptura veteris etc." (Nürnberg 1680); ferner „Romae antiquae et novae theatrum etc." (Nürnb. 1684) und „Romanorum fontinalia etc." (Nürnb. 1685). 36.

Sandſchak iſt türkiſch die Fahne, auch der Roßſchweif, und daher, das Zeichen auf die Sache übergetragen, das Gouvernement eines Paſcha von einem Roßſchweife. — Sandſchaki Scherif iſt die Fahne des Propheten, welche in Conſtantinopel aufbewahrt und nur im äußerſten Nothfalle mit ins Feld genommen wird, um des Sieges gewiß zu werden. Zuletzt ward ſie, aber ohne Erfolg, im ruſſiſchen Kriege (1829) gebraucht. 30.

Sandſtein, lat. cos; franz. pierre de sable; engl. sandstone, bezeichnet ein aus Quarzkörnern zuſammengeſetztes Geſtein. Man kennt fein-, grob-

und großkörnigen S. nach der Größe der einzelnen Körner; eiſenſchüſſigen, wenn er durch Eiſenoxydhydrat gelb oder braun gefärbt und zuſammengebacken iſt; thonigen, wenn mit den Quarzkörnern viel thonige Theile eingemengt ſind; kieſeligen, wenn die Quarzkörner durch Kieſelmaſſe vereinigt ſind; mergeligen oder kalkigen, ſobald er Mergel- oder Kalktheile mit ſich führt. Nach dem Grade des Zuſammenhaltes nennt man den S. locker, feſt oder ſehr feſt; nach der Structur ſchieferig und maſſig, geſchichtet und ungeſchichtet; nach der Abſonderung ſäulenförmig, maſſig oder plattenförmig. Der S. iſt eine Gebirgsart mehrerer Gebirgsformationen. Kieſelige, feſte Sandſteine bilden das Grauwackengebirge; weniger feſte und ziemlich lockere ſind im rothen Sandſteingebirge ein Hauptbeſtandtheil; buntgefärbte, geſchichtete, ſchieferige und wenig ſchieferige Sandſteine bilden den Boden des bunten Sandſteines; ähnliche, doch thonigere ſind im Kupferſandſteine häufig; eiſenhaltige oder Eiſenſtein in Schichten führende Sandſteine enthält der Eiſenſandſtein; quarzige, thonige, mergelige führt der Quaderſandſtein; eigenthümlich grün punktirte Sandſteine machen den Grünſand aus; die feſteſten und ſandähnlichſten Sandſteine finden ſich in dem Braunkohlenſandſteine; faſt größtentheils kalkige Beſchaffenheit beſitzen die Sandſteine der tertiären Bildungen. — Der S. gibt ein leicht in regelmäßige Stücke zu verarbeitendes Baumaterial, welches im Waſſer nicht zerſtört wird, auch mit Cementkalk vortrefflich dem Eindringen des Waſſers widerſteht und tragbare Wölbſteine abgibt. Biegſamer S. oder elaſtiſcher Quarz iſt ein feinkörniger, quarzreicher Glimmerſchiefer, bei dem die einzelnen Quarzkörner durch die Glimmerblättchen zuſammenhängen und der daher elaſtiſch biegſam iſt. Er iſt in großen Maſſen in Braſilien häufig. — Beim Bernſteindrehen heißen Sandſteine kleine, undurchſichtige, trübe und durchlöcherte Stücke von Bernſtein. Derſelbe Ausdruck wird beim Meerſchaumdrehen gebraucht, um Ähnliches zu bezeichnen. 76.

Sandwichinſeln (ſpr. Sänditſchinſeln), eine von Cook im Jahre 1778 entdeckte und nach dem damaligen erſten Lord der Admiralität, Sandwich, benannte Inſelgruppe im Auſtralocean innerhalb des nördlichen Wendekreiſes zwiſchen dem 18° 50′ und 22° 20′ N. Br., und 154° 53′ und 160° 15′ W. L. von Gr. (217—223°) gelegen, beſteht aus 10 Inſeln, von denen 8 bewohnt, 2 aber als kahle nackte Felſen nur zuweilen von Fiſchern beſucht werden. Sie ſcheinen ſämmtlich vulcaniſchen Urſprungs zu ſein, auch findet man bisweilen Lagen der dem ſtillen Meere eigenthümlichen Coralle. Überall ſteigen hohe, zum Theil ſteil, zum Theil ſanft in das Meer abfallende Bergrücken empor, die ohne Zweifel die höchſten Gipfel aller Auſtralländer enthalten. Unter ihnen gibt es noch thätige Vulcane, deren bekannteſte und bedeutendſte der Mauna Roa, Mauna Kaah und der Kirauea auf der Inſel Owaihi ſind. Der erſtere erhebt ſich bis auf wenigſtens 14000 Fuß. Die reizenden üppig vegetirenden Thäler ſind mit wenigen Ausnahmen überall trefflich bewäſſert; doch gibt es keinen eigentlich bedeutenden Fluß, ſondern meiſt nur reißende Bergwäſſer, die bisweilen auch ziemlichen Schaden anrichten. Das Klima iſt im Allgemeinen nicht ungeſund, vielmehr mild und angenehm, für Europäer aber wegen der bedeutenden Hitze (im Auguſt 88° F.) ziemlich entkräftend. Außer den 40 Regentagen fällt an den weſtlichen Küſten ſämmtlicher Inſeln nur ſelten Regen, in den öſtlichen dagegen und in den Berggegenden faſt täglich. Was die Producte der S. betrifft, ſo ſind dieſelben jetzt nach ihrer Vermehrung durch europäiſche wegen ihrer Güte und Mannigfaltigkeit ziemlich wichtig. Das Pflanzenreich bietet urſprünglich Brodfrüchte (Uru), Kokosnüſſe (Niu), Plantanen (Maia), Tarowurzel (arum esculentum), Bataten (convolvulus batat.), Yamswurzel (Uhi); eingeführt hat man Orangen, Citronen, Ananas, Wein, Limonen, Gurken, Melonen, Gemüſe aller Art, Zuckerrohr u. a. m. Das Thierreich war, was die vierfüßigen Thiere betrifft, urſprünglich

nur auf eine Art kleiner Schweine, Hunde, Eidechſen und eine Art Ratten beſchränkt, jetzt aber hat man viel Rindvieh, Ziegen, Pferde und Schafe, obwohl letztere nicht eben gedeihen wollen; an Vögeln fand man Waſſervögel, Eulen, eine Art Droſſel, Spechte und eine Gattung kleiner ſchöngefiederter Papageien; eingeführt wurden ſeitdem noch mehrere Arten Hausgeflügel. Mineralien endlich gibt es außer überflüſſigem Salze an den Küſten keine. Die Bewohner der S., deren Zahl ſich nicht, wie man ſie bei der Entdeckung der Inſeln anſchlug, auf 400000, ſondern nur auf 130—150000 beläuft, gehören zur malaiiſchen Race und zwar zu den ſchönſten aller Auſtralvölker. Von etwas mehr als mittler Größe, ſtark muskulös und gefällig gebaut, ähneln ſie in ihren Zügen den Europäern, haben ſchwarzes oder braunes, häufig krauſes Haar und eine olivenartige, häufig ins Braunrothe fallende Farbe, ſind äußerſt gewandt, beſonders im Schwimmen, in welchem es ihnen vielleicht kein anderes Volk gleich thut und zeigen außer einer ſeltenen Kunſtfertigkeit und Geſchicklichkeit in der Verfertigung von allerhand Geräthſchaften einen redlichen und gutartigen Charakter. Sie haben daher, ſeit die Europäer und Amerikaner bei ihnen einheimiſch geworden ſind und durch Miſſionen den alten Götzendienſt des Peli verdrängt haben, ſehr viel an Bildung gewonnen, um ſo mehr, als ihr König Tameamea I. (bis 1819) die Cultur ungemein beförderte. Bereits 1793 hatte derſelbe, damals als Oberherr aller Inſeln, bei der Anweſenheit des engliſchen Capitains Vancouver die britiſche Oberherrſchaft anerkannt und ſein Sohn, Rihoriho (Tameamea II.), that insbeſondere viel für die Ausbreitung des Chriſtenthums, indem er amerikaniſchen Miſſionairen Beſitzungen anwies und den einheimiſchen Götzendienſt völlig abſchaffte. Nach deſſen Tode, der im Jahre 1824 während ſeiner Anweſenheit zu London erfolgte, blieben die Verhältniſſe im Allgemeinen dieſelben, da die Königin Kaahumaru, welche für den unmündigen Tameamea III. (Kauikerule) die Vormundſchaft führte, der neuen Cultur ebenfalls günſtig geſtimmt war. Indeſſen ſcheint ſeit 1832, ihrem Todesjahre, der junge König die Miſſionen etwas beſchränkt zu haben, und zwar, wie aus den wenigen Berichten, die wir beſitzen, hervorgeht, mit Recht, indem die Amerikaner nur zu häufig die Schranken der Mäßigung überſchritten. Übrigens iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß die S. in Zukunft als Handelsſtation große Wichtigkeit erhalten werden, da ſie auf dem Handelswege von Amerika nach China und Indien liegen und überdieß von der Natur ſo herrlich begünſtigt ſind. Schon jetzt nehmen die Sandwichinſulaner ſelbſt an dem Verkehre weſentlichen Antheil. — Die 8 bewohnten Inſeln, welche zuſammen einen Flächenraum von etwas über 300 □M. enthalten, ſind folgende: Hawaii oder Owaihi, die größte aller Eilande (200 □M.) mit 85000 Einw., Maui (30 □M.), Oahu oder Woahu (26 □M.), Sitz des Königs und der vorzüglichſten fremden Niederlaſſungen; Tauai (26 □M.), Morakai ($8\frac{1}{2}$ □M.), Ranai (5 □M.), Niihau (4 □M.) und Tahurawa (3 □M.). Die beiden unbewohnten Inſeln führen den Namen Morokini und Taura, auch rechnet man oft noch zu den S. die beiden getrennt von ihnen nordweſtlich gelegenen Eilande Necker und Bird-Island. .15.

Sandwichsland, ſ. Südpolarländer.

Sanguiniſch, ſ. Temperament.

Sanhedrin, aus dem griechiſchen *συνέδριον*, Rathsverſammlung, hieß nach dem Exile die oberſte Behörde der Juden, welche unter dem Vorſitze des Hohenprieſters aus 70 Mitgliedern beſtand und ſich täglich verſammelte. Es übte die höchſte Rechtspflege nach dem moſaiſchen Rechte aus, doch ward ihm unter der Herrſchaft der Römer die Criminalgerichtsbarkeit entzogen. Nach der Zerſtörung Jeruſalems blieb es faſt nur eine Art Akademie und ging endlich ganz ein. Die Untergerichte in den Städten hießen kleine Sanhedrine. — Auch die Verſamm-

lung der jüdiſchen Notabeln und Rabbinen unter Napoleon (den 30. Mai 1806) zum Behufe der Feſtſtellung der Rechte der jüdiſchen Nation, ward S. genannt, blieb aber nur eine politiſche Farce. 30.

San Marino, ſ. Marino.

Sannazaro (Jacobo), einer der vorzüglichſten lateiniſchen und italieniſchen Dichter, wurde den 28. Juli 1458 in Neapel geboren und vollendete ſeine Bildung auf der Akademie des Pontano (ſ. d. Art.). Die Liebe zu einer ſchönen Neapolitanerin entfaltete ſein poetiſches Talent. Um dieſe hoffnungsloſe Leidenſchaft zu beſiegen, unternahm er eine Reiſe nach Frankreich; allein die Sehnſucht führte ihn bald in die Heimath zurück, wo aber die Geliebte unterdeſſen geſtorben war. Durch ſeine Dichtungen hatte er jedoch das Wohlwollen des Königs Ferdinand von Neapel und ſeiner Söhne gewonnen, begleitete dieſe nun auf ihren Feldzügen und Reiſen und erhielt von ihnen ein Landgut am Fuße des Pauſilippo zum Geſchenke. Er folgte auch dem Könige Friedrich von Neapel 1501 in die Verbannung nach Frankreich und kehrte erſt nach dem Tode deſſelben (1504) in ſein Vaterland zurück und ſtarb 1530 zu Neapel. — Unter ſeinen poetiſchen Werken in italieniſcher Sprache zeichnet ſich, neben einer Sammlung von trefflichen Canzonen und Sonetten, die Idylle „Arcadia", abwechſelnd in Verſen und Proſa geſchrieben, durch Anmuth der Gedanken und Wohlklang der Sprache vortheilhaft aus. Dieſe ſind geſammelt unter dem Titel: „Le opere volgari del Sannazaro da varj illustrate" (Padua 1731. 4.). Größern Ruhm genoß S. als lateiniſcher Dichter, den er auch wegen der Reinheit der Sprache, der Leichtigkeit und Gewandtheit des Versbaues, der Zartheit und des hohen dichteriſchen Gehalts der Gedanken im hohen Grade verdient. Wir beſitzen von ihm außer ſeinem berühmten Gedichte „De partu virginis" (neueſte Ausgabe lateiniſch und deutſch von Becher, Leipz. 1826), deſſen mythologiſche Maſchinerie ihm aber vielen Tadel zuzog, vorzüglich Eklogen (darunter ſeine trefflichen „Halieutica" oder „Fiſcherlieder"), Elegien und Epigramme. Unter letzteren iſt vorzüglich das auf Venedig berühmt geworden, für deſſen 6 Zeilen er von der Signoria zu Venedig 600 Ducaten erhielt. Es iſt folgendes:

Viderat Adriacis Venetam Neptunus in undis
  Stare urbem et toto ponere jura mari.
Nunc mihi Tarpejas quantumvis Jupiter arces
  Objice et illa tui moenia Martis, ait.
Si pelago Tibrim praefers, urbem adspice utramque;
  Illam homines dices, hanc posuisse deos.

81.

Sansculottes (ſpr. Sangcülott) (d. i. ohne Hoſen) hießen während der franzöſiſchen Revolution die ſogenannten Patrioten, die Ultras der Demagogen, welche etwas darin ſuchten, im Äußern ſo vernachläſſigt wie möglich zu erſcheinen. Nach einer Stelle in Montgaillard's „Geſchichte Frankreichs" (III, 58.) rührt dieſer Ausdruck vom Abbé Maury her, welcher, als die Frau von Pienne und die Frau von Coigny eine ſeiner Freiheitsreden in der Nationalverſammlung bitter und laut tadelten, dem Präſidenten zurief: „Monsieur le président, faites taire ces deux sans-culottes" (d. i. Mein Herr, bringen Sie dieſe Beiden ohne Hoſen zur Ruhe). 1.

Sanskrit (von san = συν, mit, krita, part. von kri, vollendet, vollkommen, alſo: die durch und durch Vollkommene), oder Sanskritaſprache, iſt die alte claſſiſche, urſprüngliche Sprache Indiens, ein heiliges, die europäiſchen und aſiatiſchen Sprachen embryoniſch in ſich verſchließendes Idiom, das, obgleich ſchon ſeit Jahrhunderten ausgeſtorben, durch die Maſſe und Gediegenheit der in ihm aufbewahrten Literatur die Wißbegierde europäiſcher Gelehrſamkeit ſeit einem halben Jahrhundert reizt. Dieſe Sprache, deren Verbal- und Pronominalwurzeln nach den neueſten Reſultaten der analytiſchen Sprachforſchung ſich

auch in der ſemitiſchen Stammſprache wieder finden, deren Conſanguineität mit den Sprachen einer ungeheuern Völkerkette, zwiſchen Morgen und Abend vom bengaliſchen Buſen bis zum atlantiſchen Ocean, bekannt iſt, deren alterthümliche Formvollkommenheiten bekanntlich den beſtehenden Dialektenkampf im Griechiſchen, die ſchroffen Anomalien im Lateiniſchen, den ſeltſamen Aufzug der germaniſchen und ſlaviſchen Sprachen, die Uranfänge des Semitismus erklären können, dieſe Sprache, die ſich bis ins tiefſte Alterthum verliert, die ſogar vor Jahrtauſenden ſchon eine grammatiſche und lexikographiſche Pflege genoß, ſcheint erſt eine Evolution aus einem noch ältern Idiome. Die alten Denkmäler Indiens, vorzüglich die Rieſentempel zu Salſette, haben eigenthümliche, charakteriſtiſche, noch bis heute unenträthſelte Inſchriften, deren ſeltſame Zeichen kein Analogon in der Sanskritaſprache finden; aber wohl weiſt ſich der Schriftcharakter als Stammvater der ſpätern Sanskritſchrift aus, ſo wie die ſchwachen Spuren der Sprache als Mutter der ſpätern Grancha- oder Sanskritaſprache. Was das S. ſelbſt betrifft, ſo verliert ſich ſein Auftreten in dunkler Ferne, in der noch die Völkerſprachen Aſiens und Europas aus derſelben entſtrömen konnten und wo noch ſelbſt der Name S. nicht vorhanden war, da er erſt im Gegenſatze zu Prakrit (d. h. die Volksthümliche) in Gebrauch kam. Der Hauptſitz des S. war in den Thalebenen der Ganga und Jamuna, dem Stammſitze der Civiliſation und Religion Indiens; von da verbreitete es ſich über die Völkerſchaften des Hochlands Dekan; der Buddhaismus verpflanzte es nach Tibet, von wo aus es ſogar in die Sprachen der Mogolen eindrang, und das Pali, ein gemildertes und verweichlichtes S., drang zu den Völkern mit einſylbigen Sprachen. Im Weſten des Indus begrenzen das ſanskritiſche Gebiet die ariſchen Sprachen, wohin die Zend- und Pehlewiſprache im Alterthume, das Neuperſiſche, Buchariſche, Beludſchiſche, Afghaniſche, Kurdiſche und Oſſetiſche in der Neuzeit gehören. Die verbreitetſte Sanskritſchrift heißt Dewa-nâgâri, d. h. Götterſchrift, weil die Religionsbücher, die Wedas, darin geſchrieben ſind, mit welcher man die 50 fein nüançirten Töne und Laute des Alphabets auf das Genaueſte zeichnet. Eigenthümlichkeiten des S. ſind: 1) der R-Vocal, d. h. ri oder rì als Vocal gerechnet (urſprünglich war es aber eine Sylbe ar, wie man es aus der Sprachvergleichung ſieht, z. B. ſanskr. stri, hebr. star, lat. ster-nere; krit, hebr. krat; smri, hebr. smor); 2) das ſogenannte Anuswâra, d. i. Nachhall, ein leiſe nachtönendes n, worin gewöhnlich m übergeht und deſſen Ausſprache Forſter, Carey, Yates ſcharfſinnig beſtimmen; 3) das Wiſarga, d. i. Verlaſſung, welches den zurückgelaſſenen Hauch der ſich verlierenden Buchſtaben r, s, ausdrückt; 4) die Stufenleiter in den feſten Conſonanten, die Abſonderung der Aſpiraten ꝛc., das durchgebildete Lautſyſtem, die Gleichförmigkeit in der Bildung der Deſiderativa und Frequentativa, die Durchbildung des Imperativs für jede Zeitform, der Reichthum der Verbalia, die Bedeutſamkeit der Nomina propria, die feine organiſche Structur, der ſinnige, ruhig-klare etymologiſche Bau; 5) die Einſylbigkeit der Wurzeln, die ſo als Urbilder und Denkſteine der Verben in den übrigen Sprachen erſcheinen, wie man ſchon aus der Zuſammenſtellung mit dem Lateiniſchen ſehen kann, z. B. gnâ-gno-sco; dâ-da-re; stha-sta-re; i-i-re; plu-flu-ere; kri-cre-are; mri-mori; sri-ser-ere; grì-garr-ire; pat-pet-ere; mrid-mord-ere; swid-sud-are und ſo faſt durch den ganzen Wurzelſchatz der Sprache. Die Beziehungen des S. zu den 10 Prakritidiomen ſind jetzt noch nicht feſtgeſtellt, wohl aber zum Zend, Griechiſchen, Lateiniſchen, Litthauiſchen, Gothiſchen und Deutſchen (durch Bopp und Pott), ſo wie neuerdings zum Semitiſchen. Die 10 Prakritidiome hat bis jetzt nur der gründliche Colebrooke näher bezeichnet und dieſe ſind: 1) das Saroswataidiom, am Fluſſe Saroswata, ein Miſchdialekt mit ſanskritiſcher Grundzeichnung; 2) das

jetzige Hindi, mit Dewa-nagariſchrift; 3) das Gaura- oder das bengaliſche Idiom, mit eigener Schrift, aber ſtark mit anderen Elementen verſetzt; 4) Maithylaidiom, im Kreiſe Tirhoot; 5) Urigaidiom, wie das Bengali, mit ſtarken Zuſätzen; 6) die malabariſche oder tamuliſche Sprache, auf der ſüdlichen Spitze Dekans; 7) das Mahrattaidiom, am Nordſtreif des indiſchen Plateaus; 8) das Cernataidiom, in der Mitte von Dekan; 9) das Talingaidiom, am Kriſchnafluſſe heimiſch; 10) Guzuraidiom, auf der Halbinſel im Weſten. In allen dieſen Prakritſprachen, ſagt der Sprachforſcher Kennedy, liegen außer dem S. nur noch zwei andere zum Grunde. — Die Literatur und die Sprache Indiens hat ſich für uns erſt in der Neuzeit erſchloſſen. Die römiſche Propaganda, obgleich ſie ſeit 300 Jahren darnach ſtrebt, die Hindus katholiſch zu machen, hat es zu keiner Sanskritwiſſenſchaft bringen können. Die flüchtigen Arbeiten eines Paulinus (1790), oder des deutſchen Jeſuiten Hornleden (ſtarb 1732), ſind ohne Nutzen vorübergegangen. Den erſten Antrieb zur indiſchen Sprachkunde gaben merkantiliſche Bedingungen Englands. Die beſten zu uns herübergekommenen Arbeiten ſind: 1) Colebrooke's „A grammar of the Sanscrit“ (Calcutta 1805); 2) Carey's weitläufige „Sanskritgrammatik“ (Serampore 1806); 3) Wilkin's „Grammatik“ (London 1808); 4) Forſter's „Grammatiſche Studien“, die leider noch unvollendet ſind (Calcutta 1810). Dieſen engliſchen Arbeiten ſchließen ſich die indiſch-nationalen Arbeiten an, die von engliſchen Gelehrten herausgegeben wurden: 1) „The Grammatical Sutras or aphor. of Panini withe selections from various commentators, Nagari Character“ (Calcutta 1829); 2) „The Siddhanta-Cumudi, a Grammar conformable to the System of Panini“ (Calc. 1812); 3) „The Mugdha-Budha“ (Serampore 1807). Dieſe indiſch-nationalen Werke über Grammatik zeichnen ſich nicht nur durch ihren philoſophiſchen, ſchematiſchen Sinn, ſondern auch durch ihre techniſche Mnemonik und ihre algebraiſche Kürze aus. In einem ganz andern Sinne iſt die 1820 erſchienene Sanskritgrammatik des Engländers Yates, der dieſelbe nach dem Muſter der lateiniſchen modeln wollte. Was die Wörterbücher betrifft, ſo iſt am Wichtigſten die Herausgabe des indiſchen „Amara-Kosha“ von Colebrooke, mit Überſetzung und kritiſchen Noten (Serampore 1808); denn die bloßen Textabdrücke der indiſchen Wörterbücher, wie die zu Calcutta 1807 in der Dewanagariſchrift erſchienenen „Amora-Kosha“, „Medini-Kosha“, „Trikonda-Sesha“ und „Haravali“, haben für den Europäer keinen Werth, da ſie metriſch-abgefaßte Realwörterbücher ſind, wo Nomina und Adjectiva zuſammenſtehen. Als Anhang zu der Grammatik gab Carey 1806 zu Serampore ſein „Wurzelwörterbuch“ heraus. Dieſe Arbeit aber in Verbindung mit den Arbeiten von Forſter und Wilkins vereinigte in ſich der gelehrte Wilſon, der 1819 zu Calcutta ſein „Alphabetiſches Wörterbuch der Sanskritſprache“ herausgab. Nächſt den Engländern kommen die Deutſchen an die Reihe. Die „Sanskritgrammatik“ von Bopp, in vielfachen Umarbeitungen und Verbeſſerungen; die „Chrestomathia Sanscrita“ von D. Trenk (1820); die Textausgaben von einzelnen Gelehrten und reichhaltige Commentarien, Alles dieſes hat in Deutſchland dieſes Studium gefördert. — Sanskritliteratur. Keine Literatur der Welt iſt ſo intereſſant, als die ſanskritiſche, keine beſchämt, wie dieſe, ſo ſehr unſere Begriffe von der europäiſchen Civiliſation. Mit unſerer bedeutſamen geſchichtlichen Zeitrechnung beginnend, reich, ſelbſtſtändig, mannigfaltig-plaſtiſch, wie die Literatur Griechenlands, aſiatiſch-prächtig, erhaben-religiös, glühend und ernſt, in Urbegriffen das Unendliche offenbarend, wie der Orientalismus, ſo treten uns die indiſchen Schriftdenkmale entgegen und doch war das ganze indiſche Schriftthum uns bis auf die letzte Zeit unbekannt. Den wichtigſten Theil der Sanskritliteratur bilden die Wedas, die Quellen indiſcher Theologie und Philoſophie, und ähnlich

der Thora der Hebräer, der Mittelpunkt indiſcher Geiſtesthätigkeit ſind. Der Name bezeichnet: Licht und Feuer, und ſie umfaſſen die Gottesgedanken und Weltanſichten der Hindu. Die Wedaliteratur zerfällt in 4 Bücher: 1) der Ridſch, die älteſten Hymnen und metriſchen Gebete an Gottheiten, aber durchflochten von indiſchen Philoſophemen. Dahin gehören auch: a) Jajuſch, Hymnologie in Proſa und auch die Riten der Opfer erklärend; b) Saman, Gebete für den Geſang; c) der Atharrana, ein Nachtrag der frühern. Der Anfang dieſer Wedas iſt nach Jones und Colebrooke im XIV. Jahrh. vor der chriſtlichen Zeitrechnung zu ſuchen; die Hindu behaupten, daß Brahma ſie ihnen perſönlich gegeben habe, aber ſie geſtehen, daß Wjeſa die Fragmente geſammelt, und Wjeſa heißt Compilator. Jede Weda hat zwei Theile: Gebete (Mantras) und Gebote (Brahmanas), aber für die indiſche Philoſophie iſt noch ein beträchtlicher Theil darin, die Upaniſchads, d. h. die theologiſchen Meditationen. Der Grundgedanke in den Wedas iſt der Monotheismus mit einem emanativen Pantheismus. Freilich liegt dieſer Gedanke nicht in den äußeren Dogmen, ſondern in der eſoteriſchen Lehre ihrer philoſophiſchen Speculation. Alle dieſe ſind in S. mit Dewanagariſchrift geſchrieben und eine Abſchrift derſelben in 11 Bänden bewahrt das britiſche Muſeum. Roſen, ein Deutſcher, beſchäftigt ſich gegenwärtig mit einer Ausgabe des Ridſch-Weda in London, Poley, ein anderer Deutſcher, mit der Herausgabe aller Upaniſchads in Paris, und die Vorarbeiten von Colebrooke in den beiden erſten Bänden der „Transactions“, die trefflichen Aufſätze in den „Asiat. Researches“ über Wedaliteratur, werden, mit deutſchen Arbeiten verbunden, bald dadurch eine Lücke in der Geſchichte der Religionen und Philoſopheme ausfüllen. Hierauf folgen 2) die Upaneldas, eine allgemeine wiſſenſchaftliche Literatur Indiens und zwar: Ajaſch, Gandſerva, Dhanaſch, Sthapatja, die von Medicin, Tonkunſt und anderen Specialwiſſenſchaften handeln. 3) Die Angas oder Bücher über Sprachkunde und Lexikologie; dahin gehören die 6 Bücher: Sikſcha, Lalpa, Wjakorana ꝛc. 4) Die Upangas in 3 Theilen: Puranas, Dherma-Schaſtras und Derſanas. Puranas gibt es 18, die die vollſtändige Entwickelung der indiſchen Philoſophie in heiligen Sagenkreiſen enthalten; ſie ſind aber noch nicht herausgegeben und bearbeitet. Der Engländer Houghton gab (London 1827) in 2 Bänden eine Überſetzung der „Dherma-Schaſtras“ (deutſch von Hüttner) und die „Derſanas“ zum Theil Dow heraus. Nächſt der wiſſenſchaftlichen iſt die poetiſche Literatur die ſchönſte Blüthe des indiſchen Geiſtes. Mit bezaubernder Lieblichkeit und Gemüthsinnigkeit malt ſie zugleich das Feenhafte, Zarte, wie das Erhabene und Schauerliche; ein eigenthümlicher Weltgeiſt ziehet mit magiſchem Reize durch ihre Dichtungen, die glänzende, duftende Form der Orientalen vermählt ſich mit den ſchauerlichen götterberauſchten Gedanken, immer hinſehend nach der heiligen Ganga mit den zauberiſchen Grotten. Als epiſche Dichtungen ragen hervor: 1) der Ramajana, von dem indiſchen Homer, Valmiki, ein großartiges Heldengedicht wie die Ilias, aus 24000 Diſtichen beſtehend, mit einer abgerundeten Einheit der Anlage und mit jener antiken, einfachen Form. 2) Der Mahabarata, von dem großen Dichter Wjeſa. 3) Idſchana Radſcha, die Begegnung Ardſchuns und Schiwa epiſch behandelt. 4) Kadambari, von Battu-Bana, durch markirten epiſchen Ton ausgezeichnet. 5) Bhatti, von Gera Pandita, ein mehr volksthümliches Epos u. a. Der Unterſchied vom griechiſchen Epos liegt in jener üppigen Perſpective der indiſchen Natur und in dem prieſterlich-hierarchiſchen Elemente. Der epiſchen Dichtung ſchließt ſich die dramatiſche Literatur an, von der uns 20 Stück bekannt ſind. Nâtika war das erſte, das Jones entdeckte, und faſt auf alle paßt, was Herder vom Sakontala ſagt: „mit Blumenketten ſind darin alle Scenen gebunden.“ Eine ausführliche Überſicht der ſanskritiſchen Literatur hat kürzlich A. W. von Schlegel mitgetheilt. 79.

Sanſovino (Giacomo), eigentlich **Tatti**, ein berühmter italieniſcher Bildhauer und Architekt, geb. zu Florenz um das Jahr 1479, hatte Contucci zum Lehrer und bildete ſich dann, jedoch ohne ſklaviſche Nachahmung, vorzüglich nach Michel Angelo; auch wirkte der freundſchaftliche Umgang mit Sangallo, Raphael und del Sarto ſehr vortheilhaft auf ihn ein. In Rom erwarb er ſich durch ein nach Raphael's Urtheil höchſt gelungenes Modell des Laokoon die Gunſt des Papſtes, der ihm die Reſtauration mehrerer in ſeinem Muſeum befindlicher ſchadhafter Statuen auftrug und eine von ihm ſelbſt gearbeitete Statue des heil. Jakob für die Kirche Santa Maria del Fiore zu Florenz ſtellte ſeinen Namen denen der berühmteſten gleichzeitigen Bildhauer an die Seite. Als geſchickter Architekt zeigte er ſich zuerſt in dem ihm übertragenen Baue der Kirche des heil. Johannes des Täufers zu Rom, doch ward er in der Vollendung derſelben durch die Eroberung Roms im Jahre 1527 unterbrochen, worauf er ſeinen dauernden Aufenthalt zu Venedig nahm. Zum erſten Architekten von San Marco ernannt ſchmückte er ſeitdem Venedig mit Meiſterwerken ſeiner Hand, baute mehrere Paläſte (unter ihnen den Palaſt Delfino und Cornaro) und viele andere Gebäude, wie die Bibliothek, und lieferte außerdem ausgezeichnete Bildhauerwerke, unter denen die 4 Evangeliſten in der Kapelle San Marco vielleicht das Schönſte ſind, was Venedig in dieſem Zweige der Kunſt aufzuweiſen hat. Hochbejahrt ſtarb S. am 27. Nov. 1570 mit dem Ruhme, als Architekt nur von Wenigen, als Bildhauer aber nur von dem einzigen Michel Angelo übertroffen worden zu ſein. — Sein Sohn, **Francesco** S., geb. zu Rom 1521, geſt. 1586 zu Venedig, hat ſich als einer der ausgezeichnetſten Literarhiſtoriker Italiens berühmt gemacht. 36.

Sans-Souci (ſpr. Sangſuſi) (ohne Sorgen), ein königliches preußiſches Luſtſchloß, Friedrich's des Großen Lieblingsaufenthalt und Sterbeort, den er ſich ſelbſt erbaute, außerhalb der Stadt Potsdam, iſt 292 Fuß lang und 49 Fuß tief, beſteht nur in einem Stockwerke und hat in der Mitte eine runde Ausbeugung mit offener Kuppel, durch die das Licht von oben hineindringt. Die Hinterſeite des Schloſſes enthält eine aus 96 korinthiſchen Säulen beſtehende Colonnade. Die ausgezeichnetſten Zimmer in demſelben ſind der runde Marmorſaal mit 16 korinthiſchen marmornen Säulen und das Schlafzimmer des Königs Friedrich II. Auf der einen Seite des Schloſſes befindet ſich die königliche Bildergallerie mit dem Galleriesaal, welche 258 Fuß lang, 36 Fuß breit und 15 Fuß hoch iſt. Auf der andern Seite des Schloſſes ſteht das im Äußern der Bildergallerie ſehr ähnliche Cavalierhaus mit prächtigen Zimmern. Sehenswerth iſt auch der um und bei dem Schloſſe gelegene Faſanengarten und der Park, welcher letztere ſehr weitläufig und zum Theil mit einem in die Havel fließenden Kanale umgehen iſt. Der Weg in dieſem Parke führt durch ein aus 8 korinthiſchen Säulen beſtehendes Portal und vor dem Haupteingange deſſelben ſteht ein großes Baſſin, welches 8 marmorne Gruppen und Statuen einſchließen. Vor dem Baſſin liegt der Hügel, worauf das Schloß gebaut iſt, welcher 60 Fuß Höhe und 6 Terraſſen hat, jede von 10 Fuß Höhe und 500 Fuß Länge, mit ſteinernen Treppen. Dieſe Terraſſen enthalten unter 840 Glasfenſtern einen Weinberg, Fruchtbäume und mit Bruſthecken von Obſtbäumen umzäunt. Während des Sommers ſteht auf den Terraſſen die herrliche Orangerie. Da, wo auf beiden Seiten Bäume ſtehen, findet man marmorne Gruppen und Bruſtbilder der erſten 12 römiſchen Kaiſer. Außerdem trifft man noch in dieſem Garten mancherlei treffliche Statuen, Vaſen und angenehme Partien, z. B. den Antikentempel, den Freundſchaftstempel, die Neptunsgrotte, das japaniſche Haus u. a. m. 71.

Santana (Antonio Lopez de), eigentlich Santa Ana, Präſident des Freiſtaates Mexico, wurde zuerſt öffentlich genannt, als Iturbide die neue Verfaſſung von Mexico bekannt gemacht hatte. S. vertrieb die Royaliſten aus Vera Cruz

und wurde zum Befehlshaber dieſer Stadt ernannt; da ihn aber Iturbide nicht zugleich zum Gouverneur der ſüdlichen Abtheilung machte, entſtanden zwiſchen Beiden Streitigkeiten, in Folge deren ihm der Oberbefehl genommen wurde (1812). Sogleich empörte er ſich, ließ in Vera Cruz die republikaniſche Verfaſſung ausrufen und erklärte ſich an der Spitze von einigen Hundert Mann zu dem Beſchützer derſelben, mußte ſich aber der gegen ihn geſchickten Kriegsmacht unterwerfen. Bis 1828 lebte er nun auf ſeinem Landgute bei Jalapa, ohne den geringſten Antheil an Staatsgeſchäften zu nehmen. Nach der Wahl Pedrazza's zum Präſidenten erklärte er ſich aber für deſſen Gegner Guerrero, mußte ſich jedoch in die Gebirge von Oaraca zurückziehen und ward als Empörer geächtet. Nachdem aber Guerrero als Präſident anerkannt worden war, wurde S. wieder Gouverneur von Vera Cruz und im April 1829 Kriegsminiſter und Oberbefehlshaber des Heeres und zwang in dieſer Stellung das ſpaniſche Heer, welches 1829 unter dem Generale Barradas in Mexico gelandet war, ſich auf ſchimpfliche Bedingungen zu ergeben, wurde jedoch, als ſich 1830 Buſtamente der Präſidentenſtelle bemächtigt hatte, von ſeinem Poſten entfernt und empörte ſich daher im Jan. 1832 von Neuem, indem er ſich für Pedrazza erklärte, welcher auch, nachdem Buſtamente im Dec. 1832 von S. geſchlagen worden war, zum Präſidenten erwählt wurde. Die neue Wahl im März des Jahres 1833 fiel auf S., der bei Übernahme ſeines Amtes die edelſten Zwecke als leitende Grundſätze ſeiner Regierung ausſprach, aber die Verwaltung mehr dem Vicepräſidenten Faria überließ und ſich auf ſein Landgut zurückzog. Da aber dieſer Einziehung der Klöſter und deren Güter decretirte, ſo brach in dem Staate Valladolid (Mai 1833) zuerſt die Empörung aus und S. wurde zum Dictator ausgerufen. Dieſer rückte aber mit einem Heere den Empörern entgegen, doch gingen ſeine Soldaten über und hielten ihn feſt. Er entkam jedoch, ward in Mexico mit Jubel empfangen, kam wieder in vollen Beſitz der Regierung und decretirte am 24. Juni, daß ſämmtliche geborene Spanier auf immer, Buſtamente auf 6 Jahre aus der Republik verbannt, außerdem viele verdächtige Officiere aus der Hauptſtadt entfernt und die übrigen Hauptſtädte der Republik mit ſtärkeren Truppen beſetzt würden, um einem Kampfe der Volkspartei mit ihren Gegnern zuvorzukommen. Deſſenungeachtet dauerte die Empörung fort, obwohl S. die Empörer zu wiederholten Malen ſchlug, bis er am 6. Oct. 1833 einen glänzenden Sieg erfocht. S. übernahm nun die Regierung wieder bis zum Januar 1835, wo er ſich mit Erlaubniß des Congreſſes auf das Land zurückzog, jedoch kurz darauf wieder an die Spitze der Verwaltung trat, da neue Unruhen begannen. Da er ſich aber für die Beibehaltung des Centraliſationsſyſtems ausſprach, ſo erklärten ſich am 23. März 1835 vier Provinzen unter dem Generale Alvarez gegen ſeine Herrſchaft. S. ſchlug aber die Truppen dieſer Partei und wurde nun zum Dictator ernannt. Während jedoch ſich S. noch mit Einrichtung der Central- und Municipalgewalten beſchäftigte, ſagte ſich die Provinz Texas los. S. zog gegen ſie aus, wurde aber in der Schlacht geſchlagen und gefangen und befindet ſich gegenwärtig noch in Gefangenſchaft. — Allgemein wird er als ein ehrgeiziger, ränkeſüchtiger Mann geſchildert, der trotz ſeines Stolzes nichts weniger als geſchickter General und Staatsmann iſt. Vergl. Ausland, Juli 1836. 81.

Santander (Francisco de Paula), Präſident des Freiſtaats Neugranada, ward zu Roſario de Cucuta in genanntem Staate am 2. April 1792 geboren, erhielt eine nothdürftige Erziehung, abſolvirte ſeine Studien zu Bogota und erklärte ſich 1809, als die Revolution ausbrach, für die Sache der Unabhängigkeit. Seine militairiſche Laufbahn begann er als Fähndrich bei der Landwehr von Neugranada und zeichnete ſich ſpäter als Adjutant des Befehlshabers der Provinz Mariquita, Manuel Caſtillo, bei der Vertreibung des ſpaniſchen Generals Correa rühmlich aus. Bei der bald darauf ihm übertragenen Vertheidigung des Thales Cucuta

jetzige Hindi, mit Dewa-nagariſchrift; 3) das Gaura- oder das bengaliſche Idiom, mit eigener Schrift, aber ſtark mit anderen Elementen verſetzt; 4) Maïthylaidiom, im Kreiſe Tirhoot; 5) Urigaidiom, wie das Bengali, mit ſtarken Zuſätzen; 6) die malabariſche oder tamuliſche Sprache, auf der ſüdlichen Spitze Dekans; 7) das Mahrattaidiom, am Nordſtreif des indiſchen Plateaus; 8) das Carnataidiom, in der Mitte von Dekan; 9) das Talingaidiom, am Kriſchnafluſſe heimiſch; 10) Guzuraidiom, auf der Halbinſel im Weſten. In allen dieſen Prakritſprachen, ſagt der Sprachforſcher Kennedy, liegen außer dem S. nur noch zwei andere zum Grunde. — Die Literatur und die Sprache Indiens hat ſich für uns erſt in der Neuzeit erſchloſſen. Die römiſche Propaganda, obgleich ſie ſeit 300 Jahren darnach ſtrebt, die Hindus katholiſch zu machen, hat es zu keiner Sanskritwiſſenſchaft bringen können. Die flüchtigen Arbeiten eines Paulinus (1790), oder des deutſchen Jeſuiten Hornleden (ſtarb 1732), ſind ohne Nutzen vorübergegangen. Den erſten Antrieb zur indiſchen Sprachkunde gaben merkantiliſche Bedingungen Englands. Die beſten zu uns herübergekommenen Arbeiten ſind: 1) Colebrooke's „A grammar of the Sanscrit“ (Calcutta 1805); 2) Carey's weitläufige „Sanskritgrammatik“ (Serampore 1806); 3) Wilkin's „Grammatik“ (London 1808); 4) Forſter's „Grammatiſche Studien“, die leider noch unvollendet ſind (Calcutta 1810). Dieſen engliſchen Arbeiten ſchließen ſich die indiſch-nationalen Arbeiten an, die von engliſchen Gelehrten herausgegeben wurden: 1) „The Grammatical Sutras or aphor. of Panini withe selections from various commentators, Nagari Character“ (Calcutta 1829); 2) „The Siddhanta-Cumudi, a Grammar conformable to the System of Panini“ (Calc. 1812); 3) „The Mugdha-Budha“ (Serampore 1807). Dieſe indiſch-nationalen Werke über Grammatik zeichnen ſich nicht nur durch ihren philoſophiſchen, ſchematiſchen Sinn, ſondern auch durch ihre techniſche Mnemonik und ihre algebraiſche Kürze aus. In einem ganz andern Sinne iſt die 1820 erſchienene Sanskritgrammatik des Engländers Yates, der dieſelbe nach dem Muſter der lateiniſchen modeln wollte. Was die Wörterbücher betrifft, ſo iſt am Wichtigſten die Herausgabe des indiſchen „Amara-Kosha“ von Colebrooke, mit Überſetzung und kritiſchen Noten (Serampore 1808); denn die bloßen Textabdrücke der indiſchen Wörterbücher, wie die zu Calcutta 1807 in der Dewanagariſchrift erſchienenen „Amora-Kosha“, „Medini-Kosha“, „Trikonda-Sesha“ und „Haravali“, haben für den Europäer keinen Werth, da ſie metriſch-abgefaßte Realwörterbücher ſind, wo Nomina und Adjectiva zuſammenſtehen. Als Anhang zu der Grammatik gab Carey 1806 zu Serampore ſein „Wurzelwörterbuch“ heraus. Dieſe Arbeit aber in Verbindung mit den Arbeiten von Forſter und Wilkins vereinigte in ſich der gelehrte Wilſon, der 1819 zu Calcutta ſein „Alphabetiſches Wörterbuch der Sanskritſprache“ herausgab. Nächſt den Engländern kommen die Deutſchen an die Reihe. Die „Sanskritgrammatik“ von Bopp, in vielfachen Umarbeitungen und Verbeſſerungen; die „Chrestomathia Sanscrita“ von D. Trenk (1820); die Textausgaben von einzelnen Gelehrten und reichhaltige Commentarien, Alles dieſes hat in Deutſchland dieſes Studium gefördert. — Sanskritliteratur. Keine Literatur der Welt iſt ſo intereſſant, als die ſanskritiſche, keine beſchämt, wie dieſe, ſo ſehr unſere Begriffe von der europäiſchen Civiliſation. Mit unſerer bedeutſamen geſchichtlichen Zeitrechnung beginnend, reich, ſelbſtſtändig, mannigfaltig-plaſtiſch, wie die Literatur Griechenlands, aſiatiſch-prächtig, erhaben-religiös, glühend und ernſt, in Urbegriffen das Unendliche offenbarend, wie der Orientalismus, ſo treten uns die indiſchen Schriftdenkmale entgegen und doch war das ganze indiſche Schriftthum uns bis auf die letzte Zeit unbekannt. Den wichtigſten Theil der Sanskritliteratur bilden die Wedas, die Quellen indiſcher Theologie und Philoſophie, und ähnlich

der Thora der Hebräer, der Mittelpunkt indiſcher Geiſtesthätigkeit ſind. Der Name bezeichnet: Licht und Feuer, und ſie umfaſſen die Gottesgedanken und Weltanſichten der Hindu. Die Wedaliteratur zerfällt in 4 Bücher: 1) der Ridſch, die älteſten Hymnen und metriſchen Gebete an Gottheiten, aber durchflochten von indiſchen Philoſophemen. Dahin gehören auch: a) Jajuſch, Hymnologie in Proſa und auch die Riten der Opfer erklärend; b) Saman, Gebete für den Geſang; c) der Atharrana, ein Nachtrag der frühern. Der Anfang dieſer Wedas iſt nach Jones und Colebrooke im XIV. Jahrh. vor der chriſtlichen Zeitrechnung zu ſuchen; die Hindu behaupten, daß Brahma ſie ihnen perſönlich gegeben habe, aber ſie geſtehen, daß Wjeſa die Fragmente geſammelt, und Wjeſa heißt Compilator. Jede Weda hat zwei Theile: Gebete (Mantras) und Gebote (Brahmanas), aber für die indiſche Philoſophie iſt noch ein beträchtlicher Theil darin, die Upaniſchads, d. h. die theologiſchen Meditationen. Der Grundgedanke in den Wedas iſt der Monotheismus mit einem emanativen Pantheismus. Freilich liegt dieſer Gedanke nicht in den äußeren Dogmen, ſondern in der eſoteriſchen Lehre ihrer philoſophiſchen Speculation. Alle dieſe ſind in S. mit Dewanagariſchrift geſchrieben und eine Abſchrift derſelben in 11 Bänden bewahrt das britiſche Muſeum. Roſen, ein Deutſcher, beſchäftigt ſich gegenwärtig mit einer Ausgabe des Ridſch-Weda in London, Poley, ein anderer Deutſcher, mit der Herausgabe aller Upaniſchads in Paris, und die Vorarbeiten von Colebrooke in den beiden erſten Bänden der „Transactions“, die trefflichen Aufſätze in den „Asiat. Researches“ über Wedaliteratur, werden, mit deutſchen Arbeiten verbunden, bald dadurch eine Lücke in der Geſchichte der Religionen und Philoſopheme ausfüllen. Hierauf folgen 2) die Upanelbas, eine allgemeine wiſſenſchaftliche Literatur Indiens und zwar: Ajaſch, Gandſerva, Dhanaſch, Sthapatja, die von Medicin, Tonkunſt und anderen Specialwiſſenſchaften handeln. 3) Die Angas oder Bücher über Sprachkunde und Lexikologie; dahin gehören die 6 Bücher: Sikſcha, Lalpa, Wjakorana ꝛc. 4) Die Upangas in 3 Theilen: Puranas, Dherma-Schaſtras und Derſanas. Puranas gibt es 18, die die vollſtändige Entwickelung der indiſchen Philoſophie in heiligen Sagenkreiſen enthalten; ſie ſind aber noch nicht herausgegeben und bearbeitet. Der Engländer Houghton gab (London 1827) in 2 Bänden eine Überſetzung der „Dherma-Schaſtras“ (deutſch von Hüttner) und die „Derſanas“ zum Theil Dow heraus. Nächſt der wiſſenſchaftlichen iſt die poetiſche Literatur die ſchönſte Blüthe des indiſchen Geiſtes. Mit bezaubernder Lieblichkeit und Gemüthsinnigkeit malt ſie zugleich das Feenhafte, Zarte, wie das Erhabene und Schauerliche; ein eigenthümlicher Weltgeiſt ziehet mit magiſchem Reize durch ihre Dichtungen, die glänzende, duftende Form der Orientalen vermählt ſich mit den ſchauerlichen götterberauſchten Gedanken, immer hinſehend nach der heiligen Ganga mit den zauberiſchen Grotten. Als epiſche Dichtungen ragen hervor: 1) der Ramajana, von dem indiſchen Homer, Valmiki, ein großartiges Heldengedicht wie die Ilias, aus 24000 Diſtichen beſtehend, mit einer abgerundeten Einheit der Anlage und mit jener antiken, einfachen Form. 2) Der Mahabarata, von dem großen Dichter Wjeſa. 3) Idſchana Radſcha, die Begegnung Ardſchuns und Schiwa epiſch behandelt. 4) Kadambari, von Battu-Bana, durch markirten epiſchen Ton ausgezeichnet. 5) Bhatti, von Gera Pandita, ein mehr volksthümliches Epos u. a. Der Unterſchied vom griechiſchen Epos liegt in jener üppigen Perſpective der indiſchen Natur und in dem prieſterlich-hierarchiſchen Elemente. Der epiſchen Dichtung ſchließt ſich die dramatiſche Literatur an, von der uns 20 Stück bekannt ſind. Nâtika war das erſte, das Jones entdeckte, und faſt auf alle paßt, was Herder vom Sakontala ſagt: „mit Blumenketten ſind darin alle Scenen gebunden.“ Eine ausführliche Überſicht der ſanskritiſchen Literatur hat kürzlich A. W. von Schlegel mitgetheilt. 79.

Sanſovino (Giacomo), eigentlich **Tatti**, ein berühmter italieniſcher Bildhauer und Architekt, geb. zu Florenz um das Jahr 1479, hatte Contucci zum Lehrer und bildete ſich dann, jedoch ohne ſklaviſche Nachahmung, vorzüglich nach Michel Angelo; auch wirkte der freundſchaftliche Umgang mit Sangallo, Raphael und del Sarto ſehr vortheilhaft auf ihn ein. In Rom erwarb er ſich durch ein nach Raphael's Urtheil höchſt gelungenes Modell des Laokoon die Gunſt des Papſtes, der ihm die Reſtauration mehrerer in ſeinem Muſeum befindlicher ſchadhafter Statuen auftrug und eine von ihm ſelbſt gearbeitete Statue des heil. Jakob für die Kirche Santa Maria del Fiore zu Florenz ſtellte ſeinen Namen denen der berühmteſten gleichzeitigen Bildhauer an die Seite. Als geſchickter Architekt zeigte er ſich zuerſt in dem ihm übertragenen Baue der Kirche des heil. Johannes des Täufers zu Rom, doch ward er in der Vollendung derſelben durch die Eroberung Roms im Jahre 1527 unterbrochen, worauf er ſeinen dauernden Aufenthalt zu Venedig nahm. Zum erſten Architekten von San Marco ernannt ſchmückte er ſeitdem Venedig mit Meiſterwerken ſeiner Hand, baute mehrere Paläſte (unter ihnen den Palaſt Delfino und Cornaro) und viele andere Gebäude, wie die Bibliothek, und lieferte außerdem ausgezeichnete Bildhauerwerke, unter denen die 4 Evangeliſten in der Kapelle San Marco vielleicht das Schönſte ſind, was Venedig in dieſem Zweige der Kunſt aufzuweiſen hat. Hochbejahrt ſtarb S. am 27. Nov. 1570 mit dem Ruhme, als Architekt nur von Wenigen, als Bildhauer aber nur von dem einzigen Michel Angelo übertroffen worden zu ſein. — Sein Sohn, **Francesco** S., geb. zu Rom 1521, geſt. 1586 zu Venedig, hat ſich als einer der ausgezeichnetſten Literarhiſtoriker Italiens berühmt gemacht. 36.

Sans-Souci (ſpr. Sangſuſi) (ohne Sorgen), ein königliches preußiſches Luſtſchloß, Friedrich's des Großen Lieblingsaufenthalt und Sterbeort, den er ſich ſelbſt erbaute, außerhalb der Stadt Potsdam, iſt 292 Fuß lang und 49 Fuß tief, beſteht nur in einem Stockwerke und hat in der Mitte eine runde Ausbeugung mit offener Kuppel, durch die das Licht von oben hineindringt. Die Hinterſeite des Schloſſes enthält eine aus 96 korinthiſchen Säulen beſtehende Colonnade. Die ausgezeichnetſten Zimmer in demſelben ſind der runde Marmorſaal mit 16 korinthiſchen marmornen Säulen und das Schlafzimmer des Königs Friedrich II. Auf der einen Seite des Schloſſes befindet ſich die königliche Bildergallerie mit dem Galleriesaal, welche 258 Fuß lang, 36 Fuß breit und 15 Fuß hoch iſt. Auf der andern Seite des Schloſſes ſteht das im Äußern der Bildergallerie ſehr ähnliche Cavalierhaus mit prächtigen Zimmern. Sehenswerth iſt auch der um und bei dem Schloſſe gelegene Faſanengarten und der Park, welcher letztere ſehr weitläufig und zum Theil mit einem in die Havel fließenden Kanale umgeben iſt. Der Weg in dieſem Parke führt durch ein aus 8 korinthiſchen Säulen beſtehendes Portal und vor dem Haupteingange deſſelben ſteht ein großes Baſſin, welches 8 marmorne Gruppen und Statuen einſchließen. Vor dem Baſſin liegt der Hügel, worauf das Schloß gebaut iſt, welcher 60 Fuß Höhe und 6 Terraſſen hat, jede von 10 Fuß Höhe und 500 Fuß Länge, mit ſteinernen Treppen. Dieſe Terraſſen enthalten unter 840 Glasfenſtern einen Weinberg, Fruchtbäume und mit Bruſthecken von Obſtbäumen umzäunt. Während des Sommers ſteht auf den Terraſſen die herrliche Orangerie. Da, wo auf beiden Seiten Bäume ſtehen, findet man marmorne Gruppen und Bruſtbilder der erſten 12 römiſchen Kaiſer. Außerdem trifft man noch in dieſem Garten mancherlei treffliche Statuen, Vaſen und angenehme Partien, z. B. den Antikentempel, den Freundſchaftstempel, die Neptunsgrotte, das japaniſche Haus u. a. m. 71.

Santana (Antonio Lopez de), eigentlich **Santa Ana**, Präſident des Freiſtaates Mexico, wurde zuerſt öffentlich genannt, als Iturbide die neue Verfaſſung von Mexico bekannt gemacht hatte. S. vertrieb die Royaliſten aus Vera Cruz

und wurde zum Befehlshaber dieſer Stadt ernannt; da ihn aber Iturbide nicht zugleich zum Gouverneur der ſüdlichen Abtheilung machte, entſtanden zwiſchen Beiden Streitigkeiten, in Folge deren ihm der Oberbefehl genommen wurde (1812). Sogleich empörte er ſich, ließ in Vera Cruz die republikaniſche Verfaſſung ausrufen und erklärte ſich an der Spitze von einigen Hundert Mann zu dem Beſchützer derſelben, mußte ſich aber der gegen ihn geſchickten Kriegsmacht unterwerfen. Bis 1828 lebte er nun auf ſeinem Landgute bei Jalapa, ohne den geringſten Antheil an Staatsgeſchäften zu nehmen. Nach der Wahl Pedrazza's zum Präſidenten erklärte er ſich aber für deſſen Gegner Guerrero, mußte ſich jedoch in die Gebirge von Oaxaca zurückziehen und ward als Empörer geächtet. Nachdem aber Guerrero als Präſident anerkannt worden war, wurde S. wieder Gouverneur von Vera Cruz und im April 1829 Kriegsminiſter und Oberbefehlshaber des Heeres und zwang in dieſer Stellung das ſpaniſche Heer, welches 1829 unter dem Generale Barradas in Mexico gelandet war, ſich auf ſchimpfliche Bedingungen zu ergeben, wurde jedoch, als ſich 1830 Buſtamente der Präſidentenſtelle bemächtigt hatte, von ſeinem Poſten entfernt und empörte ſich daher im Jan. 1832 von Neuem, indem er ſich für Pedrazza erklärte, welcher auch, nachdem Buſtamente im Dec. 1832 von S. geſchlagen worden war, zum Präſidenten erwählt wurde. Die neue Wahl im März des Jahres 1833 fiel auf S., der bei Übernahme ſeines Amtes die edelſten Zwecke als leitende Grundſätze ſeiner Regierung ausſprach, aber die Verwaltung mehr dem Vicepräſidenten Faria überließ und ſich auf ſein Landgut zurückzog. Da aber dieſer Einziehung der Klöſter und deren Güter decretirte, ſo brach in dem Staate Valladolid (Mai 1833) zuerſt die Empörung aus und S. wurde zum Dictator ausgerufen. Dieſer rückte aber mit einem Heere den Empörern entgegen, doch gingen ſeine Soldaten über und hielten ihn feſt. Er entkam jedoch, ward in Mexico mit Jubel empfangen, kam wieder in vollen Beſitz der Regierung und decretirte am 24. Juni, daß ſämmtliche geborene Spanier auf immer, Buſtamente auf 6 Jahre aus der Republik verbannt, außerdem viele verdächtige Officiere aus der Hauptſtadt entfernt und die übrigen Hauptſtädte der Republik mit ſtärkeren Truppen beſetzt würden, um einem Kampfe der Volkspartei mit ihren Gegnern zuvorzukommen. Deſſenungeachtet dauerte die Empörung fort, obwohl S. die Empörer zu wiederholten Malen ſchlug, bis er am 6. Oct. 1833 einen glänzenden Sieg erfocht. S. übernahm nun die Regierung wieder bis zum Januar 1835, wo er ſich mit Erlaubniß des Congreſſes auf das Land zurückzog, jedoch kurz darauf wieder an die Spitze der Verwaltung trat, da neue Unruhen begannen. Da er ſich aber für die Beibehaltung des Centraliſationsſyſtems ausſprach, ſo erklärten ſich am 23. März 1835 vier Provinzen unter dem Generale Alvarez gegen ſeine Herrſchaft. S. ſchlug aber die Truppen dieſer Partei und wurde nun zum Dictator ernannt. Während jedoch ſich S. noch mit Einrichtung der Central- und Municipalgewalten beſchäftigte, ſagte ſich die Provinz Texas los. S. zog gegen ſie aus, wurde aber in der Schlacht geſchlagen und gefangen und befindet ſich gegenwärtig noch in Gefangenſchaft. — Allgemein wird er als ein ehrgeiziger, ränkeſüchtiger Mann geſchildert, der trotz ſeines Stolzes nichts weniger als geſchickter General und Staatsmann iſt. Vergl. Ausland, Juli 1836. 81.

Santander (Francisco de Paula), Präſident des Freiſtaats Neugranada, ward zu Roſario de Cucuta in genanntem Staate am 2. April 1792 geboren, erhielt eine nothdürftige Erziehung, abſolvirte ſeine Studien zu Bogota und erklärte ſich 1809, als die Revolution ausbrach, für die Sache der Unabhängigkeit. Seine militairiſche Laufbahn begann er als Fähndrich bei der Landwehr von Neugranada und zeichnete ſich ſpäter als Adjutant des Befehlshabers der Provinz Mariquita, Manuel Caſtillo, bei der Vertreibung des ſpaniſchen Generals Correa rühmlich aus. Bei der bald darauf ihm übertragenen Vertheidigung des Thales Cucuta

mußte er der zehnfach überlegenen Macht der Spanier weichen; als aber der Schotte Mac Gregor der Provinz zu Hülfe geſandt wurde (1816) führte S. den Vortrab und drängte die Spanier unter dem Vicekönige Samano zurück. Zum Oberſten ernannt vertheidigte er mit geringen Streitkräften den wichtigen Poſten Ocaña und diente ſodann unter dem Generale Serviez. Als die Spanier unter Morillo Neugranada überſchwemmten, zog ſich S. nach Venezuela zurück, rüſtete ſich, Bolivar zu unterſtützen und vereinigte ſich mit demſelben, trotz der Hinderniſſe, die ihm Samano entgegenſetzte. Jetzt begann ſeine politiſche Laufbahn; er ward von Bolivar zum Vicepräſidenten von Cundinamarca ernannt und trug viel zu dem neuverſammelten Congreſſe (18. Juli 1821) zu Cucuta bei, der ihn zum Vicepräſidenten gewählt hatte. Seitdem und während Bolivar den Krieg in Quito und Peru führte, leitete S. die vollziehende Gewalt mit Glück, verfocht aber ſtandhaft die republikaniſche Verfaſſung, deren Erhaltung er beſchworen hatte. Daher wurde er der Gegenſtand der bitterſten Schmähungen der Monarchiſchgeſinnten und der Mittelpunkt der republikaniſchen Partei (1821). Wie Bolivar wurde er im Januar wieder erwählt und berief im Namen des Congreſſes (3. Aug. 1827) einen Nationalconvent zum 2. März 1828 nach Ocaña, welcher die Verfaſſung des Freiſtaates prüfen und abändern ſollte. Nach mehreren ſtürmiſchen Sitzungen trennte ſich aber die Minorität (21 gegen 35) von der Verſammlung und erklärte in einem Aufrufe an das Volk, daß ſie an den, gegen das Intereſſe der Republik laufenden Beſchlüſſen keinen Antheil nehmen könne. Als der Magiſtrat und das Volk zu Bogota Bolivar zum höchſten Oberhaupte der Republik ausriefen (17. Juni 1828), verlangte S. Päſſe, um die Republik zu verlaſſen; allein Bolivar verweigerte ihm dieſelben, weil er zuvor ſeine Stelle als Vicepräſident niederlegen und von ſeiner Verwaltung Rechenſchaft ablegen müſſe. S. ergriff die Waffen, aber Bolivar beſiegte ihn und ein niedergeſetztes Kriegsgericht fällte das Todesurtheil über ihn, welches aber Bolivar in Verbannung verwandelte. S. ging nun nach Europa und bereiſte England, Frankreich und einen Theil von Deutſchland, verließ nach Bolivar's Tode Europa wieder und kam 1831 nach den vereinigten Staaten, wo er im Mai 1832 von Neugranada zum Präſidenten gewählt ward. Unter ſeiner milden und geſetzmäßigen Verwaltung geht der Staat einer beſſern Zukunft entgegen. Sein Hauptaugenmerk iſt die Volksbildung, wozu patriotiſche Geſellſchaften zu Popayan, Paſto und eine neuerrichtete Univerſität kräftig mitwirken. Auch ſucht man den Handel mit den Nachbarſtaaten zu heben. 25.

Santerre (Claude), ein Bierbrauer in der pariſer Vorſtadt St. Antoine, auf deren Bevölkerung er ſeit dem Ausbruche der Revolution einen großen Einfluß ausübte, machte ſich zuerſt in der Emeute vom 14. Juli 1789 bemerklich und nahm ſeitdem, und zwar als Creatur des Herzogs von Orleans, an allen Pöbelexceſſen, häufig als Anführer, weſentlichen Antheil. Als Commandant eines Bataillons der Nationalgarde wurde er 1791 in Anklageſtand verſetzt, weßhalb er ſich mit Danton und Marat einige Zeit lang verborgen hielt, doch erſchien er 1792 von Neuem auf dem Schauplatze und leitete den abſcheulichen Aufſtand vom 20. Juni, wobei er die königliche Familie perſönlich mit Schmähungen überhäufte. Nach gleich thätiger Theilnahme an der Revolte vom 10. Aug. ward er zum Commandanten der Nationalgarde ernannt und als ſolcher brachte er Ludwig XVI. in den Tempel, auch commandirte er am Tage der Hinrichtung deſſelben (21. Jan. 1793) einen Theil der Truppen. Nach einigen Nachrichten war er es auch, der den Tambours befahl durch das Rühren der Trommeln die letzten an das Volk gerichteten Worte des Königs zu übertäuben. Bei dem Aufſtande der Vendée übernahm er eitel genug ein Commando, ward aber für ſeinen Dünkel in der Schlacht bei Coron (18. Sept. 1793) derb gezüchtigt, worauf er nach Paris zurückkehrte. Immer mehr an Einfluß verlierend ward er bald darauf als Orleaniſt eingezogen, jedoch am 9. Thermi-

dor (27. Juli 1794) wieder befreit, obwohl er ſeitdem nicht beſonders berückſichtigt wurde. Vergebens ſuchte er auch ſpäter unter dem Directorium eine Anſtellung zu erhalten und der erſte Conſul machte ihn dadurch völlig unſchädlich, daß er ihm in den Umgebungen des Tempels ein Eigenthum anwies. Hier lebte S. ſeitdem zurückgezogen bis an ſeinen Tod im Jahre 1808. 22.

Saphir (M. G.), ein durch ſcharfen Witz und beißende Satyre bekannt gewordener Schriftſteller, wurde im Jahre 1794 zu Peſth geboren und lebte bis zum Jahre 1825 größtentheils in Wien, welches er alsdann auf Befehl der Regierung verlaſſen mußte. Er wandte ſich nun nach Berlin, wo er eine Zeitſchrift unter dem Titel: „Die berliner Schnellpoſt" redigirte, welche eine ſehr günſtige Aufnahme fand. Allein da er dieſelbe größtentheils zu perſönlicher Satyre mißbrauchte, ſo ſetzte er ſich durch dieſe Rückſichtsloſigkeit bisweilen ſelbſt thätlichen Mißhandlungen aus. Er verließ deßhalb Berlin, lebte einige Zeit in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands und wandte ſich hierauf nach München, wo er zwei Journale, „Den deutſchen Horizont" und den „Bazar für München und Baiern" herausgab, welche ihn eben ſolchen Unannehmlichkeiten wie ſeine frühere Zeitſchrift ausſetzten, aber auch mit vieler Begierde geleſen wurden. Seine bald darauf erfolgte Verweiſung aus München hatte er wohl zum Theil ſeiner ſtrengen Beurtheilung der Gedichte des Königs von Baiern zuzuſchreiben. Er ging nun nach Paris, erhielt aber nach einiger Zeit die Erlaubniß nach München zurückzukehren, wo er die Herausgabe ſeiner Zeitſchriften wieder fortſetzte und auch eine neue unter dem Titel: „Der Corſar" erſcheinen ließ. Seit dem Jahre 1835 lebt er in Wien und redigirt mit Bäuerle die dortige „Theaterzeitung." Obgleich S. eine reiche Ader des Witzes, Humors und der Satyre nicht abzuſprechen iſt, ſo ſinkt er doch auch oft in die niederen Kreiſe des Wortwitzes und der Perſiflage herab, wodurch er zum Theil die beabſichtigte Wirkung, welche ſonſt ſeine Schriften auf Geiſt und Gemüth des Leſers unfehlbar ausüben würden, von ſelbſt wieder aufhebt. Seine zerſtreuten Aufſätze ſind in den beiden Sammlungen: „Geſammelte Schriften" (Stuttg. 1832. 4 Bde.) und „Neuſte Schriften" (München 1832. 3 Bde.) enthalten. 81.

Sapores, ſ. Schapur.

Saporoger, ſ. Koſaken.

Sappeurs heißen eigentlich diejenigen Soldaten, welche die Sappen (ſ. Laufgräben) aufzuwerfen haben; im Allgemeinen begreift man aber ſämmtliche Pionniers (ſ. Ingenieurs) darunter. 30.

Sapphir, ſ. Korund.

Sappho, die berühmteſte griechiſche Dichterin, die zehnte Muſe genannt, ward um 612 vor Chr. zu Mitylene auf Lesbos geboren, ſoll die Liebe des Alcäus (ſ. d. Art.) verſchmäht und ſich auf der Inſel Andros verheirathet haben, aber bald Wittwe geworden ſein, darauf wieder in Lesbos der Poeſie in einem nicht ganz rühmlichen Lebenswandel gelebt, dann wegen politiſcher Verhältniſſe ihr Vaterland verlaſſen und ſich in einen gewiſſen Phaon verliebt und von ihm betrogen ſich von dem leukadiſchen Felſen in Akarnanien ins Meer geſtürzt haben. Dieſe Erzählung wird aber in der neuſten Zeit vielfach beſtritten, zumal da die Alten noch einer andern S. aus Ereſus auf Lesbos gedenken, deren Lebensumſtände mit denen der berühmten S. ſo vermiſcht zu ſein ſcheinen, daß man ſelbſt nicht einmal weiß, welche von Beiden die Dichterin iſt. Auch der tragiſche Tod der S. wird geläugnet und dagegen behauptet, daß ſie in Sicilien geſtorben ſei. — Von ihren lyriſchen Gedichten, von denen die Alten mit großer Begeiſterung reden, ſind leider nur einige Fragmente erhalten, welche aber durch die Innigkeit des darin herrſchenden Gefühls, den hohen lyriſchen Schwung, die Zartheit des Ausdrucks und die vollendete äußere Form einen hohen poetiſchen Werth haben. Sie ſind meiſt mit den Fragmenten des Alcäus und anderer alten Lyriker zuſammen herausgegeben worden; die neuſte

Bearbeitung iſt von Naue (Berlin 1827. 4.). — Vergl. Welcker, „Sappho von einem herrſchenden Vorurtheile befreit" (Göttingen 1816). 16.

Sarabande heißt ein ſpaniſcher Tanz von langſamer Bewegung und ernſthaftem Charakter, welcher ſonſt häufig auch mit Caſtagnetten getanzt wurde. Die Melodie iſt in ungerader Tactart (meiſt $\frac{3}{4}$ oder $\frac{3}{2}$) geſetzt und beſteht aus 2 achttactigen Theilen. 29.

Saracenen, der im Mittelalter gebräuchliche Name für die Muhammedaner, ſtammt höchſt wahrſcheinlich von dem arabiſchen Worte Scharki, Morgenländer, als welche die Araber den Einwohnern Paläſtinas ſtets galten, und die Ableitung bei Ammianus von einer Stadt Saraka oder Arraka im glücklichen Arabien iſt wohl nur ein Irrthum. 37.

Saragoſſa (ſpaniſch Zaragoza), urſprünglich eine vom Kaiſer Auguſtus gegründete römiſche Colonie (Caesarea Augusta), die Hauptſtadt Aragoniens, liegt in einer fruchtbaren Ebene am rechten Ufer des Ebro, in den ſich hier der Gallego und die Guerva ergießen und über den eine ſchöne, 600 Fuß lange ſteinerne Brücke nach der Vorſtadt führt. Die Stadt iſt alterthümlich gebaut, hat faſt durchgängig enge und ſchlecht gepflaſterte Straßen, aber viele ſchöne Gebäude. Vor dem Jahre 1808 beſaß ſie 20 Kirchen, 40 Klöſter, 4700 Häuſer und 55000 Einwohner. Merkwürdig iſt die neue Metropolitankirche, ein majeſtätiſches Gebäude mit 5 Kuppeln und einem ſehr verehrten Marienbilde, das auf einer feinen Jaspisſäule ſteht; ferner eine, wegen ihrer Katacomben berühmte Kirche der heiligen Engratia. In der Stadt befinden ſich: 1 Univerſität, 2 öffentliche Bibliotheken, 1 Akademie der Künſte und andere wiſſenſchaftliche Inſtitute, Manufacturen und anſehnlicher Handel. Als Feſtung iſt S. ein ſehr wichtiger ſtrategiſcher Punkt, da daſſelbe im Mittelpunkte der Ebrolinie auf der Vereinigung mehrerer Hauptſtraßen und an einem Hauptübergange über den Strom liegt. Die Befeſtigung beſteht in einer Ringmauer mit Schießſcharten und Zinnen, an welcher die beiden befeſtigten Klöſter, ſüdlich das Auguſtinerkloſter und weſtlich das Kloſter Santa Ingracia, liegen. Von dem letztern zieht ſich um die ganze Nordſeite der Stadt bis an den Ebro ein hoher Wall mit Gräben und Flanken. An der Weſtſeite liegt an der Guerva ein Brückenkopf und 2000 Schritte weſtlicher der befeſtigte Hügel Monte Torrero. Nahe an der Mündung der Guerva liegt das ſtark befeſtigte Kloſter San Joſeph und an der Nordſeite der Stadt das feſte Schloß der Inquiſition. Auch die Vorſtadt, am linken Ufer des Ebro, iſt durch vorgelegte Redouten und Fleſchen befeſtigt. Vor der Stadt liegt das alte aragoniſche Königsſchloß Aljuferia und an demſelben führt der 12 Meilen lange, 10 Fuß tiefe und 75 Fuß breite aragoniſche Canal vorbei in den Ebro. In der Kriegsgeſchichte iſt S. berühmt geworden im ſpaniſchen Erbfolgekriege, wo ſich dieſelbe 1706 dem Erzherzoge Karl unterwarf, 1707 aber von dem franzöſiſch-ſpaniſchen Heere Philipp's V. erobert wurde. Den 20. Aug. 1710 erfocht der Erzherzog Karl vor den Thoren der Stadt einen glänzenden Sieg über Philipp's Heer; aber noch größern Ruhm erlangte dieſelbe in den Jahren 1808 und 1809 während zweier Belagerungen durch ihre heldenmüthige Vertheidigung unter dem Generale Palafox (ſ. d. Art.). 61.

Sarazin (ſpr. Saraſáng) (Jacques), einer der ausgezeichnetſten franzöſiſchen Bildhauer des XVII. Jahrh., geb. 1590 zu Noyon, lernte die Anfangsgründe ſeiner Kunſt zu Paris in dem Atelier Guillain des Ältern und begab ſich ſpäter nach Italien, wo er beſonders zu Rom mit beharrlichem Fleiße die Meiſterwerke der antiken Sculptur ſtudirte. Sein erſtes Werk von Bedeutung, die coloſſalen Statuen des Atlas und des Polyphem in dem Garten der ſeinem Gönner, dem Cardinale Aldobrandini, gehörigen Villa Frascati, erregte große Hoffnungen und erwarb ihm zahlreiche Aufträge, von denen er mehrere in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde Domenichino ausführte. Nach langjährigem Aufenthalte in Rom begab er ſich end-

lich im Jahre 1628 nach Paris zurück und machte ſich in Kurzem durch einige gelungene Werke, vorzüglich durch vier in Stuk gearbeitete Engel für die Kirche St. Nicolas des Champs ſo rühmlich bekannt, daß ihn der Cardinal Richelieu dem Hofe empfahl, für den er ſeitdem fortdauernd beſchäftigt war. Übrigens war er unter den erſten 12 Mitgliedern der vorzüglich mit nach ſeinem Plane gegründeten Akademie der Malerei, ſo wie er auch im Jahre 1655 der erſte Rector derſelben wurde. S. ſtarb im Jahre 1660 zu Paris als der letzte gute Bildhauer der ältern franzöſiſchen Schule, obgleich er auch als der Urheber der ſpäter übertriebenen Nachahmerei des Vouet'ſchen Styls zu betrachten iſt. Unter ſeine berühmteſten, in der Revolution aber zum Theil vernichteten Werke gehören folgende: eine Gruppe von 8 Karyatiden im Louvre, das Mauſoleum des Cardinals Bérulle, eine Gruppe von Kindern, welche mit Ziegen ſpielen (in Marli), die 4 Cardinaltugenden, eine Allegorie in der Kirche St. Louis, der Triumph des Todes und das Grabmal des Prinzen Heinrich von Bourbon-Condé. 36.

Sarbiewsky (Maciej Kazimierz), lat. Sarbievius, der ſarmatiſche Horaz genannt, einer der berühmteſten lateiniſchen Dichter der neuern Zeit, beſonders im Fache der Lyrik und des Epigramms, wurde 1595 zu Sarbiewo, dem Landgute ſeines Vaters, geboren, trat 1612 dem Jeſuitenorden bei und wurde zum Lehrer an der Univerſität Wilna ernannt, worauf ihn der Orden 1623 nach Rom ſandte, um ſich dort weiter auszubilden. Allein der Neid und die Verläumdung ſeiner Feinde, die er ſich durch die große Gunſt, in welcher er bei Papſt Urban VIII. ſtand, zugezogen hatte, veranlaßten ihn in ſein Vaterland zurückzukehren, wo er ſeine frühere Stelle als Lehrer in Wilna wieder antrat, darauf zum Hofprediger ernannt und von dem Könige Wenzeslaus IV. wegen ſeiner feinen Sitten zum ſteten Umgange gewählt wurde. Er ſtarb den 2. April 1640 zu Warſchau. Die beſten Ausgaben ſeiner Gedichte ſind unter dem Titel: „Lyricorum libri III" (Köln 1625. Antwerpen 1632) und hierauf als: „Opera posthuma" (Warſchau 1769 und 1834) erſchienen. In letzterer Ausgabe befinden ſich auch die Bruchſtücke ſeines epiſchen Gedichtes: „Lechias", worin er die Gründung des polniſchen Reichs durch Lech ſchildert. Eine Ausgabe ſeiner Werke mit deutſcher Überſetzung beſorgte Rathsmann (Breslau 1800) und eine Lebensbeſchreibung von ihm Langbein (Dresden 1753). 81.

Sardanapal, auch **Tonoskonkoleros** genannt (der Aſarhaddon der Bibel?), der letzte König des altaſſyriſchen Reichs, durch ſeine ausſchweifende Lebensweiſe, Üppigkeit und Weichlichkeit ſchon im Alterthume zum Sprüchworte geworden, iſt blos durch ſein tragiſches Ende bekannt. Da er nämlich, ohne ſich um die Regierung zu bekümmern, nur in ſeinem Harem, und zwar in Weiberkleidern, ein ſchwelgeriſches Leben führte, ſo empörten ſich die Satthalter Arbaces von Medien und Beleſis von Babylonien und belagerten ihn in ſeiner Reſidenz Ninive. Lange hielten ſich die Belagerten tapfer, als aber eine Überſchwemmung des Tigris die Stadtmauer niederriß, drangen die Feinde in die Stadt und S. verbrannte ſich und alle ſeine Weiber in ſeinem Palaſte, um nicht in ihre Hände zu fallen. Die beiden Empörer ſtifteten das mediſche und babyloniſche Reich. 20.

Sardes (lat. Sardes, ium), auch Sardis, früher Gygepolis, die Hauptſtadt des lydiſchen Reichs, lag am Fluſſe Paktolus, am Fuße des Berges Tmolus, auf dem das berühmte Caſtell ſtand. Nach dem Falle des Königs Kröſus kam ſie unter perſiſche Herrſchaft und behauptete auch während dieſer Zeit ihr Anſehen, wurde aber bei dem Aufſtande der Jonier gegen die Perſer zerſtört. Wieder aufgebaut eroberte ſie Alexander ohne Widerſtand und ließ einen berühmten Tempel des Zeus errichten; doch verlor ſie an Bedeutung, ſeitdem die Handelsverbindungen, die ihren Wohlſtand begründeten, aufgehört hatten. Unter Tiberius wurde ſie durch ein Erdbeben zerſtört und erhob ſich, obgleich ſie wieder erbaut wurde, ſeitdem

nicht zu ihrem frühern Glanze. Ein ärmliches Dorf, Namens Sart, mit einigen Überreſten, ſoll auf dem Platze ſtehen, wo S. ſich erhob. 35.

Sardica (Kirchenverſammlung zu), ſ. Kirchenverſammlung.

Sardinien, fr. Sardaigne; engl. Sardinia; ital. Sardegna, ein Königreich in Italien, beſteht aus der Inſel Sardinien und einer aus Savoyen, Piemont, Nizza, Montferrat, Genua und einem Theile des ehemaligen Herzogthums Mailand zuſammengeſetzten Ländermaſſe im weſtlichen Oberitalien, im Ganzen ein Flächenraum von 1330 □Meilen. I. Inſel S. Dieſe liegt ſüdlich von Corſica, von welcher ſie durch die Straße S. Bonifacio getrennt iſt, vom 39—41½° N.B. und umfaßt mit den kleineren, rings um ſie gelegenen Inſeln, z. B. St. Carlo, Antioco, Aſinara, S. Pietro u. a., einen Flächenraum von mehr als 430 □Meilen. Die Küſten ſind ziemlich zerriſſen und an mehreren Stellen bildet das Meer anſehnliche Buſen, wie z. B. den Golf von Cagliari im Süden, die Buſen von Oriſtano und Alghero im Weſten und im Norden den geräumigen Golf di Saſſari; nicht minder zahlreich ſind die Caps, von denen wir nur Monte Santo, Palmas, Teulada, Carbonara, Comino und Ferrato anführen. Faſt die ganze Inſel iſt ein Gebirgsland, gebildet von zahlreichen, beſonders im Norden vielfach ausäſtenden, Gebirgsketten, deren anſehnlichſte im Oſten von Norden nach Süden ſtreicht. Die höchſten Gipfel aber befinden ſich im Weſten, im Limbarragebirge, wo der Gennargentu auf 5600 Fuß und der Gigantinu auf 3800 Fuß emporſteigt. Das ebenſte Land findet ſich im Weſten des ſüdlichen Theiles der Inſel, auch befinden ſich längs den Küſten ebene, jetzt aber ganz verſumpfte, daher höchſt ungeſunde Strecken. Im Übrigen iſt das Klima trotz ſeiner oft drückenden Hitze geſund, da die Seewinde in Ermangelung des oft 3—4 Monate ausbleibenden Regens angenehme Kühle gewähren. Waſſermangel tritt dagegen, zumal im ſüdlichen Theile der Inſel, oft ein, indem ſelbſt die Flüſſe, die freilich, den Tirſo, Flumendoſo und Oreſtano ausgenommen, nur höchſt unbedeutend ſind, gewöhnlich austrocknen, die Quellen überdieß ihrer ſalzigen Beſtandtheile wegen nicht benutzt werden können. Die Producte Sardiniens ſind höchſt bedeutend und würden es noch mehr ſein, wenn man den, das dürre Plateau Padru Mannu ausgenommen, höchſt fruchtbaren Boden beſſer anbaute. Das Pflanzenreich liefert Getreide (ſonſt war S. die Kornkammer Roms), beſonders Weizen, wenig Reis, dagegen viel Gerſte und Spelz, ſchönen Wein, Öl, Tabak, Safran, viel Orſeille, Südfrüchte aller Art, Cactus, Johannisbrod, Gemüſearten und in den ausgedehnten Waldungen außer den gewöhnlichen Holzarten Zwerg- und Dattelpalmen, wilde Ölbäume, Nuß- und Kaſtanienbäume u. a. m. Das Thierreich hat: viel, aber ſchlechte Schafe (wilde Schafe, Muflons), ſchöne Pferde und andere Hausthiere, Geflügel, beſonders Waſſer- und Sumpfvögel, auch Schildkröten, Skorpione, Taranteln und Zugheuſchrecken. An Mineralien finden ſich außer Eiſen und einer außerordentlichen Menge Blei auch Silber, Kupfer, Steinkohlen, Marmor und Salz in Menge, aber Alles, das letztere etwa ausgenommen, bei Weitem nicht gehörig benutzt. Die Bewohner Sardiniens, die Sarden, an der Zahl ungefähr 530000, ein Gemiſch verſchiedener Völker, unter denen jedoch Italiener vorherrſchend ſind, ſtehen noch auf einer ziemlich niedern Stufe der Cultur, würden aber unter zweckmäßiger Leitung bei ihrer natürlich guten Anlage und angeborener Thätigkeit keinem andern Volke etwas nachgeben. Sie haben vor den übrigen Italienern in Tracht und Sitte viel Eigenthümliches und erſcheinen vorzüglich im Gebirge noch als rohe Naturmenſchen; auch iſt unter ihnen, wie in Corſica, die Blutrache bis jetzt in vollem Schwunge. Die Sprache, ein Dialekt der italieniſchen, nähert ſich dem ſiciliſchen, neapolitaniſchen und römiſchen. Als vorzüglichſte Nahrungszweige der Sarden ſind der Ackerbau (obgleich er bei dem herrſchenden Lehnsweſen vielen Beſchränkungen unterworfen iſt), die Viehzucht und der Fiſch-, beſonders Sardellen- und Thunfiſchfang anzuſehen; auch gibt die

Seeſalzbereitung und das Sammeln von Steckmuſcheln und Corallen mehreren Tauſenden von Menſchen hinlängliche Beſchäftigung. Gering dagegen iſt die Induſtrie und der Handel, letzterer, was den Seehandel betrifft, gänzlich in den Händen der Ausländer. Im Innern wird der Verkehr bei dem gänzlichen Mangel an Straßen faſt unmöglich. An der Spitze der Regierung ſteht ein Vicekönig, dieſem zur Seite ein hoher Rath (Audienza), beide aber ſind beſchränkt durch Stände (Cortes), welche aus Abgeordneten des Adels, der Städte und Geiſtlichkeit beſtehen und ſeit alten Zeiten große Vorrechte beſitzen. Die Einkünfte ſind gering und reichen kaum zur Beſtreitung der Ausgaben hin, deren größter Theil auf die Truppen (15000 Mann) verwendet wird. Übrigens hat die Inſel auch Nationalmilizen, die aber bis jetzt nicht paſſend organiſirt ſind. Zum Behufe der Verwaltung zerfällt die Inſel in 2 Landſchaften, Cabo di Sotto und Cabo di Sopra, und 10 Provinzen. Die bemerkenswertheſten Ortſchaften ſind: Cagliari, die Hauptſtadt in Cabo di Sotto und der ganzen Inſel, an der Südküſte gelegen, mit 28000 Einwohnern, einer 1764 geſtifteten Univerſität, Erzbisthum, Hafen- und Quarantaineanſtalt; ferner: Oriſtano am Tirſo, Hafenſtadt mit 5600 Einwohnern; Iglesias, 4500 Einw.; Saſſari, Hauptſtadt in Cabo di Sopra mit 20000 Einwohnern, einem Erzbisthume und einer 1765 geſtifteten Univerſität; Boſa, Hafenſtadt mit 5700 Einwohnern und die Hafenſtadt und Feſtung Alghero mit 7500 Einwohnern. — II. Der zur ſardiniſchen Monarchie gehörige Theil Oberitaliens. Dieſe ein zuſammenhängendes Ganze bildende Ländermaſſe hat im Norden die Schweitz, öſtlich die Lombardei, Toscana und Parma, ſüdlich den Meerbuſen von Genua und weſtlich Frankreich zur Grenze. Mit Ausnahme der mittleren Gegenden von Piemont und dem öſtlichen mailändiſchen Theile iſt das ganze Land gebirgig, und zwar am Meiſten in Savoyen und dem nordweſtlichen Theile von Piemont, wo ſich die höchſten Höhen der Alpen (ſ. d. Art.) erheben; auch gehören zum Theil die Apenninen (ſ. d. Art.) hierher. Das Grenzgebirge im Norden ſind die penniniſchen Alpen mit dem St. Bernhard und Mont Roſa (ſ. d. Artt.), nordöſtlich ziehen die lepontiniſchen und gegen Süden in bogenförmiger Richtung mitten durch Savoyen die grajiſchen Alpen mit dem Montblanc (ſ. d. Art.), während als Grenze gegen Frankreich die cottiſchen und von dieſen aus in ſüdöſtlicher Richtung die Meeralpen laufen, an die ſich an der Südoſtgrenze des Staates die Apenninen anſchließen. Die gebirgige Beſchaffenheit des Bodens iſt Urſache des großen Waſſerreichthums, welchen man in dieſem Theile der ſardiniſchen Monarchie antrifft. Mit Ausnahme der Iſère, welche durch die Arve verſtärkt der Rhone zufließt, und einiger Küſtenflüſſe gehören alle Gewäſſer zum Flußgebiete des Po (ſ. d. Art.). Die Rhone bildet nur auf eine kurze Strecke die Grenze gegen Frankreich und der Var und Tinea ſind unbedeutende Küſtenflüſſe. Von Seen gehört der Genferſee und der Lago maggiore zum Theil hierher, auch finden ſich noch mehrere kleinere im Lande zerſtreut. Im Gebirge trifft man zahlreiche Mineralquellen (Bonneval, Aix, St. Didier, Vincenzio u. a.), ſonſt auch einige Canäle. Das Klima iſt höchſt verſchieden, doch nur in wenigen Gegenden ungeſund. Im Gebirge wird es ſehr kalt, während an der Meeresküſte ſüdliche Luft weht; am mildeſten iſt das Innere. Was den Productenreichthum betrifft, ſo iſt derſelbe durch ſeine Mannigfaltigkeit in jeder Hinſicht bedeutend zu nennen. In den ebenen und Hügelgegenden Piemonts und Mailands erzeugt der höchſt fruchtbare Boden Getreide aller Sorten, Obſt und Gemüſe in Überfluß, Wein, Kaſtanien, Flachs, Hanf, Tabak, viele Medicinalkräuter u. a. m.; in den Gebirgsgegenden Savoyens findet man Waldbäume der verſchiedenſten Arten, jedoch nur wenig Getreide, deſto mehr aber, wie zum Theil auch in Piemont, Mineralien, als Silber, Blei, Kupfer, Eiſen, Salz, Marmor, Kohlen, Edelſteine und Nutzerden ꝛc.; im Genueſiſchen beſonders treffliche Südfrüchte. Außerdem hat man alle Arten Hausthiere, in

Savoyen vorzüglich treffliches Rindvieh, ferner Pferde, obwohl in geringerer Anzahl, viele Esel, in den Gebirgen Wölfe, Bären, Gemſen, Steinböcke (nur ſelten noch), Luchſe, Murmelthiere, Hirſche u. a. m., ſonſt zahmes und wildes Geflügel, Schildkröten, Überfluß an Fiſchen (wichtig iſt der Sardellen- und Thunfiſchfang), endlich auch Seidenwürmer, deren Cultur mit großem Erfolge betrieben wird. Die Bewohner dieſes Theils von S., zuſammen ungefähr $4\frac{1}{2}$ Mill., ſind mit Ausnahme von einigen Tauſend Deutſchen in dem Leſa-, Anzasca-, Seſia- und Formazzathale Italiener katholiſcher Confeſſion (es gibt außerdem über 20000 Waldenſer und ungefähr 30000 Juden), die im Allgemeinen in Sprache, Sitten und Gewohnheiten nur wenig von den übrigen Bewohnern Italiens verſchieden ſind. Nur in Savoyen iſt die franzöſiſche Sprache vorherrſchend; auch haben überhaupt die Savoyarden ein eigenthümliches Gepräge, indem ſie in Geſtalt und Sitte ſich mehr den Deutſchen nähern und dabei heiterer, häuslicher und offener als die übrigen Italiener, überdieß auch Alle zum Auswandern geneigt ſind. Beſonders iſt Paris der Tummelplatz ihrer Thätigkeit, von wo ſie indeß meiſt als reiche Leute in ihr Vaterland zurückkehren. — Die wiſſenſchaftliche und Volksbildung iſt, zumal die letztere, zur Zeit noch ſehr unbedeutend und es ſcheint, als wolle die Regierung gefliſſentlich jegliche Fortſchritte hindern. Sonſt aber iſt die geſellſchaftliche Thätigkeit im Ganzen bedeutend genug und der Zuſtand des Landes daher mit Ausnahme des armen Savoyens ziemlich erfreulich. Der Ackerbau blüht vorzüglich in Piemont, hier auch wie in Savoyen die Viehzucht. Der Öl-, Wein- und Obſtbau iſt ebenfalls wichtig, weniger der Bergbau, welcher noch nicht mit hinlänglicher Einſicht betrieben wird. Die Induſtrie, welche beſonders Seiden-, Tuch- und Eiſenfabriken beſchäftigt, blüht am meiſten in Piemont und mehr noch in Genua (ſ. d. Art.). Nizza gewinnt Anſehnliches durch ſeine Südfrüchte. Der Handel, und zwar zuerſt der Seehandel, hat ſeinen Hauptſitz in Genua und iſt zwar nicht ſo bedeutend, wie ehedem, doch aber immer noch lebhaft genug und würde es noch mehr ſein, wenn nicht die Prohibitivmaßregeln jeden höhern Aufſchwung verhinderten. Der innere Verkehr iſt nicht minder lebhaft, ſo auch der Verkehr mit den Nachbarländern, mit welchen S. durch mehrere über die Gebirge führende koſtſpielige Straßen (über den Simplon, den großen und kleinen St. Bernhard, den Mont Cenis und andere Saum- und Gebirgswege) in Verbindung ſteht. — Die Verfaſſung des geſammten ſardiniſchen Staates iſt unumſchränkt monarchiſch; nur in Genua und auf der Inſel Sardinien beſtehen Stände mit geringen Befugniſſen. An der Spitze des Staats ſteht jetzt der König Karl Albert. Oberſte Regierungs- und Verwaltungsbehörden ſind der königliche Rath zu Turin, die Miniſterien und die oberſten Gerichtshöfe in den Provinzen. Für die Polizei beſteht ein beſonderer Gerichtshof zu Turin. Die Staatseinkünfte ſchlägt man auf 12 Mill. Thaler an und die Schulden betragen 8 Mill. Thaler. Die Kriegsmacht beträgt jetzt ohne die ungefähr 40000 Mann ſtarken Milizen gegen 60000 Mann; die Flotte beſteht aus einigen Linienſchiffen, 7 Fregatten, 3 Corvetten, mehreren Briggs, Kanonenböten und einigen Dampfſchiffen. An Orden hat S. den Annunziatenorden, den Orden des heil. Moritz und Lazarus, den militairiſchen Verdienſtorden und den ſavoyiſchen Civilverdienſtorden. Seit 1819 iſt das Feſtland in 8 Bezirke getheilt, deren Hauptſtädte Turin, Aleſſandria, Novara, Vercelli, Aoſta, Chambery, Genua und Nizza ſind. Wir behalten hier indeß die alten Namen der Provinzen bei. 1) Herzogthum Savoyen (176 □ M.). Hauptſtadt Chambery (12000 Einw.); Annecy (5600 Einw.); Lans de Bourg, 14500 Fuß hoch gelegen (Straße über den Mont Cenis); Montmelian (2200 Einw.); Moutiers; St. Jean de Maurienne; Chamouny (ſ. d. Art.); Diſtrict Les Bauges. 2) Fürſtenthum Piemont (350 □ M.). Hauptſtadt der ganzen Monarchie Turin (ſ. d. Art.); Vercelli (17000 Einw.), mit herrlichem

Dome; Trino (5000 Einw.); Livorno (4000 Einw.), mit wichtigem Seidenbau; Aoſta (6000 Einw.), Anfang der Straße über den kleinen und großen St. Bernhard; Ivrea (8000 Einw.); Chivaſſo (6000 Einw.); Biella (7000 Einw.); Carignano (7500 Einw.); Savigliano (21000 Einw.); Raconigi (10000 Einw.); Coni (18000 Einw.); Foſſano (15000 Einw.); Carmagnola (12000 Einw.); Busca; Demonte; Chiuſa; Aſti (22000 Einw.); Cherasco; Bena; Ceva; Bra; Alba; Mondovi (22000 Einw.); Saluzzo (11000 Einw.); Suſa; Rivoli; Villa Franca; die Thäler Lucerna, Cluſone, St. Martin, Peroſa, von Waldenſern bewohnt. 3) Grafſchaft Nizza (60 □M.). Nizza (20000 Einw.), ſchlecht gebaut, aber wegen ſeiner milden, geſunden Luft ſehr beſucht; Villa franca, Hafenſtadt; Oneglia (4000 Einw.); im Fürſtenthume Monaco ($2\frac{1}{2}$ □M.), dem Herzoge von Valentinois gehörig, Monaco und Mentone, wichtig durch ſeinen Ölhandel. 4) Herzogthum Genua (ſ. d. Art.). Hier erwähnen wir nur noch St. Remo (7000 Einw.); Savona (11000 Einw.); Vintimiglia; Spezzia (Hafenſtadt); Chiavari und Novi (58000 Einw.). Auch gehören hierher die beiden unbewohnten Inſeln Tino und Tinello und die bewohnten Capraja und Palmaria. 5) Herzogthum Montferrat (50 □M.). Hauptſtadt Caſale (16000 Einw.); Acqui (8000 Einw.). 6) Das mailändiſche Gebiet (155 □M.). Hauptſtadt Aleſſandria am Tanaro (36000 Einw.), ſchön gebaut und ſtark befeſtigt, mit wichtigen Fabriken und höchſt bedeutendem Handel; Tortona (9000 Einw.); Voghera (10000 Einw.); Vigevano (16000 Einw.); Arona; Intra; Mortara; Canobbio am See, in welchem die borromäiſchen Inſeln (ſ. d. Art. Lago maggiore); Borgo Seſia (5000 Einw.); Domo d'Oſſola im Oscellathale (Straße über den Simplon); Varollo (3000 Einw.). — Geſchichte der ſardiniſchen Monarchie. — Das Stammland des Königreichs S. iſt Savoyen mit Piemont; denn erſt im Jahre 1720, wo S. an Savoyen fiel, trat das bisherige Herzogthum Savoyen als Königreich S. in die Reihe der europäiſchen Königreiche. Nach dem Sturze des römiſchen Reiches war Savoyen gleich anderen Provinzen Italiens ein Tummelplatz verſchiedener deutſcher Völkerſchaften und ſpäter machte es einen Theil Burgunds aus. Doch erlangten frühzeitig mehrere Grafengeſchlechter anſehnliche Gewalt und behaupteten ſie auch dann, als Burgund in Abhängigkeit von Deutſchland gerathen war. Beſonders mächtig waren die Grafen von Turin, Chablais, Maurienne und die Markgrafen von Suſa, welche auch über den größten Theil Piemonts geboten. Bei ihrem Ausſterben in der erſten Hälfte des XI. Jahrh. waren nächſt ihnen die Grafen von Maurienne, die wahrſcheinlichen Stammherren des Hauſes Savoyen, die angeſehenſten Dynaſten jener Gegenden und ſie benutzten auch die Umſtände klug genug zur Vergrößerung ihrer Macht, obwohl ſie ſtets Lehnsträger des deutſchen Kaiſers blieben. Humbert mit der weißen Hand (geſt. 1048) hatte bereits die Grafſchaft Chablais zu Lehen erhalten; ſein Nachfolger, Amadeus der Schwarze, erwarb Turin, Aoſta und Suſa durch Heirath, ſo wie Humbert der Starke (bis 1099) durch Waffengewalt die Herrſchaft Tarentoiſe. Unter deſſen Nachfolgern, Amadeus II., Humbert dem Heiligen (ſt. 1188), Thomas I. (bis 1233) und Amadeus III. (bis 1253) ward die Vergrößerung der Hausmacht bedeutend gefördert, und zwar meiſt durch kräftiges Anſchließen an die Partei des Kaiſers und glückliche Fehden gegen Frankreich und andere Nachbargebiete. Bei Amadeus' III. Tode führte deſſen Bruder, Thomas I., ſeit 1246 Graf von Piemont, die Vormundſchaft über den noch minderjährigen Bonifacius, nach deſſen Ableben im Jahre 1263 ſeine Oheime, Peter, bis 1263 und dann Philipp bis 1285 in Savoyen regierten. Beide hinterließen keine Erben und ſo fiel Savoyen an den zweiten Sohn Thomas' II., Amadeus IV., während in Piemont Thomas' II. Enkel (von Thomas III., Grafen von Piemont), Philipp, ſuccedirte. Bereits Tho-

mas III., der Stifter der (nur kurze Zeit blühenden) Linie Piemont, hatte glückliche Kriege mit dem Grafen von Montferrat geführt, auch Pignerol und Perouſe an ſein Haus gebracht; kräftiger aber noch trat ſein Sohn Philipp auf, welcher durch ſeine gefürchtete Streitbarkeit anſehnliche Gebiete von Neapel und Mailand erwarb. Auch ward er in den Reichsfürſtenſtand erhoben. Gleich umſichtig walteten ſeine Nachfolger, Jakob und Amadeus, mit welchem Letztern im Jahre 1402 die Linie Piemont erloſch. Die Beſitzungen derſelben fielen an Savoyen. Hier war, wie wir oben ſahen, Thomas' II. Sohn, Amadeus IV., genannt der Große, im Jahre 1285 ſeinem Oheime Philipp in der Regierung gefolgt, ein eben ſo ſtreitbarer als milder und gerechter Fürſt, der ſich übrigens auch dadurch ein großes Verdienſt erwarb, daß er im Jahre 1307 in einem Hausgeſetze das Recht der Erſtgeburt feſtſetzte. Während der Regierung ſeiner Nachfolger, Eduard und Aymon, dagegen entſtanden verderbliche Zwiſte mit Frankreich, die zwar 1337 vorläufig beigelegt, aber dennoch in der Folge häufig erneuert wurden, wie denn überhaupt ſchon in dieſer Periode Frankreich ſeinen Einfluß auf Savoyen auf jede erdenkliche Weiſe geltend zu machen ſuchte. Dazu kamen unter Amadeus V. (bis 1388) und deſſen Sohne, Amadeus VI. (bis 1391), anhaltende Streitigkeiten mit Mailand, während auch die Ruhe im Innern durch mächtige Vaſallen, zumal die Markgrafen von Saluzzo, häufig geſtört wurde. Indeß erhielt ſich durch das löbliche Walten dieſer beiden Fürſten Savoyen ungekränkt auf ſeiner politiſchen Höhe und ward noch durch die freiwillige Unterwerfung mehrerer Gebiete, wie z. B. der Grafſchaft Nizza (früher Reichslehen, dann zur Provence gehörig und einige Zeit in Neapels Beſitz), Villafrancas, Conis u. a. m. anſehnlich vergrößert. Nicht minder glücklich war die Regierung Amadeus' VII., als Herzog (ſeit 1416) I., eines eben ſo klugen als tapferen Fürſten, welcher unter Anderm in einem Kriege mit Mailand bedeutende Erwerbungen machte. Derſelbe legte 1434 die Regierung, jedoch mit Vorbehalt der eigentlichen Hoheitsrechte, in die Hände ſeines Sohnes Ludwig (bis 1465), lebte als Einſiedler und ward 1437 unter dem Namen Felix V. ſogar Papſt, zog ſich jedoch 1449 wieder in die Einſamkeit zurück. Bereits 1439 war Ludwig unumſchränkter Gebieter Sardiniens geworden, ohne jedoch ſeinem Vater zu gleichen. Ununterbrochene, meiſt unvorſichtig begonnene und unglückliche Kriege mit Frankreich und Mailand, welche ſelbſt mehr als einmal die Exiſtenz des Staates in Gefahr brachten, dann auch wiederholte Empörungen der durch herzogliche Günſtlinge beleidigten Vaſallen hielten die früher ſchnell vorgerückte innere und äußere Kraftentwickelung für lange Zeit gänzlich auf, zumal da unter dem ſchwachen Amadeus II. (bis 1472), dem ſeine Gemahlin bereits 1468 als Regentin an die Seite geſetzt wurde, im herzoglichen Hauſe ſelbſt arge Zwiſtigkeiten ausbrachen, in die ſich, wie gewöhnlich, Burgund, Mailand und Frankreich nicht zum großen Frommen des Landes einmiſchten. Der Streit wurde endlich dahin beigelegt, daß unter Zuziehung der beiden Brüder des Herzogs, der Grafen von Raumont und Genevois, die Herzogin die Regentſchaft behielt, worauf ſie auch noch nach dem Tode Amadeus' im Jahre 1472 die Vormundſchaft über ihren Sohn Philibert I., obwohl erſt nach einem neuen Kriege, fortführte. Ihr Tod im Jahre 1478 erregte neue Unruhen und Ludwig XI. von Frankreich bemächtigte ſich zum großen Nachtheile Sardiniens der Regentſchaft, behielt ſie auch nach Philibert's Tode (1479) bis 1483 über Karl I., des Vorigen Bruder. Letzterer, kräftig und gewandt, ging aber zum großen Verluſte des Landes bereits 1489 mit Tode ab und wieder trat, da ſein Nachfolger, Karl II., unmündig war, weibliche Regentſchaft ein. Während derſelben und unter den folgenden Regierungen (Philipp's bis 1497 und Philibert's bis 1504) wurde S. mehr als je franzöſiſchem Einfluſſe unterthan; da überdieß auch durch die häufigen Regentſchaften und Witthümer der Beſitz des regierenden Herzogs ſehr geſchmälert, dem-

nach ſeine Hausmacht verringert war, ſo konnte es nicht befremden, daß Karl III. (1504—1553) trotz ſeiner ſonſt löblichen Eigenſchaften den Verfall des Staates nicht mehr aufhalten konnte. Der verderbliche Zwiſt zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer äußerte auch auf ihn ſeine rückwirkende Kraft. Vergebens ſuchte er anfangs durch Anſchließen an Frankreich Rettung; denn während dieſes hinterliſtig genug die angebotene Unterſtützung annahm, ſpäter aber unter allerlei nichtigen Vorwänden ſavoyiſche Gebietstheile in Beſitz nahm, ergriffen auch die Schweizer die Gelegenheit ſich zu bereichern. Schon 1533 und 1536 gingen Genf, Wallis, Raumont, das Waadtland u. a. m. verloren und im Jahre 1538 entblödete ſich Franz I. nicht, in eine Theilung Savoyens mit dem Kaiſer zu willigen. So hatte Karl III. Alles verloren und erſt 1559 erhielt ſein Sohn, Emanuel Philibert, den an Spanien abgetretenen Theil und 1560 endlich auch das Übrige, mit Ausnahme von Savigliano und Pignerol (welches erſt 1574 wieder an S. fiel), von Frankreich zurück. Die Trennung Genfs aber und des Waadtlandes blieb entſchieden. Die Wunden, welche ſolch' unheilvolle Verwirrung dem Lande geſchlagen hatte, konnten nur langſam geheilt werden; doch ſorgte der durch die Kriegsthaten ſeiner Jugend berühmte Emanuel Philibert wenigſtens für Ruhe nach Außen und förderte dadurch in der That das Wiederemporblühen des zerrütteten Staates; auch erwarb er durch Kauf mehrere anſehnliche Beſitzungen. Nicht in gleichem Sinne waltete ſein Sohn, Karl Emanuel der Große, von 1580—1630, deſſen unruhiger Sinn in fortwährenden und zwar unglücklichen Kriegen mit der Schweiz und beſonders mit Frankreich das kaum erſt Gewonnene zum Theil wieder verſcherzte; einigen Gewinn indeß brachte die Erwerbung eines Theils von Montferrat (dieſes Markgrafthum hatte bis 1305 als kaiſerliches Lehen unter eigenen Beherrſchern geſtanden, war dann an eine Seitenlinie der Byzantiner und 1536 trotz der Anſprüche Savoyens an Mantua übergegangen. Erſt 1708 konnte aber Savoyen ſeine völligen Anſprüche realiſiren). Übrigens ſank von jetzt an S. immer mehr in Abhängigkeit von Frankreich, welches ſich ſchlau genug von Victor Amadeus I. (von 1630—1637) das Beſatzungsrecht von Pignerol als Pfand künftiger Freundſchaft ausbedung. Nach Franz Hyacinth's, eines ſechsjährigen Kindes, Tode (1638), gelangte Karl Emanuel II. unter Vormundſchaft ſeiner Mutter, deren Leitung ein Zankapfel zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer wurde, zur Regierung, war aber im Allgemeinen in dem Beſtreben, ſich dem Einfluſſe Frankreichs zu entziehen, nicht glücklicher als ſeine Vorgänger und konnte nicht verhindern, daß Frankreich und der Kaiſer Piemont zum Schauplatze ihrer Streitigkeiten machten. Erfolgreicher behauptete ſein Nachfolger, Victor Amadeus II., von 1675—1730 das Anſehn des Hauſes Savoyen; denn ward er auch durch ſein Hinneigen zur kaiſerlichen Allianz in blutige und anfangs nicht glückliche Kriege mit Frankreich verwickelt, ſo gelang es ihm doch durch ſeine Beharrlichkeit im Frieden zu Utrecht (1713) für ſeine Staaten eine unabhängigere Stellung zu erhalten, indem ihm theils von Frankreich und Öſtreich (ein Theil des mailändiſchen Gebietes) Abtretungen gemacht, theils auch und hauptſächlich Sicilien mit dem Königstitel überlaſſen wurde. Zwar ward er 1720 durch die Contrahenten des utrechter Friedens zur Rückgabe Siciliens an Spanien genöthigt, erhielt aber durch den Tauſchvertrag vom 24. Aug. Sardinien zum Erſatze und nahm nun den Titel „König von Sardinien" an. — Wir werfen hier beiläufig einen Blick auf die Geſchichte Sardiniens zurück. Ob die früheſten Bewohner der im Alterthume unter dem Namen Ichnuſa (Sandaliotis, Sardo) bekannten Inſel Sardinien afrikaniſchen Urſprunges geweſen, oder ob griechiſche Colonien (vor oder nach Trojas Fall?) die erſten Anſiedler waren, iſt unbekannt, möchte auch im Grunde gleichgültig ſein. Mit dem Emporblühen Carthagos finden wir S. dieſem unterthan und ſpäter den Römern, denen es im V. Jahrh. die Vandalen entriſſen. Später ſtand es einige

Jahrhunderte unter den byzantiniſchen Kaiſern und ward dann zu Anfange des VIII. Jahrh. auf einige Zeit den Saracenen unterthan. Doch errangen die Sarden ihre Freiheit wieder und unterwarfen ſich dem abendländiſchen Kaiſerthume, ſchmachteten aber ſeit 850 abermals unter dem Drucke der Ungläubigen, bis ſich im XI. Jahrh. nach langen blutigen Kämpfen die Piſaner im Beſitze der Inſel behaupteten. Innere Streitigkeiten veranlaßten jedoch ſpäter die Genueſer zu wiederholten Angriffen und ſo blieb die Inſel Jahrhunderte hindurch von Parteien zerriſſen ein Schauplatz der Verwüſtung und die Beute ehrgeiziger Dynaſten, die ſich abwechſelnd aus den Piſanern und Genueſern den Beſitz ſtreitig machten. Erſt 1326 ward Piſa gezwungen, die oft verlorene und oft aufs Neue wieder eroberte Inſel dem Hauſe Aragonien abzutreten. Unter dieſem erholte ſie ſich allmählig von ihrem früheren Mißgeſchick und gelangte bei ziemlich milder Regierung und begabt mit anſehnlichen Privilegien im XIV. und XV. Jahrh. zu ziemlichem Wohlſtande. Später indeß benutzten die ſpaniſchen Großen über Gebühr die ihnen dargebotene Gelegenheit ſich zu bereichern, ſo daß nach und nach faſt aller Grundbeſitz in die Hände einzelner Herren fiel, die große Maſſe des Volkes aber im Wohlſtande ſehr zurückkam. Dieß blieb im Allgemeinen die Lage Sardiniens bis zum Jahre 1713, wo Öſtreich in den Beſitz deſſelben gelangte; doch kam es ſchon 1717 an Spanien zurück und wurde, wie oben bemerkt, im Jahre 1720 an Savoyen abgetreten. Das auf ſolche Art neu gebildete Königreich Sardinien erhob ſich unter dem trefflichen Karl Emanuel, welcher nach der freiwilligen, aber ſpäter wohl vergeblich widerrufenen Abdankung ſeines Vaters, Victor Amadeus, im Jahre 1730 die Regierung übernommen hatte, zu großem Wohlſtande und ſelbſt politiſchem Gewichte, da der auch als Feldherr ausgezeichnete König in dem Kriege Frankreichs gegen Öſtreich (1733—1738), dann in dem öſtreichiſchen Erbfolgekriege (zuletzt als Öſtreichs Verbündeter) durch mehrere ſiegreiche Feldzüge an den mailändiſchen Provinzen Tortona, Novara und mehreren anderen Gebieten anſehnlichen Gebietszuwachs erhielt. Außerdem ſorgte dieſer ausgezeichnete Fürſt mit ſeltener Einſicht für das innere Gedeihen ſeines Landes, hob Handel und Induſtrie, ordnete durch ein neues Geſetzbuch (corpus Carolinum) die Rechtspflege und förderte, in S. ein großes Verdienſt, die wiſſenſchaftliche und Volksbildung. Leider verdunkelte ſich mit ſeinem Tode im Jahre 1773 der eben erſt erglänzte Stern Sardiniens; denn wenn auch ſein Nachfolger, Victor Amadeus II., nicht ohne gute Eigenſchaften war, ſo fehlte ihm doch unglücklicher Weiſe die nöthige Kraft, um den Staat vor den Stürmen, welche die franzöſiſche Revolution drohte, wahren zu können, um ſo weniger, als er die lange Friedenszeit, die ihm ſeit ſeiner Thronbeſteigung zu Theil geworden war, nicht nur nicht zum Fortbau des von ſeinem großen Vorfahren Begonnenen, ſondern nicht einmal zur Erhaltung deſſelben angewendet hatte. Bereits 1792 fiel ein franzöſiſches Heer in Sardinien ein und bemächtigte ſich ohne Widerſtand Savoyens und Nizzas, welche bald darauf als Departements des Montblanc und der Seealpen franzöſiſche Provinzen wurden. Von Neuem im Jahre 1794 erſchienen republikaniſche Schaaren, nicht ohne im Lande, welches durch drückende Auflagen in gefährliche Aufregung gebracht war, Anklang zu finden, und wenn ſie auch im Laufe des Sommers 1795 gegen die mit Öſtreich verbündeten ſardiniſchen Truppen nur wenige Fortſchritte machten, ſo gelang es ihnen doch verſtärkt durch neue Maſſen unter Kellermann und Scherer ſich feſtzuſetzen und im folgenden Jahre unter Napoleon's Befehl mehrere entſcheidende Siege zu erringen. Der Friede vom 18. Mai koſtete dem König Savoyen, Tenta und Boglio. Bald darauf ſtarb Victor Amadeus und Karl Emanuel IV. beſtieg den Thron mit dem feſten Vorſatze, ſeinem Lande durch Nachgiebigkeit gegen den mächtigen Nachbar den Frieden zu erhalten. Aber ſchon 1798 ſah er ſich des auf dem Feſtlande noch übrigen Gebiets beraubt und auf die Inſel S. beſchränkt, wohin er zu An-

fange des Jahres 1799 abreiſte. Zwar ward in demſelben Jahre noch Piemont durch ein ruſſiſch-öſtreichiſches Heer zurückerobert, aber ſchon im folgenden Jahre nach dem Übergange Napoleon's über den St. Bernhard wieder verloren. Karl Emanuel trat 1802 in den geiſtlichen Stand und überließ ſeinem Sohne Victor Emanuel die Regierung der Inſel S.; Piemont wurde in demſelben Jahre und für immer mit Frankreich vereinigt. Erſt nach dem Sturze Napoleon's im Jahre 1814 traten die ſardiniſchen Beſitzungen des Feſtlandes wieder unter das Scepter ihres angeſtammten Fürſtenhauſes zurück und wurden überdieß noch im Jahre 1815 durch Monaco und das genueſiſche Gebiet vermehrt. Victor Emanuel indeß verſtand nicht die Anforderungen der Zeit; geleitet durch eitle unerfahrene Günſtlinge beging er eine Menge Mißgriffe, die allgemeine Unzufriedenheit erregten und zuletzt bewirkten, daß ſich insgeheim, und zwar vorzüglich in der Armee, revolutionaire Vereine bildeten, mit dem Zwecke, in Verbindung mit den durch ganz Italien verbreiteten Carbonari's, den öſtreichiſchen Einfluß zu vernichten und die ſpaniſche Conſtitution in S. oder dem zu errichtenden Königreiche Italien zu proclamiren. Der Aufſtand (die ſogenannte piemonteſiſche Revolution) brach in der That am 9. und 10. März 1821 an mehreren Orten des Königreichs aus und gewann bald ſo weite und drohende Verbreitung, daß der König eilig nach Nizza abreiſte und zu Gunſten ſeines Bruders, Karl Felix, die Krone niederlegte. Bei der Abweſenheit deſſelben aber ſtellte ſich Karl Emanuel Albert von Savoyen-Carignan (ſ. d. Art. Karl Emanuel) an die Spitze der Bewegung und proclamirte am 14. März die ſpaniſche Conſtitution. Allein Karl Felix proteſtirte von Modena aus gegen Alles, was während ſeiner Abweſenheit vorgefallen war, und ſammelte unter dem treu gebliebenen Grafen de la Torre Truppen, bewog auch den Prinzen von Carignan, ſich zu ihm zu begeben und Alles, was er zu Gunſten der Revolution gethan hatte, zu widerrufen. Gleichzeitig rückte ein öſtreich. Corps unter Bubna gegen Sardinien heran, überſchritt die Grenze und ſchlug in Verbindung mit den königlichen Truppen am 8. April bei Novara die Inſurgenten unter dem Oberſten Regis in die Flucht. Die revolutionaire Junta löſte ſich alsbald auf und ſchon am 10. April ward Turin wieder beſetzt. Zur Aufrechthaltung der Ruhe hielt hierauf das öſtreichiſche Heer S. bis zum Sept. 1823 beſetzt; die Schuldigen wurden, in ſoweit man ſie erlangte, nachdrücklich beſtraft und der alte Zuſtand der Dinge mit wenigen Ausnahmen wieder hergeſtellt. Ungeſtört regierte nun Karl Felix bis zu ſeinem Tode im Jahre 1831. Mit ihm erloſch das regierende Haus Savoyen und Karl Albert von Savoyen-Carignan (ſ. d. Art. Karl Emanuel) beſtieg den Thron in Gemäßheit der von dem wiener Congreſſe beſtätigten Hausverträge. Er hat bis jetzt im Allgemeinen das Syſtem ſeines Vorgängers beibehalten und ſich hinſichtlich ſeiner Politik ſtets an Öſtreich angeſchloſſen. Der unſinnige Zug Romarino's (ſ. d. Art.) im Jahre 1834 ging ſpurlos vorüber, auch ſind die im Jahre 1835 mit Portugal entſtandenen Irrungen durch fremde Vermittelung beigelegt worden. Das Gerücht übrigens von einer in der neueſten Zeit auf der Inſel S. ausgebrochenen Revolution hat ſich nicht beſtätigt. — Vergl. Manno's „Storia di Sardegna“ (Turin 1833. 3. Aufl. 3 Bde.); Frezet's „Histoire de la maison de Savoye“ (Turin 1826. 3 Bde.); „Cibrario's „Notizie sopra la storia dei principi di Savoja“ (Turin 1825); D'Heran's „Du duché de Savoie etc.“ (Paris 1833). 15.

Sardiniſche Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. Hier rechnete man bis 1825 nach Lire zu 20 Soldi à 12 Denari di Sardegna; gegenwärtig aber nach Lire nuove zu 100 Centeſimi di Piemonte, welche mit den franzöſiſchen Franken und den Lire italiane gleichen Werth haben. Das Verhältniß der ſämmtlichen alten ſardiniſchen Rechnungsmünzen iſt folgendes: 1 Scudo = $2\frac{1}{2}$ Lire = 10 Reali = 50 Soldi = 300 Cagliareſi = 600 Denari. Von die-

ſen alten Rechnungsliren gehen 27,61 Stück auf eine köln. Mark fein Silber und 100 ſolche Liren = 48,29 Thlr. Conv. Von den neuen Rechnungsliren gehen 51,9345 Stück auf eine köln. Mark fein Silber und 100 ſolche Liren = 25,63 Thlr. Conv. Die älteren Nationalmünzen, welche ſeit 1768 ausgeprägt wurden, ſind: in Golde Carolini von 25 Lire = 333,7 holl. Aß ſchwer = 21 Karat 3,77 Grän fein = 26 Lire 5 Soldi di Sardegna = 49 Lire 42 Centeſimi di Piemonte = 12 Thlr. 8 Gr. $\frac{7}{10}$ Pf. Conv., 14,573 Stück auf eine köln. Mark rauh. Halbe Carolini nach Verhältniß. Doppiette oder Scudi d'oro von 5 Lire = 66,4 holl. Aß ſchwer = 21 Karat 3,55 Grän fein = 5 Lire 5 Soldi di Sardegna = 9 Lire 90 Centeſimi di Piemonte = 2 Thlr. 10 Gr. 11$\frac{1}{2}$ Pf. Conv. = 73,237 Stück auf eine köln. Mark rauh. In Silber: Scudi zu 2$\frac{1}{2}$ Lire (halbe Scudi zu 1 Lire 5 Soldi und Viertel Scudi zu 12$\frac{1}{2}$ Soldi nach Verhältniß) = 488,8 holl. Aß ſchwer = 14 Loth 5,97 Grän fein = 2 Lire 10 Soldi di Sardegna = 4 Lire 70 Centeſimi di Piemonte = 1 Thlr. 4 Gr. 6 Pf. Conv. = 9,951 Stück auf eine köln. Mark rauh. In geringem Silber: ganze und halbe Reali à 5 und 2$\frac{1}{2}$ Soldi oder 40 und 20 Centeſimi und Soldi à 12 Denari oder 8 Centeſimi. In Kupfer: halbe Soldi, Cagliareſi und Denari. Die neuen Münzen ſind: die Doppia zu 20 Lire nuove; doppelte und vierfache nach Verhältniß; dieſe neuen Goldmünzen beſtehen aus $\frac{9}{10}$ reinem Gold und $\frac{1}{10}$ Zuſatz und haben Schwere und Werth wie die franzöſiſchen 20 Frankenſtücke. Scudi nuovi zu 5 Lire nuove, Stücke zu 2$\frac{1}{2}$ Lire nuove und 1 Lireſtücke; ferner halbe und viertel Lire zu 50 und 25 Centeſimi nuovi. Dieſe Silbermünzen ſind nach dem Muſter der franzöſiſchen Franken ausgeprägt und haben auch den nämlichen Gehalt und Werth. Als neue Scheidemünzen ſind Stücke von 5,3 und 1 Centeſimo ausgeprägt. Das Papiergeld beſteht in Noten von 20, 10 und 5 Scudi. II. Längenmaß. 1 Palmo = 116$\frac{1}{3}$ pariſer Linien, 1 Land Canna = 8 Palmi, 1 Canna von Saſſari = 10 Palmi, 1 Trabucco von Saſſari = 12 Palmi, 1 Trabucco von Piemont = 11$\frac{3}{4}$ Palmi. III. Flächenmaß. 1 Imbuto = 60 Palmi = 2359$\frac{1}{4}$ pariſer Quadratfuß, 1 Corbula von Saſſari = 4 Imbuti = 120 Palmi, 1 Starello von Saſſari = 2 Corbuli = 8 Imbuti = 170 Palmi, 1 Starello oder Moggio von Cagliari = 240 Palmi, 1 Raſiera = 450 Palmi. IV. Getreidemaß. In Cagliari hält 1 Starello oder Moggio = 2 Quarte oder Corbule = 4 Quarti = 8 Imbuti = 2479 pariſer Cubikzoll, 1 Reſtiera = 3$\frac{1}{2}$ Starelli. In Saſſari 1 Starello = 2 Corbule = 8 Imbuti, 1 Reſtiera = 7 Starelli, denn die Getreidemaße in Cagliari enthalten das Doppelte von denen in Saſſari; 1 Salma Salz = 1400 ſardiniſche Pfd. V. Flüſſigkeitsmaß. a) Weinmaß: 1 Quartana oder Quartiera = 5 Pinte = 10 Mezzette, 1 Botte = 500 Pinte = 25340 pariſer Cubikzoll. Die Cagliareſe iſt ein kleines Detailmaß und nach den Preiſen von verſchiedener Größe. b) Ölmaß: 1 Quartana = 10 ſardiniſche Pfd.; 1 Barile = 2 Giari = 3$\frac{1}{2}$ Algheri = 8 Quartane = 96 Quartucci = 192 Meſure = 1694 pariſer Cubikzoll. VI. Gewicht. 1 Libbra oder Lira = 12 Once = 48 Quarti = 8 Ottave = 16 Sediceni oder Decimiſeſti oder Argenti = 8441 holl. Aß; 1 Rubbo = 26 Libbre; 1 Cantarello = 4 Rubbi = 104 Libbre; 1 Calpo = 10 Cantarelli. In Saſſari hat der kleine Cantaro 4 und der große 6 Rubbi. Das Gold- und Silbergewicht iſt der Turiner Marco = 8 Once = 5116 holl. Aß. 26.

Sardoniſches Lachen, ſ. Lachen.

Sarepta, eine kleine, von den Herrnhutern 1765 angelegte Stadt, im Gouvernement Saratow in dem aſiatiſchen Rußland, an der Mündung der Sarpa in die Wolga, iſt mit Wall und Graben umgeben, hat einen ſchönen, von maſſiven Gebäuden und mit einem Springbrunnen gezierten Platz, regelmäßige, mit Pappeln bepflanzte Straßen, ein Bethaus, ein Bruder- und ein Schweſternhaus,

ein anſehnliches Wittwenhaus, ein Kaufhaus, ein Gaſthaus, eine Lichtzieherei, eine Branntweinbrennerei und 800 Häuſer mit 3000 Einw., die unter einer eigenen Synode ſtehen und eine deutſche und eine ruſſiſche Unterrichtsanſtalt unterhalten. Ihre Induſtrie beſteht in Leinen=, Seiden=, Baumwolle= und Halbſeideweberei, Handſchuh= und Mützenmanufacturen, Schnupftabaksfabriken, Liqueurbrennereien und Lichterziehereien; ihre Waaren, die hier in einem großen Magazine aufgeſtapelt werden und wovon Niederlagen ſowohl in Moskau als zu St. Petersburg vorhanden ſind, gehen durch ganz Rußland und finden auf dem Platze ſelbſt an den Kalmücken und doniſchen Koſaken ſtarke Käufer. Übrigens iſt der Handel nicht beträchtlich und die Fiſcherei in der Wolga wird von der Brüdergemeinde verpachtet; ſie hat außerdem einen Antheil an der Sarpainſel und ein Gebiet von 5827 Desjätinen, welches aber bei der ſalzigen Beſchaffenheit des Bodens blos zur Viehzucht und noch nicht zum Ackerbau angewendet wird. Doch haben alle Coloniſten kleine Gärten an der Sarpa, die Tabak, Obſt und Wein geben, welcher letzterer hier gekeltert wird. Die Stadt verlor 1812 durch einen Brand ⅛ ihrer Häuſer, iſt aber längſt wieder hergeſtellt. In der Nähe quellen einige Geſundbrunnen hervor. 71.

Sarkasmus, ſ. Spott.

Sarkophag (d. h. fleiſchfreſſend) hieß eine kalkartige, leicht zerreibbare Steinart, die bei der Stadt Aſſos (daher lapis assius) in Äolien (nach Pauſanias am Ida in Troas) und in Italien gegraben wurde und nach Plinius (hist. 2, 96. 36, 17) die Eigenſchaft hatte, die Leichname, welche in ein Behältniß aus dergleichen Stein gelegt wurden, in einem Zeitraume von 6 Wochen zu verzehren. Die Römer benutzten ihn häufig zu Grabmälern, die man in Geſtalt von Wannen errichtete; doch der Name S. blieb auch, als man andere Steinarten dazu nahm, und daher bedeutet S. jetzt überhaupt Grabmahl, ſelbſt Sarg. 35.

Sarmaten, auch **Sauromaten** genannt, hießen zur Zeit des Ptolomäus alle diejenigen Völker, welche das Land zwiſchen der Weichſel und der Wolga bewohnten. Der Begriff war überhaupt unbeſtimmt und die Grenzen wechſelten öfters. Sie führten in der früheſten Zeit ein wildes nomadiſches Leben und wanderten in fahrbaren Häuſern mit Weib und Kind umher. Ihre Waffen waren Pfeil und Bogen, große Schwerter und Spieße. Die Pfeilſpitzen, die ſie in den frühſten Zeiten aus Fiſchgräten machten, vergifteten ſie und Schilde führten ſie nicht. Später, als ſie mit anderen Völkern bekannt wurden, verloren ſie viel von ihren wilden Sitten, aber auch viel von ihrer angeſtammten Tapferkeit. Ihre Hauptſtärke war die Reiterei, deren Einrichtung den Gegnern dadurch ganz beſonders gefährlich wurde, daß ſie neben ihren Pferden noch eins oder zwei hatten, wodurch ſie den Feind auf der Flucht außerordentlich ſchnell verfolgten. Ihre Geſchichte iſt ſehr fabelhaft und nur ſpät gelangt man zu einiger Gewißheit über ſie. Erſt mit den Kriegen gegen die Römer (70 n. Chr.) traten ſie in Etwas aus ihrer Dunkelheit hervor. Zur Zeit des Kaiſers Carus griffen ſie Illyrien an, wurden aber mit ſo großem Verluſte zurückgetrieben, daß ſie ſich es ſehr lange nicht wieder einfallen ließen, die Römer zu beunruhigen, ja als ſie ſpäter (332) mit den Gothen in einen mißlichen Kampf geriethen, wandten ſie ſich an die Römer um Unterſtützung, welche ihnen auch gewährt wurde. Nach Beſiegung der Gothen enthielten die Römer den S. ihren Beuteantheil vor und als dieſe darüber gereizt ins römiſche Gebiet einfielen, benutzten die überwundenen Gothen dieſen Umſtand, griffen die S. an und rieben ſie faſt gänzlich auf. In dieſer Noth bewaffneten die S. ihre Sklaven und ſchlugen gemeinſchaftlich mit dieſen die Angriffe der Gothen zurück. Als nun aber die Sklaven ſelbſt Theil an dem Landbeſitze haben wollten, wofür ſie gekämpft hatten, entſtand ein neuer Krieg, in welchem die S. unterlagen und größtentheils zu den Römern auswanderten, welche ihnen Sitze in Pannonien, Thracien, Macedonien und Italien anwieſen. Gegen die empörten ſar=

matiſchen Sklaven aber ergriff der Kaiſer Conſtantius die Waffen und führte gegen ſie den blutigen, gefahrvollen ſarmatiſchen Krieg (358), welcher mit der gänzlichen Vernichtung dieſer Sklaven (Limiganten) ſich endete, worauf die S. ſpäter wieder vom Kaiſer ihr Land zurückerhielten, der ihnen auch einen König in Zizays gab (ſ. Polen). 82.

Sarpi (Paolo, eigentlich Pietro; im Orden Fra Paolo genannt), einer der ausgezeichnetſten italieniſchen Geſchichtſchreiber, wurde am 15. Aug. 1552 in Venedig geboren, zeichnete ſich ſchon in früher Jugend durch ungewöhnliche Talente und Kenntniſſe aus, trat in ſeinem 14. Jahre in den Orden der Serviten, wurde in das Collegium zu Padua aufgenommen, zum Doctor der Theologie, in ſeinem 26. Jahre zum Provincial der Serviten und alsdann zum Generalprocurator des Ordens ernannt. In dieſer Eigenſchaft begab er ſich nach Rom und erwarb ſich daſelbſt durch ſeinen edlen Charakter die allgemeine Hochachtung. Allein da ihn die Inquiſition, welche ſeinen großen Einfluß mit neidiſchen Augen betrachtete, fälſchlich wegen geheimer Verbindung mit Ketzern und Juden anklagte und alle Ausſicht auf weitere Beförderung ihm dadurch entzogen wurde, kehrte er nach Venedig zurück, wurde von der Republik in ihrem Streite mit Papſt Paul V. zum Theologen und Conſulenten erwählt, vertheidigte die Sache derſelben mit eben ſo großer Klugheit und Gewandtheit als angeſtrengter Thätigkeit, gerieth aber hierdurch in die größte Lebensgefahr, indem ihn am 5. Oct. 1607 mehrere Banditen anfielen und ihm drei Dolchſtiche beibrachten. Kaum war er geneſen, als ihn die Mönche in ſeinem Schlafzimmer von Neuem zu überfallen und zu ermorden ſuchten; ihr Vorhaben wurde jedoch vereitelt, worauf ſich S. durch die Bitten ſeines Gönners, des Cardinals Bellarmin, bewegen ließ, ganz abgeſchloſſen von allem Umgange in ſeinem Kloſter zu leben, um dadurch den ſtets erneuten Angriffen auf ſein Leben vorzubeugen. Er ſtarb hier im Jahre 1620. S. war einer der aufgeklärteſten Katholiken ſeiner Zeit, der ſich den Anmaßungen der Päpſte mit Kühnheit, Kraft, Beſonnenheit und Liebe zur Wahrheit widerſetzte, ſich als Menſch durch den edelſten Charakter und als Gelehrter durch einen ſeltenen Umfang ſeiner Kenntniſſe auszeichnete, welche ſich über faſt alle Zweige des menſchlichen Wiſſens erſtreckten, da er in der Theologie, Philoſophie, Mathematik und Medicin gleich tiefe Gelehrſamkeit beſaß. Als Schriftſteller hat er ſeinen Ruhm vorzüglich dauernd begründet durch ſeine „Istoria del Concilio Tridentino“ (Lond. 1619. Fol. Deutſch von Rambach, Halle 1761—1765. 6 Bde.). Außerdem beſitzen wir beſonders ſchätzbare Briefe von ihm. Vollſtändige Ausgaben ſeiner Werke erſchienen zu Venedig (1677. 12. 6 Bde.), Verona, Helmſtädt (1761. 4. 8 Bde.) und Neapel (1790. 24 Bde.). Eine Lebensbeſchreibung von S. gab Guiſelini (Lauſanne 1760) heraus, wovon ein Auszug zu Paris 1811 erſchien. 81.

Sarter, auch **Charter** oder **Zerter** genannt, franz. gabarit; engl. drought of a chip, heißt in der Schiffbaukunſt das Modell eines Schiffes, die Bauart deſſelben, der ſchriftliche Entwurf dazu und das Verhältniß der einzelnen Theile gegen einander. Jedes Schiff hat ſeinen eigenen, ſo wie jede Nation ihre beſondern S. Der S. bei einem Kriegsſchiffe von der Linie iſt anders als der von einer Fregatte oder einem Luſtſchiffe. Den Kriegsſchiffen gab man ſieben Breiten zur Länge, den Luſtſchiffen nur vier. Jeder erfahrene Seemann muß ein Schiff, wenn er es auf der Seite liegen ſieht, an ſeinem S. erkennen, wenn es auch beliebige Flaggen hat. 26.

Sarti (Giuſeppe), ein italieniſcher Componiſt, geb. 1730 zu Faenza, ſcheint ſich frühzeitig mit Eifer und Erfolg der Muſik gewidmet zu haben, denn bereits 1756 bekam er einen Ruf nach Kopenhagen als Kapellmeiſter. Doch erhielten dort ſeine Opern wenig Beifall und er kehrte daher bald nach Italien zurück, wurde Kapellmeiſter am Conſervatorium della Pietà zu Venedig und ſchrieb ſeine Oper

„Giulio Sabino", ein zwar ſeichtes, aber wegen ſeiner lieblichen Melodien mit dem entſchiedenſten Beifalle aufgenommenes Werk. Sein Ruhm verbreitete ſich hierauf durch ganz Italien und verſchaffte ihm 1782 einen Ruf als Orcheſterdirector an die Kathedrale nach Mailand. Doch folgte er bereits 1785 einer ſchmeichelhaften Einladung nach Petersburg. In den ruſſiſchen Geſchmack eingehend ließ er ſpäter nach der Einnahme von Otſchakow ein Te Deum mit obligatem Kanonendonner abſingen, was eben ſo gefiel wie ſeine 1786 zur Aufführung gebrachte „Armida", die ihm von Katharina II. reiche Geſchenke und die Ernennung zum Director des Conſervatorium zu Jekaterinoslaw mit höchſt anſehnlichem Gehalte verſchaffte. Unausgeſetzte Arbeiten hatten indeß zuletzt ſeine Geſundheit zerſtört und er trat deßhalb eine Reiſe nach Italien an, während der ihn aber der Tod zu Berlin ereilte, am 28. Juli 1802. — Seine Compoſitionen ſind mit Ausnahme einiger gelungener Kirchenſtücke jetzt ſo ziemlich vergeſſen. 36.

Sarto (Andrea del), ſ. Vannucchi.

Saſſaniden, ſ. Perſien.

Saſſen heißen nach der alten Gerichtsſprache überhaupt alle die Einwohner, welche Grundeigenthum beſitzen. Je nach dieſem Beſitze unterſcheidet man Landſaſſen, große Landeigenthümer, und Hinterſaſſen und Kothſaſſen oder Koſſäten (ſ. d. Artt.), nach der Gerichtsbarkeit, unter welcher ſie ſtehen, Schriftſaſſen, welche nur von den oberſten Landesgerichten belangt werden können, und Amtsſaſſen, welche in die Untergerichte gehören. 30.

Saſſoferrato, ſ. Salvi.

Satan, ſ. Teufel.

Satelliten, ſ. Trabanten.

Saterland, auch Sader= oder **Sadlerland**, heißt eine in mehrfacher Beziehung merkwürdige, ungefähr 4 □M. umfaſſende Gegend des Großherzogthums Oldenburg. Dieſelbe macht den nordweſtlichen Theil des Amtes Frieſoithe im Kreiſe Kloppenburg aus und bildet ein durch Moräſte, Brüche, Moore und die Flüßchen Ohe und Marka von den benachbarten Gegenden bis auf einige ſchmale Zugänge faſt völlig getrenntes Sumpfland, in welchem hier und da einige Dörfer aus der Haide auftauchen. Die in drei Kirchſpiele vertheilten Bewohner dieſes Ländchens hält man für Abkömmlinge der alten Frieſen und, wie aus ihrer eigenthümlichen Sprache, ſonſtigen Sitten, Gebräuchen und Lebensart hervorgeht, mit Recht. Sie ſind frei von Perſonaldienſten, haben freie Jagd und Fiſcherei in ihren Marken und ſtehen unter 12 ſelbſt gewählten Vorſtehern oder Bürgermeiſtern. 15.

Satrapen hießen die Statthalter der perſiſchen Provinzen und da dieſe meiſt als ſchwelgeriſche Tyrannen erſchienen, iſt der Ausdruck ſprüchwörtlich für diejenigen geworden, welche die übertragene Gewalt mißbrauchen. 30.

Sattelhöfe (bona immunia) ſind ſolche Landgüter, welche, ohne Rittergüter zu ſein, faſt die Vorrechte derſelben beſitzen. Meiſt ſind ſie ſteuerfrei und man leitet den Namen theils von Saſſen (Landſaſſen, niederdeutſch Satten), theils davon her, daß der Beſitzer bei der Belehnung ein geſatteltes Pferd habe geben müſſen. 30.

Saturn (Saturnus) war eine altitaliſche Gottheit, deren Mythus ſich mit dem des griechiſchen Kronos vermiſchte. Uranus und Gäa hatten die 6 Titaniden erzeugt, unter denen Saturnus der jüngſte war. Doch dieſe erblickten nicht das Licht des Tages; ſie wurden vom Vater, der ihre zerſtörende Macht ſcheute, in den Tartarus eingekerkert, d. h. die Bildungen ſchwankten noch zwiſchen Unterdrückung und Empörung; die Naturkräfte und Naturkörper waren noch in regelloſer Bewegung. Die über das Schickſal ihrer Kinder zürnende Mutter Gäa gab aber dem Saturnus die erſte Sichel und mit dieſer entmannte er ſeinen Erzeuger.

d. h. benahm ihm ſeine Kraft; die zerſtörende Zeit, deren Bild S. iſt, gewann die Oberhand. S. vermählte ſich darauf mit ſeiner Schweſter Rhea und mit ihm hebt eine zweite Ära der Götterherrſchaft an. Doch S. verſchlingt ſeine eigenen Kinder (die rohe Zeitbildung zerſtört ihre eigenen Gebilde wieder); denn es war ihm von ſeiner Mutter geweiſſagt worden, einer ſeiner Söhne werde ihn der Herrſchaft berauben. Von den 6 Kindern des S., Veſta, Ceres, Juno, Pluto, Neptun und Jupiter wurde aber der letzte (ſ. Jupiter) durch eine Liſt ſeiner Mutter, Rhea, gerettet und ſtürzte ſeinen Vater vom Throne (die regelmäßigen Bildungen befeſtigen ſich). Hier trennen ſich aber die Mythen; nach der einen wurde S. nebſt den Titanen in den Tartarus verſtoßen; nach der andern herrſchte er im Elyſium über die Seligen; nach der dritten aber floh er nach Italien, wo er ſich in Latium (latere, verbergen) bei dem Könige Janus verbarg. Mit ihm vereinigt herrſchte er über Italien und die Dichter verſetzten unter ſeine Regierung das goldene Zeitalter. Recht und Gerechtigkeit blühte ohne Richter, ohne Geſetz und Strafe unter den Menſchen; ohne Waffen führte man ein ſicheres Leben; freiwillig gab die Erde alle Schätze ihren Bewohnern; die Flüſſe floſſen von Nektar und Milch; von den Bäumen tröpfelte der Honig; es war ewiger Frühling. S. die herrlichen Dichtungen Ovid's im 1. Buche der „Metamorphoſen" (V. 89—112) und Heſiod's in den „Werken und Tagen" (V. 95—110). Die Attribute des S. ſind gewöhnlich die Sichel, die kreisförmige Schlange und der Herrſcherſtab. Außerdem wird er oft als Greis abgebildet, in der Rechten eine Senſe, in der Linken ein Kind haltend, das er eben verſchlingen will. Man opferte ihm Früchte aller Art und vorzüglich Schweine; das ihm zu Ehren gefeierte Feſt hieß Saturnalia (ſ. d. Art.). Auf dem Forum zu Rom ſtand ſein Tempel, in welchem das Archiv der wichtigſten Staatsurkunden war. Er wird auch als Erbauer der Stadt Saturnia auf dem capitoliniſchen, ehemals saturniſchen, Berge gemacht. Mit der Nymphe Philyra erzeugte er unter der Geſtalt eines Pferdes, um nicht von der Rhea entdeckt zu werden, den Centauren Chiron. 11.

Saturn iſt nach Jupiter der größte der 11 Hauptplaneten unſeres Sonnenſyſtems und von der Sonne aus der 10. Planet, 928mal größer als die Erde und 192 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, der ſeine mehr als 1206 Millionen Meilen lange Bahn um die Sonne in 10759 Tagen oder in $29\frac{2}{3}\frac{3}{5}$ Jahren durchläuft. Daher erſcheint ihm die Sonne im Durchmeſſer 10mal und an Oberfläche 90mal kleiner als uns und ſeine Beleuchtung von der Sonne iſt 90mal ſchwächer als die der Erde. Die Dichte der Saturnsmaſſe beträgt nur den 10. Theil der der Erdmaſſe, d. h. die ſpecifiſche Schwere iſt dort nur 2mal größer als die unſeres Korkholzes; aber die Körper fallen auf den S. in einer Secunde durch $15\frac{3}{25}$ Fuß, faſt wie auf unſerer Erde. Mittelſt der Flecken des Saturns hat man gefunden, daß er ſich in 10 Stunden 16 Minuten um eine Achſe drehet, die mit der Ebene ſeiner Bahn einen Winkel von 60 Graden bildet, ſo daß ſeine Schiefe der Ekliptik 30° beträgt. Seine Tage ſind alſo beinahe ſo lang wie die des Jupiter, aber ſein Jahr dauert $29\frac{1}{2}$ unſerer Jahre. Dieſe ſchnelle Rotation hat auch eine große Abplattung an ſeinen beiden Polen zur Folge, die nahe den 11. Theil des Durchmeſſers (17258 Meilen) beträgt, alſo faſt 1569 Meilen. — S. iſt, wie Jupiter, von einer ſehr dichten Atmoſphäre eingehüllt. An ihm bemerkt man nämlich ſtreifenartig gefaltete Wolkenbildungen, deren Züge den Planeten wie Gürtel umgeben, und da öfters ſelbſt ſein Umriß merkwürdigen und augenfälligen Veränderungen unterworfen ſcheint, ſo darf man auch bei S. vorausſetzen, daß ſeine Oberfläche noch größtentheils von einem flüſſigen Elemente umſtrömt ſei. — Das Merkwürdigſte nun, das S. unſeren Blicken darbietet und was man am Himmel nirgends weiter antrifft, iſt ſein ihn frei umſchwebender großer Ring, den Galilei zuerſt entdeckte. Eine genauere Betrachtung hat gelehrt, daß dieſes Ring-

gewölbe eigentlich doppelt ſei, d. h. daß es aus zwei ſolchen Zonen beſtehe, davon die äußere eben ſo frei und in unverrückbarer Stellung um die etwas breitere innere ſchwebt, als die innere um die Kugel des Planeten. Das Verhältniß der Größen und des wechſelſeitigen Abſtandes iſt folgendes. Der Halbmeſſer des an ſeinen Polen ſehr ſtark abgeplatteten Planeten beträgt 8681 Meilen. Dann findet ſich, wenn man in der Ebene des Äquators fortgeht, in einem Abſtande von 5700 Meilen von der Oberfläche des Planeten zuerſt das innere Ringgewölbe. Dieſes iſt 3935 Meilen breit, zugleich aber ſo dünn, daß ſeine ganze Dicke nur etwa 113 Meilen ausmacht und eben dieſe ſchmale Seite oder Schneide des Ringgürtels iſt dem Planeten zugewendet, die breite Fläche liegt in der Ebene des Äquators ſelbſt, iſt mithin nach den Polen gerichtet. Von dem äußern Saume des innern Gewölbes hinaufwärts folgt abermals ein Zwiſchenraum von 568 Meilen, dann kommt der äußere Gürtel, der 1379 Meilen breit iſt, zugleich aber auch nicht dicker als der innere. Er ſteht faſt genau in derſelben Lage, als der innere; beide Ebenen ſind nach Schröter's Beobachtungen nur wenige Grade gegen einander geneigt. Über die Oberfläche des Ringes ragen, ſowohl an der obern als an der untern Seite, ganz mächtige Unebenheiten oder Berge hervor. Gewöhnlich iſt an derſelben Stelle, wo ſich oben eine ſolche Erhöhung zeigt, auch nach unten hin eine zu bemerken, ſo daß dieſe Unebenheiten wie kleine Planeten oder Mondkugeln in die übrige Ringmaſſe eingeſchloſſen ſind. Bei einigen beträgt der Durchmeſſer von oben nach unten über 700 Meilen; die Berge ragen deßhalb zum Theil gegen 300 Meilen hoch über die Oberfläche hervor. Der Ring des S. zeigt ſich in viel hellerm Lichte, als ſein eigentlicher Planetenkörper, woraus man ſchließt, daß jener von einer viel dichtern Maſſe ſei, als dieſer. Da der Ring in der Ebene des Äquators um den S. herſchwebt und dieſe Ebene gegen die der Saturnsbahn um 31 Grad geneigt iſt, ſo geſchieht es, daß wir von der Erde aus an zwei Stellen der Saturnsbahn, in welchen der Planet jetzt den einen, dann den andern Pol uns zuwendet, das Ringgewölbe in ſeiner Breite erblicken und ſein freies Herumſchweben um den S. bemerken können. An zwei anderen Stellen der Bahn jedoch ſehen wir nur die ſchmale Seite oder die Schneide des Ringes, welche verhältnißmäßig ſo klein iſt, daß ſie nur noch durch ſehr gute Fernröhre bemerkt werden kann, während für geringere der Ring ganz verſchwunden iſt. Die beiden Stellen, wo der Ring am Deutlichſten und Schönſten geſehen wird, fallen in die Sternbilder des Stiers und des Skorpions. Wenn dagegen S. im Sternbilde des Löwen und gegen die Grenze des Waſſermanns hin geſehen wird, dann iſt der Ring ſchwer oder gar nicht zu bemerken. Das Ringgewölbe des S. iſt den Saturnusbewohnern kein Freude bringender Begleiter; denn er iſt nur in den mittleren Äquatorialgegenden zu ſehen, erſcheint aber auch da nicht bei Nacht, ſondern nur am Tage oder kurz nach Sonnenunter- und vor Sonnenaufgang, und zwar auch dieſes meiſt nur im Sommer, nicht im Winter. Denn bei Nacht iſt auch er von ſeiner Planetenkugel beſchattet und im Winter, ſtatt ſie zu beleuchten, wirft er vielmehr auf jene Hälfte des S., welche nun von der Sonne abgewendet iſt, einen Schatten, der eine Fläche von etlichen Millionen Quadratmeilen, zum Theil faſt 15 Erdenjahre lang bedeckt und hier ein ungleich furchtbareres Dunkel, ſo wie eine ungleich ſtrengere Kälte bewirken muß, als die nur wenig Monate andauernde Winterpolarnacht unſerer Erde. Das Ringgewölbe ſoll, nach Schröter's Beobachtungen, unverrückt und unbeweglich feſtſtehen, ſo daß es nur im Verlaufe des langen Saturnusjahres einmal in Beziehung auf die Sonne ſich im Kreiſe dreht. Nach der Angabe anderer Aſtronomen, welche jedoch den S. nicht ſo lange und mit ſo mühſamer Genauigkeit beobachtet hatten als Schröter, ſoll es dagegen in etwa 10 Stunden 32 Minuten einmal rotiren. — S. hat außer dem Ringe noch 7 Monde, von denen der ſechſte, als der größte, noch den Mars übertrifft und 1655 von Huyghens, der fünfte und

ſiebente erſt 1672, der dritte und vierte 1684 von Dom. Caſſini, der erſte und zweite endlich 1789 von Herſchel entdeckt wurden; alle 7 können, da ſie nur klein und lichtſchwach ſind, blos durch ausgezeichnet gute Fernröhre wahrgenommen werden. Sie ſind im Mittel 26580, 34060, 42220, 54090, 75540, 175130 und 510440 deutſche Meilen vom Mittelpunkte der Saturnskugel entfernt, und drehen ſich um dieſe in $22\frac{1}{2}$ Stunden, $1\frac{3}{8}$, $1\frac{7}{8}$, $2\frac{3}{10}$, $4\frac{1}{5}$, $15\frac{1}{30}$ und $79\frac{2}{15}$ Tagen. Ihre abſolute Größe läßt ſich durch Meſſungen nicht ſcharf beſtimmen; nach Schröter ſind die Durchmeſſer des dritten, vierten, fünften, ſechſten und ſiebenten Mondes 142, 142, 360, 1046 und 618 Meilen groß. — Die Aſtronomen bezeichnen den S. durch ♄. 13.

Saturnalien, ein altitaliſches Feſt zum Andenken an das goldene Zeitalter unter der Herrſchaft des Saturnus, wurde im Jahre Roms 238 eingeführt und anfangs an einem einzigen Tage (den 17. Dec.) gefeiert. Später fügte Cäſar, oder nach Anderen Auguſtus, noch 2 Tage hinzu und Caligula dehnte es ſogar auf 5 Tage aus, ſo daß es vom 17.—21., nach Anderen bis zum 23. Dec. dauerte. Zur Erinnerung an die anfängliche Gleichheit und Verbrüderung der Menſchen herrſchte an dieſem Tage eine zügelloſe Freiheit durch alle Stände. Es fing damit an, daß man die Bildſäule des Saturnus von den wollenen Binden, welche um die Füße des Gottes geſchlungen waren, befreite und in ſeinen Tempeln Wachskerzen anzündete. Alle Privat- und öffentlichen Geſchäfte wurden unterlaſſen, keine Todesſtrafe verhängt und alle Trauer aufgehoben; überhaupt überließ man ſich unbeſchränkter Fröhlichkeit und Heiterkeit. Die Sklaven ſpielten die Herren, trugen zum Zeichen der Freiheit den Hut, purpurbeſetzten Rock und die weiße Toga und wurden bei Tiſche von ihren Herren bedient, welche, wenn ſie Fehler begingen, ſich mehreren lächerlichen Strafen unterwerfen mußten. Der Zuruf der ſich Begegnenden war: „Io Saturnalia! bona Saturnalia!“ In den letzten Tagen des Feſtes ſchickte man ſich Geſchenke zu, vorzüglich kleine Götterbilder, Sigilla, woher auch dieſe Tage Sigillaria hießen — eine Sitte, von der ſich ohne Zweifel unſere jetzigen Weihnachtsgeſchenke herſchreiben. 11.

Saturninus, ſ. Gnoſis.

Satyr (σάτυρος, dor. τίτυρος) bezeichnet in der nachhomeriſchen Mythologie eine Claſſe ländlicher Gottheiten, deren Eltern Mercur und die Nymphe Iphthime, nach Anderen Bacchus und die Najade Nicäa waren. Sie liebten die Wolluſt und Muſik und erſchienen im Gefolge des Bacchus als deſſen Geſpielen; Silen (ſ. d. Art.) war ihr Anführer, jedoch durch ſein Alter von ihnen verſchieden. Sie ſtehen zwiſchen der Thierwelt und der Menſchenbildung mitten inne und werden mit Schwanz und ſpitzigen Ohren dargeſtellt, von den Späteren auch durch Ziegenfüße und Hörner den Panen gleichgemacht. Ihre thieriſche Bildung zeigt ſich auch durch hervorſtehende Augenknochen, zottiges Haar, vorzüglich am Barte, und hängende Wammen unter den Ohren. Zuweilen aber werden ſie der Menſchenwelt näher geſtellt, indem ſie ſich blos durch ihre plumpe Geſtalt und ihre nur ſinnliche Begierden und wollüſtigen Genuß ausdrückenden Mienen von den Menſchen unterſchieden. Die Idee der Satyre entlehnte man vermuthlich von den rohen und wilden Menſchen, die in den Wäldern lebten und mit Fellen bekleidet waren. In das Gefolge des Bacchus wurden ſie aufgenommen, weil ſie die Gottheiten des Weinbaues waren und weil durch den Wein der Geſchlechtstrieb erhöht wurde. In dem ſatyriſchen Drama, welches ſpäter von der Tragödie geſondert wurde, ſpielen ſie die Hauptrollen. 11.

Satyre nennt man diejenige Art des Lehrgedichtes, welche in ernſtem oder launigem Spotte die Thorheiten, Mißbräuche, Schwächen, Vorurtheile oder Laſter ganzer Stände, Corporationen, Städte, Staaten und Zeitalter darſtellt. Obgleich ſie aber zur Verſtärkung des Eindrucks und zu größerer Verſinnlichung ihre

Gegenſtandes ſtets eine einzelne Perſon wählt, welche ſie gleichſam als den Repräſentanten der Thorheiten ſeines Standes oder Zeitalters hinſtellt, ſo darf dieſe Perſon doch keineswegs der Wirklichkeit ſelbſt entnommen ſein, ſondern ſie muß bis auf den Namen nur als ein Geſchöpf der Einbildungskraft des Dichters angehören, an dem er die fehlerhaften Eigenſchaften gewiſſer Menſchenclaſſen zu einer harmoniſchen Einheit mit innerer poetiſcher Wahrheit verbindet. Um dieſen Zweck erreichen zu können, muß der Dichter einen hohen Grad von Scharfblick in Beobachtung der Fehler und Schwächen des menſchlichen Herzens überhaupt und der Individuen im Beſondern beſitzen, er muß ſich mit den Sitten der Zeit und Menſchen, die er ſchildert, genau vertraut gemacht haben, ein feines und lebhaftes Gefühl zeigen, um ſeine Schilderungen nicht in unwürdige Kreiſe der menſchlichen Geſellſchaft zu verlegen und das Laſter in ſeiner ganzen Verwerflichkeit oder die Thorheit in ihrer vollen Lächerlichkeit darzuſtellen, wobei ihn eine eigenthümliche angeborene Laune und ein treffender Witz unterſtützen müſſen. Die Gegenſtände der ernſten S. ſind alle groben Vergehungen gegen die Sittlichkeit, welche das Wohl der Menſchheit im Ganzen oder einzelner Menſchen untergraben, die der ſcherzenden hingegen ſind alle Verſtöße gegen den Wohlſtand und die feine Sitte, welche mehr Lachen als Abſcheu erregen. Die Form, in welcher die S. vorgetragen werden kann, erlaubt große Willkühr, da man ſie in Briefe, Erzählungen, Geſpräche, Schauſpiele, Lieder, Fabeln und Heldengedichte einkleiden darf; jedoch bedient man ſich dazu am Gewöhnlichſten der didaktiſchen Form. Die Alten gebrauchten als Versmaß der S. den Hexameter oder Jambus, Neuere dagegen entweder den eilffüßigen (Alexandriner) oder den fünffüßigen Jambus und zwar bald gereimt, bald reimlos. Das Wort S. ſelbſt iſt von lanx satura abzuleiten, einer Schüſſel oder einem Korbe mit allerlei Früchten, im bildlichen Sinne ein Gemiſch von Reden über allerlei Gegenſtände und die erſten Satyren mögen wohl ſolche poetiſche Potpourris geweſen ſein; es läßt ſich aber nicht beweiſen, daß der Begriff eines höhniſch lächelnden Satyrs in ſpäterer Zeit die beſondere Bedeutung der Dichtungsart nicht beſtimmt haben ſolle, zumal da die Worte ganz gleichklingend ſind. Den Griechen war zwar die S. im ſpätern Sinne des Wortes unbekannt, doch gehören in gewiſſer Beziehung Ariſtophanes, Archilochus, Hipponax und Simonides hierher. Erſt unter den Römern fand ſie ihren Urſprung und Pflege durch Pacuvius, Ennius, Nävius, Lucilius, ihre höchſte Ausbildung durch Horaz (in den Sermonen), Juvenal und Perſius. Unter den ſatyriſchen Dichtern der neueren Völkern zeichneten ſich bei den Italienern: Arioſto, Alamanni, Salvator Roſa, Menzini, Dotti, Gozzi und Alfieri aus; bei den Spaniern: Cervantes, Quevedo und Saavedra; bei den Franzoſen: Regnier, Boileau und Voltaire; bei den Engländern: Pope, Swift, Young, Churchill, Johnſon und Peter Pindar (Wolcott); bei den Polen: Kraſicky; bei den Deutſchen: der Verfaſſer des Reineke Fuchs, Seb. Brand, Murner, Ulrich von Hutten, Fiſchart, Rollenhagen, Lauremberg, Canitz, Liskov, Haller, Hagedorn, Rabener, Sturz, Stollberg, Käſtner, Pfeffel, Lichtenberg, Falk, Wieland und Tieck. — Nicht zu verwechſeln mit der S. iſt das Drama satyricum (Satyrſpiel) der Griechen, welches in einer ſeltenen Miſchung des tragiſchen Elementes mit dem komiſchen beſtand. Es wurde als Nach- oder Zwiſchenſpiel gebraucht, hatte einen niedrig-komiſchen Charakter und wurde von Pratinas erfunden. Wir beſitzen in den Cyklopen des Euripides nur noch ein Beiſpiel davon. 81.

Satz, lat. propositio, enunciatio; franz. thèse, proposition; engl. thesis, bezeichnet in der Grammatik das ſprachlich ausgedrückte Urtheil (ſ. d. Art.). Seine nothwendigen Beſtandtheile ſind das Subject, der Gegenſtand, von welchem das Urtheil ausgeſprochen wird, und das Prädicat, dasjenige, was davon geſagt wird (Subſtantivum und Verbum), wozu dann noch eine Menge nöthiger Beſtimmungen treten können. Die Sätze ſind im Allgemeinen entweder

einfache oder zuſammengeſetzte, letztere, wenn durch eingeſchobene oder abhängig gemachte andere Sätze der urſprünglich einfache S. ſich erweitert; im Beſondern coordinirte und ſubordinirte Sätze, Haupt- und Nebenſätze, Zwiſchenſätze, abhängige Sätze, Vorder- und Nachſätze, und nach dem Inhalte relative, correlative, Bedingungs-, Erklärungs-, disjunctive ꝛc. Sätze. — In der Muſik iſt S. theils gleichbedeutend mit Compoſition und man ſpricht dann von einer Kunſt des Satzes, Lehre vom Satze, theils verſteht man darunter ein in ſich abgeſchloſſenes größeres oder kleineres Tonſtück ohne Berückſichtigung ſeines etwaigen Zuſammenhanges mit einem andern. Auch nennt man ſo die einzelnen Theile eines Concerts, einer Symphonie ꝛc. und ſpricht endlich von einem 2, 3, 4 oder mehrſtimmigen Satze, wenn man die Art harmoniſcher Ausarbeitung eines Muſikſtücks näher beſtimmen will (vergl. d. Artt. Compoſition und Harmonie). 9. 29.

Satzbohrer heißen in der Bergwerksſprache drei zuſammengehörige Erdbohrer, die zu den zweimännigen gehören und zum völligen Ausbohren eines Loches nöthig ſind. Den erſten nennt man den Anfangs-, den zweiten den Mittel- und den dritten den Abbohrer. 26.

Sau, Save, lat. Savus, ein Nebenfluß der Donau, hat ihre Quellen im laibacher Kreiſe des Königreichs Illyrien, in der Nähe von Weiſſenfels, nordweſtvom Berge Terglou, 2485 Fuß über dem Meeresſpiegel. In ſüdweſtlicher Richtung, die ſie unter vielfachen Krümmungen bis zu ihrer Mündung beibehält, und ziemlich parallel mit der Drau durchſtrömt ſie den genannten Kreis und bildet nach ihrem Austritte aus demſelben die Grenze zwiſchen Steyermark, Kroatien und Illyrien. Oberhalb Agram geht ſie nach Kroatien über, macht aber ſpäter die Grenzſcheide zwiſchen Bosnien und Servien eines Theils und der kroatiſchen und ſlavoniſchen Militairgrenze andern Theils und vereinigt ſich zwiſchen Semlin und Belgrad mit der Donau. Sie iſt 100 (nach Anderen 140) Meilen lang, erreicht eine Breite von 150 Fuß (nach anderen Angaben bei der Mündung 200) und wird unterhalb Laibach für kleinere Fahrzeuge ſchiffbar. Ihre Ufer ſind bald bergig und ſteil und mit Wald beſetzt, bald abfallend und flach und dann nicht ſelten von Sümpfen und Moräſten umgeben. Ihr Areal umfaßt 900 □Meilen. 35.

Sauerbrunnen oder **Säuerlinge** heißen diejenigen Mineralwaſſer, deren Hauptbeſtandtheil kohlenſaures Gas iſt. Sie haben einen lieblichen, ſtechenden Geſchmack und mouſſiren, wenn man ihnen Zucker oder Wein beimiſcht. Wird ihr Waſſer frei an die Luft geſetzt, ſo verfliegt allmählig das kohlenſaure Gas und es verliert ſeine Kraft. Die bekannteſten S. Deutſchlands ſind in Selters, Fachingen, Salzbrunn, Eger und Bilin. 35.

Sauerkleeſalz, ſ. Bitterkleeſalz.

Sauerländiſches Gebirge, eine Fortſetzung des Weſterwaldes, dehnt ſich in einer Länge von 23 Meilen und einer Breite von 2—4 Meilen zwiſchen Mönne, Eder, Ruhr und Sieg in dem preußiſchen Regierungsbezirke Arensberg und dem ſüdöſtlichen Theile der Provinz Cleve-Berg aus und zerfällt in das Rothhaar- oder Rothlagergebirge und das eigentliche Sauerland (Süderland?). Jenes, der öſtliche Theil, iſt der höchſte und waldigſte Strich, hat einen zuſammenhängenden Hauptrücken und heißt in ſeinen beiden Hauptzweigen Arensberger Wald und Lennepgebirge (Aſtenberg, 2625 Fuß; der hohe Berg in ſeinem Felſengipfel, dem Bornſtein, 2242 Fuß hoch), auf welchem letztern das Felſenmeer, eine Gegend voller Felſenblöcke, Klippen und Steintrümmern (im Kreiſe Iſerlohn) merkwürdig iſt; dieſes, das eigentliche Sauerland, weſtlich an das Rothhaargebirge ſtoßend, iſt weit zerriſſener als das letztere, hat tief eingeſpülte, enge felſige Thäler und fällt in vielen krumm laufenden Zweigen 1½ Meilen vom Rheine in völlige Ebene ab. Bekanntlich bilden die Thäler des ſauerländiſchen Gebirges einen der induſtrie-

reichſten Striche Preußens und wir erinnern nur an die Städte Iſerlohn, Altena, Lüdenſcheid, Hagen und die Emperſtraße, Schwelm u. a. m. Durch einen hohen faſt waldloſen Rücken ſteht das ſauerländiſche Gebirge mit der Egge in Verbindung. 15.

Sauerſtoff, Lebensluft, dephlogiſtiſirte Luft, lat. oxygenium; franz. oxygène; engl. oxygen, iſt eine farb-, geruch- und geſchmackloſe Luftart, in der Atmoſphäre enthalten, dient zum Leben der Menſchen, Thiere und Pflanzen als nothwendigſtes Mittel, iſt ein Beſtandtheil des Waſſers und der meiſten anderen Körper und unterhält die Flamme. In der Chemie hat der S., weil er ſich mit allen einfachen Körpern verbindet und mit ihnen die verſchiedenartigſten Veränderungen hervorbringt, wichtigen Einfluß auf die verſchiedenen Syſteme und Theorien in dieſer Wiſſenſchaft gehabt. S. kann aus dem Braunſteinerz, aus Queckſilberoxyd, am reinſten aber aus chlorſaurem Kali bereitet werden, iſt ein wenig ſchwerer als atmoſphäriſche Luft, erhält das Brennen viel lebhafter als dieſelbe, ein glühender Spahn bricht darin in Flamme aus, Schwefel brennt darin mit ſchöner blauer Flamme, Phosphor mit blendendem Sonnenlichte. S. wurde von Prieſtley und Scheele 1774 faſt zu gleicher Zeit entdeckt. 5.

Saugwerk, ſ. Pumpe.

Saul, erſter König in Iſrael, in einer angeſehenen Familie des Stammes Benjamin geboren, ward wegen ſeiner anſehnlichen Körpergeſtalt von Samuel zum Könige geſalbt (1095 v. Chr.), als dieſer den Bitten des Volkes nicht mehr widerſtehen konnte, weil er in ihm vermuthlich ein gehorſames Werkzeug eigener Herrſchaft zu finden glaubte. S. war ſo davon überraſcht, daß er ſich während der Beſtätigung ſeiner Wahl auf der Volksverſammlung zu Mizpa verſteckt hatte, trat auch, da ein Theil des Volkes ihn nicht anerkennen wollte, in den Privatſtand zurück, bis er bei einem Einfalle der Ammoniter ſich an die Spitze des Volkes ſtellte und den Feind zurückſchlug. Nun ward er zu Gilgal öffentlich als König anerkannt, ſchuf ein bedeutendes Heer und machte ſich den Nachbarvölkern furchtbar; da er aber ſich nicht nach Samuel's Willen richtete, entzweite ſich dieſer gänzlich mit ihm und wählte ins Geheim den David (ſ. d. Art.) zum Könige. S. dagegen verfiel in tiefe Schwermuth und ſo ward der im Harfenſpiele geübte David an ſeinen Hof gezogen, um ihn zu zerſtreuen. Die Heldenthaten jedoch, die David verrichtete und die ihm die Gunſt des Volkes erwarben, machten S. argwöhniſch, David mußte ſich flüchten und wurde, zumal da ſich ein Anhang für ihn gebildet hatte, von S. auf das Heftigſte verfolgt, bis dieſer endlich in einer unglücklichen Schlacht gegen die Philiſter ſich ſelbſt in ſein Schwert ſtürzte (1055 v. Chr.). 37.

Saunderſon (ſpr. Sahnders'n) (Nicolai), ein blinder Mathematiker, geb. 1682 zu Thurleſton in Yorkſhire, verlor in ſeinem erſten Lebensjahre das Geſicht durch die Pocken, lernte aber trotz dieſem die lateiniſche, griechiſche und franzöſiſche Sprache ſehr gut. Beſonders aber brachte er es im Rechnen, in der Geometrie und Algebra ſo weit, daß er ſeit 1707 zu Cambridge, wo er ſtudirt hatte, die Mathematik mit Beifall lehrte. Dabei waren ſein Gehör und Gefühl außerordentlich ſcharf und fein. Jede, auch die geringſte, Veränderung in der Atmoſphäre empfand er und eben ſo konnte er ächte von unächten Münzen unterſcheiden. Die Größe eines Zimmers ſo wie ein $\frac{1}{5}$ von einem Tone konnte er aus dem Schalle beurtheilen. Er ſtarb zu Borforth den 19. April 1739. Seine „Elementa Algebraica etc.“ (Cambridge 1740) werden allgemein geſchätzt. 26.

Saurau (Franz, Graf), kaiſerlich königlicher oberſter Kanzler und Miniſter des Innern, geb. zu Wien am 19. Sept. 1760, wurde von Jeſuiten erzogen und ſpäter im Thereſianum zu Wien gebildet. Er ward als Kreiscommiſſair zu Traiskirchen (ſeit 1786) Joſeph's II. vortheilhaft bekannt, der ihn raſch zum Stadthauptmann in Prag und Wien beförderte (1788—1790), war als Hofmarſchall 1790

mit bei der Kaiſerwahl Leopold's II., worauf ihn der Miniſter, Franz Thugut, ſich zum Beiſtande in der inneren Verwaltung erkor und ſchnell zum Regierungspräſidenten in Wien 1794 und zum Finanz- und Polizeiminiſter erhob. Er mußte aber, als Thugut aus dem Miniſterium trat, das Miniſterium verlaſſen, ging als Botſchafter zur Krönung Alexander's nach Moskau und von da nach Petersburg. Seine Feinde in Wien verfolgten ihn aber auch hier; als Vorwand diente die für Öſtreich ungünſtige Wendung des deutſchen Entſchädigungsgeſchäfts; er ward 1803 zurückberufen und erhielt die unbedeutende Stelle als Landmarſchall der öſtreichiſchen Stände. 1805 ward er Hofcommiſſair in Steiermark, organiſirte 1806 mit dem Erzherzoge Johann eifrig die Landwehren in Inneröſtreich und begleitete 1809 die Armee nach Italien und auf ihrem Rückzuge nach Ungarn. Zu Ende deſſelben Jahres ward er wieder Regierungspräſident zu Wien, jedoch mit dem Titel eines Statthalters von Ober- und Niederöſtreich, und machte ſich 1813 um die Rüſtungen zum Befreiungskriege ungemein verdient; erhielt 1814 und 1815 nach einander die Beſtimmung als Botſchafter in Spanien, als Hofcommiſſair bei Bianchi's Armee in Neapel, welche Murat's Herrſchaft ein Ende machte, ferner in den Legationen, in Parma beim römiſchen Stuhle, darauf als Gouverneur in Mailand, ward 1817 als oberſter Kanzler und Miniſter des Innern nach Wien berufen, ging aber nach 50jährigem Dienſte auf ſeinen Wunſch als Botſchafter nach Florenz und ſtarb dort am 19. Juni 1832. Er war einer der vorzüglichſten Miniſter Öſtreichs in der neuern Zeit, ein Mann von hellem Verſtande, uneigennützig, glühend für Wiſſenſchaft und Kunſt, ein Verächter des Kaſtengeiſtes und der Standesvorurtheile und ein offener Feind des fanatiſchen Pfaffenthums. Er war in den römiſchen Claſſikern zu Hauſe und blieb in der Literatur ſeines Zeitalters und ſeines Volkes fremd; umfaßte die ernſten Wiſſenſchaften und alles Induſtrielle und Polytechniſche mit der größten Wärme. Gelehrte und Künſtler waren ſeine liebſte Geſellſchaft. 25.

Saurin (ſpr. Sorāng) (Jacques), einer der berühmteſten franzöſiſch-reformirten Kanzelredner, wurde zu Nismes im Jahre 1677 geboren und widmete ſich in Genf, wohin er nach Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) mit ſeiner Familie ausgewandert war, mit vorzüglichem Erfolge den Wiſſenſchaften, nahm aber, 17 Jahre alt, Kriegsdienſte in dem engliſchen Hülfsheere unter dem Herzoge von Savoyen und machte mehrere Feldzüge gegen Frankreich mit. 1696 nach Genf zurückgekehrt widmete er ſich von Neuem den Studien und namentlich der Theologie, ging 1700 nach Holland und England, wo er in London mit großem Beifalle predigte, und ward darauf, nachdem er längere Zeit in Holland eine Hauskaplanſtelle verwaltet hatte, Prediger der franzöſiſchen Reformirten im Haag. Mit einem impoſanten Äußern und einer ſonoren Stimme begabt riß er durch ſeinen begeiſterten Vortrag hin und ſammelte immer ein glänzendes Auditorium um ſich. Auch war er durch Gelehrſamkeit wie durch Frömmigkeit ausgezeichnet. Seine letzten Lebenstage aber wurden durch Streitigkeiten getrübt, in welche ihn ſeine Neider verwickelten. Er ſtarb am 30. Dec. 1730. — Die pariſer Homiletiker haben zwar an S.'s style refugié, wie ſie ihn nennen, und noch mehr an ſeinen heftigen Declamationen gegen Ludwig XIV. viel Ärgerniß genommen; auch iſt er in der That von Fehlern nicht frei, wie man namentlich aus ſeiner Predigt „Sur le compte des jours“ erſieht, die eine ſonderbare ſtatiſtiſche Berechnung der Sterblichkeit ſeines Auditorium enthält: allein dieſe kleinen Fehler werden weit durch große Tugenden aufgewogen. Folgende ſeiner Reden werden für die beſten gehalten: „Sur les tourmens de l'enfer“; „Sur la sagesse de Salomon“; „Sur le renvoi de la conversion“; „Sur les profondeurs divines“. Geſammelt erſchienen ſeine geſammten Predigten unter dem Titel: „Sermons sur divers textes de l'écriture sainte par Jacques Saurin“ (à la Haye 1749.

10 Voll. 8.). Sie wurden in mehrere Sprachen überſetzt und haben im Deutſchen an Jakob Heyer („Saurin's Predigten über die Leidensgeſchichte“, 4. Aufl. Leipz. 1772) einen trefflichen Bearbeiter gefunden. Auch hat man von S. mehrere andere weniger bekannt gewordene theologiſche Werke, z. B. „Discours sur la bible“, welche von Ch. L. Beauſobre und Roques fortgeſetzt und von Rambach ins Deutſche überſetzt worden ſind. 63.

Sauſſure (ſpr. Soſſühr) (Horace Benedict de), ein berühmter Naturforſcher, geb. zu Conches bei Genf 1740. Früh ſchon für die Eindrücke der Natur empfänglich ſtudirte er in ſeiner Vaterſtadt die Naturwiſſenſchaften und erhielt daſelbſt ſchon in ſeinem 22. Jahre die Profeſſur der Philoſophie, welche Stelle er bis 1786 mit vielem Ruhme begleitete. In den letzten Jahren ſeines Lebens nahm er vielen Antheil an der neuen Geſetzgebung ſeines Vaterlandes, ward Mitglied des Rathes der Zweihundert und 1795 Profeſſor der Naturgeſchichte zu Paris, kehrte jedoch ſpäter wieder nach Genf zurück und ſtarb daſelbſt den 22. Jan. 1799. Die Naturkunde in allen ihren Theilen, beſonders aber Phyſik, Botanik, Mineralogie und Geologie verdanken ihm viel Neues. Er machte viele naturhiſtoriſche Reiſen durch Frankreich, die Schweitz, Italien, England und Holland, beſuchte die vulcaniſchen Gebirge in Viennois, Forez und Auvergne, unterſuchte die Eiſenminen auf Elba, beſtieg mit Sir Hamilton den Veſuv und maß die Höhe des Ätna. Auch unterſuchte er die Eisfelder von Chamouni und bereiſte 1779 ſchon zum vierzehnten Male die Alpen, welche er von acht Seiten beſtiegen hatte. Im Jahre 1787 war er auf der Spitze des Montblanc, deſſen Höhe er nach barometriſchen Beobachtungen maß. Er entdeckte mehrere Gattungen Mooſe und bewies die Wiedererzeugungskraft der Infuſionsthierchen. Seiner großen Geſchicklichkeit verdanken wir die Erfindung neuer Inſtrumente zu naturwiſſenſchaftlichen Unterſuchungen, z. B. eines Elektrometers, eines Hygrometers, Diophanometers, Heliothermometers, Cyanometers, Atmometers und eines Anemometers. Er war der Stifter der Geſellſchaft der Künſte, welcher Genf in den letzten 30 Jahren den Flor ſeiner Fabriken verdankt, und blieb Präſident derſelben bis an ſeinen Tod. Die Vereinigung Genfs mit der franzöſiſchen Republik erhob ihn zum Deputirten der Nationalverſammlung, doch verlor er dabei den größten Theil ſeines Vermögens. Als Mitglied der naturforſchenden Geſellſchaft in Genf lieferte er viele Journalaufſätze; auch war er Mitglied vieler auswärtigen gelehrten Geſellſchaften. Ausgezeichnete Schriften von ihm ſind ſeine „Essais sur l'hygrométrie“ (Genèv. 1783. Deutſch von Titius, Leipz. 1784); „Voyages dans les Alpes“ (Genèv. 1779—1796. 4 Voll. 4. Deutſch von Wyttenbach, Leipz. 1781—1788). 26.

Sauvages de la Croix (ſpr. Sowahſch d'la Croa) (François Boiſſier de), berühmter Arzt, wurde zu Alais am 12. Mai 1706 geboren, ſtudirte die Medicin zu Montpellier und wurde 1726 Doctor. Bei ſeinem Aufenthalte zu Paris (1730) faßte er die erſte Idee zu ſeinem berühmten Werke („Nosologia methodica“), einer Claſſification der Krankheiten nach ihren hervorſtechendſten Symptomen, von dem bereits im Jahre 1731 ein erſter Entwurf erſchien, der ſchon ſolchen Beifall fand, daß S. nach einigen Jahren (1734) eine Profeſſur zu Montpellier zu Theil wurde. Hierdurch ermuntert arbeitete S. ſein Werk weiter aus und ließ es unter dem Titel: „Pathologia methodica“ erſcheinen, bis es endlich 1763 ſehr vermehrt unter obigem Titel in 5 Theilen herauskam und ſich des größten Beifalls der Ärzte eine lange Zeit hindurch erfreute. Außer der Claſſification der Krankheiten beſchäftigte ihn eben ſo ſehr die Claſſification der Pflanzen. Er gab eine „Methodus foliorum“ heraus, in welcher er die Pflanzen nach den Blättern ordnete, und wurde 1752 deßwegen auch zum Profeſſor der Botanik ernannt. Außer dieſen Schriften hat er noch eine Menge Diſſertationen verfaßt. So ſtand

S. im Rufe eines der berühmteſten gelehrten Ärzte ſeiner Zeit und vermehrte um Vieles den Glanz der berühmten Univerſität, an der er angeſtellt war. Er ſtarb am 19. Febr. 1767. — Seine kleineren Werke erſchienen unter dem Titel: „Chefs d'oeuvres de Sauvages de la Croix“ (Leyd. 1771. 2 Voll. 12.). 39.

Sauveur (ſpr. Sovöhr) (Joſeph), ein berühmter Mathematiker, geb. zu la Flèche 1653, hatte ein bewundernswürdiges Talent zur Mathematik und Mechanik, ward 1686 Profeſſor der Mathematik am königlichen Collegium in Paris, 1696 Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften und ſtarb den 9. Juli 1716. Die Memoiren der Akademie beſitzen viele gehaltreiche Abhandlungen von ihm. Unter Anderm bearbeitete er ein neues Lehrgebäude der Muſik und führte zuerſt das Wort „Akuſtik“ ein zur Bezeichnung der Theorie der Töne und ihrer Eigenſchaften. Auch ſind ſeine Unterſuchungen in der phyſikaliſchen und mathematiſchen Klanglehre von nicht unbedeutender Wichtigkeit. Er zeichnete die Charten von den Seeküſten Frankreichs, welche den erſten Band des franzöſiſchen Seeatlas (Neptune français) ausmachen. 26.

Savannen, ſ. Nordamerikaniſcher Freiſtaat.

Savary (Anne Jean Marie René), Herzog von Rovigo, geb. 1774 zu Maro, einem Dorfe in der Champagne, trat 1789 in das Regiment Royal-Normandie und ſtand 1792 unter den Befehlen des Generale Cuſtine, deſſen Niederlage und Tod S. die Gefahr brachte, als Royaliſt ergriffen zu werden. Vorſichtig verließ er daher ſein Regiment, begab ſich zu Deſaix bei der Avantgarde, wurde Ordonnanzofficier im Hauptquartiere und zog durch ſeine erſte Waffenthat bei Belheim und Hagenau die Aufmerkſamkeit des Generals Pichegru auf ſich. Bald darauf ward er kurze Zeit abwechſelnd Adjutant des Generals Ferino, war mit Deſaix bei der Blokade von Mainz und ſpäter beim Generalſtabe Pichegru's. Als Capitain ging S. mit Moreau 1796 über den Rhein, wurde Bataillonschef und begleitete nach dem Waffenſtillſtande, welcher auf die Präliminarien von Leoben 1797 folgte, als Adjutant den General Deſaix nach Paris. In derſelben Charge ging S. 1798 mit Deſaix nach Ägypten und wohnte nach ſeiner Rückkehr der Schlacht bei Marengo (den 14. Juni 1800) bei. Nun folgte er Napoleon nach Mailand, wurde von ihm zu ſeinem Generaladjutanten ernannt und führte die wichtigſten Sendungen mit ſeltener Gewandtheit und Schlauheit glücklich aus. Bei der Entdeckung der Verſchwörung der royaliſtiſchen Georges Cadoudal und Pichegru im Jahre 1804 erſcheint er überall thätig mit geheimen Aufträgen Napoleon's, beſonders bei der Gefangennehmung und Hinrichtung des Herzogs von Enghien. Den 1. Febr. 1805 von Napoleon zum Diviſionsgeneral befördert folgte er demſelben gegen Öſtreich und zeigte ſich auch hier als ein kluger Vermittler im ruſſiſch-öſtreichiſchen Hauptquartiere. Darauf wohnte er der Schlacht bei Jena bei, verfolgte mit einem Cavalleriecorps die fliehenden Preußen, drang in Hanover ein und eroberte Hameln (20. Nov. 1806) und Nienburg (25. Nov.). Im Jahre 1807 Commandant des Lannes'ſchen Corps ſiegte er gegen die Ruſſen bei Oſtrolenka. Wegen ſeiner ausgezeichneten Tapferkeit mit einer Gardebrigade bei Friedland (14. Juni) ward er Herzog von Rovigo und bald auch Gouverneur von Oſtpreußen und dann Geſandter in Petersburg. Im ſpaniſchen Kriege befehligte er 1808 und es gelang ihm, Karl IV. und Ferdinand VII. gegen alle Warnungen ihrer Freunde nach Bayonne zu locken und Napoleon's Gewaltſtreichen zu überliefern. Nach der Zuſammenkunft Napoleon's mit Alexander in Erfurt, bei welcher er zugegen war, eilte er wieder zu ſeinem Commando in Madrid. Im öſtreichiſch-franzöſiſchen Kriege 1809 war er wieder bei Napoleon, zeichnete ſich in mehreren Schlachten und durch kühne Unternehmungen aus und erhielt den 3. Juni 1810 nach der Entlaſſung Fouché's das Polizeiminiſterium, in welchem er ſich die Gunſt und das Vertrauen Napoleon's in einem ſolchen Grade erwarb,

daß er trotz der ausgebrochenen Verſchwörung des republikaniſchen Ex-Generals Mallet (den 12. Oct. 1812) ſeine Stelle bis zur Entthronung Napoleon's behielt. Nach deſſen Rückkehr von Elba ward er Pair von Frankreich und Generalinſpector der Gensd'armerie. Seinem Gebieter nach Helena zu folgen wurde ihm nicht erlaubt. Nach kurzer Gefangenſchaft in Malta floh er 1816 nach Smyrna, ward aber von hier zurückgekehrt 1817 in Grätz gefangen gehalten. Im Jahre 1818 wieder in Smyrna ging er 1819 nach England, von da bald darauf nach Frankreich, wo er, obwohl den 27. Dec. 1819 von dem gegen ihn ſeit 1816 ausgeſprochenen Todesurtheil freigeſprochen, ohne Anſtellung lebte. Erſt die Revolution von 1830 erneuerte ſeine öffentliche Thätigkeit und im Dec. 1831 ſandte ihn Ludwig Philipp als Militaircommandant nach Algier. Der von ihm geforderten Verantwortung überhob ihn kurz nach ſeiner Zurückberufung von Algier der Tod am 3. Juni 1833. — Seine „**Mémoires du duc de Rovigo pour servir à l'histoire de l'empereur Napoléon**“ (Paris 1828. 8 Bde., deutſch, Leipz. 1828) ſollten ihn und Napoleon rechtfertigen, entſprachen aber dieſem ſchon in der Vorrede ausgeſprochenen Zwecke wenig und ſind als Geſchichte ſeiner Zeit nur mit Vorſicht zu benutzen. Ein von ihm früher erſchienenes Fragment aus demſelben gegen die Behauptungen des Grafen Las-Caſes „**Sur la catastrophe de Monseigneur le Duc d'Enghien**“ (Paris 1823) rief nur Gegenſchriften vom General Hulin, Dupin und die Vertheidigung des Miniſters Talleyrand hervor, und der Verdacht der voreiligen Hinrichtung des Prinzen, welcher auf S. laſtete, wurde nur zu ſehr beſtätigt. Auch die Schrift „**Mémoire du duc de Rovigo sur la mort de Pichegru, du capitain Wright, de Mr. Bathurst, et sur quelques autres circonstances de sa vie**“ (Paris 1825) konnte die Makel nicht ganz entfernen, welche den Charackter S.'s in Folge der blinden Ergebenheit, die er Napoleon als deſſen geheimſter Agent bewies, entſtellen. 73.

Savery (Roeland), einer der ausgezeichnetſten niederländiſchen Landſchaftsmaler, geb. zu Courtrai 1576, ein Schüler ſeines Vaters Jakob S., kam zeitig in die Dienſte des Kaiſers Rudolph und bereiſte auf deſſen Befehl Tyrol, wo er zwei Jahre lang die trefflichſten Studien machte. In allen ſeinen ſpäteren Arbeiten bemerkt man daher eine höchſt vollendete Auffaſſung des Romantiſchen und Wilden, insbeſondere eine ſeltene Treue in der Darſtellung von Waſſerfällen und Nadelwaldungen. Die Staffagen, welche meiſt in (oft heiligen) Perſonen oder Thieren verſchiedener Gattungen, bisweilen auch in Architectur beſtehen, ſind nicht minder lobenswerth, doch gebührt den von Breughel auf einigen Gemälden ausgeführten vor den eigenen S.'s der Vorzug. Sein Colorit iſt, obwohl ſchwach, doch ſehr hell, nur die Ferne bisweilen etwas zu blau, die Zeichnung geiſtreich und äußerſt genau und die Ausführung vollendet. Zehn ſeiner ſchönſten Stücke beſitzt die wiener Gallerie. — In den letzten Jahren ſeines Lebens hielt ſich S. in ſeiner Vaterſtadt auf, wo er ſich mit der Ausbildung ſeines, obwohl nicht berühmt gewordenen, Neffen Johann S. beſchäftigte. Er ſtarb im Jahre 1639. 36.

Savigny (ſpr. Sawinji) (Friedrich Karl von), einer der verdienteſten und ausgezeichnetſten Rechtslehrer, geb. 1779 zu Frankfurt a. M., ſtudirte in Marburg, ward 1800 daſelbſt Doctor und bereitete ſich unter ſehr vortheilhaften, vom Glück ihm gewährten äußeren Umſtänden zum akademiſchen Lehrer vor. Zu dieſem Zwecke bereiſte er ganz Deutſchland, Frankreich und das obere Italien und kehrte mit reicher Ausbeute nach Marburg zurück, wo er bald Profeſſor der Rechte wurde. Hier ſchrieb er bereits 1803 ſein vortreffliches Werk „Das Recht des Beſitzes“ (Gießen 1827. 5. Aufl.). 1808 kam er in gleicher Eigenſchaft nach Landshut und 1810 nach Berlin, ward 1816 Geheimer Juſtizrath, 1817 Staatsrath und ſpäter auch Mitglied des für die rheiniſchen Provinzen errichteten Reviſionshofes, während ſeine Vorleſungen, vorzüglich über die Inſtitutionen, verbunden mit der

römiſchen Rechtsgeſchichte und über Pandecten durch Sicherheit, Gründlichkeit und Reinheit des Ausdrucks, ſo wie durch materiellen Reichthum eine große Zahl von Zuhörern noch anziehen. S. gehört jetzt zu den Führern der ſogenannten hiſtoriſchen Schule, obwohl er nicht als Stifter derſelben genannt werden kann; inzwiſchen hat er für ſich und die Seinigen dieſen Namen anerkannt, ſich aber zugleich dadurch in Vortheil zu ſetzen geſucht, daß er ihr eine angeblich ungeſchichtliche Schule gegenüberſtellte. Dieſe Anſichten über die Grundlagen des Rechts, nach welchen dieſelben weder in der Willkühr des Menſchen als poſitiver Geſetzgebung, noch in der Geſetzgebung, noch in der Vernunft gefunden werden ſollen, hat S. ſpäter in der Schrift „Vom Berufe unſerer Zeit für Geſetzgebung und Rechtswiſſenſchaft" (Berlin 1814), entwickelt, worin er zu zeigen ſucht, daß neue Geſetzbücher eigentlich weder nöthig noch möglich ſeien und daß die vorhandenen, wie das öſtreichiſche, franzöſiſche und preußiſche, zur allgemeinen Einführung nicht geeignet wären, ja nicht einmal die deutſche Sprache dazu reif ſei. Außer dieſen, von Vielen widerlegten Anſichten enthält das Werk viele ſchätzbare, ächt-hiſtoriſche Unterſuchungen. Einen Theil derſelben hat er ſeinem größern Werke „Geſchichte des römiſchen Rechts im Mittelalter" (Heidelb. 1815—1831. 6 Bde. 2. Aufl. 1834. 1—3. Bd.), einverleibt; einen anderen in ſeinen Vorleſungen, in der Akademie der Wiſſenſchaften und in Abhandlungen in der „Zeitſchrift für geſchichtliche Rechtswiſſenſchaft," welche er mit Eichhorn und Göſchen zu Berlin ſeit 1815 erſcheinen läßt, niedergelegt. S. beſitzt eine ſeltene Gelehrſamkeit, eine außerordentliche Combinationsgabe und ſcharfſinnige Kritik, verbunden mit einer ungewöhnlichen Eleganz der Darſtellung. Dieß Alles müſſen auch Diejenigen anerkennen, welche ſich nicht geradezu zur geſchichtlichen Schule bekennen. 25.

Savonarŏla (Hieronymus), der gewaltige florentiniſche Bußprediger und Reformator, wurde am 21. Sept. 1452 zu Ferrara geboren. Schon als Jüngling ernſt und zurückgezogen ließ er ſich ohne den Willen ſeines Vaters am 25. April 1475 im Dominikanerkloſter zu Bologna als Novize aufnehmen und that ſich hier durch ſeinen Eifer, durch Strenge des Lebens, Gelehrſamkeit und Klugheit hervor. 1482 ward er Prediger am Kloſter San-Marco zu Florenz, ohne zu gefallen, verließ daher die Stelle und ertheilte 6 Jahre lang in verſchiedenen Klöſtern Unterricht, woraus ſein „Compendium logicae" und „Compendium totius philosophiae tam naturalis quam moralis" (Venet. 1542) entſtand, welches vereint als „Hieron. Savonarolae universae philosophiae epitome" (zu Wittenberg 1596) gedruckt wurde. Erſt ſeit 1489 gewann er allgemeinen Beifall in Florenz, nachdem er durch Graf Pico de Mirandola wieder in das San-Marcokloſter verſetzt worden war, zu deſſen Prior er bald darauf erwählt ward. Jetzt faßte bald weder der Hörſal, wenn er docirte, noch die Kloſter- und Domkirche die Menge gerührter Zuhörer. Mit ungemeinem Erfolge eiferte er gegen die Mißbräuche im öffentlichen und Privatleben der Städte Toscanas; erſchreckte oft die Hartnäckigen durch die Offenbarung ihrer geheimſten Sünden und die Vergehen des gemeinen Mannes wie der Fürſten und des Papſtes mit gleicher Freimüthigkeit ſtrafend und forderte und verkündete er eine Läuterung der Kirche durch ſchwere Drangſale. Denn die drei Hauptpunkte, um welche ſich ſeine Beſſerungsrügen drehten, waren (laut ſeines eigenen „Compendium revelationum," Venet. 1537): eine Erneuerung der Kirche muß werden; große Strafgerichte wird Gott vorher über ganz Italien herbeiführen müſſen; Beides wird bald, wenn gleich Zeit und Stunde ſich nicht beſtimmen läßt, eintreten. Das Volk von Florenz betrachtete ihn als einen Propheten, die Kraft ſeiner Rede machte auf daſſelbe den größten Eindruck und er ward bei der Wiederherſtellung der Republik (1494) die Seele der politiſch- und ſittlich-reformatoriſchen Partei, ohne jedoch in das Perſönliche der Staatsverwaltung ſich einzumiſchen. Jetzt begann er an eine Reforma-

tion der Kirche im Großen zu denken und ſchrieb deßhalb an Karl VIII., daß er ein freies Concil an einem ſichern Orte feierlich nach Gottes, des Herrn, Befehle in Verbindung mit dem Kaiſer und den Königen veranſtalten ſollte, zugleich den Papſt Alexander VI. heftig in dieſem Briefe angreifend, welcher ſchnell nach Rom verrathen worden ſein muß; denn ſchon zu Anfange des Jahres 1495 verlangte Alexander VI. durch ein Breve, daß S. vom Einfluſſe auf Florenz entfernt zu Lucca ſeine Faſtenpredigten halten ſolle. Die Signoria bewirkte aber, daß der Papſt nachgab. Ein freundliches Breve vom 21. Juli 1495 wollte nun den S. nach Rom beſcheiden, weil er Zukünftiges verkündige und es göttlicher Offenbarung öffentlich beimeſſe, worüber der Papſt nach ſeinem Hirtenamte mit ihm in väterlicher Liebe zu reden wünſche. Allein S. entſchuldigte ſich durch Kränklichkeit und drohende Nachſtellungen. Ein drittes Breve vom 16. Oct. 1496 befahl ihm, alles Predigen zu unterlaſſen, und als dieß nicht geſchah, wurde er noch im Oct. 1496, wenn er nicht der Citation nach Rom folge und indeß alles Predigens ſich enthalte, mit der Excommunication bedroht; endlich forderte zu Anfange des Jahres 1497 ein päpſtliches Schreiben S.'s Auslieferung. Noch aber war die Signoria der Mehrzahl nach für den unglaublich einflußreichen Predigermönch und erſt im Mai 1497 wurde jene meiſt mit Feinden S.'s beſetzt. Jetzt (12. Mai) ward die angedrohte Excommunication als gegen einen Ungehorſamen und der Ketzerei Verdächtigen declarirt. Die Wirkung derſelben unterbrach nur die Wahl einer für S. wieder günſtigen Signoria zwiſchen dem Juli 1497 und Januar 1498. Mit dem März 1498 trat die neugewählte ein, in welcher 6 gegen ihn heftige leicht über drei laue ſiegten. S. zog ſich nun in ſein Kloſter zurück, da auch die Signoria ihm alles Predigen unterſagte. Noch wagte man ſich aber nicht an ihn, da man das Volk fürchtete, welchem S. als ein Glaubensheld, ein Wundermann erſchien. Plötzlich erbot ſich aber ein Franciskaner, mit S. ſelbſt ins Feuer zu gehen, um durch die übernatürliche Probe gegen ihn zu erweiſen, daß ſeine Reformationsforderungen nicht wahr und die Excommunication gültig ſei. S. erklärte zwar, daß, was er durch verſtändige Gründe genug bewieſen habe, keines Wunderbeweiſes bedürfe. Dennoch erboten ſich zwei ſeiner Kloſterbrüder zu dieſer Feuerprobe. Die Obrigkeit ordnete das Schauſpiel am 7. April an, wie ein Gottesurtheil. Die Gegner entflammten das Volk. S. ſelbſt war zum Schutze der Seinigen zugegen. Den Dominikanern ſtritt man ab, daß ſie, wie ſie verlangten, mit dem Crucifix oder mit einer Hoſtie in die Flammen gehen dürften. Unter dieſen Controverſen wurde es Abend. Der Pöbel, welcher ein Spectakel erwartet hatte, lief mißvergnügt davon und die Signoria hielt es nun für die rechte Zeit, das durch S. reformirte Kloſter der ſtrengen Predigermönche ein paar Tage nach einander von den Feinden der Staats- und Sittenreform ſtürmen und endlich S. mit den zwei Ordensbrüdern verhaften zu laſſen. Man eilte ſie mit Erlaubniß des Papſtes zu foltern und nach Verhören zu verurtheilen, die man nicht einmal zu den Acten genommen gefunden hat. Am 23. März 1498 ließ die Signoria das Urtheil, daß alle drei gehängt, verbrannt und als Aſche in den Fluß verſenkt werden ſollten, vollziehen. Bis auf den letzten Augenblick blieb S. mit kräftiger Beſonnenheit, ging ohne die mindeſte Klage dem Tode entgegen und hob in der Glut noch ſegnend die Hand empor. Die Urtheile über dieſen außerdentlichen Mann waren ſchon zu ſeiner Zeit ſehr verſchieden. Von ſeinen Freunden als ein Heiliger geprieſen und zum Himmel erhoben, ward er von ſeinen Feinden als ein Betrüger verſchrien und in die tiefſte Hölle verdammt, bis in der neuſten Zeit erſt ſeine Geſchichte ins gehörige Licht geſetzt und er ſelbſt gerecht gewürdigt wurde, in zwei trefflichen Monographien von A. G. Rudelbach „Hieron. Savonarola und ſeine Zeit" (Hamburg 1835. 8.) und F. K. Meier „Girolamo Savonarola aus großentheils handſchriftlichen Quellen dargeſtellt" (Berlin 1836).

Savoyen, ſ. Sardinien.

Saxo Grammaticus, auch **Longus** genannt, einer der größten nordeuropäiſchen Philologen des XII. Jahrh., ſtammte von der Inſel Seeland, erhielt einen trefflichen Jugendunterricht, beſchäftigte ſich ſchon in ſeiner früheſten Zeit am Liebſten mit dem Studium der alten Claſſiker, namentlich aber der alten Geſchichtſchreiber und ward dadurch ſelbſt, wenigſtens hinſichtlich der Darſtellung, einer der beſten Hiſtoriographen ſeiner Zeit. Von ſeinen übrigen Lebensverhältniſſen iſt nur wenig bekannt; Erwähnung jedoch verdient, daß S. im Verlaufe der Zeit bei Abſalon, dem Erzbiſchofe von Lund, Secretair wurde und durch dieſen Mann hauptſächlich noch mehr Anregung erhielt, ſein ſchon früh liebgewonnenes Studium der Geſchichte fortzuſetzen. Auf deſſelben Veranlaſſung ſchrieb er auch gleichzeitig mit Svend Aageſon (um 1186) eine ausführliche „Geſchichte Dänemarks" in lateiniſcher Sprache. Zwar iſt das Ganze ohne Rückſicht auf Urkunden und glaubwürdige Quellen, ohne alle chronologiſche Ordnung und hiſtoriſche Kritik abgefaßt und voll von Mährchen und Volksſagen, aber gerade deßwegen hat es um ſo größern Werth, da faſt durchgängig auf die Quellen dieſer Sagen Rückſicht genommen iſt und eine Menge alter nordiſcher, ſonſt unbekannter Poeſien, wenigſtens im Auszuge angeführt werden. Treu und charakteriſtiſch aber iſt der Theil des Werks, in welchem der Verfaſſer ſeine eigene Zeit beſchreibt; die Sprache iſt rein und nach dem Urtheile des gelehrten Erasmus Roterodamus faſt claſſiſch, der Styl lebhaft, blühend, bilderreich und fließend. Auf Veranlaſſung deſſelben Abſalon reiſte S. ſpäter auch nach Paris, ward nach ſeiner Rückkehr Probſt zu Roeskilde und ſtarb endlich daſelbſt 1204. Die vorzüglichſten Ausgaben des genannten Werks ſind: „Historia Danorum regum heroumque" (Par. 1514. Fol., wieder abgedruckt Bas. 1534. Fol. und Francof. 1576); „Saxonis Grammatici historiae danicae Libri XVI" (Soroe 1644. Fol.) und von Klotz (Leipz. 1771. 4.). — Vergl. Reimer, „De vita et scriptis Saxonis Gr." (Helmst. 1762). 20.

Say (ſpr. Sä) (Jean Baptiſte), ein ausgezeichneter Schriftſteller Frankreichs im Fache der Staatswirthſchaft, wurde im Jahre 1767 zu Lyon geboren und war anfangs zum Handelsſtande beſtimmt, beſchäftigte ſich aber ſeit ſeiner Ankunft zu Paris beim Beginne der franzöſiſchen Revolution ausſchließlich mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten. Er wurde Theilnehmer an der von Mirabeau herausgegebenen Zeitſchrift: „Courrier de Provence" und 1792 zum Secretair des Finanzminiſters Clavière ernannt. Nachdem er bis zum Sturze Robespierre's unter fremdem Namen in der größten Verborgenheit gelebt hatte, wurde er im Jahre 1794 Begründer der „Décade philosophique, politique et littéraire", ſagte ſich aber von der Herausgabe derſelben los, als er ſie noch einige Zeit unter dem Titel: „Revue encyclopédique" beſorgt hatte. Seitdem ihn Napoleon aus dem Tribunate, in welches er im Jahre 1799 aufgenommen worden war, geſtoßen hatte, ſchlug er jeden Antrag zu einem Staatsdienſte aus, trat aber 1814 nach der Rückkehr Ludwig's XVIII. in die Akademie der Wiſſenſchaften ein, wurde darauf als Profeſſor an der Gewerbſchule angeſtellt und verwaltete dieſe Stelle bis zu ſeinem Tode (14. Nov. 1832). Als Schriftſteller machte er ſich durch folgende Werke rühmlichſt bekannt: „Traité d'économie politique" (Par. 1803. 6. vermehrte Aufl. 1827. 2 Bde. Deutſch von Morſtadt mit Anmerk., Heidelb. 1830); „Cours complet d'économie politique pratique" (Par. 1829. 6 Voll. N. E. 1834); „Catéchisme d'économie politique" (Par. 1816. Deutſch, Karlsruhe 1816. 3. Aufl. 1826); „Le petit volume contenant quelques aperçus des hommes et de la société (Par. 1817. Deutſch, Altenb. 1821), eine ſeiner gediegenſten Schriften; „De l'Angleterre et des Anglais" (Par. 1815); „Des canaux de navigation dans l'état actuel de la France" (Par. 1818). Die Her-

ausgabe ſeiner nachgelaſſenen Werke beſorgte Combe unter dem Titel: „Mélanges et correspondance d'économie politique“ (Par. 1833). 81.

Sbirren ſind in ſüdlichen Ländern, vorzüglich Italien, eine der Bürgermiliz ähnliche uniformirte Juſtiz- und Polizeiwache in den Städten, deren Anführer Barigello heißt. 17.

Scävola (Mucius), ſ. Mucius Scävola.

Scagliola iſt in Italien der currente Name für Marien- oder Frauenglas, eine Art ſpathiger Gyps (ſ. d. Art.). 5.

Scala, ſ. Tonleiter.

Scala (della), lat. Scaligeri, ein berühmtes italieniſches Geſchlecht, welches vom Jahre 1260—1387 zu Verona herrſchte. Man leitet den Urſprung deſſelben von einem baieriſchen Ritter ab, welcher ſich im XII. Jahrh. in Italien niederließ; allein es finden ſich ſchon zu Anfange jenes Jahrh. nicht nur in Verona Männer aus der Familie S., welche obrigkeitliche Ämter bekleideten, ſondern ihr Name wird auch unter den Bewohnern von Lodi und Piacenza genannt. Der eigentliche Begründer der Größe des Hauſes war Maſtino I. della S., welcher 1260 zum Podeſtà, 1262 zum Capitano del popolo in Verona ernannt wurde und den Beinamen Cangrande oder Can Signorio führte. Nach ſeiner Ermordung (1279) nahm ſein Bruder ſeine Stelle ein, worauf Kaiſer Heinrich VII. die Familie mit Verona und vielen benachbarten Städten belehnte. Durch Eroberung von Vicenza, Padua und Treviſo erweiterte ſie ſpäter ihre Macht und ſuchte den Glanz ihres Hofes durch den Schutz, den ſie Künſten und Wiſſenſchaften angedeihen ließen, zu erhöhen. So fand im Jahre 1304 der aus ſeiner Vaterſtadt Florenz vertriebene Dichter Dante zu Verona gaſtfreie Aufnahme bei dem tapfern Cane della S., deſſen Sohn, Maſtino II., im Jahre 1329 ſein Gebiet erweiterte, aber Treviſo nebſt ſeinem Diſtricte nach einem harten Kampfe an Venedig abtreten mußte. Durch das mächtige Haus der Visconti zu Mailand verlor endlich zu Ausgange des XIV. Jahrh. die Familie della S. ihre Herrſchaft ſelbſt über Verona, indem der letzte Regent deſſelben, Antonio della S., welcher vom Jahre 1381—1387 regiert hatte, aus der Stadt verdrängt wurde. Die Söhne des Antonio forderten zwar die Wiedereinſetzung in ihre Rechte, allein ſie wurden geächtet und ſtarben in der Verbannung. Noch jetzt zeichnet ſich unter den von dem Hauſe della S. errichteten Baudenkmälern das Mauſoleum Cangrande's I. und des Can Signorio aus. — Vergl. Cicognara's „Storia della scultura“ (Taf. 24. 1. Bd.). 81.

Scaliger iſt der Name von zwei berühmten Gelehrten des XVI. Jahrh., Vater und Sohn, welche ſelbſt ihren Urſprung von der berühmten Herrſcherfamilie della Scala (lat. Scaligeri) zu Verona herleiteten, was aber Maffei und Tiraboschi als leere Prahlerei nachgewieſen haben. Nach dieſen war nämlich der Ältere, Julius Cäſar S., der Sohn des Malers Benedetto Bordoni zu Padua, der den Beinamen della Scala führte, ward um 1484 geboren, erhielt in der Taufe den Namen Giulio, ſtudirte zu Padua, bereiſte dann Oberitalien und ließ ſich in Verona nieder, wo er neben ſeinen philologiſchen Studien die mediciniſche Praxis mit ſolchem Beifalle trieb, daß der Biſchof von Agen ihn zu ſeinem Leibarzte wählte. Hier verliebte er ſich in ein junges Mädchen aus vornehmer Familie und ergriff, um ſie heirathen zu können, das Mittel ſich ſelbſt zu adeln, indem er ſich unter dem Namen Julius Cäſar della Scala de Bordonis in Frankreich naturaliſiren ließ (1528). Um aber dieſen kleinen Betrug zu beſtätigen, ſah er ſich bald genöthigt, das Mährchen zu erfinden, daß er der Sohn des berühmten Kriegshelden Benedetto della Scala und 1484 auf dem Schloſſe Riva am Gardaſee geboren, nach erhaltenem erſten Unterrichte Page des Kaiſers Maximilian I. geworden ſei, mehreren Feldzügen in Italien beigewohnt und nach ſeiner wunderbaren

Rettung in der Schlacht bei Ravenna, wo ſein Vater und ſeine Brüder geblieben ſeien, von dem Herzoge von Ferrara, ſeinem Verwandten, einen Jahrgehalt bekommen habe, darauf in der Hoffnung, einſt Papſt zu werden und dann ſein väterliches Erbe den Venetianern wieder zu entreißen, Franciskanermönch geworden ſei, aber des mönchiſchen Lebens überdrüſſig das Kloſter wieder verlaſſen, als Commandant einer Cavalleriecompagnie in franzöſiſchen Dienſten den Feldzug in Piemont mitgemacht, dabei aber beſtändig Sprachen, Philoſophie und Medicin ſtudirt habe und endlich der Einladung des Biſchofs von Agen gefolgt ſei. Er fand damit um ſo mehr Glauben, als ſich ſeine Eitelkeit ſehr wohl darin gefiel, zu dem Ruhme ſeines Namens auch noch den Glanz einer hohen Abkunft zu fügen. Denn obgleich er erſt in ſeinem 47. Jahre als Schriftſteller auftrat, indem er Erasmus von Rotterdam, wegen ſeiner Verſpottung der Ciceronianer, in der „Oratio pro Cicerone“ (Par. 1531) auf das Heftigſte angriff, ſo haben ihm doch ſeine Schriften einen unſterblichen Namen geſichert, beſonders in ſeinem trefflichen Werke „De causis linguae latinae libri XIII“ (Par. 1540. 4. u. öft.), ausgezeichnet durch Scharfſinn, Gelehrſamkeit und Eleganz des Styls, und ſeinen „Poetices libb. VII“ (Lyon 1561. Fol.), voll tiefer Gelehrſamkeit, doch häufig von nicht ſehr geläutertem Geſchmacke. Am wenigſten Werth haben ſeine „Poëmata“ (Genf 1574). Er ſtarb den 21. Oct. 1558 zu Agen. — Sein Sohn, Joſeph Juſtus S., einer der berühmteſten franzöſiſchen Philologen, ward den 4. Aug. 1540 zu Agen geboren, erhielt ſeine erſte Bildung zu Bordeaux, dann von ſeinem Vater, ging nach dem Tode deſſelben nach Paris, wo er ſich mehrere Jahre ausſchließlich mit dem Leſen der Alten beſchäftigte, ohne Lehrer die bekannten morgenländiſchen und abendländiſchen Sprachen erlernte und ſich in allen Zweigen der Wiſſenſchaften ausbildete, trat 1562 zur reformirten Kirche über, durchreiſte dann Frankreich und Deutſchland, ließ ſich nach der Bartholomäusnacht in Genf nieder, machte dann noch verſchiedene Reiſen durch Italien, England und Schottland und nahm endlich 1593 den Ruf nach Leyden an Juſtus Lipſius' Stelle an, die er mit dem größten Ruhme, aber auch unter den heftigſten Anfeindungen ſeiner Gegner bis zu ſeinem Tode (den 21. Jan. 1609) behauptete. Obwohl von Natur ſanft, übertraf er doch an Eitelkeit und beißender Invective gegen ſeine Gegner faſt noch ſeinen Vater; doch mochten an dieſen Fehlern wohl ſeine Anhänger, die ihn faſt vergötterten, große Schuld haben; er ſelbſt malte das Mährchen von ſeiner Abſtammung bis ins Abgeſchmackte aus. An Gelehrſamkeit ſtand ihm keiner ſeiner Zeitgenoſſen gleich und er gehört unbedingt zu den größten Philologen aller Zeiten; doch fehlte es ihm an Scharfſinn und ſeine Kritik in den Ausgaben der Claſſiker iſt daher häufig verfehlt. Das größte Verdienſt hat er ſich aber um die Chronologie erworben in ſeinem „Opus de emendatione temporum“ (Paris 1583. 8. u. öft.), worin er dieſe zuerſt als Wiſſenſchaft begründete und die julianiſche Periode als Grundtypus aufſtellte (ſ. Periode). Auch die Münzkunde verdankt ihm eine große Bereicherung durch ſein Werk „De re numaria“ (Leyden 1616. 8.). Seine kleineren Schriften ſind geſammelt in den „Opuscula varia“ (Par. 1610. 4. von Caſaubonus) und „Scaligerana prima et secunda“ (beſte Ausgabe Amſterdam 1740.). 16.

Scalpiren heißt die behaarte Kopfhaut abſchneiden. Dieſes geſchieht von den nordamerikaniſchen Wilden mit ihren gefangenen Feinden, indem ſie mittelſt der Haare, die ſie um die Hand wickeln, die Haut vom Schädel losreißen, was ſie mit großer Schnelligkeit verrichten. Die Haut wird ſorgfältig getrocknet, verwahrt und dient als Siegeszeichen. 39.

Scandiren (ſteigen), heißt im fortgeſetzten Bilde die Verſe nach dem Tacte ihrer Füße herſagen. 9.

Scapulier (scapulare) heißt ein Theil einer von Benedict von Nurſia ein-

geführten Mönchsbekleidung, beſtehend aus einem Schulterkleide ohne Ärmel, welches man damals als die bequemſte Bedeckung bei der Arbeit wählte, ſpäter aber in zwei Streifen verwandelt, welche von der Schulter herab Bruſt und Rükken bedeckten, in einen unnützen Zierrath ausarten ließ. Während es bei den Laienbrüdern nur bis auf die Knie reicht, geht es bei den anderen Religioſen bis auf die Füße herab. 63.

Scarabäen ſind die Abbildungen des geheiligten Käfers bei den Ägyptern auf Gemmen, Mumien, Münzen, Obelisken ꝛc. Dergleichen S. trugen die Magier um den Leib, um dadurch Fieberkranke zu heilen; auch betrachtete man ihn auf Smaragden geſchnitten als Schutzmittel gegen Hagel und andere Unfälle. 26.

Scaramutz, ital. scaramuccia, nennt man diejenige Perſon auf dem italieniſchen Theater, welche die Rolle des ſtark Komiſchen im Luſtſpiele vorträgt. Sie erſetzt ſeit dem Ende des XVII. Jahrh. den alten ſpaniſchen Capitain und erſcheint in ſchwarzer ſpaniſcher Tracht, wie ſie am Hofe von Neapel und von obrigkeitlichen Perſonen getragen wurde, erregt durch die übertriebenſten Prahlereien Lachen und wird zuletzt vom Harlekin durchgeprügelt. Der eigentliche S. war ein geborener Neapolitaner, Namens Tiberius Fiorelli, welcher durch ſeine Witze und Späße, ſo wie durch ſeine Kunſtfertigkeit im mimiſchen Ausdrucke zu großem Rufe gelangte. 81.

Scarificiren heißt in der Chirurgie kleine Einſchnitte in die Haut machen, um verdorbene Feuchtigkeiten unter derſelben daraus zu entfernen. 30.

Scarlatti (Aleſſandro), ein berühmter italieniſcher Muſiker, geb. 1650 zu Neapel, erhielt den erſten Unterricht in der Muſik in einem der Conſervatorien ſeiner Vaterſtadt und ging dann nach Rom, wo er unter Cariſſimi ſeine Ausbildung vollendete. Bereits ſeine erſten Opern machten Aufſehen und veranlaßten unter Anderm den Churfürſten von Baiern, den jungen talentvollen Künſtler zu ſich nach München zu berufen. Hier nicht minder, wie ſpäter in Wien, erwarb S. ungemeinen Beifall und trug weſentlich mit dazu bei, daß die italieniſche Oper in Deutſchland mehr Eingang fand. Nach ſeiner Rückkehr nach Rom fuhr er fort die Theater mit neuen Opern zu verſehen, ohne dabei das Studium der Kirchenmuſik zu vernachläſſigen, die ihm ebenfalls Vieles verdankt, wenn auch nicht, wie Jomelli behauptet, das Vollendetſte, was man in dieſer Hinſicht beſitzt. In Neapel, wohin S. in der letzten Periode ſeines Lebens in Folge eines Rufs zurückgegangen war, beſchäftigte er ſich vorzugsweiſe mit Bildung von Schülern, unter denen Sterne erſter Größe glänzen, wie Durante, Haſſe und Pergoleſe. Er ſtarb am 24. Oct. 1725. — Das Hauptverdienſt S.'s beſteht darin, daß er in der Oper zuerſt der Melodie der ihr gebührenden Platz anwies und die bis dahin an der Tagesordnung geweſenen Fugen, Kanons u. a. m. zu verbannen ſtrebte und opferte er auch bisweilen die Muſik der Poeſie, ſo wog er dieß auf der andern Seite durch Kraft und Fülle der Harmonie auf. — Sein Sohn, Domenico S., geb. 1683, geſt. 1757 zu Madrid, gehörte unter die beſten Clavier- und Harfenſpieler ſeiner Zeit, ſchrieb auch Sonaten, die lange Zeit an der Tagesordnung waren. — Deſſen Sohn, Giuſeppi S., geb. 1718 zu Neapel, geſt. zu Wien 1776, hat ſich als Operncomponiſt einigen Ruhm erworben. 36.

Scarpa (Antonio), einer der erſten Anatomen und Chirurgen der neueren Zeit, ward am 13. Juni 1747 zu Motta bei Treviſo geboren, wo ſeine Eltern Kaufleute waren. Schon früh ſprach ſich ſeine Neigung zur Medicin aus, zu deren Erlernung er ſpäter die Univerſität Padua beſuchte. Hier beſchäftigte ihn die Anatomie ſo ausſchließlich und er machte in ihr ſolche Fortſchritte, daß der große Morgagni ſehr bald ſeine Aufmerkſamkeit ihm ſchenkte, ihn näher an ſich zog, ihn zu ſeinem innigſten Vertrauten machte und ihn immer mehr zu dem, was er ſpäter wurde, ausbildete. Von Padua ging er nach Bologna, kehrte aber bald nach

Padua zurück, wo er Doctor ward, und nahm kurz darauf die Profeſſur der Anatomie in Modena an, wo er acht Jahre blieb. Hierauf ging er zwei Jahre nach Paris und London und bekam, nach Hauſe zurückgekehrt, einen Ruf als Profeſſor der Anatomie nach Pavia, trat aber kurz nach ſeiner Niederlaſſung hierſelbſt nochmals im Jahre 1784 eine Reiſe nach Wien und den berühmteſten deutſchen Univerſitäten an. In Pavia traf er an der Univerſität mehrere neue, nützliche Einrichtungen, ſchuf ein chirurgiſches Klinikum und widmete ſich ſo ganz ſeiner Wiſſenſchaft, daß er ſpäterhin bei der Bildung der italiſchen Republik jede Theilnahme an öffentlichen Geſchäften außer ſeiner Profeſſur verweigerte. Deſſenungeachtet ſtand ſein Name auch bei den Siegern in ſolcher Achtung, daß Pavia auf ſeine Verwendung faſt von jeder wiſſenſchaftlichen Erpreſſung verſchont blieb; er war einer der erſten, der in das italieniſche Inſtitut gewählt wurde, Napoleon verlieh ihm die Orden der Ehrenlegion und der eiſernen Krone und ernannte ihn zu ſeinem erſten Wundarzte mit 4000 Franken Gehalt. Als er wegen Augenſchwäche ſeinen Dienſt niederlegen wollte, vermochten Napoleon's ſchmeichelhafte Ermunterungen denſelben von Neuem zu übernehmen. So lebte er noch 7 Jahre ſeinem Berufe, bis er endlich wegen vermehrter Augenſchwäche in den Ruheſtand zurücktrat. Die Herſtellung des alten Herrſcherhauſes beſtätigte ihm den Genuß ſeiner Ruhe; er wurde zum Director der mediciniſchen Facultät ernannt und erhielt den Leopoldsorden. Funfzehn Akademien und gelehrte Geſellſchaften zählten ihn zu ihrem Mitgliede. Die 5 letzten Lebensjahre des verdienten Greiſes vergingen aber unter ſchmerzhaften Körperleiden. Er ſtarb zu Pavia am 31. Oct. 1832. — Berühmt ſind ſeine „Abhandlungen über den Bau und die Krankheiten der Knochen,“ ſeine „Anatomiſchen Unterſuchungen der Gehör- und Geruchsorgane,“ ſein Werk „Über Pulsadergeſchwülſte,“ ſeine „Abhandlung über die Brüche,“ „Über die Augenkrankheiten ꝛc.“ 39.

Scarron (Paul), ein burlesker Dichter der Franzoſen, wurde zu Grenoble, wo ſein Vater Parliamentsrath war, im Jahre 1610 geboren und von demſelben genöthigt in den geiſtlichen Stand zu treten. Da dieſer aber ſeinem Charakter und ſeinen Neigungen gänzlich widerſprach, ſo band er ſich auch nicht an die Verpflichtungen deſſelben und führte ein ſehr ausſchweifendes Leben. Nach ſeiner Rückkehr von einer Reiſe nach Italien begab er ſich nach Paris, wurde 1638 zum Kanonikus in Mans ernannt, daſelbſt während eines Carnevals, bei welchem er ſich als Wilder verkleidet hatte, von dem Pöbel in einen Sumpf getrieben und zog ſich durch die ſtarke Erkältung eine heftige Nervenkrankheit zu, welche ihn nie wieder verließ. Allein trotz der ſchmerzlichſten Leiden verlor er ſeine angeborene Heiterkeit und ſeinen Humor nicht; er ließ ſich zu Paris nieder, erhielt von der Königin und dem Cardinale Mazarin eine Penſion und lebte außerdem von ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Die Gunſt des Cardinals verſcherzte er aber durch ſeinen „Typhon“, ein komiſches Gedicht, wieder und beſang nunmehr die Siege des Prinzen Condé. Allein ungeachtet der mannigfachen Unterſtützungen, welche er bekam, brachte ihn ſeine unordentliche Lebensweiſe oft in die größte Dürftigkeit, welche ihn aber dennoch nicht abhielt, das gleichfalls arme Fräulein Francisca d'Aubigné, die ſpäter als Marquiſe von Maintenon ſo berühmt gewordene Maitreſſe Ludwig's XIV., zu heirathen. Wenn dieſer Schritt auch weniger günſtig auf ſeine häuslichen Umſtände einwirkte, ſo war dieß um ſo mehr in Bezug auf die Verbeſſerung ſeines ſittlichen Charakters der Fall, indem er ſeitdem beſonders mehr Schicklichkeit in der Unterhaltung beobachtete. Vorzüglich um ſeine häusliche Lage zu verbeſſern, überſetzte er Vieles aus dem Spaniſchen und erwarb ſich durch ſeine Luſtſpiele auch die Gunſt der Königin Chriſtine von Schweden, welche ihm erlaubte, ſich ihren Roland zu nennen, wie er ſich ſchon früher die Gnade von der Königin von Frankreich erbeten hatte, ſich ihren Kranken von Amtswegen ſchreiben zu

dürfen. Er ſtarb am 14. Oct. 1660 und machte noch, während die Seinen weinend um ſein Sterbebett verſammelt waren, die witzigſten Bemerkungen auf den Tod. Außer dem ſchon erwähnten Gedichte „Typhon" hinterließ S. folgende Dichtungen: „Legende de Bourbon" (Paris 1742); „Enéide travestie" (Par. 1649); „Mazarinade" (Par. 1651), eine äußerſt witzige und muthwillige Satyre auf den Cardinal, wodurch S. vorzüglich der Lieblingsdichter der Pariſer wurde; „Roman comique" (deutſch, Reval 1782. 3 Bde.), welcher viel zur Bildung der franzöſiſchen Sprache beitrug. Seine nach ſpaniſchen Muſtern gearbeiteten Luſtſpiele „Jodelet ou le Maitre valet;" „L'heritier ridicule;" „Le Marquis ridicule;" „Le Gardier de soi-même;" „Dom Japhet d'Arménie etc.," fanden zwar bei dem Volke großen Beifall, konnten aber in der Literatur ihr Anſehn nicht behaupten. Eine Sammlung ſeiner Werke beſorgte Bruzen de la Martinière (Par. 1739. 12. 10 Bde.), nachdem die burlesken Schriften ſchon früher unter dem Titel „Les oeuvres burlesques de S., dédiées à sa chienne" (Rouen 1668. 12.) herausgekommen waren. Außer den größeren Dichtungen hat S. auch Lieder, Oden, Epiſteln, Stanzen ꝛc. geſchrieben. Beſonders ſein komiſcher Roman zeichnet ſich durch Selbſtſtändigkeit der Charaktere, komiſche Laune, Anmuth und Heiterkeit der Erzählung aus. Eine ausführliche, höchſt intereſſante Lebensbeſchreibung des Dichters findet ſich in den „Oeuvres d. M. S." (Amſt. 1752. 6 Bde.). 81.

Scene, ein aus dem griechiſchen σκηνή, Zelt, Verdeck, Theater, Bühne entlehnter Ausdruck dient in unſerm Theaterweſen ſowohl zur Bezeichnung der einzelnen Auftritte, und der Handlungen während derſelben, als auch oft der Bühne ſelbſt, ſo wie der Gegend oder des Orts, wo die Handlung geſchieht. In S. ſetzen heißt ein Stück zur Aufführung bringen und Scenerie iſt gleichbedeutend mit Decoration; doch verſteht man auch unter dieſem Ausdrucke die Verbindung der einzelnen Scenen unter ſich zu einem zuſammenhängenden Ganzen. 1.

Scepter, ein zierlich gearbeiteter Stab, wurde als Inſignie der Macht und Würde namentlich von den Königen im Alterthume, wenn ſie öffentlich Recht ſprachen, getragen. Doch machten auch andere hochgeſtellte Männer Gebrauch davon und beſonders dann, wenn ſie die Stelle des Königs vertraten, wie Herolde ꝛc. Unter den Römern kam das S. nur in Anwendung, wenn der Imperator als Sieger ſeinen feierlichen Einzug in Rom hielt. Sonſt pflegten die Könige auch bei ihrem S. zu ſchwören oder daſſelbe ſtatt des Schwures in die Höhe zu halten; durch das Neigen deſſelben legten ſie ihre königliche Huld an den Tag, und küßte man das S., ſo gab man dadurch einen Beweis der Unterwürfigkeit gegen den Inhaber deſſelben. Allmählig behielten ſich aber die Könige und Fürſten das Recht vor, das S. zu tragen, und ſo kam es, daß daſſelbe im Mittelalter das Symbol für deren Souverainetät wurde. Sie ließen es nur bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten, bei Krönungen und Huldigungen, vor ſich hertragen, eine Sitte, die ſich noch ſeit jener Zeit an deutſchen Univerſitäten findet, wo ein Gleiches den Rectoren zuſtehet. — S. (der brandenburgiſche), iſt ein von Kirch formirtes Sternbild, zwiſchen dem Eridanſtrome, weſtwärts beim Rigel im Orion und dem Haſen, erkennbar an drei Sternen vierter und einem fünfter Größe, die in gerader Linie unter einander ſtehen. 35. 13.

Schabekunſt, ſ. Kupferſtechkunſt.

Schabernack, ein in dem Munde des Volks gebräuchlicher Ausdruck, bezeichnet überhaupt eine Handlungsweiſe, wodurch man Jemand zu necken oder auch zu ärgern ſucht. Die Abſtammung des Wortes iſt unbekannt, obwohl der zweite Theil deſſelben mit Necken zuſammenzuhängen ſcheint; denn daß es, wie Freiherr von Hammer in ſeiner „Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens" behauptet, von dem feſten perſiſchen Schloſſe Chawernak herkomme, von welchem

nach deſſen Vollendung der Baumeiſter Senemar auf Befehl des Königs herabgeſtürzt wurde, und wovon das Wort Chawernak ſpäter den Begriff des ſchnöden Undanks erhielt, läßt ſich ſchwerlich beweiſen. 9.

Schablone iſt in der Technologie ſ. v. a. Modell, bei den Stubenmalern vorzüglich das Stück Pappe, in welches die Figuren ausgeſchnitten ſind, welche, indem man mit dem Pinſel über die an die Wand gelegte S. hinfährt, ſich regelmäßig daran darſtellen. 30.

Schachmaſchine, ſ. Kempelen und Automat.

Schachſpiel, franz. jeu des échecs; engl. play at chess, das unter allen Völkern bekannte geiſtreiche Spiel ſtammt höchſt wahrſcheinlich aus Indien und kam über Perſien nach dem Abendlande, daher auch ſein Name (vom perſiſchen Schah, König, weil der König darin die Hauptrolle ſpielt, während der eigentliche indiſche Name Schatur anga, perſ. Schatrendsch (Kriegsſpiel) iſt. Es wird auf dem bekannten in Felder getheilten Brete geſpielt; doch gibt es verſchiedene Arten deſſelben. Bei der einfachſten und gewöhnlichſten Art gebraucht man ein quadratiſches in 64 Felder getheiltes Bret und 2mal 16 Figuren durch verſchiedene Farben unterſchieden, nämlich König, Königin, 2 Läufer, 2 Springer, 2 Thürme oder Rochen und 8 Bauern. Dieſe werden je auf den beiden hinterſten Felderreihen ſo aufgeſtellt, daß der König und die Königin die beiden mittelſten Felder der letzten Reihe einnehmen, jedoch ſo, daß die weiße Königin ſtets auf das weiße, die farbige auf das farbige Feld kommt; nach beiden Seiten hin folgen dann je 1 Läufer, 1 Springer, 1 Thurm und die ganze vordere Reihe nehmen die Bauern ein. Aus dieſer Ordnung ziehen nun die Figuren gegen einander, jede Art nach eigenthümlicher Bewegung; nach der Schnelligkeit: König und Bauern immer nur einen Schritt, der Springer 2, die übrigen beliebig ungehindert bis zum Ende der Reihe; nach der Richtung: die Bauern immer nur gerade aus, die Rochen in geraden Linien den Seiten des Brets parallel nach allen 4 Richtungen, die Läufer nur in ſchräger Richtung auf den Feldern ihrer Farbe rückwärts und vorwärts, König und Königin nach allen Seiten hin und der Springer ſo, daß er auf der zweiten Reihe von ſeinem Standpunkte aus das neben der geraden Linie rechts oder links liegende Feld von entgegengeſetzter Farbe wählt, ſo daß von jedem Standpunkte aus immer 8 Sprünge für ihn möglich ſind. Gerathen nun zwei ſich feindliche Figuren auf ihrem Gange an einander, ſo kann die eine die andere ſchlagen, d. h. ſich an ihre Stelle ſetzen, worauf die geſchlagene herausgenommen wird; doch pflegt dieß nur zu geſchehen, wenn es Noth thut oder irgend ein Zweck damit erreicht wird. Ein vorſichtiger Spieler thut aber nie einen Zug, ohne daß er gedeckt iſt, d. h. ohne daß er durch einen andern Schlag dem Feinde gleichen Schaden zufügen könnte. Der Zweck des ganzen Spieles iſt nämlich, den König ſo in die Enge zu treiben, daß er keinen Zug mehr hat (matt wird) und alles Übrige iſt nur Mittel zum Zwecke. Daher muß jeder Spieler zugleich darauf Acht haben, den König vor allem Angriffe ſicher zu ſtellen. Zur Erleichterung der Überſicht hat man daher eingeführt, daß die dem Könige drohende Gefahr angezeigt wird, indem man Schach bietet. Dieſer wird dann durch eine vorgeſtellte Figur oder durch Wegrücken zu retten geſucht. Im Nothfalle kann er auch rochiren, d. h. wenn alle Figuren zwiſchen ihm und dem Rochen, beide ſelbſt aber noch nicht von ihrer Stelle weggerückt ſind, dieſen auf ſeine Stelle ſetzen laſſen, ſich ſelbſt aber entweder auf deſſen Stelle oder gleich neben ihn ſetzen; doch muß dieß geſchehen, ehe Schach geboten wird. Häufig wird auch der Königin die ihr drohende Gefahr durch gardez (hüte dich) angezeigt; mit ihr, als der wichtigſten Figur beim Spielen, geht meiſt die Hoffnung des Gewinnens verloren. Zu bemerken iſt noch, daß, wenn ein Bauer ohne Anſtoß in die hinterſte Felderreihe des Feindes gelangt, man ſich dafür einen früher geſchlagenen Officier oder auch ſelbſt die Königin wieder ausbit-

ten kann. Eine zweite bekannte Art des Schachſpiels iſt das Courierſpiel mit 96 Feldern und 24 Figuren, in dem noch 2 Couriere, 2 Räthe und 4 Bauern kommen, welches vorzüglich in dem Dorfe Ströbeck bei Halberſtadt ſeit mehr als 300 Jahren faſt von allen Bauern geſpielt wird; eine dritte Art, das S. zu Vieren, wobei an jeder Seite des Schachbretes noch 16 Felder angebracht ſind, das übrigens gewöhnlich geſpielt wird, nur daß das Spiel viel verwickelter iſt, weil immer 2 Spieler mit ihren Figuren gemeinſchaftlich agiren. — Vergl. Philidor's „Anweiſung zum Schachſpiel" (Gotha 1779. Neue Aufl. 1797) und Koch's „Codex der Schachſpielkunſt" (2. Aufl. Magdeb. 1813—1815). 30.

Schacht, ſ. Bergwerk.

Schad (Johann Baptiſta), ein durch ſeine philoſophiſchen Schriften und merkwürdigen Schickſale bekannt gewordener Mann, wurde im Jahre 1758 zu Mursbach bei Bamberg geboren, wo ſeine Eltern Ackerbau und Schenkwirthſchaft trieben, den Sohn früh zum geiſtlichen Stande beſtimmten und ihn ſchon im 9. Jahre als Chorknaben in das Benedictinerkloſter Banz bei Coburg brachten. Nachdem er hierauf das Gymnaſium und die Univerſität zu Bamberg beſucht hatte, kehrte er 1778 nach Banz zurück und legte 1779 das Kloſtergelübde ab. Obgleich durch eine verfehlte Erziehung ſein Aberglaube und ſein Ketzerhaß ſo ſehr in ihm, ſchon als Knaben, genährt worden war, daß Ketzer, Lutheraner und Teufel Ein Begriff bei ihm wurden und noch in den erſten Jahren ſeines Mönchslebens ſein Eifer in Erfüllung der ihm aufgelegten Verpflichtungen ſo weit ging, daß er ſich durch Selbſtpeinigung und Entbehrungen aller Art eine lebensgefährliche Krankheit zuzog, ſo erwachte doch die Zeit des Selbſtdenkens bei ihm und er ſah mit Schrecken, wie weit er ſich vom Ziele wahrer Frömmigkeit und ächter Lebensphiloſophie entfernt hatte. Nun wurde ihm durch das Studium der Bibel und anderer aufgeklärter Schriften, ſo wie durch den Haß und die Anfeindungen der Mönche ſein Zuſtand im Kloſter ſo unerträglich, daß er, trotz der augenſcheinlichſten Lebensgefahr, heimlich zu entfliehen beſchloß und dieſen Vorſatz in der Nacht des 12. Nov. 1798 ausführte. Er begab ſich nach Ebersdorf und von hier, wo ihm die Mönche ebenfalls nachſtellten, nach Gotha und Jena, wurde am letztern Orte zum außerordentlichen Profeſſor der Philoſophie ernannt und erhielt 1804 einen Ruf als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie an die Univerſität Charkow mit dem Titel eines kaiſerlichen ruſſiſchen Hofraths. 1807 übernahm er daſelbſt die Profeſſur der deutſchen Sprache, wurde 1810 zum Collegienrathe und 1813 zum Profeſſor der lateiniſchen Sprache ernannt. Nachdem er hierauf 1813 ſeine Ämter niedergelegt hatte, verließ er Rußland, lebte anfangs als Privatgelehrter in Berlin, wandte ſich von hier nach Jena und ſtarb daſelbſt am 14. Jan. 1834. Er hinterließ mehrere Schriften. In ſeiner von ihm ſelbſt verfaßten Lebensbeſchreibung: „Lebens- und Kloſtergeſchichte ꝛc." (Erfurt 1805. 2 Bde.; unter verändertem Titel, Altenb. 1828. 3 Bde.), welche zu den beſten und intereſſanteſten Selbſtbiographien gehört, zeigt er ſich als einen geiſtreichen, aufgeklärten und rechtlichen Mann. Als Philoſoph hing er anfangs dem Syſteme Fichte's und ſpäter Schelling's an. Seine dahin einſchlagenden Schriften ſind: „Gemeinſchaftliche Darſtellung des Fichte'ſchen Syſtems und der daraus hervorgehenden Religionstheorie" (Erfurt 1800—1801. 3 Bde.); „Geiſt der Philoſophie unſerer Zeit" (Jena 1800); „Grundriß der wiſſenſchaftlichen Lehre" (Ebend. 1801); „Neuer Grundriß der transcendentalen Logik und Metaphyſik" (Ebend. 1801); „Abſolute Harmonie des Fichte'ſchen Syſtems mit der Religion ꝛc." (Erf. 1802); „Syſtem der Natur- und Transcendentalphiloſophie" (Landsh. 1803—1804. 2 Bde.); „Instit. philos. universae" (Chark. 1812); „Instit. jur. natur." (Ibid. 1814) und mehrere Diſſertationen, Reden und Abhandlungen. 81.

Schaden, lat. damnum, detrimentum; franz. dommage; engl. loss, da-

mage, iſt im Allgemeinen jede Verletzung am Körper oder Vermögen, im beſondern Sinne aber blos die letztere. Der S. kann entſtehen eben ſowohl, wenn uns der wirkliche Verluſt von dem, was wir bereits beſitzen, zugefügt wird (poſitiver Schade), als auch, wenn wir blos behindert werden, den Nutzen zu beziehen, welcher uns gebührt hätte (lucrum cessans). Unmittelbar iſt derſelbe vorhanden, wenn er von einer beſtimmten Perſon zugefügt worden iſt, mittelbar, wenn die Handlung der Perſon nur in Verbindung anderer Umſtände nachtheilige Folgen hervorgebracht hat. Vorſatz, Fahrläſſigkeit und Zufall können den gleichnamigen S. veranlaſſen. Endlich unterſcheidet man die Verletzungen, welche hin und wieder bei Contractsverhältniſſen eintreten, von ſolchen, die außerhalb derſelben, aus böſer Abſicht, Muthwillen oder Fahrläſſigkeit zugefügt werden. Letztere ſind unbedingt zu erſetzen, mittelbare oder zufällige Beſchädigungen aber gar nicht. Was den durch Thiere angerichteten S. anlangt, ſo hat in Sachſen der Eigenthümer des Thiers denſelben zu erſetzen, kann ſich aber davon befreien, wenn er es nach der That nicht wieder annimmt. 3.

Schadow (Johann Gottfried), königlicher preußiſcher Hofbildhauer und Director der königlichen Akademie der Künſte zu Berlin, geb. zu Berlin im Jahre 1764, zeigte ſchon in früher Jugend entſchiedene Vorliebe für die Kunſt, konnte jedoch bei der Armuth ſeines Vaters, eines Schneiders, erſt ſpäter ſeiner Neigung folgen, obwohl ſeine anfängliche Ausbildung, die er von einem alten Bildhauer in Berlin erhielt, ſeinem ſchönen Talente bei Weitem nicht entſprach. 21 Jahre alt ging er mit ſeiner Geliebten nach Wien, verheirathete ſich dort mit ihr und ging nun von ſeinem Schwiegervater unterſtützt nach Rom, wo er 2 Jahre lang unausgeſetzt und mit ſo großem Erfolge ſtudirte, daß er bereits 1788 bei dem Concorſo di Paleſtra den erſten Preis erhielt. Nach ſeiner in demſelben Jahre erfolgten Rückkehr nach Berlin erhielt er das erledigte Directorat der Akademie. Seitdem erwarb er ſich durch eine große Anzahl vortrefflicher Werke in und außer Deutſchland wohlverdienten Ruf und mit Recht wird er für einen der erſten Bildhauer ſeiner Zeit gehalten. Hier nennen wir nur als die bekannteſten ſeiner Arbeiten: „das Denkmal des jungen Grafen von der Mark" (in der Dorotheenkirche zu Berlin), „die Statue Friedrich's II." (in Stettin), „Ziethen's" (auf dem Wilhelmsplatze in Berlin), „des alten Deſſauer" (im berliner Luſtgarten) und „Blücher's" (in Roſtock), „das Denkmal Tauentzien's" (zu Breslau) und „Luther's Standbild" (zu Wittenberg). Außerdem gibt es von ſeiner Meiſterhand eine große Anzahl trefflicher Büſten. Als einen der denkendſten Kunſtſchriftſteller ſeiner Zeit endlich hat ſich S. durch folgende Werke bekannt gemacht: „Wittenbergs Denkmäler der Bildnerei ꝛc." (Wittenb. 1825); „Polyklet, oder von den Maßen des Menſchen nach dem Geſchlechte und Alter ꝛc." (Berl. 1834) und „Nationalphyſiognomien ꝛc." (Berl. 1835). — Sein älteſter Sohn, Rudolph S., geb. 1787, ein Schüler Canova's und Thorwaldſen's, erregte bereits durch ſeine erſten Arbeiten die geſpannteſten Erwartungen, die er in der That durch ſeine beiden letzten Arbeiten, „die Spinnerin" und „die Sandalenbinderin", vollkommen befriedigte. Leider ſtarb er ſchon 1822 zu Rom. — Deſſen jüngerer Bruder, Wilhelm Friedrich S., geb. 1789 zu Berlin, gehört unter die vorzüglichſten Maler unſerer Zeit und iſt gegenwärtig (ſeit 1826) Director der Kunſtakademie zu Düſſeldorf, die unter ſeiner Leitung zu einem der ausgezeichnetſten Kunſtinſtitute geworden iſt und bereits Schüler, wie Hildebrandt, Hübner, Leſſing, Sohn, Mücke, Schirmer, Schröter u. A. hervorgebracht hat. S. ſelbſt bildete ſich zu Rom und gehörte zu dem trefflichen Künſtlervereine, welcher damals Cornelius, Veit und Overbeck an der Spitze eine ſo eigenthümliche, aber herrliche Kunſtrichtung ins Leben gerufen hatte. Unter ſeinen zahlreichen, durch Einfachheit der Erfindung, Zartheit der Ausführung und treffliches Colorit und Helldunkel ſich aus-

zeichnenden Arbeiten ſind vorzugsweiſe zu erwähnen: „die Anbetung der Hirten“ (in der Garniſonkirche zu Potsdam), „Chriſtus und die Apoſtel“, „Chriſtus zwiſchen Johannes und einem Phariſäer“, „die coloſſalen Evangeliſten Matthäus und Lukas“ (in der neuen Werder'ſchen Kirche zu Berlin), mehrere Allegorien und unter den neueſten: „Chriſtus und die Jünger auf dem Wege nach Emmaus.“ 36.

Schädel, lat. cranium; franz. crâne; engl. skull, nennt man im Allgemeinen die knöcherne Grundlage des Kopfs (ſ. d. Art.), im Beſondern aber auch blos die Hirnſchale mit den 8 feſt in einander gefügten Knochen: dem Stirnbeine (os frontis), dem Siebbeine (os ethmoideum), den beiden Scheitelbeinen (ossa parietalia s. bregmatis), dem Keilbeine (os sphenoideum), den beiden Schläfebeinen (ossa temporum) und dem Hinterhauptsbeine (os occipitis). Die Form des Schädels iſt unregelmäßig kugelig, vorn, hinten und oben gewölbt, an den Seiten zuſammengedrückt, unten plan und uneben und bildet eine runde Höhle (cavitas cranii). Daran ſchließt ſich das Geſicht, deſſen Knochen in ihrer Verbindung die Form einer Pyramide darſtellen und in die Knochen des Ober- und Unterkiefers getheilt werden. Es ſind 2 Oberkieferbeine (ossa maxillaria superiora), 2 Jochbeine (ossa zygomatica), 2 Naſenbeine (ossa nasi), 2 Thränenbeine (ossa lacrymalia), 2 Gaumenbeine (ossa palatina), 2 Muſchelbeine (ossa spongiosa s. turbinata), 1 Pflugſcharbein (vomer) und der Unterkiefer (os maxillare inferius), der beim Erwachſenen nur aus einem Knochen, beim Kinde aber aus 2 Stücken beſteht. Außerdem befinden ſich in jedem normalen Kieferknochen noch 16 Zähne. Auch wird noch von den Anatomen das aus 5 Stücken beſtehende Zungenbein (os hyoideum), welches dem S. anhängt, hierher gerechnet, ſo daß der S. aus 61 einzelnen Knochen beſteht. Die 8 Knochen des Schädels ſind ſowohl unter ſich, als mit den Geſichtsknochen durch Nähte verbunden; in dieſen Nähten findet ſich eine knorpelige Maſſe, welche nach Außen dicker, nach Innen dünner iſt und die Räume zwiſchen den gezähnten Rändern ausfüllt. Beim neugeborenen Kinde ſind die Schädelknochen längere oder kürzere Zeit nicht durch Nähte, ſondern durch Häute verbunden, indem an manchen Stellen durch die, beſonders unvollendeten, Winkel der Knochen große Zwiſchenräume gebildet werden, welche durch die Beinhaut und dazwiſchenliegende Knorpelſchicht ausgefüllt ſind und Fontanellen benannt werden. Man findet ſolche zwiſchen den beiden Hälften des Stirnbeins und den vordern oberen Winkeln der Scheitelbeine. Durch dieſe Verbindungsart können die Knochen bei der Geburt über einander geſchoben und die Durchmeſſer des Kopfes verkleinert werden; dagegen die Nähte dem Schädelgewölbe eine größere Feſtigkeit geben und etwaigen Brüchen oder Spaltungen Grenzen ſetzen. Die verſchiedenen Bildungseigenthümlichkeiten des Schädels, namentlich aber die beſondere Art von Stellung des Oberkiefers zu den eigentlichen Schädelknochen, begründet nicht blos die Unterſchiede des menſchlichen Antlitzes von dem Geſichte der Thiere, ſondern noch überdieß die Hauptmerkmale der verſchiedenen Menſchenracen (vergl. Menſch). 21.

Schädellehre, **Kraniologie**, **Kranioſkopie**, heißt die von Gall (ſ. d. Art.) ſyſtematiſch aufgeſtellte Lehre, wodurch man in den Stand geſetzt werde, durch äußere Unterſuchung des Schädels den Grad der Entwickelung des Gehirns und ſeiner verſchiedenen Theile und folglich die verſchiedenen intellectuellen Beſchaffenheiten der Thiere und der Menſchen bis auf einen gewiſſen Punkt zu würdigen. Der Umfang des Schädels bietet nämlich nicht nur eine Menge verſchiedener Wölbungen und Vertiefungen dar, ſondern dieſe ſind auch bei den einzelnen Individuen wieder ſehr verſchieden. Dieſe Unebenheiten ſind nun nach Gall durch eben ſo viel Hervorragungen des Gehirns entſtanden, indem er behauptet, daß das große Gehirn eine Zuſammenſetzung von ſo viel nervöſen Syſtemen ſei, als es primitive und urſprüngliche Vermögen im Moraliſchen gebe und jedes einen beſondern mo-

raliſchen Act hervorbringe. Eine unendliche Menge von Unterſuchungen der Schädel lebender Menſchen, wobei er ſich beſonders an ſolche Perſonen hielt, bei denen ein Vermögen beſonders vorherrſchte, ſo wie ferner ſolcher Thiere, die ein beſonderes Vermögen beſitzen, im Gegenſatze zu denen, die es nicht haben, brachte nun Gall dahin, 27 durch äußerliche Erhabenheiten auf dem Schädel ſich charakteriſirende Organe anzunehmen, wovon der Menſch 19 mit den Thieren gemein habe, die übrigen 8 aber ihm ausſchließlich angehörten. Die erſten ſind die Organe 1) der Fortpflanzung, die zwei flachrunden Hügel an den von den Nackenmuskeln umgebenden Stellen des Hinterhauptsbeines, auf welchem das kleine Gehirn ruht; 2) das der mütterlichen Liebe, die elliptiſche Wölbung an dem gewölbteſten Theile des Hinterhauptsbeines; 3) der Freundſchaft, eine nach Unten bis zur Naht, welche die Scheitelbeine mit dem Hinterhauptsbeine vereinigt, liegende halbkugelförmige Wölbung; 4) der Selbſtvertheidigung, eine weiter nach Unten an dem Winkel, wo ſich das Scheitelbein mit dem Schlaf- und Hinterhauptbeine verbindet, vorhandene rundliche Wölbung; 5) des Mordſinnes, welches etwas höher, vor dem Organe der Freundſchaft, als eine rundliche Wölbung liegt; 6) der Liſt, vor dem vorigen gelegen, welches an der Stelle, wo ſich das Scheitelbein mit dem Schlafbeine verbindet, als ein wagerechter, länglicher Wulſt erſcheint; 7) des Diebsſinnes, welches als ein länglicher Wulſt gleichſam die Fortſetzung des vorigen Organs nach Vorwärts an der Verbindung des Stirnbeines mit dem Scheitel- und Keilbeine bildet; 8) des Hochmuths, das ſich über dem Organe der Freundſchaft nach der Wölbung des Hinterkopfes hinauf und in ihrer Mitte befindet und in phyſiſcher Hinſicht auch der Sitz des Höheſinnes, der z. B. die Gemſe, den Steinbock zum Steigen treibt, ſein ſoll; 9) der Eitelkeit und Ruhmſucht, eine halbkugelige Erhabenheit zu jeder Seite des Höheſinnes an dem Scheitelbeine; 10) der Vorſichtigkeit, eine halbkugelförmige Erhöhung weiter nach Außen, an dem gewölbteſten Theile des Scheitelbeines; 11) der Erziehungsfähigkeit, eine über der Naſenwurzel liegende Erhabenheit; 12) des Ortſinnes, das die Augenbraunenbogen darſtellen, wenn ſie ſehr hervorſtehend und erhaben ſind; 13) des Perſonenſinnes, eine kleine flache Wölbung hinter dem obern Rande der Augenhöhle; 14) des Sprachſinnes, hinter dem obern Rande der Augenhöhle zunächſt neben der Grube für die Thränendrüſe als eine kleine Wölbung ſich darſtellend; 15) des Wortſinnes, eine hinter den beiden vorigen in der hinterſten Spitze der obern Knochendecke der Augenhöhle liegende rundliche Erhabenheit; 16) des Farbenſinnes, eine kleine rundliche Erhöhung in der Mitte des obern Randes der Augenhöhle; 17) des Tonſinnes, eine am äußern obern Augenhöhlenrande befindliche, bald dreieckige, bald elliptiſche Erhabenheit; 18) des Zahlenſinnes, eine kleine Erhöhung über dem äußern Augenwinkel; 19) des Sinnes für Mechanik, über den Augen nach Außen, neben dem Zahlenſinne. — Die ausſchließlich dem Menſchen zukommenden ſind: 1) das Organ des vergleichenden Scharfſinnes, ein zwiſchen den Stirnhügeln als ein länglicher, von vorn nach hinten liegender Wulſt; 2) des metaphyſiſchen Geiſtes, eine rundliche Erhöhung von größerm Umfange an dem erhabenſten Theile des Schädels, wo ſich die beiden Scheitelbeine mit dem Stirnbeine vereinigen; 3) des Witzes, welches die Stirnhügel vorſtellen, wenn ſie ſehr erhaben hervortreten; 4) des praktiſchen Talents oder des Darſtellungsvermögens, ein über den Stirnhügeln hervortretender halbkreisförmiger Wulſt; 5) der Gutmüthigkeit, ein an der Wölbung des Stirnbeins befindlicher länglicher, oben breiter, unten ſchmälerer Hügel; 6) des Tiefſinnes, zwiſchen den Organen des Witzes und des vergleichenden Scharfſinnes, eine oben breitere, unten ſchmälere, längliche, wulſtige Erhabenheit; 7) des Kunſtſinnes, ein kleiner, rundlicher Hügel unter dem Diebsorgane an dem Stirnbeine; endlich 8) das Organ der Beharrlichkeit und Feſtigkeit, hinter dem Organe des metaphyſiſchen Geiſtes, ein wagerechter, von der die beiden Scheitelbeine verbindenden Naht

durchſchnittener elliptiſcher Wulſt. Endlich iſt noch zu bemerken, daß **Spurzheim**, **Gall's** Mitarbeiter, noch die Organe des Aufenthalts, der Ordnung, der Zeit, der Gerechtigkeit, der Hoffnung, des poetiſchen Talents (welches **Gall** ebenfalls angenommen hat), der Übernatürlichkeit, ſo wie die Organe für den Sinn der Individualität, der Ausdehnung, der Geſtaltung, der Conſiſtenz und der Schwere angenommen hat. Indeß hat dieſes **Gall-Spurzheim**'ſche Syſtem, von dem ſich zwar nicht läugnen läßt, daß ihm etwas Wahres zum Grunde liegt, doch viel Gegner gefunden; vorzüglich aber tadeln ſie und vielleicht nicht mit Unrecht, daß **Gall** Fähigkeiten ausſchließlich dem Gehirne auf Unkoſten des übrigen Körpers zugeſchrieben habe, an welchen der Organismus des ganzen Körpers, wie z. B. an dem Fortpflanzungstriebe, Antheil hat; dann, daß er dieſem und jenem Vermögen, wie z. B. dem Scharfſinne, dem Witze, dem Beobachtungsgeiſte ꝛc., jedem ein anderes Organ im Gehirne anweiſt, die doch aus denſelben inneren Sinnen, nämlich aus der Perception, der Imagination, aus der Reminiscenz und aus der Beurtheilung zuſammengeſetzte Handlungen ſind und daher nur als anders modificirte Weiſe zu denken betrachtet werden müſſen und nicht die Wirkung einzelner Organe, ſondern vielmehr des ganzen Organismus des Gehirns und der Wechſelwirkung mehrerer Organe deſſelben ſein können. 7.

Schäfer (Gottfried Heinrich), ein gelehrter Philolog der neuern Zeit, geb. den 27. Sept. 1764 zu Leipzig, erhielt ſeinen Jugendunterricht ſeit 1773 auf der daſigen Nicolaiſchule, bezog 1781 in ſeiner Vaterſtadt die Univerſität, um Medicin zu ſtudiren, vertauſchte dieſelbe aber bald mit Mathematik, Philoſophie und Philologie. Vom Ertrage theils literariſcher Arbeiten, theils Correcturen lebte er bis 1792, wo er die Magiſterwürde erhielt und mit dem rühmlichſt bekannten, noch jetzt lebenden Profeſſor Kühn in Leipzig eine Buchhandlung etablirte. Mit dem ausdauerndſten Fleiße ſetzte er aber auch jetzt ſeine philologiſchen Studien fort, habilitirte ſich 1806 als Privatdocent und erhielt 1808 eine außerordentliche Profeſſur. Allein ſchon in dieſer Zeit ward der Grund zu ſeinem nachherigen, höchſt unangenehmen Verhältniſſe, in dem er zu Gottfr. Hermann ſtand, gelegt. Sowohl deſſen allerdings etwas harte Oppoſition bei S.'s Diſputation pro venia legendi, als auch deſſen in der Vorrede zur Ausgabe des Viger ausgeſprochenes, nicht eben ehrenvolles Urtheil über S. und ſeine literariſchen Arbeiten machten ihn gegen Hermann gehäſſig und veranlaßten ihn faſt in allen ſeinen nun erfolgenden Schriften gegen Hermann wiederholt zu Felde zu ziehen. Deſſenungeachtet ſchwieg aber Hermann noch lange und S. brachte unterdeſſen noch manche Schrift unter das Publicum, verkaufte 1818 ſeine ausgezeichnete Bibliothek an den König von Sachſen für die Univerſitätsbibliothek zu Leipzig, wurde an derſelben neben Beck angeſtellt und lebte ſo bis gegen 1829 in ununterbrochener ſchriftſtelleriſcher, jedoch auch oft gegen Hermann gerichteter Thätigkeit. Im Jahre 1830 endlich riß Hermann's Geduld, der nun in ſeiner Schrift: „Incredibilia", 1. Abtheil. Leipz. 1830. 4. (eine 2. Abtheil. iſt nicht erſchienen), S.'n für die früheren Häkeleien aufs Härteſte züchtigte. S. ſchwieg und lebt ſeitdem in ſtiller Zurückgezogenheit. Was aber den Werth und Gehalt ſeiner Schriften anlangt, ſo iſt in denſelben zwar nicht Schärfe des Geiſtes, tiefe Forſchung und philoſophiſche Selbſtſtändigkeit zu finden, aber dennoch muß jeder gerecht Urtheilende in ihm einen der beſten Sammler und Compilatoren bewundern, der ſich nicht ſcheute ſeinen Fleiß ſelbſt auf die trockenſten Gegenſtände mit der größten Ausdauer zu verwenden, wenn er auch bisweilen mit einer Ängſtlichkeit zu Werke ging, die zu ſeiner ausgebreiteten Kenntniß einen ſonderbaren Contraſt bildet. Unter ſeinen Schriften nennen wir nur den „Thesaurus criticus novus" (Lips. 1802. 4. Ed. 1817), da ſeine trefflichen Ausgaben der Claſſiker (unter ihnen viele in den tauchnitziſchen Stereotypenausgaben) und anderer älterer philologiſcher Werke allgemein bekannt ſind. 20.

Schäfergedicht, ſ. Idylle und Paſtorale.

Schaf, lat. ovis; franz. brebis; engl. sheep, unſtreitig das nützlichſte Hausthier, ſtammt wahrſcheinlich von dem **Muflon** (Muffolos, lat. ovis ammon) ab und iſt gegenwärtig faſt über den ganzen Erdboden verbreitet. In Bezug auf Geſchlecht und Alter gibt man den Schafen verſchiedene Benennungen: den männlichen Widder, Stähre (Stöhre) oder Böcke, den weiblichen, wenn ſie gelammt haben, Mutterſchafe. Die jungen Schafe werden Lämmer genannt und zur nähern Bezeichnung des Geſchlechts Stähr- oder Bock- und Schaf- oder Kälberlämmer. Sind erſtere verſchnitten oder gehammelt worden, ſo gibt man ihnen den Namen Hammellämmer und nach einem Jahre heißen ſie Hammel. Stehen die Lämmer im zweiten Jahre, ſo nennt man ſie auch Jährlinge, und haben ſie das zweite Jahr überſchritten, Zeitſchafe. Die Schafe werden in mehrere Hauptarten eingetheilt: 1) die Haideſchafe oder Haideſchnucken, in Brandenburg und Lüneburg heimiſch, eine kleine Race, mit auffallend kurzem Schwanze; 2) das Marſch- oder Niederungsſchaf, zu denen die frieſiſchen und niederländiſchen als Unterarten gerechnet werden; ſie ſind groß und breit und letztere ungehörnt; 3) das Landſchaf, wozu das deutſche mit mehreren Unterarten, von denen ſich das ſächſiſche ſchon früher durch ſeine feinere Wolle auszeichnete, das ſpaniſche, ziemlich hochbeinig und mit minder feiner Wolle, das ſchottiſche, däniſche, isländiſche, ungariſche, engliſche ꝛc. gehören. Das isländiſche S. hat 4—8 Hörner und bei dem ungariſchen ſind dieſe gewunden. Einige von dieſen werden ſchon zu den veredelten gerechnet und unter dieſen, die man als vierte Art aufführt, ſind keine ſo berühmt geworden als die ſpaniſchen Merinos (ſpan. ovejas merinas, Schafe mit feiner Wolle). Sie ſind mehr kleinen als großen Körperbaues, haben einen großen Kopf und kurze Beine und ſtammen aus Afrika, wo von aus ſie in der Mitte des XIV. Jahrh. nach Spanien verſetzt wurden. Man unterſcheidet unter den Merinos die ſogenannten wandernden (transhumantes) und die ſtehenden (estantes) Heerden. Erſtere weidet man nämlich während der wärmern Jahreszeit in den Thälern der Mittelpyrenäen und treibt ſie, ſobald es anfängt kalt zu werden, in die ſüdlicheren Provinzen Eſtremadura, Cordova und Mancha, wo ihnen auf dem Wege das Recht der freien Hutung, Meſta genannt, zuſteht, das zwar nur einzelnen vereinigten Beſitzern eigen iſt, aber an andere abgetreten werden kann. Die ſtehenden Heerden dagegen ſind ſolche, welche immerwährend an einem und demſelben Orte bleiben. Von erſteren wird die berühmte feine Wolle gewonnen, man theilt ſie aber, wahrſcheinlich nach ihrer frühern Zucht, in Leoneſer und Segovianer, welche die beſſere Wolle geben, und endlich in Sorianer, welche die ſchlechteſte Wolle liefern. Beide zerfallen wieder in einzelne Claſſen. Zu den beſſeren ſind namentlich die Heerden von Infantado zu rechnen. Eine Abart der ſpaniſchen Merinos ſind die ſächſiſchen. Sie entſtanden durch Vermiſchung der ſpaniſchen Merinos mit ſächſiſchen Schafen und die erſten ſpaniſchen Merinos (92 Widder und 128 Mutterſchafe), welche dazu verwendet wurden, kamen als Geſchenke des Königs von Spanien, Karl III., an den Churfürſten von Sachſen (1765) nach Deutſchland. Doch da man damals die Veredlung mit inländiſchen vernachläſſigt hatte, ſpäter aber den Nutzen, der daraus für das Land erwachſen könne, einſah, ſo kaufte 1777 die Regierung 276 Stücke. Die neue Originalheerde wurde mit mehr Sorgfalt gepflegt und aus der Vermiſchung mit Landſchafen, wie dem frühern Transport, ging die weit berühmte ſächſiſche Stammſchäferei hervor, in der vielleicht die reinſte ſpaniſche Heerde im Auslande geblieben iſt und die Anzahl der Schafe, welche ſeitdem zur Gründung neuer Schäfereien nach Rußland, Polen, Ungarn, England, Frankreich und ſelbſt nach Auſtralien verkauft wurden, ſoll 19—20000 Stück betragen. Dem Beiſpiele Sachſens folgten auch andere Länder. Öſtreich bezog ſchon im Jahre 1775 und ſpäter wiederholt, ſo wie Preußen 1783 ſpaniſche Orginalheerden und daraus

entwickelte ſich nun das rege Leben, das in Bezug auf Schafzucht in allen deutſchen Ländern herrſcht und die Quelle des Wohlſtandes für Viele geworden iſt. Sachſen behauptete zwar bis ins zweite Jahrzehent dieſes Jahrhunderts den Vorrang vor allen, doch hat ihm Preußen denſelben ſpäter ſtreitig gemacht. — Gegenwärtig unterſcheidet man in Deutſchland 2 Arten der Merinos. Die eine iſt von kleinem, aber ſtarkem Körperbaue; Kopf und Hals ſind mehr breit und dabei kurz und der ganze Körper mit Wolle beſetzt; auch ſind ſie durch den Kother oder Wamme und Falten, welche ſie auf dem Rücken und dem Hintertheile haben, kennbar. Das Vließ iſt dicht und reich an Wolle, doch iſt dieſe nicht die feinſte. Dieſe Art der Schafe nennt man Infantados, weil ſie mit den Infantadosheerden in Spanien die meiſte Ähnlichkeit haben ſollen. Am Zahlreichſten ſind ſie in den Schafzüchtereien der öſtreichiſchen Staaten anzutreffen. Die beſſeren Unterarten davon wollen Einige Imperiales nennen, zum Unterſchiede von der zweiten Race, der man den Namen der Electorales beigelegt hat, da ſie zunächſt aus den ſächſiſchen Schäfereien hervorgingen. Sie ſind höher und dünnleibiger, haben einen längern ſchmalen Kopf und gleiche Bruſt, die Füße ſind ſchwach und nur bis an das Knie mit Wolle bewachſen. Die Wolle iſt feiner als bei jenen, aber das Vließ nicht ſo dicht und enge. Bei einigen ſollen die Wollbündelchen oder Flocken, Stapel genannt, größer ſein als bei andern. Die erſteren davon führt man auch unter den Namen der Escuriales auf, weil ſie zu dem Stamme der Escurialheerden gehören ſollen. — Auch in England ſind durch die Einführung der Merinos und deren Vermiſchung mit einheimiſchen verſchiedene Abarten entſtanden, wie die dishley'ſche, die treswater, hertfordſhire ꝛc.; doch hat man ſich hier vorzugsweiſe die Veredlung des Landſchafs angelegen ſein laſſen, weil deren längere Wolle ſich immer mehr für ihre Kammwollenwaren eignete, als die kürzere, die ſie zur Tuchfabrication aus Spanien ꝛc. beziehen. Durch die Begattung der ſpaniſchen Merinos mit Landſchafen entſtehen die Meſtizen oder Metisſchafe, deren Wolle für eine Mittelart gilt. — Die Schafe erreichen ein Alter von 12—14 Jahren und man erkennt daſſelbe (doch nur untrüglich vom 2.—6. Jahre) an den kleinen ſpitzigen Vorderzähnen, deren es 8 in der untern Kinnlade hat und die von den Schäfern Hundezähne genannt werden. Von dieſen verliert es jährlich 2 und ſtatt deren erhält es 2 breite Schaufelzähne. Ein Zeichen des höhern Alters iſt es, wenn die Vorderzähne ausfallen und die Kräfte des Schafes allmählig abnehmen. Die Farbe der Schafe iſt zwar faſt durchgängig die weiße oder blaßgelbe, doch gibt es auch braune, ſchwarze und fleckige oder ſcheckige, die auch Spiegelſchafe heißen. Um ſich bei der Schafzucht des Nutzens zu verſichern, den man daraus ziehen kann, muß man vor allen Dingen bei der Wahl der Schafe vorſichtig ſein, welche man zur Zucht beſtimmt hat. Am Liebſten wählt man ſolche Widder dazu, die ſich durch einen ſtarken, länglichen Körperbau, einen kurzen, dicken Kopf mit ſtumpfer Naſe, breite, abgerundete Stirne und lebhafte, helle Augen mit hervorſtechenden rothen Adern auszeichnen, einen wollreichen, langen Schwanz haben und am Kopfe und an den Beinen dicht mit Wolle bewachſen ſind. Auch gibt man eine feuchte Naſe als ein Merkmal der Geſundheit an. Zu einem brauchbaren Mutterſchafe wird daſſelbe verlangt, doch berückſichtigt man hier vorzugsweiſe eine breite Bruſt, einen langen, ſtarken Hals und dergleichen Zitzen. Außerdem ſind Futter und Pflege das Wichtigſte, was bei der Schafzucht die Aufmerkſamkeit verdient. Man muß daher vorſichtig bei der Wahl der Weide ſein und ſie nicht auf einmal an anderes Futter gewöhnen wollen. Nachtheilig iſt ihnen beſonders die Hutung auf ſumpfigen Wieſen in den erſten Monaten des Fühlings und das Weiden, bevor der Thau vom Graſe gewichen iſt. Auch muß man es zu vermeiden ſuchen, ſie dabei allzugroßer Sonnenhitze auszuſetzen. So lange ſie geweidet werden, darf man ihnen nicht alles Futter im Stalle, namentlich etwas Klee, entziehen; auch iſt ihnen während dieſer

Zeit, beſonders aber bei trockner Witterung und ſelbſt im Winter, etwas Salz (für 5 Schafe in 8 Tagen eine Hand voll) mit Kleien vermiſcht ſehr dienlich. Es erregt die Freßluſt und verhütet mögliche Verſtopfungen. Bei der Stallung hat man darauf zu ſehen, daß ſie etwas hoch gelegt werde, damit ſich die Feuchtigkeit leichter verliere oder dieſe durch einen Abhang leichter abgeführt werde. Geſtattet es der Raum, ſo müſſen, um wenigſtens die trächtigen Schafe abſondern zu können, Horden angebracht werden. Bei einer größern Anzahl von Schafen iſt es rathſam, für Widder, Hammel, Lämmer, ſo lange ſie namentlich ſaugen, und kranke Schafe beſondere Ställe zu haben. Für das Winterfutter eignen ſich am Meiſten gutes Heu und Kleefutter nebſt einigem Erbſen-, Bohnen-, Gerſten- und Haferſtroh. Bisweilen kann auch einiges gedörrtes Laub dazu gebraucht werden und den Hammeln, welche gemäſtet werden, wirft man auch Körner vor. Übermäßiges Saufen iſt ihnen nachtheilig. In das reine Waſſer, das man ihnen ſparſam gibt, mengt man gewöhnlich etwas Ölkuchenmehl. Die Zeit der Begattung oder des Unterlaſſens der Schafe, zu der man ſie durchgängig nicht vor dem zweiten Jahre läßt, ſind die Monate Juli und Auguſt; da ſie aber nur 21 Wochen tragen und mithin zur Zeit des Winters werfen würden, ſo trennt man bisweilen auch die Schafe und Stähre in jenen Monaten und läßt ſie erſt in den beiden folgenden zu einander. Auf 40—50 Schafe rechnet man gewöhnlich einen Stähr und nennt es den wilden Sprung, wenn ſie ſich frei beſpringen dürfen; das Springen aus der Hand aber, wenn die Mutterſchafe vorgeführt werden. So lange ſie tragen, hat man beſonders für gutes Futter zu ſorgen, und haben ſie Junge geworfen, ſo hordet man ſie zuſammen ein und gewöhnt die Lämmer nach 12—14 Tagen, innerhalb welcher ſie ſaugen, allmählig ans harte Futter. In dieſer Zeit geht das Zeichnen der Schafe vor ſich. Um durch das Pech und den Theer, deſſen man ſich früher dazu bediente, keine Wolle zu verderben, gebraucht man eigene Zuſammenſetzungen von Talg, Theer und Kohlenſtaub, was ſich mit Hülfe der Seife leicht abwaſchen läßt. Man hammelt die männlichen Lämmer und kürzt den weiblichen den Schwanz ab. Sind die Lämmer 3 Monate alt, ſo werden ſie von den Müttern entwöhnt und mit auf die Weide getrieben. Hat man es vorzüglich auf Veredlung der Schafe abgeſehen, ſo kommt ſehr viel auf den Bock an, und bei der Veredlung der Landſchafe mit inländiſchen muß man zum Unterlaſſen die beſten Stücke auswählen. Beſitzen die Lämmer hinſichtlich des Körperbaues ſehr viel Ähnlichkeit mit der beſſern Art, von welcher ſie abſtammen, und hat ihre Wolle dieſelben Eigenſchaften, ſo nennt man ſie veredelte, und iſt der Unterſchied hierin faſt unbemerkbar, hochveredelte. Gehen dieſe Eigenſchaften wieder auf die von ſolchen Heerden erzeugten Lämmer über, ſo ſpricht man von der Conſtanz derſelben, und die Eigenſchaften nennt man conſtante. Die Schafe werden entweder ein- oder zweimal geſchoren und man unterſcheidet daher ein- und zweiſchürige Schafe. Bei den einſchürigen findet die Schur im Juni (auch ſchon im Mai) ſtatt, bei den zweiſchürigen dagegen das erſte Mal zu Ende Aprils und Anfangs Mai und das zweite Mal zu Ende Septembers. Die Wolle von der erſten Schur heißt Winterwolle, die der zweiten Sommerwolle. In Spanien und Frankreich wird zwar die Wolle nach der Schur gewaſchen, doch iſt es in Deutſchland und anderwärts üblich und auch rathſamer, die Schafe vor der Schur zu waſchen. Des Tages vorher werden ſie eingenäßt, damit der Unrath erweiche, und dann durch einen Teich oder fließendes Waſſer, in welchem einige Männer zum Waſchen ſtehen, getrieben. Iſt das S. gehörig trocken geworden, ſo erfolgt die Schur und man erleichtert ſich die Arbeit, wenn man demſelben die Füße zuſammenbindet. Am Kopfe läßt man ihnen gewöhnlich die Wolle, um dadurch die Inſecten, welche ſich hier gern einniſten, abzuhalten und der Drehkrankheit vorzubeugen. Die Lämmer werden im erſten, von Andern auch erſt im zweiten Jahre geſchoren. Bei der Schur ſelbſt ſondert

man die Arten der Wolle. Nach der Schur zeigen die Schafe große Freßluſt und darum gibt man ihnen gewöhnlich Futter oder treibt ſie auf die Weide. Um das Wachsthum der Wolle zu befördern, wäſcht man ſie einige Tage darauf mit Hopfen- und Salzwaſſer. Der Ertrag der Wolle von einem S. läßt ſich zwar nicht zuverläſſig angeben, denn bei den Stähren beträgt er zwiſchen 5—7 Pfund und bei den engliſchen ſogar 9, bei den Schafmüttern nur 4—6; doch hat die Erfahrung gelehrt, daß der Gewinn der Wolle von einſchürigen Schafen größer und dieſe überdieß länger war, als von zweiſchürigen. Außer der Wolle iſt auch das Übrige, was vom S. kommt, zu gebrauchen. Die Milch der Schafe iſt eine der nahrhafteſten und es werden häufig Käſe, ſeltener Butter daraus bereitet. Doch bleibt das Melken, das man bis in den Monat September fortſetzen kann, für das Zuchtſchaf nachtheilig. Das Fell wird entweder mit der Wolle oder ohne dieſe zugerichtet und verarbeitet und beſonders werden im erſtern Falle die Lämmerfelle wegen ihrer Feinheit ſehr theuer bezahlt. Den Talg gebraucht der Seifenſieder und aus einigen Därmen werden die bekannten Darmſaiten gemacht. Aus den Knochen der Füße wird Leim gekocht und das Fett, das dabei auskocht, vertritt oft die Stelle des Fiſchthrans; der Schafmiſt iſt eins der beſten Düngungsmittel. Zu den Krankheiten, denen die Schafe ausgeſetzt ſind, gehören der Durchlauf, die Fäule, die Drehkrankheit, die Pocken, die Egeln, das Gliedwaſſer u. a. m. Vergl. Rud. André „Anleitung zur Veredlung des Schafviehes" (2. Aufl. mit Zuſätzen von Elsner, mit 4 Kpfrn. Prag 1826); Koppe „Anleitung zur Zucht und Wartung der Merinos" (Berl. 1827); Löhner „Anleitung zur Schafzucht und Wollkunde" (Prag 1835); Elsner, „Meine Erfahrungen in der höhern Schafzucht" (2. Aufl. Stuttg. 1835); deſſen „Handbuch der veredelten Schafzucht" (Stuttg. 1832) und Pabſt, „Beiträge zur höhern Schafzucht". 35.

Schaff iſt in Südbaiern ein Getreidemaß von verſchiedener Größe und Eintheilung, deſſen Inhalt zwiſchen 12—90000 par. Cubikzoll ſchwankt. 30.

Schaffhauſen, franz. Schaffouse; engl. Schaffhausen, nächſt Zug und Genf der kleinſte und zugleich der nördlichſte Canton der Schweiz, liegt von Baden, Zürich und Thurgau umgeben am rechten Ufer des Rheins und zerfällt in 2 durch badenſches Gebiet von einander getrennte Hälften, deren öſtliche die kleinſte iſt. Der Flächenraum beider beträgt 8 □M. Faſt durchaus hügelig, indem zahlreiche (im Randenberge jedoch nicht höher als 1200 Fuß ſich emporhebende) Ausläufer des Schwarzwaldes hereintreten, iſt doch das Ländchen in ſeinen weiten anmuthigen Thälern ſehr fruchtbar und hat deßhalb blühenden Acker-, Wein- und Obſtbau, auch hinlängliches Holz. Der Haupt- und zugleich Grenzfluß iſt der Rhein, nächſt ihm iſt die Wutach am Bedeutendſten, welche indeß auch nur die weſtliche Grenze bildet. Außer den bereits angeführten Nahrungszweigen der mit Ausnahme von 600 Katholiken der reformirten Confeſſion angehörigen Bewohner, deren Zahl ſich jetzt auf 32300 beläuft, hat man noch anſehnliche Induſtrie (Gerberei, Kirſchwaſſer, Eiſenwaaren) und nicht unwichtigen Speditions- und Tranſitohandel. Die Verfaſſung iſt gemiſcht aus Ariſtokratie und Demokratie, erſtere jedoch auch nach der Reviſion von 1831 vorherrſchend. Ein aus 74 Perſonen beſtehender großer Rath hat als oberſte Staatsbehörde die geſetzgebende Gewalt; die ausübende und zugleich oberſte Juſtizbehörde iſt ein kleiner aus 24 Mitgliedern beſtehender Rath. In beiden führen 2 Bürgermeiſter wechſelnd den Vorſitz. Zum Bunde zahlt S. 9237 ſchweizer Franken und ſtellt ein Contingent von 466 Mann. Eintheilung in 5 Bezirke. — Die Hauptſtadt des Cantons iſt Schaffhauſen am Rheine, zwiſchen anmuthigen Hügeln gelegen, altmodiſch gebaut, aber bedeutend verſchönert durch angenehme Anlagen in der Umgegend. Merkwürdig ſind das alte Caſtell Unnoth (Munnot) und die hölzerne Rheinbrücke, welche anſtatt der berühmten von Oudinot im Jahre 1799 abgebrannten erbaut wurde. Die

Bewohner, 7000 an der Zahl, treiben einträgliche Gewerbe und Schifffahrt. Übrigens hat S. ein Gymnaſium, mehrere Bibliotheken, ein collegium humanitatis, eine Bibelgeſellſchaft und mehrere andere wiſſenſchaftliche und Wohlthätigkeitsanſtalten. Über den eine Stunde von der Stadt befindlichen berühmten Rheinfall vergl. d. Art. Rhein. Außerdem ſind noch anzuführen: Stein am Rheine, mit 1200 Einw. und lebhaftem Verkehre, und der Flecken Unterhallau mit 2500 Einw. und ſtarkem Weinbau. — S. erlangte im XIII. Jahrh. Stadtgerechtigkeit und ſtand eine Zeit lang unter der Gerichtsbarkeit des in ihren Mauern befindlichen Benedictinerkloſters, ward aber ſpäter reichsfrei, bis ſie im Jahre 1330 dem Hauſe Öſtreich vom Kaiſer Ludwig dem Baier pfandweiſe überlaſſen wurde. 1415 erhielt ſie ihre Reichsfreiheit zurück und behauptete ſie auch gegen alle die Verſuche der öſtreichiſchen Herzoge durch Bündniß mit den 8 alten Schweitzercantonen. Endlich im Auguſt des Jahres 1501 trat ſie gänzlich in den eidgenöſſiſchen Bund. Seit dieſer Zeit theilte ſie im Allgemeinen die Schickſale der Schweitz und gehört jetzt der gemäßigten Partei an. 15.

Schafgarbe, lat. millefolium; franz. millefeuille; engl. millfoil, yarrow, nennt man die bekannte europäiſche Pflanze (Achillea millefolium L.), welche an unbebauten Orten, an den Rändern der Wege wächſt und zu Caſſini's synanthereae und Linné's syngenesia polygamia superflua gehört. Der Stamm derſelben wird 1—$1\frac{1}{2}$ Fuß hoch und geht an ſeiner Spitze in eine Doldentraube aus. Das Kraut beſteht aus langen behaarten, doppeltgefiederten, in viele linienförmige Fiedern getheilten Blättern. Es hat einen angenehmen Geruch und einen bittern, gewürzhaften, etwas adſtringirenden Geſchmack. Die Spitzen bilden endſtändige, aus dichtſtehenden, weißen oder purpurrothen Blüthen zuſammengeſetzte Sträuße und haben einen etwas unangenehmen, ſchwach gewürzhaften Geruch, einen bittern, etwas ſcharfen, balſamiſchen Geſchmack. Die Landleute benutzen dieſelbe als Wundmittel, indem ſie zerrupfte S. auf friſche Wunden legen, dadurch aber die Heilung verzögern ſollen. Schon Plinius erzählt, daß Achilles den Telephus, der von ſeinem eigenen Schwerte verwundet worden war, mit S. geheilt und daher auch dieſe Pflanze den Namen Achillea bekommen habe. Innerlich iſt ſie früher bei Hyſterie, Blähungs- und Hämorrhoidalkolik angewandt worden, gegenwärtig aber, vielleicht mit Unrecht, ganz außer Gebrauch gekommen. 21.

Schaft nennt man in der Baukunſt den mittleren Theil einer Säule, welcher auf ſeinem Fuße ſteht und oben mit dem Knaufe oder Kapitäl bedeckt iſt (ſ. Säule); in der Botanik (scapus) einen Stamm, welcher blos Blumen und keine Blätter trägt, z. B. die verſchiedenen Cactusarten; am Schießgewehre die hölzerne Einfaſſung des Feu . ohrs, an der ſich unten der Kolben befindet; in der Weberei der Sprung im Geſchirre, welcher mit lauter Stripchen durchzogen iſt und beim Weben durch das Treten des Schemels auf- und niedergeht. 26.

Schaggas, ſ. Dſchaggas.

Schah (nicht Schach) iſt der vornehmſte fürſtliche Titel in Perſien und entſpricht unſerm Kaiſer. 9.

Schalken (Gottfried), ein ausgezeichneter Maler niederländiſcher Schule, geb. 1643 zu Dortrecht, bildete ſich unter Hoogſtraten und Gerhard Douw, neigte ſich aber ſpäter zu dem Style Rembrandt's hin und ſuchte insbeſondere das Helldunkel dieſes großen Meiſters zu erreichen, daher ſeine Vorliebe für Nachtſtücke und überhaupt Scenen, wo die verſchiedenartigen Wirkungen des Lichts und Schattens überraſchend hervortreten. Seine Leiſtungen in dieſer Hinſicht ſind in der That vortrefflich und werden daher jetzt noch überaus geſchätzt und theuer bezahlt. Vorzüglich malte er gern nächtliche, von einem Lichte beleuchtete Scenen mit dunkeln Hintergründen und Perſonen mit einer Lanze oder Kerze in der Hand. Gleich aus-

gezeichnet war S. als Portraitmaler im Kleinen, weniger im Großen, da hier ſeine äußerſt genaue und feine Ausführung häufig zu minutiös erſcheint. Sein Colorit iſt gut, weniger aber Zeichnung und Compoſition. — S. hielt ſich längere Zeit in England auf und ließ ſich ſpäter im Haag nieder, wo er im Jahre 1706 ſtarb. 36.

Schall, lat. sonus; franz. son; engl. sound, bezeichnet im Allgemeinen alles Hörbare, deſſen Unterarten Ton, Geräuſch, Getöſe, Knall, Klang ꝛc. heißen. Ein S. entſteht dadurch, daß irgend ein bewegter Körper gegen einen andern ſtößt und dadurch einen Impuls erzeugt, welcher bis zu den Gehörwerkzeugen fortgepflanzt wird (ſ. Akuſtik). Sollen aber die Schwingungen eines ſchallenden Körpers von unſerm Ohre empfunden werden, ſo müſſen ſie durch irgend ein dazwiſchenliegendes Mittel zu demſelben fortgepflanzt werden. Hierzu kann ein jeder elaſtiſcher Körper dienen, das gewöhnlichſte Mittel aber iſt die Luft, die alle Körper auf der Erde umgibt. Ihr theilen ſich die Schwingungen des ſchallenden Körpers mit und verbreiten ſich in ihr wie Strahlen nach allen Seiten hin. Die fortgepflanzten Schwingungen heißen Schallſtrahlen. Nach D. Benzenberg's Beobachtungen iſt die Geſchwindigkeit des Schalles in einer Secunde bei 0° Réaumur =1026; 1°=1028; 2°=1031; 3°=1033; 4°=1036; 5°=1038; 6°=1040; 7°=1043; 8°=1045; 9°=1047; 10°=1050; 11°=1052; 12°=1054; 13°=1057; 14°=1059; 15°=1062; 16°=1064; 17°=1066; 18°=1069; 19°=1071; 20°=1073; 21°=1075; 22°=1078; 23° 1=080; 24°=1082; 25°=1084 und 26°=1086 pariſer Fuß. Der S. pflanzt ſich in der Luft mit gleichförmiger Geſchwindigkeit fort; hat man nun ein Mittel die Entſtehung von Weitem zu bemerken, ſo kann man aus der Zwiſchenzeit zwiſchen dem Augenblicke der Entſtehung eines Schalles und dem Augenblicke, wo er gehört wird, leicht die Entfernung beider Orte von einander beſtimmen, und man kann hiernach auch Vermeſſungen durch den S. verrichten. Ariſtoteles ſchon hielt den Urſprung und die Fortpflanzung des Schalles für eine Folge gewiſſer Schwingungen, die man ſpäter mit dem Ausdrucke Bebungen bezeichnete. Bei den ſpätern genaueren Unterſuchungen glaubte man das eigentliche Weſen in ein Erzittern der kleinſten Theile ſetzen zu müſſen und wurde auf dieſe Weiſe von Perrault, Carré de la Hire und Muſchenbroek erklärt. Newton war aber der Erſte, welcher hierüber die richtigen Anſichten begründete. Nachher haben ſich Sauveur, Johann, Jakob und Daniel Bernoulli, Riccati und insbeſondere Euler um dieſen Zweig der mathematiſchen Phyſik Verdienſte erworben. Zuerſt wurde von Chladni das Ganze zu einem vollſtändigen Syſteme geordnet, welches in neuerer Zeit von Priſſon, Savart, Thom. Young, den Gebrüdern Weber und dem jüngern Herrſchel bedeutend erweitert wurde. Vergl. Thom. Young, „Abhandlung der Schalllehre (sound)" in der „Encyclopaedia metropolitana cet. Mixed Sciences, T. II." (Lond. 1830); Chladni's „Akuſtik" (Leipz. 1830) und Ernſt Heinrich und Wilhelm Weber's „Wellenlehre auf Experimente gegründet" (Leipz. 1825). 40.

Schall (Karl), deutſcher Dramatiker, geb. den 24. Febr. 1780 zu Breslau, ſollte ſich dem Kaufmannsſtande widmen, dem ſein Vater angehörte, verließ aber denſelben bald und widmete ſich der ſchönen Literatur und den Reiſen. Nachdem er ſich in Breslau wieder feſt niedergelaſſen hatte, gründete er die „Neue breslauer Zeitung", war eine Zeit lang Mitdirector des breslauer Theaters und erhielt den Hofrathstitel. Zuletzt lebte er einige Jahre in Berlin eifrig der literariſchen Thätigkeit, ſtarb aber ſchon den 18. Aug. 1833. — Seine Luſtſpiele (geſammelt Breslau 1817. 2. Aufl. 1823) wurden mit großem Beifalle aufgenommen und einige, wie „Trau, ſchau, wem?", „Die unterbrochene Whiſtpartie", „Theaterwuth" u. a. erſcheinen noch immer auf dem Repertoire mancher deutſchen Bühnen.

Sie zeugen ſämmtlich von großer Bühnenkenntniß, ſind aber nur zu oft auf bloßen Theatereffect berechnet. 16.

Schalmei, Schäferpfeife, lat. fistula, cicuta; franz. chalumeau; engl. shalm; ital. cennamella, heißt ein jetzt veraltetes der Oboe ähnliches Blasinſtrument von Holz mit 6 Tonlöchern, einer oder zwei Klappen und einem Tonumfange von $\bar{f}$ — $\bar{\bar{a}}$ (auch $\bar{f}$ — $\bar{\bar{\bar{c}}}$). Ihr Ton iſt ſchrill und unangenehm, da er nicht wie bei der Oboe durch Anſatz und Druck der Lippen an das mit einer Kapſel verſehene lange ſchmale Rohr modificirt werden kann. Das gleichnamige Orgelregiſter, ein Schnarrwerk, trifft man nur noch in alten Werken. — Vergl. d. Art. Chalumeau. 29.

Schalthiere, ſ. Conchylien.

Schaltjahr, Schaltmonat, Schalttag, ſ. Jahr und Kalender.

Schamaiten, ſ. Samogitien.

Schamanen. Nach der Lehre des Buddha iſt es die Pflicht eines jeden lebenden Weſens ſich zur Heiligkeit und Reinheit des Buddha ſelbſt durch ſtrenge Befolgung aller der durch die Buddhalehre gebotenen Handlungen zu erheben. Dieß aber kann nicht anders geſchehen, als durch eine wiederholte Läuterung des Menſchengeiſtes, welche durch die Seelenwanderung vollbracht wird. Denn wenn zuerſt der Menſch geboren wird, ſo ſteht es ihm frei, wohin er ſich wenden will, ob zu ſeinem Glücke oder Unglücke. Die Folgen dieſer Wahl empfindet die Seele bei einer Wanderung in einen anderen Körper, deren ſie mehrere vollbringen muß, um ſich zu immer höherer Reinheit emporzuſchwingen, bis ſie endlich fähig iſt, als ein Heiliger zu erſcheinen. Ein ſolcher wird nun Schamana oder auch Samana genannt, d. h. ſanftmüthig. Er braucht, wenn er zu dieſer geiſtigen Höhe innerer Vollendung gelangt iſt, nicht die Sünden vorhergegangener Wanderungen abzubüßen, in dem Tempel nicht mehr anzubeten und den Göttern mit Ceremonien zu dienen, welche doch alle dem höchſten Gotte unterworfen ſind. Er iſt frei von jeder Regung der Leidenſchaft, er kann ſich nie verunreinigen, er iſt eins mit der Gottheit ſelbſt, und geht bei ſeinem Tode ohne Mittelſtufen wieder zu ihr zurück, deren Ausfluß ſeine Seele war. Um aber zu dieſem erhabenen Standpunkte zu gelangen, muß der Menſch ſtreben ſeine ganze Sinnlichkeit zu unterdrücken, durch Bußübungen aller Art ſich gänzlich von allen nur denkbaren Einflüſſen ſeiner ſelbſt, ſo wie der Außenwelt befreien, um auf dieſe Weiſe durch Vernichtung ſeines Ichs endlich dahin zu gelangen, der Heiligkeit würdig zu ſein. Natürlich gab dieſe Lehre zu mannigfaltigen Mißbräuchen und groben Mißverſtändniſſen vielfache Gelegenheit und ſo ward, was urſprünglich einen tiefen Sinn und erhabenen Zweck hatte, das Spielwerk unverſchämter Gaukler und Bettler oder thorheitsvoller Narren, wie ſie ſich in den S. oder Zauberprieſtern in der Tatarei, bei den Mogolen, Chineſen ꝛc. häufig genug finden. 82.

Schamo, ſ. Kobi.

Schandau, ein Städtchen im meißner Kreiſe des Königreichs Sachſen, 4 Meilen von Dresden entfernt, liegt in einer der reizendſten Gegenden der ſächſiſchen Schweiz, am Einfluſſe der Kirnitſch in die Elbe und iſt durch die Elbſchifffahrtsacte zur dritten Stadt, von den Quellen der Elbe an gerechnet, mit dem Rechte der Schifffahrtszolleinnahme erhoben worden. Der Erwerbszweig der Einwohner, 1100 an der Zahl, beſteht hauptſächlich im Handel mit Holz, das ſie aus Böhmen beziehen, und dem Vertriebe der Sandſteine und Fiſcherei. Auch beſitzt S. ein mineraliſches Bad, das ſchon im vergangenen Jahrhunderte bekannt wurde, aber erſt in neuerer Zeit ſich eines zahlreichern Beſuchs zu erfreuen hat. Die 9 Quellen, die dazu gehören, befinden ſich in einiger Entfernung vor der Stadt. Die neue, welche erſt im vorletzten Jahrzehent ausgegraben wurde, iſt die ſtärkſte davon. Sie

hat 10° R. und iſt beſonders mit Schwefelgas geſchwängert. Das Waſſer dieſer wie der übrigen Quellen iſt hell und klar, hat einen zuſammenziehenden Geſchmack und wird zum Baden und Trinken benutzt. Seine wohltätigen Wirkungen hat es namentlich bei Unterleibskrankheiten, Hämorrhoidalbeſchwerden, Nervenſchwäche, Gicht und Krämpfen beſtätigt. Das Badehaus nebſt den Wohnungen für Gäſte rührt erſt aus neuerer Zeit her und iſt ſehr geſchmackvoll eingerichtet und bei der angenehmen Lage faſt in der Mitte der mit Naturſchönheiten ſo reichlich bedachten Gegend hat es den Fremden gewiß nie an Gelegenheit zu intereſſanten Luſtpartien und Spaziergängen gefehlt. 35.

Schandpfahl, ſ. Pranger.

Schangalla oder **Schankala** (d. h. die Schwarzen in den Tiefen) iſt der gemeinſchaftliche Name mehrerer Negerſtämme in der Waldregion an der ſüdlichen Grenze von Habeſch zwiſchen dem Bahr el Aſrek und dem Mareb. Die einzelnen Stämme wohnen unabhängig neben einander und werden unter verſchiedenen Benennungen aufgeführt. Die Dobenah ſind die mächtigſten darunter und leben, wie alle in jenen undurchdringlichen Wäldern, unter Zelten, wo ſie ihr Hauptgeſchäft, die Jagd, treiben. Der Elephant und Strauß neben der Eidechſe dienen hauptſächlich zu ihrer Nahrung; die am Takazze wohnenden S. nähren ſich jedoch auch von der Fiſcherei und im Nothfalle gewährt ihnen auch das Krokodil und das Flußpferd den Unterhalt. Ackerbau iſt ihnen unbekannt und mit dem Eintritte der Regenzeit ziehen ſie ſich in die Gebirge zurück und verzehren dort ihren geſammelten Wintervorrath. Zum größern Theile ſind ſie Heiden, doch bekennt ſich auch ein Theil zum Islam (dieſe heißen Fungi [ſ. d. Art.]), zum Juden- und Chriſtenthume. Mit den Habeſſiniern leben ſie in fortwährender Feindſchaft und jährlich werden zwiſchen beiden Völkern Kriege mit der größten Erbitterung geführt. 35.

Schanze, ſ. Fortification.

Schanzkörbe, franz. und engl. gabions, nennt man die von Strauchwerk geflochtenen Cylinder, welche bei Belagerungen ꝛc. zur Bekleidung der Erdarbeiten, als der Batterien, Sappen ꝛc., gebraucht werden. Diejenigen, welche beim Batteriebaue angewendet werden, haben bei einem Durchmeſſer von 2 Fuß eine Höhe von 4 Fuß, wogegen die zum Sappenbaue beſtimmten Körbe bei demſelben Durchmeſſer nur 2½ bis 3 Fuß hoch gemacht werden. 61.

Schapūr (Sapores), Könige von Perſien. — S. I. (ſeit 241 n. Chr.) wurde durch ſeine Grauſamkeit berüchtigt. Er verwüſtete Meſopotamien, Syrien, Cilicien und andere Provinzen des römiſchen Reiches, unterwarf ſich Armenien und würde alle morgenländiſchen Beſitzungen der Römer erobert haben, wenn ihm nicht Odenatus, der nachmalige König von Palmyra, kräftigen Widerſtand geleiſtet hätte. Der Kaiſer Gordian III. ſchränkte ihn wieder auf die Grenzen ſeines Reiches ein, allein Philippus Arabs ſchloß ſogleich nach ſeiner Thronbeſteigung mit ihm Frieden, welchen S. aber bald brach und 252 Antiochia eroberte. Sieben Jahre nachher ſchlug er den Kaiſer Valerianus bei Edeſſa (260 n. Chr.) und nahm ihn durch die Verrätherei des Macrinus gefangen. Er behandelte denſelben ſo grauſam, daß er ſich ſeiner ſtets als Fußſchemel bediente, ſo oft er ſein Pferd beſtieg, worauf er ihn ſchinden und mit Salz beſtreuen ließ. Der tapfere Odenatus und ſeine heldenmüthige Gemahlin, Zenobia, nahmen dem S. unterdeß Niſibis und Carrhä nebſt anderen Plätzen wieder ab, ſchlugen ihn in mehreren Schlachten und machten ſelbſt einen großen Theil ſeiner Generale zu Gefangenen. S. ſtarb 271 n. Chr. Ihm folgte ſein Sohn Hormisdas II. — S. II., der Sohn Hormisdas' II., beſtieg, noch als Kind, im Jahre 309 n. Chr. den Thron ſeines Vaters. Da die Araber während ſeiner Minderjährigkeit in ſein Reich eingefallen waren, die Hauptſtadt geplündert und ſeine nächſten Verwandten gefangen fortgeführt hatten, ſo rächte er ſich in den Jahren ſeines Jünglingsalters auf das

Grauſamſte an denſelben, indem er alle gefangenen Fürſten und vornehmen Araber tödten, den gemeinen Soldaten aber die Achſeln zerbrechen ließ. Hierauf eroberte er mehrere Provinzen von Meſopotamien und ſchlug 348 die Römer unter Conſtantius bei Singara, wo aber ſein Sohn gefangen und von den Römern grauſam zu Tode gemartert wurde. Da ihn das Gerücht von einem Einfalle der Maſſageten in ſein Land zurückrief, ſah er ſich endlich genöthigt, einen Waffenſtillſtand mit Conſtantius zu ſchließen, allein der Friede ſelbſt ſcheiterte an den übermüthigen Forderungen des S., der ſich Armenien und Meſopotamien ausbedung. Im Jahre 359 erneuerte er daher ſeine Einfälle in Meſopotamien, die 73tägige Belagerung von Amida brachte ihn jedoch um den beſten Theil ſeiner Truppen, ſo daß er, ohne weitere Eroberungen unternehmen zu können, nach Perſien zurückkehren mußte. Nachdem er im folgenden Frühlinge den Feldzug in der Abſicht erneuert hatte, ſich den ganzen Orient zu unterwerfen, brach ſich ſeine Kraft abermals nach Eroberung von Singara und Bezabde. Auch ſeine Unternehmungen gegen Arabien fielen unglücklich aus und der Kaiſer Julianus verwarf die Friedensanträge, die ihm S. nach ſeiner Thronbeſteigung vorſchlagen ließ. Da aber der Kaiſer (363) zu unvorſichtig in das Innere von Perſien vordrang, wurde er zurückgeſchlagen und mußte in dem darauf geſchloſſenen Frieden die Provinzen, welche dem perſiſchen Reiche entriſſen worden waren, wieder herausgeben. S. war ſo verwegen, unter dem Namen eines Geſandten ſich ſogar nach Rom zu begeben, wurde aber daſelbſt erkannt, in das Gefängniß geſetzt und entkam der Todesgefahr nur mit Hülfe einer Buhlerin des Kaiſers. Im Jahre 370 fiel er abermals in Armenien ein und ſchlug den Kaiſer Valens. Er ſtarb hierauf im Jahre 380 nach Chr. Geb. Da einſt Juden und Heiden die Chriſten als Feinde der weltlichen Herrſchaft bei S. verklagten, ſo ließ er eine höchſt grauſame Verfolgung gegen dieſelben ergehen. Ihm folgte in der Regierung Artaxerxes II. — S. III., der Sohn des Vorigen und Nachfolger ſeines Vetters, Artaxerxes II., regierte vom Jahre 383—388 n. Chr. Seine fünfjährige Herrſchaft zeichnete ſich weder durch ſolche Grauſamkeiten, noch ſolches Kriegsglück wie diejenige ſeiner Vorfahren aus. Sein Nachfolger war Varanes. **81.**

Scharbock, ſ. Skorbut.

Scharen iſt ein bergmänniſcher Ausdruck, um das räumliche Verhältniß zweier Gänge zu bezeichnen, welche mit einander in Berührung kommen, ſich im Streichen und Fallen an einander legen und neben einander ſich forterſtrecken. **76.**

Scharfrichter oder **Nachrichter** (welcher dem eigentlichen Richter nachrichtet, Peinl. Ger.-Ordn. Art. 218) iſt die zur Vollſtreckung von Todesurtheilen angenommene Perſon. Indeß pflegt ein ſolcher als Scharfrichter nur die Vollziehung ſolcher Todesſtrafen, die mit dem Schwerte oder Beile zu verrichten ſind, in Perſon zu übernehmen; die anderen, z. B. das Hängen, Rädern und dergl., ſo wie die Anlegung der Tortur, wo dieſelbe noch üblich iſt, läßt er durch ſeine Knechte (Scharfrichter- oder Nachrichterknechte) verrichten. Bevor derſelbe eine Execution vollführt, ſoll ihm (Peinl. Ger.-Ordn. Art. 29) ein ſicheres Geleite ausgerufen werden; daß ihn weder bei noch nach der Execution Jemand beleidigen oder zur Verantwortung ziehen dürfe. Erſt nach wirklicher Verrichtung einer Execution wird er Meiſter genannt. Denn die Scharfrichter bilden, durch die Verhältniſſe veranlaßt, eine zunftähnliche Familienverbindung unter einander, in welche nicht leicht ein Fremder eintritt. Dem S. iſt in Deutſchland und einigen angrenzenden Ländern die Säuberung des Landes und der Straßen vom gefallenen Vieh in ſeinem Bezirke zur beſonderen Pflicht gemacht und damit die Überlaſſung des gefallenen Stücks als Berechtigung verbunden. Letztere beruht auf gewiſſen Grundſtücken (Scharfrichtereien, Waſenmeiſtereien), welche im privatrechtlichen Verkehre ſich befinden. Von dem dabei vorkommenden Abdecken (Hautabziehen)

des gefallenen Viehes nennt man die Knechte *Abdecker*- oder *Schinderknechte*, im Vergleich mit dem Scharfrichtermeiſter aber *Waſenmeiſter*, ihre Hütte das *Feldſchlößchen*. In früheren Zeiten hielt man es für unehrbar (man ſagte *unehrlich*), mit ſolchen umzugehen. Es bedurfte daher der beſondern Anerkennung ihrer Ehrlichkeit von Seiten des Landesherrn oder Kloſters, welches mit der Ertheilung beliehen war, wenn ihre Kinder in Innungen und Zünfte aufgenommen werden ſollten. Man nannte dieſe Freiſprechung vom Flecken der Geburt die *Legitimation*. In der eigentlichen Sprache des Mittelalters aber hieß es geradezu „*Ehrlichſprechung*". Den S. ſelbſt betraf dieß jedoch nicht, ſondern nur ſeine Knechte, die wegen ihrer gezwungenen Abſonderung von der menſchlichen Geſellſchaft auch *Freiknechte* hießen. 3.

Scharfſchützen iſt ſ. v. a. Schützen (ſ. d. Art.).

Scharfſinn, ſ. Verſtand.

Scharlach, lat. coccum; franz. écarlate; engl. scarlet, iſt die ſchönſte und feurigſte unter allen rothen Farben, deren gewöhnliches Pigment Cochenille iſt, oft mit etwas gelbem Pigment, z. B. Gelbholz, Quercitronrinde und dgl. verſetzt, woraus verſchiedene Gattungen von S. entſtehen. Der aus den ſogenannten Scharlachbeeren oder Kermeskörnern bereitete S. heißt *Körnerſcharlach* (franz. écarlate de kermes); derſelbe iſt nicht ſo feurig als der *Cochenilleſcharlach* (franz. écarlate de cochenille), allein ſeine Farbe iſt ungemein feſt und gut und wird von ſcharfen Säften nicht ſchwarz und fleckig. Der Cochenilleſcharlach hat unter allen die größte Schönheit und den ſtärkſten Glanz, iſt dagegen aber auch die theuerſte und am Schwerſten zur Vollkommenheit zu bringen. S. aus der Hälfte Cochenille und der Hälfte Färberröthe bereitet heißt *Halbſcharlach* oder Halbcarmoiſin (franz. demi-écarlate ordinaire). Schon die Alten kannten die Scharlachfarbe. Tychſen hält ſie für eine ſchon vor Moſes' Zeiten bekannte Erfindung der Phönicier. Die Verbeſſerung der Scharlachfarbe durch die Auflöſung des Zinns in Königswaſſer iſt eine Erfindung des Holländers Cornelius Drebbel (ſ. d. Art.). Von einem Schönfärber, Küffelar in Leyden, welcher zuerſt von Drebbel's Erfindung Gebrauch machte und ſie noch mehr vervollkommnete, erhielt dieſe Farbe den Namen *Küffelarcouleur*. 26.

Scharlach, Scharlachfieber, Scharlachfrieſel, lat. scarlatina; franz. scarlatine; engl. scarletfever, iſt eine hochrothe, den größten Theil der Haut einnehmende Entzündung, die mit heftigem Fieber und Halsweh als charakteriſtiſchen Zeichen begleitet und durch Abſchälung der Oberhaut, als einer ebenfalls charakteriſtiſchen Folge, entſchieden wird. Er läßt ſich füglich in 3 Perioden theilen. In der erſten Periode, wo ſich die Krankheit entwickelt (stadium irritationis), zeigt ſich ein mehr oder minder heftiger Fieberanfall mit vielem Froſte und darauf folgender großer und trockener Hitze, meiſt ſchnellem, zuſammengezogenem, härtlichem und unregelmäßigem Pulſe, ſich ſtündlich ſteigerndem Durſte, doch gänzlicher Appetitloſigkeit. Dabei leidet beſonders auch der Hals, das Schlucken iſt erſchwert ꝛc. (Mandelbräune), wobei nicht ſelten auch das Gehirn mit leidet, ſo daß dann Delirien und Zuckungen bemerkt werden. Dieſe Periode dauert ſelten länger als 24 Stunden und es beginnt dann die *zweite* (stadium exanthematicum), die mit dem erſten Erſcheinen der Scharlachröthe beginnt und endet, wenn ſich dieſe verliert. Sie dauert bis zum 6. oder 7. Tage. Es wird von dieſer Scharlachröthe der ganze Körper entweder auf einmal oder nach und nach befallen und ſie verwandelt ſich den 2. oder 3. Tag in die Purpurröthe, die vom 5. Tage an allmählig wieder bläſſer wird. Wo ſie anfängt hier oder da ins Violette hinüberzuſchillern, da deutet dieß ſtets Gefahr an. Wo es gut geht, vermindern ſich mit Abnahme der Röthe auch die Hals- und Kopfzufälle und nur die Geſchwulſt der Halsdrüſen zeigt ſich, beſonders bei ſkrophulöſen Kindern, etwas hartnäckiger. Dabei dauert auch

das Fieber fort und mäßigt ſich nach dem Ausbruche des Exanthems nur in wenigen und in ſolchen Fällen, wo die Krankheit ſehr gutartig verläuft. Bei mäßiger Bedeckung iſt die Hautausdünſtung nur ſehr gering, bei übertriebener aber ſehr ſtark, aber dann immer zum Nachtheile der Kranken. Das Exanthem beſteht in roth punktirten Flecken, die urſprünglich nicht ſehr ausgedehnt und iſolirt ſind, ſich aber bald vereinigen, indem ſie größer werden und endlich der Haut eine gleichförmige rothe Farbe geben, die momentan unter dem Fingerdrucke verſchwindet. Die dritte Periode oder das Stadium der Abſchuppung (stadium desquamationis) beginnt meiſtens einige (jedoch auch 8—14) Tage nach dem Verſchwinden des Ausſchlages. In dieſem Stadium gleichen ſich, da nun die Entzündung verſchwunden iſt, alle geſtörte Functionen wieder aus und namentlich ſchält ſich die mit ergriffen geweſene und nun abgeſtorbene Oberhaut in größeren oder kleineren Stücken ab. Dieſe Periode zieht ſich oft ziemlich in die Länge, indem man ſie nicht ſelten 30—40 Tage hat dauern ſehen. — Indeß ſtellt ſich die Krankheit nicht immer in ſo gutartiger, einfacher Geſtalt dar, ſondern es können ſich dazu gefährliche Zufälle geſellen, wie Entzündungen des Hirns, der Luftröhre, am Öfterſten aber des Unterleibes und, ſelbſt bei der größten Vorſicht, ſich allmählig eine allgemeine Hautwaſſerſucht oder eine Waſſeranhäufung in den Höhlen des Kopfes, der Bruſt, des Bauches oder auch leicht Verſetzungen auf andere Theile, z. B. Gliederſchmerzen, Verhärtungen und Vereiterungen der Drüſen, Urinbeſchwerden, Augen- und Ohrenentzündungen und Ausflüſſe ꝛc., bilden. Der Tod kann durch Heftigkeit und Bösartigkeit des Fiebers, durch plötzliches Zurücktreten des Ausſchlags auf edle Theile, durch die erwähnten Nachkrankheiten und ſogar durch Brand eines edlen Organs herbeigeführt werden. Der S. wird am Gewöhnlichſten durch die Anſteckung weiter verbreitet, doch entwickelt er ſich auch in vielen Individuen von ſelbſt. Häufige und ſchnelle Abwechſelungen in der Temperatur, wobei ſich viele Menſchen erkälten, ſcheinen ſowohl die Entſtehung als auch die Verbreitung dieſer Krankheit zu begünſtigen, daher ſieht man auch die Scharlachepidemien meiſt im Frühjahre und Herbſte entſtehen, wo ſie ſich dann bei unſteter Sommer- und Winterwitterung gern fortſetzen. Wahrſcheinlich begründen öftere Unterdrückungen der Hautausdünſtung die erſte Veranlaſſung zur Entwickelung des S. und weil die Veränderungen der Temperatur auf den kindlichen Körper ſtärker und ſchädlicher einwirken, ſo entſteht der S. vermuthlich auch nur in der Kinderwelt, trägt ſich aber durch die Anſteckung auch auf Erwachſene über, ſobald dieſe nicht ſchon in den Kinderjahren dieſe Krankheit, welche ein Individuum im Leben nur einmal befällt (denn Beiſpiele vom Gegentheile ſind höchſt ſelten), gehabt haben. Der S. läßt ſich eben ſo wenig heilen, als die Pocken oder die Maſern, ſondern verläuft wie dieſe ſeine Perioden und vernichtet ſich durch ſich ſelbſt. Eine paſſende Diät reicht hier um ſo mehr aus, je ſtrenger dieſelbe befolgt wird. Immer ſagt es dem Kranken in der Entzündungsperiode zu, wenn er etwas kühl gehalten wird. Nach Beendigung der Entzündung in der Haut, alſo vom Anfange der Abſchuppungsperiode an, muß aber ein etwas wärmeres Verhalten eintreten und jede Erkältung, beſonders Berührung der Luft, von dem Kranken abgehalten werden. Eine weſentliche Sorge iſt auch dieſe, daß ſolche Kranke nie 24 Stunden lang verſtopft bleiben dürfen. Vergl. J. Stieglitz, „Verſuch einer Prüfung und Verbeſſerung der jetzt gewöhnlichen Behandlung des Scharlachfiebers“ (Hanov. 1807. 8.) und Strahl, „Über das Scharlachfieber“ (Berl. 1833). 28.

Scharmützel, ſ. Schlacht.

Scharnhorſt (Gebhard David von), geb. 1756 zu Hämelſee im Königreiche Hanover, erhielt ſeinen erſten Unterricht in der Elementarſchule ſeines Geburtsortes, und ſchon hatte er das Jünglingsalter erreicht, als ſein Vater, bürgerlichen Standes, durch den in Folge eines Proceſſes ihm zuerkannten Beſitz des Gutes

Bordenau, erſt in den Stand geſetzt wurde, für ſeine fernere Ausbildung etwas zu thun. Durch Leſen der Feldzüge Friedrich's des Großen, die er bei dem Prediger ſeines Geburtsortes fand, und beſonders durch die Erzählungen eines Invalidenunterofficiers von ſeinen Kriegsabenteuern, hatte er eine entſchiedene Neigung für den Militairdienſt gewonnen. Obgleich ihm noch faſt alle wiſſenſchaftliche Kenntniſſe mangelten, ſo nahm ihn doch der Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe-Bückeburg, welchem der lebhafte und aufgeweckte Geiſt des Knaben gefiel, in die neuerrichtete Kriegsſchule zu Steinhude auf. Mit dem größten Eifer legte ſich S. auf das Studium der Kriegswiſſenſchaften, in denen er raſche Fortſchritte machte. Bei dem Tode des Grafen Wilhelm (1777) war er Conducteur. Bald darauf ſtellte ihn der hanöverſche General Eſtorf als Fähndrich in ſeinem Regimente an und übertrug ihm den Unterricht der Unterofficiere und ſelbſt älterer Officiere. Er erwarb ſich ein Verdienſt durch die Einrichtung der Fernröhre mit Mikrometern für den Kriegsgebrauch und durch die Entwerfung guter ſtatiſtiſcher Tabellen. Im Jahre 1780 ward er zum Artillerielieutenant befördert, zweiter und bald hernach erſter Lehrer an der damals in Hanover errichteten Kriegsſchule, 1792 Hauptmann und 1793 Commandeur einer reitenden Batterie. Seinen ſchriftſtelleriſchen Ruf hatte er früher ſchon durch ſein „Handbuch der Kriegswiſſenſchaft", ſein „Taſchenbuch für Officiere" und ſein „Militairiſches Journal" begründet; auf dem Felde der Ehre wurde ihm noch größerer durch die Vertheidigung von Menin 1794 und ſein heldenmüthiges Durchſchlagen durch einen ihm an Macht zehnfach überlegenen Feind. Wenn gleich der General Hammerſtein den Oberbefehl in dieſen Unternehmungen führte, ſo war derſelbe doch ſo edel, das ganze Verdienſt, dem Plane und der Ausführung nach, S. zuzuerkennen. Er erhielt für dieſe Heldenthat vom Könige von England einen Ehrenſäbel, ward zum Major im Generalſtabe ernannt und kurz nachher zum Oberſtlieutenant befördert. Auf Empfehlung des Herzogs von Braunſchweig trat er hiernach mit Beibehaltung ſeines Charakters in preußiſche Dienſte, wo er als dritter Quartiermeiſterlieutenant in den Generalſtab verſetzt wurde und als ſolcher Vorleſungen für Officiere hielt. Im Jahre 1804 wurde er zum Oberſten und 1807 zum Generalmajor befördert. In der Schlacht bei Auerſtädt (1806) empfing er zwei Wunden, leitete aber dennoch als Chef des Generalſtabes den Rückzug der Blücher'ſchen Armee nach Lübeck. Ausgewechſelt ging er nach Preußen zurück, wo er in der Schlacht bei Eylau mitfocht. Nach dem tilſiter Friedensſchluſſe ernannte ihn der König zum Präſidenten der Commiſſion, welche Behufs der neuen Einrichtung der Heerverfaſſung zuſammentrat, und nachher wurde er Chef des Ingenieurcorps. Im Jahre 1813 avancirte er zum Generallieutenant und erwarb ſich großes Verdienſt in der Vorbereitung des Volkes zu dem bevorſtehenden großen Freiheitskampfe. Er entwarf den Plan zur allgemeinen Bewaffnung und leitete nach dieſem dieſelbe ein. Beim Ausbruche des Krieges gegen die Franzoſen (1813) fungirte er als Chef des Generalſtabes im Blücher'ſchen Heere und focht in der Schlacht bei Lützen, wo er durch eine Kartätſchenkugel am Schenkel verwundet wurde. Von dieſer Verwundung noch nicht wiederhergeſtellt eilte er mit Aufträgen ſeines Königs nach Wien und ſtarb einige Wochen nach der Schlacht in Prag. Sein Monarch ließ dem Andenken des großen Mannes am Zeughauſe in Berlin neben der Königswache eine marmorne Statue errichten und in Prag ziert ein anderes Denkmal, auf Koſten des preußiſchen Heeres errichtet, ſeine Ruheſtatt. Stets wird ſein Verdienſt um König und Vaterland in der denkwürdigen Zeit von 1813 in der Bruſt eines jeden Patrioten und in der Kriegsgeſchichte Preußens fortleben. 61.

Scharwache, lat. cohors circuitoria; franz. guet, patrouille; engl. patrol, night-watch, heißt eine Anzahl bewaffneter Soldaten oder Polizeidiener, welche zur Sicherheit der Straßen dieſe des Nachts durchzieht. 30.

Schatten, lat. umbra; franz. ombre; engl. shadow, entſteht, wenn ſich ein dunkler Körper zwiſchen einem leuchtenden und einem erleuchteten befindet, indem erſterer die von dem leuchtenden ausgehenden Lichtſtrahlen auffängt. Die Geſtalt des Schattens wird daher beſtimmt, wenn wir von den Grenzen des leuchtenden Körpers an den Umfang des dunklen gerade Linien ziehen und dieſe weiter hinaus verlängern. Je größer die Stärke des Lichts iſt, deſto leichter wahrnehmbar müſſen die Grenzen ſein und es zeigt ſich daher der S. dunkler und wahrnehmbarer. Man nennt die gänzliche Entziehung des Lichts den vollen oder Kernſchatten, die theilweiſe aber Halbſchatten, lat. penumbra; franz. penombre; engl. penumbra. Iſt nun der leuchtende Körper kleiner als der dunkle, ſo wächſt der Durchmeſſer des Schattens zunehmend mit der Entfernung der auffangenden Fläche und der geſammte im S. befindliche Raum bildet dann eine abgekürzte Pyramide oder einen abgekürzten Kegel; im umgekehrten Verhältniſſe jener beiden Körper bildet der Schattenraum ein Prisma oder einen Kegel, aus deſſen Größe ſich die Entfernungen und Geſtalten der beiden Körper finden laſſen. Der S., den ein lothrechter dunkler Körper auf eine wagerechte Fläche wirft, heißt der gerade S. Der S. eines wagerechten dunklen Körpers auf einer lothrechten Fläche aber der umgekehrte S. Wird einer der Körper bewegt, ſo bewegen ſich auch die S. und zwar in gleicher Richtung mit dem dunklen und in entgegengeſetzter mit dem leuchtenden Körper. Gefärbte S. haben von jeher große Aufmerkſamkeit erregt und verſchiedene Erklärungen veranlaßt. Die am Häufigſten vorkommenden gefärbten S. ſind die blauen, welche ſich bei der Morgen- und Abenddämmerung zeigen und eine hellere oder dunklere Farbe haben, je nachdem die durch ein Kerzenlicht erzeugten S., wenn ſie auf eine weiße Fläche fallen, durch mehr oder minder helles Tageslicht erhellt werden. Jedoch giebt es auch Beiſpiele von rothen, grünen, gelben und anders gefärben S. Nach Prieſtley war Otto von Guericke (ſ. d. Art.) der erſte, welcher dieſe Erſcheinung beobachtete und ſie als einen Beweis anſah, daß Schwarz und Weiß gemiſcht Blau geben. Neueren Verſuchen zu Folge weiß man, daß ſich S. von allerhand Farben zeigen, wenn dunkle Körper von mehr als einem Lichte erleuchtet werden und wenn die verſchiedenen Lichter ein beſtimmtes Verhältniß ihrer Stärke unter einander beſitzen. 40.

Schatten und Licht ſind in der Zeichenkunſt und Malerei die beiden Hauptmittel der Darſtellung; es kommt aber dabei Alles auf die richtige Vertheilung und Anwendung der verſchiedenen Grade derſelben an. Eine Zeichnung ohne S. und Licht iſt nur ein blinder oder todter Riß oder ein Entwurf; ſind durch Linien S. und Licht im Allgemeinen angegeben, ſo entſteht ein Schattenriß; erſt durch richtige Hervorhebung beider erhält die Darſtellung Leben und Geſtalt und die Theile des Darzuſtellenden ihren Unterſchied und richtige Lage. Die verſchiedenen Grade des Schattens entſtehen aber von den verſchiedenen Hervorragungen und Vertiefungen der Theile eines Körpers. Denn das Licht verbreitet ſich nur über dasjenige, was glatt und eben iſt; wo ihm aber die geringſte Tiefe entgegenſteht, ſo entſteht aus einem ſolchen Hinderniß der S., welcher auf der Fläche nach der Form und Figur des erleuchteten Körpers ſich bildet. Überhaupt unterſcheidet man an einer Zeichnung drei Grade der S. und zwei Grade des Lichts. Der Haupt- oder ganze S. entſteht an den ganz unbeleuchteten Stellen einer Zeichnung. Der Schlagſchatten iſt der S., welchen der dargeſtellte Körper auf die dem Lichte entgegengeſetzte Seite wirft und allemal der ſtärkſte, verliert aber ſeine Kraft nach und nach, je weiter er ſich von ſeinem Körper entfernt. Wird er auf einen nahe gelegenen Gegenſtand geworfen, ſo muß er ſich nach der Form, Größe und Stellung dieſes Körpers, als auch nach dem Orte und der Stelle des ſchimmernden Lichtes richten. Der Halbſchatten entſteht an denjenigen Theilen einer Figur, die des Lichtes nur zum Theil beraubt ſind. Er hält das Mittel zwiſchen dem Hauptſchat-

ten und dem Lichte und dient zur bequemen Vereinigung beider. Das Licht, der Tag oder die Helle zerfällt in die lichten Flächen eines Körpers und das höchste Licht, Schlaglicht oder den Blick, d. i. denjenigen Punkt eines Körpers, welcher dem Lichte gerade entgegensteht. Das Gegentheil von dem Blicke iſt die Force oder der Druck oder derjenige Punkt, der dem Blicke perpendikulär gegenüberſteht. Dasjenige Licht, welches von den meiſten hellen Körpern hinüberfällt, heißt der Wiederſchein oder Reflex. Er entſteht größtentheils in dem ganzen oder Hauptſchatten und muß deßhalb heller als dieſer ſein. Großes Licht erfordert ſtarke S., ein ſchwächeres dagegen ſchwächeren S. Große Lichter und breite ſtarke S. werden Maſſen genannt. In der Abenddämmerung ſieht man beinahe nichts als dieſe Maſſen, d. h. man nimmt nur die großen Lichter und die ſtarken S. wahr. Der Ort des Lichts muß jederzeit mit Vorſicht gewählt werden und zwar ein ſolcher, wodurch die Gegenſtände am Meiſten belebt werden. In einem Gemälde darf aber nicht mehr als ein Licht angenommen werden, d. h. die Beleuchtung (ſ. Licht) muß nur von einem einzigen Orte geſchehen. Das Sonnenlicht ſtellt man ſich jederzeit außerhalb des Gemäldes vor, damit auf diejenigen Gegenſtände, welche gleich in der erſten Abtheilung ſtehen, das ſtärkſte Licht fällt. Das ſtärkſte oder Hauptlicht muß in die Mitte des Gemäldes fallen und von dort aus ſeinen Schein auf die Hauptfiguren und vorzüglichſten Handlungen ausbreiten, damit die ſeitwärts abweichenden Gegenſtände nach dem Maße ihrer Entfernung immer weniger oder ein ſchwächeres Licht erhalten. 26.

Schattirung, franz. nuance; engl. shadowing, bezeichnet in der Malerei und Zeichnenkunſt die Auflegung des Schattens. Man hat drei Manieren in der Ausſchattirung, nämlich das Schraffiren, das Rieſeln oder Graviren und das Tuſchen. Im Schraffiren zeichnet man die Schatten mit parallelen Strichen von gelindem Anſatze, deren Mitte ſtärker ausgedrückt wird. Das Rieſeln geſchieht durch kleine krumme Striche, welche gegen das Licht zu immer weiter und heller aus einander geſetzt werden. Das Tuſchen beſteht im Überziehen mit einer dunklern Farbe. Wird Tuſchen und Schraffiren zugleich angewendet, ſo heißt es Ruſſen. 26.

Schattenreich, ſ. Unterwelt.

Schattenriß, ſ. Schatten und Licht.

Schattenſpiel beſteht entweder aus bunten Bildern, welche an der weißen Wand eines dunklen Zimmers durch Anwendung der Zauberlaterne (laterna magica, ſ. d. Art.) ſichtbar werden, oder aus ſchwarzen beweglichen Bildern, welche man mittelſt Puppen oder lebendigen Perſonen, die man zwiſchen eine Lampe und eine glatte Wand oder auch hinter eine durchſichtige Fläche von Leinwand ꝛc. ſtellt, hervorbringt. Dieß ſind die ſogenannten Schattenpantomimen. Ähnlich ſind die Abbildungen, die man in der bekannten camera obscura auf einem Stücke weißer Leinwand verkehrt erblickt. Die ombres chinoises endlich, deren Erfindung man den Chineſen zuſchreibt, ſind Schattenriſſe von Puppen auf der hintern Seite bemalter Leinwand. 84.

Schatulle, ſ. Chatoulle.

Schatz, lat. thesaurus; franz. trésor; engl. treasure, iſt a) im Allgemeinen ein werthvoller Gegenſtand, gleichviel ob Perſon oder Sache; b) die Sammlung oder der Vorrath von Sachen von Werth; c) beſonders Geld- und Pretioſenvorrath, und d) am gewöhnlichſten das eingezahlte disponible Staatsvermögen. Man unterſcheidet dabei den Landes- oder Staatsſchatz von dem der Regentenfamilie oder dem königlichen S. Schon in den älteſten Zeiten wußte man nach Verſchiedenheit der Regierungen dieſen Unterſchied zu machen. Doch eignete ſich, beſonders in den Morgenländern, mehrentheils der Regent, indem er den Staat als zu ſeiner Verfügung geſtellt anſah, die öffentlichen Ein-

künfte an und häufte zu ſeinen Zwecken, indem er den Staatszweck damit verband, ungeheure Summen auf. Vom osmaniſchen Reiche hatte man früher die Vorſtellung, daß jeder Sultan jährlich 500 Beutel in den S. zu legen verbunden ſei, wodurch anjetzt ein nicht zu berechnender S. vorhanden ſein müßte. Die Verordnung in Koran iſt da; der S. aber nach den neueſten Ausweiſungen nicht. Eben ſo häuften die Vorſteher der alten Republiken, die Prieſterkaſten, ja ſelbſt einzelne Corporationen ihre beſonderen Schätze. Wir finden daher im Alterthume nicht ſelten bis ins Außerordentliche gehende Staats-, Stadt-, Tempel-, Kloſter- und Corporationenſchätze. Dieß dauerte ſo lange fort, bis unter den Völkern die Überzeugung, daß die edlen Metalle blos das Werthmaß der Dinge vorſtellten, nicht aber den Reichthum ſelbſt enthielten, allgemeiner wurde. In den Abendländern hat ſich das Aufhäufen von Staatsſchätzen am früheſten verloren. Man hat zwar die Ausgaben des erſten Feldzugs bereit zu halten geſucht; allein die Leichtigkeit, durch Anleihen Geld anzuſchaffen und durch Requiſitionen zu erſparen, hat es rathſamer gemacht, das baare Geld lieber den Unterthanen zu laſſen und ſolches den Gewerben nicht zu entziehen, als nutzlos aufzuhäufen. So haben in den neueſten Zeiten die nordamerikaniſchen Vereinsſtaaten ſogar in der Kammer der Abgeordneten den Vorſchlag gemacht, den zu ſehr angehäuften Überſchuß in der Staatseinnahme unter die einzelnen Staaten zu öffentlichen Verwendungen zu vertheilen. Was die zufällig aufgefundenen baaren Gelder und Pretioſen anbetrifft, ſo geben die Geſetze über den Erwerb für den Finder hin und wieder abweichende Vorſchriften an (ſ. Findungsrecht). 31.

Schatzkammer, franz. chambre du trésor; engl. exchequer, iſt 1) das Zimmer oder befeſtigte Gebäude, worin die öffentlichen Gelder aufbewahrt werden; 2) die Expedition des Collegium, welches ſich mit Verwaltung der Staatsgelder abgibt und die öffentlichen Zahlungen beſorgt (in England das Schatzamt); 3) das Collegium ſelbſt. Daher in England ſo viel als anderwärts Finanzminiſterium. Schatzkammerſcheine ſind die von demſelben ausgeſtellten Anweiſungen auf öffentliche Zahlungen. Vergl. Exchequer. 24.

Schaumburg-Lippe, ſ. Lippe.

Schaumünzen, ſ. Denkmünzen.

Schauſpiel iſt urſprünglich die allgemeine Benennung für jedes Erzeugniß der dramatiſchen Poeſie (ſ. d. Art.), das deutſche Wort für Drama, im beſondern Sinne verſteht man aber darunter die Mittelgattung zwiſchen Trauerſpiel und Luſtſpiel (ſ. d. Artt.), welche, ohne ſich gerade zu der ächt tragiſchen Höhe zu erheben, doch durch Verwickelung ſchwieriger und trauriger Lebensverhältniſſe Beſorgniß, Mitleid und Rührung erweckt, aber zuletzt zu einer freudigen Entwickelung führt. So iſt dem Dichter ein weiter Spielraum gegeben, zumal da die hohen Anforderungen des Trauerſpiels an das S. nicht gemacht werden. Denn obwohl daſſelbe als dramatiſches Kunſtwerk auch allen Regeln der Dramaturgie unterliegen muß, ſo bietet doch die mögliche Miſchung des Tragiſchen und Komiſchen, der mehr ruhige Gang der ganzen Handlung und der Contraſt der Verwickelung mit der endlichen Auflöſung ſo viel des Stoffes dar, daß der Dichter nur einer geſchickten Anordnung deſſelben bedarf, um das Gemälde zu vollenden. Nirgends iſt aber auch eben deßhalb mehr Gelegenheit nach Theatereffecten zu haſchen, als hier, ja dieſe bieten ſich oft von ſelbſt dar und führen den Dichter ſehr oft auf Abwege. Der Stoff des Schauſpiels nähert ſich, wie der des Luſtſpiels, mehr dem gewöhnlichen Leben, ja er kann ſelbſt wirkliches Ereigniß ſein, wodurch das hiſtoriſche S. entſteht. Zu ihm gehören dann alle Familiengemälde, die Schäferſpiele, Zauberſpiele u. dgl. Am Meiſten poetiſches Talent läßt ſich in den ſogenannten Rührſpielen oder Rettungsſtücken entwickeln, weil hier das tragiſche Element mehr vorherrſcht und eine idealere Auffaſſung der Charaktere zuläßt. 9.

Schauſpieler, lat. histrio; franz. acteur; engl. actor, player, heißt derjenige, dem es obliegt, eine einzelne Rolle in einem dramatiſchen Kunſtwerke auf der Bühne durch Darſtellung zu verwirklichen und anſchaulich zu machen, und ſeine Kunſt die Schauſpielkunſt. Zwar muß, wie zu jedem Dinge in der Welt, der S. für ſeine Kunſt geboren werden, die Natur muß ihn mit dem zu dieſer Kunſt nothwendigen Maße von Phantaſie, Verſtand, Scharfſinn und Auffaſſungsgabe, ſo wie mit einer äußerlich vortheilhaften Bildung, einem guten Organe ꝛc. beſchenkt haben, allein dieß Alles macht noch nicht den Künſtler ſelbſt. Mit allen dieſen Erforderniſſen wird der S. ſtets ein Naturaliſt bleiben, dem ein einzelnes Werk gelingt, während ihm zehn andere Rollen verunglücken, oder ein Manieriſt, deſſen Darſtellung nur in gewiſſen, von ſeinem künſtleriſchen Inſtincte ſo zu ſagen ihm bezeichneten Partien tadellos daſteht, in anderen aber ſtets an ſeine Hauptrollen durch Sprache, Bewegung, Auffaſſungsart u. ſ. f. erinnert. Ein vollendeter Künſtler wird nur derjenige werden, der neben allen oben angeführten Naturgaben einen eiſernen Fleiß mit tiefem Nachdenken, ſcharfer Beobachtung der Menſchen und glücklicher Combinationsgabe verbindet. Dann wird er ſein Gemüth wie ſeinen Körper durch unabläſſige Übung dergeſtalt ſich unterthänig machen und ſeinen künſtleriſchen Zwecken gemäß ausbilden, daß er ſich ſeiner ſelbſt, wie der Virtuoſe ſeines Inſtruments bedienen kann, um damit die wunderbarſten Schöpfungen hervorzubringen. Vor Allem muß daher der S. das Stück und dann ſeine Rolle in demſelben ſtudiren, d. h. er muß die Ideen, welche der Poet durch das Stück ausſprach, verſtehen und empfinden, er muß erkennen, wie die einzelnen Perſonen des Dramas immer wieder dieſe Ideen, wenn gleich nach ihrer ihnen gegebenen Individualität, repräſentiren und muß namentlich das Verhältniß ſeiner Rolle zu den übrigen Partien und zur Idee des Stückes überhaupt, die Bedingungen, durch welche ſie gerade ſo ſein muß, wie ſie iſt und nicht anders, die Entwickelung und Ausbildung ihres Charakters bis zu deſſen höchſter Entfaltung in ſeinen geringſten Beſonderheiten, ſo wie dasjenige, was von dieſem Allem ſeiner Individualität zuſagt oder ihr vollſtändig entgegen iſt, um darnach Einzelnes oder ganze Seiten derſelben hervorheben oder fallen laſſen zu können, auf das Allerſchärfſte und von allen Seiten ins Auge faſſen. Hierauf muß das Äußere, der Charakter, als Erſcheinung von ihm betrachtet werden und hierher gehört die ganze oft ſo ſehr ſchwierige Kunſt der Geſichtsmalerei und der Coſtümirung. Denn wenn es ſchon wahr iſt, daß ſich ein gewiſſer Theil des menſchlichen Charakters in Zügen, Farbe des Geſichts, im Blicke, in der Kleidungsweiſe darlegt, ſo gehört doch ein ſehr feiner Tact, ein ſehr ſicheres Gefühl dazu, vornehmlich hier nicht die Beſcheidenheit der Natur zu verletzen. Endlich muß er die ihm übertragene Rolle auf das Gewiſſenhafteſte memoriren, damit er nicht geſtört und gehemmt durch ängſtliches Hören auf den Souffleur ſeine ganze Kraft der Darſtellung zuwenden könne. Nachdem ſo jeder Einzelne mit ſich fertig iſt, kommen die Proben, damit eben die Idee des Dichters durch kunſtgerechte Zuſammenwirkung der S., durch Zuſammenſpiel recht lebendig vor die Seele des Zuſchauers treten könne. Hier kommt es nun darauf vorzüglich an, daß der einzelne S. ſich ſeines Verhältniſſes zum Stücke recht klar bewußt ſei, damit er aus einer Rolle nicht etwas mache, was die Wirkung aller übrigen vernichtet und was der Dichter, der Natur der Sache gemäß, nicht beabſichtigen konnte; damit er ferner in allen den Fällen, wo zwar andere Partien mehr hervortreten, als ſeine Rolle, er aber vom Dichter doch angewieſen iſt, durch ſein untergeordnetes Spiel dieſe Hauptperſonen in der Art zu unterſtützen, daß ihre Bedeutung klar, ihre Charakterentwickelung ergreifend und verſtändlich werde, dieß nie verabſäume; damit er endlich in einer Hauptpartie nicht alle Nebenrollen in die zweiten Ranges drücke, ſondern mit ſtetem Bedachte, daß er ſelbſt als Hauptperſon nur eine Farbe in dem

großen Gemälde ſei, welches der Dichter aufrollt, und daß zur rechten Erkenntniß ſeiner ſelbſt den übrigen Mitſpielern ihr Recht, ihr Rang, ihre Stellung im Stücke ebenfalls gelaſſen werden müſſe, beſtändig darauf hinarbeite, ſeine Nebenſpieler gerade recht ins gehörige vortheilhafte Licht zu ſetzen, ſo viel dieß an ihm durch ſeine Rolle liegen und geſchehen kann, und daß er nie unbekümmert um die Übrigen für ſich allein ſpiele. Eine Aufführung eines Stückes in dieſer Art wird, unterſtützt durch Beleuchtung und Decoration (denn auch dieſe ſpielen mit), gewiß von ungemeiner Wirkung ſein. Eine beſondere Beachtung für den S. verdient auch noch, ob die darzuſtellende Rolle in einer Tragödie oder in einem Luſtſpiele iſt; denn hiernach wird ſich nothwendig die ganze Auffaſſung und alles Übrige richten müſſen. Freilich kann dieß Alles nur auf ſolche Erzeugniſſe der dramatiſchen Muße angewendet werden, welche ein wahrhafter Dichter ſchrieb, und nicht auf ſolche, wie ſie die Tagesliteratur zu Dutzenden hervorbringt. Bei dieſen freilich iſt es unumgänglich, daß der S. erſt die todtgeborenen Kinder belebt oder aus der Rolle, wie es heißt: „etwas macht“, und dieſe Rollen ſind es auch, die eigentlich dem wahrhaften Talente des Schauſpielers den Untergang bereiten. Denn einmal haben gerade dieſe Rollen für jeden ächten Künſtler einen natürlichen Reiz, weil ſie das Schöpfungsvermögen des Darſtellers in voller Unabhängigkeit vom Dichter und gewiſſermaßen alſo in ſeiner höchſten Vollendung veranſchaulichen und dann verwirren ſie am Allermeiſten den Begriff des Schauſpielers über das Verhältniß des Darſtellers zum Dichter. Gemeiniglich nämlich ſtellt ſich dann die Meinung feſt, als werde der Dichter erſt durch den S. und dieſer müſſe erſt aus den Worten des Dichters concrete Geſtalten ſchaffen und ſei ſo gewiſſermaßen über den Dichter erhaben. Der S. iſt kein bloßes Organ des Dichters, ſondern eine wunderſame individuelle Offenbarung ſeines Geiſtes, die ganz er, dennoch ſich ſelbſtſtändig kühn und großartig bewegt. Allein wenn nur der S. ſich zeigt und nicht überall den Dichter in jedem Worte, jeder Miene offenbart, ſo zeigt ſich ebenfalls ſeine ganze Kunſt als eine leere, nichtige, werthloſe, vorüberrauſchende. Was die Declamation betrifft, ſo dürfeu eigentlich wahrhaft geſpielte Rollen, die ſo zu ſagen Fleiſch und Bein haben, gar nicht declamirt werden können. In dieſen nämlich erſcheinen die Worte als die letzten gleichſam zu Tage liegenden Spitzen der Gedanken, Empfindungen, Leidenſchaften und Handlungen. Iſt nun der S. ganz von ſeiner Rolle, ganz von der Poeſie des Stücks und ſeiner Aufgabe erfüllt, dann wird von ſelbſt der Ton der Stimme, das Maß der Rede, der Accent des Ausdrucks kommen, welche in der fraglichen Situation des Stücks die einzig nothwendigen ſind. Damit ſoll aber nicht geſagt werden, als ob ſich der S. nicht der Declamation, des Abwägens der ganzen Tonleiter, die ſeinem Organe zu Gebote ſteht, befleißigen ſolle, ſondern nur ausgeſprochen werden, daß im wahrhaften höchſten Sinne des Wortes declamatoriſche Rollen und Charaktere keine Charaktere ſind. Die Übung aber in der Declamation iſt für jeden S. unerläßlich, weil er nur durch ſie die Virtuoſität des Organs erlangt, deren er benöthigt iſt. Nur darf ſie nicht als höchſte Spitze der Kunſt, als etwas an ſich ſchon Vollendetes und Befriedigendes betrachtet werden. Die bürgerlichen Verhältniſſe des Schauſpielers haben ſich in den neueren Zeiten gegen ſonſt allerdings außerordentlich, und nur zum Vortheile des Künſtlers, gehoben. Sonſt war ihre Lage in der menſchlichen Geſellſchaft eine traurige; die **levis notae macula**, welche das römiſche Recht ihnen aufgedrückt hatte, machte ſie unehrlich, die fanatiſche Geiſtlichkeit verſagte ihnen ein feierliches Begräbniß und eiferte laut gegen den Beſuch des Theaters; eine Sache, die übrigens an manchem Orte noch heut zu Tage geſchieht. Allein trotz aller erlangten Vorzüge iſt im Allgemeinen der S. noch ein rechtsloſer Mann. Denn die oft zu weit ausgedehnte Vorliebe, die Vortheile ihrer jetzigen Stellung genießen meiſtentheils doch nur diejenigen S., welche das Glück haben, einer ſtehenden Bühne anzuge-

hören. Der S. bei einer ſogenannten wandernden Truppe hat, mit wenigen Ausnahmen, ein ganz anderes Loos. Und doch ſollte man ſehr wohl bedenken, daß die wahrhaften Pflanzſchulen ächter S. (viel beſſere als die neuerdings hier und da bei großen Bühnen errichteten) eben dieſe wandernden Theater ſind, weßhalb gerade auf ſie der Staat ein weit ſorgſameres, fördernderes Auge werfen ſollte, als es geſchieht; denn gerade durch die Verhältniſſe, wie ſie beſtehen, werden vornehmlich der immer größer werdende und ſchärfer hervortretende Mangel an tüchtigen Schauſpielern, der Untergang vieler vortrefflichen Talente und die moraliſche und äſthetiſche Erbärmlichkeit der meiſten ambulanten Truppen befördert (vergl. Theater). 82.

Schebecke, franz. chébeck; engl. shebeck, iſt ein leichtes Schiff auf dem mittelländiſchen Meere, dreimaſtig, mit Segeln und Rudern verſehen, das ſich durch ſeinen ſcharfen und ſchmalen Bau auszeichnet, einen weit vorhängigen Vordermaſt hat und hinten weit überbaut iſt. Es ſegelt ſehr ſchnell und wird daher oft zur Verfolgung der Seeräuber angewendet. 30.

Schechner-Waagen (Nanette), eine der berühmteſten der jetzt lebenden deutſchen Sängerinnen, geb. 1806 zu München, erhielt ihre erſte künſtleriſche Ausbildung von dem Schauſpieler Weber und fand, nachdem ſie in das Chor der italieniſchen Oper eingetreten war, bald Gelegenheit ſich auszuzeichnen. Ihre überaus ſchöne Stimme und ſonſtigen ungewöhnlichen Anlagen fanden zum Glücke in dem Kapellmeiſter Orlandi und dem Sänger Ronconi treffliche Lehrer und Bildner, um ſo mehr, als ſich ſelbſt der königliche Hof für ein ſo ſeltnes Talent lebhaft intereſſirte. Bald fing ſie an ihre Umgebungen zu verdunkeln und in Wien, wohin ſie 1825 gegangen war, erwarb ſie ſich den ungetheilteſten Beifall. Nach ihrer Rückkehr nach München, welches eilte, die treffliche Künſtlerin durch feſtes Engagement für immer zu gewinnen, unternahm ſie eine Kunſtreiſe in das nördliche Deutſchland und trat unter andern im Jahre 1827 zu Berlin auf. Der Enthuſiasmus, welchen ſie hier z. B. als Veſtalin, Iphigenia, Fidelio und in anderen Rollen erregte, war außerordentlich und für ſie um ſo rühmlicher, als es galt, mit anerkannt großen und allgefeierten Sängerinnen in die Schranken zu treten. Seitdem hat ſie den Ruhm, unter den erſten Künſtlerinnen zu glänzen, auf wiederholten Kunſtreiſen würdig bewährt und iſt noch jetzt die ſchönſte Zierde des münchener Theaters. 36.

Schede (Paul), genannt **Meliſſus**, ward 1539 zu Melrichſtadt in Franken geboren, beſuchte, nachdem er die Schule zu Zwickau verlaſſen hatte, die Univerſitäten Erfurt und Jena und wurde in ſeinem 22. Jahre zu Wien zum Dichter gekrönt und zugleich auch in den Adelſtand erhoben. Er lebte darauf einige Zeit in Leipzig und Wittenberg, kehrte aber ſpäter nach Wien zurück, wo man ihn zum Vorſteher einer Cadettenſchule ernannte. In der Folge nahm er unter dem kaiſerlichen Heere in Ungarn Kriegsdienſte, gab jedoch dieſe bald wieder auf und reiſte nach Frankreich und Italien; hier wurde ihm zu Padua die Würde eines Pfalzgrafen, eques auralus und römiſchen Bürgers ertheilt. Nach ſeiner Rückkehr aus England berief man ihn als Bibliothekar nach Heidelberg, wo er im Jahre 1602 ſtarb. Weder als deutſcher, noch als lateiniſcher hat S. den Ruf erhalten, den er mit Recht verdient, Seiner deutſchen Gedichte ſind wenige; ſie finden ſich im Anhange der von Zincgref beſorgten erſten Ausgabe der „Opitziſchen Gedichte" (Straßburg 1624. 4.), und hieraus vollſtändig abgedruckt in A. Gebauer's „Deutſcher Dichterſchule" (I. S. 43). Wie bekannt, iſt S. der Erſte, welcher das Sonnet im alexandriniſchen Versmaße bei uns einführte. Er iſt zwar, wie Freiherr von Spee, der Zeit nach einer der nächſten Vorgänger von Opitz, hat aber ſonſt mit dieſem und ſeiner Schule in keiner Beziehung etwas Ähnliches, ſondern gehört noch ganz der vorhergehenden Periode an. Einige ſeiner Lieder, wenn man manche Vershär-

ten überſieht, ſind höchſt anmuthig und zart und noch ganz im Tone der beſten damaligen Volkslieder gedichtet. S.'s Bearbeitung der Pſalmen in Verſen, die nicht verloren iſt, erſchien unter dem Titel: „Die Pſalmen David's in deutſche Geſangreymen nach franzöſiſchen Melodien und Sylbenart mit ſonderlichem Fleiße gebracht von Meliſſo" (Heidelberg 1572. 8.). Lateiniſche Gedichte von ihm, unter dem Namen „Schediasmata" kamen mit Fel. Fidler's „Descriptio flum. Germ." zu Halle (1625. 8.); ſeine „Meletemata poetica" aber zu Frankfurt (1595. 8.) heraus. 83.

Schedone (ſpr. Skedone) (Bartolomeo), ein ausgezeichneter italieniſcher Maler, geb. 1570 zu Modena, bildete ſich in der Schule der Carracci, verließ aber ſpäter den Styl derſelben und nahm die Manier Correggio's an, für deſſen geiſtreichſten Nachahmer er unbedingt gehalten werden muß. Zu ſeinen vorzüglichſten Arbeiten gehören unter andern ein „Coriolan" (auf dem Stadthauſe zu Modena), eine „Geburt Chriſti" und der „heiligen Jungfrau", eine „heilige Familie", der „Tod Chriſti" und ſeine „Schüler ihren Herrn zu Grabe tragend" (im Muſeum des Louvre), ferner „Nikodemus" und der „heilige Johannes", „Joſeph von Arimathia" (in der berliner Gallerie) und 3 in der wiener Gallerie befindliche Gemälde. Auch als Portraitmaler zeichnete ſich S. aus und Viele halten ihn für einen der beſten, die Italien hervorgebracht hat. Seine Zeichnung iſt richtig, ohne ſchön zu ſein, ſein Colorit zart und warm, die Ausführung fleißig, vor Allem aber bewundernswerth die geiſtreiche und großartige Compoſition. Beſonders reizend ſind ſeine Köpfe. Er ſtarb im Jahre 1615. 36.

Scheele (Karl Wilhelm), einer der Schöpfer der neuern Chemie, wurde den 19. Dec. 1742 zu Stralſund geboren, wo ſein Vater Kaufmann war, erlernte beim Apotheker Bruch in Gothenburg das Apothekerweſen und widmete ſich dann eigenen Bearbeitungen und Forſchungen. 1765 kam er als Apothekergehülfe nach Malmoe, 1767 nach Stockholm und 1773 nach Upſala. Seine Kenntniſſe verſchafften ihm den Umgang mehrerer Chemiker (Bergmann u. A.) daſelbſt und gaben ihm Gelegenheit zu chemiſchen Arbeiten im akademiſchen Laboratorio und bald darauf ward er Director des mediciniſchen Collegium in Köping, wo er den 24. Mai 1786 ſtarb. Er entdeckte den Baryt, die Kohlenſäure im Kalkſpathe, den Sauerſtoff, das Chlor, Mangan, Molybdän, Arſenikwaſſerſtoff, Schwefelwaſſerſtoff, die Arſenikſäure, Milchſäure, Gallusſäure, Kleeſäure, Hydrocyanſäure und Äpfelſäure; ſtellte zuerſt die Weinſteinſäure und die Citronſäure rein dar; erfand neue Verfahrungsarten zur Herſtellung der Benzoëſäure, des Phosphor-, des Eſſig- und Benzoëäthers; wies das Vorhandenſein des oxalſauren Kalkes in einer Menge Vegetabilien nach; analyſirte zuerſt die atmoſphäriſche Luft; beſtätigte Lavoiſier's und Cavendiſh's Entdeckungen über die Zuſammenſetzung des Waſſers und deſſen Entſtehung durch Verbrennen eines Gemenges von Oxygen und Waſſerſtoff. Seine Schriften hat Hermbſtädt geſammelt (Berlin 1793. 2 Bde.). 76.

Scheeren (Skären von ſkiäre, zerſchneiden) heißen im Schwediſchen die zahlreichen Uferklippen, die ſich längs den Küſten und zwar beſonders den Oſtküſten, als Ausläufer der Gebirge oft Meilen weit unter dem Meere fortſetzen. Von ihnen hat eine Abtheilung der ſchwediſchen Flotte, welche aus flachen, nicht tief im Waſſer gehenden Kanonierböten und Jöllen beſteht, den Namen Scheerenflotte erhalten. Dieſelbe zählt jetzt 250 Schaluppen, 5 Feuerſchiffe, 8 Bombarden und 24 Schooner von 8 Kanonen. 1.

Schefer (Leopold), ein ausgezeichneter deutſcher Lyriker und Novellendichter, wurde am 30. Juli 1784 zu Muskau in der Niederlauſitz geboren, anfangs durch Privatlehrer und dann auf dem Gymnaſium zu Bautzen gebildet, von wo er nach Muskau zurückkehrte, ſich daſelbſt vorzüglich mit dem Studium des Homer und Shakeſpeare beſchäftigte und abwechſelnd kleine Reiſen unternahm. Im Jahre

1813 ernannte ihn der Graf Pückler zum Generalbevollmächtigten ſeiner Güter und ſetzte ihn durch eine Penſion in den Stand, England, Wien, Italien, Sicilien, Griechenland, Conſtantinopel und die Küſte von Aſien zu beſuchen, worauf er im Jahre 1820 nach Muskau zurückkehrte und ſeitdem auf einem in der Nähe von Muskau gelegenen Landhauſe lebt. Als Dichter trat er zuerſt im Jahre 1811 mit einem Bande von ihm ſelbſt componirter Lieder auf, welche er unter dem Namen des Grafen Pückler herausgab. Hierauf erſchien, ebenfalls unter fremdem Namen, ein Band „Gedichte“ (Berlin 1813), in denen ſich ungeachtet ihrer Unvollkommenheit in Bezug auf die Form ein hohes Dichtertalent ausſprach. Als dramatiſcher Dichter machte er ſich durch die Trauerſpiele: „Mohammed II.“, „Euphroſyne“, „Madonna Laura“ und „Die Bettler“ bekannt, ohne jedoch in dieſem Fache einen ausgezeichneten Ruf zu erlangen, welcher ihm in deſto höherem Grade durch ſeine „Novellen“ zu Theil wurde. Sie erſchienen zuerſt geſammelt unter dem Titel: „Novellen“ (Leipzig 1825—1829. 5 Bde.); „Neue Novellen“ (Ebend. 1831—1835. 4 Bde.) und „Lavabecher“ (Stuttg. 1833. 2 Bde.) und zeichnen ſich durch Reichthum der Gedanken, Innigkeit der Empfindung, Lebendigkeit der Naturſchilderungen und innere Wahrheit der Charaktere aus. Auch als lyriſcher Dichter entfaltete er in ſeiner Sammlung: „Kleiner lyriſcher Werke“ (Frankf. 1828) und vor Allem in ſeinem „Laienbrevier“ (Berl. 1834 und 1835), einer Reihe von Gedichten moraliſchen und religiöſen Inhaltes, eine ſolche Wärme und Innigkeit des Gefühls, eine ſo tiefe Kenntniß der verborgenſten Seiten des menſchlichen Herzens und eine ſo eigenthümliche und erhabene Weltanſchauung, wie wir ſie nur bei den geweihteſten Sehern wiederfinden. S. beſitzt zugleich große theoretiſche Kenntniſſe in der Muſik und iſt als Componiſt in der Oper: „Sakontala“ und in vielen Quartetten aufgetreten. 81.

Scheffel, Schäpel, Schepel, Sheepel, ein bekanntes Getreidemaß, hält in Altenburg 7089, in Altona 877, in Amſterdam 1433, im Königreiche Baiern 11209,56, in Braunſchweig 15712, in Bremen 3734, in Breslau 3774,6, in Danzig 2452, in Dresden 5238, in Emden 1379,5, in Gera 5352, in Hamburg 5308, in Leipzig 5238, im Fürſtenthume Lippe 2232,85, in Lübeck 1794, in Meklenburg-Schwerin 3888,9, im Königreiche Preußen 2770,74, in Weimar 3380, im Königreiche Würtemberg 8934,4 pariſer Cubikzoll. — Ein S. Land iſt ſo viel, als von einem S. jedesmal beſät werden kann und deßhalb nach dieſem verſchieden. 26.

Scheffler (Johann), auch unter dem Namen Angelus Sileſius bekannt, ein ausgezeichneter deutſcher Liederdichter, wurde im Jahre 1624 zu Breslau oder Glatz geboren, ſtudirte Medicin, wurde zum Leibarzte des Herzogs von Würtemberg-Öls ernannt, trat im Jahre 1653 zur katholiſchen Kirche über, erhielt die prieſterliche Weihe, wurde zum Rathe des Biſchofs von Breslau erwählt und ſtarb daſelbſt am 9. Juli 1677 im Kloſter. Da er ſchon in ſeiner Jugend Neigung zur myſtiſchen Schwärmerei hatte, ſo fand er ſpäter an den Schriften Tauler's, Böhme's, Schwenkfeld's u. A. ſolches Intereſſe, daß er ſelbſt ein vollkommener Myſtiker wurde. Dieſe Richtung ſeines Gemüthes ſpricht ſich vorzüglich in der tändelnden Bilderſprache ſeiner geiſtlichen Lieder aus. Von ſeinen Werken verdienen beſondere Erwähnung: „Cherubiniſcher Wandersmann“ (Glatz 1674. 12.), ein faſt 100 Jahre lang benutztes Erbauungsbuch, welches zahlreiche Ausgaben erlebte; „Geiſtliche Hirtenlieder“ (Bresl. 1657); „Betrübte Pſyche“ (Ebend. 1664) und „Die köſtliche evangeliſche Perle“ (Glatz 1667); „Poetiſche Sprüche“, geſammelt von V. v. E. (Varnhagen von Enſe) (Berl. 1820), welche ſich vorzüglich durch Einfachheit und Kraft auszeichnen. Auch iſt S. der Verfaſſer des ſchönen Kirchenliedes: „Mir nach, ſpricht Chriſtus unſer Held ꝛc.“ — Vergl. über ihn: Müller's „Bibliothek deutſcher Dichter des XVII. Jahrh.“ (Lpz. 1826. 9. Bd.). 81.

Scheffner (Johann Georg), ein durch ſeine Bildung und Charakterfeſtigkeit bekannt gewordener Mann, wurde am 8. Aug. 1736 zu Königsberg geboren, ſtudirte die Rechtswiſſenſchaft, trat 1757 als Secretair in die Dienſte des Herzogs Karl von Holſtein-Beck, verließ dieſelben aber 1760 aus Vaterlandsliebe, um als Fähndrich im preußiſchen Heere an den Feldzügen in Sachſen, Schleſien und Pommern Theil zu nehmen. Er machte während dieſer Zeit die Bekanntſchaft Gottſched's und Ramler's, ſtudirte den Shakespeare nach Eſchenburg's Überſetzung und benutzte jede freie Stunde zu ſeiner weitern Ausbildung. Nachdem er 1765 eine Anſtellung als Secretair bei der königlichen Kammer erhalten hatte, wurde er 1767 zum Kriegs- und Steuerrathe von Gumbinnen ernannt, machte auf alle Mängel dieſes Verwaltungszweigs mit Freimüthigkeit und Offenheit aufmerkſam und nahm 1775 ſeinen Abſchied. Ein Geſuch um Penſion, auf die er wegen einer bedeutenden Verwundung während des Kriegs gerechten Anſpruch hatte, ſchlug ihm Friedrich II. eigenhändig ab und S. lebte nun in der größten Eingezogenheit auf dem Lande, wirkte aber fortwährend, ſo viel er konnte, für das allgemeine Beſte, machte ſich beſonders um die Verbeſſerung der Landſchulen verdient, ſtand mit den ausgezeichnetſten Männern fortwährend in ſchriftlicher Verbindung und ſtarb am 16. Aug. 1820 im 84. Jahre ſeines Alters. Unter ſeinen ſehr zahlreichen Schriften, welche jetzt zum Theil nicht mehr im Buchhandel zu haben ſind, erwähnen wir: „Mein Leben, wie ich J. G. Scheffner es ſelbſt beſchrieb" (Leipz. 1816); „Freundſchaftliche Poeſien eines Soldaten" (1793. 2. Aufl.); „Spätlinge" (1803); „Ein Vierblatt, gewachſen unter Schnee und Eis" (1813). 81.

Scheibel (Johann Gottfried), das amtloſe Haupt der neulutheriſchen Faction in Preußen, wurde am 16. Sept. 1783 zu Breslau geboren, wo ſein Vater, Johann Ephraim S. (ſtarb 1809), bekannt als Phyſiker und Mathematiker, Rector und Profeſſor am Eliſabethaneum war. Gründlich, namentlich in linguiſtiſcher Hinſicht, für die Univerſität vorgebildet ſtudirt er ſeit 1801 in Halle und gab ſchon damals ſeinen orthodoxen Sinn in ſeiner wegen eines Stipendium geſchriebenen „Commentatio de Psalmo secundo", worin er die Meſſianität dieſes Geſangs zu vertheidigen ſuchte, zu erkennen. Anfangs entſchloſſen, in Göttingen unter Schlözer's Leitung ſich für das akademiſche Lehramt vorzubereiten, ging er doch dem Wunſche ſeines Vaters gemäß nach Breslau zurück, wo er, ſpäter als Prediger angeſtellt, fortwährend mit hiſtoriſchen Studien ſich beſchäftigte und ſeine „Beiträge zur Kenntniß der alten Welt" (2 Bde. 1806—1809) herausgab. Im Jahre 1811 wurde er zum außerordentlichen Profeſſor der Kirchengeſchichte an der nach Breslau verlegten frankfurter Univerſität ernannt. Doch fanden bei der von ihm genommenen theologiſchen Richtung ſeine Vorleſungen, für welche er den „Unterricht der Kirchengeſchichte" (Breslau 1812. 2. Aufl. 1820) ſchrieb, weniger Beifall, als ſeine Predigten, welche ſich, beſonders ſeit ſeiner Anſtellung als Diakonus an der Eliſabethkirche (1814), immer einer großen Anzahl Zuhörer zu erfreuen hatten. Im Jahre 1818 zum ordentlichen Profeſſor der Theologie ernannt, nachdem er einen Ruf nach Dorpat abgelehnt hatte, ſchlug er auch mehrere andere bald folgende ehrenvolle Anträge aus, wie 1819 die Würde eines Oberbiſchofs aller Proteſtanten in Rußland, die Hofpredigerſtelle in Dresden, die Conſiſtorialwürde in der Mark. 1822 wurde er Doctor der Theologie nach Vertheidigung ſeiner „Dissertationes criticae et exegeticae ad vaticinia Haggai cum prolegomenis" (Vratisl. 1822. 4.). Als 1817 die Vereinigungsverſuche der proteſtantiſchen und reformirten Kirche in Preußen begannen, trat er als der heftigſte Gegner jeder Union auf und vertheidigte den ſtreng lutheriſchen Lehrbegriff auf der Synode zu Breslau (1817—1819), wie in der Schrift: „Das Abendmahl des Herrn" (Bresl. 1823). In ſeinem Eifer ging er ſelbſt auf der Kanzel ſo weit, daß ihm 1822 das Manuſcript einiger Predigten abgefordert wurde. Dieß

vermehrte aber nur noch ſeinen Anhang, bis er bei fortwährender Weigerung, die neue Kirchenagende anzunehmen, 1830 ſuspendirt und 1832 ſeiner ſämmtlichen Ämter entbunden wurde. Zwar wurde ihm bald nachher eine Profeſſur und Predigerſtelle in Halle angeboten, doch ſchlug er dieſelbe aus, zog ſich in das Privatleben nach Dresden zurück und betrat anfangs fleißig ſächſiſche Kanzeln, bis ihm dieſe endlich (Nov. 1832) wegen ſeiner heftigen Angriffe auf die gegenwärtige ſächſiſche evangeliſche Geiſtlichkeit verſchloſſen, auch (Aug. 1833) der fernere Aufenthalt in Dresden verſagt ward. Darauf begab er ſich in die Stille des Landlebens bei Dresden und fördert von dort aus durch Privat- und Druckſchriften ſeine und ſeiner breslauer Gemeinde Sache. Nur einen Amtsact vollendete er während dieſer Zeit. Als Biſchof ſeiner Gemeinde ordinirte er den Profeſſor Guerike in Halle zum ächt lutheriſchen Prediger einer andern gleichgeſinnten Gemeinde im Herzogthume Sachſen, und zwar, da ihm keine Kirche dazu zu Gebote ſtand, in dem Privathauſe eines gleichgeſinnten Freundes in Leipzig. — Außer den bereits genannten Schriften haben wir von S. noch folgende: „Abriß des Abendmahlsritus bei den verſchiedenen Religionsparteien“ (Bresl. 1824); „Communionbuch“ (Bresl. 1827); „Sieben Predigten zu Breslau, Dresden und Rammenau gehalten“ (Dresden 1832); „Geſchichte der lutheriſchen Gemeinde in Breslau von 1830—1832“ (Nürnb. 1832); „Actenmäßige Geſchichte der neueſten Unternehmung einer Union zwiſchen der reformirten und lutheriſchen Kirche im preußiſchen Staate“ (Leipz. 1833. 2 Bde.). 63.

Scheich (eigentlich Alter, Greis) bezeichnet im Arabiſchen überhaupt einen Vorſteher, weniger aber in politiſcher, als in geiſtiger Hinſicht; daher heißt ſo der Vorſteher einer Schule oder Secte oder eines Kloſters; überhaupt aber iſt es ein Ehrentitel für Gelehrte, ähnlich dem hebräiſchen Rabbi. 9.

Scheidekunſt, ſ. Chemie.

Scheidemünze, ſ. Münze.

Scheiden iſt eine bergmänniſche Arbeit, welche beabſichtigt die Erze nach ihrer Güte zu ſortiren und große Stücke ſo zu zertheilen, daß dieſelben nach ihrem verſchiedenen Gehalte mehreren Sorten zugetheilt werden können. Die Scheidung geſchieht im Scheidehauſe und in der Scheideſtube auf der Scheidebank, einer Tafel mit Scheidewänden oder Blöcken von Stein oder Eiſen, auf denen durch die Scheidejungen die Erze aus einander geſchlagen werden. Nicht jedes Erz iſt reich genug, um die Scheidungskoſten zu decken. Dasjenige, welches ſo beſchaffen iſt, heißt Scheidewerk, zum Unterſchiede vom Pochwerke (ſ. d. Art.). 76.

Scheidewaſſer, ſ. Salpeterſäure.

Scheidung, lat. divortium; franz. und engl. divorce, iſt juridiſch die Trennung des Ehebündniſſes unter Lebenden, und man unterſcheidet die gänzliche Auflöſung des Ehebündniſſes (eigentliche Eheſcheidung) und Trennung (Scheidung) vom Tiſch und Bette. Letztere blos iſt bei den Katholiken zuläſſig, indem ſie das eigentliche Bündniß als Sacrament für unauflösbar erklären. Soll die Trennung vom Tiſch und Bette für immer zugelaſſen werden, ſo müſſen die Gründe einer wirklichen Vereitelung des Ehezweckes vorhanden ſein. Die Nichtigkeitserklärung, welche auch bei den Katholiken ſtattfindet, thut hierbei keinen Eintrag; denn bei dieſer wird angenommen, daß noch gar keine rechtmäßige Ehe beſtanden habe. Bei den Proteſtanten wird die S. vom Tiſch und Bette blos auf Zeit (mehrentheils 6 Monate) und in ſolchen Fällen angeordnet, wenn man noch die Hoffnung eines Wiederverſtändniſſes hegt und die S. dereinſt nur aus Gründen der Billigkeit und nach der Rechtsähnlichkeit zulaſſen würde, nicht aber da, wo die S. nach dem Geſetze ſofort zu geben iſt. Eigentliche Scheidungsgründe ſind: a) die der Nichtigkeitserklärung, in allen den Fällen, wenn das Ehebündniß gleich anfangs für nicht zur Vollſtändigkeit gediehen anzuſehen iſt. Hier-

her gehören alle die Urſachen, welche die Gültigkeit des Ehevertrages ſelbſt behindern, wie z. B. mangelhafte Einwilligung verbotener Verwandtſchaftsgrade und alle die Urſachen, welche die Erreichung des Zwecks der Ehe gleich anfangs nicht zulieſzen. b) Solche, die den Zweck der Ehe nach der Zeit vereiteln, als Ehebruch, bösliches Verlaſſen, ſtumme Sünden und Lebensnachſtellungen. c) Nach der Billigkeit und Rechtsähnlichkeit gefährliche Miſzhandlungen, entehrende Strafe, Verweiſung des einen Theils, unheilbare geheime Übel. Man nimmt nämlich in cultivirten Staaten an, daſz die Auflöſung unglücklicher und zweckwidriger Verbindungen um ſo weniger zu behindern ſei, je verwickelter die Lebensverhältniſſe mit dem Zeitlaufe werden. Der für unſchuldig befundene Theil darf ſich anderweit verehelichen, der ſchuldige aber hat vorher Dispenſation zu ſuchen. Nach dem ältern römiſchen Rechte wurde zur Ehetrennung (divortium, zum Unterſchiede von repudium, als S. der Verlobten) blos das Einverſtändniſz beider Ehegatten erfordert; nach dem neuern römiſchen Rechte aber reicht eine hinlängliche Urſache hin, um die Trennung, ſelbſt gegen den Willen des Andern, zu erlangen. 10.

Schein, lat. apparentia; franz. apparence; engl. appearance, bedeutet zunächſt Alles, was ſcheint, glänzt, wie etwa ein leuchtender Körper; weiter das, was erſcheint, die Erſcheinung, weil die Dinge uns dadurch erſcheinen, daſz ſie ſcheinen, durch das Medium des Lichts. Nun weiſt aber die Philoſophie an den Dingen außer dem Äußern, welches uns erſcheint, auch ein Inneres, ein Weſen nach, welches nicht in die Erſcheinung tritt, ſondern auf einem andern Wege, etwa durch das Denken, erfaſzt wird. So ſcheiden wir nun den bloßen S. vom Weſen. Allein deſzhalb iſt der S. noch nichts Falſches, dem Weſen der Dinge Fremdes, ſondern er offenbart dieſz und der Verſtand hat daſſelbe nur herauszufinden. Trennen wir hingegen beide gänzlich, ſo daſz wir den S. nicht als nothwendige Äußerung des Weſens, ſondern als ein völlig Unweſentliches an den Dingen betrachten, ſo gilt er dann allerdings auch als das Falſche, Nichtige. So iſt dem dogmatiſchen Philoſophen, welcher von einem abſoluten Grundweſen ausgeht, die Welt der Erfahrung S., weil in ihr nirgends ſich jenes Abſolute nach ſeinem vollen Weſen ausgeprägt findet. So wird dann wohl S. überhaupt für Irrthum, Unwahrheit gebraucht und man ſpricht von einem empiriſchen (z.B. optiſchen), einem logiſchen Scheine, als einer Täuſchung entweder durch unzureichenden Sinnengebrauch oder durch Miſzbrauch logiſcher Geſetze. Die Kunſt bedient ſich ſogar des Scheins, d. h. einer Täuſchung der Sinne und des Gefühls, wodurch die bloßen Phantaſiegebilde für ein wirklich Beſtehendes gegeben werden. Dieſz iſt der äſthetiſche S. oder die Illuſion. — Dieſe Eigenthümlichkeit unſerer Phantaſie nun, wonach wir unſere Ideen, Gefühle, Begriffe ſogleich zu einem Wirklichen machen, hypoſtaſiren, äußert ſich bedeutungsvoller beim transſcendentalen Scheine, der nicht eine bloße Schwäche unſeres ſinnlichen oder Erkenntniſzvermögens, ſondern eine in dem Weſen unſerer Vernunft gegründete Eigenheit iſt, deren Täuſchungen wir wohl einſehen und (durch die Dialektik, als eine Logik des Scheins) vernichten, die ſelbſt wir aber nie ganz verbannen können. Ein ſolcher transſcendentaler S. iſt es, wenn wir unſeren aprioriſtiſchen Begriffen (z. B. dem Begriffe der Subſtanz) ein ſelbſtſtändiges Beſtehen geben, ſie zu Dingen an ſich machen (z. B. zu einer abſoluten Subſtanz, Gott). Vergl. d. Art. Kriticismus. 80.

Scheintod (asphyxia) iſt ein Zuſtand, bei dem die Lungen- oder Reſpirationsthätigkeit aufgehoben iſt, ſo daſz alle Zeichen des Lebens verſchwinden und die Wärme des Körpers und der Mangel der gewöhnlichen Leichenſtarre die einzigen Kennzeichen des noch vorhandenen Lebens ſind. Nächſtdem gebraucht man den Ausdruck S. auch von jenem hohen Grade von Ohnmacht, bei dem alle Kennzeichen des Lebens verſchwunden ſind und das Bild des Todes gegenwärtig iſt. Hauptſächlich aber

beobachtet man dieſen Zuſtand bei Ertrunkenen, Erhängten, Erfrorenen, bei den am Kohlendampfe und irreſpirablen Gasarten Erſtickten, ſo wie bei Hyſteriſchen, von Starrſucht ꝛc. Befallenen. In allen dieſen Fällen muß ſchleunige Hülfe eintreten, aber die Behandlung ſanft und allmählig, zwar kräftig, aber nicht ſtürmiſch geſchehen, damit der noch glimmende Lebensfunke nicht gänzlich ausgelöſcht werde. Eben ſo gelind muß auch bei dem Scheintode der Neugeborenen verfahren werden. — (Vergl. A. Portal, „Unterricht über die Behandlungsart der Erſtickten, der Ertrunkenen, des Scheintodes bei Neugeborenen, der von einem wüthenden Thiere Gebiſſenen, der Vergifteten und der Erfrorenen; aus dem Franz. mit Zuſätzen von J. G. Humpel" (Wien 1798. 8.); „Der Scheintod oder Sammlung der wichtigſten Thatſachen und Bemerkungen darüber ꝛc." Mit einer Vorrede von C. W. Hufeland (Berl. 1808).) 14.

Scheitel, lat. vertex; franz. raie; engl. top, eigentlich der oberſte Theil des Kopfes, bezeichnet in der Geometrie überhaupt den Endpunkt eines Durchmeſſers, an einem Dreiecke die Winkelſpitze der Baſis gegenüber, an einem Kegel den fixen Punkt, durch welchen die die Kugelfläche beſchreibende Gerade geht. — Scheitelpunkt und Scheitelkreis ſ. Zenith. — Scheitelwinkel ſ. Winkel. (Vergl. auch Vertical.) 40.

Schelde, lat. Scaldis; franz. Escaut; engl. Scheldt, der Hauptfluß Belgiens, entſpringt auf dem Martinsberge, einem Zweige des Argonnerwaldes, unweit Cambray, berührt die Städte Valenciennes und Condé und tritt unterhalb letzterer in Belgien ein. Hier bildet ſie bis Gent einen weſtlichen Bogen, wendet ſich dann nach Oſten und fließt zuletzt in nordweſtlicher Richtung Antwerpen zu. Bei Bath geht ſie in zwei Mündungsarmen aus einander, von denen der weſtliche die Weſterſchelde oder die Hond, der öſtliche die Ooſterſchelde heißt. Beide laufen durch mehrere Arme wieder in einander und umſchließen die ſeeländiſchen Inſeln Zuyd- und Nort-Beweland, Wolfersdyk und Walcheren. Die Ooſterſchelde ſteht auch mit dem ſüdlichſten Arme der Maas in Verbindung und ſie bilden zuſammen die Inſeln Tholen, Duiweland und Schouwen. Die S. wird ſchon bei Cambray ſchiffbar und ihre Breite, die bei Gent erſt 200 Fuß beträgt, ſteigt bei Antwerpen, bis wohin Ebbe und Fluth reichen, auf 2000 Fuß und wird dadurch für Seeſchiffe befahrbar. Die Ufer ſind auf ihrer ganzen Strombahn, die ungefähr 54 Meilen lang iſt, beſonders aber unter Gent ſehr flach. Das Areal umfaßt 436 □Meilen. Von den Flüſſen, welche die S. aufnimmt, ſind die wichtigſten links: die Senſe bei Bouchain, die Skarpe unterhalb Condé, die Lys bei Gent; rechts: die Henne (Haine) bei Condé, die Dender bei Dendermonde und die Rupel mit der Senne, Dyle und Nethe bei Rupelmonde. — Die Schifffahrt auf der S. war von jeher ein Zankapfel der angrenzenden Länder. Durch den weſtphäliſchen Frieden war ſie zwar geſchloſſen worden, doch drang Öſtreich ſeit 1784 auf freie Schifffahrt derſelben und da Holland nicht einwilligte und die ankommenden Schiffe mit Gewalt zurückwies, ſo fand Öſtreich eine Kriegserklärung hierin und zog deßhalb ſeine Truppen an der Grenze zuſammen. Der Streit wurde aber vor ſeinem Ausbruche durch Frankreichs Vermittelung beigelegt, indem Holland ſich zu einer Vergütung willig finden ließ. — Ein ähnlicher Streit entſtand, als ſich Belgien von den Niederlanden losriß. Letzeres verlangte nämlich, daß jedes Schiff eine beſtimmte Abgabe entrichten ſollte. Nach vielfachen Verhandlungen iſt noch der Vertrag vom 21. Mai 1833 gültig, welchem zufolge die Schifffahrt bis zu einem Definitivvertrage frei ſtehen ſolle. 35.

Scheller (Immanuel Johann Gerhard), der bekannte Grammatiker und Lexikograph, ward zu Ihlow im ſächſiſchen Churkreiſe den 22. März 1735 geboren, beſuchte die Schulen zu Apolda, Eiſenberg und Leipzig, ſtudirte dann zu Leipzig Theologie und Philologie, ward 1761 Rector zu Lübben und 1772 zu Brieg und

ſtarb hier den 5. Juli 1803. — Er hat eine Menge Schriften hinterlaſſen, unter denen wir nur ſeine weitverbreiteten und allbekannten lateiniſchen Lexika in verſchiedenen Ausgaben, ſeine größere und kleinere lateiniſche Grammatik und ſeine „Praecepta styli bene latini“ (ſämmtlich in mehreren Auflagen) nennen, welche, obwohl die neuere Zeit viel an ihnen auszuſetzen hat, doch lange Zeit hindurch ihre große Brauchbarkeit beurkundet haben und noch jetzt vielfach gebraucht werden. 16.

Schelling (Friedrich Wilhelm Joſeph von), ward geboren den 27. Jan. 1775 in Leonberg im Würtembergiſchen, ſtudirte in Tübingen Philoſophie, Theologie und beſonders auch Naturwiſſenſchaften und ward daſelbſt Doctor der Philoſophie, ging aber ſodann nach Leipzig und von da nach Jena; habilitirte ſich dort als Privatdocent und wurde 1798 außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie. Nachdem er im Jahre 1802 auch die mediciniſche Doctorwürde erlangt hatte, wurde er 1803 als Profeſſor nach Würzburg berufen, 1807 zum Mitgliede der münchner Akademie der Wiſſenſchaften und 1808 zum Generalſecretair der Akademie der bildenden Künſte ebendaſelbſt ernannt. Ohne einen weitern Wirkungskreis für mündliche Lehre, als ſeine Vorträge in der Akademie, — in welcher er jedoch durch ſeine feindſelige Stellung zu deren Präſidenten, Jacobi, in mißlichen Verhältniſſen ſtand — beſchäftigte er ſich hier bis 1820 nur mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. In dieſem Jahre begann er wieder Vorleſungen zu halten und zwar in Erlangen, erhielt den Titel eines geheimen Hofraths und wurde 1827 als Profeſſor der Philoſophie an die neuerrichtete münchner Univerſität verſetzt. — Ausgeſtattet mit vielſeitigem empiriſchen Wiſſen, mit genialer Phantaſie und weitgreifendem Geiſte mehr in den Bedürfniſſen und Richtungen der Zeit Befriedigung ſuchend, als in ſcharfſinniger Kritik dieſe ſelbſt und deren mögliche Abhülfe prüfend, lieber frei ſchaffend, als ſtreng ſichtend, weniger Denker als Dichter im Philoſophiren, ſtark und gewandt in glänzender, bilderreicher, tiefſinniger Sprache, wenn auch klarer, einfacher, durchſichtiger Darſtellung unfähig, durch zuverſichtliche Behauptungen, durch prunkende Reſultate imponirend, durch die fühlbare Beſchränktheit der bisherigen Philoſophie und das Zeitbedürfniß eben ſo vorwärts gedrängt als geſtützt, — ſo hat S. außerordentliche Erfolge gehabt, hat in die Naturwiſſenſchaft und die Geſchichtſchreibung ein neues Princip der Anſchauung eingeführt und durch ſeine Ideen und den Geiſt ſeiner Philoſophie lange Zeit faſt alle Richtungen des Lebens beherrſcht; ſo iſt aber auch ſein Reich wieder zerfallen, ſein Einfluß erloſchen, ſeine Lehre ſelbſt in unendlich viele Auffaſſungsweiſen, Richtungen, zerfahren und in eine form- und haltloſe Breite zerfloſſen. — Die Schwärmerei und der romantiſche Ungeſtüm ſeiner Zeit, deren Werkzeug und Dollmetſch er war, trieb ihn zu immer phantaſtiſcherer, keckerer, freierer Betrachtung; weil er nicht einem tiefern, mit Beſtimmtheit erkannten Bewußtſeinsgeſetze, ſondern dem unklaren, genialen Drange des Geiſtes folgte, ſo mußte er Standpunkt und Anſicht wechſeln, wie dieſer ſelbſt wechſelte, wie die Zeitſtimmung ſich änderte, in die er einging, ohne ſie ſchärfer zu ergründen oder zu beherrſchen. — S. fand bei ſeinem ſehr frühzeitigen Auftreten als Baſis und Lebenselement der ganzen Philoſophie den Kriticismus (ſ. d. Art.) vor und konnte nicht wohl anders, als ebenfalls in demſelben mit ſeinem Denken wurzeln, aber bald ſah er den Mangel deſſelben in Bezug auf ſein Ableitungsprincip ein, ſchloß ſich in jugendlicher Begeiſterung an Fichte an und ſeine erſten Schriften („Antiquissimi de prima malorum humanorum origine philosophematis“, Gen. c. 8 explicandi tentamen criticum et philosophicum“, Tubing. 1792; „Über die Möglichkeit einer Form der Philoſophie überhaupt“, Tübing. 1794. 8.; „Vom Ich, als Princip der Philoſophie oder über das Unbedingte im menſchlichen Wiſſen“, Ebd. 1795. 8.; „Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wiſſenſchaftslehre“; „Briefe über Dogmaticismus und Kriticismus“, 1796 [in Niethammer's „Philoſoph. Journal“. Ebend. „Neue Deduction des Naturrechts“,

1797, und „Über Offenbarung und Volksunterricht“, 1798]) zeigen ein entſchloſſenes, wenn auch oft noch unreifes und ſich ſelbſt übereilendes Streben, über die Beſchränktheit des Kriticismus hinauszugreifen und die Philoſophie auf ein einziges Unbedingtes zurückzuführen. — Allein bald erkannte er, daß die Ichlehre, indem ſie ein ſolches Unbedingtes an die Spitze ſtellte, das Gleichgewicht der Kant'ſchen Verſöhnungslehre aufhob. Das Nichtich oder die Außenwelt, die Natur, trat hier in ein unterordnetes Verhältniß, als bloße, wenn gleich nothwendige Schranke des Ich, nur durch deſſen Selbſtreflexion gegeben und anerkannt. Mit gleichem Rechte konnte man das Ich, das Denken, als ein Product des Realen erfaſſen, in der nur ſcheinbar todten Natur ein Geiſtiges, den Anſatz zu einem Bewußten, anerkennen. So ſteht dem Idealismus gegenüber ein Realismus, der Ichlehre eine Naturphiloſophie; wie jene aus der reinen, einfachen Thätigkeit des Ich die Natur, als ein dem Ich ſcheinbar Fremdes, dennoch mit Nothwendigkeit herleitet, ſo hat letztere in den Gebilden der Natur die Spuren geiſtigen Seins aufzuſuchen und dadurch die ganze materielle Welt nicht als ein Starres und Todtes, ſondern als eine lebendige Fortentwickelung zu höhern ideellern Stufen darzuſtellen. Dieſen genialen Gedanken, der neue, reiche Ausſichten eröffnete und über die dürftige Naturanſicht der Ichlehre wie ſelbſt über die befangene teleologiſche Anſchauung Kant's weit hinausging, ſprach S. aus in den „Ideen zu einer Philoſophie der Natur als künftiger Grundlage eines allgemeinen Naturſyſtems“ (Leipz. 1797. 8. 2. Aufl. Landsh. 1803); „Von der Weltſeele, eine Hypotheſe der höhern Phyſik zur Erklärung des allgemeinen Organismns“ (Hamb. 1798. 8. 2. Aufl. 1808. 3. Aufl. 1809); „Erſter Entwurf eines Syſtems der Naturphiloſophie“ (Jena u. Leipz. 1799. 8.) und „Einleitung zu ſeinem Entwurfe eines Syſtems der Naturphiloſophie oder über den Begriff der ſpeculativen Phyſik und die innere Organiſation eines Syſtems dieſer Wiſſenſchaft“ (1799. 8.); „Syſtem des transſcendentalen Idealismus“ (Tüb. 1800. 8.); „Bruno, oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge, ein Geſpräch“ (Berl. 1802. 8.). — Doch bei dieſer Anerkennung eines Dualismus von Elementen im Reiche des Natürlichen wie des Geiſtigen ging wieder die Einheit des Princips verloren, die wenigſtens Fichte in ſeinem Ich gehabt hatte. Dieſe wieder zu gewinnen mußte S. einen Punkt finden, der über jenem Gegenſatze ſtände und dieſen als Einheit verſöhnt in ſich trüge. Der Gegenſatz von Denken und Sein, Unendlichem und Endlichem, Subject und Object, den unſer gewöhnliches Vorſtellen macht, war daher vorerſt aufzuheben; das wahre Wiſſen mußte ein ſolches ſein, in welchem Denken und Sein ſich als ganz identiſch umfaſſen. Der Satz A = A führt nicht auf ein A, ein Ich, wie Fichte meinte, ſondern das Weſentliche darin iſt nur die Identität des Subjects und des Objects, und nur, indem wir uns in dieſen Indifferenzpunkt verſetzen, ſtehen wir über dem Gegenſatze und vermögen ihn ſpeculativ zu verſöhnen. Das Erſte in allem Philoſophiren iſt die abſolute Identität oder Indifferenz, das Abſolute — Gott. Die Erhebung zu dieſem Abſoluten über das gemeine Denken des Gegenſatzes iſt die intellectuale Anſchauung. Alle Dinge ſind nun ihrem Weſen nach nur dieß Abſolute; der Gegenſatz (von Idealem und Realem, Unendlichem und Endlichem ꝛc.), unter dem uns die Dinge erſcheinen, iſt für die wahre Betrachtung derſelben nicht da; die Vernunft erfaßt nur ihre gänzliche Indifferenz, nichts weiter. Alle Dinge ſind Eins, die abſolute Identität, Gott. Dieß das Princip der Identitätslehre oder Alleinlehre, welche ſomit Idealismus und Naturphiloſophie in einem gemeinſchaftlichen höhern Geſichtspunkte vereinigt und ausgleicht. — Allein iſt auch der Gegenſatz der Erſcheinung dem Weſen jener Indifferenz Gottes fremd, ſomit nichtig, ſo iſt er doch als die Form der Verwirklichung, der Äußerung derſelben, ebenfalls nothwendig. Um ſich ſelbſt zu erkennen, muß die Indifferenz einen Gegenſatz aus ſich erzeugen, ſich (als Sub-

jecte) ſich ſelbſt (als Object) gegenüberſtellen. So entſteht nun ein doppeltes Reich der Dinge, ein ideales und reales; wo ſich das Weſen Form zu geben ſucht, da iſt das Geiſtige ſtrebend nach vollkommener Selbſtgeſtaltung und Bildung nach Außen; wo die Form ſtrebt das Weſen in ſich aufzunehmen, ſich zu verweſentlichen, da iſt Natur, ringend aus dem Mechanismus der Form nach freierm, lebendigerm Organismus der Kräfte, nach dem Geiſtigen. Nicht alſo, daß die Natur blos real wäre, weſenlos, todt, oder der Geiſt nur ideal, geſtaltlos, verfließend, ſondern, wo eines der beiden Elemente vortritt in der abſoluten Identität, da wird es ſogleich durch das Hinzutreten des andern ergänzt zur Totalität oder zur relativen Indifferenz. Allein aus jeder ſolchen Totalität reißt ſich wieder das eine vorherrſchende Element los und dieſer ſtetige Proceß der Entwickelung der Dinge nach dem Geſetze der Triplicität oder der Identität, Duplicität und Totalität, — wodurch dieſe ſich zugleich zu immer höheren Graden der Indifferenz, zu immer höheren Potenzen ausbilden, macht das Weſen alles Seins, alſo auch der das Sein in ſeinem Werden genetiſch darſtellenden, philoſophiſchen Conſtruction aus, die demnach nach zwei Seiten hin (als Conſtruction der Natur) als Naturphiloſophie oder ſpeculative Phyſik und (als Conſtruction des Geiſtes) als Philoſophie des Geiſtes und ſeiner Fortbildung in der Menſchengeſchichte auftritt. Dort ſtellt ſie Gott dar, als ſich offenbarend im Sein unter den Potenzen der Schwere (der Materie, des Stoffs), des Lichts (der Bewegung, Kraft) und des Lebens (des Organismus), deren Entwickelung das Weltſyſtem der Erzeugungen, der Naturnothwendigkeit gibt, hier als ſich offenbarend im Wiſſen als Wahrheit (Wiſſenſchaft, Begriff), Güte (Religion, Gefühl) und Schönheit (Kunſt, Freiheitsproduct); die Entwickelung dieſer ideellen Potenzen gibt die Geſchichte der menſchlichen Freiheit des ganzen Geſchlechts. Die Krone des Naturſyſtems iſt der Menſch, wie die der Geſchichte der ideelle Staat. — Dieſe geniale Weltanſicht ſtellte S. zuerſt auf in der von ihm herausgegebenen „Zeitſchrift für ſpeculative Phyſik“ (Jena u. Leipz. 1800—1802) und in der „Neuen Zeitſchrift für Phyſik“ (Tüb. 1803), dort noch mehr logiſch, hier ſchon mehr poetiſch. — Natürlich mußte eine ſolche Anſicht, zumal bei den damaligen geiſtigen Zuſtänden, regſten Anklang und eifrigſte Verbreitung finden. Eine zahlreiche Schule begeiſterter Jünger ſammelte ſich um den Verkünder einer neuen außerordentlichen Lehre, die allen Bedürfniſſen des Gefühls und des Geiſtes abhalf und zu ihrer Auffaſſung und Benutzung keiner tiefern Forſchung bedurfte, ſondern nur einer Erhebung über die gemeine Vorſtellung durch Genie oder in deſſen Abweſenheit durch Willkühr der Phantaſie. — Man wollte nichts mehr von Erkenntniß des Beſtehenden wiſſen, man wollte Alles erſt conſtruiren, zunächſt die Natur, weiter dann auch die Geſtalten und Phaſen des Geiſtes. Die Naturphiloſophie überſchwemmte Deutſchland mit ihren aprioriſtiſchen Conſtructionen der Natur, die ſich vielfach widerſprachen und großentheils in ein Spiel mit Begriffen und Bildern oder eine leere Myſtik ausarteten. Steffens, Görres, Baader, Oken, Troxler, Windiſchmann, Schubert, Schelvers, Walther, Weber, Naſſe, Kieſer, Blaſche, Aſt, Solger, Eſchenmayer, Wagner, Hegel, Krauſe, Schad, Klein (der treuſte Darſteller der Schelling'ſchen Lehre), Thanner, Rixner, Zimmer, Buchner, Bachmann, Nüßlein u. A. ſchloſſen ſich an S. an und bildeten theils ſein Syſtem im Ganzen weiter aus, theils bearbeiteten ſie einzelne Disciplinen nach ſeiner Methode. Faſt keine Wiſſenſchaft blieb von dieſer unberührt und man verdankt ihr unbeſtritten einen regern und tiefern Geiſt der Forſchung nach Einheit, Organismus und innerer Weſenharmonie aller Dinge, gegenüber der äußerlichen Betrachtung derſelben in der Empirie oder Reflexionsphiloſophie. Nur Eins fehlte ihr, das klare und ſichere Bewußtſein ihrer eigenen Geſetze, ihres Grundes und eine feſte, kritiſch begründete Norm ihrer Conſtruction, an deren Stelle ſie die geniale Freiheit

und den glücklichen Tact in Erfaſſung der Erſcheinungen ſetzte. — Aber zunächſt blieb auch noch in dieſer Lehre ein Hauptpunkt zu erklären, der Übergang nämlich aus dem Abſoluten in die Differenz des Endlichen, und dieſer Punkt, an den ſich auch die Gegner S.'s hefteten (von denen die bedeutendſten Fichte, Jacobi, Bouterwek, Fries, Herbart, Köppen, Weiller, Reinhold, Schulze waren) — trieb ihn von Erklärung zu Erklärung und erzeugte ſo eine Reihe verſchiedenartiger und ſelbſt abweichender Geſtaltungen ſeines Syſtems. Zunächſt hielt er jenes Verhältniß des Abſoluten znm Endlichen feſt, wonach letzteres die bloße Erſcheinung des erſtern iſt, die Selbſtverwirklichung, getragen vom Abſoluten, als dem *Bande* ſeiner und der endlichen Vielheit, — als der göttlichen Ineinsbildung beider. Dieſe Unmittelbarkeit behauptet er in den „Vorleſungen über das akademiſche Studium" (Tüb. 1803. 8. 2. Aufl. 1813); „Philoſophie und Religion" (Tüb. 1804); „Über das Verhältniß des Realen und Idealen in der Natur ꝛc." (Hamb. 1806. 8.); „Darlegung des wahren Verhältniſſes der Naturphiloſophie zur verbeſſerten Fichte'ſchen Lehre" (Tüb. 1806. 8.); „Antiſextus, über die abſolute Erkenntniß" (Heidelb. 1807. 8.); „Über das Verhältniß der bildenden Künſte zur Natur" (eine Rede; Landsh. 1808. 4.) und in einzelnen Abhandlungen in dem „Kritiſchen Journal der Philoſophie" (das er mit Hegel herausgab. Tüb. 1802—1803) und den „Jahrbüchern der Medicin" (in Verbindung mit Marcus herausgegeben. Tüb. 1805). Allein er konnte doch nicht umhin anzuerkennen, daß die Erſcheinung, wenn auch Offenbarung des Abſoluten, dennoch zugleich ein Aufgeben des reinen Weſens deſſelben, eine Selbſtvernichtung Gottes, ein Abfall der Ideen von Gott ſei. Aber Gott kann ſich nicht wirklich aufgeben und ſo muß vielmehr dieſe Entäußerung Gottes, dieſer Proceß, den er in Natur und Geſchichte durchmachte, ein nothwendiger Durchgang ſein von dem noch bewußtloſen Abſoluten, dem *dunklen Urgrunde* Gottes zu dem bewußten perſönlichen Gotte. Gott kommt erſt durch die Welt zum Bewußtſein. Darum muß das Einzelne nur als Durchgangsmoment Gottes betrachtet werden, darum darf der Menſch ſich nicht als ein auf ſich beſtehendes Weſen abſchließen, ſondern immer ſeinem Urgrunde, Gott, zugewendet bleiben, in ihm handeln; dieß iſt ſeine rechte Freiheit. — So ſprach ſich S. aus in ſeinem „Denkmal der Schrift Jacobi's von den göttlichen Dingen" (Tüb. 1812. 8.), einer in unwürdig gehäſſigem und heftigem Tone geſchriebenen Streitſchrift, in ſeiner Schrift „Über die Freiheit" (enthalten in dem 1809 zu Landshut erſchienenen 1. Bde. ſeiner philoſophiſchen Schriften), „Über die Gottheiten von Samothrace" (Stuttg. u. Tüb. 1815. 4. Eine Rede), womit zu verbinden deſſen „Abhandlung über Mythen ꝛc." (in Paulus' Memoir. 1793. 8.) und ſeinen Briefen an Eſchenmayer (in der von ihm herausgegebenen „Allgemeinen Zeitſchrift von Deutſchen für Deutſche", Nürnb. 1813. 8.). — Und doch bleibt hier der Widerſpruch, daß Gott erſt wahrer, perſönlicher Gott *wird*, durch die Welt, alſo dieſer bedarf zu ſeiner eigenen Vollſtändigkeit. Dieſe ächt pantheiſtiſche Anſicht hatte S. beſonders den Vorwurf der Entfremdung vom Dogma der Religion zugezogen. Er gab endlich auch ſie auf und warf ſich in die ſogenannte *chriſtliche Philoſophie*, durch die Annahme eines *freiperſönlichen Gottes*, der vor der Welt und ohne ſie beſteht, als Trinität ſeines perſönlichen Bewußtſeins vollendet (indem er ſich im Sohne objectivirt, im Geiſte ſich wieder mit ihm zur Totalität zuſammenſchließt) und daher nur aus freier Gnade die Endlichkeit ſchafft. — Dieß iſt die letzte Phaſe, in der S. noch jetzt ſteht und in der er ſich abſchließen zu wollen ſcheint. Doch iſt er ſeit 1815 nicht öffentlich aufgetreten, ſondern hat ſich in ein geheimnißvolles Dunkel zurückgezogen, nur vertrauten Schülern ſein geiſtiges Fortleben offenbarend und durch ſie große Erwartungen von einer neuen Lehre verbreitend, die er als Gipfelpunkt aller Speculation der Welt geben wolle. — Er war zu ſchnell vorgetreten, um nicht bald zurückzutreten; ſeine erſten glänzenden Erfolge konnten nicht widerhaltig ſein; er ſah ſeine

Lehre zurückgeſetzt und verdrängt; er mußte einer Zeit weichen, die über ihn hinausgegangen war. Schon früher waren mehrere ſeiner Schüler von ihm abgefallen und theils als Gegner aufgetreten, theils in ſelbſtſtändige, divergirende Richtungen geworfen worden, ſo Eſchenmayer, Wagner, Krauſe, Oken u. A. — Aber der härteſte Schlag traf ihn, als ſein vertrauter Jünger und Freund, Hegel, ihn förmlich desavouirte, ihn als einen Zurückgebliebenen betrachtete und das Richtige ſeines Syſtems ſich als eigenes Verdienſt anmaßte, weil erſt er ihm eine Methode gegeben habe. Dennoch ſchwieg er, ſo lange jener lebte; als aber bei deſſen Tode ſeine Schüler von Berlin aus pomphaft den Ruhm ihres Meiſters verkündigten, ſuchte er denſelben durch Verheißungen noch größerer Wunderthaten zu überbieten (Allgem. leipz. Literatur-Zeit. 1832. 54.) und nahm bald darauf Gelegenheit, in einer Vorrede zu Beckers' Überſetzung der Couſin'ſchen Schrift: „Über franzöſiſche und deutſche Philoſophie" (1834. 8.) ſich in Schmähungen gegen Hegel und in vornehmen Prophezeihungen eines ganz neuen Syſtems zu ergehen, was einen lebhaften, aber kurzen Krieg der beiden Hauptfractionen der neuſten Philoſophie veranlaßte, an dem auch einige Unparteiiſche Theil nahmen. Seitdem ſchweigt er wieder und man harrt noch immer vergebens des verheißenen Evangelium. Nur ſeine Schüler, Hubert, Beckers, Fiſcher, Weiße, Fichte (die drei Letzteren zwiſchen ihm und Hegel ſtehend), geben häufige Andeutungen des Geiſtes dieſer neuen embryoniſchen Philoſophie, und Stahl hat ein Staatsrecht nach demſelben bearbeitet (Heidelb. 1830—1833.) — Die zahlreichen Schriften über S.'s Philoſophie ſ. in Tennemans, „Handbuch der Geſchichte der Philoſophie" (§. 403. Anm.). 80.

Schelluh, Schoulou, Schellöchen, iſt der Name einer der 4 Hauptſtämme der Berbern im Hochlande des Atlasgebirges. Sie bewohnen die ſüdliche Hälfte des Gebirgslandes ſüdlich von Marokko und erſtrecken ſich in verſchiedenen Stämmen weſtlich durch die Ebenen hinab bis zum Meeresſtrande. Nahe verwandt mit den Kabilen (Amazirghen) ſind ſie doch minder kräftig, ſchlanker gebaut und von dunklerer Farbe, dabei etwas civiliſirter als dieſe, indem ſie neben Jagd und Ackerbau auch Induſtrie treiben und überhaupt in Sitte und Lebensart (ihre Wohnungen, Dörfer und Städte ſind ziemlich gut gebaut) weniger roh erſcheinen. Nur hinſichtlich der Freiheitsliebe und der Grauſamkeit gegen Fremde geben ſie ihren nördlichen Nachbarn nichts nach. Ihre Sprache iſt ein Dialekt der Berbernſprache. 15.

Schema (σχῆμα) bedeutet ein Bild oder Zeichen als den Ausdruck eines Geiſtigen, z. B. eines Verſtandesgeſetzes oder reinen Begriffes. Als ſolches iſt es intellectual und ſinnlich, es bringt den Begriff, das blos Gedachte unmittelbar ſinnlich zur Anſchauung, bildet alſo gleichſam den Übergang aus dem Reiche des Denkens in das der Sinnlichkeit. Durch dieſe innere Nothwendigkeit, mit der es den Gedanken repräſentirt, unterſcheidet er ſich zugleich vom Symbol, welches ihn frei darſtellt, welches daher ebenſo dem Gefühle angehört, wie jenes dem Verſtande. In die Philoſophie hat das S. als ein nothwendiges Verbindungsglied unſeres Denkens mit unſerer Sinnlichkeit Kant eingeführt, der ſeine Kategorien verſinnlicht wiſſen wollte durch transſcendentale Schemata, d. h. Zeitbeſtimmungen (oder Beſtimmungen des innern Sinnes), die unter den Geſetzen des reinen Verſtandes ſtehen (ſo z. B. die Kategorie der Quantität durch das Schema der Zahl, die der Quantität durch das des Maßes u. ſ. f.), und dieſes Verfahren den Schematismus des reinen Verſtandes nannte. (Vergl. d. Art. Kategorie.) 89.

Schemnitz, eine Stadt in dem honther Comitate des Königreichs Ungarn, über 2000 Fuß hoch in einem engen von hohen Bergrücken gebildeten Thale gelegen, iſt wichtig als die älteſte Bergſtadt Ungarns und noch jetzt durch den in ihrer Nähe betriebenen Bergbau von großer Bedeutung. Man gewinnt vorzugsweiſe Gold und Silber, von erſterm durchſchnittlich im Jahre gegen 1600 Mark, von dieſem 50000—80000 Mark. Von den 17000 Einw. der Stadt (mit ihren weitläu-

ſigen und entfernt gelegenen Vorſtädten) ſind 5000 unmittelbar mit dem Bergweſen beſchäftigt. Übrigens iſt S. der Sitz einer im Jahre 1760 geſtifteten Bergakademie und des Oberſtkammergrafenamtes für das nördliche Ungarn. 15.

Schenk (Eduard von), königlich baieriſcher Regierungspräſident des Regenkreiſes und bekannter Dichter, wurde im Jahre 1788 zu Düſſeldorf geboren. Nach Vollendung ſeiner Univerſitätsjahre in Landshut wurde er Doctor der Rechte, trat 1817 zur katholiſchen Kirche über, wurde 1823 erſter geheimer Secretair im Staatsminiſterium, 1825 Miniſterialrath und Vorſtand des Schul- und Kirchenweſens, 1828 Staatsrath und Miniſter des Innern, nachdem er unterdeß in den Adelſtand erhoben worden war und den Orden der baieriſchen Krone erhalten hatte. Unter dem Einfluſſe ſeines frühern Lehrers, des Biſchofs Sailer in Regensburg, ſuchte er von jetzt an die Grundſätze des Papismus in Baiern möglichſt geltend zu machen, ſtellte die früher beſtandenen Verordnungen über die gemiſchten Ehen ꝛc. in ihrer ganzen Strenge wieder her und veranlaßte dadurch mannigfache Reibungen zwiſchen der Regierung und den Staatsbürgern, ſo daß ſich erſtere endlich 1831 wegen der in der Ständeverſammlung eingereichten Beſchwerde genöthigt ſah, die erlaſſenen Verordnungen zurückzunehmen. S. hatte ſich ſchon vor Eröffnung der Kammern ſowohl dadurch viele Gegner zugezogen, daß er gegen den einmüthigen Beſchluß des Staatsrathes ein ſtrenges Cenſurgeſetz ergehen ließ, welches im Lande allgemeines Mißfallen erregte, als auch durch eine Verordnung, nach welcher er die für die Ständeverſammlung gewählten und ihm als freiſinnig bekannten Männer durch Ertheilung von Penſionen oder unter dem Vorwande ihres Staatsdienſtes von der Ständeverſammlung auszuſchließen wußte. Obgleich ſich S. durch dieſe Anordnungen keine Verletzung der buchſtäblichen Vorſchrift des Staatsgrundgeſetzes zu Schulden kommen ließ, ſo verging er ſich doch deſto mehr gegen den Geiſt und Sinn derſelben und führte dadurch auch mannigfache Mißhelligkeiten zwiſchen der Regierung und den Ständen herbei, welche ſich aber hoben, ſobald die Cenſurverordnung zurückgenommen und S., welchen der König nun zum Präſidenten des Regenkreiſes ernannte, von dem Ruder des Staates entfernt worden war. Als Dichter begründete S. ſeinen Ruf vorzüglich durch ſein Trauerſpiel: „Beliſar“, dem zwar Leichtigkeit des Versbaues, Wohlklang und Gewandtheit der Sprache und einzelne dichteriſche Schönheiten keineswegs abzuſprechen ſind; allein um auf den Namen eines wirklichen Kunſtwerkes Anſpruch machen zu können, fehlt ihm die Eigenthümlichkeit der Anlage und Auffaſſung des Stoffes und die innere gleichmäßige Harmonie in Entwickelung des Ganzen, welche vergebens durch einzelne nur auf ſtarken Eindruck berechnete Stellen erſetzt wird. Die Sammlung ſeiner „Sämmtlichen Schauſpiele“ erſchien in 3 Bänden (Stuttg. 1829—1835). Außerdem beſorgte er die Herausgabe der „Sämmtlichen Schriften von Mich. Beer“ (Leipz. 1835), welchem er eine Biographie und Charakteriſtik Beer's beifügte. 81.

Schenkendorf (Ferdinand Gottfried Max von), ein deutſcher Dichter, der Sohn eines Officiers, wurde am 11. Dec. 1784 zu Tilſit geboren, ſtudirte in Königsberg die Cameralwiſſenſchaften, erlernte 1805 die Landwirthſchaft praktiſch, fand hierauf als Referendar bei der Regierung zu Königsberg eine Anſtellung und nahm während der Jahre 1811 und 1812 auch an den Vorleſungen Delbrück's über Äſthetik Antheil. Von Königsberg wandte er ſich nach Karlsruhe, folgte aber bald nachher dem Aufrufe des Königs von Preußen zum Kriege gegen Frankreich. Nach dem Frieden wurde er als Regierungsrath in Coblenz angeſtellt und ſtarb daſelbſt am 11. Dec. 1817. In der Sammlung ſeiner „Gedichte“ (Stuttg. 1815) und in ſeinem „Poetiſchen Nachlaſſe“ (Berl. 1832) ſpricht ſich außer ſeiner innigen Begeiſterung für die Freiheit und Selbſtſtändigkeit ſeines Vaterlandes, als deſſen Glanzpunkt er die Zeiten des Mittelalters wegen der in denſelben ſich ausſprechen-

den männlichen Kraft und religiöſen Ernſtes verehrte, auch ſein tief religiöſer Sinn aus, welcher durch die Umgebungen ſeiner Kindheit und Jugend, ſo wie durch die Schriften romantiſcher Dichter und myſtiſcher Philoſophen genährt, die höchſte Aufgabe des Lebens in einer ſittlich-religiöſen Denkart fand, ſich aber von myſtiſchen Anklängen um ſo weniger frei erhielt, je mehr ſeine lebhafte Phantaſie ſo wie ſein Umgang mit Jung-Stilling und Frau von Krüdener dieſe Richtung ſeines Geiſtes und Gemüthes begünſtigte. Wenn auch S.'s Gedichte, als Erzeugniſſe der Literatur betrachtet, nicht mehr ſo hohes Intereſſe erregen, wie dieß bei ihrer Entſtehung in einem kriegeriſch bewegten Leben und in einem durch die höchſten Ideen aufgeregten Zeitalter der Fall ſein mußte, ſo wird ihnen die Wärme und Innigkeit des Gefühls, die Wahrheit und Kraft der Empfindung ſo wie die Begeiſterung für Freiheit und Vaterland, welche ſich in denſelben warm und treu ausſpricht, für immer ein bleibendes Andenken in den Herzen der Deutſchen ſichern. 81.

Schenkung, lat. donatio; franz. und engl. donation, enthält die **aus bloßer Freigebigkeit** unternommene Überlaſſung einer Sache an einen Andern und iſt ſonach allen den Regeln unterworfen, welche den Verträgen überhaupt gemein ſind, erfordert alſo auch die gegenſeitige freie Einwilligung, beſonders die Annahme (Acceptation). Der Schenker heißt **Geber**, **Schenkgeber**, der andere Theil **Schenknehmer**, die Handlung **Schenkung**, der Gegenſtand **Geſchenk**. Die S. äußert ſich in Beziehung auf Rechtsverhältniſſe vorzüglich: 1) als gemeine S. aus bloßer uneigennütziger Freigebigkeit oder reinem Wohlwollen; 2) als Erkenntlichkeit oder in der Abſicht Dienſte zu belohnen (remuneratoriſche S.) (beide ſind **eigentliche** Schenkungen und fallen nur unter den Lebendigen vor); 3) S. auf den **Todesfall**, deren Gültigkeit erſt durch das Ableben des Gebers bedingt iſt. Dieſe ähnelt den teſtamentariſchen Verfügungen und erfordert zur Gültigkeit der mündlichen Erklärung darüber die Gegenwart von wenigſtens 5 Zeugen. Die eigentlichen Schenkungen ſind mancherlei Beſchränkungen unterworfen, damit nicht ſchwache Perſonen zu ihrem und Anderer Nachtheile zur Übertreibung in dem Stücke verleitet werden. Die römiſchen Geſetze enthalten ſchon Folgendes darüber. a) Von Staatswegen iſt bei einer gemeinen S. der Überſchuß von mehr als 500 Ducaten (solidi) am Werthe ungültig, ſobald die Verhandlung nicht gerichtlich einregiſtrirt iſt. Ausnahme macht die remuneratoriſche S.; b) Schenkungen unter Ehegatten, welche bis zu den Zeiten der Kaiſer Antonin und Severus (beſonders wegen der abhängigen Lage der Frau) ganz ungültig waren, können vom Schenker widerrufen werden; c) wegen ausgezeichneter Undankbarkeit des Schenknehmers oder wegen Verletzung im Pflichttheile iſt die S. widerruflich, ſo wie auch von den Creditoren diejenige widerrufen werden kann, welche der Geber machte, als er ſchon verſchuldet war; d) der Schenknehmer iſt aus Dankbarkeit verpflichtet, dem Geber, welcher in der Folge verarmt, ſo viel zurückzugeben, als zu ſeinem Lebensunterhalte erforderlich iſt. Nach ſächſiſchen Rechten ſind die Schenkungen unter Ehegatten noch mehr beſchränkt und, im Fall ſolche Immobilien betreffen, an die Beſtätigung des Richters gebunden, unter welchem ſie gelegen ſind (S.-L.-R. Lib. I. art. 52. Weichb. art. 20). 17.

Scherbengericht, ſ. Oſtracismus.

Schérer (Barthélemi Louis Joſeph), Obergeneral und Kriegsminiſter der Republik Frankreich, geb. zu Delle bei Befort 1750 oder 1755, war der Sohn eines Fleiſchers, nahm öſtreichiſche Kriegsdienſte, deſertirte aber aus Mantua, ging zu ſeinem beim Herzoge von Richelieu angeſtellten Bruder, trat dann in das Freicorps Maillebois, welches gegen Holland beſtimmt war, war 1792 Adjutant des Generals Desprez, dann der Generale Eckmeier und Beauharnois und befand ſich mit bei der denkwürdigen Schlacht bei Valmy (20. Septbr.). Beim Sturze des Generals Beauharnois ward er als Ariſtokrat von der Armee entfernt; da man

jedoch ſeine Fähigkeiten kannte, wurde er von Neuem angeſtellt und zum Brigadegeneral ernannt. Als ſolcher machte er den Feldzug von 1794 mit, ward bald zum Diviſionsgeneral erhoben, kam zur Maas- und Sambrearmee, kämpfte bei Fleurus (26. Juni) und bemächtigte ſich der abgeſchnittenen Feſtungen Landrecy, Quesnoi, Condé und Valenciennes (16. Juli — 29. Aug.), wobei er ſich durch Menſchlichkeit gegen die wilden Ausſprüche des Convents auszeichnete. Nach der Maas geſandt ſollte er Clairfait von dort verdrängen, nahm Maſtricht, worauf die Öſtreicher ſich nach der Ruhr zurückzogen, und bereitete ihnen bei Dueren eine abermalige Niederlage. Nun übernahm er das Commando über die desorganiſirte italieniſche Armee, ſtellte hier Disciplin und Ordnung wieder her, ward darauf zur Oſtpyrenäenarmee geſandt und erfocht den Sieg an der Fluvia über die Spanier, welcher den Frieden von Baſel (22. Juli 1795) zur Folge hatte. Hierauf wieder zur italieniſchen Armee verſetzt ſchlug er den Feind auf den Anhöhen von Loano, wobei er 100 Kanonen erbeutete und 9000 Feinde tödtete oder gefangen nahm, blieb aber in der Mitte der Gletſcher ſtehen. Die franzöſiſche Regierung befahl aber dieſen Sieg zu benutzen und Buonaparte führte dieß aus (ſeit dem 30. Mai 1796). S., mit der Regierung zerfallen, bat um ſeine Entlaſſung, die er auch erhielt. 1797 wurde ihm aber durch Rewbell's Einfluß das Kriegsminiſterium übertragen. Neue Zwiſtigkeiten machten indeß, daß man ihn 1798 abermals als Obergeneral nach Italien ſchickte. S. ward aber bei Paſtrengo (26. März), bei Verona (30.), bei Magnano (5. April), am rechten Ufer der Etſch, vom General Gray geſchlagen; Suwarow führte ihm neue Streitmaſſen entgegen; ſchon war Mantua eingeſchloſſen und S.'s Streitkraft auf die Hälfte vermindert, da legte er den Feldherrenſtab nieder und zog ſich ins Privatleben zurück. Er ſtarb den 1. Sept. 1804 auf ſeinem Gute Chauni im Ainedepartement. Er ſchrieb: „Précis des opérations militaires de l'armée d'Italie depuis le 21. ventose jusqu' au 7. Floréal de l'an VII. (Par. 1799). 25.

Scherf, die kleinſte ehemalige norddeutſche Scheidemünze, entſprach ganz dem ſüddeutſchen Heller und war ſowohl von Silber als von Kupfer. 30.

Scherîf, ein arabiſches Wort, entſpricht unſerm fürſtlich und adelig und dient ſowohl als Beiſatz zu anderen Worten, um ihren hohen Werth auszudrücken, wie Chatti ſcherîf (kaiſerliches Mandat), Sandſchaki ſcherîf (die hohe Fahne, d. i. die Fahne des Propheten), als auch als Fürſtentitel überhaupt. So nennen ſich unter Anderen der Beherrſcher von Mekka und der Kaiſer von Marokko. 9.

Schernberk (Theodorich), ſoll als Meßprieſter im letzten Viertel des XV. Jahrh. gelebt und 1480 das für unſer älteres Drama merkwürdige Stück: „Ein ſchön Spiel von Fraw Jutten, welche Bapſt zu Rhom geweſen und aus ihrem bäpſtlichen scrinio pectoris auf dem Stuel zu Rhom ein Kindlein gezeuget" verfaßt haben. Dieſe Angaben, gegen deren Wahrhaftigkeit nicht weniger die Sprache, als der Stoff gegründete Zweifel erregen, ſtützen ſich auf die Verſicherung des Hieronymus Tileſius aus Hirſchberg, der das Stück zuerſt (Eisleben 1565. 8., hieraus wieder abgedruckt in Gottſched's nöthigem Vorrath zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Kunſt, Th. II. S. 81—138) nach dem Originale herausgab. Es kann zwar keinen Anſpruch auf dramatiſche Behandlung machen, zeichnet ſich aber durch eigene Schönheiten vortheilhaft vor ähnlichen gleichzeitigen Producten aus. 83.

Scherzo, d. i. Scherz, dient theils zur Bezeichnung ſolcher Stellen von Muſikſtücken, welche ſcherzend, tändelnd vorgetragen werden ſollen (wo dann auch und häufiger scherzando oder scherzoso ſteht), theils und hauptſächlich verſteht man darunter einen ganzen heitern, fröhlichen Satz eines größern Tonſtücks, wie z. B. in Sonaten oder Symphonien. In letzteren hat das S. die ſonſt vorzugsweiſe gebräuchliche Menuet faſt verdrängt. 29.

Scheuchzer (Johann Jakob), berühmter Naturforſcher, ward zu Zürich am 4. Aug. 1672 geboren, ſtudirte zu Altdorf Medicin und nahm 1694 zu Utrecht die Doctorwürde an. In ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt erhielt er die Stelle eines Stadtarztes und wurde Profeſſor der Mathematik; ſpäter gab man ihm ein Kanonicat als Entſchädigung für die Ablehnung eines Rufes, den er von Peter dem Großen nach Petersburg erhalten. Er hat ſich vorzügliche Verdienſte um die Naturgeſchichte der Schweitz erworben; durch ſeine jährlichen Reiſen in ihre Gebirge lernte er ſie genau kennen und ſammelte eine Menge Naturkörper, vorzüglich Verſteinerungen, die er in ſeinem „’Ουρασιφοίτης Helveticus s. itinera alpina novem" (Lugd. Bat. 10 Tom. mit 132 Abbildungen) und in anderen Schriften ſorgfältig beſchrieben hat. Auf dieſe Beſchreibungen und richtigen Abbildungen beſchränkt ſich aber ſein hauptſächlichſtes Verdienſt. Seine theoretiſchen Unterſuchungen ſind ohne allen Werth. Außer dem obigen Werke erwähnen wir noch als mit vielem Beifalle aufgenommen ſeine „Biblia ex physicis illustrata, quibus res naturales in scriptura sacra occurrentes exhibentur" (Vindob. 1731—1735. 5 Voll. Fol. mit 650 Tafeln Abbildungen). — S. ſtarb am 25. Juni 1733. 39.

Scheuffelin, Scheuffelein, Scheifelye (Hans), ein trefflicher Maler und Holzſchneider altdeutſcher Schule, geb. zu Nürnberg im Jahre 1498, bildete ſich unter Dürer's Leitung und ließ ſich ſpäter in Nördlingen nieder, wo er um das Jahr 1550 (nach Andern ſchon 1540) ſtarb. Seine Arbeiten, unter denen mehrere Altargemälde in Nördlingen, ferner die Schlacht von Bethulia (auf dem Rathhauſe daſelbſt), den Anachronismus, daß die Aſſyrer in deutſcher Rüſtung erſcheinen und mit Kanonen feuern, ausgenommen, ein ausgezeichnetes Werk, und eine Grablegung Johannis (in München die bekannteſten ſind), gleichen denen Dürer's ſo ſehr, daß ſie mit denſelben verwechſelt werden können. Unter den Holzſchnitten S.'s verdienen die, welche er zum „Theuerdank" fertigte, eine beſondere Beachtung. 36.

Schevelingen oder **Scheveningen**, ein großes Fiſcherdorf in den Niederlanden, am Strande der Nordſee, 1 Stunde von Haag entfernt, mit 3000 Einw. und herrlichen Gartenanlagen, beſitzt ein berühmtes Seebad. Mit dem nahen Haag ſteht es durch eine vierfache Allee in Verbindung und wird von den Städtern als ein beliebter Beluſtigungsort ſehr zahlreich beſucht. Die Einwohner ſollen ſich durch ihre alterthümlichen Sitten und Gebräuche, wie durch ihre auffällige Tracht vor ihren Nachbarn merklich unterſcheiden. 35.

Schiavone (ſpr. Skiawone) (Andrea Medola [Meldulla] genannt), ein ausgezeichneter italieniſcher Maler venetianiſcher Schule, geb. 1522 zu Sebenico in Dalmatien, bildete ſich nach Titian und Giorgione, ſcheint aber auch, wie aus einigen ſeiner Gemälde hervorgeht, mit großem Fleiße Raphael's Werke ſtudirt zu haben. Mit Ausnahme der etwas incorrecten Zeichnung vereinigt dieſer Künſtler alle Eigenſchaften eines großen Malers in ſich; denn Alles, Compoſition, Colorit, Farbengebung und Ausführung, iſt vortrefflich. Mehrere ſeiner beſten Werke finden ſich zu Venedig und Rimini, an letzterem Orte eine ſchöne Geburt Chriſti und eine Himmelfahrt der Maria. Auch die dresdener und wiener Gallerie beſitzen mehrere ſeiner Meiſterwerke. Übrigens exiſtiren außerdem einige treffliche von Kunſtkennern ſehr geſuchte Kupferſtiche S.'s. Dieſer ausgezeichnete Maler ſtarb 1582 zu Vicenza. — Mit ihm iſt nicht Gregorio S., ebenfalls ein Dalmatier und Zeitgenoſſe und Mitſchüler Mantegna's zu verwechſeln, der indeß jenen nie erreicht hat. 36.

Schiboleth, ein hebräiſches Wort, das Ähre bedeutet, hat dadurch, daß nach Richter 12, 6 ff. bei einem Kampfe der Einwohner von Ephraim und Gilead letztere daſſelbe von Jedem, der über den Jordan wollte, ausſprechen ließen, um,

da die Ephraimtier das S. nicht ausſprechen konnten, dieſe zu erkennen, die Bedeutung von Erkennungszeichen, Parteizeichen erhalten. 9.

Schicht bedeutet im Bergweſen eine beſtimmte Zeit von 6, 8 und 12 Stunden, während welcher ein Bergmann mit Grubenarbeiten beſchäftigt iſt. Die Tageszeit iſt für jede Art Schichten nach den Stunden in Abtheilungen gebracht. Für ſechsſtündige Schichten iſt die erſte am Tage früh um 4 Uhr, die zweite um 10 Uhr, die dritte um 4 Uhr, die vierte Abends um 10 Uhr; für achtſtündige Schichten beginnt die erſte um 4 Uhr, die zweite um 12 Uhr; zwölfſtündige Schichten dauern von früh 4 Uhr bis Abends 4 Uhr am Tage und bei Nacht von da bis 4 Uhr früh. In Sachſen beginnen die acht und zwölfſtündigen Schichten meiſtens erſt um 5 Uhr. — In hüttenmänniſcher Hinſicht iſt S. eine Quantität Schmelzgut, das zum Verſchmelzen auf einmal in den Schmelzofen aufgeſetzt wird; in der Geognoſie eine der plattenförmigen Geſteinmaſſen, in welche eine geſchichtete Geſteinablagerung abgetheilt iſt; beim Zerſchmelzen die kupferne Platte, über welche das gepauſchte Zinn zu Platten ausgegoſſen wird. 76.

Schicht (Johann Gottfried), ein geſchätzter deutſcher Kirchencomponiſt und zugleich gründlicher Theoretiker, geb. den 29. Sept. 1753 zu Reichenau bei Zittau, beſuchte das Gymnaſium zu Zittau und erwarb ſich ſchon hier bedeutende Fertigkeit im Orgel- und Clavierſpielen. Nachdem er im Jahre 1776 die Univerſität Leipzig bezogen hatte, gab er den anfänglichen Plan, Jurisprudenz zu ſtudiren, auf Hiller's Veranlaſſung auf und widmete ſich nun unter deſſen Leitung ausſchließlich dem Studium der Tonkunſt. Die Mußeſtunden füllte er mit Unterrichtertheilen aus, beſonders im Geſange, in welchem er ſich ſelbſt eine bedeutende Fertigkeit erworben hatte. 1781 ward er beim Concert im Gewandhauſe angeſtellt und vier Jahre ſpäter Director deſſelben, auch Organiſt an der Neukirche. Im Jahre 1810 endlich erhielt er die Stelle als Cantor an der Thomasſchule und Muſikdirector an den beiden Hauptkirchen. Er ſtarb am 16. Febr. 1823. Außer einigen theoretiſchen Schriften, unter denen die „Grundregeln der Harmonie nach dem Verwechſelungsſyſteme" (Leipz. 1812) ſelbſt in Frankreich Eingang gefunden haben, lieferte dieſer gründliche Muſiker eine große Anzahl trefflicher Kirchencompoſitionen, als Meſſen, Motetten (49), mehrere Oratorien, unter denen „Das Ende des Gerechten" als Meiſterſtück dieſer Gattung anerkannt iſt, ein „Te Deum" und ein höchſt gründlich gearbeitetes Choralbuch, in welchem über 300 Melodien von ihm ſelbſt herrühren. Was den Styl S.'s betrifft, ſo iſt nicht zu verkennen, daß er ſich mit wenigen Ausnahmen (z. B. in einem der ſonſt unübertrefflichen Chöre im Oratorium „das Ende des Gerechten") gänzlich von dem neuen Ungeſchmacke, welcher Weltliches von Kirchlichem nicht zu trennen weiß, frei gehalten hat. Eigenthümlich übrigens iſt ihm das Beſtreben zu rühren, weniger durch die Einfachheit und Würde, wie ſie einigen alten Italienern eigen iſt, zu erheben und zu erſchüttern. 36.

Schichtmeiſter heißen die Vorſteher der Grubengebäude, welche im Namen der Gewerken die Verwaltung führen. 76.

Schick (Gottlieb), ein ausgezeichneter deutſcher Maler der neuern Zeit, geb. 1779 zu Stuttgart, war ein Schüler Dannecker's und Hetſch's, ging dann nach Paris und von hier nach Rom, wo er ſeine Ausbildung vollendete. Aus ſeinen nicht ſehr zahlreichen Werken (denn zu früh für die Kunſt ereilte ihn der Tod im April 1812 zu Stuttgart) leuchtet eine bereits früh errungene hohe Künſtlerſchaft hervor, beſonders in der Auffaſſung des Ideellen und Erhabenen, und zugleich ein ſeltenes Studium der Antike, die er, wie nur Wenige, kannte und zu ſchätzen wußte. Wir erwähnen hier nur als die bekannteſten ſeiner Arbeiten: das Opfer Noah's, ein Chriſtus, die Portraits der Humboldt'ſchen Familie und ſein berühmteſtes Werk, Apollo unter den Hirten (im königlichen Schloſſe zu Stuttgart). 36.

Schickſal (μοῖρα, εἱμαρμένη, fatum) heißt überhaupt die einander bedingende Reihe der in der Welt auf einander folgenden Begebenheiten und Veränderungen; bezogen auf den Zuſtand empfindender Weſen iſt es das beſtimmte Verhältniß derſelben zu dieſen Veränderungen oder diejenige Verbindung von Ereigniſſen, welche ihren individuellen Zuſtand beſtimmt. In dieſem Sinne iſt das S. gut oder böſe. Wiefern es als nothwendig betrachtet wird, heißt es Verhängniß, in wiefern man es aber als zufällig anſieht, Glück oder Unglück, in wiefern es auf Moralität Bezug hat, Vergeltung. Die Meinungen über S. ſind ſehr verſchieden geweſen und mannigfach umgeſtaltet worden. Im ältern griechiſchen und römiſchen Heidenthume herrſchten vornehmlich zwei Anſichten: Alles in der Welt geſchehe nach der Wirkung eines blinden Zufalls, ohne feſte Regel und vernünftige Abſicht; oder die Reihe der Weltbegebenheiten erfolge nach einer blinden, unabwendbaren Nothwendigkeit (ſ. d. Art. Fatalismus), der nichts widerſtehen könne und der ſelbſt die Götter unterworfen ſeien, die nur vollſtrecken, was einmal im Buche des Schickſals geſchrieben ſtehe. Unter den Juden nahmen die Phariſäer ein göttliches Verhängniß an, das über dem freien Handeln des Menſchen ſtehe, obwohl dieſes nicht ausſchließe, und Muhammed lehrte eine unbedingte Vorherbeſtimmung aller einzelnen Schickſale. Auch Spinoza ſetzte eine ſtrenge Nothwendigkeit aller endlichen Dinge und es iſt nach ihm der Geiſt keineswegs frei und ſelbſtſtändig, ſondern durch eine nothwendige Kette von Urſachen beſtimmt. Alle dieſe Meinungen von einer unbedingten Nothwendigkeit des S. laſſen ſich nicht mit dem chriſtlichen Glauben an Gott und mit der Freiheit des menſchlichen Willens vereinigen. Vor der Vernunft bleibt daher nur ein bedingtes S. zuläſſig, ſo daß Alles, was in der Welt geſchieht, nur bedingt nothwendig iſt; denn dabei läßt ſich wohl denken, daß unſere freie Thätigkeit mit zu den Bedingungen gehöre, von welchen einzelne Begebenheiten abhängen, und daß auch das Ganze der Weltbegebenheiten von einem höchſten Willen abhängig ſei. Namentlich kommt jene freie Thätigkeit des Geiſtes bei dem individuellen Schickſale der Einzelnen in Betracht (denn wie könnten wir ſonſt der Zurechnung fähig ſein?) und die Redensarten: „Jeder Menſch iſt ſeines Schickſals Schmidt,“ oder: „Jeder Menſch hat ſein eigenes S.“ haben ihre völlige Richtigkeit, weil jeder Menſch ſeine Art zu ſein und zu handeln hat. In dieſem Sinne nämlich bedeutet S. die natürliche Folge unſerer Handlungen, unſerer Art zu denken und zu wirken. Es iſt das Reſultat unſeres Charakters, unſerer Handlungen und Gedanken, gleichſam unſer Abbild, der Schatten, der unſere geiſtige und moraliſche Exiſtenz begleitet; denn keine Wirkung iſt ohne Urſache und keine Urſache ohne Wirkung. Wie wir gegen Andere handeln, ſo handeln Andere gegen uns und wie wir richten, werden auch wir unſer Urtheil empfangen. Es fordert dieß der natürliche Anklang, der Wiederhall unſerer Gedanken und unſerer Handlungsweiſe. Wie die Tugend nie beſeligender Folgen entbehrt, ſo ereilt, obwohl mit hinkendem, doch ſicherm Tritte, dem Verbrechen die ernſte Strafe. Dem eigenen S. entgehet Niemand. Vergl. Herder's treffliche Abhandlung „Das eigene Schickſal“ (in deſſen „Sämmtliche Werke zur Philoſophie und Geſchichte,“ 8. Thl. [Stuttg. und Tübing. 1828] S. 9—30) und J. G. C. Werdermann „Verſuch einer Geſchichte der Meinungen über Schickſal und menſchliche Freiheit“ (Leipz. 1793). 65.

Schiebeler (Daniel), ein deutſcher Dichter, wurde im Jahre 1741 in Hamburg geboren, erhielt ſeine erſte Bildung durch Privatlehrer, beſuchte hierauf das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und 1763 die Univerſität zu Göttingen, wo er die Rechte ſtudirte, ſich außerdem aber auch eifrig mit der ſchönen Literatur des In- und Auslandes beſchäftigte, da er die meiſten neueren Sprachen vollkommen verſtand. Im Jahre 1765 ging er nach Leipzig, wurde hier vorzüglich durch Muſik und Theater angezogen und gab außer mehreren dramatiſchen und muſikaliſchen Ge-

dichten beſonders ſeine „Romanzen" (Leipz. 1767) heraus, welche Hiller mit Melodien begleitete. Von Leipzig wandte er ſich 1768 nach Hamburg, wo er ein Kanonicat am Domcapitel erhielt und am 19. Aug. 1771 ſtarb. Eine vollſtändig Sammlung ſeiner Werke, welche auch eine ausführliche Lebensbeſchreibung von ihm enthält, beſorgte Eſchenburg unter dem Titel: „D. Schiebeler's auserleſene Gedichte" (Hamb. 1773. 8.). Unter allen Gedichten S.'s haben ſeine „Romanzen," ſcherzhaften und mythologiſchen Inhalts, den ausgebreitetſten Ruf erlangt und ſind unſtreitig die gelungenſten unter ſeinen poetiſchen Erzeugniſſen, obgleich es ihnen mitunter an dichteriſcher Kraft und Lebendigkeit des Vortrags fehlt. Außerdem beſitzen wir ein Lehrgedicht, Heroiden, Sinngedichte, lyriſche Poeſien geiſtlichen und weltlichen Inhalts, Epigramme, Operntexte und Cantaten von ihm. 81.

Schiedsmann, Schiedsrichter, lat. und engl. arbiter; franz. arbitre, iſt die zur außergerichtlichen Unterſuchung und Entſcheidung eines Rechtsſtreits von den Parteien erwählte oder in gewiſſen Fällen ihnen gegebene Perſon. Es gibt daher wirkliche und nothwendige Schiedsmänner. Bei den alten Deutſchen waren die Verträge ſehr üblich, wodurch ſie ſich bei Streitigkeiten im Voraus dem Ausſpruche eines verſtändigen Mannes unterwarfen (Lex. Sal. Tit. 14.). Obgleich der Schiedsrichter keine eigentliche executive Gewalt beſitzt, ſo hat doch ſein Ausſpruch die Wirkung einer in den mehrſten Fällen liquiden Entſcheidung, welche unter Privatleuten dem eigentlichen Richter blos noch zur Vollſtreckung vorzutragen iſt und auf alle Fälle zur Entfernung proceſſualiſcher Weiterungen führt. Bei Aſſecuranzſtreitigkeiten, geſellſchaftlichen Auseinanderſetzungen, in Handelsangelegenheiten, beſonders bei den Orientalen und ausländiſchen Juden, ingleichen da, wo man des Schreibens nicht ſo allgemein gewohnt iſt, bedient man ſich der Schiedsmänner zur vorzüglichſten Erleichterung. In Preußen iſt das Inſtitut der Schiedsmänner in neueſter Zeit wieder ins Leben gerufen worden und hat laut ſtatiſtiſcher Bekanntmachung bereits ſegensreiche Früchte getragen. Auch in Sachſen beabſichtigt man deren Einführung. 3.

Schiefer, lat. festuca; franz. ardoise; engl. splinter, slate, werden die Geſteine von ſchiefriger Structur genannt, welche anſcheinend aus dünnen und ebenen Platten oder Blättchen parallel zuſammengeſetzt ſind und daher nach einer einzigen Richtung, der Ebene der Blättchen, ſich leicht theilen laſſen. Man nennt Wetzſchiefer, Alaunſchiefer, Brandſchiefer, Kräuterſchiefer, Polirſchiefer, Klebſchiefer, Quarzſchiefer, Schörlſchiefer, Sandſteinſchiefer u. a. m. als beſondere, verſchiedenartige Schiefer. 76.

Schielen, ſ. Strabismus.

Schierling, lat. conium; franz. ciguë; engl. hemlok, iſt eine zu Linné's pentandria digynia gehöriges zweijähriges Doldengewächs und eine gefährliche Giftpflanze. Man unterſcheidet mehrere Arten deſſelben, unter denen der gefleckte S. (conium maculatum) die bekannteſte iſt. Er iſt der Peterſilie ſehr ähnlich, weßwegen er im erſten Jahre ſehr leicht damit verwechſelt werden kann, unterſcheidet ſich jedoch von ihr durch die rothgefleckten Stengel und Blattſtiele, die dunkelgrünen, die breiteren und kürzeren, auf der obern Seite glänzend dunkelgrünen, auf der untern Seite ſtark gerippten und blaßgrünen Blätter und einen eckelhaften Geruch. Die Blumen ſind weiß. Er wächſt in ganz Europa wild. — Als Gift wirkt er ſehr heftig und kann ſelbſt den Tod herbeiführen; er wird aber auch als Arznei gegen Verhärtungen, Skropheln, Flechten, Geſchwüre u. dgl. mit Vortheil angewendet. — Verſchieden davon iſt der Waſſerſchierling (cicuta virosa L.), der in Flüſſen wächſt und ſich durch ſchmale geſägte Blätter und eine große, dicke, mit vielen Höhlungen verſehene Wurzel unterſcheidet. Es iſt die giftigſte Pflanze Europas. — Hierher gehört auch der Glaiß oder die Hunds-

peterſilie (aethusa cynapium), welche häufig unter der Peterſilie wächſt und ſich nur durch dunklere und ſpitzigere Blätter, ihren widerlichen Geruch und ſchnelleres Wachsthum davon unterſcheidet. Sie iſt eben ſo giftig wie der S. 30.

Schießgewehr iſt jedes Inſtrument, mit welchem man Geſchoſſe nach irgend einem Ziele werfen kann. Es gehören alſo dazu eben ſo gut die Wurfgeſchütze der Alten, die Armbrüſte und Bogen, als die jetzt faſt ausſchließlich gebrauchten Feuer=, Dampf= und Windgeſchütze. Vorzugsweiſe aber verſteht man darunter die Feuerwaffe (franz. arme à feu; engl. fire-arm) des Militairs, der Jäger, Schützen ꝛc., durch welche vermittelſt Pulvers aus einem eiſernen Rohre kleinere Kugeln, Schrot u. dgl. fortgeſchleudert werden. Dieſe zerfällt in den Lauf, das Schloß, den Schaft, den Ladeſtock, das Bayonnet und die Garnitur. Der Lauf wird vom beſten Eiſen hohl geſchmiedet, gebohrt und außerhalb abgeſchliffen. Die Benennungen: Rohr, Seele, Mündung, innere Fläche, Spielraum ꝛc. werden hier in demſelben Sinne, wie beim Geſchütze (ſ. d. Art.) gebraucht, der Ort, wo die Ladung liegt, heißt die Pulverkammer oder der Pulverſack. Die Seele iſt cylindriſch, wird im Gegenſatze der gezogenen glatt genannt und iſt hinten mit der Schwanzſchraube geſchloſſen. Die vordere Fläche der letztern iſt zum Theil ausgekehlt, um das Pulver nach dem Zündloche zu leiten, welches ſich nach Innen trichterförmig erweitert, damit ein Theil der Ladung von ſelbſt hindurchfallen und als Zündung dienen kann. Der Lauf iſt hinten ſtärker als vorn und 3 Zoll von hinten nach vorn oben kantig, in allen übrigen Theilen ſeiner Länge aber rund geſchliffen. Die Haupttheile des Schloſſes ſind: der Hahn, die Nuß, die Studel, die Stange, die Pfanne, der Deckel und das Schloßblatt; ferner gehören dazu 3 ſtählerne Federn, um die Theile in Bewegung zu ſetzen oder in beſtimmter Lage zu erhalten, und 10 Schrauben, welche ihre Benennung nach demjenigen Theile, den ſie befeſtigen, erhalten. Der Schaft wird von Rothbuchen, ſonſt auch von Ahorn, Nußbaum ꝛc. gemacht. Der hintere Theil deſſelben, die Kolbe, dient zum feſten Anſetzen des Gewehres an die Schulter und zur Vermehrung ſeiner Schwere am hintern Ende. Der hinterſte obere Theil der Kolbe heißt die Naſe, der vordere dünnere, ein wenig gebogene Theil der Hals, und der verſtärkte Theil die Brüſtung, in welchem das Schloß und die Schwanzſchraube eingelaſſen ſind. Der übrige Theil des Schaftes wird in den Mittel= und Vorderſchaft eingetheilt. Er iſt oben ſo weit ausgehöhlt, daß das Rohr mit ſeiner halben Dicke in dieſe Höhlung, die Rohrnuthe, eingelegt werden kann. Der Ladeſtock iſt von gehärtetem Eiſen, $1\frac{1}{2}$ Zoll länger als die Seele, am untern Ende etwas mehr als halb ſo ſtark als das Caliber des Gewehres, im größten Theile ſeiner Länge cylindriſch und nur oben etwas ſtärker; hier befindet ſich das Schraubenloch zur Aufnahme des Kugelziehers. Das Bayonnet ſ. unter d. Art. Zur Garnitur gehören die aus Meſſing gegoſſenen Stücke, nämlich: der Bügel, welcher den Abzug umgibt; das Seitenblech oder die Schlange, deſſen Enden unter den Schloßſchrauben, auf der linken Seite des Schaftes, liegen und verhindern, daß ſie ſich ins Holz ziehen; die 3 Ringe, welche den Lauf in der Rohrnuthe feſthalten. Der Oberring hat oben ein Korn, am Mittelringe iſt hinten eine Öſe für den Riembügel befeſtigt und dieſer ſo wie der Unterring dienen zugleich zum Feſthalten des Ladeſtockes. Endlich gehört noch zur Garnitur die Kappe, welche den hintern Theil des Schaftes umgibt und durch 2 Holzſchrauben feſtgehalten wird. Zu den kleinen Equipagenſtücken rechnet man den Pfanndeckel, Regendeckel, Gewehrriemen, Kugelzieher und Krätzer. Die Infanteriegewehre der verſchiedenen Mächte Europas ſind nach ihren Dimenſionen verſchieden. Das beſtgearbeitete und zweckmäßigſte iſt wohl das franzöſiſche; gut gearbeitet iſt auch das neupreußiſche; ſchwer und plump, mit unzweckmäßigen Dimenſionen iſt das engliſche, am Schlechteſten gearbeitet ſind die ruſſiſchen und öſtreichiſchen. Das preußiſche Gewehr wiegt 10 bis $11\frac{1}{2}$ Pfd., iſt ohne Bayonnet

4½ Fuß, mit demſelben gegen 6 Fuß lang und erhält eine Pulverladung von ⅞ Loth feinem Pulver. Das engliſche Gewehr hat den größten, das neupreußiſche den kleinſten Spielraum. Mit Ausnahme der ruſſiſchen und ſchwediſchen paßt die preußiſche Kugel in die baieriſche, däniſche, engliſche, hanöveriſche und niederländiſche Flinte, in der öſtreichiſchen würde ſie nur 0,03 Zoll Spielraum haben. In die preußiſche Flinte paßt jede fremde Patrone, ſelbſt die engliſche hat noch 0,05 Zoll Spielraum. Bei Jagdgewehren fordert man hauptſächlich Leichtigkeit, guten Anſchlag und Schärfe des Schuſſes. Sie werden meiſt mit Schroten geladen und ſind daher für dieſe berechnet; doch ſchießt man auch aus ihnen auf Hochwild mit Kugeln. Am Gewöhnlichſten ſind jetzt die Jagdgewehre mit 2 Läufen. Das ehemalige allgemeine Feuergewehr war die Hakenbüchſe oder der Haken (ſ. d. Art.). Die erſten tragbaren Feuerwaffen wurden mit Lunten angezündet, nachher ſchraubte man an den Hahn einen Feuerſtein von feſtem Kieſe oder Markaſit, der endlich von dem jetzigen glasartigen Feuerſteine verdrängt wurde. Das 1517 zu Nürnberg erfundene Feuerſchloß wurde durch die Nürnberger, Georg Kuhfuß (um 1600) und Kaspar Recknagel (um 1632), zu größerer Vollkommenheit gebracht und durch Guſtav Adolph, König von Schweden, noch mehr verbeſſert. Bei jeder Verbeſſerung der Gewehre, deren Caliber man bald vergrößerte, bald verkleinerte, gab man denſelben neue Namen und ſo entſtanden Büchſe, Hakenbüchſe, Arkebuſe, Muskete, Carabiner, Piſtole und Flinte. Die längeren Arten nannte man auch Röhre und das Grobgeſchütz erſt Karrenbüchſe, dann Kanone. Um dem bisherigen zeitraubenden Spanner des Rades am Feuerſchloſſe zu entgehen, verbeſſerten die Franzoſen nach dem Jahre 1658 das deutſche Flintenſchloß, indem ſie daſſelbe mit der Nuß und der Pfanne verſahen und die Abänderung trafen, daß der Hahn mit dem Daumen aufgezogen werden konnte. Dieſerhalb hat man nachher die urſprünglich deutſche Erfindung den Franzoſen beigelegt und dieſes Feuerſchloß ein franzöſiſches Schloß genannt. Man bedient ſich jetzt allgemein einer Art Hornſteine, des ſogenannten Feuerſteines (ſ. d. Art.), die ehedem im Deutſchen flins oder richtiger Vlyns genannt wurden und noch jetzt in Schweden, Dänemark und England Flinte oder Flint heißen. Hiervon haben nun wahrſcheinlich dieſe Feuergewehre ihren Namen erhalten. Die Musketen ſollen ihren Namen von dem franzöſiſchen mouchet oder dem lateiniſchen muchetus, welches einen Sperber männlichen Geſchlechtes bedeutet, erhalten haben. Der Herzog von Alba gebrauchte ſie zuerſt 1567 in dem Kriege gegen die Niederländer und nach dieſer Zeit wurden ſie auch von einem Herrn v. Strozi unter Karl XI. in Frankreich allgemein eingeführt. Unter Ludwig XIV. wurde in Frankreich das erſte Füſilierregiment errichtet, welches Flinten trug. Die Erfindung des Schloſſes mit dem Feuerſteine fällt in das Jahr 1630, aber man begann erſt 1670 die Luntenmuskete durch Flinten zu erſetzen, 1680 war faſt die ganze franzöſiſche Infanterie mit ſolchen Gewehren bewaffnet. Im Jahre 1678 verſah man die Gewehre mit Bayonnetten, 1703 war die ganze franzöſiſche Infanterie ſo bewaffnet und 1704 waren ſchon ſämmtliche europäiſche Mächte gefolgt. Endlich verbeſſerte noch der Herzog Leopold von Deſſau unter dem Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen dieſe Flinten dadurch, daß er ſtatt der bisherigen hölzernen Ladeſtöcke die eiſernen einführte und der hanöverſche General Freitag die koniſchen Zündlöcher in Vorſchlag brachte. Dieſes Gewehr läßt indeß noch Vieles zu wünſchen übrig; denn das Zündpulver wird naß, wenn daſſelbe dem Regen ausgeſetzt iſt, die Pfanne verſchleimt, wenn einige Schüſſe gethan ſind, das Zündloch verſtopft ſich bisweilen und die Steine nutzen ſich ab und zerſpringen. Man rechnet auf 9 Schuß einen verſagenden, bei 13 einen, welcher verbrennt und nach 30 Schüſſen iſt gewöhnlich der Stein abgenutzt; das Schloß iſt ſehr complicirt und vielfachen Beſchädigungen unterworfen, und das Zündloch brennt bald aus. Dieſen und vielen anderen Übelſtänden zu begegnen, erfand

man im Jahre 1810 in England die Vorrichtung, das gewöhnliche Zündpulver durch Knallpulver zu entſetzen, welches durch **Percuſſion** (ſ. d. Art.) angezündet wurde. Man befeſtigt nämlich dieſes Knallpulver auf dem Boden einer kleinen kupfernen Kapſel (Zündhütchen), welche genau auf einen cylindriſchen Zapfen paßt, an deſſen oberer Fläche das Zündloch herauskommt. Das auf dem Boden dieſes Hütchens befindliche Pulver wird durch den Schlag eines hammerartigen Hahnes entzündet und theilt ſo der Ladung das Feuer mit. Außer der Beſeitigung der oben angeführten Mängel eines Steinſchloſſes ergeben ſich durch dieſe Zündungsart noch die Vortheile, daß das Feuer ſchneller an die Ladung gebracht wird und ſo ein raſcherer und wirkſamerer Schuß entſteht. Die Percuſſionsgewehre ſind gegenwärtig beinahe die einzigen, deren ſich die Jäger bedienen. Um noch mehr die Handhabung des Gewehres zu vereinfachen, traten im Jahre 1832 die Franzoſen, Robert und Lafoucheux, mit der Erfindung hervor, die Gewehre von hinten zu laden. Hierdurch bezweckten ſie die gänzliche Abſchaffung des Ladeſtockes, den Gebrauch der Patronen, ohne ſie abzubeißen, alſo eine größere Geſchwindigkeit beim Laden und dadurch, daß das Rohr, mit Ausnahme des Theils, welcher zur Aufnahme der Patronen dient, einen geringern Durchmeſſer als die Kugel hat, einen ſicherern Schuß, namentlich bei gezogenen Läufen, eine geringere Pulverladung für dieſelbe Schußweite und folglich einen ſchwächern Rückſtoß; ferner die Verſchleimung des Rohres zu vermindern und endlich für die Cavallerie Waffen zu erlangen, die niemals losgehen, welche Stöße auch durch die Bewegung des Pferdes erzeugt werden. Hierzu tritt noch eine andere Erfindung (des Jahres 1830) in dem ſogenannten ſömmerdaiſchen Gewehre, bei der das Schloß ganz entbehrt wird, indem die Ladung durch den Stoß eines ſtählernen Stiftes, der Zündnadel, welcher in der Schwanzſchraube angebracht iſt und durch den Druck einer Feder vorgeſchnellt, entzündet wird. Auch dieſe Gewehre haben die Vorrichtung, daß ſie von hinten geladen werden können, und die Patrone ſelbſt enthält auf einer eingewickelten Scheibe das Zündpulver, welches durch das Vorſchnellen der Zündnadel Feuer gibt und ſolches der Ladung mittheilt. Beide letztgenannten Arten eignen ſich aber bei ihrer gegenwärtigen Conſtruction und wegen des zuſammengeſetzten Mechanismus nicht zur Infanteriewaffe; dagegen findet man ſie ſchon häufig bei Jägern. Es iſt jedoch zu erwarten, daß ſie immer mehr vervollkommnet werden, ſo daß ſie endlich auch zur Bewaffnung der Heere tüchtig ſind. 50.

Schießpulver, franz. poudre à canon; engl. gunpowder, iſt ein inniges Gemenge von Salpeter, Schwefel und Kohle, welches durch eine glühende Kohle oder einen Funken entzündet mit Geräuſch verpufft und dabei alle ſeiner Expanſivkraft ſich entgegenſtellende Hinderniſſe zu überwältigen ſtrebt. Die Güte des Pulvers beruht auf der Reinheit der Materialien, auf dem beſten Verhältniſſe derſelben gegen einander, auf der möglichſt innigen Mengung dieſer Beſtandtheile und ihrer gleichförmigen Körnung. Das beſte Verhältniß der Materialien kann wegen der verſchiedenen Reinheit derſelben und wegen der verſchiedenen Art der Zubereitung des Pulvers nur durch Erfahrung ermittelt werden und iſt deßhalb nicht nur in verſchiedenen Staaten, ſondern oft auch in einem und demſelben Staate für die verſchiedenen Zwecke verſchieden. Im Allgemeinen gibt es indeß eine ziemlich ſichere Regel. Durch die Zerſetzung des Salpeters werden eine bedeutende Menge elaſtiſcher Flüſſigkeiten entwickelt; dieſe Zerſetzung wird vorzüglich durch die Kohle bewerkſtelligt, welche mit dem im Salpeter enthaltenen Sauerſtoffe verbunden die Kohlenſäure bildet und dadurch die Kraft des Pulvers erzeugt. Hiernach alſo ſind Salpeter und Kohle die Hauptbeſtandtheile deſſelben, während der Schwefel die Zerſetzung durch ſeine Entzündbarkeit beſchleunigt. Die Erfahrung hat gelehrt, daß zu einem guten Pulver der Salpeter $\frac{3}{4}$, die Kohle $\frac{1}{8}$ und der Schwefel $\frac{1}{8}$ des ganzen Satzes betragen muß. Die äußeren Kennzeichen eines guten Pulvers

ſtehen darin, daß die Körner möglichſt gleich groß und von gleicher Farbe ſind, daß dieſelben, wenn man ſie über die Hand laufen läßt, nicht ſehr abfärben, daß ſie keine Feuchtigkeit zeigen und ſich nicht leicht zerdrücken laſſen, dann aber ohne einzelne lichte oder dunkele Streifen erſcheinen und beim Abbrennen einer kleinen Menge auf weißem Papiere ein raſches Zuſammenbrennen gewähren und keine farbigen Streifen, Flecke oder Rückſtand laſſen. Zur genauern Unterſuchung dienen der Probemörſer (ſ. d. Art.) und andere Pulverproben. Die verſchiedene Art des Verbrauches macht auch verſchiedene Pulverſorten nothwendig, für größere Quantitäten grobkörniges, auch Ordinairpulver genannt, für kleinere Ladungen das feine oder Feinpulver, für Büchſenladungen Preſchpulver, ſo wie noch andere Pulverſorten, als Jagdpulver, Scheiben- und Mohnpulver. Auch gibt es Pulver ohne Schwefel, Pulver, zu dem man ſtatt des Salpeters andere ſalpeterſaure Salze genommen, oder auch Zuſätze von Kalk, Queckſilber, Antimonium, Sägeſpänen ꝛc. gemacht hat. *Knallpulver* (ſ. d. Art. Knall). *Mehlpulver* wird in den Laboratorien durch Zerreiben des Kornpulvers erhalten und zu verſchiedenen Feuerwerksſätzen, wie das *Knirſchpulver*, verwendet, welches nur halbgekleintes Kornpulver iſt. *Staubpulver* dagegen iſt dasjenige, welches ſich bei dem Körnen und Sortiren auf den Fabriken erzeugt und zu den Feuerwerksſätzen nicht angewendet werden kann. *Normalpulver* nennt man das Pulver, deſſen Güte bereits anerkannt iſt und nun als Grundlage bei der Unterſuchung des zu prüfenden Pulvers dient. Jede glimmende Kohle entzündet das Pulver und zwar um ſo leichter, je kleiner die Körner deſſelben ſind; daſſelbe iſt mit Stahlfunken der Fall, am Beſten und Schnellſten aber findet die Zündung durch die Flamme ſolcher brennender Kerzen ſtatt, denen Salpeter beigemiſcht iſt. Das Zuſammenbrennen einer gewiſſen Quantität hängt nächſt der Güte von der Größe der Körner, der Größe der Zwiſchenräume, der Maſſe, der Geſtalt des Raumes, den das Pulver einnimmt, und der Dichtigkeit der umgebenden Luft ab. Nähere Belehrung geben hierüber: Robins' „Neue Grundſätze der Artillerie", überſetzt von Euler; Scharnhorſt's „Handbuch"; Morla's „Lehrbuch der Artilleriewiſſenſchaften"; Plümeke's „Handbuch für Artillerieofficiere" u. a. Die Kraft, welche das Pulver äußert, iſt abhängig 1) von der Verbrennung, denn je ſchneller und vollſtändiger das Pulver zuſammenbrennt, deſto größer wird dieſelbe ſein; 2) von der Feſtigkeit der Einſchließung; 3) von dem Verhältniſſe des angefüllten Raumes zu dem übrig gebliebenen leeren und 4) von der Menge des Pulvers. Um die abſolute Kraft des Pulvers zu meſſen, ſind vielfache Verſuche und namentlich durch Robins und den Grafen Rumford angeſtellt worden. Letzterer fand nämlich bei der Anfüllung von $\frac{1}{4}$ des Raumes die Pulverkraft $= 750$, von $\frac{1}{2} = 3283$, von $\frac{3}{4} = 11000$, des Ganzen $= 30$ bis 50000mal ſo groß, als den Druck der Atmoſphäre. Man nennt das Pulver verkukt, wenn daſſelbe durch Feuchtigkeit ſo gelitten hat, daß die einzelnen Beſtandtheile ſich getrennt haben, der Salpeter ſich in weiten zarten Flocken auf der Oberfläche der Körner angeſetzt hat oder dieſe in Staub zerfallen ſind. Zu große Hitze kann im Pulver den Schwefel ſo weich machen, daß die Körner an einander kleben und dadurch das Pulver dem Verderben ausgeſetzt wird. — Die Erfindung des Schießpulvers wird faſt allgemein, aber mit Unrecht, dem Franziskanermönch Barthold Schwarz zu Freiburg zugeſchrieben, denn es iſt erwieſen, daß ſchon vor ſeiner Zeit dieſe furchtbare Mengung, wenn gleich nicht ihre zerſtörenden Kräfte, bekannt war. Mehrere Gelehrte behaupten, daß es den Griechen, Andere, daß es den Römern und noch Andere, daß es den Chineſen ſchon zu der Zeit lange bekannt geweſen ſei. Wenn es wahr iſt, was der Pater Lecomte ſagt, daß die Chineſen das Pulver ſeit undenklichen Zeiten kannten, ſo kann man annehmen, daß es von da in das benachbarte Indien und von hier nach Europa gekommen iſt. Auf dem Harze ſoll man es ſchon im XII. Jahrh.

gekannt und gebraucht haben, das Geſtein im Rammelsberge bei Goslar zu ſprengen. Nach Einigen ſoll Roger Bacon (ſ. d. Art.) der Erfinder geweſen ſein. Darin ſtimmen aber faſt alle Chemiker und Geſchichtſchreiber überein, daß die eigentliche Mengung des Schießpulvers, wie es in der Folge gebraucht wurde, in der erſten Hälfte des XIV. Jahrh. von jenem Barthold Schwarz gemacht worden ſei. Das erſte S., welches man fertigte, wurde nicht gekörnt, ſondern als Mehlpulver verbraucht, weniger aus Unwiſſenheit, als vielmehr weil die erſten aus eiſernen Stäben zuſammengeſetzten Geſchütze der Kraft des gekörnten Pulvers keinen Widerſtand zu leiſten vermochten. Man findet in der ältern Zeit verſchiedene Miſchungen und merkwürdige Zuſammenſetzungen, bunte und vergiftete Pulverſorten, Pulver, was nicht knallte ꝛc. — Die Verfertigung des Pulvers geſchieht jetzt auf **Pulvermühlen**, deren Einrichtung ſo wie die Verfahrungsweiſe dabei verſchieden ſind. Im Allgemeinen läßt ſich dieſelbe eintheilen in die Bearbeitung auf Walzmühlen, auf Stampfmühlen und in Fäſſern. Die Fertigung ſelbſt zerfällt bei jeder Art in das Kleinen und Mengen der Beſtandtheile, das Körnen des Pulverſatzes, das Abrunden, Trocknen, Sortiren und Ausſtauben der Körner. Die Walzwerke beſtehen aus 4 eiſernen oder marmornen Läufern, die ſich in Form abgekürzter Kegel auf einem hölzernen Lagerkranze bewegen und durch einen in der Mitte ſtehenden verticalen Balken (König) zuſammengehalten werden. Eine ſolche Maſchine nennt man einen Gang; 2 Gänge, die durch eine Breterwand geſchieden ſind, bilden eine Mühle. Das Gebäude, in welchem ſich die Pulvermühlen befinden, iſt von Fachwerk, alle Wände und das Dach haben eine Menge Klappen von Holz, deren Aufſtoßen bei etwaiger Exploſion des Pulverſatzes das Auffliegen des ganzen Gebäudes verhütet. Ehe der Satz auf den Gang gebracht wird, wird der Salpeter mit hölzernen Hämmern, Schwefel und Kohle, jedes beſonders auf einem Gange mit hölzernen Läufern gröblich gekleint und hiernach die beſtimmte Menge (in Berlin auf die Mühle mit marmornen Läufern 45 Pfd., in Neiſſe, wo eiſerne Läufer ſind, 37½ Pfd.) auf die Mühle gebracht. Während der Bearbeitung wird der Satz anfangs ſparſam, dann ſtärker durch beſondere Vorrichtungen mit Waſſer angefeuchtet, wodurch theils das Verſtauben verhütet und die Gefahr der Entzündung vermindert werden ſoll, theils auch bezweckt wird, die Maſſe zum Körnen geſchickt zu machen. Die Zeit der Bearbeitung richtet ſich nach der Quantität des Satzes, die ſich auf der Mühle befindet — ſie beträgt in Berlin 6 und in Neiſſe 4 Stunden. — Iſt der Satz hinlänglich gekleint, gemiſcht und angefeuchtet, ſo wird derſelbe in das Körnhaus gebracht, wo ſich 4eckige Siebe mit Pergament- oder Kupferboden befinden, in denen die Löcher die Größe der zu bildenden Körner haben. Auf die Pulvermaſſe, welche nun teigartig in die Siebe gethan wird, werden 2 hölzerne Cylinder gelegt, welche während des Hin- und Herbewegens auf den Siebelatten der Körnbank die Maſſe durchdrücken und ſo die Körner erzeugen, welche in das unter dieſem befindliche Haarſieb fallen. Um hiernächſt die rauhen Kanten zu entfernen, werden die noch feuchten Körner in einer hölzernen Tonne, der Rollmaſchine, gerollt und dann getrocknet. Zu dieſem Ende breitet man die Körner auf Rahmen von Draht, die mit Leinwand bezogen ſind und in einem beſondern Gebäude, dem Trockenhauſe, auf Gerüſten an den Wänden ſtehen, aus; während die Stuben durch Waſſerdämpfe erwärmt werden, welche in kupfernen Röhren an den Wänden umhergeleitet ſind. Sind endlich die Körner hinlänglich trocken und abgekühlt, dann werden die zu großen Stücke abgeſondert, indem man das Pulver über ein Drahtſieb, die Pulverfege, laufen läßt und hiernächſt die durchgefallenen Körner auf einer engern Fege von Meſſingdraht ſortirt, wodurch das grob- und feinkörnige Pulver erhalten wird und zuletzt die einzelnen Pulverſorten in einem von feinem Drahtnetze gebildeten Cylinder ausgeſtaubt. Eine andere Art des Körnens ꝛc., wie ſie

unter andern in den Pulvermühlen zu Neiſſe ausgeführt wird, unterſcheidet ſich von der vorherbeſchriebenen dadurch, daß der ſtark angefeuchtete Pulverſatz in Leinewand geſchlagen und zwiſchen Kupferplatten in hölzernen Rahmen zu Scheiben oder Kuchen gepreßt wird, die bei einer Dicke von ¼ Zoll 1 □Fuß halten. Die Körnmühle beſteht aus 2 metallenen gereiften Walzen, welche wagerecht liegen und ſich gegen einander um ihre Axe drehen. Zwiſchen dieſen Walzen werden die Kuchen zu Körnern gedrückt. Das Rollen geſchieht in Säcken von Zwillich, welche durch 2 hölzerne Scheiben mäßig angeſpannt ſind und vermittelſt einer Achſe auf einem runden Tiſche, auf dem ſich Leiſten in der Richtung der Radien befinden, herumgewälzt werden. Zum Trocknen dienen kupferne Mulden, welche über einem hölzernen Kaſten, in den Waſſerdämpfe geleitet werden, luftdicht befeſtigt ſind. Das Sortiren endlich findet in der Siebmühle ſtatt, wo 3 in einem Kaſten über einanderſtehende Siebe die Körner ſo ſcheiden, daß im obern die zu großen Stücke, im 2. das grobe und im 3. das feine Pulver abgeſondert wird. Der Staub fällt aus dem untern Siebe in einen großen Kaſten und kommt wieder ins Preßhaus, wie die zu großen Körner in die Körnmühle. Die hauptſächlichſte Verſchiedenheit, welche zwiſchen den Walz- und Stampfwerken ſtattfindet, beſteht darin, daß hier der Satz in hölzernen, ſphäriſch geformten Trögen, Hafen oder Mörſer genannt, gekleint und gemengt wird. Die Tröge, welche in einem Balken, dem Grubenſtücke, eingeſchnitten ſind, faſſen gewöhnlich 20 Pfd. Satz, welche in 6 Stunden verarbeitet wurden. Statt der Stampfen bedient man ſich auch in gleicher Art hölzerner Hämmer, namentlich in der Schweitz. Zur Conſervation der Stampfen oder Hämmer und zur Verminderung der Gefahr ſind dieſelben unten entweder mit Kupfer umgeben oder ſie erhalten einen maſſiv kupfernen Fuß. Während der Arbeit wird der angefeuchtete Satz ſo lange umgedreht, bis er ſich von ſelbſt wendet, auch von Zeit zu Zeit zur Erzielung einer gleichmäßigern Bearbeitung der Satz aus einem Troge in den andern gegeben. Die weitere Bearbeitung iſt der vorigen gleich. Die dritte Art der Fertigung des Pulvers in Fäſſern, welche der franzöſiſchen Revolution ihren Urſprung zu verdanken hat, beſteht im Weſentlichen darin, daß die Beſtandtheile zuvor einzeln gekleint, dann 75 Pfd. Satz in ein Faß geſchüttet werden, welches um ſeine eigene Achſe gedreht werden kann. In dieſem Faſſe befinden ſich 80 Pfd. kleine 8 Linien im Durchmeſſer haltende Metallkugeln, welche das vollſtändige Kleinen und Mengen während der Umdrehung des Faſſes bewirken. Bei 36—40 Umdrehungen in 1 Minute iſt der Satz in 2 Stunden vollſtändig gekleint und gemengt und hiernach erfolgt das Körnen ꝛc. wie vorher, oder vermittelſt beſonderer Vorrichtungen ebenfalls in einem Faſſe. Der franzöſiſche Bürger Champi, wie auch Congrève, haben beſondere Verfahrungsarten der Pulverbereitung in Fäſſern angegeben und bei einer Vorrichtung, welche Letzterer beſchreibt, ſoll es möglich ſein in einer Stunde mehr als 600 Pfd. zu fertigen. Vergleicht man die verſchiedenen Arten der Pulverfabrikation, ſo verdient die in Fäſſern vor den übrigen unbedingten Vorzug, weil nicht nur die Mengung der Beſtandtheile vollſtändiger geſchieht als auf den Walz- und Stampfmühlen, ſondern auch die Gefahr der Entzündung weniger groß und die Arbeit in kürzerer Zeit und mit geringeren Mitteln beendet iſt. In den erſten Zeiten der Erfindung des Pulvers bearbeitete man die Maſſe in großen Mörſern und mit den Händen, kochte auch wohl die Beſtandtheile mit einander und trocknete dann die Maſſe. Die erſte Pulvermühle mit Stampfwerken, welche mit den Händen in Bewegung geſetzt wurde, finden wir im Jahre 1435 in Nürnberg; Walzmühlen kommen im XVII. Jahrh. zuerſt in Deutſchland vor und der große Bedarf an Pulver, den in Frankreich die Revolution forderte, rief die Bereitungsart in Fäſſern ins Leben. 61.

Schießſcharten oder **Scharten**, franz. und engl. embrasures, nennt man die in die Bruſtwehren der Angriffsbatterien bei Belagerungen, auf Feſtungs-

wällen, ſo wie im Mauerwerke von Kaſematten, Häuſern ꝛc. angebrachten Öffnungen, um durch dieſelben auf den nahenden Feind ꝛc. zu feuern. Sie haben den Zweck, Geſchütz und Mannſchaft vor dem feindlichen Feuer beſſer zu decken. Je nachdem ſie für Geſchütze oder Kleingewehr ſind, heißen ſie Geſchützſcharten oder Kleingewehrſcharten und erhalten darnach auch ihre Abmeſſungen. Die Seitenwände der Scharten nennt man Schartenwände oder Schartenbacken, ihre Grundfläche die Schartenſohle und die Mittellinie auch wohl noch Directrice. Die hintere Öffnung beſtimmt ſich in Bezug auf Weite nach dem Caliber des Geſchützes mit Berückſichtigung auf die nothwendige Seitenrichtung. Die vordere macht man dagegen in Erdbruſtwehren etwa der halben Dicke der Bruſtwehr gleich. Die Schartenbacken werden mit Schanzkörben oder Faſchinen bekleidet, da die in die Scharte fallende Erde das Zielen und Schießen verhindern und eine große Böſchung die Kaſten oben zu ſehr ſchwächen würde. Freiſtehende Mauern, welche mit Scharten durchbrochen ſind, nennt man crenelirte Mauern und die Durchbrüche ſelbſt auch wohl Creneaux. 61.

Schiff, lat. navis; franz. navire, vaisseau; engl. ship, vessel, sail, heißt im Allgemeinen jedes auf Flüſſen oder im Meere befindliche Fahrzeug; nach der Wortſtrenge der Seekunſtſprache aber verſteht man darunter nur ein Fahrzeug mit drei Maſten, deren jeder mit Segelſtangen verſehen iſt. Je nachdem nun ein ſolches S. für den Krieg oder den Handel beſtimmt iſt, heißt es ein Kriegsſchiff oder ein Kauffahrer, Kauffahrteiſchiff. Jedes S. hat ein oder mehrere Verdecke, d. h. der innere Schiffsraum oder ein Theil deſſelben iſt oben durch eine Decke geſchloſſen. Die Anzahl ſolcher Verdecke beſtimmt den Rang des Schiffes; denn auf dieſe Weiſe unterſcheidet man Drei-, Zwei- und Eindecker. Da aber größtentheils die Anzahl der Verdecke und der damit im Verhältniſſe ſtehende Umfang des Schiffes einen Maßſtab für die erforderliche Anzahl Kanonen abgibt, ſo pflegt man häufig auch nach der Zahl der letzteren den Rang des Schiffes zu beſtimmen. Kriegsſchiffe des erſten Ranges heißen Linienſchiffe, welche wieder in mehrere Claſſen zerfallen. Zur erſten Claſſe gehören diejenigen, welche 100 und mehr Kanonen führen; die zweiter Claſſe haben 90—100 Kanonen nebſt einer Mannſchaft von 650—700 Mann; die dritter Claſſe haben 60—80 Kanonen und 600—650 Mann. Schiffe von etwas mehr oder weniger als 44 Kanonen heißen Fregatten. Sie unterſcheiden ſich von den Linienſchiffen nur dadurch, daß ſie die Kanonen in einer Lage haben, während ſie jene in zwei und drei Lagen über einander haben. Schiffe, welche unter 20 Kanonen führen, heißen Jachten. Die Haupteigenſchaften, welche Linienſchiffe haben ſollen, ſind: daß ſie gut Segel führen und gut ſteuern, ſich leicht wenden und drehen, daß die unterſte Lage der Geſchütze in der Mitte wenigſtens $4\frac{1}{2}$—5 Fuß über dem Waſſerſpiegel bleibe und daß ſie gut vor dem Winde, eben ſo mit einem geraumen Winde, vorzüglich aber bei dem Winde ſegeln und wenig abtreiben oder gut am Winde liegen. Die Kauffahrer unterſcheiden ſich von den Kriegsſchiffen durch ihre runde Form. Jedoch weicht ihre Bauart, Geſtalt und Capacität je nach ihrer Beſtimmung und dem Transporte der Waaren und Güter ſehr von einander ab. Hinſichtlich ihrer Größe zerfallen ſie in Fregattons, Hackboote oder Pinken, Barken und in platte Fahrzeuge als: Gallioten, Hucker, Kuffen, Prahmen, Lichter und Schmacken. Ein Kauffahrteiſchiff muß die möglichſt größte Ladung faſſen und von wenig Leuten regiert werden können; es muß im Stande ſein auf den Strich und gut zu ſegeln, ſo wenig als möglich unter dem Winde zu treiben und die Seewindſtöße aushalten, ohne heftig zu arbeiten. — In der Baukunſt verſteht man unter Schiff den mittleren größten Theil einer Kirche von der Halle an bis an das Chor oder den Altar. Dieſer Raum muß doppelflächig und noch einmal ſo lang als breit ſein. Das S. einer Kirche iſt meiſt mit Säulen oder Pfeilern, die das Gewölbe tragen, verziert. 33.

Schiffbaukunſt iſt die Wiſſenſchaft oder Kunſt, den einzelnen Theilen eines Schiffes ſowohl ſeiner äußeren Geſtalt, als ſeiner inneren Einrichtung gemäß eine ſolche Anordnung und Zuſammenſtellung zu geben, daß das Schiffsgeräthe, die Schiffsmannſchaft, die Waaren und Güter, die Lebensmittel, Munition ꝛc. ein angemeſſenes und bequemes Unterkommen und hinlänglichen Raum finden. Die S. beruht hinſichtlich des Gleichgewichts und der Bewegung eines Schiffes meiſt auf mechaniſchen und hydrauliſchen Geſetzen. Die Schiffe werden meiſt auf beſonderen Werften, Schiffswerften, auch Helling genannt (franz. chantier, carenage; engl. wharf, dock), nach einem vorher entworfenen Sarter oder Riſſe gebaut. Das aus Klötzen und anderen Hölzern beſtehende Gerüſt, worauf ein Schiff aufgelegt wird, heißt ein Stapel (franz. amas, monceau; engl. pile, heap). Das erſte Stück, welches auf den Stapel aufgelegt wird, iſt der Kiel (ſ. d. Art.). An den beiden äußerſten Enden des Kiels wird der Vorder- und der Hinterſteven nach ſtumpfen Winkeln eingezapft und nach der Länge des Schiffes gehende Berkhölzer und quer herüber liegende Deckbalken befeſtigt. Die Planken und Bohlen werden mit ſtarken eiſernen Bolzen angemacht. Sobald das Schiff bis auf die dritte Planke verkleidet iſt, wird es vom Stapel ins Waſſer gelaſſen und nun erſt vollends ausgebaut. Nunmehr wird der Spiegel oder das Hintertheil gemacht, an deſſen Hack- oder Heckbord ſich das Bild befindet, von welchem das Schiff den Namen führt und über welchem die große Flagge aufgeſteckt wird. Alsdann werden die Gallerien, welche an die Cajüte angehängt ſind, ſo wie die Geſchützpforten, aus welchen das Vordertheil der Geſchütze hervorragt, verfertigt und der Bug oder das Vordertheil angebracht, an welchen das Gallion oder der Schiffsſchnabel kommt. Inwendig kommt der Überlauf und unter denſelben die Verdecke oder Böden, welche die verſchiedenen Geſchoſſe der Schiffe bilden. Am Hinterſteven wird das Steuerruder in ſtarke eiſerne Bänder und Haken eingehängt und zuletzt das Schiff noch mit Maſten, Tauwerk und Segeln verſehen. S. „Traité élémentaire de la construction des vaisseaux" par Vial du Clairbois (Par. 1787. 4.); „The Shipbuilders Repository, or a Treatise on Marine Architecture" (Lond. 1790. 4.) und Duhamel's „Anweiſung zur vollſtändigen praktiſchen Schiffsbaukunſt" (aus dem Franzöſiſchen vom Schiffscapitain Müller, Berlin 1791). 33.

Schiffbrücke, ſ. Brücke.

Schifffahrt, lat. navigatio; franz. und engl. navigation, nennt man das Befahren der Meere, Seen, Flüſſe und Canäle vermittelſt der Schiffe. Sie zerfällt in die Binnenſchifffahrt, wenn ſie auf Landſeen, Canälen und Flüſſen, in die Seeſchifffahrt, wenn ſie auf offenem Meere, und in die Küſtenſchifffahrt, wenn ſie zwiſchen benachbarten Seeſtädten betrieben wird. Für die Urheber der S. werden gewöhnlich die Phönicier gehalten. Die erſten Fahrzeuge beſtanden aus hohlen Baumſtämmen oder aus mit Thierhäuten überzogenem Weidengeflechte. Statt der Anker hatte man Steine. Im ganzen Alterthume war die S. nur Küſtenſchifffahrt und eben deßhalb ſehr beſchwerlich, gefährlich und langweilig. Man fuhr anfänglich nur bei Tage; mit einbrechender Dunkelheit ward gelandet, das Schiff entweder ans Land gezogen oder durch ausgeworfene Ankerſteine im Waſſer feſtgehalten, um nicht an unbekannte Klippen getrieben zu werden und daſelbſt zu verunglücken. War ein Schiff durch Stürme aufs hohe Meer getrieben, ſo ſuchten ſich die Schiffer durch die Sonne oder durch Vögel, welche man fliegen ließ und deren Fluge man folgte, wieder zurecht zu finden. Später richteten ſich die Phönicier bei Nacht nach dem Himmelswagen (dem großen Bäre) und endlich nach dem Polarſterne. Erſt als die Bewohner der Inſel Taſos an der Küſte von Macedonien ihren Fahrzeugen Verdecke gegeben hatten, verdienten ſie den Namen Schiffe. Zu ſelbiger Zeit hatte man zwei Arten von Schiffen, breite, an beiden Enden runde

und lange und ſpitzige. Erſtere dienten nur zu Transportſchiffen, zu kurzen und nahen Fahrten und längs den Küſten, letztere dagegen zu Kauffahrteiſchiffen, zu weiten Fahrten oder auch zu Kriegsſchiffen. Nach der Zahl der Ruderer, welche anfangs nur in einer Reihe ſaßen, erhielten ſie verſchiedene Namen. Später hatte man zwei, dann drei und endlich vier Reihen Ruderbänke. Die Carthager und Römer hatten fünf, Alexander der Große zehn und Ptolomäus Soter zwölf Ruderbänke. Das größte bekannte Schiff der Alten, welches Ptolomäus Philopator (von 221—204 v. Chr.) bauen ließ, war 280 Ellen lang, 38 Ellen breit, 50 Ellen hoch und hatte 40 Ruderbänke. Die S. der Alten war nur auf wenige Straßen beſchränkt. Die Phönicier beſchifften den arabiſchen und perſiſchen Meerbuſen bis nach Indien. Im mittelländiſchen Meere hielten ſie ſich anfangs nordwärts, wagten ſich aber endlich auch an die Weſtküſten Europas. Die Carthager beherrſchten ſchon den ganzen weſtlichen Theil des Mittelmeeres von Spanien bis Sicilien und den atlantiſchen Ocean. Durch phöniciſche und ägyptiſche Coloniſten lernten die übrigen Völker die S. Bei den Griechen erhob ſich die S. weniger ſchnell als bei anderen Völkern. Bei Tage richteten dieſe ſich nach der Sonne, bei Nacht, wo man indeß ſeltener fuhr, nach dem Monde und einigen Sternen. Sie beſuchten mit ihren Handelsſchiffen das ſchwarze Meer, die Küſten Kleinaſiens und die europäiſchen Küſten des Mittelmeeres bis nach Marſeille. Sehr bald jedoch unternahmen ſie auch Seezüge. Die Römer thaten für die Erweiterung der S. nichts. Nur erſt nach der Bezwingung ihrer unruhigen Nachbarn dachten ſie daran, dem Meere einigen Nutzen abzugewinnen. Jedoch iſt ihre S. nie ſehr bedeutend geworden, weil ſie den Seedienſt immer als etwas Entehrendes anſahen und ihr Talent und ihre Kräfte lieber auf etwas Anderes verwendeten. Erſt im Norden von Europa bildete ſich der Keim des neuern Seeweſens. Die germaniſchen Völker, insbeſondere die Franken, Frieſen und Sachſen, machten große Unternehmungen zur See gegen Gallien und Britannien. Ihre Schiffe waren anfangs von Weidenruthen geflochten und durch Segel in Bewegung geſetzt. Zur Nachtzeit richteten ſie ſich nach den Sternen; ſie kreuzten an den Küſten der Nordſee und des Canals und ihr vorzüglichſtes Gewerbe war Seeraub. Bedeutender noch war die Schifffahrt der Normänner, welche in zerbrechlichen Fahrzeugen mit unbegreiflicher Kühnheit mitten in die hohe See ſteuerten, nicht allein Skandinavien befuhren, ſondern auch öſtlich nach Preußen und Eſthland ſteuerten, die Faröerinſeln, Island und Grönland entdeckten und ihre Züge ſogar bis nach Frankreich, Spanien und ins mittelländiſche Meer erſtreckten. Während des Mittelalters waren die Italiener und beſonders die Venetianer die berühmteſten Schifffahrer, wozu der Handelsverkehr mit Oſtindien und den Morgenländern, ſo wie die kriegeriſche Berührung mit den Saracenen während der Kreuzzüge die Veranlaſſung gab. Im Norden von Europa geboten die Hanſeaten über alle Meere nördlich von der Mündung der Schelde und des Rheines. Während des XV. und XVI. Jahrh. kam die Reihe auch an die Bewohner der pyrenäiſchen Halbinſel. Die Eroberungen der Portugieſen in Afrika erweckte in der ganzen Nation einen Trieb nach Eroberung bekannter und Entdeckung unbekannter afrikaniſcher Länder. Heinrich der Seefahrer errichtete, um ſeine Entdeckungsreiſen mit größerm Erfolge betreiben zu können, in ſeinem Wohnorte Sagras eine Sternwarte und Seemannsſchule, ließ den bereits ſchon früher erfundenen Compaß (ſ. d. Art.) für die Seefahrt beſonders zweckmäßig einrichten und die Seecharten ſo genau als möglich aufnehmen. Hierdurch ward die Schifffahrtskunde ſchon ſehr bedeutend befördert; denn nun erſt waren die Schiffer vom Lande unabhängig und durch die Seecharten wurden die Gefahren der Seereiſen immer mehr beſeitigt. Chriſtoph Columbus legte den Grund zur ſpaniſchen Seemacht. Schon 1519—1521 machte Magelhan die erſte Reiſe um die Welt. An Spaniens Stelle traten ſpäter

die Holländer und Engländer. Durch die geographiſche Lage Großbritanniens und Irlands, durch ihre vortrefflichen Häfen und ihre reichen Colonien begünſtigt ſind die Engländer noch jetzt im Beſitze der größten und einträglichſten S. Die Blüthe der niederländiſchen S. und des niederländiſchen Handels fällt in die Zeit von 1600 bis 1650, wo ſie die Eiferſucht der Engländer wieder von ihrer Höhe herabſtürzte. Frankreich, obgleich von zwei Meeren umfluthet und über das Mittelmeer mit der alten, wie über den Ocean mit der neuen Welt in Verbindung, iſt doch erſt ſeit der letzten Hälfte des XVII. Jahrh. im Beſitze einer nicht unbedeutenden S. Der Schöpfer der franzöſiſchen Seemacht iſt Colbert (ſ. d. Art.). Außer dem ſchwachen Anfange, welchen Heinrich der Seefahrer in Portugal für die Begründung der Seewiſſenſchaften und der wiſſenſchaftlichen S. gethan hat, ſind es beſonders die Franzoſen, welche die Seewiſſenſchaften in beſtimmte Regeln gebracht haben. Ludwig XIV. legte die erſten Navigationsſchulen zur Bildung von Seeofficieren an. — Die S. der Ruſſen war bis auf Peter den Großen bloß Flußſchifffahrt, hauptſächlich auf der Wolga und Dwina. Erſt dieſer große Fürſt dehnte die Grenzen derſelben weiter aus und gründete den Handel, welcher ſich ſeitdem zu Rußlands Vortheil ſehr gehoben hat. Unter Alexander I. wurde die ruſſiſche Flotte auf dem mittelländiſchen Meere ſehr bedeutend. — Obſchon die Nordamerikaner die jüngſte Seemacht beſitzen, ſo haben ſie in der kurzen Zeit doch bedeutende Fortſchritte gemacht und von ihrer Handelsmarine laſſen ſich die ſchönſten Erwartungen hegen. Neben ihrer bedeutenden Seeſchifffahrt beſitzen ſie eine Flußſchifffahrt, wie ſie kein anderes Land aufzuweiſen hat. Auf dem Miſſiſippi allein fahren mehr als 80 Dampfſchiffe und eine faſt unzählige Menge Ruder- und Segelſchiffe. — Vergl. Schlözer's „Verſuch einer allgemeinen Geſchichte des Handels und der Schifffahrt in den älteſten Zeiten" (Roſtock 1760); Benedict's „Verſuch einer Geſchichte der Schifffahrt und des Handels der Alten" (Leipz. 1806); Heeren's „Ideen ꝛc." (Götting. 1824—1826. 5 Bde. 3. Aufl.). 33.

Schifffahrtskunde, Nautik, lat. ars nautica; franz. art de navigation; engl. art of navigation, nennt man den Inbegriff aller Kenntniſſe, welche erfordert werden, ein Schiff vermittelſt der Seecharten, der Magnetnadel oder des Compaſſes, des Bleiwurfs, durch Beobachtung der Winde, der Sonne und Geſtirne, Führung der Segel und Ruder in ordentlichen gewöhnlichen Wegen zu führen. Dazu gehören als Vorkenntniſſe oder Hülfswiſſenſchaften die Aſtronomie, Geographie, Mathematik, Phyſik, Mechanik, Hydroſtatik, Hydraulik und Handelswiſſenſchaften. Als Hauptwiſſenſchaften ſind erforderlich die Schiffbaukunſt, die Steuermannskunſt, die Kenntniß der vorzüglichſten Seerechte und Gebräuche ſeefahrender Nationen, nebſt allen Erfahrungen, welche nöthig ſind das Reiſen zu Schiffe vor Gefahren zu ſchützen oder denſelben ſo viel als möglich vorzubeugen. 33.

Schiffmühlen, ſ. Mühlen.

Schiffspfund, franz. schippond; engl. ship-pound, iſt eine in den angrenzenden Ländern der Oſt- und Nordſee gebräuchliche Gewichtsbeſtimmung, nach welcher die Fracht berechnet wird. Gewöhnlich iſt 1 S. = 20 Liespfund à 14—16 Pfund und hält in Aachen 300, in Amſterdam 300, in Antwerpen 300, in Berlin 280, in Braunſchweig 280, in Bremen 290, in Breslau 396, in Kurland und Semgallen 400, in Dänemark 320, in Danzig 320, in Emden 300, in Hamburg zur See 280, zur Fuhre 320, in Hanover 280, in Lübeck und Stralſund zur See 280 und zur Fuhre 320, in Lüneburg 320, in Narwa 400, in Oldenburg 290, in Pernau, Reval, Riga 400, in Roſtock und Meklenburg zur See 280, zur Fuhre 320, in Stockholm und Schweden a) Ausſchiffungs- oder ſtapelſtädter Eiſengewicht 320, b) Victualgewicht 400 Pfund. 26.

Schiiten, ſ. Islam.

Schikaneder (Emanuel), ein fruchtbarer deutſcher Dichter, beſonders im

Fache des Singſpiels und der wiener Local- und Zauberoper, wurde im Jahre 1751 zu Regensburg geboren, widmete ſich von Jugend auf der theatraliſchen Laufbahn, erntete in mehreren Rollen, die er in verſchiedenen Städten Öſtreichs gab, großen Beifall und trat auch als Dichter auf. Da er ſich hierauf theils durch eine Menge Texte zu Opern und Singſpielen, die er nach und nach verfertigte, theils durch ſeine künſtleriſchen Leiſtungen als Schauſpieler und Theaterunternehmer in Prag und ſpäter in Wien an dem leopoldſtädter Theater ein ſehr bedeutendes Vermögen erworben hatte, ſo ſah er ſich in den Stand geſetzt, ſelbſt ein neues großes Theater in Wien (das ſogenannte Theater an der Wien) zu erbauen und es in Bezug auf Maſchinerie, Decoration ꝛc. mit einer Pracht und Vollſtändigkeit auszuſtatten, wie man es bis dahin noch nicht geſehen hatte. Es wurde am 13. Juni 1801 mit der Oper: „Alexander" von Teyber eingeweiht, wobei ein Zug von 40 Pferden auf der Bühne erſchien. Allein ungeachtet des richtigen Blickes, welchen S. bei ſeinen Unternehmungen zeigte, und der günſtigen Umſtände, welche dieſelben unterſtützten, ſank doch ſein Vermögen, beſonders wegen ſeiner verſchwenderiſchen Lebensweiſe, ſo bedeutend, daß er die Leitung des von ihm erbauten Theaters niederlegen mußte und ſelbſt in Mangel und Dürftigkeit am 21. Sept. 1812 zu Wien ſtarb. Unter den zahlreichen von ihm verfertigten Operntexten hat keiner einen ſo ausgebreiteten Ruf erlangt, als der durch Mozart's meiſterhafte Muſik verherrlichte Text zur „Zauberflöte", wobei der Dichter ſelbſt dem Tonkünſtler durch Vortrillern die Melodien zu den nachmals ſo berühmt gewordenen Geſängen und Volksliedern angegeben haben ſoll. S.'s geſammte Luſtſpiele, Poſſen, Singſpiel- und Operntexte, deren Werth ſehr ungleichartig, aber keineswegs claſſiſch zu nennen iſt, befinden ſich in ſeinen „Theatraliſchen Werken" (Salzburg 1792. 2 Bde.). 81.

Schild, franz. bouclier, écu; engl. shield, buckler, die bekannte Schutzwaffe der Alten, mit der man ſich im Kriege gegen die feindlichen Streiche und Pfeilſchüſſe zu decken ſuchte, war von verſchiedener Form und Größe. Der clypeus war von Erz, völlig rund und etwas hohl; das scutum größer und etwas länglich und entweder aus dünnen Bretern gemacht oder aus Weiden geflochten und mit Leder überzogen; die pelta klein und nach Einigen wie ein halber Mond, nach Anderen viereckig; die parma rund und etwas größer. Der S. wurde am Arme getragen und war zu dieſem Behufe inwendig mit zwei Handgriffen verſehen, einem größern, durch welchen der Vorderarm geſchoben ward, und einem kleinern, den man in der Hand hielt, um den S. zu regieren. Die Schilde der Reiter waren der Leichtigkeit wegen blos aus Leder gefertigt und kleiner, als die der Spießträger zu Fuße. Die Schilde der Griechen hatten anfangs Mannshöhe; ſie hingen vor der Bruſt und waren mit einem Riemen um den Hals befeſtigt; ſpäter erſt trugen ſie den S. am linken Arme angeſteckt. Die Römer hatten anfangs viereckige Schilde, ſpäter aber ſollen ſie die aspides, eherne runde Schilde, von den Hetruriern angenommen haben. Das scutum wurde erſt ſeit Camillus eingeführt. Aber nur die Schwerbewaffneten (hastati) trugen dieſelben, während die leichte Infanterie (velites) und Reiterei die parma brauchten. Die Schilde der Carthager waren blos aus Leder und die der Gallier und alten Schotten aus Baumrinde oder aus einem Geflechte von Weidenruthen gemacht. Beinahe alle Völker bemalten ihre Schilde zum Schmucke oder zur Unterſcheidung mit allerhand Bildern und Gemälden, z. B. mit muthigen und ſtarken Thieren, als Löwen, Adlern u. dergl., mit Götterbildern oder anderen Dingen. Im Mittelalter füllten auch zuweilen Blumen, am Häufigſten aber die Wappen der Ritter den Raum des Schildes aus. Hier waren ſie entweder dreieckig oder oval oder rund (Rundtartſchen, rondaches), aus leichtem Holze, mit Eiſen, Meſſingblech oder ſtarkem Leder überzogen, nicht ſelten aber auch vergoldet und mit edlen Steinen beſetzt. Eine beſondere Gattung Schilde von 6 Fuß Länge und 3 Fuß Breite waren die Paveſen oder Setztart-

ſchen, deren man ſich beſonders zur Deckung bei Belagerungen bediente. Als in der Folge die Feuergewehre beim Kriege eingeführt wurden, kamen die Schilde als nutzloſe Waffen außer Gebrauch und nur wilde Völker, welche blos mit Bogen bewaffnet ſind, bedienen ſich ihrer noch. Zu den berühmteſten Schilden in der griechiſchen Mythologie gehören das S. des Achilles, das S. der Minerva mit dem Gorgonenhaupte und das des Hercules. — Sprachlich unterſcheidet man: der S. als Waffe und das S. als Aushängezeichen, welches letztere dann manche techniſche Bedeutung hat. 33.

Schilderhaus, franz. guérite; engl. sentry-box, nennt man ein kleines, nur für einen Mann zum Stehen eingerichtetes Häuschen, die in Garniſonen ꝛc. an ſolchen Punkten aufgeſtellt werden, wo ein Poſten oder eine Schildwache ſteht. Sie dienen dazu, dieſen bei ungünſtiger Witterung einigen Schutz zu geben. 61.

Schilderung, lat. depictio; franz. und engl. description, bedeutet im Allgemeinen bei den zeichnenden Künſten die naturgetreue Darſtellung einzelner Theile eines Gemäldes und angewandt auf die redenden Künſte die Anſchaulichmachung durch deutliche Beſchreibungen; im engern Sinne aber eine lebhaftere und anſchaulichere Darſtellung ſolcher Gegenſtände, welche ſich zu einem lebensvollen Bilde vereinigen laſſen und das Gemüth angenehm oder unangenehm berühren, wie z. B. die S. von Gegenden, Charakteren, Leidenſchaften, Schlachten, ländlichen oder bürgerlichen Scenen ꝛc. Dieſe Gegenſtände können aus der ſinnlichen oder überſinnlichen Natur entlehnt ſein, immer aber müſſen ſie zu einem lebendigen Ganzen mittelſt der Phantaſie ſich verbinden. 84.

Schildknappe, Schildträger, Junker oder auch **Wappner**, franz. écuyer; engl. esquire, nannte man in den Zeiten des Ritterweſens denjenigen, welcher unter der Aufſicht eines Ritters die Fertigkeiten und Geſchicklichkeiten zum Waffenwerke erlernte. Jeder Ritter hatte damals einen oder mehrere Schildknappen in ſeiner Lehre und dieſe hatten gegen ihn gewiſſe Verpflichtungen; ſo mußte der Junker dem Ritter die Waffen im Stande halten, ſein Roß zäumen, ihn ankleiden, ihm zum Turnier und in die Schlacht folgen und zu Hauſe ihn bedienen. Junker bei einem tapfern, ehrenfeſten Ritter geweſen zu ſein, erweckte ein gutes Vorurtheil; Fürſtenſöhne dienten daher oft einem, an Geburt tief unter ihnen ſtehenden Ritter. Man mußte frei geboren ſein und künftig ſich als Ritter ſtandesmäßig ernähren können, wenn man als Junker in Dienſt treten wollte. Kaiſer Friedrich II. aber gab ein Geſetz, daß nur Söhne von Rittern und ſolche Jünglinge, die beſondere Erlaubniß vom Kaiſer erhielten, zu Schildknappen angenommen werden ſollten. Auch der Kaiſer konnte nur den Ritterſchlag ertheilen; doch bedurfte es hierzu noch der Erklärung des Meiſters, daß ſein Lehrling den Ritterſchlag verdiene. 61.

Schildkröte, lat. testudo; franz. tortue; engl. tortoise, iſt der allgemeine Name für eine Gattung der vierfüßigen Reptilien. Man theilt ſie nach ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte in Land-, Fluß- und Meerſchildkröten und als charakteriſche Kennzeichen derſelben werden die zwei knochenartigen Schilde genannt, welche ſie umgeben. Das obere oder Rückenſchild iſt mit dem Rückgrathe und den Rippen verwachſen und in der Mitte gewöhnlich mit 13, am Rande dagegen mit 24 kleineren ähnlichen Schildern beſetzt. Das untere Schild hat eine ähnliche Bauart und iſt mit Einſchnitten verſehen, die der leichtere Gebrauch des Kopfes, der Füße und des Schwanzes nöthig macht. Sie haben 4 Beine und einen eidechſenartigen Schwanz; der Kopf hat viel Ähnlichkeit mit einem Schlangenkopfe. Ihre Glieder können ſie unter beide Schilder verbergen und dieſe ſind bei einigen größeren Arten ſo feſt, daß das Rad eines ſchwer beladenen Wagens über ſie unbeſchadet hinweggehen kann. Sie nähren ſich von Fiſchen, Würmern und Gras und pflanzen ſich durch Eier fort, die die See- und Flußſchildkröten an den Küſten legen und

durch die Sonne ausbrüten laſſen. Das Fleiſch der Schildkröten, namentlich der größeren, wird von vielen Völkern gegeſſen und auch in England gelten die Schildkrötenſuppen für eine Delicateſſe. Die größte iſt die Rieſenſchildkröte. Sie ſoll 6 Fuß lang, 3—4 breit und eben ſo hoch werden und mit dem Schilde 8—900 Pfund wiegen. Übrigens wachſen die Schildkröten ſehr langſam und einige Arten werden über 100 Jahre alt. Die Schalen von mehreren werden zu mancherlei Geräthſchaften verarbeitet. Das Fleiſch der Schildkröten iſt ſehr nahrhaft und wohlſchmeckend und Schildkrötenſuppe vorzüglich in England beliebt. 35.

Schilf, ſ. Rohr.

Schill (Ferdinand von), geb. 1773 zu Sothof bei Pleß in Oberſchleſien, trat frühzeitig in das Dragonerregiment Anſpach-Baireuth und zeigte in ſeinen erſten Dienſtjahren eine Verſchloſſenheit, die vielſeitig für Charakterloſigkeit gehalten wurde. Bei dem Ausbruche des Krieges im Jahre 1806 war er bis zum Lieutenant avancirt, wurde in der Schlacht von Auerſtädt am Kopfe bedeutend verwundet, ſchleppte ſich jedoch in dieſem Zuſtande noch bis nach Colberg, wo er bis zu ſeiner Geneſung verblieb. Hier entwarf er den Plan ein Freicorps zu errichten, deſſen vornehmſter Zweck ſein ſollte, die Feſtung Colberg zu verproviantiren, die in der Gegend noch vorhandenen königlichen Effecten aufzuheben und Kundſchaft vom Feinde einzuziehen. Der Commandannt von Colberg, Obriſt von Loucadou, überwies ihm zwei Dragoner, zu denen ſich bald noch mehrere andere tapfere Gefährten geſellten. S. entwickelte bald alle tüchtige Eigenſchaften eines Parteigängers; ſeine Entſchloſſenheit, raſche Ausführung, Kühnheit, ſelbſt Verwegenheit in den Gefahren, ſeine Schlauheit in Überfällen und vor Allem die leutſelige Behandlung ſeiner Untergebenen, die mit voller Liebe an ihm hingen, machten, daß faſt alle ſeine Unternehmungen mit dem glücklichſten Erfolge gekrönt wurden. Er kehrte von ſeinen Streifzügen gewöhnlich ſiegreich mit Beute und Gefangenen zurück. Vielleicht würde er noch größere Unternehmungen gewagt und glücklich ausgeführt haben, wenn ihm Loucadou's Bedachtſamkeit dabei nicht hinderlich geweſen wäre. Dieſer nahm Anſtand, ihm eine angemeſſene Anzahl Leute anzuvertrauen, und fand ſich ſpäter ſogar bewogen ihm jeden Streifzug zu unterſagen. Jetzt wandte ſich Schill an den König Friedrich Wilhelm III. und erhielt von demſelben die Erlaubniß ein eigenes Corps zu errichten. Sein Ruf hatte ſich ſchon weit verbreitet und ſeine Tapferkeit und Kühnheit ihm ſelbſt beim Feinde Achtung erworben; daher gelang es ihm in wenigen Wochen ſchon etwa 1000 Mann unter ſeinem Commando zu vereinigen, die mit allem zum Kriege Nothdürftigen, ſelbſt mit einigen Feldſtücken verſehen waren. Er formirte dieſe Mannſchaft in 4 Schwadronen Huſaren, einer reitenden Jägercompagnie und einigen Abtheilungen Infanterie und begann nun in Pommern den kleinen Krieg auf ſeine eigene Hand zu führen. Sein Plan ging dahin, ſich auf der Inſel Wollin feſtzuſetzen und die beiden Feſtungen, Stralſund und Colberg, als Anlehnungspunkte ſeiner Stellung zu benutzen, um auf dieſe Weiſe im Rücken der großen franzöſiſchen Armee operiren und derſelben die Communication, Zufuhren ꝛc. abſchneiden oder doch erſchweren zu können. Hierbei hoffte er noch, daß in Norddeutſchland ſich Bewegungen zu Gunſten der Unabhängigkeit Deutſchlands zeigen würden. Indeß der Feldzug der Schweden in Pommern, der ſo wenig ſeine Pläne begünſtigte, und zwei nachtheilige Gefechte, die er bei Stargard und Naugard zu beſtehen hatte, zwangen ihn dieſe Abſicht aufzugeben. Er zog ſich demnach unter den Schutz der Feſtung Colberg zurück und verſchanzte ſich dort in einem Wäldchen, der Maikuhle. 4 Monate hindurch vertheidigte S. dieſen Poſten, und ſeinem Muthe und ſeiner Ausdauer, ſo wie Gneiſenau's tapferer Vertheidigung iſt es zuzuſchreiben, daß jene Feſtung nicht fiel. S. war gerade in Schwediſch-Pommern und wollte den kleinen Krieg nach einem ausgedehntern Plane organiſiren und mit Blücher in Ver-

bindung treten, als der Friede von Tilſit ihm Ruhe gebot. Der Monarch ehrte die Verdienſte des kühnen Mannes, indem er ihn zum Major ernannte und ſeine Mannſchaft zum Leibhuſarenregimente erhob, welches in Berlin in Garniſon kam. Im Triumphe zog S. mit dieſem Regimente in Berlin ein; überall kam ihm der lauteſte Beifall des Volkes entgegen. Er war der Mann der Nation geworden; er hatte in der unglücklichen Periode die Ehre der preußiſchen Waffen gerettet und war ſiegreich aus dem Kampfe mit den Unbeſiegten hervorgetreten. Man baute daher für die Zukunft noch größere, ſelbſt übertriebene Hoffnungen auf ihn und verhehlte ihm dieſe Hoffnungen nicht, und Enthuſiaſten drängten ſich um ihn, die in ihm den Hebel einer allgemeinen Volksaufregung gegen Napoleon's Macht ſahen. Hierzu trat noch ſeine warme Vaterlandsliebe und der ſtärkſte Haß gegen den franzöſiſchen Kaiſer, und als ſich ein geheimer Bund von Vaterlandsfreunden in Preußen bildete, der ſich mit mehrern Provinzen Deutſchlands in Verbindung ſetzte, um einen Aufſtand gegen Napoleon's politiſchen Druck zu organiſiren, trat auch S. demſelben bei. Die Gemeinen der Grafſchaft Ravensberg ſandten ſelbſt einen geheimen Abgeordneten, der S. aufforderte, den Aufſtand, mit dem ſie umgingen, zu unterſtützen. Es war bekannt, daß in Heſſen der Oberſt Dörnberg auf daſſelbe Ziel hinarbeitete und in Weſtphalen waren die Gemüther nicht weniger in Gährung und konnten leicht durch eine Anregung von Außen in die Inſurrection mit verwickelt werden. Überdieß führte Napoleon im Jahre 1809 den Krieg in Spanien und Öſtreich hatte ſich zu einem muthigen Kampfe entſchloſſen: es ſtand ſchon gerüſtet. Dieſen Zeitpunkt glaubte nun S. für ſein Unternehmen geeignet, und am 23. April 1809 verließ er mit ſeinem Regimente unter dem Vorwande eines Feldmanövers Berlin. Auf dem Übungsplatze angekommen hielt er an daſſelbe eine feurige Rede, entdeckte ihm den Zweck des Zuges und mit Freuden wurde er von Allen aufgenommen. Dieß Unternehmen S.'s verbreitete ſich ſchnell und eine ziemliche Anzahl Officiere und Soldaten vereinigten ſich mit ihm. Bei Wittenberg überſchritt er mit ſeinem Corps die Elbe und zog nach Sachſen, wo er ſich jedoch in ſeinen Erwartungen, eine thätige Mitwirkung zu finden, getäuſcht fand und die niederſchlagende Nachricht erhielt, daß Napoleon in wenigen Tagen die ganze öſtreichiſche Heeresmacht niedergeworfen habe und ebenſo Dörnberg's Aufſtand in Heſſen mit leichter Mühe gedämpft worden ſei. In dieſer mißlichen Lage beſchloß er in einem Kriegsrathe mit ſeinen Officieren ſich nach Weſtphalen und Oſtfriesland zurückzuziehen, da er hoffen konnte, bei der Stimmung des Volkes und der Natur des Landes, ſich dort zu halten und endlich einen ſicheren Rückzug nach England zu gewinnen. Bei dem Dorfe Dodendorf fand er indeß einen Theil der franzöſiſchen Beſatzung aus Magdeburg; es kam zu einem blutigen Gefechte, welches aber nichts entſchied. S. mußte ſeinen Rückzug nach Oſtfriesland aufgeben; er wandte ſich demnach nach Wanzleben, von dort nach Tangermünde und in die Altmark. Nirgends fand er Hülfe beim Volke und, was ſeinen Untergang mehr als dieſe getäuſchte Erwartung beſchleunigte, war, daß man jetzt einſah, S. ſei der Mann nicht, für den man ihn gehalten hatte. In der höchſten Noth verlor er den klaren Blick und die Entſchloſſenheit und aus allen ſeinen Handlungen ging hervor, daß er mit ſich weder in Betreff ſeiner Lage, noch über das einig ſei, was er nun zu thun habe. Das Gewitter, das über ihm ſchwebte, zog ſich immer näher heran; in Hanover ſammelte der General Gratien ein holländiſches und in Holſtein der General Ewald ein däniſches Corps, um ihn zu vernichten. Durch die Eroberung des Forts Domitz hoffte nun S. einen Haltpunkt zu gewinnen, indeß hierzu war daſſelbe, obgleich es genommen wurde, zu ſchwach, und da der weit überlegene Feind immer näher rückte, ſo zog er ſich nach Wismar und Roſtock zurück. Da er aber bald einſah, daß er ſich auch hier nicht werde halten können, ſo wandte er ſich nach Stralſund, warf auf dieſem Wege, bei Damgarten, einige

meklenburgiſche Truppen und ſetzte ſich ohne große Anſtrengung in den Beſitz der Stadt. Die Feſtungswerke, welche noch nicht ganz zerſtört waren, ſtellte er in möglichſter Schnelligkeit wieder her und rief die ſchwediſch-pommerſche Landwehr zum Beiſtande auf. Dieſe verſtärkte ſeine Macht bis auf 2000 Mann, zu denen noch 500 Mann ſtoßen ſollten, welche bei Warnemünde ſich eingeſchifft hatten. Doch ehe dieſe anlangten, berennte der Feind, zu 6000 Mann angewachſen, bereits am 31. Mai den Platz, ſtürmte das Kniepertkor und drang ungeachtet der heldenmüthigſten Vertheidigung in die Stadt. Der Kampf dauerte in den Straßen fort und, wo er am Heißeſten war, ſtürzte S. mit ſeinen Getreuen ſich hinein. Er tödtete ſelbſt den General Carteret. S. blutete ſchon aus mehreren Wunden und wollte eben in eine Nebenſtraße ſprengen, als ihn ein Flintenſchuß vom Pferde ſtürzte. Mit ſeinem Leben hörte auch der Kampf auf. Einige hundert Mann ſchlugen ſich glücklich durch und erhielten einen freien Abzug nach Preußen; die 500 Eingeſchifften ſteuerten nach Swinemünde, als ſie den unglücklichen Ausgang erfuhren. Eilf gefangene Officiere ließ Napoleon als Empörer richten und bei Weſel erſchießen, wo ein von den Officieren der preußiſchen Armee im Jahre 1835 errichtetes Denkmal ihre Aſche deckt; die übrigen Gefangenen wurden ins Innere Frankreichs geführt und bis zu Napoleon's Falle als Galeerenſklaven behandelt. — Die Entſtellung des Körpers machte es ſchwer, S.'s Leichnam unter den Todten herauszufinden; er ward in Stralſund beerdigt, ſein Kopf aber vom Rumpfe getrennt und auf höhern Befehl in Spiritus nach Frankreich geſandt. Gegenwärtig befindet er ſich in Leyden. 61.

Schiller (Johann Chriſtoph Friedrich von), als Dichter, Geſchichtſchreiber und Äſthetiker eine der erſten Zierden des deutſchen Volkes, deſſen Ruhm er unter allen gebildeten Völkern verherrlicht hat, wurde am 10. Nov. 1759 zu Marbach, einem Städtchen in Würtemberg, geboren. Die häufige Abweſenheit des Vaters, Lieutenants in würtembergiſchen Dienſten, vergönnte der Mutter S.'s, einer frommen, anſpruchsloſen und gemüthvollen Frau, entſchiedeneren Einfluß auf das weiche Gemüth des Knaben, deſſen lebhafte Einbildungskraft beſonders durch die prophetiſchen Schriften des alten Teſtaments und am Meiſten durch die Viſionen Heſekiel's angezogen wurde. Nachdem S. den erſten Unterricht von dem Prediger Moſer in Lorch, wo ſich ſeine Eltern drei Jahre (1765—1768) aufhielten, erhalten hatte, wurde er in die öffentliche lateiniſche Schule zu Ludwigsburg aufgenommen, wohin ſich die Familie im Jahre 1768 gewendet, beſuchte dieſelbe bis zum Jahre 1773 und trat dann in die von dem Herzoge von Würtemberg auf dem Luſtſchloſſe Solitude geſtiftete Militairakademie ein. Hier ſah er ſich genöthigt die früh gehegte Neigung zum geiſtlichen Stande aufzugeben und dafür die ihm nicht zuſagende Medicin zu erwählen, da an der Akademie für theologiſche Lehrerſtellen nicht geſorgt war und der Herzog S.'s Aufnahme in dieſelbe wegen der ihm von ſeinen früheren Lehrern ausgeſtellten vortheilhaften Zeugniſſe vorzüglich wünſchte. Je weniger die daſelbſt vorgetragenen Lehrgegenſtände, unter denen er in der lateiniſchen Sprache noch die meiſten Fortſchritte machte, ſeiner Neigung zuſagten, deſto eifriger beſchäftigte ihn das Leſen deutſcher Dichter, vorzüglich Klopſtock's, Leiſewitz's, Leſſing's, Gerſtenberg's und Göthe's, außer denen auch die Werke Shakeſpeare's nach Eſchenburg's Überſetzung tiefen Eindruck auf Phantaſie und Gemüth machten. Die durch das Studium dieſer Dichter in ihm geſtärkte poetiſche Kraft fing nun an ſich auch ſelbſtbildend und ſchaffend zu äußern, nachdem er ſchon früher einzelne Verſuche der Art gewagt hatte. So hatte ſich die religiöſe Richtung ſeines Gemüthes in einem am Tage ſeiner erſten Confirmation (1772) verfertigten Gedichte ausgeſprochen, an das ſich ſpäter, durch das Leſen der Werke Klopſtock's und die geſteigerte Anhänglichkeit an die Bücher der heiligen Schrift veranlaßt, der Verſuch eines epiſchen Gedichts, zu deſſen Helden er Moſes erwählt

hatte, anſchloß, welches aber unvollendet blieb, während ihn das Studium der lateiniſchen Sprache zur Nachbildung eines Abſchnittes aus Virgil's Äneis ermuthigte, den er in Hexametern ausarbeitete und in ſeinem 16. Jahre im „Schwäbiſchen Magazine" bekannt machte. Am Entſchiedenſten jedoch ſprach ſich ſchon damals ſeine Neigung für dramatiſche Dichtkunſt aus, deren begeiſternde Wirkung er in ſeinem neunten Jahre bei dem erſten Beſuche des Theaters zu Ludwigsburg an ſich erfahren hatte. Der Wunſch, ähnliche Erzeugniſſe des dichteriſchen Genies hervorzubringen, erwachte daher beſonders dann in ihm, als er Shakeſpeare's großartige Schöpfungen kennen gelernt und vor Allem die deutſchen Tragödien: „Ugolino", „Götz von Berlichingen" und „Julius von Tarent" liebgewonnen hatte. Eine Nachahmung des letzteren verſuchte er in dem Trauerſpiele: „Coſmus von Medici", welches er aber, mit Ausnahme einiger Stellen, die er ſpäter in „Die Räuber" aufnahm, bald nach der Entſtehung wieder vertilgte. Nachdem auch ein früherer tragiſcher Verſuch, „Der Student von Naſſau" gleiches Schickſal gehabt hatte, vollendete er das im Jahre 1777 begonnene Trauerſpiel: „Die Räuber", in denen ſich ungeachtet ihres regelloſen Baues S.'s dichteriſche Kraft am Selbſtſtändigſten und Erhabenſten ausdrückt, während ihm lyriſche Dichtungen in jener Zeit wegen des Mangels an beſonnener, klarer und ruhiger Anſchauung ſeines Gemüthslebens größtentheils mißlangen und nur in Erinnerungen aus dem in ſich aufgenommenen Stoffe fremder Dichter beſtanden. Indeß ſich ſein dichteriſcher Genius zur Klarheit emporzuringen ſuchte, waren ſeine wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen vorzüglich der jenen Zweck unterſtützenden Philoſophie und Geſchichte zugewendet. Außerdem beſchäftigte er ſich zwei Jahre lang eifrig mit dem Studium der Medicin, der er ſich nach Aufgebung der Jurisprudenz ausſchließlich gewidmet hatte. Nach Beendigung ſeines akademiſchen Curſus zu Stuttgart, wohin ſeit 1775 die Karlsſchule verlegt worden war, ſchrieb er im Jahre 1780 eine mediciniſche Abhandlung unter dem Titel: „Verſuch über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen", welche in die „Neue berliner Monatsſchrift (1821)" aufgenommen wurde. Nun trat er, noch in demſelben Jahre zum Regimentsarzte ernannt, aus den hemmenden Feſſeln des auf der Karlsakademie bis zum Despotismus geſteigerten Schulzwanges, der ſein jugendlich heiteres Gemüth getrübt und die feurige Kraft ſeines Willens nur mühſam gezähmt hatte. Fand er für die mannigfache Entbehrung jugendlicher Freuden eines Theils in der heitern Ideenwelt der Dichtkunſt Entſchädigung, welcher ſein nach Freiheit ſtrebender Geiſt um ſo inniger ſich anſchloß, ſo war dieß auch andern Theils durch den Umgang mit gleichgeſinnten Freunden der Fall, unter denen er den ſpäter als Componiſt ſo berühmt gewordenen Zumſteeg vor Allen liebgewann. Im Vereine mit ihnen gab er eine Sammlung Gedichte unter dem Titel: „Anthologie" heraus und ließ auch ſeine „Räuber", für die er keinen Verleger fand, auf eigene Koſten drucken, nachdem er die grellſten Stellen derſelben gemildert oder ganz vertilgt hatte. Schon im Jahre 1781 erfolgte neben rühmlicher Anerkennung ſeines darin entwickelten Talents die Aufforderung von dem Buchhändler Schwan in Manheim zu bühnengerechter Umarbeitung ſeines Trauerſpiels und bald nachher auch daſſelbe Geſuch von dem Director des dortigen Theaters, Freiherrn von Dalberg, mit dem S. von nun an in literariſchen Briefwechſel trat (vergl. Fr. S.'s Briefe an den Freiherrn H. von Dalberg in den Jahren 1781—1785. Karlsruhe 1819), worauf ſchon im Jahre 1782 die erſte Aufführung der „Räuber" zu Manheim ſtatt hatte, welche aber dem Dichter, welcher ohne Urlaub zu derſelben nach Manheim gereiſt war, einen vierzehntägigen Arreſt und von Seiten des Herzogs, auf die Beſchwerde eines Graubündtners wegen einer in dem Stücke vorkommenden Beſchimpfung ſeiner Landsleute, das Verbot zuzog, außer mediciniſchen Schriften nie etwas drucken zu laſſen. Um dieſen und manchen anderen ſeinen Genius hemmenden

Anforderungen des Fürſten zu entgehen, entſchloß ſich S. im Jahre 1782 zur Flucht und begab ſich unter fremdem Namen durch Franken nach Bauerbach bei Meiningen, einem Gute der geheimen Räthin von Wollzogen, mit deren Söhnen er zu Stuttgart in freundſchaftlicher Verbindung gelebt hatte. Die wohlwollende Aufnahme, die er dort fand, erlaubte ihm in ungeſtörter Muße nicht nur ſeinen während des Arreſtes begonnenen „Fiesko“ und ſein Trauerſpiel: „Cabale und Liebe“ zu vollenden, ſondern auch den Entwurf zu „Don Carlos“ anzufangen. Außerdem wirkte aber auch der dortige Umgang mit gebildeten und tugendhaften Frauen veredelnd auf ſein ſittliches Gefühl ein, welches von nun an in größerer Reinheit aus ſeinen Werken hervorſtrahlt. Nachdem er im Herbſte des folgenden Jahres nach Manheim zurückgekehrt war, fand er dort durch die Vermittelung Dalberg's eine Anſtellung als Theaterdichter, welche ihm ſo erwünſchter ſein mußte, da ihn der Rath ſeiner Freunde von dem Entſchluſſe abgebracht hatte, als Schauſpieler der manheimer Bühne beizutreten, welche damals durch die Anweſenheit Iffland's, Beck's u. A. auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit ſtand. In ſeiner neuen Stellung ſuchte S. nun vorzüglich durch Umgeſtaltung des Theaters zu einer moraliſch-äſthetiſchen Anſtalt veredelnd auf ſein Volk zu wirken, während er ihm dieſe Bahn durch den ſeinen Dichtungen inwohnenden Geiſt vorzuzeichnen ſuchte und dieſelben ſeiner eigenen ſtrengen Kritik unterwarf, welche beſonders die „Räuber“ mißbilligend traf, da er in ihnen, wie er ſich ſelbſt darüber äußert, Menſchen zu ſchildern unternommen habe, ehe er denſelben in der wirklichen Welt begegnet ſei. Die Herausgabe der „Thalia“, welche im Jahre 1784 begann, ſollte verbeſſernd auf die Bühne einwirken, während ſein Geiſt ſich zugleich in manchen herrlichen lyriſchen Gebilden ergoß, wie „Die Kindesmörderin“ und die verſchiedenen Gedichte „An Laura“ (der von ihm geliebten Tochter des Buchhändlers Schwan) bezeugen. In der „Thalia“ machte er zuerſt einzelne Scenen des „Don Carlos“ bekannt und der Abdruck derſelben wurde Veranlaſſung, daß ihm der Herzog von Weimar, der ſie am Hofe zu Heſſen-Darmſtadt von S. ſelbſt vorleſen hörte, den Titel eines Raths ertheilte. Da er ſich aber in dem beſchränkten Kreiſe der Theaterwelt bald zu beengt fühlte, beſchloß er ſeinen Aufenthalt zu verändern und ſich nach Leipzig zu wenden, wohin ihn beſonders ſein Freund Huber eingeladen hatte. Hier kam er im März 1785 an, verlebte im Kreiſe befreundeter Männer den Sommer theils in der Stadt, theils auf dem nahe gelegenen Dorfe Gohlis, wo ſein herrliches „Lied an die Freude“ entſtand, und ging im Herbſte nach Dresden, wo ihn der Umgang mit geiſtreichen Männern, die Schönheit der Natur, der Reichthum der Stadt an Kunſtſchätzen und eine ausgezeichnete Bibliothek bis zum Jahre 1787 feſthielten. Da er hier durch das Sammeln von Materialien zu „Don Carlos“ tiefer in das Gebiet der Geſchichte eingeführt wurde, ſo entſtand daraus der Entſchluß, eine „Geſchichte des Abfalles der vereinigten Niederlande von der ſpaniſchen Regierung“ (Leipzig 1788. 1. Thl. 1. u. 2. Bd.) zu ſchreiben, welche ſich durch hiſtoriſch-philoſophiſchen Scharfblick, lebendige Darſtellung und anmuthige Schreibart auszeichnet, aber eben ſo wie das umfaſſende Werk „Geſchichte der merkwürdigſten Revolutionen und Verſchwörungen,“ wovon nur Ein Band erſchien, unvollendet blieb. Auch entſtand in dieſer Zeit ſeine mannigfach veränderte „Freigeiſterei der Leidenſchaft.“ Ungeachtet dieſer anſtrengenden Arbeiten, denen S. oft ganze Nächte widmete, lebte ſein natürlich heiteres Gemüth durch die Annehmlichkeit der äußeren Verhältniſſe in jugendlicher Friſche wieder auf, wozu beſonders der Aufenthalt auf dem Weinberghauſe ſeines Freundes, des Appellationsrathes Körner, in Loſchwitz bei Dresden beitrug. Hier vollendete er ſeinen „Don Carlos,“ welcher ungeachtet der noch während der Ausarbeitung vielfach veränderten Auffaſſung des urſprünglichen Planes (vergl. S.'s „Briefe über den Don Carlos“) eines der ſchönſten Werke der dramatiſchen Kunſt iſt. Für ein Theaterſtück wollte es S. ſelbſt, der es in ei-

nem Briefe an Dalberg ein Familiengemälde aus einem königlichen Hauſe nennt, nicht gehalten wiſſen; auch macht ihm Wieland nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf, daß es blos ideale Geſchöpfe der Phantaſie enthalte, denen es an pſychologiſcher Wahrheit mangele. Zu den übrigen Arbeiten dieſer Periode gehört der Entwurf und die theilweiſe Ausführung des Schauſpiels „Der Menſchenfeind" und der gleichfalls unvollendete Roman „Der Geiſterſeher," wozu ihm die damalige Erſcheinung Caglioſtro's Veranlaſſung gab. Als Erzählung zeichnet ſich dieſer Verſuch durch Wahrheit und Sicherheit in der Zeichnung der Charaktere, durch Gewandtheit und Lebendigkeit von Sprache und Darſtellung aus. Von Dresden wandte ſich S. 1787 nach Weimar, trat hier mit Herder und beſonders mit Wieland, deſſen noch jugendliche Heiterkeit höchſt vortheilhaft auf ihn einwirkte, in nähere Verbindung und begann ſeine metriſchen Überſetzungen aus Euripides. Auch machte er um dieſe Zeit einen Beſuch in Bauerbach und hielt ſich den Sommer 1788 theils in Volksſtädt, einem Dorfe in der der Nähe von Rudolſtadt, theils an dieſem Orte ſelbſt auf, wo er ſeine nachmalige Gattin, ein Fräulein von Lengefeld, mit der er ſich im Jahre 1790 vermählte, kennen lernte. Dort ſah er auch Göthe zum erſten Male, welcher eben mit der verwittweten Herzogin von Weimar aus Italien zurückgekehrt war; allein theils die Verſchiedenheit des Alters, theils des ganzen geiſtigen Weſens beider Dichter ließ S. damals wenig Erfreuliches von dieſer Bekanntſchaft hoffen. Göthe führte ihn jedoch nicht nur bei der geiſtreichen Fürſtin ſelbſt ein, ſondern vermittelte auch nebſt dem Geheimmenrathe von Voigt im Jahre 1789 ſeine Anſtellung als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie in Jena, wo er ſein Amt mit der Rede begann: „Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte?" Das eifrige Studium der Geſchichte und des Alterthums, dem er ſich von jetzt an widmete, ſpricht ſich auch in den Dichtungen dieſer Periode aus, in welcher außer den „Göttern Griechenlands" und dem „Künſtler" noch der Plan zu einem epiſchen Gedichte aus dem Leben Friedrich's des Großen entſtand. Auf die kantiſche Philoſophie wurde er beſonders durch den Umgang mit Reinhold aufmerkſam gemacht und dieſes Studium veranlaßte mehrere philoſophiſche und äſthetiſche Abhandlungen, in welchen kantiſche Ideen den geiſtreichen und ſelbſtſtändigen Urtheilen S.'s zu Grunde liegen. Den allgemeinen Beifall, welcher ſeinen Vorleſungen über Geſchichte und auch den ſpäter begonnenen über Äſthetik zu Theil wurde, verdankte er vorzüglich ſeiner Gewandtheit in Behandlung der deutſchen Sprache, wodurch es ihm möglich wurde, die abſtrakteſten Begriffe, die erhabenſten Ideen und die verwickeltſten Thatſachen zu klarer Anſchauung ſeiner Zuhörer zu bringen. Im Jahre 1790 begann er nicht nur die Herausgabe der „Hiſtoriſchen Memoiren vom XII. Jahrh. an bis auf die neueſten Zeiten," ſondern auch die „Geſchichte des dreißigjährigen Krieges," welche zuerſt im „Taſchenkalender für Damen" (1790—1793) erſchien und mit allgemeiner Begeiſterung aufgenommen wurde. Seine dichteriſchen Erzeugniſſe in den Jahren 1790—1794 beſtanden nur in Überſetzungen aus dem Virgil und in Planen zu künftigen Arbeiten. Allein ſchon lange war ſein Name mit Enthuſiasmus von den Völkern des In- und Auslandes genannt worden und jetzt beeiferten ſich Fürſten und ganze Nationen, ihm Beweiſe von Anerkennung ſeines Dichtergenius zu geben. Der Herzog von Meiningen ernannte ihn 1790 zum Hofrath, die franzöſiſche Republik überſandte ihm das Bürgerrecht und der deutſche Kaiſer erhob ihn im Jahre 1802 in den Adelſtand. Unterdeß hatte aber die bei ſeinen Arbeiten bewieſene Anſtrengung, welche durch den Genuß geiſtiger Reizmittel noch geſteigert worden war, ſeine Geſundheit ſo zerrüttet, daß er nie wieder vollkommen genas; doch ließ er ſich kaum durch eine gefährliche Bruſtkrankheit in dem gewohnten Kreiſe ſeiner Thätigkeit einſchränken, ja ſchlug ſogar das edle Anerbieten des damaligen Erbprinzen von Holſtein-Auguſtenburg und des Grafen von Schimmelmann ihm, zur Wieder-

herſtellung ſeiner Geſundheit einen Jahrgehalt von 1000 Thaler auf drei Jahre zu gewähren, aus. Da ſchon längſt der Wunſch, ſeine Heimath wiederzuſehen, in ihm erwacht war, unternahm er 1793 eine Reiſe nach Schwaben und hielt ſich theils in Heilbronn, theils in Ludwigsburg im Kreiſe von Eltern und Freunden bis zum Mai des folgenden Jahres auf. Von ſeiner literariſchen Thätigkeit während der Reiſe zeugen ſeine „Briefe über äſthetiſche Erziehung," die er von Heilbronn aus an den Herzog von Auguſtenburg richtete, und die eben ſo geiſtreiche als ſcharfſinnige Recenſion von Matthiſon's Gedichten. Hierauf entwarf er, bald nach ſeiner Ankunft in Jena, den Plan zu einer neuen Zeitſchrift, den „Horen," welche die Stelle der ſeit dem Jahre 1793 beendigten „Thalia" einnahm, und die bedeutendſten Schriftſteller Deutſchlands zu Mitarbeitern haben ſollte. Der Briefwechſel mit Göthe, welcher im Jahre 1794 begann und bis an S.'s Tod fortgeſetzt wurde, wirkte, wie ſein perſönlicher Umgang mit jenem, bildend und läuternd auf ſeine Anſichten ein (vergl. „Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe in den Jahren 1794—1805" [Stuttg. 1828—1829. 6 Bde.]). Seit dem Jahre 1795 gewann wieder die Liebe zur Dichtkunſt über ernſtere Studien die Oberhand und in dieſer Zeit ſchuf er einen großen Theil der ſchönſten lyriſchen Dichtungen (z. B. „Das Ideal und das Leben," „Die Ideale," „Der Spaziergang," „Die Glocke" u. a.), welche theils in den „Horen," theils in ſeinem „Muſenalmanach" erſchienen, deſſen Entſtehung mit dem Jahre 1796 beginnt. Um dieſelbe Zeit gab er mit Göthe die kritiſchen „Xenien" heraus und machte ſeine erſten Balladen bekannt, zu denen ein Wettkampf mit Göthe die Veranlaſſung gegeben hatte. Aber auch im dramatiſchen Fache waren Entwürfe zu neuen Schöpfungen begonnen worden, wie „Die Ritter von Malta," eine Tragödie, welche unvollendet blieb, und „Wallenſtein," den er im Jahre 1799 beendigte. Das Studium der „Geſchichte des dreißigjährigen Krieges" hatte ſowohl die Wahl dieſes Stoffes, als auch den Plan zu einem epiſchen Gedichte hervorgerufen, zu deſſen Helden Guſtav Adolph von ihm erkohren worden war, allein die Ausarbeitung des „Wallenſtein" drängte bald jede größere Unternehmungen anderer Art in den Hintergrund. Die Größe der Charakterſchilderung, welche er ſich in demſelben zum Hauptzwecke geſtellt hatte, erreichte er vor allen in der Perſönlichkeit des Feldherrn ſelbſt, welcher trotz ſeiner Geiſteskraft und Kühnheit, trotz des Vertrauens auf ſein Heer, ſeine Freunde und die Sterne, der Gewalt des Schickſals anheim fällt, das er durch die Macht ſeines Willens leiten zu können meint. In Bezug auf inneren harmoniſchen Bau ſteht Wallenſtein, mit deſſen Vollendung ſich die zweite Periode von S.'s Dichterleben ſchließt, weit über „Don Carlos." Wenn dieſe Periode des Dichters eines Theils durch Wahrheit und Schärfe der Charakteriſtik bezeichnet wird, ſo iſt dieß andern Theils durch Abrundung und Vollendung der äußern Form der Fall. Da aber die Beſchäftigung mit dramatiſchen Arbeiten in S. wieder den Wunſch erregt hatte, Göthe und dem Theater näher zu ſtehen, ſo vertauſchte er im Jahre 1799 ſeinen Aufenthalt in Jena mit dem zu Weimar, wo ſich ſein Weſen im Umgange mit geiſtreichen Freunden, im Kreiſe einer glücklichen Familie und im Bewußtſein der Hochachtung ſeines Fürſten geiſtig und körperlich kräftigte. Zwei neue Meiſterwerke der dramatiſchen Kunſt traten in ſolchen Umgebungen während der Jahre 1801 und 1802 an das Licht, „Maria Stuart" und die „Jungfrau von Orleans," von denen erſteres ſich durch tiefen tragiſchen Ernſt und gemüthvolle Religioſität auszeichnet, letzteres aber durch den Zauber der Romantik und die Verklärung des weiblichen Heldenmuthes Sinn und Auge auf das Anziehendſte feſſelt. S. ſelbſt ſchrieb darüber ſpäter einige Briefe, die uns tief in ſein damaliges Gemüthsleben ſchauen laſſen. Beide Werke erhoben ihn auf den Gipfel der tragiſchen Kunſt, da ſich in ihnen Beſonnenheit, Klarheit, bündiger Zuſammenhang aller Theile und deren vereinte Wirkung auf den Geſammtzweck überall offen-

bart. Von jetzt an widmete er ſich nicht nur vorzüglich der Dichtung dramatiſcher Werke, ſondern ſuchte auch die Wirkung derſelben durch Belehrung und Bildung der Schauſpieler am Theater zu Weimar im Verein mit Göthe zu erhöhen. (Vergl. Göthe's Aufſatz im Morgenbl. 1815. April. St. 85.) Eine neue Bahn ſeiner dramatiſchen Schöpfungen betrat S. in ſeinem Drama „Die Braut von Meſſina" (1803), worin er die Einführung des griechiſchen Chors in die neuere Tragödie verſuchte. Je weniger aber dieſes Werk als tragiſches Charaktergemälde gelten konnte, deſto ſicherer machte „Wilhelm Tell," des Dichters letztes großes Vermächtniß an die Unſterblichkeit, darauf Anſpruch. Noch haben wir einige andere Leiſtungen des Dichters in dieſer Periode zu erwähnen. Dahin gehört die Bearbeitung von Shakeſpeare's „Macbeth" und Gozzi's „Turandot" für das Theater, „Die Huldigung der Künſte" (1804), zur Vermählungsfeier des Erbprinzen von Weimar gedichtet; auch Racine's „Phädra" und die franzöſiſchen Luſtſpiele „Der Neffe als Onkel" und „Der Paraſit," denen jedoch die zum Luſtſpiele nöthige Leichtigkeit und Beweglichkeit mangelt. Hiermit endigte S.'s dramatiſche Thätigkeit, welche den eigentlichen Mittelpunkt ſeines geiſtigen Weſens bildete und alle anderen Beſtrebungen im Fache der Geſchichte und Philoſophie in ſich vereinigte. Über ſeine Stellung zu dem deutſchen Theater, dem er durch ſeine Dichtungen erſt die wahre Sphäre ſeiner Wirkſamkeit angewieſen hat, und die richtige Würdigung ſeiner dramatiſchen Leiſtungen überhaupt finden wir in Friedr. Schlegel's „Vorleſungen über die Geſchichte der älteren und neueren Literatur" (Bd. 2.) beherzigenswerthe Worte. Wenn uns Shakeſpeare mehr das Leben in ſeiner unerſchöpflichen Mannigfaltigkeit vor die Seele führt, ſo hebt uns S. dagegen über die Wirklichkeit empor und läßt uns alle Erſcheinungen derſelben in einem verklärten Lichte ſchauen. Er lieh allen von ihm gezeichneten Charakteren einen größeren oder geringeren Antheil ſeines eigenen geiſtigen Weſens; da ſich aber dieſes entſchieden zum Ernſten und Erhabenen hinneigte, ſo gelangen ihm auch nie Erzeugniſſe im Gebiete der Komik. In Zeichnung weiblicher Charaktere entwarf er ebenfalls das Heroiſche derſelben mit mehr Leichtigkeit, als die Anmuth und Milde ihres Weſens, welches Göthe ſo vortrefflich gelang. Gegen die Darſtellung des gewöhnlichen Lebensverhältniſſes aus den niedrigen Kreiſen der Geſellſchaft ſprach er ſich entſchieden und kräftig in dem Gedichte „Shakeſpeare's Schatten" aus. Unter den kleineren Gedichten zeichnen ſich beſonders die beſchreibenden, didaktiſchen und philoſophiſchen durch Kühnheit und Kraft der Phantaſie aus, wogegen das einfache Lied ſich oft zum Fluge der Dithyrambe erhebt, Romanze und Ballade aber durch redneriſchen Schmuck überladen ſind, wovon wir nur den „Ritter Toggenburg" ausnehmen. In den didaktiſchen Epigrammen hingegen weiß er bedeutungsvolle Tiefe mit treffendem Witze zu vereinigen. In Bezug auf die Form und beſonders den Reim hat er es vernachläſſigt, ſeinen Gedichten denjenigen Grad von Vollkommenheit und Rundung zu geben, den er leicht hätte erreichen können. Die wenigen Proben, welche wir von ihm im Fache des Romans („Der Geiſterſeher") und der Erzählung („Der Sonnenwirth" u. a.) haben, zeigen ihn auch auf dieſem wenig von ihm angebauten Felde als Meiſter. Herrliches würde er noch geleiſtet haben, wenn ihn nicht ein früher Tod mitten aus ſeiner ſchönſten geiſtigen Thätigkeit geriſſen hätte. Nachdem er noch im Jahre 1804 der Aufführung des „Tell" in Berlin beigewohnt und daſelbſt, wie früher bei der erſten Aufführung der „Jungfrau von Orleans" in Leipzig, die ausgezeichnetſten Beweiſe freiwilliger Huldigung empfangen hatte, erweckte die unerwartete Nachricht von ſeinem am 9. Mai 1805 erfolgten Tode die allgemeinſte und ſchmerzlichſte Theilnahme aller mit deutſcher Literatur befreundeten Völker, wie ſie noch keinem Dichter geſchenkt worden war. Mitten in der Blüthe geiſtiger und körperlicher Manneskraft wurde er der Erde in einem Alter von 46 Jahren entnommen. Aber wir dürfen ihn, wie Göthe eben

ſo dichteriſch ſchön als wahr im Hinblicke auf den Geſchiedenen ſagt, glücklich prei
ſen, daß er von dem Gipfel des menſchlichen Daſeins zu den Seligen emporgeſtie
gen, daß ein ſchneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Di
Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geiſteskräfte hat er nicht empfunden. E
hat als ein Mann gelebt und iſt als ein vollſtändiger Mann von hinnen gegangen
Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtige
und Kräftiger zu erſcheinen. So groß aber und faſt unerreicht er in Hinſicht ſeine
Geiſtes daſtand, eben ſo edel und großartig waren die Eigenſchaften ſeines Herzens
Tiefer Haß gegen Falſchheit, Unrecht und Unnatur, ſo wie ein reges Streben i
Beförderung alles Wahren und Schönen bildeten die Grundlage ſeiner ſittliche
Natur. Im Umgange kam er Jedem mit Offenheit und Zutraulichkeit entgegen
machte gegen Niemand ſeine geiſtige Überlegenheit geltend und wußte Alle durc
den Zauber ſeines Weſens zu feſſeln. Seine äußere Erſcheinung charakteriſirte ein
lange Geſtalt, ein hageres, blaſſes Geſicht, aus deſſen blauem Auge Geiſt un
Leben ſtrahlte, eine gewölbte, freie Stirn, welche die Gewohnheit des Denken
ausſprach und eine nicht zu beſchreibende Anmuth, die beſonders beim Spreche
aus den Zügen des alsdann leicht gerötheten Geſichtes hervortrat. Das treueſ
Abbild ſeines Kopfes hat uns Dannecker in einer coloſſalen Marmorbüſte hinterlaſ
ſen, zu der ihm S. ſelbſt während ſeiner zweiten Anweſenheit in Schwaben geſeſſe
hat; große Ähnlichkeit zeigt auch der Kopf des Johannes unter Albr. Dürer's Apo
ſteln, die ſich zu München und Nürnberg befinden. S.'s Leichnam wurde bi
zum Jahre 1826 in dem Landſchaftscaſſengewölbe zu Weimar auf dem Jakobs
kirchhofe aufbewahrt, von wo ſeine Gebeine in die großherzogliche Gruft auf dem
neuen Kirchhofe gebracht wurden, während man ſeit dem 16. Sept. jenes Jahre
ſeinen Schädel in dem Poſtamente ſeiner Büſte von Dannecker aufbewahrt, welch
ſich auf der Hofbibliothek zu Weimar befindet. S. hinterließ außer ſeiner Wittw
zwei Söhne und zwei Töchter. Eine ziemlich vollſtändige Literatur von den übe
ihn erſchienenen Lebensbeſchreibungen findet ſich im XV. Hefte der „Zeitgenoſſen"
(Leipz. 1819). Außerdem ſ. Körner's „Biographie Schiller's" im 1. Thle. ſeine
Werke (Stuttg. und Tüb. 1818) und H. Döring's „Biographie Schiller's" (We
mar 1822. N. Aufl. 1824). Von dem italieniſchen Dichter A. Maffei wurd
S.'s „Maria Stuarda" (Mail. 1829) ins Italieniſche überſetzt. Eine Übertr
gung des „Wallenſtein" in das Franzöſiſche unternahm Benj. Conſtant und neue
lich Badière, doch läßt ſich das Original auch durch die gelungenſte Überſetzun
nicht erreichen. Von den verſchiedenen Ausgaben ſeiner Schriften bemerken w
nur „Schiller's ſämmtliche Werke" (Stuttg. und Tüb. 1818. 12 Bde.); ſodan
eine wohlfeilere Taſchenausgabe derſelben, ferner „Sämmtliche Schriften in E
nem Bande" und eine Prachtausgabe mit Stahlſtichen (1836. 12.). 81.

Schilling, Shilling, Skilling, franz. sou; engl. shilling, d
Name einer Rechnungs-, ſilbernen und kupfernen Scheidemünze, iſt 1) in Dän
mark = $\frac{1}{16}$ Mark = 12 Pf.; 2) in Bremen und Oldenburg = $\frac{1}{48}$ Thlr.; 3
in Hamburg und Lübeck = $\frac{1}{16}$ Mark; 4) in Osnabrück = $\frac{1}{21}$ Thlr.; 5) in Wie
= $\frac{1}{8}$ Fl. = 2 Gr. Conv.; 6) in Würzburg = $\frac{1}{28}$ Fl. = 6 Pf. = $7\frac{1}{4}$ Pf. Conv
7) in England = $\frac{1}{20}$ Pfd. Sterling = 12 Pence; 8) in den Niederlanden =
$\frac{3}{10}$ Fl. = $\frac{1}{20}$ Pfd. flämiſch = 6 Stüver = 3 Gr. $11\frac{1}{6}$ Pf. Conv.; 9) in d
Schweiz a) im Canton Appenzell = $\frac{1}{30}$ Fl. = $3\frac{1}{8}$ Pf. Conv.; b) in Baſel =
$\frac{3}{50}$ Franken = $\frac{1}{25}$ Fl. = $6\frac{4}{9}$ Pf. Conv.; c) in Glarus = $\frac{1}{40}$ Fl. = $4\frac{1}{9}$ P
Conv.; d) in St. Gallen = $\frac{1}{10}$ Fl. = 1 Gr. 4 Pf. Conv.; e) in Schwyz =
$\frac{1}{40}$ Fl. = $4\frac{2}{5}$ Pf. Conv.; f) in Zug = $3\frac{3}{4}$ Pf. Conv.; g) in Zürich = $\frac{1}{40}$ Fl. =
$4\frac{2}{5}$ Pf. Conv. 26.

Schilling (Friedrich Guſtav), einer der fruchtbarſten Romanſchriftſtell
Deutſchlands, wurde am 25. März 1766 zu Dresden geboren, bezog 1779 d

Fürſtenſchule zu Meißen und trat 1781 in das ſächſiſche Artilleriecorps. Nachdem er ſieben Jahre in demſelben gedient und vier Jahre lang die Artillerieſchule beſucht hatte, rückte er zum Officier vor und wohnte als ſolcher während des Feldzugs 1793 der Belagerung von Mainz, der Schlacht bei Moorlautern und faſt allen Gefechten des ſächſiſchen Hülfscorps bei. Im Jahre 1806 nahm er an der Schlacht bei Jena Theil, wurde in derſelben gefangen, marſchirte nach ſeiner Befreiung mit den Sachſen nach Warſchau und Danzig und war unterdeß zum Hauptmann ernannt worden, allein da ihn ein heftiges Nervenübel nöthigte, ſeinen Abſchied zu nehmen, verließ er die Armee, lebte einige Zeit in Freiberg und wandte ſich von hier nach Dresden, wo er ſich noch jetzt befindet. Als Schriftſteller trat S. zuerſt im Jahre 1783 mit ſeinem Drama „Eliſe Kolmar" auf, verließ jedoch die hier betretene Bahn bald wieder und bearbeitete von nun an den Roman mit beſonderer Vorliebe. Unter ſeinen äußerſt zahlreichen Schriften in dieſem Fache verdient noch immer ſein „Guido von Sohnsdom" (Freib. und Annaberg 1791. 4 Bde.) die meiſte Auszeichnung. Obgleich S. als Dichter eine tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens, ſo wie der Sprache und Sitten, beſonders höherer Stände, eine reiche Erfindungsgabe, eine lebhafte Phantaſie, leichten, natürlichen Witz und eine hinreißende Mannigfaltigkeit der Darſtellung beſitzt, ſo hat er dennoch dieſen ſeltenen Verein von Naturgaben nicht immer benutzt, um ſeinen Werken den ihm möglichen Grad von Vollendung zu geben, ſondern er hat vielmehr öfters, dem Geſchmacke der Leſewelt fröhnend, ſich eine auffallende Nachläſſigkeit, beſonders in Hinſicht der Sprache, zu Schulden kommen laſſen und ſeinen Gemälden einen, die Schranken der Sittlichkeit zu keck überſpringenden, Charakter eingehaucht. Seine „Sämmtliche Schriften" (Dresden 1810—1827) erſchienen in zwei Sammlungen, von denen die erſte aus 50, die zweite aber aus 44 Bänden beſteht. Eine neue Sammlung derſelben unter dem Titel: „Sämmtliche Schriften von G. Schilling, Ausgabe letzter Hand" (Dresden 1828 ff.) iſt jetzt bis auf 52 Bände vorgerückt. 81.

Schimäre, ſ. Chimäre.

Schimmelmann (Heinrich Karl, Graf von), däniſcher Geheimer Rath, wurde im Jahre 1724 zu Demmin in Pommern geboren und widmete ſich unter der Leitung ſeines Vaters, eines kaum wohlhabend zu nennenden Kaufmannes, der Handlung. Durch Umſicht und Thätigkeit gelang es ihm, ſpäter als preußiſcher Lieferant anſehnlichen Gewinn zu machen, worauf er ſich zu Dresden etablirte und als Pächter der Generalacciſe ſein Vermögen ſo bedeutend vermehrte, daß er im ſiebenjährigen Kriege die Getreidelieferungen für das preußiſche Heer übernehmen konnte. Auch gewann er anſehnlich durch den Verkauf des in Meißen vorräthigen Porzellans, welches er um einen äußerſt niedrigen Preis an ſich gebracht hatte. Nachdem er ſich im Jahre 1760 in Hamburg etablirt hatte, kaufte er Ahrensberg in Holſtein und ward ſo veranlaßt, mit der däniſchen Regierung in finanzielle Beziehungen zu treten. Seine Beſitzungen in Holſtein und Jütland fortwährend (durch Wandsbeck, Lindenborg u. a. m.) vermehrend war er ſeitdem bei den meiſten finanziellen Operationen der Regierung thätig und erhielt bereits 1764 (zwei Jahre früher war er in den Freiherrnſtand erhoben worden) die Würde eines königlichen Schatzmeiſters. Trotz dem, daß mehrere ſeiner Operationen, wie z. B. die Aufhebung der Realiſation der Bankzettel, ziemlich allgemeine Unzufriedenheit erregten, ſo erhielt er ſich doch ſelbſt unter dem Miniſterium Struenſee's in der Gunſt des Hofes und ward 1779 in den Grafenſtand erhoben. Er ſtarb mit Hinterlaſſung eines Vermögens von mehr als 8 Mill. im Jahre 1782. — Sein Sohn, Ernſt Heinrich, Graf von S., geb. 1747 zu Dresden, durch umfaſſende Studien und Reiſen vorzüglich ausgebildet, trat bereits 1773 als Deputirter in das däniſche Commerzcollegium, ward von Bernstorf begünſtigt im Jahre 1784 Finanz-

miniſter und 1788 Mitglied des Staatsrathes. Mehr den inneren als den äußeren Verhältniſſen, obwohl ihm auch dieſe nicht fremd blieben, ſich widmend, wirkte er vor Allem äußerſt wohlthätig auf das Gedeihen der Induſtrie und des Handels ein, indem er theils viele bis dahin gültig geweſene, aber hemmende Geſetze aufhob und neue nach liberaleren Principien erließ, theils auch dadurch, daß er die Bankverwaltung von der der Finanzen trennte und überhaupt dem Geldweſen eine neue und zweckmäßige Umgeſtaltung verlieh. Zwar vernichtete der Krieg ſeit 1807 Vieles des neu Geſchaffenen, doch wurden nach Abſchluß des Friedens die wohlthätigen Folgen deſſelben nur um ſo ſchneller ſichtbar. Seit 1824 verwaltete S. das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten mit derſelben Umſicht, die er früher als Finanzminiſter ſchon hinlänglich bethätigt hatte. Wegen ſolcher Verdienſte hochgeachtet von ſeinem Könige und ſeinen Mitbürgern, nicht minder geſchätzt wegen ſeines ehrenwerthen Charakters ſtarb er am 9. Febr. 1831. 22.

Schimmelpennink (Rütger Jan), Rathspenſionair der bataviſchen Republik, geb. zu Deventer 1760, ſtudirte in Leyden die Rechte und ward Doctor derſelben (1784) und dann Advocat zu Amſterdam. Während die franzöſiſche Nordarmee Holland eroberte, wurde S. in die Nationalverſammlung gewählt, war dann bei der Entwerfung der neuen Verfaſſung thätig (1797) und erhielt hierauf den damals ſchwierigen Poſten als Geſandter in Paris, unterhandelte als außerordentlicher Botſchafter der bataviſchen Republik den Frieden zu Amiens mit und ging ſodann als Ambaſſadeur der Republik nach London. Bei dem Wiederausbruche des Krieges 1803 ſuchte er, obwohl vergebens, die Neutralität Hollands zu behaupten, ging dann wieder nach Paris, wo ihn Napolen eben nicht gütig aufnahm, weil er ihn dem Intereſſe Englands ergeben glaubte. S. gewann jedoch bald des Herrſchers ganzes Vertrauen und als nach der Begründung der kaiſerlich-monarchiſchen Macht in Frankreich eine neue und dritte Staatsform der bataviſchen Republik ins Leben trat (5. April 1805), wurde S. auf fünf Jahre zum Rathspenſionair mit faſt unumſchränkter Gewalt erwählt. Er that Alles, was unter den damaligen politiſchen Verhältniſſen für den Staat geſchehen konnte, vereinfachte die einzelnen Zweige der Verwaltung, ſuchte beſonders durch ſtrenge Sparſamkeit den geſunkenen Finanzen des Staats aufzuhelfen, und wer ſich von den verſchiedenen Parteien auszeichnete, ward, ohne Rückſicht auf politiſche Meinungen, an ſeinen Platz geſtellt. S. legte jedoch wegen des wankenden Zuſtandes ſeiner Geſundheit, beſonders wegen ſeiner traurigen Augenkrankheit, ſeine Würde bereits am 4. Juni 1806 nieder, um auf ſeinen Gütern in Oberyſſel zu privatiſiren. Als Holland völlig dem franzöſiſchen Reiche einverleibt wurde (9. Juli 1810), ernannte ihn aber Napoleon wieder zum Senator; er gab jedoch nach deſſen Sturze (1814) ſeine Entlaſſung ein. Bei der Bildung des Königreichs der Niederlande wurde er in die erſte Kammer derſelben gewählt, lebte übrigens aber bei ſeiner faſt gänzlichen Erblindung fern von allen öffentlichen Geſchäften und ſtarb allgemein betrauert zu Amſterdam am 15. Febr. 1825. 25.

Schinderhannes, ſ. Bückler.

Schink (Johann Friedrich), ein deutſcher Dichter und Dramaturg, wurde dm 29. April 1755 zu Magdeburg geboren, beſuchte die dortige Kloſterſchule, ſtudirte ſeit 1773 in Halle Theologie, beſchäftigte ſich aber vorzüglich mit Äſthetik und dichteriſchen Arbeiten, lebte ſeit 1778 als Privatgelehrter in Berlin, wurde 1779 zum Theaterdichter in Hanover ernannt, wandte ſich von hier 1780 nach Wien und fand darauf (1789) in Hamburg als Theaterdichter und Dramaturg bei der Bühne Schröder's eine Anſtellung. Nachdem er dann ſeit 1797 in Ratzeburg und 1812—1816 in Holſtein gelebt hatte, begab er ſich nach Berlin, in der Hoffnung, bei dem Nationaltheater daſelbſt angeſtellt zu werden, welche jedoch vereitelt wurde. Die Frau von der Recke empfahl ihn aber 1819 ihrer Schweſter, der

Herzogin von Kurland in Löbichau, welche ihm einen Jahrgehalt ausſetzte. Nach dem Tode der Herzogin ernannte ihn deren Tochter, die Herzogin von Sagan, zu ihrem Bibliothekar, als welcher er am 10. Febr. 1835 zu Sagan ſtarb. S. machte ſich ſchon als Student durch dichteriſche Verſuche, welche in den göttinger und leipziger Muſenalmanach aufgenommen wurden, rühmlich bekannt, auch trug er für ſein Trauerſpiel „Gianetti Montaldi" den von der Hamburger Bühne ausgeſetzten Preis davon. Außerdem erwähnen wir „Dramaturgiſche Fragmente" (Grätz 1781—1784. 4 Bde.); „Theater zu Abdera" (Berlin 1787); „Dramaturgiſche Monate" (Schwerin 1790. 4 Bde.); „Laune, Spott, Ernſt, ein Wochenblatt" (Altona 1793. 4 Bde.); „Johann Fauſt" (Berl. 1804. 2 Bde.); „Geſänge der Religion" (Berlin 1798, neue Aufl. 1823); „Fügungen, eine didaktiſch-dramatiſche Dichtung" (Berlin 1818); „Romantiſche Darſtellungen" (Altenb. 1822); „Darſtellung des Lebens und des Charakters Leſſing's" (Berlin 1825), welche auch der neuen Aufl. von deſſen Schriften beigedruckt iſt; „Friedr. Schiller's Don Carlos, äſthetiſch, kritiſch und pſychologiſch entwickelt oder Schiller's dramatiſcher Genius, gerechtfertigt gegen den Miß- und Unverſtand des Zeitalters" (Dresd. 1827). Auch iſt er Verfaſſer einer ausführlichen Lebensbeſchreibung der Herzogin Dorothea von Kurland (Altenb. 1822). 81.

Schinkel (Karl Friedrich), einer der berühmteſten Architekten unſerer Zeit, wurde am 13. März 1781 zu Neuruppin geboren. Auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, ſo wie ſpäter in Berlin erhielt er ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung und zu gleicher Zeit Unterricht in den zeichnenden Künſten, denen er ſich bald unter Gilly's Leitung ausſchließlich zu widmen anfing. Vor Allem der Architektur ſeine Neigung zuwendend hatte er bereits durch mehrere Bauwerke ſich als denkender und geſchickter Künſtler bewährt, als er ſich im Jahre 1803 entſchloß, in Italien ſeine Ausbildung zu vollenden. Hier trieb er neben ſeinem Hauptſtudium auch mit Erfolg Landſchaftsmalerei, fand indeß unter den damaligen kriegeriſchen Verhältniſſen wenig Beſchäftigung und kehrte daher bald nach Berlin zurück. Mit rühmlichem Eifer auf der betretenen Bahn fortſchreitend fand er Gelegenheit, ſich dem Hofe durch einige Entwürfe zur Verſchönerung des Schloſſes bemerklich zu machen, worauf er im Jahre 1810 Aſſeſſor der Baudeputation und 1811 Mitglied der Akademie der Künſte wurde. Vier Jahre ſpäter ward er geheimer Oberbaurath, 1819 Mitglied der techniſchen Miniſterialdeputation und 1820 Profeſſor an der Akademie der Künſte. Zahlreiche Bauwerke, die er bis in die neueſte Zeit herab in Berlin, Potsdam und mehreren andern Städten aufführte, haben ſeinen Ruhm auch im Auslande verbreitet und ſichern ihm für immer eine Stelle unter den ausgezeichnetſten Architekten. Wir erwähnen hier nur folgende: das neue Schauſpielhaus, die Königswache, das Muſeum, die Ingenieur- und Artillerieſchule und die neue Schloßbrücke zu Berlin, in Potsdam das Caſino, das Cavalierhaus auf der Pfaueninſel und das Caſino im Garten des Prinzen Karl zu Glienike. 36.

Schinznach, ein berühmter Badeort der Schweitz, liegt im Bezirke Brugg des Cantons Aargau am Fuße des mit den Trümmern der Habsburg gekrönten Wülpelsberges. Die im Jahre 1658 entdeckte Quelle ward im Jahre 1670 von der Aar verſchlungen, jedoch 1690 auf einer Inſel derſelben wieder gefunden und nach Ableitung des einen Flußarms gefaßt. Sie gehört zu den muriatiſch-ſaliniſchen Schwefelwaſſern, hat bei einem widerlich ſalzigen Geſchmacke eine Temperatur von 63° F. und bewährt ihre vorzügliche Heilkraft beſonders bei Haut- und Gliederkrankheiten, Podagra, Rheumatismen und Verſchleimungen. Man trinkt und badet; auch wird der Badeſchlamm mit Erfolg zu Überſchlägen benutzt. Die Umgebungen ſowohl wie die muſterhaften alle Bequemlichkeiten darbietenden Einrichtungen des Bades haben demſelben in neuerer Zeit große Frequenz verſchafft. 15.

Schipeweyer, ſ. Chipewyer.

Schirach (Gottlob Benedict von), ein vielſeitiger deutſcher Schriftſteller, wurde am 13. Juni 1743 zu Tieffenfurth in der Oberlauſitz geboren, beſuchte das Gymnaſium zu Lauban und die Univerſität zu Leipzig, entſagte aber bald dem Studium der Theologie und beſchäftigte ſich beſonders mit den alten Sprachen, der Geſchichte und den ſchönen Wiſſenſchaften, ging 1764 nach Halle und ſchloß ſich dort vorzüglich an Klotz an, in deſſen gelehrte Streitigkeiten er dadurch verwikkelt wurde. Hier ſchrieb er Commentare über Sophokles, Cicero, Horaz, Virgil, Ovid und Terenz, machte einen Band „Gedichte" bekannt, ſchrieb über die Harmonie des Styls, die poetiſche Sympathie und überſetzte das engliſche Gedicht „Olivier" und Marmontel's Werk über die Dichtkunſt. Da er hierdurch mit den bekannteſten Dichtern Deutſchlands in Verbindung getreten war und ſeinen literariſchen Ruf begründet hatte, erhielt er 1769 eine außerordentliche und bald darauf 1770 die ordentliche Profeſſur der Philoſophie in Helmſtädt und beſchäftigte ſich von nun an ausſchließlich mit Geſchichte und Statiſtik, wurde von der Kaiſerin Maria Thereſia wegen der von ihm verfaßten „Lebensbeſchreibung Kaiſer Karl's VI." (Halle 1776) in den Adelſtand erhoben und folgte 1780 einem Rufe als däniſcher Legationsrath nach Altona, welchen er ſeiner Schrift: „Über das königlich däniſche Indigenatrecht" zu verdanken hatte. Hier unternahm er 1781 die Herausgabe des mit großem Scharfſinne und richtigem politiſchen Blicke redigirten „Politiſchen Journals," das er 24 Jahre hindurch bis an ſeinen am 7. Dec. 1804 erfolgten Tod fortſetzte. Seine bedeutendſten Schriften ſind: „Biographien der Deutſchen" (Halle 1771—1774. 6 Bde.); „Ephemerides literariae helmstadienses" (Helmſtädt 1770—1775. 6 Bde.); „Magazin der deutſchen Kritik" (Halle 1772—1776. 4 Bde.) und ſeine Überſetzung der „Biographien des Plutarch" (Berlin 1776—1780. 8 Bde.). — Wilhelm von S., ſein älteſter Sohn, am 25. Sept. 1779 in Helmſtädt geboren, ſeit 1807 Obergerichtsrath in Glückſtadt, jetzt Conferenzrath in Kiel, ſetzte nach dem Tode ſeines Vaters bis 1812 das „Politiſche Journal" fort, wo er die Herausgabe an Andere abtrat. Außerdem iſt er Verfaſſer der „Kritik des erſten, von Verbrechen handelnden Theils des Entwurfes eines peinlichen Geſetzbuches für Schleswig" (Hamb. 1811); auch gab er „Criminalrechtsfälle" (Altona 1813) heraus und ſchrieb: „Beiträge zur Anwendung des Rechtes mit vorzüglicher Rückſicht auf die Rechtspflege in den Herzogthümern Holſtein und Lauenburg" (Hamb. 1822). — Karl von S., ſein jüngerer Bruder, geb. 1786, jetzt Obergerichtsrath in Glückſtadt, machte ſich als Schriftſteller durch Herausgabe des „Handbuchs des ſchleswig-holſteinſchen Criminalrechtes und Proceſſes" (Altona 1828—1829. 2 Bde.) und der „Geſchichte unſerer Zeit, 1829—1830" (Hamb. 1831. 2 Bde.) bekannt. 81.

Schiras, ſ. Perſien.

Schirin, ſ. Chosru.

Schirmer (David), geb. zu Freiberg in Sachſen, geſt. als Bibliothekar in Dresden 1663 (?), wurde zu ſeiner Zeit vorzüglich als Gelegenheitsdichter geſchätzt. Auch iſt er der Erſte, der eine deutſche Oper („Paris und Helena") ſchrieb, die im Dec. 1650 in Dresden zur Aufführung kam. Seine Lieder, Elegien und Hirtengedichte in den „Roſengebüſchen" (Dresd. 1653, vermehrt 1657. 8.), in den „Rautengebüſchen" (Dresd. 1663. 8.), ſo wie einige ſeiner geiſtlichen Geſänge beurkunden dichteriſches Talent und empfehlen ſich durch Leichtigkeit der Verſification, ſtoßen aber ab durch übertriebene Ziererei und unnütze Spielereien, wozu ihn die Nachahmung der neuern italieniſchen Dichter verführte. 83.

Schirmpflanzen oder Doldengewächſe (umbelliferae) heißt bei Linné eine große Pflanzengattung, deren Hauptkennzeichen darin beſteht, daß eine Menge einzelner Blüthen auf einem Stengel ſich vereinigen, ſo daß ihre Stiele zuſammen die Form der Stäbe eines Regenſchirmes bilden, wozu aber übrigens ſonſt ganz

ungleichartige Pflanzen gehören. Die hauptſächlichſten ſind: Kümmel, Peterſilie, Fenchel, Till, Sellerie, Möhren, Schierling u. a. 30.

Schiſchkoff (Alexander), kaiſerlich ruſſiſcher Admiral, von 1824—1828 Miniſter des öffentlichen Unterrichts und Generaldirector der geiſtlichen Angelegenheiten aller in Rußland tolerirten fremden Confeſſionen, ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann und ausgezeichneter Schriftſteller, geb. 1754 aus einem alten, edlen Geſchlechte, ward zum Seedienſte erzogen, bereiſte als Seeofficier zu Waſſer und zu Lande Schweden, Dänemark, England, Deutſchland, Preußen, Italien, die Türkei ꝛc., ward 1812 Staatsſecretair, 1816 Präſident der Akademie der ruſſiſchen Sprache, 1820 Mitglied des Reichsrathes und Admiral und am 27. Mai 1824 Cultminiſter. In dieſem letztern wichtigen Poſten bewährte er ſeine vielſeitigen Kenntniſſe zum Wohle ſeines Vaterlandes und Rußland hat ihm Vieles zu verdanken. Vorzüglich bemühte er ſich um die allmählige Verbeſſerung des öffentlichen Unterrichts, ſtellte jedoch zugleich den Grundſatz auf, daß die niederen Volksklaſſen von aller wiſſenſchaftlichen Bildung gänzlich ausgeſchloſſen bleiben müßten und daß die Religion der einzig haltbare Vereinigungspunkt zwiſchen Aufklärung und Völkerwohl ſein dürfe. So ſprach er ſich in der Rede (abgedruckt in der „Allg. Zeit." 1825, Nr. 30), welche er als Miniſter am 23. Sept. 1824 vor der Oberſchuldirection hielt, aus. Die von ihm als Staatsſecretair in den Jahren 1812—1814 entworfenen Manifeſte, Aufrufe, Reſcripte und Ukaſen, ausgezeichnet durch patriotiſche Gedanken und ſtyliſtiſche Form, wurden 1816 geſammelt herausgegeben. Schon als Cadet begann er ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn und überſetzte Campe's „Kinderbibliothek" (Neue Aufl. Petersburg 1808. 2 Bde.) und Geßner's „Daphnis"; dann ſchrieb er Einiges für das Theater. Später gab er heraus: „Die Marinewiſſenſchaften" (Petersb. 1795. 2 Thle.); ein „Marinewörterbuch," engliſch, franzöſiſch und ruſſiſch (Petersb. 1795. 2 Thle.); eine „Sammlung von Seejournalen (Petersb. 1800. 2 Thle.). Der dauernde Streit mit Karamſin, indem er deſſen Beginnen, die ruſſiſche Sprache mit fremden Wendungen und Formen zu bereichern, verdammt wiſſen wollte, veranlaßte ſeine Schrift: „Betrachtungen über den alten und neuen Styl in der ruſſiſchen Sprache" (Petersb. 1802. 3. Aufl. 1818). 1805 gab er „Igor's Zug gegen die Polowzer" heraus; auch überſetzte er Taſſo's „Befreites Jeruſalem" in Proſa (Petersb. 1818. 2 Bde.). 25.

Schisma (Spaltung), iſt überhaupt die Getrenntheit gemeinſchaftlich ſein ſollender Zuſtände, im kirchlichen Sinne aber beſonders einestheils das Vorhandenſein mehrerer Päpſte zu gleicher Zeit, wie das große S. (von 1378—1417), anderntheils die Zerſpaltung religiöſer Meinungen. Im letztern Sinne iſt es ſo viel als Ketzerei und Schismatiker ſind daher Ketzer. Doch faßt die katholiſche Kirche den Begriff der Schismatiker milder, indem ſie nur die nicht unirten Griechen und die Armenier mit dieſem Namen belegt. 23.

Schlabrendorf (Guſtav, Graf von), ein durch die hohe Bildung ſeines Geiſtes und ſeinen edlen Charakter höchſt merkwürdiger Mann, ward zu Stettin den 22. März 1750 geboren, ſtudirte in Halle und Frankfurt an der Oder, benutzte das ihm durch den Tod ſeines Vaters zugefallene anſehnliche Vermögen zu ſeiner vielſeitigen Ausbildung durch Reiſen in Deutſchland, Frankreich, England und Schottland, ließ ſich dann in Paris nieder und erwarb ſich hier ungeachtet vieler auffallenden Sonderbarkeiten durch ſeine hohe Bildung und durch ſeinen Eifer für Menſchenwohl die allgemeine Achtung. In ſeinem kleinen ſchlecht meublirten Zimmer, das er nie verſchloß und ſelten verließ, lebte er in gänzlicher Zurückgezogenheit von den Ereigniſſen der Revolution, wurde aber deſſenungeachtet auf Robespierre's Befehl 1793 verhaftet und ſollte ſchon zur Guillotine abgeführt werden, als ſich der Scharfrichter durch den Mangel des einen Stiefels, den

S. nicht finden konnte, bewegen ließ, ihn auf den morgenden Tag aufzuſparen. Durch dieſen Zufall wurde er im Drange der Ereigniſſe in ſeinem Kerker vergeſſen, aus dem er erſt am 9. Thermidor 1794 wieder befreit wurde. Napoleon ließ ihn, obgleich er ſich ſelbſt gegen die an ihn geſandten Spione über deſſen Regierungsweiſe unverholen ungünſtig äußerte und die preußiſchen Kriegsgefangenen in Frankreich mit bedeutenden Summen unterſtützte, unangefochten; doch verweigerte man ihm 1813 ſeine Rückkehr nach Preußen, da er an der Befreiung ſeines Vaterlandes thätigen Antheil nehmen wollte. Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris erhielt er dafür die Beſuche der ausgezeichnetſten Staatsmänner und Feldherren, auch wurde ihm ſpäter zur Anerkennung ſeiner Verdienſte um ſein Vaterland der Orden des eiſernen Kreuzes am weißen Bande zugeſendet. Um ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen, verließ er 1824 auf kurze Zeit Paris, bezog eine Wohnung auf dem Lande, ſtarb aber ſchon zu Paris am 22. Aug. 1824. In der von ihm ſich ſelbſt entworfenen Grabſchrift: „Civis civitatem quaerendo obiit octogenarius" ſpricht ſich ſein tiefer Sinn für Bürgerwohl und Menſchenglück einfach und ſchmerzlich aus. S. iſt der eigentliche Verfaſſer der Schrift: „Napoleon und das franzöſiſche Volk unter ſeinem Conſulate" (Köln 1804. 2 Bde.). Auch ſchrieb er: „Einige entferntere Gründe für ſtändiſche Verfaſſung" (1816). Er beſchäftigte ſich anhaltend mit Erfindung einer Sprachmaſchine, durch welche er alle Laute der Sprache deutlich wiederzugeben hoffte. S. war ein eben ſo geiſtreicher, als gemüthvoller Mann, deſſen Eigenheiten größtentheils aus dem Zwieſpalte entſprangen, den er zwiſchen ſeinen Anſichten über Staats- und Menſchenleben und der Wirklichkeit wahrnahm. — Vergl. über ihn: Graf Schlabrendorf amtlos als Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm" von Varnhagen von Enſe (im 3. Jahrgange von Raumer's „Hiſtoriſchem Taſchenbuche"). 81.

Schlacht, Treffen, Gefecht und **Scharmützel** ſind ähnliche, nur verſchiedene Grade bezeichnende Ausdrücke. Gewöhnlich ſagt man S. (lat. proelium; franz. bataille; engl. battle), wenn mindeſtens eine Armee auf jeder Seite geſtritten hat; Treffen (lat. pugna; franz. cambats; engl. action), wenn nur ein Theil einer Armee, 10000 bis 20000 Mann im Feuer waren; Gefecht (franz. engagement; engl. fight), wenn nur 2000 bis 3000 Mann verwendet worden, und endlich Scharmützel (franz. escarmouche; engl. skirmish), wenn etwa 600 bis 800 Mann handgemein geweſen ſind. Die Schlachtordnung (lat. acies; franz. ordre de bataille; engl. battle-array) iſt die Stellung, welche eine Armee vor Beginn eines Gefechtes hat, und von großer Wichtigkeit, weil oft in derſelben ſchon die Urſache zum Ausgange des Gefechts liegt. Grundſatz iſt dabei, daß dem Feinde nie die ganze Stärke gezeigt wird, wenn nicht der beſondere Fall, imponiren zu wollen, eintritt; am Allerwenigſten darf dieß aber in einer Fronte ſtattfinden, ſondern ſtets müſſen mehrere (2 bis 3) hinter einander ſtehende Linien (Treffen) gebildet werden, damit die Möglichkeit bleibt, die vorderen Linien noch unterſtützen zu können. Es iſt ferner Grundſatz, nicht alle Truppen zugleich im Gefechte zu verwickeln, ſondern einen Theil zurückzuhalten, der entweder beſtimmt iſt, den Ausſchlag zu geben oder im ungünſtigen Falle den Rückzug zu decken (ſ. Reſerve). Die Cavallerie erhält ihre Stellung da, wo das Terrain ihrer Wirkung günſtig iſt und die Artillerie wird auf den geeignetſten Punkten auf den Flügeln und in der Mitte der Treffen vertheilt. Der Anmarſch zum Gefechte muß verdeckt geſchehen. So lange nicht die Stellung des Feindes bekannt iſt, bringt der Angreifende nur wenig Truppen ins Gefecht und ſchützt ſie durch Reſerven. Der Vertheidiger ſucht ſeine Stellung und Stärke ſo lange als möglich zu verbergen, um den Feind zu nöthigen, viele Kräfte aufzuwenden, ſich zu ermüden und ſeine Pläne aufzudecken. Hat der Angreifende ſich mehr genähert, ſo zieht er die vorgeſandten leichten Truppen zurück und beginnt den Angriff entweder auf der

ganzen Fronte des Gegners oder auf einzelnen Punkten, wodurch der Vertheidiger genöthigt wird, mehr Kräfte ins Gefecht zu bringen, ſich zu zeigen. Das Gefecht kommt dann zum Stehen; Demonſtrationen, Scheinangriffe, Täuſchungen, unerwartetes Übergehen des Vertheidigers in die Offenſive, Benutzung der Fehler des Feindes, Hinhalten, Nähern, Abbrechen, Herſtellen und Aufnehmen des Gefechts, folgen und dann tritt die Entſcheidung ein, welche hervorgebracht wird durch die Vereinigung der Kräfte des vordringenden Theils auf denjenigen Punkt der feindlichen Stellung, welcher den meiſten Vortheil verſpricht. Der Feind unterſtützt dieſen Punkt durch ſeine Reſerven oder ſucht ſich durch eine Diverſion Luft zu machen. Der Sieger bleibt für den Augenblick Herr des Kampfplatzes, der Beſiegte muß weichen und dieß geſchieht entweder in einem geordneten Rückzuge oder in aufgelöſter Flucht, welchem die Verfolgung folgt. Die verſchiedenen Arten des Angriffs ſ. unter Angriff. Napoleon lieferte faſt alle ſeine Schlachten en échelon (ſ. d. Art.); nur ließ er gleichzeitig, zu beiden Seiten des Keils, große Truppencorps vorrücken, um die ganze Truppenmaſſe des Feindes zu beſchäftigen. Friedrich der Große wurde durch den ſchrägen Angriff berühmt, den Epaminondas zuerſt bei Leuktra anwandte. Der macedoniſche Phalanx wirkte meiſt in der Form eines Keiles. Bei Leipzig ſtand Napoleon (1813) in einer doppelten Zange. Ob man aber das Centrum oder die Flügel angreift, darüber müſſen ſtrategiſche und taktiſche Rückſichten entſcheiden. Als Napoleon 1806 ſeinen Feldzug eröffnete, griff er aus ſtrategiſchen Beweggründen nicht den rechten Flügel der Preußen an, welcher in der Gegend des thüringer Waldes ſtand, weil er dieſelben alsdann auf ihre Operationsbaſis, die Elbe, zurückgeworfen haben würde, die er ſelbſt erreichen wollte; ſondern er wählte den linken Flügel, wodurch er näher an Berlin zu ſtehen kam, als die Preußen. Aus demſelben Grunde griff Napoleon 1807 ſtets die linken Flügel der Preußen und Ruſſen an, um ſie von den preußiſchen Provinzen und dadurch von ihren Hülfsquellen abzuſchneiden und ſie nach dem Niemen hinzuwerfen, von wo ſie keine Unterſtützung erhalten konnten. Was den Gebrauch der Reſerven im Gefechte betrifft, ſ. d. Art. Krieg und Reſerve. Wenn nun das Gefecht ſo lange hingehalten iſt, daß endlich die Verwendung der Reſerven des einen Theils früher nöthig wird als des andern, dann iſt es zweckmäßig, daſſelbe abzubrechen, denn der Feind iſt in der Hinſicht überlegen, daß er die letzten friſchen Truppen ins Gefecht bringen kann. Der Rückzug ſelbſt kann entweder parallel mit der vorher gehabten Stellung, alſo ſenkrecht auf der Rückzugslinie, oder in einer andern Richtung ausgeführt werden. Im erſten Falle geſchieht derſelbe mit einzelnen Treffen oder en échequière, wobei, wenn das eine Treffen ſich durch das andere hindurchzieht, jenes in Colonne geſetzt wird. Die ſchweren Batterien ziehen ſich zuerſt zurück, um rückwärts eine neue Poſition zu nehmen; ob hiernächſt reitende oder Fußartillerie folgt, hängt davon ab, ob ſich Cavallerie oder Infanterie an der Queue befinden. Eine beſondere Sorgfalt muß bei der Einnahme einer neuen Stellung auf die Communicationen verwendet werden. Jede ordre de bataille iſt fehlerhaft, wenn nicht für den möglichen Fall eines Rückzuges geſorgt iſt. Die Folge davon iſt in der Regel das Ausarten in regelloſe Flucht und völlige Vernichtung des Heeres (der Verluſt der S. bei Marengo war darum für die Öſtreicher ſo entſcheidend, weil ſie auf keine ſichere Rückzugslinie Rückſicht genommen hatten). Hinterhalte oder Verſtecke dem verfolgenden Feinde zu legen iſt oft von großem Nutzen und wäre es auch nur, um Zeit zu gewinnen. Der Zweck des Verfolgens iſt nicht nur den errungenen Sieg zu behaupten, ſondern auch, um den größten Vortheil daraus zu ziehen, damit der Kampf nicht noch einmal erneuert werde. Die neuere Geſchichte zeigt, wie durch die Verfolgung ein Sieg am beſten zu benutzen iſt, ſtatt daß im XVI. Jahrh. die Kriege wenig entſchieden, weil man ſich auf ein Verfolgen des geſchlagenen Feindes nicht einließ.

Iſt der Feind noch in Ordnung, ſo ſoll man ſich beim Verfolgen nie von einer unbeſonnenen zu großen Hitze hinreißen laſſen. Grenzen ſoll die Verfolgung eigentlich nie finden, ſobald der Feind nicht ganz aufgerieben iſt. In ungeregelter Flucht zogen die Trümmer der franzöſiſchen Armee von Belle-Alliance bis vor die Thore von Paris, weil die Verfolgung durch die Preußen ununterbrochen und ohne Sammeln der Truppen geſchah. Zum Verfolgen eignen ſich in der Ebene Cavallerie und reitende Artillerie, im durchſchnittenen Boden Infanterie und Fußartillerie am Beſten. 61.

Schlacken, lat. scoriae; franz. scories, crosses; engl. slaks, dross, heißen diejenigen Abfälle bei dem Schmelzproceſſe, von denen die nutzbarern, ſchwereren Erztheile entfernt worden ſind. Je nach der Arbeit, von der ſie fallen, heißen ſie Rohſchlacken, welche meiſtens ſogleich als unhaltig beſeitigt oder auf die Halde gebracht werden, Garſchlacken vom Gar- und Friſcharbeiten, Blei-, Kupfer-, Zinn- und Eiſenſchlacken von den Arbeiten auf Blei, Kupfer, Zinn und Eiſen. Reiche S. und S. von einer zweiten oder dritten Bearbeitung eines Erzes werden meiſtens ſogleich wieder zum Schmelzen in den Ofen aufgegeben. 76.

Schlackenbäder ſind heiße Bäder, zu denen das Waſſer mittelſt glühender oder ſelbſt fließender Schlacken erhitzt worden iſt. Man gebraucht Eiſenſchlacken und Schlacken von kieſigen Erzen, die von Arſenikgehalt frei ſind und in Ermangelung beider auch Schmiedeſchlacken. Das Waſſer erhält durch die Schlackenablöſchung in demſelben einige metalliſche und ſchwefelwaſſerſtoffhaltige Theile. Man rühmt die Bäder in Hautkrankheiten, ſkrophulöſen Übeln, rheumatiſchen und gichtiſchen Beſchwerden. 76.

Schlaf, lat. somnus; franz. sommeil; engl. sleep, iſt eine der ſonderbarſten und in ihrem Weſen und ihrer Urſache nach nicht erklärten Erſcheinungen im Leben des Menſchen und der Thiere. Alle thieriſche Verrichtungen, die Seelenfunctionen, die ſenſoriellen Vorgänge, die willkührlichen Bewegungen können nicht fortgeſetzt thätig ſein, nach 16—18 Stunden des Wachens tritt im Gegentheil ein Zuſtand der Mattigkeit und Schwäche ein, unſere Bewegungen werden ſchwer, unſere Sinne verlieren ihre Schärfe und die Denkkraft wird getrübt. An dieſem Gefühle der Schläfrigkeit erkennen wir die Nothwendigkeit, uns dem S. hinzugeben; wir wählen eine bequeme Lage und ſuchen das Dunkel und die Stille. Nunmehr verliert ſich nach und nach der Gebrauch der Sinne, zuerſt hört der Geſichtsſinn auf thätig zu ſein, indem ſich die Augenlieder ſchließen, der Geruch ſchläft erſt nach dem Geſchmacke ein, das Gehör nach dem Geruche, der Taſtſinn nach dem Gehöre, die Muskeln der Arme und Füße erſchlaffen vor denen, die den Kopf tragen, dieſe vor denen der Rückenwirbel. Das Selbſtbewußtſein iſt anfangs noch nicht völlig erloſchen; indeſſen verdunkelt ſich daſſelbe immer mehr, zuletzt erliſcht die Empfindung der Exiſtenz und ſo iſt endlich der S. völlig eingetreten. Dieſer Zuſtand, in welchem alle diejenigen Theile, welche dem Willen unterworfen ſind, mehr oder weniger ruhen, ſo wie auch die Organe der Ernährung in verringerter Thätigkeit ſich befinden, ſo daß der Puls und der Athem, die Abſonderungen und die Verdauung langſamer von Statten gehen, dauert längere oder kürzere Zeit; endlich beginnt die Seele wieder thätig zu ſein und zwar zuerſt von Seiten der Einbildungskraft; es entſtehen Traumvorſtellungen, die immer lebhafter werden; nunmehr zeigen die Sinnesorgane immer mehr Empfänglichkeit für Eindrücke, und ſo erwachen wir endlich durch Ruhe geſtärkt zur neuen Thätigkeit. — Kinder werden leicht ſchläfrig und ſo wie ſie nicht genug beſchäftigt ſind, ſchlafen ſie ein. Daſſelbe begegnet auch vielen Leuten im ſpätern Alter, dann geſchwächten Leuten, deren Kraft bald erſchöpft iſt; ferner faſt einem Jeden, wenn die Umgebung zur Ruhe einladet oder die Beſchäftigung Langeweile erregt. Menſchen, die zu beſtimmten Zeit zu ſchlafen pflegen, werden ebenfalls ſchläfrig, ſo wie dieſe Stunde

kommt; haben ſie hingegen dieſe Müdigkeit überwunden, ſo können ſie vielleicht noch lange Zeit wach bleiben. Geſunde Menſchen endlich, doch vorzüglich Kinder, können auch zu jeder Zeit ſchlafen, wenn ſie wollen, ſobald ſie ſich, wie man ſagt, zum Schlafe hinſetzen und die Augen ſchließen. — Überdieß bewirkt Alles den S., was auf die Gehirnthätigkeit deprimirend einwirkt, namentlich was den Rückfluß des Blutes von dem Kopfe erſchwert. Hierher ſind vorzüglich ſchlafmachende und berauſchende Getränke, gewiſſe Contagien, die Kälte, zu zählen. — Je jünger der Menſch, um ſo größer iſt für ihn das Bedürfniß des Schlafs; ein neugebornes Kind ſchläft faſt beſtändig; ſpäterhin wird die Zeit des Schlafs immer mehr beſchränkt; ein geſunder Menſch bedarf bei geiſtiger Arbeit 6—7 Stunden S., bei körperlicher Arbeit nicht einmal ſo viel. — Ein feſter S., ſelbſt wenn er ſehr kurz iſt, ſtärkt mehr, als ein leiſer viel längerer; ſchwächliche Menſchen fühlen ſich, wenn ſie das Bett verlaſſen, oft am Schwächlichſten; daher das Bedürfniß eines Reizmittels, als des Kaffees. — Es iſt Vorurtheil, den S. vor Mitternacht für geſünder als den ſpätern zu halten; denn Alles kommt hierbei auf Gewöhnung an. Wir ſehen dieß an vielen Thieren, die des Tages ſchlafen und bei Nacht ihrer Nahrung nachgehen. Eben ſo iſt der S. nach dem Mittagseſſen nicht für abſolut ſchädlich zu halten, ſondern es entſcheidet auch hierüber die Gewohnheit. — Es giebt kein Thier, das ganz ohne S. wäre; ja ſehr viele Thiere ſchlafen bei Weitem mehr als wir, doch ſcheinen ſie ihn viel länger als wir entbehren zu können. — Der ſogenannte Winterſchlaf der Thiere, als des Murmelthiers, des Hamſters, des Siebenſchläfers, des Igels, der Fledermaus, des Dachſes und des Bären, iſt kein eigentlicher S., ſondern ein Zuſtand der Erſtarrung, in den ſie durch die Kälte gerathen. 39.

Schlagfluß, lat. apoplexia; franz. apoplexie; engl. apoplexy, eine Krankheit, die wegen ihres plötzlichen Eintritts, ihrer häufigen Tödtlichkeit, der Nachkrankheit, die ſie, wenn ſie nicht tödtlich wird, faſt gewöhnlich für die ganze übrige Lebenszeit zurückläßt, und ihrer öfteren Rückkehr von vielen Menſchen in einem hohen Grade gefürchtet wird, hat ſeit Hippokrates' Zeit den Ärzten Anlaß zu einer Menge Unterſuchungen über ihre Natur und ihren Sitz gegeben; man hat dieſe bald in einer Entwickelung innerer Dünſte, bald in Erhitzung und Erkältung des Gehirns, bald in der Erkältung des Bluts, bald im Verluſte der angeborenen Wärme, bald in der Verſtopfung der Blutgefäße, bald in der Überfüllung der Gehirnhöhlen von kalten und ſchwarzgalligten Säften, bald in einer Unterbrechung der Circulation der ſenſitiven und bewegenden Geiſter, bald in einer Gährung und Aufwallung des Blutes, bald in der Verdichtung der Hirngeiſter &c. geſucht. Bekannt iſt die ſeit langer Zeit eingeführte und auch jetzt noch von manchen Ärzten feſtgehaltene Eintheilung in blutigen und ſeröſen S. Jetzt nimmt man, geſtützt auf anatomiſche Unterſuchungen, als die alleinige Urſache des Schlagfluſſes einen Bluterguß in die Hirnſubſtanz an. Aus dieſem Vorgange laſſen ſich am Leichteſten die Erſcheinungen der Krankheit erklären. Es tritt dieſelbe aber plötzlich, augenblicklich ein und erreicht ſehr ſchnell ihre höchſte Stufe; ſie bewirkt zuerſt eine Betäubung, die bald nur in einem geringen Grade, öfter aber als völlige Beſinnungsloſigkeit vorhanden iſt; dabei befindet ſich der Kranke in einem tiefen Schlafe; er holt ängſtlich, oder röchelnd, oder ſchnarchend Athem und bläſt die Luft mit lautem Geräuſche von ſich; ſein Geſicht iſt öfters ſehr geröthet, zuweilen auch blaß und verfallen, die Pupillen ſind unbeweglich; der Puls iſt meiſtens langſam; Harn und Koth gehen ohne Wiſſen des Kranken ab. Je nach den verſchiedenen Graden, in denen die Krankheit auftritt, führt ſie entweder im Zeitraume von einigen Stunden bis einigen Tagen zum Tode, oder ſie geht allmählig und ohne üble Folgen zurückzulaſſen, in Geſundheit über, oder endlich, es erwacht zwar der Kranke nach und nach aus ſeiner Betäubung und erhält

ſein Bewußtſein zurück, allein die Lähmung, die gleich mit Eintritt der Krankheit ſeine Glieder, Geſichtsmuskeln, Zunge und dergl. mehr befallen hatte, bleibt zurück; ſeine Geiſteskräfte werden immer ſchwächer, vorzüglich ſchwindet das Gedächtniß, und ſo ſtirbt er oft erſt nach mehrern Jahren gewöhnlich an wiederholtem S. (ſ. d. Art. Lähmung). Bei Perſonen, die am S. verſtorben ſind, bemerkt man eine Überfüllung der Blutgefäße des Kopfes; in der der Lähmung entgegengeſetzten Hirnhälfte befinden ſich Höhlen, die mit ſchwarzem geronnenen Blute angefüllt ſind; dabei iſt die dieſe Höhlen umgebende Hirnſubſtanz ſehr oft erweicht; in den Hirnkammern finden ſich häufig wäſſerige Ausſchwitzungen oder in den Hirnhäuten, in den Blutgefäßen Verwachſungen, Verknöcherungen ꝛc. Als vorbereitende Urſachen des S. ſind das höhere Alter (vorzüglich die Zeit zwiſchen dem 50. bis 80. Jahre), das ſanguiniſche Temperament, ein gewiſſer Körperbau, der ſich in Geſichtsröthe, kurzem Halſe, dickem Kopfe, Beleibtheit des Körpers ausſpricht, vorhandene Herzkrankheiten anzuſehen; als nähere Veranlaſſungen gibt man Überladungen des Magens, den Rauſch, heftige Gemüthsbewegungen, epileptiſche Anfälle, ſtarke Erhitzung und Erkältung und dergl. mehr an; auch iſt nicht zu verkennen, daß der S. zu gewiſſen Zeiten öfter als zu anderen vorkommt, alſo einem epidemiſchen Einfluſſe unterworfen iſt. — Zur Cur des Schlagfluſſes ſind vorzüglich in älteren Zeiten eine Menge höchſt verſchiedenartiger Mittel vorgeſchlagen und angewendet worden; allein ſtatt wirkliche Hülfe zu leiſten, dienen ſie nur zum Beweis, wie ſehr auch die Ärzte dem Aberglauben unterworfen geweſen ſind. Jetzt begnügt man ſich damit, durch Aderläſſe, Blutegel, kalte Umſchläge, reizende Klyſtiere, blaſenziehende und rothmachende Mittel an die Schenkel gelegt, und ähnliche den Drang des Blutes nach dem Kopfe und den fortdauernden Erguß deſſelben im Hirne zu mäßigen und anzuhalten, muß ſich aber leider das Geſtändniß ablegen, daß ſchwere Fälle der Arzt gar nicht, leichte Fälle dagegen nur mit vieler Mühe und nur bei einem günſtigen Stande der organiſchen Heilkraft zu heben im Stande ſei. 39.

Schlaglicht und Schlagſchatten, ſ. Schatten.

Schlagſchatz, **Prägſchatz**, franz. seigneuriage, rendage, brassage; engl. seigniorage, mintage, nennt man den Gehaltsabzug, an Korn oder an Schrot, der Münzen, um damit die Koſten, welche der Staat von der Münzfabrication und von der Münzanſtalt überhaupt hat, zu decken. 26.

Schlange, lat. serpens; franz. serpent, couleuvre; engl. serpent, snake, iſt der allgemeine Name für eine Ordnung der Amphibien, als deren charakteriſtiſche Kennzeichen Linné den Mangel der Füße, der Schwimmfloſſen und äußeren Hörwerkzeuge, ſo wie das Athmen durch Lungen aufſtellt. Der Körper der Schlangen hat durchgängig eine walzenförmige, hinſichtlich der Länge und des Umfangs verſchiedene, nach hinten mehr oder weniger ſpitzig zulaufende Geſtalt. Der hinterſte Theil heißt von der Öffnung der Afters an, wo ein bedeutender Abſatz ſichtbar iſt, Schwanz. Der obere Körper iſt mit hornartigen, biegſamen, länglichrunden oder ziegelförmig gebildeten Schuppen beſetzt, die S c h i l d e r und, wenn ſie um den ganzen Leib herumgehen, R i n g e heißen. Bei einigen werden dieſe durch eine runzelige Haut erſetzt, die ſich am untern Körper hinzieht. Der Kopf ſchließt ſich ohne einen beſondern Hals an den Rumpf an und iſt meiſtentheils kleiner als dieſer, dabei mehr oder weniger platt, meiſtens ſtumpf, oder endigt in einer kolbigen Spitze. Da die Kinnladen ohne knöcherne eingewirbelte Gelenke ſind und blos durch knorpelartige Bänder mit dem Hirnſchädel zuſammenhängen, ſo können ſie ihren Rachen ziemlich weit von einander ziehen und bei der Ausdehnbarkeit ihres Kropfes wird es ihnen nicht ſchwer, ein Thier, das 3—4mal dicker iſt als ſie, zu verſchlingen. Der Rachen iſt mit 2 Reihen Zähne beſetzt, deren ſie ſich nicht ſowohl zum Kauen, als zum Feſthalten ihres Raubes bedienen. Die ſogenannten giftigen Schlangen haben

überdieß auf jeder Seite der obern Kinnlade 2 längere Zähne, welche hohl ſind und durch beſondere Muskeln ausgeſtreckt und zurückgezogen werden können. Indem ſie damit ein Thier verwunden, entladet ſich das dahinter befindliche Bläschen ſeines Giftes und dieſes dringt durch die kleine Öffnung des Zahns in die Wunde ein. Das Gift vieler Schlangen, beſonders in den heißen Ländern, iſt ſo ſtark, daß es augenblicklich den Tod zur Folge haben kann. Die Zunge der S. iſt lang, ſchmal und vorn geſpalten und, da ſie dieſe, wenn ſie gereizt werden, mit ungewöhnlicher Schnelligkeit bewegen, ſo war man früher der Meinung, daß ſie mit der Zunge ſtächen und das Gift beibrächten. Ihre Augen ſind feurig, ihr Blick iſt ſcharf; die Töne, welche ſie von ſich geben, beſtehen in einem bloßen Geziſche. Die feſten Theile ihres Körpers machen eine Reihe von Wirbelgebeinen aus, die vom Kopfe bis zum Schwanze reichen und alle beweglich ſind. Zu beiden Seiten laufen von dieſen die Rippen aus, doch erſtrecken ſie ſich nicht ganz bis an den Schwanz. Obgleich ſie ein (äußeres) Werkzeug zum Gehen entbehren, ſo können ſie ſich doch vermöge ihrer vielen Muskeln ſehr ſchnell bewegen, ja, man kann ſagen, pfeilſchnell fortſchießen, ſich auf ihrem Schwanze geſtützt mit dem Vordertheile des Körpers in die Höhe erheben und durch Hülfe ihrer Schuppen ſehr leicht auf Bäume hinaufwinden. Die Schlangen leben beſonders unter der heißen Zone und ſind hier am Gefährlichſten; ſeltener und weniger ſchädlich ſind ſie in der gemäßigten. Gewöhnlich halten ſie ſich an ſumpfigen und verborgenen Orten auf; doch können ſie auch, wiewohl nur auf kurze Zeit und wenn ſie Luft ſchlucken können, im Waſſer leben. An heißen Tagen kommen ſie am Häufigſten aus ihren Schlupfwinkeln hervor und ſonnen ſich. Fängt es in den gemäßigten Ländern an kalt zu werden, ſo verkriechen ſie ſich und verfallen in den Winterſchlaf, aus dem ſie erſt die beginnende Wärme im Frühlinge erweckt. In dieſer Zeit häuten ſie ſich und die Farbe ihrer neuen Bedeckung iſt ſehr verſchieden und oft ſehr prächtig. Ihre Nahrung beſteht in Kröten, Fröſchen, Inſecten und Vegetabilien und nur die größeren Schlangen fallen auch über die größern Säugethiere, über Tiger, Ochſen, Pferde ꝛc., her. Um dieſe ſchlingen ſie ſich herum und zwängen ſie ſo lange zuſammen, daß ſie ſterben müſſen. Können ſie ihre Beute nicht auf einmal verſchlingen, ſo behalten ſie den einen Theil davon ſo lange im Rachen, bis er in Fäulniß übergegangen iſt, hierauf ziehen ſie den andern Theil nach. Damit ſie ihren Raub leichter verſchlingen können, ſo begeifern ſie ihn oft; übrigens können ſie auch lange hungern. Ihre Fortpflanzung erfolgt durch Eier. Einige laſſen ſie durch die Wärme der Sonne ausbrüten; bei anderen aber durchbricht die Brut das Ei im Leibe ſelbſt. Der Nutzen der Schlangen iſt ſehr gering; doch vermindern ſie manche ſchädliche Inſecten und einige ſind auch in der Arznei brauchbar. Den Völkern, die noch Schlangen eſſen, wollen wir gern dieſen Genuß gönnen und die Indianer nicht beneiden, welche die Häute zu allerlei Überzügen und Kleidern benutzen. Cuvier theilt die Schlangen in Bruchſchlangen, wahre und nackte Schlangen; Oken dagegen in 1) Geſchlechtslurchen (a. Nieren- und b. Lungenlurchen); 2) Geſcheidlurchen; 3) Geſchrötlurchen. (S. Lenz, „Schlangenkunde", Gotha 1832.) — Schon im Alterthume waren mehrere Arten der Schlangen bekannt; doch ſpielten ſie damals eine weit wichtigere Rolle, als bei uns. Bei den Hebräern galten ſie dem moſaiſchen Geſetze zufolge für unreine Thiere, eine Anſicht, die wohl zunächſt durch deren Schädlichkeit für den Menſchen begründet wurde, und man verband mit dem Begriffe einer S. ſtets das Liſtige und Böſe. Doch war dieſe Anſicht nicht blos den Hebräern eigen, ſie findet ſich auch im Dualismus Perſiens und in anderen noch beſtehenden Religionsſyſtemen des Orients. Bei den Ägyptern dagegen war die S. das Symbol der Einſicht und des daſelbſt als guten Princips verehrten Kneph. Ihr Cultus war daher in Ägypten allgemein verbreitet und jene Anſichten fanden in ſofern ſelbſt im Chriſtenthume Eingang, als ägyptiſche Gnoſtiker dadurch zu einer allegoriſchen Deu-

tung der S. im Paradieſe geführt wurden (Ophiten). Unter anderen Modificationen fand vielleicht der ägyptiſche Schlangendienſt auch im griechiſchen Heidenthume Anwendung. Wenigſtens wiſſen wir, daß die S. dem Äskulap als Attribut beigegeben wurde und daß man ſie als Symbol der Wachſamkeit ꝛc. aufſtellte. In der nordiſchen Mythologie erſcheint die S. als Symbol der Leidenſchaften des Menſchen. (S. Perchouet, „De l'ophiolatrie, ou culte du serpent", Nantes 1833.) 35.

Schlange des Ophiuchus iſt ein großes Sternbild, von dem der Hals und Kopf ſüdwärts unter der nördlichen Krone, weſtwärts beim Schlangenträger, ſteht und ſich an verſchiedenen Sternen dritter und einem zweiter Größe kenntlich macht. Von da ſchlingt ſich die S. durch den Ophiuchus nach Oſten, ſo daß der Schwanz wieder aufwärts bis in die Milchſtraße weſtlich beim Antinous reicht. — Man zählt 62—64 Sterne in der S. 13.

Schlangenbad, ein Dorf im Herzogthume Naſſau, zum Amte Langenſchwalbach gehörig, mit 250 Einwohnern, liegt in einem anmuthigen Thale des Taunus und beſitzt eine ſeit faſt 200 Jahren bekannte und noch ſtark beſuchte Badeanſtalt. Die 3 Quellen, welche es neben einigen neu aufgefundenen benutzt, haben eine Wärme von 21° R. und ſollen in 24 Stunden 3500 Ohm Waſſer liefern. Daſſelbe iſt klar und ohne Geruch und wird zum Trinken, mehr aber noch zum Baden gebraucht. Sehr wohlthätig hat es ſich an Nervenkranken, namentlich aus dem weiblichen Geſchlechte, an ſolchen, welche mit Krämpfen beladen waren, und bei Hautausſchlägen bewieſen. Daher kommt es, daß die Curgäſte größtentheils dieſem Geſchlechte angehören. Auch ſind daſelbſt Vorrichtungen zu Tropf- und Douchebädern getroffen worden. S. iſt übrigens einer der geräuſchloſeſten Badeörter und ein Beſuch der nahen Berge, des Rheingaus oder eines benachbarten Städtchens, den man gewöhnlich auf Maulthieren unternimmt, muß Erſatz für den Wechſel des Vergnügens und der Unterhaltung gewähren, den man anderwärts findet. (S. „Über Bäder und Brunnencuren, beſonders an den Mineralquellen des Taunus ꝛc. von Dr. Heyfelder", Stuttg. 1834, und „Schlangenbad und ſeine Heiltugenden von Dr. Fenner von Fenneberg", Darmſtadt 1836.) 35.

Schlangengeſchütze, ſ. Feldſchlangen.

Schlegel, eine berühmte Gelehrtenfamilie des XVIII. und XIX. Jahrh., ſtammt von einem churfürſtlich ſächſiſchen Appellationsrathe und Stiftsſyndicus zu Meißen ab und hat ſich vorzüglich durch folgende Glieder ausgezeichnet: 1) Johann Elias S., 1718 zu Meißen geboren, erhielt den erſten Unterricht durch Privatlehrer, beſuchte alsdann die Schulpforte und ging von hier 1739 nach Leipzig, um die Rechte zu ſtudiren. Doch ſchloß er ſich hier meiſt an Gottſched an, in deſſen „Beiträge zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit" er verſchiedene Aufſätze lieferte, ging nach Beendigung ſeiner akademiſchen Laufbahn (1743) als Privatſecretair des ſächſiſchen Geſandten von Spener nach Kopenhagen und war von hier aus Mitarbeiter der „Bremer Beiträge" und Herausgeber einer Wochenſchrift: „Der Fremde", worin er ſeine Anſichten über däniſche Sitten, Verfaſſung, Geſchichte, Sprache ꝛc. niederlegte, eine Unternehmung, welche in Dänemark und Deutſchland allgemeinen Beifall fand; auch ſchrieb er einige Luſtſpiele in deutſcher Sprache, welche in das Däniſche überſetzt und in Kopenhagen aufgeführt wurden. Er ward daher 1748 außerordentlicher Profeſſor an der Ritterakademie zu Soroe. Allein Nahrungsſorgen, noch mehr aber angeſtrengte Thätigkeit zogen ihm ein hitziges Fieber zu, woran er ſchon 1749 ſtarb. S.'s dramatiſche Werke bezeichnen jetzt noch das Aufblühen eines beſſern Geſchmacks in der deutſchen Literatur, obgleich die Fehler der Gottſched'ſchen Schule an ihnen noch ſehr hervortreten. Seine „Sämmtliche Werke" gab Joh. Heinrich Schlegel (Kopenh. u. Leipz. 1761—1770. 5 Bde.) heraus. Auch beſitzen wir von ihm

eine Überſetzung der Luſtſpiele des Saint-Foix (Leipz. 1750. 1. u. 2. Bd.). — 2) Johann Adolph S., am 18. Sept. 1721 geboren, beſuchte ebenfalls die Schulpforte und die Univerſität Leipzig, ſchloß hier mit Gellert, Rabener, Ebert, Cramer u. A. den Dichterverein und nahm an den „Bremer Beiträgen", an den „Vermiſchten Schriften" und an J. A. Cramer's Wochenſchrift: „Der Jüngling" thätigen Antheil. Sein ſchriftſtelleriſcher Ruf wurde aber am Meiſten durch eine Ueberſetzung von Batteux: „Les beaux arts reduits à un même principe" begründet (1750. 3. Aufl. 1770). Nachdem er 1751 zum Diakonus und Schulcollegen in Pforta ernannt worden war und ſeit 1754 als Prediger und Profeſſor der Philoſophie am Gymnaſium zu Zerbſt gewirkt hatte, wurde er 1759 nach Hanover berufen, wo er als Conſiſtorialrath und Generalſuperintendent des Fürſtenthums Kalenberg am 16. Sept. 1793 ſtarb. S.'s Verdienſte um die deutſche Literatur („Vermiſchte Gedichte", Hanov. 1787—1789. 2 Bde.), beſonders im Fache der Fabel (Leipz. 1769) und des geiſtigen Liedes („Geiſtliche Geſänge", Leipz. 1766. 3 Sammlungen) verdienen dankbare Anerkennung, obgleich für unſere Zeit ſeine Leiſtungen und Anſichten größtentheils werthlos und veraltet erſcheinen. Von ſeinem Talente als Kanzelredner hat er uns ſchätzbare Beweiſe in mehreren Sammlungen von Predigten hinterlaſſen, unter denen ſich beſonders die in Leipzig (1757. 3 Bde.) herausgekommene auszeichnet. — 3) Johann Heinrich S., 1724 zu Meißen geboren, beſuchte die Schule zu Pforta und ſeit 1741 die Univerſität Leipzig, wo er ſich der Rechtswiſſenſchaft widmete und außerdem mit beſonderm Eifer Geſchichte und ſchöne Literatur ſtudirte, ward durch Vermittelung ſeines Bruders, J. Elias S., Secretair an der däniſchen Kanzlei in Kopenhagen, dann Profeſſor der Geſchichte daſelbſt und ſtarb dort als königlicher Hiſtoriograph und Juſtizrath am 18. Oct. 1780. Außer mehreren Schriften über die däniſche Geſchichte beſitzen wir von ihm eine „Geſchichte der däniſchen Könige aus dem oldenburgiſchen Stamme" (Kopenh. u. Leipz. 1777. 2 Bde.). Auch als Überſetzer engliſcher Dramatiker, beſonders der Schauſpiele Thomſon's, leiſtete er für ſeine Zeit nicht ganz Gewöhnliches. — 4) Joh. Friedrich Wilhelm S., Sohn von Johann Heinrich S., geb. 1765 zu Kopenhagen, geſt. daſelbſt als Conferenzrath, Profeſſor der Rechte und Senior der Univerſität am 22. Juli 1836, hat ſich als Schriftſteller einen bedeutenden Ruf erworben. Außer ſeinen gründlichen Forſchungen über altnordiſche Geſchichte und Geſetze verdient ſeine „Statiſtik der däniſchen Staaten" (Kopenh. 1793—1796), ſein „Staatsrecht des Königreichs Dänemark und der Herzogthümer Schleswig, Holſtein und Lauenburg" (deutſch, Schlesw. 1829) und ſeine kritiſche Ausgabe des alten isländiſchen Geſetz- und Rechtsbuches „Graagaaſen" (Kopenh. 1830) beſondere Erwähnung. — 5) Karl Auguſt Moritz S., der älteſte Sohn von Johann Adolph S., als theologiſcher Schriftſteller bekannt, am 26. Sept. 1756 zu Zerbſt geboren, wurde auf dem Gymnaſium zu Hanover, ſpäter aber auf der Univerſität zu Göttingen gebildet, lebte dann einige Jahre als Hauslehrer in Meklenburg, wurde darauf Pfarrer in Bothfeld, 1790 zweiter Prediger zu Harburg, ging von hier 1796 als Superintendent und Prediger nach Göttingen und wurde 1816 zum Generalſuperintendenten und erſten Prediger nach Harburg berufen, wo er am 29. Jan. 1826 ſtarb. Seine vorzüglichſte Schrift iſt: „Kritiſche und ſyſtematiſche Darſtellung der verbotenen Grade der Verwandtſchaft und Schwägerſchaft ꝛc." (Hanover 1802). — 6) Johann Karl Fürchtegott S., Bruder des Vorigen, ein rühmlich bekannter kirchlicher Schriftſteller, am 2. Jan. 1758 in Zerbſt geboren, beſuchte die Schule zu Hanover, ſtudirte in Göttingen die Rechtswiſſenſchaft und ſtarb am 13. Nov. 1831 als Conſiſtorialrath in Hanover. Als Schriftſteller hat er ſich beſonders verdient gemacht durch ſein „Hanöveriſches Kirchenrecht" (Hanover 1801—1805. 5 Bde.), durch das Werk: „Über den Geiſt der Religioſität aller Zeiten und Völker" (Hanover

1819. 2 Bde.) und durch ſeine „Kirchengeſchichte von Norddeutſchland" (Hanover 1828—1832. 3 Bde.). — 7) Auguſt Wilhelm von S., Bruder des Vorigen, ein als Dichter, Äſthetiker, Kritiker und Sprachforſcher ausgezeichneter Schriftſteller, am 8. Sept. 1767 zu Hanover geboren, wurde anfangs durch Hauslehrer, ſpäter aber auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt gebildet, wo ſich ſchon damals ſein Talent für Sprachen und Dichtkunſt entwickelte und ſeine Verſuche in letzterer ſich durch Leichtigkeit des Versbaues und Reims auszeichneten. In Göttingen vertauſchte er bald das Studium der Theologie mit dem der Philologie, ſchrieb eine lateiniſche Abhandlung über die homeriſche Geographie, verfertigte das Regiſter zu Heine's Virgil und war Mitarbeiter an Bürger's „Akademie der ſchönen Künſte", in die er unter andern ſeine „Ariadne" und einen Aufſatz über Dante lieferte. Nach Beendigung ſeiner akademiſchen Laufbahn trat er als Lehrer in das Haus eines Banquiers zu Amſterdam, wo er ſich drei Jahre aufhielt und dann in Jena niederließ. Seine literariſche Thätigkeit erſtreckte ſich hier auf die Theilnahme an Schiller's „Muſenalmanach" und an den „Horen", in denen beſonders ſeine Briefe über Poeſie, Sprache und Sylbenmaß, ſo wie ſeine Überſetzungen aus Dante nebſt den dazu gehörigen Commentaren mit großem Beifalle aufgenommen wurden; außerdem lieferte er auch bis 1799 viele Recenſionen in die „Allgemeine Literaturzeitung" und begann ſeit dem J. 1797 ſeine noch unübertroffene Überſetzung des Shakeſpeare (Berl. 1797—1810), deren Vollendung und Durchſicht Tieck übernahm. Während er in Jena, zum Profeſſor und Rath ernannt, äſthetiſche Vorleſungen hielt, beſorgte er nebſt ſeinem Bruder, Friedrich S., die Herausgabe einer äſthetiſch-kritiſchen Zeitſchrift, des „Athenäum" (Berlin 1796—1800. 3 Bde.), welches zwar zu einem freiern Aufſchwunge der deutſchen Literatur weſentlich beitrug, aber auch durch harten und übermüthigen Tadel mannigfach verletzte. Außer der Herausgabe ſeiner „Gedichte" (Tübing. 1800), unter denen die meiſterhaften Sonette viele Nachahmer erweckten, und außer dem mit Tieck gemeinſchaftlich redigirten „Muſenalmanach für das Jahr 1802", deſſen myſtiſch-ſymboliſche Richtung nicht empfehlenswerth war, trat er in dieſer Periode polemiſch in ſeiner „Ehrenpforte für den Theaterpräſidenten von Kotzebue" (1800) gegen deſſen auf ihn bezüglichen „Hyperboreiſchen Eſel" auf und vereinigte ſich mit ſeinem Bruder Friedrich zur Bekanntmachung der geiſtvollen „Charakteriſtiken und Kritiken", einer Sammlung großentheils früher zerſtreut erſchienener Aufſätze, welche manche neue Idee über ſchöne Literatur verbreiten halfen. Das geiſt- und gemüthreiche Leben, welches beide Brüder beſonders im Vereine mit Tieck und Novalis führten, wurde nicht nur durch den unerwarteten Tod des Letzteren ſchmerzlich geſtört, ſondern auch durch den noch 1802 erfolgten Abgang S.'s von Jena gänzlich aufgelöſt. In Berlin, wohin er ſich wendete, begann er ſeine „Vorleſungen über Literatur, Kunſt und Geiſt des Zeitalters", deren Abdruck in der „Europa" (3. Bd.) ſeines Bruders erſchien, gab 1803 ſein kunſtgerechtes, aber des dichteriſchen Genius ermangelndes, antikes Trauerſpiel: „Jon" heraus und trat als Mitarbeiter der „Zeitung für die elegante Welt" bei, welche gegen Kotzebue's und Merkel's „Freimüthigen" gerichtet war und einen mit literariſchem Sansculottismus geführten Federkrieg beider Parteien veranlaßte. Mehr als durch ſolche nutzloſe Fehden begründete aber S. ſeinen Ruf als geiſtvoller Überſetzer von Neuem durch die Herausgabe ſeines „Spaniſchen Theaters" (Berl. 1803—1809. 2 Bde.), welches in Bezug auf treue Nachbildung des Originals und dichteriſche Behandlung der Mutterſprache, trotz der großen Schwierigkeit, welche Sylbenmaß, Reim und Aſſonanz darboten, auch die Erwartung gründlicher Kenner befriedigte. An dieſe Unternehmung reihten ſich die „Blumenſträuße der italieniſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Literatur" (Berl. 1804) an, welche ebenfalls allen an einen ſolchen Überſetzer geſtellten Anforderungen vollkommen entſprachen und ihm ſchon in dieſer Beziehung einen der erſten

Plätze in der deutſchen Literatur anwieſen. Eine neue Richtung nahm S.'s Leben durch die Bekanntſchaft mit der geiſtreichen Frau von Staël, in deren Geſellſchaft er ſeit 1805 theils Reiſen nach Italien, Frankreich, Wien, Stockholm ꝛc. unternahm, theils auf ihrem Landgute Copet lebte. Während dieſer Zeit ſchrieb er „Eine Vergleichung der Phädra des Euripides mit der des Racine" (1807) in franzöſiſcher Sprache, welche in Frankreich viele Aufmerkſamkeit erregte, lieferte mehrere Recenſionen in die „Jenaiſche Literaturzeitung" und die „Heidelberger Jahrbücher" und hielt im Frühlinge 1808 zu Wien „Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur" (Heidelb. 1809—1811. 3 Thle. 2. Aufl. 1817), welche im Druck erſchienen, ſich durch Klarheit und Anmuth der Schreibart auszeichnen und in mehrere Sprachen überſetzt wurden. Auch unternahm er im Jahre 1811 eine neue Sammlung ſeiner „Poetiſchen Werke" (2. Aufl. 1820), unter denen ihm die Dichtungen: „Arion", „Pygmalion", „Der heil. Lukas", die kunſtvolle Elegie: „Rom" und die melodiſchen Sonette durch hohe Vollendung der metriſchen Form und glänzende Reinheit der Sprache auch als Sänger die Unſterblichkeit ſichern. Außerdem arbeitete er für die von ſeinem Bruder herausgegebene Zeitſchrift: „Das deutſche Muſeum" (1812) eine ausführliche und gründliche Abhandlung über das Lied der Nibelungen und trat im Jahre 1813 als politiſcher Schriftſteller in deutſcher und franzöſiſcher Sprache auf, wozu ihn beſonders ſeine Verbindung mit dem damaligen Kronprinzen von Schweden, in deſſen Dienſte er als Secretair trat, Veranlaſſung gab. Nachdem er für ſeine hierdurch erworbenen Verdienſte mit mehreren Orden und dem Adelsrange belohnt worden war, kehrte er 1815 zur Frau von Staël zurück und folgte nach dem Tode derſelben 1818 einem Rufe als Profeſſor nach Bonn. Außer den Vorleſungen, die er als akademiſcher Lehrer daſelbſt über die Geſchichte der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften alter und neuer Zeit hielt, beſchäftigte er ſich faſt ausſchließlich mit dem Studium der orientaliſchen Literatur, vorzüglich mit dem Sanskrit, errichtete zu dieſem Behufe eine eigene indiſche Druckerei, gab ſeit 1820 die „Indiſche Bibliothek" heraus und machte die ſanskritiſche Schrift: „Ramâyâna" (Bonn 1829) mit lateiniſcher Überſetzung und kritiſchen Anmerkungen, ſo wie als Probe ſeiner Bearbeitung ſanskritiſcher Texte eine Epiſode aus dem Epos: „Maha-Bharata", „Bhagavad-Gita" (1828), nebſt lateiniſcher Überſetzung bekannt, unternahm während der Zeit eine Reiſe nach Frankreich und 1823 nach England zur Unterſuchung indiſcher Handſchriften, erhielt bei ſeiner Rückkehr die Aufſicht über das Muſeum vaterländiſcher Alterthümer und war auch als Schriftſteller fortwährend thätig. So lieferte er einen Aufſatz über Necker in die „Zeitgenoſſen", in die „Bibliotheca italiana" (1816) eine italieniſche Abhandlung über die bronzenen Pferde zu Venedig, die er für griechiſche Kunſtwerke erklärte, eine Abhandlung über die Gruppe der Niobe in die „Bibliothèque universelle" (1817) von Genf, geſchichtliche Nachrichten über den florentiniſchen Maler, Joh. von Fieſole, Bemerkungen über provençaliſche Sprache und Literatur (1818) und verſchiedene Recenſionen (z. B. über Niebuhr's „Römiſche Geſchichte") in die „Heidelberger Jahrbücher". Im Jahre 1817 hielt er während eines längeren Aufenthaltes in Berlin Vorleſungen über die ſchönen Künſte, welche (Berlin 1827) im Druck erſchienen, wies 1828 in der Schrift: „Berichtigung einiger Mißdeutungen ꝛc." (Berl. 1828) die ihm gemachten Anſchuldigungen des Kryptokatholicismus zurück, lieferte einige unbedeutende Dichtungen in den Wendt'ſchen „Muſenalmanach" und gab außer den „Kritiſchen Schriften" (Berl. 1823) ſeine „Reflexions sur l'étude des langues asiatiques" (Berl. 1832) heraus. — 8) Karl Wilhelm Friedrich von S., der jüngere Bruder des Vorigen, welcher ſich als Äſthetiker, Dichter und Kritiker ausgezeichnet hat, wurde am 10. März 1772 geboren, auf dem Lande erzogen und erhielt, ungeachtet ihn ſein Vater zu dem Kaufmannsſtande beſtimmte, eine vielſeitige Bildung. Da er aber ſeine Un-

fähigkeit zu jenem Berufe bald ſelbſt fühlte, verließ er denſelben in ſeinem 16. Jahre, widmete ſich mit Eifer der Philologie und konnte ſich nach Vollendung ſeiner akademiſchen Laufbahn in Göttingen und Leipzig das Zeugniß geben, jeden noch vorhandenen griechiſchen und römiſchen Schriftſteller geleſen zu haben. Um dieſe Zeit lieferte er einen Aufſatz über die griechiſchen Dichterſchulen in die „Berliner Monatſchrift", ſo wie Charakteriſtiken und Kritiken in das Journal „Deutſchland" (Berlin 1795 und 1796) und in das „Lyceum der ſchönen Künſte" (1797), worauf er zuerſt mit einer größeren, werthvollen Schrift: „Die Griechen und Römer" (1797) hervortrat, welche zwar unvollendet blieb, aber in dem Werke: „Poeſie der Griechen und Römer" gleichſam den zweiten Theil erhalten hat. In allen dieſen Werken behandelte er ſeinen Gegenſtand mit tiefer Gelehrſamkeit, Selbſtſtändigkeit und hiſtoriſcher Kritik, vereinigte ſich darauf mit Schleiermacher zu einer kritiſchen Bearbeitung des Plato, trat aber bald von dieſem Unternehmen zurück und beſorgte mit ſeinem Bruder, Auguſt Wilhelm S., die Herausgabe des „Athenäum", deſſen Werth durch ſeine Aufſätze ſehr gehoben wurde. Die allgemeine Aufmerkſamkeit des Publicum zog jedoch die im Jahre 1799 erſchienene „Lucinde" auf ſich, welche zwar nicht vollendet wurde, aber ſchon damals wegen ihrer die Sittlichkeit bedrohenden Richtung die entſchiedenſten Urtheile gegen ſich hatte. Nachdem ſich S. 1800 nach Jena gewendet und daſelbſt philoſophiſche Vorleſungen begonnen hatte, trat er zuerſt im „Athenäum", welches noch in demſelben Jahre geſchloſſen wurde, auch als Dichter auf. Außer den hierin bekannt gemachten kräftigen „Terzinen an die Deutſchen" war beſonders ſein in elegiſchem Versmaße geſchriebenes Gedicht: „Hercules Muſagetes" (Charakteriſtiken und Kritiken 1801. 2. Bd.) für ſein Streben wichtig, welches ſich auch unter mannigfachen Formen in denjenigen Gedichten ausſprach, die er in Vermehren's „Muſenalmanach" (1801 und 1802) und in dem von Tiek und ſeinem Bruder herausgegebenen bekannt machte. Eine Erfindung eigenthümlicher Art war ſein Trauerſpiel: „Alarkos" (1802), welches einen romantiſchen Stoff in der Weiſe der altgriechiſchen Tragödie behandelt und zwar genial erfunden, aber dramatiſch verunglückt iſt. Nach kurzem Aufenthalte in Dresden (1802), wohin ihn beſonders eine dort lebende Schweſter zog, begab er ſich nach Paris, hielt daſelbſt Vorleſungen über Philoſophie, gab die Monatſchrift „Europa" (2 Bde.) heraus, beſchäftigte ſich außer Kunſtgegenſtänden vorzüglich mit indiſcher Sprache und Literatur, machte ſeine Forſchungen in letzterem Gebiete in der mit Fleiß gearbeiteten Schrift: „Über die Sprache und Weisheit der Indier" (1808) bekannt, lieferte eine nicht ganz ohne Einſeitigkeit verfaßte Kritik der italieniſchen, niederländiſchen und altdeutſchen Schulen" (1802—1804. 4 Sendungen), veröffentlichte eine Sammlung romantiſcher Dichtungen des Mittelalters (1804. 2 Thle.) nach gedruckten und handſchriftlichen Quellen, ſo wie im folgenden Jahre (1805) den „Lother und Maller" nach einer deutſchen Handſchrift und bearbeitete eine „Geſchichte der Jungfrau von Orleans" nach Originalſchriften. Nach Deutſchland zurückgekehrt ſprach ſich ſeine Gemüthsſtimmung über die Ereigniſſe der Zeit theils in dithyrambiſchen, theils elegiſchen Geſängen aus, die zuerſt nebſt ſeinen Anſichten über deutſche Kunſt, beſonders über das Weſen der gothiſchen Baukunſt und nebſt dem in Romanzen mit Anwendung der Aſſonanz geſchriebenen Heldengedichte: „Roland" in dem „Poetiſchen Taſchenbuche" (1806) erſchienen. Einen wichtigen, aber entſchieden nachtheiligen Einfluß hatte ſein Übergang zum Katholicismus, zu dem er ſich nebſt ſeiner Gattin, einer Tochter Mendelsſohn's, in Köln bekannte, worauf er zur Vollendung eines Drama: „Karl V." im Jahre 1808 nach Wien ging und 1809 als kaiſerlicher Hofſecretair im Hauptquartiere des Erzherzogs Karl durch kraftvolle Proclamation die Begeiſterung des Volkes zu erwecken ſuchte. In Folge der Ereigniſſe wandte er ſich jedoch bald wieder zu wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen und

hielt in Wien Vorleſungen über die neuere Geſchichte und die Geſchichte der Literatur aller Völker, von denen die erſteren deutliche Spuren ſeiner religiöſen Befangenheit geben, letztere aber ein ſchätzbares Denkmal deutſcher Literatur bleiben werden. Nachdem er hierauf im Vereine mit Herrn von Pilat den „Öſtreichiſchen Beobachter" gegründet, ſich aber bald darauf hiervon losgeſagt hatte, gab er 1812 die Zeitſchrift: „Deutſches Muſeum" heraus, gewann durch verſchiedene diplomatiſche Schriften das Vertrauen des Fürſten Metternich und wurde zum Legationsrathe der öſtreichiſchen Geſandtſchaft bei dem deutſchen Bunde ernannt, kehrte aber ſchon 1818 nach Wien zurück und erhielt einen bedeutenden Jahrgehalt. Er machte nun eine „Darſtellung der jetzigen Staatenverhältniſſe" und ſeine „Sämmtlichen Schriften" bekannt, ſuchte durch ſeine im Jahre 1820 begonnene Zeitſchrift „Concordia", die bald wieder einging, die verſchiedenen Meinungen über Staat und Kirche zu vereinigen und erhielt vom Papſte als Beweis der Anerkennung ſeines Strebens den Chriſtusorden. Außer ſeinen Beiträgen zum „Attiſchen Muſeum" hatte er ſchon früher mit Tieck die Schriften Novalis', den erſten Theil des Florentin und die deutſche Überſetzung der Corinna und der „Romantiſchen Dichtungen des Mittelalters" herausgegeben, von denen die vier zuletzt erwähnten Arbeiten von ſeiner Gattin herrühren ſollen; auch beſorgte er die „Sammlung ſeiner Werke" (Wien 1822. 10 Bde.), hielt 1827 in Wien ſeine ſpäter im Druck erſchienenen Vorleſungen über die Philoſophie des Lebens, ſo wie im folgenden Jahre über die Philoſophie der Geſchichte (Wien 1828. 2 Bde.) und ſtarb plötzlich am 11. Jan. 1829 zu Dresden, wo er kurz zuvor ſeine myſtiſchen Vorleſungen über die Philoſophie des Lebens begonnen hatte. Vergl. „Philoſophiſche Vorleſungen aus den Jahren 1804—1806 nebſt Fragmenten, vorzüglich philoſophiſch-theologiſchen Inhalts, aus dem Nachlaſſe herausgegeben von Windiſchmann (Bonn 1835. 1. Bd.). Der Einfluß, welchen die beiden Brüder S. durch ihre Beſtrebungen als Dichter, Äſthetiker und Kritiker auf die deutſche Literatur ausübten, war für dieſe von der entſchiedenſten Wichtigkeit, wenn auch der Ruf ihrer Leiſtungen öfters durch das unberufene Heer ihrer Nachbeter, der ſogenannten Schlegelianer, geſchmälert worden iſt. Beide zeichneten ſich nicht nur durch den Reichthum und die Tiefe ihrer Kenntniſſe, ſondern auch durch eine ungewöhnliche Darſtellungsgabe aus, in welcher Beziehung beſonders die proſaiſchen Schriften Auguſt Wilhelm S.'s wegen ihrer klaren, anmuthigen und glänzenden Schreibart als ein wenig erreichtes Muſter daſtehen, während an ſeinen ſpäteren Dichtungen mehr Künſtlichkeit in der Form, als dichteriſche Kraft zu erkennen iſt. Höher noch als die poetiſchen Ereigniſſe beider Brüder ſind ihre Verdienſte als Kritiker zu würdigen, da ſie alles Vortreffliche rühmend anerkannten, Mittelmäßiges und Schlechtes aber verwarfen, wenn es auch von einem ſonſt berühmten Namen verfaßt war. Auch ſtellten ſie zuerſt feſte Grenzen zwiſchen dem Antiken und Romantiſchen ſo wie zwiſchen den einzelnen Dichtungsarten auf, beurtheilten den Werth der Dichtungen nach der idealen Auffaſſung und objectiven Darſtellung derſelben, in der ſie Göthe als Muſter empfahlen und dadurch ein gründlicheres Studium deſſelben veranlaßten. Fern von aller halsſtarrigen Pedanterie ſchloſſen ſie ſich immer den neuen Ideen der Zeit an und beſonders Auguſt Wilhelm S. hat zuerſt ein bleibendes Band zwiſchen der deutſchen und ausländiſchen Literatur geknüpft. Ungeachtet der oft nicht übereinſtimmenden Anſichten beider Brüder lebten ſie doch ſtets in der größten Eintracht, welche ſelbſt nicht durch den entſcheidenden Schritt Friedrich S.'s in Bezug auf die Religion getrübt wurde. Über ihre einſeitige Bevorzugung des Mittelalters, ihren Kampf gegen die franzöſiſche Dichtkunſt ꝛc. hat ſich Frau von Staël im 3. Theile ihres Werkes über Deutſchland ausführlicher erklärt. Unter ihren zahlreichen Anhängern gibt es zwar viele, welche blos durch Beobachtung der äußern Form auf den Namen von Dichtern Anſpruch zu haben glaubten; allein manche derſelben, deren Dichterberuf nicht

zu verkennen iſt, wurden durch das ermunternde Lob der Brüder S. eine Zierde der deutſchen Literatur. 81.

Schleiermacher (Friedrich Ernſt Daniel), einer jener großen Geiſter, wie die Jahrhunderte ſie ſelten hervorbringen, ward zu Breslau am 21. Nov. 1768 geboren, erhielt ſeine erſte Bildung auf dem Pädagogium der Brüdergemeinde zu Niesky, widmete ſich dem Studium der Theologie auf dem Seminare der Brüdergemeinde zu Barby, ſtudirte hierauf ſeit 1787 in Halle, war dann eine Zeit lang Hauslehrer bei dem Grafen Dohna auf Schlobitten in Preußen, ward darauf Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen in Berlin unter Gedike's Leitung, ging 1794 als Hülfsprediger nach Landsberg an der Warthe, kehrte aber 1796 nach Berlin zurück, wo er bis 1802 Prediger am Charitékrankenhauſe war und mit Fr. Schlegel in enge Freundſchaft trat, woraus die „Briefe über die Lucinde“ (zuerſt ohne ſeinen Namen gedruckt, 1835 zu Hamburg von Gutzkow herausgegeben) hervorgingen. In dem genannten Jahre nahm er die Hofpredigerſtelle zu Stolpe an, wurde indeſſen bald als Univerſitätsprediger und außerordentlicher Profeſſor der Theologie und Philoſophie nach Halle berufen, wo er für beide Wiſſenſchaften neue Bahnen brach und die edelſten Jünglinge, die ſich um ihn ſammelten, begeiſterte. Die Auflöſung der Univerſität Halle nach dem Unglücke des Jahres 1806 bewog ihn ſich nach Berlin zu begeben, wo er zuerſt Vorleſungen vor einem gemiſchten Publicum hielt und den lebhafteſten Antheil an der politiſchen Kataſtrophe ſeines Vaterlandes nehmend fortwährend von der Kanzel für Vaterland und König mit einer Kühnheit ſprach, die ſelbſt inmitten der Bajonnette Davouſt's keine Schonung kannte. Im Jahre 1809 wurde er als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche, 1810 aber zugleich als ordentlicher Profeſſor der Theologie bei der neu errichteten Univerſität angeſtellt. Auch war er bis 1814 Theilnehmer an den Arbeiten für den öffentlichen Unterricht im Miniſterium des Innern, ſeit 1811 Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, ſeit 1814 Secretair der philoſophiſchen Claſſe und 1817 Präſes der in Berlin verſammelten Synode. In allen dieſen Ämtern hat er mit bewundernswürdiger Kraft und mit dem reichſten Einfluſſe bis an ſeinen Tod gewirkt, welcher am 12. Febr. 1834 an einer Lungenentzündung erfolgte. S. war einer der Seltenen, bei welchen ſich im Innern das Intelligente und Praktiſche, Geiſt und Kraft gleichmäßig und im Einklange mit einander entwickelt und alle Beſtrebungen in dem Intereſſe für Wahrheit, Religion und Tugend ſich einigen; er gehörte zu jenen Hochbegabten, die, wohin ihr äußerer und innerer Beruf ſie führt, Licht und Leben verbreiten, Neues ſchaffen, ordnen, regieren. Was ihm aber unter den Heroen der Wiſſenſchaft für alle Zeiten einen hohen Platz ſichern wird, das iſt einerſeits die ſpeculative Tiefe ſeines Geiſtes und die organiſirende Kraft, mit welcher er die zerſtreuten Elemente zu einem Ganzen der Wiſſenſchaft zu geſtalten wußte, andererſeits die ſcharfe Durchdringung und innige Verſchmelzung der Philologie, der Philoſophie und Theologie. Dem Bunde der erſten und und zweiten verdanken wir ſeine zum Theil in den Denkſchriften der berliner Akademie der Wiſſenſchaften niedergelegten Forſchungen über Heraklit, Diogenes von Apollonia, Sokrates, vorzüglich die Überſetzung und die Einleitungen, welche zuerſt das wahre Verſtändniß des Plato und der helleniſchen Philoſophie überhaupt uns eröffnet haben („Platon's Werke“. Berl. 1804—1809. 2 Thle. in 5 Bdn. 2. Aufl. 1817—1827. 6. Bd. 1828). Große Geſtaltungen der Philoſophie, wie er ſie ſeinen Zuhörern in Vorleſungen gegeben hat, ans Licht treten zu laſſen, verhinderte ihn die Menge und Vielſeitigkeit ſeiner Berufsgeſchäfte. Doch beſitzen wir in ſeinen „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre“ (Berl. 1803. 2. Aufl. 1834) ein Werk, welches, verbunden mit ſeinen akademiſchen Abhandlungen über Gegenſtände der Ethik, für dieſe Wiſſenſchaft eine neue Epoche begründen wird, ein Werk (wie Jean Paul ſagt) voll lichter und heißer Brennpunkte,

voll antiken Geiſtes, Gelehrſamkeit und großer Anſicht, worin kein Glücksrad zufälliger Kenntniſſe von einem Blinden gedreht wird, ſondern worin ſich Feuer- und Schwungrad eines Syſtems bewegt, ſogar in einem Style, der des Geiſtes würdig iſt. Aber ungleich mehr noch als S. der Philoſoph, hat S. der Theolog gewirkt. Seine durch Kühnheit der Gedanken ausgezeichneten „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ (Berl. 1799. 4. Aufl. 1831) fielen in eine kalte und finſtere Zeit wie ein zündendes Feuer, wodurch viele ſchlafende Geiſter erweckt und erleuchtet, viele todte Herzen belebt und erwärmt wurden. Später gab er in ſeiner Dogmatik („Der chriſtliche Glaube nach den Grundſätzen der evangeliſchen Kirche im Zuſammenhange dargeſtellt“, Berl. 1821—1822. 2 Bde. 2. Aufl. 1830—1831) eine wiſſenſchaftliche Darſtellung des evangeliſchen Glaubens, in welcher ſich der ſpeculative Gedanke mit dem religiöſen Gefühle durchdringt, ein geiſtreiches, tiefſinniges Werk, das theils durch die Anerkennung, theils durch den Widerſpruch, den es gefunden, eine heilſame und durchgreifende Bewegung in der theologiſchen Welt hervorgebracht hat. Widerſpruch fand es beſonders deßhalb, weil darin das Weſen der Religion in das Gefühl und zwar das abſoluter Abhängigkeit geſetzt wird. Auch warf man S. nicht mit Unrecht vor, das Chriſtenthum ganz zur Philoſophie gemacht zu haben, anſtatt es, nach ſeiner eigenen Erklärung, von einem philoſophiſchen Syſteme unabhängig zu machen, und in beiden genannten Schriften, obwohl mit Originalität, eine pantheiſtiſche Theologie, mit Beibehaltung der Bibel- und Kirchenſprache, aber auch zugleich einen frommen Unglauben in Anſehung der perſönlichen Unſterblichkeit vorgetragen zu haben. (Vergl. die Recenſion ſeiner Dogmatik in der „Allgemeinen Literaturzeitung“, Ergänzungsbl. Jan. 1835. 1—3. und [Ch. F. Böhme's] Recenſion der „Reden“ in Röhr's „Kritiſcher Predigerbibliothek“, XV. Bd. 2. St. S. 957—1009.) Doch auch manche andere Theile der Theologie hat er mit neuen Unterſuchungen bereichert; ſo namentlich die exegetiſche Theologie durch ſein Sendſchreiben: „Über den ſogenannten 1. Brief des Paulus an den Timotheus“ (Berl. 1807), durch den „Kritiſchen Verſuch über die Schriften des Lukas“ (Berl. 1817), und die Abhandlung: „Über die Zeugniſſe des Papias von unſern beiden erſten Evangelien“ (in den „Theologiſchen Studien und Kritiken“, 1832. 4. Hft. S. 725 ff.). Die Dogmengeſchichte verdankt ihm eine wichtige Abhandlung „Über den Gegenſatz der ſabellianiſchen und athanaſianiſchen Vorſtellung von der Trinität“ (in S.'s, de Wette's und Lücke's „Theologiſcher Zeitſchrift“, 3. Hft.), die Symbolik eine Unterſuchung „Über den eigentlichen Werth und das bindende Anſehn ſymboliſcher Bücher“ („Reformationsalmanach 1819. S. 135 ff.), die theologiſche Encyklopädie endlich eine „Kurze Darſtellung des theologiſchen Studium“ (Berl. 1811. 2. Aufl. 1830). Nicht minder glänzte S. auf der Kanzel. Das Ziel ſeiner kunſtgewandten Rede war aber nichts Anderes, als eine Umwälzung des ganzen inneren Menſchen. Seine Predigten ſchrieb er nie auf. „Alles,“ ſagt ein geiſtreicher Darſteller von S.'s Predigtweiſe, „Alles entſtand ihm erſt im Strome der Rede, immer ließ er die Art des Gewinnens, den Proceß ſeines Denkens, ſchauen und man erlebte, wie Alles in ihm entſtanden, von Neuem in ſich ſelber; indem er ſich ſelbſt erſt zu überzeugen ſchien, überzeugte er Andere.“ Von ſeinen „Predigten“ erſchienen nach und nach 7 Sammlungen (Berl. 1801—1833) und nach ſeinem Tode: „Predigten über das Evangelium Marci und den Briefen an die Coloſſer“, herausgegeben von Fr. Zabel (Berl. 1835. 2 Thle.). Aber noch glänzender als auf der Kanzel zeigte ſich ſeine große Beredſamkeit auf dem Lehrſtuhle. Von der Anmuth und Fülle eines freien und höchſt anregenden Vortrages belebt feſſelte ſeine genau zuſammenhängende Rede die Aufmerkſamkeit der Zuhörer bis ans Ende und faßte er die ſchwierigſten und reichhaltigſten Gegenſtände der Wiſſenſchaft mit großer Klarheit zuſammen, ſie bis ins Einzelnſte mit heller Ordnung und Sicherheit

verfolgend. Wie groß ſein Einfluß als akademiſcher Lehrer war, dieß bezeugt die von ihm ausgegangene Schule, zu welcher die vorzüglichſten und geiſtvollſten Theologen gehören. Fügen wir endlich hinzu, daß S. auch ein Mann von ſeltener ſittlicher und frommer Geſinnung war, der aber auch Allem, was er als unrecht oder ſchmachvoll erkannt hatte, mit Muth entgegentrat, und es war vielleicht unter ſeinen Zeitgenoſſen Niemand, der ſo wie er die evangeliſche Freiheit in ſich perſonificirt hätte, obgleich ſein Eingreifen in die Bewegungen der Zeit bei dem Widerſtande, den er häufig fand, nicht immer von Erfolgen begleitet war, die ihm wünſchenswerth und erfreulich ſein konnten, wie er denn noch im Spätherbſte ſeines Lebens gegen die Domagende einen vergeblichen Kampf führte, den er endlich aus Überdruß kurz abbrach, indem er die Liturgie anzunehmen ſich enſchloß und gleichwohl die Erklärung abgab, daß in der blos äußerlichen Annahme eines kirchlichen Symbols keineswegs ſeine innere Überzeugung an den Tag gelegt ſei. — Außer den bereits genannten ſind von S. noch folgende Schriften bemerkenswerth: „Monologe" (Berl. 1800. 4. Aufl. 1829); „Briefe eines Predigers außerhalb Berlin" (Berl. 1800); „Zwei Gutachten in Sachen des proteſtantiſchen Kirchenweſens" (Berl. 1804); „Die Weihnachtsfeier" (Halle 1806. 2. Aufl. Berl. 1827); „Gelegentliche Gedanken über Univerſitäten im deutſchen Sinne" (Berl. 1810); „Glückwunſchſchreiben an die Mitglieder der zur Aufſtellung neuer liturgiſcher Formen ernannten Commiſſion" (anonym, Ebd. 1814); „Über Synodalverfaſſung" (Ebd. 1817); „An Herrn Oberhofprediger Dr. Ammon über ſeine Prüfung der Harmſiſchen Sätze" (Berl. 1818). „Sämmtliche Werke" in 2 Abtheilungen: 1) „Zur Theologie" (3. Aufl. Berl. 1835. 4 Bde.); 2) „Predigten" (Berl. 1835. 1.—4. Bd.). — Vergl. über S.: Dr. F. D. Baumgarten-Cruſius, „Über Dr. Fr. Schleiermacher, ſeine Denkart und ſein Verdienſt" (Jena 1834); Fr. Lücke, „Erinnerungen an Fr. Schleiermacher" (in den „Theologiſchen Studien und Kritiken", 1834. 4. Heft. S. 745 ff.); Alex. Schweizer, „Schleiermacher's Wirkſamkeit als Prediger" (Halle 1834); F. G. Kühne, „Schleiermacher als Kanzelredner" (in: „Schriften in bunter Reihe von Th. Mundt", Leipz. 1834. 1. Hft.). 63.

Schleifen in der Muſik iſt ſo viel als binden (vergl. den Art. Bindung); im Kriegsweſen ſ. v. a. raſiren (ſ. d. Art.). — Schleifer hieß ſonſt ein dem Walzerähnlicher, nur langſamer ſich bewegender Tanz meiſt in $\frac{3}{8}$ Tact; auch nannte man ſo (franz. coulé) eine Manier, nach welcher kurze oder Vorſchlagsnoten an die Hauptnote angeſchleift werden. 29.

Schleim, lat. mucus, pituita; fr. pituite; engl. slime, mucilage, iſt eine zähe, klebrige, weiße Flüſſigkeit, welche zum größten Theile aus Waſſerſtoff nach Verſchiedenheit mit Theilen von Sauerſtoff, Kohlenſtoff, Stickſtoff, Natron, Osmazom, Kali ꝛc. beſteht und in animaliſchen und vegetabiliſchen zerfällt. Der animaliſche S. dient den inneren Höhlen des Körpers, welche mit äußeren Einwirkungen in Verbindung ſtehen, zur ſchützenden Decke und wird aus den Drüſen der Schleimhaut abgeſondert. Im krankhaften Zuſtande verdünnt er ſich entweder, oder häuft ſich an, oder erhält eine widernatürliche Schärfe, oder zeigt ſich dick und kugelig und erzeugt ſo entweder Verſchleimung (ſ. d. Art.) oder Schleimſucht, welche mit Fieber verbunden zum Schleimfieber wird, oder die krankhafte Abſonderung, welche unter dem Namen des Schleimfluſſes bekannt iſt. Der vegetabiliſche S. iſt ein Hauptbeſtandtheil der Pflanzen, iſt aber in einzelnen vorzüglich ſtark enthalten und dient in der Medicin als ſchleimerſetzendes und einhüllendes Mittel vorzüglich bei inneren Entzündungen angewendet. 30.

Schleiz, ſ. Reuß.

Schlendrian oder **Schlendergang**, lat. mos receptus, vulgaris; franz. trantran; engl. ordinary course, von dem gewöhnlichen Hintereinandergehen der

Saumthiere auf Gebirgsſteigen hergenommen, wo das nachfolgende, ohne ſich umzuſehen, in die Fußtapfen des vorhergehenden einzuſchreiten gewohnt iſt, wendet man bildlich auf die Geſchäftsführung eines Solchen an, welcher ſich, ohne ſelbſt zu denken, nur in den bereits vorgefundenen Formen zu bewegen pflegt. 10.

Schlenkert (Friedrich Chriſtian), deutſcher Schriftſteller, ward 1757 zu Dresden geboren, bildete ſich in Pforta und Leipzig, wo er anfangs Theologie, Geſchichte und ſchöne Wiſſenſchaften, ſpäter Jurisprudenz ſtudirte, ward 1782 Acceſſiſt bei der Generalacciſe in Dresden, 1783 Secretair im Finanzcollegium, ward aber, da er ſeinen Beruf vernachläſſigte, 1791 entlaſſen und lebte nun allein dem literariſchen Erwerbe. Später begab er ſich nach Tharand, für deſſen Verſchönerung er vielfach thätig war, ward 1812 Expedient bei der Steuerbehörde in Dippoldiswalde und 1815 Lehrer der deutſchen Sprache an der Akademie zu Tharand, wo er 1826 ſtarb. Wir beſitzen von ihm mehrere hiſtoriſche Romane, welche zu ihrer Zeit viel Aufſehen erregten, aber mehr durch redneriſchen Prunk als Gediegenheit des Inhalts ſich auszeichnen. Wir nennen: „Friedrich mit der gebiſſenen Wange" (Leipz. 1785—1788. 5 Thle.); „Kaiſer Heinrich IV." (Dresden 1788—1795. 5 Thle. dialogiſirt); „Graf Wiprecht von Groitzſch" (Zürich 1789—1795. 3 Thle.); „Moritz, Churfürſt von Sachſen" (Zürich 1799—1800. 4 Thle.); „Bernhard, Herzog zu Sachſen-Weimar" (Zürich 1799—1803. 3 Thle.). 16.

Schleſien, (lat. Silesia; franz. Silésie; engl. Silesia). Dieſes ehedem ein beſonderes (wenn auch nur ſelten unabhängiges) Herzogthum bildende Land umfaßt zuſammen einen Flächenraum von mehr als 800 □M. und iſt einer der geſegnetſten Striche Europas und Deutſchlands. Zu letzterem gehörte S. indeß nur formell und erſt in der neuern Zeit iſt es als Provinz Preußens (736 □M.) und Beſtandtheil der öſtreichiſchen Markgrafſchaft Mähren (83 □M.) Deutſchland wirklich einverleibt worden. Wir geben hier, da das Nöthige ſonſt bereits in den Artt. Preußen und Öſtreich abgehandelt iſt, nur eine kurze Überſicht der Geſchichte Schleſiens. Vor der Völkerwanderung waren dieſe Landſtriche von deutſchen Stämmen, z. B. den Quaden, Lygiern, Oſiern u. a. bewohnt und zwar ſcheint damals ſchon einige Cultur ſich entwickelt zu haben, indem nachgewieſen iſt, daß mehrere durch Handel und Verkehr blühende Städte beſtanden. Bei dem Weiterziehen der germaniſchen Stämme nach Weſten folgten in die erledigten Wohnſitze die Slaven und nur in den Gebirgen hielten ſich noch Deutſche auf, weßhalb auch ſpäter der Übergang deutſcher Cultur nach Schleſien weniger Hinderniſſe fand, als anderwo. In dieſer Periode erhielt das Land auch bereits den Namen wahrſcheinlich von dem Silenſerberge, dem jetzigen Zobtenberge. Vor Beginn der langwierigen Kämpfe der Slaven mit den Deutſchen ſcheint S. bald zu Böhmen, bald zu dem großmähriſchen Reiche gehört zu haben, im IX. Jahrh. aber kam es an Polen und erhielt aus dem Stamme der Piaſten eigene Herzöge. Miſeco (Mieczislaw) trat bereits 965 zum Chriſtenthume über, welches ſeitdem entſchieden auf höhere Cultur und Geſittung einwirkte, obwohl die ungünſtige Lage des Landes zwiſchen dem mächtigen Polen und Böhmen eine ſchnelle Entwickelung des Volkslebens weſentlich hinderte. In die Streitigkeiten der polniſchen Regentenfamilie fortwährend verwickelt konnten die ſchleſiſchen Piaſten die lange erſtrebte Selbſtſtändigkeit erſt durch den Vertrag vom Jahre 1163 erlangen, in welchem die drei Söhne des im Jahre 1159 im Exile verſtorbenen Herzogs Wladislaus (II.), Boleslaus, Miecislaus und Konrad von dem polniſchen König Boleslaus ganz Schleſien zurückerhielten. So wohlthätig auch im Allgemeinen dieſe Trennung Schleſiens von Polen war, ſo nachtheilig wurde auf der andern Seite die bereits im Jahre 1164 zwiſchen den drei Brüdern vorgenommene Theilung, in welcher Boleslaus Mittelſchleſien mit Breslau, Miecislaus Oberſchleſien mit Teſchen (er nannte ſich Herzog von Ratibor) und Konrad Niederſchleſien mit Glo-

gau erhielt. Doch wurde dieſe Theilung bei dem unbeerbten Tode Konrad's im Jahre 1178, obwohl erſt nach blutigem Hader, dahin abgeändert, daß ganz S. nur in zwei von einander abhängige Herzogthümer, Oberſchleſien und Niederſchleſien, getheilt und jenes Miecislaus, dieſes dem Boleslaus überwieſen ward. Teſchen und Liegnitz wurden die Regierungsſitze. Die Geſchichte Schleſiens hier speciell weiter zu verfolgen, iſt nicht der Ort, da die große Weitläufigkeit und Verwickeltheit derſelben doch nur wenig Intereſſe darbietet. Der Umſtand, daß das Recht der Erſtgeburt nicht unter die Grundſätze des Staates aufgenommen worden war, brachte dem Lande unerſetzliche Nachtheile; denn im Laufe der Jahrhunderte wurde daſſelbe durch Theilungen in eine Menge kleiner Fürſtenthümer zerſpalten und dadurch die innere und äußere Macht gelähmt. So gab es nach und nach in Oberſchleſien Fürſtenthümer zu Teſchen, Ratibor, Troppau, Oppeln, Auſchwitz, Jägerndorf, Leobſchütz und Falkenberg, in Niederſchleſien zu Liegnitz, Breslau, Sagan, Öls, Jauer, Schweidnitz, Neiße, Glogau, Koſel, Steinau und Münſterberg. Den aus dieſer Zerſtückelung entſpringenden Mangel an kräftigem Auftreten nach Außen benutzte bald Böhmen nur zu gut, und bereits 1289 ward es vom Herzoge Kaſimir von Oppeln als Oberlehnsherr anerkannt. Weiter noch ging die luxemburgiſche Dynaſtie ſeit 1310 und bereits 1355 ward ganz S. als dem böhmiſchen Lehnsverbande angehörig formell dem deutſchen Reiche einverleibt. Von dem Hauſe Luxemburg ging S. nur kurze Zeit (1478) an Ungarn über, fiel aber ſchon 1490 an Böhmen zurück, deſſen Vaſallenland es nun unter dem Hauſe Habsburg fortwährend blieb. (Der letzte Piaſt war im Jahre 1675 geſtorben.) Endlich im Jahre 1742 ging der größte Theil von S. (mit Ausnahme von 83 □M.) an Preußen über und ward auch im hubertusburger Frieden bei dieſer Krone gelaſſen. Seitdem blühte es von Neuem empor und bildet jetzt den ſchönſten Theil der preußiſchen Monarchie. (Vergl. d. Artt. Preußen und Öſtreich.) 15.

Schleſiſche Dichterſchulen, ſ. Deutſche Literatur.

Schleſiſche Kriege, ſ. Friedrich II. von Preußen und Erbfolgekriege.

Schleswig, ſ. Dänemark.

Schleuße, lat. cataraca; franz. écluse; engl. sluice, flood-(water)-gate, iſt ein bekanntes Waſſergebäude, welches dazu dient die Schifffahrt auf ſolchen Canälen möglich zu machen, welche zwei ſchiffbare Ströme oder Meere mit einander verbinden, die ein ſehr ungleiches Niveau haben oder durch Erhebung des Bodens getrennt ſind. Sie beſtehen in ausgemauerten oder mit Holz ausgeſetzten Behältern oder Kammern, die ſo geräumig ſind, daß zwei, vier oder mehr Fahrzeuge darin Raum haben und durch zwei Thore, das obere und das untere, verſchloſſen werden können. Sobald nun ein Schiff den Canal hinauffahren ſoll, deſſen Waſſer durch die Schleußenthore verhindert wird, nach der niedrigſten Gegend hin abzufließen, ſo wird das untere Thor geöffnet, das Schiff hineingelaſſen und dann wieder verſchloſſen. Das Schiff liegt nun in dem Schleußenraume um ſo viel niedriger, als das Waſſer vor dem obern Thore angeſtauet iſt. Jetzt dringt durch die geöffnete Schutze des obern Thores ſo viel Waſſer in das Baſſin hinein und hebt das Schiff bis zu der Höhe empor, als der Waſſerſpiegel in dem obern Canale hoch iſt. Das obere Thor wird nun geöffnet und das Schiff geht durch daſſelbe in den obern Canal hinaus. Soll ein Schiff den Canal hinabfahren, ſo wartet es vor dem obern Thore ſo lange, bis das Waſſer in dem Baſſin mit dem Vorwaſſer gleiche Höhe hat, worauf es durch daſſelbe in die Schleuße eingelaſſen und vom obern Canale abgeſchloſſen wird. Hierauf läßt man das Waſſer durch die Schutze des untern Thores bis auf das Niveau des untern Canals ablaufen und öffnet das untere Thor und das Schiff kann in dem niedern Canale ſeinen Weg fortſetzen. Hat ein Canal ein ſehr bedeutendes Gefälle, ſo findet man oft mehrere Schleußen nahe

hinter einander. So hat der 15 deutſche Meilen lange ladogaſche Canal in Rußland 32 Schleußen, der canal du midi (Südcanal) in Frankreich, welcher 45 Meilen lang iſt, 62 und der canal du centre ſogar 81. Oft ſind ſie mit der größten Mühe und dem größten Koſtenaufwand in Felſen geſprengt oder im weichen Boden erbauet. Schleußen, welche zum Aus- und Einlaſſen des innerhalb der Deiche ſtehenden Waſſers dienen, heißen Siele. Auch hat man Schleußen, wodurch das Waſſer von Flüſſen gehemmt und geſammelt wird, um es in größerer Maſſe zum Treiben der Mühlräder zu benutzen. Der Gebrauch der Schleußen iſt ziemlich alt, denn ſchon 1390 bedienten ſich derſelben die Lübecker bei Anlegung des Stecknitz-Canals. Nach 200 Jahren wurde dieſe Erfindung von dem Niederländer Simon Stevin verbeſſert, welche Einrichtung noch jetzt üblich iſt. Mehreres darüber findet man in Silberſchlag's „Abhandlung vom Waſſerbau an Strömen" (Leipz. 1766); Schemerl's „Abhandlung über die Schiffbarmachung der Ströme" (Wien 1788); Belidor's „Waſſerbaukunſt" (Sulzb. 1764—1778. 2 Bde.) und in Eytelwein's und D. Gilly's „Praktiſcher Anweiſung zur Waſſerbaukunſt" (Berl. 1817—1824. 4 Hefte). 26.

Schlez (Joh. Ferd.), ein fruchtbarer Volks- und Jugendſchriftſteller, geb. am 27. Juni 1759 zu Ippesheim in Franken, erhielt von ſeinem Vater, Prediger daſelbſt, eine ſehr ſorgfältige Erziehung, zeichnete ſich ſchon auf dem Gymnaſium zu Windsheim vortheilhaft aus und ſtudirte ſeit 1778 zu Jena Theologie. Nachdem er ſchon 1780 ſeinem Vater in ſeinem Geburtsorte adjungirt worden war, folgte er 1788 demſelben in ſeinem Amte nach, bis er endlich 1800 nach Schlitz in der Provinz Oberheſſen berufen ward, wo er noch jetzt als Kirchenrath und Oberprediger in einem hohen Alter ſegensreich wirkt. Unter ſeinen zahlreichen Schriften nennen wir: „Parabeln" (Gießen 1822. 2. Aufl. 1835); „Kleine romantiſche Volksſchriften ꝛc." (2 Thle. 1802. 2. Aufl. 1829); „Kleines Leſebuch zur Veredlung des Leſetons in Volksſchulen" (Gießen. 2. Aufl.); „Der Kinderfreund nach F. E. v. Rochow" (Nürnb. 1789. N. Aufl. Gießen 1830); „Der Denkfreund ꝛc." (Gießen 1811. 10. Aufl. 1834); „Bilderfibel ꝛc." (Gießen 1804. Neue Aufl. Darmſt. 1820); „Briefmuſter für das gemeine Leben" (N. Aufl. 1835); „Der Schreibſchüler" (Leipz. 1822. 5. Aufl.); „Sittenlehre in Beiſpielen" (Gießen 1815. 3. Aufl.); „Handbuch für Volksſchullehrer" (Gießen 1815—1824. 6 Bde. 2. Aufl. Bd. 1—4. 1829—1832); „Gregorius Schlaghart und Lorenz Richard" (Nürnb. 1795. 2 Bde. 3. Aufl. 1813); „Lorenz Richard's Unterhaltungen über Rochow's Kinderfreund" (Nürnb. 1796—1797. 2 Thle.); „Neue Jugendzeitung", in Verbindung mit Steinbeck ſeit 1806; „Der rheiniſche Bote" (Darmſt. 1823 ff.); „Geſchichte des Dörfleins Traubenheim" (Gießen 1836); „Die Dorfſchule in Langenhauſen und Traubenheim" (Heilbr. 1795. 2 Thle. 3. Aufl. 1813); „Der heſſiſche Hausfreund" (Darmſt. 1822); „Der Volksfreund" (4 Thle. 5. Aufl. 1822); „Der deutſche Hausfreund" (Darmſt. 1824); „Geiſt und Sinn des Chriſtenthums oder Schlitziſches Geſangbuch" (Gießen 1801 u. 1802); „Vermiſchte, größtentheils lyriſche Gedichte" (Nürnb. 1793. 2. Aufl.). 84.

Schliche heißen im Erzaufbereitungsweſen die feinen Erz- und Bergtheile, als welche aus den Pochmühlen in den Pochgräben die zerpochten Gangmaſſen ſich niederſchlagen und anſammeln. 76.

Schlichtegroll (Adolph Heinrich Friedrich), ein rühmlich bekannter Numismatiker, wurde am 8. Dec. 1765 zu Waltershauſen bei Gotha geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Gymnaſium zu Gotha und vom Jahre 1783 an auf der Univerſität zu Jena, wo er ſich vorzüglich der Philologie und Theologie und ſpäter in Göttingen beſonders den Alterthumswiſſenſchaften widmete und eine Schrift „Über den Schild des Hercules" (Gotha 1788) herausgab, ward 1797 Lehrer am Gymnaſium und 1801 auch Bibliothekar und Di-

rector des Münzcabinets zu Gotha. Er ſtand ſeit dieſer Zeit nicht nur mit den berühmteſten Numismatikern des In- und Auslandes fortwährend in Briefwechſel, deſſen Frucht zum Theil ſeine „Annalen der Numismatik" (Gotha 1804—1806. 2 Bde.) und ſeine „Dactyliotheca Stoschiana" (Nürnb. 1805. 2 Bde.) waren, ſondern unternahm auch im Zwecke dieſer Wiſſenſchaft eine Reiſe nach Genf und Paris, beſuchte darauf Dresden, brachte das gothaiſche Münzcabinet vor den Stürmen des Kriegs (1806) nach Altona in Sicherheit und folgte im Jahre 1807 einem Rufe als Director und Generalſecretair der Akademie der Wiſſenſchaften nach München. Im Kreiſe der vielſeitigſten Thätigkeit vereinigte er ſich hier mit dem Hofbibliothekar Scherer zu der Zeitſchrift: „Teutoburg", welche die Fortbildung und Geſchichte der deutſchen Sprache zum Zwecke hatte und begann ein „Archiv des deutſchen Bundes", ſammelte nach dem baldigen Aufhören beider Journale Materialien zu einer Geſchichte der Lithographie und gab das Turnierbuch Herzog Wilhelm's IV. von Baiern (Münch. 1818—1821. 4 Hefte) heraus. Er ſtarb zu München am 4. Dec. 1822. Rühmlich bekannt iſt außer den erwähnten ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſein „Nekrolog berühmter Deutſchen" (Gotha 1791—1806. 28 Bde.). Über ſein Leben vergl. Zſchokke's „Überlieferungen" (Juli 1823); Schmidt's „Neuer Nekrolog der Deutſchen" (Ilmenau 1824. 1. Jahrg.) und Cajetan von Weiller, „Schlichtegroll's Leben und Wirken" (München 1823). 81.

Schlieben (Wilhelm Ernſt Auguſt von), königlicher ſächſiſcher Kammerrath und Oberlandfeldmeſſer, geb. den 24. Juli 1780 zu Dresden, erhielt ſeine erſte Bildung durch Privatlehrer, kam dann in das adelige Cadettencorps zu Dresden, diente von 1799—1807 als Officier, wohnte einer Gradmeſſung und Triangulirung unter dem Barone von Zach in Thüringen bei, vollführte mehrere bedeutende geodätiſche Aufnahmen und arbeitete zuletzt im Bureau einer Infanteriebrigade als Adjutant. In den Civiletat verſetzt erhielt er im Herbſte 1807 die Stelle eines Oberlandfeldmeſſers und wurde ſpäter zum Director der Cameralvermeſſung ernannt. Auch erhielt er die Oberaufſicht über die Civilplankammer, in welcher Stelle er bei der Rückkehr des Königs Friedrich Auguſt I. mit dem Charakter eines königlichen Kammerrathes beſtätigt ward. Nachdem er 1824 eine wiſſenſchaftliche Reiſe durch faſt ganz Deutſchland unternommen hatte, um mit den Vermeſſungsmethoden anderer Länder bekannt zu werden, wurde ihm die Leitung einer Probevermeſſung als Grundlage und Vorarbeit eines neuen Grundſteuerſyſtems übertragen. Seit 1831 ſteht er an der Spitze eines durch ihn gegründeten ſtatiſtiſchen Vereins und leitet von Dresden aus die Arbeiten der Provinzialvereine. Von ſeinen Schriften verdienen bemerkt zu werden: „Verſuch einer Encyklopädie für die dem Infanterieofficier nöthigen Wiſſenſchaften" (Leipz. 1809—1811. 2 Bde.); „Der ſelbſtlehrende Feldmeſſer" (Ebend. 1811); „Situationszeichnenſchule für Cameraliſten, Ökonomen und Förſter" (Ebend. 1817. 2. Aufl. 1819); „Die Elemente der reinen Mathematik, erläutert durch Beiſpiele aus der Naturlehre, der Statiſtik und Technologie" (Leipzig und Altenb. 1816—1818. 2 Bde.); „Encyklopädiſches Lexikon der Erd-, Land- und Feldmeſſung nebſt der Entwerfung der Charten und Riſſe" (Leipzig 1821); „Anleitung zur Praktik der niedern Meßkunde" (Dresden 1828); „Lehrgebäude der Geographie" (Leipzig 1828—1830. 3 Bde.). 26.

Schlippenbach (Ulrich Heinrich Guſtav, Freiherr von), ein ausgezeichneter deutſcher Schriftſteller, wurde am 18. Mai 1774 in Groß-Wormſahten in Kurland geboren, erhielt die erſte wiſſenſchaftliche Bildung im väterlichen Hauſe, beſuchte hierauf die Univerſitäten zu Königsberg und Leipzig (1795), um die Rechte zu ſtudiren und kehrte von hier in ſein Vaterland zurück, wo er 1797 zum Bevollmächtigten des ambotheniſchen Kirchſpiels, 1799 zum Landnotar und 1807

zum Landrathe des piltenſchen Kreiſes ernannt wurde. Nachdem er zu gleicher Zeit die Stelle als Kanzleidirector der Ritterſchaftscomité angetreten hatte, nahm er 1809 als Mitglied an der Reichsgeſetzcommiſſion Antheil und wurde 1814 zum Redacteur der Arbeiten erwählt, welche die zu Verbeſſerung des Zuſtandes der kurländiſchen Bauern niedergeſetzte Commiſſion über dieſen Gegenſtand begonnen hatte. Für die hierbei bezeigte Thätigkeit belehnte ihn der Kaiſer auf 12 Jahre mit dem Krongute Kannenecken und ernannte ihn 1818 nach Aufhebung des piltenſchen Landrathscollegium zum Oberhofgerichtsrath in Mitau. Auch trat er in demſelben Jahre als Mitglied der neu errichteten Provinzialgeſetzcomité bei, wurde 1822 zum Präſident derſelben erhoben und erhielt die ausgezeichnetſten Beweiſe von der Huld des Kaiſers. Nachdem er ſich um ſein Vaterland vielfache Verdienſte, beſonders auch durch Stiftung der „Kuriſchen Geſellſchaft für Kunſt und Literatur" (1816) erworben hatte, ſtarb er am 20. März 1826 zu Mitau. Die Anlage zur Dichtkunſt, welche ſich in S. früh entwickelt hatte, ſprach ſich in ſpäteren Jahren auch in dem ſeltenen Talente eines muſikaliſch-lyriſchen Improviſators aus und ſeine Erzeugniſſe in dieſer Hinſicht beurkundeten eine reiche Phantaſie, während die geſchriebenen Gedichte oft Spuren ihres flüchtigen Entſtehens tragen. Doch zeichnen ſich mehrere derſelben, wie „Die Wolken", „Die Geburt der Liebe" und ſeine „Epigramme" vortheilhaft aus. Von ſeinen hinterlaſſenen Schriften bemerken wir: „Ikonologie des heutigen Zeitalters" (Riga 1807); „Maleriſche Wanderungen durch Kurland" (Ebend. 1809); „Gedichte" (Mitau 1812); „Beiträge zur Geſchichte des Kriegs" (Ebend. 1813. 4 Hefte); „Lebensblüthen" (Hamburg 1816. 2 Bde.) und „Erinnerungen von einer Reiſe nach St. Petersburg im Jahre 1814" (Ebend. 1818. 2 Bde.). Auch gab er von 1806—1809 die „Euronia" und „Wega" heraus. 81.

Schlittſchuh, franz. patin; engl. skate, ſind eine beſondere den Schlittenkufen ähnliche Art Schuhe, deren man ſich bedient, um ſchnell und leicht über das Eis der gefrorenen Flüſſe, Seen und Teiche fortzugleiten. Sie beſtehen aus einer ſchmalen Sohle von hartem Holze, unter welcher ein dickes, vorn nach oben gebogenes und mit zwei Schärfen verſehenes Stück Stahl, das ſogenannte Schlittſchuheiſen, der Länge nach befeſtigt iſt, und werden mit ledernen Riemen und Schnallen am Fuße befeſtigt. Im Norden von Europa, vornehmlich in Holland, werden ſie ſtark gebraucht und man macht allda häufig große Reiſen damit. Die Lappländer, Kamtſchatalen, Samojeden und die Einwohner von Canada bedienen ſich ihrer zum Durchlaufen ihrer Schneegefilde. Schiller, Klopſtock, Herder, Göthe, Krummacher und andere Dichter haben das Schlittſchuhlaufen beſungen. 26.

Schlözer (Auguſt Ludwig von), einer der ausgezeichnetſten deutſchen Geſchichtsforſcher, wurde am 5. Juli 1737 zu Jagſtadt an der Jaxt im Hohenlohe-Kirchbergiſchen geboren, nach dem frühen Tode ſeines Vaters, eines Predigers, bei Verwandten erzogen und beſuchte mit reichen Vorkenntniſſen, beſonders in den orientaliſchen Sprachen, ausgerüſtet 1751 die Univerſität zu Wittenberg, um daſelbſt Theologie zu ſtudiren, begab ſich darauf als Hauslehrer nach Schweden, lebte hier mehrere Jahre theils in Stockholm, theils in Upſala und gab 1758 ſeinen „Verſuch einer Handelsgeſchichte" in ſchwediſcher Sprache heraus. 1759 nach Göttingen zurückgekehrt beſchäftigte er ſich beſonders eifrig mit dem Arabiſchen und der Medicin, folgte dann dem Rufe des ruſſiſchen Reichshiſtoriographen Müller nach Petersburg (1761) als Lehrer ſeiner Kinder und unterſtützte dieſen fortan bei ſeinen literariſchen Arbeiten. Zugleich begann er das Studium der ruſſiſchen Jahrbücher und Chroniken, erregte aber dadurch Müller's Eiferſucht in ſolchem Grade, daß er bald darauf gänzlich mit ihm zerfiel. Er erhielt indeß, 1762 zum Adjunct bei der Akademie und zum Lehrer an der Raſumowsky'ſchen

Erziehungsanſtalt ernannt, eine Berufsthätigkeit, als er aber bereit war, 1764 eine Profeſſur in Göttingen anzutreten, wirkte Müller bei dem Senate das Verbot gegen S. aus, das Reich zu verlaſſen, ſo daß dieſer ſich genöthigt ſah, noch mehrere Jahre in Rußland zu bleiben, wo man ihn unterdeß zum Profeſſor an der Akademie ernannte und ihm die Ausarbeitung der „Altruſſiſchen Geſchichte“ übertrug. Nachdem er hierauf mit Erlaubniß des Senats eine Reiſe nach Deutſchland unternommen hatte, wurde er 1767 in Göttingen zum ordentlichen Profeſſor der Politik ernannt und war ſeitdem im Gebiete der Geſchichte und Statiſtik fortwährend mit dem größten Erfolge thätig. Die Frucht ſeiner hiſtoriſchen Forſchung war ſeine „Allgemeine nordiſche Geſchichte“ (Halle 1772. 2 Bde.) und eine bis zum Jahre 1780 fortgeführte Überſetzung des ruſſiſchen Chronikenſchreibers „Neſtor“ (Götting. 1802—1809). Außerdem erwarb er ſich beſondere Verdienſte um die Statiſtik dadurch, daß er deren Begriff und Umfang zuerſt genauer beſtimmte und eine vollſtändige Theorie derſelben aufſtellte; nur bewies er dabei eine zu einſeitige Vorliebe für das Tabellenweſen. Von ſeiner geiſtvollen Behandlung der Univerſalgeſchichte zeugt ſeine „Weltgeſchichte im Auszuge und Zuſammenhange“ (Götting. 1792—1801. 2 Bde.) und ſeine „Vorbereitung zur Weltgeſchichte für Kinder“ (Ebend. 1790. 3. Aufl.). Dabei umfaßte ſein Studium nicht nur die geſammten Staatswiſſenſchaften, ſondern er verband damit auch die vielſeitigſte Thätigkeit als politiſcher Schriftſteller, in welchem Fache er beſonders durch ſeinen „Briefwechſel“ (Götting. 1776—1782. 10 Bde.) und ſeine „Staatsanzeigen“ (Ebd. 1782—1793. 18 Bde.) die Abſtellung mancher in Deutſchland üblichen Mißbräuche bewirkte. Nachdem er 1804 vom Kaiſer Alexander in den Adelſtand erhoben und mit dem Wladimirorden beſchenkt worden war und darauf 1807 alle ſeine Ämter niedergelegt hatte, ſtarb er am 9. Sept. 1809 als geheimer Juſtizrath zu Göttingen. Als Gelehrter vereinigte S. eine ausgebreitete und tiefe Gelehrſamkeit mit einer ſeltenen Forſchergabe und großem hiſtoriſchen Scharfblick, jedoch blieb er nicht immer von einem Hange zum Sonderbaren frei und verletzte in ſeinen Darſtellungen, deren bei aller Derbheit ein großes Intereſſe nicht abzuſprechen iſt, bisweilen den guten Geſchmack. — Seine Tochter, Dorothea, verehelichte Rodde zu Lübeck, erwarb ſich nicht nur ſo gründliche Kenntniſſe, daß ſie im Jahre 1787 die Doctorwürde erhielt und für ihren Vater eine „Geſchichte der ruſſiſchen Münzen“, wobei ſie die trockenſten Reductionen vorzunehmen hatte, ſchreiben konnte, ſondern vereinigte damit auch die edelſten Eigenſchaften der Weiblichkeit, denen ſie nach ihrer Verheirathung alle gelehrten Beſchäftigungen aufopferte. Sie ſtarb während einer Reiſe durch das ſüdliche Frankreich zu Avignon am 12. Juli 1825. — Ihr Bruder, Chriſtian von S., Profeſſor der politiſchen Ökonomie und Diplomatik an der Univerſität zu Moskau, kaiſerlicher Etatsrath und Ritter des St. Annenordens, geb. 1774 zu Göttingen, gegenwärtig außerordentlicher Profeſſor der philoſophiſchen Facultät zu Bonn, hat ſich durch folgende Schriften: „Staatswirthſchaft“ (Riga 1804—1806. 2 Bde., ruſſiſch und deutſch) und durch mehrere Abhandlungen über die Statiſtik in lateiniſcher und franzöſiſcher Sprache (1822) bekannt gemacht. Auch gab er L. A. v. Schlözer's „Öffentliches und Privatleben“ aus Originalurkunden (Leipz. 1828. 2 Bde.) heraus. 81.

Schloß, lat. claustrum, sera; franz. serrure, bénarde; engl. lock, das bekannte Werkzeug zum Verſchließen der Häuſer, Gemächer, Schränke, Kaſten, Koffer ꝛc., beſteht gemeiniglich aus dem Riegel, dem Gefieder, dem Dorne und dem Schlüſſel. Man hat ſehr verſchiedene Arten der Schlöſſer: deutſche, mit einem Dorne und einem hohlen Schlüſſel; franzöſiſche, ohne Dorn und mit einem ſtiftähnlichen Schlüſſel; Schlöſſer, welche rechts und links ſchließen, mit halbem oder doppeltem Gewinde; Vorlege- oder Vorhängeſchlöſſer mit einem Bü-

gel ꝛc. Sie werden überall von den Kleinſchmieden, Zirkelſchmieden und Schloſſern verfertigt und kommen größtentheils aus Steiermark, Nürnberg und dem Bergiſchen in den Handel. Auch nennt man S. die zum Abſchießen der Gewehre angebrachte Maſchinerie (ſ. Schießgewehr) und die Wohnung eines Fürſten oder ſonſtigen begüterten Mannes, vorzüglich auch jede Ritterburg. 26.

Schloſſer (Johann Georg), ein vorzüglicher deutſcher Schriftſteller, wurde 1739 zu Frankfurt a. M. geboren, widmete ſich auf den Univerſitäten zu Gießen und Altdorf dem Studium der Rechtswiſſenſchaft und hielt ſich dann in Geſchäften des Prinzen Friedrich von Würtemberg in Mömpelgard und ſpäter in Karlsruhe auf. Nachdem er ſodann einige Zeit als Amtmann in Emmendingen gelebt hatte, kehrte er 1787 als geheimer Hofrath nach Karlsruhe zurück, wurde 1790 zum wirklichen geheimen Hofrathe und Director des Hofgerichtes ernannt, nahm aber im folgenden Jahre ſeinen Abſchied, weil ein Geſetz, welches er zum Schutze armer Bürger vorgeſchlagen hatte, keine Gültigkeit erhalten konnte, und lebte nun in Anſpach und ſpäter in Eutin als Privatgelehrter, bis er 1798 zum Syndicus von Frankfurt a. M. erwählt wurde, wo er ſchon 1799 ſtarb. S. war als Menſch eben ſo achtbar, wie als Gelehrter. Wahrheit und Recht zu üben und zu verbreiten, hatte er ſich zum Grundſatze für das Leben gemacht. Trotz mancher Sonderbarkeit ließ Jedermann ſeinen gediegenen Kenntniſſen, ſeinem feſten, männlichen Charakter, ſeinem edlen Herzen und ſeiner Freimüthigkeit volle Gerechtigkeit widerfahren. Da er den praktiſchen Nutzen der Gelehrſamkeit vorzüglich ſchätzte, ſo war er ein Feind aller ſpeculativen Philoſophie und ſchrieb mit beſonderer Heftigkeit gegen die damals in ſo großem Anſehn ſtehende kantiſche Philoſophie. Von ſeinen zahlreichen Schriften erwähnen wir nur: „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk" (Frankf. a. M. 1771; neue vermehrte Aufl. Coburg 1801); „Politiſche Fragmente" (Leipz. 1777); „Briefe über Geſetzgebung" (Frankf. 1789); „Kleine Schriften" (neue Aufl. Baſel 1787—1794. 6 Thle.); „Seuthes oder der Monarch ꝛc." Als gründlichen Kenner des claſſiſchen Alterthums zeigte er ſich durch viele Überſetzungen aus Äſchylus, Plato, Ariſtoteles, Thucydides ꝛc. Auch beſitzen wir von ihm eine Übertragung der Abhandlung Longin's: „Vom Erhabenen" (Baſel 1788). 81.

Schloſſer (Friedrich Chriſtoph), ein ausgezeichneter deutſcher Geſchichtsforſcher, wurde am 17. Nov. 1776 zu Jever geboren und, nachdem er ſeinen Vater in früher Kindheit verloren hatte, bei einer Verwandten auf dem Lande erzogen, beſuchte hierauf das Gymnaſium zu Jever und fand an dem Leſen von Reiſebeſchreibungen, ethnographiſchen und geographiſchen Werken ꝛc. ein ſolches Vergnügen, daß er in ſeinem funfzehnten Jahre wenigſtens 3000 Bücher der Art durchlaufen hatte. Als er aber die Nutzloſigkeit dieſes Verfahrens einſah, legte er ſich mit deſto größerem Eifer auf Mathematik, alte und neue Sprachen, bezog 1793 die Univerſität Göttingen, um dort Theologie zu ſtudiren, wurde dann Candidat im Waldeckiſchen, kehrte 1796 nach Jever zurück, trat als Lehrer in das Haus des Grafen von Bentink in Varel, wo er beſonders Plato und Kant ſtudirte, gab 1798 dieſe Stelle wieder auf und verrichtete einige Zeit die Amtsgeſchäfte eines Landpredigers. Da er keine Ausſicht ſah, ein Pfarramt zu erhalten, beſchloß er nach Rußland zu gehen, mußte aber dieſes Unternehmen aufgeben, weil man ihm die Päſſe verweigerte, wandte ſich nun als Hauslehrer nach Othmarſchen bei Altona, ſtudirte hier neuere Philoſophie und die griechiſchen Claſſiker, vertauſchte 1800 ſeine Stelle mit einer ähnlichen in Frankfurt am Main, beſchäftigte ſich daſelbſt viel mit Chemie und Botanik und arbeitete einen „Leitfaden der Geſchichte" nach den Quellen aus. Um ein höheres Schulamt zu erhalten, vollendete er (1806) eine Überſetzung von Ariſtoteles' Schrift: „De Plantis" nebſt Erläuterungen, machte ſie aber trotz der Aufmunterung ſachkundiger Männer nicht be-

kannt, wurde (1808) als Conrector an die Schule zu Jever berufen, legte dieſe Stelle bald wieder nieder, kehrte 1809 nach Frankfurt zurück, übernahm einige Lehrſtunden am Gymnaſium und leitete dabei den Unterricht der jüngſten Kinder deſſelben Mannes, in deſſen Familie er 1800 als Lehrer getreten war. Nachdem er unterdeß die Schriften „Abälard und Dulcin“ (Gotha 1807) und das „Leben Beza's und Peter Martyr's“ (Heidelb. 1809) herausgegeben hatte, begann er eine „Geſchichte der bilderſtürmenden Kaiſer des oſtrömiſchen Reichs“ (Frankf. a. M. 1812) und lieferte wenige, aber ſehr gehaltvolle Recenſionen in die „Allgemeine Jenaiſche Literaturzeitung“ (über Neander's „Julian“) und in die „Heidelberger Jahrbücher“ (Grimm's „Correspandance“). Als ihn im Jahre 1812 Dalberg zum Profeſſor der Geſchichte und der der Philoſophie bei dem neuerrichteten Lyceum zu Frankfurt ernannt hatte, gab er zum Behufe ſeiner Vorleſungen die aus den Quellen gearbeitete „Weltgeſchichte in zuſammenhängender Erzählung“ (Frankf. 1819—1824. 3 Bde.) und außerdem die „Univerſalhiſtoriſche Überſicht der Geſchichte der alten Welt und ihrer Cultur“ (Ebend. 1826—1834. 3 Bde.) heraus. Nach Aufhebung des Lyceum im Jahre 1814 wurde S. zum Stadtbibliothekar ernannt, aber ſchon 1817 folgte er dem Rufe als Profeſſor der Geſchichte nach Heidelberg, wo er anfangs zugleich die Leitung der Bibliothek erhielt, die er aber nach einigen Jahren wieder aufgab. Seitdem unternahm er 1822 eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Paris, um die dort vorhandenen Quellen zu ſeiner „Geſchichte des XVIII. Jahrh.“ (Heidelb. 1823. 2 Thle.), welche ſpäter in das Franzöſiſche überſetzt wurde und mit großem hiſtoriſchen Scharfblicke verfaßt iſt, zu vergleichen; auch gab er mit Bercht das „Hiſtoriſche Archiv“ (Heidelb.) heraus und ſchrieb: „Zur Beurtheilung Napoleon's und ſeiner neueſten Tadler und Lobredner, beſonders in Beziehung auf die Zeit von 1810—1813“ (Frankf. 1832—1835. 3. Abtheil.). Als Geſchichtsforſcher zeichnet ſich S. durch ſorgfaltiges Studium der Quellen, reiche Erfahrungen, Kraft und Selbſtſtändigkeit der Darſtellung aus, jedoch ſucht er auch die Reſultate ſeiner gründlichen Forſchungen oft in ſtrengen, bisweilen ſelbſt in harten und rauhen Urtheilen geltend zu machen. 81.

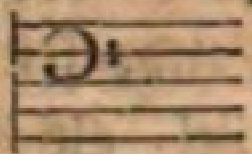
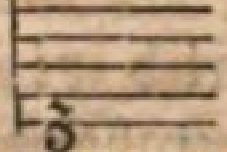
Schlotheim (Ernſt Friedrich, Freiherr von), ein ausgezeichneter Geognoſt und Naturforſcher der neuern Zeit, geb. am 2. April 1764 zu Almenhauſen, einem ſeiner Familie gehörigen Rittergute im Schwarzburgiſchen, erhielt frühzeitig unter der Leitung eines tüchtigen Hauslehrers (des nachmaligen Profeſſors Galletti) eine ſorgfältige Erziehung, beſuchte dann das Gymnaſium zu Gotha und ſtudirte ſeit 1782 in Göttingen Jurisprudenz. Indeß kehrte er von dort bald in das väterliche Haus zurück und beſchäftigte ſich hier, wie er ſchon früher gethan hatte, mit naturwiſſenſchaftlichen, insbeſondere in das Gebiet der Mineralogie einſchlagenden, Gegenſtänden. Seiner innern Neigung folgend bezog er endlich die Bergakademie zu Freiberg und hier war es, wo er für immer ſeiner Wiſſenſchaft gewonnen wurde. Später beſuchte er auch den Harz, indem er überall das rein Wiſſenſchaftliche der Mineralogie mit dem Praktiſchen der Hüttenkunde zu verbinden ſtrebte. So vorbereitet trat er 1793 das ihm ſchon früher verliehene Amt eines Beiſitzers im Kammercollegium zu Gotha an, wo ihm die beſondere Aufſicht über die wenigen Hüttenwerke, vorzüglich das Eiſenhüttenwerk Louiſenthal, übertragen wurde. 1805 ward er dirigirender Rath des Kammercollegium, 1817 Präſident deſſelben und nach dem Anfalle Gothas an Coburg Oberhofmarſchall und wirklicher geheimer Rath mit Sitz und Stimme. Bereits ſeit 1822 war er auch oberſter Inſpector des reichhaltigen gothaiſchen Muſeum. Er ſtarb am 28. März 1832. Seine Verdienſte um die Mineralogie überhaupt beſtehen insbeſondere darin, daß er ſich eifrig bemühte, das Gute der verſchiedenen Syſteme mit einander zu vereinigen, ohne, wie häufig zum Nachtheile der Wiſſenſchaft geſchehen iſt, hartnäckig

an einem feſtzuhängen. Vorzüglich widmete er der Oryktognoſie, wie ſie von Hauy begründet wurde, und der Petrefactenkunde ſeine ungetheilte Aufmerkſamkeit; letztere beſonders verdankt ihm in ſofern viel, als er ſich beſtrebte, aus den Foſſilien Weſen, Alter und Entſtehungsarten der verſchiedenen Formationen, ſo wie andere intereſſante Wahrheiten in Bezug auf noch lebende Pflanzengattungen zu beſtimmen und herzuleiten. Außer mancherlei Beiträgen zu Hoff's und Voigt's bekannten „Journalen" und Zach's „Monatlicher Correſpondenz" (im 1. B. der letztern findet ſich eine von ihm verfaßte „Beſchreibung des unter ſeiner Leitung bei Burgtonna ausgegrabenen Elephantengerippes") ſchrieb er: „Beiträge zur Flora der Vorwelt, oder Beſchreibung merkwürdiger Kräuterabdrücke und Pflanzenverſteinerungen" (Gotha 1804) und „Petrefactenkunde auf ihrem jetzigen Standpunkte ꝛc." (Ebend. 1820) mit Nachträgen (Ebend. 1822 und 1823). 22.

Schlotthauer (Joſeph), ein ausgezeichneter deutſcher Maler, Inſpector und Profeſſor der Kunſtakademie zu München, wurde am 14. März 1789 zu München geboren und mußte, da ſein Vater nicht wohlhabend war, trotz ſeiner vorherrſchenden Neigung zum Zeichnen, das Tiſchlerhandwerk erlernen. Während ſeiner Wanderſchaft ward ſeine frühere Neigung zwar fortdauernd genährt, doch auf ſehr untergeordnete Leiſtungen beſchränkt und erſt nach ſeiner Rückkehr in ſeine Vaterſtadt konnte er nach erhaltener Erlaubniß, die Akademie zu beſuchen, höhere Fortſchritte machen. Der Krieg gegen Tyrol im Jahre 1809, dem er als Freiwilliger mit vieler Auszeichnung beiwohnte, unterbrach eine Zeit lang ſeine Studien und ſpäter zog er es vor, dieſelben unter dem Beirathe ſeiner Freunde Barth, Mosler u. A. für ſich und ohne eigentlichen Lehrer fortzuſetzen. Seine Leiſtungen indeß, beſonders mehrere ſeiner religiöſen Darſtellungen, unter andern „das Bild Chriſti", fanden bald Anerkennung und Cornelius zog ihn nach ſeiner Ankunft in München im Jahre 1819 in ſeine nähere Umgebung. Mit dieſem großen Meiſter und unter deſſen Leitung führte er ſeit 1820 eine Reihe der trefflichſten Gemälde in der Glyptothek aus, und zwar vorzugsweiſe im Vereine mit Zimmermann Frescogemälde, da er ſchon früher in dieſer Gattung der Malerei beſondere Geſchicklichkeit an den Tag gelegt hatte. Von ihm ſind unter andern „der Abend und Ganymed im Götterſaale", ſo wie in dem herrlichen Bilde, „der Traum des Agamemnon", der Jupiter und der Agamemnon. Man erwartet von ihm ein Werk über die Frescomalerei. 36.

Schluchzen, auch Schlucken genannt, lat. singultus; franz. sanglot, hoquet; engl. sobbing, hickup, ein krampfhaftes, mit einem rauhen Tone begleitetes und mit einer Erſchütterung verbundenes Athemholen, beſteht in einer unwillkührlichen Zuſammenziehung des Zwerchfells, wodurch der Magen abwärts gedrückt und ein ſchnelles Eindringen der Luft in die Luftröhre verurſacht wird. Er hat ſeine Urſache in einer Reizung des Magens und des Endes der Speiſeröhre bei zu ſchnellem oder zu kaltem Eſſen, iſt oft aber auch Folge einer heftigen Gemüthsbewegung oder auch Sympton von einzelnen Krankheiten. Die erſteren beiden Arten werden durch Genuß reinen Waſſers oder Zuckers, durch Anhalten des Athems, durch leichten Schreck, durch Lenkung der Aufmerkſamkeit auf andere Gegenſtände ꝛc. leicht gehoben, bei letzterer muß auf die erzeugende Krankheit gewirkt werden. 30.

Schlüſſel, lat. clavis; franz. clet; engl. key; ital. chiave, iſt in tropiſcher Bedeutung überhaupt dasjenige, wodurch man im Stande iſt, etwas Geheimes zu erkennen; daher bei der Geheimſchrift die Regel der Entzifferung, in der chineſiſchen Schrift jede der einfachen Figuren, aus welchen die ganze Schrift zuſammengeſetzt iſt; daher auch in der Muſik Notenſchlüſſel, Muſikſchlüſſel diejenigen Zeichen, welche zur ſchnellen und ſichern Überſicht der verſchiedenen Tonhöhe der Noten auf dem Linienſyſteme den Anfangspunkt jeder einzelnen Ton-

region andeuten. Es ſind deren jetzt 3 gewöhnlich, nämlich der F-, G- und C-Schlüſſel. Der erſtere  zeigt an, daß die Note auf der 4. Linie das kleine f iſt und heißt, weil die tiefere Tonregion in ſeinen Bereich gehört, auch der Baßſchlüſſel. Der G-Schlüſſel ſchließt die 2. Linie ein und deutet an, daß die Note auf derſelben das eingeſtrichene g iſt. Weil er ſonſt ausſchließlich in der Violinmuſik angewendet wurde, führt er auch den Namen Violinſchlüſſel. Der C-Schlüſſel endlich  zeigt an, daß auf die Linie, welche er einſchließt, das eingeſtrichene C fällt. Diſcantſchlüſſel heißt er, wenn er die erſte Linie, Altſchlüſſel, wenn er die dritte und Tenorſchlüſſel, wenn er die vierte Linie einſchließt. 29.

Schluß, ſ. Urtheil.

Schmacke, franz. sémaque; engl. smack, iſt ein kleines Kauffahrteiſchiff, unten platt, übrigens aber ſehr voll gebaut, welches einen Gabelmaſt mit einem nach hinten zu laufenden Stocke (Gabelbaum), an dem das Segel befeſtigt iſt, einen kleinen Beſanmaſt hinten auf einem ſogenannten Hock und zu beiden Seiten Schwerter, d. h. ſtark mit Eiſen beſchlagene Planken in Geſtalt einer Schuhſohle, um das zu viele Abtreiben und auf die Seite legen deſſelben zu verhindern, und ein hohes Verdeck hat. Sie dient in Holland auf den Binnenwäſſern ſo wie auf der Elbe und Weſer vorzüglich zum Lichten der großen Schiffe und ladet oft 50—60 Laſt oder 100—120 Tonnen. 26.

Schmalkalden (56° 45′ 36″ Br., 28° 6′ L.), Stadt zur churheſſiſchen Provinz Fulda gehörig, Sitz des Criminalgerichts, Bergamts, Oberforſtamts, Juſtizamts, einer Polizeicommiſſion, einer Commerzdeputation und eines lutheriſchen und reformirten Inſpectorats, liegt an der Mündung der Stille in die Schmalkalde, in einem engen Thale des Thüringer Waldes, iſt mit doppelten Mauern und trocknen Graben umgeben und hat 3 Thore, 3 Vorſtädte, 1 Schloß (Wilhelmsburg) auf dem Queſtenberge, 1 altes Schloß (Heſſendorf), 2 Kirchen, 1 lutheriſche Stadtſchule mit 5 und 1 reformirte Stadtſchule mit 4 Lehrern, 1040 Häuſer und 5000 Einw., die mancherlei Fabriken und Manufacturen unterhalten, als: 1 Saline mit 2 Kothen und 12 Gradirhäuſern, die jährlich 16000 Ctnr. producirt, 2 große Strumpfwebereien, 1 Bleiweißfabrik, mehrere Meerſchaumkopfſchneidereien, vorzüglich aber kurze Eiſenwaarenfabriken. Man verfertigt Ahlen und alle Arten von Schuhmachergeräthſchaften, Zimmermanns- und Tiſchlerwerkzeuge, Vorlegeſchlöſſer, Feilen, Tiſch- und Schneppmeſſer, Scheeren, meſſingene und ſtählerne Lichtſcheeren, Nägel, Striegeln und Baumſägen und rechnet, daß jährlich allein 1760000 Meſſerklingen aller Art verfertigt werden. 1830 fand man hier 24 Schwerdtfeger, 130 Ahlenſchmidte, 307 Schloſſer, 260 Nagelſchmidte, 150 Grobſchmidte, 81 Riegelſchmidte, 60 Feilenſchmidte, 90 Zangenſchmidte, 47 Meſſerſchmidte, 8 Stricknadelfabrikanten, 8 Scheerenſchmidte, 6 Strohmeſſerſchmidte, 12 Striegelnfabrikanten, 40 Fabrikanten von kleinen Sattel- und Stuhlnägeln (Pinnen), 90 Kettenſchmidte und 10 Fabrikanten von eiſernen Öfen. Mit dieſen Eiſenwaaren handelt der Schmalkalder weit und breit; es gibt aber auch in dem Orte mehrere Großhandlungen, die den Verkehr beleben, und viele Krämer und Kleinhändler. Hier werden auch 2 Wochen- und 6 Jahrmärkte gehalten. Vor S. liegt 1 Bohrmühle, die Stillethormeierei, 1 Rohrhammer, 1 Gewehrfabrik, die 80 Arbeiter beſchäftigt und 5000 Gewehre liefert, der Hedwigshof, der Röthehof und das heilige Grab. 1 Meile von der Stadt iſt der eiſenreiche Stahlberg bei dem Dorfe Alzerode, wo das ganze Thal faſt einer einzigen Werkſtätte gleicht. 71.

Schmalkaldiſcher Bund und Krieg. Die drohende Gefahr, welcher ſich die proteſtantiſchen Stände Deutſchlands beſonders ſeit dem ohne Reſultat aus einander gegangenen Reichstage von Augsburg im Jahre 1530 blosgeſtellt ſahen, ließ die Nothwendigkeit einer engern Vereinigung nicht mehr verkennen und deßhalb kamen bereits im Nov. des Jahres 1530 mehrere proteſtantiſche Stände in Schmalkalden zuſammen; doch konnte man ſich, obwohl einige allgemeine Entſchlüſſe gefaßt wurden, damals zu einem förmlichen Bündniſſe noch nicht vereinigen, vielmehr kam daſſelbe erſt am 27. Febr. 1531 zu Stande. Wirkliche Theilnehmer waren der Churfürſt von Sachſen mit ſeinem Sohne, Johann Friedrich, Philipp der Großmüthige, Landgraf von Heſſen, die Herzöge Ernſt und Franz von Braunſchweig und Lüneburg, der Fürſt Wolfgang von Anhalt, die Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld, und die Städte Straßburg, Conſtanz, Ulm, Reutlingen, Memmingen, Lindau, Magdeburg, Bremen, Lübeck, Ysni und Biberach; Nürnberg, Weiſſenburg, Windsheim, Kempten, Heilbronn und der Markgraf Georg von Brandenburg erklärten ſich wenigſtens dahin, das kaiſerliche Kammergericht in Religionsſachen nicht anerkennen zu wollen. Bald ward der Bund anſehnlich verſtärkt, zumal ſeit ſeiner Erneuung im Jahre 1535, wo unter Andern auch der Churfürſt von Sachſen und Philipp von Heſſen zu Hauptleuten ernannt und die Haltung eines 12000 Mann ſtarken ſtehenden Heeres beſchloſſen wurde. Der Ausbruch des Kriegs indeß wurde verzögert, da der Kaiſer noch nicht hinlänglich gerüſtet, der Bund aber zu unentſchloſſen war, um die günſtige Gelegenheit, welche ſich bei der anderweitigen Beſchäftigung Karl's V. darbot, zu gewiſſem Siege zu benutzen. Darüber und über ſonſtige Urſachen des Nichtausbruchs des Kampfes vergl. den Art. Reformation. Als endlich alle Verſuche, den Zwiſt gütlich beizulegen, ſcheiterten und zuletzt auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahre 1546 die evangeliſchen Stände nochmals die Anmuthung, die Angelegenheit dem Ausſpruche eines allgemeinen Concils zu überlaſſen, beharrlich zurückwieſen, überdieß auch nur zum Theil erſchienen waren, glaubte der Kaiſer, päpſtlicher und anderer Unterſtützung gewiß und ſonſtiger Kriege jetzt ledig, nicht mehr zögern zu dürfen, und traf Anſtalten zum Angriffe. Der Bund ſeinerſeits eilte ebenfalls dem drohenden Ungewitter zu begegnen. Bald war in Süddeutſchland ein anſehnlicher Heerhaufe verſammelt, auch der Churfürſt von Sachſen und der Landgraf von Heſſen beſchleunigten die Rüſtungen ſo, daß ſie bereits im Monat Juli nach Schwaben vorrücken und das Bundesheer bis auf wenigſtens 70000 M. (nach Andern 100000 M.) verſtärken konnten. Der Achtserklärung des Kaiſers vom 20. Juli folgte bald darauf die Kriegserklärung des Bundes. Schnelles und wohlbedachtes Handeln des letztern hätte den Krieg bald endigen mögen, denn noch hatte der Kaiſer nur 8000 Mann verſammelt, da die aus den Niederlanden und dem Mailändiſchen erwarteten Hülfstruppen erſt ſpäter eintreffen konnten. Allein Uneinigkeit im Bunde, deſſen beide Oberhauptleute weder unabhängig genug, noch mit ſich ſelbſt nur im Geringſten einverſtanden waren, hinderte das Gelingen des mit großen und gerechten Hoffnungen begonnenen Feldzugs. Gleich anfangs war der Hauptmann des von den oberdeutſchen Städten ausgerüſteten Heerhaufens, der wackere Sebaſtian Schärtlein, gegen die von Italien heranrückenden Truppen unter Ottavio Farneſe ausgeſandt worden und hatte, da ihm eine Verletzung des baieriſchen Gebiets, auf welches ſich der oben erwähnte kaiſerliche Heerhaufe zurückgezogen hatte, unterſagt war, wenigſtens in Tyrol ſiegreiche Fortſchritte gemacht und die Ehrenberger Klauſe und andere Päſſe beſetzt; doch wurde er inmitten ſeiner Siege aus allzugroßer Vorſicht zurückgerufen. So konnte ſich der Kaiſer ungehindert mit den wenigſtens 18000 Mann ſtarken italieniſchen Truppen vereinigen und im Auguſt bei Ingolſtadt ein Lager beziehen. Selbſt hier aber würde bei der im kaiſerlichen Heere herrſchenden Verwirrung und der Überlegenheit des Bundes-

heeres ein Angriff noch von ſicherem Erfolge geweſen ſein; doch konnte man wie immer zu keinem Entſchluſſe kommen, begnügte ſich, das kaiſerliche Lager zu beſchießen und rückte dann dem unter dem Grafen Büren aus den Niederlanden heranrückenden kaiſerlichen gegen 20000 Mann ſtarken Heerhaufen entgegen, ließ ihn aber entwiſchen, ohne ſeine Verbindung mit der Hauptarmee hindern zu können. Jetzt ſank vielen Bundesgliedern der Muth und ſchon begann der Bund ſich aufzulöſen, als plötzlich die Nachricht erſcholl, daß Moritz von Sachſen unterdeſſen in die Lande des Churfürſten eingefallen ſei und ſie bis auf Weniges erobert habe. Dieß gab den Ausſchlag zur völligen Trennung des Bundesheers. Mit Zurücklaſſung von kaum 10000 Mann in Süddeutſchland zog der Churfürſt in ſein Land zurück und eroberte es in der That bis auf wenige Plätze wieder, nahm ſogar den vom Kaiſer dem Herzog Moritz zur Hülfe geſandten Markgrafen Albrecht von Brandenburg bei Rochlitz gefangen (den 2. März 1547) und brachte den größten Theil des Landes ſeines Gegners in ſeine Gewalt; aber größerer Energie hätte es jetzt bedurft, um den Bund ſelbſt zu retten. Denn bereits war während dieſer Zeit ganz Süddeutſchland ohne Ausnahme unter mehr oder minder harten Bedingungen unterworfen worden und übermächtig zog der Kaiſer gegen Sachſen heran, um den letzten Schlag zu führen, da ſich allmählig auch die übrigen Bundesglieder in Norddeutſchland von dem Schauplatze zurückzogen. Der Churfürſt ſah ſich jetzt auf ſeine eignen Hülfsmittel beſchränkt; denn auch Philipp von Heſſen hatte ſich zur Vertheidigung ſeines eigenen Landes von ihm getrennt. Unfähig dem weit überlegenen Kaiſer ferner zu widerſtehen, dazu unvorſichtig ward er in der Schlacht bei Mühlberg am 24. April 1547 geſchlagen und gefangen (ſ. d. Art. Johann Friedrich). Somit war der Bund von Schmalkalden zertrümmert; ſein Zweck aber wurde ſpäter dennoch erreicht und zwar von einem Fürſten, welcher aus politiſchen Rückſichten ſein heftigſter Gegner geweſen war (ſ. d. Art. Moritz von Sachſen). 1.

Schmalkaldiſche Artikel, ſ. Glaubensbekenntniß.

Schmalte, ſ. Smalte.

Schmaltz (Moritz Ferdinand), einer der ausgezeichnetſten und freimüthigſten Kanzelredner der neueſten Zeit, ward am 18. Juni 1785 zu Stolpen bei Dresden geboren. Vorbereitet auf der lateiniſchen Schule ſeiner Vaterſtadt bezog er 1798 die Fürſtenſchule zu Meißen, ſtudirte ſeit 1804 zu Leipzig und ſeit 1806 zu Wittenberg, wo er auch nach Beendigung ſeiner Studien mehrere Jahre als Hauslehrer lebte, bis er im Jahre 1814 als Paſtor nach Wehlen bei Pirna berufen ward. Doch ſchon 1816 folgte er einem Rufe als zweiter Prediger der evangeliſchen Gemeinde augsburgiſcher Confeſſion nach Wien, wo er zugleich Mitglied des dortigen proteſtantiſchen Conſiſtorium ward. Einen neuen im folgenden Jahre an ihn ergangenen Ruf als Paſtor und Ephorus nach Lemberg lehnte er ab, ging aber zu Ende des Jahres 1818 als Paſtor an der Kirche zu Neuſtadt-Dresden ins Vaterland zurück. Der Beifall, den er hier fand, war außerordentlich. Großes Aufſehen erregten namentlich ſeine Reformationspredigten, von denen die im Jahre 1825 gehaltene („Beſtehet in der Freiheit, damit uns Chriſtus befreiet hat und laſſet euch nicht wieder in das knechtiſche Joch fangen“, Dresd. 1825) binnen ganz kurzer Zeit 6 Auflagen erlebte; ferner die beiden gegen das damals in Dresden einreißende Conventikelweſen gerichteten Predigten („Über die in unſern Tagen überhandnehmende Scheinheiligkeit“, Dresd. 1829), welche Äußerungen ſeltenen Freimuths enthielten, und ſeine „Jubelpredigten am dritten Gedächtnißfeſte des augsburgiſchen Bekenntniſſes“ (Leipz. 1830). Seine Freunde ſtifteten ihm zu Ehren im Nov. 1826 eine nach ſeinem Namen benannte Schulcaſſe, deren Fonds 1833 9000 Thaler betrug, von deſſen Intereſſen damals der Unterricht für 250 arme Kinder beſtritten ward. Im Jahre 1830 ertheilte ihm die theologiſche Facultät zu Leipzig die Doctorwürde und 1833 erhielt er den ehrenvollen Ruf als

Hauptpaſtor an der Kirche St.-Jacobi und Scholarch nach Hamburg, wo er am 27. Sept. ſeine Antrittspredigt hielt. — S. gehört jedenfalls zu den vorzüglichſten Kanzelrednern unſerer Zeit. Treue Textbenutzung, natürliche und leichte Uebergänge, logiſche Durchführung des Gegenſtandes, Fülle der Gedanken, klare und gemüthliche Darſtellung auf rein evangeliſchem Grunde, eine correcte und edle Sprache gehören zu den Hauptvorzügen ſeiner Predigten. Außer mehreren einzeln im Druck erſchienenen haben wir folgende größere Sammlungen von ihm: „Predigten über die Sonn- und Feſttagsevangelien" (Dresd. 1820. 1. Jahrgang 2 Bde., 2. Aufl. Leipz. 1835); „Predigten über die Feſt- und Sonntagsevangelien" (Dresd. 1820. 2 Jahrgänge, 2 Bde.); „Epiſtelpredigten für alle Sonn- und Feſttage des Jahres" (Leipz. 1829. 3 Bde. 2. Aufl.); „Predigten über auserleſene Abſchnitte der heiligen Schrift" (Leipz. 1827); „Blicke des Glaubens in das bewegte Leben der Menſchen" (Leipz. 1831. 2 Bde. 2. Aufl. 1834); „Predigten zur Förderung evangel. Glaubens und Lebens" (Hamb. 1834); „Paſſionspredigten"; 1. Bd. u. d. Titel: „Der Weg nach Golgatha, Paſſionspredigten" (Hamb. 1835. 2. Bd.); 3. Bd. u. d. Titel: „Jeſus vor ſeinem Richter" (Hamb. 1836); „Die letzten Worte des ſterbenden Erlöſers" (Hamb. 1834); „Apoſtoliſche Mahnungen und Rathſchläge zum chriſtlichen Leben im Glauben und in der Liebe" (Hamb. 1836. 1. Bd.). Auch ſeine „Erbauungsſtunden für Jünglinge und Jungfrauen" (Leipz. 1823. 5. Aufl. 1835) haben großen Beifall und weite Verbreitung gefunden. 63.

Schmalz (Theodor Anton Heinrich), ein geiſtreicher juriſtiſcher Schriftſteller, ward zu Hanover am 17. Febr. 1760 geboren und daſelbſt für die Univerſität gebildet, ſtudirte zu Göttingen von 1777—1780 Theologie, wendete ſich aber dann als Hauslehrer den Rechten zu, ſtudirte dieſelben ſeit 1783 zu Göttingen, habilitirte ſich daſelbſt (1785), erhielt zu Rinteln eine außerordentliche (1787), dann (1788) eine ordentliche Profeſſur der Rechte, folgte aber bereits 1789 einem Rufe in gleicher Eigenſchaft nach Königsberg, wo er 1798 zugleich Conſiſtorialrath und 1801 Kanzler und Director der Univerſität ward. 1803 ging er mit dem Titel eines geheimen Juſtizraths und als Director der Univerſität nach Halle; als aber dieſe Stadt dem Königreiche Weſtphalen mit einverleibt wurde, nach Memel zum Könige von Preußen, der ihm ſchon damals die Ausſicht auf eine Anſtellung bei der zu Berlin zu begründenden Univerſität eröffnete. S. ging hierauf nach Berlin, wo er anfänglich privatiſirte, 1809 aber in den Oberappellationsſenat kam und 1810 zum Director und Ordinarius der Juriſtenfacultät bei der nun begründeten Univerſität ernannt wurde. Er ſtarb zu Berlin am 20. Mai 1831. Als Schriftſteller hatte er ſich bereits mit ſeinen „Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe" (Hanov. 1783) einen Namen erworben, als er durch die kleine politiſche Schrift: „Berichtigung einer Stelle in der Venturini'ſchen Chronik" (Berl. 1815) nicht nur in der preußiſchen Monarchie, ſondern auch in ganz Deutſchland, einen Anſtoß erregte, indem es ſchien, als wolle er die Begeiſterung des deutſchen Volks von 1812—1815 herabſetzen, den Opfern, welche daſſelbe und beſonders Preußen gebracht, falſche Motiven unterlegen, den Tugendbund verdächtigen, die Fortdauer geheimer und verbrecheriſcher Vereine darthun und überhaupt allerhand Samen der Zwietracht ausſtreuen. S. fand an Niebuhr, Koppe, Ludwig Wieland, Schleiermacher, Friedr. Förſter, Fr. Rühs, Krug u. m. A. tüchtige und geiſtvolle Widerſacher. Dieſer Streit wurde mit einer ſolchen Heftigkeit geführt, daß der König von Preußen durch eine Cabinetsordre ihn niederzuſchlagen ſich gedrungen fühlte. Unter den zahlreichen Schriften S.'s erwähnen wir nur die vorzüglichſten: „Encyklopädie des gemeinen Rechts" (Königsb. 1790); „Handb. des röm. Privatrechts" (Königsb. 1793); „Das Recht der Natur" (Königsb. 1795—1804. 3 Bde.; neue Aufl. Leipz. 1823), neu bearbeitet u. d. Titel: „Die Wiſſenſchaft des natürlichen Rechts" (herausgeg. von Jarcke, Leipz. 1831); „Ency-

klopädie der Cameralwiſſenſchaften" (Königsb. 1797; 2. Aufl. 1819); „Handbuch des kanoniſchen Rechts" (Berl. 1815; 3. Aufl. 1834); „Das europäiſche Völkerrecht" (Berl. 1817); „Lehrbuch des deutſchen Privatrechts" (Berl. 1818); „Staatswirthſchaftslehre in Briefen an einen deutſchen Erbprinzen" (Berl. 1818. 2 Bde.); Anſicht der ſtändiſchen Verfaſſung in der preußiſchen Monarchie" (Berl. 1822) und „Handbuch des deutſchen Staatsrechts" (Berl. 1825. 2 Bde.). 25.

Schmauß (Johann Jakob), einer der berühmteſten deutſchen Staatsrechtslehrer, geb. am 10. März 1690 zu Landau, hatte zu Straßburg und Halle ſtudirt und am letztern Orte Vorleſungen gehalten, als ihn der Markgraf zu Baden-Durlach 1721 zum Hofrath und 1728 zum Kammerath ernannte. 1734 ward er Profeſſor des Natur- und Völkerrechts in Göttingen, 1743 Profeſſor des Staatsrechts in Halle, ging aber 1744 wieder nach Göttingen zurück, wo er 1757 ſtarb. Scharfſinn und Freimuth belebten ſeine Vorleſungen wie ſeine Schriften und er war ein geiſtreicher Kenner und Bearbeiter der Geſchichte und des Staatsrechts. Unter ſeinen Schriften ſind zu bemerken: „Neueſter Staat von Portugal", (Halle 1714. 2 Thle.); „Corpus juris gentium academicum" (Lipsiae 1730. 2 Voll.); „Corpus juris publici sacri Romani Imperii academicum" (Lipsiae 1742. 2 Voll., mit Anmerkungen von Schuhmann. Ebendaſ. 1774); „Einleitung zur Staatswiſſenſchaft" (Leipz. 1742. 2 Thle.); „Neueſtes Syſtem des Rechts der Natur" (Götting. 1753). 25.

Schmeckwitz, ein Dorf in der Oberlauſitz, zwiſchen Bautzen und Camenz gelegen, beſitzt eine zahlreich beſuchte Badeanſtalt. Die hieſige Quelle gehört zu den Schwefelwaſſern und wird auch wegen der Nähe des Kloſters Marienſtern, zu dem es gehört, der Marienborn genannt. Sie hat ſich bisher beſonders bei Unterleibskrankheiten und chroniſchen Dyskraſien ſehr heilkräftig bewieſen. Außer Ficinus (1818) hat ſie neuerdings Röderer in der Schrift: „Die Schwefelquelle zu Marienborn bei Schmeckwitz" (Camenz 1833) beſchrieben. 35.

Schmeller (Johann Andreas), Cuſtos an der Bibliothek zu München, nimmt unter den jetzt lebenden, ſowohl um deutſche Sprachforſchung, als Herausgabe und Erklärung altdeutſcher Sprachdenkmäler verdienter Gelehrten eine der erſten Stellen ein. Er wurde 1785 zu Tirſchenreuth in der Oberpfalz geboren und beſuchte bis zum 18. Jahre das Lyceum zu München; da ihm aber jetzt die zur Fortſetzung ſeiner Studien nöthigen Mittel abgingen, begab er ſich 1804 in die Schweiz, um mit Peſtalozzi, für deſſen neue Lehrmethode er ungemeines Intereſſe gewonnen hatte, in Verbindung zu treten. Ein ungünſtiger Zufall vereitelte ſeine Abſicht; es war ihm daher erwünſcht, als man ihm in Solothurn den Antrag machte, ſich für ein in ſpaniſchem Solde ſtehendes Schweizerregiment anwerben zu laſſen. Mit dieſem betrat er im September Spanien. In dem Hauptmanne Voitel fand er einen Freund und zugleich einen Verehrer Peſtalozzi's und durch des Erſtern Betrieb wurde die peſtalozziſche Unterrichtsmethode in der Schule des Regiments eingeführt. Voitel's Bemühungen erregten die Aufmerkſamkeit einiger aufgeklärten und einflußreichen Spanier und die Errichtung einer Schule für Söhne ſpaniſcher Officiere nach peſtalozziſchen Grundſätzen kam wirklich zur Ausführung, zu deren Vorſteher Voitel 1806 nach Madrid berufen wurde. S. ſtand ihm hier in wirkſamer Thätigkeit zur Seite und gab in der Einleitung zu dem 1. Bande der von Andujar beſorgten Überſetzung der peſtalozziſchen Elementarbücher („Libros elementales de Enrique Pestalozzi", Madrid 1807) und in dem erſten Berichte der jener Schule vorgeſetzten Commiſſion („Noticia de las providencias tomadas por il gobierno para observar el nuevo método de la enseñanza de Enrique Pestalozzi", Madrid 1807) Nachricht von dem Fortgange und den Leiſtungen der Anſtalt. Als mit dem Ausbruche der ſpaniſchen Revolution die Anſtalt ſich auflöſte, kehrte S. in die Schweiz zurück, errichtete mit Hopf in Baſel eine Privatanſtalt und trat

nach deren Eingange 1813 auf den Ruf des Vaterlandes in die Schaar der baieriſchen Freiwilligen. — Durch frühere im ſüdlichen Deutſchland unternommene Reiſen war S.'s Aufmerkſamkeit auf die Volksdialekte gelenkt worden; jetzt bot ſich ihm die beſte Gelegenheit dar, im Heere ſelbſt die verſchiedenen Mundarten des eigenen Vaterlandes zu beobachten und gründlich zu erforſchen. Dieſe Forſchungen gewannen durch das Intereſſe und die Unterſtützungen, die ihnen der Kronprinz von Baiern angedeihen ließ, ſowohl an Förderung als Ausdehnung. Die im Jahre 1821 zu München erſchienene Schrift: „Die Mundarten Baierns, grammatiſch dargeſtellt" enthält die Reſultate von S.'s Forſchungen in dieſem Gebiete und läßt ſich gleichſam als erläuternde Einleitung zu dem darauf folgenden „Baieriſchen Wörterbuche" (Stuttg. 1827—1833. 3 Bde. 8.) betrachten. Die Wichtigkeit des hierin niedergelegten Stoffs und die ausgezeichnete Behandlung deſſelben machen dieſes Buch für jeden deutſchen Sprachforſcher zu einem unentbehrlichen Hülfsmittel. Im Jahre 1827 erhielt S. an der Univerſität zu München die Profeſſur der ältern deutſchen Literatur; dieß war die Veranlaſſung zu der Schrift: „Über das Studium der altdeutſchen Sprache und ihrer Denkmäler" (München 1827). Zum Behufe ſeiner Vorleſungen beſorgte er einen Abdruck eines Stücks aus der althochdeutſchen Ueberſetzung der tatianiſchen Evangelienharmonie nach einer Handſchrift zu St. Gallen, welches den Matthäus enthält, dem die gothiſche Überſetzung deſſelben Evangelium von Ulfilas beigegeben iſt („Evangelii secundum Matthaeum versio francica saeculi IX nec non gothica saeculi IV quoad superest.", Stuttg. 1828. 8.). Ein ſehr dankenswerthes Unternehmen war es, daß S., als er 1829 Cuſtos an der Bibliothek zu München wurde, die ſchon ſo lange erwartete, äußerſt wichtige altſächſiſche Evangelienharmonie unter dem Titel: „Hiliand poema saxonicum saeculi IX" nach der bamberger und cottonianiſchen Handſchrift herausgab. Die erſte den Text enthaltende Lieferung erſchien Stuttg. 1830. 4.; die folgenden werden Erläuterungen und Gloſſen enthalten. Hierauf erfolgte die Bekanntmachung eines nur noch als Bruchſtück vorhandenen althochdeutſchen alliterirenden Gedichts: „Muspilli" (ſ. d. Art.) (München 1832). Eine gehaltvolle Unterſuchung über Urſprung, Sprache und Sitte der vicentiniſchen Deutſchen haben wir nächſtens von demſelben Gelehrten zu erwarten. 83.

Schmelz und Schmelzmalerei, ſ. Email.

Schmelzbarkeit, lat. fusio; franz. fusibilité; engl. fusibility, nennt man die Eigenſchaft ſtarrer Körper, vermöge welcher ſie bei einem erhöhten Hitzegrade eine ſolche Ausdehnung erhalten, daß ihre Theilchen ihren Zuſammenhang verlieren und in hohem Grade gegen einander beweglich und verſchiebbar werden, kurz daß die Körper aus dem feſten Zuſtande in den tropfbar flüſſigen übergehen. Nur wenige Körper haben bis jetzt durchaus nicht geſchmolzen werden können, wozu einige wenige metalliſche Körper, der Kohlenſtoff und einige Erden gehören. Unter den ſchmelzbaren unterſcheidet man wieder *leichtflüſſige*, d. h. ſolche, welche nur nach und nach und bei weniger Hitzegrade in Fluß gerathen, indem der Körper vorher alle möglichen Grade von Weiche durchläuft, wie dieß beim Wachſe, Harze, Glaſe und mehreren anderen Subſtanzen der Fall iſt, die beim Erſtarren nicht kryſtalliſiren, und *ſtrengflüſſige* oder ſolche, die nur bei ſehr erhöhtem Hitzegrade, dann aber plötzlich und auf einmal ſchmelzen, indem der Körper den Augenblick vor dem Schmelzen noch ſo ſtarr iſt, als im Anfange der Erhitzung und dann auf einmal flüſſig wird. Hierher gehören die meiſten Metalle und alle beim Starrwerden kryſtalliſirende Körper. Zu den leichtflüſſigſten rechnet man diejenigen, welche ſchon bei gewöhnlicher Temperatur der Atmoſphäre flüſſig ſind und nur erſt bei tieferen Temperaturen feſt werden, wie das Waſſer, Queckſilber, der Alkohol. Der Temperaturgrad, bei welchem ein ſtarrer Körper in den flüſſigen Zuſtand übergeht, heißt ſein *Schmelzpunkt*. Dieſe Grade ſind nach der Beſchaffenheit der Körper un-

gemein verſchieden. So liegt der Schmelzpunkt des Eiſes bei 0^0 und der des Queckſilbers bei -45^0 C. Unter den eigentlichen Metallen ſchmilzt das Zinn am Leichteſten, ſchwerer das Blei, noch ſchwerer das Kupfer, Silber und Gold; am Allerſchwerſten aber das Platina. Körper, welche für ſich allein bei der größten Hitze unſchmelzbar ſind, werden vermittelſt gewiſſer Zuſchläge, Schmelzungsmittel oder Flüſſe zum Schmelzen gebracht. Schmelzungsmittel für Kieſel, Quarz, Sand u. dergl. ſind hauptſächlich Laugen- oder auch andere Salze, doch auch Metalloxyde. Aber auch ohne ſolche Zuſätze werden ſtrengflüſſige Körper durch Brennglas- oder Brennſpiegelhitze, ſo wie durch Erhitzung in Sauerſtoffgas zum Schmelzen zu bringen ſein. Ja ſelbſt Stoffe, die man für unſchmelzbar hielt, hat man ſeit wenigen Jahren mit Hülfe des Knallgasgebläſes (ſ. Gebläſe) zu ſchmelzen gelernt. Wird die Temperatur eines flüſſig gewordenen Körpers noch weiter erhöht, ſo nehmen ſeine Theilchen endlich Luftgeſtalt an und entweichen gewöhnlich unſichtbar als Dampf (ſ. d. Art.). Dieſes erfolgt jedoch auch bei ſehr vielen feſten Körpern ohne vorherigen Übergang in den flüſſigen Zuſtand, theils ſchon bei der gewöhnlichen, häufiger noch bei erhöheter Temperatur. In dieſer Hinſicht unterſcheidet man die Körper ohne Rückſicht, ob ſie feſt oder flüſſig ſind, in feuerbeſtändige oder fixe und flüchtige. Durch die Schmelzkunſt überhaupt iſt man im Stande, die Metalle aus ihren Erzen zu bringen, aus ihnen allerlei Waaren in Formen zu gießen, Metallſtücke an einander zu löthen, Glas, Steingut und Porzellan zu verfertigen und ihnen jede beliebige oder zu irgend einem Zwecke dienende Geſtalt zu geben. 26.

Schmerz, lat. dolor; franz. douleur; engl. pain, iſt eine unangenehme oder peinliche körperliche Empfindung und entſteht durch beſondere, auf die Enden, Fäden oder Stämme der Nerven gemachte, auf das Hirn übergetragene und von ihm wahrgenommene Eindrücke. Daher empfindet man in Theilen, die keine Nerven haben, wie in den Nägeln und Haaren, keine Schmerzen und andrerſeits verſchwinden dieſelben, wenn die Nerven, in denen ſie ihren Sitz haben, durchſchnitten werden. Übrigens werden die Schmerzen nicht von allen Perſonen gleichmäßig empfunden; Kinder, reizbare, nervöſe Individuen, Hypochondriſten und Hyſteriſche werden von leichten Schmerzen ſehr heftig afficirt; dahingegen Blödſinnige, Raſende, die von einem epileptiſchen Anfalle Ergriffenen, in tiefes Nachdenken Verſunkene, Fanatiker zuweilen ſelbſt von den heftigſten Schmerzen nicht ergriffen werden. Die Urſachen des Schmerzes ſind die abnormen Zuſtände des Organismus, ſeien dieſelben durch übermäßige Thätigkeit oder durch innere Krankheit oder durch äußere Verletzungen herbeigeführt worden. Die Schmerzen ſind eins der Mittel, um dieſe Störungen ins Bewußtſein zu bringen, damit bei Zeiten dagegen Hülfe geſucht werden kann. So würden z. B. in ſtrengen Wintern die Glieder ſehr häufig erfrieren, wenn nicht das ſchmerzhafte Gefühl der Kälte Schutz gegen dieſelbe zu ſuchen zwänge. Die Wirkungen des Schmerzes ſind in den Theilen, in welchen er ſeinen Sitz hat, nicht ſichtbar; er kommt vor mit und ohne Röthe, mit und ohne Geſchwulſt, mit und ohne Hitze der Gewebe; dagegen iſt ſein Einfluß auf den Geſammtzuſtand des Körpers von großer Wichtigkeit. Hier ſind ſeine nächſten Wirkungen Schrecken, Erſtarrung, Betäubung, Ermattung, Geſichtsbläſſe, Übeligkeit, Ohnmacht, Krämpfe, ja ſelbſt der plötzliche Tod. Dauert der S. fort, ſo entſteht große Reizbarkeit der Nerven, Abgeſpanntheit, Unfähigkeit zum Denken, Schlafloſigkeit, Wahnſinn, Zehrfieber und endlich der Tod. Der S. iſt höchſt verſchiedenartig, je nach den Geweben, in denen er ſeinen Sitz hat, und je nach den Urſachen, die ihn bedingen; er iſt nicht einer und derſelbe in den Nerven und in den Muskeln, bei der Entzündung und beim Krebſe. Manche Gewebe ſind nur im krankhaften Zuſtande ſchmerzhaft. So kann man die Knochen, Knorpel, das Zellgewebe, die Lunge, das Herz, die Leber, die Halbkugeln des großen und kleinen Gehirns durchſchneiden, zerren, zerreißen, ohne daß ſie Schmerzen verurſachen, und

gleichwohl äußern dieſe Theile in krankhaften Zuſtänden die heftigſten Schmerzen. Am Empfindlichſten für jede Art von Eindruck ſind die Haut und die Rückenmarksnerven. Dieſe Verſchiedenartigkeit des Schmerzes gibt ſich auch aus den verſchiedenen Ausdrücken zu erkennen, mit denen man ihn bezeichnet. In dieſer Hinſicht hat man einen freſſenden, juckenden, brennenden, drückenden, klopfenden, ſtechenden, ſpannenden, quetſchenden, beißenden, bohrenden, ſchneidenden S. und viele andere mehr. 39.

Schmettau (Karl Chriſtoph, Graf von), königlich preußiſcher Generallieutenant und Generalquartiermeiſter, ward geboren zu Berlin 1696 und theils im Hauſe ſeiner Mutter (der Vater war frühzeitig geſtorben), theils in Halle erzogen, trat 1709 als Cornet in däniſche Dienſte, wohnte der Schlacht bei Malplaquet (11. Sept. 1709) bei und machte die Feldzüge Eugen's und Marlboroug's bis zum Frieden von Baden (1713) mit. 1716 in ſächſiſche Dienſte getreten focht er 1717 als Volontair unter dem Herzoge von Braunſchweig-Bevern gegen die Türken bei Belgrad, trat 1721 in kaiſerliche Dienſte und machte unter Prinz Ludwig von Würtemberg als deſſen Generalquartiermeiſter den Feldzug gegen die Corſen mit (1732). Zum Oberſtlieutenant erhoben nahm er als Quartiermeiſterlieutenant im Generalſtabe des Prinzen Eugen an dem Feldzuge von 1733—1736 am Rheine Theil, bildete nebſt dem Prinzen von Hildburghauſen und dem Feldmarſchalle Seckendorf eine militairiſche Deputation beim Kaiſer Karl VI. und erhielt ein Regiment, welches in Ofen ſtand. Als Mitglied jenes Conſeils drang er mit dem Prinzen von Hildburghauſen durch, daß der Kaiſer der Pforte den Krieg erklärte (1737). Während aber die Öſtreicher unglücklich fochten, lag S. in Niſſa und Belgrad krank darnieder. Bei dem ſchmähligen Rückzuge der Armee 1738 vertheidigte er Vipalanka mit nur einer Hand voll Leute gegen 20000 Türken und zog ſich, nachdem er capitulirt hatte, mit 64 der Seinigen auf die Hauptarmee zurück. Er ward nach dem Kriege zum Reichsgrafen erhoben. Als der erſte ſchleſiſche Krieg ausbrach, ging er, wegen Übergehung ſeiner bei einem ſtattgefundenen Avancement in preußiſche Dienſte (1741), wo ihn Friedrich II. unter die Zahl ſeiner Generaladjutanten aufnahm und ihn zum Generalquartiermeiſter ernannte. Er erwarb ſich die Achtung des Feldmarſchalls Schwerin und die Gunſt des Königs, dem er in dieſem Kriege die weſentlichſten Dienſte, beſonders in der Schlacht bei Chotuſitz (17. Mai 1742), leiſtete, und ward im Frühjahre 1743 Generalmajor. Er war auch im zweiten ſchleſiſchen Kriege thätig (1744), wo ihn Friedrich II. außer ſeinen gewöhnlichen Functionen als Generalquartiermeiſter noch im diplomatiſchen Fache benutzte. Als am 30. Sept. 1745 der unvermuthete Angriff der Öſtreicher auf das preußiſche Lager erfolgte, ward S. verwundet, welcher Umſtand ihn bis zum Frieden (25. Dec.) von der Armee zurückhielt. Er war jetzt faſt ausſchließlich um die Perſon des Königs, wo er ſich offen nicht nur über die Vorzüge, ſondern auch über die Mängel der preußiſchen Armee ausſprach, weßhalb ihn Friedrich nur um ſo höher ſchätzte, ihn 1754 zum Generallieutenant ernannte und ihn eigenhändig das Band des großen ſchwarzen Adlerordens umhing. Im 7jährigen Kriege trug S. zum Siege der Preußen bei Lowoſitz (1. Oct. 1756) weſentlich bei, übernahm eine Sendung mit wichtigen Aufträgen nach Hanover, folgte dem Könige in die Schlacht bei Prag (6. Mai 1757) und traf die Dispoſition zur Einſchließung der Stadt. Intriguen entfernten ihn zwar jetzt von der Perſon des Königs, er erhielt aber eine Diviſion unter dem Prinzen Heinrich, Bruder des Königs, die er nach der vom Könige verlorenen Schlacht bei Kollin (18. Juni 1757) als Arrieregarde bei der nun erfolgten Aufhebung der Belagerung Prags mit ſolcher Umſicht und Geiſtesgegenwart befehligte, daß die ganze Artillerie und ſämmtliche Bagagewagen nebſt dem Proviantfuhrweſen gerettet wurden. Unerſchütterlich behauptete er gegen die Aufforderungen Daun's den Poſten von Zittau (Juli) mit 7 Bataillons und 10 Schwa-

dronen. Eine abermalige Intrigue, vom General Winterfeld angeſponnen, entfernte S. wieder vom Felddienſte. Er begab ſich nach Dresden und ward im Frühjahre 1758 Gouverneur dieſer Stadt. Durch ſeine ſtandhafte Vertheidigung der Reſidenz hielt er vom 17. Aug. bis 4. Sept. 1759 die Armee der Öſtreicher von 40000 Mann vor derſelben auf, zog ſich aber vollends durch ſeine mit dem Generale Vaſquez geſchloſſene Capitulation den Unwillen des Königs zu, der ihn wiederanzuſtellen ſich ſtandhaft weigerte. S. ſtarb zu Brandenburg 1775. Er hatte unter drei Regierungen 23 Feldzügen, 19 Belagerungen, 9 Schlachten und viel mehr anderen Gefechten und Treffen beigewohnt. (Vergl. „Lebensgeſchichte des Grafen von Schmettau", Berl. 1806. 2 Thle.) 25.

Schmetterlinge, lat. lepidopterae; franz. papillons; engl. butterflies, bilden eine ſehr zahlreiche Claſſe der Inſecten und haben ſowohl wegen der Schönheit der Zeichnungen und Farben, womit die Natur ſie ausgeſtattet hat, als auch wegen ihrer eigenthümlichen Entwickelungsweiſe ſtets die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Das charakteriſtiſche Kennzeichen der ganzen Claſſe ſind 4 mit farbigem Staube bedeckte Flügel, von denen die beiden oberen (Oberflügel) etwas mehr geſtreckt, größer und gewöhnlich auch ſchöner gezeichnet ſind, als die Unterflügel, welche beim Sitzen der S. ſich unter die erſteren ſchieben. Man theilt die S. nach der Zeit ihres Fluges ein in Tagfalter (papiliones), Abendfalter oder Dämmerungsfalter (sphinges) und Nachtfalter (phalaenae) und dieſer Unterſchied iſt auch durch ihre beſondere Geſtalt begründet. Die Tagfalter haben einen ſchwachen geſtreckten Körper, lange fadenförmige Fühlhörner, welche ſich oben in eine Keule oder Kolben oder Haken endigen, breite, meiſt prachtvoll zu beiden Seiten gezeichnete Flügel und ſchwimmen gleichſam bei Tage durch die Luft; die Dämmerungsfalter dagegen haben meiſt einen ſtarken Leib, langgeſtreckte und ſchmale, aber ſtarke Oberflügel, kleine runde Unterflügel, fadenförmige gekerbte Fühlhörner, die Unterflügel einfacher und meiſt ganz anders gefärbt, als die Oberflügel und auf der Unterſeite meiſt gar keine Zeichnung und ſchwirren mit großer Schnelligkeit in der Dämmerung durch die Luft, weßhalb ſie auch Schwärmer heißen; die Nachtvögel endlich haben zum großen Theile einen ſtarken, dick behaarten Körper, die Männchen gefiederte, die Weibchen fadenförmige, oben ſpitz zulaufende Fühlhörner, dicke, meiſt düſter gefärbte, ſtarke Flügel und fliegen nur des Nachts umher. Sämmtliche 3 Claſſen zerfallen wieder in eine Anzahl Unterabtheilungen, welche jedoch von den verſchiedenen Entomologen (Linné, Borkhauſen, Hübner, Fabricius, Ochſenheimer, Treitſchke u. A.) verſchieden beſtimmt worden ſind. Die früher üblichſte Eintheilung war: 1) die Tagfalter in a) Nymphen in 4 Unterarten; b) Ritter, die wieder in trojaniſche und griechiſche getheilt wurden; c) Helikonier oder Schmalflügler in 2 Unterarten; d) Danaer oder Rundflügler in 2 Unterarten; e) Plebejer, welche wieder in Bauervögel und Bürgervögel oder Dickköpfe zerfallen; 2) die Dämmerungsfalter in eigentliche Dämmerungsfalter, Glasflügler und Baſtardſchwärmer (ſpäter als eine eigene Gattung, Zigänen, angenommen); 3) die Nachtfalter in Spinner, Eulen, Spanner, Feuerlecker, Blattwickler, Motten und Federmotten. Bei jeder Claſſificirung wird aber immer etwas zu wünſchen übrigbleiben, da die Übergänge in den einzelnen Claſſen zu verſchiedenartig ſind. — Merkwürdig iſt die Entwickelung der S. Nach der Begattung legt das Weibchen ihre Eier entweder zuſammen oder einzeln zerſtreut. Daraus entwickeln ſich durch die Sonnenwärme die Raupen, walzenförme Körper, welche durchgehends aus 12 an einander gefügten Ringen zu beſtehen ſcheinen und meiſt an den drei vorderſten 3 Paar hornartige Füße, an den vier mittelſten 4 Paar fleiſchige Bauchfüße und an den hinterſten 2 ſtarkfleiſchige Schwanzfüße haben. Nur die Sackträgerraupen, welche ſich hinten in ein Geſpinnſt hüllen und nur die Vorderfüße gebrauchen, und die Spannraupen, welche keine Bauchfüße, aber dafür meiſt 2 Paar Schwanzfüße haben, weßhalb ſie

einen eigenthümlichen Gang haben, machen davon eine Ausnahme. Die Raupen der Dämmerungsfalter und einige andere haben außerdem auf dem letzten Ringe eine hornartige Spitze. Die Lebensdauer der Raupen iſt verſchieden; die meiſten brauchen zu ihrer Ausbildung nur einige Wochen oder Monate, die der bombyx cossus und der bombyx rubi aber ſogar einige Jahre. Bis zu ihrem vollendeten Wachsthum häuten ſie ſich 5—7mal, wonach ſie oft eine andere Farbe erhalten und jedesmal größer werden, und verwandeln ſich endlich bei der letzten Häutung in eine hornartige Puppe (Chryſalide), an der ſchon alle Theile des Schmetterlings ſichtbar werden und die bei den Tagfaltern ſehr eckig, bei den Dämmerungs- und Nachtfaltern mehr walzenförmig erſcheint. Für dieſen Zuſtand hängen ſich die Raupen der Tagfalter entweder mit einem kleinen Geſpinnſte am After auf und bleiben ſo in vertikaler Richtung mit dem Kopfe nach Unten hängen, oder ſpinnen einen Faden um ſich, der ſie in aufrechter Stellung an einer Wand feſthält; die der Dämmerungsfalter und vieler Nachtfalter dagegen machen ſich eine kleine Höhle in der Erde und verpuppen ſich da; die der Spinner endlich umgeben ſich mit einem Gewebe, das ſie an einem ſichern Orte befeſtigen. In der Puppe bildet ſich allmählig der Schmetterling; bei den Tagfaltern in einigen Wochen, bei den übrigen oft erſt im Verlaufe von Monaten bis zum nächſten Jahre, der zuletzt die Hülle zerſtößt und ausgebildet, aber mit ganz kleinen dicken Flügeln an das Licht kommt. Er ſucht darauf eine ſchräge Stellung, an welcher er ſich herabhängen läßt; die Flügel fangen an ſich auszudehnen und haben nach 2 Stunden ihre vollkommene Geſtalt, worauf der Schmetterling einen farbigen Saft fallen läßt und fortfliegt. 30.

Schmid (Konrad Arnold), ein rühmlich bekannter geiſtlicher Liederdichter, wurde 1716 zu Lüneburg geboren, erhielt auf dem dortigen Gymnaſium, dem ſein Vater als Rector vorſtand, ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, ſtudirte darauf in Kiel, Göttingen und Leipzig Theologie, trat nach dem Tode ſeines Vaters an deſſen Stelle und folgte 1760 einem Rufe als Profeſſor der Theologie und römiſchen Literatur an das Carolinum nach Braunſchweig, wo er 1789 als Conſiſtorialrath ſtarb. Seine religiöſen Lieder, welche ſich durch Kraft der Gedanken, Mannigfaltigkeit des Ausdrucks und den Geiſt wahrer Frömmigkeit auszeichnen, entſtanden aus dem alterthümlichen Gebrauche, daß der jedesmalige Rector in Lüneburg zum Weihnachtsfeſte ein religiöſes Lied dichten mußte, welches von dem Cantor componirt und von den Schülern geſungen wurde. Im „Deutſchen Muſeum" (1784) erſchien zuerſt ſein mit Witz und Humor geſchriebenes Gedicht: „Des heil. Blaſius Jugendgeſchichte und Viſionen." 81.

Schmid (Johann Chriſtoph von), würtembergiſcher Prälat und Generalſuperintendent, war der Sohn eines Schönfärbers und wurde am 24. Juni 1756 in Ebingen im Würtembergiſchen geboren. Nachdem er vom Jahre 1768 das Gymnaſium zu Ulm beſucht hatte, wünſchte er nach mehreren Jahren die Univerſität Göttingen zu beziehen und verließ heimlich das väterliche Haus, als er die Einwilligung vom Vater nicht erhalten konnte. Da aber ſeine Erwartung, eine Lehrerſtelle bei Ulrich von Salis in Marſchlins zu erhalten, vereitelt wurde, ſah er ſich genöthigt nach Ulm zurückzukehren und bezog darauf zu Oſtern 1776 die Univerſität Erlangen, wo er ſich beſonders der Theologie und den neueren Sprachen widmete. Er lebte hier anfangs im Hauſe J. G. Roſenmüller's, der ihm die Erziehung ſeiner Söhne anvertraute, habilitirte ſich 1782 als Privatdocent der Theologie und folgte im nächſten Jahre Roſenmüller nach Gießen, von wo er 1784 als Hülfsprediger nach Ulm berufen und 1788 als Lehrer am Gymnaſium angeſtellt wurde. 1792 ward er Diakonus, 1798 Pfarrer an der Hospitalkirche und 1809 als erſter Prediger an den Münſter in Ulm verſetzt. Nachdem dieſe Stadt unter würtembergiſche Hoheit gekommen war, ertheilte ihm König Friedrich das Prälatenkreuz und ernannte ihn zum Generalſuperintendenten von Ulm, worauf er im Jahre 1825 vom

Könige Wilhelm das Kreuz des Kronenordens und dadurch den perſönlichen Adel erhielt. Als Mitglied der zweiten Kammer, in die er ſeines Amtes wegen ſeit Wiederherſtellung der Verfaſſung eintrat, zeichnete er ſich durch Freimüthigkeit und edle Würde des Vortrags aus. Er ſtarb am 10. April 1827. In dem erſt nach ſeinem Tode erſchienenen Werke: „Schwäbiſches Wörterbuch mit etymologiſchen und hiſtoriſchen Bemerkungen" (Stuttg. 1832) beweiſt er eine mit ausgezeichneter Gelehrſamkeit, großem Fleiße und ſeltenem Scharfſinne verbundene Forſchungsgabe. Beſonders der etymologiſche Theil der deutſchen Sprache verdankt ihm viele wichtige Aufklärungen. (Vergl. Wagenſeil's „Prälat von Schmid nach ſeinem Leben, Wirken und Charakter", Ulm 1828.) 81.

Schmid (Karl Chriſtian Ehrhard), ein um Erläuterung, Vertheidigung und Verbreitung des Kant'ſchen Kriticismus ſehr verdienter Gelehrter, geb. zu Heilsberg im Weimariſchen am 24. Oct. 1761, ſtudirte in Jena Philoſophie und Theologie und ward daſelbſt 1783 Privatdocent. Im Jahre 1791 nach Gießen als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie berufen ward er dort wegen der Herausgabe der Schrift: „De tribus impostoribus" zur Verantwortung gezogen und ging deßhalb 1793 als Diakonus und ordentlicher Profeſſor der Philoſophie wieder nach Jena, ward hier 1798 dritter Profeſſor und 1800 Doctor der Theologie, auch 1804 vom Herzoge von Sachſen-Gotha zum Kirchenrathe ernannt. Im Jahre 1807 ſtiftete er ein Erziehungsinſtitut, welches er bis an ſeinen Tod, den 10. April 1812, leitete. Seine vorzüglichſten Schriften ſind: „Kritik der reinen Vernunft im Grundriſſe" (Jena 1786. 8. 4. Aufl. Jena 1798); „Wörterbuch zum leichtern Gebrauch der Kant'ſchen Schriften" (Jena 1788. 4. Aufl. 1798); „Verſuch einer Moralphiloſophie" (Jena 1790. 4. Aufl. 1802); „Empiriſche Pſychologie" (Jena 1791. 2 Bde. 2. Aufl. 1796); „Grundriß der Moralphiloſophie" (Jena 1793. 2. Aufl. 1800); „Philoſophiſche Dogmatik" (Jena 1796); Grundriß der Logik" (Jena 1797); „Phyſiologie, philoſophiſch bearbeitet" (Jena 1798—1801. 3 Bde.); „Grundriß der Metaphyſik" (Altenb. 1799); „Aufſätze philoſophiſchen und theologiſchen Inhalts" (Jena 1802); „Adiaphora" (Jen. 1809); „Allgemeine Encyklopädie und Methodologie der Wiſſenſchaften" (Gotha 1810). 63.

Schmid (Karl Ernſt), herzoglich ſachſen-altenburgiſcher geheimer Rath, erſter Profeſſor der Rechte, Ordinarius der Juriſtenfacultät und Mitglied des Oberappellationsgerichts zu Jena, geb. 1774 zu Weimar, ſtudirte zu Jena 1793—1796 und war im Begriff ſich der akademiſchen Laufbahn zu widmen, als er 1797 einen Ruf zur Redaction der baireuthiſchen politiſchen Zeitung annahm, die er bis 1804 fortführte, während er den gewöhnlichen Weg zum Staatsdienſte betrat und bis 1803 in Baireuth Referendarius bei der dortigen Regierung war, dann aber zum Criminalrath ernannt und 1804 als Stadtgerichtsrath angeſtellt wurde. Nachdem die Provinz Baireuth an Frankreich abgetreten war, kam er 1807 als Regierungs- und Conſiſtorialrath nach Hildburghauſen, 1809 als ordentlicher Profeſſor der Rechte nach Jena, 1810 aber als Mitglied des geheimen Rathscollegium wieder nach Hildburghauſen, wo er 1811 Vicepräſident ſämmtlicher Landescollegien und 1812 geheimer Rath wurde. 1816 wohnte er den Conferenzen zur Errichtung eines gemeinſchaftlichen Oberappellationsgerichts und Abfaſſung der Gerichtsordnung bei und trat dann als erſter Rath in daſſelbe ein; während dem hielt er auch Vorleſungen beſonders über das Staatsrecht. 1826 wurde er an Schnaubert's Stelle Ordinarius der Juriſtenfacultät; 1829 berief ihn der Herzog von Sachſen-Meiningen zur Berathung über die neue Organiſation des Landes und die Entwerfung einer Verfaſſung. Bei der Jubelfeier der augsburgiſchen Confeſſion (1830) erzeigte ihm die theologiſche Facultät zu Jena die Ehre ihn zum Doctor der Theologie zu creiren. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit

zeigte ſich beſonders durch die Theilnahme an der „Jenaer allgemeinen Literaturzeitung“, der „Leipziger Literaturzeitung“ und am „Hermes“, deſſen Redaction er nach dem Tode Brockhaus' übernahm. Außerdem ſchrieb er: „Über Kriegsſchäden“ (Hildburgh. 1808); „Kritiſche Einleitung über die geſammten Rechte des franzöſiſchen Reiches“ (Ebend. 1809. 2 Atheilungen); „Deutſchlands Wiedergeburt“ (1814); „Über das Bürgerrecht der Juden“ (1816); „Beiträge zum Crinalrecht (Jena 1818. 1. Bd.); „Über Preßfreiheit und ihre Grenzen“ (Ebend. 1818); „Über den Nachdruck“ (1823); aber vor Allem iſt zu bemerken ſein „Lehrbuch des Staatsrechts“ (Jena 1821). S. hält ſich zu der Minorität der deutſchen Juriſten, welche in der Rechtswiſſenſchaft auf Vereinigung der Geſchichte mit der Philoſophie dringen und die eine ohne die andere für unvollſtändig erklären. 25.

Schmidt (Michael Ignaz), ein berühmter deutſcher Geſchichtſchreiber, wurde am 30. Jan. 1736 zu Arnſtein im Würzburgiſchen geboren, erhielt den erſten Unterricht in ſeiner Vaterſtadt, bezog dann das Gymnaſium zu Würzburg, trat darauf in das biſchöfliche Seminar und wurde nach fünfjährigem Aufenthalte in demſelben zum Licentiaten der Theologie und zum Prieſter geweiht. Nachdem er einige Zeit in Haßfurt die Stelle eines Kaplans verwaltet hatte, wurde er als Lehrer in das Haus des Großhofmeiſters von Rotenhan nach Bamberg berufen, in deſſen Bibliothek er die beſten Schriftſteller des deutſchen Volkes vorfand und von dem er ſpäter eine einträgliche Pfründe in der Nähe von Stuttgart erhielt. Im Jahre 1771 erhielt er eine Anſtellung als Bibliothekar an der Univerſität zu Würzburg und wurde von dem Fürſtbiſchofe zum Mitgliede der zu Verbeſſerung des Erziehungsweſens niedergeſetzten Schulcommiſſion, ſo wie bald darauf zum Beiſitzer der theologiſchen Facultät und zum Lehrer der deutſchen Reichsgeſchichte ernannt. Mit einer einträglichen Präbende erhielt er 1774 zugleich die Würde eines geiſtlichen Rathes nebſt Sitz und Stimme bei der geiſtlichen Behörde. Unter S.'s Leitung errichtete nun der Fürſtbiſchof eines der erſten Seminare für Schullehrer in Deutſchland. Um dieſe Zeit erſchien ſeine „Geſchichte des Selbſtgefühls“ (Frankf. und Leipz. 1772), worin er ſeinen philoſophiſchen Scharfblick auf eigenthümliche Weiſe entwickelte. Bald darauf erwählte ihn die Akademie der Wiſſenſchaften in Erfurt zu ihrem Mitgliede. Endlich wurde er als wirklicher kaiſerlicher Hofrath und Director des Haus- und Staatsarchives angeſtellt und Kaiſer Joſeph II. ernannte ihn zum Mitgliede des Cenſurcollegium und zum Lehrer der Geſchichte für ſeinen Neffen, den nachmaligen Kaiſer Franz II. Nach einer vierzehnjährigen Wirkſamkeit in ſeinem Berufe und als Schriftſteller ſtarb S. am 1. Nov. 1794 im 58. Jahre ſeines Alters. Als Geſchichtſchreiber hat ſich S. das große Verdienſt erworben, zuerſt eine Geſchichte des **deutſchen Volkes** geſchrieben zu haben, da vor ihm blos deutſche Kaiſer- und Reichsgeſchichten vorhanden waren. In ſeinen Werken zeigt ſich lichtvolle Anordnung, Geſchmack und Scharfſinn, obwohl die Schreibart nicht durchgängig muſterhaft zu nennen iſt. Seine Geſchichte erſchien unter folgenden Titeln: „M. J. Schmidt's Geſchichte der Deutſchen“ (1.—5. Thl. auch unter dem Titel: „Ältere Geſchichte der Deutſchen“, Ulm 1785—1787. 1.—5. Bd.) und „M. J. Schmidt's Geſchichte der Deutſchen 6.—11. Thl.“ (unter dem Titel: „Neuere Geſchichte der Deutſchen“, Ulm 1788—1793. 1.—6. Bd. 8.). Nach ſeinem Tode beſorgte Joſ. Milbiller die Fortſetzung derſelben bis zu dem 17. Bande. 81.

Schmidt (**Klamer** Eberhard Karl), ein deutſcher Dichter, wurde am 29. Dec. 1746 zu Halberſtadt, wo ſein Vater als Kämmerer bei dem Domſtifte angeſtellt war, geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf der dortigen Domſchule und ſpäter auf der Univerſität zu Halle, wo er ſich der Rechtswiſſenſchaft widmete, kehrte alsdann in ſeine Vaterſtadt zurück, wurde dort um das Jahr 1769 als Secretair bei der Kriegs- und Domainenkammer angeſtellt, legte aber um das Jahr 1780 ſeine Stelle nieder, erhielt 1781 eine Domcommiſſariatsprä-

bende, feierte 1820 als 84jähriger Greis ſein 50jähriges Dichter- und Schriftſtellerjubiläum und ſtarb am 12. Nov. 1824 zu Halberſtadt. Unter ſeinen Schriften erwähnen wir: „Fröhliche Gedichte“ (Halberſt. 1769); „Vermiſchte Gedichte“ (Halberſt. 1772 und 1774. 1. und 2. Samml.); „Phantaſien nach Petrarca's Manier“ (Halberſt. 1772); „Elegie an meine Minna“ (Halberſt. 1773); „Catulliſche Gedichte“ (Berl. 1774); „Fabeln und Erzählungen“ (Leipz. 1778); „Poetiſche Briefe“ (Deſſau 1782); „Erzählungen aus der Geſchichte der aktäoniſchen Nachkommen“ (Berl. 1789) und „Komiſche und humoriſtiſche Dichtungen“ (Berl. 1802). Außerdem gab er eine „Überſetzung von des Horatius Flaccus ſämmtlichen lyriſchen Dichtungen“ (Halberſtadt 1820), eine Sammlung von „Idyllen der Deutſchen“ (Frankf. 1774 und 1775. 2 Bde.) und „Elegien der Deutſchen“ (Lemgo 1776. 2 Bde.) heraus und lieferte mehrere Beiträge zum „Deutſchen Muſeum“. 81.

Schmidt (Johann Ernſt Chriſtian), ein vorzüglicher Kirchenhiſtoriker, wurde zu Buſenborn in Oberheſſen am 6. Jan. 1772 geboren. Nachdem er durch eigenes Studium ohne Beihülfe von Lehrern die alten Sprachen, auch das Chaldäiſche, Syriſche und Arabiſche erlernt hatte, bezog er im Jahre 1788 die Univerſität Gießen, wo er ſeine Bildung ebenfalls weniger durch den Beſuch von Collegien, als durch eifriges und geregeltes Selbſtſtudium fortſetzend, namentlich mit neuteſtamentlicher Exegeſe, Kirchengeſchichte und Patriſtik ſich beſchäftigte. Nachdem er bereits 1792 ein Zeugniß ſeiner Gelehrſamkeit und ſeines Scharfſinns durch eine neue Überſetzung und Erklärung des ſogenannten Segens des Jakob abgelegt hatte, habilitirte er ſich im folgenden Jahre als Privatdocent zu Gießen, nahm aber bald nachher die vierte Lehrerſtelle am akademiſchen Pädagogium an, wurde 1798 ordentlicher Profeſſor der Theologie, 1803 auch Hiſtoriograph, 1809 geheimer Rath, 1819 Prälat und ſtarb als erſter Profeſſor der Theologie am 4. Juni 1831. Sein ausgezeichnetſtes Werk iſt ſein „Handbuch der chriſtlichen Kirchengeſchichte“ (Gießen 1801—1820. 6 Bde. 1.—4. Bd. 2. Aufl. 1825—1827, vom 7. Theile an fortgeſetzt von E. W. Rettberg, Gießen 1834 ff.), welche größtentheils aus den Quellen geſchöpft allgemeinen Beifall gefunden hat. Einen gedrängten Sachauszug aus dieſem größern Werke enthält ſein „Lehrbuch der chriſtlichen Kirchengeſchichte“ (Gießen 1800. 3. Aufl. 1826). Außerdem beſitzen wir von S. noch folgende Schriften: „Salomo's Prediger oder Koheleth's Lehren; Verſuch einer neuen Überſetzung und richtigen Erklärung“ (Gießen 1794. 8.); „Lehrbuch der Sittenlehre“ (Gießen 1799); Lehrbuch der chriſtlichen Dogmatik“ (Gießen 1800); „Theologiſche Encyklopädie“ (Gießen 1811); „Lehrbuch der chriſtlichen Dogmengeſchichte“ (Gießen 1821); „Geſchichte und Beſchreibung des Großherzogthums Heſſen“ (Gießen 1818—1819). 63.

Schmidt-Phiſeldeck, (Juſtus von), bekannter Staatsmann, Sohn des als Geſchichtſchreiber bekannten Profeſſors Schmidt-Phiſeldeck zu Braunſchweig, geb. zu Wolfenbüttel am 8. Apr. 1769, ſtudirte zu Helmſtädt von 1787—1790 die Rechte, ward daſelbſt bei dem Berghauptmann Grafen von Veltheim zu Harbke nach Beendigung ſeiner Studien Privatſecretair, betrat 1795 die öffentliche Laufbahn und ward zum Grenzſecretair bei der Juſtizcanzlei und zum Archiv- und Lehnsſecretair zu Wolfenbüttel ernannnt. 1799 wurde er zum Conſiſtorial-, Grenz- und Lehnsrathe befördert und ſchrieb während der Dienſtzeit ſeine „Anleitung für Anfänger in der deutſchen Diplomatik“ (Braunſchw. 1804); auch erſchienen von ihm einige kleine juriſtiſche Schriften, z. B. über den Eid. 1806 ernannte ihn der Herzog Friedrich Wilhelm zum Hofrathe und Geheimſecretair im Miniſterium zu Braunſchweig, er ward dann nach der Organiſation des Königreichs Weſtphalen 1808 Appellationsrichter in Caſſel, 1809 Staatsrath, 1810 zugleich Generaldirector der indirecten Steuern und nach Wiedereinſetzung der rechtmäßigen Lan-

desregierung mit dem Titel eines geheimen Regierungsrathes, Mitglied der proviſoriſch angeordneten Regierungscommiſſion, ſowie des 1814 organiſirten Geheimrathscollegium. Bald darauf ging er als braunſchweigiſcher Geſandter zum Congreß nach Wien, an deſſen Verhandlungen er bis 1815 Theil nahm. In der Stellung als Mitglied des Geheimrathscollegium blieb er bis 1826, wo er vom Herzoge Karl ſeine Entlaſſung forderte, welche ihm aber verweigert ward. Da er ſich Verfolgungen mannigfacher Art ausgeſetzt ſah, entfernte er ſich zu Oſtern 1827 aus Braunſchweig und trat als geheimer Rath in hanöverſche Dienſte, ward Chef des Juſtizdepartements, 1832 aber, mit Beibehaltung des Sitzes und Stimmrechts im königlichen Geheimrathscollegium, zum Landdroſt in Hildesheim und zugleich zum Großkreuz des Quelphenordens ernannt. S.-Phiſeldeck hat ſich in ſeinen verſchiedenen Dienſtverhältniſſen den Ruhm eines ausgezeichneten Geſchäftsmannes geſichert; Schärfe des Urtheils, ein durch langjährige Erfahrungen gereifter praktiſcher Blick, bezeichnen ihn vorzugsweiſe als höhern Staatsbeamten. Mit dieſen Eigenſchaften verbindet er Rechtlichkeit, Unparteilichkeit und feſte Willenskraft. Um Braunſchweig hat er ſich in den verſchiedenen Zweigen ſeines Wirkens unbeſtreitbar Verdienſte erworben. Man ſehe die von ihm herausgegebene Schrift: „Über meinen Austritt aus dem herzoglich braunſchweigiſchen Staatsdienſte" (Hanov. 1827). Außerdem ſind über ſeinen Austritt aus dem braunſchweigiſchen Staatsdienſte mehrere andere gegen ihn gehäſſige Schriften erſchienen; es hat aber die zur Unterſuchung ſeiner Geſchäftsführung niedergeſetzte Commiſſion zu keinem ihn gravirenden Reſultate geführt. 25.

Schmidt-Phiſeldeck (Konrad Friedrich von), däniſcher Conferenzrath, Bruder des Vorigen, wurde im Jahre 1770 zu Braunſchweig geboren. Nach ſeinem Abgange von der Univerſität zu Helmſtädt, wo er Philoſophie und Theologie ſtudirt hatte, trat er als Lehrer in das Haus des Conferenzraths Brun in Kopenhagen und bereiſte mit deſſen Familie Deutſchland, Frankreich und die Schweiz, worauf er nach Kopenhagen wieder zurückkehrte und 1794 das däniſche Indigenat erhielt. Nachdem er einige Zeit theologiſche Vorleſungen gehalten hatte, ging er vorzüglich zu cameraliſtiſchen Studien über und wurde im Jahre 1797 in dem Ökonomie- und Finanzcollegium angeſtellt. Er bekleidete hierauf verſchiedene Ämter und ſtarb im Jahre 1833 als Deputirter des Generalzollkammer- und Commerzcollegium. Als Schriftſteller hat er ſich ſowohl durch Werke in däniſcher als deutſcher Sprache bekannt gemacht. Die vorzüglichſten ſeiner Schriften ſind folgende: „Philosophiae criticae secundum Kantium expositio systematica" (Kopenh. 1796—1798. 2 Bde.); „Verſuch einer Darſtellung des däniſchen Neutralitätsſyſtems während des letzten Seekriegs" (Kopenh. 1802. 4 Hefte); „Über das jetzige Verhältniß der jüdiſchen Nation zu dem chriſtlichen Bürgervereine und deſſen künftige Umgeſtaltung" (Kopenh. 1817). Als philoſophiſch-politiſcher Schriftſteller wurde ſein Ruf beſonders durch das in mehrere Sprachen überſetzte Werk: „Europa und Amerika, oder die künftigen Verhältniſſe der civiliſirten Welt" (Kopenh. 1820. 2. Aufl. 1821) verbreitet. Als weniger gelungene Fortſetzung dieſer Schrift iſt zu betrachten: „Zweite Skizze" (Kopenh. 1822). Außerdem ſind zu bemerken: „Der europäiſche Bund" (Kopenh. 1821); „Proben politiſcher Beredſamkeit" (Kopenh. 1824); „Die Welt als Automat und das Reich Gottes" (Kopenh. 1829) und „Auswahl neugriechiſcher Volkspoeſien, in deutſche Dichtungen umgebildet" (Kopenh. 1827). Ein Band „Gedichte" (Braunſchw. 1794) ging faſt ſpurlos vorüber. 81.

Schmiege, franz. biais, sauterelle; engl. bevel, nennt man im Allgemeinen jeden ſchiefen Winkel, insbeſondere aber, wenn eine Mauer oder die ganze Seite eines Gebäudes nach einer ſchrägen Linie gebaut iſt, die mit den andern Seiten des Gebäudes an der Stelle, wo ſie antrifft, keinen rechten Winkel macht.

— Auch verſteht man unter dem Ausdruck S. jeden nicht rechtwinkligen Durchſchnitt bei einem Stück Bauholz. Ferner nennt man den 1 Elle langen in achtel, viertel, halbe, dreiviertel und ganze Zolle getheilten aus drei Stücken beſtehenden und durch Nieten verbundenen Maßſtab, deſſen ſich die Maurer und Zimmerleute bei ihrer Arbeit bedienen, eine S. 26.

Schminke, lat. fucus; franz. fard; engl. cheek-varnish, das Mittel, den blosgetragenen Theilen des Körpers, vorzüglich dem Geſichte, ein friſches jugendliches Ausſehen zu geben, beſteht aus färbenden Stoffen, iſt entweder weiß oder roth und wird meiſt aus Metallkalken verfertigt. So ſehr man aber auch dieſe Art ſich jugendlicher darzuſtellen liebt und ſo ſehr ſie auch z. B. dem Schauſpieler, zur Darſtellung der verſchiedenſten Geſichtszüge nöthig iſt, ſo iſt ſie doch in jeder Hinſicht ſehr ſchädlich; denn die Metallkalke müſſen jederzeit nachtheilig auf die Geſundheit wirken und ſelbſt unſchädliche Ingredienzen verſtopfen wenigſtens die Haut und verhindern die Ausdünſtung. Das Schminken war ſchon bei den hebräiſchen Frauen ſehr gewöhnlich; auch die Griechinnen und Römerinnen ſchminkten ſich häufig, am gebräuchlichſten iſt aber die Sitte noch jetzt im Morgenlande und faſt alle bekannten wilden Völker lieben das Bemalen mit Färbeſtoffen an verſchiedenen Theilen des Körpers. — Sonſt pflegte man auch wohl das Geſicht mit kleinen Pfläſterchen von ſchwarzem Taffet zu belegen (Schminkpfläſterchen), theils um die Hübelchen im Geſichte zu bedecken, theils die Farbe der Haut zu erhöhen. 30.

Schmirgel, ſ. Korund.

Schmolke (Benjamin), bekannt als aſcetiſcher Schriftſteller, wurde zu Brauchitſchdorf bei Liegnitz, wo ſein Vater als Geiſtlicher lebte, am 21. Dec. 1672 geboren und erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf der Schule zu Lauban und der Univerſität zu Leipzig, wo er ſich der Theologie widmete. Nachdem er hierauf einige Zeit als Subſtitut ſeines Vaters im elterlichen Hauſe verlebt hatte, wurde er als Diakonus nach Schweidnitz berufen, wo er als Oberprediger und als Kirchen= und Schulinſpector am 12. Febr. 1737 ſtarb. Seine am weiteſten verbreiteten Schriften waren: „Geiſtlicher Pechweihrauch"; „Klage und Reigen"; „Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene Herz"; „Eines andächtigen Herzens Schmuck und Aſche"; „Geiſtlicher Wanderſtab des Sionitiſchen Pilgrimms" und vor allen ſein vielgeleſenes Gebetbuch „Heilige Flamme der himmliſch geſinnten Seele", welche ſich aber ſämmtlich, ſo wie ſeine geiſtlichen Lieder in einer überladenen, geſchmackloſen, ſpielenden und gezierten Bilderſprache geſchrieben und für unſere Zeit ganz ungenießbar ſind, obwohl ſie ſonſt allgemein verbreitet waren. 81.

Schmutzer iſt der Name einiger geſchätzter Künſtler. Johann Adam, Joſeph und Andreas S., drei Brüder, geboren zu Wien in den Jahren von 1690—1700, waren die Söhne eines Metallarbeiters und Graveurs und widmeten ſich frühzeitig der Kupferſtecherei, in der ſie, zumal Joſeph und Andreas, Ehrenwerthes leiſteten, wenn man in Anſchlag bringt, daß ſie einer höhern Ausbildung gänzlich entbehrt hatten. Unter den Arbeiten, welche Johann Adam lieferte, ſtehen die Portraits der Kaiſerinnen Amalia, Eleonore und Eliſabeth (nach Gemälden in der Wiener Galerie) oben an, unter denen von ſeinen beiden Brüdern gefertigten mehrere Blätter nach den bekannten Rubens'ſchen Darſtellungen aus dem Leben des Decius. Übrigens arbeiteten dieſe letzteren meiſt gemeinſchaftlich. Johann Adam ſtarb 1739, Joſeph 1740 und Andreas 1741. — Berühmter als ſie wurde Jakob S., des Andreas Schmutzer Sohn, geb. im Jahre 1733 zu Wien. Faſt wäre derſelbe durch den Umſtand, daß er nach ſeines Vaters Tode von hartherzigen Verwandten zum Fleiſcherhandwerke gezwungen werden ſollte, der Kunſt entzogen worden; doch ſeine durch nichts zu unterdrückende Neigung erregte die Aufmerkſamkeit des Graveurs Matthias Donner, durch deſſen Unter=

ſtützung er in den Stand geſetzt wurde, die Wiener Akademie zu beſuchen. Mehrere gelungene Arbeiten machten ihn ſpäter dem Fürſten Kaunitz bekannt und dieſer ſandte ihn 1762 auf Befehl der Kaiſerin nach Paris, wo er vier Jahre lang unter des berühmten Wille Leitung ſeine Ausbildung als Kupferſtecher vollendete. Nach ſeiner Rückkehr ward er Director der neuen Akademie der Zeichnen- und Kupferſtecherkunſt und 1771 erhielt er die Oberaufſicht über alle Normalzeichenſchulen. Er ſtarb 1813. Von ſeinen zahlreichen mit ſeltner Genauigkeit ausgeführten Werken, die ihm einen ehrenvollen Platz unter den beſten Kupferſtechern des XVIII. Jahrh. ſichern, werden die, welche er nach Rubens'ſchen Gemälden ausführte, für die vorzüglichſten gehalten. Doch ſchätzt man mit Recht auch die nach eigenen Zeichnungen gefertigten, u. a. ein wohl gelungenes jetzt ſeltenes Portrait des Fürſten Kaunitz. 36.

Schnabel (Ludwig), gräflich ſtolbergiſcher Kammerſecretair, ſonſt wenig bekannt, hat ſich in der deutſchen Literatur einen dauernden Namen erworben durch ſeinen Roman „Die Inſel Felſenburg" (Nordhauſen 1731—1743. 4 Thle. 8.). Dieſer gehört zwar zu der großen Claſſe von Romanen in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, welche zunächſt als Nachahmungen der zahlreichen Robinſonaden (ſ. d. Art.) entſtanden und allerhand Abenteuer zu Waſſer und zu Lande ſchilderten (daher Aventüren genannt), erhebt ſich aber durch anziehende Darſtellung, intereſſante Zeichnung der Charaktere, kunſtreiche Verwebung vieles Zeitgeſchichtlichen und manche kräftige Rüge gegen die Thorheiten der Zeit weit über ſeines Gleichen, iſt daher vielmal wieder aufgelegt und fortgeſetzt worden und hat zur Veredlung des äſthetiſchen Geſchmacks vielfach beigetragen. Öhlenſchläger hat ihm in ſeinen „Inſeln im Südmeere" (Tübingen 1826) und ebenſo L. Tieck durch eine neue Bearbeitung ſeinem Werthe neue Anerkennung zu verſchaffen geſucht. 16.

Schnabelthier (ornithorhynchus paradoxus), ein höchſt ſeltſames Geſchöpf auf Neuholland, iſt ſeinem Äußern nach ſehr wenig von der Fiſchotter verſchieden und hat eine dem platten Entenſchnabel ſehr ähnliche Schnauze, die mit einer ſchwammigen Haut beſetzt iſt, und die Füße ſind mit einer Schwimmhaut überzogen, die ſie ſelbſt über die Krallen hinaus ausdehnen können. An den Hinterfüßen oberhalb der Ferſe hat das Männchen überdieß noch einen hohlen Sporn, mit dem es ſich vertheidigt und in die Wunden, welche es geſtochen hat, einen giftigen Saft einflößt. Doch ſoll dieſer nicht tödtlich ſein. Gleich den Vögeln ſollen ſie nur einen Darm zur Ausleerung des Körpers haben und 2 Eier legen, die von der Größe eines Hühnereies ſind. Die Jungen, welche ausgebrütet werden, ſäugen ſie aber, wie die Säugethiere. 35.

Schnaubert (Andreas Joſeph), berühmter Rechtslehrer, geb. 1750 zu Bingen am Rheine von katholiſchen Eltern, beſtimmte ſich anfänglich zum theologiſchen Studium, ſtudirte aber ſeit 1776 zu Gießen die Rechte, trat öffentlich zur evangeliſch-lutheriſchen Kirche über und ward 1783 Profeſſor der Rechte in Gießen; aber ſchon 1784 erhielt er eine gleiche Profeſſur in Helmſtädt und ward zugleich Beiſitzer der Juriſtenfacultät daſelbſt. 1786 wurde er als ordentlicher Profeſſor des Lehnrechts mit dem Hofrathstitel nach Jena berufen, rückte 1794 in die Facultät ein, ward 1809 Ordinarius des Schöppenſtuhls und der Juriſtenfacultät mit dem Charakter eines geheimen Juſtizrathes und erſter akademiſcher Rath des Geſammtoberappellationsgerichts. S. ſtarb 1825. Von ſeinen vielen Schriften bemerken wir nur: „Neueſte juriſtiſche Bibliothek" (Gießen 1780, Jena 1789 — 1791); „Beiträge zum deutſchen Staats- und Kirchenrechte" (Gießen 1781. 2 Thle.); „Erläuterungen des in Deutſchland üblichen Lehnrechts" (Ebend. 1784. 1. Thl., Braunſchw. 1786. 2. Thl., Ebend. 1799. 3. Thl.); „Einleitung in das Staatsrecht der geſammten reichsſtändiſchen Lande" (Jena 1787); „An-

fangsgründe des Staatsrechts der geſammten Reichslande" (Ebd. 1787); „Kurzer Entwurf des proteſtantiſchen Kirchenrechts in Deutſchland" (Ebend. 1788); „Über die rechten Mittel, die Proteſtanten wider den Katholicismus zu ſichern" (Ebend. 1788); „Über Kirche und Kirchengewalt" (Ebd. 1789. 2. Aufl. 1795); „Grundſätze des Kirchenrechts der Proteſtanten in Deutſchland" (Ebend. 1792. 2. Aufl. 1795); „Beſondere Grundſätze des Kirchenrechts der Katholiken in Deutſchland" (Ebend. 1794); „Lehrbuch des deutſchen Staatsrechts" (Ebend. 1806). 25.

Schnecken, ſ. Mollusken.

Schnee, lat. nix; franz. neige; engl. snow, entſteht, wenn bei einer hinreichend niedrigen Temperatur die in der Atmoſphäre ſich befindenden Waſſertheilchen gefrieren, wo ſich dann unter günſtigen Umſtänden ſehr kleine regelmäßige Kryſtalle bilden, die ſich als feine Eisnadeln unter einem Winkel von 60° und 120° durchkreuzend einander anſetzen und die ſehr mannigfaltig gruppirten in ihren Einzeltheilen umgeänderten, meiſt ſechszackig ſternförmigen Schneeflocken (flocci nivales) bilden. Die Geſtalt und Bildung des Schnees beruht auf der Kryſtallform des Eiſes. Die regelmäßigſten Figuren entſtehen bei ſtrenger Kälte; aber dann ſind die Flocken allemal klein, ja ſie fallen bei ſtrenger Kälte auch als einfache Eisnadeln und gegen die Pole hin oft ſo fein wie Staub herab (Staubſchnee). Je wärmer aber die Luft iſt, deſto mehr ſchmilzt der S. beim Herabfallen und gibt dann ſehr weiche ſtark näſſende Flocken. Schneegewitter geben ſehr harten S., der in höheren den Gewitterwolken näher liegenden Punkten nicht ſelten ſchneidend hart wird. Der Luftbeimengung verdankt der S. ſeine ſtarke Lichtreflexion (Schneeblendung), welche nicht ſelten Entzündungen der Augen in nördlichen Gegenden, die ſogenannte Schneeblindheit, erzeugt. Auch phosphorescirt er in dieſem Zuſtande am Stärkſten durch Iſolation und ſchützt als ein ganz vorzüglich ſchlechter Wärmeleiter, je höher er lagert, um ſo mehr gegen die Entwärmung des Bodens und alſo auch gegen das Erfrieren der Pflanzen. Nach Maßgabe der verſchiedenen Luftbeimengung beſtimmt ſich auch die verſchiedene Lockerheit des Schnees; man mißt dieſelbe, indem man verſucht, wie viel Waſſer ein beſtimmtes Volumen S. gibt. Die Menge des fallenden Schnees iſt in den verſchiedenen Theilen der Erde höchſt verſchieden. Den bedeutendſten Einfluß darauf hat die Breite der Orte. In den nach den Polen zu gelegenen Gegenden ſchneit es faſt unaufhörlich ſelbſt im Sommer, wogegen in den gemäßigten Gegenden weit weniger S. fällt. Am Äquator findet er ſich nur auf den höchſten Bergen. Die eigentliche Region des Schnees beginnt erſt im mittlern Italien, in Aſien und vorzüglich in Amerika aber erſtreckt ſie ſich viel weiter nach Süden. Überhaupt kann man annehmen, daß der Anfang derjenigen Region, wo es in der Ebene ſchneit, in die iſothermiſche Linie von 15° C. fällt, die etwa durch Florenz geht. In dieſer gehört der S. unter die Seltenheiten. Von hier an nimmt dieſelbe mit den Graden der Breite zu bis etwa zur Iſotherme von 5°, die nahe bei Drontheim fällt, da aber nimmt ſie wieder ab, weil in hochnördlichen Gegenden die Luft zu kalt und zu arm an Waſſerdampf iſt. Friſch gefallener S. iſt jederzeit am Lockerſten, allmählig aber wird er durch ſeinen eigenen Druck feſter und ſenkt ſich, wozu noch der Einfluß der Sonnenſtrahlen kommt, die einen Theil deſſelben auf der Oberfläche erweichen, welcher durch die nachfolgende Kälte wieder gefriert, ſo daß im Verlaufe der Zeit eine ſtets zunehmendere und feſter werdendere Decke, eine Schneecruſte, entſteht, die zuweilen ſo hart wird, daß man darüber hingehen kann, ohne in den darunter befindlichen lockern S. einzuſinken. Außerdem verdunſtet derſelbe fortwährend, je länger er liegt und je trockener während dieſer Zeit die Luft bei Nord- und Oſtwinden iſt. Auf hohen Bergen, in Thälern und in waldigen Gegenden erhält er ſich daher ſehr lange und ſpeiſt das ganze Jahr hindurch die perennirenden

Quellen (ſ. d. Art.) und die hieraus entſtehenden Flüſſe. Das Waſſer des Schnees iſt im Allgemeinen rein und blos ausnahmsweiſe mit heterogenen Subſtanzen vermiſcht. Eine die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher ſchon längſt rege machende Erſcheinung iſt der *rothe* oder *Blutſchnee*, welcher ſich an manchen Stellen findet. Den Unterſuchungen zufolge iſt der auf den Alpen gefundene rothe S. vegetabiliſcher Natur. Ramond fand dieſen röthlich gefärbten S. im Frühjahre auf den Spitzen der Pyrenäen und erhielt nach dem Aufthauen deſſelben eine gnügende Menge färbenden Pulvers, das getrocknet und auf Kohlen geworfen bei geringer Hitze nach Opium und den Wurzeln der Cichoriengewächſe roch, bei ſtärkerer Hitze ſich aufblähete und ſich wie ein vegetabiliſcher Stoff verhielt. Nebenbei fand er kleine dunkelrothe Blättchen, die er für Glimmer hielt. Wrangel rechnete die gefundene rothe Subſtanz zu den Lichenen und hat ſie lepraria kermesina genannt. Scoresby dagegen iſt der Meinung, daß ſie von einer Thierart herrühren, die ſich häufig in den nördlichen Polarmeeren findet und dem Eiſe, wie dem darauf liegenden S. eine rothe, gelblichrothe oder gelbe Farbe gibt. 40.

Schneekoppe, auch **Rieſenkoppe**, der höchſte Gipfel des Rieſengebirges (ſ. d. Art.), liegt nach Gerſtner unter 50° 45′ 30″ N. Br. und 33° 33′ 15″ L. und erhebt ſich der gewöhnlichen Annahme zufolge bis auf 4955 Fuß, während Andere ihre Höhe zu 4983, 5000 und 5056 Fuß angeben. Als ein hoher, ſteiler, meiſt in Wolken eingehüllter Fels ſteigt ſie faſt 500 Fuß hoch von dem Rücken des 4476 Fuß hohen *Seifenberges* empor und bildet einen abgeſtumpften 60—80 Fuß im Umfange habenden Gipfel, auf welchem eine 20 Ellen hohe und 13 Ellen im Durchmeſſer haltende dem heiligen Laurentius geweihte, jetzt aber als Hoſpiz dienende Kapelle ſeit 1681 allen Stürmen getrotzt hat. Die Ausſicht, deren man hier genießt, iſt überaus groß und mannigfaltig; der Durchmeſſer des Geſichtskreiſes beträgt mehr als 40 M. und ganz Niederſchleſien, ein Theil von Oberſchleſien, der weſtliche Theil der Oberlauſitz und bedeutende Theile Böhmens liegen vor dem Auge panoramenartig ausgebreitet. Vor Allem bemerkenswerth iſt der gegen Süden gelegene Rieſengrund (in ſeiner Fortſetzung Aupengrund genannt), ein gegen 2000 Fuß tief und ſchroff hinablaufender Abgrund, durchſtrömt von der Aupe und umgeben von ſteilen Granitwänden, Klippen und Schluchten. — Übrigens findet man auf der S. die ſogenannten Veilchenſteine, Gneus- oder Glimmerſchiefertrümmer, deren Oberfläche mit einem wie Veilchen duftenden Mooſe (byssus jolithus) überzogen iſt. — Die S. gehört theils nach Schleſien (zur Herrſchaft Kynaſt), theils zu Böhmen (zur Herrſchaft Marſchendorf). Die Kapelle ſteht auf ſchleſiſchem Gebiete. 15.

Schneelinie oder **Schneegrenze** nennt man eine gedachte elliptiſch gekrümmte Linie in der Atmoſphäre, oberhalb welcher der Schnee niemals wegſchmilzt, die bei den Polen die Erdoberfläche berührt und ſich dann immer höher erhebt, bis ſie unter dem Äquator eine Höhe von etwa 5200 Metres erreicht. In ſofern nämlich bekannt iſt, daß die Temperatur in der Atmoſphäre nach oben zu immer mehr abnimmt, läßt ſich die Höhe der ewigen Schneegrenze berechnen; häufig findet man jedoch, daß dieſelbe in der Wirklichkeit nicht genau mit dieſem Calcul zuſammentrifft, indem vielfache Nebenumſtände und örtliche Verhältniſſe darauf einwirken können. Insbeſondere bedingen ſehr große Bergmaſſen die Höhe der Schneegrenze und rücken dieſelbe weiter hinauf, und hieraus erklärt es ſich, warum dieſelbe auf den Himalayagebirgen und dem Kaukaſus höher liegt, als unter gleichen Parallelen. Selbſt die Lage der Höhen und ihre Richtung nach den Weltgegenden hat auf die Schneegrenze einen Einfluß und von Wilden behauptet ſogar, ſie ſei in verſchiedenen Jahren verſchieden. Die Schneegrenze liegt nicht in derjenigen Höhe, deren mittlere Temperatur = 0 iſt, ſondern meiſtens höher, weil die warmen Sommertage ſo ſtark auf das Schmelzen des Schnees wirken und zwar

um ſo viel mehr, je weiter man nach den Polen kommt. In den heißen Zonen, wo ſich die Temperatur das ganze Jahr hindurch mehr gleich bleibt, wechſelt auch die Schneegrenze deßhalb weniger, auch ſind hier keine ſolche Eismaſſen auf den Gebirgen gelagert, als im Norden, welche die Beſtimmung erſchweren, indem viele Gletſcher weit unter die Schneegrenze herabreichen. Aus dieſem Grunde darf auch die Grenze dieſer nicht mit jener verwechſelt werden. Iſolirte Berge werden auch weniger durch aufwärts gehende Luftſtröme und Zurückwerfung der Sonnenſtrahlen von den tiefer liegenden Gegenden erwärmt als ausgedehnte Gebirgsmaſſen. Den beſten Beobachtungen zufolge iſt ſie auf den Anden in Quito unter 1° 30′ S. Br. von 14760 par. Fuß, auf den Himalaya von 31° N. Br. 13662 par. Fuß, dem Kaukaſus unter 42—43° N. Br. 9900 par. Fuß, den Pyrenäen unter 42° 31′—43° N. Br. 8400 par. Fuß, den ſchweizer Alpen unter 45° 45′—46° 30′ N. Br. 8220 par. Fuß, den Karpathen unter 49° 10′ N. Br. 7980 par. Fuß, auf Island unter 65° N. Br. 3092 par. Fuß, den norwegiſchen Alpen unter 70° N. Br. 3300 par. Fuß. Wo die immer mehr ſich ſenkende Schneegrenze die Erdoberfläche trifft, iſt ebenfalls ſchwer zu beſtimmen. Im Norden ſcheint dieß auf der Südweſtküſte von Spitzbergen unter dem 80°, auf der Oſtküſte von Grönland aber vielleicht ſchon unter dem 65° der Fall zu ſein. In der ſüdlichen Hemiſphäre ſcheint nach wahrſcheinlicher Vermuthung die Schneegrenze noch vor dem 65° die Meeresfläche zu erreichen. Durch die Grenze des ewigen Schnees wird zugleich der Schauplatz des organiſchen Lebens geſchloſſen. 40.

Schneider (Johann Gottlob), ein, vorzüglich als tiefer Kenner der altgriechiſchen Sprache berühmter Philolog unſerer Zeit, ward geboren 1752 zu Kolm bei Wurzen, daher er ſich ſtets S. Saxo ſchrieb, erhielt ſeine Schulbildung in Pforta, ſtudirte dann 1768—1771 zu Leipzig, ging hierauf nach Göttingen und endlich 1774 mit Brunck nach Straßburg. Namentlich waren es die Naturwiſſenſchaften und vorzüglich Botanik und Zoologie, worauf er neben ſeinem Studium der alten Claſſiker allen Fleiß verwendete und deren Berückſichtigung ſeinen Ausgaben der Claſſiker einen ſo hohen Werth verleiht. So lebte er in ununterbrochener Thätigkeit, bis er 1776 einen Ruf als Profeſſor der griechiſchen Literatur an die Univerſität zu Frankfurt an der Oder annahm. Mit der Verlegung der Univerſität nach Breslau kam er in dieſe Stadt, wo er 1816 nach Bredow's Tode noch Oberbibliothekar wurde. Für die Wiſſenſchaft noch viel zu früh, ſtarb er hier den 12. Jan. 1822. Seine Schriften ſind ſehr zahlreich, aber deſſenungeachtet finden ſich in allen ſelbſtſtändiges Forſchen, eine bewunderungswürdige Gelehrſamkeit, ein ſcharfes Urtheil und ein reger Geiſt. Sein Hauptwerk aber und zugleich das, wodurch er ſich einen unſterblichen Namen gemacht hat, iſt ſein „Griechiſches Lexikon" (Leipz. 1797. 2 Bde. 2. Ausg. 1820. 4. und ein Supplementband 1821, neu edirt von Paſſow). 20.

Schneider (Eulogius), als Dichter und fanatiſcher Republikaner bekannt, wurde am 30. Oct. 1756 zu Wipfeld in Würtemberg geboren, entwickelte glückliche Anlagen für die Dichtkunſt, trat in den Prieſterſtand und wurde zum Profeſſor in Bonn ernannt. Allein der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution machte ſo tiefen Eindruck auf ihn, daß er ſeine Stelle aufgab und ſich nach Straßburg wandte, wo er einer der wüthenſten Terroriſten und 1791 zum Vicar des dortigen conſtitutionellen Biſchofs, 1792 zum Maire in Hagenau und dann zum Civilcommiſſair der Armee ernannt wurde. Er durchzog, von einem Revolutionsheere begleitet, mit der Guillotine die ganze Umgegend und opferte ohne Unterſuchung Menſchen jedes Alters, Standes und Geſchlechtes ſeinem politiſchen Fanatismus auf; doch traf ihn endlich ſelbſt ein gleiches Loos, indem die Commiſſaire des Conventes, St. Juſt und Lebas, die ſich durch ſeinen Übermuth beleidigt fühlten, ihn am 20. Dec. 1793 verhaften und nach Paris bringen ließen, wo er

am 1. April 1794 durch die Guillotine hingerichtet wurde. Außer ſeinen Gedichten (Frankf. 1790. 5. Aufl. 1813) verdienen Erwähnung: „Die erſten Grundſätze der ſchönen Künſte" (Bonn 1790). 81.

Schneider (Anton), ein durch ſeine Vaterlandsliebe ausgezeichneter Mann, wurde im Jahre 1777 in dem Flecken Weiler in Vorarlberg geboren, wo ſein Vater als unbemittelter Wundarzt lebte, ſtudirte unter den drückendſten Verhältniſſen in Insbruck die Rechte und war eben im Begriffe, ſich als Anwalt der juriſtiſchen Laufbahn zu widmen, als die Nähe der franzöſiſchen Krieger auch ſein Vaterland bedrohte. Er trat jetzt in den Landſturm, ſchwang ſich bald bis zum Officier empor und marſchirte mit den Truppen bis Zürich. Die Hochſchule von Insbruck ertheilte ihm nach Abſchluß des Friedens als Belohnung für ſeine perſönliche Tapferkeit unentgeldlich die Doctorwürde und bei dem Ausbruche des Aufſtandes von Vorarlberg gegen die baieriſch-franzöſiſche Herrſchaft (1809) ſtellte ihn das Volk als Generalcommiſſair, d. h. Anführer des Aufſtandes, an die Spitze des Unternehmens. Aus einer Bevölkerung von 91000 Menſchen hob nun S. 20000 waffenfähige Mannſchaft aus, wußte ſich durch unermüdete Thätigkeit Reiterei und Geſchütz zu verſchaffen und machte mit einer Unterſtützung von 400 Mann Öſtreichern wichtige Ausfälle nach Schwaben, obgleich er an Geld, Waffen und Kriegsbedürfniſſen oft den drückendſten Mangel litt; ja er vertrieb den Marſchall Lefebvre binnen 4 Monaten dreimal aus dem Lande. Nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes von Znaim wurden aber die Vorarlberger durch den Kronprinzen von Würtemberg von der einen Seite und vom Generale Beaumont im Rücken angegriffen. S. unterhandelte mit dem Anführer der würtembergiſchen Vorpoſten wegen der Übergabe Vorarlbergs unter Sicherſtellung des Eigenthums und der Perſon, ſo wie Bedingung der Freiheit für ſich ſelbſt; allein der Vertrag wurde ſchändlicher Weiſe gebrochen und S. ausgeplündert, gefangen und gemißhandelt. Schon hatte Napoleon von Schönbrunn aus das Todesurtheil über ihn geſprochen und der franzöſiſche General drang darauf, den Beſchluß des Kaiſers zu vollziehen, als der Kronprinz von Würtemberg S. nur dadurch rettete, daß er ihn als ſeinen Gefangenen nach Hohenasperg abführen ließ und ſeine Auslieferung ſtandhaft verweigerte. Nachdem S. lange in Ulm, Lindau und Kempten gefangen gehalten worden war, erhielt er durch die im wiener Frieden im Jahre 1811 ausgeſprochene allgemeine Verzeihung auch ſeine Freiheit wieder und wurde zum Appellationsrathe in Wien ernannt. Nach Vernichtung des franzöſiſchen Heeres in Rußland im Jahre 1812 ſtellte er ſich mit dem Freiherrn von Hormayr und Anderen abermals an die Spitze des Aufſtandes der Vorarlberger, allein er wurde mit den übrigen Urhebern deſſelben von den Öſtreichern gefangen und des Landes verwieſen. Nach dem pariſer Frieden vom Jahre 1814 kehrte er in ſeine Heimath zurück, wo er ſeitdem als Privatmann lebte und am 17. Juli 1820 in dem Bade zu Fidris in Graubündten ſtarb. Hier ließ ihm der Erzherzog Johann von Öſtreich ein einfaches, aber geſchmackvolles Denkmal errichten. 81.

Schneider (Johann Chriſtian Friedrich), herzoglicher anhalt-deſſauiſcher Kapellmeiſter, Doctor der Tonkunſt, einer der ausgezeichnetſten Kirchencomponiſten neuerer Zeit, wurde am 23. Jan. 1786 zu Waltersdorf in der Oberlauſitz geboren und ſchon in früher Jugend von ſeinem Vater, dem Schullehrer ſeines Geburtsorts, in verſchiedenen Zweigen der Muſik unterrichtet. Ein 7jähriger Aufenthalt auf dem Gymnaſium zu Zittau (1798—1805) gab ihm hierauf treffliche Gelegenheit zu weiterer Ausbildung und oft verſuchte er ſich damals ſchon mit Glück in der Compoſition. Doch wurde die Tonkunſt ſein ausſchließliches Studium erſt dann, als er im Jahre 1805 die Univerſität zu Leipzig bezogen und in Aug. Eberh. Müller und Schicht Freunde und Lehrer gefunden hatte. Bereits 1807 ward er Organiſt an der Univerſitätskirche, 1810 Muſikdirector bei der Seconda'ſchen

Schauſpielertruppe und 1813 Organiſt an der Thomaskirche zu Leipzig; doch übernahm er im Jahre 1817 die Muſikdirectorſtelle an dem neuen Stadttheater, bis er endlich im Jahre 1821 dem ehrenvollen Rufe als Kapellmeiſter nach Deſſau folgte. Die Compoſitionen dieſes gründlich gebildeten und in allen Zweigen der Tonkunſt wohlerfahrenen Muſikers ſind ſehr zahlreich, obwohl nicht von gleichem Werthe. Offenbar iſt die kirchliche Muſik diejenige Gattung, in welcher er ſich am Leichteſten und mit dem meiſten Erfolge bewegt; nicht minder vielleicht auch die reine Inſtrumentalmuſik, weniger aber ſeine Claviercompoſitionen und einige andere Gattungen. Was ſeine kirchlichen Compoſitionen betrifft, ſo erinnern wir nur an die trefflichen Oratorien: „Das Weltgericht"; „Die Sündfluth"; „Das verlorene Paradies"; „Chriſtus der Meiſter"; „Abſalon" u. m. a., in welchen überall ein rein kirchlicher, dem Weltlichen fremder, erhabener Sinn hervorleuchtet. Sonſt ſind noch bemerkenswerth mehrere ſeiner Ouverturen und Geſänge, auch einige Meſſen und Cantaten. Übrigens hat ſich S. außerdem durch mehrere theoretiſche Werke bedeutendes Verdienſt erworben; auch gründete er vor einiger Zeit eine Schule für angehende Componiſten, aus welcher bereits mehrere tüchtige Muſiker hervorgegangen ſind. — Johann S., des Vorigen Bruder, geb. 1789 zu Altgersdorf bei Zittau, iſt jetzt Hoforganiſt in Dresden und gehört bekanntlich zu den vorzüglichſten Orgelſpielern unſerer Zeit. 36.

Schneller (Julius Franz Borgias), ein durch ſeine geiſtreiche Auffaſſung und populäre Darſtellung ausgezeichneter Geſchichtſchreiber, wurde im Jahre 1777 zu Straßburg geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung als Juriſt auf der Univerſität zu Freiburg und erlangte beſonders in der Mathematik ausgezeichnete Kenntniſſe. Als Moreau über den Rhein zu gehen drohte, bewirkte er das Aufgebot des Landſturms in Hauenſtein, ſchloß ſich an die gegen die Franzoſen ziehenden Studirenden an und nahm 1796 an dem Gefechte bei Wagenſtatt Theil, nach deſſen Verluſte er ſich aus dem Breisgau nach Wien zurückzog und ſich daſelbſt außer den alten und neuen Sprachen mit theatraliſchen Arbeiten beſchäftigte, unter denen das Trauerſpiel „Vitellia" und das Luſtſpiel „Die Gefangenſchaft" am Günſtigſten aufgenommen wurde. Da er 1802 als Begleiter eines jungen Adeligen das großartige Leben in Paris, London, Venedig und Belgrad kennen lernte und die Entwickelung der Zeitereigniſſe zum Theil aus eigener Anſchauung beobachtete, ſo beſchloß er, ſich nach ſeiner Rückkehr dem Studium der Geſchichte ausſchließlich zu widmen. Zum Lehrer derſelben in Linz und bald darauf (1806) zu Grätz in Steiermark ernannt machte er ſeine „Weltgeſchichte" (Grätz 1810—1812. 4 Bde.) und die Schriften „Böhmens Schickſale und Thatkraft vor dem Vereine mit Ungarn, Öſtreich und Steiermark" (Ebend. 1817) und „Öſtreichs und Steiermarks Thatkraft vor dem Vereine mit Ungarn, Böhmen und unter ſich" (Ebend. 1818) und „Bundesanbeginn von Ungarn, Böhmen, Öſtreich und Steiermark" (Ebend. 1819) bekannt, während zu derſelben Zeit viele Aufſätze von ihm in Zeitſchriften erſchienen, unter denen die gekrönte Preisſchrift „Geiſt der Jahrhunderte im Kaiſerthume Öſtreich" in André's „Hesperus" ſich beſonders auszeichnet. Da er aber als Lehrer und Schriftſteller ſeine Anſichten ſtets mit Freimüthigkeit vortrug und in politiſcher Hinſicht die Staatsformen von Nordamerika und Großbritannien zum Muſter aufſtellte, denen er durch Mitwirkung großer Fürſten auch den öſtreichiſchen Staat näher gebracht wünſchte, ſo klagte man ihn nach dem Sturze Napoleon's der Neuerungsſucht an, machte ihn als Aufklärer und Anhänger des Buonapartismus verdächtig und unterſagte die Wiederauflage ſeiner „Weltgeſchichte" und den Druck des fünften und letzten Theils derſelben. Hierdurch fand er ſich bewogen, ſeine jetzige Stelle aufzugeben und ſich 1823 als Lehrer der Philoſophie an die Univerſität in Freiburg zu wenden, wo er am 15. Mai 1833 ſtarb. Außer einer, ſchon während ſeiner Studienzeit von ihm bekannt ge-

machten Flugſchrift: „Über Preußens Demarcationslinie" (1795) erwähnen wir noch von ihm: „Weiblichkeit, ein Sonettenkranz, zum Weihnachtsgeſchenke" (Wien 1822. 2. Aufl.), ein didaktiſches Gedicht; „Über den Einfluß der Weltgeſchichte auf die Philoſophie" (Freiburg 1824); „Sündenbabel und Krähwinkel", eine Satyre, die unter dem Namen Jul. Velox erſchien; „Über den Zuſammenhang der Philoſophie mit der Weltgeſchichte" (Ebend. 1825); „Geſchichte Böhmens" (Dresd. 1827. 2 Bdchen.); „Geſchichte der Menſchheit" (Ebend. 1828); „Der Menſch und die Geſchichte" (Ebend. 1828) und „Öſtreichs Einfluß auf Deutſchland und Europa ſeit der Reformation bis zu den Revolutionen unſerer Tage" (Stuttg. 1828—1829. 2 Bde.). Seine „Hinterlaſſenen Werke" (Lpz. und Stuttg. 1834—1835. 4 Bde.), welche ſeine Biographie, ſeinen Briefwechſel mit Prokeſch, Ideen über Literatur und Kunſt, Dichtungen, Biographien, Charakteriſtiken, Anſichten über Philoſophie, Geſchichte, Politik, Zeitereigniſſe, Glauben und Kirchenthum enthalten, wurden von E. Münch herausgegeben. 81.

Schnellpreſſe, ſ. Druckmaſchine.

Schnepfe, lat. scolopax; franz. bécasse; engl. snipe, iſt eine Gattung der Sumpfvögel, von der mehrere Arten auch in Deutſchland bekannt ſind. Sie erreichen ungefähr die Größe eines Rebhuhns, ſind durchgängig ſehr ſchüchtern und halten ſich gewöhnlich an ſumpfigen und moraſtigen Orten auf. Der Schnabel der S. iſt ſtumpf, oben ſo lang, als der Kopf und hat eine walzenförmige Geſtalt; ihr Geſicht iſt befiedert, die Beine ſind hoch und die Füße mit 4 Zehen beſetzt, von welchen die hinterſte aus mehreren Gelenken beſteht. Inſecten, Würmer und einige Pflanzenarten machen ihre Nahrung aus und mit dem Anfange des Herbſtes ziehen ſie heerdenweiſe in ſüdlichere Länder. Nicht blos ihr Fleiſch, ſondern noch mehr ihre Eingeweide nebſt dem Kothe gelten für eine der größten Delicateſſen. Auf ihren Wanderungszügen werden ſie in Schlingen, Netzen und Fallen gefangen; doch ſchießt man ſie auch auf dem Anſtande. Die bekannteſten Arten ſind die Wald- oder Holzſchnepfen. Sie haben einen langen, geraden, nach der Wurzel hin rothen Schnabel und ſind auf dem Rücken mit roſtfarbigen, ſchwarz und grau geſtreiften Federn beſetzt; am Unterleibe fallen dieſe mehr ins Aſchgraue. 35.

Schnepfenthal, durch die 1784 daſelbſt gegründete und noch beſtehende Erziehungsanſtalt berühmt (ſ. Salzmann), liegt ½ Stunde von dem Städtchen Waltershauſen und 1 Meile von Gotha entfernt auf einer anmuthigen Höhe und gewährt auf der Vorderſeite die ſchönſte Ausſicht in die Umgegend von Gotha, Arnſtadt und Eiſenach. Die 4 Gebäude, welche mit einer dahinter liegenden Reitbahn zum Inſtitute gehören, bilden einen Winkel, ſind vorn mit Obſtbäumen, meiſt zum Andenken der Zöglinge und übrigen Bewohner, gepflanzt und mit einer Pappelallee an der Seite begrenzt. In einem derſelben, welches der Director bewohnt, befinden ſich der Speiſe- und Betſaal, die Schlafſäle und das Naturaliencabinet, in den anderen die Buchhandlung, die Wohnungen der übrigen Lehrer, Zöglinge und zum Inſtitute gehörenden Perſonen. Die Buchdruckerei daſelbſt iſt ſchon ſeit geraumer Zeit nach Gotha verlegt. In der Nähe eines Laubwäldchens iſt die Turnanſtalt und die Ruheſtätte Salzmann's und der Seinigen, ſo wie auch weiterhin nach Reinhardsbrunn mehrere Teiche mit friſchem Quellwaſſer zum Baden und Schwimmen dienen. — Vergl. „Über die Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal" (Schnepfenthal 1808. 8.); „Kurze Nachricht über die gegenwärtige Einrichtung der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal" (Schnepfenthal 1835). 84.

Schnepper, Schnäpper, Schipperling nennt man eine kleine Armbruſt, deren Sehne beim Abdrücken einen Klang wie das Losſpringen einer Feder gibt. Denſelben Namen führen zwei chirurgiſche Inſtrumente, von denen das eine zum Aderlaſſen, das andere zum Schröpfen dient. 61.

Schnitzekunſt, Holzſchnitzekunſt, iſt diejenige der bildenden und zwar der plaſtiſchen Künſte, welche ſich mit dem Schnitzen von Figuren, Bildniſſen, Laubwerk und anderer der Kunſt angehöriger Gegenſtände beſchäftigt. Die S. iſt nebſt der Thonbildnerei offenbar als der erſte Anfang der Plaſtik überhaupt und insbeſondere der Bildhauerei zu betrachten, erſcheint jedoch ſpäter als bildende Kunſt auch ſelbſtſtändig, obwohl ſie nur ſelten von eigentlichem und höherm Kunſtwerthe geworden iſt. (Vergl. den Art. Bildhauerei.) 1.

Schnorr von Karolsfeld (Veit Hans), Director an der Zeichnenakademie zu Leipzig, geb. 1764 in Schneeberg, zeigte ſchon frühzeitig Neigung und Talent zu künſtleriſchen Beſchäftigungen, widmete ſich jedoch durch Verhältniſſe dazu beſtimmt anfangs der juriſtiſchen Laufbahn, bezog im Jahre 1781 die Univerſität Leipzig und vollendete trotz ſeiner innern Abneigung gegen die Jurisprudenz den akademiſchen Curſus. Indeß gab er bald darauf die nur ungern begonnene Laufbahn auf und wandte ſich nach Königsberg, wo er in dem Umgange Hippel's und mehrerer anderer Freunde einige Jahre glücklich verlebte. Von hier aus nahm er eine Lehrerſtelle an der Handelsſchule zu Magdeburg an, gab dieſelbe indeß nach kurzer Friſt wieder auf und ging nach Leipzig, wo er ſich ausſchließlich der Kunſt zu widmen anfing. Konnte er auch bei ſeinem vielfach und eigenthümlich bewegten Leben das hohe Ziel, welches er ſich wohl geſetzt haben mochte, nicht erreichen, ſo erwarb er ſich doch durch fleißiges Studium und den Umgang mit Männern, wie Öſer, Seume, Müller u. A. m., außer einer anerkennenswerthen Geſchicklichkeit im Zeichnen und Malen (wie mehrere ſeiner Arbeiten, unter andern Staffeleigemälde, Portraits, geſchichtliche und andere Darſtellungen für Almanache und Taſchenbücher, Miniaturen ꝛc. beweiſen) eine umfaſſende Kenntniß der Theorie der Kunſt ſowohl, wie der Geſchichte derſelben, beſonders der Malerei. Im Jahre 1816 fand S. eine ſeinem Streben angemeſſene Anſtellung als Director der Zeichnenakademie zu Leipzig, in welcher Stellung er jetzt noch thätig iſt. — Von ſeinen Söhnen ſtarb der jüngſte, Eduard, welcher große Hoffnungen erregte, bereits 1819 zu Wien. Der älteſte, Ludwig S., geb. den 11. Oct. 1789, bildete ſich auf der wiener Akademie und hat ſich durch mehrere treffliche Arbeiten, vor Allem durch ſeinen „Fauſt" nach Göthe rühmlich ausgezeichnet. Am Berühmteſten jedoch wurde der dritte ſeiner Söhne, Julius S. von Karolsfeld, geb. zu Leipzig am 26. März 1794. Nachdem derſelbe von ſeinem Vater die erſte Ausbildung erhalten hatte, kam er im Jahre 1811 auf die Akademie in Wien, wo er 3 Jahre lang treffliche Studien machte, nicht ohne damals ſchon ſich zu jenem eigenthümlichen Streben hinzuneigen, welches in Wien noch unterdrückt, in Rom aber bereits die herrlichſten Früchte zu tragen angefangen hatte. Trefflich vorbereitet traf er 1814 in Rom ein und ſchloß ſich alsbald der in herrlichem Streben wetteifernden Künſtlergenoſſenſchaft innig an. Sein in dem edlen Style der alten Meiſter gearbeitetes erſtes Gemälde von Bedeutung: „Die Hochzeit zu Kana" machte ihn in Kurzem rühmlich bekannt und verſchaffte ihm den ehrenvollen Auftrag, einen Saal der Villa Maſſimi mit Darſtellungen aus dem Arioſto zu ſchmücken, eine Arbeit, die ihn mehrere Jahre beſchäftigte, jedoch immer noch Zeit zu anderen Malerarbeiten, wie z. B. „Jakob und Rahel", eine heilige Familie, „Ruth", Scenen aus dem Leben Jeſu u. m. a., übrigließ. Während dieſer Beſchäftigungen und inmitten ſeines raſtloſen Vorwärtsſtrebens lernte ihn der damalige Kronprinz von Baiern kennen und dergeſtalt ſchätzen, daß er im Jahre 1825 einen Ruf nach München und eine Profeſſur an der Akademie der bildenden Künſte erhielt, welche er zu Ende des Jahres 1827 antrat. Seit dieſer Zeit hat er ſeine hohe Künſtlerſchaft durch mehrere große Darſtellungen aus dem Nibelungenliede in den unteren Sälen der neuen Reſidenz zu bewähren Gelegenheit gefunden und ſich für immer einen Rang unter den größten Malern der neuern Zeit geſichert. 36.

Schnupfen, ſ. Katarrh.

Schnupftabak, ſ. Tabak.

Schnürbruſt, franz. corps de jupe; engl. stave, bodice, iſt ein Kleidungsſtück der Frauen, welches unter den Kleidern getragen wird und den Rücken, die Bruſt und den Oberleib bedeckt. In früheren Zeiten waren die Schnürbrüſte oft von ſehr koſtbarem Stoffe verfertigt, während jetzt an deren Stelle meiſt nur Schnürleibchen getragen werden. Jene waren mittelſt eingenähter Schnuren oder eingelegten Fiſchbeins rund herum ausgeſteift, wogegen dieſe nur an den auf dem Rücken zuſammenſtoßenden Enden mit einem Fiſchbeinſtabe und vorn mit einem Blankſcheite verſehen ſind. Die Beſtimmung des Schnürleibchens iſt, dem Körper eine ihm angemeſſene Haltung, eine ſchöne Geſtalt und einen ſchlanken Wuchs zu verſchaffen. Leider gewöhnt ſich der Körper mit den zunehmenden Jahren immer mehr an ein ſolches Werkzeug, das Einſchnüren mittelſt des Schnürleibchens wird ihm immer unentbehrlicher und wenn nun vollends der Körper recht enge durch daſſelbe zuſammengepreßt wird, immer verderblicher und ſchädlicher. Statt daß es, wie Manche wähnen, dazu dienen ſoll, die Muskelkraft zu ſtärken, wird es ſie immer mehr ſchwächen. Die Rückenmuskeln werden unfähig die Laſt zu tragen, wozu ſie die Natur beſtimmt hat, ſobald ihnen der ſonſtige Stützpunkt fehlt, und daher kommt es, daß ſolche Perſonen, welche die ſitzende Lebensart lieben, ſich gemeiniglich bald mehr auf die eine oder die andere Seite gewöhnen und dadurch ſchief werden. Durch das zu enge Schnüren wird zuerſt die freie Bewegung der Rippen unterbrochen, hernach das freie Aus= und Einathmen der Lungen beeinträchtigt und wegen des beſchränkten Blutumlaufs auch die Ernährung durch die genoſſenen Speiſen geſtört. Allmählig entſtehen daraus Beklemmungen, Neigung zu Entzündungen, Herzklopfen, Engbrüſtigkeit, Ohnmachten und andere Uebel. Der Druck an den unteren Theilen der Bruſt, welcher meiſt durch das Blankſcheit entſteht, dehnt ſich ſogar bis auf die Eingeweide aus, wodurch Druck im Magen, in der Leber, Krämpfe des Magens und Unterleibes und andere bösartige Unterleibsübel entſtehen. Sehr ausführlich hat Sömmerring über dieſen Artikel in ſeiner Schrift: „Über die Wirkungen der Schnürbrüſte" (Berlin 1795, mit Kupfern) gehandelt. 26.

Schock iſt eine Anzahl von 60 Stück. — Da man früher in Sachſen, Böhmen und Schleſien auch nach S. Groſchen rechnete, ſo iſt dieſe Rechnung im Gerichtsweſen auch in der neuſten Zeit noch gebräuchlich; da aber im Laufe der Zeit die Münzen immer leichter und geringhaltiger geworden ſind, ſo pflegte man nach 1444, ſeit wann die neuen Groſchen nur $\frac{1}{3}$ der alten im Werthe erhielten, 60 neue Groſchen, als neues S., 20 alten, als altem Schocke, entgegenzuſetzen und ſo hat ſich nach und nach der Sprachgebrauch blos auf die Zahl beſchränkt, ohne auf den Werth der Dinge weiter Rückſicht zu nehmen. — Die Rechnung nach Schocken im ſächſiſchen Steuerweſen beruht auf der alten Abſchätzung des Werths der Grundſtücke nach Schockgroſchen. 30.

Schöffe, ſ. Schöppe.

Schöffer oder Schoiffer (Peter), einer der Erfinder der Buchdruckerkunſt, war zu Gernsheim im Darmſtädtiſchen geboren, lebte einige Zeit als Schreiber in Paris, begab ſich hierauf um 1450 nach Mainz, ſchloß ſich hier an Guttenberg und Fuſt an und rückte vom Diener des Letzten bis zu ſeinem Compagnon und Schwiegerſohne auf. Er machte ſich hier um die Vervollkommnung der Buchdruckerkunſt, beſonders durch Erfindung der ſogenannten Patrizen (Stempel) verdient, während man bisher nur gegoſſene Buchſtaben angewendet hatte. Das erſte Buch, welches in der neuerfundenen Weiſe gedruckt wurde, war die Schrift: „Durandi Rationale divinorum officiorum (Mainz 1459. Fol.), dem zunächſt die „Constitutiones Clementis" (Mainz 1460 u. 1462) und eine lateiniſche Bibel folgten. Kurz

nach dem Erſcheinen der letztern wurden die Arbeiter durch die Einnahme der Stadt am 27. Oct. 1462 zerſtreut und erſt nach zwei Jahren eröffneten Fuſt und S. ihre Arbeitsſtätte wieder. Es erſchienen nun noch die beiden einzigen Werke, welche ihren Namen gemeinſam führen, nämlich: „Liber sextus decretalium“ (Mainz 1465) und „Cicero de officiis“ (Mainz 1465 u. 1466). S. führte nach dem Tode ſeines Schwiegervaters die Buchdruckerei allein fort, gab den „Codex Psalmorum“ (Mainz 1490) heraus, deſſen vierte Auflage 1502 erſchien, welches man gewöhnlich als das Todesjahr S.'s annimmt. — Sein Sohn, **Johann S.**, übernahm hierauf das Geſchäft. Seine Vaterſtadt hat ihm im Jahre 1836 ein Denkmal geſetzt. 81.

Schöll (Maximilian Samſon Friedrich), ein durch ſeine Schickſale und Leiſtungen in der alten Literatur und Diplomatie berühmt gewordener Mann, wurde am 8. Sept. 1766 im Naſſau-Saarbrückiſchen geboren und erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Gymnaſium zu Buchsweiler und auf der Univerſität zu Straßburg, wo er ſeit ſeinem funfzehnten Jahre ſich der Rechtswiſſenſchaft widmete. Hierauf trat er als Hauslehrer in eine liefländiſche Familie, bereiſte mit derſelben Italien und das ſüdliche Frankreich, kehrte alsdann nach Petersburg zurück, ſchlug hier die vortheilhafteſten Anerbietungen aus und begab ſich 1790 nach Straßburg, wo er ſich den revolutionairen Bewegungen eifrig anſchloß und die Vertheidigung Koch's, dem er viele Wohlthaten verdankte, mit großer Auszeichnung führte. Allein die Gefahren des Schreckensſyſtems bewogen ihn Straßburg zu verlaſſen und ſich anfangs in die Nähe von Kolmar, dann nach dem Wasgau, Mühlhauſen und endlich in die Schweitz zu begeben. Nachdem er ſich einige Zeit in Baſel mit den Handelswiſſenſchaften beſchäftigt hatte, wandte er ſich 1794 nach Weimar und von hier nach Berlin, wo er als Geſchäftsführer eine Buchhandlung und Druckerei übernahm, aber dadurch 1812 in die Gefahr eines Banquerouts gerieth. Im Jahre 1814 erhielt er als Hofrath eine Anſtellung im Cabinet des Königs von Preußen und war bis zu Napoleon's Rückkehr bei der preußiſchen Geſandtſchaft in Paris thätig; dann verließ er aber Frankreich, ging nach Wien, verweilte daſelbſt während des Congreſſes in Amtsgeſchäften und kehrte nach dem Congreſſe zu Aachen als preußiſcher Legationsrath nach Paris zurück. Hierauf wurde er im J. 1819 als geheimer Oberregierungsrath und vortragender Rath des Staatskanzlers Hardenberg nach Berlin berufen und begleitete denſelben zu den Congreſſen in Teplitz, Troppau und Laibach und 1822 nach Italien. Nachdem er ſpäter auch als Mitglied dem preußiſchen Cenſurcollegium beigetreten war, zog er ſich nach einigen Jahren faſt ganz von den Staatsgeſchäften zurück und beſchäftigte ſich großentheils nur mit gelehrten Arbeiten, unternahm deßhalb im Jahre 1830 eine Reiſe nach Paris und ſtarb dort am 6. Aug. 1833. Von ſeinen Werken verdienen beſonderer Erwähnung: „Histoire abrégée de la littérature grecque“ (Par. 1813. 2 Voll. 2. Ed. 1824. Deutſch von Schwarze und Pinder, Berl. 1828—1835. 3 Bde.); „Histoire de la littérature romaine“ (Par. 1815. 4 Voll.); „Recueil des pièces officielles destinées à détromper les Français sur les évènements, qui se sont passés depuis quelques années“ (Par. 1814—1815. 9 Voll.); „Congrès de Vienne“ (Par. 1815); „Histoire abrégée des traités de paix etc.“ (Par. 1817. 15 Voll.), eine Fortſetzung von Koch's Werk; „Archives politiques ou diplomatiques“ (Par. 1818. 3 Voll.) und beſonders ſein „Cours d'histoire des états européens depuis la chûte de l'empire romain d'Occident jusqu'en 1789“ (Berl. 1830–1835. 1.–36. Vol.). (Vgl. „Zeitgenoſſen, neue Reihe“, No. 2.) 81.

Schön, lat. pulcher; franz. beau; engl. beautiful, ſoll, nach der gewöhnlichen Etymologie, das ſein, was einen Schein von ſich gibt. Man kann dieſe Etymologie wohl gelten laſſen, nur iſt zu fragen, welche Art Schein das Schöne erzeuge und worin überhaupt dieſer Schein beſtehe. Denn Vieles iſt Schein ohne ſchön

zu ſein, und um aus der Menge der Erſcheinungen die herauszufinden, welche durch eine gewiſſe Vollkommenheit Anſpruch auf Schönheit machen, bedarf es eines feſten Kriterium dieſer Vollkommenheit, alſo der Schönheit überhaupt. Über dieſes herrſcht nun aber bei Philoſophen und Kritikern die größte Unſicherheit und Uneinigkeit. Manche geben nur ſchlechthin den Begriff der Vollkommenheit (der ſittlichen oder ſinnlichen) dafür an (ſo Plato), Andere genetiſch, die Art ihrer Entſtehung, etwa als die Darſtellung des Unendlichen im Endlichen (ſo Schelling); noch Andere die Beziehung, welche ſie zu uns und unſerm Geſchmacksurtheile hat (ſo Kant, wenn er ſie als das definirt, was ein unintereſſirtes, allgemeines und nothwendiges Wohlgefallen erregt durch die bloße Form der Zweckmäßigkeit, ohne einen beſtimmten Zweck zu enthalten und ohne ein Begriff zu ſein). Eben ſo verſchieden wird die Stellung des Schönen zum Wahren und Guten angegeben. Wenn Plato alle drei identificirt (wie denn auch gemeinhin dieſe Trias ein beliebtes Schlagwort iſt), ſo ſcheidet ſie Kant aufs Schärfſte durch die obigen Beſtimmungen; wenn Schelling die Schönheit über die Güte und die Wahrheit ſetzt, ſo ordnet ſie Hegel der Wahrheit und Wiſſenſchaft unter. Erſcheinung nennen wir aber alles Wirkliche, erfahrungsmäßig Gegebene. Unſer Verſtand kann jedoch die Erſcheinungen blos nach ihrer Endlichkeit, Form begreifen (dadurch werden ſie für ihn wahr, in ihrer formellen oder phyſiſchen Nothwendigkeit erkannt), das Gefühl kann ſie blos nach ihrer Unendlichkeit, ihrer innern Kraft und Bedeutung würdigen (empfindet dieſelben nach ihrer ethiſchen Nothwendigkeit als gut, als kräftig, tüchtig). Wir betrachten alſo hierbei die gegebene Erſcheinungswelt, die Natur, als eine Verbindung von zwei entgegengeſetzten einfachen Grundbeſtandtheilen, einem Unendlichen und einem Endlichen, einer Kraft und einer Form oder dergleichen, löſen jene in dieſe Theile auf und ſtellen dieſe gleichſam in ihrem urſprünglichen Gegenſatze wieder her. Auf dieſe Weiſe iſt aber die Erſcheinung nur Gegenſtand irgend eines Erklärungsurtheils; allein verknüpfen wir durch die Phantaſie die beiden Grundprincipien, Kraft und Form, ſelbſt zur Einheit, ſo entſteht, als ein Werk zugleich der Nothwendigkeit und der Freiheit, das ſchöpferiſche Product dieſer Ineinsbildung von Unendlichem und Endlichem, der Schein als das Schöne. S. iſt alſo eine Erſcheinung, in ſofern in ihr unſere Phantaſie das freinothwendige Wirken der Natur unmittelbar anerkennt und Gegenſtand eines Geſchmacksurtheils oder äſthetiſchen Urtheils wird. Allein auch die Phantaſie muß einen doppelten Ausgangspunkt haben, d. h. die Natur in ihrem Wirken ſo betrachten, als ob dieſe theils die Form, theils die Kraft hätte vorzugsweiſe zur Erſcheinung bringen wollen. Wir betrachten alſo einerſeits (in der Anſchauung) die Erſcheinungen als Producte der formellen oder endlichen Thätigkeit der Natur, laſſen den Inhalt ganz in der Form aufgehen, oder andererſeits (im Gefühle) als Erzeugniſſe der unendlichen Thätigkeit derſelben, nach ihrer innern Unendlichkeit, deren Äußerung nur die ihnen anhaftende Form iſt, und je nachdem eine dieſer beiden Betrachtungsweiſen des Schönen ausſchließlich oder vorwaltend gilt, iſt dieß ſelbſt ein ganz verſchiedenes. Mittels der Anſchauung erfaßt iſt es das objective, äußere, formelle, mittels der Empfindung das ſubjective, innere, dynamiſche Schöne, jenes auch das claſſiſche, antike, dieſes das romantiſche genannt und in dieſer Verſchiedenheit einen ſpecifiſchen Unterſchied in der Natur- und Lebensanſicht der griechiſchen und der germaniſch-orientaliſchen oder chriſtlichen Welt bildend. Man könnte auch jenes das Schöne der Endlichkeit, dieſes das der Unendlichkeit nennen, oder jenes das Schöne, dieſes das Erhabene. So iſt z. B. eine Blume, eine menſchliche Geſtalt formell ſchön, denn ſie wird angeſchaut und wir denken dabei an nichts, als an das Äußere, das innere Leben iſt völlig im Äußern ausgeprägt; ſo iſt das Rauſchen eines Waſſerfalls dynamiſch ſchön, denn es ergreift unſer Gefühl; wir empfinden

nur die gewaltige Naturkraft, ohne der Form zu achten, in der ſie ſich äußert. Indem aber die Natur, in dem ewigen Kampfe zweier Principien, die Kraft ganz in der Form abzubilden, die Form ganz zu einer Äußerung des Gefühls der Kraft zu machen ſucht, gelingt ihr dieß ſtufenweiſe immer mehr. Wenn anfangs die Form noch faſt inhaltslos iſt (z. B. bloße gefärbte Flächen oder Conturen), ſo wird ſie ſpäter ausdrucksvoller, Gepräge innern Lebens (ſo ſchon in der Blume, mehr in den höheren organiſchen Formen) und dadurch vollkommener, ſchöner; wenn zuerſt die Kraft überwältigend iſt (der Orkan), ſo äußert ſie ſich in immer adäquateren Formen (z. B. die menſchliche Rede, der Ausdruck der Gefühle) und gewinnt dadurch an innerer, dynamiſcher Schönheit. Jene geht vom blos Reizenden über zum Lieblichen und zum Anmuthigen, in dem ſich die Leichtigkeit zeigt, mit der die Form auch die lebendigſte innere Kraft in ihre Feſſel zwingt; dieſe vom Ungeheuern, Furchtbaren, Coloſſalen fort zur Würde, der Leichtigkeit für die unendliche Kraft eine anpaſſende Form zu finden. Darum gibt es auch verſchiedene Grade des Schönen. Gewöhnlich aber erkennt man nur die Schönheit der höheren Stufen als ſolche an, — ſpricht auch von einem Ideale oder Urtypus der Schönheit, in welchem die vollendetſte Form die lebendigſte Kraft aufs Innigſte umſchlöſſe und das erhabenſte Gefühl die ausgeprägteſte Form ſich ſchüfe. Natürlich bleibt ein ſolches Ideal bloße Norm und unerreicht. — Gleich wie nun die Phantaſie des Menſchen das Naturſchöne aufzufaſſen und ein äſthetiſches Urtheil anzuerkennen vermag, eben ſo kann ſie auch ſelbſt ſchöne Erſcheinungen hervorbringen, zwar nicht ganz der Natur ebenbürtig, productiv, wohl aber reproductiv; ſo iſt ſie Princip der Kunſt (ſ. d. Art.) und ihr Erzeugniß das Kunſtſchöne. Aber auch die Kunſt muß ganz ſo werden, wie die Natur, natürlich ſein, muß die Natur nachahmen (wie Ariſtoteles ſagt); was dort die freie Geſetzlichkeit der Natur war, das iſt hier die des Genie's, deſſen Prüfſtein ſeine Natürlichkeit iſt; die Kunſt hat ihr Ideal, wie die Natur, d. h. ſie ſtrebt von Stufe zu Stufe immer mehr Kraft und Form, Inneres und Äußeres in Harmonie zu bringen. Über die Literatur des Schönen ſ. Krug's „Philoſophiſches Wörterbuch" und Erſch, „Literatur der ſchönen Künſte." 81.

Schön (Martin), ein berühmter altdeutſcher Künſtler, geb. um 1420 zu Kulmbach im Baireuthiſchen, erlernte, man weiß nicht von wem, die Goldſchmiedekunſt und Malerei und erwarb ſich bald einen weitverbreiteten Ruf. Als Maler gehört er ſeiner geiſtreichen Compoſition, ſeines brillanten Colorits und fleißiger Ausführung wegen zu den beſten altdeutſcher Schule; außerdem aber iſt er auch der erſte bekannte Kupferſtecher Deutſchlands, wenn auch nicht, wie man annimmt, der Erfinder der Kupferſtecherei, indem ſich unter ſeinen Arbeiten eine Copie von dem Blatte eines ältern Künſtlers vorfindet. Übrigens iſt das, was er in der Kupferſtecherei geleiſtet hat, wie z. B. die Geburt Chriſti, die Anbetung der Könige, eine Abnahme vom Kreuze, ein heil. Ciborius und der heil. Antonius in der Gewalt der Dämonen, ſo wie das jetzt äußerſt ſeltene aus 150 Blättern beſtehende Kupferwerk, von einer ſeltenen, vielleicht nur von Dürer erreichten Vollendung. S. ſtarb im Jahre 1486 (1484) zu Kolmar. 36.

Schönaich (Chriſtoph Otto von), ein deutſcher Dichter, wurde im Jahre 1725 auf der freien Standesherrſchaft Amtitz in der Niederlauſitz geboren, trat in ſächſiſche Kriegsdienſte, ſtieg bis zum Hauptmanne, nahm als ſolcher ſeinen Abſchied und zog ſich auf ſeine Güter zurück, wo er ſich faſt ausſchließlich mit wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden beſchäftigte und am 15. Nov. 1807 ſtarb. Als Dichter erhielt er trotz ſeiner meiſtentheils geiſt- und geſchmackloſen Reimereien von Gottſched und ſelbſt von Voltaire die ſchmeichelhafteſten Lobpreiſungen und Erſterer, der ihn dem Homer und Virgil gleichſtellte, krönte ihn im Jahre 1751 in Leipzig feierlich zum Dichter. Er war in faſt allen Dichtungsarten thätig und gab ſchon als

Lieutenant ſein Epos: „Herrmann oder das befreite Deutſchland" (Leipz. 1751. 4. Aufl. 1805) heraus, wozu er ſpäter noch das Heldengedicht: „Heinrich der Vogler oder die gedämpften Hunnen" (Berl. 1757) fügte. Außer mehreren Trauerſpielen in franzöſiſchem Geſchmacke hinterließ er Oden, Satyren, Epiſteln und Epigramme und in ſeinem handſchriftlichen Nachlaſſe fanden ſich nebſt mehreren Dichtungen ähnlicher Art, beſonders Satyren und Epigramme auf die franzöſiſche Revolution, ſo wie Überſetzungen aus Oſſian und 4 Selbſtbiographien. Als Gottſchedianer trat er auch ſpottend gegen die ſogenannten Neologen in der Dichtkunſt auf und ſuchte die Wortſchöpfer und ſeraphiſchen Dichter in der ohne ſeinen Namen erſchienenen Schrift: „Die ganze Äſthetik in einer Nuß" (1753) und in dem „Miſchmaſch" ſo wie in dem „Sieg des Miſchmaſches" lächerlich zu machen. 81.

Schönborn (Gottfried Friedrich Ernſt, Freiherr von), ein deutſcher Dichter, wurde im Jahre 1737 zu Stolberg (nach Andern 1741 zu Schönefeld in der Herrſchaft Pinneberg) geboren, ſtudirte die Rechtswiſſenſchaft, wurde alsdann zum Secretair des Grafen von Bernſtorff in Kopenhagen ernannt, reiſte von hier 1774 mit der däniſchen Geſandtſchaft nach Tunis und Algier und ging dann 1777 als däniſcher Legationsrath nach London. Nachdem er ſpäter ſeine Stelle niedergelegt hatte, widmete er ſich faſt ausſchließlich wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen und lebte abwechſelnd auf den Gütern ſeiner Freunde, des Grafen Chriſtian von Stolberg und des Grafen von Reventlau, worauf er als däniſcher Staatsrath und Ritter des Danebrogordens im Jahre 1817 zu Enkendorf ſtarb. Als Dichter zeichnete ſich S. durch Lebendigkeit der Phantaſie und Kühnheit der Gedanken rühmlich aus, worin er beſonders Pindar und Klopſtock nacheiferte. Eine Sammlung ſeiner Gedichte iſt nicht erſchienen, mehrere derſelben finden ſich jedoch in Matthiſſon's „Anthologie" (6 Thl. S. 229) vereinigt. Das Studium des Plato, Ariſtoteles und Anderer, womit er in ſeinen Freiſtunden ſich beſchäftigte, beweiſt auch ſein tieferes Eindringen in den Geiſt des claſſiſchen Alterthums. Vergl. „Schönborn und ſeine Zeitgenoſſen" (Gotha 1836. 8.) 81.

Schönbrunn, das größte Luſtſchloß des Kaiſers von Öſtreich, liegt ½ Stunde von Wien und wurde von der Kaiſerin Maria Thereſia, welche dieſes Schloß zu ihrem Lieblingsaufenthalte erwählte, erbaut. Eine Brücke über das Wienflüßchen führt in den Vorhof des Schloſſes, welchen prächtige Eiſengitter umgeben, und am Eingange ſtehen 2 Obelisken. Das ganze im neueren Style erbaute prachtvolle Gebäude enthält mit dem Erdgeſchoſſe 4 Stockwerk und mit den Nebengebäuden 1000 Zimmer. Eine durchſichtige, auf Säulen ruhende Halle des mittlern Hauptgebäudes führt in den im franzöſiſchem Style angelegten und 500 öſtreichiſche Joch großen Garten, welcher überdieß noch einen Umfang von 2 Stunden hat. Außer vielen verſchiedenen Anlagen, Alleen und Statuen (z. B. dem Obelisk, unter dem ſich die Silbergrotte ſchlängelt, den römiſchen Ruinen, der Gloriette, einem Gebäude auf einer Anhöhe, aus einer herrlichen Anlage von doriſchen Säulen beſtehend und eine prächtige Ausſicht darbietend; dem kleinen Tempel, in welchem das treffliche Waſſer quillt, wovon der Ort ſeinen Namen hat ꝛc.) ſind vorzüglich der reiche botaniſche Garten mit ſeinen 14 Treibhäuſern, Obſtgarten und Orangerie und die Menagerie, welche jetzt bei Weitem nicht mehr ſo bedeutend iſt, wie früher, am Sehenswertheſten. Eine Zierde dieſes Gartens iſt noch das Palmenhaus und eigenthümlich das Haus der Schmarotzergewächſe, wo man ſich ganz in einen Winkel der Urwälder Braſiliens verſetzt glaubt. 71.

Schönburg. Die Beſitzungen des Hauſes Schönburg in Sachſen ſind theils Standesherrſchaften (Receßherrſchaften), theils Lehnsherrſchaften. Zu den erſteren gehören die Herrſchaften Glaucha, Waldenburg, Lichtenſtein, Hartenſtein und Stein nebſt gewiſſen Vaſallengütern; zu dieſen Penig, Wechſelburg, Rochs-

burg und Remſe (Remiſſau) mit einigen anderen Gütern und Beſitzungen. Der Flächenraum der Receßherrſchaften beträgt 6¼ □M. mit 67800 Einw., ſo daß demnach auf die □M. 10000 Seelen kommen, eine Dichtigkeit der Bevölkerung, wie ſie in Europa ſonſt nicht angetroffen wird. Die vorzüglichſten Ortſchaften ſind: in der Herrſchaft (Vorder- und Hinterherrſchaft) Glaucha: Glaucha an der Mulde, Reſidenz der Linie Hinterglaucha (ſ. unten), Sitz der Geſammtkanzlei und des Conſiſtorium, mit 6300 Einw. und höchſt bedeutender Induſtrie; Merane mit 4200 Einw. und ſtarker Weberei; Hohenſtein (vorderherrſchaftlich) mit 4300 Einw., ebenfalls wichtig durch Gewerbthätigkeit; Ernſtthal (hinterherrſchaftlich) mit 2000 Einw.; die großen Dörfer Tilgen und Niederlungwitz. In der Herrſchaft Waldenburg: Waldenburg mit 2200 Einw., Reſidenz des Fürſten Otto Victor, mit den als Vorſtädte geltenden Dörfern Altſtadt und Altwaldenburg, außerdem das bedeutende Dorf Langenchursdorf. In der Herrſchaft Lichtenſtein: Lichtenſtein mit 3000 Einw. und bedeutender Induſtrie; Callenberg mit 1860 Einw. Dörfer: Oberlungwitz und Langenlungwitz, jenes mit 3400 Einw., dieſes mit mehr als 4000 Einw. und höchſt wichtiger Weberei; Gersdorf mit 1700 Einw. In den Herrſchaften Hartenſtein und Stein: Hartenſtein mit 1700 Einw., Bergſchloß, in welchem das Geſammtarchiv des Hauſes aufbewahrt wird; Mülſen S. Nicolai mit 1900 und S. Jakob mit 2600 Einw., bilden einen Ort, wichtig durch Woll- und Baumwollfabriken; Lößnitz mit 4100 Einw., ſehr gewerbfleißig; Stein, alte zu Hartenſtein gehörige Burg. Vaſallenorte ſind: Calenberg, Thurm, Obermoſel, Bielau und Niederhaßlau. — Der Flächenraum der Lehnsherrſchaften beträgt 4¼ □M. mit gegen 29000 Einw. Bemerkenswerthe Ortſchaften: Penig an der Mulde, mit 3700 Einw., 2 Schlöſſern und lebhaftem Gewerbebetrieb; Burgſtädt mit 2700 Einw., Spinn- und Druckfabriken; Lunzenau mit 1950 Einw.; Wechſelburg mit 1130 Einw. und ſchönem Schloſſe; Taura, Dorf mit 1200 Einw.; Hartmannsdorf mit 1420 Einw.; Mühlau mit 1380 Einw.; Rochsburg mit 550 Einw., Reſidenzſchloß und berühmter Schäferei; Wiederau, Dorf mit gegen 1000 Einw., deßgleichen Clausnitz und Königshain; Remſe 600 Einw. — Das Haus der Herren oder Dynaſten von S. iſt eines der älteſten Deutſchlands und zwar ſcheint es ſchon früh von dem Reichslehen Geringswalde aus an der Mulde und in Böhmen anſehnliche Beſitzungen erworben zu haben. Nachdem es ſpäter in verſchiedenen Linien geblüht hatte, ward Graf Ernſt der Stammvater der jetzt noch blühenden Linien. Nach deſſen Tode nämlich im Jahre 1534 regierten anfangs ſeine Söhne gemeinſchaftlich, theilten aber im Jahre 1556 und ſtifteten, Georg die glauchaiſche, Hugo die waldenburgiſche und Wolf die penigſche Linie. Die glauchaiſche ſtarb bereits 1610 wieder aus, und ſo blieben nur die beiden Hauptlinien, die waldenburgiſche oder obere (ſeit 1790 fürſtliche) und die glauchaiſche, wie jetzt die penigſche genannt wurde, oder die untere (gräfliche). Die einzelnen Speciallinien übergehen wir hier und bemerken nur, daß Fürſt Otto Victor die Herrſchaften Waldenburg und Lichtenſtein mit dem Rittergute Calenberg, Fürſt Alfred aber Hartenſtein und Stein beſitzt. Aus der untern oder gräflichen Linie gehört dem Grafen Ludwig die hintere Herrſchaft Glaucha (Rochsburg) und dem Grafen Alban Vorderglaucha (Penig und Wechſelburg). Remſe iſt im Beſitze des Fürſten Otto Victor. — Eigenthümlich und noch in der neueſten Zeit von dem anderer Standesherrſchaften verſchieden iſt das Verhältniß der ſchönburgſchen Lande zu Sachſen. Konnte ſich auch im Mittelalter und ſpäter das Haus S. nicht zur Landeshoheit erheben, ſo gelangte es doch nach und nach zu wichtigen Privilegien und Vorrechten, die es ſich meiſt durch enges Anſchließen an den böhmiſchen Lehnsverband zu erhalten wußte. Fortwährende Streitigkeiten indeß und die daraus häufig entſpringenden Unannehmlichkeiten machten endlich ein Abkommen mit Sachſen nöthig und ſo wurde am 4. Mai 1740 für

die Standesherrſchaften (von denen hier die Rede iſt) ein ſogenannter „Receß“ (daher der Ausdruck Receßherrſchaften) geſchloſſen, in welchem neben der Anerkennung der Oberbotmäßigkeit Sachſens auch die frühere Reichs- und Kreisſtandſchaft Schönburgs mit mehreren wichtigen Hoheitsrechten beſtätigt ward. Obgleich nun dieſer Vertrag weder von Böhmen, als Oberlehnsherrn über S., noch von Kaiſer und Reich Genehmigung erhielt und ſpäter der Zwiſt ſo ernſtlich wurde, daß ſelbſt öſtreichiſche Truppen die ſchönburgſchen Lande beſetzten (1776), ſo blieb doch nach dem teſchner Frieden, in welchem Böhmen die oberlehnsherrlichen Rechte an Pfalzbaiern und dieſes wieder an Sachſen überließ, der Receß die Grundlage der ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe Schönburgs zu Sachſen und ſelbſt nach der Auflöſung des deutſchen Reiches im Jahre 1806 wurden die Verhältniſſe nicht verändert, ſondern S. erhielt ſeine receßmäßigen Rechte nur in die wiener Bundesacte aufgenommen und auf Anſuchen im Jahre 1821 vom Bundestage beſtätigt. Indeß entſtänden wegen des fortdauernden Proteſtes des Hauſes S. gegen das von Sachſen in Anſpruch genommene Recrutirungsrecht neue Differenzen, deren Erledigung, zumal nachdem Sachſen eine neue Verfaſſung erhalten hatte und dem preußiſch-deutſchen Zollvereine beigetreten war, unumgänglich nöthig wurde. Dieß geſchah durch den „erläuterten Receß“ vom 9. Oct. 1835. Nach demſelben hört die Zwiſcheninſtanz zu Glaucha auf; die Obrigkeiten und Gerichtsſtellen werden unmittelbar den Kreisdirectionen untergeordnet, wogegen S. das Präſentationsrecht einer Rathsſtelle (für die es jährlich 1000 Thlr. zahlt) bei dem Mittelappellationsgerichte und der Kreisdirection hat. Für alle Angelegenheiten, welche auf die dem Hauſe S. verbliebene Erhebung von Steuern und Abgaben und einige andere Befugniſſe ſich beziehen, beſteht zu Glaucha eine dem königlichen Miniſterium untergeordnete Geſammtkanzlei, die zugleich für die von den Receßherrſchaften abhängenden Afterlehne des Hauſes S. Lehns- und Hypothekenbehörde iſt. Das früher zu Glaucha beſtandene Conſiſtorium dauert fort und iſt dem Miniſterium des Cultus unmittelbar untergeordnet, auch ſoll für Eheſachen ein beſonderes Ehegericht eingeſetzt werden. Übrigens werden künftig, ſobald ein allgemeines neues Grundſteuerſyſtem ins Leben getreten iſt, ſämmtliche allgemeine Landesabgaben Sachſens auch in S. erhoben, doch erhält letzteres (außer der Niederſchlagung der von Sachſen erhobenen Anſprüche wegen der Bundespräſtationen) zur Entſchädigung 100,000 Thlr. in 3 procentigen Staatspapieren nach dem Nominalwerthe, überdieß auch wegen der Schlachtſteuer jährlich 8532 Thlr. und wegen der Gewerb- und Perſonalſteuer vorläufig im erſten Jahre 4500 Thlr., im zweiten 9000 Thlr. und im dritten 13000 Thlr. Für die Grundſteuer wird ebenfalls eine Entſchädigung gewährt. Was die Ehrenrechte des Hauſes S. betrifft, ſo gilt daſſelbe wie bis jetzt für ebenbürtig und führt in ſeinen fürſtlichen Gliedern den Titel Durchlaucht, in den gräflichen den Titel Erlaucht. Auch iſt ihm wie früher die Haltung von 100 Mann Haustruppen geſtattet. Übrigens übt Sachſen mit Ausnahme einiger mildernden Stipulationen das Recht des Rekrutenbezugs in vollem Umfange. 15.

Schönebeck, eine Stadt mit 6500 Einw. im Regierungsbezirke Magdeburg der preußiſchen Provinz Sachſen an der Elbe gelegen hat das größte Salzwerk Preußens und überhaupt eines der bedeutendſten Deutſchlands. Die Salzquellen ſelbſt nebſt den Gradirhäuſern, welche $\frac{1}{2}$ Stunde lang ſind, befinden ſich bei dem nahe gelegenen Dorfe Alten-Salze, von wo aus die gradirte Sole durch unterirdiſche Röhrenfahrten nach dem Siedewerke zu S. geleitet wird. Im Durchſchnitte werden jährlich gegen 15,000 Laſt (600,000 Centner) Salz bereitet; außerdem aber beſteht noch eine wichtige chemiſche Fabrik, welche außer Salmiak, Glauberſalz und Soda (gegen 15,000 Centner) noch viele andere chemiſche Producte liefert. Durch die 3 zur Stadtgemeinde gehörigen Coloniſtenſtraßen, die

Friedrichs-, Wilhelms- und Königsſtraße ſteht S. mit den Städten Alten-Salze und Frohſe in Verbindung. 15.

Schöne Künſte, ſ. Kunſt.

Schöne Wiſſenſchaften (belles lettres) gibt es eigentlich in ſofern nicht, weil blos die Kunſt, nicht aber die Wiſſenſchaft etwas Schönes hervorbringen kann, allein man bezeichnete mit dieſem Ausdrucke früher die Beredſamkeit und Dichtkunſt deßhalb, weil die Worte Wiſſenſchaft und Kunſt ſchon von den Griechen und Römern (ἐπιστήμη und τέχνη; scientia und ars) oft in demſelben Sinne gebraucht wurden und man häufig daher eines für das Andere ſetzte (ſ. Kunſt). Später fand man den Unterſchied zwiſchen ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten darin, daß, wie man behauptete, ſich beide verſchiedener Zeichen zu Darſtellung deſſelben Gegenſtandes bedienen müßten. Nach dieſer Anſicht ſtellen die ſchönen Wiſſenſchaften ihren Gegenſtand durch *willkührliche* Zeichen dar, worunter man die menſchliche Sprache verſtand, die ſchönen Künſte aber durch *natürliche*, nämlich Töne oder unſichtbare Formen. Einem andern Sprachgebrauche zufolge unterſchied man, ebenfalls mit Unrecht, ſchöne Wiſſenſchaften von dem eigentlich ſtrengern Gebiete derſelben im engern Sinne des Wortes. Dieſen Unterſchied hat man jedoch unter uns nach genauerer Prüfung des Gegenſtandes als gänzlich unhaltbar aufgegeben und er hat nur noch einige Wichtigkeit in hiſtoriſcher Hinſicht. Andere zählen die Dichtkunſt zu den ſchönen Künſten mit Ausſchuß der Beredſamkeit, weil dieſe der eigentlichen Bedeutung nach nicht unter dem Begriffe des Schönen gedacht werden kann. 81.

Schönlein (Johann Lucas), ward am 2. April 1790 in Bamberg geboren, ſtudirte Medicin zu Würzburg und Paris und trat hierauf als akademiſcher Lehrer zu Würzburg auf, wo er ſpäter als Profeſſor der Therapie und Klinik und Oberarzt des Juliusſpitals angeſtellt wurde. Als 1832 in Baiern viele politiſche Bewegungen ſtattfanden und dieſe ſich auch auf die Stadt und Univerſität Würzburg verbreitet hatten, wurden mehrere Profeſſoren entlaſſen oder in andere Stellen verſetzt und ſo verließ auch S. ſeine Stellung und wanderte in die Schweiz aus, wo er an der neuerrichteten Univerſität zu Zürich ebenfalls als Profeſſor der Therapie und Director des mediciniſchen Klinikum Anſtellung fand. — S. iſt einer der berühmteſten jetzt lebenden kliniſchen Lehrer, er zeichnet ſich durch ſein originelles Krankheitsſyſtem aus, ſo wie durch ſein Streben, die Eigenthümlichkeiten der Krankheiten in ihrer Ähnlichkeit mit belebten Weſen und in ihrem geographiſchen Vorkommen nachzuweiſen, in welchen Anſichten er den Lehrmeinungen Autenrieth's viel zu verdanken hat. Seine Ideen haben bereits in Deutſchland volle Anerkennung gefunden und es iſt nur zu bedauern, daß die jetzigen politiſchen Verhältniſſe der Schweiz jungen deutſchen Ärzten, ſeine Vorleſungen zu beſuchen, unmöglich machen, obgleich dieſe faſt das einzige Mittel ſind, um ſeine Anſichten kennen zu lernen; denn ſonderbarer Weiſe ſcheint S. eine unüberwindliche Abneigung, als Schriftſteller aufzutreten, zu beſitzen, ſo daß er ſein ſchon vor mehreren Jahren gegebenes Verſprechen, eine Ausgabe ſeiner ſpeciellen Therapie beſorgen zu wollen, nachdem dieſelbe von einem ſeiner Schüler, aber höchſt fehlerhaft (1832 in 4 Bänden in der 2. Aufl.) erſchienen war, noch nicht erfüllt hat. 39.

Schöpf (Joſeph), ein bekannter Hiſtorienmaler, geb. 1745 zu Telfs im tyroler Oberinnthale, bildete ſich vorzugsweiſe zu Wien und hielt ſich dann ſeit 1776 8 Jahre lang in Italien auf. Nach ſeiner Rückkehr ward er Hofmaler des Churfürſten von Baiern und Mitglied der münchner Akademie. Er malte theils in Öl, theils Fresco und ſtarb im Jahre 1820 zu Innsbruck, nachdem er kurz zuvor noch in der Servitenkirche daſelbſt ein ſchönes Deckengemälde, den Eintritt des heiligen Joſeph in den Himmel darſtellend, vollendet hatte. Die meiſten ſeiner geſchätzten Gemälde finden ſich in den Kirchen Tyrols zerſtreuet. — Mit ihm nicht zu ver-

wechſeln iſt Johann Adam Schöpf, ein früherer aber nicht ſehr bekannt gewordener Hiſtorienmaler. 36.

Schöpflin (Johann Daniel), ein als Geſchichts- und Alterthumsforſcher ausgezeichneter Gelehrter, wurde am 8. Sept. 1694 zu Sulzburg im Breisgau geboren und erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung in Baſel und Straßburg, wo er 1720 als Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit eine Anſtellung fand. Nachdem er ſeit 1726 eine Reiſe nach Frankreich, Italien und England unternommen hatte, wurde er zum Kanonicus ſo wie zum franzöſiſchen Rath und Hiſtoriographen ernannt. Als ſolcher ſtellte er beſonders gelehrte Unterſuchungen über die Geſchichte des Elſaſſes an und ſchrieb nach Vollendung einer wiſſenſchaftlichen Reiſe durch die Niederlande, Deutſchland und die Schweitz das Werk: „Alsatia illustrata“ (Kolmar 1751—1761. 2 Bde. Fol.) Als er den erſten Band dieſer Schrift dem König von Frankreich überreichte, bewirkte er durch ſeine Vorſtellungen eine Beſtätigung der Privilegien, welche bisher die proteſtantiſche Univerſität zu Straßburg genoſſen hatte. Nach ſeinem am 7. Aug. 1771 zu Straßburg erfolgten Tode gab Koch den Nachtrag zu jenem Werke unter dem Titel: „Alsatia diplomatica und Alsaticarum rerum scriptores“ heraus, und ſetzte auch die „Historia Zaringo-Badensis“ (Karlsr. 1765—1766. 4. 2.—7. Bd.) fort. Von S.'s übrigen Werken verdienen Erwähnung die „Vindiciae Celticae“ (Straßb. 1754. 4.) und ſeine „Vindiciae typographicae“ (Straßb. 1760. 4.). Seine Bibliothek und ſein Muſeum, welches Oberlin („Museum Schoepflinianum“) beſchrieb, hinterließ er der Stadt Straßburg. 81.

Schöpfung, ſ. Welt.

Schöppen, Schöffen, lat. scabini; franz. échevins; engl. eschevins, aldermen, waren bei den alten Deutſchen freie Leute, welche von den Richtern als Beiſitzer gewählt (gedinget) wurden. Bei der alten Reichsverfaſſung machten im ſogenannten Reiche (Franken und Schwaben) die ſchöffenbaren reichsfreien Leute den unterſten Stand der Reichsunmittelbaren aus. Der S. mußte von freier Geburt, Keinem durch Frohnen oder Zinſen eigen und nüchtern ſein (L. Longob. II. 52. 24.); auch durfte man keinen von einem andern Stamme dazu wählen (Capitular. L. 6. 269). Gewöhnlich hatte man 7, 11 oder 12 ſolcher Gerichtsbeiſitzer (Capitular. III. 40. S. L. R. II. 2.), wovon man in der Folge, bei den Briten, die Zahl der Geſchworenen auf 12 feſtſetzte. Die S. ſollten vereidet ſein und die alten Rechtsgewohnheiten inne haben. Ueber ihre Pflichten, daß ſie ohne Anſehen der Perſon, nicht für Geld, blos nach den Geſetzen richten, ſich der Wittwen und Waiſen annehmen und beſonders ſelbſt redlich und tugendhaft leben ſollten, ſind in den alten Geſetzen (L. Bajuvar. den Capitular. und L. Longob.) die genaueſten Vorſchriften enthalten. Der Richter als Anordnender fragte die Beiſitzer um ihre Meinungen. Hieraus und beſonders nach der Rechtsähnlichkeit des S. L. R. II. 12., wornach Schöffenamt vom Vater auf den Sohn gelangen konnte, bildeten ſich nach und nach unter den Namen von Dingeſtühlen oder Schöffenſtühlen gewiſſe Collegien rechtskundiger Männer, welche ſich damit abgaben, auf die an ſie gerichteten Fragen und Bitten rechtliche Ausſprüche zu ertheilen, welche anfangs unverbindlich waren, nachmals aber, als der Staat die Schöppen in ſeinen Dienſt nahm, als förmliche Entſcheidungen galten. Bisweilen wurden die Schöppenſtühle in Univerſitätsſtädte verlegt und bekamen gewiſſe Diſtricte ein, welche gezwungen waren ihre Entſcheidungen bei ihnen zu nehmen. Mit den neuerlichen Veränderungen im Gerichtsweſen iſt indeß auch dieſe Einrichtung abgekommen. Die jetzt noch vorhandenen Dorfgerichtsſchöppen werden blos zur Beglaubigung gewiſſer Verhandlungen zugezogen und führen nur den Namen, indem ſie mit den Schöffen des Alterthums nichts gemein haben. 17.

Schörl, ſ. Turmalin.

Schoiffer (Peter), ſ. Schöffer.

Scholarch, griech. σχολῆς ἄρχων; lat. scholarcha, Beherrſcher, Leiter der Schule, heißt der geiſtliche oder weltliche Aufſeher (Ephorus) über höhere oder niedere Schulen. Die Würde entſprang im X. und XI. Jahrh. unter dem gleichbedeutenden Namen Scholaſter, welcher anfangs als oberſter Schulmeiſter über dem Rector der Schule ſtand und die leitende Aufſicht und Cenſur über ſich hatte. 84.

Scholaſtik, lat. scholastica, sc. scientia oder doctrina, Schulweisheit, nennt man vorzugsweiſe die Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit, überhaupt den ganzen geiſtigen Zuſtand des ſogenannten Mittelalters, welcher einem ziemlich feſt geſchloſſenen Kreis geiſtiger Erſcheinungen bildet, zwar ohne große Reichhaltigkeit und Beweglichkeit, dennoch mit einer gewiſſen innern Verſchiedenheit und Fortbildung und einzelnen äußeren Anregungen. Die Entſtehung der S. haben wir zunächſt, wie ſchon der Name andeutet, in den Schulen zu ſuchen, jenen Anſtalten nämlich zur Bewahrung und Fortpflanzung der Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft, wie ſie in Zeiten der geiſtigen Verwilderung und Verfinſterung nöthig geworden waren. So hat ſchon das Griechenthum ſeine S. oder Schulweisheit in dieſem Sinne bei ſeinem allmähligen Verfalle, da ſich die Reſte der Wiſſenſchaft in ſolche gelehrte Corporationen retteten, wo ſie zwar nicht mit productiver Genialität behandelt, aber doch mit Sorgfalt und einem gewiſſen Scharfſinne zu ſyſtematiſcher und formaler Gelehrſamkeit verarbeitet wurden (ſ. Alexandriner), und man möchte wohl die eigentlich ſogenannte chriſtliche S. dem Geiſte noch größtentheils auch aus jener Schulweisheit der letzten griechiſchen Zeiten herzuleiten haben, wenn auch ihre äußere Erſcheinung in einem ganz andern Boden wurzelte. — Nachdem nämlich während der wüſten Zeiten der Völkerwanderung faſt nur in der Beſchäftigung mit den Religionswahrheiten ſich eine Spur wiſſenſchaftlichen Lebens erhalten hatte, indem man anfing das Bedürfniß zu fühlen, dieſe in einer gewiſſen gelehrten Methode vorzutragen (wie denn Auguſtinus ſchon von einer ſcholaſtiſchen Behandlung der Glaubenslehre ſpricht), wurde daſſelbe wieder erweckt durch die großartigen Bemühungen Karl's des Großen und Alfred's von England. — Freilich war der Kreis der Kenntniſſe, die damals gelehrt wurden, ſehr klein und auf die ſieben freien Künſte (ſ. Kunſt) beſchränkt, die nach den dürftigen Compendien eines Capella, Caſſiodorus und Beda behandelt wurden. Die Lehrer und Aufſeher der neugegründeten Schulen waren theils Biſchöfe, theils Kloſtergeiſtliche und die ganze wiſſenſchaftliche Bildung ſtand unter der Oberaufſicht der Kirche und ihrer Concilien oder Päpſte, daher auch Stoff, Umfang und Methode ihres Wirkens nicht freithätig in ihr ſich entwickelten und fortbildeten, ſondern ihr durch eine äußerliche Auctorität vorgeſchrieben und von derſelben ſtreng controlirt wurden. — War auf dieſe Weiſe jene Schulbildung ein bloßes Anlernen, eine rein formelle, faſt mechaniſche Zurichtung des Geiſtes ohne allen natürlichen Lebensinhalt, ſo mußte der Gegenſtand, der nach jener dem Geiſte gegebenen Richtung und Regel behandelt werden ſollte, als ein ganz Fremdes, gegen jene Form ganz Gleichgültiges erſcheinen, das der Geiſt nicht aus innerem organiſchen Triebe ſich aneignete und durchdrang, ſondern an dem er mit einer nüchternen Abſichtlichkeit und unter einem äußern Zwange ſich verſuchte. Der einzige Gegenſtand des geiſtigen Lebens und Wirkens war nun damals die Religion, theils wegen der gänzlichen Leere dieſer Zeit an jeglichem Erfahrungswiſſen, an jeder ſelbſtſtändigen Rührigkeit im Natur- oder Staatsleben, theils ihres eignen Charakters halber. Als eine geoffenbarte Religion ſtand ſie über allen Äußerungen des natürlichen Lebens, als eine rein ſpiritualiſtiſche mußte ſie dieſe ſelbſt insgeſammt auf ſich beziehen und ihnen nur in ſoweit Werth und Geltung zugeſtehen, als ſie ſelbſt Äußerungen des religiöſen

Lebens und Glaubens waren. Dieſe Alleingültigkeit des religiöſen Princips, mit Vernichtung jeder Selbſtſtändigkeit des Natürlichen, Materiellen wurde nun auch ſtreng und ſelbſt mit äußerer Gewalt von der Kirche, der Repräſentantin der göttlichen Auctorität, geſchützt und gewahrt. — Sonach war die S. ein Mechanismus des Denkens in angelernten Formen angewendet auf einen geoffenbarten Glaubensinhalt unter der ſteten Controle der kirchlichen Auctorität. Wo wir nun zuerſt eine äußere, feſte, mechaniſch aufzunehmende Form und eine conſolidirte äußere, zwingende Autorität finden, da wird die S. anheben und wird fortdauern bis jener Zwang der Form und dieſer der äußern Gewalt aufhört, — dort durch einen lebendigeren, aus der friſchen Erfahrung gewonnenen Inhalt, hier durch größere, politiſche und kirchliche, Freiheit und Selbſtſtändigkeit des geiſtigen und Volkslebens. In ſofern alſo mag man mit Recht, wie man gewöhnlich thut, die Periode der S. in die Grenzen des IX. und des XV. Jahrh. einſchließen; allein um die S. nicht blos nach ihrer äußern Stellung und Geltung, ſondern nach ihrer innern Bedeutung als eine Epoche der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes zu begreifen (und eine ſolche muß ſie ſein, trotz ihrer ſcheinbaren Geiſtloſigkeit und Oede), müſſen wir auch ihre Grenzen weiter ſtecken und beſonders nach rückwärts bis zu den erſten Keimen der chriſtlichen Philoſophie ſelbſt ausdehnen, weil ſich hier alles das vorbereitet, was die S. ausſpricht. — Die chriſtliche Religion, wurzelnd in der orientaliſchen Anſchauungsweiſe, ſollte ihren Weſen nach nicht Object des Erkennens, des analytiſch erklärenden Verſtandes ſein, ſondern reine Sache des unmittelbaren Glaubens der im Gefühle des Unendlichen, ohne Dazwiſchenkunft der endlichen Formen des Denkens, — ganz Eins würde mit ſeinen Gegenſtande, Gott. Allein bei dieſem einfachen Glauben konnte es nicht lange bleiben, theils des nimmer ruhenden Triebes nach Erklärung halber, theils wegen der Stellung dieſes Glaubens zu der geltenden, wenn auch alternden Philoſophie, die bald als Gegnerin ihn zur Vertheidigung und damit zur Erklärung ſeiner Lehren zwang, bald als Freundin ſich an ihn drängte und ſeine Einfachheit ſtörte. So entſtand die Philoſophie oder Theologie der Kirchenväter, ſo ein wiſſenſchaftlich geſchloſſenes Dogma und eine verſtändige Darlegung der Religion. — Allein eben weil der Glaube die Grundlage dieſer ſogenannten Philoſophie war, in welchem jeder Begriff nur durch ſeine Realität, die in ihm ſich darſtellt, unmittelbare Geltung hat, und da die daraus abgeleiteten Begriffe unmittelbar aus deſſen Realität fließen und daher ſelbſt unbedingte Realität haben, ſo ward ſie, indem man vom Einfachen ausging, um daraus die Zuſammenſetzung, die Verhältniſſe und Beziehungen dieſes Einfachen zu gewinnen, von da aus alle jene Relationen Kraft der innern Macht und Realität jenes Weſens bildete und durch entſtandene Begriffe oder Stufen der Verendlichung, Offenbarung, des einfachen Unendlichen herab bis zu den Einzeldingen ſtieg und der Realismus der Begriffe als das innerſte Weſen der chriſtlichen, von einem Offenbarungsglauben ausgehenden Philoſophie, folglich auch dieſer ihrer erſten Geſtaltung, der S., ſich darſtellte, einestheils rein realiſtiſch, während anderntheils die ſelbſtſtändige Forſchung nicht dem Glauben allein nachgehen und Begriffe nach deſſen Ausſpruche bilden und gebrauchen, ſondern auf eigne Hand von der Erfahrung aufſteigen wollte, um entweder jene Begriffe und jenen Glaubensinhalt als nothwendige Wahrheiten und letzte Gründe zu finden oder, wenn die Erklärung der Erfahrung nicht darauf führte, zu verwerfen. Das Princip der letztern war daher: die Begriffe ſind nicht an ſich weſentlich, ſelbſtſtändig, ſondern ſie ſind nur gebildet, abſtrahirt aus dem Einzelnen, ſind blos Denkformen, Namen, ohne einen andern Inhalt, als das Einzelne der Erfahrung, deſſen Einheit ſie ſind, ohne ein andres Kriterium ihrer Gültigkeit als eben jene ihre methodiſche Ableitung aus der Wahrnehmung — alſo das verſtändige Denken. So bildete dieſe Anſicht, bekannt unter dem Namen des

Nominalismus, eine ſtrenge Oppoſition gegen den Realismus der Scholaſtik, mit dem er zwar die Dürftigkeit ſeiner Dialektik und überhaupt die Unmündigkeit des Philoſophirens gemein hatte (als eine Folge der allgemeinen Unwiſſenſchaftlichkeit jener Zeit), dem er aber gegenüber ſtand als Verfechter der Freiheit und Selbſtſtändigkeit des philoſophirenden Geiſtes gegen die Tyrannei des Glaubens, als eine fortlaufende Skepſis gegen den willkührlichen Dogmatismus. Aus dieſem Geſichtspunkte allein kann man die Stellung des Nominalismus zum Realismus recht würdigen und einſehen, warum ihr Streit ſo heftig, einflußreich und bedeutſam war, als ein Streit nicht um zufällige Anſichten, ſondern um weſentliche Principien, warum die Kirche ſo lebhaftes Intereſſe daran nahm und zwar ſtets als Beſchützerin des Realismus und Feindin des Nominalismus, wie endlich der Sieg des Nominalismus zugleich ein Sieg der Geiſtesfreiheit und das Ende der S. war, und die mächtigſte Waffe, mit der er erfochten ward, die ächte claſſiſche Gelehrſamkeit und das Aufblühen der Erfahrungswiſſenſchaften, weil erſt dadurch die naturgemäße analytiſche, von den Griechen mit ſo viel Geiſt und Erfolg angebaute Methode des Denkens wieder in ihr Recht eingeſetzt wurde. Nun hatte zwar auch die S. ihre, der griechiſchen nachgebildete Dialektik, deren Quelle erſt die Platoniſchen, ſpäter die Ariſtoteliſchen Begriffe waren, allein eben weil dieſe Dialektik nur im Dienſte der Kirche handelte (unterſchied man doch ſogar eine rechtgläubige und eine ketzeriſche Dialektik), weil jene Begriffe nur die Bedeutung hatten, die ihnen das Dogma anwies, mußte natürlich der ächte ſelbſtdenkende griechiſche Geiſt völlig daraus vertrieben werden, um ſie als mechaniſches Werkzeug beliebig brauchen zu können. Dem entſprach nun auch die Geſtalt, unter der man die griechiſche Philoſophie kennen lernte, die Commentare nämlich der letzten griechiſchen Zeit über Ariſtoteles und Plato und die neuplatoniſchen Begriffe, ſpäter, als die peripatetiſche Philoſophie die Platoniſche verdrängte, der durch Koran und Neuplatonismus befangene Ariſtotelismus der Araber und die nicht viel beſſere griechiſche Auslegung der Ariſtoteliſchen Schriften (beides etwa XIII. Jahrh.), von denen überdieß die phyſiſchen und metaphyſiſchen Bücher anfangs verboten waren und auch ſpäter mehr der Commentirſucht, als der Begründung freierer Forſchung dienten. Einen bemerkenswerthen Unterſchied in der ſcholaſtiſchen Behandlung der Religion machte nun aber dennoch hier das Mittel derſelben, je nachdem dieß der Platonismus oder der Ariſtotelismus war. Jener nämlich, mehr der Phantaſie als dem Verſtande angehörig, vermittelte auf eine anſprechende, dem Gefühle gemäße Weiſe, was die Religion unmittelbar ausſprach (das Weſen Gottes, ſein Verhältniß zur Welt ꝛc.), in einer Art von neuplatoniſchem Pantheismus. So entſtanden, nach Auguſtin's Vorgange, die Syſteme des Erigena (IX. Jahrh.), des Almarich und David von Dinanto (XIII. Jahrh.), denen ſich Andere in mehr myſtiſcher als wiſſenſchaftlicher Darſtellung anſchloſſen, z. B. Bonaventura (XIII. Jahrh.), Honorius von Aught (XII. Jahrh.) ꝛc. In dieſen kam der dialektiſche Gegenſatz der Verſtandesphiloſophie noch nicht zum rechten Bewußtſein. Als man ſich aber der abſtractiven peripatetiſchen Denkform zu bedienen anfing, theils um die Religionslehren ſyſtematiſch zu ordnen, theils um ſie zu begründen und verſtändlich zu machen, traten die einzelnen Dogmen ſtärker hervor und ihr innerer Zuſammenhang mußte künſtlich durch neue abſtracte Begriffe vermittelt, ihr Einklang zum ganzen Syſteme bewieſen und durch Auctoritäten beglaubigt werden. In dieſer Abſicht entſtanden eine Menge von Verſuchen, den Glaubensinhalt durch Vernunftgründe zu beweiſen und darzuſtellen und ſo eine Religionsphiloſophie oder ein Syſtem der rationellen Theologie zu gründen; bedeutende Namen ſind hier Anſelmus von Canterbury, Hildebert von Tours, Abälard, Robert Pulleyn, Robert von Melun, Peter der Lombarde, Peter von Poitiers, Alanus von Ryſſel, Hugo

und Richard von St. Victor u. A., (ſämmtlich XII. oder Anfangs des XIII. Jahrh.), von denen wir theils ausführlichere, theils kürzere Syſteme der Theologie beſitzen, bald mehr rationaliſtiſch, bald mehr myſtiſch, mit Anwendung der Dialektik auf die Beweiſe für Gottes Daſein (berühmt iſt der ontologiſche des Anſelmus), Eigenſchaften und Verhältniß zur Welt, beſonders aber auch auf die Dreieinigkeit (nennenswerth ſind hier die Streitigkeiten des Berengar und des Lanfranc, XI. Jahrh.), einen wohl urſprüglich neuplatoniſch-philoniſchen Begriff, der aber das Schiboleth der Kirche und des Realismus wurde. Vergeblich widerſetzten ſich die Supernaturaliſten der Dialektik (z. B. Bernhard von Clairvaux und Walther von St. Victor), vergeblich wurden deren Mißbräuche von beſſern Geiſtern gerügt (ſo von dem ſcharfſinnigen Johann von Salisbury). Aber mit dem Gebrauche dieſer rationaliſtiſchen Dialektik (oder die ſich wenigſtens dafür gab) trat auch die Opoſition gegen deren Realismus, der Nominalismus, ein, als eine dialectica in voce (wie man ſagte), da jene eine dialectica in re war; daher die Nominaliſten auch Vocaliſten genannt werden. Als Vorläufer des Nominalismus können nach der obigen Deduction ſeiner wiſſenſchaftlichen Stellung alle die gelten, welche gegen die unbedingte Auctorität des Glaubens die Selbſtſtändigkeit der Vernunft behauptet hatten, alſo die ketzeriſchen Sekten der früheren Jahrhunderte; eine der nächſten Veranlaſſungen zu deſſen öffentlichem Auftreten war vielleicht eben jener Streit Berengar's mit Lanfranc, worin Erſterer mit ziemlich ſkeptiſcher Freiheit verfuhr; der, welcher ihn zuerſt beſtimmt ausſprach, war Roscellinus (XI. Jahrh.) — (denn von ſeinem angeblichen Lehrer, Johannes Sophiſta, haben wir nur ſehr unſichere Nachrichten), der jedoch auch mehr das Princip aufſtellte und mit kecker Dialektik auf Religionslehren anwendete, als es begründete und ausführte. Die Allgemeinbegriffe ſind nichts Wirkliches, Reales, ſondern nur Abſtractionen, die mehreres Einzelne unter ſich befaſſen, aber nicht ſelbſt etwas Einzelnes, Ding ſind, — bloße flatus vocis. — Aber ſelbſt dieſe nur hingeworfene kühne Idee mußte erſchütternd fortwirken und eine Reihe dialektiſcher Unterſuchungen veranlaſſen über das eigentliche Weſen und Verhältniß jener Univerſalien, welche bald das Hauptgeſchäft der S. ausmachten, ſo daß dieſe, früher faſt nur eine ſcholaſtiſche Theologie, jetzt eine ſcholaſtiſche Philoſophie wurde, beſonders als das von den Arabern aufgenommene regere Studium des Ariſtoteles einen reicheren dialektiſchen Wortkram an die Hand gab und zugleich in ihm eine Auctorität aufſtellte, die als philoſophiſche neben der rein kirchlichen und doch mit dieſer im Einklange zur Entſcheidung wiſſenſchaftlichen Scrupel dienen konnte. Daher fängt Tiedemann die S. erſt mit dem Urheber dieſer Richtung, dem Alexander von Hales, an und Rixner theilt dieſelbe in die Perioden der ſcholaſtiſchen Theologie und der ſcholaſtiſchen Philoſophie. Das Feld der Unterſuchungen wurde, wenigſtens dem Namen nach, größer, die Pſychologie und Kosmologie, ferner die Moral (deren Hauptproblem die Theorie von der Freiheit war) würden fleißiger behandelt und die ontologiſchen und logiſchen Forſchungen vervielfältigten ſich. Aber der Mittelpunkt aller dieſer blieben doch die dialektiſchen Spitzfindigkeiten, die Fragen nach dem Weſen und den Accidenzen oder der Individualität der Dinge (wofür man neue, barbariſche Ausdrücke wie quidditas und haecceitas — ſelbſt ein ganz unverſtändliches Wort maneries, wahrſcheinlich das Beharrende an den Dingen, erfand), nach deren Form und Materie (wieder unterſchieden in maneries ex qua, den bloßen Stoff, und maneries in qua, die ſubſtantielle Baſis der Accidenzen) ꝛc., die ſich ins Unendliche vervielfachten und verwirrten. Um ſich in dieſem Chaos von Erklärungen und Unterſcheidungen, welche die Sache nur dunkler und verwickelter machen, einigermaßen zu orientiren, hat man wieder die doppelte Baſis der ganzen ſcholaſtiſchen Dialektik, den Platonismus und Ari-

ſtotelismus, ins Auge zu faſſen. Nach Plato ſind die Univerſalien, die Geſchlechter der Dinge, im göttlichen Verſtande als deren Urbilder und durch dieſen unmittelbar auch im menſchlichen, ſie ſind vor den Dingen ſelbſt, ante rem; nach Ariſtoteles findet ſie der Verſtand in den Dingen, als deren allgemeinſte Formen, die an ſich das Gewiſſeſte ſind, wie es das Einzelne für uns iſt. Die Platoniſche Anſicht herrſchte im erſten Zeitraume vor und man fragte nur, wie dieſe Weſenheiten der Dinge in den einzelnen Dingen enthalten ſeien, ob als volle Weſenheit (Wilhelm von Champeaux), oder mit einer gewiſſen individuellen Beſtimmtheit (Abälard). — Aber eben hierin lag ſchon die Ariſtoteliſche Anſicht ausgeſprochen, daß dieſe Begriffe, dieß Allgemeine in den einzelnen Dingen ſelbſt ſei, universum in re. Aber wie war dieß Verhältniß zu denken, ohne einestheils das ſelbſtſtändige Beſtehen, andrerſeits die Wirklichkeit des Allgemeinen aufzuheben? Man half ſich mit einem doppelten Sein deſſelben, einem materiellen, wonach es im Einzelnen, und einem wirkenden, wonach es im Verſtande ſein ſollte (Vincent von Beauvais); mit einer Betrachtung deſſelben an ſich, als der abſoluten Essentia, und nach ſeiner Mittheilbarkeit, als des Allgemeinen (Albert der Große) als welches es wirklich erkannt wird vom Verſtande durch Abſtraction vom Materiellen, indem es in dieſem nur als das mögliche Allgemeine exiſtirt (Derſelbe und Thomas und Aquino), dagegen Duns Scotus daſſelbe blos als ein indifferentes Anſich erfaßte, welches vom Verſtande dann als eine objective Einheit gedacht, dadurch ein wirklich Allgemeines werde (er und ſeine Anhänger Formaliſten). Hiernach bilden ſich nun verſchiedene Secten der Albertiſten, Thomiſten, Scotiſten, in denen Viele auch einen eignen Ruf haben, z. B. Aegidius von Colonna, Hervaͤus Natalis, Franz Meyronis u. A., woneben noch Petrus Hiſpanus, Richard von Middleton, Wilhelm von Auvergne u. A. zu nennen ſind. — Darin aber ſtimmten alle jene Dialektiker überein, daß die Allgemeinbegriffe, möchten ſie nun vor oder in den Dingen und in ihnen actu oder potentia ſein, allein deren wahres Weſen enthalten, folglich in der Erkenntniß unmittelbarere Geltung und Gewißheit haben müßten, als die Individuen, von denen ſie prädicirt würden. So nahe ſie alſo auch durch ihre Erklärungen von einer Abſtraction des Allgemeinen aus dem Einzelnen zum Theil den Nominaliſten kamen, ſo ſcharf ſchieden ſie ſich doch von dieſen durch jenes Princip. Dieſe nämlich ließen das Allgemeine für eine bloße Fiction, einen Begriff, terminus oder conceptus (daher die Terminaliſten und Conceptualiſten), gelten, der erſt aus dem wahrgenommenen Einzelnen durch die Verſtandesabſtraction erzeugt werde, alſo nach der Beobachtung des Einzelnen, post rem ſich bilde, nicht blos aus derſelben hergeſtellt werde. Die abſtracte Erkenntniß durch Begriffe iſt nicht die erſte unmittelbare weſentliche, ſondern die durch Anſchauung, durch Beobachtung des Einzelnen. — Dieſe Zurückführung der Erkenntniß auf die Erhebung und Unterſcheidung des Subjectiven und Objectiven wurde vorbereitet von Wilhelm Durandus, ausgeführt von Wilhelm von Occam (XIV. Jahrh.), mit dem der Nominalismus in kräftigerer und ausgebildeterer Geſtalt auftrat. Er deckte die Ungereimtheiten der realen Denkweiſe auf, welche die Dinge vervielfältigte, indem ſie das Allgemeine, was in jedem Einzeldinge iſt, ebenſo oft hypoſtaſirt, indem ſie es eben darum zu einem Theile des Einzeldinges macht, es, als die einfache Form, doch in die Materie ſetzt ꝛc., und wies die vorgeſchützte Nothwendigkeit ſolcher unmittelbarer Begriffe ab, vielmehr überall einen Grund fordernd. Dadurch brach er dem freiern Denken Bahn und erſchütterte zugleich die S. in ihren Grundfeſten, die zu gleicher Zeit der immer ſelbſtſtändiger werdende Geiſt des Philoſophirens von allen Seiten angriff, dadurch eben jenen Sieg des Nominalismus erleichternd, der durch Occam's Schüler, Buridan, Peter d'Ailly, Robert Holcot, Gregor von Ri-

mini, Heinrich von Heſſeln, Gabriel Biel u. A., (zwar noch unter manchen äußern Bedrückungen) immer vollſtändiger ward. Schon früher hatten Roger Baco und Lullus (XIII. Jahrh.) den Anſtoß zu einer freiern Naturforſchung gegeben; dieß Bedürfniß brach jetzt allſeits durch; auf dem Wege der Erfahrung, durch anfänglich rohe Verſuche ſchritt man gemach vorwärts; die neuerweckte, ächte, claſſiſche Literatur lehrte den **Geiſt** der Platoniſchen und Ariſtoteliſchen Schriften kennen und ſtürzte die unter deren Namen feilgebotene Afterphiloſophie; die edlere Myſtik (Gerſon, Tauler), der platoniſche Pantheismus (Bruno), und andere den Geiſt mehr befriedigende Syſteme verdrängten den todten Formalismus der S., bis vor den Genieblitzen eines Baco von Verulam und Carteſius ſie ohnmächtig zurückſank und ſich in die Dunkelheit dumpfer Klöſter und pedantiſcher Schulen flüchtete, wo zum Theil ſie noch jetzt zu finden iſt. — Will man daher die S. in Perioden theilen, ſo mag man die oben angedeuteten Abſchnitte ihrer Entwickelung dazu benutzen und mit Tennemann die erſte Periode bis zu Roscellin, die zweite bis zu Alexander von Hales (oder Albert dem Großen mit Buhle) — die dritte bis zu W. Durandus und Occam führen, während die vierte den Verfall derſelben bezeichnet. Vergl. „Geſchichte des Verfalls der Wiſſenſchaften und Künſte bis zu ihrer Wiederherſtellung", aus dem Engl., (Götting. 1802. 8.); Lud. Vives, „De caussis corruptarum artium (in ſeinen Werken)" (Bas. II Vol. 8.); Christoph. Binder, „De schol. theologia" (Tubing. 1614. 4.); Bulaei „Hist. univ. Paris." (Par. 1665—1673. VI Voll. Fol.); Ad. Tribecchov, „De doctoribus schol. etc." (Giess. 1665. 8. ed. II. cum praef. Heumanni, Jen. 1719. 8.); Thomasius „De doctt. scholl." (Lips. 1676. 4.); Brucker, „De natura, indole et modo phil. schol." in ſeiner „Hist. crit. phil. T. III. pag. 709 et Hist. de ideis pag. 198."; Eberſtein's, „Natürliche Theologie der Scholaſtik ꝛc." (Leipz. 1803. 8.); Cramer's „Fortſetzung des Boſſuet, beſ. 5. Thl." — Joh. Launojus, „De celebr. scholis etc." (Par. 1672. 8.) — „De varia Arist. fortuna" (Par. 1653. 4.); — endlich die philoſophiſchen- und kirchengeſchichtlichen Werke. 80.

Scholien heißen die Erläuterungen, welche irgend einem Schriftſteller zum Verſtändniß beigefügt werden und in einzelnen Erklärungen ſchwerer Worte oder Redensarten beſtehen und deßhalb von den Commentaren (ſ. d. Art.) weſentlich unterſchieden ſind. Wir beſitzen derſelben z. B. von den alexandriniſchen Grammatikern und den Byzantinern über viele alte claſſiſche griechiſche Schriftſteller, von den ſpätern Juriſten über römiſche Rechtsſchriften und vorzüglich auch von den Arabern und Perſern über ihre vorzüglichſten Schriftſteller. In der neueſten Zeit ſind J. G. Roſenmüller's „Scholia in N. T." und E. F. K. Roſenmüller's „Scholia V. T." am bekannteſten geworden. — Die Verfaſſer von S. heißen: Scholiaſten. 9.

Schooner, franz. goëlette; engl. scooner, iſt ein langes und ſchmales zweimaſtiges Schiff, das meiſt über 100 Laſten ladet, ſehr ſchnell ſegelt und vorzüglich im atlantiſchen Meere zum Handel gebraucht wird. 30.

Schooßfall heißt im Erbrechte der hier und da noch gültige Rückfall des Vermögens verſtorbener Kinder an die Eltern, „weil das Kind in der Mutter Schooß fällt". 30.

Schopenhauer (Johanna), eine rühmlich bekannte deutſche Romanſchriftſtellerin, wurde im Jahre 1770 zu Danzig geboren, wo ihr Vater, Heinr. Troſina, als Senator lebte. Sie zeigte von Jugend auf großes Talent und viel Neigung zu Sprachen und der Zeichnenkunſt, wogegen ſie in der Muſik nur geringe Fortſchritte machte. In der engliſchen Sprache aber erlangte ſie bald ſolche Fertigkeit, daß ſie alle Claſſiker dieſer Nation leſen konnte und Shakeſpeare vor Allen liebgewann, auch machte ſie ſich durch Überſetzungen mit vielen Schriften der Grie-

chen und Römer bekannt. Kaum der Kindheit entwachſen wurde ſie an den Banquier Schopenhauer verheirathet. Beide unternahmen gemeinſam eine Reiſe durch Frankreich, England, Holland und Deutſchland, kehrten darauf nach Danzig zurück, wählten aber, als dieſes 1793 von den Preußen beſetzt wurde, Hamburg zu ihrem ferneren Aufenthalte, lebten hier zehn Jahre in den glücklichſten Verhältniſſen, unternahmen jeden Sommer kleinere oder größere Reiſen, beſuchten 1803 auch Schottland und die Schweiz und kehrten erſt nach drei Jahren wieder nach Hamburg zurück, wo Johanna bald darauf ihren Gatten durch einen plötzlichen Tod verlor. Sie wandte ſich nun 1806 nach Weimar, lebte mit den dortigen Dichtern und Gelehrten in den angenehmſten Verhältniſſen, knüpfte beſonders mit Fernow, von dem ſie noch die italieniſche Sprache lernte, ein inniges Band der Freundſchaft und trat nach deſſen Tode zuerſt im Bertuch'ſchen „Modejournale“ als Schriftſtellerin auf, ſchrieb alsdann: „C. Ludw. Fernow's Leben“ (Stuttg. und Tüb. 1810) und machte die „Erinnerungen von einer Reiſe durch England ꝛc.“ (2. Aufl. 1818) bekannt, denen bald darauf ein Band „Novellen“ (Ulm 1816) folgte. Nachdem ſie 1817 ihre Reiſe durch das ſüdliche Frankreich bis Chamouny“ und 1818 „eine Ausflucht an den Rhein“ herausgegeben hatte, erſchienen die Romane: „Gabriele“ (Leipz. 1826. 2. Aufl. 3 Thle.); „Die Tante“ (Frankf. 1823. 2 Bde.); „Sidonia“ (Leipz. 1828. 3 Thle.). Ihre ſämmtlichen Erzählungen und Romane kamen zu Leipzig 1831 in 24 Bänden heraus. Für ihre Kenntniſſe in der Malerei und bildenden Kunſt zeugt das Werk: „Johann von Eyk und ſeine Nachfolger“ (Frankf. 1821. 2 Bde.). Sie lebt gegenwärtig zu Frankfurt am Main. Als Schriftſtellerin zeigt ſie beſonders in ihren Romanen das Talent einer leichten und anziehenden Darſtellung. 81.

Schoppe (Amalia Emma Sophie), geb. Weiße, eine rühmlich bekannte Jugendſchriftſtellerin, wurde im Jahre 1792 auf der däniſchen Inſel Fehmern geboren, erhielt eine ſorgfältige Erziehung und vermählte ſich 1811 mit dem Dr. Schoppe in Hamburg, wo ſie noch gegenwärtig als Vorſteherin eines Erziehungsinſtituts lebt. Unter ihren äußerſt zahlreichen Schriften erwähnen wir: „Abendſtunden der Familie Hold“ (Hamb. 1823); „Bunte Bilder aus dem Jugendleben“ (Leipz. 1830. 2. Aufl.); „Die Familie Ehrenſtein“ (Hamb. 1825); „Erzählungen aus der Gegenwart und Vergangenheit“ (Leipz. 1832. neueſte Aufl.); „Neue Erzählungen und Mährchen“ (Braunſchw. 1826); „Eugenia“ (Berl. 1824); „Luſt und Lehre“ (Leipz. 1827); „Die Winterabende zu Sonnenfels“ (Leipz. 1826); „Die Auswanderer nach Braſilien“ (Berl. 1828); „Die glücklichen Tage der Kindheit“ (Leipz. 1829); „Mährchenbibliothek“ (Berl. 1828. 2 Thle.); „Die Pflegemutter und ihre Pflegetöchter“ (Leipz. 1829); „Sonotora“ (Leipz. 1829); „Nordiſche Sagen“ (Heidelb. 1829); „Leben Eliſabeth der Heiligen“ (Gera 1830); „Der Bilderſaal“ (Berl. 1830); „Sagenbuch“ (Berl. 1832); „Maria oder Liebe bildet“ (Leipz 1832). 81.

Schoreel, Schorel (Johann), einer der ausgezeichnetſten niederländiſchen Maler, geb. 1493 (1495) zu Schoreel, einem Dorfe bei Alkmaar (von dem er ſeinen Namen erhielt), hatte anfangs Wilhelm Cornelis zum Lehrer, kam aber ſpäter nach Amſterdam zu Jakob Cornelis. Von dieſem begab er ſich einige Jahre darauf zu dem berühmten Mabuſe; indeß contraſtirten Beider Charaktere zu ſcharf, als daß S. an demſelben hätte Geſchmack finden können, und ſo wandte er ſich nach kurzem Aufenthalte zu Utrecht nach Köln, dann nach Speier, wo er bei einem geſchickten Baumeiſter eine Zeit lang Architektur ſtudirte, und endlich auch nach Nürnberg, um Dürer kennen zu lernen. Dort wurde ihm indeß der Aufenthalt ebenfalls verleidet, da ſich ſeine ſtarre Anhänglichkeit an den Katholicismus mit dem aufkeimenden Lutherthume nicht vertragen mochte; er ergriff daher von Neuem den Wanderſtab und ging durch Kärnthen nach Italien (1517). Von

Venedig aus begleitete er einen Mönch nach dem heiligen Lande, wo er 3 Jahre damit zubrachte, die heiligen Orte, beſonders Jeruſalem und deſſen Umgebungen, zu zeichnen. Er kehrte hierauf über Rhodus nach Italien zurück, hielt ſich einige Zeit lang zu Rom auf und begab ſich endlich nach langer Abweſenheit wieder nach Amſterdam. Doch wählte er bald darauf, aus Kummer über die Untreue ſeiner Geliebten, einer Tochter des Jakob Cornelis, Haarlem zu ſeinem beſtändigen Aufenthaltsorte. Hier ſtarb er auch am 6. Dec. 1560. — Seine Gemälde (in Öl- und Waſſerfarben) zeichnen ſich durch treffliche Compoſition, correcte Zeichnung und ein überaus ſchönes und glänzendes Colorit vor den meiſten der damaligen Zeit rühmlich aus, unter ihnen namentlich der Einzug Chriſti in Jeruſalem (in Utrecht, leider aber im Jahre 1566 wie die meiſten übrigen zerſtört), die Taufe Chriſti, ein Chriſtus am Kreuze, die Marter des heil. Laurentius, mehrere treffliche Gemälde in München (vergl. d. Art. Boiſſerie'ſche Gemäldeſammlung) und zwei in der wiener Gallerie. 36.

Schorn (Ludwig), Director des Kunſtinſtituts zu Weimar, hoch verdient um die Archäologie und Geſchichte der Kunſt, wurde im Jahre 1793 zu Kaſtel im Fränkiſchen geboren, erhielt hier eine angemeſſene Erziehung und ſtudirte dann zu Erlangen Theologie. Die ſchon früh erwachte Neigung zu den bildenden Künſten indeß und das beſondere Intereſſe, was er von jeher an der Geſchichte derſelben, vorzüglich der Malerei genommen hatte, beſtimmte ihn ſich ausſchließlich mit der Kunſt zu beſchäftigen. Er begab ſich 1816 nach München, von hier 1819 nach Dresden und bald darauf nach Stuttgart, wo er die Redaction des „Kunſtblattes", die er noch jetzt führt, übernahm. Später unternahm er zu wiederholten Malen Reiſen nach Frankreich, Italien, England und den Niederlanden zu dem Zwecke, ſeine Kenntniſſe und Anſichten zu bereichern, bis er im Jahre 1826 als Profeſſor der Kunſtgeſchichte an die Akademie nach München berufen wurde. Sein Wirken in dieſer Stellung iſt zu allgemein anerkannt, als daß wir hier näher darauf eingehen ſollten, unbedingt aber war es ein Verluſt für München, daß S. im Jahre 1833 dem Rufe nach Weimar folgte. Von dem, was S. veröffentlicht hat, bemerken wir nur Folgendes: „Über die Studien der griechiſchen Künſtler" (Münch. 1818); „Homer nach Antiken" (die Fortſetzung des von Tiſchbein und Heyne begonnenen Werkes, Stuttg. 1821—1824); „Gruppen des Lebens" (Stuttg. 1825); „Beſchreibung der Glyptothek" (Münch. 1830). Außerdem beſorgte er die Herausgabe einer Überſetzung von Vaſari's „Künſtlergeſchichte" und lieferte in mehreren Zeitſchriften höchſt gediegene Aufſätze über mehrere Zweige der Kunſt. 36.

Schotel (Johannes Chriſtianus), ein ausgezeichneter holländiſcher Seemaler, geb. 1787 zu Dortrecht, erlernte den Handel, beſchäftigte ſich aber nebenbei fleißig mit Zeichnen und widmete ſich ſeit 1810, wo er ein Schüler Schouman's wurde, der Kunſt ausſchließlich. Die Gattung ſeines Lehrers wählend ward die Seemalerei in ihrem ganzen Umfange ſein hauptſächlichſtes Studium und bereits 1817 erregte er durch ein treffliches Gemälde: „Die ſtürmiſche See" im Haag allgemeines Aufſehen. Unter ſeinen ſpäteren Leiſtungen erwarben ſich außer mehreren Darſtellungen der See in ruhigem oder ſtürmiſchem Zuſtande (ſeine Lieblingsidee), vorzüglich: „Der Rückzug der Franzoſen von Dortrecht im Jahre 1814" und „Die Beſchießung von Algier im Jahre 1816" (beide gemeinſchaftlich mit ſeinem Lehrer gearbeitet) den größten Beifall. Für mehrere ſeiner Werke erhielt er Preiſe. Übrigens ſind die meiſten ſeiner Arbeiten in Privatbeſitz übergegangen, wie z. B. der Kaiſer von Rußland, der Prinz von Oranien und viele Kunſtkenner und Sammler in den Niederlanden deren mehrere an ſich gebracht haben. 36.

Schott (Auguſt Friedrich), berühmter Juriſt, geb. zu Dresden am 11. April 1744, ſtudirte zu Wittenberg und Leipzig, und da er ſich durch Schriften und Vorleſungen bald hervorthat, ſo erhielt er 1767 in Leipzig die außerordentliche

Profeſſur der Rechtsalterthümer, ward 1771 Collegiat des kleinen Fürſtencollegium, rückte als Beiſitzer in die Juriſtenfacultät, wurde ordentlicher Profeſſor des ſächſiſchen Rechts, Beiſitzer des Oberhofgerichts und ſpäter Profeſſor des römiſchen Rechts, 1790 Collegiat des großen Fürſtencollegium, Capitular des Hochſtifts Naumburg und ſtarb am 10. Oct. 1792. Seine Hauptſchriften, welche alle zu Leipzig erſchienen, ſind: „Schediasma de testamento in procinctu facto“ (1764. 4.); „Unparteiliche Kritik über die neueſten juriſtiſchen Schriften“ (1768—1782. 8. 100 Stück in 10 Bänden); „Opuscula juridica“ (1770. 8.); „Entwurf einer juriſtiſchen Encyklopädie und Methodologie“ (1772. 8. 6te von J. F. Kees vermehrte und verbeſſerte Ausg. 1794. 8.); „Sammlungen zu den deutſchen Stadt- und Landrechten“ (1772—1775. 3 Thle. 4.); der 3. Theil erſchien auch unter dem beſonderen Titel: „Das Stadtrecht der Stadt Freiberg, mit einer Geſchichte deſſelben von Klotzſch“, 1775); „Juriſtiſches Wochenblatt“ (4 Jahrg. 1772—1775. 8., der 4. Jahrg. auch unter dem Titel: „Magazin für Rechtsgelehrte und Geſchichtsforſcher); „Institutiones juris Saxonici elect. priv.“ (1778. 8. 2. Edit. 1785; eine dritte beſorgte K. G. Haubold 1795); die „Bibliothek der neueſten juriſtiſchen Literatur“ (1783—1789) iſt als Fortſetzung ſeiner „Unparteilichen Kritik“ zu betrachten. 25.

Schott (Heinrich Auguſt), Sohn des Vorigen, gelehrter Theolog und vorzüglicher Beförderer der Kanzelberedſamkeit, ward den 5. Dec. 1780 zu Leipzig geboren. Unter der Leitung tüchtiger Hauslehrer entwickelte er ſeine nicht gemeinen Talente ſo glücklich, daß er ſchon als 15jähriger Jüngling die Akademie beziehen und im 21. Lebensjahre den akademiſchen Lehrſtuhl betreten konnte. 1803 erhielt er das theologiſche Baccalaureat, wodurch er zugleich Frühprediger beim akademiſchen Gottesdienſte ward, und 1805 wurde er zum außerordentlichen Profeſſor der Philoſophie ernannt. Während ſeiner Beſchäftigungen mit der Theorie und Praxis der Predigtkunſt entſtand ſein „Kurzer Entwurf einer Theorie der Beredſamkeit mit beſonderer Anwendung auf die geiſtliche Beredſamkeit“ (Leipz. 1807. 2. Aufl. 1815), welcher, mit philoſophiſchem Geiſte und claſſiſchem Sinne geſchrieben, allgemeinen Beifalls ſich erfreute und ungemein viel zur Läuterung und Veredlung des homiletiſchen Geſchmackes beigetragen hat. Neben ſeinen rhetoriſchen Arbeiten vollendete er aber auch ſeine mit nicht geringerem Beifall aufgenommene Ausgabe des neuen Teſtaments (Leipz. 1805. 2. Aufl. 1811. 3. Aufl. 1825). Im Jahre 1808 ward er zum außerordentlichen Profeſſor der Theologie ernannt, aber in Folge von Tzſchirner's Berufung nach Leipzig an deſſen Stelle nach Wittenberg verſetzt, wohin er zu Anfange des Jahres 1810 abging. Auch hier ſetzte er ſeine Bemühungen für die Beförderung der Kanzelberedſamkeit unter den Studirenden durch Vorleſungen wie durch beſondere Übungen fort. Allein ſchon im Jahre 1812 erging der ehrenvolle Ruf zur zweiten theologiſchen Profeſſur in Jena an ihn. Hier ließ er es eine ſeiner erſten Sorgen ſein, den ſeit längerer Zeit ganz in Verfall gerathenen akademiſchen Gottesdienſt in der Univerſitätskirche wiederherzuſtellen. Zu dieſem Zwecke ſtiftete er noch in demſelben Jahre das homiletiſche Seminarium. Auch brachte er es dahin, daß alljährlich eine homiletiſche und katechetiſche Preisaufgabe geſtellt und der Preis nach dem Urtheile der theologiſchen Facultät bei einer öffentlichen Feierlichkeit ertheilt werden konnte. Von dieſer Preisvertheilung, wie von dem Zuſtande des Seminars überhaupt gab er dann ſelbſt jedes Jahr eine „Denkſchrift des homiletiſchen Seminars“ heraus. Zu derſelben Zeit erſchien ſein claſſiſches Hauptwerk, welches ihm auf immer einen ehrenvollen Platz unter den wiſſenſchaftlichen Beförderern der Kanzelberedſamkeit ſichern wird, „Die Theorie der Beredſamkeit mit beſonderer Anwendung auf die geiſtliche Beredſamkeit in ihrem ganzen Umfange dargeſtellt“ (1. Thl. Leipz. 1814. 2. Aufl. 1826. 2. Thl. 1824. 2. Aufl. 1833. 3. Thl. 1. Abth. 1827. 2. Abth. 1828). Wie ſorgfältig er ſelbſt aber die

von ihm in ſeiner Theorie der Homiletik aufgeſtellten Regeln in ſeinen geiſtlichen Vorträgen befolgte, beweiſen die vortrefflichen Sammlungen derſelben, nämlich: „Chriſtlich-religiöſe Reden" (Leipz. 1811); „Geiſtliche Reden und Homilien, zum Theil mit beſonderer Hinſicht auf die Ereigniſſe der Zeit" (Jena 1815); „Chriſtliche Religionsvorträge über gewöhnliche Perikopen" ꝛc. (Erfurt und Gotha 1819); „Neue Sammlung geiſtlicher Reden und Homilien" (Jena 1822); „Neue Auswahl von Homilien und andern Predigten" (Neuſtadt a. d. O. 1830). Von ſeinen übrigen die exegetiſche und dogmatiſche Theologie betreffenden Schriften ſind bemerkenswerth: „Commentar. exeg. dogm. in eos J. Christi sermones, qui de reditu ejus ad judicium futurum agunt" (Jen. 1820); „Pentateuchus ex sermone hebr. in lat. transl. auct. Scholt et Winzer" (Lips. 1825); Isagoge historico-crit. in libros novi foederis" (Jen. 1830); „Epist. Pauli ad Thessalon. et Galatas comment. illustr." (Lips. 1834); „Epitome theologiae christianae dogmaticae" (Lips. 1811. Ed. II. 1822); „Briefe über Religion und chriſtlichen Offenbarungsglauben" (Jena 1826). Die beiden letzteren ſind im Geiſte des rationalen Supranaturalismus abgefaßt. — S. ſtarb als großherzoglich ſächſiſcher geheimer Kirchenrath, erſter Profeſſor der Theologie und Director des akademiſchen Gottesdienſtes und homiletiſchen Seminars am 29. Dec. 1835. Er war nicht nur einer der achtbarſten gelehrten Theologen, ſondern er war auch (wie ſein Freund, Hofrath Hand, von ihm ſagt) in Wahrheit einer der edelſten Menſchen, die über die Erde gingen. Vergl. über ihn J. D. Goldhorn, „Erinnerungen an H. A. Schott" (Halle 1836). 63.

Schottel (Juſtus Georg), Sohn eines Predigers, wurde 1612 zu Eimbeck geboren, beſuchte die Schule zu Hildesheim und ſeit 1630 das hamburger Gymnaſium, bezog 1633 die Univerſität Leyden, ſtudirte hier die Rechte und die Humanitätswiſſenſchaften und ging 1636 über ſeine Vaterſtadt zum Abſchluſſe ſeiner Studien nach Wittenberg. Wegen der Kriegsunruhen mußte er jedoch nach zwei Jahren Wittenberg verlaſſen, trat als Prinzenerzieher mit dem braunſchweiger Hofe in nähere Berührung, wurde 1642 Beiſitzer im Hofgerichte und 1645 Conſiſtorialrath, bekleidete in der Folge noch mehrere wichtige Ämter und wußte ſich bis zu ſeinem im Jahre 1676 erfolgten Tode durch Treue und Rechtlichkeit das Vertrauen ſeines Hofes zu erhalten. In die fruchtbringende Geſellſchaft war er im Jahre 1642 unter dem Namen des Suchenden aufgenommen worden. — Trotz dem, daß der äußerſt thätige Mann mit Geſchäften überladen war, behielt er doch noch Muße für ſchriftſtelleriſche Arbeiten. Die wichtigſten ſeiner Werke ſind die über die deutſche Sprache, zu deren Abfaſſung der einſichtsvolle und gelehrte Herzog Auguſt von Braunſchweig durch Rath und Unterſtützung fördernd mitwirkte. Im Jahre 1641 erſchien ſeine „Deutſche Sprachkunde" (2. Aufl. Braunſchw. 1651. 8.); dann „Deutſcher Sprache Einleitung" (Lüb. 1643. 8.) und hierauf „Vers- oder Reimkunſt" (Füneb. 1644. Frankf. 1656. 8.). Alle drei Werke vielfach bereichert und umgearbeitet gab er vereinigt heraus unter dem Titel: „Ausführliche Arbeit von der deutſchen Hauptſprache" (Braunſchw. 1663, mit neuem Titel und unvollſtändig, Hildesh. 1737. 4.; ein Auszug daraus für Schulen, Braunſchw. 1676. 8.). Als Schluß zu dieſem umfangreichen und fleißigen Werke, welches nebſt mehreren geſchichtlichen und literariſchen Abhandlungen die Etymologie, Wortfügung und Proſodie mit ſeltner Gründlichkeit behandelt, kann man S.'s vorletzte, ohne ſeinen Namen erſchienene Schrift anſehn: „Horrendum bellum grammaticale Teutonum antiquissimorum, wunderbarer Bericht ꝛc." (Braunſchw. 1673. 4.), worin er die Anſicht vertheidigt, daß die deutſche Sprache ſeit Jahrtauſenden ihre urſprüngliche Selbſtſtändigkeit bewahrt habe. Die Vollendung ſeines „Deutſchen Wörterbuchs" unterbrach der Tod. — Wenn auch das Schottel'ſche Werk an den Mängeln ſeiner Zeit, be-

ſonders an zu großer Ausführlichkeit leidet und der reichhaltige Stoff mehr angehäuft als verarbeitet iſt, ſo kann dieß doch dem wahren innern Werthe deſſelben keinen Eintrag thun. S. erkannte, wie vor und lange nach ihm Keiner, die Eigenthümlichkeit der deutſchen Sprache, entwickelte ſcharfſinnig die ihr zum Grunde liegenden Regeln und ſuchte die Gültigkeit derſelben durch hiſtoriſche Forſchungen, wie ſie die Zeit möglich machte, zu beweiſen und feſtzuſtellen. Seine Leiſtungen haben die verkehrten Verſuche gleichzeitiger Grammatiker in ihr Nichts zurückgewieſen und einer beſonnenen gründlichen Forſchung zuerſt die Bahn gebrochen. — Die poetiſchen Verſuche S.'s („Fruchtbringender Luſtgarten geiſtlicher und weltlicher Gedichte", Wolfenb. 1647. 8. u. a.) ſind von geringerem Belange; doch dürfte ſein Gedicht: „Der Nymphe Germania Todesklage" (Braunſchw. 1640. 4.), in dem Gedankenreichthum und Kraft der Sprache nicht zu verkennen ſind, auch jetzt noch Beachtung verdienen. 83.

Schottland, ſ. Großbritannien.

Schouman (ſpr. Schauman) (Martinus), ein ausgezeichneter holländiſcher Seemaler, geb. am 29. Jan. 1770 zu Dordrecht, bildete ſich unter ſeinem Verwandten, Aart S., einem ſehr geſchickten Künſtler zu Haag, und erwarb ſich bald durch ſeine trefflichen Arbeiten großen Ruf. Einzig die Natur zum Vorbilde nehmend errang er durch unausgeſetzten Fleiß eine hohe Stufe der künſtleriſchen Vollkommenheit und war vielleicht in einer gewiſſen Periode in ſeinem Genre Allen überlegen, bis er ſpäter dieſen Ruhm mit ſeinem Schüler Schotel (ſ. d. Art.) theilen mußte. Außer den beiden großen Gemälden, die er mit Letzterem gemeinſchaftlich ausführte, möchte vor Allem „das Seegefecht bei Algier" und „die Schlacht von Palembang" zu erwähnen ſein. Sonſt finden ſich die meiſten ſeiner Arbeiten in verſchiedenen Städten der Niederlande im Privatbeſitze zerſtreut. 36.

Schout by Nacht, ſ. Admiral.

Schouten (ſpr. Schauten) (Wilhelm Corneliſſen), ein holländiſcher Seefahrer, geb. um das Jahr 1575 zu Horn, hatte bereits dreimal die Reiſe nach Oſtindien mit gemacht, als ihm Iſaak le Maire im Jahre 1615 das Commando des Schiffes Concordia übergab, mit welchem er einen neuen Weg um die äußerſte Spitze von Südamerika herum in den großen Ocean in der Abſicht, die Privilegien der oſtindiſchen Compagnie zu umgehen, aufzuſuchen entſchloſſen war. S. lichtete am 14. Juni 1615 die Anker, nahm den damals gewöhnlichen Weg längs der ſüdamerikaniſchen Oſtküſte, ſegelte der Magellanſtraße vorüber, trat zwiſchen Staatenland und Feuerland in die nach Le Maire benannte Straße, entdeckte und benannte das Cap Horn, ſo wie die Barneveldsinſeln, ſegelte dann durch den großen Ocean hindurch auf dem Wege mehrere Inſeln entdeckend (deren eine bei Neu-Guinea ſeinen Namen erhielt) nach den Molukken und richtete von hier aus ſeinen Lauf nach Batavia, wo er am 23. Oct. 1616 ankam. Wurde auch der eigentliche Zweck der Reiſe durch Beſchlagnahme des Schiffes Concordia vereitelt, ſo hatte doch S. die Genugthuung, zuerſt Südamerika umſegelt und den Seefahrern einen minder gefahrvollen Weg, als die Magellansſtraße war, gezeigt zu haben. Er kehrte im Jahre 1617 nach Amſterdam zurück und machte ſpäter noch mehrere Reiſen nach Oſtindien, auf deren letzter er im Jahre 1625 auf der Inſel Madagaskar ſtarb. Eine Beſchreibung ſeiner im Jahre 1615 unternommenen Reiſe erſchien zu Amſterdam im Jahre 1617. 22.

Schraffiren, ſ. Schattiren.

Schragen iſt ein Holzmaß von Scheitholz, welches 3 Klafter à 3 Ellen Länge und 1 Klafter Höhe beſitzt. 76.

Schraube, lat. cochlea; franz. vis; engl. screw, nennt man eine einfache Maſchine, welche entſteht, wenn ſich eine ſchiefe Ebene um einen Cylinder gleichmäßig immer höher und höher windet. Iſt um die ſchiefe Ebene herum eine

gleichförmige Erhabenheit angebracht, ſo heißt erſtere eine **Schraubenlinie.** Die Windungen der Schraubenlinie um den ſenkrechten Cylinder können mehrmals wiederholt werden und ein Theil derſelben führt dann den Namen **Gang der Schraubenlinie, Schraubengang**; die fortgehenden Schraubengänge heißen ein **Schraubengewinde** und der ſenkrechte Cylinder, um welchen die Schraubenlinie ſich windet, eine **Schraubenſpindel.** Die Schraubengänge ſind entweder nach Außen hervorragend und bilden ſo die **männliche S., Vaterſchraube**, oder ſie ſind in einen nach der Dicke der Schraubenſpindel durchbohrten Körper eingeſchnitten und bilden die **weibliche S., Schraubenmutter**; der Kreis, welchen die gerade Fläche des Cylinders begrenzt, heißt der **Umfang der Spindel** und der Abſtand zwiſchen zwei Windungen die **Höhe der Schraubengänge.** Die Kanten der Schraubengänge ſind entweder ſcharf, ſpitzig, pyramidaliſch (**ſcharfgängige S.**), oder breit, ſtumpf, prismatiſch (**flachgängige S.**), oder auch wohl rund (**rundgängige S.**). Schraubenſpindel und Schraubenmutter ſind unzertrennlich von einander und die eine kann nie ohne die andere beſtehen. Die Gänge der Spindel greifen in die Vertiefungen zwiſchen den Gängen der Mutter und umgekehrt, die Gänge der Mutter in die Vertiefungen zwiſchen den Gängen der Spindel und beide müſſen vollkommen genau in einander paſſen. Wird die Spindel in der Mutter gedreht, ſo bewegt ſie ſich darin vor- und rückwärts, je nach der Verſchiedenheit, wie die bewegende Kraft wirkt. Beim Gebrauche der S. iſt entweder die Mutter feſt und die Spindel bewegt ſich in derſelben um ihre Achſe oder die Spindel iſt feſt und die Mutter bewegt ſich um die Spindel herum. In beiden Fällen werden die beiden zu einander paſſenden geneigten Ebenen auf einander hingeſchoben, um damit irgend eine Laſt zu überwältigen und es verhält ſich dabei die zu verwendende Kraft zu der zu hebenden oder überwältigenden Laſt wie die Entfernung zweier Schraubengänge zum Umfange der Schraubenſpindel. Aus dieſer Theorie folgt: daß man die Kraft der Schrauben zunehmend erhöhen könne, wenn man den Umfang der Spindel vermehrt und die Höhe der Schraubengänge vermindert. Gewöhnlich wird mit der S. noch ein Hebel in Verbindung geſetzt, an welchem die bewegende Kraft angebracht wird, z. B. beim Präg- und Schraubſtocke, bei allen Arten von Preſſen, Schraubenziehern ꝛc. Greifen die Schraubengänge, anſtatt ſich in den Vertiefungen der Schraubenmutter zu bewegen, in die für dieſen Zweck gearbeiteten Zähne eines Stirnrades ein, ſo iſt letzteres als die Laſt zu betrachten, die auf der geneigten Ebene hinauf bewegt wird. An dem Rade befindet ſich dann zugleich eine Welle mit einem Seile, an welchem die zu hebende Laſt hängt, und eine ſolche S. bildet dann eine **S. ohne Ende**, welche zum Heben großer Laſten mit einer geringen Kraftanwendung gebraucht wird. 40.

Schrecken, lat. terror; franz. terreur; engl. terrour, die heftige Erſchütterung, die ein wahres oder eingebildetes plötzlich hereinbrechendes Übel auf uns hervorbringt, offenbart ſich im Gemüthe und im Körper und wirkt auf beide lähmend. Die erſte Einwirkung des Schreckens iſt auf das Vorſtellungsvermögen; daſſelbe kann die Größe des hereinbrechenden Unglücks nicht erfaſſen, es gibt ihm im erſten Augenblicke einen Alles überſteigenden Umfang; dadurch wird die Urtheilskraft außer Stand geſetzt, es mit einem andern ſchon dageweſenen und bekannten zu vergleichen, und ſieht ſich folglich der Mittel beraubt, die es ihm entgegenſetzen und mit denen es daſſelbe bekämpfen kann. Dieſes plötzliche Unterbrechen der geiſtigen Thätigkeit erzeugt aber Unruhe, Verworrenheit, Unentſchloſſenheit; dabei tritt verminderte Herzthätigkeit ein; das Blut gelangt nicht nach den äußerſten Gefäßenden; es entſtehen Herzpochen, Angſt, Geſichtsbläſſe, ferner heftiges Zittern oder unwillkührliche Zuſammenziehungen der dem freien Willen unterworfenen Muskeln, oder Unvermögen ſich zu bewegen (der Menſch ſteht wie vom Don-

ner getroffen), Erſchlaffung der Schließmuskeln, daher unwillkührlicher Abgang des Koths und Urins; im höhern Grade des Schreckens und bei reizbaren Perſonen entſtehen Ohnmachten, völlige Bewußtloſigkeit, ja wohl gar plötzlicher Tod. — Dieſe durch den S. hervorgerufenen Erſcheinungen modificiren ſich je nach der Größe der herandringenden Gefahr und nach dem Zuſtande der Reizbarkeit der dem S. unterworfenen Perſonen. Es gibt deren, bei denen der S. zur herrſchenden Leidenſchaft geworden iſt, deren ganzes Leben in ſteter Angſt vergeht, die, möchte man ſagen, vor einem fallenden Blatte erſchrecken und die ſich nicht einmal mit wirklichen, wenn auch noch ſo unbedeutenden Veranlaſſungen zum S. begnügen, ſondern deren eine Menge in ihrer Phantaſie erſchaffen, ſo daß ſie bald vor Geiſtern, bald vor Träumen, bald vor der Furcht zu erkranken, beſtohlen zu werden, ja endlich gar vor ihrem eignen Schatten erſchrecken. Welch ein Unterſchied zwiſchen dieſen beklagenswerthen Verzagten und jenen kräftigen Gemüthern, die, je größer das herandrohende Unglück, um ſo mehr Hülfsquellen in ſich finden und ächten Heldenſinn zu Tage legen! — Wohl kaum einer Bemerkung bedarf es, daß der Einfluß des Schreckens auf Körper und Gemüth nicht immer mit jenen bereits beſchriebenen Erſtwirkungen abgeſchloſſen iſt; vielmehr läßt derſelbe ſehr häufig Nachwirkungen zurück, die immer bedenklicher ſind als jene erſten, ſo daß der S. mit Recht als eine reichliche Quelle von Krankheiten anzuſehen iſt. Wir erwähnen als ſolcher der Krämpfe, die vorzüglich bei Kindern nach gehabtem S. gern einzutreten pflegen. Bekannt iſt es, daß die Epilepſie vorzüglich häufig durch S. erregt wird; ferner ſind Herzkrankheiten als Folgen dieſes Affects anzuſehen (in der franzöſiſchen Revolution zur Schreckenszeit wurden dieſe häufig bemerkt und die Ärzte ſuchten in dem gehabten S. ihre Veranlaſſung); endlich iſt auch Melancholie und Wahnſinn häufig im Gefolge des Schreckens vorgekommen. — Um jedoch nicht lauter Böſes vom S. ſagen zu müſſen, ſo haben wir noch zu erwähnen, daß ihn der denkende Arzt zum Heilzwecke zu benutzen vermag, ſo wie ein Gleiches ſchon öfter durch den Zufall bewirkt iſt. Bekannt iſt, wie Boerhaave im Waiſenhauſe zu Haarlem die aus Nachahmungsſucht mit Krämpfen befallenen Kinder durch Männer, die glühende Zangen in der Hand hielten, dermaßen erſchreckte, daß ſie ihre Anfälle vergaßen; ſo gelang Dupuytren in mehreren Fällen die Einrichtung von Verrenkungen, durch eine heftige Anrede, durch die er die Kranken zu erſchrecken ſuchte. Was aber Heilungen durch zufälligen Schreck betrifft, ſo brauchen wir nur an jene heilſamen Wirkungen eines in der Nähe einſchlagenden Blitzes oder einer ausbrechenden Feuersbrunſt zu erinnern, die ſchon mehr als einem Gelähmten die Kraft zu gehen und ſich zu bewegen wieder verſchafft haben. 39.

Schreckensſyſtem, ſ. Terrorismus.

Schreibart, ſ. Styl.

Schreibekunſt oder **Graphik** (vom griech. *γράφειν*, ſchreiben und malen) iſt im Allgemeinen die Kunſt, durch gewiſſe ſichtbare Zeichen artikulirte Töne als Ausdruck der Gedanken zu fixiren, im engern Sinne aber die abſichtliche Darſtellung ſeiner Gedanken durch bekannte Zeichen, gewöhnlich Buchſtaben. Die S. hat es alſo ausſchließlich mit dem Schreiben als Darſtellungsmittel des Gedachten zu thun und die Schönſchreibekunſt (Kalligraphie), Rechtſchreibekunſt (Orthographie), Geſchwindſchreibekunſt (Tachygraphie), Geheimſchreibekunſt (Steganographie) und Schreibmalerei ſtehen nur in entfernterer Beziehung zu ihr und ſind das Ergebniß der Fortbildung der längſt erfundenen und allgemein geltenden Zeichen. Den Urſprung dieſer Kunſt geſchichtlich nachzuweiſen, welche das Bildungsmittel der Menſchheit zur Humanität geworden iſt, iſt eben ſo ſchwer, als überhaupt die Geſchichte der Cultur der alten Welt dunkel iſt. Nur ſo viel läßt ſich behaupten, daß ſie von den unvollkommenſten Verſuchen begann und in nahem Verhältniſſe zur Ausbildung des geiſtigen Lebens und der Sprache ſteht. Die Ele-

mente der S., das Kindesalter derſelben, finden wir unſtreitig in Aſien; das Schreibmaterial waren Steine, die man anfangs als Denkmale aufrichtete und worin man ſpäter Symbole und Bilder, endlich auch Schriftzüge und Buchſtaben eingrub. Als die eigentliche Wiege der S. gilt aber gewöhnlich Ägypten (ein Ägypter, Thaaut, ſoll die Buchſtabenſchrift erfunden haben) und die Behauptung, daß die Syrer die Buchſtaben zu den Phöniciern und dieſe erſt zu den Ägyptern gebracht haben, hat weniger Vertheidiger gefunden. Urſprünglich ſchrieb man auf Palmblätter mit einem eiſernen Griffel, ſpäter auch auf Leinwand, vorzüglich aber auf Papyrus. Bei den Hebräern finden wir ſchon unter den Königen die S. häufig erwähnt; zu höherer Vollkommenheit gelangte ſie aber erſt bei den Griechen. Sie ſchrieben wie die Phönicier und Ägypter auf Palmblätter, Metall (Dreifüße), bleierne Tafeln, Holz (Solon's Geſetze), Thierhäute und auch auf Papyrusrinde und ihnen verdankt die S. zwei wichtige Verbeſſerungen in Betreff des Materials, nämlich die künſtliche Zubereitung und den allgemeinern Gebrauch der ägyptiſchen Papyruscharte zur Zeit Alexander's des Großen, wodurch beſonders die griechiſche Literatur in Alexandrien neuen Schwung erhielt, und unter Ptolemäus Philadelphus, welcher neidiſch die Ausfuhr des Papyrus verbot, die geſchicktere Behandlung der Thierhäute in Pergamus, wovon die Membranen den Namen Pergament erhielten. Die Lehrer der Römer waren auch in der S. die Griechen; daher die Ähnlichkeit ihrer Buchſtaben mit den griechiſchen. Sie ſchrieben auf Holz, Wachstafeln, Blätter, Leinwand und Erz; das gewöhnliche Schreibmaterial aber war Pergament und die Papyruscharte, nur vollkommner als bei den übrigen Völkern vor ihnen. Als Werkzeug zum Schreiben gebrauchten ſie bei Tafeln den metallenen Griffel, beim Pergamente und den Charten das Rohr (calamus). Das Rohr wurde eben ſo geſchickt behandelt und bequem geführt, wie unſere Schreibfeder, und man ſchrieb gewöhnlich mit ſchwarzer Dinte (atramentum librarium) auf Pergament und Charten. Von den Römern kam die S. zu den Deutſchen und wurde im Mittelalter vorzüglich von den Mönchen geübt und im V. und VI. Jahrh. wurde der Gebrauch der Schreibfeder eingeführt, durch welche ſich die S. bis in die neueſte Zeit immer mehr vervollkommt hat. In Bezug auf die Geſchichte der S. bei anderen Völkern iſt wenig Beſtimmtes zu ſagen; überall iſt ſie aber erweislich ſpäter aufgetreten, als bei den bekannteren Völkern, wenn auch aus den Schriftzeichen ſelbſt kein Zuſammenhang der Überlieferung nachgewieſen werden könnte. Zu bemerken iſt nur noch, daß von den Völkern, welche die S. kennen, die Abendländer und Inder, ſo wie die Kopten horizontal von der Linken nach der Rechten, die Semiten und einige andere aſiatiſche Völker eben ſo von der Rechten zur Linken, die mittel- und nordaſiatiſchen Völker aber von Oben nach Unten ſchreiben, indem ſie meiſt rechts anfangen. — Vergl. J. G. Amelang, „Von dem Alterthume der Schreibekunſt in der Welt" (Leipz. 1800); J. Leonh. Hug, „Die Erfindung der Buchſtabenſchrift ꝛc." (Ulm 1801); Chr. Fr. Weber, „Verſuch einer Geſchichte der Schreibekunſt" (Götting. 1807). 84.

Schreiber (Aloys Wilhelm), ein rühmlich bekannter deutſcher Dichter und Schriftſteller, wurde am 12. Oct. 1764 zu Kapell unter Windeck geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Lyceum zu Baden und ſpäter auf der Univerſität zu Freiburg, bekleidete hierauf einige Zeit eine Lehrerſtelle in Baden, ging dann nach Mainz und trat daſelbſt als Lehrer in das Haus des Grafen von Weſtphalen, kehrte aber bei dem Ausbruche des franzöſiſch-deutſchen Krieges nach Baden zurück, beſchäftigte ſich hier blos mit gelehrten Privatarbeiten, lebte während des Congreſſes zu Raſtadt einige Zeit an dieſem Orte und redigirte daſelbſt mit dem hanöveriſchen Miniſterreſidenten von Schwarzkopf das Congreßhandbuch. Im Jahre 1801 wurde er zum Profeſſor der claſſiſchen Literatur in Baden ernannt, folgte 1805 einem Rufe als Profeſſor der Äſthetik nach Heidelberg, legte ſpäter dieſe

Stelle freiwillig nieder, übernahm nach Poſſelt's Tode das Amt eines badenſchen Hiſtoriographen und wandte ſich 1813 nach Karlsruhe, wo er ſich ausſchließlich mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt. Unter ſeinen zahlreichen hiſtoriſchen und topographiſchen Schriften, ſeinen Erzählungen und Gedichten fand beſonders ſeine „Anleitung zur Rheinreiſe“, welche auch in das Engliſche und Franzöſiſche überſetzt wurde, eine ſehr günſtige Aufnahme. Von ſeinen übrigen Schriften verdienen beſonderer Erwähnung: „Dramaturgiſche Blätter“ (Frankfurt 1788. 6 Bdchen.); „Scenen aus Fauſt's Leben“ (Offenbach 1792); „Streifereien durch Deutſchland“ (Leipz. 1795); „Lehrbuch der Äſthetik“ (Leipz. 1795); „Gedichte“ (Düſſeldorf 1801. 2 Bde.); „Reiſen meines Vetters auf ſeinem Zimmer“ (Bremen 1797. 2 Bde.); „Skizzen und Erzählungen“ (Leipz. 1804); „Anſichten des Rheins“ (Frankf. 1804—1806. 3 Hefte); „Baden in der Markgrafſchaft mit ſeinen Bädern und Umgebungen“ (Karlsruhe 1805); „Baden im Großherzogthume mit ſeinen Bädern und Umgebungen“ (Heidelb. 1812); „Heidelberg und ſeine Umgebungen“ (Heidelb. 1812); „Gedichte und Erzählungen“ (Heidelb. 1812); „Miscellen aus dem Gebiete der Geſchichte“ (Heidelb. 1812); „Poetiſche Werke“ (Tüb. 1817. 3 Bde.); „Badiſche Geſchichte“ (Karlsr. 1817); „Taſchenbuch für Reiſende auf dem Rheine“ (Heidelb. 1821). Auch gab er das „Heidelberger Taſchenbuch“ (Heidelb. 1808—1812. 4. Jahrg.) und „Cornelia, Taſchenbuch für deutſche Frauen“ (Heidelb. 1816 ff.) heraus, welches noch erſcheint. 81.

Schrepfer (Johann Georg), ein durch ſeine vielfachen Betrügereien berüchtigter Mann, wurde im Jahre 1730 zu Nürnberg geboren, ſtand ſpäter einige Zeit als Huſar in preußiſchen Dienſten und errichtete 1768 in Leipzig ein Caffeehaus. Hier gab er vor, dem Freimaurerorden anzugehören, obgleich dieß nicht der Fall war, veranlaßte in der Loge allerlei Störungen und Streitigkeiten, verfertigte auf den Vorſteher derſelben Pasquille, wurde deßhalb verklagt und mußte endlich wegen vieler anderer Leichtfertigkeiten Leipzig als Banqueroutirer ſchimpflich verlaſſen, nachdem er vergeblich verſucht hatte ſich durch die Behauptung Anſehen zu verſchaffen, daß man beten, faſten und Buße thun müſſe, um mit Gott in eine innigere Verbindung treten zu können. Er trieb ſich hierauf längere Zeit an mehreren Orten Sachſens umher und ſuchte als Geiſterbeſchwörer ſein Glück zu machen, wobei es ihm auch durch allerhand die Sinne betäubende Mittel gelang ſich einen ſtarken Anhang und ein faſt unbedingtes Vertrauen zu erwerben, während er gegen alle ihm von Seiten der Regierung drohende Gefahren durch einen höchſt einflußreichen Gönner geſchützt wurde. Da er höchſt wahrſcheinlich nur die Pläne einer im Geheimen wirkenden Partei ausführen half, ſo wurde es ihm auch möglich unter dem Schutze derſelben nach Leipzig zurückkehren zu dürfen, wo er ſeine Geiſterbeſchwörungen von Neuem begann und eine ſogenannte ſchottiſche Loge errichtete, welche ſich hauptſächlich mit Beten, Faſten, Meſſeleſen, Abendmahlsaustheilungen ꝛc. beſchäftigte. S. ſelbſt gab ſich für einen Oberſten von Steinbach aus, welcher von einem franzöſiſchen Prinzen abſtamme und früher in Frankreich gedient habe, wovon er auch Viele überzeugte. Da er aber unterdeß in großen Geldmangel gerathen war und auch eine gerichtliche Unterſuchung fürchtete, ſo lud er eines Morgens (den 8. Oct. 1774) vier ſeiner Frennde zu einem Spaziergange in das Roſenthal ein, indem er ihnen etwas Außerordentliches ſehen zu laſſen verſprach. Nachdem ſich alle noch vor Sonnenaufgang dahin begeben hatten, ging S. einige Schritte auf die Seite und tödtete ſich durch einen Piſtolenſchuß. In einem von ihm hinterlaſſenen Briefe drohte er ſeinen Verfolgern Rache und verſprach ſeinen Gläubigern Bezahlung, die ſie binnen kurzer Zeit von einem Unbekannten eingehändigt erhalten würden. Durch die bis zu ſeinem Tode gezeigte Faſſung erhielt er in den Augen ſeiner Verehrer, deren Anhänglichkeit an ihn damals in Sachſen bis zum Enthuſiasmus geſteigert wurde, eine faſt überirdiſche Bedeutſamkeit. 81.

Schreyvogel (Joſeph), ein deutſcher Luſtſpieldichter, wurde 1768 in Wien geboren, vollendete hier ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, trat in Alxinger's „Öſtreichiſcher Monatſchrift" (Wien 1794. 6. Stück) zuerſt als Schriftſteller auf, ging 1794 nach Jena und machte während ſeines zweijährigen Aufenthaltes daſelbſt in Schiller's „Neuer Thalia" das kleine Schauſpiel: „Die Wittwe" bekannt, lieferte in Wieland's „Deutſchen Mercur" einen Theil des Romans: „Der deutſche Lovelace" und ſandte häufige Beiträge in die jenaiſche Literaturzeitung ein. Nachdem er hierauf nach Wien zurückgekehrt war und einige Zeit daſelbſt als Privatgelehrter gelebt hatte, trat er nach Kotzebue's Abgange die Stelle eines Hoftheaterſecretairs an. Da er aber zu gleicher Zeit an der Unternehmung des Kunſt- und Induſtriecomptoirs in Wien Antheil hatte, ſah er ſich genöthigt jene Stelle 1804 niederzulegen, worauf er ſich vorzüglich mit literariſchen Arbeiten beſchäftigte, 1807 unter dem Namen Thomas Weſt das „Sonntagsblatt", eine Wochenſchrift (Wien 1807) nach dem Muſter des „Engliſchen Zuſchauers", herausgab, welche er jedoch 1808 an Andere überließ und nach Aufgabe ſeines Kunſtcomptoirs im Jahre 1814 ſeine Stelle als Hoftheaterſecretair und Dramaturg bei den vereinigten Hoftheatern wieder antrat. Er machte nun unter dem Namen C. A. Weſt die Originalluſtſpiele: „Die Gleichgültigen", in 3 Aufzügen, und die Überſetzung des ſpaniſchen Luſtſpiels: „Donna Diana" (Wien 1824. 2. Aufl.) und des Trauerſpiels: „Don Gutierre" bekannt, von denen erſteres noch jetzt mit großem Beifalle auf der Bühne vorgetragen wird. Auch beſorgte er in den Jahren 1819—1824 die Herausgabe des Taſchenbuches: „Aglaja." 81.

Schrift, lat. scriptura; franz. écriture; engl. writing, iſt die Darſtellung der Sprachlaute durch conventionell eingeführte Zeichen, um die Gedanken zu fixiren und die ſchnell verhallenden Laute für das Auge feſtzuhalten. Sobald der menſchliche Geiſt nur in Etwas aus ſeiner kindlichen Unbewußtheit erwachte und ſich immer mehr Verkettungen der Lebensverhältniſſe zeigten, mußte ihm die Nothwendigkeit einleuchten, einzelne Thatſachen oder Gedanken der Vergeſſenheit durch Feſthaltung derſelben zu entziehen und er verſuchte daher das Geiſtige als etwas Körperliches darzuſtellen. So entſtanden zuerſt einfache Denkmale, deren Bedeutung die Überlieferung feſthielt; dann ſuchte man durch rohe Umriſſe der durch die Begriffe dargeſtellten Gegenſtände oder, bei abſtracten Begriffen, der ihnen entſprechenden ſinnlichen Dinge die Deutlichkeit eines ſpätern Verſtändniſſes zu erhöhen, woraus die ägyptiſchen und mexikaniſchen Hieroglyphen und die chineſiſche Schrift entſtanden; zuletzt endlich löſte man die einzelnen Wortlaute in ihre einfachen Beſtandtheile auf und erfand die Buchſtabenſchrift. Wenn nun aber die erſteren Arten ganz das noch ungeregelte Beſtreben der Naturmenſchen bezeugen, ſich des Geiſtes zu bemächtigen, ſo zeigt die letztere einen ſchon weit fortgeſchrittenen und zum Denken gewöhnten Geiſt; denn gewiß bedurfte es erſt einer ſorgfältigen Beobachtung und einer ſcharfen Abſtraction, um das verſchwimmende Beſondere aus dem Allgemeinen herauszufinden. Das Hauptmittel dazu ſcheint aber die Natur der Sprache ſelbſt an die Hand gegeben zu haben; denn wenn wir bemerken, daß die Buchſtabenſchrift zuerſt in den grammatiſch am Meiſten entwickelten Sprachen ſich zeigt, während die einſylbigen und noch wenig ausgebildeten Sprachen entweder nur Bilderſchrift oder gar keine bis in ſpätere Zeiten gekannt haben, ſo läßt ſich wohl nicht mit Unrecht vermuthen, daß eben die durch den ſchaffenden Geiſt, wenn auch ſich ſelbſt noch wenig bewußt, erzeugte Plaſtik der Sprache in ihrem regelmäßigen Vocalwechſel und analog ſtets wiederkehrenden Bildungslauten zuerſt die Aufmerkſamkeit des denkenden Menſchen auf die Unterſcheidung des Feſtſtehenden und Wandelbaren in ſeinen Sprachlauten lenkte und durch die daraus erlangte Kenntniß der Gliederung derſelben auf die Feſtſtellung dieſer einzelnen Grundlaute durch beſondere Zeichen geführt wurde. Hierzu wählte er aber ebenfalls rohe Umriſſe ſinnlicher

Gegenſtände, meiſt aus ſeiner nächſten Umgebung, und zwar ſolche, deren Namen ſich mit dem darzuſtellenden Laute anfingen. So iſt wenigſtens die phöniciſche S. entſtanden, welche den meiſten übrigen Mutter oder Vorbild iſt. Später ſuchte man natürlich die rohen Züge immer mehr abzuſchleifen und die Buchſtaben, zu denen oft noch neue hinzutraten, gingen einzeln in die verſchiedenſten Figuren über, ſo daß nicht nur bei ihrem eigenthümlichen Volke, ſondern auch durch Übertragung bei anderen Völkern ihre Urgeſtalt allmählig unkenntlich ward. Eine Nachweiſung darüber hat die *Paläographie* und die *Schriftenkunde* überhaupt zu geben. Wir erwähnen nur noch der eigenthümlichen Art zu ſchreiben, die man in Peru und Guyana vorfand, nämlich durch Farben und Knoten, welche ihre beſondere Bedeutung hatten, aber immer nur eine Art Gedankenſchrift blieben, und der japaniſchen Sylbenſchrift, welche, aus der chineſiſchen gebildet, 52 verſchiedene Zeichen für die 52 Lautverbindungen zu Sylben, die allein in der Sprache vorkommen, enthält. 9.

Schriftarten, Lettern, Typen, Punzen, lat. typi, characteres; franz. caractères; engl. types, heißen in der Buchdruckerei die aus einer Metallmiſchung gegoſſenen Buchſtaben, welche wir mittelſt deren zweckmäßigen Zuſammenordnung und Befeſtigung in einem Rahmen (ſ. Buchdruckerkunſt) zur ſchnellen Vervielfältigung einer Druckſchrift uns bedienen. Ihrer Form nach unterſcheidet man in den Officinen die Schriften nach den Sprachen, wobei man die lateiniſche durch Antiqua benennt; ihrer Lage nach in gewöhnliche und Curſivſchrift; ihrer Größe nach von der kleinſten anfangend in Diamant, Perl, Nonpareil, Colonel, Petit, Borgois, Garmond oder Corpus, kleine Cicero, grobe Cicero, kleine Mittel, grobe Mittel, Tertia, Text, Doppelmittel, kleine Kanon, grobe Kanon, kleine Miſſal, grobe Miſſal, kleine Sabon, grobe Sabon, Real und Imperial und außerdem bei der deutſchen Schrift noch die Fractur. Hier macht man auch noch den Unterſchied zwiſchen der gewöhnlichen und der mehr gerundeten, der gothiſchen ähnlichen *ſchwabacher* Schrift. Zu den Schriften gehören auch nebſt den Zahlen und Interpunctionszeichen die nöthigen Spatien, Quadrate, Gevierte, Halbquadrate und Schließquadratchen, durch welche theils Worte, theils Zeilen von einander getrennt gehalten oder die an ſolchen Stellen eingeſetzt werden, welche weiß bleiben ſollen, weßhalb ſie kürzer als ihre Letternſorte ſelbſt ſind. 26.

Schriftgießerei, franz. fonderie de caractères; engl. foundery of printing lettres, nennt man eine Werkſtätte, in welcher die zum Bücherdrucke erforderlichen Lettern und Typen verfertigt werden, und verſteht unter *Schriftgießerkunſt* die Kunſt, dieſe Lettern zu gießen und zu verfertigen. Das Verfahren dabei iſt folgendes: der zu gießende Buchſtabe wird in ſeiner Form und Größe nach zuerſt erhaben auf einen ſtählernen Stempel, *Patrize* (Schriftbunze, lat. archelypus; franz. poinçon; engl. puncheon), geſchnitten, worauf man dieſem dann einen ſolchen Grad von Härte gibt, daß man ihn unbeſchadet des hervorſpringenden Buchſtabens in Kupfer einſchlagen kann. Die dadurch erhaltene Vertiefung oder Form wird die *Matrize* genannt, in welche die Buchſtaben hernach mittelſt der Gießlade gegoſſen werden. Letztere, in welcher die Matrizen an einander gereiht ſind, beſteht aus zwei ſo zuſammengefügten Theilen, daß beide zwei von den vier verſchiedenen Seiten des Buchſtaben bilden. Beide Theile laſſen ſich mittelſt Schrauben ſchnell an einander ſchließen. Jetzt wird die geſchmolzene Maſſe, die aus einem Gemenge von Blei, Eiſen, Spießglas, Meſſing und Kupfer beſteht, mit großer Geſchwindigkeit in die Gießlade gegoſſen; der *Schriftgießer* ertheilt ihr darauf einen Schwung nach oben zu, damit das Metall alle Zwiſchenräume der Matrize erfüllt, und zieht mit einem Häkchen die gegoſſenen Buchſtaben heraus, welche Arbeit derſelbe ſo lange fortſetzt, bis er Lettern einer Art genug hat. Das überflüſſige Metall wird nun von den gegoſſenen Lettern abgebrochen, dieſe alsdann auf Sandſteinen

abgeſchliffen, auf dem Winkelhaken zuſammengeſetzt und ihre Seiten mit feineren und größeren Hobeln dem *Beſtoßzeug*, gleichgearbeitet, im Schiffe in Columnen eingeſetzt und aufgebunden. — Die Kunſt, bewegliche Lettern zu gießen, wurde mit der *Buchdruckerkunſt* (ſ. d. Art.) zugleich von Peter Schöffer (ſ. d. Art.) gegen das Jahr 1452 erfunden. Arnold Pannarz und Konrad Sweynheim brachten 1467 in Rom die erſte Antiqua zu Stande. Die Curſivſchrift erfand 1490 Aldus Manutius und Simon Colines führte ſie zuerſt in den Druckereien in Frankreich ein. Im Jahre 1538 brachte Johann Neudorfer aus Nürnberg die rechten Schriftmaße der zierlichen deutſchen Schrift hervor. Der berühmte Schriftſchneider Garamond zu Paris hat mehrere beſondere Schriftarten, z. B. Canon de Garamond, Antiqua de Garamond, Parangonantiqua de Garamond ꝛc., erfunden, ebenſo Grandion. Der Erfinder der ſchwabacher Schrift iſt der Schriftgießer Schwabach. 26.

Schriftſäßig ſind ſolche *Inſaßen* oder *Begüterte*, welche wegen ihrer Beſitzungen des zweiten Ranges nicht unmittelbar vom Fürſten ſelbſt beliehen worden ſind, ſondern bei deſſen *Kanzlei* zur Lehn gehen. Schon im deutſchen Reiche wurden nur die Belehnungen mit den höchſten Reichslehnen von den Kaiſern in Perſon, die des zweiten Ranges aber beim Reichshofrathe vorgenommen. Man pflegt daher zu dem Ausdrucke „*ſchriftſäßig*,“ von ſolchen Beſitzungen gebraucht, den Beiſatz „*kanzleiſchriftſäßig*“ hinzuzufügen. In den neueſten Zeiten, wo auch die früheren unmittelbaren Belehnungen an die Kanzleien verwieſen zu werden pflegen, ſetzt man die *Kanzleiſchriftſäßigkeit* der *Amtsſäßigkeit*, für Beſitzungen, die bei den fürſtlichen Ämtern zur Lehn gehen, entgegen. Den Inhaber eines Gutes der erſtern Art nennt man *Schriftſaßen*, den der letztern Art *Amtſaßen*. Endlich nennt man auch den ſchriftſäßig, welcher blos *für ſeine Perſon* ausnahmsweiſe den Rang eines Schriftſaßen erlangt hat und unmittelbar unter dem höhern Gerichte ſteht. 10.

Schröckh (Johann Matthias), ein berühmter deutſcher Geſchichtſchreiber, wurde am 26. Juli 1733 zu Wien von proteſtantiſchen Eltern geboren, beſuchte das Gymnaſium zu Preßburg (1749), die Schule zu Kloſter Bergen (1750) und die Univerſität Göttingen (1752), worauf er ſich 1754 als akademiſcher Docent nach Leipzig wandte und hier als Mitarbeiter an den „Actis eruditorum“ und den leipziger gelehrten Zeitungen auftrat. 1762 ward er außerordentlicher Profeſſor, folgte aber 1767 einem Rufe als Profeſſor der Poeſie nach Wittenberg, wurde daſelbſt 1775 zum Profeſſor der Geſchichte ernannt, widmete ſich ſeitdem ausſchließlich dieſem Fache und ſtarb daſelbſt am 2. Aug. 1808. Als Geſchichtsforſcher vereinigte er mit unermüdetem Fleiße, ſtrenger Wahrheitsliebe und klarer Darſtellung ein richtiges und feines Gefühl, ſo daß ſeine Schriften eine ſehr allgemeine Verbreitung unter den Gebildeten aller Stände fanden. Von ſeinen Werken verdienen beſonderer Erwähnung: „Weltgeſchichte für Kinder“ (Leipz. 1779—1784. 6 Bde. mit 100 Kpfrn.); „Historia religionis et ecclesiae christianae“ (7. Aufl. von Marheinecke, Berl. 1828); „Allgemeine Biographie“ (Berl. 1767—1791. 8 Bde.) und die „Lebensbeſchreibungen berühmter Männer“ (Leipz. 1789—1791. 2 Bde.); auch bearbeitete er zu Guthrie's und Gray's „Allgemeiner Weltgeſchichte“ die italieniſche, franzöſiſche, niederländiſche und engliſche Geſchichte (1770—1776). Den größten Ruf erwarb er ſich jedoch durch ſeine „Chriſtliche Kirchengeſchichte“ (Leipz. 1768—1803. 35 Bde. 2. Aufl. von Tzſchirner, 1772—1825. 1—14. Bd.) und deren Fortſetzung unter dem Titel: „Kirchengeſchichte ſeit der Reformation“ (Leipz. 1804—1812. 10 Bde., vom 9. Bde. an fortgeſetzt durch Tzſchirner). In dieſem Werke hat S. das großartigſte, intereſſanteſte und belehrendſte Bild der kirchlichen Begebenheiten aufgeſtellt, wie es bis dahin noch kein Schriftſteller gethan hatte. Seine kleinen Biographien wurden von

Nitzſch und Pölitz fortgeſetzt und eine ausführliche Lebensbeſchreibung S.'s von Tzſchirner findet ſich im 10. Thle. der „Kirchengeſchichte ſeit der Reformation." 81.

Schröder (Friedrich Ludwig), einer der ausgezeichnetſten tragiſchen Schauſpieler Deutſchlands, der ſich auch als Dichter rühmlich bekannt gemacht hat, wurde im Jahre 1744 zu Schwerin geboren. Nachdem er ſchon als dreijähriges Kind das Theater in Petersburg betreten und durch den anſprechenden Vortrag von einigen Worten die Aufmerkſamkeit der Kaiſerin Eliſabeth erregt hatte, durchzog er mit ſeinem Stiefvater Kurland und Preußen und trat in Danzig und Königsberg mit Beifall in Knaben- und Mädchenrollen auf. Nach längerm Aufenthalte in Schleſien wandte ſich ſein Vater wieder nach Königsberg, ließ den Sohn am dortigen Friedrichscollegium unterrichten, begab ſich aber bald darauf vor den Kriegsſtürmen nach Sachſen, während der junge S. hülflos in Königsberg zurückblieb und daſelbſt nach Entlaſſung von der Schule ſich genöthigt ſah, ſein Leben durch Unterſtützung eines armen Schuhflickers, dem er in ſeiner Arbeit beiſtand, kümmerlich zu friſten. Nach einem vergeblichen Verſuche 1759 bei einem Verwandten in Lübeck, der Kaufmann war, als Laufburſche unterzukommen, begab er ſich zu ſeinen Eltern in die Schweiz, betrat dort wieder die Bühne, bildete ſich hier als Schauſpieler und Tänzer aus und machte ſeinen erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuch durch Ueberſetzung eines franzöſiſchen Luſtſpiels. Hierauf trat er 1764 wieder in Hamburg auf und ging daſelbſt vom komiſchen Fache bald zum tragiſchen über, in dem er nach kurzer Zeit die Meiſterſchaft errang. Nachdem er 1771 die Direction der dortigen Bühne übernommen hatte, machte er ſich auch als dramatiſcher Schriftſteller in dem Luſtſpiele: „Der Argliſtige" bekannt, welches, wie mehrere andere Arbeiten ähnlicher Art, mit großem Beifalle aufgenommen wurde, und wirkte durch ſeinen Einfluß nicht nur weſentlich auf die Verbeſſerung der hamburger Bühne, ſondern auch des deutſchen Theaters überhaupt, indem er auf Einheit und kräftiges Zuſammenwirken aller Theile zu Erreichung des Geſammtzwecks hinarbeitete, auf ſtrenge Sittlichkeit und Ordnung unter der Geſellſchaft hielt und durch ſein eigenes Beiſpiel den Schauſpielern Achtung zu verſchaffen wußte. Als hierdurch ſein Ruf auch im Auslande begründet war, unternahm er 1780 eine Kunſtreiſe durch Deutſchland, ging nach Paris und von hier nach Wien, wohin er berufen worden war, vertauſchte aber die dortige Anſtellung an dem Hoftheater bald wieder mit dem Aufenthalte in Hamburg, ſtand dem dortigen Theater bis zum Jahre 1798 vor, legte dann die Leitung deſſelben nieder und zog ſich auf ſein Landgut in der Nähe der Stadt zurück, beſchäftigte ſich hier mit dramatiſchen Arbeiten, übernahm 1811 die Direction des Theaters von Neuem und ſtarb am 3. Sept. 1816. Als tragiſcher Schauſpieler zeichnete er ſich beſonders in den Rollen des Lear, als Philipp in Don Carlos, Otto von Wittelsbach ꝛc. aus, aber er war nicht weniger groß in den komiſchen Rollen als Falſtaff in Heinrich VI., als Shylock im Kaufmann von Venedig und als Harpagon in Molière's Geizigen; auch wurde ſein meiſterhaftes Spiel durch die trefflichſte Mimik unterſtützt. Unter ſeinen dramatiſchen Werken gefielen beſonders „Das Teſtament", „Der Murrkopf" und „Der Fähndrich", außer denen er noch viele Luſt- und Schauſpiele theils ſelbſt verfertigte, theils fremde Dichtungen umarbeitete. Über ſein Leben vergl. Meyer's „Biographie Schröder's" (Hamb. 1819); „Zeitgenoſſen" (IX.) und in dem Taſchenbuche „Minerva" (1818); Tieck's „Phantaſus" (3. Bd. 2. Abth.) 81.

Schröder (Sophia), eine berühmte deutſche Schauſpielerin, die Tochter des Schauſpielers Bürger, wurde im Jahre 1781 zu Paderborn geboren. Bereits 1793 trat ſie bei der Tylli'ſchen Geſellſchaft zu Petersburg als Lina in der Oper: „Das rothe Käppchen" mit Beifall auf und nicht mindere Anerkennung fand ſie zu Reval, wo ſie ſich ſchon 1795 mit dem Schauſpieler Stollmers verheirathete. In Wien, wo ſie bald darauf ein Engagement erhielt, trat ſie nur in

naiven Rollen auf und ſpäter in Breslau in der Oper. Doch erſt als ſie im Jahre 1801 einen Ruf nach Hamburg erhalten hatte, entwickelte ſich ihr Talent für tragiſche Rollen, die ſie ſeitdem ausſchließlich darſtellte. Ihr Ruf begründete ſich um ſo ſchneller und feſter, als es damals keine Künſtlerin gab, welche ihr den Preis mit Erfolg hätte ſtreitig machen können. In ſchönem Streben und hochgefeiert lebte ſie nach ihrer Verheirathung mit dem Schauſpieler Schröder (1804) in Hamburg bis zum Jahre 1813, wo ſie ihr Engagement aufgab, eine Kunſtreiſe unternahm und dann einige Zeit lang in Prag blieb. Von hier folgte ſie einem Rufe nach Wien und verheirathete ſich mit dem Schauſpieler Kunſt, trennte ſich jedoch wieder von ihm und verließ Wien im Jahre 1829, worauf ſie ſpäter in München engagirt wurde. Seit Anfang des Jahres 1836, wo ſie mit Penſion ihre Entlaſſung nahm, lebt ſie wieder (ohne Engagement) in Wien. 36.

Schröder-Devrient (Wilhelmine), berühmte Schauſpielerin und Sängerin, Tochter der Vorigen, wurde am 6. Oct. 1805 zu Hamburg geboren. Schon im 5. Jahre erſchien ſie auf dem Theater dieſer Stadt als tanzende Amorine und im 10. wurde ſie als wirkliches Mitglied bei dem Kinderballet in Wien angenommen. In ihrem 15. Jahre trat ſie zum erſten Male als tragiſche Schauſpielerin auf dem Burgtheater zu Wien auf, wo ſich ſchon ihr großes Talent für das Trauerſpiel entfaltete. Am 20. Jan. 1821 erſchien ſie zuerſt als Sängerin ganz unerwartet in der Rolle der Pamina in Mozart's „Zauberflöte". Schon damals erregten die Reinheit und Fülle ihres Organes, die Anmuth ihrer Geſtalt und Geſichtsbildung die größten Hoffnungen. Ihr Ruf als Künſtlerin war beſonders ſeit dieſer Zeit bleibend gegründet. Sie unternahm nun größere Kunſtreiſen und fand in Berlin im Jahre 1823 ſchon vielfachen Beifall, obgleich ihr Talent noch nicht die höchſte Stufe der Ausbildung erreicht hatte. Während ihres Aufenthaltes daſelbſt verheirathete ſie ſich mit dem rühmlich bekannten Schauſpieler, Karl Devrient. Beide wurden gemeinſchaftlich bei dem Theater zu Dresden angeſtellt, wo ſie ſich auch noch jetzt befindet; doch iſt ihre Ehe ſpäter getrennt worden. Unter dem Namen S.-D., den ſie nach ihrer Verheirathung annahm, trat ſie 1828 zum zweiten Male in Berlin auf, wo ſie beſonders in der „Euryanthe" durch meiſterhafte Darſtellung und Ausdruck in Mienen und Bewegungen allgemeine Begeiſterung erregte. Da ihr Ruf ſich nun auch im Auslande verbreitet hatte, reiſte ſie 1830 nach Paris, entzückte in den Rollen des Fidelio, der Donna Anna ꝛc. und kehrte nach Berlin zurück. Im Frühjahre 1831 unternahm ſie eine neue Reiſe nach Paris, ſang daſelbſt ein Jahr bei der italieniſchen Oper und wurde von hier nach London berufen, wo ſie eben ſo ungetheilte Bewunderung fand, wie früher in Paris und Berlin. Seit jener Zeit haben ſich ihre Reiſen in die Hauptſtädte Frankreichs, Englands und Deutſchlands öfters wiederholt und ſie wurde in denſelben ſtets mit eben ſo großem Entzücken empfangen, als mit ſchmerzlicher Theilnahme entlaſſen. Obgleich die S. an Lieblichkeit, Biegſamkeit und Metall ihrer Stimme von anderen Sängerinnen übertroffen worden iſt, ſo zeichnet ſie ſich doch durch Stärke und Umfang ſo wie durch eine hinreißende Intenſität des Ausdrucks aus und ſie weiß dieſe Eigenſchaften meiſterhaft zu benutzen. Unübertroffen, ſelbſt unerreicht iſt ſie im plaſtiſchen Spiele und im mimiſchen Ausdrucke, worin ſowohl der Unterricht ihrer Mutter, als ihr eigener Künſtlergenius ihr Talent zu bewundernswürdiger Höhe ausgebildet hat. In vielfacher Hinſicht iſt ſie jetzt eine der größten Zierden deutſcher Schauſpiel- und Sängerkunſt zu nennen. 81.

Schröpfen, lat. scarificatio; franz. scarification; engl. cupping, iſt eine eigene Art von Blutentleerung mittelſt kleiner Hautwunden, aus denen ein reichlicher Bluterguß durch Hülfe des luftleeren Raumes bewirkt wird. Dieſe Entleerung kann auf allen den Stellen der Haut bewirkt werden, die eine gerade Oberfläche zur Anbringung eines Schröpfkopfes darbieten. Die Haut ſelbſt wird durch

kleine Einſchnitte mit einer Lanzette oder mit dem Schröpfſchnepper (einem kleinen cubiſchen Gehäuſe, das auf ſeiner untern Fläche mit 16 Öffnungen verſehen iſt, aus welchen auf einen Druck an einer Feder 16 kleine Lanzetten hervorſpringen, deren Verletzungen in der Haut einen geringern Schmerz erregen, als wenn jeder Schnitt einzeln gemacht wird) verwundet und hierauf werden dieſe Stellen mit dem Schröpfkopfe (einer kleinen gläſernen Glocke) bedeckt, nachdem aus demſelben die atmoſphäriſche Luft durch eine Lichtflamme größtentheils ausgetrieben iſt. Durch dieſe Luftverdünnung ſchwillt die vom Schröpfkopfe bedeckte Haut beträchtlich an, es entſteht ein Andrang der Säfte, die Haut röthet ſich und aus den Wunden ergießt ſich das Blut reichlich. Dieſer kleinen Operation, die ſchon dem Hippokrates bekannt war und die ſonſt viel häufiger in Anwendung kam als jetzt (obgleich man ſie in der neueſten Zeit wieder mehr benutzt als vor einigen Jahrzehnten), kann man ſich in allen jenen Fällen, wo Blutegel erforderlich ſind, bedienen, alſo bei Entzündungen aller Art, bei Schlagfluß, bei unterdrückten Blutungen, vorzüglich bei Vollblütigkeit der Hautgefäße, daher bei mehreren Hautkrankheiten ꝛc. — Außer dieſer Anwendung des Schröpfkopfes auf blutende Hautſtellen (blutige Schröpfköpfe) ſetzt man denſelben auch auf die unverletzte Haut (trockene Schröpfköpfe), wodurch man blos Geſchwulſt und Röthe derſelben bewirkt. Man bewirkt dadurch Ableitung und Zertheilung ſtockender Säfte; doch macht man im Ganzen genommen hiervon keinen häufigen Gebrauch, außer auf den Bruſtwarzen ſäugender Frauen, um dadurch einen reichlichern Zufluß der Milch zu bewerkſtelligen. Auch hat man in neueſter Zeit die Anwendung trockener Schröpfköpfe empfohlen, um die Aufſaugung thieriſcher Gifte zu verhindern. So ſoll man ſie auf die von tollen Hunden beigebrachten Bißſtellen ſetzen; indeſſen gewährt dieſes Verfahren zu wenig Sicherheit, als daß man die übrigen Maßregeln dieſerhalb vernachläſſigen dürfte. 39.

Schröter (Johann Hieronymus), geb. zu Erfurt den 30. Aug. 1745, iſt neben Herſchel und Olbers unſtreitig der berühmteſte Dilettant in der Aſtronomie. In der Jugend war es ihm nicht möglich geweſen, Mathematik und Aſtronomie zu ſtudiren. Der Rechte befliſſen hatte er nur die phyſiſche Aſtronomie als einen Theil der Phyſik äußerſt gern gehört, auch in der reinen Mathematik Käſtner's Unterricht genoſſen. Bald darauf zogen ihn die gehäuften juriſtiſchen Geſchäfte ganz davon ab. Als er ſchon einige Jahre Referent des Kammercollegium in Hanover war, erwachte erſt ſeine Neigung zur Aſtronomie wieder und er fing 1778 an ſie mit ungewöhnlichem Eifer ohne allen fremden Unterricht zu ſtudiren. Obgleich der Anfang klein und ohne Inſtrumente ſchwer war, beſiegte dennoch ſein Genie und ſeine Ausdauer jede Schwierigkeit und bereits 1779 beobachtete er mit einem dreifüßigen achromatiſchen Fernrohre die Venus ſehr gut. Von nun eröffnete ſich ſeine Laufbahn als praktiſcher Aſtronom, zumal von der Zeit an, als er in ſeinem nachherigen Wohnorte Lilienthal bei Bremen eine Sternwarte ganz aus eigenen Mitteln ohne alle Unterſtützung angelegt hatte. Und welchem Aſtronomen, Kenner oder Liebhaber der Sternkunde wären die vortrefflichen optiſchen Werkzeuge dieſer Sternwarte (die im Maihefte 1800. III. Bd. von Zach's „Mon. Corresp." ausführlich beſchrieben iſt) aus dem noch vortrefflichern Gebrauche ihres Beſitzers, der damit die Grenzen der Aſtronomie ſo beträchtlich erweitert hat, noch unbekannt? Wer kennt S.'s Inſtrumente und Beobachtungen nicht aus deſſen „Selenotopographiſchen und aphroditographiſchen Fragmenten", aus ſeinen „Beiträgen zu den neueſten aſtronomiſchen Entdeckungen", ſo wie aus den verſchiedenen Jahrgängen des „Berliner aſtronomiſchen Jahrbuches"? — S. ward bei ſeinen Arbeiten kräftig unterſtützt in der Anfertigung der Metallſpiegel für die Teleſkope durch ſeinen Aufwärter Gefken, einen ehemaligen Gärtner, und im Beobachten durch den nachmaligen Profeſſor der Aſtronomie in Göttingen, Har-

ding. Beſonders waren es die Sonne, Mercur, Venus, Saturn und die Kometen, denen er alle Ausdauer, Fleiß und Feinheit phyſikaliſcher Beobachtungen bis 1812 faſt ununterbrochen gewidmet hat. Seine Reflectoren, beſonders der 13= und 27füßige, übertrafen an Güte und Wirkung alle damaligen achromatiſchen Fernröhre und rivaliſirten mit denen Herſchel's. — Leider hatte S. das Unglück, ſeine Sternwarte durch die rohe Verwüſtung der Franzoſen unter Davouſt (Anfang 1813) gänzlich einzubüßen; nur die wichtigſten Inſtrumente wurden auf eine faſt wunderbare Art gerettet. Aus Gram hierüber und vom Alter gebeugt leiſtete er fortan nichts Beſonderes mehr für die Sternkunde, die ihm ſo lange danken und ihn achtungsvoll nennen wird, ſo lange Sterne am Firmamente funkeln. Er ſtarb am 29. Aug. 1816. 13.

Schröter (Johann Friedrich Karl Conſtantin), einer der ausgezeichnetſten Genremaler der neueſten Zeit, geb. den 21. März 1795 zu Schkeuditz, entwickelte ſchon zeitig eine ungewöhnliche Anlage zum Zeichnen und erhielt die erſte höhere künſtleriſche Ausbildung bei Schnorr in Leipzig, arbeitete dann eine Zeit lang in dem Atelier des Profeſſors Pochmann und kehrte 1819 wieder nach Leipzig zurück, wo er ſich durch ſeine Portraits ſowohl, wie durch die Genreſtücke: „Mutter und Tochter ſpinnend und klöppelnd" und die „Muthwilligen" verdienten Beifall erwarb. 1826 ging er mit einem Seitenſtücke des letztern „Vis à vis" nach Berlin und blieb hier bis zu ſeinem Tode, den 18. Oct. 1835. Wir erinnern nur noch an einige der bekannteſten Werke dieſes trefflichen Künſtlers, welche vorzüglich detaillirte Ausführung der Köpfe und glänzendes Colorit charakteriſiren, als: der Muſiklehrer, der Beobachter, der Appetit, der Sermon, der Großmutter Geburtstag, der Topfflechter, die Küche, die Verſteigerung des Nachlaſſes eines Malers (wurde 1832 für 75 Friedrichsd'or verkauft), eine auf der Wanderung ruhende Judenfamilie, die goldene Hochzeit, der Stammgaſt, eine Dorfſchule und ein Greis und ein junges Mädchen am Tiſche. 36.

Schrot, franz. grénail, grénaille; engl. hail-shot, begreift die kleinen runden Körner von Blei, welche auf der Jagd zum Schießen gebraucht werden. Man fertigt S. dadurch, daß man zerſchmolzenes Blei durch Bleche, welche nach der Verſchiedenheit des erzielten Kornes verſchieden groß durchlöchert ſind, hindurch gießt und die tropfenweiſe hindurchfallenden Bleitheile in einem 150—200 Ellen tiefer darunter befindlichen großen Gefäße mit Waſſer auffangen läßt. Dieſe Arbeit geſchieht entweder in einem Thurme oder, wie zu Freiberg in Sachſen, in einem ſenkrechten Schachte. Die erhaltenen Bleikörner ſind nicht ſämmtlich rund. Um die runden von den länglichen und den Zwittern zu trennen, läßt man dieſelben theils über geneigte Breter ablaufen, auf denen die unförmlichen zurückbleiben, theils lieſt man das auffallend Unbrauchbare mit den Händen aus. Die ſich rund zeigenden Körner werden durch Siebe mit verſchieden großen Öffnungen geſiebt und in eben ſo viele Sorten nach der Größe eingetheilt, als Siebe vorhanden ſind, durch die man dieſelben hindurchfallen läßt. In Freiberg kennt man 13 Sorten; von 00, 0, 1 bis 11, von denen am Orte der Centner 5½ Thlr. koſtet. Der engliſche Patentſchrot beſitzt 10 Nummern. In einer Unze Gewicht enthält davon die Sorte: BB. 60; B. 67; Nr. 1. 86; Nr. 2. 109; Nr. 3. 160; Nr. 4. 200; Nr. 5. 256; Nr. 6. 444; Nr. 7. 530; Nr. 8. 600 Körner. Der engliſche ordinaire S. hat bei Nr. 1. 95; bei Nr. 2. 100; bei Nr. 3. 140; bei Nr. 4. 190; bei Nr. 5. 235; bei Nr. 6. 260; bei Nr. 7. 330 Körner. Für gewöhnlich iſt eine Eintheilung des Schrotes in Haſenſchrot, Mittelſchrot und Vogeldunſt gebräuchlich. Außer den engliſchen Schroten ſind auch pariſer Schrote gelobt; man nennt auch häufig ſchwediſchen, goslariſchen, neuwieder, frankfurter a. M., freiberger und kärnthner S. — **Schrot und Korn**, ſ. Korn. 76.

Schub, ein beim Polizeiweſen vorkommender Ausdruck, findet ſtatt, wenn

Jemand, welcher an einem gewiſſen Orte oder in einem Lande nicht mehr geduldet werden ſoll, von da ausgewieſen und, wenn er keine Mittel hat, auf öffentliche Koſten von Ort zu Ort (oder von einer Gemeinde zu der andern) bis in ſeine Heimath zurückgebracht oder geſchoben wird. Gemeiniglich ſind unter den Staaten gewiſſe Verträge wegen nothwendiger Wiederaufnahme der verarmten Ihrigen feſtgeſetzt. Nach richtigeren Grundſätzen ſollen eigentlich nur Landſtreicher und gefährliches Geſindel, welche ſich zur polizeilichen Aufſicht geeignet haben, auf den S. gebracht werden. 10.

Schubart (Chriſtian Friedrich Daniel), ein deutſcher Dichter, wurde am 20. März 1739 zu Oberſontheim in der ſchwäbiſchen Grafſchaft Limburg geboren und zeigte bereits in früher Jugend große Anlagen für die Muſik und Dichtkunſt, ſo daß er ſchon auf dem Lyceum zu Nördlingen (ſeit 1753) ſelbſt verfertigte Volkslieder componirte. Nachdem er 1756 ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Gymnaſium zu Nürnberg fortgeſetzt und auf der Univerſität zu Jena, wo er ſich ſeit 1758 der Theologie widmete, vollendet hatte, wirkte er einige Zeit als Hauslehrer, wandte ſich darauf faſt ausſchließlich zur Muſik, bekam als Schullehrer und Organiſt in Gaislingen eine Anſtellung und wurde 1768 zum Muſikdirector in Ludwigsburg ernannt, wo er außerdem äſthetiſche Vorleſungen hielt, ſich aber auch den größten Ausſchweifungen überließ, durch welche er ſchon auf der Univerſität ſeinen Körper zerrüttet hatte. Dieſe Lebensweiſe brachte ihn einige Zeit ins Gefängniß; bald nach ſeiner Befreiung wurde er aber wegen einer auf einen Höfling verfertigten Satyre und wegen einer Parodie auf die Litanei ſeines Amtes entſetzt und des Landes verwieſen. Er begab ſich nun mit einem einzigen Thaler nach Heilbronn, ertheilte hier Muſikunterricht und wandte ſich dann nach Heidelberg und Manheim, verſcherzte aber dort die Gunſt des Churfürſten, den er durch ſeine muſikaliſchen Talente für ſich gewonnen hatte, durch eine unvorſichtige Äußerung wieder, worauf ſich der Graf Schmettau ſeiner annahm. Als er hierauf nach kurzem Anfenthalte in München Befehl bekommen hatte, die Stadt zu verlaſſen, begab er ſich nach Augsburg, ertheilte hier muſikaliſchen und wiſſenſchaftlichen Unterricht und unternahm die Herausgabe ſeiner „Deutſchen Chronik", einer Zeitſchrift, welche bald allgemeinen Beifall fand. Da er ſich aber auch hier theils durch ſeine Sittenloſigkeit, theils durch ſeine ſatyriſchen Angriffe auf die katholiſche Geiſtlichkeit viel Feinde zuzog, ſo wurde er plötzlich verhaftet und bald nachher aus der Stadt verwieſen. Er wandte ſich nun nach Ulm, ſetzte hier ſeine „Chronik" fort, wurde aber in Blaubeuern im Würtembergiſchen, wohin man ihn zu locken gewußt hatte, am 22. Jan. 1777 von Neuem verhaftet, weil er in ſeiner Zeitſchrift den Tod der Kaiſerin Maria Thereſia fälſchlich berichtet hatte, und auf die Feſtung Hohenasperg gebracht. Hier beſchäftigte er ſich während ſeiner Gefangenſchaft beſonders mit dem Leſen geiſtlicher, myſtiſcher und theoſophiſcher Bücher, wodurch er ſich ſelbſt zur Myſtik um ſo leichter hinneigte, da ſein entnervter Körper bei einer noch lebhaften Phantaſie ihn einer düſteren Schwermuth entgegenführte. Nachdem ſeit 1778 ſeine Gefangenſchaft erleichtert worden war, erhielt er auf Fürbitte der Karſchin 1787 ſeine Befreiung und wurde zum Direcor der herzoglich würtembergiſchen Hofmuſik und des Theaters in Stuttgart ernannt. Seine Gefangenſchaft, in welcher er 10 Jahre ohne Verhör zugebracht und während derſelben ſeine Gedichte (1785) herausgegeben hatte, ſtellte man ihn jetzt als disciplinariſche Maßregel dar. In Stuttgart ſetzte er ſeine Zeitſchrift unter dem Titel: „Vaterlandschronik" fort und gab ſeine Lebensbeſchreibung (Stuttg. 1791—1792. 2 Bde.) heraus, vor deren Beendigung er aber den 10. Oct. 1791 ſtarb. Obgleich S. nicht zu den erſten claſſiſchen Dichtern und Schriftſtellern Deutſchlands zu rechnen iſt, ſo zeichnen ſich doch viele ſeiner Gedichte und unter ihnen vorzüglich „Die Fürſtengruft", Hymnus auf Friedrich den Großen, „Der ewige Jude" und

das ſchöne Volkslied: „Auf, auf! ihr Brüder, und ſeid ſtark ꝛc." durch Kraft, Kühnheit und Volksthümlichkeit aus. Seine „Chronik", welche Gegenſtände aus der Politik, Literatur, Kunſt ꝛc. in volksthümlicher Weiſe beſprach und vom Jahre 1774—1778 fortgeſetzt wurde, fand durch ihre freimüthige, klare, gemüthliche und humoriſtiſche Darſtellung einen ſehr ausgebreiteten Kreis von Leſern. Seine ſämmtlichen „Gedichte" erſchienen zu Frankfurt 1787. 2 Bde.; neueſte Aufl. 1825. 3 Bde. — Sein Sohn, Ludwig S., welcher zu Gaislingen 1766 geboren wurde und als preußiſcher Legationsrath zu Nürnberg im Jahre 1812 ſtarb, machte ſich als Überſetzer von Thomſon's „Jahreszeiten" (Berl. 1789. 3. Aufl. 1805), durch Bearbeitung von Shakeſpeare's „Othello" (Leipz. 1802) und durch die Herausgabe von Oſſian's „Gedichten" (Wien 1808. 2 Bde.) nach Macpherſon bekannt. Auch vollendete er die Lebensbeſchreibung ſeines Vaters und gab deſſen „Ideen zur Äſthetik der Tonkunſt" (Wien 1806), ſo wie deſſen „Vermiſchte Schriften" (Zürich 1812. 2 Bde.) heraus. 81.

Schubart (Johann Chriſtian), Edler von dem Kleefeld, ein durch ſeine Verdienſte um Verbeſſerung der Landwirthſchaft ausgezeichneter Mann, wurde am 24. Febr. 1734 in einer Bürgerfamilie zu Zeitz geboren, trat in die Dienſte des dortigen Amtmanns und ging von da als Haushofmeiſter des churſächſiſchen Geſandten nach Wien ab, wo er der Verbindung der Freimaurer beitrat und in derſelben ein neues Syſtem (das der ſtricten Obſervanz) einführte. Nach Beendigung des ſiebenjährigen Krieges wurde er von Großbritannien zum Kriegscommiſſair und von Heſſen-Darmſtadt zum Hofrathe ernannt, kehrte im Jahre 1768 in ſein Vaterland zurück, beſchäftigte ſich viel mit Ökonomie und kaufte die Güter Würchwitz, Pobles und Kreiſcha bei Zeitz, durch deren ſorgfältige Bearbeitung er weſentlich zur Vervollkommnung der Landwirthſchaft, beſonders des Kleebaues, beitrug. Als er hierauf im Jahre 1782 für die Beantwortung der von der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin aufgegebenen Frage über den Anbau der Futterkräuter, den Preis erhalten hatte, wurde er als „Edler von dem Kleefelde" in den Adelſtand erhoben und zum herzoglich coburgiſchen geheimen Rathe ernannt. Die Grundzüge ſeines neuen Syſtemes der Landwirthſchaft beſtanden darin, daß er auf Abſchaffung der Brache und ſomit auch auf diejenige der Hut- und Triftgerechtigkeiten drang, um dadurch den Anbau der Futterkräuter vervielfältigen zu können. Auf dieſe Weiſe würde es dann möglich werden, den Viehſtand zu vermehren, die Stallfütterung allgemein einzuführen und vermittelſt der hierdurch gewonnenen Düngung werde der Getreidebau verdoppelt und auch die Erzeugung anderer nützlichen Gewächſe befördert werden können. Außerdem trug er auch zu Vervielfältigung des Anbaues von Tabak, Krabb und Runkelrüben weſentlich bei. Er ſtarb am 24. April 1787 und hinterließ folgende Schriften: „Ökonomiſcher Briefwechſel" (Leipz. 1786—1787. 4 Hfte); „Zuruf an alle Ökonomen, die Futtermangel haben" (Bresl. 1785); „Landwirthſchaftslehre" (Leipz. 1797); „Ökonomiſch-cameraliſche Schriften" (Leipz. 1786). 81.

Schubert (Friedrich Theodor), bekannter Aſtronom, ward den 30. Oct. 1758 zu Helmſtädt geboren, beſuchte ſpäter das Gymnaſium zu Greifswald, ſtudirte dann zu Göttingen Theolgie, ward darauf Hauslehrer in Schweden und ſpäter bei dem Major von Kronhelm in Bartelshagen bei Stralſund und durch die Vorliebe des letztern für Aſtronomie zum Studium dieſer Wiſſenſchaft geführt, worin er bald ſolche Fortſchritte machte, daß er nach kurzer Anſtellung zu Reval ſchon 1785 den Ruf als Geograph an die Akademie der Wiſſenſchaften in Petersburg erhielt, in welche er 1786 als Adjunct und 1789 als ordentliches Mitglied der mathematiſchen Claſſe eintrat. Nachdem er dann 1799 auch Bibliothekar und Inſpector des Medaillencabinets geworden war, ward er 1804 erſter Aſtronom der Akademie, begleitete dann 1805 die ruſſiſche vergebliche Geſandtſchaft nach China,

ward 1813 Mitglied des Admiralitätsdepartements, 1816 wirklicher Staatsrath und ſtarb den 22. Oct. 1825. Er war einer der größten Aſtronomen und Mathematiker Rußlands und hat theils durch ſeine ausgebreitete Correſpondenz mit den erſten Mathematikern Europas, theils durch ſeine Werke, unter denen ſein „Traité d'astronomie-théorique" (Petersb. 1798. 3 Bde.) den erſten Platz einnimmt, ſehr viel zum weitern Fortſchreiten der Wiſſenſchaft beigetragen. 16.

Schubert (Gotthilf Heinrich), ein ausgezeichneter deutſcher Naturforſcher, wurde am 26. April 1780 in Hohenſtein im Schönburgiſchen, wo ſein Vater Geiſtlicher war, geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf den Gymnaſien zu Greiz und Weimar und alsdann auf den Univerſitäten zu Leipzig und Jena, vertauſchte unterdeſſen das Studium der Theologie mit dem der Medicin, wandte ſich hierauf als praktiſcher Arzt nach Altenburg und trat dort zugleich als Schriftſteller in Beiträgen, welche er zu Pierer's „Mediciniſchen Annalen" lieferte, ſo wie in der „Bibliotheca castellana, portuques y provençal" und in dem Romane „Die Kirche und die Götter" (Penig 1804. 2 Bde.) auf. Nachdem er ſich von Altenburg nach Freiberg gewendet hatte, um hier unter Werner's Leitung die Bergwiſſenſchaften gründlich zu ſtudiren, ging er im Jahre 1807 nach Dresden, hielt daſelbſt Vorleſungen über naturphiloſophiſche Gegenſtände, aus denen ſeine Schrift: „Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaften" (Dresd. 1808. 3. Aufl. 1827) entſtand, und begann die Ausarbeitung des jetzt noch unvollendeten Werkes: „Ahnungen einer allgemeinen Geſchichte des Lebens" (Leipz. 1806—1820. 2 Bde.). Im Jahre 1809 wurde er als Director des Realinſtituts nach Nürnberg berufen, ging von hier 1816 als Lehrer der Kinder des Erbgroßherzogs von Mecklenburg-Schwerin nach Ludwigsluſt, folgte aber, als das dortige Klima ſeiner Geſundheit nachtheilig wurde, nach drei Jahren einem Rufe als Profeſſor der Naturwiſſenſchaften nach Erlangen und wurde von da nach München verſetzt, wo er noch gegenwärtig wirkt. Bei den Forſchungen S.'s im Gebiete der Naturwiſſenſchaften blieb die pietiſtiſch-myſtiſche Richtung des proteſtantiſchen Baiern nicht ohne Wirkung auf ſein tiefes Gemüth, ein Charakter, nach welchem auch ſeine Schriften in ſtreng wiſſenſchaftliche und aſcetiſche zerfallen. Zu erſteren ſind zu zählen „Die Urwelt und die Fixſterne" (Dresd. 1822), ſo wie ſeine Lehrbücher über Naturgeſchichte, Mineralogie ꝛc.; „Die Symbolik des Traumes" (Leipz. 1822. 2. Aufl.) und „Die Geſchichte der Seele" (Stuttg. 1830. 2 Bde. 2. Aufl. 1833). Zu den mehr aſcetiſchen Schriften gehören: „Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde" (Leipz. u. Erl. 1817—1833. 3 Bde.); ſeine „Züge aus dem Leben des Pfarrers Johann Friedrich Oberlin" (Münch. 1832. 4. Aufl.); die Beſchreibung von Claudii de Martelli „Errettung in und aus der türkiſchen Gefangenſchaft" (Erl. 1825) und „Die Mittheilungen aus dem Reiche" in der „Evangeliſchen Kirchenzeitung". Außerdem ſchrieb er ein „Wanderbüchlein eines reiſenden Gelehrten durch Salzburg, Tyrol und die Lombardei" (Erl. 1823) und die „Reiſe durch das ſüdliche Frankreich und Italien" (Erl. 1827—1831. 2 Bde.). Als Naturforſcher vereinigt S. die tiefſten und reichſten Kenntniſſe in den Gebieten der Chemie, Naturgeſchichte, der vergleichenden Anatomie, der Mineralogie, der mathematiſchen Aſtronomie und in andern verwandten Zweigen dieſer Wiſſenſchaft und es gelang ihm durch die gründlichſten Forſchungen viele noch unerkannte Seiten des Lebens und Wirkens der Natur darzuſtellen. 81.

Schubert (Franz), ein talentvoller Componiſt, geboren 1794 zu Wien und leider zu früh, bereits 1830, daſelbſt verſtorben, widmete ſich ſchon als Knabe der Tonkunſt, die er mit einer wahren Leidenſchaftlichkeit liebte und machte ſpäter als Sänger an der Hofkapelle einiges Aufſehen. Auf ſich ſelbſt beſchränkt und ohne alle Leitung, die er indeß nicht geſucht zu haben ſcheint, blieb ihm zum großen Nachtheile für ſeine großen einer höhern Ausbildung würdigen Anlagen der theo-

retiſche Theil der Tonkunſt, wenn auch nicht fremd, doch in ſeinen Tiefen unerſchloſſen und dieß iſt der Grund, weßhalb ſeine Compoſitionen ſo ſeltſam, oft formlos erſcheinen. Aber die Tiefe eines in ſich ſelbſt zurückgezogenen, zart fühlenden und melancholiſchen Gemüths iſt in ihnen nicht zu verkennen; ſeine Lieder und Balladen vor Allem, deren weit über 100 bekannt und, wie z. B. die „Forelle", der „Erlkönig", die „Roſe", der „Abſchied Hektor's", „Gretchen am Spinnrade" und viele andere mit Recht beliebt geworden ſind, geben hinlängliches Zeugniß von dem wahrhaften Berufe S.'s zum Tonkünſtler. Auch hat man von ihm mehrere Quartetten, Symphonien und Claviercompoſitionen, die von Muſikkennern, wenn auch nicht ihrer Form, doch ihres ächten Gehalts wegen ſehr hoch geſchätzt werden. 36.

Schublehn oder **Schufflehn**, dem Laßgute ähnlich, iſt ein Gut (mehrentheils in wenig Äckern beſtehend ohne Gebäude), welches auf Wiederruf ausgethan iſt, ſo daß der Grundherr ſolches beliebig wieder einziehen kann (ſ. Fallgüter). 10.

Schuckmann (Friedrich, Freiherr von), königlich preußiſcher Staatsminiſter, geb. auf dem Stammgute ſeiner Familie zu Mölln im Mecklenburgiſch-Schwerinſchen am 26. Dec. 1755, bezog die Ritterakademie zu Brandenburg, ging 1775 nach Halle, um daſelbſt die Rechte und Cameralwiſſenſchaften zu ſtudiren, und trat nach vollendeten Studien in den preußiſchen Staatsdienſt, wurde 1784 Aſſeſſor des Kammergerichts in Berlin, dann Kammergerichtsaſſiſtenzrath (1785), hierauf (1786) Rath bei der breslauer Oberamtsregierung und dem damit verbundenen Oberconſiſtorium und Pupillencollegium, ſo wie außerdem Mitglied der Kammerjuſtizdeputation zur Abfaſſung der Erkenntniſſe dritter Inſtanz (24. Sept. 1787). Ueberdieß wurde er am 4. Mai 1790 zum Oberbergrichter bei dem ſchleſiſchen Oberbergamte ernannt und dadurch mit dem Miniſter von Heinitz und deſſen Nachfolger, dem damaligen Oberberghauptmanne Graf von Rheden, in Verbindung geſetzt. Zur Erwerbung allſeitiger Geſchäftskenntniß war S. auch im Jahre 1790 zum königlichen Münzrichter in Breslau durch den Miniſter von Heinitz ernannt worden. Am 3. März 1795 wurde er Präſident der Kammer in Baireuth und am 15. April 1796 auch Kammerpräſident in Ansbach. Groß war die Aufgabe, wurde aber von ihm rühmlichſt gelöſt. Zum geheimen Oberfinanz-, Kriegs- und Domainenrath ernannt (1. Sept. 1798) wohnte er auf Einladung des Miniſters von Voß in Berlin den Sitzungen des Generaldirectorium in pleno bei (Dec. 1802). Als Bernadotte 1805 tractatenwidrig die fränkiſchen Provinzen durchbrach, da wirkte S. mit äußerſter Anſtrengung und Aufbietung aller Kräfte dahin, daß keine Unordnungen und Zerrüttungen entſtanden, und benahm ſich würdevoll gegen die Franzoſen. Er hatte die Finanzminiſterſtellen in Würtemberg und Baden ausgeſchlagen (6. April und 13. Sept. 1806), war auch bereits durch eine Cabinetsordre zum Kammerpräſidenten in Pommern beſtimmt (1. Oct.), als er in Folge der geheimen und ihm ganz unbekannten militairiſchen Expedition des Generaladjutanten, Grafen von Götzen, gegen das franzöſiſche Generalgouvernement in Baireuth, durch Gensd'armen gefangen genommen (10. Mai 1807) und nach Mainz transportirt wurde. Aber bald überzeugte ſich der Marſchall Kellermann eines Beſſeren und S. erhielt die Erlaubniß, auf Ehrenwort ſich in Heidelberg aufzuhalten. Hier arbeitete er einen Entwurf zur Reorganiſation des preußiſchen Staates aus, welcher ſeit 1807 in ſeinen Grundlinien auch ins organiſche Leben trat. Unter dem 6. Mai 1808 erfolgte endlich Kellermann's Befreiungsbefehl, worauf S. mit ſeiner Familie nach Schleſien eilte und ſich zu Hartlieb bei Breslau als Gutsbeſitzer niederließ. In dieſer Eigenſchaft wurde er 1810 von den Ständen zur Berathung über die neuen preußiſchen Reformgeſetze in Berlin zum Deputirten ge-

wählt und fand ſo Veranlaſſung, ſich wieder dem preußiſchen Staatsdienſte zuzuwenden. Am 20. Nov. 1810 erfolgte ſeine Wiederanſtellung; er ward geheimer Staatsrath und Chef der Abtheilungen für den Handel und die Gewerbe, ſo wie für den Cultus und den öffentlichen Unterricht im Miniſterium des Innern. Unter ſeiner Leitung wurde unter anderen Inſtituten nicht nur die neue Univerſität zu Berlin vollſtändig, ſondern auch die zu Breslau unter Vereinigung mit der frankfurter neuorganiſirt und dotirt; im Gewerbeweſen bewirkte er von 1810 bis 1812 mehrere Verordnungen wegen Aufhebung von Handelsbeſchränkungen, hauptſächlich aber das organiſche Geſetz über die polizeilichen Verhältniſſe der Gewerbe; er bot 1817 der Einführung der evangeliſchen Union und der verbeſſerten Liturgie die Hand. In dieſem Jahre wurde ihm aber bei einer Veränderung der Miniſterialdepartements das geiſtliche und Unterrichtsdepartement abgenommen und dagegen das Berg- und Hüttenweſendepartement überwieſen. Nie hat ein preußiſcher Miniſter bei ſo vielen Angelegenheiten mehr zu thun gehabt und adminiſtrativ geleiſtet als er; es erfolgten auch wiederholte Anerkenntniſſe des Königs und S. hatte bereits am 17. Jan. 1816 den großen rothen Adlerorden mit Eichenlaub erhalten, als er bei ſeinem Dienſtjubiläum (am 11. Jan. 1829) die Inſignien des großen ſchwarzen Adlerordens erhielt. Dieß war aber auch der Wendepunkt ſeines beſſern Geſchicks; denn 1830 lähmte eine Art von Schlagfluß den Gebrauch ſeiner Füße; dazu geſellte ſich für den Reſt ſeines Lebens (ſeit Ende 1833) durch einen Zufall, wie es ſchien, eine tiefe und eingreifende Mißſtimmung ſeines Gemüths. Für ſo viele Dienſtesopfer erhob ihn ſein König in den Freiherrnſtand; er erhielt nach und nach Erleichterung im Dienſt und wurde endlich am 18. April 1834 von den Geſchäften ganz entbunden. Er ſtarb am 17. Sept. 1834 zu Berlin. — In der Geſetzgebung und Verwaltung unausgeſetzt wirkſam hat S. ſich als einen der erſten Staatsmänner Preußens bewährt und allein ſchon die ſchwierige Ausführung der wichtigen und erfolgreichen Geſetze, welche ſich auf die gutsherrlich-bäuerlichen Regulirungen, Ablöſungen und Gemeinheitstheilungen beziehen, ſichert ihm das dankbare und ehrenreiche Andenken der Nachwelt. Übrigens ſeinem Charakter nach offen und freimüthig, ernſt, aber billig und nachſichtig gegen ſeine Untergebenen, gerecht gegen Jedermann, von eiſernem Fleiß und eben ſo unermüdlich als pünktlich im Dienſte, in jedem Augenblicke Herr ſeiner ſeltenen Einſichten, Erfahrungen und unerſchöpflichen Hülfsmittel, ſowohl in der Discuſſion als in der Verwaltung, erfreute er ſich der allgemeinſten Achtung. Er ſchrieb: „Praktiſche Ideen über Finanzverbeſſerung“ (1808); Bemerkungen gegen v. Raumer's Schrift: „Über Einkommenſteuer“ (1810). 25.

Schuderoff (Jonathan), vorzüglicher Kanzelredner und geſchätzter Schriftſteller im Gebiete der praktiſchen Theologie und Pädagogik, ward geboren zu Altenburg am 24. Oct. 1766. Seit 1790 Prediger zu Drackendorf bei Jena machte er ſich ſchon damals durch mehrere treffliche Schriften über Erziehung und Kanzelberedſamkeit vortheilhaft bekannt, ward 1798 Diakonus und 1805 Archidiakonus in ſeiner Vaterſtadt, 1806 Superintendent und Oberpfarrer zu Ronneburg, 1824 zugleich Conſiſtorialrath, endlich 1836 auf wiederholtes Anſuchen in den Ruheſtand verſetzt und ihm das Prädicat eines herzoglich ſächſiſchen geheimen Conſiſtorialraths beigelegt. S. nimmt unter den praktiſchen Theologen der neueſten Zeit einen ehrenvollen Platz ein. Beförderung ächter chriſtlicher Religioſität, Veredelung des Prediger- und Schullehrerſtandes, Verbeſſerung des proteſtantiſchen Schul- und Kirchenweſens ſind die Hauptgegenſtände, auf welche ſeine Thätigkeit gerichtet iſt. Namentlich hat er mit Freimüthigkeit in einer Zeit, wo das kirchliche Leben erſchlafft war, die Rechte ſeiner Kirche vertreten und ſiegreich für die Gedanken des Collegialſyſtems gekämpft, obwohl ſein Eifer gegen die Juriſten in der Kirche hierarchiſch hieß. Als Kanzelredner durch Klarheit und logiſche An-

ordnung ausgezeichnet, ſteht er den beſten unſerer Zeit würdig zur Seite. Von ſeinen Schriften erwähnen wir, außer mehreren Predigtſammlungen, folgende als die vorzüglichſten: „Briefe über die moraliſche Erziehung in Hinſicht auf die neueſte Philoſophie" (Leipz. 1792); „Beiträge zur Beförderung zweckmäßiger Kanzelvorträge" (Braunſchw. 1796); „Verſuch einer Kritik der Homiletik" (Ebd. 1797); „Communionbuch für gebildete Chriſten aus allen Ständen" (Altenb. 1812. 2. Aufl. 1816); „Über Kirchenzucht, mit beſonderer Hinſicht auf die proteſtantiſche Kirche" (Ebend. 1809); „Anſichten und Wünſche, betreffend das proteſtantiſche Kirchenweſen und die proteſtantiſche Geiſtlichkeit" (Leipzig 1814); „Briefe über das proteſtantiſche Kirchenweſen" (Ebend. 1815); „Grundzüge zur evangeliſch-chriſtlichen Kirchenverfaſſung und zum evangeliſchen Kirchenrechte" (Ebend. 1817); „Über den innerlich nothwendigen Zuſammenhang der Staats- und Kirchenverfaſſung" (Ronneb. 1818); „Über die Conſiſtorialverfaſſung" (Lpz. 1831); „Nebenſtunden" (Ronneb. 1823—1825. 2 Bde.). Auch hat S. ſeit 1802 das „Journal für Veredelung des Prediger- und Schullehrerſtandes, des öffentlichen Religionscultus und des Schulweſens" herausgegeben, welches von 1808—1826 als „Neues Journal ꝛc." und von 1826—1832 unter dem Titel: „Jahrbücher für Religions-, Kirchen- und Schulweſen" von ihm fortgeſetzt wurde und mehrere gediegene Aufſätze des Herausgebers enthält. Aber auch zugleich noch an anderen theologiſchen, aſcetiſchen und kritiſchen Zeitſchriften nahm er thätigen Antheil und gab mit Röhr und Schleiermacher ſeit 1823 ein „Neues Magazin von Feſt-, Gelegenheits- und anderen Predigten" (Magdeb. 1823 ff.) heraus. 63.

Schudſcha ul Mulk (Schah), der letzte ſelbſtſtändige Beherrſcher von ganz Afghaniſtan aus dem Stamme der Durahner, hatte den Thron von Kabul zu Anfange dieſes Jahrhunderts beſtiegen, unterlag aber im Jahre 1809 ſeinem ehrgeizigen, obwohl ſchwachen Bruder Mahmud. Als Flüchtling durchzog er hierauf mehrere Provinzen ſeines Reichs, war eine Zeit lang gefangener Atta Mohammed's, des Sohns ſeines ehemaligen Veziers, und warf ſich dann Randſchit Sing in die Arme, der ihn aber als Gefangenen behandelte und zur Auslieferung eines Familienkleinods, des größten Rubins der Erde, zwang. Nachdem er endlich entkommen war, pflanzte er in dem Gebirge Kiſchtwar ſeine Fahne auf, vermochte aber nichts auszurichten, da ſich unterdeſſen die Sikhs (unter Randſchit Sing) die inneren Unruhen in Afghaniſtan, wo ſich die Familie der Barukzis um den Thron ſtritt, zu Nutze gemacht und im Jahre 1823 die Provinzen Multan, Liah, Dera, Gaſi Khan, Kaſchmir und das ganze Land an den Ufern des Indus und deſſen öſtlichen Zuflüſſen unterworfen hatten. Außerdem waren auch die Sindier unabhängig geworden und Balkh unter die Herrſchaft von Bochara gekommen und nur Herat bei der Familie Mahmud's geblieben. Nach neueren Nachrichten hat Schah S. von Neuem ſeine Fahne erhoben, um wenigſtens das den Barukzis, den Erbfeinden ſeines Hauſes, verbliebene Land von Peſchawer zurückzuerobern. Ob er ſeinen Zweck erreichen werde, möchte, ſo lange Randſchit Sing lebt, zweifelhaft ſein; leicht könnte dieß aber während der bei dem Tode deſſelben zu erwartenden Verwirrung geſchehen, wenn er anders das Land Kaſchmir, die Goldquelle jener Gegenden, in ſeine Botmäßigkeit zurückzubringen verſteht. 22.

Schütterquäker, ſ. Shakers.

Schütz (Chriſtian Gottfried), bekannter Philolog, geb. zu Dederſtädt im Mansfeldiſchen den 19. Mai 1747, begann ſeine Studien auf der lateiniſchen Schule des Waiſenhauſes zu Halle, widmete ſich daſelbſt der Theologie, Philoſophie und Philologie und ging 1768 als Lehrer der Mathematik an die Ritterakademie nach Brandenburg, kehrte aber ſchon 1769 als Inſpector des theologiſchen Seminars nach Halle zurück und wurde 1776 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie. Zwei Jahre darauf trat hier durch ihn das philologiſche Seminar ins Leben

und er ſchrieb damals das „Neue Elementarwerk für die niederen Claſſen lateiniſcher Schulen und Gymnaſien" in 13 Bänden. Indeß da die Regierung zu wenig für das Inſtitut thun konnte und S. ſelbſt ſeiner pecuniären Lage wegen eine Veränderung wünſchte, ſo nahm er gern 1779 einen Ruf als Profeſſor der Poeſie und Beredſamkeit nach Jena an, wo ſein Aufenthalt durch die Realiſirung der von Stroth geweckten und von Schütz mit Liebe genährten Idee der „Allgemeinen Literaturzeitung" von großer Wichtigkeit ward. Aber ungeachtet aller Anerkennung von Seiten ſeines Fürſten, der ihn 1789 zum Hofrathe ernannte, ungeachtet des ſchönen Verhältniſſes zu ſeinen Collegen und ſeiner erwünſchten Lage konnte er in Jena dennoch keine bleibende Stätte finden. Er ging daher 1804 wieder nach Halle zurück und bekam daſelbſt die Profeſſur der Literaturgeſchichte und Beredſamkeit nebſt einer namhaften Summe, um die „Allgemeine Literaturzeitung", die S. (wiewohl nicht ohne Widerſpruch der weimariſchen Regierung) mit ſich nach Halle nahm, fortzuſetzen. Er lebte hier ſein altes trauliches und freudevolles, aber dabei den literariſchen Geſchäften gewidmetes Leben; wurde 1807 Director des philologiſchen Seminars, feierte den 21. März 1818 ſein 50jähriges Doctorjubiläum und ſtarb den 7. Mai 1832 mit dem Ruhme eines biedern, theilnehmenden, gefälligen, beſcheidenen, wohlwollenden, billig denkenden, ächte Humanität liebenden, freiſinnigen, geſchmackvollen und geiſtreichen Mannes, eines rüſtigen, thätigen, ſcharfſinnigen, wenn auch nicht immer gründlichen Forſchungen huldigenden Philologen. Den Schatz ſeines Geiſtes hat er in einer Menge größerer Schriften, zahlreicher Programme und Gelegenheitsſchriften niedergelegt, welche letztere meiſt philologiſchen, doch auch theologiſchen und philoſophiſchen Inhalts er unter dem Titel: „Opuscula philol. et philos." geſammelt (1830) herausgegeben hat. Außer ſeinen trefflichen Ausgaben der Claſſiker, von denen wir nur den „Cicero" (Leipz. 1814—1821. 20 Bde., von welchen die 4 letzten das „Lexicon Ciceronianum" enthalten) nennen, ſind unter ſeinen Schriften noch zu erwähnen: Hoogeween's „Doctrina particularum graecarum" (Deſſau 1782) und daſſelbe im Auszuge für Schüler (Lpz. 1788. N. Aufl. 1806); „Grundſätze der Logik und Kunſt zu denken" (Lemgo 1773); „Einleitung in die ſpeculative Philoſophie" (Ebend. 1775); „Lehrbuch zur Bildung des Verſtandes und des Geſchmacks" (Halle 1776—1778. 2 Bde.). Hauptſächlich gebührt ihm das Verdienſt, in der „Allgemeinen Literaturzeitung" zuerſt auf Kant's „Kritik der reinen Vernunft" aufmerkſam gemacht und dieſes wichtige Buch dadurch in den Kreis des philoſophiſchen Publicum eingeführt zu haben. Eine vollſtändige Angabe aller Werke S.'s findet ſich im 10. Jahrgange des „Nekrologs der Deutſchen" (S. 359 f.). „Darſtellung ſeines Lebens ꝛc." ſchrieb ſein Sohn Fr. Karl Julius S. (Halle 1834 f. 3 Bde.). 6.

Schütze, das 9. Sternbild des Thierkreiſes, das aus 65 Sternen beſteht, wird als ein Centaur mit Bogen und Pfeil abgebildet. Nahe weſtwärts beim Bogen des Schützen iſt der erſte Punkt das Zeichen des Steinbocks, in welchen die Sonne zu jetzigen Zeiten am kürzeſten Tage eintritt. 13.

Schütze (Johann Stephan), bekannter Schriftſteller der neueſten Zeit, ward den 1. Nov. 1771 zu Olvenſtädt bei Magdeburg geboren und zeigte ſchon als Knabe viel geiſtige Anlagen, ſo daß ſein Vater, ein wohlhabender Bauer, ihn 1784 auf die Domſchule nach Magdeburg that. Doch mußte er bald darauf wider Willen und Neigung zu einem Kaufmanne, ſeinem Oheime, in die Lehre treten, wendete aber ſeine Mußeſtunden zu dichteriſchen Erzeugniſſen an, bis er endlich ſeinen Oheim bewog, ihn ſtudiren zu laſſen. Er ging daher 1789 nach Kloſter Bergen und widmete ſich ſeit 1794 in Erlangen und ſeit 1795 in Halle der Theologie, folgte aber ſchon hier, noch mehr aber nach vollendetem akademiſchen Curſus und als Führer einiger jungen Leute zu Sommerſchenburg und Bergen ſeiner Neigung zur

Poeſie und begab ſich, nachdem ſein Oheim ſich zur Ausſetzung eines Jahrgehalts für ihn entſchloſſen hatte, zuerſt nach Dresden (1804), dann nach Weimar, wo er ſich niederließ, machte ſich hier die Herzogin Amalie und Göthe durch einige dramatiſche Kleinigkeiten geneigt und lieferte Beiträge zu Becker's „Taſchenbuche zum geſelligen Vergnügen." Seit 1811 gibt er das „Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft" heraus und ſpäter gründete er mit Peucer das „Journal für Literatur, Kunſt, Luxus und Mode." Die meiſten ſeiner poetiſchen Erzeugniſſe ſind geſammelt in: „Heitere Stunden" (Dresden 1822—1824. 3 Bde.); „Muntere Unterhaltungen" (Leipz. 1829); „Gedichte" (Ebend. 1810 und Berlin 1830. 2 Sammlungen), in denen allen ſich ein heiterer Sinn in naiver Darſtellung ausſpricht. Von anderen Schriften ſind bemerkenswerth: „Verſuch einer Theorie des Reims" (Magdeb. 1802) und „Verſuch einer Theorie des Komiſchen" (Leipz. 1818). 16.

Schützen und Jäger (tirailleurs). Der Name dieſer Truppengattung ſagt beſſer, als die weitläufigſte Definition es vermag, was ſie iſt und was ſie ſein ſoll. Ihren Urſprung muß man in den leichten Truppen der römiſchen Heere und bei den Armbruſtſchützen des Mittelalters ſuchen. Als das Feuergewehr allgemeiner eingeführt wurde, ließ ein mehr oder minder wirkſamer Gebrauch deſſelben bei einzelnen Individuen ſehr bald die Benennung „ein guter Schütze" entſtehen und dieß führte denn natürlich mit der Zeit auf eine geeignete Verwendung derſelben für den Krieg. Die eigenthümliche Waffe der S. und Jäger iſt die Büchſe. Erſt im 30jährigen Kriege finden ſich aber die erſten Nachrichten von dem Beſtehen beſonderer Truppen, die mit ihr bewaffnet waren und zwar 1631, wo der Landgraf Wilhelm von Heſſen 3 Jägercompagnien errichtete. Dieſen folgten zunächſt 3 Jägerregimenter, welche der Churfürſt Maximilian von Baiern 1645 errichtete und dann finden ſich zunächſt Spuren in dem brandenburgiſchen Heere unter dem großen Churfürſten. Außer der preußiſchen Armee hat nur die engliſche und öſtreichiſche Jägercorps von einiger Bedeutung. Frankreich hat in ſeiner ſonſt wohlorganiſirten und bedeutenden Armee keine Truppen, welche dem Charakter der Jäger und S. entſprechen, obgleich die franzöſiſchen Soldaten ſich vermöge ihrer Lebhaftigkeit, Gelenkigkeit und Neigung für die zerſtreuete Fechtart beſonders dazu eignen würden. In Rußland beſtehen zwar 40 Jägerregimenter, aber auch ſie unterſcheiden ſich nur durch die Farbe der Kragen auf ihrer Montirung von der Linieninfanterie. Indeß iſt ſeit dem letzten Kriege ein Corps finniſcher Scharfſchützen unter dem Namen finnländiſches Leibgardeſcharfſchützenbataillon nach preußiſchem Muſter errichtet worden. Die vornehmſte Verwendung der Jäger im Kriege iſt zu Patrouillen, zu Entſendungen, Vorpoſten und Deckung der Fußbatterien, und ihre Fechtart beſteht faſt ſtets in aufgelöſter Ordnung. 61.

Schuh, ſ. Fuß.

Schukowſky (Waſſily Andrejewitſch), ein ausgezeichneter ruſſiſcher Dichter, mit dem eine neue Epoche in der Geſchichte der ruſſiſchen Dichtkunſt beginnt, wurde in der adligen Penſion der Univerſität zu Moskau erzogen, trat alsdann in Civildienſte, nahm 1812 an dem ruſſiſchen Feldzuge im Landſturme von Moskau Antheil, wurde 1824 zum Vorleſer bei der Großfürſtin Alexandra Feodorowna, der jetzigen Kaiſerin, ernannt und leitet gegenwärtig die Bildung des Großfürſten Alexander, des Sohnes und Thronfolgers Nikolaus' I. Als Dichter machte er ſich zuerſt durch ſeine „Liudmilla", eine gelungene Überſetzung von Bürger's „Lenore" bekannt und bildete ſich ſeitdem beſonders nach Goldſmith, Byron, Walter Scott, Thomas Moore, Göthe und Schiller, deſſen „Jungfrau von Orleans" er im Versmaße des Originals glücklich übertragen hat. Auch unternahm er eine Überſetzung von Virgil's „Äneis" in Hexametern; allein ſpäter verlor er ſich etwas zu weit in das Gebiet der Romantik. Seine Dichtungen, welche Erhabenheit der Gedanken, Wärme und Tiefe des Gefühls, ſo wie ein kühner und kräftiger Ausdruck charakte-

riſiren und unter denen man beſonders ſeine Balladen, Romanzen, Epiſteln und Elegien ſchätzt, erſchienen geſammelt unter dem Titel: „Poetiſche Werke von Schukowſky" (Petersb. 1824. 4 Bde. 3. Aufl.). Außerdem lieferte er ſeit 1823 dichteriſche Beiträge in den ruſſiſchen Muſenalmanach: „Der Polarſtern." — Nicht zu verwechſeln iſt er mit dem Fürſten Schakowſky, dem beſten Luſtſpieldichter der Ruſſen, welcher an Fruchtbarkeit und Talent Kotzebue gleichkommt und mehr als funfzig Stücke, meiſt Luſtſpiele, Opern und Vaudevilles, geſchrieben hat. 81.

Schuld, lat. debitum, aes alienum; franz. dette; engl. debt, heißt alles das, was wir dem Andern zu leiſten gezwungen ſind — alſo eine vollkommene Verpflichtung oder erzwingbare Forderung. Der, welcher zu fordern hat, iſt der Anſpruchnehmer, Berechtigte, Forderer (Gläubiger), Herr der Schuld; der Andere aber der Schuldige, Schuldmann, Schuldner (debitor); der Gegenſtand endlich die S. (debitum). S. und Forderung ſtehen einander gegenüber, werden aber nicht ſelten im Ausdrucke verwechſelt, indem S. für Schuldforderung geſetzt wird. Im gewöhnlichen Leben bezieht man den Ausdruck S. auf Vermögensanſprüche und unterſcheidet davon die Schuldigkeiten anderer Art. In dieſer Beziehung werden Schulden dem Vermögen entgegengeſetzt. Man unterſcheidet ſie ſowohl nach den Gegenſtänden, welche ſie betreffen, als nach den Umſtänden und Verhältniſſen, worauf ſie ſich beziehen, vornehmlich: a) als Activ- und Paſſivſchulden, von denen wir jene von Anderen, dieſe Andere von uns zu fordern haben; b) Allodial- oder Lehnſchulden, je nachdem ſie ſich auf Lehn- oder Erbgüter beziehen oder daraus zu leiſten ſind; c) Buch- oder Wechſelſchulden, deren erſtere aus Buch und Rechnung hervorgehen, letztere aus einem Wechſel ſich ergeben; d) liquide (briefliche, handſchriftliche) und nicht liquide; e) gerichtliche anerkannte und außergerichtliche; f) verſicherte (durch Hypothek, Pfand oder Bürgſchaft gedeckte) und nicht verſicherte; g) bevorzugte oder gemeine; h) zinsbare und unzinsbare Schulden u. a. Iſt für die Zahlungsleiſtung ein beſtimmter Zeitpunkt feſtgeſetzt, ſo iſt die S. vertagt; iſt der Zeitpunkt jetzt ſchon eingetreten, ſo iſt ſie fällig (mahn- und zahlbar) und iſt derſelbe vorüber, verfallen. Im gemeinen Leben verſteht man unter dem Ausdrucke Schulden nicht ſelten das, was Jemand mehr ſchuldet, als er im Vermögen beſitzt. Schulden haben heißt dann ſo viel als überſchuldet ſein, oder wenigſtens ſo viele Schulden haben, daß es auffallend oder bemerkbar wird. Eine beſondere Art der Schulden machen die contractmäßig übernommenen perſönlichen Verpflichtungen (Obligationen) aus. Von ſolchen gilt die Regel, daß die Verpflichtung ſtreng auf die Perſon, welche ſie übernommen hat, beſchränkt, nicht aber auf Andere ausdehnbar iſt (obligatio personam non egreditur). Am Häufigſten kommen im Geſchäftsleben diejenigen Schuldſorten vor, welche ſich auf baare Geldzahlungen beziehen. — Bezüglich auf die aus einer Fahrläſſigkeit oder einem Vergehen entſpringende Nothwendigkeit, dem Verletzten gerecht zu werden, gibt man endlich auch dem Unrecht den Namen S. oder Verſchuldung (lat. culpa; franz. faute; engl. fault). 31.

Schuldſchein, ſ. Obligation.

Schulenburg (Johann Matthias, Reichsgraf von der), berühmter Feldherr, geb. den 8. Aug. 1661 zu Emden an der Saale, erhielt ſeine Bildung auf der Univerſität Saumür und durch längern Aufenthalt zu Paris. In braunſchweigiſchen Dienſten bis 1698 wurde er anfangs mit diplomatiſchen Sendungen beauftragt, kämpfte dann von 1687—1688 als Freiwilliger gegen die Türken in Ungarn und als Obriſt mit den braunſchweigiſchen Hülfstruppen gegen die Anmaßungen Ludwig's XIV. in den Niederlanden. Inmitten dieſes Feldzugs aber war er wieder 1692 als Geſandter thätig, beſonders bei der Churbelehnung des Hauſes Braunſchweig-Lüneburg, wohnte 1697 dem Congreſſe zu Ryswick als Beobachter

bei und trat als General von 1698—1702 in den Dienſten des Herzogs von Savoyen gegen die unglücklichen Waldenſer und mit dem franzöſiſchen und ſpaniſchen Heere vereint gegen Öſtreich im ſpaniſchen Erbfolgekriege auf. Seit 1702 von Friedrich Auguſt I., dem Starken, gewonnen kämpfte er als Generallieutenant im nordiſchen Kriege gegen Karl XII. für die Erhaltung des erworbenen Königreichs Polen. Nachdem die Sachſen den 1. Mai 1703 eine empfindliche Niederlage erlitten hatten, leiſtete er den Schweden (den 12. Oct. 1704) bei Punitz tapfern Widerſtand, trat aber noch in derſelben Nacht den von den beſten Feldherren jener Zeit gerühmten Rückzug nach Sachſen an, konnte aber, auch zum General der ganzen Infanterie ernannt, nach dem unglücklichen Treffen bei Frauſtadt (3. Febr. 1706) mit dem undisciplinirten Heere die Eroberung Sachſens und den ſchimpflichen und harten Frieden von Altranſtädt nicht verhindern. Mit einem ſächſiſchen Subſidiencorps am Rheine zeichnete er ſich von 1707—1711 neben Marlborough und Eugen überall, namentlich in der Schlacht bei Malplaquet (1709), aus. 1711 aber, als Auguſt den Oberbefehl über die ſächſiſchen Truppen dem Grafen Flemming anvertraut hatte, forderte und erhielt er ſeine Entlaſſung, reiſte zur Krönung Karl's VI. nach Frankfurt — von dem er zum Reichsgrafen erhoben ward — dann nach Wien, in die Niederlande, nach Frankreich und endlich im Intereſſe des Hauſes Hanover nach England. Aus dieſen diplomatiſchen Verbindungen, in denen er auch während ſeines Aufenthalts auf ſeinen Gütern blieb, ging er im Jahre 1715 nach Venedig, welches ihn zum Feldmarſchall anfangs auf jährliche Capitulation ernannt hatte. Später aber erwarb er ſich durch die heldenmüthige Vertheidigung der Feſtung Corfu gegen die Türken und im Jahre 1716 durch die ſtarke Befeſtigung derſelben und anderer Orte in Dalmatien und Albanien, durch ſeine energiſchen Maßregeln zur Entwickelung der militairiſchen Macht, ſo wie durch ſeine raſtloſen Bemühungen zur Sicherung der Neutralität Venedigs in dem Kriege, welcher 1733 zwiſchen Frankreich, Sardinien und Öſtreich ausbrach, den Dank und das ſeltene Vertrauen der Republik ſo, daß der Senat den 74jährigen Greis auf Lebenszeit in ſeiner Würde beſtätigte. Die hohe Anerkennung ſeiner Verdienſte durch viele Ehren und Geſchenke bewog auch S. im Jahre 1734 den Oberbefehl über die kaiſerliche Armee und ſpäter den Antrag, als Feldmarſchall in preußiſche Dienſte zu treten, auszuſchlagen. Er ſtarb zu Verona im 86. Jahre ſeines Lebens den 14. März 1747 und ſein Andenken wurde noch nach ſeinem Tode durch ein Denkmal auf der Inſel Corfu, ſein Grabmal im Arſenal zu Venedig und viele Ehrenmünzen von der dankbaren Republik verewigt. (Vergl. „Leben und Denkwürdigkeiten Joh. Matthias von der Schulenburg", Leipz. 1834. 2 Bde.) 73.

Schulpforte, ſ. Fürſtenſchulen.

Schultens (Albert), berühmter Orientaliſt, ward 1686 zu Gröningen geboren, ſtudirte hier, in Leyden und in Utrecht Theologie und morgenländiſche Sprachen, ward 1711 Prediger zu Waſſenaer bei Leyden, 1713 Profeſſor der orientaliſchen Sprachen zu Franecker und 1729 zu Leyden, wo er den 26. Jan. 1750 ſtarb. — Er ward der Begründer einer neuen orientaliſch-philologiſchen Schule, indem er unterſtützt durch die Schätze der leydner Bibliothek im Stande war, das bisher iſolirte Studium des Hebräiſchen in ein vergleichendes mit den anderen ſemitiſchen Sprachen zu verwandeln und dadurch der neuern Richtung dieſer Philologie Bahn zu brechen. Wie unſterbliche Verdienſte er ſich aber auch dadurch erworben hat, indem er vorzüglich in ſeinen „Institutiones ad fundamenta linguae hebraicae" (Leyd. 1737. 4.) die erſte ächt wiſſenſchaftliche hebräiſche Grammatik lieferte, ſo blieb ſein und ſeiner Schule Streben doch deßhalb einſeitig, weil er Alles allein aus dem Arabiſchen herleiten wollte, ohne die anderen Dialekte gehörig zu berückſichtigen und dadurch häufig zu gezwungenen und ſelbſt geſchmackloſen Erklärungen geführt wurde. Von ſeinen Werken nennen wir noch ſeine ſchätzbaren „Origines

hebraeae" (1720—1737. 2 Voll. 2. Ed. 1761); außerdem die Commentare über Hiob (1737. 4.) und die „Proverbia" (1748. 4.), in denen ein reicher Schatz von Gelehrſamkeit ſich geſammelt findet. 16.

Schultheiß oder **Schulze**, eigentlich **Schuldheiß**, lat. sculdarius, scultetus; franz. maire; engl. bailiff, mayor, iſt eigentlich derjenige Beamte, welcher die Glieder einer Gemeinde zur Leiſtung ihrer Schuldigkeit antreiben ſoll, dann ſ. v. a. Gemeindevorſteher überhaupt. Man unterſcheidet nach der Stellung den Stadtſchultheiß von dem Dorfſchultheiß und von letzterm wieder den Amtsſchulzen, der für die landesherrlichen, und den Lehnſchulzen, der für die gutsherrlichen Gerechtſame eingeſetzt iſt. 30.

Schultheß (Johannes), einer der rüſtigſten Kämpfer für Licht und Wahrheit auf dem Gebiete der Religion, ward 1763 in Zürich geboren, ſtudirte daſelbſt Theologie und Philologie und ward ebendaſelbſt zuerſt Profeſſor am Gymnaſium, dann Chorherr am Münſter und Lehrer an der theologiſchen Lehranſtalt und nach Verwandlung derſelben in eine Univerſität Profeſſor der Theologie an derſelben, wo er gegenwärtig noch kräftig wirkt. — S. gehört zu den Hauptſtimmführern des theologiſchen Rationalismus, ſchlägt aber in ſofern eine eigenthümliche Bahn ein, als er ſtets nur rein exegetiſch verfährt und ſich mit den durch hiſtoriſch-grammatiſche Erklärung gewonnenen Reſultaten begnügt, ohne ſich auf eine innere Kritik derſelben einzulaſſen, indem er das Gefundene unbedingt als chriſtliche Wahrheit anerkannt wiſſen will, eine Anſicht, welche zwar in mancher Hinſicht als einſeitig und befangen erſcheint, aber auch die innige Verbindung ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe und ſeines großen Scharfſinns mit Mäßigung und wahrer Frömmigkeit beurkundet. Unter ſeinen zahlreichen Schriften nennen wir: „Der ſchweizeriſche Schulfreund" (Zürich 1812—1813. 2 Thle.); „Exegetiſch-theologiſche Forſchungen" (Zürich 1815—1824. 3 Bde.); „Die evangeliſche Lehre vom heil. Abendmahle" (Leipz. 1824); „Reviſion des kirchlichen Lehrbegriffs" (Zürich 1823—1826) und die bis 1829 von ihm redigirten „Theologiſchen Annalen." 16.

Schulweſen. Schule (vom griech. σχολή, Muße von Berufsgeſchäften, Erholung), lat. schola; franz. école; engl. shool, iſt im Allgemeinen jede Anſtalt, in welcher irgend Etwas gelehrt wird, mag es die Anfangsgründe des menſchlichen Wiſſens und Leiſtens oder die höchſte Stufe menſchlicher Kunſt und Wiſſenſchaft betreffen; dann aber auch die in einer einzelnen ſolchen Anſtalt oder mehreren mit ihr gleichmäßig wirkenden ſtattfindende Behandlung des Lehrgegenſtandes, ſo daß man in dieſem Sinne von den verſchiedenen Philoſophen-, Maler-, Bildhauer- ꝛc. Schulen redet. Hier iſt nur von der erſten allgemeinern Art die Rede, als jeder Anſtalt zur Entwickelung und Bildung menſchlicher Anlagen und Kräfte von der erſten Bildungsfähigkeit der Jugend an bis zur umfaſſendſten Darſtellung der gründlichſten Kenntniſſe, von der Kleinkinderſchule an bis zum akademiſchen Studium. Freilich wird daher der Gegenſtand und der Zweck der einzelnen ſich verſchieden darſtellen und verſchiedene Arten bedingen; die Haupttendenz aller Schulen iſt aber die Emporbildung der Menſchen zu einer höhern Cultur, ihr Weſen muß folglich auf die Erziehung des Menſchengeſchlechts gerichtet ſein und dieſe entweder mit dem Unterrichte verbinden oder letztern durch ſie zu erreichen ſuchen. Erſteres iſt Sache der Volksſchulen, letzteres der Gelehrtenſchulen. — **Volksſchule** iſt im Allgemeinen jede Anſtalt, in welcher dem Volke die geſammte phyſiſche, intellectuelle, äſthetiſche, religös-moraliſche Bildung, welche jedem Erwachſenen in einem civiliſirten Staate nothwendig iſt, ertheilt werden ſoll; im engern Sinne dagegen diejenige Anſtalt, welche der Geſammtmaſſe des Volks vom 6. bis zum 15. oder 17. Jahre die allgemeinen Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten verſchaffen ſoll, auf deren Grund andere höhere Schulen oder das Leben ſelbſt weiter fortbaut. Sie umfaßt in den Städten die ſogenannten Bürger-, Armen-, Frei- und Rathsſchulen, auf

den Dörfern die Landſchulen und zerfällt in die Elementarſchule, die Mittelſchule (niedere Realſchule) und die Oberſchule (höhere Realſchule) oder (nach Harniſch) in Grundſchulen (Elementar-, Primärſchulen), Förderungsſchulen (Mittel-, Secundärſchulen) und Vollendungsſchulen (Maturitätsſchulen). Auf der Organiſation ſo geſtalteter Volksſchulen beruht die religiös-ſittliche Kraft eines ganzen Volks; ſie ſind der Nerv, das innerſte Weſen deſſelben und die geringere oder größere Durchbildung zu ſolchem Ziele hat den weſentlichſten Einfluß auf Nationalbildung und ächten Volksgeiſt; doch können ſie immer nur das Allgemeine berückſichtigen und es müſſen außerhalb derſelben für die gewöhnlichen Lebenszwecke noch beſondere Inſtitute eintreten, wie die Landwirthſchafts-, Gewerb-, Handels-, Schifffahrts-, Militairſchulen, Forſt-, Bau- und Bergakademien ꝛc., welche die beſonderen Gegenſtände weiter ausführen. Während dieſe aber mehr eine volksthümliche Bildung gewähren und die materiellen Intereſſen, die eigene Tüchtigkeit zu irgend einem nützlichen Geſchäfte berückſichtigen, bedarf der künftige Gelehrtenſtand noch anderer Anſtalten, welche nur das wiſſenſchaftliche Intereſſe berückſichtigen und als Lyceen und Gymnaſien für die Univerſität oder Akademie bilden. Mitten inne ſtehen die ſogenannten lateiniſchen Schulen, welche die erſten Grundlagen zu dieſer wiſſenſchaftlichen Bildung legen und dem Gewerbsſtande die erſten Begriffe derſelben beibringen ſollen. Zur Erreichung des Zweckes jeder Schule dient aber vor Allem ein feſter Lehrplan, welcher ſowohl die Wahl als den Umfang und die zweckmäßigſte Folge der Lehrgegenſtände beſtimmt, aber nicht, wie in einigen allgemeinen Schulorganiſationen und darauf gegründeten Normalſchulen früher wirklich geſchehen iſt, alle Schulen nach einem einzigen Principe zu geſtalten ſucht, ſondern nur leitende Ideen feſtſtellt und die beſondere Anwendung dem Talente und der Methode des einzelnen Lehrers überläßt. Daran ſchließt ſich unmittelbar eine weiſe Vertheilung der beſonderen Lectionen unter die Lehrer, welche man gewöhnlich nach einer zweifachen Norm in Fach- oder Claſſenlehrer theilt; eben ſo die Vertheilung der Schüler nach feſtſtehenden Schulclaſſen oder nach getrennten Lectionsclaſſen. Über nichts ſind aber die Anſichten getheilter, als über dieſe Unterſcheidung, während ſich in beider Weiſe die Einſeitigkeit nicht verkennen läßt; denn wenn das Ordnen der Schüler nach Fähigkeiten in einzelnen Fächern die Einheit der Schule zerreißt, nach beſtehenden Claſſen der Entwickelung der Einzelnen hinderlich entgegentritt; ſo ſtört die Vertheilung der Lehrer nach ihren beſonderen Fächern das gehörige Zuſammenwirken der einzelnen Disciplinen und hindert die Einrichtung der Claſſenlehrer, bei der Unmöglichkeit, daß der Einzelne in allen Lehrfächern hinlänglich bewandert ſei, das Fortſchreiten der Schüler. Es kommt dabei aber natürlich auf die Gattung der Schule ſelbſt an, ſo daß für niedere Schulen mehr ein feſtes Claſſenſyſtem, für höhere ein Fachſyſtem ſich eignen möchte. Eine beſondere Stelle verdient aber noch die Verbindung des Erziehungszwecks mit dem Unterrichte, oder mit anderen Worten die Schuldisciplin. Da nämlich religiöſe, moraliſche Bildung der letzte Zweck jeder Schule ſein muß, die Schule aber ſelbſt ein Gemeinweſen bildet, worin Böſes und Gutes leichter zum Vorſchein kommen kann; ſo hat ſie feſtſtehende Geſetze, Ordnungen und Mittel zur Ausführung nöthig, um regelmäßigen Fleiß, Gewiſſenhaftigkeit und harmoniſche Thätigkeit in allen ihren Gliedern zu erwecken und zu erhalten. Die Schuldisciplin wird mehr durch ſittliche Motive auf die jugendlichen Gemüther einwirken, durch Zeugniſſe, Cenſuren, Degradationen ꝛc.; wo aber dieſe nicht mehr ausreichen, wird auch die Disciplin als Schulpolizei und Schulzucht ihre Strenge handhaben, um nicht durch Schlaffheit und unverantwortlichen Leichtſinn Schul- und Arbeitsſcheu zu befördern und den Geiſt der ganzen Schule zu verderben. Daſſelbe bewirken auch öftere Wiederholungen, Reviſionen, Schulexamina und ſorgfältige Schultabellen, wodurch die ſogenannten Schulviſitationen unendlich erleichtert und begünſtigt werden.

(Vergl. J. A. L. Hoffmann's „Praktiſches Handbuch der deutſchen Volksſchulverfaſſung und des Schulrechts ꝛc.", Dresden 1832.) Soll nun überhaupt im Leben etwas gedeihen, ſo muß es nicht allein von Innen heraus genährt und gepflegt, ſondern auch von Außen begünſtigt und gefördert werden. Dieß gilt im vorzüglichen Maße von allen Schulanſtalten. Ihre Erhaltung und fröhliches Aufblühen bedarf mit einem Worte einer Schulverfaſſung, wodurch ein wohlgeordnetes S. entſteht. Dazu iſt es aber nicht genug, daß bei den einzelnen Schulen Directoren oder Rectoren unmittelbar eingreifen; es iſt noch eine höhere Beaufſichtigung zur Begründung und Erhaltung der öffentlichen Schulen nothwendig. Am Meiſten bedarf dieſe die Volksſchule. Für die Landſchulen gelten als obere Behörde der Landprediger und die geiſtlichen Inſpectoren und Superintendenten; in den Stadtſchulen die geiſtlichen Ephoren und der Magiſtrat, in höherer und höchſter Inſtanz die Conſiſtorien, Kirchen- und Schulräthe oder auch Schuldeputationen bei den Regierungen und das Miniſterium für die Unterrichtsangelegenheiten oder des Cultus. Der Streit über die Emancipation der Schulen von Kirche und Staat iſt dagegen höchſt unnütz und verkehrt. Die Volksſchulen ſind in der chriſtlichen Kirche und durch ſie erwachſen und gehörten ihr auch unter den chriſtlichen Völkern zu; — durch ſie zieht ſich das chriſtlich-religiöſe Element, ſo daß wir ſie mit der Wurzel ausreißen würden, wollten wir ſie von der Kirche trennen. Überdieß wird ja auch von Jedem, der ins Pfarramt tritt, jetzt eine genaue Kenntniß des Schulweſens verlangt und die Geiſtlichen betrachten das Schulamt, in welchem ſie fleißig mitwirken, als Vorbereitung zu ihrem künftigen geiſtlichen Berufe. Erſt wenn der geiſtliche Stand, wie es bei uns nicht zu erwarten ſteht, ganz in Verfall gerathen ſollte, würde jene Trennung rathſam und nothwendig, dann aber würde auch das Ende alles Schulweſens gekommen ſein. Kurz die Schule findet ihre beſte Quelle und Pflegerin in der Kirche und ihren Vertretern, aber auch wiederum wurzelt die Kirche in einer chriſtlich erzogenen Jugend, welche ſie einſt in ihre höhere Gemeinſchaft aufnehmen ſoll. Eben ſo wenig darf ſich die Schule als eine beſondere Corporation im Staate darſtellen wollen, denn ſie hat ihre untergeordnete, temporäre Beſtimmung erreicht, wenn ſie das Vertrauen der Eltern und des Staates rechtfertigt und demſelben brauchbare und tugendhafte Bürger zuführt und ſo das Beſtehen des Staates ſelbſt ſichert und fördert. Durch weiſes, harmoniſches Zuſammenwirken des Staates und der Kirche erhalten alſo die Schulen eine feſte Stellung, gelangen zu einer wohlthätigen Einheit, und bei aller Freiheit zu innerer organiſcher Fortbildung ſtehen ſie in der nothwendigen Abhängigkeit und erſtreben ohne Erſchlaffung und Unterbrechung das *eine* hohe Ziel aller Veranſtaltungen, die Erziehung des Menſchengeſchlechts, durch ein einziges Princip. Nur ſo geht allmählig das Volksleben aus der Idee der im Volke entwickelten Menſchheit hervor und gewinnt ſeine wahre geiſtige Einheit von Innen heraus. (Vergl. Chr. D. Voß, „Verſuch über die Erziehung für den Staat ꝛc.", 1799. 2 Thle.; Stephani's „Syſtem der öffentlichen Erziehung", 1805; Tr. Krug, „Der Staat und die Schule", Leipz. 1810; J. M. Solger, „Über das mögliche Leiſten der Volksſchule, die erforderliche Bildung ihrer Lehrer und das Verhältniß beider zu der Kirche und zum geiſtlichen Stande", 1823; Hüffell, „Der Staat, die Kirche und die Volksſchule", 1823; F. G. Chr. Schwarz, „Die chriſtliche Volksſchule im Bunde mit der Kirche", 1823. 2. Aufl. 1825; M. Ludwig, „Über das Losreißen der Schule von der Kirche", 1831.) — Das S. iſt eigentlich erſt ein Product der ſpäteren Zeiten. Denn die Völker des Alterthums bildeten ſich nur durch das Leben und ihre Schulanſtalten in ſpäteren Zeiten waren meiſt nur Privatanſtalten Einzelner zu rein wiſſenſchaftlichen Zwecken. Die Perſer ſcheinen (nach Xenophon) den erſten Begriff von Volksſchulen gehabt zu haben, während bei andern Völkern die Kinder meiſt im Hauſe durch Sklaven oder gar nicht unterrichtet wurden. Die Römer

kamen in ſpäterer Zeit der öffentlichen Erziehung immer näher, wie wir aus Quinctilian wiſſen, und unter Vespaſian und Antoninus wurden in mehreren größeren Städten ſogenannte (öffentliche) Kaiſerſchulen errichtet. Erſt durch das Chriſtenthum aber ward auch ein neuer Geiſt in Bezug auf das S. rege. Die erſten Früchte des chriſtlichen Geiſtes waren in mehreren Metropolen die Katecheten-ſchulen (ſ. d. Art.). Auch die Kaiſerſchulen blühten immer mehr auf, beſonders in Gallien, Spanien und Italien; gegen das Ende der erſten Hälfte des V. Jahrh. aber verſchwanden ſie allmählig mit dem Sturze des Römerreichs zur Zeit der Völkerwanderung und bildeten den Übergang zu den Redner- und Rechtsſchulen, aus welchen ſpäterhin die Univerſitäten entſprangen. Glücklicherweiſe rettete ſich das chriſtliche Element aus dem fremdartigen Gemiſche, welches zu Alexandria, dem Mittelpunkte aller Religionen, durch eine eigene Philoſophie beigegeben war, zu Anfange des V. Jahrh. und als eine dürftige Fortſetzung jener erſchienen die Epiſkopal-, auch Kathedralſchulen genannt, welche mit der Errichtung der Bisthümer entſtanden. Sie waren wieder nur Lehranſtalten für den Klerus; aber bald erhoben ſich auch die Parochialſchulen, welche zuerſt 529 auf einem Concile kirchlich verordnet und ſpäter auch Trivialſchulen (nur das Trivium umfaſſend) genannt wurden, und die Kloſterſchulen (die erſte zu Tours in Frankreich) mit den Fortſchritten der Klöſter und Mönchsorden, unter denen die Benedictiner, ſpäter Auguſtiner, Franciscaner und Dominicaner die berühmteſten geworden ſind. Sie verbreiteten im Mittelalter lange ein reges geiſtiges Leben durch tüchtige Männer, welche ſich dem Mönchsſtande gewidmet hatten, und förderten auch zuerſt die Bildung des Volks. Die Kloſterſchulen zu Salzburg, St. Emmeran, Fulda, Hersfeld, Corvey, Ohrdruf, Fritzlar, St. Blaſien, Hirſchau, Tours, Rheims, Paris, Clermont, Canterbury, York, Weſtmünſter, Armagh, Cloghar u. a. blühten in einem höhern Grade, als ſie mit den Kathedralſchulen einen rühmlichen Wetteifer begannen. Doch hierarchiſcher Geiſt und ſcholaſtiſches Unweſen in denſelben ließen immer mehr eine Reform wünſchen. Die große Idee der Menſchenerziehung und Völkerbeglückung erwachte endlich in Karl dem Großen, welcher gleichzeitig mit Alfred von England das Volksſchulweſen verbeſſerte, Dorf- und Landſchulen gründete und als Oberaufſeher die Schulen ſehr oft ſelbſt beſuchte. Außerdem hatte er an ſeinem Hofe eine Akademie für Gelehrte und eine Hofſchule für den höhern Adel durch Alcuin geſtiftet, welche mit ſeinem unſteten Hofe umherwanderten. Auch die Frauen waren von dieſen Anſtalten nicht ausgeſchloſſen. Doch Zwietracht und Kraftloſigkeit unter ſeinen Söhnen und Nachfolgern ließen das angefangene Werk des reformirten Schulweſens bald wieder zerfallen in der neuen Verwirrung unter den Völkern. Auch das Emporblühen der Städte und des Ritterthums unter Heinrich dem Finkler im X. Jahrh. war von kurzer Dauer und die Herrlichkeit der aufſtrebenden Nation unter den Hohenſtaufen war nur ein neues Aufleben, dem ein baldiger Verfall folgte. Daher der untergeordnete Werth der Stifts- oder Domſchulen, welche nach Karl dem Großen vom IX. — XI. Jahrh. in St. Gallen, Metz, Osnabrück, Paderborn, Prüm, Trier, Mainz, Lorch, Reichenau, Lüttich, Utrecht, Hildesheim, Bremen rc. blühten, und der biſchöflichen Seminarien an mehreren der genannten Orten u. a. Mehr noch wurde wiſſenſchaftliches Streben und Unterricht des Volks begünſtigt durch die Araber in Spanien, zu Cordova, Sevilla, Grenada und in Frankreich zu Lunel, aus welchen die Facultätsſchulen zu Salerno, Montpellier und Sevilla und die Rechtsſchulen zu Bologna und Lyon hervorgingen und welche endlich das Entſtehen der Univerſitäten im XII. und XIII. Jahrh. unter Kaiſer Friedrich I. veranlaßten. Im Ganzen aber wurden ſeit Karl dem Großen die Volksſchulen vernachläſſigt und das Mittelalter bezeichnet zugleich die tiefſte Unwiſſenheit des Volks, welches der Klerus in düſterm Wahne erhielt, je mehr die Kirche ſelbſt verfiel. Doch die Morgenröthe

der beſſern Zeit brach für die Volksſchulen an und verdrängte allmählig den ärgerlichen Zunftgeiſt der wandernden Schulmeiſter und Geſellen (fahrende Schüler, auch Bachanten genannt), welcher in den Stadt-, Raths- und Schreibeſchulen der ſpätern Zeit, die im XVI. Jahrh. auch lateiniſche Schulen hießen, entſtanden war. Auf eine beſſere Volksbildung und claſſiſches Studium wirkten vorzüglich wohlthätig ein: Geert Grote (Gerhardus Magnus) zu Deventer (geſt. 1384); Florens (Floris) Radwyn (geſt. 1400); Thomas Hammerken, auch Thomas a Kempis genannt (geſt. 1471); die Sechsmänner aus der Schule zu Deventer: Rudolph Agricola (geſt. 1485), Alex. Hegius, Rudolph v. Lange (geb. 1471), Herrmann v. d. Buſche (geſt. 1534), Antonius Liber, Moritz von Spiegelberg; Ludwig Dringenberg; Deſiderius Erasmus; Konrad Celtes; Joh. Kämmerer v. Dalberg; Bilibald Pirkhaimer; Joh. Reuchlin; Beatus Rhenanus; Joh. Sapidus; Jak. Wimpfeling; Simmler zu Pforzheim, Lehrer Melanchthon's; Petrus Moſellanus; der Engländer John Colet (geſt. 1519) und der Spanier Luis Vives (geſt. 1540). Von Luther endlich wurde die Verbeſſerung der Schulen, als das beſte Mittel, die Geiſtestyrannei abzuſchütteln, kräftig ins Werk geſetzt. Davon zeugen die Schulviſitation in Sachſen 1529, der kleine und große Katechismus und viele Gymnaſien und Lyceen, deren Einrichtung und Reorganiſation nun beginnt. Auch tüchtige Schulmänner traten außer den Reformatoren und nach ihrem Tode wieder auf: Joh. Sturm (geſt. 1589); Valentin Friedland, auch Trotzendorf benannt (geſt. 1556); Mich. Neander (geſt. 1595); Laurent. Rhodomann (geſt. 1606); Sebald Heyden (geſt. 1561); Joachim Camerarius (geſt. 1574); Helius Eobanus Heſſus (geſt. 1541); M. Antonius Muretus (geſt. 1585); Erasmus Schmidt; Taubmann; Petrus Ramus; Konrad Geßner; die beiden Scaliger; Dan. Heinſius; Claud. Salmaſius; Juſt. Lipſius; Iſ. Caſaubonus; Hugo Grotius u. A. Wenn auch die meiſten dieſer hochberühmten Männer zunächſt die claſſiſche Literatur in Deutſchland, Frankreich, den Niederlanden und anderen Ländern des Occidents zum Hauptgegenſtande ihres rühmlichen Strebens machten und dabei weniger bemüht waren die beſte Methode des Unterrichts aufzuſtellen, ſo brachen ſie doch der Reformation die Bahn und förderten dieſelbe am Meiſten, denn von ihnen ging ein beſſerer Geiſt in alle höheren und niederen Schulen über. Ja ſelbſt der Katholicismus, welcher durch ſtrenges Feſthalten an der ſtarren Form veralteter Dogmen die ſchärfſte Oppoſition bildete, war genöthigt, den beſſeren Schulen der Proteſtanten etwas Ähnliches in ſeinen Jeſuitenſchulen (Claudius Aquaviva, Stifter derſelben, ſtarb 1615) entgegenzuſtellen. Dieſe erhielten eine klöſterliche Lebensweiſe und waren theils Seminarien, Vorbereitungsorte für Ordensadſpiranten, theils Convictorien, Koſt- und Erziehungshäuſer, welche zur Aufnahme für alle Knaben ohne Unterſchied beſtimmt waren. Die beſten Köpfe, die gute Methode und die humane Behandlung der Schüler machten dieſe Anſtalten zu gefährlichen Nebenbuhlern der proteſtantiſchen, von denen ſie ſelbſt viele Zöglinge erhielten. Das polemiſche Gezänk in der proteſtantiſchen Kirche und Erſtarren derſelben in leerem Dogmatismus und ſchroffem Orthodoxismus, die Überreſte des Zunftgeiſtes in ihren Schulen und der dafür eingeriſſene rohe Pennalismus, überhaupt der ſonderbare Geiſt in den Schulen, welcher ſich in den Schulfeſten, lächerlichen Aufzügen und Mummereien dieſer Zeit abbildet und beſonders der Mangel an brauchbaren Lehrern in den Schulen, welche gewöhnlich den unwiſſendſten und unſittlichſten Subjecten anvertraut wurden, erleichterten aber noch mehr den Sieg der hierarchiſchen Partei, deren Organ die Jeſuitenſchulen waren. Gedenken wir noch des verheerenden 30jährigen Krieges, welcher die meiſten Schulen zerſtörte und ihrer dürftigen Mittel beraubte, ſo wird uns der auffallende Stillſtand der Schulen im XVII. Jahrh., deren fröhliche Saat im XVI. Jahrh. ſchon herrliche Früchte verſprach, nicht nur erklärlich, ſondern erſcheint uns ſogar nothwendig.

Deſſenungeachtet ging auch dieſe Periode nicht verloren für die Fortbildung des Menſchengeſchlechts. Es entwickelte ſich in dieſer Zeit der Schullehrerſtand, die geiſtliche Weihe der Lehrer kam immer mehr außer Gebrauch, je früher dieſelben ſich ſchon verheiratheten und verweltlichten. Es iſt das Samenkorn für die ſich bald entfaltende Blüthe des Schulweſens geworden, um ſo mehr, da die Jeſuitenſchulen, trotz ihrer guten pädagogiſchen Grundſätze, doch den Keim ihres Verfalls in ſich ſelbſt trugen. Sie beförderten zwar claſſiſches Studium, aber ſie führten nicht mit Geſchmack in den lebensvollen Geiſt jener Schriftſteller ein und dienten geheimen Zwecken, die nur zu bald offenbar wurden. Auch beſſere Methodiker ſtanden unter den Proteſtanten zum Theil ſchon mitten in den politiſchen Stürmen auf, die deutſche Mutterſprache fand vorzüglich Beachtung und die Reflexion über die Erziehungsidee erwachte in der Mitte des XVII. Jahrh. durch Bacon von Verulam, Wolfgang Ratich (geſt. 1635), Chriſtoph Helwig (geſt. 1617). Der Letztere iſt ſchon von der Hauptidee durchdrungen, daß alles Lernen von der Religion ausgehen und zu derſelben zurückführen müſſe, die Erziehung des Menſchen alſo die Hauptſache ſei und der Unterricht nach einem methodiſchen Stufengange von der Anſchauung an mit den erſten Elementen beginne und der Naturentwickelung gemäß in ſicherm Gange fortſchreite. So iſt Comenius durch ſeine encyklopädiſche Methodik der Stifter des Elementarunterrichts geworden bis auf die neuſte Zeit herab, welche dem Gange der Entwickelung gemäß durch das Einzelne hindurch zum Geiſte des Ganzen aufſteigen kann. Seine Grundſätze bildeten zunächſt der Franzoſe Michael von Montaigne in ſeinen „Essais“ und der Engländer John Locke in ſeinen „Thougts concerning Education“ und „On human Understanding“ weiter aus. Da ſie aber eine einſeitige Verſtandescultur auf dem Boden des gemeinen Lebens beförderten und alles Ideale in der Pädagogik verwarfen, ſo erhob der Pedantismus der Schulen um ſo mehr das Haupt in ſeiner lächerlichſten Geſtalt. Daher war es erwünſcht, daß auf dem Tummelplatze des pädagogiſchen und literariſchen Treibens auch die pietiſtiſche Schule erſchien, das religiöſe Moment hervorhob und im claſſiſchen Studium den lange vermißten Geſchmack nachdrücklich förderte. Die Vorkämpfer waren: Phil. Jak. Spener und François Sal. de la Motte Fenelon. Allein die wahren Bildungsmänner für beſſere Gelehrten- und Volksſchulen erſchienen erſt in Aug. Herm. Franke und Zinzendorf. Der Philanthropinismus Baſedow's, zunächſt aus den Grundſätzen von Rouſſeau erwachſen, trat darauf zwar einige Zeit mit Beifall auf, er ging aber bald wieder unter und machte den beſſeren Syſtemen der neuern Zeit Platz. Das Meiſte, was für Volksſchulen Großes geleiſtet worden iſt, geſchah in **Preußen**, welches ſeit 2 Decennien durch intellectuelle und moraliſche Kraft allen anderen Staaten vorleuchtet. Vorzüglich gute Seminarien, 30 Haupt- und 20 Nebenſeminarien, ſorgen für tüchtige Volksſchullehrer und das Inſtitut der Gewerbeſchulen findet eben jetzt wieder vorzügliche Beförderung durch die Errichtung mehrerer Schulen. — Vergl. Couſin, „Über den Zuſtand des öffentlichen Unterrichts in Preußen“, überſetzt von Kröger (Berl. 1830—1833); „Beckedorf, „Jahrbücher des preußiſchen Volksſchulweſens“ (von 1825—1828); K. A. Menzel, „Die drei königl. preuß. Schulreglements“ (Bresl. 1833) und mehrere Zeitſchriften, z. B. von Dieſterweg, Harniſch u. A. — Die neueſte Erſcheinung im preußiſchen Volksſchulweſen war der Vorſchlag, die Nachmittagsſchulen gänzlich einzuſtellen; doch wurde derſelbe nach eingeholtem Gutachten der Gymnaſialdirectoren und der höheren Schulbeamten aufgegeben. Dagegen hat die Erfahrung, daß viele Jünglinge durch geſteigerten Privatfleiß frühzeitig ihre Geſundheit zerſtören, eine weiſe Beſchränkung der häuslichen Arbeiten herbeigeführt und gymnaſtiſche Übungen noch mehr empfohlen, für welche ſchon zu Magdeburg eine ausgezeichnete Anſtalt beſteht. Demnach werden auch in den oberen Claſſen der Gymnaſien einige für überflüſſig geachtete Lehrgegenſtände aufgehoben.

Im Jahre 1819 hatte Preußen 20080 Volksſchulen mit 21695 Lehrern und ſchon 1831 22612 Volksſchulen und 27749 Lehrer. — Auch in Baiern wurde ſchon ſeit 1806 das Volksſchulweſen zum Hauptaugenmerk der Staatsbehörde gemacht. So wurde dem Volksſchulweſen ein wichtiger Zuſchuß von faſt $\frac{1}{4}$ Mill. Fl. und jeder der drei Univerſitäten eine nicht geringe Erhöhung ihres Etats gegeben, und auch die Seminarien äußerlich begünſtigt; obgleich die verſchiedenen Elemente des Volkslebens, divergirende Anſichten, ſchwankende Principien bei mehreren Gelegenheiten eingewirkt haben. Ob namentlich durch die Wiederaufnahme der Klöſter und deren Wirkſamkeit für Jugenderziehung (zuletzt die weibliche Induſtrie-, Bewahr- und Erziehungsanſtalt im Frauenkloſter zu Oberſchönefeld) erſprießlich ſein wird, bleibt dahingeſtellt; für jetzt läßt wenigſtens die raſtloſe Thätigkeit eines Stephani, Graſer, Pöhlmann u. A. viel Gutes hoffen. (Vergl. Fr. Thierſch, „Geſchichte des baieriſchen Schulplans von 1829 und ſeine Reviſion von 1830", Stuttg. 1830). — Baden und Würtemberg ſind lange durch gute Anſtalten ausgezeichnet. Beſonders hat es ſich hier bewieſen, wie viel die Geiſtlichkeit, wenn ſie fleißig in den Schulen mitarbeitet, zur Blüthe des Volksſchulweſens beitragen kann. Die „Freimüthigen Jahrbücher der allgemeinen deutſchen Volksſchulen" geben eine genauere Darſtellung des Geiſtes und Weſens der Volksſchulen in Würtemberg, welche vorzüglich durch Zeller, Denzel und Weckherlin würdige Vertreter gefunden haben. In Baden wirkt beſonders von Heidelberg aus der Veteran aller deutſchen Pädagogen, der Kirchenrath Dr. Schwarz, als hochgefeierter Lehrer und Schriftſteller auf das geſammte Deutſchland ſegensreich ein, wie noch in der neueſten Zeit durch eine geiſtvolle Rede: „Über Nationalbildung" (Leipz. 1834). — Das Königreich Sachſen, ſchon zur Zeit der Reformation der Herd der heiligen Flamme der Wiſſenſchaft, nahm von früher Zeit an eine hohe Stelle ein durch ſeine Fürſtenſchulen, ſo wie durch zeitgemäße Schulordnungen und Verbeſſerungen im Volksſchulweſen. Vorzügliches verſprach die Gründung von Seminarien und Bürgerſchulen, in welchen vor Allen Dinter und J. F. A. Krug hochbegeiſtert wirkten. Deſſenungeachtet ſchien die Volksſchule nicht im Fortſchritt begriffen zu ſein, als man bei den neueſten Bewegungen der Zeit auch eine beſſere Stellung der Volksſchullehrer erſtrebte. Als Folge davon iſt es anzuſehen, daß das Volksſchulweſen von Neuem organiſirt wurde und nach dem neuen Schulgeſetze vom 6. Juni 1835 Commiſſionen zur Prüfung der Schullehrercandidaten niedergeſetzt wurden und Schulräthe das Wohl der Volksſchulen fördern. Auch ſind überhaupt ſeit 1828 eine Menge Anſtalten für alle Zweige des Unterrichts verbeſſert worden oder erſt entſtanden, welche dieſem Volke ſeinen alten Ruhm ſichern werden. (Vgl. Schulze, „Das Volksſchulweſen in den königlich ſächſiſchen Landen, von ſeiner mangelhafteſten und hülfsbedürftigſten Seite dargeſtellt", Leipz. 1833.) — Auch in Gotha, durch Löffler, Bretſchneider, in Weimar durch den geheimen Rath Schweitzer, Herder, Röhr, Schwabe (ſt. 1834) und Gräfe, ſo wie in Altenburg durch Demme und den kurzen Aufenthalt Großmann's iſt viel Gutes im Schulweſen durch allmählige Verbeſſerungen geſtiftet worden, wiewohl auch hier noch Manches feſter begründet werden muß. — In den übrigen kleinen deutſchen Fürſtenthümern iſt ein reges Streben für Verbeſſerung der Volksſchulen ebenfalls nicht zu verkennen. Coburg hat eine vorzügliche Gelehrtenſchule; Schwarzburg-Rudolſtadt zeichnet ſich durch eine neue treffliche Schuleinrichtung aus, welche ihm durch Zeh gegeben ward; Naſſau und Heſſen-Darmſtadt, letzteres vorzüglich durch Zimmermann (ſt. 1832), erndtet ſchon herrliche Früchte von den längſt eingeführten guten Schulinſtitutionen; eben ſo hat Churheſſen rühmliches Beſtreben gezeigt für den Flor der Schulen, den es mehr durch kräftige Organiſation von Seiten des Staats, als der Kirche zu beleben geſucht hat, nur mangelt es immer an den umſichtigſten Schulmännern in den Regierungscommiſſionen. — Braunſchweig und Hano-

ver konnten troß der Verbeſſerung der Gymnaſien und Einrichtung von Schullehrerſeminarien ſeit dem XVIII. Jahrh. nur langſam fortſchreiten; doch der Oberſchulrath Kohlrauſch in letzterem Staate organiſirte in der neueſten Zeit die Gelehrten- und die Volksſchulen beſſer und erregt allgemeine Hoffnungen. — In Öſtreich war, wie in allen katholiſchen Ländern, der Unterricht der Geiſtlichkeit und den Klöſtern (Piariſten, Urſulinerinnen, Benedictinern) überlaſſen, als unter Maria Thereſia und Joſeph II. Normal- oder Muſterſchulen errichtet wurden und man dem großen Mangel an brauchbaren Lehrern, welcher nach Aufhebung des Jeſuitenordens (1773) eintrat, in biſchöflichen Seminarien und auf Univerſitäten entgegenzuwirken ſuchte; und wenn das Volksſchulweſen auch jetzt nicht im raſchen Fortſchreiten begriffen iſt, ſo wird doch auch nicht von Fehlgriffen und Rückſchritten in demſelben berichtet. Die nur etwas zu militairiſchen Normalſchulen (beſonders von dem Abte Ignatius von Felbiger, und in Böhmen durch den Dechanten Ferd. Kindermann, mit dem Ehrennamen von Schulſtein, auf die Volks- und Induſtrieſchulen angewandt) wurden auch in den übrigen katholiſchen Staaten Deutſchlands, namentlich in Galizien, Ungarn, Toscana (durch Leopold), in den Städten Würzburg, Bamberg, Salzburg, Mainz (durch den Churfürſten Emmerich Joſeph) und Münſter (durch Freiherrn von Fürſtenberg) eingeführt. — Auch das Ausland erkennt der deutſchen Kraft im Schulweſen den Primat zu. Wie in Frankreich einſt Cuvier und Noël nach einer Reviſionsreiſe die holländiſchen Schulen als Muſter aufſtellten, ſo iſt 1831 durch daſſelbe Deutſchland und beſonders Preußen als ein nachahmungswürdiges Beiſpiel im Unterrichtsweſen anerkannt worden. Die Decrete unter Napoleon, die Verbeſſerung der Schulen betreffend, die polytechniſche Schule zu Paris, einige Militair-, Gewerbe- und Töchterſchulen, die Errichtung der kaiſerlichen Univerſität als Centralbehörde des Schulweſens, ſo wie die Secondär- (Bürger-) und Primär- (Dorf-) Schulen gingen um ſo mehr ſpurlos vorüber, als ſie nur in militairiſchem Charakter kriegeriſchen und ſtaatsökonomiſchen Zwecken dienen ſollten, nur die Mathematik und die Naturwiſſenſchaften begünſtigten und der Religionsunterricht durch den engherzigen Katechismus des Kaiſerreichs (von 1806) beſchränkt ward. Unter den Bourbons wurde die Normalſchule (école normale) für höhere Schulen durch den Miniſter Corbière 1822 aufgehoben und Normalſchulen (écoles normales partielles) vorgeſchlagen. Bei dieſen fruchtloſen Vorſchlägen blieb es von 1822—1826, als Frayſſinous die Vorbereitungsſchule (école préparatoire) gründete, und Vatismenil die école normale wieder ins Leben rufen wollte. Noch ſchlechter war nun das Volksſchulweſen beſtellt; es lag ganz darnieder. Im Jahre 1829 waren 5 Millionen Kinder ohne Unterricht, in Nordfrankreich hatten 4500 Gemeinden gar keine Schulen und in Südfrankreich 10000. Doch auch da, wo noch Schulen waren, wurde eine große Sittenverderbniß die Quelle unzähliger Verbrechen; denn der Einfluß der Jeſuiten und der Frères ignorantains vereitelte unter Karl X. die Bemühungen hellſehender Männer und des Miniſterium Martignac. Erſt unter Ludwig Philipp, der es erkannte, daß des Landes wahres Wohl nur auf ächter Volksbildung beruhe, betrat der gelehrte proteſtantiſche Unterrichtsminiſter Guizot den beſſeren Weg und ſuchte durch den eben ſo gelehrten als freiſinnigen Staatsrath und Pair von Frankreich, Couſin, ein beſſeres Volksſchulweſen auf franzöſiſchen Boden zu verpflanzen Im Jahre 1832 wurden wenigſtens ſchon 494108 Fr. zur äußern Ausſtattung von Schulen verwendet und die Normalſchulen waren von 13 bis zu 47 angewachſen, und im Ganzen 4055 Schulen und 231365 Zöglinge mehr als im Jahre 1829. (Vergl. W. Kruſe, „Vergleichende Betrachtungen über das franzöſiſche Schulweſen", 1832; Kröger, „Bericht des Herrn Couſin", 1832; Derſelbe, „Über das neue franzöſiſche Geſetz, das Unterrichtsweſen betreffend", Altona 1834; „Recueil de lois et reglemens concernant l'instruction publique",

Par. 8 Voll.) — Holland, das ſchon lange durch eine Menge berühmter Philologen und gelehrte Schulen claſſiſches Studium verbreitete, ſorgte nicht minder unter einer weiſen Regierung für allgemeine Volksbildung; im Jahre 1829 kamen ungefähr auf eine Volksmenge von 6 Millionen 653000 Schüler. Das Meiſte geſchah wohl durch die ſeit 1784 (durch J. Nieu-ven-Huyſen) vereinigte Geſellſchaft zur Förderung gemeinnütziger Zwecke, und ſpäter durch Männer, wie Vander-Ende, Palm, Prinzen ꝛc. Allein die Bewahr- oder Spielſchulen, welche hier ſchon vor 1770 und ſpäter namentlich zu Haag, Utrecht und Brüſſel (1828) erwähnt werden, verdanken beſonders ſeit 1827 ihre allgemeinere Wirkſamkeit dem weiſen und preiswürdigen Könige Wilhelm, der ſein Volk ſchon zu einer ſolchen Höhe erhoben hat, daß die gewichtige Stimme eines deutſchen Pädagogen die deutſchen Volksſchulen von dieſen faſt überflügelt nennt. Herrliche Früchte hat ſolches Streben bei dem ſittlich erſtarkten Volke ſchon getragen. Weſentlichen Nutzen ſtiftete auch ſeit 1825 die geſetzliche Übergabe aller Schulen an den Staat als letzte Inſtanz und ein treffliches Schullehrerſeminar zu Haarlem. — Auch das neue Königreich Belgien hat ähnliche Einrichtungen wie Holland, hat aber ſeit der Trennung von demſelben nichts Neues hinzugeſetzt, außer daß es alles Heil von dem Klerus erwartet. — In der Schweitz, der ſelbſt Deutſchland eine tiefere Auffaſſung und Begründung der Erziehungsidee verdankt, ſind die Männer Peſtalozzi (ſt. 1827), von Weſſenberg, Niederer, H. Zſchokke, Krüſi u. A. bedeutungsvolle Namen für die Geſchichte der Volksſchulenverbeſſerung, und wenn die kirchlichen und politiſchen Irrungen und Differenzen derſelben nicht hinderlich wären, ſo würden die trefflichen Schullehrerſeminarien, Schullehrerſchulen, Bewahranſtalten, die berühmten Inſtitute eines Fellenberg (zu Hofwyl und im Canton Glarus) u. A. Außerordentliches geleiſtet haben. — Italien, Spanien und Portugal ſind noch immer das unglückliche Trifolium, wo die Geiſtestyrannei der Jeſuiten und des Klerus die Sonne der Menſchenveredlung und Völkerbeglückung nicht leuchten läßt. Die kurze Blüthe Toscanas unter Leopold vernichtete die franzöſiſche Revolution und kein Staat Italiens iſt wieder in ſeine Fußtapfen getreten. Was auch für Spanien unter Karl III. Rühmliches für Gelehrten- und Volksſchulen durch mehrere Geſellſchaften, Klöſter und Privatinſtitute geſchah und zu welchen Hoffnungen uns auch die Zunahme der Elementarſchulen ſeit 1800, worin im Jahre 1831 368000 Knaben und 119000 Mädchen unterrichtet wurden, berechtigte, die neueſten Gährungen haben Alles vereitelt und der glücklichen Zeit für das Volksſchulweſen muß erſt die Gebut eines neuen Volkes vorhergehen. Auch in Portugal liegt das Schulweſen ganz, wenn auch im Jahre 1823 noch 870 Schulen erwähnt werden. — In England herrſcht unſägliches Elend, weil es an chriſtlicher Volkserziehung mangelt. Die Societätsſchulen, die Educationscommittee, die british and foreign school-society, die national school-society und Privatgeſellſchaften (institutions) konnten dem großen Sittenverderben (ſelbſt Kinder von 11 und 12 Jahren wurden zum Tode verurtheilt) nicht ſteuern. Aus der großen Schule des Lebens ſind zwar große Charaktere hervorgegangen, aber das arme Volk, an Leib und Seele verwahrloſt, drückt das Joch reicher Fabrikherren nieder. In der Hauptſtadt ſelbſt ſollen 150000 Kinder wild aufwachſen und manche Dörfer mit 2000 Einwohnern noch keine Schule haben. Darum freut ſich der Menſchenfreund, daß endlich von Staatswegen (ſeit 1833) für gute Volksſchulen geſorgt werden ſoll, welche die dort zahlreichen Behelfſchulen (von Bell und Lancaſter) entbehrlich machen werden, die ſeit den fruchtloſen Beſtrebungen eines Bacon und Comenius die einzige Hülfe geweſen ſind. Möchten endlich die Streitigkeiten der Diſſenters, der biſchöflichen Kirche und der Katholiken nicht wieder ſtörend einwirken und die rühmlichen Beſtrebungen des Lordkanzlers Brougham, Joſ. Wilſon's, Marquis von Lansdown's, Baring's, Bowring's, Wilberforce's, Owen's u. A. für Klein-

kinderſchulen (infant-schools) und von Rob. Raikes und dem Prediger Stock u. A. für Sonntagsſchulen eben ſo eifrige Förderer des Volksſchulweſens finden, zu deren Einrichtung und Verbeſſerung Lord Brougham einen Plan dem Unterhauſe übergab. — Auch in Schottland und Irland ſteht es mit dem Schulweſen nicht beſſer. Wenn auch in den 3500 Schulen Schottlands 176000 Kinder und in Irland (1820) in 8000 Schulen 400000 Kinder unterrichtet werden und außerdem eine Menge Sonntagsſchulen und Unterrichtsanſtalten einzelner Fabriken (die von Owen zu New-Lanark) thätig, den Katholiken öffentliche Schulen geſtattet ſind, eine Schulengeſellſchaft (durch Thaddäus Conellan) ſeit 1823 in Irland beſteht und der Unterricht in der Landesſprache freigegeben iſt, ſo iſt doch die Immoralität in dieſen Ländern auf das Höchſte geſtiegen. — Schweden hat ſeit des Kanzlers Oxenſtierna rühmlichem Eifer für Volksſchulen (z. B. durch Ratich und Comenius) erſt ſeit 1820 durch eine neue Schulordnung lebhaftes Intereſſe dafür erweckt. Schifffahrtsſchulen, Gymnaſien und beſonders ſeit 1829 an 1000 Behelfſchulen ſind ein Beweis, daß auch noch große Mängel die Vorzüge ſeiner Schulanſtalten verdunkeln und tüchtige Schulmänner (namentlich der Biſchof Tegnér) laſſen für dieſes kräftige Volk viel Gutes hoffen. — Auch in dem jetzt mit Schweden verbundenen Norwegen hat die Regierung vorzüglich ſeit 1827 ſich der Volkserziehung väterlich angenommen. Seminarien bilden tüchtige Lehrer, die Herren größerer Fabriken haben für den Unterricht der Kinder ihrer Arbeiter zu ſorgen und die Geiſtlichkeit führt ſtrenge Aufſicht über die 55 ſtädtiſchen Volksſchulen, 183 feſte und 1610 Wandelſchulen, ſo viel man im Jahre 1833 zählte. — In Dänemark, deſſen weiſe Regierung auch das S. in Island und ſeinen oſt- und weſtindiſchen Colonien trefflich fördert, ſtiftet ein wohlgeordnetes S. (beſonders ſeit 1814) ſchon lange den reichſten Segen. Militairſchulen, Seminarien (z. B. zu Kopenhagen, Kiel) und ſeit 1822—1829 an 2500 Behelfſchulen (hier verbeſſerte Lancaſterſchulen), mit denen Gymnaſtik verbunden iſt, verdienen eine rühmliche Auszeichnung. (Vergl. Zerrenner, „Über das Weſen und den Werth der wechſelſeitigen Schuleinrichtung“, Magdeb. 1832). — Was in Rußland Wladimir der Große ausſchließlich für Geiſtliche und Ariſtokratenſöhne gethan hatte, erweiterte Iwan Waſiljewitſch und reorganiſirte Peter der Große (vorzüglich für das Militair); aber erſt Alexander I. erwarb ſich das hohe Verdienſt, in das S. mehr Ordnung und Einheit zu bringen durch die Errichtung von Kreis- (Gymnaſien), Bezirks- (Bürger-) und Parochial- (Land-) Schulen. Auch die Lancaſterſchulen fanden dort eine günſtige Aufnahme. Doch das Meiſte geſchieht jetzt unter dem hochherzigen Nikolaus I., welcher mit großen Summen tüchtige Männer herbeizieht und frühere und neuerrichtete Anſtalten glänzend ausſtattet, um durch fortſchreitende Civiliſation dieſem Volke eine wohlverſtandene Freiheit und einen glücklichen Mittelſtand, den es bis jetzt ganz entbehrte, zu geben. Dieß bezweckt auch das pädagogiſche Centralinſtitut (ſeit 1829) zur Bildung der Lehrer. (Vergl. „Dorpater Jahrbücher“ vom Jahre 1833 ff.). — Daß auch in Polen eine vollſtändig organiſirte Schulverfaſſung vermißt wird, kann man aus dem politiſchen Treiben und der Zerriſſenheit dieſes Volkes nicht anders erwarten. Etwas Beſſeres darf man bald hoffen. — Auch das neugeborene griechiſche Volk ſieht unter dem milden und weiſen Könige Otto I. dem baldigen Erwachen eines beſſeren Volksgeiſtes durch ein allgemeines wohlgeordnetes S. entgegen. Nach den edlen Bemühungen des Lord Guilford und Miniſter Schkinner zählte man im Jahre 1828 ſchon 92 Schulen mit 2300 Schülern, unter denen ſelbſt Männer von 30 Jahren waren, und 1831 waren ſie ſchon zu 125 Schulen mit 10000 Schülern angewachſen und nehmen immer mehr zu. Außerdem ſind noch viele Privatlehranſtalten thätig. Die Elementarſchulen ſind meiſt nach der Methode des gegenſeitigen Unterrichts eingerichtet und noch ſehr mangelhaft. Vorzüglich fehlt es hier noch an guten Lehrern, welchem Mangel die

Normalſchule neben der Centralſchule zu Ägina begegnen ſoll. Doch die Vorfälle bei der letzteren verrathen auch überhaupt eine Einſeitigkeit des öffentlichen Unterrichts. — Aſien und Afrika ſtehen faſt auf einer und derſelben Stufe. In der Türkei ſorgt der Despotismus und Islamismus nur für den Unterricht von Interpreten des Koran und Staatsdienern; in Ägypten außer einigen Volksſchulen, den chriſtlich-koptiſchen, und einer ſeit 1820 errichteten gelehrten Schule zu Bulak hofft man Verbeſſerung durch mehrere Zöglinge, welche in Paris gebildet werden; eben ſo wird auch in einigen Schulen in Abyſſinien das Volk nur zur äußeren Haltung bei einigen Gebeten, die ſie auswendig lernen, abgerichtet. Japan und China hatten vielleicht viel früher, als in allen übrigen Theilen der Erde, auf Staatskoſten unterhaltene Schulen, aber ſie trugen zur freien geiſtigen Bildung der Nation nichts bei und waren nur für die Vornehmeren beſſer eingerichtet und berechnet. Es gibt niedere Schulen, Volksſchulen und Adels- oder Gelehrtenſchulen in China und ſeit einigen Jahrhunderten iſt der Einfluß der Europäer auf ihr erſtarrtes geiſtiges Leben größer geworden. Nur Oſtindien zeichnet ſich vor allen dieſen Staaten aus durch den großen Eifer der Miſſionaire und einige Seminarien der Hindus und mehrere weibliche Unterrichtsanſtalten. Auch die Dänen haben dort die Behelfſchulen eingeführt. — In Amerika hat ſich das Miſſionswerk mit großem Segen für die Schulen verbreitet, um ſo mehr da ſich das Volksleben dort freier entwickelt. Eben ſo wie ſich der Staat in die Angelegenheiten der verſchiedenen Glaubensparteien nicht miſcht, wiewohl er die Kirche kräftig ſchützt und begünſtigt, ſo iſt doch die fördernde Sorgfalt deſſelben für die Erziehungsanſtalten ein Glanzpunkt in den Inſtituten der amerikaniſchen Staaten. Dieſe werden geſetzlich durch gemeinſchaftliche Beiträge, die Einzelnen mögen Familienväter ſein oder nicht, unterhalten und man bringt in manchen Staaten noch größere Opfer, als das Geſetz fordert, und in den föderirten werden von der Regierung beträchtliche Ländereien zum Schulfonds geſchlagen. Es herrſcht überhaupt ein allgemeines und lebhaftes Intereſſe für Volkserziehung, ſo daß es nicht zu den Seltenheiten gehört, wenn ſich Männer aus der niedrigſten Armuth und Dunkelheit zu den höchſten Ehrenſtellen erheben. Auch die Erziehung des weiblichen Geſchlechts wird nicht verſäumt, wiewohl man die niederen Stände weniger berückſichtigt und die höheren in beſonderen Inſtituten den Anſtrich einer faſt zu gelehrten Bildung erhalten. Außerdem ſind noch für die höheren Studien Akademien und Collegien eröffnet, welche freilich den Volksſchulen quantitativ und qualitativ bei Weitem nachſtehen. Doch findet unter den einzelnen Staaten ein großer Unterſchied im Schulweſen ſtatt, namentlich hat Nordamerika, wo Corwell und Dwight in Schriften kräftig auftraten, einen großen Vorſprung vor Südamerika. — Aus der reichhaltigen pädagogiſchen Literatur mögen hier noch zum Schluſſe die vorzüglichſten Schriften, das Volksſchulweſen betreffend, ſtehen: H. A. Niemeyer, „Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts" (8. Aufl. 1827); F. G. Chr. Schwarz, „Erziehungslehre" (Leipz. 3 Bde. 4 Abtheil. 2. Aufl. 1829); Derſelbe, „Die Schulen, die verſchiedenen Arten derſelben, ihre inneren und äußeren Verhältniſſe und ihre Beſtimmung im Entwickelungsgange der Menſchheit" (Leipz. 1832); Fr. Cramer, „Geſchichte der Erziehung und des Unterrichts im Alterhume" (Elberfeld 1832. 1. B.); Wilh. Harniſch, „Handbuch für das deutſche Volksſchulweſen, den Vorſtehern, Aufſehern, Lehrern bei den Volksſchulen gewidmet" (Berl. 1829. 2. Aufl.); A. Hartung, „Lehrbuch für die Volksſchulen" (1831); Derſelbe, „Das deutſche Volkserziehungsbuch oder theoretiſch-praktiſches Handbuch ꝛc." (Quedlinb. 1831); B. G. Denzel, „Die Volksſchule" (Eßlingen 1817); Derſelbe, „Einleitung in die Elementarſchulkunde und Schulpraxis für Lehrer in deutſchen Elementarſchulen" (Stuttg. 1817—1828. 3 Thle. 3. Aufl.); C. Chr. G. Zerrenner, „Grundſätze der Schulerziehung, Schulkunde und der Unterrichtswiſſenſchaft" (Magdeb.

1827); Graſer, „Die Elementarſchule" (2 Th. 1827); Hänhart, „Lehrbuch der Volksſchulkunde (1827); Overberg, „Sämmtliche Schriften für Schulen" (1829); J. Chr. W. Kühnau, „Über die Erforderniſſe einer Schule, wenn ſie eine wahre Elementarſchule ſein ſoll" (1811); Fr. A. Hoffmann, „Weſen und Wirken der Elementarſchule" (Hamb. 1828); M. A. Ries, „Das Elementarſchulweſen und die Volksbildung als Angelegenheit aller Stände (1832); Stephani, „Nachweiſung, wie unſere bisherige unvernünftige und zum Theil barbariſche Schulzucht ꝛc." (1827); J. H. Campe, „Allgemeine Reviſion des geſammten Schul- und Erziehungsweſens ꝛc." (Deſſau 1785—1791); Natorp, „Kleine Schulbibliothek" (N. A. 1820); Gräfe, „Jahrbüchlein der deutſchen pädagog. Literatur"(1826); „Freimüthige Jahrbücher für die deutſchen Volksſchulen"; Ch. G. Zerrenner, „Deutſcher Schulfreund" (Erf. u. Berl. v. 1791—1818. 56 Bde.). 84.

Schulz (Johann Abram Peter), ein verdienſtvoller deutſcher Componiſt und Theoretiker, geboren 1747 zu Lüneburg, ging wieder den Willen ſeiner Eltern nach Berlin zu Kirnberger, unter deſſen Leitung er treffliche muſikaliſche Studien machte, bereiſte dann ſeit 1768 Frankreich und Italien und hielt ſich nach ſeiner Rückkehr ſeit 1773 wieder zu Berlin auf theils mit Componiren, theils mit Bearbeitung von Artikeln für Sulzer's „Theorie" beſchäftigt. Im Jahre 1780 ward er vom Prinzen Heinrich als Kapellmeiſter nach Rheinsberg berufen und 1787 folgte er einem Rufe als Kapellmeiſter nach Kopenhagen. Von hier aus zog er ſich nach mehrjähriger Amtsführung nach Schwedt zurück und ſtarb hier im Jahre 1800. Außer einigen höchſt gelungenen Opern (z. B. „Aline") und mehreren anderen Geſangsſachen, Chören ꝛc. ſind beſonders ſeine Arien und Lieder mit verdientem Beifalle aufgenommen worden und manche derſelben wie „Am Rhein, am Rhein ꝛc." in den Mund des Volks übergegangen. Zu bemerken ſind vorzüglich noch ſeine „Geſänge am Clavier"; „Uz's lyriſche Gedichte religiöſen Inhalts"; „Religiöſe Oden und Lieder" und „Lieder im Volkston". 36.

Schulz (Joachim Chriſtoph Friedrich), ein rühmlich bekannter deutſcher Romanſchriftſteller, wurde 1762 zu Magdeburg geboren, erhielt durch ſeinen Vater eine ſehr claſſiſche Erziehung, beſuchte nach zurückgelegten Schuljahren die Univerſität Halle, wo er ſich beſonders durch den Unterricht in der franzöſiſchen Sprache, in der er ausgezeichnete Fertigkeit beſaß, ſeinen Unterhalt erwarb, verließ aber ſchon nach anderthalb Jahren die Univerſität und begab ſich 1780 nach Dresden, um hier Schauſpieler zu werden. Als ihm aber dieß nicht gelang, beſchäftigte er ſich mit literariſchen Arbeiten und gab ſeinen „Karl Treumann und Wilhelmine Roſenfeld" (Leipz. 1785), den „Ferdinand von Löwenhain" (Leipz. 1781. 2 Bde.), den „Fritz oder die Geſchichte eines Belletriſten" (Altenb. 1783. 2 Bde.) und einige andere Schriften heraus. Hierauf lebte er als Privatgelehrter abwechſelnd in Wien, Berlin und Weimar und ſchrieb, nachdem er einige Jahre in Paris zugebracht hatte, die „Geſchichte der großen Revolution in Frankreich" (Berl. 1790), ein treues und unparteiiſches Gemälde jener Zeit und „Paris und die Pariſer" (Berl. 1790. 1. Bd.); auch fanden die beiden Kinderromane „Moritz" (Weimar 1792. 3. Aufl.) und „Leopoldine" (Leipz. 1791) eine ſehr günſtige Aufnahme. Nachdem er 1791 vom Herzoge von Weimar den Titel eines Raths erhalten hatte, folgte er noch in demſelben Jahre einem Rufe als Profeſſor der Geſchichte an das Gymnaſium zu Mitau und wohnte 1791 als Abgeordneter des Bürgerſtandes von Kurland dem Reichstage zu Warſchau bei, wo er ſehr kräftig als Vertreter jenes Standes auftrat, ſich aber dadurch den Adel zum Feinde machte. Nachdem er ſeine Beobachtungen während des Aufenthalts in Polen unter dem Titel: „Reiſe eines Liefländers durch Polen" (Berl. 1797) bekannt gemacht hatte, unternahm er 1793 eine Reiſe nach Italien, kehrte im folgenden Jahre nach Deutſchland zurück, hielt ſich hierauf bald in Wien und Berlin, bald in Jena und

Weimar auf, ging 1795 wieder nach Mitau und ſtarb daſelbſt im October 1798 in Geiſteszerrüttung. Als Romanſchriftſteller zeichnet ſich S. durch angenehme und leichte Darſtellung, treue Charakterzeichnung und lebhafte Phantaſie aus. Vergl. „Kleine proſaiſche Schriften" (Berl. 1788. 5 Bde.) und die „Kleinen Romane" (Leipz. 1788). 81.

Schulz (David), einer der ausgezeichnetſten gelehrten Theologen unſerer Zeit, wurde am 29. Nov. 1779 zu Pürben, einem Dorfe bei Freiſtadt in Niederſchleſien, von unbemittelten Eltern geboren, welcher Umſtand bewirkte, daß er erſt in ſeinem 22. Lebensjahre, wo er zuerſt das Griechiſche zu erlernen begann, ſeinen Lieblingswunſch, zu ſtudiren, ausführen konnte. Durch den angeſtrengteſten Fleiß brachte er es dahin, daß er, nachdem er zwei Jahre lang das Eliſabethsgymnaſium zu Breslau beſucht hatte, zu Oſtern 1803 die Univerſität Halle beziehen konnte. Nach dreijährigem Studium habilitirte er ſich 1806 als Docent in der philoſophiſchen Facultät und nach Aufhebung der Univerſität 1807 in Leipzig, kehrte aber ſchon 1808 nach Wiederherſtellung der Univerſität nach Halle zurück, ward 1809 außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie und Theologie, nahm aber noch in demſelben Jahre einen Ruf nach Frankfurt an der Oder an Steinbart's Stelle an und ward zugleich mit der frankfurter Univerſität im Herbſte 1811 nach Breslau verſetzt und 1819 Mitglied des königlichen Conſiſtorium für Schleſien. — Der Gang ſeiner Bildung brachte es mit ſich, daß S. namentlich der exegetiſchen Theologie ſeine Thätigkeit zuwandte, und hierin hat er Ausgezeichnetes geleiſtet. Von ſeinen Schriften nennen wir: „De codice IV Evangg. biblioth. Rhediger. etc." (Vratisl. 1814); „Der Brief an die Hebräer. Einleitung, Überſetzung und Anmerkungen" (Bresl. 1818); „Über die Parabel vom Verwalter" (Ebend. 1821); „De codice Cantabrigiensi" (Vratisl. 1827); „Die chriſtliche Lehre vom heiligen Abendmahle, nach dem Grundtexte des N. T." (Leipz. 1824. 2. Aufl. 1831); „Die chriſtliche Lehre vom Glauben. Mit einer Beilage über die ſogenannte Erbſünde; eine bibliſche Entwickelung" (Leipz. 1834). In den neueren theologiſchen Streitigkeiten trat S. zu wiederholten Malen als ſcharfſinniger und freimüthiger Vertheidiger einer vernunftgemäßen Auffaſſung des Chriſtenthums und der Denk- und Lehrfreiheit auf. So gegen Scheibel („Unfug an heiliger Stätte oder Entlarvung Scheibel's" 1823), gegen Steffens („Urkundliche Darlegung meiner Streitſache mit Herrn H. Steffens," Bresl. 1823); bei Gelegenheit des Streites über die neue preußiſche Agende („Vollgültige Stimmen gegen die evangeliſchen Theologen und Juriſten, welche weltliche Fürſten wider Willen zu Päpſten machen oder es ſelbſt werden wollen," Leipz. 1826); auf Veranlaſſung der von der „Evangeliſchen Kirchenzeitung" geforderten Beſchränkung der Lehrfreiheit („Über theologiſche Lehrfreiheit auf den evangeliſchen Univerſitäten und deren Beſchränkung durch ſymboliſche Bücher" von Dr. Dan. von Cölln und Dr. Dav. Schulz. 2. A. Bresl. 1830); endlich gegen Schleiermacher („Zwei Antwortſchreiben an Herrn Dr. Schleiermacher," Leipz. 1831). Für die Vereinigung beider proteſtantiſchen Kirchen erklärte er ſich in: „De vera et optabili ecclesiarum reconciliatione" (Vratisl. 1830). Außerdem hat S. mehrere ausgezeichnete Recenſionen und Abhandlungen in verſchiedene theologiſche Zeitſchriften geliefert. 63.

Schulz (Friedrich Eduard). Dieſer in der Blüthe ſeines Lebens und im Dienſte der Wiſſenſchaft gefallene hoffnungsvolle Gelehrte wurde den 12. Juli 1799 zu Darmſtadt geboren. Vorbereitet auf dem Gymnaſium zu Gießen bezog er 1815 die dortige Univerſität, um Theologie zu ſtudiren. Zu ſeiner weitern Ausbildung aber ging er 1818 nach Göttingen, kehrte jedoch im Herbſt 1819 nach Gießen zurück, ward hier 1820 Doctor der Philoſophie und 1822 außerordentlicher Profeſſor derſelben. Auch gab er in dieſem Jahre ſeine Schrift: „Selbſtſtän-

digkeit und Abhängigkeit der Philoſophie und Theologie in ihrem gegenſeitigen Verhältniſſe betrachtet" (Gieß. 1822) heraus. Allein die Sehnſucht, die Welt des Orients, namentlich die verſchiedenen Religionsſecten deſſelben, aus eigener Anſchauung kennen zu lernen und die orientaliſchen Quellen zu durchforſchen, trieb ihn noch 1822 nach Paris, wo er ſich mit ſolchem Eifer auf die orientaliſchen Sprachen warf, daß er bald die dortigen Handſchriften leicht benutzen konnte und von der aſiatiſchen Geſellſchaft zum Mitgliede ernannt ward. Mehrere von ihm im „Journal asiatique" niedergelegte Abhandlungen erregten die Aufmerkſamkeit der berühmteſten Gelehrten, wie Alex. von Humboldt's und Sylv. de Sacy's, ſo daß die franzöſiſche Regierung nicht anſtand, ihn, den Ausländer, zu einer Reiſe in den Orient wahrhaft königlich zu unterſtützen. Der Zweck derſelben war aber namentlich, wiſſenſchaftliche Nachforſchungen in Perſien zu veranſtalteten und die Alterthümer des Landes zu unterſuchen. Und in der That ſchien Niemand zu ſolchem Unternehmen befähigter als S. Ein Mann von großer perſönlicher Stärke, ungemeinem Muthe und dem liebenswürdigſten Charakter war er zugleich ausgerüſtet mit einer feinen Beobachtungsgabe und den vielſeitigſten Kenntniſſen, nicht nur in ſprachlicher, ſondern auch in naturwiſſenſchaftlicher, ſelbſt anatomiſcher Hinſicht. So fuhr S. im Auguſt 1826 von Toulon nach Conſtantinopel und kam, nachdem er hier, durch den perſiſch-ruſſiſchen Krieg genöthigt, den Winter zugebracht hatte, im Jun. 1827 in Erzerum an. Sein Vorhaben aber, von hier nach Tauris zu gehen, wurde abermals durch den Krieg verhindert und ſo mußte er wieder zu Lande nach Conſtantinopel zurückkehren. Im Mai 1828 von da wieder abgeſegelt erreichte er endlich im Anfange des Jahres 1829 Tauris, wo er 8 Monate blieb, um ſich von einer Krankheit zu erholen. Im December deſſelben Jahres verließ er Perſien, um ſich nach Albagh, einem wenig bekannten Gebirgsdiſtricte von Kurdiſtan, zu begeben, deſſen herrſchende Bevölkerung aus muhammedaniſchen Kurden von der Secte der Sunni beſteht, unter denen ſich aber bedeutende Colonien neſtorianiſcher Chriſten niedergelaſſen haben, welche von einem Biſchofe (Malek genannt) aus ihrer Mitte in geiſtlicher und weltlicher Beziehung regiert werden. Mit dieſer intereſſanten Colonie begann S. ſeine Unterſuchungen. Aber obgleich mit einem Geleitsbriefe vom Kronprinzen Abbas Mirza verſehen und von dem kurdiſchen Fürſten anſcheinlich mit vieler Freundlichkeit und Gaſtfreundſchaft empfangen, ward er doch von deſſen ihm begleitender Eskorte an einen abgelegenen Ort, unter dem Vorwande, ihm intereſſante Reſte von Alterthümern zu zeigen, gelockt und nebſt ſeinen Begleitern ermordet. Der Chan jedoch läugnete die That, erklärte, daß S. von Räubern ermordet worden ſei, und ſchickte die Effecten des Unglücklichen zurück. Auf Verlangen des Grafen Guilleminot ſchickte die engliſche Geſandtſchaft S.'s Effecten und Papiere an die franzöſiſche Geſandtſchaft in Conſtantinopel, von wo ſie im Jahre 1834 mit dem vollſtändigen Tagebuche des Reiſenden in Paris ankamen. Sie beſtehen beſonders in 43 Inſchriften in Keilſchrift, die er in Wan und in der Umgegend abgeſchrieben hatte, einer Abhandlung darüber, einem Kataloge der hiſtoriſchen Werke, welche 32 öffentliche Bibliotheken in Conſtantinopel enthalten. Einige Briefe und ein Theil einer Überſetzung aus Ibn Chaldun's Geſchichte der Berbern ſind im Journale der aſiatiſchen Geſellſchaft in Paris erſchienen. 63.

Schulze (Johann Heinrich), einer der gelehrteſten Ärzte Deutſchlands, ward am 12. Mai 1687 zu Calbitz im Magdeburg'ſchen geboren. Schon früh beſchäftigte er ſich mit der griechiſchen und arabiſchen Sprache, von denen er eine tiefe Kenntniß erlangte. Hierauf begab er ſich nach Halle, um Medicin zu ſtudiren; wobei er ſich durch ſeinen Fleiß die Gunſt des berühmten Hoffmann dermaßen erwarb, daß er ihn zu ſich in ſeine Wohnung nahm. 1717 wurde S. Doctor der Medicin und erhielt nach 3 Jahren die Profeſſur der Anatomie in Altorf, mit der

er ſpäter die Profeſſur der griechiſchen und ein Jahr darauf die der arabiſchen Sprache verband. 1732 ging er nach Halle zurück als Profeſſor der Medicin, der Beredſamkeit und der alten Sprachen. Die vielen Arbeiten, die ihm dieſe Lehrſtellen verurſachten, zerſtörten indeſſen ſeine Geſundheit ſo, daß er ſchon am 10. Oct. 1744 ſtarb. Sein früher Tod verhinderte ihn an der Herausgabe mehrerer Werke; indeſſen bezeugen ſeine hinterlaſſenen Schriften hinreichend ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe, die er außer der Medicin in der Numismatik, den orientaliſchen Sprachen und den Antiquitäten beſaß. Seine bewährteſte, leider unvollendet gebliebene Schrift iſt: „Historia medicinae a rerum initio ad annum Romae 535 deducta“ (Lips. 1728 et Hal. 1741). Außer derſelben hat er viele, darunter ſehr geſchätzte, Diſſertationen hinterlaſſen. 39.

Schulze (Gottlob Ernſt), neuerer ſkeptiſcher Philoſoph, geb. zu Heldrungen in Thüringen den 23. Aug. 1761, ward in Wittenberg Doctor der Philoſophie, Magister legens und Adjunct der philoſophiſchen Facultät, zugleich auch Diakonus an der Schloßkirche daſelbſt, 1788 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie zu Helmſtädt, 1796 braunſchweigiſcher Hofrath, endlich 1810 nach Göttingen verſetzt. In ſeinen erſten Schriften zeigte er noch nicht eigentlich ſelbſtſtändigen Geiſt, ſondern ſchloß ſich dem geſchichtlich Gegebenen an. Als aber Kant's Lehre anfing Epoche zu machen und beſonders Reinhold als Verfechter derſelben auftrat, da bildete S. plötzlich eine heftige Oppoſition gegen dieſelbe, indem er in ſeinem „Aeneſidemus“ (der zuerſt anonym erſchien, 1792. 8.) der Vorſtellungstheorie Reinhold's einen Skepticismus oder Antidogmatismus entgegenſtellte, den er auch in mehreren folgenden Schriften behauptete. Auch er wollte eine auf Selbſterkenntniß gegründete Bewußtſeinslehre aufſtellen und das eingebildete Wiſſen der Vernunft durch Nachweiſung ihrer natürlichen Grenzen vernichten. Innerhalb dieſer vermag nach ihm die Vernunft nur die Beſtandtheile und Geſetze ihrer Erkenntniß zu erforſchen; über ſie hinaus liegt die Frage nach dem Urſprunge derſelben. Auch dieſe Anſicht beſchränkte er weiter dahin, daß wir zwar die Übereinſtimmung unſerer Erkenntniß mit dem Objecte, alſo ihre Realität, nicht nachzuweiſen vermögen, aber doch das ſubjectiv Allgemeingültige von dem nur individuell Gültigen zu unterſcheiden vermögen. Später verſuchte er eine Unterſuchung des Urſprungs, der Wahrheit, Bildſamkeit und Eingeſchränktheit der menſchlichen Erkenntniſſe, und näherte ſich dabei immer mehr Jacobi durch die Annahme einer vom Verſtande unabhängigen Vernunft, als der Quelle aller höhern Erkenntniß. Er nimmt vier Haupttheile der Philoſophie zur Aufklärung von eben ſo viel Gefühlen an, nämlich für das religiöſe Gefühl die theoretiſche Philoſophie oder Metaphyſik, für das moraliſche die praktiſche Philoſophie (unter ſich als beſondere Theile die Ethik, Politik und Völkermoral befaſſend, kein Naturrecht); für das intellectuelle die Logik (im Sinne der Alten), für das Schönheitsgefühl die Äſthetik. Die formale Logik und die empiriſche Pſychologie gelten ihm für Vorbereitungswiſſenſchaften. Hierher gehört ſeine „Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften“ (Götting. 1814. 8. 3. Aufl. 1824). — Außerdem ſind erſchienen: „Grundſätze der allgemeinen Logik“ (Helmſt. 1802. 8. 4. Aufl. 1822); „Leitfaden der Entwickelung der philoſophiſchen Principien des bürgerlichen und des peinlichen Rechts“ (Götting. 1813. 8.); „Pſychiſche Anthropologie“ (Ebend. 1816. 8. 3. Aufl. 1826); „Philoſophiſche Tugendlehre“ (Ebend. 1817. 8.); eine ironiſche Streitſchrift gegen Schelling: „Aphorismen über das Abſolute“ (in Bouterwek's „Neuem Magazin der Philoſophie“, Bd. 1. Hft. 2. Nr. 4. 1803); „Über die menſchliche Erkenntniß“ (Götting. 1832. 8.). 80.

Schulze (Friedrich Auguſt), als Romanſchriftſteller unter dem Namen Friedrich Laun bekannt, ein gewandter und fruchtbarer Erzähler, wurde 1770 in Dresden geboren, ſah ſich aber aus Armuth genöthigt, die begonnene wiſſen-

ſchaftliche Bildung aufzugeben und eine Stelle bei der Kanzlei des geheimen Finanzcollegium anzunehmen. Da er jedoch unterdeß ſeine Studien nicht vernachläſſigt hatte, legte er 1797 ſeine Stelle nieder, beſuchte die Univerſität zu Leipzig, kehrte hierauf 1800 nach Dresden zurück und widmete ſich als Schriftſteller der Erzählung, ward darauf 1807 expedirender Secretair bei der Commerzdeputation in Dresden und erhielt 1820 den Titel eines Commiſſionsrathes. Außer einer großen Menge in Zeitſchriften und Taſchenbüchern erſchienener Romane und Erzählungen vereinigte er ſich mit A. Apel zur Herausgabe des „Geſpenſter- und Wunderbuchs“ (Leipz. 1810—1817. 6 Bde.) und machte auch eine Sammlung „Gedichte“ (Leipz. 1824. N. Aufl. 1828) bekannt. Seine Darſtellung iſt leicht und fließend, zuweilen aber etwas geſucht. 81.

Schulze (Ernſt Conrad Friedrich), einer der ausgezeichnetſten deutſchen Dichter, wurde am 22. März 1789 zu Celle, wo ſein Vater Bürgermeiſter war, geboren, zeigte als Knabe mehr Anlage als Neigung zu ernſten Beſchäftigungen und beſuchte 1806 die Univerſität Göttingen, wo er bald das Studium der Theologie mit dem der Philologie vertauſchte, darauf als Privatdocent Vorleſungen über alte Sprachen und ſchöne Literatur hielt und ein erzählendes Gedicht „Pſyche“ (Leipz. 1819) bekannt machte. Die bisher ſtets heitere Muſe des Dichters wurde jetzt durch den frühen Tod ſeiner Geliebten ganz dem Ernſten zugewandt und er beſchloß die von ihm mit Enthuſiasmus Verehrte in einem Gedichte zu beſingen, welches ihren Namen tragen und dadurch denſelben bei der Nachwelt verewigen ſollte. So entſtand binnen drei Jahren ſeine „Cäcilie“ (Leipz., neueſte Aufl. 1822. 2 Bde.), ein romantiſches Gedicht in zwanzig Geſängen, welches beſonders in dichteriſcher Schönheit der Schilderungen und des leichten, harmoniſchen Versbaues noch unübertroffen in der deutſchen Literatur daſteht. Unterdeß gab er auch eine Sammlung kleiner Gedichte heraus, nahm 1814 als Jäger im Grubenhagen'ſchen Bataillon an dem Kriege gegen Frankreich Antheil und kehrte alsdann nach Göttingen zurück. Während er ſich ſeit dem Sommer 1816 mit den Vorbereitungen zu einer Reiſe nach Italien beſchäftigte, unternahm er im Herbſte eine Fußreiſe durch die Rhein- und Maingegenden, von der er unwohler zurückkam, als er ſie begonnen hatte. Allein ungeachtet ſeiner großen Erſchöpfung ſchrieb er noch „Die bezauberte Roſe“ (5. Aufl. Leipz. 1832), ein romantiſches Gedicht in 3 Geſängen, für welches ihm der in der „Urania“ ausgeſetzte Preis zuerkannt wurde. Die Nachricht davon erhielt er kurz vor ſeinem Tode, welcher in Celle, wo er ſich ſeit dem Frühjahre 1817 aufhielt, am 26. Juni dieſes Jahres erfolgte. In ſeinen Werken hat S. das Höchſte geleiſtet, deſſen die deutſche Sprache in Bezug auf Wohlklang und Leichtigkeit des Versbaues, Zartheit der Empfindung, Kraft und Lebendigkeit der Darſtellung fähig iſt. Eine Geſammtausgabe ſeiner „Poetiſchen Werke“ nebſt der ausführlichen Biographie S.'s erſchien zu Leipzig (1822. 2. Aufl. 4 Bde.). 81.

Schumacher (Heinrich Chriſtian), bekannter Aſtronom, geb. zu Bramſtadt in Holſtein am 3. Sept. 1780, widmete ſich zu Kiel und Kopenhagen der Mathematik, ward 1810 außerordentlicher Profeſſor der Aſtronomie in Kopenhagen, 1813 Director der Sternwarte zu Manheim, 1815 aber als ordentlicher Profeſſor der Aſtronomie und Director der Sternwarte nach Kopenhagen zurückberufen und erhielt bald darauf den Titel eines wirklichen Staatsraths, worauf er 1816 die Vermeſſung des hamburger Gebiets, 1817 die genaue Ermittelung der geographiſchen Lage des däniſchen Staats nach Längen- und Breitengraden und 1821 die Direction der Aufnahme von Holſtein und Lauenburg übertragen erhielt. Jetzt ließ er ſich in Altona nieder, wo der König ihm eine Sternwarte erbauen ließ, deren Entfernung von der zu Greenwich S. 1824 beſtimmte. Seit dieſer Zeit hat er ſich auch als gründlichen Gelehrten und ſcharfſinnigen Beobachter bewährt durch ſeine „Aſtronomiſchen Hülfstafeln“ (1820—1829. 10 Bde.); „Berech-

nungen der Diſtanzen der vier Planeten Venus, Mars, Jupiter und Saturn vom Monde, nebſt Ephemeriden derſelben" (ſeit 1822 jährlich), wodurch er die Längenbeſtimmung zur See zu einer bedeutenden Vollkommenheit erhoben hat, und die „Aſtronomiſchen Nachrichten" (ſeit 1813), welche der allgemeine Sprachſaal der Aſtronomie in der neueſten Zeit geworden und als deren Anhang 3 Bände „Aſtronomiſche Abhandlungen" erſchienen ſind. Er genießt im höchſten Grade das Vertrauen ſeines Königs neben der Hochachtung der gelehrten Welt; auch iſt er Mitglied vieler gelehrten Akademien. 16.

Schuppius (Johann Balthaſar), berühmter Gelehrter, erhielt ſeine erſte Vorbildung auf dem Pädagogium in Gießen, wo er 1610 geboren worden war, und machte hier ſo außerordentliche Fortſchritte, daß er ſchon mit ſeinem 15. Jahre auf die Univerſität Marburg gehen konnte, um ſich den theologiſchen und philoſophiſchen Studien zu widmen. Von hier machte er in ſeinem 18. Jahre eine Reiſe durch das nördliche Deutſchland, Liefland, Litthauen und Polen, kam über Kopenhagen nach Greifswalde und begab ſich von da nach Roſtock, wo er nach erlangter Magiſterwürde Vorleſungen zu halten begann. Seine Wirkſamkeit wurde jedoch bald durch die ſchwediſche Belagerung der Stadt unterbrochen, welches ihn beſtimmte, ſich nach Marburg zurückzuwenden und daſelbſt als Privatdocent aufzutreten. Da ihn auch von hier nach einem kurzen Aufenthalte die 1632 ausgebrochene Peſt vertrieb, bereiſte er als Begleiter eines jungen heſſiſchen Edelmanns Holland und trat mit mehreren dortigen ausgezeichneten Gelehrten, wie Gerh. Joh. Voß, Cl. Salmaſius u. A., in freundſchaftliche Verbindung. Nach ſeiner Rückkehr erhielt er 1635 an der Univerſität Marburg den Lehrſtuhl der Geſchichte, wurde Doctor der Theologie und verwaltete das Predigeramt an der Eliſabethkirche. 1646 folgte er dem Rufe des Landgrafen Johann von Heſſen-Braubach als Hofprediger, Conſiſtorialrath und Inſpector der Kirchen und Schulen. In deſſen Auftrage wohnte er dem Friedensabſchluſſe in Münſter bei und hielt hier am 15. Oct. 1648 die Friedenspredigt. In Folge ſeines ausgebreiteten Rufs wurden ihm von Augsburg und Hamburg aus ehrenvolle Anträge gemacht; letzteren zog er vor und trat 1649 ſein Amt als Prediger an der St. Jakobskirche zu Hamburg an. Hier wirkte er in ſegensreicher Thätigkeit bis zu ſeinem Tode 1661, den leider die verdrießlichen Streitigkeiten mit ſeinen Amtsbrüdern, denen der freimüthige über die Vorurtheile ſeiner Zeit erhabene Mann wenig zuſagte, beſchleunigt hatten. — S.'s lateiniſche, meiſtens aus Reden beſtehende Schriften erſchienen vereinigt unter dem Titel: „Volumen orationum" (Marb. 1642. 4.), unter denen ſich manches Gelungene findet. Die hiſtoriſchen Schriften S.'s genügen den Anforderungen unſerer Zeit nur in geringem Maße. Von großem Intereſſe dagegen in mehrfacher Beziehung ſind ſeine kleineren deutſchen Schriften, die nach ſeinem Tode geſammelt herauskamen: J. B. Schuppii, „Lehrreiche Schriften ꝛc." (Hanau 1663. 8.; die 5. und letzte Aufl. Frankf. 1719. 8.). — Aufklärung und Belehrung ſeiner Zeit ſind das Ziel, worauf der Verfaſſer in dieſen Schriften hinarbeitet; dieß mit Erfolg zu thun, war Niemand geeigneter, als der durch Reiſen gebildete, an Erfahrungen jeder Art reiche und mit den verſchiedenſten Lagen des Lebens vertraute S. Achten müſſen wir die Freimüthigkeit, mit der er die Thorheiten des öffentlichen, die Verderbtheit des häuslichen Lebens zu rügen wagt; verehren den wahrhaft frommen Eifer, mit dem er Unglauben und Aberglauben zu bekämpfen und den Lehren eines geläuterten Chriſtenthums Eingang zu verſchaffen ſucht. S.'s Sprache iſt gedrängt, der Ton der Erzählung leicht und belebt durch treffenden, doch ungeſuchten Witz. — Vergl. über ſein Leben und ſeine Schriften Wachler's „Abhandlung in Ebert's Überlieferungen" (Bd. I. S. 140—168). 83.

Schurf, franz. croûte; engl. scratch, wird derjenige Aufwurf des Erd-

reichs genannt, welcher bis zum feſten Geſteine niedergebracht wird und die Abſicht hat, Lagerſtätten nutzbarer Mineralien zu entblößen. 76.

Schuß, franz. coup; engl. shoot, heißt das Forttreiben des Geſchoſſes mittelſt der Kraft des Pulvers, wenn ſich daſſelbe in einer wenig gekrümmten Bahn, und Wurf, wenn das Geſchoß ſich in einem höhern Bogen bewegt. Die Eintheilung und Benennung der Schüſſe und die Schußweite ſiehe unter dem Artikel „Kanonen." 61.

Schuſter (Joſeph), ein bekannter Componiſt, geb. 1748 zu Dresden, bildete ſich meiſt unter Naumann, mit dem er 1765 nach Italien ging und in verſchiedenen Städten mit Beifall auftrat. Auch nachdem er 1772 die Stelle eines churfürſtlichen Kirchen- und Kammercompoſiteurs erhalten hatte, machte er zu verſchiedenen Malen Reiſen nach Italien, unter andern nach Neapel, wo er eine Zeit lang als Kapellmeiſter angeſtellt war. 1787 ward er Kapellmeiſter zu Dresden. Er ſtarb 1812. Unter ſeinen durch Anmuth und Gründlichkeit ſich auszeichnenden Compoſitionen ſtehen die noch jetzt geſchätzten Kirchenſachen oben an; doch erhielten früher auch verſchiedene ſeiner Opern verdienten Beifall. 36.

Schuttery (ſpr. Schutterei) iſt der allgemeine Name für die Bürgerbewaffnung (Nationalgarde) in den Niederlanden und ſoll ihren Namen von ſchutten (ſchießen) erhalten haben, als im XIII. Jahrh., durch die Geſtattung des Rechts Waffen zu führen auch für die Bürger, ſich in den einzelnen Städten Schützengeſellſchaften bildeten, welche anfangs, wie in vielen deutſchen Städten noch, als beſondere Corporationen beſtanden, aber ſpäter wegen der beſtändigen Kriege der Republik in eine allgemeine Volksbewaffnung im Gegenſatze zum ſtehenden Heere übergingen, welche zur Zeit der Noth aufgeboten treffliche Dienſte leiſtete und auch in der neueſten Zeit im Kampfe gegen Belgien ihren alten Ruhm bewährt hat. 30.

Schutzgeiſt, ſ. Genius.

Schutzverwandte ſind ſolche Einwohner in den Städten, welche nicht das Bürgerrecht haben. Sie ſind von den Abgaben der Bürger frei und haben als Beitrag zu den allgemeinen Abgaben ein gewiſſes Schutzgeld zu entrichten, deſſen Beſtimmung von der Localität abhängt. Mehrentheils werden die Miethleute, welche nicht ein ſolches Gewerbe, wozu das Bürgerrecht erforderlich iſt, betreiben, zu den Schutzverwandten gerechnet. An manchen Orten ertheilt man auch Fremden, bis auf Widerruf, das Recht der Schutzverwandtſchaft. 17.

Schuwalow (Paul Andrejewitſch, Graf), kaiſerlich ruſſiſcher Generallieutenant, wurde im Jahre 1775 geboren. Seine militairiſche Laufbahn begann er unter Suwaroff und er zeichnete ſich bei der Erſtürmung Pragas aus. Unter Suwaroff machte er den italieniſchen Feldzug mit und wurde beim Übergange über den St. Gotthard am Knie verwundet. Im Jahre 1809 fiel er in Schweden ein, unternahm den kühnen Marſch über das Eis nach Schlefta, eroberte es, machte 8000 Schweden zu Gefangenen und erbeutete 120 Geſchütze. Der Kaiſer erhob ihn dieſerhalb zum Generallieutenant. In dem Feldzuge von 1812 commandirte er anfangs das 4. ruſſiſche Armeecorps, wurde aber ſpäter durch Krankheit gezwungen daſſelbe abzugeben. Im Jahre 1813 begleitete er den Kaiſer als Generaladjutant, ſchloß am 26. Juli deſſelben Jahres den Waffenſtillſtand von Neumark und unterhandelte ebenfalls im Februar 1814 zu Luſigny wegen eines Waffenſtillſtandes, der aber nicht angenommen wurde. Später begleitete er als Bevollmächtigter des Kaiſers Alexander die franzöſiſche Kaiſerin Marie Louiſe zu ihrem Vater und den Kaiſer Napoleon nach Frejus. Er ſtarb im Jahre 1823 in Petersburg plötzlich. 61.

Schuwalows iſt der Name eines frühern ruſſiſchen Geſchützes, welches nach ſeinem Erfinder, dem ruſſiſchen Oberſten Schuwalow, benannt worden iſt und im Laufe des 7jährigen Krieges Epoche machte. Die vornehmſten Geſchoſſe deſſelben

führten denſelben Namen und waren ihrer Natur nach Granaten. Außerdem wandte man noch Kartätſchen bei denſelben an. Die Abweichung von der Conſtruction der übrigen Geſchützarten beſtand hauptſächlich darin, daß die Seele des Rohres nicht cylindriſch gebohrt, ſondern der Querdurchſchnitt oval geformt war. Die Geſchoſſe waren natürlich analog conſtruirt und man beabſichtigte hauptſächlich dadurch eine ſichere Flugbahn zu erhalten, ſo wie den Streuungskegel der Kartätſchen mehr auf die Breite als auf die Höhe auszudehnen. Die Beſchaffenheit dieſer Geſchütze wurde ſo geheim gehalten, daß die Mündung derſelben beſtändig mit einem Schloſſe verwahrt wurde und die bedienenden Artilleriſten einen beſondern Eid leiſten mußten, dieſes Geheimniß zu bewahren. In der Schlacht von Zorndorf fiel endlich ein ſolcher Schuwalow in preußiſche Hände, das Geheimniß ward enthüllt, aber nicht des Nachahmens werth befunden. 61.

Schwab (Guſtav), ein ausgezeichneter deutſcher Dichter, wurde am 19. Juni 1792 zu Stuttgart, wo ſein Vater, der bekannte Gegner der kantiſchen Philoſophie, Johann Chriſtoph S., als Hof- und Oberſtudienrath lebte, geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und auf der Univerſität Tübingen, wo er vom Jahre 1809 — 1814 Philoſophie und Theologie ſtudirte, machte ſich als Dichter durch verſchiedene lyriſche Verſuche, welche in Kerner's „Poetiſchem Almanach für 1812" und in Uhland's „Deutſchem Dichterwald für 1813" erſchienen, vortheilhaft bekannt, unternahm dann eine Reiſe nach Norddeutſchland, hielt ſich längere Zeit in Berlin auf, wurde nach ſeiner Rückkehr 1815 als Repetent am theologiſchen Seminare zu Tübingen angeſtellt und nach zwei Jahren als Profeſſor der alten Literatur an das Gymnaſium nach Stuttgart berufen, wo er noch gegenwärtig lebt. S. hat ſich beſonders als Romanzendichter einen hohen Ruf erworben und ſeine Dichtungen in dieſem Fache zeichnen ſich durch Einfachheit, Kraft und Gediegenheit der Darſtellung vortheilhaft aus. Von ſeinen Gedichten erſchienen bis jetzt: „Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Chriſtoph's" (Stuttg. 1819); „Legende von den heiligen drei Königen" (Stuttg. 1822), zwölf Romanzen; „Wegweiſer über die ſchwäbiſche Alb" (Stuttg. 1823), ein ſchwäbiſcher Sagen- und Legendenkreis in Romanzen. Als gewandter lateiniſcher Dichter zeigte er ſich in der Überſetzung von Uhland's „Landtags- und Verfaſſungsliedern", welche er unter dem Titel: L. Uhlandi, „De constituenda republica carmina. Latinitate et metris Horatianis vestita Venusinae Musae amatoribus offert G. Schwab etc." (Stuttg. 1823) bekannt machte. Außerdem überſetzte er Lamartine's „Meditations poétiques" (Stuttg. 1826), ſo wie Barthelemy's „Napoleon in Ägypten" (Stuttg. 1829), machte die Schriften: „Der Bodenſee, ein Handbuch für Reiſende und Freunde der Natur, Geſchichte und Poeſie" (Ebend. 1827), ſo wie „Die Dichter des alten Griechenlands und Roms" (Ebend. 1835. 1. Bd.) und „Das Buch der ſchönſten Geſchichten und Sagen für Jung und Alt wiedererzählt" (Ebend. 1836 ff. bis jetzt 2 Bde.) bekannt und gab die „Werke Hauff's" (Ebend. 1830. 36 Bde.) und Wilh. Müller's „Vermiſchte Schriften" (Leipz. 1830. 5 Bde.) mit den Lebensbeſchreibungen ihrer Verfaſſer heraus, lieferte Dichtungen zu Dalp's „Ritterburgen der Schweiz" und übernahm 1828 einen Theil der Redaction des „Morgenblattes." — Sein älterer Bruder, Karl Heinrich von S., geb. zu Stuttgart den 20. März 1781, iſt jetzt königlicher würtembergiſcher wirklicher Geheimerath und Vorſtand des Juſtizminiſterium (ſeit 1831). 81.

Schwabacher Artikel, ſ. Glaubensbekenntniß.

Schwaben, lat. Suevia; franz. Souabe; engl. Suabia oder Swabia, in früherer Zeit eines der großen Herzogthümer Deutſchlands, ſpäter und bis zum Jahre 1806 ein Kreis des deutſchen Reichs, grenzte in letzterer Geſtalt an Baiern, Tyrol, die Schweitz, Elſaß, die Unterpfalz und Franken und umfaßte einen Flä-

chenraum von mehr als 600 □Meilen. Man theilte es (jedoch ohne politiſche Beziehung) in das öſtreichiſche und das kaiſerliche S. ein, indem man die innerhalb des Kreiſes liegenden öſtreichiſchen Beſitzungen von denen der übrigen reichsunmittelbaren Fürſten, Grafen, Herren und Städte unterſchied; auch ſprach man von einem Ober- und Niederſchwaben und verſtand unter jenem die am rechten, unter dieſem die am linken Ufer der Donau gelegenen Gebiete. Die Haupttheile Schwabens in der letzten Zeit des deutſchen Reichs waren Pfalzbaiern, Würtemberg, Baden, Öttingen, Fürſtenberg, Lichtenſtein, Hohenzollern, Thurn und Taxis, Fugger, Pappenheim, Montfort u. a., außerdem mehrere Biſthümer, Abteien und Reichsſtädte, von welchen letzteren aber im Jahre 1806 nur Augsburg noch reichsunmittelbar war. Bei der Auflöſung des deutſchen Reichs wurden die meiſten Beſitzungen mediatiſirt und jetzt ſind nur von dem ehemaligen ſchwäbiſchen Kreiſe Baden, Würtemberg, Baiern, Lichtenſtein und Hohenzollern ſouverain. Wimpfen iſt heſſiſch und Hohenems öſtreichiſch. 15.

Schwabenſpiegel (jus provinciale alemannicum; speculum suevicum) heißt eine dem Sachſenſpiegel ähnliche und nachgebildete Geſetzſammlung des Mittelalters, welche das alte ſchwäbiſche Land- und Lehnrecht enthält und vorzüglich in Franken, Schwaben, Baiern, Öſtreich und Lothringen zum Theil noch bis in das XVII. Jahrh. herab gültig war. Wer der Verfaſſer deſſelben ſei, iſt unermittelt geblieben (Einige geben, obwohl ohne hinlängliche Beweiſe, den Grafen Berthold von Grimmenſtein an), eben ſo das Jahr ſeiner Abfaſſung; doch nimmt man aus guten Gründen an, daß daſſelbe zwiſchen 1270 und 1285 falle. Offenbar hat der S. bei Weitem nicht den innern Werth des Sachſenſpiegels, dem er mit Ausnahme mancher juſtinianeiſchen Verordnungen und häufiger, aber ſelten paſſend angebrachter Bibelſtellen die meiſten ſeiner Beſtimmungen entlehnt hat. Die beſten Ausgaben ſind die von J. A. von Berger (Leipz. 1726) und Senkenberg in deſſen „Corp. jur. feud. Germ." (Gießen 1740). — Vergl. Eichhorn's „Deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte" (3. Ausg. Th. 2. S. 231 ff.). 1.

Schwabenſtreich nennt man im gemeinen Leben häufig eine lächerliche oder von Einfalt und Dummheit zeugende Handlung; warum? möchte nicht wohl nachzuweiſen ſein, wenn man nicht annimmt, daß dieſer Ausdruck ſeit dem unüberlegten und unglücklichen, vorzugsweiſe mit ſchwäbiſchen Truppen geführten Kriege des Kaiſers Albrecht I. gegen Friedrich den Gebiſſenen, oder vielleicht auch ſeit den nicht minder erfolgloſen Kämpfen Maximilian's I. gegen die Schweizer im Munde des Volks ſpottweiſe gebräuchlich geworden ſei. Ob übrigens dieſer Ausdruck mit einer andern häufig gehörten, aber höchſt ungerechten Redensart in Bezug auf die Schwaben gemeinſamen Urſprung habe, mag der Geringfügigkeit des Gegenſtandes wegen ununterſucht bleiben. 1.

Schwaden, franz. moufette; engl. steam, werden ſchädliche, der Geſundheit und dem Leben gefährliche Gasarten genannt, die ſich frei in der Natur entwickeln (Miasma). Man trifft dieſelben in verſchloſſenen Orten von beſonderer Dichtigkeit, vorzüglich in Schachten, wo ſie ſich wegen des in ihnen enthaltenen Stickſtoffes leicht am Lichte entzünden. 76.

Schwäbiſche Dichter, ſ. Minneſänger.

Schwäbiſcher Bund hieß die Vereinigung der ſchwäbiſchen Stände zur Aufrechthaltung des Landfriedens (ſ. d. Art.), welche 1488 zu Eßlingen geſchloſſen wurde. Er entſtand durch die Vereinigung der im Anfange des XV. Jahrh. geſchloſſenen 1431 vom Kaiſer beſtätigten St. Georgenſchildgeſellſchaft (von den Wappen genannt), beſtehend aus den Prälaten und Herren des ſchwäbiſchen Kreiſes, mit den ſchwäbiſchen Städten auf 8 Jahre und erhielt vom Kaiſer Friedrich III. Sanction; durch den Beitritt des Churfürſten von Mainz, des Biſchofs von Augsburg, der Herzöge von Würtemberg, der Markgrafen von Brandenburg und

des Bundes der Löwenritter ward der Bund ſehr mächtig, theilte ſich in 4 Bezirke mit je einem Hauptmanne und Bundesrathe, hatte 2 Oberhauptleute und einen allgemeinen Bundesrath, welcher die Auſträgalobrigkeit bildete, und ſtellte eine bewaffnete Macht von 9000 Mann Fußvolk und 1250 Mann Reiterei auf. Er ward darauf in kurzen Zwiſchenräumen immer wieder erneuert und zeigte ſich kräftig gegen die Landfriedensſtörer durch Zerſtörung vieler Burgen, löſte ſich aber dem ſchmalkaldiſchen Bunde gegenüber auf, da die religiöſen Meinungen ihn ſelbſt in zwei Theile zerſpalteten. 37.

Schwäche, lat. imbecillitas; franz. faiblesse; engl. weackness, iſt überhaupt jedes Unvermögen, eine Folge der Ermattung. Sauvages hat daraus eine Krankheitsgattung unter dem ſchon von Galen gebrauchten Namen Aſthenie für die körperliche S. gebildet und dieſe wieder in ſo viel Arten unterſchieden, als es ſchwächende Urſachen gibt. Jedoch ſtehen ſie vorzüglich mit den Organen der willkührlichen Bewegung, folglich mit dem ganzen Muskelſyſteme in Beziehung. Bei chroniſchen Krankheiten kommt die Aſthenie häufiger vor, als bei acuten; ſie kann ſogar angeboren und dann an die Beſchaffenheit der Körperconſtitution gebunden ſein. Die merkwürdigſte Rolle ſpielt aber die Aſthenie im Brown'ſchen Syſteme, das bekanntlich blos auf Erhöhung und Verminderung der allgemeinen Lebenskraft gegründet iſt. Brouſſais hingegen erblickt in der Aſthenie meiſtens nur eine Folge der Überreizung eines wichtigen Organs. Manche beſchränken ſich blos darauf, mit dieſem Namen einen Schwächezuſtand der Gefäße zu bezeichnen. 7.

Schwägerſchaft, lat. affinitas; franz. affinité; engl. affinity, wird der Blutsverwandtſchaft entgegengeſetzt und beſteht in der Verbindung des Einen der Ehegatten mit den Blutsverwandten des Andern. Die Blutsverwandten der Frau ſind daher Schwäger des Mannes und umgekehrt die Blutsverwandten des Mannes Schwäger der Frau. Die S. gehört blos zu den freundſchaftlichen Verbindungen des geſelligen Umganges unter den Familien, gibt aber keine verwandtſchaftlichen Rechte, daher auch kein Erbrecht. Sogar unter ſich ſtehen die Schwäger in keiner Verbindung, ſind alſo auch nicht verwandt unter ſich. 31.

Schwämmchen (aphthae) ſind ein Ausſchlag, der ſich auf den Speiſewegen, ſelbſt im Magen bis in den After, erzeugt und aus kleinen weißen Bläschen oder ſchwammigen Geſchwürchen beſteht, welche mit einer ſchwammigen Kruſte überzogen ſind. Sie kommen am Häufigſten bei kleinen Kindern vor und ſind da eine Folge der Unreinigkeit, finden ſich aber auch bei Erwachſenen als Begleiter chroniſcher Krankheiten und als Folge der Entmiſchung der Säfte bei großer Schwäche. Die Behandlung beſteht in der Entfernung der erzeugenden Urſachen und im äußern Gebrauche von adſtringirenden Mitteln, beſonders von Borar. 30.

Schwämme, lat. spongia; franz. éponges; engl. sponges, werden vorzugsweiſe die vollkommneren Pilze (ſ. d. Art.) genannt, indem dieſe für die Tagſeite, jene aber für die Nachtſeite der Schwammwelt erklärt werden. Als Urgebilde der S. werden die Gattungen sclerotium, erysibe und thanatophytum betrachtet. Bei der Fortbildung entſtehen folgende 4 Reiche: 1) die Luft- und Erdſchwämme, wohin z. B. tremella, tuber etc. gehören; 2) die Keulen- und Hutſchwämme, wohin clavaria, agaricus zu rechnen ſind; 3) Schlauchſchwämme, die in Stämpel- und Kelchſchwämme zerfallen, und phallus, clathrus zu den erſteren, dagegen peziza, ascobolus zu den letzteren gehören; endlich 4) die Kernſchwämme, welche Link's scleromycetes entſprechen, während die 3 vorhergehenden Reiche größtentheils aus Link's sarcomycetes beſtehen. 21.

Schwärmer, franz. larrons, serpenteaux; engl. rockets, beſtehen aus Hülſen, welche auf ähnliche Art wie die Röhren der Raketen bereitet werden und

deren äußerer Durchmeſſer dem einer ⅟₂löthigen eiſernen Kugel gleich iſt. Sie werden mit einem Satze vollgeſchlagen, welcher aus 1 Theile Mehlpulver, 2 Theilen Salpeter und 1 Theile Schwefel beſteht, und werden in der Luſtfeuerwerkerei zur Verſetzung der Raketen und anderen Luſtfeuern verwandt. Häufig werden ſie im Kriege von der Cavallerie zum Anzünden leicht feuerfangender Gegenſtände verbraucht, unter ſolchen Verhältniſſen, wo der Feind das Ergreifen anderer Maßregeln verhindern könnte. Dann wird oben auf den S. eine Carabinerkugel aufgeklebt, die Kehle aufgebohrt und das Gewölbe angefeuert und eine Patrone mit $\frac{1}{4}$ Loth Pulver gefüllt und an den Kopf feſtgebunden. Man ſchießt ſie aus Carabinern und Piſtolen und nennt ſie Brandſchwärmer. 61.

Schwärmerei, lat. vesania; franz. und engl. extravagance, iſt überhaupt der Zuſtand des Gemüths, in welchem man Bilder der Einbildung, Träume der Phantaſie, für objectiv-reale Erkenntniß und Anſchauung hält und daraus Maximen des Handelns ableitet. Sie iſt immer eine Krankheit und vielleicht die anſteckendſte, der unſere Menſchennatur ausgeſetzt bleibt, eben weil der Menſch ein geſelliges, theilnehmendes, ſympathiſirendes Geſchöpf iſt. Der Name Schwärmer, S., ſagt Leſſing, kommt von Schwarm, ſchwärmen; ſo wie es beſonders von den Bienen gebraucht wird. Die Begierde, Schwarm zu machen, iſt folglich das eigentliche Kennzeichen des Schwärmers. Aus was für Abſichten der Schwärmer gern Schwarm machen möchte, welcher Mittel er ſich dazu bedient: das gibt die Claſſen der S. Es gibt daher eine moraliſche, politiſche, philanthropiſche S. u. a. Nur weil diejenigen Schwärmer, welche die Durchſetzung gewiſſer Religionsbegriffe zur Abſicht haben und eigene göttliche Triebe und Offenbarungen vorgeben (ſie mögen Betrüger oder Betrogene ſein), die zahlreichſte und gefährlichſte Claſſe der S. ausmachen, hat man dieſe Schwärmer vorzugsweiſe Schwärmer genannt. Die S. entſpringt aus einem irregeleiteten, blinden, der Würde der menſchlichen Natur entgegengeſetzten Glauben. Statt mit dem Verſtande ſo weit zu gehen, als es dem Menſchen gegeben iſt, verſchmäht und verhöhnt die S. den Verſtand; ſtatt der Vernunft einzuräumen, was ihr gebührt, und ſich dann dem Glauben in aller Demuth hinzugeben, verläumdet die S. die Vernunft und ſpricht ihr alles Vermögen, zur Wahrheit zu gelangen, ab; ſtatt in der Welt der wahrnehmbaren Dinge mit Vergnügen zu handeln, legt die S. keinen großen Werth auf die thätige Tugend, ſondern einzig und allein auf Gefühle, Gebete und geiſtige Verzuckungen; ſtatt überzeugt zu ſein, daß kein Menſch zu übernatürlichen Gaben oder zu einer wirklichen Vereinigung mit Gott und der überſinnlichen Welt gelangen könne, wähnt die S., ſolcher Gaben theilhaftig zu ſein oder werden zu können und rühmt ſich mit ſtolzer Demuth eines innigeren ausſchließlichen Verkehrs mit Gott; ſtatt das Geſetz Gottes als den Polarſtern des menſchlichen Lebens zu betrachten und es immer im Auge zu haben, um ſich durch ihn in den Verwickelungen der Verhältniſſe und in dem Getümmel der Leidenſchaften zu orientiren, ſetzt die S. ihre trüben, dunkeln, wilden Gefühle über das Geſetz, ordnet die beſtimmteſten, heiligſten Pflichten ihrem vermeintlichen höhern Berufe unter und behandelt dieſelben wie bloße Mittel, die ſie dem ſich ſelbſt erſchaffenen Zwecke aufopfern kann und muß. Auf einem Gebiete ſich bewegend, für das in der Welt des Erklärlichen kein Maß zu finden iſt, iſt daher die religiöſe S. auch nur ſchwer oder gar nicht zu heilen, während die übrigen Arten oft durch das Leben ſelbſt, durch die der Idee nicht entſprechende Wirklichkeit, getheilt werden. — Vergl. Fr. von Ancillon im 2. Theile ſeiner Schrift: „Zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen" und J. H. von Weſſenberg, „Über Schwärmerei. Hiſtoriſch-philoſophiſche Betrachtungen mit Rückſicht auf die jetzige Zeit" (Heilbr. 1835); Derſelbe, „Zur Geſchichte der Schwärmerei, oder Schwärmerei ſonſt und jetzt" (Darmſtadt 1836). 63.

Schwalbach, auch **Langenſchwalbach** genannt, ein Städtchen im Herzogthume Naſſau, mit 1800 Einw., liegt in einem tiefen, von Bergen eingeſchloſſenen Thale des Taunus am Münzenbach. Denkwürdig iſt es wegen ſeiner weit und breit berühmten Heilquellen, die ſchon im XVI. Jahrh. bekannt waren. Die beiden Hauptbrunnen ſind der Wein- und Stahlbrunnen; doch wird der erſtere in neuerer Zeit vorzugsweiſe benutzt. Sein Waſſer iſt kryſtallhell und hat einen lieblichen Geſchmack; ſein Genuß zieht aber einen ſchnell vorübergehenden Rauſch nach ſich. Das Waſſer des Stahlbrunnen hat im Ganzen denſelben Geſchmack, doch iſt ſeine Säure etwas ſtechender und der Nachgeſchmack mehr eiſenhaft. Die übrigen Brunnen, wie der Brodel-, Katzen-, Ehe-, Lindenbrunnen ꝛc. enthalten im Allgemeinen dieſelben Beſtandtheile, werden jedoch nur wenig benutzt. Ziemlich groß iſt die Reihe der Übel, in denen man an jenen Quellen Hülfe ſucht. Vorzüglich rühmt man ſeine heilſamen Wirkungen bei Blutanhäufungen und deren Folgen, Hypochondrie, Hämorrhoiden, bei Bruſtübeln, Auszehrung ꝛc. Sind die Verſendungen des ſchwalbacher Waſſers auch nicht mehr ſo ſtark wie früher, ſo hat ſich doch die Anzahl der Curgäſte nicht vermindert; denn noch jährlich ſind 1500—1600 Fremde anweſend und die Regierung hat es in neuerer Zeit an nichts fehlen laſſen, was den Aufenthalt in dem durch ſeine reizende Lage und ſeine herrlichen Umgebungen angenehmen Orte noch verſchönern könnte. Beſucht werden von hier aus die Orte Aareck, Burg Schwalbach, Hohenſtein, Greifenſtein, Kiedrich und der Rheingau. (S. Fenner von Fenneberg, „Schwalbach und ſeine Heilquellen", Darmſt. 1834. 3. Ausg., und Derſelbe, „Zur Geſchichte Schwalbachs, oder Schwalbach ſonſt und jetzt", Ebend. 1836.) 35.

Schwalbe, lat. hirundo; franz. hirondelle; engl. swallow, iſt eine zahlreiche Vogelgattung, von welcher mehrere Arten auch in Deutſchland heimiſch ſind. Sie haben einen kleinen pfriemenartigen, an der Spitze eingekrümmten Schnabel, den ſie, weil die Verbindung der Kinnladen mehr nach hinten ſtattfindet, ſehr weit öffnen können, und zeichnen ſich durch ihre großen Flügel, einen breiten getheilten Schwanz und kurze Beine aus. Pfeilſchnell durchſchneiden ſie die Luft und ſelten ſieht man ſie ruhen. Sie gehören zu den Zugelvögeln; denn alle verlaſſen die kälteren Gegenden und mit dem Ende des Sommers ſieht man ſie zu ganzen Heerden verſammelt. Andere dagegen behaupten, daß ſie ſich in hohlen Bäumen, im Schilfe und Schlamme verborgen hielten und hier den Winter zubrächten. Hierzu mag aber beſonders die Bemerkung veranlaßt haben, daß ſie ſich ſehr gern in der Nähe des Waſſers aufhalten. Sie nähren ſich von Inſecten, legen 6 und mehrere Eier und werden in einigen Gegenden Deutſchlands für heilig gehalten, ſo daß man es für ein Verbrechen anſieht, ſie in ihren Neſtern, die ſie an den Geſimſen und unter den Dächern der Häuſer und in Ställen aus Lehm und Koth anbauen, zu ſtören oder zu tödten. In den ſüdlicheren Gegenden pflegt man ſie jedoch auch zu eſſen. Von den einzelnen in Deutſchland bekannten Arten erwähnen wir die Hausſchwalbe (Mehl- oder Fenſterſchwalbe) mit ſchwarzblauem Rücken und weißem Bauche, die Rauch- oder Feuerſchwalbe mit ſchwarzen Schwanzfedern, die ſchwarze, nur an der Kehle weiße Mauer- oder Thurmſchwalbe und die Uferſchwalbe, die größte von allen; ſie iſt grau und an der Kehle weiß. Unter den ausländiſchen iſt die eßbare S. oder Salangane die bekannteſte. Sie lebt in Oſtindien und erreicht die Größe eines Zaunkönigs. Am Oberleibe ſieht ſie braun, am Unterleibe weißlich und der gabelförmige Schwanz iſt am Ende weiß gezeichnet. Von dieſer Art kommen die berühmten indianiſchen Vogelneſter, auch Tunkin- oder Salangananeſter genannt, her, die ſie auf hohen Felſen bauen und welche zu den größten Leckereien in jenen Ländern gehören, auch bei uns ſehr theuer bezahlt werden. Neueren Unterſuchungen zufolge beſtehen ſie aus Holothurien und Moos (Seetang) und gleichen einer gelblichweißen Gallerte. Andere halten die Beſtandtheile derſelben für Fiſch-

rogen. Sie ſollen ſehr leicht erweichen und anfangs einen ſalzigen Geſchmack haben. 35.

Schwan, lat. cygnus, olor; franz. cygne; engl. swan, eine Familie aus der Gattung der Gänſe, nach Linné zu der Gattung, die er unter dem Namen anas aufführt, gehörig. Folgende Arten ſind die bekannteſten: der ſtumme S. iſt faſt in ganz Europa heimiſch, verläßt aber im Herbſte die kälteren Länder und zeichnet ſich durch ſein ſchneeweißes Gefieder aus. Er wird häufig gehegt und gezähmt und dient dann zur Zierde der Teiche und anderer Gewäſſer. Da, wo er wild lebt, werden große Jagden auf ihn angeſtellt. Man ſagt, daß er ein Alter von 100 Jahren und darüber erreiche. Der Singſchwan iſt kleiner als jener und hat einen an der Spitze ſchwarzen, am Ende gelben Schnabel. Er lebt im äußerſten Norden, zieht jedoch den Winter in wärmere Gegenden. Da ſeine Luftröhre ſich gegen das Ende rückwärts biegt und erweitert, ſo gibt er beſonders im Fluge laute Töne von ſich und weil er dieſe vorzugsweiſe vor ſeinem Tode ſehr lieblich zu Geſang anſtimmen ſoll, ſo iſt daraus die Sage von einem Schwanengeſange und die Bedeutung dieſes Ausdruck hervorgegangen. Im Alterthume war er dem Apollo heilig, der ihm auch die Gabe der Weiſſagung vor ſeinem Tode ſchenkte. Der ſchwarze S. hat dagegen ein ſchwarzes Gefieder mit weißlichen Schwungfedern, einen hochrothen Schnabel und iſt auf Neuholland und den Freundſchaftsinſeln wild anzutreffen. — S. iſt ein nach Flamſteed aus 81 Sternen beſtehendes Sternbild in der Milchſtraße, zwiſchen dem Cepheus und dem Fuchſe mit der Gans, oſtwärts bei der Leier. Der S. bildet ein längliches Kreuz, der oberſte Stern am Schwanze heißt Deneb, der unterſte am Schnabel Albireo. 35. 13.

Schwanenfluß, einer von den Hauptflüſſen auf der Weſtküſte von Neuholland in Edelsland, iſt 15 Meil. lang und bildet den See Melville Water. Den Namen hat er von den ſchwarzen Schwänen erhalten, welche ſich an ſeinen Ufern aufhalten. Seit 1828 beſteht auch hier eine engliſche Colonie, über deren Zuſtand man keine zuverläſſigen Nachrichten erhalten hat. 1830 ſoll ſie ſchon 1290 Köpfe gezählt haben, von denen 500 die neugegründete Stadt Perth bewohnten. 35.

Schwanenorden, ſ. Riſt.

Schwangerſchaft, lat. graviditas; franz. grossesse; engl. pregnancy, iſt der Zeitraum zwiſchen dem Augenblicke der Empfängniß und der Geburt, während deſſen das neu entſtandene Geſchöpf noch kein ſelbſtſtändiges, ſondern nur ein von der Mutter abhängiges Leben zu führen vermag und ſeiner Ausbildung vom erſten Keime bis zur lebensfähigen Exiſtenz entgegengeht. Die Dauer dieſes Zeitraums beträgt in der Regel beim menſchlichen Weibe 10 Mondenmonate oder 280 Tage, doch kann ein lebensfähiges Kind ſchon mehrere Wochen früher zur Welt kommen, oder eine kurze Zeit länger, als die angegebene, im mütterlichen Schooße verweilen. Der Aufenthalt eines neuentſtehenden Weſens im Fruchthälter der Mutter, die Ernährung deſſelben durch die mütterlichen Säfte und endlich ſein ſchnelles und unverhältnißmäßig ſehr bedeutendes Wachsthum rufen im weiblichen Organismus eine Menge Veränderungen hervor, deren wichtigere wir hier angeben wollen. Die erſten Zeichen der S. ſind in der Regel ungewiß und verſtatten mancherlei Deutung; das Aufhören der weiblichen Reinigung iſt noch das ſicherſte von allen, obgleich bei Weitem nicht zuläſſig. Außer demſelben treten mancherlei Verdauungsbeſchwerden ein, als Ekel und öfteres Erbrechen; die Geſichtszüge einer Schwangern werden bleich und eingefallen, die Augen matt; ſie äußert große Reizbarkeit und gibt mancherlei ſonderbare Verlangen zu erkennen. Bald nimmt nun durch die Ausdehnung, die der im Becken befindliche Fruchthälter durch das Wachsthum des Embryo erleidet, der Umfang des Unterleibs zu, wodurch zugleich in Stellung und Gang des Weibes eine ſichtbare Veränderung vorgeht. Gleichzeitig hiermit vergrößern ſich die Brüſte und fangen ſpäterhin an ſich mit einer milch-

ähnlichen Feuchtigkeit zu füllen. Von der Mitte der S. an ſind die Bewegungen des Fötus unter den Bauchdecken zu fühlen. Später, bei größerm Wachsthume des Kindes und dadurch bewirkter größerer Ausdehnung des Fruchthälters und der Bauchwände, ſtellen ſich mancherlei durch dieſe mechaniſchen Hinderniſſe herbeigeführte krankhafte Erſcheinungen ein; es entſtehen Schmerzen in der Oberbauch- und Kreuzgegend, Stuhlverhaltungen, Harnblaſenbeſchwerden; durch den Druck auf die Blutgefäße zeigen ſich an den Füßen Blutaderknoten und wäſſerige Anſammlungen; ferner wird die Beweglichkeit des Körpers, das Sitzen und Liegen erſchwert; der Schlaf iſt geſtört, das Gemüth wird unruhig und wegen des herannahenden Ausgangs beſorgt. So zahlreich und, wie man glauben ſollte, leicht erkennbar dieſe und andere Zeichen der S. erſcheinen, ſo fehlt doch nichts deſto weniger noch viel, um dieſelbe jedesmal und vorzüglich in ihren früheren Perioden, ſo wie die Zeit ihrer Dauer richtig zu beſtimmen. Es iſt hierzu eine ſorgfältige Unterſuchung, große Übung in dieſem Geſchäfte und lange Erfahrung nöthig; trotz dem aber iſt immer noch Irrthum möglich, der durch falſche Stellung der Gebärmutter, ungewöhnliche Lage des Kindes und vorzüglich durch krankhafte Umſtände herbeigeführt wird, die eine S. nur ſimuliren (falſche S.). — Von großer Wichtigkeit iſt es, Regeln über die Lebensordnung einer Schwangern feſtzuſtellen und darauf zu achten, daß dieſelben genau befolgt werden; denn nicht allein daß der an Krankheit angrenzende Schwangerſchaftszuſtand hierbei wohl zu beachten iſt, ſo muß man auch bedenken, daß die Schwangere der Niederkunft und dem Kindbette, einer reichlichen Quelle der ſchwerſten Krankheiten entgegengeht, und daß ſie einen neuen Erdenbürger in ihrem Schoße trägt, deſſen künftigem Gedeihen ein gutes Verhalten eben ſo förderlich, als Vernachläſſigung deſſelben Grund zu dauernder Kränklichkeit und Schwäche ſein wird. Wer ſich genauer hierüber belehren will, dem empfehlen wir zum Nachleſen: J. Ch. G. Jörg, „Diätetiſche Belehrungen für Schwangere, Gebärende und Wöchnerinnen" (Leipz. 1826); J. C. F. Ralfs' „Mutterpflichten oder Anweiſung für Mütter zur Entwickelung der Frucht und des Kindes" (Köln 1833); J. C. C. d'Alnoncourt, „Der praktiſche Rathgeber in Wochen-, Kinder- und Krankenſtuben für Frauen und Mütter im alphabetiſcher Ordnung" (Leipz. 1833), ſo wie die zahlreichen, über phyſiſche Erziehung der Kinder handelnden Schriften. — — Außer dieſer hier beſchriebenen gewöhnlichen oder Gebärmutterſchwangerſchaft gibt es auch, aber zum Glück nur ſelten vorkommende, ungewöhnliche, äußere oder Extrauterinſchwangerſchaften. Bei denſelben gelangt das Ei nicht in den Fruchthälter, ſondern bleibt im Eierſtocke oder in der Muttertrompete oder heftet ſich an irgend einer Stelle in der Bauchhöhle an. Hier bildet ſich der Embryo weiter aus, gelangt aber ſelten aus Mangel an Nahrung oder wegen Unnachgibigkeit der ihn umgebenden Theile bis zum Ende der S., ſondern ſtirbt frühzeitig ab oder zerreißt ſeine Hüllen und tritt unter heftigen inneren Blutungen in die Unterleibshöhle. Im erſtern Falle wird er durch Eiterung aus dem mütterlichen Körper herausgeſtoßen oder bleibt zeitlebens als eine vertrocknete oder incruſtirte ſteinartige fremde Maſſe (Steinkind) im Körper der Mutter zurück; im andern Falle verurſacht er gewöhnlich einen ſchnellen Tod der Mutter, der, da dieſe S. nicht zu erkennen iſt, durch frühzeitige Operation nicht verhütet werden kann. — — Mit dieſem Artikel vergleiche man der vollſtändigen Überſicht des Gegenſtandes wegen die Artt. Abortus, Becken, Embryo, Empfängniß, Entbindung, Fötus, Geburt, Hebamme, Monſtrum. 39.

Schwank, ſ. Poſſe.

Schwanthaler (Ludwig Michael), einer der ausgezeichnetſten der noch lebenden Bildhauer, geb. am 26. Aug. 1802 zu München, beſuchte die daſige Akademie und ging ſpäter, obwohl nur auf kurze Zeit, nach Italien, von wo er im Jahre 1827 auf beſondere Veranlaſſung des ihn hochſchätzenden Königs Ludwig

nach München zurückkehrte. Seitdem hat er für letztere ſowohl, als für Private eine Menge der ausgezeichnetſten Werke geliefert, die ſich beſonders durch geiſtreiche graciöſe Auffaſſung und eine hohe Vollendung in der Ausführung rühmlich auszeichnen. Wir nennen hier nur folgende: 3 Reliefs im Heroenſaale der Glyptothek, die Darſtellungen aus dem Leben des Bacchus im Palais des Prinzen Maximilian zu München; in der neuen Reſidenz unter mehreren anderen Arbeiten Heſiod's Theogonie und Darſtellungen aus deſſen Werken und Tagen, ferner die beiden allegoriſchen Figuren für das Giebelfeld der Glypthothek, die Reliefs in der neuen Reiterſchule des Fürſten Taxis zu Regensburg, die Darſtellungen am vordern Walhallagiebel und die Modelle zu Standbildern der Regenten aus dem Hauſe Wittelsbach, von denen er vor nicht langer Zeit 14 dem Rathhauſe zu München ſchenkungsweiſe überlaſſen hat. 36.

Schwarz (Berthold), Erfinder des Schießpulvers (ſ. d. Art.), lebte in der Mitte des XIII. Jahrh. als Franciscanermönch zu Freiburg im Breisgau. Da er in der Chemie große, für ſeine Zeit ungewöhnliche Kenntniſſe beſaß, gerieth er in den Ruf der Zauberei und wurde deßhalb in das Gefängniß geſetzt. Hier beſchäftigte er ſich fortwährend eifrig mit chemiſchen Unterſuchungen und gerieth einſt durch Zufall auf die Bereitung des Schießpulvers. Der eigentliche Name S.'s ſoll Conſtantin Arklitzen geweſen ſein. 81.

Schwarz (Sibylla), eine treffliche Dichterin des XVII. Jahrh., ward 1621 zu Greifswalde geboren, genoß eine ausgezeichnete Erziehung und verfertigte ſchon ſeit ihrem 13. Jahre lyriſche Gedichte, die nach ihrem frühen Tode (den 13. Juli 1638) in ihrem Nachlaſſe gefunden und von S. Gerlach (Danzig 1650. 2 Thle. 4.) herausgegeben wurden. Sie erregten durch ihren hohen dichteriſchen Werth großes Aufſehen, wurden aber faſt ganz wieder vergeſſen, bis Fr. Horn im „Frauentaſchenbuch für 1818" ſie wieder in verdiente Erinnerung brachte. 16.

Schwarz (Friedrich Heinrich Chriſtian, berühmter pädagogiſcher Schriftſteller, wurde den 30. Mai 1766 zu Gießen geboren. Der religiöſe Sinn der Eltern und die fromme Unterweiſung derſelben neben dem Unterrichte auf der Schule zu Alsfeld, wohin ſein Vater im Jahre 1773 als geiſtlicher Inſpector berufen ward, und zu Nidda, hatten auf den lernbegierigen Knaben einen um ſo größern und wohlthätigern Einfluß, da die Schulen jener Zeit noch wenig Ausgezeichnetes leiſteten. Mehr noch förderte im Jahre 1782 der einjährige Beſuch des Gymnaſiums zu Hersfeld den talentvollen Jüngling, ſo daß er ſchon 1783 auf der Univerſität Gießen die höheren Studien begann. Nach Vollendung des akademiſchen Curſus opferte er ſeinen Wunſch, dem akademiſchen Lehrerberufe zu leben, der kindlichen Pflicht auf, ſeinem Vater in Alsfeld amtlich beizuſtehen. 1788 ward er Hülfsprediger ſeines Vaters, 1789 Pfarrer in Dorbach in Churheſſen, 1795 zu Echzell in der Wetterau und 1798 zu Münſter bei Gießen. Neben ſeinem Berufe als Landprediger wirkte er noch durch ſchriftſtelleriſche Verſuche auf dem Gebiete der Theologie und Pädagogik, ſo wie durch die Gründung einer kleinen Erziehungsanſtalt. Schon als 14jähriger Knabe hatte er angefangen zu unterrichten und dieſer Neigung immer mehr auf der Schule und Univerſität folgend blieb es auch ſein eifrigſtes Geſchäft während der 16jährigen Amtsthätigkeit auf dem Lande, und als ihn im Jahre 1804 Karl Friedrich von Baden nach Heidelberg als Profeſſor der Theologie berief, ward endlich der ſehnlichſte Wunſch ſeines Herzens erfüllt. Was er hier Gutes gewirkt hat, davon zeugen die Menge trefflicher Lehrer, welche aus ſeinem pädagogiſchen Seminare (geſtiftet 1806 und anfangs mit dem philologiſchen unter ſeinem Freunde F. Creuzer vereint, ſpäter getrennt) hervorgegangen ſind; ebenſo die Erweiterung ſeines Erziehungsinſtitutes. Im Jahre 1807 von der theologiſchen Facultät zu Heidelberg zum Doctor der Theologie ernannt trug er ſpäter 1821 auch zur Beförderung der kirchlichen Union in Baden

weſentlich bei. Wenn er auch im Jahre 1822 ſein Inſtitut gänzlich aufgab, ſo hörte er doch nicht auf, als Vorſteher des pädagogiſchen Seminarium und als Schriftſteller rühmlich fortzuwirken. Seine zahlreichen Schriften ſind meiſt praktiſch-philoſophiſchen oder pädagogiſchen Inhalts. Ausgezeichneteres jedoch leiſtete er in letzterer Hinſicht; denn obgleich er auch hier ſeine myſtiſch-ſupranaturaliſtiſche Denkart nicht verläugnet, ſo wirkt ſie doch weniger ſtörend ein, da ſeine Theorie auf Praxis gegründet allgemeinen Beifall verdient und findet. Unter dieſen Schriften nennen wir als die vorzüglichſten: „Erziehungslehre“ (Leipz. 1804—1813. 4 Bde. 2. Ausg. 1829—1830. 3 Bde.); „Lehrbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre“ (Heidelb. 1817. 3 Thle.); „Grundriß einer Theorie der Mädchenerziehung“ (Jena 1792. 2te völlig umgearb. Ausg. unter dem Titel: „Grundſätze der Töchtererziehung für die Gebildeten“, Jena 1836); „Peſtalozzi's Methode und ihre Anwendung in Volksſchulen“ (Bremen 1802); „Die Schulen“ (Leipz. 1832); „Darſtellungen aus dem Gebiete der Pädagogik“ (Leipz. 1833. 2. Bd. 1834); „Unſere Nationalbildung, eine Rede an die deutſchen Erziehungsfreunde“ (Leipz. 1834). 84.

Schwarzburg, zwei zum deutſchen Bunde gehörige Fürſtenthümer, nach den ſie beherrſchenden beiden Linien Schwarzburg-Rudolſtadt und Schwarzburg-Sondershauſen genannt, zerfallen in zwei von einander getrennte Gebietstheile, in die obere Herrſchaft, den ſüdlichern, und die Unterherrſchaft, den nördlichern. Die obere Herrſchaft am nördlichen Fuße des thüringer Waldes zwiſchen Weimar, Coburg, Meiningen, Altenburg, preußiſchem Gebiete und Reuß gelegen, iſt meiſt gebirgig, von der Saale, Ilm, Schwarza, Loquiz und Gera bewäſſert und mit Ausnahme weniger Striche zum Ackerbaue nicht geeignet. Dagegen gibt es viel Holz, Kartoffeln, ſchöne Wieſen, Flachs, Gartengewächſe, und an Mineralien Eiſen, Kupfer, Vitriol, Kobalt, Alaun, Marmor, Schiefer u. a., ſonſt auch etwas Silber und Gold. Die Viehzucht iſt nicht unbedeutend. Die untere Herrſchaft an der Helme, Helbe und Wipper, von preußiſchem Gebiete, dem weimariſchen Amte Oldisleben und dem gothaiſchen Amte Volkenroda umgeben, iſt bei Weitem fruchtbarer und nur zum Theil von der Hainleite und dem Kyffhäuſer durchzogen; daher ſtarker Getreide- und Ölkräuterbau; im Kyffhäuſer wichtiger Mühlſteinbruch. Beide Gebietstheile zuſammen betragen einen Flächenraum von 35½ □M., von denen 19 zu S.-Rudolſtadt, 16½ zu S.-Sondershauſen gehören. Die Bewohnrr, jetzt gegen 116000, lutheriſcher Confeſſion, treiben außer Ackerbau, Viehzucht und Bergbau auch einige Gewerbe; doch ſind dieſelben, die Wollweberei, Pech- und Kienrußbereitung und Eiſengußwaarenfabrikation ausgenommen, nur von geringer Bedeutung. Die Regierungsform iſt in beiden Fürſtenthümern monarchiſch, aber nur in S.-Rudolſtadt durch Landſtände beſchränkt, während eine in S.-Sondershauſen 1830 gegebene Verfaſſung nicht angenommen wurde. Für beide Fürſtenthümer iſt das Oberappellationsſyſtem zu Zerbſt oberſte Juſtizbehörde. Die Einkünfte betragen in S.-Rudolſtadt gegen 200000 Thlr.; in S.-Sondershauſen 150000 Thlr.; die Schulden dort 150000 Thlr.; hier gegen 135000 Thlr. Das Contingent beider (zum 9. Armeecorps gehörig) beläuft ſich auf 990 Mann, von denen S.-Rudolſtadt 539, S.-Sondershauſen 451 Mann ſtellt. Bei dem Bundestage haben beide Fürſten mit Oldenburg und den anhaltiſchen Ländern die 15te Stimme, in pleno aber jeder eine beſondere. Wappen und Titel iſt beiden gemeinſchaftlich. — Bemerkenswerthe Ortſchaften: 1) in S.-Rudolſtadt. Oberherrſchaft (16 □M. mit 48000 Einw.): Rudolſtadt (ſ. d. Art.); Schwarzburg, Stammſchloß auf einem Felſen an der Schwarza in dem höchſt romantiſchen, mehrere Stunden langen Schwarzathale gelegen, mit ſchöner Rüſtkammer und Kaiſerſaal; Paulinzella, herrliche Kloſterruinen; Stadt-Ilm an der Ilm, mit 2300 Einw.; Königsſee,

mit 1600 Einw. (hier und in den Dörfern der Umgegend ſtarker Handel mit Arzneiwaaren); Dorf Böhlen (1100 Einw.); Oberweißbach, 2100 Fuß hoch gelegen, mit 1600 Einw.; Blankenburg, Städtchen, daneben die Ruine Greifenſtein; Leutenberg 800 Einw. — In der Unterherrſchaft (3 □M. mit über 14000 E.): Frankenhauſen (ſ. d. Art.) und Schlotheim mit 1500 Einw. 2) S.-Sondershauſen. Oberherrſchaft (8 □M. mit 24000 Einw.): Arnſtadt an der Gera, mit 5500 Einw., Sitz einer Regierung und eines Conſiſtorium, ziemlich lebhaft durch Gewerbe und Handel, Ruinen der alten Käfernburg; Plaue mit 650 Einw. in einem reizenden Thale; Gehren mit 1800 Einw. und Eiſenhammer; Breitenbach (2600 Einw.) mit wichtiger Holzwaarenfabrikation; Langewieſen (1400 E.) mit Pech- und Kienrußhütten. Unterherrſchaft (8½ □M. mit 30000 Einw.): Sondershauſen (ſ. d. Art.); Greußen an der Helbe (2400 Einw.); Ebeleben (1000 Einw.); Klingen und Großenehrig. — Überſicht der Geſchichte des Hauſes S. Der angenommenen und auch wahrſcheinlichſten Meinung nach ſtammt das ſonſt gräfliche, jetzt fürſtliche Haus S. von den Grafen von Käfernburg ab, welche ſchon früh in jenen Gegenden Beſitzungen hatten. Einer derſelben, Sizzo, beſaß im XII. Jahrh. die Grafſchaften S. und Käfernburg, deren erſtere ſein Sohn Heinrich, die andere Günther erhielt. Unter Heinrich's I. (der ſeinen Sitz auf Schwarzburg nahm und ſich nach dieſer Burg nannte) Nachkommen, die fortwährend anſehnliche Erwerbungen machten, entſtanden die beiden Hauptlinien Schwarzburg und Blankenburg, aus deren erſterer die Nebenlinien Wachſenburg (bis 1450) und Leutenberg (bis 1564) hervorgingen. In der zweiten Hauptlinie Blankenburg zeichnete ſich vorzüglich der ſelbſt zum deutſchen Kaiſer gewählte Günther XXI. (ſ. d. Art.) durch glänzende Tapferkeit aus; überhaupt ſtanden die Grafen dieſer Linie im ganzen deutſchen Reiche wegen ihrer hohen Ritterlichkeit in großem Anſehn. Zu bemerken iſt übrigens, daß das Gebiet dieſer Linie beſonders im Jahre 1356 durch die Erwerbung von Sondershauſen, Kyffhauſen und Rothenburg, ſo wie ſpäter durch Kelbra, Heringen und Käfernburg bedeutend vermehrt wurde. Günther XL. vereinigte, als er im Jahre 1538 zur Regierung gelangte, alle Länder ſeines Hauſes mit alleiniger Ausnahme des Antheils der noch bis zum Jahre 1564 blühenden Linie Leutenberg, doch wurde nach ſeinem Tode von ſeinen vier Söhnen, Günther XLI. (wegen ſeiner außerordentlichen Tapferkeit der Streitbare genannt), Wilhelm, Johann Günther und Albert wieder getheilt. Die erſtern beiden indeß ſtarben kinderlos (Günther XLI. 1583 und Wilhelm 1597), worauf nun die bereits 1584 vorgenommene neue Theilung einige Abänderungen erlitt. So ward Johann Günther I. der Stifter der ſondershäuſichen und Albert VII. der Stifter der rudolſtädtiſchen Linie. Die ſondershäuſiſche Linie war 1681 wieder in die ſondershäuſiſche und arnſtädtiſche zerfallen, doch ſtarb letztere 1717 wieder aus. Ein zwiſchen beiden Hauptlinien geſchloſſener Erbvertrag von 1713 übrigens hatte das Recht der Erſtgeburt und gegenſeitige Erbfolge feſtgeſetzt. Bereits 1697 war die Linie Sondershauſen in den Reichsfürſtenſtand erhoben worden, und daſſelbe geſchah 1720 mit der Linie S.-Rudolſtadt; doch konnten beide nach langen Unterhandlungen mit Churſachſen und Weimar, welche die Lehnsoberherrlichkeit in Anſpruch nahmen, erſt im Jahre 1754 in das Reichsfürſtencollegium eingeführt werden. Der jetzige Fürſt von S.-Rudolſtadt, Friedrich Günther, trat 1801 dem Rhein- und 1815 dem deutſchen Bunde bei und regelte ſpäter die Lehnsverhältniſſe zu Preußen und Gotha durch verſchiedene Abtretungen und Tauſche. Eben dieß that in S.-Sondershauſen der Fürſt Günther Friedrich Karl I., welcher übrigens im Jahre 1835 die Regierung in die Hände ſeines trefflichen Sohnes, Günther Friedrich Karl's II., niederlegte und ſich nach Ebeleben zurückzog. Vergl. Junghans, „Geſchichte der ſchwarzburger Regenten" (Leipz. 1821). 15.

Schwarze Kunſt, ſ. Kupferſtecherkunſt.

Schwarzenberg (Fürſt Karl Philipp von), kaiſerlich öſtreichiſcher Generalfeldmarſchall, geb. zu Wien den 15. April 1771, trat bereits 1787 als Lieutenant in ein Infanterieregiment ein, focht in Slavonien unter Lacy und zog 1790 als Major gegen die Franzoſen an den Rhein, that ſich bei Jemappe hervor und ward 1793 Oberſtlieutenant. 1794 zum Oberſten eines Cuiraſſierregiments ernannt, führte er mit demſelben einen der ruhmvollſten Cavallerieangriffe bei le Cateau aus und erhielt dafür das Thereſienkreuz, machte den Feldzug am Rheine 1795 und 1796 unter Erzherzog Karl mit, focht mit Tapferkeit und Geiſtesgegenwart bei Amberg und Würzburg und ward Generalmajor und nahm dann an den Kriegsereigniſſen (1799) am Rheine, in der Schweiz und am Mittelrheine den ehrenvollſten Antheil, beſonders bei Heidelberg gegen Ney. 1800 zum Feldmarſchalllieutenant erhoben befehligte er bei Hohenlinden eine Diviſion, ging 1802 als außerordentlicher Geſandter nach Petersburg, um dem Kaiſer Alexander Glück zu wünſchen, erhielt 1804 den Befehl über ein bei Linz zuſammengezogenes Heer und ward 1805 Vicepräſident des Hofkriegsraths. Beim Ausbruche eines neuen Kriegs gegen Frankreich (1805) befehligte er ein eigenes Corps und ſiegte mit ihm bei Jngingen, commandirte bei Ulm den rechten öſtreichiſchen Flügel, eilte bald darauf nach Wien zurück, widerrieth die Schlacht von Auſterlitz und ſagte den Erfolg voraus. Ende 1808 ging er abermals nach Petersburg, nahm, unverrichteter Sache zurückgekehrt, an der Schlacht bei Wagram Theil, focht hartnäckig gegen die Franzoſen bei Znaim und ward deßhalb zum General der Cavallerie ernannt. Nach dem wiener Frieden vertrat er mit vieler Gewandtheit und Würde die Jntereſſen des wiener Hofes bei Napoleon, der ihn perſönlich hochſchätzte, ſah ſich auch zu ſeinem Erſtaunen zum Befehlshaber des aus 30000 Mann beſtehenden Hülfscorps in dem franzöſiſch-ruſſiſchen Kriege ernannt, mit dem er im Juni 1812 die galliziſchen Grenzen überſchritt und am Bugfluſſe mit den Ruſſen unter Sacken, Tſchitſchakow und Tormaſow kämpfte und ward von Napoleon zum Feldmarſchall ernannt. Als S. den Rückzug der Franzoſen ahnete, war ſeine Thätigkeit nur negativ und er kehrte im Febr. 1813 nach Wien zurück, trat, wiewohl vergeblich, in Paris als Vermittler zwiſchen Frankreich und Rußland auf und erhielt nun den Oberbefehl über die in Böhmen aufgeſtellte Obſervationsarmee. Nach Ablauf des Waffenſtillſtandes und als Öſtreich auf die Seite der Alliirten getreten war, übernahm er den Oberbefehl über die geſammten gegen Frankreich operirenden Armeen der Verbündeten, verlor aber gleich anfangs die Schlacht bei Dresden. Das Vertrauen zu ſeinen Operationen ſteigerte ſich aber wieder durch die glücklichen Ereigniſſe bei Kulm (30. Aug. 1813). Hierauf ſchlug er Napoleon bei Leipzig und führte nach dem Willen und der Vorſchrift der Monarchen den Zug nach Frankreich, wiewohl unter vielen Schwierigkeiten bei einer aus ſo heterogenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzten Armee, aus. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba erhielt der Fürſt, nachdem er mit Wellington und den übrigen verbündeten höheren Generalen den Plan zum Feldzuge entworfen hatte, den Oberbefehl über die verbündeten Armeen am Oberrheine und hatte ſein Hauptquartier in Heidelberg, als die Schlacht von Waterloo den Feldzug entſchied. Er ging nun (22. Jun.) ungeſäumt über den Rhein und gegen Paris vor. Nach ſeiner Rückkehr von daher ſchenkte ihm der Kaiſer große Güter in Ungarn, auch ward er zum Präſidenten des Hofkriegsraths ernannt. Nachdem ihm ein Schlagfluß die rechte Seite gelähmte hatte, ſtarb er am 15. October 1820 zu Leipzig. Sein Leichnam wurde am 19., an dem Tage, wo er vor 7 Jahren eben daſelbſt den entſcheidendſten Sieg neuerer Zeit erfochten hatte, feierlich nach Böhmen abgeführt. 25.

Schwarzer Fluß wird in der Probir- und Scheidekunſt ein Schmelzung

befördernder Zuſchlag zum Schmelzen, beſtehend aus 2 Theilen Weinſtein, 1 Theil Salpeter und Kohle, genannt. 76.

Schwarzer Tod, eine vorzüglich im XIV. Jahrh. herrſchende epidemiſche Krankheit, iſt dieſelbe, welche man früher mit dem Namen Feuer des heiligen Antonius (ſ. d. Art.) belegte. 30.

Schwarzes Meer (ſonſt Pontus Euxinus), zwiſchen Rußland, der aſiatiſchen und europäiſchen Türkei, iſt eigentlich noch ein großer Buſen des mittelländiſchen Meeres, mit einem Waſſerſpiegel von 8700 □Meil., 300′ höher als das mittelländiſche und kaspiſche, ganz ohne Inſeln, mit ſchrecklichen Stürmen, daher gefahrvoll. Es hat treffliche Rheden, aber wenig Häfen (vergl. A. Reumont „Geographiſch-ſtatiſtiſche Nachrichten von den ruſſiſchen Häfen am ſchwarzen Meere" Stuttg. 1836). Auf einer Strecke von 90 Meilen empfängt es durch 5 große Ströme die Gewäſſer des 5ten Theils von Europa; denn es fließen in daſſelbe die Donau, der Dnieſter, Bog, Dnieper und Don. In Süden nimmt es keinen wichtigen Strom auf, daher ſeine heftige Strömung von Norden nach Süden. Die merkwürdigſten Buſen des ſchwarzen Meeres ſind: das ſeichte aſowſche Meer und die Meerbuſen von Perecop und von Odeſſa, welche alle drei zur Südküſte Rußlands gehören. 71.

Schwarzholz, ſ. Holz.

Schwarzwald, lat. Martiana Silva; franz. Forêt noire; engl. Black Forest, ein Hauptglied des großen mitteldeutſchen Gebirgszugs, beginnt in der Rheinkrümmung bei Baſel an der Grenze des ſüdlichen Badens, (bei den 4 Waldſtädten Waldshut, Laufenburg, Rheinfelden und Seckingen) und zieht ſich dann vom rechten Ufer des Rheins dieſem und den Vogeſen parallel in einer Länge von 18 Meilen und einer Breite von 4—8 Meilen bis Pforzheim hin, von wo aus er in einer niedrigen Hügelkette bis gegen den Neckar bei Heidelberg hinläuft und hier mit dem Odenwalde in Verbindung tritt. Die mittlere Höhe dieſes Gebirgs, von welchem ⅝ zu Baden, ⅜ zu Würtemberg gehören, beträgt nicht über 3500 Fuß und die höchſten im Baden'ſchen liegenden Gipfel, der Feldberg und der Belchen, erheben ſich nur auf 4600 und 4320 Fuß. Nächſt dieſer iſt der Katzenkopf (3690 Fuß) im Würtembergiſchen am bedeutendſten. Die Weſtſeite des S.'s fällt ſchroff und ſteil ab, die Oſtſeite dagegen allmählig, überhaupt aber iſt der Längenausdehnung nach der Charakter des Gebirgs ſehr verſchieden, indem der ſüdliche Theil oder obere S. ſehr rauh, unzugänglich, unfruchtbar und von tiefen engen Thälern, Senkungen und Quervertiefungen durchſchnitten erſcheint, während der nördliche Theil oder untere S. im Allgemeinen viel niedriger, wellenförmiger und deßhalb in ſeinen weiten Thälern bei Weitem fruchtbarer und angebauter iſt. Das Geſtein des Gebirges iſt Urgebirge (Granit, Gneus), hier und da mit Sandſteinſchichten bedeckt und der größte Theil (gegen 300,000 Morgen) mit Schwarzholz (daher der Name) bewachſen, vorzüglich mit Fichten und Weißtannen. Außer der Donau und dem Neckar entſpringen dem S. noch zahlreiche andere Gewäſſer, z. B. die Murg, Kinzig, Enz, Elz, Acher, Wolfach, Nagold, Wutach, Treiſam, Pfinz u. a. m.; auch gibt es mehrere Seen, unter denen der Mummelſee (ſ. d. Art.) der bemerkenswertheſte iſt, und berühmte Heilquellen (ſ. d. Art. Renchthal). Unter den zahlreichen höchſt romantiſchen Thälern nennen wir nur das Kinzig-, Rench-, Murg-, Wieſen- und Gutacherthal, welche zum Theil an die Alpenthäler der Schweitz erinnern, und außerdem den Kniebispaß und das Höllenthal, letzteres hinlänglich bekannt durch Moreau's Rückzug im Oct. 1796. Die Bewohner des S., ungefähr 320,000, nähren ſich von Viehzucht, Holzwirthſchaft, Bergbau (auf Eiſen, Kobalt, Kupfer, Blei und etwas weniges Silber), Induſtrie und Ackerbau. Letzterer iſt nur unbedeutend und nicht zureichend, doch wird der Mangel durch die übrigen Erwerbzweige bei der den Gebirgsbewohnern

eigenthümlichen Genügſamkeit und Thätigkeit hinlänglich erſetzt. Einer der vorzüglichſten Induſtriezweige iſt die Verfertigung von Holzwaaren und Uhren (letztere werden weit verführt, ſelbſt nach Amerika); außerdem auch die Strohflechterei und die Kirſchwaſſer= und Eiſenwaarenfabrikation. — Noch bemerken wir, daß mit dem Namen Schwarzwald bisweilen auch der nördliche, an das Schwarzburgiſche ſtoßende Theil des thüringer Waldes verſtanden wird. 15.

Schweden und Norwegen, lat. Succia; Norvegia; franz. Suède; Norvège; engl. Sweden; Norway; ſchwed. Swerige; Norge, bilden, obwohl unabhängig von einander, doch unter einem gemeinſamen Oberhaupte vereinigt die ſchwediſche Monarchie. Nördlich vom Eismeer, öſtlich von Rußland und der Oſtſee, ſüdlich ebenfalls von letzterer und weſtlich vom Kattegat, Sund und von der Nordſee begrenzt ſtrecken ſich beide auch geographiſch mit einander verbundene Reiche als eine große Halbinſel, deren öſtlichen Hauptheil Schweden, den weſtlichen Norwegen begreift, von Norden nach Süden herab und zwar zwiſchen 20° 22′—49° L. und 55° 32′—71° 11′ N.B. Die ſüdlichſten Puncte Schwedens und Norwegens ſind 55° 22′ und 58°, die nördlichſten 69° 35′ und 71° 11′ (Nordcap). Der Geſammtflächenraum beider Reiche beträgt 13,900 □Meilen, von denen auf Schweden 7910, auf Norwegen 5990 kommen. Betrachtet man die äußere Geſtaltung der ſkandinaviſchen Halbinſel, ſo bemerkt man eine bedeutende Zerriſſenheit der Küſten, doch bei Weitem weniger an der Oſt= und Südküſte, als an der Weſt= und Nordküſte, wo der Einfluß der ſtürmiſchen Nordſee ſichtbarer hervortritt. Hier findet man vorzüglich vom 50° an eine unendliche Menge von Buſen, Buchten (Fiorde), die zwiſchen ſteil abfallenden Felſenbergen oft tief in das Land hineindringen und zwar viele und gute Häfen und Landungsplätze bilden, aber auch wegen der häufigen Strömungen zwiſchen den quer vor der Küſte ſich hinziehenden Klippenreihen und den unzähligen Inſeln nur mit großer Gefahr zu beſchiffen ſind. Am zerriſſenſten iſt die Nordweſt= und Nordküſte Norwegens, wo ſich auch die meiſten und größten Inſeln befinden. Die bedeutendſten Buſen überhaupt ſind an den norwegiſchen Küſten, der Chriſtianiafiord im Kattegat, der Bukke=, (Stavanger)=, der Sogne=, Moldefiord, der Drontheims Leed, der Folden=, Ranen=, Soltens=, Miſtenfiord, der große von dem Feſtlande und den Lofodden gebildete Weſtfiord mit dem Tys= und Ofodenfiord, der Malangerfiord, Lyngenfiord, Quaenangerfiord, Altenfiord, Qualfiord, der große Parſangerfiord, Laxafiord, Tanofiord, Kongsfiord und an der öſtlichen Nordküſte der Warangerfiord. An der ſchwediſchen Küſte gibt es den karlskronaer, norköpinger, ſtockholmer und Dalbuſen etwa ausgenommen, keine bedeutenden Buchten und nur die beiden großen Inſeln Oland und Gothland. Was die innere Geſtaltung der ſkandinaviſchen Halbinſel betrifft, ſo wird dieſelbe durch ein eigenthümliches, dem übrigen Europa ganz fremdes Gebirgsſyſtem, das ſkandinaviſche, hervorgebracht und bedingt. Die Hauptkette dieſes Gebirgs beginnt an der Südſeite Norwegens mit dem Vorgebirge Lindesnaes, nimmt meiſt in nördlicher Hauptrichtung laufend als eine 4000 Fuß hohe Hochebene den ganzen ſüdlichen Theil Norwegens ein, zieht ſich dann der Weſtküſte immer näher tretend und auf die Inſeln übergehend hinauf nach Finnmarken und endet auf dem Vorgebirge des feſten Landes Nordkyn. Bis zum 62½° führt die Hochebene den Namen Langfjeld (fjeld d. h. Felſengebirge) oder thuliſches Gebirge und erhebt ſich im Skagefoldning auf 6738 Fuß; vom 62°—63° dehnt ſich das Dovrefjeld aus, deſſen höchſte Punkte der Skagtöls=Tind (überhaupt der höchſte Gipfel des ganzen Syſtems 7878 Fuß), der Sneehättan (6620 Fuß) und der Syltfjall (6084 Fuß) ſind. Mit dem Dovrefjeld, als dem nördlichen Theile der Hochebene, verbindet ſich hierauf das Kjölengebirge (Sevegebirge), welches im Stifte Drontheim die Grenze gegen Schweden bildet, in ſeiner Fortſetzung aber ſich immer mehr weſtlich wendet und dann auf den Inſeln (Lofod-

don) die vom Hauptſyſteme abhängige Seekette bildet, deren höchſter Punct auf der Inſel Aſtenoe bis 4000 Fuß emporſteigt. Auf dem Feſtlande iſt der höchſte Gipfel der Kjölen der Sulitelma in Schweden (5706 Fuß). Über 68° hinaus folgt das Gebirge der nordöſtlichen Hauptbiegung der Küſte, wo es ſich nach und nach immer mehr verflacht, obwohl nur erſt an den äußerſten Endpunkten des Feſtlandes und der Inſeln. Aus der angegebenen Lage und Richtung des ſkandinaviſchen Gebirges erhellt, daß der Haupttheil deſſelben Norwegen angehört. Erſt unter 61° treten einige Zweige und zwar (wie überhaupt überall) in ſüdöſtlicher Richtung, nach Schweden herüber, die Hochebene ſelbſt aber erſt zwiſchen 62° und 63°. Dieſe öſtliche Abdachung ſenkt ſich allmählig gegen den bothniſchen Meerbuſen in große Ebenen und bildet zum Theil zwiſchen Seitenzweigen große Querthäler (Herjedalen, Guldbrandsdalen, Öſterdalen u. a.), zum Theil flache Hochebenen, wie die Tellemarken und Lappmarken. Der Charakter des Norwegen angehörigen Hauptgebirgsſtocks iſt dem der Alpen ähnlich, nur noch wildromantiſcher als dieſer. Man findet dieſelben Gebirgsſattel, dieſelben ſteil emporſtarrenden Felſengipfel, Eisfelder, Gletſcher, Lavinen, Waſſerfälle u. a., aber, zumal zwiſchen 61° und 62° auf dem Sögnefjeld und Hurrungerne, in großartigerer, ſchrecklicher Geſtalt, unzugänglicher und gefahrvoller für den Reiſenden, zum Theil noch undurchforſcht; überall die ſteilſten Schluchten und Felſenabgründe durchrauſcht von tobenden Bergwäſſern, deren einige Waſſerſtürze bilden, die, wie z. B. der Feigumfoß (Fall) 700 Fuß, der Sevlefoß 1000 Fuß, der Keelfoß ſelbſt 2000 Fuß Fall haben, mithin die Katarakten der Alpen weit übertreffen. Längs der Weſtküſte übrigens erheben ſich am Rande der meilenlangen Buchten meiſt ſenkrechte, häufig von 1000—5000 Fuß emporſtarrende Felſen, die bisweilen ſo nahe zuſammentreten, daß kaum das Tageslicht durch ſie in die Tiefe hinabgelangen kann. Anders iſt es an der ſchwediſchen Küſte, wo die verſchiedenen Höhenzüge bereits in einiger Entfernung vom Meere in völliges Flachland verfließen. Doch ſetzt ſich der Felſenboten in Scheeren (ſ. d. Art.) unter dem Meere noch fort. Im Norden Schwedens findet man auch nicht einmal dieſe ſich verflachenden Bergketten, ſondern ein ungefähr 1600 Fuß erhabenes völlig ebenes Flachland. Der Waſſerreichthum der beiden Königreiche iſt, wie ſich dieß bei der Alpennatur des Gebirgs von ſelbſt verſteht, höchſt bedeutend. Die meiſten großen und langen Flüſſe hat Schweden wegen der allmähligen Abdachung des Gebirges, während Norwegen verhältnißmäßig nur kleine und von kurzem Laufe aufzuweiſen hat, da hier die Fjorden die Stellen der Thäler vertreten. In Schweden ſind die bedeutendſten unter der außerordentlichen Menge von Flüſſen (Elf) folgende: Gotaelf, (der Ausfluß des Wenerſees), Weſt- und Oſtdalelf, Klara, Motala (der Ausfluß des Wetterſee's), Ljusne, Amerelf, Angermanelf, Umeå, Piteå, Luleå, Raneå, Kalix, Tarende, Torneå u. a. m., welche ſämmtlich die Sammelbecken oder Ausflüſſe der Seen ſind. Letzterer gibt es in Schweden eine außerordentliche Menge, unter ihnen höchſt bedeutende, als: der Wenerſee, der Hielmar, Wetter, Mälar, Storſee, Kellenſee, Stor Uman, Stor Afvan, Horn Afvan, Seggat, Luleåſee, Kalixſee, Torneåſee, im Süden der Bolmer-, Asnerſee u. a. Dieſer große Reichthum an Seen und Flüſſen hat Veranlaſſung zur Anlegung von Canälen gegeben, die in Schweden um ſo nöthiger ſind, als die Flüſſe wegen ihrer mit Felſen und Klippen bedeckten Betten faſt nirgends ſchiffbar ſind. Hierher gehören vorzüglich der Trollhättacanal, angelegt zur Schiffbarmachung des Gotaelf, ein Meiſterſtück der Waſſerbaukunſt, welcher aus dem Wenerſee durch die Kette des Kinne-Kulle in den Wetterſee und von hier aus durch 5 kleinere Seen bis Söderköping geht, wo er in die Oſtſee mündet, ſo daß durch ihn alſo (ungefähr 50 Meilen) die Oſtſee mit dem Kattegat in Verbindung gebracht iſt; ferner der Arbogacanal, welcher den Arbogafluß aus dem hielmarſer in den Mälarſee führt; der

Strömsholmcanal, welcher den Mälar durch einen Fluß und mehrere Seen und Schleußen mit dem See Barken im Bezirke Stora Kopparberg verbindet, endlich der Söder-Teljecanal, welcher den Mälar auf dem kürzeſten Wege mit der Oſtſee verbindet. Andere Canäle, wie der Almare-, Stak- und Waddocanal, ſind von geringerer Bedeutung, doch iſt man fortwährend beſchäftigt, das Canalſyſtem zu vervielfältigen, beſonders zur Schiffbarmachung der zur Benutzung der Waldung weſentlich zu gebrauchenden Flüſſe des nördlichen Schwedens. — Nicht minder zahlreich ſind die Gewäſſer Norwegens, doch ſind dieſelben meiſt kurze und reißende Bergflüſſe und nur die, welche der ſüdöſtlichen und ſüdlichen Abdachung folgen, verdienen Bemerkung, wie der Glommen, Drammen, Louven, Nid, Torris und einige andere. Alle aber, die der weſtlichen Abdachung folgen, ſind von kurzem und ſchnellem Laufe, wie z. B. der Namſen, Veſſen, Ranen, Bejeren, Salten, Berdo, Alten ꝛc. Am bedeutendſten iſt noch der Tana im Oſten, welcher auf eine ziemlich lange Strecke die Grenze gegen Rußland ausmacht. Übrigens bilden auch hier die Flüſſe meiſt Abzugscanäle von zahlreichen Seen, deren größere Anzahl Gebirgsſeen ſind. Als die bedeutendſten verdienen angeführt zu werden der Mjöſenſee, der Fämundſee, der Rysvand, der Fyen, Bygdin und Dinſternſee. Moräſte gibt es hier wenige, deſto mehr aber in Schweden, beſonders in den nördlichen Gegenden. Das Klima der beiden Königreiche iſt bei der großen Ausdehnung der Halbinſel ſehr verſchieden und im Norden natürlich rauher und kälter als im Süden. Doch iſt es bemerkenswerth, obwohl aus der geographiſchen Beſchaffenheit leicht erklärlich, daß das Klima in Schweden unter gleichen Breitengraden milder iſt als in Norwegen. Während in Norwegen unter 67° die Schneelinie 3600° Fuß hoch liegt, iſt ſie in Schweden unter gleichem Grade 4400 Fuß, und während ſie hier unter 61° 5800 Fuß iſt, liegt ſie in Norwegen unter demſelben Grade nur 5150 Fuß, ja unter 70° fällt ſie hier bis auf 3300 Fuß und unter 71° bis auf 2016. In Schweden iſt im Süden die Luft völlig der in Norddeutſchland gleich und hier gedeihen Getraide und Obſt aller Art, unter 62° aber hören die härteren Obſtſorten, auch die Eiche und andere Laubbäume auf, während unter 64° noch verſchiedene Hülſenfrüchte, Kohl und Flachs, gedeihen. Weiter hin findet man weder Roggen noch Hafer mehr und unter 69° gedeihen höchſtens noch Rüben und Kartoffeln, aber die Fichten- und Birkenwälder hören auf. In Norwegen iſt mit Ausnahme der ſüdlichen Küſte das Klima, wie ſchon bemerkt, überall kälter und rauher, beſonders auf den nördlichen Gebirgen, wo die Kälte nicht ſelten auf 36° R. ſteigt. Bis 63° findet man, vorzüglich an der Küſte, noch Laubholz, mehrere Obſtſorten bis 64°, Hülſenfrüchte, Hafer, Nüſſe bis 65° und bis 67° Nadelholz, Hanf und Roggen, der in wenigen Wochen reif wird, darüber hinaus aber trifft man nur Birken und unter 69° und weiter blos Strauchwerk und Beeren. Gewitter und Stürme ſind hier (wo wie in Schweden während des Sommers 2 Monate Tag iſt) fürchterlicher als anderswo. Trotz dieſer Strenge des Klima iſt daſſelbe doch geſund und nur in Schweden wirken einige Moraſtgegenden mehr oder minder nachtheilig auf das Wohlbefinden ein. Der Productenreichthum Schwedens und Norwegens iſt, vorzüglich was das Pflanzen- und Thierreich betrifft, im Allgemeinen nicht bedeutend. Roggen findet man in Schweden in mehreren Provinzen ſo viel, daß zumal jetzt, wo dem Ackerbau beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet wird, Zufuhr von Außen immer entbehrlicher wird; nur im Norden iſt der Mangel daran fühlbar; in Norwegen treibt man nur im Süden Roggenbau, obwohl bei Weitem nicht zureichend, ſo daß man hier mehr noch wie in Schweden ſeine Zuflucht zu Gerſten- und Hafermehl, im Norden oft zu Baumrinde, Moos ꝛc. nehmen muß. Beiden Königreichen eigenthümlich, obwohl Norwegen in geringerer Quantität iſt die Kartoffel, jetzt ſehr verbreitet, Hanf, Flachs, Tabak, Hülſenfrüchte und Holz in ungeheurer Menge.

Wein findet ſich hier und da im Süden. Die Viehzucht iſt in Schweden und dem ſüdlichen Norwegen ziemlich bedeutend, wird auch mit hinlänglicher Einſicht betrieben. Dem Norden, beſonders dem norwegiſchen, iſt das Rennthier und das Elenthier eigenthümlich, außerdem gibt es eine große Menge Wild aller Gattungen, Wölfe, Bären, Luchſe, Vielfraße, Pelzwild verſchiedener Arten, wildes Geflügel in Maſſen, an den norwegiſchen Küſten die Eidergans, (hier auch die Wandermaus, Lemming) und in den Flüſſen und den Meeren Fiſche (Herings- und Strömlingsfiſcherei). Der Hauptreichthum der ſkandinaviſchen Halbinſel ſind die Mineralien. Gold und Silber findet ſich zwar in geringerer Menge, deſto mehr aber Eiſen und Kupfer, beides, zumal das erſtere, in einer Güte, wie ſie in keinem andern Lande angetroffen wird. Außerdem gibt es Blei, Schwefel, Alaun, Salpeter, Vitriol und etwas Steinkohle, Porphyr, auch geringere Sorten Marmor, Kalk- und Schleifſteine, in Norwegen auch etwas Kobalt. Kochſalz dagegen fehlt und Seeſalz kann wegen des Klima nur an einigen Orten gewonnen werden. An Mineralquellen iſt ebenfalls Mangel. Die Bewohner der ſkandinaviſchen Halbinſel, zuſammen über 4 Mill. (von denen auf Schweden gegen 3 Mill., auf Norwegen 1,150,000 kommen), ſind der Hauptmaſſe nach Schweden und Norweger (Normannen), beide germaniſcher Abſtammung; außerdem wohnen in den nördlichen Gegenden (Finnmarken) einige Tauſend Finnen und Lappen (ſ. d. Artt.). Die Schweden, in dem Königreiche Schweden die Hauptmaſſe der Bevölkerung, ſind ſtammverwandt mit den Dänen und Norwegern und zeichnen ſich durch ſchlanken oft hohen Wuchs, kraftvollen, dauerhaften Körper, weiße Hautfarbe und ſchöne blaue Augen vortheilhaft aus. Ihr Charakter iſt durchaus ehrenwerth; ſie ſind ernſt, dabei gutmüthig, offen, redlich, uneigennützig, gaſtfreundſchaftlich, religiös, thätig, tapfer und vaterlandsliebend und bewahren, mit Ausnahme der an den Küſten gelegenen Städte, die patriarchaliſche Einfachheit ihrer Vorfahren. Daſſelbe und zum Theil noch in höherm Grade gilt von den Norwegern, nur daß man dieſen nicht ganz mit Unrecht bis zu einem gewiſſen Grade Stolz, Eitelkeit und Ehrgeiz vorwirft. Mehr noch als der Schwede hängt der Norweger an der Sitte der Väter, oft zu ſeinem Nachtheile und Verdruſſe der Regierung, deren Schritte, ſo wohlthätig ſie auch ſein mögen, ſtets mit der größten Eiferſucht bewacht werden. Die Volksbildung iſt in beiden Reichen befriedigend, ebenſo die gelehrte Bildung, in welcher bekanntlich Schweden die Vergleichung mit dem Auslande nie zu ſcheuen gehabt hat. Herrſchende Religion iſt in beiden Reichen die lutheriſche Confeſſion. Über die Sprache vergl. den Art. Skandinaviſche Sprache und Literatur. Was die geſellſchaftlichen Hülfsquellen und Erwerbszweige der Bewohner betrifft, ſo ſind dieſelben außer Ackerbau (in Schweden vorzüglich in den Provinzen Südermanland, Upland, Schonen) und Viehzucht Bergbau, Handel und Induſtrie. Letztere iſt zumal in Norwegen noch im Werden, in Schweden etwas bedeutender und fortwährend im Wachſen begriffen. Man zählt jetzt über 1800 Fabriken mit mehr als 12000 Arbeitern, deren Fabrikate auf 10 Mill. Thaler Banco im Werthe betragen. Vor Allem findet man viele Eiſen- und Stahl-, wie überhaupt ſolche Fabriken, die ſich mit der Verarbeitung der einheimiſchen Mineralien beſchäftigen, obwohl hierin noch viel zu thun übrig bleibt; außerdem gibt es gegen 150 Tuch-, Woll- und Stofffabriken, gegen 50 Baumwollen- und Linnenfabriken, Band- und Strumpffabriken, Leder-, Papier-, Tabak-, Saffian-, Zucker-, Uhr-, Wachstuch- und Lackfabriken, Seifenſiedereien, Färbereien, Kattundruckereien, Spiegelfabriken, Galanteriewaaren-, Tapeten-, Puder- und Stärkefabriken, Glashütten, Eſſigbrauereien u. a. m. In Norwegen insbeſondere hat man zahlreiche Kupfer- und Eiſenwerke, Säge- und Pulvermühlen, Leineweberei und einige andere Gewerbe, darunter höchſt wichtige Fiſcherei, in beiden Königreichen aber

gleich wichtige Holzwirthſchaft und die dahin gehörigen Gewerbe und Beſchäftigungen. Von großer Wichtigkeit iſt der Bergbau, welcher Schweden für die geringe Fruchtbarkeit ſeines Bodens entſchädigt. Man zählt 586 Bergwerke in den beiden Reichen (davon die meiſten in den ſchwediſchen Provinzen Wermeland, Nerike, Dalekarlien und Weſtmanland), welche zuſammen gegen 35000 Arbeiter beſchäftigen und jährlich gegen 10 Mill. Rthlr. Banco Ertrag liefern. Das Eiſen allein, welches vorzüglich in Ermeland, Upland (hier die wichtigſte Eiſengrube Danemora), Südermanland und Oſtgothland gefunden wird, hat 8300000 Rthlr. Banco an Werth, nächſt ihm gibt das Kupfer (Falun in der Provinz Dalarne iſt das wichtigſte Werk) gegen 800000 Rthlr. Banco Ertrag, Zinn 135000 Rthlr. Banco, Kobalt 155000 Rthlr. Banco und Alaun 182000 Rthlr. Banco, Silber dagegen nur 60000 Rthlr. Banco. Der Handel iſt ſehr lebhaft, obwohl die Bilanz im Allgemeinen für Schweden nicht günſtig iſt; mehr gewinnt Norwegen durch den Handel (viel Schmuggelhandel) mit England. Zur Ausfuhr kommen vorzüglich Metalle (Eiſen, Kupfer) und Holz, wofür das Ausland hauptſächlich Wein, Tuch, Leinwand, Getraide, Kunſt- und Luxusgegenſtände einführt. Die Einfuhr überſteigt bis jetzt die Ausfuhr jährlich um faſt 4 Mill. Thaler. Der Verkehr im Innern iſt vorzüglich in Schweden, wo er durch treffliche Straßen und Canäle ſehr erleichtert wird, lebhaft und einträglich, weniger in Norwegen, mit theilweiſer Ausnahme des Südens. — Die Verfaſſung Schwedens und Norwegens iſt monarchiſch, beſchränkt durch Reichsſtände, keineswegs aber in beiden Reichen gleich. Während in Schweden die Reichsſtände (Ritterſchaft, Geiſtlichkeit, Bürger und Bauern) allerdings wichtige Rechte und Befugniſſe haben, iſt der König noch mehr in Norwegen durch den Storthing beſchränkt und zwar ſo, daß er nicht einmal ein unbedingtes veto hat. In Schweden beſitzt der zahlreiche Adel noch große Vorrechte und ſein Einfluß auf die Verhandlungen des Reichstags iſt um ſo überwiegender, als er bis auf 1200 Mitglieder zu dieſem ſenden kann, während die Geiſtlichkeit höchſtens 80, die Bürger bis 100 und der Bauernſtand nur wenig über 100 Abgeordnete zu ſtellen haben. Ein großer Übelſtand iſt hier die abgeſonderte Berathung der 4 verſchiedenen Stände und der Umſtand, daß der Reichstag ſich geſetzlich nur alle 5 Jahre verſammelt, nicht gerechnet eine Menge von Formalitäten, welche den Geſchäftsgang außerordentlich erſchweren. Einfacher, aber auch bei Weitem freier, vielleicht die freieſte, iſt die Verfaſſung Norwegens. Hier übt das geſammte Volk die geſetzgebende Gewalt durch den Storthing (d. i. wörtlich: große Verſammlung) und zwar unter völlig gleichen, nur durch einige wenig drückende Bedingungen hinſichtlich des Grundbeſitzes beſchränkten Rechten. Der Storthing zerfällt in 2 Kammern, das Lagthing und das Adelsthing. Jenes nach geſchehenen Wahlen aus und von dem geſammten Storthing ſelbſt gewählt bildet als erſte Kammer den eigentlich geſetzgebenden, dieſes, die Verſammlung der Grundeigenthümer, denen die Initiative zuſteht, den berathenden Körper; doch ſind beide nicht weſentlich von einander getrennt. Der Adel und überhaupt alle erblichen Rechte ſind ſeit 1814 abgeſchafft. Die Hauptprärogative der norwegiſchen Reichsverſammlung beſteht darin, daß jede Propoſition nach dreimaliger Annahme auch ohne den Willen des Königs geſetzliche Kraft erhält. Übrigens müſſen alle Verhandlungen des königlichen Staatsraths regiſtrirt und alle Ordonnanzen vom norwegiſchen Staatsminiſter, welcher dem Storthing verantwortlich iſt, contraſignirt werden. Die Mitglieder des Lagthing vereint mit dem höchſten Gerichtshofe (Hojeſteret) bilden den Reichsgerichtshof (Rigsret). Der König darf mit ſeinem Staatsrathe, dem in Schweden die Leitung der eigentlichen Regierungsgeſchäfte obliegt, über norwegiſche Angelegenheiten nur in Gegenwart des norwegiſchen Staatsminiſters und der norwegiſchen Reichsräthe verhandeln und nur das einzige Vorrecht hat er, den

Storthing, wenn er über 3 Monate beiſammen bleibt, auflöſen zu können. Was die Juſtizverfaſſung, insbeſondere in Schweden, betrifft, ſo iſt dieſelbe im Allgemeinen wohl geordnet und vielleicht nur wegen der Menge der einzelnen Gerichte etwas zu complicirt. Als Inſtanzen beſtehen Hårards- und Lagmansgerichte, das Hofgericht und das aus 6 adeligen und 6 nichtadeligen Juſtizräthen beſtehende oberſte königliche Gericht. Die Lage des Landbeſitzers oder Bauern in Schweden iſt, ohne ausgezeichnet zu ſein, doch nicht drückend. Leibeigenſchaft kennt man hier nicht; doch unterſcheidet man 3 Arten von Gütern oder Hemmans: Skattehemmans, völlig freie Güter; Kronohemmans, urſprünglich der Krone gehörige Güter, welche von Erbpächtern beſeſſen werden, und Frälſehemmans, adelige Güter, deren Bewirthſchafter den Beſitzern mancherlei Dienſte zu leiſten, dafür aber Befreiung von gewiſſen Abgaben haben. Die meiſten Laſten ruhen auf dem Skatte- und Kronohemmans. Die Finanzen Schwedens ſind in gutem Zuſtande. Ihr Verwaltungsſyſtem beruht auf der im Jahre 1557 gegründeten Bank, welche unabhängig von der Regierung, aber beaufſichtigt von einer durch den Reichstag ernannten Commiſſion das Hauptdepot ſämmtlicher Einkünfte des Staats ausmacht. Letztere beſtehen hauptſächlich aus der Grundſteuer (Grundskatt), dem Zehnten von Minen, Schmelzhütten, Äckern ꝛc. und der Kopfſteuer und betragen nebſt einer beſondern Einkommenſteuer (Bevillning) im Jahre durchſchnittlich $9\frac{1}{2}$ Mill. Rthlr. Banco. Außer dieſen in die Staatscaſſe fließenden Summen hat das Land noch ungefähr $7\frac{1}{2}$ Mill. für andere Zwecke, wie Beſoldung der Geiſtlichen, der Milizen, an Frohnen ꝛc. aufzubringen. Die Ausgaben betragen durchſchnittlich 8 Mill. Rthlr. Banco im Jahre, und zwar erhält davon der König als Civilliſte 719,273 Rthlr. Banco, die Civilverwaltung über 2 Mill. und die Landarmee und Marine faſt $4\frac{1}{2}$ Millionen. Die Schulden überſteigen jetzt nicht 400,000 Rthlr. Banco, doch ſchuldet außerdem der Staat dem Könige und der regierenden Dynaſtie eine permanente Rente von 200,000 Rthlr. Banco. Übrigens beläuft ſich die Maſſe der circulirenden Bankſcheine auf $33\frac{1}{2}$ Mill. Rthlr. Banco, deren Metallwerth $12\frac{1}{2}$ Mill. beträgt; ſonſt aber beſitzt die Bank noch mehr als 6 Mill. in Gold und Silber. In Norwegen hat die geſammte Einnahme im Jahre 1835 831,944 Speciesthlr. 93 Schill. Silber und 2,116,252 Speciesthlr. $27\frac{1}{2}$ Schill. Zettel betragen; die Ausgabe 406,324 Speciesthlr. 87 Schill. Silber und 2,124,531 Speciesthlr. $20\frac{1}{6}$ Schill. Zettel. Der Caſſenbehalt nach der Rechnung vom vorübergehenden Jahre, 387,218 Speciesthlr. $77\frac{5}{6}$ Schill. Silber und 246,091 Speciesthlr. $119\frac{7}{8}$ Schill. Zettel, wurde von 1835 auf das gegenwärtige Jahr übertragen mit 812,838 Speciesthlr. $83\frac{5}{6}$ Schill. Silber und 237,913 Speciesthlr. $7\frac{5}{24}$ Schill. Zettel. Die Zolleinahme hat gebracht 1,071,760 Speciesthlr. 67 Schill. Silber und 537,652 Speciesthlr. $108\frac{1}{2}$ Schill. Zettel, demnach mehr als in den 3 vorhergegangenen Jahren. Das Schuldenweſen wird gut verwaltet und es ſteht zu erwarten, daß im Jahre 1846 alle Schuld getilgt ſein wird. Als Civilliſte erhält der König 120,000 Speciesthlr. — Schwedens Kriegsmacht ſteht jetzt auf einem Achtung gebietenden Fuße. Die Landmacht, aus der Armee indelta (d. i. ſolche Regimenter, welche von gewiſſen Ländereien und Domänen erhalten werden), der Vaerfvade (ſtehende recrutirte Truppen) und der Bevearing (Landwehr) zuſammengeſetzt, beläuft ſich auf 171,000 Mann und iſt trefflich organiſirt und geübt; nicht minder impoſant iſt die Seemacht, welche gegenwärtig aus 11 Linienſchiffen, 8 Fregatten, 4 Corvetten und 6 Briggs zuſammen mit 1260 Kanonen beſteht; wozu aber noch die ſogenannte Flotille oder Scheerenflotte (ſ. d. Art.) mit 287 größeren und kleineren Fahrzeugen gerechnet werden muß. Die Bemannung der ſämmtlichen Fahrzeuge überſteigt 24,000. In Norwegen belaufen ſich die Landtruppen auf etwa 12,000, doch iſt nie mehr als $\frac{1}{6}$ im Dienſte. Die Seemacht beſteht aus 130—140 Fahr-

zeugen, mit Ausnahme einiger Briggs und Schooner, meiſt Kanonirböte und Joͤhlen. Das hierzu gehörige Schiffsvolk beſteht aus 5700 Mann. — Orden hat S. 4, nämlich den Seraphinenorden, den militairiſchen Schwertorden, den Nordſternorden und den Waſaorden; außerdem beſteht noch ein Orden für ausgezeichnete Glieder des Freimaurerordens. — Topographie. I. Schweden iſt zum Behuf der Verwaltung in Läne (25), Voigteien (115) und Häradet oder Diſtricte getheilt, doch behalten wir hier die alte hiſtoriſche Eintheilung in 3 Haupt- und 24 Unterabtheilungen bei. Bemerkenswerthe Ortſchaften ſind: 1) im Svealand oder dem eigentlichen Schweden und zwar in der Provinz Upland: Stockholm (ſ. d. Art.), die Haupt- und Reſidenzſtadt; Upſala mit 4800 Einw- und berühmter Univerſität, Sitz des Erzbiſchofs; Danemora, Bergſtadt (ſ. oben); Elfkarleby mit großem Jahrmarkte; Enköping (1300 Einw.); Södertelge (1000 Einw.); Waxholm auf einer Inſel im Mälar mit 1100 Einw. und der zum Schutze der Hauptſtadt dienenden Citadelle Frederiksborg; in Weſtmanland: Weſterås am Mälar (3500 Einw.), Sitz eines Biſchofs; Sala (2200 Einw.) mit Silberbergwerk; Arboga (1600 Einw.); in Dalarne, einem durch die Eigenthümlichkeiten ſeiner freiheitsliebenden Bewohner, der Dalekarlier, bekannten Berglande: Noor, Falun (4500 Einw.) mit dem wichtigſten Kupferbergwerke Schwedens; Elfedalen, Hedemora, Aveſtadt; in Nerike: Örebro (3600 Einw.), Nora, Askerſund; in Südermanland: Nyköping (2700 Einw.), Hafenſtadt mit lebhaftem Handel; Eskilstuna (2000 Einw.) und Strängnäs mit bedeutenden Fabriken. 2) Götaland. In Oſtgötaland: Linköping (3100 Einw.), Biſchofsſitz; Norköping am Motala (10,600 Einw.), eine der wichtigſten Hafen-, Handels- und Fabrikſtädte des Reichs; Wadſtena (1400 Einw.); Söderköping; in Småland: Jönköping (3600 Einw.), Handels- und Fabrikſtadt, in der Nähe Gold- und Eiſengruben; Calmar der Inſel Öland gegenüber (5100 Einw.), wichtige Feſtung, Hafen- und Handelsſtadt, Biſchofsſitz; Weſterwik (3200 Einw.), bedeutende Seeſtadt, Kobaltwerk; Wexiö, Biſchofsſitz. Hierher gehört auch die fruchtbare und gut angebaute Inſel Gotland (52 □Meil.) mit der Stadt Wisby (4100 Einw.), einem bedeutenden Handelsplatze, und die Inſel Öland (1½ Meile breit, 16 Meil. lang) mit ungefähr 30000 Einw., und den Städten Borgholm und Borga; in Skåne oder Schonen, der ſüdlichſten und fruchtbarſten Provinz: Yſtadt (3600 Einw.), Hafen- und Fabrikſtadt; Chriſtianſtadt, mit dem 2 Meilen entfernten Hafen Ahus (3000 Einw.); Malmö (7100 Einw.), Handel und Fabriken; Helſingborg (2400 Einw.), Hafen, Seebad; Lund (3700 Einw.), Univerſitäts- und Handelsſtadt, Biſchofsſitz; Landskrona (3000 Einw.), Hafen- und Handelsſtadt am Sunde, wichtige Feſtung; in Halland: Warborg und Halmſtadt; in Weſter-Götaland: Götaborg, (Gotenburg) mit 25200 Einw. am Kattegat, nächſt Stockholm die bedeutendſte Stadt Schwedens, ſchön und regelmäßig gebaut, mit 2 Häfen und 3 Citadellen, Sitz eines Biſchofs und höchſt wichtig durch Handel und Gewerbe; Skara; Boras; Marieſtadt; Alingſas; in dem rauhen Gebirgslande Bohuslaud: die Hafenſtadt Marſtrand (1300 Einw.); Udewalla und Strömſtadt ebenfalls Hafen- und lebhafte Handelsſtädte; in Wermeland: Karlſtadt, Biſchofsſitz mit (2400 Einw.); Philippſtadt; Chriſtineham; in Dalsland: Wenersborg (2000 Einw.) und Amal. 3) Norrland (Nordland). In Geſtrikland: die ſchöne Hafen-, Handels- und Fabrikſtadt Gefle (6900 Einw.), Biſchofsſitz; in Helſingland: Hudikswall und Söderham; in Medelpad: die Hafenſtadt Sundswall (1600 Einw.); in dem öden Gebirgslande Herjedalen: Ljusnedal; in Angermanland: die Hafenſtadt Hernoſand (1900 Einw.), Biſchofsſitz; in Jämtland: Öſterſund und in Weſter-Botten, einer durch finniſche Coloniſten gut angebauten Provinz: die Hafen- und Handelsſtädte Piteå, Luleå und Umeå. Endlich gehören noch hierher

Lappmarken oder Lappland, bewohnt von Lappen (ſ. d. Art.) und einigen tauſend ſchwediſchen, deutſchen und finniſchen Coloniſten. Es zerfällt in mehrere Provinzen, hat aber keine Städte, ſondern nur einige ſchlechte Dörfer. II. Norwegen zerfällt in die 4 Stifte Chriſtiania, Chriſtianſand, Bergen und Drontheim (Tronthjem). Bemerkenswerth ſind in Chriſtiania: die Stadt Chriſtiania (ſ. d. Art.), Hauptſtadt Norwegens; Friedrichſtadt, Hafenſtadt und Feſtung (2100 Einw.); Mos (2000 Einw.), Friedrichshall (4900 Einw.); Kongsberg (ſ. d. Art.); Tönsberg; Skeen; Modum mit einem ſehr bedeutenden Blaufarbenwerke; Drammen (8000 Einw.), wichtiger Handel; Hafenſtadt Laurwig (2000 Einw.); in Chriſtianſand: die Stadt gleiches Namens (7500 Einw.), mit Hafen, in der Nähe Eiſenwerke; Hafenſtadt Stavanger (3900 Einw.); in Bergen: Bergen am Waagfiord (21500 Einw.), mit großem Hafen, wichtigem Handel und Gewerbebetriebe; in Drontheim: Drontheim (9500 Einw.), Bisthum, bedeutende Ausfuhr; Roeraas hoch im Gebirge (3000 Einw.); Chriſtianſund (1900 Einw.), Hafen- und Handelsſtadt, wichtige Fiſcherei. Auf den hierher gehörigen rauhen und ſtürmiſchen nur wenig bebauten Loffodeninſeln, deren Einwohnerzahl auf 8000 anzuſchlagen iſt, liegen nur wenige unbedeutende Flecken, ſonſt nur zerſtreute Fiſcherwohnungen. Die Hauptinſeln ſind: Oſt- und Weſtwaagoe, Moskonäsoe, Moskoe, Flagſtadoe, Andoe, Langoe, Hindoe u. a. In dem nördlichſten Theile Norwegens endlich, Finnmarken (dem norwegiſchem Lappland), einem rauhen, öden, völlig unangebauten von Finnen und Lappen (ſ. d. Artt.) bewohnten Lande, finden ſich nur wenige Orte. Die wichtigſten ſind: Altengaard (69° 65′); Hammerfeſt, an einem Buſen der Inſel Qualoe, eine Hafenſtadt, wichtig durch ihren Verkehr mit den Ruſſen und Engländern, Wallfiſchfang und Stockfiſchfang, ſo wie als Station für ruſſiſche Getreideſchiffe; ferner Kielvig, kleiner Hafenort auf der am nördlichſten gelegenen Inſel Mageroe, und das Dorf Kautokeino auf der von 4000 Fuß hohen Gebirgen durchzogenen Inſel Seyland. — Geſchichte des ſchwediſchen Staats, I. Schwedens. Es ſcheint keinem Zweifel unterworfen zu ſein, daß S. von Alters her von 2 verſchiedenen Völkern bewohnt war, deren eines dem germaniſchen, das andere dem finniſchen Stamme angehörte. Schon Tacitus erwähnt die Finnen (Lappen, Quänen, Permier) und nennt zu gleicher Zeit die Sueven, als im ſüdlichen Theile Schwedens ſeßhaft. Übrigens möchte die Ableitung des Namens S. immer ſehr ſchwer nachzuweiſen ſein; am Wahrſcheinlichſten iſt die Annahme, daß er, als Gegenſatz von Norwegen, Süden bedeute, oder was noch annehmbarer erſcheint, von der Art und Weiſe der Urbarmachung des Bodens (indem man das Holz auf dem Boden verbrannte und in die Aſche Korn ſäete, wofür man noch jetzt den Ausdruck Swedjeland, d. i. Brennland, kennt) herzuleiten ſei. Die Einwanderung der Gothen ſetzt man gewöhnlich um 50 v. Chr. und zwar wird Odin (ſ. d. Art.) von der Sage als ihr Heerführer bezeichnet; ob aber ein wirklicher Stammunterſchied zwiſchen Gothen und Schweden beſtanden habe, iſt zweifelhaft, möchte aber anzunehmen ſein, da man weiß, daß ſpäter beide Völker noch lange in heftigem Zwieſpalte lebten. Die Geſchichte der ſkandinaviſchen Halbinſel in den erſten Jahrhunderten n. Chr. bleibt dunkel und erſcheint ſelbſt ſpäter, als das Chriſtenthum eingeführt war, zum großen Theile noch mit der Sage vermiſcht. Als Grundzug des Volkslebens findet man ſchon in den früheſten Zeiten die königliche Gewalt, hervorgerufen ohne Zweifel durch die bei der Hauptbeſchäftigung, der Seeräuberei, bald für nothwendig erkannte engere Verbindung der einzelnen Stämme. Jeder der letzteren hatte ſeinen König (Fylkiskong), doch wurde, obwohl ſtets nur perſönlich, ein Oberkönig (Thiodkong) anerkannt, welchem insbeſondere die Sorge um den Götterdienſt oblag. Die ſogenannten See- und Waldkönige waren meiſt Fürſtenſöhne, die Gefolge um ſich verſammelten und Heereszüge unternahmen, ohne

aber in der Heimath ſelbſt eigentlich königliche Gewalt ausüben zu dürfen. In den alten Geſchlechtsregiſtern wird außer Odin's Geſchlechte noch ein Königshaus der Formother erwähnt und die Sage erzählt, daß Odin von dem aus dieſem Geſchlechte ſtammenden Könige Gylfe freundliche Aufnahme gefunden habe, worauf ſich ſeine Nachkommen nach und nach der Oberherrſchaft bemächtigten und bis in das IX. Jahrh. unter dem Namen Ynglingar herrſchten. Der letzte Ynglingar, Ingiald Illrade, berichtet die Sage weiter, hatte ſich durch Unterdrückung der Fylkiskönige und ſonſtige Unthaten verhaßt gemacht und unterlag dem däniſchen und norwegiſchen Könige Widfame, deſſen Sohn, Harald Hildetan, S. bis 735 beherrſchte. Später bemächtigte ſich der hochgefeierte Dänenheld, Regner Lodbrog, des Reichs, welches nun mehrere Jahrhunderte bei deſſen Familie blieb. Als Regenten werden unter andern Biörn Järnſida, Erich, Refil, Edmund, Oluf, Ring (oft mehrere eines Namens) genannt, deren Thaten indeß, mit Ausnahme Erich's des Sieghaften, faſt durchaus der Sage angehören. Des Letztgenannten (ſtarb 793) Sohn, Oluf, erſcheint als der erſte chriſtliche König in S., obwohl neben dem neuen Cultus der alte noch geraume Zeit fortdauerte. Übrigens machte ſich Oluf die meiſten Unterkönige, zumal die von Gothland, zinspflichtig und nannte ſich nicht, wie ſeine Vorfahren, König von Upſala, ſondern zuerſt König von S. Unter ſeinem tapfern Sohne, Anund (1024—1051), ward mit Erfolg gegen den kriegeriſchen Kanut den Großen von Dänemark gekämpft, doch erloſch ſchon mit deſſen Bruder, Edmund, der Mannsſtamm des Regner Lodbrog. Die Krone fiel hierauf an Anund's Schwiegerſohn, Stenkil; indeß konnte er ſich nur mit Mühe gegen ſeine Unterthanen halten und ſein Sohn Ingo mußte die Herrſchaft erſt Hako dem Rothen von Weſtgothland abkämpfen (1112), fiel aber bald darauf durch Meuchelmord. Mit Ingo II. erloſch um das Jahr 1130 auch das Geſchlecht Stenkil's, worauf zwiſchen Gothen und Schweden ein blutiger Zwiſt um die Thronfolge ausbrach. Nach langem erbitterten Kampfe, in welchen ſich auch die Dänen mengten, wurde zwar ein Eingeborener, Swerker, der Sohn eines gothländiſchen Jarls, als König allgemein anerkannt, doch fiel er bereits im Jahre 1150 durch Meuchelmord und Karl, ſein Sohn, ward nun von den Gothen gewählt, während die Schweden Erich (IX.), genannt der Heilige, aus dem Geſchlechte Bonde, zum Könige ausriefen. Dieß legte den Keim zu neuer Zwietracht. Zwar blieb zwiſchen beiden Herrſchern einige Jahre Friede, als aber Erich 1160 von dem Dänen Magnus gemeuchelmordet wurde und Karl, der Gothenkönig, nun auch Schwedens ſich bemächtigte, erregte Kanut, Erich's Sohn, blutige Unruhen, welche im Jahre 1167 vorläufig mit Karl's Ermordung endeten. Nach Kanut's Tode im Jahre 1196 gelangte Swerker II., Karl's Sohn, obwohl nicht ohne hartnäckigen Kampf gegen Erich, Kanut's Sohn, auf den Thron, den er aber 1210 an Erich abtreten mußte. Mit Johann, Swerker's II. Sohn, erloſch übrigens im Jahre 1222 das Swerker'ſche Geſchlecht und Erich der Lispler, der letzte aus Erich's des Heiligen Stamme, ward einige Jahre ſpäter durch den Folkunger Kanut Johannſon vertrieben, kam jedoch zurück und herrſchte noch ungeſtört bis zum Jahre 1250. Nach ſeinem Tode ward Waldemar, Birger's Sohn, aus dem Geſchlechte der Folkunger, zum Könige erwählt, doch führte in der That ſein Vater die Regierung, der ſich um den Flor Stockholms, ſo wie um die Geſetzgebung des Landes ſehr verdient machte, in ſofern aber eine große Unklugheit beging, daß er ſeinen übrigen Söhnen, Magnus, Erich und Benvit, beſondere Landestheile überließ, ein Umſtand, welchen Magnus bald benutzte, um nach des Vaters Tode im Jahre 1266 die Krone an ſich zu bringen. Waldemar ſtarb in Gefangenſchaft (1302). In den Zeiten ſolcher Verwirrung mußte ſich natürlich der Zuſtand des Landes eher verſchlimmern, als verbeſſern und nur der überwiegende Einfluß der Geiſtlichkeit, ſonſt wohl nicht wohlthätig, konnte unter

ſolchen Umſtänden einen Rückfall in völlige Barbarei verhindern; auch erwarb ſich König Magnus mancherlei Verdienſte um die innere Ruhe und den Wohlſtand des Volks; aber bei ſeinem Tode (1290) war ſein erſtgeborener Sohn Birger noch unmündig und nur dem kräftigen Vormunde, Thorkel Knutsſon, verdankte S. die einſtweilige Fortdauer der Ruhe, bis im Jahre 1306, wo der kräftige Verweſer der Cabale ſeiner Feinde unterlag und Erich und Waldemar, die beiden anderen Söhne des Königs Magnus, unſeligen Bruderzwiſt erhoben. Nach mehrjähriger Verwirrung erhielt ſich zwar Birger durch däniſche Einmiſchung als Oberkönig (1310), aber der Meuchelmord der Brüder im Jahre 1317 erregte neuen Parteikampf, der endlich den Anſtifter deſſelben zur Flucht nach Dänemark nöthigte, wo er 1321 ſtarb. Den Thron beſtieg jetzt Erich's Sohn, Magnus (Smek), doch führte für ihn der weiſe und tapfere Ketilmund 12 Jahre lang die Vormundſchaft, ſehr zum Frommen des Landes, deſſen Gebiet er durch die Provinz Schonen vergrößerte. Magnus ſelbſt, der 1319 auch König von Norwegen geworden war, regierte anfangs nicht minder löblich, ließ ſich aber aus Eitelkeit zu einem ſchlecht vorbereiteten und darum unglücklichen Feldzuge gegen die Ruſſen verleiten und erregte dadurch ſo heftige Unzufriedenheit, daß er durch den Adel genöthigt wurde, ſeinem Sohne Erich die Hälfte des Reichs abzutreten. Letzterer ſtarb indeß 1358 und Magnus verlobte nun ſeinen zweiten Sohn Hakon, welcher ſeit 1350 König von Norwegen war, mit Margaretha (ſ. d. Art.), der Tochter des däniſchen Königs Waldemar, mußte aber gegen Letztern, dem er Schonen, Blekingen und Halland abgetreten hatte, auf Veranlaſſung des erbitterten Adels zu Felde ziehen (1361), um ihn an der Beſitznahme Schonens zu hindern. Nach mancherlei Zwiſtigkeiten, ſelbſt mit ſeinem Sohne Hakon, der ſich unterdeſſen mit der Margaretha vermählt hatte, gerieth er in einen neuen ungleich gefährlichern Kampf mit Albrecht von Meklenburg, den ein großer Theil des Adels, ſelbſt mit Übergehung Hakon's, zum Könige gewählt hatte. Obgleich unterſtützt von Norwegen und Dänemark verlor er dennoch im Jahre 1365 in der Schlacht bei Enköping mit ſeiner Freiheit jede Ausſicht auf Wiedergewinn der Krone und Albrecht behauptete ſich nach noch ſechsjährigem Kampfe gegen Dänemark in Schwedens Beſitz. Bei größerer Vorſicht hätte er auch ſeinem Hauſe die Krone ſichern mögen, allein unkluge Begünſtigung der Deutſchen, ſo wie drückende Auflagen entfremdeten ihm Adel und Volk und ſo fand er bereits bei einem Verſuche, nach dem Tode Waldemar's im Jahre 1375 Schonen zurückzuerobern, nicht nur wenig Beiſtand, ſondern er konnte auch nicht einmal verhindern, daß ſich Margaretha von Dänemark, die nach Hakon's Tode 1380 auch als Königin von Norwegen anerkannt wurde, in S. eine täglich anwachſende Partei gewann. In ſeinem Übermuthe indeß erklärte er 1389 den Krieg, ward aber bei Falköping geſchlagen und gefangen und 7 Jahre lang auf dem Schloſſe Lindholm eingeſperrt. Unterdeſſen dauerte der Kampf, welchen für Albrecht außer ſeiner nur ſchwachen Partei die Hanſeſtädte nebſt den holſteinſchen und meklenburgſchen Fürſten fortführten, noch fort, ohne aber zu erwünſchtem Reſultate zu führen; denn Albrecht mußte zuletzt Stockholm, den letzten Anhaltepunkt ſeiner Partei, um nur wieder frei zu werden, übergeben. Müde der nutzloſen Anſtrengungen begab er ſich hierauf mit Aufgeben ſeiner Anſprüche nach Meklenburg zurück (1397). In demſelben Jahre gelang es der Königin Margaretha, ihren langgenährten Lieblingsplan, die drei nordiſchen Reiche, S., Norwegen und Dänemark zu vereinigen, durchzuſetzen, indem die verſammelten Stände zu Calmar (ſ. d. Art.), den Enkel der Schweſter Margarethen's, Heinrich von Pommern (Erich [XIII. oder in Dänemark IX.] genannt) als König der drei Reiche anerkannten. In der That aber regierte Margaretha bis zu ihrem Tode im Jahre 1412. — Der Zuſtand des Reichs hatte ſich in den letzten Jahrhunderten nur langſam verbeſſert, was bei den fortwährenden blutigen Kämpfen nicht

Wunder nehmen kann. Indeſs war doch in der Rechtspflege manches Erfreuliche geſchehen und namentlich neben dem bereits im XIII. Jahrh. aufgezeichneten upländiſchen und dem weſtgothländiſchen Geſetze auch das römiſche Recht in Aufnahme gekommen. Die königliche Gewalt war ziemlich genau beſtimmt und früher anſehnlich; zu Ende des XIV. Jahrh. aber wurde ſie durch die Mitglieder des Reichsraths bedeutend geſchmälert und von dem reich und mächtig gewordenen Adel hart und meiſt mit Erfolg bekämpft. Unter ſolchen Umſtänden fiel aller Druck auf den Bauernſtand, der daher bei dem noch niedrigen Stande des Landbaues und der Viehzucht in groſsem Elende ſchmachtete. Der Handel war meiſt in den Händen der Hanſe und nur Wisby auf Gothland von Bedeutung, doch auch zu Ende des XIV. Jahrh. bereits wieder im Sinken begriffen. Die gröſste Wichtigkeit hatte auch damals ſchon der Bergbau, beſonders das alte Kupferwerk zu Falun. — Die Vereinigung der 3 Königreiche trug für keines erſprieſsliche Folgen, am Wenigſten für S., und ſelbſt dann, wenn zweckmäſsigere Maſsregeln, als es geſchah, zur Erhaltung der Verbindung getroffen worden wären, hätte ſchwerlich der verjährte Haſs dieſer 3 Volksſtämme ausgerottet werden mögen. Noch bei Lebzeiten der Margaretha zeigte ſich Unzufriedenheit wegen Bevorzugung der Dänen und der drückenden Auflagen, die Erich zur Fortſetzung ſeines um Schleswig begonnenen Kriegs ausſchreiben muſste; noch ſchlimmer ward es nach ihrem Tode, wo die Bedrückungen der Dänen ſich bis zu ſyſtematiſcher Grauſamkeit ſteigerten, ſo daſs endlich ein edler Schwede, Engelbrecht Engelbrechtſen, die Fahne des Aufruhrs erhob. Auf dem Reichstage zu Wadſtena im Jahre 1434 ward dem Könige der Gehorſam aufgekündigt, doch lieſs man ſich bald darauf den ſtrengen und grauſamen Karl Knudſon zum Reichsvorſteher aufdringen und beugte ſich nach der Ermordung Engelbrecht's und der Hinrichtung eines andern Freiheitskämpfers, Erich Pache's, geduldig unter das Joch. Der König Erich war unterdeſs von den Dänen abgeſetzt und an ſeiner Stelle ſein Neffe, Chriſtoph, Pfalzgraf von Baiern, anfangs zum Reichsverweſer, dann zum Könige erwählt worden. Auch dieſen erkannte S. an, im Jahre 1443, obwohl er eben ſo wenig wie Erich es vermocht hatte, die verſchiedenartigen Intereſſen zu vereinigen verſtand. Doch erhielt er wenigſtens die äuſsere Ruhe bis zu ſeinem Tode im Jahre 1448. Unter den jetzt in S. hin und her ſtreitenden Parteien drang die, welche einen unabhängigen König wünſchte, durch und Karl (VIII.) Knudſon ward auf den Thron erhoben, während die Dänen und Norweger Chriſtian I. von Oldenburg erwählten. Bald gab der Beſitz von Gothland Anlaſs zu Zwiſt zwiſchen beiden Herrſchern und Karl's Verſuch, ſich auch Norwegen zu unterwerfen, diente nur dazu, die Streitigkeiten zu vermehren. Zwar ward im Jahre 1450 eine Übereinkunft dahin getroffen, daſs die calmariſche Union aufrecht erhalten werde und der König, welcher den andern überleben würde, in den Beſitz der 3 Königreiche kommen ſolle, allein Karl ſelbſt erneuerte die Feindſeligkeiten, obwohl zu ſeinem Unglücke, da ſich inmitten des Reichs ebenfalls eine ſtarke Partei gegen ihn erhob. So ſah ſich Chriſtian I. im Jahre 1457 mit Bewilligung der Reichsſtände auch im Beſitze Schwedens und die calmariſche Union ward von Neuem beſtätigt. Die anfängliche Ruhe litt indeſs bald Störung; Chriſtian I. muſste vor einer anſehnlichen Partei, an deren Spitze der Erzbiſchof ſtand, zurückweichen und nach einigen Wechſelfällen im Jahre 1464 dem wiederherbeigerufenen Karl die ſchwediſche Krone überlaſſen. Auch behauptete ſich Letzterer bis zu ſeinem Tode im Jahre 1470 und ſelbſt jetzt ſcheiterten alle Verſuche Chriſtian's, ſich wieder in S. feſtzuſetzen, an der Tapferkeit des zum Reichsvorſteher erwählten hoch verdienten Sten Sture, welcher ohne Unterbrechung die Ruhe Schwedens ungeſtört bis 1481 erhielt. In dem genannten Jahre ſtarb Chriſtian I., und deſſen Sohn, Johann, berief nun die ſchwediſchen Stände zur Königswahl nach Halmſtadt. Nach langer Unterhandlung kam endlich im Jahre

1483 der calmariſche Receß zu Stande, in welchem Johann gegen Übernahme von mancherlei Verpflichtungen als König von S. anerkannt wurde. Sten Sture wußte anfangs zwar ſeine faſt unumſchränkte Gewalt zu behaupten und ließ es, von den Hanſeaten unterſtützt, zum offenen Kriege kommen, unterlag aber den Machinationen einer Partei des Adels, die im Jahre 1497 ſeine Entſetzung durchſetzte und den König Johann trotz des Widerſpruchs der geſammten Geiſtlichkeit ins Land rief. Indeß war nur wenig damit gewonnen, indem bereits im Jahre 1500 in Folge eines unglücklichen Kriegszugs des Königs gegen die Ditmarſchen von Neuem der Parteigeiſt ausbrach, in Folge deſſen der alte Sten Sture abermals an das Ruder gelangte. Auch nach deſſen Tode im Jahre 1503 hatten die Anſtrengungen des Königs wenig Erfolg und Suante Sture behauptete ſich bis zu ſeinem Ableben 1512 in der ihm übertragenen Reichsvorſteherſchaft, die dann an Sten Sture's Sohn überging. So ſtanden die Angelegenheiten, als im Jahre 1513 Chriſtian's I. Sohn, Chriſtian (Chriſtiern) II. den däniſchen Thron beſtieg. Getäuſcht in ſeiner Erwartung, durch Unterhandlungen ſeine Rechte auf S. gültig zu machen, ſchickte derſelbe endlich im Jahre 1518 ein Heer nach S., feſt entſchloſſen, um jeden Preis ſeinen Zweck zu erreichen. Machte er ſich aber ſchon dadurch verhaßt, daß er während der Unterhandlungen 6 edle Schweden, unter ihnen Guſtav Waſa, treuloſer Weiſe wegführte, ſo geſchah dieß noch mehr durch Erwirkung eines päpſtlichen Bannfluchs über S., und ſchwerlich hätte bei engerm Zuſammenhalten der Partei Sten Sture's ſein Plan gelingen mögen. Allein unglücklicher Weiſe ſtarb Sten Sture an den Folgen einer in einem Treffen erhaltenen Wunde (1520) und die den Dänen günſtig geſinnte, von dem Erzbiſchofe Guſtav Trolle geleitete Partei benutzte die augenblickliche Verwirrung und überredete den Reichstag, dem König Chriſtian zu huldigen. Jetzt glaubte Letzterer die hundertjährige, von den Schweden ſeinem Hauſe angethane Unbill rächen und zu künftiger Empörung durch blutige Strenge die Luſt benehmen zu müſſen. So geſchah das ſtockholmer Blutbad (8. Nov. 1520), in welchem die Anhänger Sten Sture's, zuſammen 94 Perſonen, ihr Leben durch den Henker verloren; auch in den Provinzen ward mit der unmenſchlichſten Grauſamkeit gegen die Unterdrückten gewüthet und Chriſtian ſelbſt befleckte auf der Rückkehr nach Dänemark ſeine Hände mit dem Blute meiſt unſchuldiger Schlachtopfer. Aber gerade das, was die Tyrannei befeſtigen ſollte, machte S. frei; denn ſchon war in Guſtav Waſa der Retter erſtanden. (Man ſehe hierüber den beſondern Artikel.) Bereits am 6. Juni 1523 erhielt dieſer großſinnige Vaterlandsfreund von dem zu Strängnäs verſammelten Reichstage die königliche Würde und die calmariſche Union war ſomit factiſch aufgelöſt, obwohl die Unabhängigkeit Schwedens erſt 1534 von Chriſtian's Nachfolger, Friedrich I., anerkannt wurde. Guſtav I. Waſa ward nicht allein der Retter ſeines Vaterlandes vom Joche des Auslandes, auch die Zukunft deſſelben ſicherte er durch eine Menge der heilſamſten Maßregeln, unter denen die Einführung der Reformation, die Aufhebung des Wahlrechts der Stände, die Zuziehung der Bürger und Bauern zu den Regierungsgeſchäften und die erneuerte Belebung des Handels unſtreitig die verdienſtlichſten waren. Strenge Unterdrückung wiederholter, meiſt von der Geiſtlichkeit angefachter Aufſtände und Züchtigung der übermüthigen Lübecker ſicherten für ſeine letzten Regierungsjahre die ſo nöthige, lang entbehrte Ruhe. Zum großen Nachtheile des Reichs aber ſetzte ſein minder begabter, dabei wilder und ausſchweifender Sohn und Nachfolger, Erich XIV. (ſeit 1560), das weiſe begonnene Werk nicht fort, auch trug die früher geſchehene unkluge Ertheilung von Provinzen an Erich's Brüder, Johann, Magnus und Karl, weſentlich mit zur nachfolgenden Verwickelung der Angelegenheiten bei. Die Erwerbung des freiwillig ſich unterwerfenden Eſthlands ſo wie Reval's bewirkte gleich anfangs Irrungen mit Polen und mit

Dänemark offenen, Jahre lang anhaltenden Krieg; während deſſelben aber entſtand langjähriger und verwüſtender Hader zwiſchen den Brüdern, hervorgerufen vorzüglich durch das häufig an Wahnſinn grenzende Wüthen Erich's (ſ. d. Art.), dann wohl auch durch den nimmer zu befriedigenden Ehrgeiz ſeines Bruders Johann von Finnland. Nach mancherlei Wechſelfällen unterlag Erich im Jahre 1569 und Johann (III.) beſtieg mit faſt einſtimmiger Wahl der Reichsſtände den für erledigt erklärten Thron. Nach Abſchluß eines Friedens mit Dänemark (1570), in welchem S. alle Rechte an Norwegen, Schonen, Halland, Herjedalen und Blakingen aufgab, begann jetzt um Eſthland der Krieg mit Rußland, deſſen Ende aber im Jahre 1595 der König Johann nicht erlebte. Letzterer, überhaupt ohne große Eigenſchaften und beſonders im höchſten Grade wankelmüthig, erregte durch ſeinen Uebertritt zum Katholicismus und ſein offenbares Beſtreben, auch das Volk demſelben wiederzugewinnen (was man dem Einfluſſe ſeiner Gemahlin, Katharina von Polen, zuſchreibt), allgemeine Unzufriedenheit, welche der ehrgeizige Bruder des Königs, Karl von Südermanland, nur dazu benutzte ſeinen Einfluß auf die Religionsangelegenheiten auch für die Zukunft ſicher zu ſtellen. Es gelang ihm dieß nach dem Tode Johann's im Jahre 1592 um ſo mehr, als Sigismund, der Sohn des Verſtorbenen, ſeit 1587 König von Polen (und allerdings von den Reichsſtänden unter gewiſſen Bedingungen auch als König von S. anerkannt), nur wenig geliebt wurde. Er konnte es daher als Reichsſtatthalter wagen, ziemlich eigenmächtig Frieden mit Rußland zu ſchließen und überhaupt als König zu verfahren, wozu ihm in der That nichts als der Titel noch fehlte. Seine Partei fortwährend verſtärkend ließ er es 1598 zum Kriege mit Sigismund kommen, ſchlug ihn und ſetzte es durch klug geleitete Unterhandlungen durch, daß im Juli 1599 der Reichstag dem Könige den Gehorſam aufkündigte und ſtatt ſeiner vorläufig Wladislaus, deſſen Sohn, aber unter Karl's Vormundſchaft als König anerkannte, worauf nun mit Strenge gegen Sigismund's Partei verfahren wurde. Ein Einfall des Letztern in Liefland gab endlich die langerſehnte Veranlaſſung, ihn nebſt ſeiner Nachkommenſchaft vom Throne auszuſchließen, im März 1604. Karl IX. hatte ſo ſeinen Zweck durch eine Reihe von Gewaltthätigkeiten erreicht, aber er vermochte nicht, weder die innere noch äußere Ruhe herzuſtellen, indem er bis an ſeinen Tod im Jahre 1611 erſt mit Rußland, dann mit Dänemark blutige Kämpfe zu beſtehen hatte; doch war er nicht ohne Herrſchertugenden und beförderte unter andern den Ackerbau und Handel, auch ſchränkte er den übermüthigen Adel ſo ſehr ein, daß er in der That völlig unumſchränkter Herrſcher war. Ihm folgte ſein erſter Sohn Guſtav Adolph, welcher durch ſiegreiche Kriege gegen Dänemark und Polen, dann durch ſein Auftreten in dem dreißigjährigen Kampfe in Deutſchland S. auf eine Bahn warf, auf welcher es ſpäter für einige Zeit wenigſtens zur Suprematie im Norden und zu europäiſchem Gewichte gelangte, obwohl er ſelbſt inmitten ſeiner großen Entwürfe den Heldentod fand. (Vergl. hierüber den Art. Guſtav Adolph und dreißigjähriger Krieg.) Seine Tochter und Nachfolgerin, Chriſtine (ſ. d. Art.), anfangs unter Vormundſchaft, dann ſelbſtſtändig und mit Gewandtheit regierend, aber nicht zu vergleichen einer Eliſabeth oder Katharina, ging ſiegreich aus dem großen in Deutſchland geführten Kampfe hervor, hatte früher auch von Dänemark nach glücklich durch Torſtenſohn beendigten Kriege Freiheit des Sundzolles und außerdem Herjedalen, Jämteland und die Inſeln Öſel und Gothland erworben; aber ſie wirthſchaftete übel mit den Kron- und Reichsgütern und würde vielleicht ſelbſt noch das Reich von ſeiner mit ſo großen Aufopferungen erreichten Höhe herabgezogen haben, wenn ſie nicht offenbar zum Glück für S. im Jahre 1654 barokker Weiſe dem Throne entſagt hätte. Ihr Nachfolger, Karl Guſtav (ſ. d. Art.), der Sohn des Pfalzgrafen von Zweibrücken und der Schweſter Guſtav Adolph's, ein Fürſt von unbezähmtem Ehrgeize, aber ein Mann in vollem

Sinne des Wortes, ſah ſich bald in vielfache Händel verwickelt, demüthigte aber Dänemark, Polen und Brandenburg und würde vielleicht S. zu einer ungeahneten Höhe gebracht haben, wenn ihn nicht der Tod noch während des neu mit Dänemark ausgebrochenen Kriegs ereilt hätte im Febr. 1660. Unglücklicher Weiſe war ſein Sohn und Nachfolger, Karl XI. (ſ. d. Art.), minderjährig und ſo beeilte man ſich noch in demſelben Jahre mit allen Mächten, gegen welche Karl Guſtav gekriegt hatte, den Frieden zu Oliva abzuſchließen (ſ. d. Art. Friedensſchlüſſe). Doch ward im Allgemeinen nichts verloren; das Anſehen Schwedens blieb nicht minder geachtet als früher, und Karl XI., ſonſt ein wackerer Fürſt, hätte nur weniger der Leitung von Günſtlingen ſich überlaſſen mögen, um Fehler zu vermeiden, wie er ſie z. B. zu großem Nachtheile für das politiſche Gewicht des Staats durch ſein Hinneigen zu Ludwig XIV. beging. Erlitt ſchon der Kriegerruhm Schwedens durch die Niederlage bei Fehrbellin, dann durch das Unglück gegen Dänemark, zumal zur See, einen bedeutenden Stoß, ſo war auch die Schuldenlaſt um mehr als 50 Millionen geſtiegen und es mochte großer Gewinn ſcheinen, daß in dem allgemeinen Friedensſchluſſe Ludwig XIV., dießmal redlicher wie ſonſt, ſeinem Bundesgenoſſen mit wenig Ausnahmen alles Verlorene wieder verſchaffte. Übrigens heilte Karl XI., nachdem er bereits im Jahre 1680 die königliche Gewalt auf Koſten des Adels zur Unumſchränktheit erhoben hatte, mit lobenswerther Umſicht die Wunden des erſchöpften Staates und hinterließ denſelben bei ſeinem Tode im Jahre 1697 ſeinem Nachfolger Karl XII., im Innern von Neuem erſtarkt und geachtet vom Auslande und reich genug an Mitteln, ſeine alte Stellung ehrenvoll zu behaupten. Aber ſchon nahte der Zeitpunkt unaufhaltſamen Verfalls, herbeigeführt zum Theil von den ländergierigen Nachbarn, zumal den Ruſſen, zum Theil aber und hauptſächlich von dem jungen Könige, deſſen Ungeſtüm und falſche Anſicht von wahrer Größe bei ſonſt trefflichen Eigenſchaften die wahre Lage des Landes unberückſichtigt ließ und einen Kampf gegen die Unmöglichkeit begann, welcher S. von ſeiner Höhe herabſtürzte. Man vergleiche darüber die Artikel Karl XII. und nordiſcher Krieg. Karl's Tod im J. 1718 hatte außer dem Umſtande, daß ſo plötzlich das Land ſeinen Führer in dem Augenblicke verlor, wo noch Alles, zumal wenn Görz (ſ. d. Art.) ſeinen Plan zur Ausführung brachte, einen wenigſtens erträglichen Ausgang hätte nehmen können, auch noch den großen Nachtheil, daß Ulrike Eleonore, Karl's Schweſter, um nur zum Throne zu gelangen, einen großen Theil der königlichen Rechte aufopferte und im Jahre 1719 die neue, von den Ständen entworfene Verfaſſung anerkannte, welche ein halb Jahrhundert hindurch S. zum Opfer traurigen Parteigeiſtes machte. Während dieß geſchah und während man die Krönung Friedrich's von Heſſen, des Gemahls Ulriken's, mit außerordentlicher Pracht beging, dachte man nicht daran, den ſiegreichen Feinden ernſtlich entgegenzutreten und zog es vor im Frieden zu Nyſtadt (1721) außer dem Verluſte von Bremen und Verden, Stettin und einem Theile Vorpommerns auch noch Liefland, Eſthland, Ingermannland und einen Theil von Karelien an Rußland abzutreten. So war nach Außen allerdings die Ruhe wiedergewonnen, aber im Innern hinderten die Parteien der Mützen und Hüte mit den Grafen Horn und Gyllenborg an der Spitze alle vom Könige zum Beſten des Landes verſuchte Maßregeln. (Zu bemerken iſt, daß die Mützen, die ihren Namen einer Äußerung des Königs verdankten, anfangs die Hofpartei ausmachten; bald aber trat das umgekehrte Verhältniß ein.) Wie groß die Schwäche Schwedens in jenem Zeitpunkte war, geht aus dem ſchmachvollen Ende des von den Hüten endlich durchgeſetzten Kriegs gegen Rußland im Jahre 1741 hervor, obſchon die gegenſeitige Erbitterung der Parteien wohl die meiſte Schuld trug. Das Elend zu ſteigern griff man bei Gelegenheit der wegen des Alters des erbeloſen Königs nothwendig gewordenen Wahl eines Nachfolgers gegenſeitig zu den Waffen (1741), erkannte aber doch nach nutzloſem Streite den von der

ruſſiſchen Partei in Vorſchlag gebrachten Adolph Friedrich, Biſchof von Holſtein, als ſolchen an (im Frieden zu Abo 1743). Der König Friedrich, zu beſchränkt, um ſeine Wünſche für das Wohl des Landes realiſiren zu können, ſtarb, ſeiner Privattugenden wegen vom Volke geachtet, im März 1751. Adolph Friedrich gerieth bald mit den Ständen in Mißhelligkeiten, aber ſei es, daß er in der That friedliebend war, oder daß der Zeitpunkt einer Umwälzung noch nicht gekommen war, er blieb mehr noch, als ſein Vorgänger, abhängig von den Parteien und konnte ſogar die Theilnehmer an einem im Jahre 1756 gemachten Verſuche, die königliche Gewalt zu erweitern, nicht vom Schaffote retten. Später trat er, veranlaßt durch ſeinen Sohn, zwar kräftiger gegen die erneuten Anmaßungen des Reichsraths auf, aber mit geringem Erfolge, und ihm wenigſtens iſt daher die ſchmachvolle Theilnahme am ſiebenjährigen Kriege nicht zuzurechnen. Bei ſeinem Tode im Jahre 1771 ſchien die Gewalt des Adels (man zählte damals 86 gräfliche, 237 freiherrliche und 1954 ritterliche Geſchlechter) für immer feſt begründet und man konnte daher von dem Thronfolger Guſtav III. als Bedingung ſeiner Anerkennung die Unterſchreibung einer Acte verlangen, in welcher er alle die, welche gegen die Staatsform von 1720 feindſelige Schritte unternehmen würden, als Feinde und Verräther des Vaterlandes bezeichnete. Aber man hatte ſich in der Perſon geirrt; überzeugt, daß der Fall Schwedens nur durch die Wiederherſtellung der königlichen Macht verhindert werden könne, hatte der junge, durch ſeltene Eigenſchaften ausgezeichnete König ſchon längſt den Plan einer Umwälzung gefaßt. Wie er dieß zu Stande brachte und was er überhaupt für den Staat gethan hat, ſ. in dem Art. Guſtav III. Bei ſeiner Ermordung im März 1792 durch Ankarſtröm hatte S. bereits einen großen Theil ſeiner frühern innern und äußern Stärke zurückerhalten und durch ſeinen ruhmvollen Kampf gegen Rußland (1788—1790) eine Stellung eingenommen, die bei dem nahe bevorſtehenden Revolutionskriege nicht unberückſichtigt bleiben konnte. Aber die Individualität des Thronfolgers, Guſtav IV. (anfangs unter der Vormundſchaft ſeines Oheims, des Herzogs Karl von Südermanland), in Verbindung mit anderen ungünſtig einwirkenden Umſtänden, verhinderte anfangs eine entſcheidende Einmiſchung in die Angelegenheiten Europas und als ſie ſpäter geſchah, führte die höchſt einſeitige Politik des Königs, ſo wie ſein ſeltener Starrſinn nur eine Reihe von Unglücksfällen herbei (vergl. darüber d. Art. Guſtav IV.). Endlich büßte er ſein von der allgemeinen Stimmung verdammtes Feſthalten an der Allianz Englands mit dem Verluſte der Krone (März 1809) und wurde genöthigt S. zu verlaſſen. Sein Nachfolger wurde der Herzog von Südermanland, Karl (XIII.), welcher die neu revidirte Verfaſſung, nach welcher S. eine Erbmonarchie bleiben und der König allein, jedoch mit Zuziehung des Staatsrathes, regieren ſollte, beſchwor. Im Juni deſſelben Jahres wurde auch wegen des kinderloſen Alters Karl's der Prinz Chriſtian Auguſt von Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg zum Kronprinzen erklärt. Die neue Regierung ſchloß alsbald Frieden mit Rußland und Dänemark, trat dem Continentalſyſteme bei und richtete nun ihr Augenmerk auf die Wiederherſtellung der gänzlich zerrütteten inneren Verhältniſſe; doch ward die Ruhe noch einmal bei dem ſchnellen Hinſterben des allgemein geliebten Kronprinzen (25. März 1810) auf ſehr bedauerliche Weiſe geſtört, indem der der Vergiftung beſchuldigte, aber unſchuldige Graf Ferſen als ein Opfer der Volkswuth fiel. Auf dem bald darauf zur Wahl eines neuen Kronprinzen zuſammenberufenen Reichstage zu Örebro fiel die Wahl auf Bernadotte, Fürſten von Ponte Corvo, welcher ſofort zur lutheriſchen Confeſſion übertrat und im October 1810 in S. erſchien. Ihm verdankte S. bei dem bald darauf folgenden Entſcheidungskampfe zwiſchen den Großmächten Europas, in welchem der Kronprinz auf Seiten der Feinde Napoleon's ruhmgekrönt ein ſchwediſches Heer anführte, unſtreitig die bedeutende Entſchädigung, welche der Staat für frühere große Verluſte

durch den Frieden zu Kiel (14. Jan. 1814) an Norwegen gewann. Überhaupt gab ſein Wirken gleich anfangs dem ſchwediſchen Volke die ſichere Bürgſchaft einer glücklichen Zukunft und das, was er ſeit ſeiner Thronbeſteigung im Jahre 1818 bis jetzt für den Staat gethan hat, ſichert ihm eine Stelle unter den größten Regenten Schwedens. (Vergl. darüber den Art. Bernadotte.) — Wir werfen jetzt II. einen kurzen Blick auf die Geſchichte Norwegens zurück. Wie S., ſo zerfiel auch das von den Normannen, einem germaniſchen, offenbar mit den Bewohnern Schwedens verwandten Stamme, bewohnte Norwegen in der älteſten Zeit in mehrere kleine Königreiche ohne innern Zuſammenhang und bedeutende Macht. Seeräuberei war auch hier die Hauptbeſchäftigung. Hiſtoriſch Beſtimmtes aber iſt in den erſten ſieben Jahrhunderten nach Chriſto nicht zu finden; Alles iſt Sage, wie ſie die Heimskringla uns aufbewahrt hat. In der Mitte des VIII. Jahrh. vereinigte zuerſt Halfdan der Schwarze eine Anzahl der verſchiedenen Königreiche und ſein Sohn Harald Harfager (ſ. d. Art.) brachte ſie nach langem Kampfe ſämmtlich unter ſein Scepter. Unter deſſen Nachkommen führte Olaf I. und Olaf II. gegen Ende des X. und zu Anfange des XI. Jahrh. das Chriſtenthum ein, in Folge deſſen ſich die frühere Roheit und Barbarei allmählig verlor. So ſtand Norwegen mit Ausnahme einer kurzen Zeit, während welcher Kanut der Große von Dänemark (ſ. d. Art.) als Eroberer eingedrungen war, unter einheimiſchen Herrſchern bis zum Jahre 1319, wo mit Hakon VII. die männliche Linie des Königsſtammes erloſch; die Krone fiel hierauf an Magnus Smek, König von Schweden, der ſie im Jahre 1350 an ſeinen Sohn Hakon VIII. abtrat. Von dieſem gelangte ſie an deſſen Gemahlin, Margaretha, der Erbtochter des däniſchen Hauſes und Stifterin der calmariſchen Union, nach deren Auflöſung im Jahre 1523 Norwegen bei Dänemark verblieb. Da letzteres ſeine Allianz mit Frankreich aller ſchon 1812 geſchehenen Aufforderungen ungeachtet nicht aufhob, ſo ward Norwegen in den zwiſchen S. und Rußland gepflogenen Unterhandlungen als der Preis des Beitritts des erſtern zur Allianz gegen Frankreich bezeichnet und demgemäß zwang der Kronprinz von S. nach der Schlacht bei Leipzig Dänemark in dem Frieden zu Kiel zur Abtretung des Landes. Zwar wurden unter Anführung des däniſchen Statthalters, des Prinzen Chriſtian, ſpäter noch einige Verſuche gemacht, die Unabhängigkeit zu behaupten, aber ein ſchwediſches Heer, welches im Juli 1814 in Norwegen eindrang, war ſiegreich und der Storthing ſprach hierauf am 20. Oct. 1814 die Vereinigung mit S. aus. Die von dem Könige angenommene Verfaſſung aber verbürgte Norwegen für die Zukunft Unabhängigkeit und eine Freiheit, deren ſich, auf dem europäiſchen Continente wenigſtens, ſonſt keine andere Nation zu erfreuen hat. Deſſenungeachtet hat zu wiederholten Malen die, wie es ſcheint, noch nicht erloſchene Abneigung des Norwegers gegen Alles, was ſchwediſch iſt, Irrungen herbeigeführt und erſt in dieſem Jahre noch glaubte der Storthing der Regierung durch Vorladung des norwegiſchen Staatsminiſters Baron Löwenſkiold, aus dem Grunde, weil er gegen die vom Könige verfaſſungsmäßig verordnete Entlaſſung des Storthings nicht proteſtirt hatte, beweiſen zu müſſen, daß er (angebliche) Eingriffe in die Rechte der Nation nimmer dulden werde. Doch ſcheinen die Irrungen durch die weiſe Nachgibigkeit des Königs beigelegt werden zu können, um ſo mehr, als dem lange geäußerten Wunſche der Norweger, einen Statthalter aus ihrer Mitte zu beſitzen, durch die Wahl des Grafen Johann von Wedel-Jarlsberg entſprochen worden iſt. Ein zuſammenberufener außerordentlicher Storthing wird dem Vernehmen nach ſich vorzüglich damit beſchäftigen, die gegenſeitigen Rechte und Befugniſſe des Königs und der Nation für die Zukunft feſter, als es bisher der Fall geweſen iſt, zu beſtimmen. — Vergl. Rühs' „Schweden nach Büſching's Erdbeſchreibung neu bearbeitet" (Hamburg 1807); Palmblad's „Geographie Schwedens" (Upſala 1829); Arndt's, Bedemar's und Schubert's „Reiſen"; ferner Geijer's „Geſchichte Schwedens"

(deutſch, Hamb. 1832—1835, von Leffler); Ekendahl's „Geſchichte des ſchwediſchen Volks und Reichs" (Weimar 1827—1828); „Journal of a Residence in Norway etc.“ von S. Laing (London 1836); dann auch: „Topographisk-statistisk Beskrivelse over Kougeriget Norge“ af Jens Kraft (Christian. 1820); und zur Geſchichte Norwegens die bis 1387 gehende „Historia rerum norvagicarum“ (Kopenhagen 1711 ꝛc.) und Lundh's „Diplomatarium norvagicum.“ 15.

Schwediſche und norwegiſche Münzen, Maße und Gewichte. A. Schweden. I. Münzen. Früher rechnete man nach Thalern (Dalern) zu 4 Mark à 8 Öre Silber- oder Kupfermünze (1 Daler Silber = 3 Daler Kupfer), ſeit 1777 aber rechnet man allgemein nach Reichsthalern (Riksdaler) Species zu 48 Schilling (Skillingar) à 12 Rundſtücke (Rundſtyken). Das Verhältniß der ſämmtlichen Species- und der ſonſt üblich geweſenen Silber- und Kupferrechnungsmünzen iſt folgendes: 1 Riksdaler Species = 6 Daler Silber = 18 Daler Kupfer = 24 Mark Silber = 48 Schilling Species = 72 Mark Kupfer = 192 Öre Silber, Witten, Stüver = 576 Öre Kupferrundſtyken = 4608 Penningar. Wirklich geprägte Münzen ſeit 1777 a) in Golde: Ducaten zu 94 Schillingen, 71,47 holl. Aß ſchwer, 23 Karat 6 Grän fein, 69,49 Stück auf 1 kölniſche Mark fein = 2 Thlr. 22 Gr. in Gold. Halbe Ducaten im Verhältniſſe. b) In Silber: Speciesthalerſtücke zu 48 Schillingen, 605,46 holl. Aß ſchwer, 13 Loth 15 Grän fein = 1 Thlr. 10 Gr. 5,8 Pf. Conv. Doppelt-Plott- oder $\frac{2}{3}$ Speciesthalerſtücke von 32 Schillingen; Einfach-Plott- oder $\frac{1}{3}$ Speciesthalerſtücke von 16 Schillingen nach Verhältniß. $\frac{1}{6}$ Speciesthalerſtücke von 8 Schillingen, 126,08 holl. Aß ſchwer, 10 Loth 16 Grän fein = 5 Gr. 7,8 Pf. Conv. $\frac{1}{12}$ Speciesthalerſtücke von 4 Schillingen, 84,96 holl. Aß ſchwer, 8 Loth fein = 3 Gr. 1 Pf. Conv. $\frac{1}{24}$ Speliesthalerſtücke von 2 Schillingen, 57,24 holl. Aß ſchwer, 6 Loth fein = 1 Gr. 5 Pf. Conv. c) In Kupfer: 1, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{12}$ Schillinge oder Stücke von 12, 6, 3 und 1 Rundſtyken. Das Silbergeld iſt in ganz Schweden durch das Papiergeld verdrängt, welches letztere in 1) Bankzetteln (Banco-Sedlar) von 8, 10, 12, 14 und 16 Schillingen, 2 und 3 Reichsthalern; 2) Banco-Transportzetteln (Transport-Sedlar) von 10 Reichsthalern und darüber von jeder beliebigen Summe und 3) Reichsſchuldzetteln (Riksgulds-Sedlar) von 16 Schillingen, 1, 2, 10, 50 und 100 Thalern beſteht. 1 Reichsthaler Species Münze = 140—144 Schillingen in Bankzetteln, 2 Thaler Bankzettel = 3 Thaler Reichsſchuldzettel. II. Längenmaß. 1 Fuß (Fot) = 10 Zoll (Tum) = 120 Linien (Linier) = 131,6 par. Linien. 1 Faden oder Klafter = 6 Fuß. 1 Elle (Aln) = 2 Fuß. 1 Meile = 36000 Fuß. III. Flächenmaß. 1 Quadratfuß = 144 Quadratzoll; 1 Quadratelle = 4 Quadratfuß; 1 Quadratfaden = 36 Quadratfuß. 1 Tonne Landes (Tunnland) 56000 Quadratfuß. IV. Cubikmaß. 1 Cubikfuß = 1728 Cubikzoll = 1000 Cubikdecimalzoll. V. Getreidemaß. 1 Tonne (Tunna) = 2 Spann = 4 Halfſpann = 8 Viertel (Fjerdingar) = 32 Koppar = 56 Kannen (Kannor) = 7384 par. Cubikzoll. 1 Kanne = 2 Stop = 8 Quartier (Qvarter) = 32 Ort (Jungfrur) = 131,86 par. Cubikzoll. VI. Flüſſigkeitsmaß. 1 Tonne = 48 Kannen. 1 Orhoft (Oxhufvad) = 1$\frac{1}{2}$ Ohm (Am) = 3 Eimer (Ambare) = 6 Anker (Ankare) = 90 Kannen. VII. Gewicht. 1 Pfund a) Victualien- oder Schaalgewicht = 8848; b) Eiſen-, Stapelſtädter- oder Ausſchiffungsgewicht = 7078$\frac{2}{5}$; c) Bergwerksgewicht = 7821$\frac{79}{125}$; d) Landſtädtergewicht = 7450$\frac{2}{125}$; e) Roheiſen = 10168 und f) Rohkupfer = 7853 holl. Aß. 1 Schiffspfund (Skeppund) = 20 Liespfund (Lispund) = 400 Pfund (Skalpund). 1 Pfund = 32 Loth (Lod) = 128 Quentin (Qvintin) à 69$\frac{1}{3}$ holl. Aß. 1 Pfund Apothekergewicht = 7416 holl. Aß. 1 Mark Gold-, Silber- und Münzgewicht = 16 Loth = 64

Quentin = 4384 holl. Aß. — B. **Norwegen.** I. **Münzen.** Hier rechnet man nach Speciesthalern zu 5 Ort (Mark) à 24 Schillinge. Wirklich geprägte Münzen in Silber ſind Speciesthaler 14 Loth fein, $525\frac{3}{5}\frac{1}{4}$ Aß fein Silber, $9\frac{1}{4}$ Stück auf 1 Mark fein = 1 Thlr. $10\frac{1}{2}$ Gr. Conv. Halbe im Verhältniſſe. $\frac{1}{5}$ Speciesthaler oder 24 Schillingſtücke 11 Loth fein, $46\frac{1}{4}$ auf eine Mark fein; $\frac{1}{15}$ Speciesthaler oder 8 Schillingſtücke 8 Loth fein, $138\frac{3}{4}$ auf eine Mark fein; $\frac{1}{30}$ Speciesthaler oder 4 Schillingſtücke 4 Loth fein, 306 auf eine Mark fein; $\frac{1}{60}$ Speciesthaler oder 2 Schillingſtücke 4 Loth fein, 616 auf eine Mark fein; in Kupfer 2 und 1 Schillingſtücke. Das Papiergeld beſteht in Zetteln der Reichsbank zu Drontheim von 100, 50, 10, 5, 1 und $\frac{1}{2}$ Speciesthalern. Im Jahre 1834 waren 114 Thlr. in Bancozetteln = 100 Silberſpeciesthaler. II. **Maße und Gewichte** ſind die däniſchen (ſ. d. Art.). Übrigens iſt 1 Schiffslaſt = $16\frac{1}{4}$ Schiffspfund = 5200 Pfund. 26.

Schwediſche Sprache und Literatur, ſ. Skandinaviſche Sprache und Literatur.

Schwefel, lat. sulphur; franz. soufre; engl. sulphur, iſt eine in der Natur gediegen und in Verbindungen mit anderen Körpern aufzufindende Materie in der Kryſtallform des orthotypen Syſtemes. Man findet ihn derb, eingeſprengt, kuglig, nierenförmig, faſrig, ſtalaktitiſch, porös, zerfreſſen, dicht, ſchalig, erdig, als Staub. Die Structur ſeiner Maſſe iſt undeutlich blättrig, der Bruch muſchlig. Seine Farben wechſeln vom lichten ſchwefelgelb, zum citronen-, wachs- und ſtrohgelb, gelblichbraun, gelblichgrau und graulichbraun. Sein ſpecifiſches Gewicht iſt 1,8—2,0; ſeine Härte 1,5—2,5. Durch Reiben wird er negativ elektriſch und entwickelt dabei einen eigenthümlich ſchwefligen, beim Verbrennen einen ſauer ſchwefligen Geruch. Er ſublimirt bei 170° F.; ſchmilzt bei 224°, entzündet ſich bei 560° in freier Luft und verbrennt ſchnell mit bläulichter Farbe. Der S. iſt ein unzerlegbarer, natürlicher Stoff, welcher mit mehreren anderen Körpern, mit Sauerſtoff, Waſſerſtoff, Stickſtoff, Kohlenſtoff, Phosphor, Boron, Jodine, Chlorine, den Metalloïden, den Metallen und mit Waſſer ſich verbindet. Das häufigſte Vorkommen des gediegenen Schwefels iſt in den älteren und neueren Flötzgypsformationen auf Lagern, Trümmern und Neſtern, auch in Ur- und Übergangsgebirgen im Glimmerſchiefer, Ur- und Übergangskalkſtein, ſeltener im Granit und Quarzfels, auf Quarzlagern, Erzgängen oder blos eingeſprengt, ferner im Flötzkalkſteine, Sandſteine, in Braunkohlenlagern, im Alluvialboden und in Trachyte, endlich auch als Sublimat an den Kratern der Vulcane als Laven und Abſatz heißer Quellen. Vererzt iſt er häufig in den Claſſen der Glanze, Kieſe, Blenden des Mineralſyſtems von Mohs; mit Sauerſtoff verbunden iſt er in der ſchweflichten Säure und in der Schwefelſäure enthalten, die beide in der Nähe von Vulcanen in der Natur getroffen werden. Beide entſtehen durch Verbrennen des Schwefels. Im Schwefelwaſſerſtoffe entwickelt er ſich beim Faulen thieriſcher Körper und der Excremente. In den Wurzeln einiger Vegetabilien iſt Schwefel häufig, z. B. in denen des Löffelkrautes u. a. m. Aus ſchwefelhaltigen Erzen, namentlich aus Kieſen, wird der S. durch Sublimationsproceſſe gewonnen. Es geſchieht dieß entweder in offenen Röſthaufen bei mäßiger Hitze und Unterhaltung des Feuers durch das Brennen der Kieſe ſelbſt oder in Schwefelbrennöfen oder Schwefeltreibeöfen, in denen mehrere thönerne Röhren horizontal angebracht werden können. Dieſe Röhren können mit eiſernen Vorlagen an einer Seite verſehen werden und beſitzen an der andern eine zu verſchließende Oeffnung, durch welche in dieſelbe der in Glühhitze zum Austreiben des Schwefelgehaltes zu ſetzende Kies eingebracht werden kann. Der abgetriebene S. ſammelt und condenſirt ſich in den Vorlagen. Die Schwefelgewinnung iſt eine hüttenmänniſche Nebenarbeit bei der Zugutemachung von Kupferkies, Zinkblende oder Zinnober. Der erhal-

tene Schwefel heißt: **Rohſchwefel**, **Roßſchwefel**, **Treibſchwefel**, sulphur griseum seu caballinum, und bedarf, wenn er aus metalliſchem Schwefelerze gewonnen worden iſt, wiederholter Reinigung, um Beigemenge zu entfernen, welche in zinkiſchen, arſenikaliſchen und anderen metalliſchen Theilen beſtehen können. Die Reinigung des Schwefels geſchieht durch erneuerte Sublimationen. Der gereinigte Schwefel, welcher in der Vorlage des Sublimationsgefäßes aufgefangen worden iſt, wird in Schwefelkuchen, Schwefelbrode geformt oder in Stangen gegoſſen und als **Stangenſchwefel**, wie jene, in den Handel gebracht. Noch höhere Grade der Reinigkeit beſitzen die **Schwefelblumen** (flores sulphuris) oder ſublimirter Stangenſchwefel, welcher in den Vorlagen oder Concentrirungskammern in Geſtalt von zartem Pulver ſich anhäuft. Der reinſte Schwefel iſt völlig geſchmacklos. Er wird zum Verbrennen in Schwefelhölzchen, als Fadenſchwefel, zu Elektrophoren, zum Schießpulver, zur Zinnoberbereitung, zu Münzabgüſſen, zur Bereitung von Schwefelſäure, zum Bleichen, in der Medicin und der Chemie gebraucht, ſo wie er auch in einem Gemenge von einem Theile S. und zwei Theilen kohlenſaurem Kali die **Schwefelleber** erzeugt, welche meiſt zu künſtlichen **Schwefelbädern** und als Mittel gegen den Croup gebraucht wird. 76.

Schweighäuſer (Johann), einer der thätigſten Philologen unſerer Zeit, ward geboren 1742 zu Straßburg, erhielt daſelbſt ſeine erſte Schulbildung und ſtudirte auch hier, namentlich Philoſophie und die orientaliſchen Sprachen. Bald jedoch wurden ihm die Mauern ſeiner Vaterſtadt zu eng, er ging nach Paris, hielt ſich daſelbſt längere Zeit auf, nach England, woſelbſt er ebenfalls wieder einige Zeit verweilte, nach Deutſchland und Holland, bis er endlich 1770 nach Hauſe zurückkehrte. Er ward darauf in Straßburg Profeſſor der Philoſophie und ſeit 1778 Profeſſor der griechiſchen und morgenländiſchen Sprachen. Allein bald ward er in Folge des öffentlichen Ausſprechens ſeines politiſchen Glaubensbekenntniſſes zu Zeit der Revolution aus ſeiner literariſchen Thätigkeit herausgeriſſen und mit ſeiner Familie nach Lothringen verwieſen, von wo er erſt 1798 nach Straßburg zurückkehrte. Unmittelbar darauf erhielt er in der Centralſchule des Departements Niederrhein (Straßburg) die Profeſſur der alten Literatur und ſpäter das Amt eines Bibliothekars an der Univerſität Straßburg. Im Jahre 1816 endlich wurde er Mitglied der Akademie der Inſchriften. Allein ſchon in dieſer Zeit fing er an nicht wenig an ſeinen Augen zu leiden, wozu ſich in den folgenden Jahren noch eine merkliche Abnahme ſeiner Körperkräfte überhaupt geſellte. Dieß beſtimmte ihn um ſeine Entlaſſung nachzuſuchen, die er auch 1824 erhielt. Er ſtarb zu Straßburg am 19. Jan. 1830 als 87jähriger Greis. Seine Schriften ſind faſt durchgängig redende Zeugen ſeiner Gelehrſamkeit und Beleſenheit, ſo wie vorzüglich ſeiner gründlichen Kenntniß der griechiſchen Sprache. Wir nennen nur ſeine Bearbeitungen des „Appianus“ (Leipz. 1785. 6 Bde.); „Polybius“ (Leipz. 1789—1795. 9 Bde.); „Epiktetus“ (Leipz. 1798); „Athenäus“ (Zweibrücken 1801—1807. 14 Bde.) und „**Herodot**“ (Straßb. und Paris 1816. 6 Bde.), wozu er noch ſein treffliches „Lexicon Herodoteum“ (1824. 2 Voll.) fügte. Seine „Opuscula academica“ gab er Paris 1807. 2 Bde. heraus. 20.

Schweiß, ſ. Ausdünſtung.

Schweißtreibende Mittel (diaphoretica) nennt man ſolche Medicamente, welche eine vermehrte Hautausdünſtung erzeugen. Dieß geſchieht entweder, indem ſie die Hinderniſſe der Transſpiration wegräumen, oder üble Säfte aus dem Blute abſondern, oder endlich das Blut ſelbſt nur in größere Bewegung ſetzen, wonach ſich alſo die Wahl der einzelnen richten muß. Im gemeinen Leben pflegt man viel auf dergleichen Mittel zu geben und ſucht häufig jedes Unwohlſein durch Schweißerregung zu entfernen; ſie ſollen aber ohne Beihülfe des Arztes höchſtens

nur bei geſtörter Ausdünſtung angewendet werden, da ſie den Körper natürlich ſehr ſchwächen und bei nahenden hitzigen Krankheiten ſogar höchſt ſchädlich ſind. 30.

Schweitz, lat. Helvetia; franz. Suisse; engl. Switzerland, ſchweitzeriſche Eidgenoſſenſchaft, Helvetien, das europäiſche Alpenhochland, erſtreckt ſich von 43° 48′ — 47° 48′ N. Br. und von 23° 30′ — 28° 12′ L. und grenzt im Norden und Oſten an Deutſchland, weſtlich an Frankreich und ſüdlich an Italien. Das ganze 874 □ M. umfaſſende Land iſt durchaus Gebirgsland, gebildet von den Alpen und dem Jura (ſ. d. Artt.) und nur in dem nördlichen Theile finden ſich minder gebirgige Striche, doch nirgends eigentliche Ebene oder Flachland. Die Alpen mit ihrem ewigem Schnee und Eis ſind die unerſchöpflichen Quellen zahlreicher Flüſſe, Gewäſſer und Seen, unter denen der Rhein, die Linth, Reuß, Aar, Rhone, Teſſin, Limmat, Thur, Inn, Töß, Glatt, ferner der genfer See, Bodenſee, Wallenſtädter=, Zuger=, Züricher=, Luzerner=, Thuner=, Brienzer=, Neufchateler=, Bieler= und Murtenſee die bemerkenswertheſten ſind. Bei der eigenthümlichen geognoſtiſchen Beſchaffenheit der S. iſt die Verſchiedenheit des Klima ſehr natürlich und es darf nicht befremden, daß man in dem Raume von nur wenigen Stunden oft die Eiseskälte des hohen Norden mit Äquatorshitze abwechſeln ſieht. Doch iſt das Klima im Allgemeinen geſund und nur in wenigen Thälern (zumal in Wallis und Graubündten) findet man Spuren des Cretinismus. Der Productenreichthum der S. iſt nicht von großer Bedeutung, indeß doch hinlänglich, um dem Lande eine gewiſſe Wohlhabenheit zu verbürgen. Unter den Erzeugniſſen des Pflanzenreichs ſind Getreide, Obſt, Wein, Hanf, Flachs, Tabak, Futterkräuter, Arzneipflanzen in großer Menge und (im Canton Teſſin) einige Sorten Südfrüchte vorzugsweiſe zu bemerken; das Thierreich bietet die gewöhnlichen Hausthiere, unter ihnen treffliches Rindvieh und Ziegen, wenig Wild, darunter den der S. eigenthümlichen Berghaſen, Murmelthiere, Gemſen (der Steinbock iſt nur noch ſelten), Wölfe, Bären, Luchſe, Geier (Lämmergeier), Adler, Bienen und in den Flüſſen und Seen viele und ſchmackhafte Fiſchſorten. Am Unbedeutendſten ſind die Mineralien; doch findet man Eiſen, Kupfer, Blei, Zink und etwas weniges Silber, außerdem aber viele nutzbare Steinarten, unter ihnen Marmor, Alabaſter und Gyps, auch Salz, obwohl unzureichend, Steinkohlen, Torf und mehrere zum Theil ſehr berühmte Mineralquellen. Der S. eigenthümlich iſt übrigens der Topf= oder ſogenannte Lawetz= (Gilt=) ſtein. Die Bewohner der S., die Schweitzer, gegen 2 Millionen, ſind verſchiedener Abſtammung, doch gehört der größte Theil derſelben, 1400000, dem germaniſchen Stamme an; unter den übrigen ſind ungefähr 450000 (Waadt, Genf, Neuenburg, einem Theile Freiburgs und Wallis) als Abkömmlinge der alten Burgundionen mit den Franzoſen verwandt, und 150000 (in der ſüdöſtlichen S.) italieniſchen Urſprungs. Von dieſen 2 Mill. Schweitzern ſind 800000 Katholiken (beſonders in Luzern, Schwyz, Unterwalden, Uri, Zug und Freiburg), die übrigen Reformirte. Sprache, Religion, Verfaſſung und ſelbſt Naturgrenzen begründen eine nicht zu verkennende Verſchiedenheit des Nationalcharakters, welcher nur durch große geſchichtliche Erinnerungen, lange Verbindung und die daraus entſprungene Nationalidee ihre ſonſtige Schroffheit verloren hat. Im Allgemeinen iſt der Schweitzer, zumal der deutſche, muthvoll und kräftig, verſtändig, einfach und gutmüthig, außerordentlich vaterlandsliebend und, wenn er einmal zum Handeln gebracht iſt, ſtandhaft, ſonſt aber auch hartnäckig, ſtolz und eiferſüchtig auf ſeinen wirklichen oder vermeinten Werth. Der Bewohner des Alpengebirges unterſcheidet ſich außerdem von dem Bewohner der Thäler durch einen gewiſſen Hang zur Behaglichkeit, während jener arbeitſam und thätig nur eben ſo hartnäckig wie dieſer iſt. Auch ſteht er auf einer bei Weitem höhern Stufe der Bildung, zumal der Städter, der aber auf der andern Seite die Treuherzigkeit und Einfachheit des

Landbewohners vergeſſen hat. Die Haupterwerbszweige ſind außer Ackerbau vorzüglich die Viehzucht, welche bekanntlich in der S. in großer Ausdehnung und höchſt einſichtsvoll betrieben wird, ferner Induſtrie und zwar in den meiſten Cantonen, endlich der Handel, vorzüglich mit Zeuchen aller Art, Leinwand, Leder, Papier, Uhren, Käſe, Butter, Gold- und Silberwaaren, Rindvieh u. a.; auch der Speditionshandel iſt, zumal ſeit der Herſtellung der großen Alpenſtraßen (über den Simplon, Bernhard, Splügen, Gotthard ꝛc.) und mehrerer Canäle, höchſt bedeutend. (Über alles dieſes ſ. das Nähere unter den einzelnen Cantonen.) Was die Verfaſſung der S. betrifft, ſo beruht dieſelbe ihren Grundzügen nach auf einem föderativen Republikanismus. Politiſch zerfällt das ganze Land in 22 einzelne von einander unabhängige aber einen Bund (Genoſſenſchaft) bildende Staaten oder Cantone. Dieſelben ſind folgende: Zürich, Bern, Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Freiburg, Solothurn, Schaffhauſen, Appenzell, Baſel (jetzt in Stadt Baſel und Baſel Landſchaft zerfallend), St. Gallen, Thurgau, Aargau, Waadt, Graubündten, Wallis, Teſſin, Genf und Neufchatel. (S. d. beſond. Artt.) Jeder dieſer Cantone hat ſeine beſondere Verfaſſung, welche mehr oder minder demokratiſch-repräſentativ, in Uri, Schwyz, Unterwalden, Appenzell und Glarus aber rein demokratiſch iſt, indem hier die Geſetzgebung auf der Landesgemeinde (Verſammlung ſämmtlicher Bürger) beruht, während ſie in den übrigen Cantonen von der Geſammtheit gewählter Volksvertreter ausgeübt wird. Die Verwaltung und die ausübende Gewalt leitet ein mehr oder minder zahlreicher großer Rath. Abgeordnete aller Cantone zuſammen bilden die Tagſatzung (Verſammlung des Bundes), bei welcher abwechſelnd die Orte Bern, Zürich und Luzern (daher Vororte genannt) den Vorſitz führen. Auch hat der jedesmalige Vorort die Leitung aller derjenigen Angelegenheiten, die den Bund als Ganzes betreffen, und zwar in Bezug ſowohl auf die inneren als äußeren Verhältniſſe. Die Kriegsmacht der S. beträgt gegen 66000 M., zu welcher jeder Canton ſein Contingent ſtellt, auch hat jeder einen nach Größe und Bevölkerung beſtimmten Geldbeitrag zur Erhaltung des Heerweſens zu entrichten. Doch iſt gewöhnlich nur ein kleiner Theil dieſer Macht in activem Dienſte und die eigentliche kriegeriſche Stärke der S. beſteht in der That nur in der Verpflichtung jedes Schweitzers ohne Ausnahme zum Waffendienſte. Übrigens iſt von den europäiſchen Großmächten für alle künftige Kriege die Neutralität der S. feſtgeſetzt worden. — **Geſchichte der S.** — Alten Sagen und Vermuthungen zu Folge war das Alpengebirgsland Helvetien vor der chriſtlichen Zeitrechnung Jahrhunderte lang von einem wahrſcheinlich celtiſchen Volksſtamme bewohnt und nur in den Hochthälern unter den Rheinquellen im heutigen bündner Lande und Tyrol hauſte ein mit den Tyrrhenern oder Tuskern verwandter, vor den Galen vielleicht 600 v. Chr. flüchtig gewordener Stamm, der von ſeinem Gotte oder Anführer den Namen der Rhätier führte (ſ. d. Art. Rhätien). Im Laufe der Jahrhunderte vermehrte ſich langſam das zwiſchen den Alpen und dem Jura, dem Genfer- und Bodenſee ſeßhafte Volk, welches ungekannt von der Welt von Jagd und Viehzucht lebte, indeß ſchon in Gaue getheilt zu Schutz und Trutz zuſammenhielt. Namhaft werden zuerſt die Gaue der Tigurer und Tugener (Zürich und Zug), als um das Jahr 113 v. Chr. die Maſſen der Cimbern gegen die mittäglichen Länder heranzogen. Als Bundesgenoſſen der letzteren erfochten ſie im Jahre 107 v. Chr. am genfer See einen gewaltigen Sieg über den Conſul Caſſius unter ihrem Anführer Diviko und nahmen ferner Theil an allen Zügen der Cimbern bis zu deren Vernichtung. Wahrſcheinlich iſt es, daß die Reſte der letzteren Zuflucht in Helvetien ſuchten, wie ihnen z. B. die Sage die Gründung von Schwyz zuſchreibt. Ein halbes Jahrhundert verging hierauf in ziemlicher Ruhe, bis es einem der angeſehenſten und mächtigſten Heerführer der Helvetier, Orgetorix (Hordrich), nach den milderen Gegenden Galliens

gelüſtete, ein Verlangen, welches in der kampfbegierigen helvetiſchen Jugend großen Anklang fand. Aber die Kriegskunſt der Römer unter Cäſar ſiegte über die rohe Tapferkeit der Helvetier in entſcheidender Schlacht bei Bibracte (Autun) und der Reſt nahm die Knechtſchaft mit ſich in das Land zurück. Was Cäſar begonnen hatte, vollendeten die Feldherren des Auguſtus und ſelbſt die Rhätier, die letzten, die ſich frei erhielten, mußten dem Sieger huldigen. Alſo blieb Helvetien als galliſche Provinz den Römern einige Jahrhunderte unterthan. Römiſche Sitte, Kunſt und Wiſſenſchaft fing an ſich zu verbreiten, Städte wurden geſtiftet (Auguſta Rauracorum, d. i. Augſt bei Baſel, Vindoniſſa, d. i. Windiſch, Aventicum, Ebrodunum, d. i. Yverdun u. a. m.), Straßen gebaut und Handel und Ackerbau einheimiſch in dem ſonſt wilden Gebirgslande. Einige bald unterdrückte Aufſtände, wie z. B. 68 n. Chr., ausgenommen, herrſchte auch tiefe Ruhe und geduldig trugen die Beſiegten das zu Zeiten milde Joch der Weltherrſcher. So dauerten die Verhältniſſe Helvetiens bis zum Beginne der großen, Roms Macht zertrümmernden Völkerbewegungen, welchen nothwendig die S. nicht fremd bleiben konnte. Schon im II. und III. Jahrh. n. Chr. empfand das Land häufig die verwüſtenden Einfälle der deutſchen Horden, zumal der Alemannen, und je ſchwächer und erfolgloſer endlich der Widerſtand der Römer im IV. Jahrh. wurde, um ſo weniger konnte auch Helvetien dem Andrange der Barbaren wehren. Die celtiſchen und römiſchen Bewohner wurden in dieſer Periode größtentheils aufgerieben, das Land verödete, die Städte ſanken in Trümmer und Helvetien war eine Wüſte. Da theilten ſich im Laufe des V. Jahrh. die Burgundionen, Alemannen und Gothen in das Land, welches nun beſonders von den erſteren neue, obwohl nur dürftige Geſittung und Cultur erhielt. Damals ſchon begann in dem den Burgundern gehörigen Theile hier und da das Chriſtenthum feſten Fuß zu faſſen. Das Reich der drei genannten Völkerſchaften indeß erfreute ſich keiner langen Dauer; gewaltiger, kühner und ſchlauer als ſie waren die Franken in der Nachbarſchaft ſeßhaft geworden; bald unterlagen ihnen die Alemannen, dann die Burgunder (534) und 552 auch die Gothen, als deren Herrſchaft in Italien durch Narſes und Beliſar vernichtet worden war. Das Schwert der Franken machte bald fränkiſche Sitte, Geſetz und Verfaſſung einheimiſch; zu gleicher Zeit ward das Chriſtenthum feſt begründet und aller Orten entſtanden Klöſter und hier und da Biſchofsſitze. Übrigens theilten die neuen Herren das Land in 2 Theile, von denen der, wo die Alemannen angeſeſſen waren und deutſch geſprochen wurde (vom Bodenſee und Rheine bis zur Aar und St. Gotthard) Rhätien und Thurigau hieß, während das übrige den Burgundern abgenommene Gebiet (Genf, Wallis, Neuenburg, Bern, Freiburg, Solothurn ꝛc.) Kleinburgund genannt wurde. Gewöhnlich gehörten die helvetiſchen Länder zum Königreiche Auſtraſien; doch geſchah bei den nimmer endenden inneren Fehden im Allgemeinen in dem ganzen Zeitraume von 552—900 nur wenig Erfreuliches für das Land, welches als wohl erworbene Beute meiſt an fränkiſche Große vertheilt worden war. Unter den Karolingern zumal wechſelte der Beſitz unaufhörlich und während der unſeligen Regierung Karl's des Dicken ſtieg die Verwirrung aufs Höchſte zu großem Frommen der zahlloſen kleinen Herren und der Geiſtlichen. So kam es, daß die deutſche S. unter die Gewalt des Herzogs von Alemannien (Schwaben), demnach an das deutſche Reich fiel, während die ſüdliche S. einen Theil Burgunds ausmachte; da indeß auch letzteres, wenn ſelbſt weniger abhängig, dem deutſchen Reichsverbande angehörte, ſo war im Grunde die ganze jetzige S. bereits unter Heinrich dem Großen (Finkler) mit Deutſchland eng verbunden. Frankreich hatte damals ſchon allen Einfluß im Weſentlichen verloren. Wichtig wurden in dieſer Periode unter Andern die Einfälle der Ungarn, indem dieſe, wie in Deutſchland, ſo auch in der S., Veranlaſſung gaben zur Befeſtigung der Städte, wie St. Gallen, Baſel, Zürich, dann Luzern, Solothurn, Schaff-

hauſen u. a. m. Im burgundiſchen Helvetien waren Lauſanne und Genf ſchon längſt mächtig und angeſehen. Unter den ſächſiſchen Kaiſern blieb das Land im Grunde nur Lehnsgut großer und kleiner Reichsvaſallen, der Biſchöfe und Äbte; mächtig vor Allen waren die Grafen von Kyburg, Habsburg, Lenzburg, Rappers-wyl, Toggenburg, ferner die vom Üchtland, Montfort, Sax, Greyerz, Rhä-züns, Werdenberg, Welſchneuenburg, dann die Grafen von Savoyen, endlich auch die Grafen, ſpäter Herzöge von Zähringen, welche als deutſche Reichsvögte, zumal unter den fränkiſchen Kaiſern, Konrad, und dem III. und IV. Heinrich, die größte Gewalt erlangten. Mittlerweile aber wurden die Städte, beſonders ſeit den Kreuzzügen, durch welche viele Adelsgeſchlechter zu Grunde gingen, zu großer Macht und Anſehn erhoben; Baſel und Zürich blühten durch Handel und Gewerbe empor, Solothurn und Schaffhauſen befreiten ſich ganz oder zum Theil von der frühern geiſtlichen Gerichtsbarkeit und ſchon waren Bern und Freiburg reichsfrei geworden. Solche Macht und Blüthe der Städte ſollte bald der allmählig ſich entwickelnden Freiheit und Unabhängigkeit des Schweitzerlandes großen Vorſchub leiſten; doch ging dieſelbe nicht von ihnen aus, ſondern verdankte ihr erſtes Entſtehen, ihre Grundlage und kräftigſte Vertheidigung einem bis dahin wenig bekannt gewordenen Hirtenvölkchen, welches ſich hinter den Seen am Fuße des Hochgebirges als Nachkommenſchaft eines in grauer Vorzeit aus Schweden eingewanderten Stammes (vielleicht auch Reſte der Cimbern) ohne Herrſchaft als die unmittelbare Schirmherrſchaft des Kaiſers erhalten hatte. Dieß waren die Thalgemeinden von Schwyz, Uri und Unterwalden, die ſtets in allen Angelegenheiten zuſammenhielten und wie ein einziger Ort galten. Sie kamen mit dem übrigen Helvetien unter den Schutz des deutſchen Reiches, aber ſie thaten es, wie ihnen eine Urkunde Kaiſer Friedrich's II. vom Jahre 1240 beſtätigte, freiwillig. Ihre Rechte bei Kaiſer und Reich vertrat ein ſelbſtgewählter Schirmvoigt, anfangs gemeiniglich ein Graf von Lenzburg, dann ein Habsburger, aus deren Geſchlechte im Jahre 1210 die Waldſtädte auch ihren Reichsvoigt erhielten. Das Ausſterben des Hauſes Zähringen in Helvetien (1218), deſſen Erbe nun an die Grafen von Kyburg, Hohenurach und Fürſtenberg, ſo wie an die Markgrafen von Baden und den Herzog von Teck fiel, hatte mannigfache Wirren in der S. erregt, vielen Städten jedoch Gelegenheit gegeben, ſich ganz oder zum Theil weltlicher und geiſtlicher Gerichtsbarkeit zu entziehen. Die milde den Städten geneigte Regierung der Hohenſtaufen trug ſehr viel dazu bei, daß die hier und da errungene Freiheit feſten Fuß faßte. In ſolcher Lage Helvetiens gelangte der im Aargau und Elſaß angeſeſſene Graf Rudolph von Habsburg, der außerdem auch Baden, Kyburg und Lenzburg ererbt hatte und Schirmvoigt von Schwyz, Uri und Unterwalden war, auf den deutſchen Königsthron (1273). Durch ihn ward das Band, welches Helvetien an Deutſchland feſſelte, feſter als je geknüpft, zumal da er auch in der ſüdlichen S., welche kurz zuvor von Peter von Savoyen faſt unterjocht worden war, das kaiſerliche Anſehen wiederherſtellte; aber ſein Sohn, der finſtere tyranniſche Albrecht, trachtete nach unumſchränkter Herrſchaft und zeigte ſolchen Sinn gleich anfangs durch Anwendung von Waffengewalt. Schon 1291 jedoch waren die Bewohner von Uri, Schwyz und Unterwalden zuſammengetreten und hatten ihren alten Bund zu gemeinſamer Vertheidigung gegen jeden Angriff, woher er auch komme, aufs Neue beſchworen. Dieß iſt die erſte feierliche Erneuung des alten Bundes der Eidgenoſſen. Mittlerweile war zwiſchen Albrecht und Adolph von Naſſau Krieg um die deutſche Königskrone ausgebrochen und auch Helvetien nahm für oder wider Partei; doch erhielten die Städte, als Erſterer im Jahre 1298 geſiegt hatte, ziemlich gute Bedingungen, den Waldſtädten aber ward die Beſtätigung ihrer Freiheiten abgeſchlagen und ihnen zu Vögten der Hermann Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg geſetzt. Derſelben Nichtachtung aller Rechte und

Tyrannei empörte bald das ganze Land; Gräuelthaten geſchahen, wie an Arnold Anderhalden von Melchthal, dem die Augen ausgeſtochen wurden, weil ſein Sohn des Landenberg's Knechte zwei Finger zerbrochen hatte, als derſelbe die Ochſen vom Pfluge ſpannen wollte; ehrbare Jungfrauen und Frauen wurden geſchändet, und Männer, wie Stauffacher, Winkelried, Attinghauſen u. A., gehöhnt und verſpottet. Immer höher ſtieg die Entrüſtung, als der Junker von Wolfenſchieß der ſchönen Frau des Konrad von Baumgarten Unziemliches zugemuthet hatte, obwohl derſelbe ſein Gelüſt mit dem Tode in der Badewanne hatte büßen müſſen. Da endlich faßten Walter Fürſt von Attinghauſen, Werner Stauffacher und der junge Arnold von Melchthal nebſt 30 andern entſchloſſenen Männern in der Nacht des 17. Wintermonats des Jahres 1307 auf einer zwiſchen Uri, Schwyz und Unterwalden gelegenen Waldwieſe, dem Rütli, den mit feierlichem Eid beſtärkten Entſchluß, das Vaterland zu retten, und beſtimmten zur Ausführung den Neujahrstag des Jahres 1308. Aber noch ehe dieſer erſchien, geſchah die That des Tell (ſ. d. Art.) und erfüllte das Herz des Volkes mit freudigem Schreck. Die Gewalthaber erzitterten, der Neujahrstag erſchien und dem Schwure treu erhoben die Verbündeten die Waffen. Durch Liſt theils, theils durch Gewalt, doch ohne Blutvergießen geriethen die Burgen der Vögte in die Hand des Volkes und Landenberg mußte Urfehde ſchwörend das freigewordene Land verlaſſen. Alsbald eilte Rache ſchnaubend König Albrecht herbei in ſeine Erblande, verordnete in Zug, Luzern und Glarus Feindſeligkeiten gegen die Waldſtädte und durchzog rüſtend den Thurgau und Aargau. Hier aber ereilte ihn der Tod von der Hand ſeines Neffen, Johann von Schwaben, zum neuen Schrecken für das Land, welches ſich der von der Königin Eliſabeth niedergeſetzten Landpfleger, der Grafen von Grießenberg und Straßberg, nichts Gutes verſah; zur Vorſicht ſchloſſen auch Bern, Baſel, Solothurn und Zürich Bündniß und rüſteten ſich; Aargau aber hielt an Öſtreich. Doch wendete ſich alle Gewaltthätigkeit des öſtreichiſchen Hauſes vorläufig auf die Helfershelfer Johann's von Schwaben, obwohl der Unſchuldigen Viele als Opfer fielen und das Land meiſt die Mordluſt der Herren büßen mußte. Die Waldſtädte hatten vorläufig Ruhe und genoſſen der Gunſt des Königs Heinrich von Luxemburg; als dieſer aber im Jahre 1313 geſtorben war und die Wahl zwiſchen Friedrich von Öſtreich und Ludwig von Baiern ſtreitig wurde, fielen ſie Letzterm zu, um eine Bürgſchaft zu haben gegen die böſen Abſichten Öſtreichs und, wie es auch geſchah, des über ſie verhängten Bannes ledig zu werden. Darüber ergrimmte der Herzog Leopold von Öſtreich und beſchloß „dieſe Bauern mit ſeinem Fuße zu zertreten". Unterſtützt von dem größten Theile des Adels zog er mit Stricken verſehen für das Bauernvolk heran gegen Zug, während in Unterwalden und von Luzern aus bei dem See zwei andere Haufen einfallen ſollten. Da geſchah am 15. Nov. 1315 die denkwürdige Schlacht bei Morgarten (ſ. d. Art.), wo 1300 Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden den Gewalthaufen des Herzogs in ſchimpfliche Flucht ſchlugen. Gleiches Schickſal erfuhren die übrigen herzoglichen Rotten, die Freiheit war errungen und der Bund ward von Neuem beſchworen. Der Herzog hielt Friede und auch nach ſeinem Tode (1326) erneuerte Albrecht, ſein Bruder, den Waffenſtillſtand. Solch muthvoller Kampf für die Freiheit hatte den Waldſtädten großes Anſehen gebracht, in Helvetien ſowohl, als bei Kaiſer und Reich; aber auch andern ſchweizeriſchen Städten wuchs jetzt der Muth und beharrlicher pochten ſie fortan auf ihre alten Rechte und wehrten dem Adel und den Fürſten die Eingriffe in dieſelben. Zuerſt machte Luzern ſich frei und trat 1332 der Eidgenoſſenſchaft bei, ſo daß von der Zeit der vier Waldſtädte Bund beſtand. Eine Verſchwörung der Patricier und des aargauiſchen Adels im Jahre 1333 ward entdeckt und unſchädlich gemacht, bald darauf auch erfolgreich gekämpft gegen den rhätiſchen Adel. Kurz nachher (1335) erhielt Zürich durch den kühnen Rudolph Brun eine neue die Vorrechte des

alten Rathes vernichtende Verfaſſung, und Bern zerſtäubte unter Rudolph's von Erlach Anführung in der ruhmvollen Schlacht bei Laupen (im Jahre 1339) einen von dem kaiſerlichen Voigte in Burgund und den Grafen von Kyburg und Nidau gegründeten Adelsbund. Je kühner aber die Bürger in den Städten emporſtrebten, deſto größer und gefährlicher wurden auch die Anſtrengungen der Herren, ſolchem Beginnen zu wehren. Ein neuer Bund gegen Zürich, im Jahre 1350 geſchloſſen, ſollte das Alte wiederherſtellen, aber in der Mordnacht vom 23. Februar ſiegte der eiſerne Brun und Rapperswyl, Stadt und Burg des feindſelig geſinnten Johann von Habsburg, büßten in gräuelvoller Verwüſtung. Um ſicher zu ſein gegen zu erwartende Rache, trat hierauf Zürich 1351 ebenfalls in den Bund der Eidgenoſſen; ihm folgte 1352 das von Öſtreich hart gedrückte Glarus und in demſelben Jahre noch Zug, als der Bürgerſchaft vom Herzog Albrecht verächtlich begegnet worden war. Um dieſelbe Zeit war bereits von den Verbündeten bei Tätwyl glücklich gegen den Herzog Albrecht von Öſtreich geſtritten worden; ein neuer Gewalthaufe deſſelben rückte heran vor Zürich, um durch deſſen Fall der übrigen Herr zu werden, aber vergebens; im Frieden zu Luzern mußte Öſtreich den Status quo anerkennen. Da trat im Jahre 1353 auch Bern zu dem Bunde, ſo daß nun der ewige Bund der acht alten Orte der Eidsgenoſſenſchaft geſchloſſen war (Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern). Ergrimmt ob der immer zunehmenden Macht des Volkes brachte der Herzog Albrecht den Kaiſer Karl IV. auf ſeine Seite, der denn auch den Bund für ungültig erklärte. Auch rückte in der That ein großes Heer gegen Zürich vor; allein ſchon im Herbſte des Jahres 1354 zog der Kaiſer wieder ab, nicht gewilligt, die Macht des Hauſes Öſtreich zu vergrößern. Letzteres führte den Krieg, obwohl ohne Erfolg, noch bis zum Tode des Herzogs Albrecht im Jahre 1358 fort. Die darauf folgenden Friedensjahre benutzten die Eidgenoſſen klüglich zum Ordnen ihres inneren Lebens ſowohl, wie zur Vergrößerung ihres Gebietes und nur ſelten ward, wie z. B. in Bern im Jahre 1384 und früher durch den unruhigen Grafen von Kyburg, die innere Ruhe geſtört; ihren alten Kriegsmuth aber bewährten die Schweitzer in ſiegreichen Gefechten gegen die räuberiſchen Rotten Ingelram's von Coucy, genannt die Gügler, welche im Streite gegen die Herzöge von Öſtreich verwüſtend in der S. eingebrochen waren. Solcher Dienſte indeß vergaßen die Herzöge von Öſtreich bald und ihre Landvögte, zumal Peter von Thorberg, drückten härter wie ſonſt die Bauern und höhnten die Eidsgenoſſen. Der übermüthige Adel that ſich zuſammen und aller Orten fürchtete man den Ausbruch des Krieges. Schon waren durch die Luzerner mehrere Burgen des Thorbergers gebrochen worden, als der Herzog Leopold, ſeiner Macht ſich überhebend, den Adel zu einem Bündniſſe vereinigte und gewaltige Rüſtungen anordnete. 167 geiſtliche und weltliche Herren ſagten jetzt den Eidgenoſſen ab und rückten in mehreren Gewalthaufen heran, der Herzog Leopold ſelbſt mit Tauſenden ſeiner eiſengepanzerten Ritter durch den Aargau hinauf gegen Sempach. Aber die Begeiſterung von 1400 Eidgenoſſen triumphirte in der ſchrecklichen Schlacht am 9. Juli 1386 (ſ. d. Art. Sempach); bald darauf ſiegte Bern im Kampfe mit Freiburg und nahm Oberſibenthal in ſeinen Schutz, und viele Burgen und Schlöſſer, auch die öſtreichſche Landſtadt Weſen im gaſter Comitate, ergaben ſich den eidgenöſſiſchen Bannern. Noch nicht ruhte Öſtreich; die Bürger von Weſen, obwohl ſie von Glarus mild behandelt wurden, willigten ein in den angemutheten Verrath, und plötzlich nach geſchehener Verabredung rückten in der Nacht vor Matthias 1388 6000 Öſtreicher gegen die Stadt an und ſchlachteten 30 Eidgenoſſen mit ihrem Anführer, Konrad von Au; aber am folgenden Tage erfocht Matthias am Büel bei Näfels mit nur 500 Männern einen entſcheidenden Sieg und überall ſeitdem blieb Öſtreich im Nachtheil. Jetzt ſchloß es Frieden auf 7 Jahre (1339) und bald darauf (1393) auf 20 Jahre; die Eid-

genoſſen aber gaben ſich in dem ſogenannten ſempacher Briefe ein gemeinſames Kriegsgeſetz und benutzten die Friedenszeit, ihr Recht und Gemeinweſen durch Käufe und Einlöſung zu vergrößern. So erwarb Bern das Thal Frutigen und das Emmenthal, die Züricher viele Herrſchaften des verarmten Adels, Luzern desgleichen. Mit Uri trat das Thal Urſeren am Gotthardt in ewiges Landrecht zuſammen, desgleichen auch das Liwinerthal, trotz des Widerſtrebens der Herren von Bellinzona; Freiburg im Üchtlande ſchloß Burgrecht mit Bern und Glarus kaufte ſich von Seckingen los; auch Schaffhauſen gab ſich bereits eine neue der züricher ähnliche Verfaſſung. Während ſich ſo überall in den Landen der Eidgenoſſen ein neues ſchönes Leben entwickelte, ſeufzten die Appenzeller ſchwer unter dem Joche des Abtes von St. Gallen und die Stadt St. Gallen ſelbſt mochte kaum noch deſſen Übermuth ertragen. Da verbanden ſich beide, Stadt und Land, zu gerechter Abwehr des Drucks und vertrieben die Vögte aus den Burgen. Aber jener rief die deutſchen Reichsſtädte am Bodenſee zu Hülfe, deren bei 6000 Mann ſtarkes Heer den Übermuth der Bauern (die Bürger von St. Gallen hatten den ſchiedsrichterlichen Spruch der Reichsſtädte angenommen) zu brechen vermeinte. Doch ſiegten dieſelben verſtärkt durch Männer von Schwyz und Glarus in dem Treffen bei Speicher am 15. Mai 1404. Solche Fortſchritte zur Freiheit ſah der Herzog Friedrich von Öſtreich nur mit großer Beſorgniß und er rüſtete ſich, den Trotz der von Neuem mit der Stadt St. Gallen verbündeten und in das Landrecht der Schwyzer aufgenommenen Appenzeller zu beſtrafen. Aber ſchon der erſte Haufe ward (am 17. Juni 1405) in der Schlacht an dem Stoß vernichtet und er ſelbſt erlitt bald darauf am Hauptlisberge unweit St. Gallen eine empfindliche Niederlage, die ihn nach einem dritten unglücklichen Gefechte auf der Wolfshalde zum Rückzuge nöthigte. Fünf Jahre noch dauerte dieſer Kampf, aber die Appenzeller erhielten im Frieden (1411) ihre Freiheit und traten in demſelben Jahre in den eidgenöſſiſchen Bund, obwohl mit einigen Beſchränkungen, die man ihrer Kriegsluſt auflegen zu müſſen glaubte. Im folgenden Jahre ſchloß hierauf der Herzog Friedrich funfzigjährigen Frieden mit der Eidgenoſſenſchaft, die er jetzt lieber zu Freunden als Feinden haben wollte. Nicht lange aber währte die Eintracht; den Samen der Zwietracht ſäete die Kirchenverſammlung zu Conſtanz. Herzog Friedrich, als Freund und Vertheidiger des hart angeklagten Papſtes Johann, fiel in Bann und Acht, und auch die Eidgenoſſen wurden veranlaßt, denſelben mit Gewalt der Waffen anzufallen. Die noch unter Öſtreichs Hoheit ſtehenden Städte, wie Schaffhauſen, Dieſſenhofen und faſt der ganze Thurgau, nahmen alsbald die dargebotene Reichsfreiheit an; von den Eidgenoſſen ergriff zuerſt Bern die Waffen, dann auch die übrigen Cantone (Appenzell ausgenommen), da die Gelegenheit zur Bereicherung auch dem anfangs ſich ſträubenden rechtlichen Sinne zu nahe gelegt wurde. Ohne großen Widerſtand eroberte Bern in Kurzem Zofingen, Aarau, Arburg, Brugg, Lenzburg, Hallwyl, Habsburg, Troſtburg, Brunegk, Luzern, das Land um die Sur, Meyenberg u. a.; Zürich Mellingen, Baden und die Landſchaft Knonau und andere Anderes, ſo daß von den öſtreichiſchen Beſitzungen nur Weniges übrigblieb. Von dem Gewonnenen, welches der Kaiſer vergeblich für das Reich zurückverlangte, nahm Uri nichts, die Übrigen aber behielten das, was Jeder mit eigenen Waffen erobert hatte, für ſich, das gemeinſchaftlich Erworbene aber ward unter Landvögten verwaltet, welche die verſchiedenen Cantone wechſelsweiſe ſtellten. Solches Glück brachte jedoch ſpäter Zwietracht, weil es Sucht nach Eroberungen erzeugte, und ſchon ſtand Bern in dem Zwiſte, in welchen Wallis mit ſeinem Landeshauptmann, dem Freiherrn von Raron, gerathen war (1414), gegen den eigentlichen Willen der übrigen Eidgenoſſen auf des Letztern Seite, auch wurde nach blutiger Schlacht und zweideutigem Siege über die mailändiſche Macht bei Arbedo (im Juni 1422) von den Eidgenoſſen in die Abtretung

von Bellinzona, den Oſſolathälern und ſelbſt Liwinen gegen eine Summe Geldes gewilligt (1426), ein Beweis, daß Selbſtſucht und Eigennutz auch im Schweizerlande ſchon nichts Fremdes mehr war. Bald traten auch die übeln Zeichen derſelben hervor. Denn während jetzt Rhätien, ebenfalls ſeiner grauſamen Zwingherrn ſatt, ſich erhob und befreite und zuerſt den grauen Bund (1424), daher Graubündten genannt, ſpäter den Bund der zehn Gerichte (1436) ſtiftete, ſo daß eine neue Eidgenoſſenſchaft neben der alten entſtand, und Uri Bellinzona und das Liwinerthal von Mailand wieder eroberte (1440), warf der Tod des letzten Grafen von Toggenburg (1436) Zunder unter die Eidgenoſſen. Viele Bewerber meldeten ſich zu dem reichen Erbe und beſonders traten Zürich und Schwyz in höchſter Spannung ſich gegenüber, beide durch das Verſprechen des Grafen Anſprüche an die Erbſchaft zu haben meinend. Nachdem die gegenſeitigen Neckereien und Abſperrungen vergeblich durch die Vermittlung der anderen Stände einzuſtellen verſucht worden waren und man Zürich auf der Tagſatzung zu Luzern (1437) ſeiner Anſprüche für verluſtig erklärt hatte, griff dieſes endlich zu den Waffen, der zwar nachmals beigelegt wurde (1438), aber da Zürich ein heimliches Bündniß mit dem neuen Kaiſer Friedrich IV., dem Feinde der Eidgenoſſen, eingegangen hatte, in einen heftigen Kampf aller Cantone gegen Zürich ausbrach (1443). Bei Pfeffikon, Freienbach und Zürich wurden die Züricher geſchlagen und ihre Stadt hart belagert. Zwar zog ein großes franzöſiſches Heer (ſ. Armagnacs) den Zürichern zu Hülfe und vernichtete bei St. Jakob (den 26. Aug. 1444) das entgegengezogene Häuflein Eidgenoſſen; aber der Sieg war theuer erkauft worden, die Franzoſen zogen ſich wieder zurück und machten zu Enſisheim Friede (den 28. Oct. 1444); mehrere Male wurden kurz darauf die Öſtreicher von den Eidgenoſſen geſchlagen und Zürich mußte, nachdem auch Öſtreich Friede geſchloſſen hatte, ein Gleiches thun (den 13. Juli 1446). Der Wohlſtand der S. war durch dieſen Krieg zu Grunde gerichtet und die gänzliche Überlaſſung der von dem Kaiſer an Zürich verpfändeten Grafſchaft Kyburg war für dieſes ein geringer Erſatz. Die gegenſeitige Erbitterung dauerte aber nichtsdeſtoweniger fort und erregte mehrfache Unruhen; doch blieb im Ganzen Ruhe. Während derſelben mußte ſich zwar das bisher öſtreichiſche Freiburg Savoyen unterwerfen (1452), aber Wallis ſchloß mit den Waldſtädten einen ewigen Bund, Zürich erwarb Egliſau, Rheinau und Stein, Schaffhauſen verbündete ſich mit den Eidgenoſſen gegen Öſtreich (1454), der Thurgau ward Öſtreich entriſſen und dem Bunde einverleibt (1460), Uri erwarb das Liwinerthal durch Vertrag mit Mailand (1467), Glarus trat völlig in den Bund, Zug und Luzern machten ſich von aller fremden Abhängigkeit gänzlich frei, St. Gallen, ſchon ſeit 1450 mit 6 Orten verbündet, kaufte 1469 die Grafſchaft Toggenburg und der Bund befeſtigte ſich immer mehr, während die drei Bünde in Rhätien zu einem gemeinſamen Bunde zum Schutze gegen den tyranniſchen Adel zuſammentraten (1471); doch fingen die des Kriegs gewohnten Schweizer jetzt auch an in fremde Kriegsdienſte zu treten. Plötzlich aber kamen andere Stürme von Außen. Die Eidgenoſſen ließen ſich nämlich von Frankreich gegen Karl den Kühnen von Burgund gewinnen (1474) und fielen verheerend in Burgund ein, ſahen ſich aber plötzlich von Öſtreich und Frankreich, welche beide mit Karl Friede machten, verlaſſen und nun der Rache des Letztern, der ihr Geſuch um Frieden ſtolz zurückwies, ausgeſetzt. Doch bei Granſon (den 3. März 1476) und Murten (22. Juni) wurde das furchtbare Burgunderheer geſchlagen und bei Nancy (den 5. Jan. 1477) halfen die Schweizer Karl's Macht vernichten. Friedensſchlüſſe und Bünde mit Burgund, Frankreich und Öſtreich folgten und verſchafften der S. Anerkennung ihrer Stärke; aber im Innern entſtanden wieder neue Verwirrungen. Die reiche burgundiſche Beute machte die Eidgenoſſen übermüthig, die Kriege hatten das Volk verwildert und auswärtige Beſtechungen und Ränke thaten auch das Ihre. So durch=

zog jetzt eine große Bande Geſindels brandſchatzend die Städte, die erſt ſich zerſtreute, als 1480 über 1500 derſelben die Todesſtrafe erlitten hatten; die mächtigeren Orte wurden übermüthig gegen die kleineren und es bedurfte aller Beredſamkeit des ehrwürdigen Nikolaus von der Flühe (ſ. Klaus) den Bürgerkrieg zu verhindern, der bei der Aufnahme Solothurns und Freiburgs in die Eidgenoſſenſchaft zu entſtehen drohte (1481); ja in Zürich wurden die Verwirrungen ſo groß, daß ſelbſt der edle Hans Waldmann, der Sieger bei Granſon, Murten und Nancy und zur Zeit kräftiger Lenker des Cantons, durch Intrigue zum Tode geführt ward (d. 6. April 1489). Während deſſen hatten zwar die Eidgenoſſen auch manche blutige Zwiſte mit Mailand, Venedig und Savoyen gehabt, aber plötzlich erhob Öſtreich, wegen Weigerung derſelben dem ſchwäbiſchen Bunde beizutreten, einen blutigen Krieg (1499), in dem ſich jedoch die Tapferkeit der Schweizer aufs Neue bewährte. Überall wurden die öſtreichiſchen Haufen vernichtet, noch in demſelben Jahre wurde wieder Friede zu Baſel geſchloſſen und zur Dankbarkeit für treue Beihülfe nahmen die Eidgenoſſen Baſel und Schaffhauſen (1501) in den Bund auf, wozu 1513 auch Appenzell trat. So beſtand der Schweizerbund jetzt aus 13 Orten, zu denen noch Wallis, Bündten und St. Gallen und die Städte Rothweil und Mühlhauſen als zugewandte Orte traten. Von dieſer Zeit an ward die Schweiz von auswärtigen Mächten als unabhängig anerkannt, aber in ihrem Innern herrſchte Wildheit und Tyrannei der Hauptſtädte über die abhängigen, der Regierungen über das Volk; die kriegsgewohnten Schweizer traten trotz aller dagegen gegebenen Geſetze zu Tauſenden in fremde Kriegsdienſte, bald für, bald wider Frankreich, Öſtreich, Venedig, Mailand u. a. und die Regierungen gewannen dadurch wohl Geld, Uri Teſſin und Bündten Kläven und Veltlin, aber die Sitteneinfalt der Schweizer ging immer mehr verloren und nach der unglücklichen Schlacht bei Marignano (1515) auch der Ruhm ihrer Unbeſiegbarkeit und Hader und Zwitracht über die Beute nahmen im Innern überhand, während die durch Ulrich Zwingli (ſ. d. Art.) angeregte Kirchenverbeſſerung nun plötzlich noch zwei feindlich gegenüberſtehende Parteien ſchuf. Das aufgegangene Licht leuchtete bald durch ſämmtliche Cantone, doch Luzern, Schwyz, Unterwalden, Zug und Uri widerſetzten ſich eifrig ſeinem Scheinen; gegenſeitige Reibungen entzündeten den Krieg und ſo kam es d. 12. Oct. 1531 zu Cappel zur Schlacht zwiſchen den Katholiken und Reformirten zum Nachtheile der letzteren. Aber kurz darauf ward Friede geſchloſſen und die Einführung der neuen Lehre oder die Reaction dagegen verurſachten fortan nur noch im Innern der Cantone manche Mißhelligkeiten. Nur in Genf ward die Zwitracht ärger; aber mit Hülfe der Berner machte ſich daſſelbe von der Herrſchaft Savoyens los und ward ein Freiſtaat (1536), ohne noch in den Bund der Eidgenoſſen aufgenommen zu werden. Auch das Waadtland ward durch Bern von Savoyen losgeriſſen und reformirt; dagegen ſtifteten endlich die katholiſchen Cantone (Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Solothurn und Freiburg) den von Borromeo angerathenen goldnen Bund zur Vertheidigung der katholiſchen Religion, nachdem ſchon 1581 Genf ſich mit Bern und Zürich verbündet hatte. So ward, wie überall, auch hier die Glaubensverſchiedenheit Quelle großen Haſſes, der das reformirte Mühlhauſen durch Abſagung der katholiſchen Orte aus dem Bunde brachte (1587), Appenzell in zwei unabhängige Cantone ſchied (1597), die Reformirten aus Wallis vertrieb (1602), ein grauenvolles Blutbad an den Reformirten in Veltlin (1620) veranlaßte und in Bündten einen blutigen Bürgerkrieg entzündete, woran auch die anderen Cantone durch Hülfstruppen Theil nahmen, der im Kampfe Öſtreichs, Frankreichs und Spaniens mit einander Bündten zum beſtändigen Kriegsſchauplatze und einem Lande des bitterſten Jammers machte und erſt durch einen allgemeinen Aufſtand der Bündner (1639) zu Ende ging und durch Friedensſchlüſſe

mit Spanien (1639) und Öſtreich (1641) das Land für immer frei machte. Auch in den übrigen Cantonen herrſchte der Hader um Religionsſachen fort, während eine fürchterliche Seuche, der ſchwarze Tod, das Land ſchrecklich heimſuchte; doch berührte der dreißigjährige Krieg die S. nur wenig und der weſtphäliſche Friede verſchaffte ihr endlich gänzliche Unabhängigkeitserklärung vom deutſchen Reiche und politiſche Selbſtſtändigkeit. Jetzt hätte die S. ſich wieder erholen können; aber kurz darauf brach ein Aufſtand der Landleute in Luzern, Bern und Aarau wegen ihren vielfachen Bedrückungen und des herabgeſetzten Geldwerthes aus, der mehrere Jahre große Unruhe erregte und endlich 1654 durch Waffengewalt beigelegt ward. Dieſem folgte, angeregt durch die Mißhandlung der Proteſtanten zu Arth ein verwüſtender Religionskrieg, der aber nach der Niederlage der proteſtantiſchen Partei bei Villmergen (14. Jan. 1656) wieder geendet ward, ohne daß jedoch der Hader aufhörte, der endlich in dem durch die Anmaßungen des Abts von St. Gallen gegen ſeine toggenburger Unterthanen erregten *toggenburger* Kriege (1712) wieder blutig ausbrach, die ſämmtlichen Eidgenoſſen (Reformirte gegen Katholiken) gegen einander in das Feld führte, Europas Aufmerkſamkeit rege machte und endlich im Frieden zu Aarau (d. 11. Aug. 1712) den Sieg der reformirten Partei beſtätigte und Berns und Zürichs Macht vergrößerte. Von nun an blieb zwar im Ganzen Ruhe, da die Reibungen der Religionsparteien geringer wurden; doch regten ſich fortwährend in den einzelnen Cantonen vorübergehende Aufſtände, herbeigeführt durch den Druck, den die immer ariſtokratiſcher werdenden Regierungen auf das Volk ausübten und durch die unzähligen Mißbräuche, welche ſich in den Verwaltungen eingeſchlichen hatten; denn Freiheit der S. war nur dem Namen nach vorhanden; nur einzelne bevorzugte Familien hatten die Herrſchaft und behandelten ihre Mitbürger wie durch Gewalt des Stärkern unterworfene Unterthanen; ja ſelbſt die Geſammtheit der herrſchenden Städte betrachtete die übrigen Gemeinden als ihnen unterwürfig. Kein Wunder alſo, daß der Ausbruch die franzöſiſchen Revolution in der S. vielen Beifall fand, obwohl man von da aus anfangs ruhig zuſah und die Regierungen ſelbſt allen Ausbrüchen der Sympathie zuvorzukommen ſuchten. Die Eidgenoſſen bewahrten daher zwar völlige Neutralität; doch der franzöſiſche Übermuth verachtete die kleinen Staaten. Buonaparte entriß nach der Eroberung Oberitaliens den Bündtnern den Veltlin, Kläven und Bormio (1797), bald darauf ward Baſel von den Franzoſen beſetzt, das Waadtland riß ſich unter Frankreichs Schutze von Bern los und conſtituirte ſich zur *lemaniſchen Republik* und franzöſiſche Agenten ſuchten überall Zwietracht auszuſäen. Zwar verſuchten jetzt die Regierungen mehrerer Cantone eine Verbeſſerung der Verfaſſung, aber Frankreich wollte die S. nicht befreien, ſondern ſich unterwerfen und legte ihr einen Conſtitutionsentwurf vor, nach welchem das ganze Land aus 22 Cantonen unter einem zu Luzern reſidirenden Directorium beſtehen ſollte. Die S., das am Wenigſten nachgiebige Bern an der Spitze, waffnete ſich; aber zwei franzöſiſche Heere rückten plötzlich in das Land ein, nahmen in Eile Solothurn und Freiburg, rückten am 5. März 1798 in Bern ein und proclamirten unter den Schrecken einer ungezügelten Anarchie zu Aarau (d. 12. April 1798) eine untheilbare *helvetiſche* Republik in 18 Cantonen mit der Bundesſtadt Aarau, ſo daß Bern in 4 Cantone (Leman, Oberland, Bern, Aargau) zertheilt ward und die Landſchaften Baden, Thurgau, Lugano, Bellinzona ebenfalls zu Cantonen erhoben, dagegen Zug, Uri, Schwyz und Unterwalden zu einem Cantone (*Waldſtätten*) und Appenzell, St. Gallen und das Rheinthal zu dem Cantone *Säntis* vereinigt wurden. Zu gleicher Zeit ward Genf gewaltſam beſetzt und der franzöſiſchen Republik einverleibt. Vergebens ſammelten die Waldcantone ein Heer von 10000 Mann gegen ſolche Anmaßung und kämpften ruhmvoll an den Ufern des züricher Sees ge-

gen die Übermacht; ſie mußten endlich derſelben nachgeben und wurden, nachdem ſie ſich zum zweiten Male dagegen aufgelehnt hatten, durch furchtbaren Kampf zur Unterwerfung gezwungen, worauf ein Schutz- und Trutzbündniß zwiſchen Frankreich und der S. geſchloſſen ward (24. Aug. 1798) und die ſchwache Centralregierung ihren Sitz nach Luzern verlegte. Nur Graubündten blieb unter Öſtreichs Schutze noch unberührt vom Franzoſenthume; aber ſchon im März 1799 eroberte Maſſena das Land durch plötzlichen Überfall und zwang nach kurzem Weichen durch die Schlacht bei Zürich (d. 25. Sept.) die Öſtreicher und Ruſſen zur gänzlichen Räumung der S. So ward auch Bündten ein Theil der helvetiſchen Republik, welche von Parteien zerriſſen, vom franzöſiſchen Übermuthe niedergedrückt ſeit dem 7. Jan. 1800 von einem proviſoriſchen Vollziehungsſenate, ſeit dem 8. Oct. 1800 von einem Vollziehungsrathe und ſeit dem October 1801 von einem Senate von 25 Mitgliedern zur Entwerfung einer jedesmal wieder verworfenen Verfaſſung regiert einen traurigen Anblick darbot, bis endlich die am 19. Jun. 1802 zu Bern, wohin die Regierung ſeit 1799 geflüchtet war, verkündete Verfaſſung zu helfen ſchien. Aber kaum hatten jetzt die franzöſiſchen Truppen das Land verlaſſen, als in den Urcantonen ein heftiger Aufſtand entſtand, bis endlich die *Mediationsacte* (ſ. d. Art.) Buonaparte's die Eidgenoſſenſchaft der 19 Cantone wieder herſtellte (Febr. 1803), ſo daß dieſe künftig einen Bund bilden und ihre Abgeordneten (d. Tagſatzung) ſich alljährlich abwechſelnd in einem der 6 Vororte (Freiburg, Bern, Baſel, Solothurn, Zürich und Luzern) verſammeln ſollten, wobei der oberſte Beamte des jedesmaligen Vorortes als *Landammann der Schweitz* präſidirte. Dieſe Acte beruhigte die meiſten Gemüther, indem ſie viele ehemaligen Übelſtände aufhob, und da die Kriegsſtürme der folgenden Jahre die S. weniger berührten, ſo konnte ſich dieſe allmählig wieder erholen und ihre geſchlagenen Wunden heilen laſſen. Nichts deſto weniger aber unterblieben die Reibungen im Innern und die Tagſatzungen hatten manche Gezänke auszugleichen; auch der Fanatismus und die Religionsſchwärmerei erhoben ihr Haupt und ſtreuten böſen Samen, und kaum war Napoleon's Macht geſtürzt, als die alte Zwietracht ſchon wieder blutige Händel herbeizuführen ſchien, die jedoch noch gütlich beigelegt wurden. Der Congreß zu Wien erklärte endlich am 15. Febr. 1815 die S. für einen Bundesſtaat in bis jetzt beſtandener Weiſe und fügte noch Genf, Wallis und Neufchatel als 3 neue Cantone hinzu, überließ aber Kläven, Veltlin und Bormio an Öſtreich; außerdem ward die Eidgenoſſenſchaft für unabhängig und unverletzlich erklärt. So war auch der S. der Friede, aber nicht die innere Ruhe wiedergegeben. Wie von nun an die größeren Nachbarſtaaten ſich in ihre Politik miſchten, ſo begann auch die Reaction wieder ihr Haupt zu erheben. Die Ariſtokratie bot überall Alles auf, wieder ans Ruder zu kommen; eine Menge neuer Einrichtungen wurden wieder abgeſchafft, alte wieder eingeführt und ſelbſt die Gleichſtellung aller Gemeinden wieder aufgehoben; ſtrenge Preßgeſetze wurden gegeben; religiöſe Streitigkeiten erhitzten die Köpfe; die Anmaßungen der römiſchen Curie traten immer ſtärker hervor und die Unzufriedenheit des Volks regte ſich in einigen Cantonen ſehr merklich und zwang die Regierungen zur Nachgiebigkeit. Dazu kamen noch die Zollſperren des Auslandes, die Streitigkeiten mit anderen Ländern wegen politiſcher Flüchtlinge, die in der S. Aſyl gefunden hatten, die Einführung der Jeſuiten in den katholiſchen Cantonen, die Streitigkeiten über die Errichtung des Doppelbisthums Chur und St. Gallen und des neuen Bisthums Baſel und über die Einführung eines allgemeinen Münzfußes. Wenn daher auch in einigen Cantonen, wie in Waadt und Genf, viel Herrliches gedieh, ſo wurde doch der Unzufriedenheit des Volks und des Zündſtoffs zu innern Unruhen immer mehr, ſo daß es kein Wunder war, daß die franzöſiſche Juliusrevolution auch in der S. das Signal zu großen Umwälzungen gab. In allen Cantonen

trat jetzt das Verlangen nach einer zeitgemäßen Verfaſſung hervor; in einigen ward ohne großes Widerſtreben von den Regierungen nachgegeben, in anderen, beſonders in Baſel und Neufchatel, floß erſt Blut. Aber die Wirren dauerten bis in die neueſte Zeit fort und haben ſich immer mehr vergrößert, ſeitdem durch polniſche und deutſche Flüchtlige auch noch die S. zum Heerde eine europäiſchen Revolution gemacht werden ſollte, was energiſche Maßregeln von Seiten der Nachbarſtaaten gegen die S. hervorrief und durch beſtändige Reibungen der Religionsparteien wie durch die ſich ſchroff gegenüberſtehenden politiſchen Factionen das Land in einen Zuſtand der Anarchie verſetzt hat, deſſen Ende erſt in einer ſpätern Zeit zu erwarten ſteht, da ſelbſt die Tagſatzung bei vielfach getheilten Anſichten und Meinungen keine Kraft entwickeln kann. 15. 37.

Schweitzeriſche Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. Die Schweitz hat kein allgemeines Münzſyſtem, nur zwiſchen den Cantonen Aargau, Baſel, Bern, Freiburg, Luzern, Solothurn und Waadt iſt ein Münzconcordat abgeſchloſſen worden, deren Hauptbeſtimmung folgende iſt: der von der Tagſatzung beſtätigte Münzfuß vom Jahre 1818, nach welchem der ſchweitzer Franken $125\frac{1543}{3000}$ franz. Gräns fein Silber enthalten ſoll, wird von den concordirenden Ständen anerkannt; alle Silbermünzen ſollen darnach geſchlagen und die fremden Münzſorten eben ſo gewerthet werden. — Der ſchweitzer Louisd'or hält 159,14 holl. Aß 21 Kar. $7\frac{1}{8}$ Grän fein = 5 Thlr. 16 Gr. in Gold. Dieſen neuen Louisd'or berechnet der Canton Aargau zu 16 ſchweitzer Franken oder zu $10\frac{2}{3}$ Gulden, Appenzell zu 11 G., Baſel zu 16 ſchw. Fr. oder zu $10\frac{2}{3}$ G., Bern zu 16 ſchw. Fr., Bündten zu $13\frac{3}{5}$ G., Freiburg zu 16 ſchw. Fr., Genf zu $14\frac{2}{3}\frac{1}{0}$ Livres Courant, Glarus zu $10\frac{1}{2}$ G., Luzern zu 12 G., Neufchatel zu 16 ſchw. Fr., St. Gallen zu 12 G., Schaffhauſen zu 12 G., Schwytz zu 10 G., Teſſin zu $37\frac{1}{2}$ Lires, Thurgau zu 16 ſchw. Fr. oder zu 12 G., Unterwalden zu 12 G., Ury zu 13 G., Waadt zu 16 ſchw. Fr., Wallis zu 16 ſchw. Fr., Zug zu $12\frac{1}{4}$ G., Zürich zu 10 G. II. Maß und Gewicht. Das Bedürfniß der Einführung gleicher Maße und Gewichte iſt wohl nirgends größer als in der Schweitz, weil faſt jeder Marktort ſeine eigenen Maße und Gewichte hat. Nach der im Jahre 1828 abgehaltenen Conferenz der Stände Aargau, Baſel, Freiburg, Luzern, Solothurn und Waadt wurde folgendes Syſtem entworfen: A. Als Grundeinheit von Maß und Gewicht gilt der ſchweitzeriſche Fuß von 10 Zoll = 100 Linien = 1000 Striche = 132,989 par. Linien. B. Längenmaße. 1 Stab = 4 Fuß wird in 2, 4, 8 und 16 Theile und in 3, 6 und 12 Theile abgetheilt; 1 Elle = $\frac{1}{2}$ Stab; 1 Klafter = 6 Fuß; 1 Ruthe = 10 Fuß; 1 Wegſtunde = 16000 Fuß; 1 Meile = $25795\frac{1}{4}$ par. Fuß, folglich $13\frac{1}{4}$ derſelben gehen auf einen Grad des Äquators. C. Flächenmaße. 1 □ Fuß = 100 □ Zoll; 1 □ Klafter = 36 □ Fuß; 1 □ Ruthe = 100 □ Fuß; 1 Juchart = 400 □ Ruthen = 40000 □ Fuß. D. Cubiſche Maße. 1 Werk- und Heuklafter = 216 Cubikfuß; 1 Mäßchen Quarterne = $\frac{1}{2}$ Cubikfuß = 500 Cubikzollen; 1 Maß (Pot) = $\frac{1}{20}$ Cubikfuß = 50 Cubikzoll; 1 Saum = 100 Maß. E. Gewichte. 1 Pfund = $\frac{1}{54}$ Cubikfuß des reinſten und dichteſten Waſſers = $\frac{1}{2}$ Kilogramm = 32 Loth = 128 Quentchen = 12800 Grän = 10404,278 holl. Aß; 1 Centner = 100 Pfd. 40.

Schwenckfeld (Kaspar von), der Stifter einer aus der proteſtantiſchen Kirche hervorgegangenen Secte, war ein ſchleſiſcher Edelmann aus Oſſigk (geb. 1490) und Hofbeamter Herzog Friedrich's von Liegnitz. Er ſchloß ſich zwar ſchon ſeit 1524 als Einer der erſten in Schleſien der ſächſiſchen Reformation an, ſprach aber von 1527 an Luthern das rechte Verſtändniß des Weſens der Religion ab und tadelte mehrere Lehren deſſelben, wie von der Verderbtheit der ſittlichen Natur und der Rechtfertigung allein durch den Glauben an Jeſu Genugthuung, als einen todten Glauben, der eben ſo ſicher mache, als die Papiſten ihr Vertrauen auf äu-

ßerliche gute Werke. Alle Wirkſamkeit des äußeren göttlichen Wortes, alles Wiſſen, alle Ritus, die nur zur erſten Erweckung des ſinnlichen Menſchen dienen, erhielten nach ihm erſt Sinn und Bedeutung, wenn aus ihnen durch das innere Wort, d. i. die unmittelbare Einwirkung des erleuchtenden und heiligenden göttlichen Geiſtes, ein thätiger Glaube ſich hervorbilde. Daher verwarf er die Kindertaufe und nahm anſtatt der lutheriſchen Brodverwandelungslehre eine wahrhafte Nährung der Seele durch das „vergottete, glorificirte Fleiſch Chriſti" an. Die allgemeine Religionsanſicht, die S. in zahlreichen Schriften gegen die Reformatoren aufſtellte, war die, daß die rechte Wahrheit in einer geiſtigeren und rein ſittlichen Faſſung und ſtrengen Ausübung der Lehren Chriſti beſtehe. Aus Schleſien vertrieben wanderte er ſeit 1528 im ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland umher, um Anhänger zu gewinnen, die aber erſt nach ſeinem Tode (1561) durch ſeine Schriften zahlreicher wurden, zunächſt im Elſaß, in Schwaben und Würtemberg, dann auch in Böhmen und Schleſien. Ein Überreſt beſteht noch ſeit 1730 zu Philadelphia in Pennſylvanien. 63.

Schweppermann (Seyfried), ein durch ſeine Tapferkeit berühmter fränkiſcher Ritter, ſtammte aus einer Patricierfamilie von Nürnberg und begleitete den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, als dieſer dem am 20. Oct. 1314 zum deutſchen Kaiſer gewählten Herzoge von Baiern, Ludwig IV., gegen den ebenfalls (am 19. Oct. 1314) zum Kaiſer ernannten Herzoge Friedrich III. von Öſtreich, zu Hülfe zog. Sieben Jahre ward unentſchieden gekämpft, als aber endlich die Öſtreicher mit ihren Hülfstruppen einen vernichtenden Schlag gegen die Baiern vorbereiteten und nur eine entſcheidende Schlacht zuvor retten konnte, wandte man ſich in der äußerſten Verlegenheit an den alten kriegserfahrenen S., welcher ſogleich die nachtheilige Stellung der Öſtreicher durchſchaute und die Anordnung der Schlacht übernahm. Nachdem er die Feinde zuerſt auf dem rechten Flügel angegriffen und kurz darauf auch die Mitte und den linken Flügel ins Treffen geführt hatte, aber deſſenungeachtet dem tapfern Widerſtande der Öſtreicher und ihrer Übermacht nach zehnſtündigem harten Kampfe faſt erlegen war, ſo entſchied er den Sieg nur noch dadurch für die Seinen, daß er den Feinden mit den Truppen des Burggrafen von Nürnberg in den Rücken fiel, wodurch nicht nur Friedrich von Öſtreich mit ſeinem Bruder Heinrich in die Hände der Sieger gerieth, ſondern auch der Beſitz der deutſchen Kaiſerkrone Ludwig dem Baier auf immer geſichert war. Dieſe entſcheidende Schlacht wurde am 28. Sept. 1322 bei Mühldorf am Inn oder auf der ſogenannten ampfinger Haide in der Nähe des Dorfes Ampfing geliefert. Da es am Abend des Schlachttages, ſelbſt auf der kaiſerlichen Tafel, ſo ſehr an Nahrungsmitteln gebrach, daß nur eine Schüſſel mit wenigen Eiern herumgereicht werden konnte, ſo rief der Kaiſer aus: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen S. zwei!" Dieſe Worte wurden auf das Grabmal deſſelben geſetzt, welches ſich zu Burg-Caſſel in der Oberpfalz zwiſchen Neumark und Amberg befindet. 81.

Schwere, lat. gravitas; franz. gravité, pesanteur; engl. gravity, nennt man allgemein die Wirkung der Anziehung, welche die Erde gegen alle ihr zugehörige und in geringer Entfernung von derſelben befindliche Körper ausübt. Die Erſcheinung der S. zeigt ſich überall, weil ein jeder Körper ſtets und unter allen Umſtänden, ſei er ruhend oder in Bewegung, das Beſtreben hat, gegen die Erde zu fallen. Hieraus ergibt ſich: daß alle Materie gleich ſchwer ſei und daß die S. aller Körper nur dann gleich groß ſei, wenn jedes ihrer Elemente durch eine gleiche Kraft afficirt wird. Will man aber wiſſen, mit welcher Kraft jeder dieſer Körper gegen ein widerſtehendes Hinderniß vermöge ſeiner S. drücke, ſo muß man die Summe der einzelnen, durch die S. afficirten Elemente berückſichtigen, welche dieſer direct proportional gefunden wird. Die Summe der hierbei wirkſamen,

durch die S. afficirten Elemente heißt dann das **Gewicht** (ſ. d. Art.). Die nach Newton ſogenannte **allgemeine** S., **Gravitation** (ſ. d. Art.), iſt mit der S. dem Weſen nach identiſch. 40.

Schweremeſſer, ſ. Aräometer.

Schwerin (Br. 53° 43′ L. 29° 11′), Hauptſtadt des Großherzogthums Meklenburg-Schwerin, ſeltene Reſidenz des Großherzogs, Sitz des Miniſterium, der Kammer mit ihren Unterbehörden, eines Conſiſtorium, einer Juſtizkanzlei, des Militaircollegium, der Landescreditcommiſſion und der Lotteriedirection, liegt im meklenburgiſchen Kreiſe und in einer reizenden Lage, theils auf einer Inſel im Schwerinerſee, theils an demſelben, beſteht aus der Alt- und Neuſtadt oder Schelfe, wovon die letztere regelmäßig und ſchön gebaut iſt und in adminiſtrativer Eintheilung des Landes zum Fürſtenthume S. gehört, iſt ummauert, hat 2 Thore, 1 Reſidenzſchloß, 1 Dom und 2 andere lutheriſche Kirchen, 1 katholiſche Kirche, 1 Synagoge, 1 Waiſenhaus, 1 Hospital, 1 ſeit 1829 vor der Stadt errichtete Irrenanſtalt, 1 Armenhaus, 1080 Häuſer, die meiſtens gut gebaut und gepflaſtert ſind und zur Nachtzeit geſchmackvoll erleuchtet werden, und mit der Neuſtadt 13500 Einwohner, worunter über die Hälfte Gewerbetreibende und 90 Judenfamilien. Die merkwürdigſten Gebäude ſind: das weitläufige großherzogliche Schloß, auf einer kleinen Inſel zwiſchen dem Schweriner- und Burgſee und durch Brücken mit der Stadt und dem Schloßgarten verbunden; das Palais des Erbgroßherzogs; das großherzogliche Palais; das ſchöne Regierungsgebäude; das neue Collegiengebäude; die Münze und die katholiſche Kirche. An wiſſenſchaftlichen Anſtalten beſitzt S.: 1 Domſchule (Fridericianum) mit 9 Lehrern, eine Thierarzneiſchule mit einer ſehenswerthen Sammlung von anatomiſchen Präparaten, ein Katharinenſtift zur Bildung weiblicher Dienſtboten, eine Bibelgeſellſchaft, eine Gemäldegallerie und Kunſtkammer, die beide im großherzoglichen Schloſſe ſich befinden, und eine Wollenmanufacturanſtalt. S. hat mancherlei Induſtrie, beſonders gute Handwerker — 1 Tuchmanufactur mit 123 Arbeitern, 2 Lackfabriken, 1 Wallrathslichterfabrik, 1 Strohhutfabrik, 5 Tabaksfabriken, 1 Steinſchleiferei, 38 Branntweinbrenner, 43 Bier- und Eſſigbrauer, 4 Tuch- und 1 Raſchmacher, 2 Tuchſcheerer, 4 Wollkämmerer, 26 Leineweber ꝛc. Der Handel beſteht meiſtens in Krämerei, die von 109 Handlungen aller Art getrieben wird; man hat 1 Buchhandlung, 1 Buch- und Kupferdruckerei und hält in der Altſtadt 3, in der Neuſtadt 2 Jahrmärkte, ſonſt aber Wochenmärkte. Die Zünfte beider Städte ſind vereinigt. Viele Fiſcherei im See mit 28 zünftigen Fiſchern. In S. findet man auch Theater, Clubbs und 1 Freimaurerloge. 71.

Schwerin (Kurt Chriſtoph, Graf von), berühmter General, wurde 1684 in Schwediſch-Pommern geboren, trat, nachdem er in Leyden, Greifswalde und Roſtock ſtudirt hatte, 1700 als Fähndrich in holländiſche Kriegsdienſte, focht in den Schlachten von Ramillies und Malplaquet, ſo wie bei dem Angriffe des Schellenberges und avancirte 1705 zum Hauptmanne. Im Jahre 1706 ging er in meklenburgiſche Dienſte über, wo er 1708 zum Oberſten ernannt und 1711 mit geheimen Aufträgen an Karl XII. nach Bender geſandt wurde. Nach ſeiner Rückkehr ernannte ihn der Herzog von Meklenburg zum Brigadier und 1718 zum Generalmajor. Das kaiſerliche Commiſſionsheer, 13000 Mann Hanoveraner, welches die Streitigkeiten zwiſchen dem Herzoge und ſeinen Landſtänden beilegen ſollte, ſchlug er ſeiner ſchwierigen Lage und Verhältniſſe ungeachtet 1719 mit 12000 Mann bei Walsmölen. Mit dem Anfalle Vorpommerns an Preußen trat auch S. in preußiſche Dienſte und wurde von ſeinem neuen Monarchen, Friedrich Wilhelm I., als Geſandter nach Warſchau geſchickt, um dort die thorner Unruhen zum Beſten der Proteſtanten beizulegen. 1730 wurde er zum Gouverneur von Peitz, 1731 zum Generallieutenant ernannt und mit dem ſchwarzen Adleror-

den decorirt. 1733 vertrieb er die hanöverſchen Truppen aus Meklenburg und zeigte dabei ſo viel Vorſicht, Scharfblick und Feldherrntalent, daß ihn ſein Monarch nicht nur bei Abhandlung militairiſcher Angelegenheiten in den geheimen Rath zog, ſondern ihn auch zum Generale en chef der Infanterie machte und zum Begleiter auf ſeinen Reiſen wählte. Bei der Thronbeſteigung Friedrich's des Großen (1740) wurde S. von dieſem zum Generalfeldmarſchalle ernannt und in den Grafenſtand erhoben. Beim Ausbruche des erſten ſchleſiſchen Krieges übernahm S. das Commando eines Heeres, welches bei Croſſen zuſammengezogen wurde und, ſobald der König ſich an die Spitze geſtellt hatte, in Schleſien einrückte, ſo daß mit dem Beginne des Jahres 1741 außer Glogau ganz Nordſchleſien ſich in dem Beſitze der Preußen befand. S. führte nach dem Einzuge in Breslau den rechten Flügel des Preußenheeres bis nach Neiſſe, drängte den öſtreichiſchen General Brown bis nach Troppau und Grätz zurück, eroberte den größten Theil von Oberſchleſien und drang bis tief in Mähren vor. In der Schlacht bei Molwitz am 10. April commandirte er das Centrum der Schlachtordnung und trug zu dem Gewinne der Schlacht durch einen geſchickten Angriff des Feindes in der Flanke vorzüglich bei. Ungeachtet er aus zwei erhaltenen Wunden blutete, verfolgte er dennoch mit der Reiterei den fliehenden Feind. Nach dieſer Schlacht ernannte ihn der König zum Gouverneur der Feſtungen Brieg und Neiſſe. Im zweiten ſchleſiſchen Kriege 1744 befand er ſich bei der Belagerung von Prag, ſchloß am 16. Sept. mit dem Feinde die Capitulation ab und zog in Prag ein. Die Beſchwerden dieſes Rückzuges hatten aber S.'s Geſundheit ſo angegriffen, daß er ſich genöthigt fand, das Heer zu verlaſſen und an den folgenden Ereigniſſen dieſes Krieges nicht Theil zu nehmen. Beim Ausbruche des 7jährigen Krieges (1756) ſehen wir ihn aber wieder an der Spitze des 3. preußiſchen Armeecorps, welches nach der Schlacht bei Lowoſitz in Böhmen eindrang und den Auftrag, die Vereinigung der beiden öſtreichiſchen Heeresabtheilungen unter Piccolomini und Brown zu verhindern, vollkommen ausführte nnd dann ſeine Winterquartiere in Schleſien bezog. Den Feldzug des nächſten Jahres eröffnete S. an der Spitze eines zahlreichen Heeres, mit welchem er am 18. April in 5 Colonnen die böhmiſche Grenze überſchritt, die öſtreichiſchen Truppen vor ſich her trieb, die wichtigen Poſten: Benateck, Altbunzlau und Brandeis beſetzte und ſich dann unweit Broſitz mit den Heeresabtheilungen des Königs und des Fürſten Moritz von Anhalt, welche von Sachſen aus auf Prag gerückt waren, am 6. Mai vereinigte. Auf den Höhen bei Prag ſtand der Herzog von Lothringen mit dem öſtreichiſchen Heere in einem ſtark verſchanzten Lager und Friedrich der Große befahl den ſofortigen Angriff deſſelben. Fürchterlich wüthete das feindliche Kartätſchenfeuer in den Reihen der vordringenden Preußen, welche ohnehin noch in dem ungünſtigen, ſumpfigen und gebirgigen Boden mit großen Hinderniſſen zu kämpfen hatten, und ſchon begann, nachdem mehrere Angriffe mißlungen waren, die preußiſche Schlachtordnung zu wanken, als der greiſe 73jährige Held S. eine Fahne ergriff und unter ermuthigendem Zurufe ſeine Krieger von Neuem gegen die Verſchanzungen führte. Doch kaum war derſelbe einige Schritte vorgegangen, als er von 4 Kartätſchenkugeln getroffen entſeelt zu Boden ſank. Friedrich's Thränen und die Trauer der ganzen Armee ehrten den gefallenen Helden. Später ließ der dankbare Monarch ſein Bildniß aus Marmor auf dem Wilhelmsplatze in Berlin aufrichten. Sein Heldenmuth, die Mannszucht ſeines Heeres, ſeine überaus große Menſchenliebe, die er ſelbſt in Feindeslanden bewies, haben ihn in den Herzen der Krieger aller Nationen ein unzerſtörbares Denkmal errichtet. S. verſtand mehrere Sprachen und ſchrieb ein treffliches Werk über die Kriegskunſt. Sein frommer Sinn, der ſich bei jeder Gelegenheit kundgab, äußerte ſich auch in den von ihm gedichteten religiöſen Geſängen. 61.

Schwerpunkt, Mittelpunkt der Schwere, lat. centrum gravitatis;

franz. centre de gravité; engl. centre of gravity, iſt derjenige Punkt im Innern eines jeden feſten Körpers, wo man die ganze Schwere deſſelben oder die Schwere aller ſeiner einzelnen Maſſentheile vereint denken kann, bei deſſen Unterſtützung alſo der ganze Körper unterſtützt iſt und um welchen herum folglich alle übrigen Theile des Körpers im Gleichgewichte ſtehen müſſen. Die Auffindung des Schwerpunktes iſt für die Statik, beſonders aber für die Mechanik von großem Nutzen und ſeit Clairaut, welcher zuerſt mit Vortheil die Integralrechnung zu dieſem Zwecke benutzte, macht die Beſtimmung der Lage des Schwerpunktes einen eigenen Abſchnitt in allen vollſtändigeren Lehrbüchern über die Mechanik aus, unter denen Poiſſon's „Traite de Mécanique“ (Paris 1811. 2 Voll.) und Voix's „Elementarlehrbuch der dynamiſchen Wiſſenſchaften“ (Berlin 1831. Thl. I.) beſonders zu nennen ſind. Um den S. irgend eines Körpers zu finden, muß man ſich denſelben in eine beliebige Anzahl Theile getheilt vorſtellen, deren Schwerpunkte bekannt ſind, und alsdann dieſe insgeſammt in einem einzigen vereinigen. Obgleich Linien und Flächen kein eigentliches Gewicht haben, ſo kann man aber dennoch jeden einzelnen Punkt derſelben durch irgend eine Kraft getrieben betrachten und dieſem nach ihren S. beſtimmen. So liegt z. B. 1) der S. einer geraden Linie in ihrer Mitte; 2) der S. von zwei Linien, die eine beliebige Neigung gegen einander haben, in der Mitte derjenigen geraden Linie, die ihre beiderſeitigen Schwerpunkte mit einander verbindet; 3) der S. von einem Rechteck im Durchſchnittspunkte der beiden geraden Linien, die die Schwerpunkte der beiden einander parallelen verbindet; 4) der S. von einem regulairen Polygon im Centrum des in oder um daſſelbe beſchriebenen Kreiſes; 5) der S. eines Kreisbogens iſt die vierte Proportionale zu dem Halbmeſſer, der Chorde und dem Bogen; 6) der S. von einem Dreiecke fällt in eine von der Spitze auf die Mitte der Baſis gefällte gerade Linie und zwar in einen Punkt, welcher $\frac{1}{3}$ der ganzen Länge von der Grundlinie abſteht; 7) der S. eines Kreisſegmentes liegt in einem Abſtande vom Centrum des Kreiſes, welcher dem Cubus der Chorte dividirt durch 12mal dem Flächeninhalte des Segmentes gleich iſt; 8) bei einem Kreisſector iſt der Abſtand des Schwerpunktes vom Centrum der vierten Proportionale zu $\frac{2}{3}$ des Radius der Chorde und des Kreisbogens gleich; 9) in einer dreikantigen Pyramide befindet ſich der S. in einer geraden Linie, welche aus dem Schwerpunkte einer der Seitenflächen nach der gegenüberſtehenden Ecke gezogen wird und zwar in $\frac{1}{4}$ des hierdurch gemeſſenen Abſtandes von der Fläche; 10) in jedem vielkantigen pyramidalen Körper und alſo auch vom Kegel liegt der S. in einer aus dem Schwerpunkte der Baſis in die Spitze gezogenen Linie und zwar im vierten Theile ihrer Länge von der Baſis. 40.

Schwert, ſ. Degen.

Schwertfiſch, lat. xiphias gladius, ein zu der Familie der Makrelen gerechneter Seefiſch, zeichnet ſich beſonders durch die eigenthümliche Geſtalt ſeines Kopfes aus. Die obere Kinnlade verlängert ſich nämlich dergeſtalt, daß ſie einem Schwerte gleicht. Sein Körper iſt faſt rund und die Floſſen haben die Form einer Sichel, der Schwanz dagegen iſt dem Halbmonde nicht unähnlich. Mit Inbegriff ſeines Rüſſels, der den vierten Theil ſeiner Länge beträgt, wird er 20 und einige Fuß lang, und da er übrigens ſehr ſtarken Körperbaues iſt und ſehr ſchnell ſchwimmen kann, ſo kommt es, daß er ſich ſelbſt gegen die größten Seethiere vertheidigt; Angriffe auf ſie wagt er aber nicht, man ſieht ihn vielmehr immer friedlich unter anderen Schwertfiſchen leben. Seine Nahrung beſteht in kleinen Fiſchen und Seepflanzen. Da er häufig von Ungeziefer geplagt wird, ſo iſt es nicht ſelten der Fall, daß er hoch aus dem Meere hervorſpringt und bei dieſer Gelegenheit in Schiffe zurückfällt. Sein Fleiſch iſt wohlſchmeckend. 35.

Schwertmagen, ſ. Agnaten.

Schwertorden (Svärds-Orden), ein ſchwediſcher Orden, von Guſtav I.

Waſa (1522) geſtiftet, wurde am 17. April 1748 von Friedrich I. erneuert und ſeine 3 früheren Claſſen mit einer vierten, der jetzigen erſten, durch Guſtav III. 1772 vermehrt. Er iſt für Männer, „welche ihr Schwert zum Dienſte des Vaterlands mit Ehre entblöſt haben“, beſtimmt und wenigſtens eine Dienſtzeit von 20 Jahren im Frieden iſt erforderlich, ehe ein Officier zum Ritter geſchlagen werden kann. Die Ordensdecoration iſt ein goldenes, weiß emaillirtes, achtſpitziges Kreuz. In den 4 Winkeln deſſelben ſind goldene Kronen befeſtigt und über jeder derſelben wieder zwei kreuzweis liegende Schwerter. Die Mitte zeigt im azurblauen, erhabenen Felde ein goldenes, aufwärts gerichtetes Schwert und neben dieſem 3 ſchwediſche Kronen. Die Kehrſeite trägt daſſelbe Schwert ohne die Kronen, aber mit einem Lorbeerkranze und den Worten: „Pro patria.“ Sie hängt an einer goldenen Königskrone und wird von der erſten Claſſe, zu der alle Ritter des Seraphinenordens an und für ſich gezählt werden, an einem breiten gelben Bande mit blauen Rändern (daher der S. auch „das gelbe Band“ heißt) nebſt einem in Silber geſtickten Sterne getragen. Die zweite Claſſe trägt ſie eben ſo, nur in kleinerer Form und ſtatt des in Silber geſtickten Sterns ein aufrecht ſtehendes Schwert. Bei der dritten und vierten Claſſe hängt ſie um den Hals; bei der vierten mit der Abweichung, daß die Schwerter zwiſchen den unteren Flügeln des Kreuzes ſtehen. 77.

Schwertritter. Durch Handelsverbindungen der Städte Lübeck und Bremen mit Liefland hatte zwar ſchon in der Mitte des XII. Jahrh. das Chriſtenthum daſelbſt Eingang gefunden, doch wurden auch ſeit 1198 Kreuzzüge dahin unternommen und dieſe gaben dem Biſchofe Albrecht aus Bremen (um 1200) Gelegenheit zu der Stiftung des geiſtlichen Ritterordens der S. oder Schwertbrüder (fratres militiae Christi gladiferi). Derſelbe war in ſeiner Verfaſſung und hinſichtlich ſeiner Beſtimmung dem Tempelherrenorden gleich und erhielt ſeine Beſtätigung von Innocenz III. Die Mitglieder trugen als Ordenskleid einen weißen Mantel mit zwei kreuzweiſe liegenden Schwertern und auf der Bruſt einen rothen Stern. Albrecht übergab dem Orden zugleich einen Theil des ſchon eroberten Landes und ſetzte Binno von Rohrbach als erſten Großmeiſter ein. Unter ihm und ſeinem Nachfolger gingen die Unternehmungen des Ordens glücklich von Statten und um 1220 war ganz Liefland, theilweiſe Eſthland nebſt Reval und Kurland in deſſen Gewalt. Allein nach dem Tode Albrecht's (ſtarb 1229) ſank allmählig die Macht der S. und Schenk von Winterfeld, der Ordensmeiſter, trat deßhalb mit den Deutſchrittern in Unterhandlung und ſchlug eine Vereinigung beider Orden vor. Der Deutſchmeiſter Hermann von Salza trug jedoch lange Bedenken, willigte aber endlich ein, als ſich der Papſt Gregor IX. für die S. verwendete, und ſo erfolgte 1239 die Vereinigung. Die Ordensangelegenheiten wurden nun einem Landmeiſter (magister provincialis) übertragen, der unter dem Deutſchmeiſter ſtand und ſeinen Sitz in Riga hatte. Dem verbündeten Heere gelang es nicht blos ganz Eſthland und Kurland ſich zu unterwerfen, ſondern es war auch mächtig genug, die eroberten Länder im Laufe der kommenden Jahrhunderte den Ruſſen und Dänen gegenüber zu behaupten. Eine Veränderung erlitt aber der Orden unter dem Landmeiſter Walther von Plettenberg (ſeit 1495). Dieſer erhielt ſich von dem Deutſchmeiſter in einem gewiſſen Grade der Unabhängigkeit und erlangte ſogar, daß er 1513 ſeines Lehneides entbunden und für ſelbſtſtändig erklärt wurde. Mit Glück ſchlug er die Angriffe Iwan's I. auf Liefland zurück und legte ſich den Titel als Fürſtenmeiſter bei, ſeitdem ihm der Kaiſer Karl V. in den Reichsfürſtenſtand erhoben hatte. Nicht mit demſelben Erfolge, wie er, vermochten aber ſeine Nachfolger die Intereſſen des Ordens zu fördern. Sie wurden wiederholt von den Ruſſen geſchlagen und Gotthard Kettler beſchloß endlich Liefland und Eſthland unter der Bedingung an Polen abzutreten, wenn er als Erbherzog von Kurland und Semgallen anerkannt würde. Beides erfolgte auf dem wilnaer Vertrage von 1561 und ſeine Familie war

bis zum zweiten Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts im Genuſſe dieſes polniſchen Lehns. 77.

Schwimmen, lat. natare; franz. flotter, nager; engl. swim, wird gemeiniglich bei feſten und ſtarren Körpern gebraucht, welche von der Oberfläche eines flüſſigen getragen werden. Man unterſcheidet das natürliche S. ſolcher Körper, welche ſpecifiſch leichter ſind, vom künſtlichen S., wenn ſpecifiſch ſchwerere Körper durch den Stoß gegen die Flüſſigkeiten am Unterſinken gehindert werden. Jeder feſte Körper, der ſpecifiſch leichter iſt als die Maſſe der Flüſſigkeit, z. B. des Waſſers, das er bei ſeinem Einſinken aus der Stelle treibt, wird von letzterem ſtärker in die Höhe getrieben, als ſein Gewicht ihn niederdrückt, und er kann alſo in dieſem nur ſo weit eintauchen, bis er eine Quantität deſſelben verdrängt hat, die ſeinem eigenen abſoluten Gewichte gleich iſt. Je leichter der Körper iſt, deſto weniger taucht er ein und deſto mehr ragt er hervor; ſo wie in zwei communicirenden Röhren die ſpecifiſch leichtere Flüſſigkeit, z. B. Öl, in dem einen Schenkel immer höher ſtehen muß als die ſpecifiſch ſchwerere, z. B. Waſſer, in dem andern. Ein in einem ſchwerern flüſſigen mit Gewalt untergetauchter leichterer feſter Körper ſteigt mit einer Kraft in die Höhe, die dem Unterſchiede des ſpecifiſchen Gewichtes beider gleich iſt. Aber auch ſpecifiſch ſchwerere Körper kann man auf dem Waſſer ſchwimmen machen, wenn man entweder ihr Volumen bedeutend vergrößert, ohne ihre Maſſe zu vermindern, ſo daß ſie mehr als ihr Gewicht Waſſer verdrängen müſſen, ehe dieſes in ſie eindringen kann, wie z. B. Schiffe aus Kupferblech (ſ. Pontons) und leere, zugeſtopfte Flaſchen (hierauf beruht die Theorie der Schiffe und aller Arten Waſſerfahrzeuge), oder ſie mit ſpecifiſch leichteren Körpern verbindet. Auf letzterem beruht die Anwendung der Schwimmgürtel, lederner mit Luft gefüllter Gürtel, oder der mit Luft angefüllten Blaſen, Schwimmblaſen, oder der mit Kork gefütterten Schwimmkleider. Auch die Böte von Kork, die wegen Leichtigkeit ihres Materials nicht unterſinken können und von den Schiffern für den Fall eines Schiffsbruchs mitgenommen werden und den Namen Rettungsboote führen, ſo wie die ſogenannten Kameele (chameaux), d. h. leere Fäſſer, womit man die geſunkenen Schiffe wieder flott macht, ſind hierher zu rechnen. In der Regel iſt der Menſch, ſo lange er von der eingeathmeten Luft nichts von ſich läßt, etwas leichter als Waſſer, vorzüglich Seewaſſer. Deſſenungeachtet können ſich die meiſten Menſchen nur mit Mühe gegen das Ertrinken ſichern, weil ſie theils nicht genug Geſchicklichkeit beſitzen, ihren Körper im Waſſer gehörig zu erhalten, theils aber auch, wenn ſie einmal unter Waſſer ſind, das Eindringen deſſelben durch Mund und Naſe zu verhüten, oder weil ſie aus Mangel an Geiſtesgegenwart dazu unfähig ſind. Dieſe Geſchicklichkeit gewährt aber die Schwimmkunſt, welche darin beſteht, daß ſich der Menſch durch angemeſſene Bewegungen theils im Waſſer fortrudern, theils mit Händen und Füßen einen Stoß gegen das Waſſer ausüben kann, welcher den Körper, wenn er ſinken will, wieder in die Höhe treibt. Zu erſterem Zwecke muß der Stoß ſchief, zu letzterem ſenkrecht hinunter geſchehen. Dieſe iſt zwar von den früheſten Zeiten her ein Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit geweſen, indem einmal das Bedürfniß Flüſſe zu paſſiren und ein anderes Mal die Sorge für Abwendung möglicher Lebensgefahr dieß erheiſchte; früher jedoch beruhte die Kunſt des Schwimmens auf bloßer Erfahrung und dadurch erlangter Übung, bis man in neueren Zeiten anfing, die dabei zu berückſichtigenden ſtatiſchen und mechaniſchen Geſetze zu unterſuchen. Eine ſchriftliche Belehrung über dieſen Gegenſtand findet man vollſtändig und zweckmäßig in „L'uomo galleggiante cet. dal Dottore di legg. Oronzio de' Bernardi cet.“ (Napoli 1792. 4. mit Kpfrn. Überſetzt von Kries, Weimar 1797. 8. mit Kpfrn.); doch iſt eine praktiſche Anweiſung zweckmäßiger und ſicherer, weßhalb in den meiſten großen Städten, z. B. in Paris, Wien, Berlin, München, Königsberg ꝛc., eigene Schwimmſchulen

errichtet worden ſind, in denen das S. kunſtmäßig gelehrt wird. Namentlich beſtehen in den preußiſchen und öſtreichiſchen Staaten beſondere **Schwimmanſtalten** für die Soldaten, in denen das S. gelehrt wird und mit geübten Schwimmern eigene **Schwimmmanoeuvres** ausgeführt werden. 40.

Schwimmvögel, ſ. Vögel.

Schwindel, lat. vertigo; franz. vertige; engl. giddiness, iſt eine eigenthümliche Empfindung, vermöge der diejenigen, die daran leiden, der Meinung ſind, daß die Gegenſtände, die ſie umgeben, ſich um ſie herumdrehen oder daß ſie ſelbſt in eine drehende Bewegung verſetzt worden ſind. Sie nimmt ihren Urſprung aus dem Gehirne, zeigt alſo eine krankhafte Beſchaffenheit deſſelben an, als Congeſtionen, und iſt daher ein Vorläufer von Naſenbluten und vom Schlagfluſſe; dann ſchreibt ſich aber auch der S. von ſenſibler Schwäche und Reizbarkeit her und erſcheint daher bei Hyſteriſchen und Hypochondriſchen; endlich iſt er ein Zeichen organiſcher Fehler des Gehirns, wie von Extravaſaten, Geſchwüren, Geſchwülſten, Erweichungen ꝛc. In wiefern mehrere dieſer Hirnleiden, als Congeſtionen, durch Abdominalfehler bedingt werden, läßt es ſich erklären, wie der S. ſehr oft durch ein Heilverfahren, das dieſen Abdominalfehlern entgegenwirkt, alſo durch das ſogenannte gaſtriſche, geheilt werden kann. 39.

Schwindſucht, Auszehrung, lat. phthisis; franz. phthiſie; engl. consumption, iſt der Name einer Claſſe von Krankheiten, bei denen Zerſtörung eines edeln, zum Leben nothwendigen Organs mit hektiſchem Fieber (ſ. d. Art.) verbunden ſtattfindet. Nach dem vorwaltend leidenden Organe gibt es hiernach Lungen-, Luftröhren-, Unterleibs-, Leber-, Nieren-, Blaſenſchwindſucht ꝛc. Hier Einiges zur nähern Kenntniß der wichtigſten derſelben. Die Lungenſchwindſucht, Lungenſucht, auch, weil ſie die gewöhnlichſte iſt, bloß S., Auszehrung, genannt (phthisis pulmonalis), iſt die häufigſte unter allen Krankheiten unſeres Klima. Im Ganzen ſtirbt ein Sechstheil aller Erwachſenen an ihr; in großen Städten iſt dieſes Verhältniß noch ſchlimmer und zwar rafft ſie nicht abgelebte Greiſe hinweg, ſondern die Jüngſten und Hoffnungsvollſten; die meiſten Opfer fallen ihr zwiſchen dem 24. bis 34. Jahre, doch ſind auch die in höherem Alter nicht vor ihr geſchützt. Es gibt mehrere Hauptformen dieſer mörderiſchen Krankheit: 1) die Schleimſchwindſucht hat ihren Sitz in der Bronchialmembran der Lungen und kommt bei Perſonen vor, die an häufigen Lungenkatarrhen leiden. Dieſe Katarrhe dauern immer längere Zeit; Huſten und Auswurf ſind immer hartnäckiger und reichlicher; dazu tritt nicht ſelten Blutauswurf; der Körper magert mehr und mehr ab; nun tritt Fieber mit Morgenſchweiß ein; die Menge des dicken, grauen Auswurfs, der indeſſen auf dem Waſſer ſchwimmt, iſt außerordentlich reichlich; dabei kann der Kranke tief einathmen, empfindet keine Schmerzen in der Bruſt, kann auf allen Seiten liegen und läßt nur zuweilen ein leiſes Röcheln hören. So magert er immer mehr ab; das Fieber wird immer ſtärker, der Huſten immer häufiger; endlich erfolgt der Tod, bald plötzlich, bald unter Bluthuſten. Disponirt ſind zu dieſer Krankheit Perſonen, die muſikaliſche Inſtrumente blaſen, vorzüglich aber ſolche, die in einer ſtaubigen Atmoſphäre leben, als Müller, Bäcker, Steinmetzer, Glasſchleifer. Obgleich die Gefahr groß genug iſt, ſo iſt Heilung doch noch eher möglich als bei den folgenden Arten. 2) Die knotige Lungenſucht (phthisis pulmonalis tuberculosa) iſt die häufigſte unter allen und darum die gefährlichſte, weil ſie ganz unvermerkt heranſchleicht und, wenn ſie erkannt wird, nicht mehr zu heilen iſt. Sonderbar iſt es, daß die Entſtehungsweiſe dieſer ſo häufigen Krankheit erſt in neuerer Zeit und namentlich von Lännec erforſcht und genauer erkannt iſt. Die Lungen des Menſchen nämlich ſind dem Fehler unterworfen, daß in ihrem Zellgewebe ſich kleine Körperchen — Knoten, Tuberkeln — bilden, die ſich anfangs wie Sand anfühlen, nachher eine weißgelbe Farbe annehmen und ſich ſehr langſam vergrößern. Sie entſtehen

gewöhnlich in beiden Lungenflügeln, ſind häufig, aber ſtets auf verſchiedenen Stufen ihrer Ausbildung vorhanden, ſo daß man bei Sectionen Knoten findet, die man nur fühlen, noch nicht ſehen kann; andere ſind von der Größe eines Hirſekorns; noch andere weit größer, mit angeſchwollenen Gefäßen umgeben und zwar bald einzeln, bald in Klumpen vorhanden; andere ſind endlich erweicht und bilden größere oder kleinere Anſammlungen eiterartiger Materie. Dieſe Knoten, die gewöhnlich ſchon lange vor Ausbruch der S. entſtehen, erregen anfangs nur unbedeutende Beſchwerden; Perſonen, die mit ihnen behaftet ſind, leiden nur ungewöhnlich häufig an Schnupfen, die lange dauernden trockenen Huſten zurücklaſſen; endlich nach einem Ärger, einer Erhitzung und darauf folgender Erkältung, z. B. nach einem kalten Trunke, nach vielem Tanzen ꝛc., fühlt der Kranke flüchtige Stiche durch die Bruſt, ſein Athem wird kürzer; dieß geht vorüber, kommt aber leicht wieder; dazu tritt Huſten, den endlich ein blutſtreifiger Auswurf begleitet; nun verſchlimmert ſich Alles; es tritt leichtes Fieber ein, das bald vergeht, bald wieder kommt; nur der Huſten dauert fort, ob er gleich auch im Sommer zuweilen ſchweigt, leicht iſt er mit blutigem Auswurfe verbunden, mit Stechen in der Bruſt; dabei magert der Kranke ab, verrichtet aber noch ſeine Geſchäfte und denkt an keine Gefahr. Dieſe Sorgloſigkeit iſt überhaupt dieſer Krankheit in hohem Grade eigen und dauert bis ans Ende der Krankheit; noch kurz vor ſeinem Tode ſpricht der Kranke von ſeiner nahen Geneſung und hält ſeine Krankheit für ein leicht zu beſeitigendes Übel. — Allmählig tritt nun Fieber mit Froſt ein, das nach kurzer Zeit mit Schweiß endigt. Dieſes dauert lange Zeit einfach, ſpäter verdoppelt es ſich und endlich hört es gar nicht mehr auf. Dabei werden Huſten und Auswurf immer ſchlimmer; letzterer iſt klumpig, weiß, fällt im Waſſer zu Boden und hat einen ſüßlicht-ekligen Geſchmack und Geruch. Iſt das Fieber völlig anhaltend geworden, hat die Abmagerung einen hohen Grad erreicht, iſt der Athem kurz, der Schlaf unterbrochen, ſo entſteht Durchfall, in der Mundhöhle Schwämmchen, der Kranke liegt ſich auf, der Auswurf wird grau und ſtinkend, die Füße ſchwellen an und ſo erlöſt endlich der Tod den bis zum Skelet Abgezehrten von ſeinen Qualen. Dieß iſt nur im Allgemeinen das Bild der Krankheit; das Alter des Kranken, ſeine Conſtitution, die größere oder geringere Menge der Tuberkeln, die Complication mit anderen Krankheiten bringen eine große Verſchiedenheit in ihren Verlauf, die ſich ſowohl in den Symptomen, als auch in der Dauer der Krankheit zeigt. Hinreichend bekannt iſt die Unheilbarkeit der Lungenſucht; es iſt dieſes in dem Grade wahr, daß Fälle, die das Gegentheil beweiſen wollen, jedenfalls höchſt ſelten ſind und dabei immer noch dem Zweifel, ob ſich der Arzt nicht in der Diagnoſe geirrt habe, Raum geben. Bei dieſer Unheilbarkeit der Krankheit iſt es das traurigſte Geſchäft für den Arzt, wenn von ihm Hülfe und Rettung bei einem vollſtändig lungenſüchtigen Kranken begehrt wird; er kann die Urſache nicht heben und alſo die Krankheit nicht heilen und muß ſich darauf beſchränken, dieſelbe in ihrem Verlaufe aufzuhalten und die dringendſten Symptome zu mäßigen. — Die 3. Art der Lungenſucht iſt die wahre eiterige. Sie entſteht nach offenbaren Lungenentzündungen und es ſammelt ſich das Eiter in der Höhle des Bruſtfells, wo die Krankheit dann Empyem genannt wird, oder in der Subſtanz der Lunge, wo ſie Vomica heißt, an. Im erſtern Falle kann zuweilen durch eine chirurgiſche Operation, bei der dem Eiter ein Abfluß verſchafft wird, geholfen werden; im zweiten Falle tritt gewöhnlich der Tod ein, ſobald die Vomica von einigem Umfange iſt; iſt ſie dagegen klein, der Kranke nicht mehr in jugendlichem Alter, ſo kann er, jedoch unter beſtändigem Huſten und Auswurfe, ſein Leben auf längere Zeit friſten. — — Die Luftröhrenſchwindſucht (phthisis laryngea und trachealis) beſteht in allmähliger Desorganiſation des Kehlkopfs oder der Luftröhre, die anſchwellen und zuletzt in wahren Knochenfraß der Knorpel dieſer Theile übergehen. Sehr häufig iſt ſie mit wahrer Lungenſucht verbunden. Sie wird durch

Alles, was Katarrh erzeugt, veranlaßt; damit fängt ſie auch an, nur daß dieſer längere Zeit dauert und daß ſich mit ihm Heiſerkeit verbindet. Dieſe vergeht nicht wieder, im Gegentheile verſchwindet die Stimme ganz; es entſteht trockener Huſten, ziſchendes Athemholen und Schmerz im Kehlkopfe; derſelbe wird größer, fühlt ſich uneben an und ſchmerzt bei der Berührung. Nunmehr erfolgt übelriechender Auswurf, ſtinkender Athem, pfeifendes Athemholen; der Kranke kann nicht trinken, weil das Getränk in die Luftröhre gelangt, und ſtirbt oft plötzlich und ohne daß man den Tod für ſo nahe hielt. Die Krankheit iſt nur in ihrem Anfange heilbar, ſpäter iſt nichts mehr zu hoffen. — Unterleibsſchwindſucht (phthisis abdominalis) entſteht von Afterorganiſationen im Unterleibe, von Magenſkirrhen, von Magen- und Darmgeſchwüren, von Verhärtung der Meſenterialdrüſen ꝛc. Dieſe Übel verlaufen ſehr langſam, ſo daß ſie oft Jahre zu ihrer Ausbildung bedürfen; ſie ſind in ihrer Entſtehung ſchwer zu erkennen, ſtören aber immer die Verdauung, erregen Brechen, Durchfälle oder Verſtopfung, Abmagerung, endlich hektiſches Fieber und den Tod. Sie kommen ſeltener vor als die Lungenſucht und ſind weniger tödtlich als dieſe, da ſie, vorzüglich in ihrer Entſtehung, noch Heilung zulaſſen. — Leberſchwindſucht (phthisis hepatica) entſteht durch Eiteranſammlungen in der Leber, die keinen Ausgang aus derſelben finden können, wie dieſes dann geſchieht, wenn ſich der Eiter durch die Bauchdecken oder den Darmcanal einen Weg nach Außen bahnt, in welchem Falle die Geſundheit wieder hergeſtellt wird (wogegen ein ſchneller Tod eintritt, wenn ſich der Eiter in die Bauchhöhle ergießt). Solche verſchloſſene Lebergeſchwüre erregen Geſchwulſt und Schmerz in der Lebergegend, Gelbſucht, Verdauungsbeſchwerden ꝛc., endlich Verfall der Kräfte, Fieber und den Tod. — Nieren- und Blaſenſchwindſucht (phthisis renalis und vesicalis) wird durch die in der Nierengegend ſtattfindenden Schmerzen, durch den mit Eiter vermiſchten Urin, große Schwäche und hektiſches Fieber erkannt. 39.

Schwingung nennt man die zitternde Hin- und Herbewegung eines Körpers zwiſchen beſtimmten Grenzen und unterſcheidet ſie in **Oscillation**, wenn ein langer, an einem Ende befeſtigter Körper mit dem andern ſich hin- und herbewegt, wie das Pendel, die Zunge der Wage ꝛc., und in **Vibration**, wenn der ganze Körper in eine zitternde Bewegung geräth, wie die angeſchlagenen Saiten, die Lufttheilchen beim Schalle ꝛc. 30.

Schwulſt oder Bombaſt, franz. boufissure; engl. bombast, nennt man in der Äſthetik die Übertreibung des Ausdrucks, wenn ſtatt einer einfachen, natürlichen Darſtellung geſuchte, hochtrabende, bilderreiche Ausdrücke gewählt werden und über ganz gewöhnliche Dinge mit einem erkünſtelten Pathos (ſ. d. Art.) geſprochen wird. 9.

Schwungmaſchine, Centrifugalmaſchine, iſt ein Inſtrument, woran man durch Umdrehung einer horizontalen Scheibe die Wirkungen und Eigenſchaften der Schwungkräfte und Centralbewegung mittelſt der auf der Scheibe in einem Kreiſe herumgetriebenen Körper durch Verſuche anſchaulich machen kann. Im Weſentlichen beſteht daſſelbe darin, daß eine oder zwei Scheiben größtentheils mittelſt einer Schnur ohne Ende durch ein an ſeinem äußern Umfange mit einem Einſchnitte verſehenes Rad oder eine Scheibe, welche man dreht, in ſchnelle Bewegung gebracht werden. Durch mehr oder minder ſchnelles Drehen des Rades kann man eine ungleiche Geſchwindigkeit jener Scheibe (der Schwungſcheibe) bewirken und es hat jeder auf der Schwungſcheibe weiter vom Mittelpunkte entfernte Punkt eine größere Geſchwindigkeit. Weiß man nun, wie viele Umläufe die Schwungſcheibe macht, während ſich das mit der Hand gedrehte Rad einmal herumdreht, ſo kann man die wahre Geſchwindigkeit jedes Punktes auf der Scheibe leicht beſtimmen. Iſt mit einem aus der Mitte der Scheibe gehenden und um den Mittelpunkt leicht beweglichen ſehr glatten Metallſtabe eine oder mehrere Kugeln verbunden, ſo

bewegen ſich dieſe anfangs vermöge ihrer Trägheit nicht mit herum, bis ſie allmählig dieſelbe Geſchwindigkeit der Scheibe bekommen; hält man letztere plötzlich an, ſo bewegen ſich die Kugeln noch eine Zeit lang allein herum. 40.

Schwur, ſ. Eid.

Schwyz, einer der Urcantone der Schweiz und eine der 4 ſogenannten Waldſtädte, liegt zwiſchen Zürich, St. Gallen, Glarus, Uri, Unterwalden, Luzern und Zug und zählt auf 16 □Meil. 37000 lauter katholiſche Einwohner. Der Canton iſt ein völliges Gebirgsland, ohne daß jedoch ein Berggipfel die Schneelinie erreichte (die höchſten Berge ſind der Mieſeren, 7000 Fuß hoch, und der Rigi, 5700 Fuß hoch), bildet 4 durch die Flüßchen Weggi, Sihl, Arth und Muotta durchſtrömte Thäler und wird im Norden von dem züricher, im Weſten von dem zuger und vierwaldſtädter See beſpült, in deren Nähe im Cantone ſelbſt der kleine lauerzer See liegt. Die Verfaſſung des Cantons iſt demokratiſch. Die höchſte Gewalt übt die Landesgemeinde, die ſich alle 2 Jahre zu Ibach unter freiem Himmel verſammelt und den großen, aus 60 Mitgliedern beſtehenden Rath wählt, dem ein kleiner Rath von 36 Mitgliedern und eine Regierungscommiſſion von 5 Mitgliedern zur Seite ſteht. Das ganze Gebiet zerfällt in 7 Diſtricte mit eigenen Behörden. Die Einwohner ſelbſt beſchäftigen ſich zum großen Theile mit Viehzucht, doch treibt man auch einigen Obſtbau und Baumwollenſpinnerei. Die vorzüglichſten Ortſchaften ſind: Schwyz, der Hauptflecken, mit 6000 Einw.; Gerſau am Vierwaldſtädterſee (1300 Einw.), bis 1803 unabhängig; Küßnacht, Dorf, in deſſen Nähe Wilhelm Tell den Gesler erſchoß; Einſiedeln, berühmte Abtei und Wallfahrtsort; Brunnen, Dorf am Vierwaldſtädterſee, ſonſt Verſammlungsort der Waldſtädte; Arth am zuger See. — Die ſpecielle Geſchichte des Cantons iſt ohne bedeutende Data. Seit Errichtung des Bundes (1307) hat er immer feſt an der errungenen Freiheit gehalten und ſeine Einwohner haben in allen inneren und äußeren Fehden ſtets den Ruhm der höchſten Tapferkeit behauptet, ſo daß ſchon früh der Name des Cantons der ganzen Eidgenoſſenſchaft den Namen Schweiz gab. In der neuſten Zeit iſt S. der Sitz der ſtreng katholiſchen Partei und der päpſtliche Legat hat hier ſeinen Sitz aufgeſchlagen; obwohl es aber im Innern im Ganzen ſtets ziemlich ruhig geweſen iſt, ſo entſtanden doch in der neuſten Zeit auch hier einige Unruhen, welche 1833 eine Verbeſſerung der alten Verfaſſung herbeiführten. 37.

Scio, ſ. Chios.

Scioppius (Schoppe) (Kaspar), deutſcher Kritiker des XVII. Jahrh., der beſonders durch ſeine Tadelſucht und Bitterkeit berüchtigt iſt, ward geboren zu Neumarkt in der Oberpfalz am 27. Mai 1576 vorgeblich aus einer adeligen Familie, nach ſeiner Feinde Angabe aber war ſein Vater ein Todtengräber und ſeine Mutter die Maitreſſe eines Edelmanns. Nachdem er durch churfürſtliche Unterſtützung zu Heidelberg, Altdorf und Ingolſtadt ſtudirt hatte, trieb er ſich aller Orten umher und beſchäftigte ſich mit Schriftſtellerei meiſt unter Pſeudonymen, als Nicodemus Macer, Aſpaſius Grocippus, Philoxenus Melander ꝛc. Seine Bemühungen um eine Ehrenſtelle am römiſchen Hofe, weßhalb er auch 1598 zur katholiſchen Lehre übertrat, waren vergebens und er mußte ſich mit Titeln begnügen; ſo wurde er königlich ſpaniſcher Rath, Comes Palatinus und zuletzt Graf von Clara Valle. Vor Allen feindlich geſinnt war er den Proteſtanten und Jeſuiten, daher er auch von dieſen fortwährend verfolgt wurde und durch allerhand Unannehmlichkeiten (1614 ließ ihn der engliſche Geſandte zu Madrid wegen der ſeinem Könige zugefügten Injurien tüchtig durchprügeln) endlich ſo in Furcht gerieth, daß er ſeit 1635 bis an ſeinen Tod ſeine Stube nicht wieder verließ. Er ſtarb den 19. Nov. 1649 zu Padua. — Als Philoſoph gehörte er zu den neueren Stoikern und war als ſolcher ſehr mäßig und enthaltſam im Genuſſe; er faſtete oft

und ſeine Speiſe war nie Fleiſch, ſondern ſtets nur Gartenfrüchte. Seine Schriften, deren er ſchon vor ſeinem 24. Jahre 8 herausgegeben hatte und nachher noch unzählige herausgab, waren zum Theil kritiſch, wie er denn auch eine „Ars critica“ ſchrieb. Dahin gehören auch die „Verisimilium libri IV“, in denen er mehrere Stellen römiſcher Scribenten emendirte und erklärte, und die „Suspectarum lectionum libri V“ gleiches Inhaltes; er gab ferner den Symmachus heraus (wozu er die Anmerkungen dem Giſanius entwendet haben ſoll), den Varro „De lingua latina“, eine „Grammatica philosophica“ u. a. m. Seine Schmähſucht bei ſeinem Kritiſiren ging ſo weit, daß er ſogar den Cicero mehrerer Barbarismen zieh. Hauptſächlich aber waren die Jeſuiten der Gegenſtand ſeiner Bekämpfung, gegen ſie war gerichtet das „Flagellum Jesuiticum“, die „Arcana societatis Jesu publico bono vulgata“, die berüchtigte „Infamia Famiani“ (gegen Famianus Strada „Geſchichte des belgiſchen Krieges“) u. m. a. Nicht beſſer machte er es den Proteſtanten, aber eine von ſeinen vielen Schmähſchriften wider dieſelben, der „Ecclesiasticus“, gegen König Jakob I. von England gerichtet, zog ihm die oben genannte Tracht Prügel in Madrid zu. Briefe von ihm ſtehen mehrere in Voſſius' Sammlung, auch hat B. G. Struv einige in den „Acta literaria e ms. edita“ herausgegeben; andere finden ſich in den „Monumenta pietatis et literaria“ (Francof. 1701. 4.). 6.

Scipionen war der Name einer Reihe römiſcher Feldherren, die, wie ſie von ihren Landsleuten geachtet und bewundert, ebenſo den Barbaren gefürchtet und verderblich waren; denn faſt ein Jahrhundert hindurch ſtanden ſie an der Spitze der römiſchen Angelegenheiten und wurden dadurch, daß ſie die mächtigſten Feinde Roms ſtürzten, die Gründer der Größe ihrer Vaterſtadt. Die Familie der S. war ein blüthenreicher Zweig des corneliſchen Geſchlechtes, deſſen Name von einem jungen Manne herrühren ſollte, der ſeinem blinden Vater auf ſeinen Wegen als Stütze (scipio) gedient habe. Der älteſte uns bekannte Scipio iſt P. Cornelius S., der unter Camillus tapfer im vejentiſchen Kriege kämpfte und dann mehrere Ehrenämter bekleidete. An Ruhm übertrafen ihn bei Weitem ſeine Nachkommen, von denen wir beſonders zwei Brüderpaare nennen. 1) Cn. Cornelius Scipio Calvus und Publius Cornelius Scipio, Söhne des menſchenfreundlichen, milden und gerechten Lucius Cornelius Scipio, dem Rom die Eroberung der Inſeln Corſika und Sardinien von den Carthagern verdankte. Der Erſtere leitete im Anfange des zweiten puniſchen Krieges die römiſchen Waffen in Spanien, wo die Carthager das Land weithin erobert haten. Er war eigentlich Unterfeldherr ſeines Bruders Publius, von welchem ihm Spanien übergeben worden war, während ſeine eigene Anweſenheit in Italien nöthig war. Gegen die carthagiſchen Feldherren Hanno und Hasdrubal focht er glücklich und beſiegte den Einen 218 in einem Land-, den Letztern 217 in einem Seetreffen, in deren Folge er nicht nur die Carthager aus ganz Spanien trieb, ſondern auch die Vereinigung der carthagiſch-ſpaniſchen Armee mit der italiſchen unter Hannibal verhinderte. Doch die Celtiberer, welche der milde Sieger vor Kurzem noch ſchonend aufgenommen und zum Siege über ihre vorigen Unterdrücker geführt hatte, fielen wieder von ihm ab und verbanden ſich von Neuem mit den Carthagern; das römiſche Heer wurde geſchlagen (212) und Scipio blieb auch ſelbſt. Unterdeſſen war ſein Bruder, Publius, auf das Gerücht, daß Hannibal nach Italien marſchirt ſei, dahin gezogen, um den Feind von dem Einfalle in das Mutterland abzuhalten. Aber Hannibal war eilend über die Alpen gegangen und hatte ſich der Gallier verſichert, ehe Scipio noch ankam. Da folgte ein Unglück über das andere; am Ticinus und an der Trebia von Hannibal beſiegt mußte er dem Feinde den Weg in das untere Italien räumen, doch deſſenungeachtet behielt er den Oberbefehl auch noch für das folgende Jahr, in welchem er nach Spanien ging und ſich dort mit ſeinem Bruder verband. Er entriß den

Carthagern manches Stück Land wieder und beſchützte den Neubau des von Hannibal grauſam zerſtörten Saguntum. In demſelben Kampfe aber, wo Cnejus fiel, ereilte auch ihn das Schickſal; in der Schlacht wurde er von einer feindlichen Lanze durchbohrt. Publius hatte aber nicht nur durch eigene Thaten für ſeines Vaterlandes Ruhm geſorgt, ſondern er hatte ihm auch in ſeinen zwei Söhnen Männer gegeben, die ſein Streben ausführen ſollten; und ſie waren, wenn an Güte und Tapferkeit dem Vater auch nicht überlegen, doch vom Glücke in ihren Unternehmungen begünſtigter. Dieß ſind 2) Publius Cornelius Scipio Africanus Major und Lucius Cornelius Scipio Aſiaticus. Jener, obwohl von Natur zu einem gewiſſen Myſticismus geneigt, der ihn oft in den Tempel des capitoliniſchen Jupiter zog, wo er mit dem Gotte über ſeine künftige Beſtimmung Rath zu pflegen und ſich zu derſelben weihen zu wollen ſchien, war als Jüngling den Fahnen ſeines Vaters gefolgt und im Felde herangewachſen und hatte dort die Kriegführung mit den Völkern gelernt, in deren Ländern der Schauplatz ſeiner Thaten und Siege einſt ſein ſollte; denn am Ticinus und bei Cannä hatte er gegen die Punier gefochten und dann auch in Spanien gedient. Hier war er Zeuge des Falles ſeines Vaters. Roms Kummer um einen tüchtigen Feldherrn, den man mit Vertrauen nach dem ſo wichtigen Spanien ſchicken könnte, milderte der Blick auf den jungen Scipio, der, wenn auch wegen ſeiner Jugend (denn er war kaum 24 Jahre alt) nicht einſtimmig, aber doch zum Nachfolger ſeines Vaters gewählt wurde. Im Jahre 211 war er dahin gegangen und nachdem er ſich gerüſtet hatte und mit 27500 Mann über den Ebro gegangen war, eroberte er 210 Neucarthago, die wichtigſte aller ſpaniſchen Städte wegen des carthagiſchen Handels und Waffenplatzes. Dieſe Eroberung, denkwürdig an ſich, da er ſie in einem Tage vollendete, war um ſo wichtiger, da die Römer dadurch zu Herren von ganz Spanien gemacht wurden und durch die unermeßliche Beute an Kriegsgeräthen einen unerſchöpflichen Vorrath zur Verfolgung ihres Sieges erhielten. Scipio fuhr nun fort an der Reinigung Spaniens von den Carthagern zu arbeiten, welches ihm auch in einem Zeitraume von 5 Jahren gelang, obgleich er nicht nur gegen die oft treuloſen Spanier, ſondern ſogar gegen Aufrührer in ſeinem Heere zu kämpfen hatte. Den Aufenthalt in Spanien hatte er aber nicht nur zur Sicherung dieſes Landes benutzt, ſondern in der beſtimmten Erwartung, daß es mit Carthago noch zu ernſten Auftritten kommen würde, hatte er verſucht, den Puniern in ihrem Lande Feinde zu erregen, und er hatte theils durch Geſandte, theils durch perſönliche Anweſenheit erſt den Syphax, einen Fürſten der numidiſchen Maſſäſylier, ſich gewonnen, daß er ein Bündniß mit ihm einging, dann, als derſelbe durch die Schönheit der Sophonisbe, Hasdrubal's Tochter, verleitet Rom ungetreu geworden war und ſich mit Carthago verbunden hatte, mit dem Maſſylierkönig Maſiniſſa. Nach ſolcher Verwaltung kehrte Scipio nach Rom zurück. Er wurde mit Eiferſucht von Seiten des Senats empfangen (denn noch nie waren von einem Jünglinge, wie Scipio, ſolche glänzende Thaten gethan worden) und es gelang dem Volke nur mit Mühe, ſeine Wahl zum Conſul durchzuſetzen. In Italien hatte unterdeſſen Hannibal das Land und beſonders Rom durch ſeinen Namen und ſeine Anweſenheit in Furcht erhalten. Scipio ging als Conſul 204 nach Sicilien mit der Weiſung, von da nach Afrika überzugehen, wenn es ihm nützlich ſchiene. Nachdem er ſich einige Zeit in Sicilien aufgehalten hatte, um beſonders die etwas verwilderten Truppen zu diſciplinirèn und zu üben, ging er nun wirklich in Feindes Land über und war dort theils allein, theils mit Maſiniſſa verbündet, ſo glücklich, daß die Carthager, deren Hauptſtadt er ſich ſchon zu nähern anfing, ſich genöthigt ſahen, den Hannibal aus Italien zu rufen, um Scipio's Siegeslauf aufzuhalten. Der kam und wollte mit Scipio Frieden ſchließen, allein der Römer war (wie das Glück ausſchweifend in Hoffnung und Begehren macht) unerſättlich im Bedingen und Hannibal focht mit ihm die

denkwürdige Schlacht bei Zama, wo Scipio mit dem Siege ſeinem Volke die Weltherrſchaft errang. Er ſchloß noch mit der geängſtigten Stadt den Frieden ab (ſ. Puniſche Kriege) und kehrte dann heim, dießmal im Triumphe, den alle Cabale ihm jetzt nicht hatte entreißen können, und erhielt (der Erſte, der von einem beſiegten Volke einen Beinamen bekam) den Beinamen Africanus. Aus dem ſpaniſchen und afrikaniſchen Kriege brachte Scipio dem Staatsſchatze eine Summe von 137340 Pfund Silber. Von nun an tritt aber Scipio etwas in den Hintergrund, wenn er gleich nicht als Privatmann verſchwindet; denn wir finden ihn einige Male noch in diplomatiſchen Sendungen in den Orient, wo er ſich uns noch in ſeiner Redlichkeit, Unbeſtechlichkeit, Menſchenfreundlichkeit und Vaterlandsliebe zeigt; zuletzt als Geſandter an Antiochus den Großen, König von Syrien, mit dem er den Frieden abſchloß. Da es aber ſeinen Neidern ſchien, daß er dem geſtürzten Könige zu billige Bedingungen geſtellt habe, ſo wurde er angeklagt, dieß von jenem beſtochen gethan zu haben, und vor Gericht gefordert. Dieſe Erfahrung ſo ſchweren Undanks brach ſeine große Seele und weil er es ſeiner für unwürdig hielt ſich gegen ſolche Anklage zu vertheidigen, verließ er Rom und ging nach ſeinem Linternianum. Seine Sache führte ein Anderer; er betrat Rom nicht wieder, ſondern fortan lebte er, ein Feldherr an Ruhm von Keinem übertroffen, ein Mann von ſanften Sitten, freundlichem Gemüthe und gebildetem Geiſte, groß durch Selbſtbeherrſchung und durch alle andere menſchliche und kriegeriſche Tugenden, in der Stille jenes Landgutes in den Freunden und dem Troſte der Wiſſenſchaften, deren Liebe ihn auch auf ſeinen Feldzügen nicht verlaſſen hatte. — Des Publius Bruder, Lucius, war früher mit in Spanien geweſen und hatte unter ſeinem Bruder gedient, auch ferner war er ihm oder nach ihm in den eroberten Ländern in verſchiedenen Dienſten gefolgt; ſeine Lorbeern erndtete er in Aſien. Hier hatten die Römer nach Carthagos Fall einen Widerſacher an dem ſyriſchen Könige Antiochus erhalten. Als denſelben der Conſul Acilius Glabrio aus Griechenland, wohin er den Ätolern gegen die Römer zu Hülfe gekommen war, geworfen hatte, wurde im Jahre 190 Lucius Cornelius Scipio als Conſul in Begleitung des Publius nach Aſien geſchickt, um den König in ſeinem Lande anzugreifen. Antiochus erlitt aber in der Schlacht bei Magneſia eine vollſtändige Niederlage, trat alles Land bis an das Taurusgebirge ab und mußte 15000 Talente nach Rom zahlen. Wurde durch dieſen Sieg Scipio's Rom auch nicht durch neue Beſitzungen vergrößert, weil es die errungenen Städte und Ländereien theils frei, theils aſiatiſchen Fürſten anheimgab, ſo hatte Scipio nichts deſto weniger den Grund zur baldigen Eroberung Aſiens gelegt und man hätte ſein Verdienſt nicht ſo gering ſchätzen ſollen, daß der Senat, als Scipio um den Beinamen Aſiaticus bat, dieſe Ehre ſeinen Thaten nicht für entſprechend hielt. Im Gegentheile wurde er ſogar angeklagt, eigennützig bei dem Friedensſchluſſe gehandelt und 6000 Talente weniger in den Staatsſchatz gebracht zu haben, als vom Antiochus gezahlt worden wären. Als man ihn zur Erſtattung dieſes Geldes verurtheilt hatte und ſeine zu dem Ende confiſcirten Güter verkauft werden ſollten, fand ſich, daß ſein ganzes Vermögen nicht ſo groß war, als der Unterſchleif hatte geweſen ſein ſollen. Aus dem Gefängniſſe, worin die ſaßen, welche kurz vorher ſeinen Triumphwagen gezogen hatten, rettete ihn noch die Interceſſion eines Volkstribuns, dem mehr daran gelegen haben mag, ſeinem Vaterlande die Schande, als dem Scipio den Kummer wegen des entehrenden Verfahrens zu erſparen. Einer der Fürſprecher für die S. war ihr Vetter, P. Cornelius Scipio Naſica, ein Mann, der in ſolchem Anſehen ſtand, daß er in ſeinem 24. Jahre für den beſten römiſchen Bürger erklärt wurde und 204 den Auftrag erhielt, die Heiligthümer und Bildſäule der Cybele, deren Dienſt damals in Rom eingeführt wurde, mit den römiſchen Matronen zu empfangen. Derſelbe hatte auch ſeit 195 glücklich gegen die Spanier gefochten und 192 als Conſular die Bojer im cisalpiniſchen Gal-

lien beſiegt und einen Theil ihres Landes erobert. Da der Heldenſtamm des afrikaniſchen Scipio mit ſeinem ſchwächlichen Sohne, P. Cornelius, auszuſterben drohte, ſo adoptirte dieſer einen aus der ämiliſchen Familie, den Sohn des Paulus Ämilius, des Siegers im macedoniſchen Kriege, welcher ſeines Adoptivgroßvaters Werk in Afrika vollendete. Dieß iſt der berühmte Publius Cornelius Scipio Ämilianus Africanus Minor Numantianus, deſſen Tugend ihn des Namens und des Eintrittes in dieſe Familie vollkommen würdig machte. Im Jahre 150 war der dritte puniſche Krieg ausgebrochen, ſogleich in Afrika geführt und die Stadt Carthago belagert worden; die römiſche Gewalt brach an dem Muthe und der Hartnäckigkeit der Belagerten und Carthago konnte nicht genommen werden. Da glaubten die Römer, nur ein Scipio, an welchem Namen das römiſche Glück gegen die Punier geknüpft zu ſein ſchien, könne den Krieg beendigen. Wie ſein Adoptivgroßvater Africanus, ſo wurde auch er in dem Drange der Umſtände vor Erreichung des geſetzmäßigen Alters zum Conſul gewählt und nach Afrika geſchickt. Scipio ſchloß die Stadt enger ein, bahnte ſich den Weg in den Hafen, ſchlug das Heer vor der Stadt, nahm die untere Stadt und ſtürmte dann 6 Tage und 6 Nächte lang gegen die obere Stadt und das Schloß Byrſa; Carthago ſank mit vielen Tauſenden ſeiner Bewohner in Aſche und Schutt. Mit trauerndem und ahnendem Herzen wandelte der Sieger auf den Trümmern der weltberühmten Stadt; gegen ſeine Überzeugung und ſeinen Willen hatte er auf des Volkes und Senats Befehl ausführen müſſen, was er gethan hatte; aber wohl mochte er erkennen, daß mit dem Falle dieſer Stadt auch das Sinken ſeines Vaterlandes gegründet werde. Das that ſich kund in dem weiſſagenden Ausrufe aus Homer: „Kommen wird einſt der Tag, wo Ilions heilige Burg fällt, Priamus auch und Priamus' Stamm, des Lanzenbeherrſchers!" Die Liebe zu den Wiſſenſchaften verließ den Scipio auch in dem Getümmel des Krieges nicht; denn die literariſchen Schätze, die in der Stadt ſich vorfanden, ließ er meiſt retten und ſchenkte ſie theils den benachbarten Fürſten, theils ſchickte er ſie unter den Beuteſtücken nach Rom. Auch einen Freund brachte er ſich mit aus Afrika, den von ihm freigelaſſenen und durch höhere Bildung veredelten Dichter Terentius, an deſſen literariſchen Beſchäftigungen er innigen Antheil nahm. Zum Lohne erhielt er einen Triumph und den Beinamen Africanus (und zwar zum Unterſchiede von ſeinem Großvater) Minor. Dreizehn Jahre nach Carthagos Eroberung ſchickten ihn die Römer auf den zweiten Schauplatz der Heldenthaten ſeiner Ahnen, nach Spanien, wo ſie einen furchtbaren Kampf gegen die Einwohner führten, die ihre Freiheit zu behaupten, andere wiederzuerlangen verſuchten. Beſonders reizte den Ingrimm der Trotz der kleinen, aber feſten Stadt Numantia, die kein Feldherr hatte bezwingen können. 134 v. Chr. ging Scipio zu der ſpaniſchen Armee, konnte aber erſt nach mehr als einjähriger Belagerung die Stadt einnehmen, nachdem er vielfache Kämpfe gegen die Spanier beſtanden hatte, welche der bedrängten Stadt Hülfe bringen wollten. Dem Sieger von Numantia wurde noch einmal ein Triumph zuerkannt und die Führung des Beinamens Numantianus verſtattet. Undank gegen ihn, wie gegen ſeine großen Vorfahren zu üben, deſſen überhob das römiſche Volk eine Mörderhand; denn wenige Jahre nach ſeiner Rückkehr aus Spanien wurde er eines Morgens todt im Bette gefunden. Dieſer Scipio iſt derjenige, deſſen einſt bei Maſiniſſa geträumten Traum Cicero in dem ſchönen Fragmente des 6. Buchs „De re publica" (Somnium Scipionis) erzählt; denn wie ſein Großvater ein Freund des Maſiniſſa geweſen war, ſo hatte auch der Enkel mit dem greiſen Könige die Freundſchaft fortgeſetzt und da er 149 als Tribunus nach Afrika ging, bei demſelben gaſtliche Aufnahme gefunden. 6.

Scontriren bedeutet unter Handelsleuten eine zuſammengeſetzte Abrechnung unter Mehreren. Z. B. A. iſt Schuldner vom B.; B. ſchuldet an

C. und C. endlich ſchuldet an A. Da nun ſonach A. wiederum Gläubiger vom C. iſt, ſo können dieſe drei Perſonen mit einander ſcontriren, indem B. ſeine Forderung an A. vom Gläubiger C. überweiſet, dieſer aber gegen A. compenſirt. Hierdurch ſind Alle befriedigt. Auf dieſe Weiſe können auch verſchiedenartige Forderungen den Gegenſtand dieſer Abrechnungsart abgeben. Denn B. konnte mit C. Wechſel ausgleichen und A. mit dem C. Waarengeſchäfte oder Pfänder. In ſofern die Forderungen kaufmänniſch von dem Einen auf den Andern übertragen werden, hat man im Scontriren eine Überweiſung (delegatio) finden wollen. In Sachſen gibt das Mandat v. 23. Dec. 1699 daſſelbe für eine Anweiſung in vim dationis in solutum an. Es iſt augenfällig, daß beim Scontriren, gleich wie beim traſſirten Wechſel, im Grunde zwei Geſchäfte (Contracte) und vier Parteien vorkommen, jedoch ſo, daß die vierte Perſon (hier B. wie beim Wechſel der Remittent) zweimal als Partei erſcheint, ſo daß das Ganze durch drei Perſonen vollendet wird. — Scontro, (Rescontro, Riscontro) als Eigenwort enthält unter Kaufleuten eine mehrfache Bedeutung. A. So viel als Gegeneinanderhaltung, Vergleichung, Abrechnung. B. Die Zeit, gemeiniglich gewiſſe Tage der Woche, wo auf der Börſe Abrechnung gehalten wird. Dieſe Scontrotage enthalten gemeiniglich für die Wechſel Reſpecttage und geben ſogar die Veranlaſſung und den Grund dazu ab, indem den Parteien die Gelegenheit, ihre Forderungen durch Abrechnung auszugleichen, als die vortheilhafteſte vorbehalten bleiben ſoll. Für die drei leipziger Meſſen ſind in der Zahlwoche die drei erſten Tage (zu Michaelis und Oſtern, Montag, Dienſttag, Mittwoche) zum Abrechnen beſtimmt. C. Die Verſammlung der Kaufleute, um zu ſcontriren. D. Das über Abrechnungsgeſchäfte zu haltende Buch (Scontro oder Scontrobuch). E. Endlich beim Geldwechsler ein Regiſter über das, was er täglich zu zahlen und zu empfangen hat. 38.

Scorbut, Scharbock, lat. scorbutus; franz. scorbut; engl. scurvy, (von dem holländiſchen Worte schorbuck abgeleitet), iſt eine Krankheit, die in Zerſetzung des Bluts ihren Grund hat. Sie kommt vorzüglich bei langen Seereiſen, bei Hungersnoth, in kalten, feuchten Ländern und im Kriege unter nothleidenden Armeen vor. Bei den Alten finden ſich keine Spuren dieſer Krankheit, die in dem warmen Klima, das die Griechen und Römer bewohnten und bei den kurzen Seereiſen, die ſie nur unternahmen, nicht ausbrechen konnte; dagegen trat ſie mit der fürchterlichſten Zerſtörung zur Zeit der Kreuzzüge in dem Heere Ludwig's des Heiligen vor Damiette auf, das an Allem Mangel litt, an einer ſehr ungeſunden Stelle lagerte und vom Feinde unaufhörlich beunruhigt wurde. Seitdem zeigte ſich der S. häufig unter den Truppen, die in Sümpfen gelegene Feſtungen belagerten, z. B. bei der Belagerung von Breda 1625, oder die in ſchlechten Quartieren cantonirten, wie 1808 unter den Sachſen in Polen. Außerdem befiel er auch ſonſt häufig die auf langen Seereiſen befindlichen Schiffsmannſchaften, ſo z. B. die Schiffe Vasco de Gama's, des Admirals Anſon, Vancouvers' u. v. A. Der S. kommt in verſchiedenen Graden vor. Im leichtern Grade, der auch zuweilen, jedoch ſelten, in Deutſchland bemerkt wird, klagt der Kranke über große Trägheit und Muthloſigkeit, ſchläft viel, fühlt ſich bleiſchwer; ſein Geſicht bekommt ein grünliches Anſehn; auf der Haut, vorzüglich an den Schenkeln, zeigen ſich grünliche, wie durch eine Quetſchung entſtandene Flecke; das Zahnfleiſch ſchwillt an, wird bläulich und blutet leicht; heftige, ſehr ſchwächende Diarrhöen brechen auf geringe Veranlaſſungen aus. So ſteht die Krankheit längere Zeit, bis ſie ſich allmählig wieder zur Beſſerung neigt. Im höhern Grade, wie er auf Schiffen und unter Armeen vorkommt, werden die Muskeln der Schenkel ſo hart und ſteif wie Holz; die ganze Haut iſt außer mit den ſugillirten Flecken mit großen dunkelblauen Petechien bedeckt, die, wenn ſie im Geſichte vorkommen, ein ſchau=

derhaftes Anſehn geben. Solche Flecken finden ſich auch im Munde, weßwegen öfters dickes, ſchwarzes Blut aus ihm und der Naſe, ſo wie aus dem Maſtdarme hervorfließt; dabei verbreitet der Athem einen fürchterlichen Geruch; Diarrhöe iſt ſehr häufig. An den Unterſchenkeln brechen häufig ſehr bösartige, leicht blutende Geſchwüre aus; andere Male wird das ganze Glied brandig und muß abgenommen werden. Daß an dieſer Krankheit Viele ſterben, wenn nicht bald Hülfe geſchafft werden kann, bedarf keiner Erinnerung. — Über die äußeren Urſachen, die den S. zum Ausbruche bringen, ſind die Meinungen getheilt; es iſt aber wahrſcheinlich, daß mehrere zuſammenwirken, um ihn hervorzurufen. Diejenigen Schädlichkeiten, die man am meiſten beſchuldigt hat, ſind kalte, feuchte, mit übelen Dünſten angefüllte Luft (daher das häufige Vorkommen der S. unter den Armeen, unter Gefangenen, bei Völkern, die in unreinlichen Wohnungen leben); ferner der Genuß verdorbener Nahrungsmittel, fauligen Waſſers, eingeſalzenen Fleiſches; endlich Kummer, Strapatzen u. dergl. — Bei der Cur des S. kommt vorzüglich eine gehörig geordnete Diät in Anſchlag, alſo friſche Luft, reine Kleider und Lagerſtätte, friſche Fleiſchſpeiſen, gutes Bier; unter den Schifffahrern ſtehen das Löffelkraut, der Senf, der Meerrettig in einem vorzüglichen Rufe beſonderer Kraft gegen den S. — Von beſonderer Wichtigkeit ſind die Verhütungsmaßregeln gegen den S. auf langen Seereiſen, die bereits mit ſolchem Glücke angewendet werden, daß derſelbe ſelbſt nicht mehr bei Reiſen um die Welt und bei den Reiſen nach dem Nordpol vorkommt: in dieſer Hinſicht verdankt man dem Weltumſegler Cook die Verwendung des Sauerkohls zur Verpflegung der Schiffsleute; außerdem iſt jedem Schiffscapitain anzurathen, daß er ſich, vorzüglich wenn er dem Norden zuſegelt, mit Vorräthen von Senf, Meerrettig, Sellerie, gutem Hopfenbiere, Zucker und Honig, Citronen und Pomeranzen verſieht, die von Zeit zu Zeit genoſſen die Anlage zur ſcorbutiſchen Entmiſchung der Säfte fern halten. 39.

Scott (Walter), ausgezeichneter Schriftſteller der neueſten Zeit, ſtammte aus einem alten ſchottiſchen Geſchlechte ab und wurde am 15. Aug. 1771 zu Edinburg, wo ſein Vater als Sachwalter wirkte, geboren und verlebte die erſten Jahre ſeiner Kindheit auf einem Gute ſeines Großvaters. Nachdem hier zugleich auch ſeine Phantaſie durch das Anhören der alten Sagen aus den Zeiten der Kämpfe zwiſchen Schotten und Engländern eine kräftige und angenehme Nahrung gefunden hatte, erhielt er vom Jahre 1779 an ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf einer höhern Lehranſtalt in Edinburg, ohne ſich hier durch beſondere Fähigkeiten auszuzeichnen, und beſuchte von 1783 die dortige Univerſität, wo ihn beſonders das Studium der griechiſchen und römiſchen Literatur beſchäftigte. Da aber ſeine wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen in ſeinem funfzehnten Jahre durch eine gefährliche Krankheit, welche ihm jede geiſtige Anſtrengung unmöglich machte, unterbrochen wurden, ſo brachte er ein Jahr lang mit einer gänzlich planloſen Lectüre von Romanen, Schauſpielen, Heldengedichten, geſchichtlichen und geographiſchen Werken zu, widmete ſich aber nach Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit dem Studium der Rechtswiſſenſchaft mit ſolchem Eifer, daß er ſchon 1792 als Sachwalter in in Edinburg auftreten konnte. Allein die juridiſche Laufbahn widerſtrebte ſeiner Neigung ſo ſehr, daß er die Gelegenheit, welche die damaligen Rüſtungen Frankreichs gegen England ihm darboten, gern ergriff und ſich 1797 bei der Bildung eines Reiterregimentes in der Grafſchaft Midlothian ſehr thätig bewies. Er dichtete während der Zeit nicht nur ein Kriegslied für ſein Regiment, ſondern überſetzte auch Bürger's Ballade „Leonore" und deſſen „wilden Jäger" (1796), denen er 1799 die Überſetzung von Göthe's „Götz von Berlichingen" folgen ließ. Der Beifall, den dieſe Arbeiten fanden, veranlaßte ihn zu eigenthümlichen dichteriſchen Verſuchen, unter denen die Balladen „Glenfinlas" und „The eve of

St. John“, welche in Lewis' „Tales of wonder“ (1805) zuerſt erſchienen, den meiſten Werth haben. Während der Gerichtsferien 1797 hielt er ſich auf einem Landgute auf und unternahm von hier aus öftere Wanderungen in die romantiſchen Umgebungen von Liddesdale, wo er nicht nur den Volkscharakter und die Sitten der Bewohner kennen lernte, ſondern auch aus dem Munde derſelben eine große Menge noch unbekannter Balladen vernahm, die er geſammelt nebſt geſchichtlichen Anmerkungen unter dem Titel: „Minstrelsy of the scottish border“ (Edinb. 1802. 2 Bde. 2. Ausg. 1803. 3 Bde.) herausgab und 1804 eine neue Ausgabe des alten Minſtrelliedes „Sir Tristram“ beſorgte. Da er ſchon 1800 ſein Einkommen durch Übernahme des Sheriffamtes der Grafſchaft Selkirk vermehrt ſah, ſo beſchloß er nach dem Tode ſeines Vaters (am 11. April 1799) ſich ausſchließlich literäriſchen Beſchäftigungen zu widmen. Die Herausgabe des Gedichtes: „The lay of the last minstrel“ (Edinb. 1805) erwarb ihm nicht nur die Freundſchaft von Pitt und Fox, ſondern auch die Stelle eines erſten Gerichtſchreibers bei dem ſchottiſchen Obergerichte. 1806 machte er ſeine geſammelten Dichtungen unter dem Titel: „Ballads and lyrical pièces“ und das epiſche Gedicht: „Marmion a tale of Flottenfield“ (Edinb. 1808) bekannt, worin die gelungene Schilderung des Ritterthums, nebſt dem volksthümlichen Stoffe noch zu weitererer Verbreitung ſeines Namens beitrug. Außerdem machte er ſich aber auch um die verbeſſerte Herausgabe fremder Dichterwerke verdient, wie „Dryden's ſämmtliche Werke“ (Lond. 1805. 10 Bde.); Carletan's „Memoirs“; „die Gedichte der Anna Seward“ (Lond. 1810. 2 Bde.); „Swift's Werke“ (Lond. 1814. 19 Bde.); Ralph Sadler's: „State papers and letters“ (Lond. 1809. 4. 2 Bde.); ſo wie des Lord Somers „Collection of tracts“ ꝛc., während er noch als Mitarbeiter dem von Southey begonnenen „Annual register“ (1810) beitrat. Um dieſelbe Zeit hatte er auch ein neues Gedicht: „The lady of the lake“ (1810) vollendet, zu deſſen Schauplatze er die ſchottiſchen Hochlande erwählt hatte, die er deßhalb öfters bereiſte, um ſeinem dichteriſchen Gemälde deſto mehr Treue und Lebendigkeit zu geben. Wirklich erreichte auch S. damit den höchſten Punkt ſeines Ruhmes; denn die ſpäteren erzählenden Gedichte: „The vision of Don Roderich“, „Rockeby“, ſo wie „The lord of the Isles“ fanden bei Weitem nicht ſo allgemeinen Beifall, und die beiden Gedichte: „The bridal of Triermain“ und „Harold the dauntless“, welche ohne ſeinen Namen erſchienen, machten nur ſehr geringes Aufſehen. Zu gleicher Zeit ſchrieb er noch die Einleitung zu der unter dem Titel: „Border Antiquities“ (Lond. 1814. 4. 2 Bde.) erſchienenen Sammlung von Abbildungen der Alterthümer des ſchottiſchen Grenzlandes. Endlich kaufte er 1811 eine kleine Beſitzung an dem Tweed, welcher er nach der Furth, die zu der ehemals prächtigen Abtei Melroſe führte, den Namen Abbotsfort (Abtsfurth) beilegte. Sein Lieblingswunſch ging nun dahin, die Gegend umher zu verſchönern, die Wohnung ſelbſt zu erweitern und mit allen Bequemlichkeiten des Lebens, mit Kunſt- und Bücherſammlungen auszuſchmücken, um es als ein ſchönes Familienbeſitzthum ſeinen Söhnen zu hinterlaſſen, weßhalb er ſich durch ſein gewöhnliches Sprüchwort „Time and J against any two“ (Zeit und ich gegen Zwei) zu doppelter literäriſcher Thätigkeit anſpornte. Denn der wachſende Ruhm des Lord Byron veranlaßte ihn jetzt ein anderes Feld der Dichtkunſt zu bearbeiten, da er dieſen Dichter auf dem bisher betretenen für einen zu gefährlichen Nebenbuhler hielt. Er verſuchte ſich deßhalb im Fache des Romans und ſein erſtes Werk in dieſer Hinſicht war „Waverley, or 'tis sixty years since“ (Edinb. 1814. 3 Bde.), welches er ohne ſeinen Namen herausgab, um erſt die Meinung des Publicum darüber zu erfahren und ſeinen erworbenen Ruhm nicht leichtſinnig auf das Spiel zu ſetzen. Der große Beifall, welcher dem unbekannten Verfaſſer deſſelben, dem man ſeitdem oft den Namen des „großen Unbekannten“ bei-

legte, zu Theil wurde, ſtieg noch bei dem Erſcheinen des „Guy Mannering, or the astrologer“ (1815) und des Romans „The antiquary“ (1816), denen bald „The tales of mylandlord“, enthaltend den kleinen Roman „The black dwarf“ („Der ſchwarze Zwerg“) und „Old mortality“ („Der Schwärmer“) folgten. Im Jahre 1818 erſchien „Rob Roy“, ebenfalls unter der Angabe „vom Verfaſſer des Waverley“, darauf die zweite und dritte Reihe der „Tales of mylandlord“, von denen die erſtere „The heart of Mid Lothian“ (1818) und letztere „The bride of Lammermoor“, ſo wie „The legend of Montrose“ enthielt. Seine nächſten Erzeugniſſe, welche mit „Ivanhoe“ (1820) begannen, worin S. die Scene nach England verlegte, welche in den früheren Romanen Schottland geweſen war, wurden ſchnell nach einander vollendet. „The monastery“, „The abbot“ (1820), „Kenilworth“ (1821), „The pirate“ (1822), „The fortunes of Nigel“ (1822), „Peveril of the Peak“ (1823), „Quentin Durward“ (1823), „St.-Ronan'swell“ (1824), „Redgauntlet“ (1824), „Tales of the crusaders“ (1825), welche „Die Verlobten“ und „Richard Löwenherz“ enthalten, „Woodstock“ (1826), „Chronicles of Canongate“ (1827 und 1828), „Anne of Geierstein“ (1829) und die vierte Reihe der „Tales of mylandlord“ (1831) zeugen von der großen Thätigkeit ihres Verfaſſers. Außerdem war er ein eifriger Mitarbeiter an dem „Edinburgh review“ und ſpäter an dem „Quarterly review“, nachdem er ſich von dem erſteren gänzlich zurückgezogen hatte, ſeit es offen die Farbe der Whigs annahm, da S. ſelbſt ein eifriger Tory war. Die Frucht einer Reiſe, welche er 1815 durch Frankreich und Belgien unternommen hatte, war ein Roman „Paul's letters to his kinsfolk“ und ein Gedicht „The field of Waterloo“, worauf er im Vereine mit R. Jamieſon und H. Weber ein Werk über Islands Alterthümer, dann „An account of the regalia of Scotland“ (1819) und den Text zu einer zweiten Sammlung von Anſichten „Provincial antiquities and pitturesque scenery of Scotland“, ſo wie Biographien und literäriſche Notizen zu der Sammlung der beſten altengliſchen Romane „Novelist's library“ und einzelne Lebensbeſchreibungen, z. B. von Byron u. A. lieferte, welche zuerſt in den „Miscellaneous prose works“ (Edinb. 1827. 6 Bde.) geſammelt erſchienen. Nur geringen Beifall fanden ſeine dramatiſchen Verſuche, von denen er zuerſt „Halidon Hill“ (1822), dann „Macduff's cross“, „The doom of Devorgoil“ (1830) und „The Auchindrane tragedy“ bekannt machte. Unter den Ereigniſſen ſeines äußeren Lebens war weniger ſeine Erhebung zum Baronet im Jahre 1820 von Wichtigkeit für ihn, als 1826 der Banquerout ſeines Verlegers Conſtable in Edinburg, wodurch er nicht nur um die Früchte ſeiner ganzen literariſchen Thätigkeit gebracht wurde, ſondern ſich auch noch eine Schuld von 120000 Pfd. Sterling aufgebürdet ſah. Allein er ertrug den großen Verluſt mit Standhaftigkeit und bewies bei den Verhandlungen mit ſeinen Gläubigern ſeine edle Geſinnung. Außer der größten häuslichen Einſchränkung, die er ſich von jetzt an zur Pflicht machte, verſicherte er auch zum Beſten ſeiner Gläubiger ſein Leben für 22000 Pfd. und ſuchte durch verdoppelte Anſtrengung als Schriftſteller den erlittenen Verluſt ſobald als möglich zu erſetzen. Noch im Jahre 1826 unternahm er eine Reiſe nach Paris, um dort Materialien zu ſeinem bereits begonnenen Werke „Das Leben Napoleon's“, welches 1827 in 9 Bänden erſchien, zu ſammeln; allein die flüchtige und einſeitige Ausarbeitung deſſelben ſchadete ſeinem literäriſchen Rufe gar ſehr. Endlich kam auch das, trotz der ſorgfältigſten Nachforſchungen ſo lang bewahrte Geheimniß des Verfaſſers der „Waverly-Romane“ an den Tag, wozu der Banquerout des Buchhändlers Conſtable die meiſte Veranlaſſung gab. S. ſelbſt bekannte ſich am 23. Febr. 1827 öffentlich bei einem Gaſtmahle als den alleinigen Urheber derſelben, nachdem er früher ihre Abfaſſung ſelbſt vor dem Prinz-Regenten von England geläugnet hatte. Er

beſorgte nun im Jahre 1829 eine neue Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Romane mit Anmerkungen, gab auch ſeine poetiſchen Werke mit intereſſanten literariſchen Notizen über ſein Leben heraus und machte die „Tales of a grandfather“ (1828—1830), eine „Geſchichte von Schottland“ (1830. 2 Bde.), welche in Lardner's „Cyclopaedia“ erſchien und die „Letters on demonology“ in Murray's „Family library“ bekannt. Allein die geſteigerte geiſtige Anſtrengung hatte den nachtheiligſten Einfluß auf ſeine Geſundheit, zu deren Wiederherſtellung er 1831 auf einem königlichen Kriegsſchiffe eine Reiſe nach Italien unternahm, Malta und Neapel beſuchte und mit Beginn des Frühlings 1832 nach Rom ging, wo aber ſein Unwohlſein ſo ſehr wuchs, daß er möglichſt ſchnell in ſeinem Vaterlande anzukommen wünſchte, um wenigſtens auf dem Boden der Heimath zu ſterben und dort beerdigt zu werden. Nach beſchleunigter Rückreiſe auf dem Rheine und durch die Niederlande kam er ſchon ſehr ſchwach in London an, wurde von hier ſchnell nach Abbotsfort gebracht, ſtarb daſelbſt am 21. Sept. 1832 und wurde in den prachtvollen Ruinen der Kirche zu Driburg Abbey am Tweed begraben. — Vergl. Jakob's „Walter Scott, ein biographiſch-literariſcher Verſuch“ (Köln 1827); James Hoog's „The private life and domestic manners of Sir Walter Scott“ (Glasg. 1835); Washington Irwing's „Abbotsford and Newstead Abbey“ (Lond. 1835). Die neueſten Ausgaben ſeiner Werke ſind: „Waverly-Novels“ (48 Bde. mit Kupfern); „Poetical works“ mit Anſichten (12 Bde.) und „Miscellaneous prose works“ (24 Bde.). Als Dichter zeichnet ſich S. durch hohe Eigenthümlichkeit der Auffaſſung ſeines Gegenſtandes, glänzende Naturſchilderungen, ergreifende Charaktergemälde und organiſchen Zuſammenhang aller Theile eines Werkes aus, wobei ihm eine gewiſſe Breite der Darſtellung nicht mit Unrecht zum Vorwurfe gemacht wird. 81.

Scotus, ſ. Duns und Erigena.

Scribe (Auguſtin Eugène), der berühmteſte und fruchtbarſte Luſtſpieldichter unſerer Zeit, wurde 1791 zu Paris geboren, verlor frühzeitig ſeine Eltern und widmete ſich, dem Willen ſeines Vormundes gemäß, der Rechtswiſſenſchaft, die er jedoch bald aufgab, um ſich ausſchließlich mit der dramatiſchen Dichtkunſt zu beſchäftigen. Das ihm hierzu von der Natur verliehene Talent hatte er bald zu ſolcher Fertigkeit ausgebildet, daß die verſchiedenſten und unbedeutendſten Gegenſtände, Anekdoten, Tagesbegebenheiten, Erzählungen, Romane ꝛc. ihm Stoffe darboten, die er in kurzer Zeit mit bewunderungswürdiger Gewandtheit zu einem Vaudeville, Luſtſpiele oder einem Operntexte umarbeitete und ſich dadurch ein jährliches Einkommen von 40—50000 Franken ſicherte. Seine Stücke finden größtentheils ſolchen Beifall, daß ſie bald nach ihrem Erſcheinen auf allen Bühnen Europas gegeben werden. Allein S. iſt keineswegs der alleinige Verfaſſer derſelben, welches wegen ihrer Menge auch bei dem größten Talente nicht möglich wäre, ſondern er hat ſich mit einer großen Anzahl Mitarbeiter verbunden, unter denen wir nur Delavigne, Mélesville, Varner, Francis-Cornu, Deleſtre-Poirſon, H. Dupin, Bayard, Xavier und Mazère nennen. Auch benutzt er Kotzebue ſehr häufig und ſucht überhaupt mehr durch leichten Witz, eine anmuthige, gewandte Sprache und ſinnreichen Dialog zu glänzen, als durch einen kunſtvoll angelegten und durchgeführten Plan, ſo wie durch Schärfe und Tiefe der Charakteriſtik zu feſſeln. Er betrachtet das Publicum als den einzigen competenten Richter ſeiner dramatiſchen Leiſtungen, deſſen Geſchmack und Neigung er daher auch ohne eigene beſtimmte religiöſe, ſittliche und politiſche Grundſätze huldigt. Dabei verſucht er ſich heute im leichten Vaudeville, ſchreibt morgen eine moraliſirende Komödie und kurz darauf einen phantaſtiſch-romantiſchen Operntext. Unter ſeinen vielen Stücken nennen wir nur folgende: „Une nuit de la garde nationale“ (1815); „Encore un Pourceaugnac“ (1817); „La somnambule“ (1819); L'ours et le

Pacha“ (1820); „Michel et Christine“ (1821); „La neige“ (1823); „La dame blanche“ (1825); „Le mariage de raison“ (1826); „Le mariage d'argent“ (1827); „La manie des places, ou la folie du siècle“ (1828); „Avant, pendant et après“; „Malvina ou un mariage d'inclination“; „La muette de Portici“; „La Fiancée“ (1829); „Les deux nuits“; „Fra Diavolo“ (1830); „Robert le Diable“ (1831); „Gustave III.“; „Ali-Baba“; „Bertrand et Raton ou l'art de conspirer“ (1834) und „Lestocq etc.“ Geſammtausgaben ſeiner Werke erſchienen: „Théâtre d'Eugène Scribe, dédié par lui à ses collaborateurs“ (Par. 1827—1832. 10 Voll.); „Répertoire du Théâtre de Madame“ (Par. 1829—1832); „Répertoire du Gymnaste dramatique“ (Par. 1830—1832) und „Théâtre complet de Mons. Eug. Scribe“ (Par. 1833. 2. Edit.). Im Jahre 1835 wurde er als Mitglied in die franzöſiſche Akademie aufgenommen. 81.

Scrupel, Scrupolo, Skrupel, Skrupulow iſt ein in Deutſchland, Italien, in den Niederlanden, Polen, Schweden und in der Schweitz gebräuchliches Medicinal- und Apothekergewicht. Gewöhnlich hat ein S. = 20 Gran, in Italien 24 Gran und in Polen 24 Granow. Die Schwere eines Scrupels beträgt in holländiſchen Aß in Berlin $25\frac{1}{3}$, Hanover $27\frac{9}{16}$, Nürnberg $27\frac{5}{8}$, Wien $30\frac{1}{3}$, Bologna $24\frac{5}{12}$, Florenz $24\frac{13}{24}$, Mailand $30\frac{1}{3}$, Rom $24\frac{1}{2}$, Turin $22\frac{2}{9}$, Venedig $21\frac{3}{4}$, in den Niederlanden altes Maß $26\frac{2}{3}$, neues $27\frac{1}{10}$, in Polen 22, in Schweden $25\frac{2}{3}$, in Baſel $23\frac{7}{12}$, Bern $21\frac{1}{4}$, Solothurn $23\frac{3}{8}$. 26.

Scrutinium, eigentlich die **Nachforſchung, Durchſuchung, Viſitation**, bezeichnet in der Kirchenſprache die Prüfung des Candidaten, welcher ein geiſtliches Amt ſucht, mit der genauen Unterſuchung ſeiner Verhältniſſe und Sitten. In der katholiſchen Kirche vornehmlich ſind es die der Biſchofs- oder Papſteswahl vorausgehenden Erörterungen und Förmlichkeiten; daher oft ſ. v. a. die Wahl ſelbſt. Zur Biſchofswahl werden von den ſtimmberechtigten Kanonicis 3 beſondere scrutatores auserwählt, welche dieſer Unterſuchung vorſtehen, die Wahl leiten und die Stimmen ſammeln. Gemeinhin bedient man ſich endlich des Ausdrucks für jede in einer Geſellſchaft nach gemeinſchaftlicher Berathung getroffene Wahl. 17.

Scudéry (George de), ein ſehr fruchtbarer franzöſiſcher Schriftſteller, wurde 1601 zu Havre de Grace geboren, trat in früher Jugend in Kriegsdienſte, erhielt alsdann die Stelle eines Gouverneurs von Notre-Dame de la Garde zu Marſeille, begab ſich von hier um das Jahr 1630 nach Paris, beſchäftigte ſich daſelbſt vorzüglich mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, wurde 1649 als Mitglied in die Akademie aufgenommen und ſtarb am 14. Mai 1667 zu Paris. In ſeinen Schriften, welche jetzt längſt einer nicht unverdienten Vergeſſenheit anheimgefallen ſind, erſcheint er bei einer gewiſſen Eigenthümlichkeit, geiſtreichen und witzigen Manier als ein eitler, lächerlicher Großprahler, der ſeine Talente weit überſchätzte. Sowohl ſeine dramatiſchen Schriften, als auch das Epos „Alaric“ (Par. 1654. Fol.), welche ganz dem Geſchmacke der Zeit huldigten und mit prunkender Gelehrſamkeit, ſo wie mit ſteifer Galanterie und romantiſchem Gepränge ausgeſtattet waren, fanden bei dem großen Publicum ungemeinen Beifall, obgleich ihn beſonders ſeine ungerechte und geſchmackloſe Beurtheilung von Corneille's „Cid“ bald die Ungunſt der Sachverſtändigen zuzog. Vielleicht mehr aus Liebe zur Prahlerei, als aus edlem Stolze ließ er der Königin Chriſtine von Schweden, welche ihm für die Zueignung des „Alaric“ eine goldene Kette von 10000 Livres an Werth verſprach, wenn er einige den Grafen de la Gardie lobende Stellen daraus wegließe, antworten, die Kette könne ſo ſchwer ſein, wie die in der Geſchichte der Inkas erwähnte, deßhalb werde ſie ihn doch nicht dahin bringen, einen Altar umzuſtürzen, auf dem er geopfert habe. — **Madeleine de S.**, ſeine Schweſter, wurde 1607 zu Havre

de Grace geboren und noch berühmter als ihr Bruder. Ihre breiten, mit rhetoriſchem Schwulſte geſchriebenen romantiſch-hiſtoriſchen Romane wurden ſo lange mit Begierde geleſen, bis Boileau ſie durch beißenden Spott der allgemeinen Verachtung preisgab. Sie ſchrieb „Clélie“ (Par. N. E. 1701. 10 Voll.), welches unter fremden Namen die Charakterſchilderungen der ausgezeichnetſten Männer jener Zeit enthält; „Artamène ou le grand Cyrus“ (Par. 1650. 10 Voll.); „Ibrahim ou l'illustre Bassa“ (Par. 1641. 4 Voll.); „Almahide“ (Paris 1660. 8 Voll.); „Conversations et entretiens“ (10 Voll.). So geſchmacklos dieſe Arbeiten in vieler Hinſicht als Kunſtwerke ſind, ſo wichtig ſind ſie, um die Anſichten, Sitten und Lebensweiſe jener Zeit, welche ſich darin tauſendfältig ſpiegelt, kennen zu lernen. Beſonders werden die literäriſchen Unterhaltungen im Hôtel Rambouillet geſchildert und die Anſichten, welche man über Liebe, Ehe ꝛc. hegte, unter fremder Umgebung wieder erzählt. Sie ſtarb am 2. Juni 1701 zu Paris. Auszüge aus ihren Werken finden ſich in dem „Esprit de Mademoiselle de Scudéry“ (Par. 1766. 12.). 81.

Scudo, Schildthaler, eine in Italien gebräuchliche Rechnungsmünze (S. di Cambio), Silbermünze (alter und neuer S., S. d'argento) und Goldmünze (S. d'oro). Der Werth eines Silberſcudo iſt in Ancona = 1 Thlr. 9 Gr. $7\frac{1}{5}$ Pf., zu Bologna = 1 Thlr. 10 Gr. $4\frac{1}{5}$ Pf., zu Cagliari = 1 Thlr. 4 Gr. $11\frac{1}{4}$ Pf., zu Florenz = 1 Thlr. 12 Gr. $1\frac{1}{2}$ Pf., zu Genua = 2 Thlr. — Gr. $6\frac{3}{5}$ Pf., im Herzogthume Lucca = 1 Thlr. 11 Gr. $2\frac{2}{5}$ Pf., in Mailand = 1 Thlr. 8 Gr., auf Malta = 13 Gr. $6\frac{3}{8}$ Pf., in Neapel = 1 Thlr. 7 Gr. $1\frac{2}{3}$ Pf., in Rom = 1 Thlr. 9 Gr. $7\frac{1}{5}$ Pf., zu Turin und Aleſſandria = 1 Thlr. 19 Gr. $7\frac{3}{8}$ Pf., der neue = 1 Thlr. 6 Gr. $9\frac{1}{2}$ Pf., in Venedig = 1 Thlr. 15 Gr. 9 Pf. Conv. 1 S. d'oro zu Cagliari = 2 Thlr. $10\frac{1}{4}$ Gr., zu Genua = 2 Thlr. 12 Gr. $\frac{1}{2}$ Pf. Conv.; 1 S. di Cambio zu Genua = 23 Gr. 6 Pf. Conv. 26.

Sculptur, ſ. Bildhauerkunſt.

Scultētus (Schulze) (Johann), geb. zu Ulm am 12. Oct. 1595, ſtudirte die Medicin zu Padua, erwarb ſich hierauf in ſeiner Vaterſtadt einen großen Ruf in der Ausübung der Chirurgie und ſtarb 1645. Er hat ſich durch ein großes Werk ausgezeichnet, das alle bis zu ſeiner Zeit bekannten chirurgiſchen Inſtrumente, Apparate und Bandagen, ſo wie ſeine eigenen ſehr complicirten und zum Theil Schrecken erregenden Erfindungen enthält. Der Titel deſſelben iſt: „Armamentarium chirurgicum“ (zuerſt Ulm 1653. Fol. und in ſehr vielen folgenden Ausgaben). Für den gelehrten Chirurgen und den Geſchichtsforſcher hat dieſe Schrift noch jetzt vielen Werth. 39.

Scultētus (Andreas), ein deutſcher Dichter aus dem XVII. Jahrh., war der Sohn eines Schuhmachers aus Bunzlau, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Gymnaſium zu Breslau, ohne daß man weiß, was ſpäter aus ihm geworden oder ob er noch als Gymnaſiaſt geſtorben ſei, was ſich aus der letzten Jahreszahl (1642), welche ſeine Schriften tragen, faſt mit Gewißheit vermuthen läßt. Sein wichtigſtes Werk: „Die öſterliche Poſaune“ (Bresl. 1642. 4.), wurde zuerſt nebſt einigen anderen Gedichten des S. von Leſſing (Braunſchw. 1771) wieder bekannt gemacht, der bei Beurtheilung jener Dichtungen, denen eine große Schwülſtigkeit nicht abzuſprechen iſt, wohl mehr das Talent des Dichters überhaupt, als ſeine wirklichen Leiſtungen in Anſchlag brachte. Jedoch iſt an ſeinen Gedichten eine große Wärme des Gefühls, Kraft und Eigenthümlichkeit der Gedanken nicht zu verkennen. — Vergl. Müller's „Bibliothek deutſcher Dichter“ (9. Bd.). 81.

Scylla (σκύλλα) iſt ein Felſen in der Meerenge von Sicilien auf einer in das Meer hervorragenden Landenge, gegenüber dem Strudel Charybdis (ſ. d. Art.).

Es entſtand hier eine heftige Brandung des Meeres an den Felſen, daher es für die unkundigen Seefahrer der Alten eine höchſt gefährliche Stelle war. Man dachte ſich hier ein weibliches Ungeheuer S., das in einer Höhle deſſelben wohne. Nach Homer war ſie eine Tochter des Typhon und der Kratäis, nach Heſiod des Phorkus und der Hekate und eine Schweſter der Charybdis. Homer (Od. 12, 95—100) beſchreibt ſie als ein Ungeheuer mit 6 Köpfen, in jedem 3 Reihen dichter Zähne, die allen Vorüberfahrenden Tod drohen. Ihre 12 Füße und 6 langen Hälſe ſtreckte ſie ſtets aus der Kluft des Felſens hervor; dem Ulyſſes raubte ſie 6 Gefährten zugleich. Andere ſchildern ſie als Seejungfrau, um die Hüften mit Seehunden oder Wölfen gegürtet, die durch ihr immerwährendes Geſchrei die Schiffer ſchreckten. Nach ſpäterer Mythe war ſie anfangs ein ſchönes Mädchen, in welches ſich Glaukos verliebte. Da er keine Gegenliebe fand, bat er Circe, durch einen Zaubertrank ihm die S. geneigt zu machen; doch Circe, ſelbſt von Liebe gegen Glaukos entbrannt, warf Gift in das Waſſer, in welchem ſich S. badete, wodurch ſie in ein ſcheußliches Ungeheuer verwandelt wurde. Aus Schreck über ihre eigene Geſtalt ſtürzte ſie ſich ins Meer. 11.

Scyrren (Scyrri, Scirri) waren ein altes deutſches Volk, das an dem weſtlichen Ufer der Weichſel bis zur Oſtſee hinauf wohnte. Schon unter dem Kaiſer Theodoſius ſollen ſie einen Angriff auf das römiſche Reich gewagt haben. In Verbindung mit den Oſtgothen, Rugiern und anderen Völkern des Nordens fielen ſie um 400 in Pannonien ein, wurden aber ſpäter, als ſie ſich gegen erſtere empörten, völlig beſiegt und ſeitdem verſchwinden ſie aus der Geſchichte. Ein großer Theil der S. befand ſich auch in Attila's Heere, als dieſer über den Rhein nach Gallien zog, und Odoacer war einer ihrer Fürſten. 77.

Scythen war bei den alten Griechen der allgemeine Name für alle unbekannten Völker des Nordens jenſeits der Donau und des ſchwarzen Meeres bis weit nach Aſien hinein. Man fabelte mancherlei von ihnen, bis man die europäiſchen ſpäter als Sarmaten (ſ. d. Art.) genauer kennen lernte. Die neuere Zeit erkennt in ihnen überhaupt die ſlawiſchen Völkerſtämme. 37.

Seapoys, ſ. Sipahi's.

Sebaſtian, König von Portugal, der Sohn des Infanten Johann von Portugal und Johanna's, der Tochter Kaiſer Karl's V., wurde im Jahre 1554 geboren und gelangte nach dem Tode ſeines Vaters und Großvaters ſchon als dreijähriges Kind zum Beſitze des Thrones. Während ſein Großoheim, der Cardinal Heinrich, für ihn regierte, wurde er von Jeſuiten zur Religionsſchwärmerei erzogen. Um dem Papſte bei ſeiner Thronbeſteigung einen vorzüglichen Beweis ſeiner Ergebenheit zu zeigen, nahm er den Titel des Allergehorſamſten Königs an und ſuchte der Kirche durch die Bekriegung und Bekehrung der Mauren einen wichtigen Dienſt zu leiſten. Deßhalb unternahm er ſchon in ſeinem 20. Jahre (1574) einen Zug gegen dieſelben nach Afrika, überfiel unerwartet die Bewohner der Nordküſte und richtete eine große Verheerung unter ihnen an. Der glückliche Erfolg dieſes Unternehmens bewog ihn ſchon im Frühjahre 1578 zu neuen Verſuchen. Er zog daher dem rechtmäßigen Beherrſcher von Marokko, Mulei Muhammed, gegen ſeinen Vetter, Mulei Moluk, der ſich des Thrones bemächtigt hatte, mit einem bedeutenden Heere zu Hülfe. Am 4. Aug. kam es auf der Ebene Alkaſſarquivir zur Schlacht, in welcher die Chriſten trotz ihrer Tapferkeit eine gänzliche Niederlage erlitten. S. ſelbſt ſtürzte ſich an der Spitze ſeiner Schaaren mitten unter die Feinde, wurde aber bald ein Opfer ſeiner Tollkühnheit, ohne daß man jedoch jemals ſichere Beweiſe für die Art ſeines Todes erhalten hat, da man am andern Tage ſeinen Leichnam ſo verſtümmelt fand, daß ihn ſelbſt ſeine vertrauteſten Diener nicht mit Sicherheit als ſolchen anzuerkennen vermochten, welches ſpäter mehreren Betrügern Anlaß gab, ſich für den todtgeglaubten König auszugeben. Der Cardinal

Heinrich verwaltete nun das Reich bis an ſeinen Tod (1580); da bemächtigte ſich aber Philipp II. von Spanien der Herrſchaft mit Gewalt der Waffen. Der ruhige Beſitz deſſelben wurde ihm jedoch anfangs durch vier Abenteurer ſtreitig gemacht, welche ſich ſämmtlich für den todtgeglaubten S. ausgaben. Der erſte derſelben, welcher im Jahre 1585 erſchien, war der Sohn eines Webers, welcher das Volk durch Bußübungen zu gewinnen wußte, bald aber beſiegt und auf die Galeeren geſetzt wurde. Der zweite war der Sohn eines Steinmetzen oder Steinſchneiders, Namens Matteo Alvarez, ein Prieſter, welcher die Inſel Terceira zum Schauplatze ſeiner Unternehmungen erwählt hatte, aber bald darauf beſiegt, gefangen und in Liſſabon hingerichtet wurde. Der dritte war ein Paſtetenbäcker, Gabriel Spinoza, welchen der Auguſtinermönch de los Santos als Werkzeug ſeines Haſſes gegen Spanien aufſtellte. Der Betrüger wurde aber ebenfalls gefangen genommen und hingerichtet. Die wichtigſte Rolle ſpielte jedoch der vierte, welcher 20 Jahre nach S.'s Niederlage in Venedig erſchien (1598) und die portugieſiſche Krone in Anſpruch nahm. Der Glaube an die Identität ſeiner Perſon mit der des Königs hatte ſich im Volke allgemein verbreitet, ſelbſt Adelige, welche den König genau gekannt hatten, erklärten ſich für ihn und der ſpaniſchen Regierung gelang es nicht einen ſichern Beweis geltend zu machen, daß er ein Betrüger ſei. Endlich wurde er durch den Einfluß des ſpaniſchen Geſandten in Venedig gefangen genommen, allein er gab bei ſeinem Verhöre vor dem Senate die genaueſten Umſtände über die Schlacht von Alkaſſarquivir, über ſeine Flucht und Gefangenſchaft, über ſeine wunderbare Errettung, ſeine freiwillige Verbannung in Algarbien, ſeine Reiſen durch Abyſſinien, Perſien, Georgien und Sicilien ſo umſtändlich an, daß viele der Gegenwärtigen ſich für überzeugt von der Richtigkeit ſeiner Ausſagen hielten. Er verlangte nun von der Signoria, daß ſie ihn vermöge der zwiſchen Portugal und Venedig beſtehenden Verträge, die nur dem Könige jenes Landes bekannt ſein konnten, unterſtützen ſolle, allein er wurde ſtatt deſſen 3 Jahre gefangen geſetzt und dann unter der Bedingung frei gelaſſen, das Gebiet der Republik nie wieder zu betreten. Auf einer Reiſe durch das Gebiet von Florenz wurde er jedoch verhaftet und den Spaniern ausgeliefert. Man brachte ihn nach Neapel, wo ebenfalls alle diejenigen, welche König S. gekannt hatten, über die Ähnlichkeit mit ihm erſtaunten. Nachdem er hier vielfachen Spott erduldet hatte, führte man ihn nach Spanien und ſetzte ihn daſelbſt zu St. Lucar gefangen, während in Portugal, wo man ſeiner mit Sehnſucht entgegenſah, aufrühreriſche Bewegungen kund wurden. Im Jahre 1600 ſtarb er im Gefängniſſe, ohne daß man weiß, ob eines natürlichen Todes oder heimlich hingerichtet, nachdem er bis an das Ende ſeines Lebens die Wahrheit ſeiner Ausſage behauptet hatte. — Vergl. über S. „Machado, Memorias para a historia de Portugal que comprehendem o governo del Rey D. Sebastiano“ (Liſſabon 1736—1751. 4. 4 Bde.). 81.

Sebaſtiani (Horace François de la Porta, Graf), ein nicht unberühmter Diplomat und General aus der napoleoniſchen Zeit, ward geboren zu Porta d'Ampugnano, einem kleinen Marktflecken bei Baſtia auf Corſica, am 11. Nov. 1775, nahm 1792 Kriegsdienſte und Buonaparte ließ keine Gelegenheit zur Erhebung ſeines Landsmannes vorübergehen. S., jung und ſchön, von Natur ſtolz, eitel auf ſeine Perſon, ward von Buonaparte nach der Schlacht von Arcole (Nov. 1796) zum Escadronchef erhoben und von Moreau auf dem Schlachtfelde von Verona (1799) zum Oberſten ernannt. Er erhielt dann das 9. Dragonerregiment. An der Adda bei Caſſano von den Ruſſen gefangen (27. April 1799) und auf Ehrenwort entlaſſen ging er nach Paris zurück und wirkte durch ſeinen thätigen Antheil am 18. Brumaire mehr als durch Waffenthaten zu Gunſten Buonaparte's mit. Im Feldzuge von 1800 ſchloß er mit Marmont den Waffenſtillſtand zu Treviſo (16. Jan. 1801); der lunviller Friede führte ihn dann wieder nach

Paris. Nach dem Frieden von Amiens ward er mit einer Miſſion nach der Levante beauftragt. Er betrug ſich aber zu Alexandria gegen den General Stuart, den er aufforderte, nach den Beſtimmungen des Friedens zu Amiens jene Stadt zu räumen, auf eine Weiſe, die das engliſche Miniſterium nicht vergeſſen konnte. Nach Conſtantinopel gekommen war es ſein Geſchäft, die Pforte mit Rußland zu entzweien, und er handelte nicht ohne Erfolg. Nach mehreren anderen ihm übertragenen politiſchen Sendungen erhielt er 1804 auch, zum Brigadegenerale ernannt, den Auftrag, die Küſten von der Normandie und Bretagne gegen einen Angriff der Engländer in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Er hatte nach der zu Stande gekommenen 3. Coalition im Auftrage Napoleon's ſich eben von dem politiſchen Zuſtande der Schweiz, Baierns, Tyrols, Salzburgs und des fränkiſchen Kreiſes an Ort und Stelle unterrichtet, ſo wie die Bewegungen der öſtreichiſchen Armee beobachtet, als ſogleich der Feldzug von 1805 begann, wobei er im Armeecorps des Marſchalls Lannes eine Cavalleriebrigade befehligte; er zeichnete ſich bei Auſterlitz aus und wurde ſchwer verwundet, als er ein feindliches Viereck ſprengen wollte. Am 5. December ernannte ihn ſein Kaiſer zum Diviſionsgeneral und am 2. Mai 1806 zum Geſandten nach Conſtantinopel. Kräftig vertrat er hier die Intereſſen Frankreichs und als der engliſche Admiral Duckworth am 18. Febr. 1807 den Durchgang durch die Meerenge der Dardanellen erzwang und ein türkiſches Geſchwader verbrannte, war es hauptſächlich der franzöſiſche Geſandte S., der die Türken zur lebhaften Begeiſterung und zum bewaffneten Widerſtande aufzuregen wußte und ſo die Engländer zwang, nicht ohne Verluſt die hohe See zu ſuchen (2. März). Mit dem Halbmondorden, den ihm der Sultan verliehen hatte, kam er hierauf nach Frankreich zurück, wo ihm Napoleon mit dem Großkreuze der Ehrenlegion decorirte, doch entſprachen die Reſultate von S.'s diplomatiſcher Sendung den Erwartungen des Kaiſers ſo wenig, daß er ihn wieder zu den Armeen ſchickte. S. focht nun an der Spitze der 1. Diviſion des 4. Armeecorps in Spanien (ſeit 1809), wohnte dem Feldzuge in Rußland bei und war bei allen kriegeriſchen Ereigniſſen im Jahre 1813. Tapfer und glänzend vor dem Feinde, außerdem aber weichlich und ſorgenlos beſtand er die großen und rauhen Kriege der Kaiſerzeit. Nach der Schlacht bei Waterloo ward er Mitglied der Commiſſion, welche den Frieden mit den Verbündeten unterhandelte. Bei der Rückkunft Napoleon's von der Inſel Elba (1814) trat S. auf einen Augenblick wieder in die diplomatiſche Laufbahn ein, indem er Benjamin Conſtant beſtimmte, mit ihm die kaiſerliche Conſtitution zu modificiren. Bei der zweiten Rückkunft der Bourbons zog er ſich auf einige Zeit nach England zurück und erſchien auf dem politiſchen Schauplatze erſt wieder 1819, wo der damalige Miniſter Decazes ihn zum Präſidenten des Wahlcollegium von Corſica wählte. Er ward zum Deputirten erwählt und nahm ſeinen Sitz auf den Bänken der äußerſten Linken; man hörte ihn gern, aber ſeine Eleganz, ſeine Manieren brachten wenig Eindruck hervor. 1831 trat er als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in das Miniſterium Perrier, ward eine Hauptſtütze des juste milieu und entwarf den Tractat vom 4. Juli 1831 zwiſchen Frankreich und den vereinigten Staaten von Nordamerika; auch fällt die Beſetzung Anconas in ſein Miniſterium. Er reiſte hierauf nach Rom und blieb ohne Portefeuille. Als jenen Tractat die Kammern von 1834 verwarfen, nahm er am 1. April ſeine Entlaſſung. Er erhielt dann den Geſandtſchaftspoſten zu Neapel und befindet ſich gegenwärtig auf dem zu London. 25.

Sebaſtiano Veneziano, ſ. Piombo.

Sebektegin, der Ahnherr der Dynaſtie der Gasnewiden, war anfangs Sklave des Emir von Gasna, machte ſich aber durch ſeine Talente bald ſo um dieſen verdient, daß er ihm ſeine Tochter zur Gemahlin gab und ſpäter, nach dem Tode des einzigen Sohnes des Emirs, die allgemeine Stimme ihn zu der Würde

deſſelben erhob (970 n. Chr.). Bald zeigte ſich als ſolcher ſein kriegeriſcher Geiſt. Er wandte ſeine Waffen nach Indien, um den Islam daſelbſt zu begründen, eroberte Kabul, Pendſchab und Peſchauer und ward zuletzt von dem ſamanidiſchen Sultan zu Bochara zum Beherrſcher von Choraſan ernannt, wofür er bis an ſeinen Tod die wankende Dynaſtie der Samaniden kräftig unterſtützte. Er ſtarb 997 n. Chr. und ſein Sohn und Nachfolger, Mahmud, ſtiftete das mächtige Reich der Gasnewiden. 37.

Secante nennt man jede gerade Linie, welche eine krumme Linie in zwei oder mehreren Punkten trifft. Ferner iſt die trigonometriſche S. die zu einem Kreisbogen gehörige gerade Linie, die aus dem Mittelpunkte des Kreiſes durch den einen Endpunkt des Bogens bis an die an dem andern Endpunkte gezogene Tangente geht. 40.

Seceders iſt der Name einer 1732 durch mehrere mit ihrer Oberbehörde, der Generalverſammlung, unzufriedene presbyterianiſche Prediger, unter ihnen namentlich Erskine, geſtifteten Kirchenpartei in Schottland, welche hinſichtlich ihres Glaubensbekenntniſſes ganz presbyterianiſch iſt, hinſichtlich der Verfaſſung aber von der presbyterianiſchen Kirche darin abweicht, daß ſie die Theilnahme aller Gemeindeglieder bei der Wahl ihrer Prediger verlangt und dieſe letzteren auf ihren Synoden ſich ſelbſt ohne Oberbehörde regieren. Die Glieder dieſer Secte, welche ſich ſeit 1738 ſehr vermehrte, nannten ſich die vereinigten Presbyterianer oder die vereinigten Freunde, während ſie von den Gegnern S. (ſ. v. a. Separatiſten) genannt wurden. Doch dauerte die Einigkeit nicht lange, denn ſchon 1747 entſtand über den vor Mitgliedern der herrſchenden Kirche zu leiſtenden Bürgereid ein Zwieſpalt unter ihnen, indem der eine Theil unter Erskine (ſtarb 1755) ihn leiſtete, der andere minder zahlreiche unter A. Gipp (ſtarb 1788) aber ſolches verweigerte. Jene nannte man **Burghers**, dieſe **Anti-Burghers**, die ſich jedoch ſpäter zu einem Eide der Treue und des Gehorſams in reinbürgerlichen Dingen verſtanden haben. Die Secte, welche ſich durch moraliſchen Rigorismus auszeichnet, hat ſich nach und nach bis auf einige hundert Gemeinden in Schottland und Irland vermehrt. 63.

Seckendorf, ein altes adliches Geſchlecht in Franken und Sachſen, hat eine Anzahl berühmter Männer hervorgebracht, unter welchen wir hier nennen: 1) **Veit Ludwig von S.**, ausgezeichneter Staatsmann und Gelehrter, ward den 20. Dec. 1626 zu Herzogen-Aurach bei Erlangen geboren und kam, nachdem er ſich auf mehreren Schulen und der Univerſität Straßburg gründlich und vielſeitig ausgebildet hatte, an den Hof Ernſt des Frommen zu Gotha, wo er bald einen ihm angemeſſenen Wirkungskreis fand. Als Hofjunker, durch Herzog Ernſt ſelbſt geleitet und gebildet, ſetzte er ſeine Studien mit Glück fort und vervollkommte ſich in den meiſten Wiſſenſchaften außerordentlich. Nach zwei Jahren ward er Kammerjunker, 1651 Hof-, Kirchen- und Kammerrath, 1663 geheimer Rath und Premierminiſter und führte als ſolcher die wichtigſten und geheimſten Geſchäfte des herzoglichen Hauſes. Zugleich war er Hofrichter zu Jena und Oberdirector der Kammer, der Regierung und des Conſiſtorium. Alle dieſe mannigfachen und bedeutenden Geſchäfte aber hinderten ihn nicht auch in der gelehrten Welt mit mehreren Schriften hervorzutreten. 1664 jedoch fand er ſich aus verſchiedenen zuſammenwirkenden Urſachen bewogen, die gothaiſchen Dienſte zu verlaſſen und die ihm angetragenen des Herzogs Moritz von Sachſen-Zeitz anzunehmen. Dieſem Fürſten diente er 17 Jahre hindurch als geheimer Rath, Kanzler und Conſiſtorialpräſident und hatte als ſolcher den ausgedehnteſten und wohlthätigſten Einfluß auf alle Entſchließungen des Herzogs. 1669 ward er zugleich churſächſiſcher geheimer Rath und 1676 altenburgiſcher Landſchaftsdirector, ſo wie auch Director der Oberſteuer daſelbſt. Nach dem Tode des Herzogs Moritz (1681) legte er aber ſogleich alle ſeine

Ämter nieder, da er wußte, wie ſehr ihm der Nachfolger des Herzogs, Moritz Wilhelm, in Allem entgegen war. Indeſſen da dieſer noch minorenn war, ſo ernannten die Vormünder deſſelben, die Herzöge Johann Georg von Sachſen-Eiſenach und Friedrich von Sachſen-Altenburg, S. zu ihrem Mandator und der Herzog Johann Georg erhob ihn zu ſeinem geheimen Rathe. Als ſolcher führte er im Namen der beiden Herzöge die Tutel unter vielen Sorgen, Mühen, Verdrießlichkeiten und Undank bis 1684, wo er ſich ganz zurückzog, als der junge Fürſt veniam aetatis erhielt. Er lebte nun gänzlich den Studien auf ſeinem 1676 erkauften Rittersitze Meuſelwitz bei Altenburg und ſchrieb in dieſer Zeit ſeinen „Chriſtenſtaat" (Leipz. 1686) und die berühmte „Historia Lutheranismi" (Lips. 1688 seq. 3 Voll. Fol.). Aus dieſer Ruhe ward er 1691 durch die Ernennung zum Kanzler der churbrandenburgiſchen Univerſität Halle geriſſen, kam 1692 perſönlich nach Halle, um dort zu wohnen, ſchlichtete auch einen großen Streit zwiſchen den dortigen Predigern und mehreren Profeſſoren der Theologie, welcher über den Pietismus ausgebrochen war, ſtarb aber ſchon am 18. Dec. 1692. Er war einer der verehrungswürdigſten Männer ſeiner Zeit und gleich groß als Staatsmann, wie als Gelehrter. Sein Leben hat Schreber (Leipz. 1733. 4.) ſehr unvollkommen beſchrieben. — 2) Friedrich Heinrich v. S., Neffe des Vorigen und einer ſeiner Erben, ward am 16. Juli 1673 zu Königsberg in Franken geboren, verlor ſeinen Vater ſehr frühzeitig und ward von dem trefflichen Veit Ludwig v. Seckendorf erzogen, welcher ſeine Bildung und Studien auf das Sorgfältigſte leitete. Er beſuchte die Schule zu Zeitz, ging von dort auf die Univerſitäten Jena, Halle und Leipzig und beſchloß ſeine Studien zu Leyden. Nach dem Tode ſeines Oheims aber wandte er ſich zu den Waffen, diente eine Zeit lang unter Wilhelm III. in Holland, ging dann zur kaiſerlichen Armee und ward dort Lieutenant, nahm aber ſeinen Abſchied wieder, weil er mit einem würtembergiſchen Regimente in Dienſte der Republik Venedig treten wollte. Von dieſem Vorſatze aber machte ihn der Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Anſpach abwendig, welchen er in Venedig traf und der ihm unter der Bedingung, ſein Begleiter als Hofcavalier auf der italieniſchen Reiſe zu ſein, eine Hauptmannsſtelle in ſeinem neuerrichteten Regimente antrug. S. nahm dieß an und marſchirte 1698 nach Ungarn, um unter Eugen von Savoyen gegen die Türken zu fechten. Der Zug nach Ungarn war ebenfalls fruchtlos und S. kehrte nach Anſpach zurück, wo er bald Major wurde. Allein nun eröffnete ſich dem jungen Krieger eine glänzende Ausſicht durch den ausbrechenden ſpaniſchen Erbfolgekrieg. Er kam als Oberſtlieutenant nach Holland und focht nun unter dem Oberbefehle Marlborough's in jenen denkwürdigen Schlachten mit, welche damals den Heerführer mit Ruhm bedeckten. Als die franzöſiſchen Truppen nach dem glücklichen Treffen am Speierbach Oberdeutſchland überſchwemmten und Marlborough ihnen zu begegnen herabzog, beſorgte S. die Subſiſtenzmittel für das alliirte Heer und wohnte dann der Erſtürmung des Schellenberges und der Schlacht bei Hochſtädt bei, wobei er ſich ſo auszeichnete, daß ſein Regiment allein 16 Fahnen eroberte und Prinz Eugen zuerſt auf ihn aufmerkſam ward. Zum Oberſten erhoben focht er nun weiter in Holland, war in den Schlachten bei Ramillies und Oudenaarde und machte die Belagerung von Lille oder Ryßel mit. Hierauf trat er als Generalmajor in ſächſiſche Dienſte, machte den Feldzug in Polen mit, nachdem er vorher noch in der Schlacht bei Malplaquet gefochten hatte, und half 1715 Stralſund erobern, wobei er ſich dem Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen außerordentlich empfahl. Nach Endigung des nordiſchen Krieges trat er 1716 als Generalfeldmarſchalllieutenant in kaiſerliche Dienſte, that das Seinige in der berühmten Schlacht bei Belgrad und marſchirte nach dem Frieden von Paſſarowitz nach Italien, um dort gegen die Spanier zu fechten. Wegen ſeiner in dieſem Feldzuge bewieſenen Tapferkeit und Klugheit ward er 1719 zum Reichsgrafen er-

nannt und unterhandelte 1720 mit dem ſpaniſchen General en Chef Marquis de Leede ſo glücklich, daß die Spanier Sicilien räumten. Während des nun eingetretenen Friedens ging S. mit kaiſerlicher Erlaubniß als Gouverneur nach Leipzig, verließ aber dieſe Stellung, um ſich als kaiſerlicher Geſandter zum Könige von Preußen nach Berlin zu begeben. Dieſen wichtigen Poſten füllte er von 1726—1734 mit vielem Glücke aus. Er brachte (12. Oct. 1726) den Tractat von Wuſterhauſen, ſpäter (1728) den geheimen Tractat zwiſchen Preußen und Öſtreich zu Stande, trug viel zur Vermählung der preußiſchen Kronprinzeſſin an den Prinzen von Baireuth und der Heirath des Kronprinzen mit der Prinzeſſin von Bevern bei, nachdem er die Vermittelung der unglücklichen Zwiſtigkeiten zwiſchen Vater und Sohn glücklich geleitet und die Abſicht der engliſch-preußiſchen Hofpartei, eine Doppelheirath zwiſchen England und Preußen zu ſtiften, vernichtet hatte. Auch die Angelegenheiten Polens beſchäftigten ihn und er ſchloß 1731, in demſelben Jahre, wo er Gouverneur von Philippsburg, Reichsgeneral der Cavallerie und Johanniterordensritter wurde, deßhalb den bekannten löwenwaldiſchen Tractat zwiſchen Preußen, Öſtreich und Rußland, wegen Beſetzung des polniſchen Thrones nach Auguſt's II. Abſterben. 1734 ward er von Berlin abgerufen, um an der Moſel zu fechten und bewährte hier ſein militairiſches Talent, indem er die Franzoſen bei den Klauſen ſchlug. Nach dem Tode des großen Eugen, als die Türken von Neuem den Kaiſer anzugreifen drohten, ward S. zum Feldmarſchall ernannt, ihm der Oberbefehl über die kaiſerliche Armee in Ungarn unvertraut und von ihm der Sieg erwartet. Der Anfang des Feldzugs 1737 war auch glücklich; Niſſa ward ſchnell erobert; man drang gegen Widdin vor und der Prinz von Hildburghauſen fiel in Bosnien ein, während die Ruſſen mit Glück unter Münnich fochten. Allein bald änderte ſich für Öſtreich die Lage der Dinge; unvorhergeſehene Unfälle, unglückliche Expeditionen, abſichtlich ſchlecht ausgeführte Befehle des General en Chef, die Feigheit des Commandanten von Niſſa, die ſchlechte Verpflegung und Verproviantirung des Heeres, alles dieß ließ den Feldzug ſehr unglücklich enden und machten ihn zu der Klippe, an welcher S.'s bisheriger Ruhm, ſein Glück, ſein Anſehn ſcheiterten. Er ward zurückberufen, angeklagt, arretirt und von 1738—1740, wo der Kaiſer ſtarb, in einer eben ſo ungerechten als nutzloſen und für den Hof, welcher ihn dazu verdammte, unehrenvollen Gefangenſchaft gehalten, ohne daß ihm auch nur das Mindeſte der auf ſein Haupt gewälzten Beſchuldigungen wäre erwieſen worden, oder man ein Endurtheil über ihn geſprochen hätte. Befreit durch Maria Thereſia trat er in die Dienſte Karl's VII., Churfürſten von Baiern, und diente dieſem unglücklichen Fürſten als Miniſter und Feldherr redlich. Er eroberte ſeinem Herrn (7. und 8. Oct. 1742) ſeine Hauptſtadt München und drängte die Öſtreicher bis nach Böhmen zurück; allein der unglückliche Feldzug 1743, an deſſen üblem Ausgange namentlich die Franzoſen Schuld hatten, vernichtete alle Früchte von S.'s Anſtrengungen und zwang ihn für ſeinen Herrn den drückenden Tractat von Nieder-Schönfeld zu ſchließen. Da es jedoch der Geſchicklichkeit S.'s gelang mit Preußen einen Tractat zu ſchließen, ſo ſtellte ſich dieſer Feldherr zum zweiten Male an die Spitze des kaiſerlichen Heeres und es glückte ihm ſeinen Herrn nochmals (16. Oct. 1744) in ſeine Hauptſtadt zurückzuführen. Bald darauf ſtarb Karl VII. und ließ ſeinem Nachfolger die Angelegenheiten in der traurigſten Verfaſſung. Auf S.'s Rath trat Baiern mit Öſtreich in Unterhandlung und S. ſelbſt ſchloß den Frieden zu Füſſen (22. April 1745), worauf er ſich nach Meuſelwitz zurückzog. Hier lebte er in ungeſtörter Ruhe, welche nur durch eine Reiſe nach Philippsburg (1754), den Tod ſeiner Gemahlin (1757) und die Gefangenſchaft zu Magdeburg (1758) unterbrochen wurde. Friedrich II. nämlich ließ den Feldmarſchall wegen ſeines ihm gefährlichen Briefwechſels nach Magdeburg abführen und gab ihn erſt gegen Auswechſelung mit dem Prinzen Moritz von Deſſau und ein Löſegeld von 10000 Tha-

lern wieder frei. Wenige Jahre ſpäter (23. Nov. 1763) ſtarb er zu Meuſelwitz, 91 Jahre alt, an den Folgen der Alterſchwäche und ward in der Kirche daſelbſt begraben. Seine Güter hinterließ er, da er ohne Leibeserben ſtarb, ſeines Bruders Enkel, dem Oberſten Karl Friedrich v. Seckendorf, dem Stammvater der noch jetzt blühenden Zweige dieſes Geſchlechts in Sachſen, deſſen Bruder, 3) Anton Guſtav von S., durch ſein abenteuerliches Leben ſich bekannt machte. Geboren zu Meuſelwitz am 20. Nov. 1775 ſtudirte er in Leipzig und Wittenberg, ging 1794 nach Amerika, wo er in Philadelphia als Muſiklehrer auftrat, kehrte aber 1797 nach Deutſchland zurück, trat darauf in churſächſiſche, dann in hildburghauſiſche Dienſte und ward hier 1807 Kammerdirector, nahm aber 1809 ſeine Entlaſſung mit dem Titel eines geheimen Raths, trat dann auf mehreren Theatern als Schauſpieler und unter dem Namen Patrik Peale als dramatiſcher Dichter auf, ward 1814 als Profeſſor am Carolinum in Braunſchweig angeſtellt, ging aber 1821 wieder nach Amerika und ſtarb dort zu Alexandria am Red River im Dec. 1823. Unter ſeinen Schriften, die von Geiſt und Talent zeugen, nennen wir ſeine Trauerſpiele: „Otto III." (Torgau 1805) und „Orſina" (Braunſchw. 1816), eine Fortſetzung von Leſſing's „Emilia Galotti." 82. 16.

Secretair, lat. secretarius, iſt eigentlich Jeder, welcher die geheimen Angelegenheiten eines Andern beſorgt, beſonders die Schreibereien, daher ſ. v. a. Geheimſchreiber; doch wird der Ausdruck überhaupt für den gebraucht, der das Schreibweſen von irgend einem Gegenſtande zu beſorgen hat. Wie daher bei Landescollegien und Behörden überhaupt der S. derjenige Beamte iſt, welcher die Verhandlungen der ordentlichen Beiſitzer und Räthe zu protocolliren hat und der beſondere Titel der Behörde ſeine Function genauer bezeichnet, ſo heißt der, welcher die ſchriftlichen Angelegenheiten eines Privatmannes beſorgt, Privatſecretair, der eines Fürſten Geheimſecretair, der Miniſter Staatsſecretair. 9.

Secretion oder **Abſonderung** iſt die natürliche Abſonderung verſchiedener Feuchtigkeiten des Körpers von dem allgemeinen Strome der Säfte, namentlich aber aus dem Blute. Dieſe Feuchtigkeiten heißen theils Auswurfs-, theils einheimiſche Säfte; zu den erſten gehört die Ausdünſtung, der Schweiß, der Hautſchmeer, der Harn und zum Theil auch die Stuhlausleerung; zu den letzteren der Speichel, Schleim, Magenſaft, Magenſpeicheldrüſenſaft, Darmſaft, die Milch, das Fett, der Same ꝛc. Die Galle ſcheint beiden Beſtimmungen zu entſprechen. In dieſer Abſonderung und dem ſteten Wiedererſatze des Verlorenen liegt die Hauptbedingung zur regelmäßigen Fortdauer des Organismus. Den Secretionen gegenüber ſtehen die Excretionen oder die Ausſonderungen, deren Producte ſich ſtets auf äußere Flächen des Körpers oder an Stellen ergießen, die durch natürliche Öffnungen frei nach Außen communiciren und den Zweck haben, das unbrauchbar Gewordene aus dem Körper zu ſcheiden. — Secretionsorgane nennt man diejenigen, die aus der allgemeinen Flüſſigkeit verſchiedene Stoffe, die beſondere Zwecke im Organismus erfüllen, abſcheiden. Sie haben einen mehr oder weniger zuſammengeſetzten Bau und beſtehen beim Menſchen aus 2 Gefäßſyſtemen, die mit ihren Endzweigen in einander einmünden. Das eine beſteht aus arteriellen und venöſen Gefäßen und führt das Blut, aus welchem der Secretionsſtoff bereitet werden ſoll, herbei; das andere, eigentlich ſogenannte Secretionsorgan, bereitet oder führt wenigſtens den abgeſonderten Stoff ſogleich nach ſeiner Bereitung aus. Übrigens unterſcheidet man 3 Arten ſolcher Organe: 1) aushauchende Organe, wozu das Zell- und Fettgewebe, die ſeröſen, Schleim-, Synovial- Medullarmembranen ꝛc. gehören; 2) Bälge, welche innerhalb der Hautbedeckungen des Körpers liegen (man unterſcheidet ſie in Rückſicht der von ihnen ausgeſonderten Stoffe in Talg-, Butter-, Schmalz- und Schleimbälge und in Rückſicht ihrer Lage in Haut-, Ciliar-, Ohren- und Schleimbälge ꝛc.); 3) Drüſen, welche

ſich dadurch charakteriſiren, daß ſie das Product ihrer Abſonderung durch einen oder mehrere beſondere Ausführungsgänge ergießen. 14.

Sect, ſ. Wein.

Secte (secta, Partei) nennt man vorzugsweiſe denjenigen Theil einer religiöſen Geſellſchaft, der ſich wegen einer unterſcheidenden Abweichung des Glaubens oder Cultus von ihr losſagt und ein ſelbſtſtändiges Ganzes zu bilden verſucht. Unter allen großen Religionsgeſellſchaften haben ſich von jeher abweichende Parteien oder Secten gebildet. Bei den Juden beſtanden zu Anfange unſerer Zeitrechnung die Samariter, Phariſäer, Sadducäer, Eſſäer, Karäer. Der Islam zählt außer den beiden Hauptſecten der Sunniten und Schiiten noch eine Menge kleinerer, wie die Wechabiten, Jeziden, Ismaeliten, Noſairier ꝛc. Was das Chriſtenthum betrifft, ſo unterſcheidet ſchon der Apoſtel Paulus in der Gemeinde zu Korinth Gläubige an Chriſtum, Apolliſten, Petriner und Paulianer (1 Kor. 1, 10); in den übrigen Briefen bezeichnet er andere häretiſche Parteien, wenn ſchon nicht immer namentlich. Das Daſein derſelben zu der Apoſtel Zeit erhellt auch ſchon aus der weiten Verbreitung und der ausgebildeten Geſtalt, in welcher die Secten zu Anfange des II. Jahrh. auftraten, was einen frühern Anfang vorausſetzt; noch entſcheidender aber aus der Apoſtel und apoſtoliſchen Väter Polemik für Einheit und wider Häreſie überhaupt, ſo wie gegen einzelne Abweichungen insbeſondere, als entweder ſchon vorhandene, oder als drohende. Seitdem haben ſich die Secten bis ins Unzählige vermehrt. Die Griechen zerfallen in Strigolniken, Roskolniken, Martiniſten, Origeniſten, ruſſiſche Quäker und viele kleinere Geſellſchaften, die durch die unirten Griechen den Übergang zur katholiſchen Kirche bilden. Die Secten der abendländiſchen Kirche ſind aus der Kirchengeſchichte hinlänglich bekannt. Unter den Proteſtanten iſt die Zahl der Secten unüberſehbar, beſonders in England, Holland und in der Schweiz. Wir erinnern nur an die Presbyterianer, Puritaner, Congregationaliſten, Nonconformiſten, Independenten, Quäcker, Methodiſten, Sandemanianer, Nonjurors, Seceders u. A. Kein Wunder, wenn man von einer unvermeidlichen Nothwendigkeit der Secten geſprochen hat. Dieſe Nothwendigkeit der Secten iſt aber nur eine bedingte, gleich der jedes Irrthums und jeder Sünde. Fragen wir endlich nach den Urſachen der Entſtehung der Secten, ſo erklärt ſich dieſelbe ſchon aus der Natur der menſchlichen Geiſter, die ſo unendlich verſchieden in ihren Kräften, Einſichten, Erkenntniſſen und Anſichten der Dinge ſind; alle hingegen nach Einheit ſtreben und ſich daher am Liebſten an diejenigen anſchließen, wo ſie dieſe Einerleiheit der Vorſtellungen mit den ihrigen zu finden hoffen. Damit hängt die verſchiedene Auffaſſung der Religionsurkunden, bei den Chriſten der Bibel, zuſammen, indem Jeder in ihr ſucht, was er findet, und in ihr findet, was er ſucht. Auch hat eine abſolut ſtabile oder gemäßigt liberale Regierung in Staat und Kirche zu allen Zeiten einen merklichen Einfluß auf die Bildung neuer Secten gehabt. (Vergl. von Ammon, „Die Religion der Sectirer" [in ſeiner „Fortbildung des Chriſtenthums zur Weltreligion", 1. Hälfte. S. 27—37]; Grégoire, „Histoire des sectes réligieuses", Par. 1828. 5 Voll.) 63.

Section heißt in der Anatomie die methodiſche Zerlegung eines menſchlichen oder thieriſchen Leichnams, vorzüglich um die inneren Höhlen offen zu legen, damit man die in ihnen enthaltenen Organe betrachten und unterſuchen kann. Geſchieht dieſe Unterſuchung mit großer Sorgfalt und mittelſt beſonderer techniſcher Fertigkeiten und Inſtrumente, hauptſächlich damit die Theile aufbewahrt werden können, ſo nennt man es Präpariren. Hierbei wird beim Menſchen die Kopfhöhle durch einen kreuzweiſen Einſchnitt in die behaarte Kopfhaut und durch Wegnahme des Schädelgewölbes mittelſt der Säge, die Bruſthöhle durch Trennung des Bruſtbeins von den Schlüſſelbeinen und Rippen, und die Bauchhöhle durch einen Kreuzſchnitt in die ſie bedeckende Bauchhaut und Muskeln eröffnet. Außer zum Unterrichte ge-

ſchehen Sectionen aus mehrern Gründen. So beabſichtigt durch ſie der praktiſche Arzt den Sitz einer dunkeln Krankheit, ſo wie die Zerſtörungen, die ſie angerichtet hat, kennen zu lernen, und allerdings iſt bei gehöriger Vorſicht, d. h. indem man ſich hütet, die Wirkung der Krankheit mit ihrer Urſache zu verwechſeln, kein Mittel geeigneter, ſeinen Zweck zu erreichen, als dieſes. Es iſt daher von jeher von den beſſeren Ärzten allgemein empfohlen und angewendet, vorzüglich iſt in neuerer Zeit und hauptſächlich von den Franzoſen das Unterſuchen der Leichname mit ſolcher Methode und mit ſo unabläſſigem Eifer und Sorgfalt vollzogen worden, daß die Medicin derſelben ſchon wichtige Reſultate verdankt und daß ſie noch mehrere zu erwarten hat. Eine fernere Anwendung der S. geſchieht auch von der gerichtlichen Medicin und zwar in der Abſicht, um die Frage über die Tödtlichkeit einer bei einem Verſtorbenen vorgefundenen Verletzung zu entſcheiden oder Aufſchluß über die zweifelhafte Todesart eines Verſtorbenen oder Todtgefundenen zu geben. Es iſt bekannt genug, wie ſehr dieſes Verfahren die an daſſelbe gemachten Anforderungen befriedigt, welches vorzüglich dann der Fall iſt, wenn der gerichtliche Arzt dabei mit vorzüglicher Sorgfalt und unter Berückſichtigung der vielen über dieſen Gegenſtand vorhandenen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen zu Werke geht. Endlich gehören hierher noch die Viviſectionen, bei denen lebende Thiere dem anatomiſchen Meſſer unterworfen werden. Es geſchieht dieſes meiſtens zur Anſtellung von Experimenten, um mittelſt derſelben zweifelhafte Gegenſtände aus der Phyſiologie, Pathologie, Toxikologie ꝛc. aufzuklären. Der Nutzen, den ſie gebracht haben, muß zur Entſchuldigung für die Grauſamkeit, mit der ſie ſtattfinden, dienen und es iſt dabei nur zu wünſchen, daß ſie in den Händen eines erfahrenen, umſichtigen und unterrichteten Experimentators, wie eines Fontana, Hunter, Meckel, Tiedemann, Magendie, J. Müller u. A. bleiben und nicht jungen, angehenden Ärzten, wie dieß leider jetzt in Frankreich immer mehr Mode wird, Stoff zur Beſchäftigung geben. — In neuerer Zeit hat man vorzüglich in England mehrere Fälle bemerkt, in denen Anatomen bei Sectionen von Leichnamen, wenn ſie während derſelben die Hand verwundeten oder ſchon Verletzungen an derſelben hatten, ſich ein dermaßen gefährliches Gift einimpften, daß ſie darnach ſehr gefährliche, nicht ſelten tödtliche Entzündungen des Zellgewebes und der größeren Venenſtämme davon trugen. Die Umſtände, unter denen dieſes vorkommt, kennt man noch nicht genau; doch ſcheinen Leichname an Unterleibsentzündungen Verſtorbener dazu die meiſte Gelegenheit gegeben zu haben. So viel iſt ausgemacht, daß die Fäulniß der Leichen dazu nichts beiträgt; im Gegentheil ſcheint das Gift zerſtört zu werden, wenn ſie eintritt. — Wer die erſte S. eines Leichnams gemacht habe, darüber gibt die mediciniſche Geſchichte keine beſtimmte Auskunft. Aus Hippokrates' Schriften geht hervor, daß er das Innere des menſchlichen Körpers nicht gekannt, ſondern ſolches nur nach Ergebniß der Thierſection beurtheilt habe; bei Ariſtoteles wird die Kenntniß der Anatomie des Menſchen ſchon wahrſcheinlicher; gewiß iſt, daß Eraſiſtratus und vorzüglich Herophilus viele menſchliche Leichname, Letzterer ſogar die Körper lebender Verbrecher geöffnet haben. Mit dem Verfalle der Wiſſenſchaften ſiegten indeſſen die Vorurtheile von der Unverletzlichkeit eines Todten über den Eifer der Anatomen und erſt Mondini de Luzzi, Profeſſor zu Bologna, war es, der, nachdem man nur an Hunden und Schweinen die Anatomie ſtudirt hatte, im Jahre 1315 wieder zwei weibliche Leichname öffentlich ſecirte, ſeit welcher Zeit auf allen Univerſitäten der Gebrauch eingeführt wurde, jährlich ein- oder ein paarmal öffentliche Sectionen von Leichnamen zu veranſtalten. — Die gerichtlichen Sectionen wurden durch die im Jahre 1532 von Kaiſer Karl V. publicirte peinliche Halsgerichtsordnung geſetzlich eingeführt. 39.

Secunde iſt 1) der ſechszigſte Theil einer Zeitminute und wird ſelbſt wieder in 60 Theile, **Tertien** genannt, eingetheilt; jetzt rechnet man aber faſt allgemein

nach Zehnteln und Hunderteln von Secunden; 2) der ſechszigſte Theil einer Bogenminute, der wieder in Zehnteln, Hunderteln ꝛc. ſeine Unterabtheilungen hat. — S. in der Muſik (ſ. d. Art. Intervall). 13.

Secundus (Johannes), ſ. Johannes Secundus.

Sédaine (ſpr. Sedähn) (Michel Jean), ein rühmlich bekannter franzöſiſcher Luſtſpiel- und Operndichter, wurde am 4. Juli 1719 zu Paris geboren, trieb in ſeiner Jugend das Maurerhandwerk, um dadurch ſeine verarmte Familie zu ernähren, bildete aber unterdeß das Talent zu theatraliſchen Arbeiten in ſich aus und ſeine Stücke, beſonders im Fache der komiſchen Oper, wurden mit vielem Beifall aufgenommen, obgleich es ihnen an kunſtvoller Auffaſſung und Durchführung des Planes und gefälliger Abrundung von Sprache und Rhythmus öfters mangelt. Er wußte beſonders das Komiſche in den Erſcheinungen des gewöhnlichen Lebens hervorzuheben und verband mit einem liebenswürdigen Charakter als Menſch auch großen Scharfblick in Auffaſſung der eigenthümlichen Seiten des Lebens und eine tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens. Seine Opern wurden von Gretry, die meiſten von Monſigny componirt. Eine Geſammtausgabe ſeiner dramatiſchen Werke erſchien unter dem Titel: „Oeuvres dramatiques de M. Sédaine“ (Par. 1775. 4 Voll.) und ſeine kleineren Gedichte, welche größtentheils aus ſatyriſchen Epiſteln, lyriſchen Gedichten und Chanſons beſtehen, ſind in den „Oeuvres et Poësies de Mons. Sédaine“ (Par. 1760) enthalten. Im Jahre 1768 ward er zum Mitgliede der Akademie aufgenommen und ſtarb 1791 zu Paris. (Vergl. über ihn die Schrift der Fürſtin von Salm: „Eloge historique de Mons. Sédaine“.) 81.

Sedativſalz, Saſſolin (arismatiſche Boraxſäure, Mohs), lat. sal sedativum; franz. acide boracique; engl. sassoline, eine in der Natur vorkommende, im Borax vorzüglich, auch in einigen anderen Mineralkörpern enthaltene Säure, welche gereinigt ſalzartiges äußeres Anſehen beſitzt, beſteht aus weißen, glasartig glänzenden, ſchuppigen, glimmerartig theilbaren Blättchen, die ſich etwas fettig anfühlen, von großer Weichheit und 1,4—1,5 ſpecifiſchem Gewichte ſind, beſitzt ſchwachſäuerlichen und nachher bitterlichen Geſchmack, enthält 56 Theile Boraxſäure und 44 Theile Waſſer und wird an den heißen Quellen auf den lipariſchen Inſeln, bei Siena und einigen anderen Orten Italiens gewonnen. Man gebraucht die Säure in der Medicin. 76.

Sedlitz, ſ. Saidſchütz.

See, lat. lacus; franz. lac; engl. lake, see, iſt eine größere oder kleinere rings vom Lande eingeſchloſſene Waſſermaſſe. Doch hat der Sprachgebrauch viel Schwankendes; denn obwohl man den See und die See unterſcheidet und letztere mit Meer gleichbedeutend braucht, ſo pflegt man doch auch oft einen S. Meer zu nennen, wie z. B. das kaspiſche Meer. Kleinere durch Kunſt angelegte Seen nennt man Teiche. Überall auf der Erdoberfläche finden ſich Seen, die Mehrzahl aber in nördlichen Diſtricten und namentlich in Nordamerika am Häufigſten, welches ſeinen Grund darin hat, daß in jenen Gegenden die Niederſchläge größer und ununterbrochener ſind, in den wärmeren Ländern aber die Hitze die Verdunſtung weit größer macht. Die meiſten Seen ſind wohl bei Bildung der jetzigen Erdoberfläche ſchon entſtanden; andere haben ſich in Folge ſpäterer Revolutionen geſammelt und noch jetzt bilden ſich neue durch Erdfälle, Vulcane, Erdbeben, Bergſtürzen und dergl. Ganze Länder, wie Böhmen, Siebenbürgen ꝛc., waren ehedem mit Waſſer bedeckt; faſt alle Thalbaſſins waren Waſſerbehälter, bevor vulcaniſche oder neptuniſche Urſachen die Schranken durchbrachen, wo die Waſſer ſich in die Ebenen ergoſſen, die mitgeſchwemmten Geſchiebe aufhäuften und ſich ſo zuweilen von ſelbſt wieder ein Seebecken bildeten. Die Ufer der Seen ſind ſehr verſchieden; die der größeren ſind, wie die Küſten des Meeres, zum Theil flach, zum Theil felſig und

ſteil, an manchen Stellen aber auch ſumpfig; die der kleineren ſind meiſtens moraſtig. Eben ſo verſchieden ſind auch ihre Höhe über der Meeresfläche, ihre Größe, Geſtalt und Tiefe. In den Gebirgen, beſonders am Fuße derſelben und beim Anfange der Thäler, findet man oft in bedeutender abſoluter Höhe viele und große Seen (Gebirgsſeen); in geringerer Zahl und von kleinerem Umfange ſieht man ſie in bergigem Lande auf Höhen und Bergzügen (Bergſeen), am Häufigſten in flachen Niederlanden, die ehemals Meeresgrund waren (Landſeen). Die meiſten Seen haben ſichtbare Zu- und Abflüſſe und man unterſcheidet daher ſolche, die ſich durch Quellen oder Bäche bilden und aus denen das Waſſer durch einen größern Bach oder Fluß abgeführt wird; ſolche, die ſowohl ihren Zufluß als auch ihren Abfluß einem oder mehreren fließenden Gewäſſern verdanken; ſolche, die einen ſichtbaren Zufluß und keinen ſichtbaren Abfluß haben; ſolche, bei denen das Entgegengeſetzte ſtattfindet; ſolche, die weder ſichtbaren Zufluß noch Abfluß haben, und endlich ſolche, die ſich periodiſch füllen und eben ſo wieder verſiegen. Die Füllung der letzteren, deren es nur wenige gibt, geſchieht wahrſcheinlich wie bei den periodiſchen Quellen (ſ. d. Art.) durch Druck und hebelartige Verbindungen mit unterirdiſchen Behältern und durch Ergießung in letztere erklärt ſich auch wohl ihre Entleerung. Die Seen haben entweder reines ſogenanntes ſüßes oder mit mineraliſchen Stoffen mehr oder weniger geſättigtes Waſſer. Meiſtens haben die kleineren und namentlich die Gebirgsſeen, beſonders wenn ſie geſchmolzenem Schnee und Eiſe ihren Urſprung verdanken, ausnehmend klares und ſüßes Waſſer. Unter den mineraliſchen Subſtanzen iſt es hauptſächlich das Kochſalz, welches ſich am Häufigſten in den Seen aufgelöſt findet. 40.

Seeaſſecuranz, ſ. Aſſecuranz.

Seebad. Das Baden in der offenen See war ſchon im Alterthume bekannt und mehrfach im Gebrauche. In Deutſchland wurde es erſt ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts üblich, nachdem es ſchon früher ſeit 1750 in England allgemeinere Verbreitung gefunden hatte, und die erſte vollſtändige Badeanſtalt, die ins Leben trat, war die zu Dobberan im Großherzogthume Meklenburg-Schwerin. Man bedient ſich der Seebäder beſonders bei Drüſen-, Haut- und chroniſchen Nervenkrankheiten, ſo wie bei Gicht und Rheumatismus; nachtheilig werden ſie dagegen vollblütigen Perſonen und ſolchen, welche lungen- oder leberkrank ſind oder an irgend einem Fehler des innern Organismus leiden. Den erſten Eindruck, den übrigens das S. auf den Organismus äußert, iſt ſcheinbar beunruhigend. Es zeigen ſich Ausſchläge, Anſchwellungen, der Digeſtionsapparat wird beſchwert, das Gefäßſyſtem durch vermehrte Aufregung afficirt. Nach und nach verſchwinden dieſe Zufälle und der Auflöſungsproceß in der Tiefe des Organismus ſchreitet vorwärts. Gegen das 20.—28. Bad treten wieder heftige Erſchütterungen ein, bis zuletzt das Gefühl der Ermattung verſchwindet. Die Wirkung der Seebäder wird meiſt durch den ſtarken Salzgehalt des Seewaſſers, durch die Stärke des Wellenſchlags, durch Ebbe und Fluth und die Reinheit deſſelben bedingt; jedoch leiſtet auch die Seeluft, die reiner und mehr von verflüchtigter Salzſäure geſchwängert iſt, als die Atmoſphäre auf dem Lande, ſo wie die ganze Vegetation der Küſtenſtriche ihre trefflichen Dienſte dabei. Überdieß hat man auch die Lage des Bades zu berückſichtigen und in dieſer Hinſicht iſt namentlich eine weitere Entfernung von der Mündung eines Fluſſes zu wünſchen, weil durch den Zufluß des Flußwaſſers der Salzgehalt leicht vermindert wird. Das S. nimmt man am paſſendſten am Spätmorgen, ohne vorher etwas oder wenigſtens nicht viel genoſſen zu haben. Dabei hat man aber ganz denſelben Vorſchriften zu folgen, deren Beobachtung bei jedem Bade im fließenden Waſſer rathſam iſt. Man muß nämlich vorher jede ſtarke Anſtrengung des Geiſtes wie des Körpers vermeiden und im Falle der Körper erhitzt iſt, muß man ſich nach und nach abkühlen und Bruſt, Kopf

und Hals mit Waſſer beſtreichen. Hat man dagegen kalte Hände und Füße, ſo ſuche man ihnen die natürliche Wärme zu geben. Ohne Badehemde und dergleichen gehe man in die Badewanne oder Kutſchen, tauche ſich ſchnell unter das Waſſer und wiederhole dieß, ſo lange man im Bade iſt und in fortwährender Bewegung bleiben muß. Wird man von einem Schauder befallen, ſo verlaſſe man das Waſſer, trockne ſich ſorgfältig von oben nach unten ab und ſetze den Körper durch eine mäßige Bewegung wieder in den natürlichen Grad der Wärme. Nach dieſem genieße man das Frühſtück. Indeß hat man auch Verſuche gemacht, in Wannen mit Seewaſſer, theils erwärmt, theils im natürlichen Grade der Wärme, zu baden und beſonders bei ſchwächlichen und furchtſamen Perſonen. Wiewohl nun dadurch die eigentlich wirkende Kraft des Seewaſſers auf den Körper, der Wellenſchlag, der Wechſel des Waſſers, ſo wie die Seeluft verloren geht und bei der Erwärmung deſſelben die flüchtigen Theile ſich vermindern, dagegen der Salzgehalt ſich vermehrt, ſo hat man doch die Erfahrung gemacht, daß der Gebrauch derſelben in manchen Krankheiten ſehr heilſam war. Die Jahreszeit, in der man beſonders die Oſt- und Nordſeebäder zu beſuchen pflegt, ſind die Monate Juli, Auguſt und September. Bei der Verſchiedenheit der Länder hängt die Wahl derſelben von der Krankheit ab. Daſſelbe gilt von der Dauer des Aufenthalts; doch ſelten wird man weniger als 30 Bäder nehmen dürfen. Von den Seebädern Deutſchlands ſind die berühmteſten an der Oſtſee: Dobberan, Rügenwalde, Swinemünde, Putbus, Zoppot, Apenrade, Helgoland, Stralſund; an der Nordſee: Cuxhafen, Ritzebüttel, Norderney, Wangeroog. Im Allgemeinen zieht man dieſe wegen ihres kräftigen Wellenſchlags jenen vor. Von den außerdeutſchen erwähnen wir die zu Margate, Harwich, Deal, Portsmuth und Brigthon in England, die zu Trieſt, Genua, Nizza und Livorno in Italien, die zu Havre, Marſeille und Boulogne in Frankreich, das zu Oſtende in Belgien und die holländiſchen zu Scheveningen, Katwijk, Egmond und Zandvoort. (S. Vogel: „Über den Nutzen und Gebrauch der Seebäder" (Stendal 1794); Deſſelben „Baderegeln" (Stend. 1817); Mühry „Über das Seebaden und das norderneyer Seebad" (Hanover 1836). 35.

Seegeſetze. Auf dem Meere gibt es keinen Beſitz; es iſt ſolches Gemeingut für Alle. Doch rechnet man daſſelbe ſo weit, als es vom Feſtlande beſchützt werden kann, alſo auf Kanonenſchußweite, für Zubehör und im Beſitze des Uferlandes, folglich bis dahin nicht für frei. Das Schiff, welches außerhalb dieſer Beſitzweite gelangt iſt, iſt frei und gehört ſeinem Volke an, deſſen Flagge es führt. Es wird ſo angeſehen, als ob es ſein Land (weil dieſes gleichen Antheil am Meere hat) noch gar nicht verlaſſen hätte. Die Grundſätze des allgemeinen Rechts unter den Völkern, ſo wie die beſonderen Anordnungen in den Uferſtaaten haben ſich daher nach dieſen doppelten Beziehungen zu richten. Bei Seekriegen wird die Stellung, welche die kriegführenden Parteien gegen Andere annehmen, noch beſondere Vorkehrungen nöthig machen, zumal da der Dritte, Indifferente, ſich an die Verhältniſſe derſelben nicht kehren, vielmehr ſo weit wie möglich mit Freund und Feind im Verkehre zu bleiben ſuchen wird. Hierdurch entſtehen, was die Freiheit der Meere anbetrifft, zunächſt die Fragen, 1) ob freies Schiff frei Gut mache und umgekehrt, unfreies Schiff auch das Gut unfrei mache; 2) ob und wie weit die Freiheit des Schiffes auf dem Meere ſich verliere, als es in den Bereich der Schußweite vom Uferſtaate gelangt; 3) das Recht der Neutralität zur See und 4) die damit aufs Innigſte verbundene Frage über das Viſitationsrecht auf dem Meere, wegen Contrebande, Matroſenpreſſe und vermutheter Neutralitätverletzung, z. B. wegen Zufuhr von Kriegsbedürfniſſen zum Feinde u. a. Dieſe Fragen waren es vornehmlich, welche in den letzten Kriegen gegen das Zuweitgreifen der Briten von den neueren Völkern, beſonders den Amerikanern, Franzoſen und nordiſchen Seemächten zu Gunſten der Freiheit bejahet und

verfochten worden. Da jedoch in ſolchen Fällen gewöhnlich der Eine die bis zum Mißbrauche ausgedehnte Freiheit zu beanſpruchen pflegt, der Andere aber ſie möglichſt zu beſchränken trachtet; ſo läuft es in der Anwendung gemeiniglich auf das Recht des Überlegenen und auf das Schickliche des Augenblicks hinaus. Man ſucht das, was, obgleich factiſch unternommen, geſchehen mußte, auf irgend eine Weiſe durch den entgegengeſetzten Grundſatz zu beſchönigen und die Sache bleibt, wie ſie iſt. Sicherer und beſtimmter ſind die Seerechte und Geſetze, in ſofern ſich ſolche auf die Meeresgeſtaate und deren Schutz und Beſitzweite beſchränken. Der Uferſtaat allein iſt Herr und, in ſofern er nicht zu Repreſſivmaßregeln nöthigt, frei zu verfügen befugt. Hier hat man die verſchiedenen Quarantaineanſtalten, Lootſen-, Hafen- und Dammordnungen, die Vorſchriften wegen Ausladens und Befrachtens, ingleichen wegen Stationirung der Schiffe; die beſondere Hafenpolizei, vornehmlich in Anſehung der Nachweiſungen für jede ins Schiff aufgenommene Perſon, darüber, wo ſie wieder hingekommen iſt; zu Entſcheidung von Rechtsſtreitigkeiten die Haverei- und Bodmereigeſetze, das rhodiſche Geſetz, die Admiralitäts- und Hafengerichte, die Dispacheurs u. a., welche ſich nach dem Bedarfe jedes Ortes und Volkes richten und denen ſich Alle, welche den Platz beſuchen, zu unterwerfen haben. 10.

Seegras, ſ. Tang.

Seehandel zeichnet ſich vom Handel auf dem Lande, mit welchem er übrigens gleiche Regeln befolgt, hauptſächlich durch das Ungeheure der Ausdehnung und durch die beſonderen Bedingungen aus, welche ihm vom Ocean und von den Ortsentfernungen vorgeſchrieben worden. Der nächſte iſt der Küſtenhandel, von einer Station des Feſtlandes zu der andern. Dieſer iſt, ſo ausgedehnt er auch ſein möge, gewiſſermaßen dem Kleinhandel des Landes noch vergleichbar. Als Umſatzmedium iſt hier vorzüglich noch das Geld bemerkbar. Wegen der Gefahren an den Klippen zu ſcheitern oder auf Verſandungen zu gerathen, wird derſelbe mit kleineren, leichter beweglichen Fahrzeugen, oft nur Fiſcherbarken und Booten betrieben, enthält aber die Bildungsſchule für den Seemann. Beim Welthandel (nach anderen Welttheilen) verſchwindet aus mehrfachen Urſachen das eigentliche Geld immer mehr und wird durch Eintauſch anderer Waaren zur Rückladung erſetzt. Man hat von Zeit zu Zeit verſchiedene Geſellſchaften entſtehen ſehen, welche ſich mit dem Handel in entfernte Welttheile befaßt und von ihren Staaten beſondere Bevorzugungen erhalten haben, wie die holländiſch-oſtindiſche Compagnie, geſtiftet im Jahre 1602; die franzöſiſche vom Jahre 1664, die britiſch-oſtindiſche u. a. Die im Jahre 1772 von Friedrich II. in Preußen geſtiftete Seehandlungsgeſellſchaft beſtand zu Folge der Stiftung aus 2400 Actien, mit einem Capitale von 1200000 Thalern und einem Privilegium auf 20 Jahre. Da jedoch den Actionairs, um ſie aufzumuntern, ein beſtimmter Gewinn von 10 Procent vom Staate verſichert wurde, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſich dieſer dafür die Direction vorbehielt, welche durch eine Abtheilung des Finanzminiſterium geführt wurde. Noch wurden gewiſſe Handelsartikel, namentlich der Handel mit Seeſalz und Wachs, der Geſellſchaft ausſchließend zugewendet. Hier zeigte ſich jedoch das Nachtheilige einer verantwortlichen Verwaltung gegen die Entfaltung aller Kräfte beim freien Speculanten. Man fand nicht die Befriedigung, welche man erwartet hatte, indem der Staat in dem gehofften Überſchuſſe ein noch geringeres Quantum durchſchnittlich erhielt, als das geweſen wäre, worauf er beim freien Handel von den Ein- und Ausgangszöllen zu rechnen gehabt haben würde. Die Nichttheilhaber an der Geſellſchaft klagten dabei über Beeinträchtigung; der ſichere Paſſivhandel wurde geſtört, u. a. mehr. Nach zweijährigen Unterſuchungen und Deliberiren erhielt im Jahre 1794 die Geſellſchaft mehrere weſentliche Veränderungen. Das Privilegium wurde bis zum

Jahre 1808 erneuert, das Monopol des Seeſalzhandels aber beſchränkt und die Prämie von 10 Procent auf 5 herabgeſetzt. Dafür vermehrte man die Actien à 500 Thlr. bis auf 3000 Stück. Durch den Einfall der Franzoſen 1806 erlitt die Geſellſchaft einen enormen Verluſt, indem die erſteren die Waarenvorräthe, beſonders 1807 die Salzniederlage zu Königsberg, für Staatseigenthum erklärten und confiscirten. Doch erholte man ſich wieder und ſo beſteht die Geſellſchaft, deren Privilegium im Jahre 1808 abermals verlängert wurde, gegenwärtig noch. Allein ſie findet im Seehandel nicht volle Beſchäftigung und gibt ſich mehr mit ins Große gehenden Unternehmungen aller Art ab. 24.

Seehund, ſ. Robben.

Seekrankheit, lat. nausea; franz. mal de mer; engl. sea-sickness, beſteht in einem mehrere Tage fortdauernden, periodiſchen Erbrechen aller Speiſen und Getränke, verbunden mit anhaltender Übligkeit. Damit findet unwillkührlicher Abgang des Stuhls und Urins ſtatt; der Kranke iſt genöthigt faſt beſtändig zu liegen, indem, wenn er ſich aufrichten will, er ſogleich von Neuem ſich brechen muß; hierbei iſt er höchſt paſſiv und willenlos, läßt Alles mit ſich machen und liegt bewegungslos da. Dieſes Übel befällt die Meiſten, die das erſte Mal zu Schiffe gehen, und tritt gewöhnlich ein, ſobald das Schiff in die offne See gelangt; in der Regel dauert es nur einige Tage, bei Anderen länger, ja faſt die ganze Zeit ihrer Seefahrt hindurch; bei Manchen kehrt es bei heftigem Sturme wieder; nur Wenige verſchont es ganz; auch befällt es nicht ſelten Diejenigen von Neuem, die eine zweite und dritte Seereiſe antreten. Dieſer höchſt beläſtigende Zufall entſteht aus mehreren, gleichzeitig zuſammentreffenden ungewohnten Einflüſſen. Der bedeutendſte derſelben iſt die fortdauernde ſchaukelnde Bewegung des Schiffes; dann der Schwindel, welcher entſteht, wenn man auf dem Verdecke ſteht und die Augen auf die ungeheure Waſſerfläche richtet; endlich der ſchlechte, Ekel erregende Geruch im Schiffsraume. Die Heilmittel, die man gegen dieſes Übel vorgeſchlagen hat, können, da die Urſachen nicht zu heben ſind, von keiner großen Wirkſamkeit ſein. Außer der Zeit, die endlich eine Gewöhnung an dieſe Einflüſſe mit ſich führt, hilft noch am meiſten die Compreſſion des Unterleibs und das beſtändige Verweilen auf dem Verdecke in freier Luft; ferner die horizontale Lage, zu der die Krankheit ſchon an und für ſich nöthigt; endlich muß man ſich zum Eſſen und Trinken nöthigen, wodurch, obgleich man im nächſten Augenblicke Alles wieder ausbrechen muß, die Anſtrengungen des Brechens doch bedeutend vermindert werden. 39.

Seeland, ſ. Niederlande und Dänemark.

Seele, griech. ψυχή; lat. anima; franz. ame; engl. soul, mind, nennen wir das geiſtige Princip in den organiſchen Körpern, welches die Bedingung ihres Lebens und ihrer Thätigkeit in ſich enthält, über deſſen nähere Beſchaffenheit wir aber nur Vermuthungen und Hypotheſen aufſtellen können. Wir fühlen wohl das Daſein der S., aber wir kennen nicht ihr eigenthümliches Weſen; wir finden wohl in ihr etwas vom Körper Unterſchiedenes, aber wir wiſſen weder, ob ſie eine Entwickelung aus ihm oder ein mit ihm verbundenes beſonderes Weſen iſt; wir erkennen wohl ihre Äußerungen und Wirkungen, aber die Art ihrer Verbindung mit dem Körper iſt uns unbekannt; wir bemerken wohl eine hervortretende Äußerung in beſtimmten Theilen des Körpers, aber über ihren eigentlichen Sitz wiſſen wir nichts; wir ſehen wohl die Folgen ihrer Abſcheidung vom Körper, aber über ihr weiteres Beſtehen urtheilt nur der Glaube. Wenn daher auch im Allgemeinen die gewiß richtige Anſicht die verbreitetſte iſt, daß die S. ein mit dem Organismus des Körpers auf das Innigſte verbundenes geiſtiges Weſen iſt, das mit demſelben ſich verbindet und wieder von ihm ſcheidet, ſo iſt es doch kein Wunder, daß im Einzelnen die verſchiedenſten Anſichten und Meinungen darüber hervorgetreten ſind. Denn während man ſtets ſchon darüber ſtritt, ob die S. an ſich etwas

Materielles oder ein rein geiſtiges (ſpirituelles) Weſen ſei, mußte noch die Frage über den Urſprung der S. manche Unterſuchungen und Verſchiedenheiten der Meinungen veranlaſſen, ſo daß die Einen an eine Präexiſtenz (ſ. d. Art.), Andere an eine Emanation (ſ. d. Art.), Andere an eine beſondere Erſchaffung bei der Bildung des Körpers (ſ. Creatianer), noch Andere an eine Übertragung von den Eltern durch die Zeugung (ſ. Traducianer) dachten und aus der erſtern Anſicht ſich der Glaube an eine Seelenwanderung (ſ. d. Art.) entwickelte. Eben ſo haben die verſchiedenartigen Äußerungen der S. die Fragen veranlaßt, ob in jedem Körper mehrere Seelen vorhanden ſeien, oder die S. aus verſchiedenen Grundkräften beſtehe, oder endlich Alles nur als verſchiedene Modificationen derſelben Seelenthätigkeit ſich darſtelle. Am wenigſten hat man über die Fortdauer der S. geſtritten, obwohl über die Art und Weiſe derſelben die Meinungen ebenfalls ſtets ſehr verſchieden geweſen ſind (ſ. Unſterblichkeit). Halten wir uns an die einfachſte und begründetſte Annahme. Nach derſelben iſt die S. ein einfaches immaterielles Weſen, welches theils die Lebensthätigkeit des Organismus bedingt, theils in einer Anzahl von Äußerungen ſich darſtellt, welche als Formen der geſammten Thätigkeit unter dem Namen Seelenkräfte begriffen werden. In erſterer Hinſicht ſchreiben wir jedem animaliſchen Weſen eine Seele zu; in letzterer müſſen wir vorzugsweiſe nur den Menſchen betrachten, bei dem das ſeeliſche Leben am Ausgebildetſten ſich darſtellt. Leben iſt das Grundweſen der S.; dieſes ſtellt ſich aber in doppelter Art dar, paſſiv als Empfangen, Erregtwerden, Behalten; activ als Verarbeiten, Schaffen, Wollen. So ſchreiben wir der S. in erſterer Beziehung Erkenntniß- und Vorſtellungsvermögen, Gefühl, Gedächtniß mit der Erinnerung, in letzterer Verſtand und Vernunft (Urtheilskraft, Reflexion, Abſtractionskraft ꝛc.), Phantaſie, Willen (Begehrungs- und Verabſcheuungsvermögen, Streben, Trieb ꝛc.) zu, jedes wieder in mehrfacher Weiſe hervortretend und beſondere Arten und Grade ſeeliſcher Kräfte darſtellend, je nachdem die S. ſich an einem Objecte feſthält oder ſich ein eignes Gebilde ſchafft, dieſes Object in ſeinen verſchiedenartigen Seiten auffaßt oder ſeine Verhältniſſe zu andern zu begreifen ſucht, daran nach weiterer Erkenntniß ſtrebt oder durch daſſelbe zur Thätigkeit ſich aufgeregt fühlt. Leider hat man aber in dieſer Hinſicht theils zu vielfach die einzelnen Kraftäußerungen der S. in beſondere Vermögen zerſpalten, theils dieſelben auf die verſchiedenartigſte Weiſe claſſificirt, ſo daß die Einheit der Seelenthätigkeit nothwendig der Erkenntniß entſchwinden mußte, während jede Erſcheinung ſeeliſcher Kraft nur, wie ſchon erwähnt, als eine Form der einen untheilbaren Seelenthätigkeit betrachtet werden muß und ihre Verſchiedenheit nicht in ihr ſelber, ſondern in dem Verhältniſſe zu dem Objecte liegt, in welches ſie ſich jedesmal ſetzt. 9.

Seelenheilkunde, ſ. Seelenſtörungen.

Seelenlehre, ſ. Pſychologie.

Seelenſtörungen (alienationes mentis) ſind Krankheiten, in welchen ſowohl die Lebensäußerungen der Seele, als auch die Functionen des organiſchen Lebens mehr oder weniger verletzt und verſtimmt ſind. In ſofern ſich dieſe Äußerungen des geſtörten Seelenlebens durch die verſchiedenen Thätigkeiten des Geiſtes zu erkennen geben, nennt man ſie Irrwahn oder Delirium (ſ. d. A.), welchen fehlerhafte Sinnesempfindungen, die Erſchlaffung oder die einſeitige Richtung der Aufmerkſamkeit, die übermäßig geſteigerte Thätigkeit der Einbildungskraft, die Schwäche des Gedächtniſſes, der geſtörte Wille und das leidenſchaftliche Gemüth erzeugen oder modificiren und der dadurch ſelbſt wieder in verſchiedenen Formen auftritt. Alles richtige Denken beruht nämlich auf einer Anſtrengung und iſt nur dann möglich, wenn dieſe letztere anhaltend fortgeſetzt und ſo zur Aufmerkſamkeit wird. Dieſe Fähigkeit beſitzt aber der Geſtörte nicht mehr und darin

liegt der Grund ſeiner Irrungen. Denn kann ſeine Aufmerkſamkeit nicht hinlänglich auf jeden Gegenſtand gerichtet werden, ſo werden die Eindrücke flüchtig und zahlreich und die Ideen häufig, wie in der Manie (ſ. d. Art.); iſt ſie auf einen Punkt concentrirt, ſo erreicht ſie nicht mehr die umgebenden Gegenſtände und die Hülfsideen und wir haben den fixen Wahn oder die Monomanie (ſ. d. Art.); ſind die Organe zu geſchwächt, um die Aufmerkſamkeit gehörig richten zu können, ſo daß weder eine richtige Empfindung noch ein richtiges Urtheil daſein kann, dann zeigt ſich Verwirrtheit (ſ. d. Art.). Die Aufmerkſamkeit iſt bei allen Geſtörten auf eine dieſer drei Arten ſo weſentlich gehemmt, daß, wenn eine angenehme Empfindung die Aufmerkſamkeit des Maniacus feſſelt, wenn ein unerwarteter Eindruck die Aufmerkſamkeit des im fixen Wahne Befangenen abzieht und eine heftige Bewegung die des Verwirrten erweckt, ſogleich der Geſtörte zu ſich kommt und ſo lange bei ſich bleibt, als er im Stande iſt, ſeine Aufmerkſamkeit gehörig zu richten und zu erhalten. Dagegen ſind aber die, deren Seelenſtörung ſich unter der Form des Blödſinns oder Stumpfſinns (ſ. d. Art.) darſtellt, gänzlich dieſer Fähigkeit beraubt; denn bei ihnen iſt keine richtige Empfindung, kein Urtheil und keine folgerechte Entſchließung und Handlung möglich, da die Organe zu dieſen Fähigkeiten niemals gehörig gebildet waren. — Die Veranlaſſungen zu S. ſind wie bei den phyſiſchen Krankheiten theils körperlich, theils geiſtig. Indeß muß, wenn die nächſten oder erregenden Urſachen durch ihre langſame oder plötzliche Einwirkung S. erzeugen ſollen, die Anlage zu dieſen letzteren ſtets ſchon vorhanden ſein, und zwar um ſo ſtärker, wenn jenes plötzlich geſchehen ſoll. Faſt bei allen Geſtörten waren vor dem Ausbruche der Seelenſtörung ſchon mehrere Jahre, ja vielleicht ſchon ſeit der Kindheit beſtehende Unordnungen vorhanden. Die Mehrzahl derſelben hat Convulſionen, Kopfſchmerzen, Koliken, Krämpfe, Verſtopfungen ꝛc. gehabt; einige waren dabei, neben großer Thätigkeit ihrer intellectuellen Fähigkeiten, das Spiel heftiger, ſtürmiſcher und erregender Leidenſchaften; andere ſchon lange zuvor eben ſo ſonderbar in ihren Ideen und Neigungen, als in ihren Handlungen; dieſe hatten eine ungeregelte Einbildungskraft und waren zu anhaltenden Studien unfähig; jene trieben dagegen die Hartnäckigkeit bis zum Übermaße und bewegten ſich nur in einem ſehr engen Kreiſe von Ideen und Neigungen; die meiſten aber waren ohne alle moraliſche Energie, furchtſam, niedergedrückt, unentſchloſſen und gleichgültig gegen Alles, ſo daß es bei dieſen Anlagen (prädisponirenden Urſachen) nur einer zufälligen Urſache, nur des zündenden Funkens bedurfte, um die Seelenſtörung hervortreten zu laſſen. Betrachten wir ohne weitere Eintheilung dieſe Urſachen im Einzelnen, ſo ergibt ſich, daß 1) ungewohnt klimatiſche Einflüſſe beſonders ungünſtig auf den Menſchen wirken, ſo z. B. die in die mittägigen Provinzen Spaniens gehenden Auvergnaten mit Melancholie oder Manie zurückkehren; 2) das Alter der verſchiedenen Perioden zu Entwickelung von S. Gelegenheit darbietet, z. B. der Blödſinn auf die Kindheit, die Manie auf das Jünglingsalter, die Melancholie und die Verrücktheit auf das männliche, ſo wie die Verwirrtheit auf das Greiſenalter kommen; 3) vom Geſchlechte ausgehende eigenthümliche, vorzüglich phyſiſche Urſachen einwirken; 4) unter den Temperamenten beſonders das choleriſche zur Manie prädisponirt, das ſanguiniſche zur Manie, Melancholie und Verrücktheit und das melancholiſche zur Melancholie geneigt macht, dagegen das phlegmatiſche ſich mit Manie und Verrücktheit verbinden und Verwirrtheit daraus entſtehen kann, beſonders wenn ſich damit Neigung zur Apoplexie verbindet; daß 5) das Gewerbe in dieſer Hinſicht ebenfalls Einfluß hat, indem z. B. Arbeiter, die ſich den brennenden Strahlen der Sonne, dem Kohlendampfe ausſetzen, die, welche unter dem Einfluſſe der Metalloxyde leben, beſonders zu S. geneigt ſind; endlich 6) die Lebensweiſe und deren Unordnungen und Ausſchweifungen mit dem Gewerbe, der

Erziehung, den Sitten und ſelbſt der Regierungsform, ſo wie wieder die Frequenz der S. mit den Lebensweiſen in genauem Verhältniſſe ſtehen. Was nun die Seelenheilkunde, pſychiſche Heilkunde, Pſychiatrie, nämlich die Behandlung pſychiſcher Krankheiten betrifft, ſo hat dieſelbe allen Wechſel erfahren, dem nur je die ärztlichen Theorien unterworfen geweſen ſind. Aderläſſe ſind verſchwendet worden durch die große Zahl derer, die das Steigen des Blutes in das Gehirn als Haupturſache der S. angenommen haben; die Humoralpathologen wollten durch die Kraft der Abführmittel die ſchwarze Galle, die ihnen für die Quelle aller Krankheiten galt, herausbefördern und der Empirismus hat einmal um das andere dieſe beiden Mittel und noch überdieß die Anwendung von Sturzbädern, kalten Bädern ꝛc. vorgeſchrieben; ja man hat gerathen, die Verrückten zu ſchlagen, ſie mit ſchweren Ketten zu belaſten, ſie durch Leiden aller Art zu bändigen zu ſuchen; bis man in der neueſten Zeit zu der Überzeugung gekommen iſt, daß Milde und Sanftmuth mächtiger als Eiſenbande wirken. Jedoch wurden noch an den meiſten Orten die Geiſteskranken mit der äußerſten Rohheit behandelt, als der berühmte Pinel in Frankreich („De l'aliénation mentale“ Paris 1801) anfing zu Gunſten dieſer Unglücklichen ſeine Stimme zu erheben; vor ſeiner Beredſamkeit fielen ihre Ketten. Die Verwaltungsbehörden, durch die Schriften dieſes großen Mannes aufgeklärt, unterſtützten aus allen Kräften ſeine edelmüthigen Pläne und die großen Anſtalten der Hauptſtadt (Paris) fühlten zuerſt die Wirkungen dieſer wohlthätigen Verordnung. In Italien erwarben ſich Chiarugi („Della pazzia“ Flor. 1793); in England Arnold („On insanity, lunacy or madness“ Lond. 1798) und Crichton „On mental derangement“ Lond. 1798), in Deutſchland Weickard („Philoſophiſcher Arzt“ Frankf. 1782. 3 Bde.); Hoffbauer („Unterſuchung über die Krankheiten der Seele“, Hanov. 1802—1803) und Reil („Rhapſodien über die Anwendung der pſychiſchen Curmethode auf Geiſteszerrüttungen“, Halle 1803) große Verdienſte um die Seelenheilkunde und ihnen haben ſich in neuerer Zeit in Italien Gualandi, in England Cox („Beobachtung über den Wahnſinn“; aus d. Engliſchen; Stendal 1800); Haslam („Practical observ. on the insanity etc.“, Lond. 1813); Wright, Combe und Halloran („An inquiry into the causses producing the extraordinary addition of the number of insane together etc.“, Lond. 1810); in Frankreich Esquirol und Pariſet; in Deutſchland Horn, Langermann („De methodo cognoscendi curandique animi morbos stabilienda“, Jen. 1797); Heinroth („Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens ꝛc. und ihrer Behandlung“, Leipz. 1818); Naſſe, Jacobi, Amelung, Bird, Friedreich ꝛc. rühmlichſt angeſchloſſen. — Die Mittel, die man zur Behandlung der S. vorgeſchlagen hat, ſind vielerlei Art. Die einen haben zum Zwecke, das kranke Organ durch die Ausübung ſeiner Functionen ſelbſt anders zu ſtimmen, und dieſe bilden das, was man die moraliſche Behandlung genannt hat; während die anderen Mittel zum Zwecke haben, durch ihre unmittelbare Wirkung auf die Körpertheile anders zu ſtimmen, ſo daß hierdurch die mediciniſche, phyſiſche, pharmaceutiſche Behandlung begründet wird. Indeß iſt die Heilung Geiſteskranker nur dann möglich, wenn ſie von ihren Familien und ihren Gewohnheiten entfernt werden, was denn nun auch die Irrenanſtalten (ſ. d. Art.) nothwendig machte. Nur wenn der Kranke gegen die Einſamkeit einen Widerwillen empfindet, die Eindrücke leicht auf ihn wirken; wenn ferner ihm noch ein großer Theil ſeines Bewußtſeins geblieben iſt, oder er lange leichte Zwiſchenräume hat und ſich derſelbe in ſeinem Hauſe, mitten im Kreiſe ſeiner Verwandten und Freunde gefällt, dann iſt die Entfernung deſſelben aus ſeinem Hauſe nicht nur unnütz, ſondern ſogar ſchädlich, weil dadurch die Seelenſtörung oder die fixen Ideen der Kranken nur noch mehr vermehrt werden würden. 28.

Seelenverkäufer nennt man überhaupt ſolche, welche Menſchen für Geld in die Gewalt Anderer bringen, vorzüglich alſo die Sklavenhändler. Insbeſondere gab es früher in Holland eine Claſſe Menſchen, welche durch Verſprechungen oder Gewalt junge Leute für den Dienſt der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie in Indien anwarben und dafür von dieſer eine gewiſſe Summe ausbezahlt bekamen. 30.

Seelenwanderung, Metempſychoſe, iſt ein unter allen Völkern weit verbreiteter, tief aufgefaßter, in das Leben einzelner Nationen innig verwebter und viele Schwierigkeiten in der philoſophiſchen Weltbetrachtung zu löſen geeigneter Gedanke. Die älteſte Anſicht iſt wohl die geweſen (und ſie iſt auch die einfachſte), daß die menſchliche Seele nach einem gewiſſen Zeitraume wiederum in einen menſchlichen Körper, der je nach dem tugendhaften oder laſtervollen Wandel des Geſtorbenen, in beſſeren oder übleren Verhältniſſen geboren ward, übergehe. Allein ſchon in uralter Zeit bemächtigte ſich die Speculation dieſes Stoffes und verband alles Entſtehen und Vergehen zu der unwandelbaren Nothwendigkeit eines Syſtems, nach welchem Alles die gemeſſene Folge eines freiwillig geſchehenen Schrittes war. Die Saſtra des Brahma (welche offenbar einen großen Einfluß auf die Ausbildung der ſpäteren brahmaniſchen Lehre gehabt hat) verknüpft die S. mit der Weltſchöpfung. Urſprünglich nämlich waren alle Weſen gut, allein Hochmuth und Neid verführten Moiſaſur und Rhaban böſe zu werden und andere Geiſter zu verleiten, ebenfalls von Brahma abzufallen. Die Gottheit verſtieß ſie dafür in die tiefſte Finſterniß; allein die Bitten der reinen Geiſter bewogen ſie Erbarmen zu haben und 15 Welten der Buße und Reinigung zu ſchaffen, durch welche in Körper gebannt den abtrünnigen Geiſtern Gelegenheit zur Wiedererlangung ihrer früheren Glückſeligkeit gegeben wurde. Um dieß Ziel zu erreichen, mußte jeder Geiſt 87 Wanderungen durch die Stein-, Pflanzen- und Thierwelt vorher machen, und hatte er dieſe vollendet, dann trat er erſt in die Qualität des Menſchen, welches die letzte Wanderung der Strafe und die erſte der Prüfung iſt. Wird die Seele hier bewährt gefunden, dann trägt ſie Wiſchnu in die erſte Region der Reinigung. 12000 göttliche Jahre werden beſtimmt, in vier Weltalter getheilt, die Reinigung der Geiſter zu vollenden, und wer dann noch nicht gereinigt war, der blieb in der ewigen Finſterniß. Im erſten Weltalter, wo Moiſaſur und Rhaban keine Macht über die Seelen hatten, waren 100000 Jahre zur Prüfung der Geiſter beſtimmt und viele erlangten die verlorene Seeligkeit wieder. Im zweiten Weltalter, wo Moiſaſur bereits Macht zu gewinnen begann, waren es 10000, im dritten, wo des Böſen Gewalt ſtieg, 1000 und im vierten, wo Moiſaſur volle Macht hat, nur 100 Jahre, welche die Prüfungszeit bildeten; dennoch aber ſteigen nur noch ſehr wenige zur vollkommenen Seligkeit empor. Damit aber nicht alle Geiſter in die Gewalt Rhaban's und Moiſaſur's fallen mögen, kommen von Zeit zu Zeit mit Erlaubniß der höchſten Gottheit die reinen Geiſter auf dieſe Prüfungswelten herab und theilen den Menſchen die wahren Lehren und den heiligen Willen der Gottheit mit. Die 7 Welten der Reinigung erhält Wiſchnu ſo lange, bis alle Geiſter wieder zur Anbetung des ewigen Weſens in ihrer urſprünglichen Reinheit verſammelt ſind, wo ſie dann auch wieder vernichtet werden. — Von einer andern Seite, doch aber offenbar auf die Saſtra geſtützt, gibt das Geſetzbuch des Menu die Lehre von der Seelenwanderung. Nach ihm nämlich entſpringen alle menſchlichen Handlungen aus drei Hauptquellen, aus der Neigung zum Guten (Satwa), zur Leidenſchaft (Radſcha) und zur Finſterniß (Tama). In der erſteren Claſſe geht die Seele unmittelbar zu Gott, ohne wieder geboren zu werden; in der zweiten ſteht das höhere edlere Sein in ſtetem Kampfe mit der Sünde; und in der dritten hat die Sinnlichkeit den Geiſt vollſtändig unterjocht. Dieſe müſſen ſich nun durch Wanderungen durch die Körperwelt vereinigen, welche in ihrer niedrigſten Stufe mit dem Leben als Mi-

neral und in ihrer höchſten als niedre Gottheiten ſich darſtellen. — Bei den Buddhiſten ward die Lehre von der Seelenwanderung auf den Grundſatz gebaut, daß es Vorbereitung des Geiſtes ſein ſollte, körperlos leben zu können; daher die S. bei ihnen ein Aufſteigen vom Niedrigeren zum Höheren iſt. — Ähnlich war die ägyptiſche Anſicht von der S., nach welcher die Seelen von Stufe zu Stufe zum Menſchenleben herabgeführt wurden, aber da ſie ſich, obſchon von guten Geiſtern begleitet, nicht in ihrer urſprünglichen Lauterkeit erhalten konnten, erſt durch eine 3000jährige Wanderung auch durch Thierkörper wieder gereinigt werden mußten. Unter den Griechen lehrten Pythagoras, die Orphiker, Sokrates, Platon u. A. mit verſchiedenen Eigenthümlichkeiten eine Seelenwanderung. Auch bei den Juden war dieſe Lehre heimiſch, wenn man gleich ihre Begriffe nicht klar kennt und im alten Teſtamente nicht darauf hingedeutet wird, und bei den alten Deutſchen liegt die Exiſtenz dieſer Lehre gleichfalls klar vor. — Die Lehre von der S. iſt eine tiefe geiſtreiche Anſchauung des Weltlebens, und wenn ſie in ihrer weiteſten Ausdehnung und der ſtarren Conſequenz des Syſtems auch traurige und lächerliche Seiten hat, ſo gibt es doch auch in ihrer einfachſten und deßhalb unſtreitig auch tiefſten Auffaſſung Seiten, die zu den erhabenſten Gedanken führen und wunderſam die Räthſel des Daſeins deuten und löſen. 82.

Seemächte heißen diejenigen an Meeren gelegenen Staaten, welche theils für ihre politiſchen Intereſſen, theils zum Schutze ihres Handels eine Kriegsflotte halten. 30.

Seemeile, ſ. Meile.

Seeräuber, Corſar, Pirat iſt im Grunde nichts Anderes als der gemeine Räuber; das Gewagte des Unternehmens, der Umfang deſſelben, indem es ohne ſichere Schlupfwinkel und ohne vielfältige Theilnehmer und Partierer nicht betrieben werden kann, die davon faſt unzertrennlichen Grauſamkeiten und endlich die Schwierigkeiten den Räuber zu verfolgen, machen aber den Seeraub zu einem der gefährlichſten und gehäſſigſten Verbrechen, welches unbedingt mit dem Tode beſtraft wird. Man hat das Unternehmen mit dem des Capers oder Freibeuters vergleichen wollen. Allein dieſe leben in einem Rechtszuſtande; der S. aber nicht. Der Caper, wie der Freibeuter auf dem Lande, iſt von einer der kriegführenden Mächte, deren Unterthan er iſt, ermächtigt, dem Feinde auf ſeine eigene Hand Abbruch zu thun, deſſen Schiffe anzuhalten und wegzunehmen; er iſt jedoch dabei die Geſetze des Völkerrechts und des Kriegs auf das Strengſte zu beachten pflichtig. Nicht ſo verhält ſich der S.; dieſer lebt völlig im rechtloſen Zuſtande. Er fällt auf eigene Hand ohne irgend einen auch nur ſcheinbaren Rechtsgrund das ſchwächere Fahrzeug an, plündert ſolches oder nimmt es ganz. Ein ſolches Verfahren iſt von gegenſeitigen Grauſamkeiten unzertrennlich. Es kommt nun darauf an, ob der S. ſichere Schlupfwinkel hat, oder ob er zur fortgeſetzten Verſtellung ſeine Zuflucht zu nehmen genöthigt iſt. Im letztern Falle oder, wenn das angegriffene Fahrzeug ſich wehrt, wird nicht ſelten die Mannſchaft über Bord geworfen und das geplünderte Schiff verſenkt. Hat der Corſar unter irgend einer angenommenen Flagge ſich genähert, ſo beſteht das Signal der Aufforderung ſich zu ergeben mehrentheils im Aufſtecken einer ſchwarzen Flagge zum Zeichen des außerdem nicht zu vermeidenden Kampfes auf Leben oder Tod. Dafür iſt es als Fall der gerechten Nothwehr gegen den überwundenen S. erlaubt, die Mannſchaft zu tödten, welches häufig auch geſchieht. Außerdem, zumal wenn blos auf den Räuber Jagd gemacht wird, weil man ihn kennt, wird die Mannſchaft im nächſten Hafen den Gerichten übergeben. Die Seeräuberei kommt gewöhnlich nur in der Nähe der Küſten vor. Am Häufigſten wird ſie in den oſtindiſchen Gewäſſern und im Mittelmeere betrieben. Auf den griechiſchen Inſeln hat ſie von dem in der ältern Geſchichte bekannten Seeräuberkriege, welchen Pompejus vor unſerer

Zeitrechnung beendigte, bis jetzt nicht völlig ausgerottet werden können. Nicht ſo frech, ſondern mit einigem Anſtriche von Recht, verhielt ſich in den letzteren Jahrhunderten auf den Antillen die unter dem Namen der **Flibuſtier** (ſ. d. Art.) bekannte republikaniſch organiſirte Geſellſchaft. Die **Barbaresken** oder ſogenannten **Raubſtaaten** an der Nordküſte von Afrika, Tunis, Tripolis und früher Algier, werden gewöhnlich auch der Seeräuberei beſchuldigt; ihr zwar auf unrichtigen Anſichten von vermeintlicher Herrſchaft über die Meere beruhendes Treiben beſtand jedoch (gleich den Beſchuldigungen der Räubereien gegen die Ritter im Mittelalter) mehr in einer erzwungenen Abgabe (Tribut) von den Nationen, welche ihre Meere beſchiffen, bei deren Verweigerung dann erſt Gewalt durch Plünderung angewendet wird, alſo doch gewiſſermaßen in der Anerkennung eines Rechtszuſtandes, welcher dem eigentlichen S. fremd iſt. 24.

Seerecht, das Recht zur See, beſteht in der Anwendung der Rechtsgrundſätze, theils auf die Schifffahrt überhaupt, theils beſonders auf die Verhältniſſe der ſchiffenden zu kriegführenden Mächten. Beide Arten des Rechtszuſtandes gründen ſich auf den Hauptſatz, daß das Schiff im See ſeiner Nation (deren Flagge es führt) angehöre und ſolche repräſentire. Zur erſtern Art gehören mehrentheils bürgerlich rechtliche Verhältniſſe, oft auch nur Gewohnheiten, welche ſich auf einen gewiſſen Gegenſtand beziehen, z. B. bei Seeaſſecuranzen die allgemeine Übereinkunft, daß das verſicherte Fahrzeug verloren gegeben wird und die Aſſecuranz zu fordern iſt, wenn ſolches 3 Monate über die Beſtimmungszeit ausgeblieben war und man während dem keine Nachricht davon erhalten hatte; ferner die Gewohnheit, daß kein Verſicherer auf ein Schiff, welches vom Eigenthümer ſelbſt, nicht aber von einem beſondern Capitain geführt wird, zu zeichnen ſich entſchließt, und wenn er in dem Stücke hintergangen worden, nicht verbindlich iſt, u. a. Zu den geſchriebenen Geſetzen der Art gehört das rhodiſche Schifffahrtsgeſetz (ſ. Haverei). Was die Beziehungen der Schiffer zu den kriegführenden Mächten anbetrifft, ſo werden gewöhnlich von den letzteren beim Ausbruche eines Seekrieges die Bedingungen bekannt gemacht, unter welchen und wie weit ſie den Handel der Neutralen zulaſſen würden. Im Übrigen gilt die Regel der gewiſſenhafteſten Neutralität, welche ſich dahin ausdehnt, daß man keine Partei durch irgend eine Zufuhr von Kriegsbedürfniſſen unterſtützen dürfe. Man hat verſchiedene Sammlungen der im Seeweſen vorhandenen Gewohnheiten ſowohl als geſchriebenen Geſetze und Verordnungen. Unter den Neueren waren es die Briten, welche zuerſt die verſchiedenen Verordnungen wegen der Schifffahrt in einen Seecodex aufzunehmen anfingen. Ihnen folgten die Italiener im XVI. Jahrh. mit einer Sammlung der älteren und neueren Seerechte, welche (1599) zu Venedig unter dem Titel: „Consolato del mare“ herauskam. Die Hanſeſtädte hatten ihr lübiſches und wisbyſches Seerecht, und die Franzoſen den „Code Louis Martin“ und die oleroniſchn Geſetze. Die nordamerikaniſchen Vereinsſtaaten haben es in der Aufſtellung und Ausübung der Grundſätze möglichſter Freiheit der Meere und der Schifffahrt am Weiteſten getrieben. Eine beſondere Maxime beſtand im letzten Seekriege zwiſchen Frankreich und England in einer gewiſſermaßen zuvorkommenden Repreſſivmaßregel, indem ſie ihren Unterthanen allen Handel mit den kriegführenden Mächten unterſagten und daher die Schiffe der letzteren, wenn ſie doch in ihren Häfen erſchienen, anhielten (mit Embargo belegten), welches jedoch, anſtatt vorzubeugen, einen kurzen Krieg mit England veranlaßte. — **Seegerichte** ſind Gerichte, vor welche ſolche Angelegenheiten gehören, die das Seeweſen und die Schifffahrt angehen oder, im Binnenlande, die Landſeen betreffen. 24.

Seetaufe iſt eine Beluſtigung, welche ſich die Matroſen eines den Äquator paſſirenden Schiffes mit denjenigen Paſſagieren machen, welche den Äquator noch nie überſchritten haben. Es werden dabei eine Menge Ceremonien und Späße ge-

macht, die betreffenden Paſſagiere auf dem Verdecke zuſammengeſtellt und unter dem Jubel der Matroſen mit Seewaſſer überſchüttet, wofür dieſe dann auf Koſten der Getauften ſich luſtig machen. Eine nähere Beſchreibung liefert Maltens „Weltkunde" (1835. 2. Hft.). 30.

Seetzen (Ulrich Jaspar), ein berühmter Reiſender, wurde zu Sophiengroden in der Herrſchaft Jever, wo ſein Vater als Landmann lebte, am 30. Jan. 1767 geboren, erhielt eine gute Erziehung und beſuchte, nachdem er den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung in Jever gelegt hatte, die Univerſität in Göttingen, wo er in den Jahren 1785 Medicin und außerdem eifrig Natur- und Cameralwiſſenſchaften ſtudirte. Schon hier faßte er den Plan, einſt Afrika und Aſien zu bereiſen, und ſuchte ſich alle dazu nöthigen Kenntniſſe zu erwerben. Nach Beendigung ſeiner Studienjahre bereiſte er Deutſchland und Holland und las alle Schriften über Afrika und den Orient, um ſich auf ſeinen Reiſeplan zweckmäßig vorzubereiten. Durch Blumenbach in Göttingen wurde er deßhalb an den Baron von Zach empfohlen, der ihm nicht nur auf der Sternwarte zu Seeberg in den nöthigen aſtronomiſchen Kenntniſſen unterrichtete, ſondern ihm auch von dem Herzoge Ernſt von Gotha und dem Kaiſer von Rußland eine Unterſtützung an Geld und mathematiſchen Inſtrumenten auswirkte. Nachdem er noch zum Kammeraſſeſſor von Anhalt-Zerbſt ernannt worden war, trat er am 13. Juni 1802 von Jever aus ſeine Reiſe in Begleitung des Chirurgen Jacobſen an, begab ſich über Wien auf der Donau nach Buchareſt und von hier über den Hämus nach Conſtantinopel, wo er am 12. Dec. ankam und ſich 6 Monate aufhielt, reiſte alsdann zu Lande nach Smyrna, ließ daſelbſt ſeinen erkrankten Gefährten und gelangte mit einer Karawane am 23. Nov. 1803 nach Haleb, wo er über ein Jahr verweilte und die arabiſche Sprache lernte. Nachdem er im April 1805 Damaskus erreicht hatte, reiſte er in morgenländiſcher Kleidung und unter dem Namen Muſa durch Syrien und Paläſtina, beſuchte das alte Trachonitis und Auranitis, gelangte bis an die ſüdlichen Grenzen des ſteinigten Arabiens und kehrte hierauf nach Damaskus zurück, um die Landſchaften am Libanon und Antilibanon zu unterſuchen. Er wohnte deßhalb mehrere Wochen in einer Felſengrotte jenes Gebirges, beſtieg die Gipfel deſſelben, durchforſchte die Ruinen von Baalbeck und unternahm am 19. Jan. 1806, als arabiſcher Scheich gekleidet, mit nur einem Gefährten die Reiſe an die öſtliche Seite des Hermon, des Jordan und des todten Meeres, beſuchte Hasbeia (Cäſarea Philippi) und den See von Tiberias und brachte längere Zeit faſt nur in Lumpen gehüllt, barfuß und oft unter freiem Himmel ſchlafend zu. Er fand hier die Ruinen des ehemals ſo berühmten Abil, ſo wie die bis dahin unbekannten Trümmer von Dſcherraſch (ſonſt Geraſa), welche an Pracht mit denen von Baalbeck und Palmyra wetteifern, und die Überreſte von Amman (ſpäter Philadelphia) auf, gelangte im März nach Karrak, umging das ſüdliche Ende des todten Meeres, erreichte am 7. April Jeruſalem, ging von hier nach Jaffa und Acre ab, wo er ſich bis zum Ausgange des Jahres aufhielt, kehrte dann nach Jeruſalem zurück, reiſte von hier im März 1807 nach Hebron, überging alsdann das Ti-Gebirge und erreichte nach einer zwölftägigen Wanderung durch die Wüſte den Gipfel des Horeb und Sinai. Nachdem er über Suez nach Kahira gelangt war, verweilte er daſelbſt über 2 Jahre, ſammelte während dieſer Zeit 1574 Handſchriften, 3636 Alterthümer nebſt vielen zoologiſchen, botaniſchen und mineralogiſchen Merkwürdigkeiten, bereiſte im Mai 1808 die Provinz el Fajum und ſah die Pyramiden von Gizé, die Ibis- und Mumiengrotten bei Sakkara, ſo wie den großen Landſee Birket el Karun. Jetzt trat er auch, um nach Mekka und Medina reiſen zu können, wenigſtens äußerlich zum Islam über, unterſuchte hierauf den früher vorhandenen Canal zwiſchen dem Nil und dem rothen Meere, unternahm im Juni eine Reiſe zur See nach Jenkua und Dſchidda, beſuchte als Pilger

Mekka, wo er am 8. Oct. ankam, ging von hier nach Medina und nahm eine Anſicht dieſer Stadt und ihrer Umgebung, ſo wie einen Grundriß von dem Tempel und einige Zeichnungen von der Kapelle des heiligen Grabes auf. Bei einer zweiten Anweſenheit in Mekka entwarf er ebenfalls einen Plan von der Moſchee des Propheten, von der Stadt, eine Charte von der Umgegend und mehrere Zeichnungen von wichtigen Einzelheiten. Hierauf reiſte er im März 1810 zur See nach Jemen und ging zu Lande nach Aden, von wo er auf einem von Europäern noch nicht betretenen Küſtenpfade den Weg nach Mocha einſchlug. Allein nachdem noch ein vom 17. Nov. 1810 datirter Brief an den Miniſter von Lindenau in Gotha angekommen war, blieben plötzlich alle weiteren Nachrichten von ihm aus und erſt im Jahre 1815 erhielt der Orientaliſt Hammer durch einen engliſchen Reiſenden von Mocha aus die Kunde, daß S. im October 1811 in der Nähe von Taes plötzlich geſtorben ſei, wie man vermuthe, von dem Imam von Sana vergiftet, von welchem S. ſeine durch denſelben mit Beſchlag belegten Habſeligkeiten habe wieder fordern wollen, eine Nachricht, welche durch eine ſpätere, über Bombay aus nach England gelangte im Ganzen beſtätigt wurde. Das Tagebuch ſeiner orientaliſchen Reiſen befindet ſich nebſt den dazu gehörigen Charten in den Händen des Profeſſor Kruſe in Dorpat und da der Profeſſor Senkorosky in Petersburg die Erklärung aller die Kenntniß des Arabiſchen erfordernden Gegenſtände, der Profeſſor Brandis hingegen die Auseinanderſetzung der aſtronomiſchen Beſtimmungen übernommen hat, ſo wird die Herausgabe dieſes Tagebuches viele wichtige Aufklärungen, beſonders über Geſchichte, Geographie und Statiſtik, darbieten, da es ſich durch die Sorgfalt, die Menge und Wichtigkeit der Nachrichten ſelbſt vor den Reiſeberichten Burkhardt's und Richter's auszeichnet. Außerdem verdankt Gotha noch S. die Begründung der reichen Sammlung orientaliſcher Handſchriften, deren Anzahl auf 2000 Stück geſtiegen iſt. 81.

Seeuhr, ſ. Uhr.

Seewaſſer, ſ. Meer und Waſſer.

Seewiſſenſchaften nennt man den Inbegriff aller Kenntniſſe, welche einem tüchtigen Seemanne zu wiſſen nöthig ſind; dazu gehören: die Schiffbaukunſt, die Kenntniß der Mittel, das Schiff in Bewegung zu ſetzen und in Ruhe zu erhalten oder die Regierung des Schiffes, die Anwendung dieſer Mittel auch bei mehreren Schiffen oder bei einer ganzen Flotte oder die Seetaktik, die Schifffahrtskunde und die Steuermannskunſt. Hiermit verbindet ſich die Seefortification oder die Kunſt Feſtungswerke zur Vertheidigung von Häfen und Küſten anzuordnen und die Signalkunſt. 40.

Segel, lat. vela; franz. voiles; engl. sails, nennt man die aus ſtarker und ſehr dicker Leinwand gemachten Tücher, welche an den Maſten der Schiffe aufgehangen und ausgeſpannt werden und dazu dienen, den Wind aufzufangen und das Schiff vermittelſt deſſelben fortzutreiben. Hinſichtlich der Form unterſcheidet man die S. in viereckige, dreieckige und in Emer- oder engliſche S., deren Geſtalt bald eine Raute bald ein geſchobenes Viereck iſt. Der erſten Gattung bedient man ſich vornehmlich auf großen Schiffen, der zweiten auf Galeeren und kleinen Fahrzeugen, der dritten nur bei Schaluppen. Nach der Segelſtange oder dem Baume, der quer am Maſte hängt und dazu dient die S. zu tragen und auszuſpannen, theilt man die S. in: Raaſegel, welche vermittelſt der Raabeuder und Stockbindſel an einen wagerechten Baum befeſtigt werden, der mit den Topperents horizontal oder ſchief, aber durch die Braſſen nach der Richtung des Windes geſtellt wird; Ruthenſegel, auch lateiniſche S. genannt, welche ſich an einer ſchrägen, ſehr geneigten Ruthe befinden; Sprietſegel, welche durch eine ſie diagonal ausſpannende Stange (das Spriet) im Winde gehalten werden; Gaffelſegel, die an eine ſtarke, mit dem einen ausgeſchnittenen Ende am Maſte befeſtigte Stange (Gaffel)

gebunden und unten vermittelſt einer Schote angeſpannt werden, und auch Baumſegel, wenn ſie am untern Ende einen zweiten mit der einen Spitze an dem Maſte befeſtigten Baum haben, und Gieksegel heißen, wenn der Baum viel länger als die Gaffel iſt; endlich Stagſegel, welche an den Stagen und Leitern eines großen Schiffes befeſtigt ſind, ſo daß ſie an denſelben auf- und abgezogen werden können. Letztere erhalten noch beſondere Namen, als: das Stengenſtagſegel, das Beſanſtagſegel oder der Aap, das Bramſtengenſtagſegel ꝛc. An einem Dreimaſter haben die S. nach dem Unterſchiede des Gebrauchs und des Ortes, wo ſie ſtehen, noch folgende Namen: an dem großen oder mittlern Maſte befinden ſich das große oder Schönfahrſegel, das große Marsſegel, das große Bramſegel und das große Oberbramſegel; am Vorder- oder Fockmaſte ſind befindlich das Fockſegel, über demſelben das Vormarsſegel, das Vorbramſegel und das Voroberbramſegel; an dem Beſan- oder Hintermaſte ſtehen das Beſanſegel, darüber das Kreuzſegel, das Kreuzbramſegel oder das Gretien vom Deich, das Oberkreuzbramſegel; am Bugſpriete ſind befindlich die große oder Unterblinde, die Schiebblinde am Klüverbaume; zwiſchen letzterem und dem Vordermaſte das Vorſtagſegel, darüber das Vorſtangenſtagſegel, worauf das große, das mittlere und das Sturmklüver folgen. Das große oder das Schönfahrtsſegel und das Fockſegel heißen auch untere S., alle übrigen aber obere S. Sonſt heißen auch die S. des Fockmaſts und des Boegſpriets Haupt- oder Vorderſegel und die S. des großen und Beſanmaſtes Hinterſegel. Die Vorderſegel ziehen ein Schiff, die hinteren ſteuern es. Außerdem hat man auch noch Beiſegel, welche nur im Nothfalle geführt werden; Leeſegel, kleine Raffen oder S. in Form eines Beſtecks, welche nach den Raaſegeln, an denen ſie ſich befinden, wieder beſondere Namen erhalten, als: das Marsleeſegel, das große Bramleeſegel, das Vormarsleeſegel und das Vorbramleeſegel, und endlich noch Waſſer- oder Triftſegel, welche hinten an dem Schiffe ins Waſſer gehangen werden, um demſelben bei ſtillem Wetter durch die Fluth fortzuhelfen. Die oberen S. ſind allemal ſchmäler als die unteren und werden durch die Raabeuder an die Stangen und mit ihren Winkeln unten an die Raa der unteren S. befeſtigt und ſo ausgeſpannt, daß der Wind, wenn er hineinbläſt, eine mäßige Höhlung darin macht. — Die Schiffer ſagen: „Das Schiff ſegelt gerade vor dem Winde", wenn es dem in der Verlängerung ſeiner Richtung ziehenden Strome der Luft eine ſenkrechte Fläche (Segel) rechtwinkelig darbietet. — Unter S. gehen ſagt man von einem Schiffe, wenn es durch die Stellung der S., die Kraft des Windes und die Führung der Ruder nach einer beſtimmten Richtung fortgetrieben wird. — Die S. beſetzen bedeutet ſo viel als die S. der Wirkung des Windes ausſetzen, wenn man fortſegeln will. — Die S. einnehmen oder mindern heißt dieſelben beſchlagen oder verkürzen, um den Lauf des Schiffes zu hemmen. — Die S. ſtreichen bedeutet die S. mit den Raaen von dem Maſte herablaſſen, um entweder einem größern Schiffe oder einem in der Schußweite liegenden Caſtelle eine Art Begrüßung oder Ehrenerzeugung zu erweiſen, oder es gilt als ein Zeichen, daß man die Übermacht eines andern Schiffes anerkennt und ſich ihm ergeben will. 26.

Segherſ iſt der Name von zwei berühmten holländiſchen Malern, Brüdern, von denen der ältere, Gerhard S., geb. 1589 zu Antwerpen und ſchon ſehr jung nach Rom gekommen, die Werke der berühmteſten Meiſter daſelbſt ſtudirte und ſich am Meiſten den Styl Manfredi's zu eigen machte, aber nach ſeiner Rückkehr nach Antwerpen, da ſein Styl nicht gefiel, ſich zu einem ſo glücklichen Nachahmer von Rubens bildete, daß er mit Aufträgen überhäuft ward und eine Menge ſchöner Altarblätter in verſchiedenen Kirchen Belgiens lieferte, unter denen die „Heirath der heiligen Jungfrau" (in der Carmeliterkirche zu Antwerpen) und eine „Kreuzigung" (in der

Kirche der Jeſuiten) vorzüglich berühmt ſind. Er ſtarb als inniger Freund von Rubens und von van Dyk 1651 zu Antwerpen. — Sein Bruder, Daniel S., Schüler von Sammet-Breughel, geb. zu Antwerpen 1590, trat früh in den Jeſuitenorden, hielt ſich einige Zeit in Rom auf und widmete ſich hier und nach ſeiner Rückkehr zu Antwerpen vorzüglich der Blumenmalerei, die er zu einer hohen Vollendung brachte. Sein Hauptwerk iſt eine Guirlande von den ſchönſten Blumen und Früchten aller Jahreszeiten, in deren Mitte Rubens die heilige Jungfrau mit dem Jeſuskinde malte; außerdem ein Blumenbouquet von vielen Inſecten verſchiedener Art umſchwärmt. Er ſtarb zu Antwerpen 1660. 16.

Segment, ſ. Abſchnitt.

Seguidilla heißt eine ſpaniſche Versart, welche aus vier Verſen beſteht, in denen meiſtentheils fünf- und ſiebenſylbige aſſonirende Zeilen abwechſeln. Man verbindet damit oft noch einen Anhang von drei Verſen, welcher Eſtribillo genannt wird und in dem ſich der erſte und letzte Vers reimen. 81.

Ségur (ſpr. Segür) (Joſeph Alexander, Vicomte de), geiſtreicher Schriftſteller, geb. 1752 zu Paris, trat früh in Kriegsdienſte, avancirte ſehr ſchnell, ward bald Oberſt und Inhaber eines Dragonerregiments und 1790 Maréchal de camp, von welcher Zeit an er ſich aber zurückzog, um ganz der ſchönen Literatur ſich zu widmen. Sein erſtes Werk, der Roman in Briefen: „Correspondance sécrète entre Ninon de l'Enclos etc.“ (1790), obwohl manche Verſtöße gegen die Zeitverhältniſſe, in welche er geſetzt war, darbietend, gefiel wegen der Leichtigkeit der Diction und der feinen Darſtellung des weiblichen Herzens ungemein, und eben ſo ſein zweiter Roman: „La femme jalousie“ (1791), obwohl er weniger Werth hat; doch wandte er ſich ſpäter mehr zur dramatiſchen Literatur und ſchrieb eine Anzahl Theaterſtücke für verſchiedene pariſer Bühnen, von denen „Le retour du mari“ das vorzüglichſte iſt. Seine Gedichte ſind von geringerm Werthe. Er ſtarb den 27. Juli 1805. 16.

Ségur (Louis Philipp, Comte de), Bruder des Vorigen, beliebter Schriftſteller, ward den 10. Dec. 1753 zu Paris geboren, trat nach vollendeten Studien ſchon 1769 als Unterlieutenant in ein Cavallerieregiment und commandirte bereits 1776 als Oberſt ein Infanterieregiment im amerikaniſchen Kriege unter Rochambeau, fungirte dann ſeit 1783 als franzöſiſcher Geſandter in Petersburg, wo er ſich die Gunſt Katharina's II., die er auf ihrer Reiſe in die Krim begleitete, im hohen Grade erwarb, die freundſchaftlichen Verhältniſſe zwiſchen Rußland und Frankreich wieder anknüpfte und 1787 ſogar einen vortheilhaften Handelstractat zwiſchen beiden Staaten abſchloß. Beim Ausbruche der Revolution ward er Deputirter in der Nationalverſammlung, kurz darauf zum Maréchal de camp und Geſandten in Rom ernannt, jedoch, da der Papſt die diplomatiſchen Verhältniſſe mit Frankreich abbrach, als Geſandter nach Berlin geſchickt, wo er zu Gunſten Frankreichs glücklich wirkte, aber nach der Abſetzung Ludwig's XVI. ſein Amt niederlegte. Er kehrte als Privatmann nach Frankreich zurück, verlor aber durch die Revolution ſein ganzes Vermögen, wurde ſelbſt auf einige Zeit gefangen geſetzt (den 10. Aug. 1792) und ſuchte ſich und ſeine Familie durch literariſche Arbeiten zu ernähren, bis er unter dem Conſulate wieder Mitglied des geſetzgebenden Corps und ſpäter von Buonaparte aus Dankbarkeit dafür, daß er ſich für deſſen lebenslängliches Conſulat entſchieden ausgeſprochen hatte, zum Staatsrathe ernannt ward. Darauf ward er 1803 Mitglied des Inſtituts, 1805 zum Grafen erhoben, Oberceremonienmeiſter des Kaiſers, 1813 Senator und im Januar 1814 außerordentlicher Commiſſair bei der 18. Militairdiviſion. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair, da er aber während der hundert Tage ſeine ehemalige Stelle als Oberceremonienmeiſter des Kaiſers wieder übernommen hatte, nach der zweiten Reſtauration wieder aus der Liſte der Pairs geſtrichen und erſt 1818 wieder eingeſetzt. Er ſtarb

den 27. Aug. 1830. — Als Schriftſteller widmete er ſich mit beſonderer Vorliebe der Geſchichte und wenn er auch in dieſer Hinſicht nicht viel über das Mittelmäßige ſich erhob, ſo ſind doch ſeine Schriften („Décade historique ou tableau historique et politique de l'Europe de 1786—1796", Paris 1800. 3 Voll.; „Mémoires, souvenirs et anecdotes", Paris 1825—1826. 3 Voll.) zur Kenntniß vieler Verhältniſſe ſeiner Zeit ſehr belehrend. Als belletriſtiſcher Schriftſteller fand er mit ſeinem „Théâtre de l'hermitage" (Paris 1798. 2 Voll.), ſogenannt, weil dieſe Stücke urſprünglich für das Privattheater der Kaiſerin Katharina in der Eremitage zu Petersburg geſchrieben waren, „Contes, fables, chansons et vers" (Paris 1801) und „Romances et chansons" (Paris 1819) wegen ſeiner eleganten Sprache und leichten Darſtellung vielen Beifall. Seine „Oeuvres complètes" erſchienen zu Paris 1824—1830 in 33 Bänden, wovon die 20 erſten ſeine in mehreren Auflagen erſchienene, aber nur als Compilation zu betrachtende „Histoire universelle" einnehmen. 16.

Ségur (Paul Philipp, Comte de), Sohn des Vorigen, ebenfalls als Schriftſteller bekannt, ward 1780 zu Paris geboren, nahm ſchon früh Kriegsdienſte im republikaniſchen Heere, zeichnete ſich in Holland und der Schweiz vortheilhaft aus, ward 1802 Palaſtadjutant des erſten Conſuls und verwaltete einige diplomatiſche Sendungen nach Dänemark und Spanien, ward 1804 Inſpector der Befeſtigungsarbeiten an der Nordküſte, unterhandelte 1805 mit Mack die Capitulation von Ulm, focht dann 1806 in Italien, Deutſchland und Polen mit, ward in Polen von den Ruſſen gefangen genommen und erſt nach dem tilſiter Frieden wieder freigelaſſen, kämpfte dann an der Spitze eines Huſarenregiments, deſſen Oberſt er ward, in Spanien, begleitete 1812, zum Maréchal de camp ernannt, Napoleon als Maréchal de logis nach Rußland und kämpfte 1813 nach der Schlacht bei Hanau tapfer am Rheine und mit einem zu Tours errichteten Cavallerieregimente in mehreren Schlachten in Frankreich. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Chef des Generalſtabs der aus der alten Garde gebildeten Cavallerie, worauf er während der hundert Tage ſich zurückzog, und 1818 zum Maréchal de camp beim großen Generalſtabe, Ludwig Philipp aber den 19. Nov. 1831 zum Pair. — Wir beſitzen von ihm mehrere hiſtoriſche Werke, unter denen ſeine „Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant 1812" (Paris 1824. 2 Voll.) europäiſchen Ruf erlangt und nicht nur in Frankreich viele Auflagen erlebt hat, ſondern auch öfter in andere Sprachen überſetzt worden iſt; denn Niemand war zur Kenntnißnahme der ganzen Ereigniſſe geeigneter als er bei ſeiner Stellung zum Kaiſer und ſein Werk iſt daher eine der wichtigſten Quellen für die Geſchichte dieſes Feldzugs und auch in Bezug auf hiſtoriſche Kunſt von hohem Werthe, obgleich er oftmals zu ſehr dramatiſirt und manchen Widerſpruch erfahren hat. Seine übrigen Schriften ſind: „Campagne du Général Macdonald dans les Grisons" (Paris 1802); „Histoire de Russie et de Pierre le grand" (Paris 1829. 2 Voll.); „Histoire de Charles VIII, roi de France" (Paris 1835. 2 Voll.). 16.

Sehen, ſ. Auge.

Sehne, lat. chorda; franz. corde; engl. chord, heißt 1) eine gerade Linie von einem Punkte einer krummen Linie zu einem andern (ſ. Abſchnitt und Kreis); 2) ſ. Flechſe. 40.

Sehungsbogen iſt der Halbmeſſer des ſcheinbaren Horizonts eines Beobachters und alſo gleich der Entfernung der vom Standpunkte aus ſo eben noch am Horizonte ſichtbaren Gegenſtände. Der S. wird deſto größer, je höher man ſich über der Oberfläche der kugelförmigen Erde befindet, daher man, wäre man unendlich weit von der Erde entfernt, von derſelben erſt die eine Hälfte der Oberfläche überſehen könnte. 13.

Sehwinkel nennt man den Winkel, welchen zwei von den entgegengeſetzten

Enden eines Körpers nach dem Auge gezogene Linien bilden und wonach ſich jederzeit unſer Urtheil über die Größe eines Gegenſtandes richtet. Denn je weiter ein Gegenſtand entfernt iſt, deſto ſpitzer muß der Winkel werden und deſto kleiner der Gegenſtand ſelbſt erſcheinen; je näher aber dieſer kommt, deſto größer wird der Winkel und deſto größer erſcheint auch der Gegenſtand. Da das Erkennen der wahren Größe eines Gegenſtandes nun auf dieſe Weiſe beſchränkt iſt, ſo hat man behauptet, daß man dieſe nie zu erkennen im Stande ſei; doch gibt es eine gewiſſe Weite für jeden Gegenſtand, in welcher der Schein der Wahrheit ganz nahe kommt. Der S. ſelbſt iſt ſelten größer als 45°. 30.

Sejanus, ſ. Tiberius.

Seide, lat. serica, bombyx; franz. soie; engl. silk, iſt das Geſpinnſt der Raupe des Maulbeerſpinners, eines Nachtſchmetterlings von gelblichweißer Farbe mit drei blaßbraunen Streifen über die Flügel, welcher urſprünglich aus China und Indien ſtammt. Dieſe Raupen ſehen ausgewachſen, nach viermaliger Häutung, blaßbraun aus, mit dunklerm Kopfe, leben ungefähr 7 Wochen, nähren ſich allein von Maulbeerblättern und verpuppen ſich endlich in ein länglich rundes Geſpinnſt (cocon). Hierzu gebrauchen ſie, wie alle Spinnerraupen, einen feinen Saft, der in zwei Bläschen in der Nähe des Kopfes in ihrem Innern enthalten iſt und durch zwei Öffnungen unterhalb des Mundes hervorquillt und bei den Spinnern in einen Faden vereinigt wird, welcher an der Luft verhärtet und von großer Feinheit iſt. Zuerſt legt ſie ein weitläufiges dünnes Geſpinnſt an, um den Cocon zu befeſtigen; dann ſpinnt ſie dieſen in ſeiner eirunden Geſtalt von einem einzigen gegen 1000 Fuß langen Faden und endlich überzieht ſie ihn inwendig mit einem klebrigen Safte. In ungefähr 3 Wochen entwickelt ſich der Schmetterling, der dann ſeine Hülle durchbricht, gleich darauf ſich begattet und (das Männchen ſogleich, das Weibchen, nachdem es ungefähr 500 Eier gelegt hat) ſtirbt. — Schon früh lernte man in China und Indien dieſes Geſpinnſt benutzen; in Europa war zwar die S. bekannt, doch wurden erſt unter Juſtinian die erſten Seidenwürmer nach Griechenland gebracht, von wo ſie ſeit dem XII. Jahrh. ſich weiter über Europa verbreitet haben und in der neuſten Zeit faſt in allen durch das Klima paſſenden Ländern deſſelben eingeführt und gezogen worden ſind, ſo daß der Seidenbau jetzt ſchon einen bedeutenden Zweig der Induſtrie ausmacht. In Europa, wo man die Seidenraupen nicht im Freien ziehen kann, benutzt man dazu beſonders eingerichtete Zimmer und muß bedeutende Sorgfalt auf die Fortpflanzung, das Wachsthum und das Gedeihen der Raupen verwenden; doch bleiben die Bemühungen ſelten unbelohnt. — Das ſchwierigſte und die größte Sorgfalt erfordernde Geſchäft dabei iſt das Abwinden der S. ſelbſt zu einem Faden. Denn wie der Cocon ſelbſt aus Fäden von verſchiedener Güte beſteht, ſo darf man den Schmetterling auch nicht auskriechen laſſen, weil dadurch das Geſpinnſt zerriſſen und unbrauchbar wird. Wenn daher die Raupen ſich erzeugt haben, tödtet man die Puppen durch Hitze, am Beſten durch Dampf oder heißes Waſſer, in welches man die Cocons wirft und durch welches zugleich das Geſpinnſt des Schleims beraubt (degummirt) wird. Hierauf haspelt man zuerſt das äußere Geſpinnſt ab, welches ſchlechtere S. gibt und erhält dann durch den innern Cocon den eigentlichen Seidenfaden, wovon aber meiſt 12 zuſammengehaspelt werden müſſen, um einen Faden von gehöriger Dicke zu erhalten. Zu einem Pfunde Cocons braucht man etwa 200 Stück und 12—14 Pfund Cocons geben ein Pfund reine S., welche aber, da man dreierlei Raupen (ſolche, die gelbliche, weiße und ganz weiße S. ſpinnen) unterſcheidet, an Güte verſchieden iſt. Man nimmt gewöhnlich 4 Grade an, nach welchen die Cocons in Bezug auf ihre Güte ſortirt werden. Die 1. Sorte liefert die beſte S. (Kettſeide, Organſin), die 2. die Einſchlagſeide (Tramſeide), die 3. die S. zu gröberen Stoffen, die 4., aus den dicken ſogenannten Doppelcocons, die Strick- und Nähſeide. Das äußere Ge-

ſpinnſt, das der innern Seite des Cocons, der Abfall bei Bereitung der reinen S. und die zerbiſſenen Cocons geben die *Floretſeide*. Vergl. Hazzi, „Lehrbuch des Seidenbaues für Deutſchland“ (München 1826. 4.); Bolzani, „Wegweiſer zum Seidenbau“ (Berlin 1830); v. Türk, „Vollſtändige Anweiſung zur zweckmäßigen Behandlung des Seidenbaues“ (Leipz. 1835. 2 Aufl.). — Die S. wird zu einer großen Anzahl verſchiedener Zeuche verarbeitet, deren Namen hier aufzuführen zu weit führen würde, zumal da deren immer neue hinzukommen; ihre Bearbeitungsart iſt übrigens nach denſelben Arten, wie die Baumwollenzeuche (ſ. d. Art.) und ſie zerfallen demnach in glatte, geköperte, gemuſterte und ſammetartige, wozu hier noch die netzförmigen (Flore) und die halbſeidenen kommen. 30.

Seidel. I. Ein böhmiſches Getreidemaß = $\frac{1}{12}$ Maßel = $\frac{1}{48}$ Viertel = $24\frac{3}{7}$ pariſer Cubikzoll. II. Ein Weinmaß: a) zu Augsburg = $\frac{1}{2}$ Maß = 2 Quartel = 4 Achtel = 36 par. Kubikzoll; b) in Böhmen = $\frac{1}{4}$ Pinte = $24\frac{3}{7}$ par. Cubikzoll; c) in Wien = 2 Pfiff = $17\frac{7}{8}$ par. Cubikzoll; d) in Ungarn = 2 Rimpel (Fel-Meßely) = 21 par. Cubikzoll. III. Ein Bergwerksmaß = 4 Kübel. 26.

Seidendruck nennt man das Verfahren, die aus roher Seide gewebten Zeuge nach Art des Kattun- und Leinendrucks mit verſchiedenen Farben zu bedrucken. Einer der bekannteſten Artikel ſind die *garancirten* Taſchentücher oder Foulards. Der dazu beſtimmte Zeuch wird zuerſt mit Seife (und Soda) degummirt und dann mit den Mordants für Roth, Braun, Schwarz oder Violet (d. h. mit reinen oder vermiſchten Thon- oder Eiſenbeizen) bedruckt, dann getrocknet, gereinigt, ausgefärbt, in heißem Kleienbade nochmals gereinigt, in Krapp gefärbt, durch Kochen in Kleienwaſſer und durch einen Zuſatz von Zinnſalz gereinigt und geſchönt. Andere Artikel verfertigt man durch das ſogenannte *Mandariniren*, worunter man eine topiſche Färbung durch Scheidewaſſer oder Salpeterſäure verſteht, indem dieſe Säure der Seide eine ſchöne goldgelbe Farbe ertheilt. Alle Stellen, welche nicht gelb werden ſollen, werden mit einer Reſerve bedruckt, worauf der Stoff durch Scheidewaſſer und kaltes Waſſer gezogen wird. Iſt die Reſerve hart geworden, ſo wird er durch ein wenig verdünntes Scheidewaſſer gezogen, in fließendem Waſſer ausgerungen, mit Seife und Soda gekocht und nochmals ausgewaſchen. Dieſes Verfahren läßt ſich zur Darſtellung mannigfaltiger Farben vielfach abändern. Endlich werden auch die Seidenzeuge mit Tafeldruckfarben blos bedruckt und dann durch trockenen Dampf fixirt. 26.

Seidl (Johann Gabriel), ein trefflicher deutſcher Dichter, wurde am 20. Juni 1804 zu Wien geboren, erregte ſchon früh durch ſeine Gedichte die öffentliche Aufmerkſamkeit, widmete ſich dem Studium der Rechtswiſſenſchaft, bereitete ſich alsdann auf ein öffentliches Lehramt vor und ward 1829 zu Cilli in Unterſteiermark Profeſſor am Gymnaſium. Als Dichter machte er ſich ſeitdem durch Herausgabe ſeiner „Dichtungen“ (Wien 1826. 2 Bde.) und durch die „Flinſerle, öſtreichiſchi G'ſtanz'le, Geſang'le und Geſchicht'le“ (Wien 1828. 3 Hfte.), welche ſich würdig an Hebel's alemanniſche Gedichte anreihen, bekannt. Außerdem ſchrieb er: „Schiller's Manen“ (Wien 1826); „Erzählungen“ (Wien 1827); „Des Gabriel Faërnus Fabeln, metriſch verdeutſcht“ (Gräz 1831). Unter ſeinen dramatiſchen Dichtungen fand ſeine Bearbeitung eines Volksmärchens, ſeine Nachahmung von Scribe's „Maçon“ und ein Dramolet, „Das Veilchen“ allgemeinen Beifall. Zuletzt erſchienen von ihm: „Bifolien“ (Wien 1836), worin er als Meiſter der Ballade und Romanze auftrat. Wenn in S.'s lyriſchen Dichtungen oft die Reflexion vor der Empfindung vorherrſcht, obgleich ſie ſonſt durch eine ganz eigenthümliche Anſchauungsweiſe höchſt anziehend ſind, ſo verbindet er dagegen als Romanzen- und Balladendichter Kühnheit und nervigkurze Kraft der Darſtellung mit einer ſeltenen Gewandtheit in Gebrauch der Sprache. 81.

Seidſchütz, ſ. Saidſchütz.

Seife, lat. sapo, smegma; franz. savon; engl. soap, nennt man im Allgemeinen jede Verbindung eines öligen, fetten oder harzigen Körpers mit einem Laugenſalze, die im Waſſer und Weingeiſte auflöslich iſt, durch Umrühren und Schütteln ſchäumt, ſich mit fetten Unreinigkeiten verbindet und dieſe unter Beihülfe von Waſſer aus anderen Körpern wegnimmt. Im engern Sinne verſteht man unter S. vorzüglich diejenige Compoſition, welche der *Seifenſieder* (lat. saponarius; franz. savonnier; engl. soap-boiler) aus einem Laugenſalze und Fette macht, die zum Waſchen, zum Walken der Tücher und Zeuche ꝛc. angewendet und insbeſondere *Waſſerſeife* (sapo vulgaris) genannt wird. Es gibt harte und weiche S.. Letztere, welche nach ihrer Farbe auch ſchwarze oder grüne S. und auch, da ſie ſchon bei der gewöhnlichen Temperatur butterartig weich iſt, *Schmierſeife* heißt, wird aus Hanf-, Lein- und Rübſenöl bereitet. Erſtere iſt entweder weiß oder marmorirt (jaspé oder madre) und meiſt Talgſeife; ſie kann aber auch eine Ölſeife ſein, wie die venetianiſche aus Baumöl und Natron, oder wie die marſeiller und lyoner aus Olivenöl und Natron. Das zur harten S. gewählte Laugenſalz iſt entweder das Kali oder Pflanzenlaugenſalz (Potaſche oder auch nur gemeine Holzaſche), das Natron, die Soda oder das mineraliſche Laugenſalz. Das zur weichen S. hingegen iſt immer Kali. Andere gute Seifen ſind: die alicantiſche, neapolitaniſche, von Gallipoli, Aleppo, Smyrna, Ancona ꝛc. Wohlriechend werden die Seifen durch einen Zuſatz von irgend einem wohlriechenden Waſſer oder Öle. Zu den berühmteſten gehören die aus Paris, Windſor, Berlin, Wien, Gera u. a. O., die Mandelſeife, die wohlriechende Honigſeife, die Kräuterſeife, die halbdurchſichtige Transparentſeife, die Palmſeife u. a. 26.

Seifengebirge, **Seifen** nennt man die Trümmergebirge mit darin enthaltenen nutzbaren Erzen. Die Orte ihres Vorkommens ſind Einſenkungen in der Oberfläche erzhaltender Gebirge oder Flußthäler, welche dieſelben durchſchneiden, oder Niederungen an ihrem Fuße, an welchen die fortſchreitende Bewegung der Geſchiebe ruhen mußte. Die metalliſchen Theile derſelben zu gewinnen iſt die Abſicht des *Seifenbergbaues*. Gold, Platina, Zinn ſind die Gegenſtände, welche in der Natur aus Seifen gewonnen werden können; außer dieſen aber auch Edelſteine, Diamanten, Sapphire, Rubine, Topaſe, Berylle, Smaragde, Hyacinthe, Granate, Quarze ꝛc. Die Arbeit des Seifens iſt eine concentrirende Verwaſchungsarbeit, bei der das Leichtere, Erdige des Schuttlandes durch Hinzuführung von Waſſer hinweggeſpült und von den ſchweren Erdtheilen und Steinwänden getrennt wird, welche dann entweder in den dazu eingerichteten Gräben im Seifenlande oder auf eigenen Waſchheerden, auf welchen die Verwaſchungsarbeit vorgenommen wurde, zurückbleiben, oder ſie beſteht in einer Klaubearbeit, bei der die größeren Erztheile und nutzbaren Geſteingeſchiebe, z. B. die Edelſteine, mit den Händen aus dem Haufwerke des Seifenlandes entnommen werden. Häufig ſind beide Arten von Arbeiten vereinigt. 76.

Seigern, ſ. Saigern.

Seiler (Georg Friedrich), berühmter Theolog und Volksſchriftſteller, geb. 1733 zu Kreuſſen bei Baireuth, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung zu Baireuth und Erlangen, ertheilte dann Unterricht und ward 1761 Diakonus zu Neuſtadt an der Heide, 1764 aber zu Coburg. Nachdem er ſich bereits durch ein Gedicht („Baireuth, der Künſte Sitz unter der Regierung Friedrich's“, Erlangen 1757) und durch eine mit eigenen Anmerkungen begleitete Überſetzung der „Geſchichte von Schottland“, von Robertſon (1762) bekannt gemacht hatte, begründete er ſeinen Ruhm als aufgeklärter theologiſcher Schriftſteller durch das Buch: „Über den Geiſt und die Geſinnungen des vernunftmäßigen Chriſtenthums“ (Coburg 1769), welches binnen 6 Jahren 6 Auflagen erlebte. Die Regierung zu Ansbach fand ſich

daher veranlaßt, ihn 1770 als ordentlichen Profeſſor der Theologie nach Erlangen zu berufen, wo er 1772 auch Univerſitätsprediger, 1773 geheimer Kirchenrath, wirklicher erſter Conſiſtorialrath im Conſiſtorium zu Baireuth und Director des von ihm gegründeten Inſtituts der Moral und der ſchönen Wiſſenſchaften zu Erlangen, 1788 endlich noch dazu Superintendent, Paſtor an der Hauptkirche und Schulrath des Gymnaſium daſelbſt wurde. Er ſtarb den 13. Mai 1807. Je vielfacher ſeine Zeit durch dieſe Ämter, die er mit der größten Gewiſſenhaftigkeit und mit vielem Segen verwaltete, in Anſpruch genommen wurde, um ſo mehr muß man ſich über ſeine große ſchriftſtelleriſche Fruchtbarkeit verwundern, indem die Zahl ſeiner von ihm herausgegebenen Werke, die ſich faſt über alle Zweige der Theologie und Pädagogik verbreiten, auf 170 ſteigt. Bei ſolcher literariſchen Thätigkeit mußte zwar manches Mittelmäßige mit zum Vorſcheine kommen; allein viele ſeiner Schriften wurden wegen ihrer großen Nützlichkeit, Klarheit und allgemeinen Faßlichkeit mehrmals aufgelegt; ſo die „Religion der Unmündigen" 18mal (von 1772—1806), das „Leſebuch für den Bürger und Landmann" 20mal (1790—1826. 22. Aufl. 1830), und er erwarb ſich durch dieſelben, namentlich um religiöſe Aufklärung im Volke und um die Verbeſſerung des deutſchen proteſtantiſchen Schulweſens, die entſchiedenſten Verdienſte. Wir führen hier nur noch einige der vorzüglichſten ſeiner Schriften an: „Gemeinnützige Betrachtungen der neueſten Schriften, welche Religion, Sitten und Beſſerung des Menſchengeſchlechts betreffen" (25 Jahrgänge. Erl. 1776—1800); „Theologiſch-kritiſche Betrachtungen neuer Schriften" (8 Jahrgänge. Ebd. 1779—1786); „Über das wahre und thätige Chriſtenthum, einige Gebete und Communionandachten" (Erl. 1789. 6. Aufl. 1827); „Das größere bibliſche Erbauungsbuch" (A. Teſt. Erl. 1785—1795. 10 Thle. N. Teſt. 1788—1793. 7 Thle.); „Das kleine bibliſche Erbauungsbuch" (Erl. 1782—1816 13 Aufl. 14. Aufl. 1828 2 Thle.); „Kurze Geſchichte der geoffenbarten Religion" (Erl. 1772—1800 9 Aufl. 12. Aufl. 1827); „Der bibliſche Katechismus" (Erl. 1789—1818. 8 Aufl. 9. Aufl. 1825); „Kleiner und hiſtoriſcher Katechismus" (Bair. 1775—1818 29 Aufl. 30. Aufl. Leipz. 1824); „Kleine chriſtliche Kirchen- und Reformationsgeſchichte" (Erl. 1790—1818 5 Aufl. 6. Aufl. 1828); „Kurzer Inbegriff der Kirchengeſchichte des N. T." (Erl. 1773—1803. 9 Aufl.); „Lehrgebäude der evangeliſchen Glaubens- und Sittenlehre" (Erl. 1774—1829 10 Aufl.); „Bibliſche Religions- und Glückſeligkeitslehre" (Erl. 1797—1828 6 Aufl.); „Sammlung liturgiſcher Formulare" (Erl. 1786—1804. 3 Bde.); „Schullehrerbibel" (A. Teſt. Erl. 1796. 3 Thle. 2. Aufl. 1815. N. Teſt. 1790—1793. 3 Thle. 5. Aufl. 1820); „Doctrinae christ. compendium minus" (Erl. 1774. Ed. IV. 1819); „Theologia dogmatico-polemica" (Erl. 1774. Ed. III. 1789). Außerdem eine große Anzahl lateiniſcher Programme ꝛc. 63.

Seiler (Burkhard Wilhelm), Sohn des Vorigen, königlich ſächſiſcher Hof- und Medicinalrath, ward am 11. April 1779 zu Erlangen geboren, ſtudirte daſelbſt ſeit 1796 und in Würzburg und Wien, ward 1799 Doctor und habilitirte ſich und nahm 1802 den Ruf als Proſector nach Wittenberg an, wo er 1804 ordentlicher Profeſſor der Chirurgie und Staatsarzneikunde und 1807 Profeſſor der Anatomie ward. Während der kriegeriſchen Ereigniſſe (1813) begab er ſich mit vielen anderen Profeſſoren nach Schmiedeberg, wo er auch als praktiſcher Arzt thätig war, ging dann 1814 nach Dresden, um die Umgeſtaltung des Collegium medico-chirurgicum zu leiten, wo er auch Profeſſor der Anatomie ward, und kehrte nach der Theilung Sachſens nach Schmiedeberg zurück, übernahm aber ſchon 1816 wieder die Direction der neueröffneten chirurgiſch-mediciniſchen Akademie in Dresden, der er noch jetzt vorſteht und womit er 1817 die Direction der Thierarzneiſchule und 1824 die Leitung der mediciniſchen Prüfungscommiſſion für die nicht promovirten

Ärzte, Chirurgen, Apotheker und Hebammen verband und dadurch als Hof= und Medicinalrath Mitglied der Regierung ward. Ihm verdankt die mediciniſche Akademie in Dresden ihren Flor, und die Wiſſenſchaft, vorzüglich die Anatomie, ſchätzbare Beiträge in ſeiner Überſetzung von Scarpa's „Abhandlung über die Brüche" (2. Aufl. Leipz. 1820) und den Schriften: „Handbuch der Anatomie" (Dresden 1820); „Die Gebärmutter und das Ei des Menſchen in den erſten Schwangerſchaftsmonaten" (Dresden 1832. Fol. mit Kpfrn.) und mehrern andern Abhandlungen, die theils beſonders, theils in mediciniſchen Zeitſchriften erſchienen ſind. 16.

Seine (ſpr. Sähn), lat. Sequana, einer der größeren Flüſſe Frankreichs, entſpringt am Mont Taſelot im Departement Côte d'Or, weſtlich von Dijon, 1338 Fuß über dem Meere, und hat bis unter Troyes, wo ſie für kleinere Fahrzeuge ſchiffbar wird, einen nordweſtlichen Lauf. Sie wendet ſich hier nach Südweſt und behält dieſe Richtung bis Montereau unweit Fontainebleau bei, dreht ſich aber dann wieder nach Nordweſt, durchſtrömt Paris und ergießt ſich unter vielfachen Krümmungen in ziemlicher Breite bei Havre de Grace in den Canal (la Manche). Ihr Lauf iſt langſam und nur an wenigen Stellen wird ihr Bette von einem engen Thale eingeſchloſſen. Außer den erwähnten Städten liegen an ihren Ufern Nogent, Melun, St. Denys und Rouen. Bei letzterer trägt ſie ſchon größere Schiffe, doch wird die Fahrt auf ihr wegen des wandelbaren Sandes und noch mehr an der Mündung erſchwert. Ihre Länge beträgt 96 M. und ihr Stromgebiet, das einen Flächenraum von 1236 □M. in ſich begreift, führt ihr außer mehreren Bächen beſonders rechts die Aube, die Marne oberhalb Paris, die Oiſe ſüdlich von Pontoiſe, links die Yonne bei Montereau, den Loing oberhalb Fontainebleau, die Eure bei Pont de l'Arche und die Rille zu. 35.

Sekel war bei den Hebräern urſprünglich ein Gewicht zum Abwägen der edlen Metalle von ungefähr 100 Gran Schwere, ſo daß ein Silberſekel etwa 7 Gr. Conventionsgeld geweſen ſein mag; ſpäter, ſeit den Zeiten der Makkabäer, prägte man die S. auch als Münze, welche Luther durch Silberling überſetzt und deren Werth etwa 16 Gr. Conventionsgeld ſein mag. Man hat deren noch einige ächte, die man häufig in Blei nachgeprägt hat und als Schaumünze aufhebt. Dieſe zeigen auf der einen Seite den dampfenden Mannakrug, auf der anderen die grünende Ruthe Aaron's. 30.

Selâm, ſ. Blumenſprache.

Selbſtbewußtſein, ſ. Bewußtſein.

Selbſtentzündung iſt häufig die Urſache von entſtandenem Feuer und entſteht, indem ſich in den auf einander geſchichteten Stoffen ſo viel Wärme entwickelt, daß nur ein geringer Luftzug nöthig iſt, um die Flamme ausbrechen zu laſſen. Dieß geſchieht vorzüglich bei feuchten feſt zuſammengepreßten Stoffen, wie Heu, Stroh, Dünger, Kartoffelkraut ꝛc., vorzüglich wenn Fäulniß und Gährung eintritt, oder auch bei leicht brennbaren Stoffen, die der Sonnenhitze ſehr ausgeſetzt ſind und daher leicht ausdörren, wie Strohdächer ꝛc. — Selbſt der menſchliche Körper entzündet ſich und verbrennt bei ſolchen Perſonen, welche häufig ſpirituöſe Getränke genießen, wie in der neuern Zeit mehrere traurige Fälle bekannt geworden ſind; doch dieß nur bei dem Hinzutritte eines Lichtes. 30.

Selbſtgeſpräch, ſ. Monolog.

Selbſtherrſcher, ſ. Autokratie.

Selbſtlauter, ſ. Vocale.

Selbſtmord, Selbſtentleibung, lat. suicidium, autochiria; franz. suicide; engl. self-murder, iſt im Allgemeinen jede Zerſtörung des eigenen Daſeins, dem gewöhnlichen Redebrauche nach jedoch blos die gewaltſame. Die Juriſten aller Zeiten haben ſich in ſinnreichen Commentaren über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Selbſtmordes gefallen, nur ſcheint man den kleinen

Umſtand, daß ſich Pflicht und Recht (jus et obligatio) in der Anwendung nur unter Lebendigen denken laſſen, zu oft überſehen zu haben. Der Unglückliche, deſſen That vor den weltlichen Richterſtuhl gezogen werden ſollte, hatte ſich demſelben längſt entzogen und was die Beweggründe der That und die Zurechnungsfähigkeit anbetrifft, ſo laſſen ſich ſolche nicht mehr ermitteln. Es bleibt ſonach die Sache blos die des unſichtbaren Richters. Gewiſſer iſt es dagegen, daß man fremde Rechte unmittelbar verletzen würde, wenn man die Angehörigen und die Familie das wollte empfinden laſſen, was ſie ſelbſt beklagen und nicht verſchuldet haben. Selbſt die ſtrenge peinliche Gerichtsordnung erklärt daher art. 135 beſonders, es ſolle nur dann das Vermögen des Selbſtentleibten können confiscirt und den Erben entzogen werden, wenn der Thäter ein Verbrechen, welches Lebensſtrafe mit Güterconfiscation verwirkt haben würde, ſchon begangen und, um ſich der Strafe zu entziehen, das Leben genommen habe. In allen andern Fällen ſolle das Vermögen den Erben nicht behindert werden. — In moraliſcher Hinſicht muß aber der S. als eine grobe Verſündigung angeſehen werden, die in keiner Weiſe zu entſchuldigen iſt, wenn nicht durch einen geſtörten Geiſteszuſtand die Zurechnungsfähigkeit gänzlich wegfällt; denn der Selbſtmörder zerſtört aus ſinnlichen Beweggründen die Ordnung der Natur und beraubt ſich ſelbſt willkührlich der Mittel zur Erreichung ſeiner vom Schöpfer ihm vorgeſetzten Beſtimmung. 10.

Selbſtſucht, ſ. Egoismus.

Seldſchucken oder **Seldſchugiden** heißen die türkiſchen Horden, welche zuerſt im Dienſte der Gasnewiden (ſ. d. Art.) endlich ganz Vorderaſien ſich unterwarfen. Der Name ſtammt von Seldſchuk ben Dakak, einem türkiſchen Häuptlinge, der aus Turkeſtan verbannt zu Mahmud von Gasna floh und zum Islam überging, aber bald mit den in deſſen Dienſten befindlichen Türken gegen den Sultan von Gasna übermüthig ward, bis endlich das Reich der Gasnewiden gänzlich von dieſen zertrümmert ward. Die Türken wählten nun Seldſchuk's Enkel, Togrul Beg, zum Sultan, der auch die Buwaihiden und den größten Theil Perſiens unterwarf und zuletzt ſelbſt vom Chalifen Kajem Beamrillah zum Emir al Omrâ ernannt das ganze Chalifat beherrſchte. Er ſtarb 1063 n. Chr. und ſeine Nachfolger erweiterten ihre Herrſchaft immer weiter; doch bildeten ſich außer der Hauptdynaſtie in Bagdad noch mehrere andere, wie in Kerman (ſeit 1039), Aleppo (ſeit 1079), Damaskus (ſeit 1096), Ikonium (ſeit 1075), welche längere oder kürzere Zeit beſtanden. Sie wurden aber theils durch die Kreuzfahrer und die Fatimiten, Atabeken und Ajubiten, theils durch die Chowaresmier überwältigt; nur das Reich zu Ikonium, deſſen Reſidenz bald nach Nicäa verlegt ward und vor dem Conſtantinopel zitterte, hielt ſich, bis die Mogolen es verſchlangen (1301); doch bald erhob es ſich wieder und Osmân (ſ. d. Art.) ward als Heerführer der Stifter einer neuen Dynaſtie, der osmaniſchen oder jetzigen türkiſchen. 37.

Selene, ſ. Luna.

Selenium, ein 1817 von Berzelius entdecktes Metall, iſt bleifarbig und von dunkelrothem Striche, feſt, ſpröde, leicht zerbrechlich (bei 15° R.) und bei 100° R. flüſſig, verbrennt häufig mit einem eigenthümlichen rettigartigen Geruche und leitet Wärme und Elektricität am Wenigſten gut unter den Metallen. Es iſt in mehreren Mineralien enthalten und wird theils in Mexico, theils am Harze gefunden. 76.

Selenographie oder **Mondbeſchreibung** iſt die in ein erzählendes Ganze gebrachte Aufzählung alles deſſen, was die Aſtronomen mittelſt der beſten Fernröhre und genaueſten Beobachtungen auf der uns zugewandten Oberfläche des Mondes erblickt und kennen gelernt haben. Gewöhnlich wird zum beſſern Verſtändniſſe einer S. noch eine oder mehrere Mondcharten (ſ. d. Art.) beigegeben. — Hevel, Schröter, Lohrmann u. A. haben Selenographien geſchrieben. — Auf-

ſehen erregte in der neueſten Zeit die Myſtification über die angeblichen Entdeckungen des jüngern Herſchels im Monde, bei ſeinem Aufenthalte am Cap der guten Hoffnung. 13.

Seleuciden iſt der gemeinſchaftliche Name der Herrſcher des macedoniſch-ſyriſchen Reichs, gegründet 301 nach der Schlacht bei Jpſus. Jhre Namen ſind Seleukus Nicator (301—281), Antiochus Soter (bis 262), Antiochus Theus (bis 247), Seleukus Kallinikus (bis 227), Seleukus Keraunus (bis 224), Antiochus der Große (bis 187), Seleukus Philopater (bis 176), Antiochus Epiphanes (bis 164), nach welchem Syrien ganz von Rom abhängig und die S. eigentlich nur Statthalter waren. Der Gründer dieſes Reichs und zugleich der tapferſte und würdigſte unter der ganzen Familie war Seleukus Nikator, des macedoniſchen Feldherrn Antiochus Sohn. Er hatte unter Alexander in Aſien gedient und war nach des Königs Tode Anführer der Reiterei geworden; da aber Perdikkas, der die Regentſchaft über das ganze macedoniſch-aſiatiſche Reich führte, erſchlagen worden war und ihm Antipater folgte, erhielt Seleukus die Statthalterſchaft Babylonien. Dieſer hatte jedoch, wie die anderen Statthalter, viel von dem anmaßenden Antigonus, dem Befehlshaber in Kleinaſien, zu ertragen, mußte vor ihm aus Babylon fliehen und in Ägypten Schutz ſuchen. Auch nachdem er durch Ptolemäus Lagi und der babyloniſchen Bürger Unterſtützung die Stadt (312) wieder erobert hatte (von welcher Zeit die ſeleucidiſche Zeitrechnung, aera Seleucidarum, beginnt), dauerten die Störungen von Antigonus' Seite fort, und um ſich deſſen ungebührlichen Verſuchen zu entziehen, verband er ſich mit den übrigen und ſchlug ihn bei Jpſus in Phrygien 301 v. Chr. Seitdem nannte ſich Seleukus König und ſein Land Syrien, welches jetzt durch Syrien, Armenien und Kappadocien vermehrt wurde, nachdem er ſchon früher im öſtlichen Theile des Landes ſeine Waffen ſiegreich über den Hyphaſisfluß bis an den Ganges getragen, den indiſchen König Sandrocottus bezwungen und die rebellirenden Baktrier wieder unterworfen hatte. Daß er ſeine Reſidenz von Seleucia am Tigris nach Antiochia in Syrien verlegte, war der Grund, daß die Länder im Oſten nachmals leichter dem ſeleucidiſchen Hauſe untreu werden und glücklich gegen daſſelbe ihre Unabhängigkeit behaupten konnten. Aber wohl mochte ihn die Eiferſucht ſeiner Nachbarn dem Occidente näher zu rücken nöthigen. Um ſich gegen dieſelben im Beſitze ſeiner neuen Erwerbungen zu halten, verband er ſich mit ſeines alten Feindes Antigonus Sohne, dem berühmten Demetrius Poliorcetes, deſſen Tochter, Stratonice, er heirathete. Darauf machte er einen Zug gegen den thraciſchen König Lyſimachus, um die Verwandten des von jenem unſchuldig gemordeten Agathokles zu rächen. Der Sieg über Lyſimachus bei Cyropedion (282) erweiterte die Grenzen ſeines Reiches noch um Kleinaſien, Thracien und Macedonien; als er aber in dieſen Ländern ſich huldigen zu laſſen 281 auszog, fiel er durch die Hand eines Mörders, deſſelben Ptolemäus Keraunus, für welchen er gegen Lyſimachus die Waffen ergriffen hatte. Er war der letzte von Alexander's Generalen, da auch wenige Jahre vorher Ptolemäus Lagi geſtorben war. Dieſem Ptolemäus und Seleukus gibt das Alterthum einſtimmig das Zeugniß, daß ſie die würdigſten Nachfolger des großen Königs von allen geweſen ſind. Sie hatten ſeine großen Eigenſchaften, ohne ſeine Fehler zu theilen, waren große Feldherren, Beſchützer der Wiſſenſchaften und des Handels, wohlwollend und von rechtlichem Gemüth. Tadelnswerth möchte an Seleukus ein zu großes Mißtrauen ſein, wie er es wenigſtens an ſeinem Schwiegervater Demetrius bewies, den er, nachdem derſelbe ihm große Dienſte erwieſen hatte, aber ihm zu mächtig zu werden ſchien, bis an ſeinen Tod in Gewahrſam halten ließ. Von ihm rührten viele Städte in Aſien her, die auch den Namen ihres Gründers an ſich trugen (Seleucia). Der vierte der S., Seleukus Kallinicus, erfuhr ſchon den Einfluß der Verlegung der Reſidenz in die Ferne von

den öſtlichen Ländern; denn nachdem er von den Ägyptern beſiegt worden war, riſſen ſich Baktrien und Hyrkanien los, welcher Reiche Unabhängigkeit er anerkennen mußte; auch Eumenes ward untreu und bildete das Reich Pergamum aus einem Stücke des ſyriſchen Staates. Die Kräfte des ſyriſchen Staates ſanken aber mit dem Geiſte und der Tugend der S. ſo ſehr, daß ſchon Antiochus der Große von den Römern die Grenzen ſeines Landes bis an den Taurus zurücklegen ſehen mußte, und bald war das ſyriſche Reich nur noch ein Schein ſeiner alten Größe und die Herrſcher des Namens des Seleukus nicht mehr werth. Die Syrer ſchämten ſich endlich ſelbſt ihrer ohnmächtigen Könige und wählten mit Hintanſetzung der S. den armeniſchen König Tigranes zu ihrem Fürſten; aber die Römer ſtürzten ihn und machten Syrien zu einer römiſchen Provinz. 6.

Selig, latein. beatus; franz. bienheureux; engl. happy, vom alten Sal (Fülle), bezeichnet eigentlich den Zuſtand der Fülle ſowohl im Allgemeinen, als in Zuſammenſetzungen mit anderen Wörtern (mühſelig, ſprachſelig, feindſelig ꝛc.), dann aber vorzüglich den Zuſtand des höchſten Glücks, ſ. v. a. glückſelig, in welchem Sinne wir es von den Verſtorbenen zu ſagen pflegen, obwohl der Begriff in dieſer Bedeutung häufig nur dem des Verſtorbenſein entſpricht (wie in den Firmen: N. N. ſel. Wittwe), ohne daß der höhere Begriff dabei ganz deutlich wird. Dieſer nämlich bezieht ſich faſt ausſchließlich auf den glücklichen Zuſtand der frommen Verſtorbenen in jener Welt und ſelbſt der Ausdruck ſelig ſein im gewöhnlichen Sprachgebrauche will nur eine irdiſche Analogie dieſer himmliſchen Seligkeit anzeigen. 9.

Seligſprechung, ſ. Kanoniſation.

Selim, türkiſche Kaiſer. — S. I., der jüngſte Sohn von Bajaſid II., geb. 1467, ward, als ſein altersſchwacher Vater die Regierung niederlegen wollte und der zu ſeinem Nachfolger erwählte älteſte Sohn, Ahmed, den Chefs der Janitſcharen eine Erhöhung ihres Soldes abgeſchlagen hatte, von dieſen zu Trapezunt, wo er als Statthalter lebte, zum Kaiſer ausgerufen, kam mit 20000 Mann über den Bosporus, ward aber geſchlagen und zog ſich nach Varna und von da in die Krim zurück. Von hier erſchien er aufs Neue von den Janitſcharen eingeladen wiederum mit einer Armee vor Conſtantinopel und erhielt von ſeinem Vater die Regierung überlaſſen (1512), ließ aber denſelben kurz darauf vergiften und ſeine übrigen beiden Brüder und mehrere Große erdroſſeln. Darauf begann er einen Krieg gegen Perſien (1514), von welchem er aber, obwohl Sieger, wegen Mangel an Lebensmitteln ablaſſen mußte, eroberte darauf Armenien und nachdem Diarbekr ſich freiwillig der türkiſchen Herrſchaft unterworfen hatte, Syrien (1516) und Ägypten (1518), erhielt nun die Würde des Chalifats und die Fahne Muhammed's und verpflanzte viele Familien aus Syrien und Ägypten nach Conſtantinopel. Er ſtarb den 27. Nov. 1520 am Krebſe. Ihm folgte Soliman II. S.'s Charakter war wild und blutdürſtig, doch äußerſt lebhaft und thätig; er zeigte ſich als Freund der Wiſſenſchaften und war ſelbſt Dichter; die ſeinen Namen führende prächtige Moſchee in Adrianopel und das Arſenal zu Pera verdanken ihm ihre Entſtehung; doch entzog er den Chriſten in Conſtantinopel die ihnen bisher noch gebliebenen ſteinernen Kirchen. — S. II. folgte ſeinem Vater, Soliman II., 1566, war aber ein ſchwacher und weichlicher Regent, der ſeine ganze Regierung nur im Umgange mit ſeinen Weibern und mit Leſen des Koran zubrachte und mit dem deutſchen Kaiſer (1568) und Perſien (1569) Friede ſchloß. Deſſenungeachtet wurde unter ihm das empörte Arabien wieder unterworfen, Cypern den Venetianern entriſſen (1571) und ſelbſt nach der für die Türken unglücklichen Seeſchlacht bei Lepanto (den 7. Oct. 1571) Tunis von den Spaniern wieder erobert. In der Abſicht, auch Malta anzugreifen, ſtarb S. den 13. Dec. 1574. Ihm folgte Murad III. — S. III., geb. den 24. Dec. 1761, war erſt 12 Jahre

alt, als ſein Vater, Muſtafa III., ſtarb (d. 21. Jan. 1774) und ſein Oheim, Abdul Hamid, übernahm daher die Regierung, der ihm eine gute Erziehung geben ließ, obwohl er im Serail eingeſchloſſen blieb. Hier mit dem Leſen des Koran und türkiſcher Geſchichtsbücher beſchäftigt faßte er, tief ergriffen von der Schwäche und dem Unglücke ſeines künftigen Reiches, den Entſchluß, es wieder zu ſeinem alten Glanze zu erheben, wozu er durch eine Denkſchrift ſeines Vaters über die Lage des Reiches, die er beſaß, noch mehr ermuntert wurde; er unterhielt einen lebhaften Briefwechſel mit mehreren bedeutenden Männern, um ſich über Alles, was er wünſchte, belehren zu laſſen, und correſpondirte ſeit 1786 ſogar heimlich mit Ludwig XVI., um die franzöſiſche Verwaltung kennen zu lernen. Nach Abdul Hamid's Tode (den 7. April 1789) beſtieg er den Thron unter großem Jubel des Volkes, ließ alle gefangenen Schuldner freigeben, indem er ihre Schulden bezahlte, rief die meiſten Verbannten zurück und gab Geſetze über die Verproviantirung Conſtantinopels und die Kleidertracht der Türken und Rajas. Den Krieg gegen Rußland und Öſtreich führte er trotz aller Gegenvorſtellungen wegen des bisherigen Unglücks der Türken und trotz mehrerer wiederholter ſchwerer Niederlagen und des Verluſtes von Belgrad und Semendria an die Öſtreicher und von Akjerman und Bender an die Ruſſen mit allem Eifer fort, bis durch Vermittelung Preußens, Englands und Hollands der Friede zu Sziſtowa mit Öſtreich (den 4. Aug. 1791) und durch das fortdauernde Glück der Ruſſen der Friede mit dieſen zu Jaſſy (den 9. Jan. 1792) zu Stande kam; doch dauerte das geſpannte Verhältniß mit dieſen Mächten im Stillen fort, während S., aller Einflüſterungen ungeachtet, in Bezug auf Frankreich die ſtrengſte Neutralität behauptete, ſich jedoch ſpäter Frankreich näherte und eine Anzahl franzöſiſcher Ingenieurs und Arbeiter nach Conſtantinopel kommen ließ (1794). Erſt nachdem die franzöſiſche Expedition nach Ägypten geſchehen war, ward S. zum Kriege geneigt, ſchloß mit Rußland, England und Neapel Bündniſſe (1799), geſtattete den Engländern freie Schifffahrt auf dem ſchwarzen Meere und nahm die neue ioniſche Inſelrepublik unter ſeinen Schutz. Nach wiederhergeſtelltem Frieden (1802) ſuchte er nun ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Verbeſſerung des Innern zu richten. Die franzöſiſchen Ingenieurs hatten ſchon früher die türkiſche Artillerie bedeutend vervollkommnet und ein nach europäiſcher Art exercirtes Officiercorps hatte ſich in Ägypten ſo ausgezeichnet, daß er jetzt ein vollſtändiges Armeecorps auf europäiſchen Fuß einzurichten beſchloß (1802), das er Nisam dschedid benannt wiſſen wollte. Aber dieſe Maßregel ſtürzte ihn; denn während er wegen ſeiner Freundſchaft mit Frankreich in einen neuen Krieg mit Rußland und England verwickelt ward und eine vereinte Flotte beider ſogar durch die Dardanellen drang, ward die Unruhe im Innern immer größer. Paswan Oglu (ſ. d. Art.) empörte ſich in Widdin, Georg Czerny (ſ. d. Art.) in Serbien, Ali Paſcha in Janina, Räuberbanden durchzogen die Provinzen, ein erhöhter Zoll auf mehrere Gegenſtände erregte allgemeine Unzufriedenheit, die Janitſcharen wollten ſich der neuen Organiſirung der Armee nicht anbequemen und veranlaßten Unruhen. Bald organiſirte ſich der völlige Aufſtand in Conſtantinopel unter Kabatſchi Oglu, welcher mit einem zahlreichen Haufen Inſurgenten in die Stadt einzog, und der Mufti erklärte S. des Thrones für verluſtig. Vergebens willigte er in die Aufhebung des Niſam dſchedid. Der Mufti ließ Muſtafa IV., Sohn Abdul Hamid's, zum Sultan ausrufen; S. ward in das Serail eingeſperrt und daſelbſt, als Muſtafa Bairaktar ihn wieder mit Gewalt auf den Thron ſetzen wollte, auf Muſtafa's Befehl ermordet (den 28. Juli 1808). 37.

Selters oder **Niederſelters**, ein Dorf in dem naſſauiſchen Amte Idſtein, mit 900 Einw., liegt in einem angenehmen, von dem Emsbache bewäſſerten Thale. In ſeiner Umgebung befindet ſich die Mineralquelle, welche das in allen Welttheilen bekannte und nach dieſem benannte Selterſerwaſſer liefert. Sie wurde in der

Mitte des XVI. Jahrh. entdeckt, gerieth aber in Folge des 30jährigen Krieges in Verfall, und wiewohl ſie im vergangenen Jahrhunderte wieder ausgegraben wurde, ſo ſtand ſie doch noch in ſo geringem Anſehen, daß ſie nicht mehr als 2 Gulden 20 Kreuzer rheinl. Pacht eintrug. Erſt mit dem Ende deſſelben gelangte ſie zu jener Celebrität und ihr Waſſer fand ſo bedeutenden Abſatz, daß 80000 Gulden Pacht dafür bezahlt werden mußten. Seit 1803 iſt ſie naſſauiſches Kammergut. Sie gehört zu dem kohlenſauren Waſſer und die Hauptbeſtandtheile deſſelben ſind: kohlen=, ſchwefel=, ſalz= und phosphorſaures Natron nebſt kohlenſaurer Talk= und Kalkerde und einigen anderen Beſtandtheilen. Es iſt hell und perlt und wird mit glücklichem Erfolge von ſchwächlichen und vollblütigen Perſonen bei Verſtopfungen, Hämorrhoiden, Leber=, Lungen=, und Gallenübeln ꝛc. angewendet. An Ort und Stelle wird es nur wenig getrunken, deſto mehr aber verſendet. Jährlich beträgt die Anzahl der verſendeten Flaſchen gewöhnlich 1½ Mill. und im Jahre 1792 belief ſie ſich ſogar auf 2800000. Wegen ſeines lieblichen Geſchmacks wird es auch mit Wein oder Zucker vermiſcht als Haustrank gebraucht. S. Fenner von Fenneberg, „Selters und ſeine Heilkräfte" (Darmſtadt 1836). 35.

Semĕle, eine Tochter des Kadmus und der Harmonia, war die Geliebte des Jupiter, der oft unter der Geſtalt eines Sterblichen in ihre Wohnung herabſtieg. Juno, voll Eiferſucht und Rache, verwandelte ſich in ihre Wärterin Beroë und brachte ihr den Argwohn bei, daß ihr Geliebter wohl nicht der Donnergott Jupiter ſei. Sie überredete S., von ihm zu fordern, daß er in ſeiner vollen Majeſtät bei ihr erſcheine, ſo wie er das Bett der Juno beſtieg. Als Jupiter ihr jede Bitte zu gewähren bei dem Styx beſchworen hatte, ſagte ſie ihm ihr Verlangen. Vergeblich ſuchte er ſie zum Widerruf ihres Wunſches zu bewegen, da ſie als Sterbliche ſeinen Anblick nicht ertragen könne. Da erſchien er ihr in ſeiner vollen Majeſtät mit Donner und Blitz und die Sterbliche ward auf der Stelle von den Flammen in Aſche verwandelt. Den Bacchus, den ſie gebären ſollte, riß Jupiter aus der Mutter Schooße und verbarg ihn bis zur Geburt in ſeiner Hüfte. Der Schatten der S. aber ſchwang ſich zum Olymp empor und, mit Juno verſöhnt, wurde ſie unter dem Namen Thyone unter die Göttinnen verſetzt. Bacchus ſelbſt war es, der ſie der Unterwelt entführte. 11.

Semgallen (Semigallien) hieß ehemals ein Landſtrich zwiſchen Liefland, Samogitien, Kurland und der Woiwodſchaft Plock und bildete mit dem eigentlichen Kurland das einſtige Herzogthum Kurland. Die Hauptſtadt war Mitau. Gegenwärtig macht S. den ſüdöſtlichen Theil der Statthalterſchaft Mitau aus. 35.

Semiarianer, ſ. Arianer.

Semikolon, ſ. Interpunction.

Semilor oder **Similor**, ſ. Legiren.

Seminar, lat. seminarium, Pflanzſchule, Baumſchule, bezeichnet im tropiſchen Sinne eine Bildungs= und Vorbereitungsanſtalt künftiger Lehrer. Überhaupt aber ſind die Seminare theils theologiſche, theils pädagogiſche im weitern Sinne. Die erſteren umfaſſen wieder homiletiſche, exegetiſche, hiſtoriſche, katechetiſche und Paſtoral= oder Predigerſeminarien, welche namentlich auf Univerſitäten neben den theoretiſchen Studien durch praktiſche Übungen die productive Kraft zu erhalten ſuchen. Die pädagogiſchen Seminare begreifen die philologiſchen, zur Bildung vorzüglicher Lehrer an Gelehrtenſchulen beſtimmt, und die Schullehrerſeminare unter ſich. — Die biſchöflichen Schulen, Bildungsſtätten des katholiſchen Klerus, ſind die erſten, welche ſeit dem IX. Jahrh. unter dem Namen S. bekannt geworden ſind, und ſie beſtehen noch in den meiſten katholiſchen Ländern als ſolche in den Klöſtern und in der unmittelbaren Nähe der Biſchöfe, vorzüglich in Spanien (auch Collegien genannt), Italien und Öſtreich ꝛc., außer denen, welche in Facultätsſchulen und Univerſitäten übergingen, zu welchen ſie den Keim in ſich trugen. Später

erlangten die Seminare der Jeſuiten eine beſondere Berühmtheit und waren im Gegenſatze zu den Convictorien (Koſt- und Erziehungshäuſer für alle Knaben) Bildungs- und Vorbereitungsorte für junge Ordensadſpiranten. Als treffliche Beförderer ächter Volksbildung, weil nicht befangen von den geheimen Zwecken eines beſondern Ordens, ſind erſt die proteſtantiſchen Seminare, welche in der Mitte des XVIII. Jahrh. erwachten, die wichtigſten Momente in der Verbeſſerung des Volksſchulweſens geworden. Dem Oberconſiſtorialrathe Joh. Jul. Hecker gebührt der wohlverdiente Ruhm, zuerſt darauf bedacht geweſen zu ſein, junge Leute zu Volksſchullehrern vorzubereiten und dieß wichtige Geſchäft der Volksbildung nicht mehr dem Zufalle und oft unwürdigen Subjecten zu überlaſſen. Er begann das edle Werk 1748 in der eben von ihm geſtifteten Realſchule zu Berlin und erlebte die Freude, daß ſeine Privatanſtalt in ein öffentliches Inſtitut, ein Landſchullehrer- und Küſterſeminarium, verwandelt wurde. Später (1817) wurde es mit ſeinen Emolumenten nach Potsdam verlegt, wo es noch jetzt unter der rühmlichen Leitung des Prediger Striez blüht. Nächſtdem wurde im Jahre 1768 zu Karlsruhe ein Landſchullehrerſeminar unter Karl Friedrich errichtet und in der Folge hat die Vermehrung und Verbeſſerung derſelben Baden auf eine hohe Stufe der Volksbildung erhoben. Beſonders aber ſeit der rühmlichen Wirkſamkeit Rochow's für Landſchulen lebte dieſe Idee immer mehr auf. Im Jahre 1776 wurde ein S. zu Minden durch den Miniſter von der Recke, 1778 zu Halberſtadt von dem Domcapitel unter dem Freiherrn Spiegel zum Dieſenberg und 1779 von dem Paſtor Herbing ein Privat-S. eröffnet, zu denen im Jahre 1786 auch das zu Weſel kam, wo ſchon ſeit 1687 unter dem Namen Contubernium eine Bildungsanſtalt für Schullehrer beſtanden hatte. Das weimarſche S., geſtiftet 1784, verdankt ſeine Einrichtung dem Generalſuperintenden Herder und blüht jetzt noch unter dem Director Schweizzer. Nach dieſen Vorgängen fanden die Seminare immer allgemeinere Aufnahme, ſo daß ſchon vor 1790 in größeren und kleineren Staaten (in Städten und auf dem Lande), in Gotha, Deſſau, Hohenlohe, Heſſen-Caſſel, Detmold, Naſſau, Hanover, Sachſen, Dänemark u. a. ähnliche Inſtitute entſtanden. Der Glanzpunkt jedoch in der Geſchichte der S. iſt Preußen, welches bis zum Jahre 1806 ſchon 14 Seminare, im Jahre 1826 aber 28 und im Jahre 1831 ſogar 34 trefflich organiſirte Hauptſeminarien (die vorzüglichſten zu Potsdam, Magdeburg, Weißenfels, Jenkau) beſaß, für deren Unterhaltung der Staat allein in dieſem Jahre 88323 Thlr. verwendete. Rechnet man hierzu die große Anzahl Hülfs- oder kleinerer Seminare (ausgezeichnet iſt das Laſtadie'ſche zu Stettin, vom Kreisſchulrath Bernhardt geſtiftet), welche im Verborgenen die größten Dienſte leiſten, obgleich ſie vom Staate nur geringere Unterſtützung erhalten können, ſo wird es erklärlich, wie dieſe Monarchie durch ſittliche und intellectuelle Kraft allen übrigen Staaten vorleuchtet. Auch in der Schweitz gibt es in mehreren Cantonen treffliche Schullehrerſeminarien und Schullehrerſchulen, ſo wie auch in Amerika die Bildung der Lehrer durch dieſe Inſtitute herrlich gedeiht. Nur Frankreich und England leiden hieran noch großen Mangel.— Was endlich die Geſchichte der philologiſchen Seminare betrifft, ſo pflanzte ſich der grammatiſche oder kritiſche Schulpedantismus von Schule zu Schule ohne pädagogiſchen Geiſt und wohlthätigen Einfluß auf das Leben weiter fort, mit Ausnahme der Schule zu Deventer, bis endlich in der pietiſtiſchen Schule A. H. Franke zuerſt die Forderung aufſtellte, daß die künftigen Lehrer an höheren Schulen in Seminaren zu ächten Pädagogen gebildet werden ſollten. Auf ſeinen Antrieb wurde zu Halle ein S. der Humaniora errichtet, deſſen erſter Lehrer und Vorſteher der berühmte Schulmann C. Cellarius war. Dieſer ſtiftete daſelbſt das Seminarium doctrinae elegantioris. An der Spitze des erſten eigentlichen philologiſchen S. zu Göttingen ſtand aber der ebenfalls zur humaniſtiſchen Schule gehörende J. Matth. Gesner in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts. Im Jahre 1784 gründete auch zu

Leipzig Chr. Dan. Beck ein philologiſches S., welches noch unter Hermann rühmlich fortbeſteht, ihm folgten 1806 in Heidelberg Fr. Creuzer, 1807 Halle und 1808 Jena. Seitdem haben auch dieſe Inſtitute regere Theilnahme an den meiſten deutſchen Univerſitäten gefunden. — Die Idee eines pädagogiſchen S. hatte ſich auch ganz beſonders in der Frankeſchen Stiftung entwickelt und trat durch Niemeyer in volles Leben, ſo wie auch in Heidelberg neben dem philologiſchen S. ein pädagogiſches, anfangs vereint, ſpäter getrennt unter der vorzüglichen Leitung des Kirchenraths Schwarz beſteht. 84.

Seminolen ſind gleichbedeutend mit Creeks (ſ. d. Art.).

Semiotik, **Semiologie**, iſt der Theil der Heilkunde, welcher die verſchiedenen Zeichen oder Merkmale der Geſundheit, der Krankheiten und des Ausganges derſelben lehrt. Vergl. S. G. Vogel „Allgemeine mediciniſch-diagnoſtiſche Unterſuchungen ꝛc." (Stendal 1824—1831. 2 Thle.); Albers „Lehrbuch der Semiotik" (Leipz. 1834); R. Küttner „Handwörterbuch der mediciniſchen Phänomenologie" (Leipz. 1836. 2 Bde. 8.). 7.

Semipelagianismus heißt die zwiſchen dem Auguſtinismus und dem ſtrengen Pelagianismus (ſ. d. Art.) vermittelnde Anſicht, oder die Theorie der durch die Sünde des erſten Menſchen geſchwächten, aber nicht aufgehobenen menſchlichen Freiheit neben der göttlichen Gnade. Sie ward durch einige Mönche zu Maſſilia (Caſſianus, Fauſtus, Vincentius, Gennadius) verbreitet, welche lehrten: von Adam ſei zwar eine gewiſſe moraliſche Schwäche und Neigung zur Sünde, ſowie der Tod des Leibes auf alle Menſchen übergegangen, wiewohl nicht als Strafe für Adam's Sünde; aber der Menſch habe immer noch einen freien Willen und könne die Beſſerung aus eigener Kraft wenigſtens in ſich anfangen, bedürfe aber dann der Gnade, um darin fortzuſchreiten. Dieſes Syſtem, auf der Synode zu Arelate (472) und Lugdunum (475) zur öffentlichen Lehre erhoben, wurde allmählig unter mancherlei Modificationen in der lateiniſchen Kirche allgemeinherrſchend, obwohl es vom Pelagianismus nicht weſentlich verſchieden iſt. Vergl. Jo. Geffcken „Historia Semipelagianismi antiquissima" (Gott. 1826); G. F. Wiggers „Commentatt. III de Jo. Cassiano, qui Semipelagianismi auctor vulgo perhibetur" (Rostoch. 1824); Derſelbe „Verſuch einer pragmatiſchen Darſtellung des Auguſtinianismus und Pelagianismus." 2. Thl. Kap. 16. 63.

Semiramis, (bedeutet urſprünglich Bergtaube), iſt der Name einer in die dunkle Vorzeit gehörenden aſſyriſchen Königin, deren Geſchichte mit vielfachen Sagen und Fabeln vermengt iſt. Von einer Göttin, Namens Derceto entſprungen, ſoll ſie als ein ſchönes Kind von derſelben ausgeſetzt, von Tauben ernährt, dann von einem Hirten aufgefunden und an Kindesſtatt angenommen worden ſein und von demſelben den Namen S. erhalten haben. Zur Jungfrau herangewachſen, hat ſie dann ein gewiſſer Menon, ein vornehmer Officier des Königs Ninus kennen gelernt, der von ihrer Schönheit bezaubert ſie endlich zu ſeiner Gemahlin genommen habe. Kaum aber mit Menon vermählt mußte ſie denſelben mit nach Baktra begleiten, gegen welches Ninus zu Felde gezogen war. Hier nun bekam ſie auch Ninus ſelbſt zu ſehen; auch er konnte ihrer Schönheit nicht widerſtehen, beſtürmte ihren Gemahl mit Bitten und Drohungen ſie ihm als Gattin zu überlaſſen und erhielt ſie endlich, nachdem Menon ſich aus Furcht und Eiferſucht ſelbſt das Leben genommen hatte. So zur königlichen Würde erhoben gebar ſie dem Ninus einen Sohn, Namens Ninyas, und übernahm nach dem Tode ihres Gemahls die Regierung des Reichs und die Obervormundſchaft über ihren Sohn, indem ſie in Männerkleidung ſich für denſelben ausgab. Zum Andenken an ihren Gemahl errichtete ſie demſelben zu Ehren in der Stadt Ninive ein prächtiges Grabmal. Noch größeren Ruhm brachte ihr aber ihre nun folgende Regierungszeit. Sie baute zuerſt die

Stadt Babylon, verband die beiden durch den Euphrat von einander getrennten Stadttheile durch eine herrliche Brücke, zierte die Stadt mit Tempeln, anderen prächtigen Gebäuden und einem Obelisk, legte hierauf noch mehrere andere Städte am Euphrat und Tigris an und übernahm endlich einen Kriegszug in die benachbarten Reiche. Sie zog zuerſt nach Medien, lagerte ſich nahe bei dem dem Jupiter heiligen Berge Bagiſtanus, und legte hier einen großen Park an, der in der Folgezeit unter dem Namen der hängenden Gärten der Semiramis bekannt war. Von da zog ſie bis nach der Stadt Chaon, woſelbſt ſie wegen der anmuthigen Gegend ziemlich lange verweilt haben ſoll. Auch ſoll ſie hier der Üppigkeit und Ausſchweifung ergeben geweſen ſein, die ſchönſten Männer ihres Heeres zu ihrer Umarmung gelaſſen, dieſelben aber ſogleich darauf haben hinrichten laſſen. Auf dem Wege nach Ekbatana machte ſie dann den Berg Zarcäum in Erde gleich und legte eine Straße an, die in der Folge der Weg oder die Straße der S. genannt wurde. Nachdem ſie hierauf Ekbatana ſelbſt auch verſchönert und mit prächtigen Paläſten verſehen hatte, ging ſie nach Perſien, Ägypten und Lybien, beſuchte den Tempel des Jupiter Ammon, bekriegte Äthiopien und kehrte endlich nach Baktra zurück. Ihr kriegeriſcher Geiſt ließ ſie nicht lange ruhig bleiben. Ein zweiter Zug, den ſie bald darauf unternahm, traf Indien. Allein obgleich auch hier wieder im Anfange Siegerin, erlitt ſie doch in einer zweiten Schlacht eine gänzliche Niederlage und mußte ſelbſt ſchwer verwundet mit dem Reſte ihres Heeres ſich nach Baktrien zurückziehen. Ein Verſchnittener, von ihrem Sohne dazu veranlaßt, ſuchte ſie jetzt zu ermorden. Sie entſagte daher der Regierung, übergab ihrem Sohne das Reich und verſchwand. Die Fabel ſagt, ſie ſei in der Geſtalt einer Taube nebſt einem andern Haufen dieſer Thiere davongeflogen. Auch ſoll ſich davon die Sitte herſchreiben, daß die Aſſyrer der Taube göttliche Verehrung erwieſen. S. erreichte das Alter von 62 Jahren und hatte 42 Jahre lang regiert. Ihre Regierung fällt ungefähr in die dunkle Zeit 2000 vor Chr. Hat man auch oft zufolge jener fabelhaften Zuſätze, die die Geſchichte der S. enthält, zwei Perſonen dieſes Namens angenommen, oder wohl gar die S. als eine nur mythiſche Perſon ganz aus der Geſchichte verdrängt, ſo möchte doch dieſe Anſicht wohl ſchwerlich als ausgemacht wahr erwieſen und alles hiſtoriſche Daſein der S. mit Grund hinweggeläugnet werden können. Höchſt intereſſant ſind die Beſchreibungen des Reiſenden Profeſſor Schulz aus Gießen, welche derſelbe über Reſte uralter Denkmäler der Stadt Wan, die von den Armeniern die Stadt der S. genannt wird, dem Publicum mitgetheilt hat. 20.

Semiten ſind eigentlich die Nachkommen des Sem, des zweiten Sohnes Noah's, wozu nach der Geſchlechtstafel 1. Moſ. 10. die Weſtperſer, Aſſyrer, Chaldäer, Syrer, Hebräer, Lydier, nebſt ihren Zweigen gehören; doch hat man den Ausdruck in unſeren Zeiten allein auf die Völker bezogen, welche die mit der hebräiſchen verwandten Sprachen reden, welche daher ſemitiſche genannt werden. Danach gehören aber die Phönicier und die Araber, welche in der Bibel zu den Hamiten gerechnet werden, nothwendig zu den S., während die Weſtperſer, Aſſyrer und Lydier einem andern Stamme zuzurechnen ſind. Man erkennt übrigens leicht, daß der Name zwar in keiner Beziehung bezeichnend genug iſt, jedoch im Allgemeinen, einmal angenommen, eine beſtimmte Völkerclaſſe als in ſich abgeſchloſſen darſtellt. — Die ſemitiſchen Sprachen, welche man früher zu allgemein die morgenländiſchen vorzugsweiſe zu nennen pflegte, bilden eine eigne Sprachclaſſe, deren Wurzeln zwar, wie man in der neueſten Zeit nachgewieſen hat, wunderbar mit den indogermaniſchen übereinſtimmen, die aber doch ſchon in einer ſehr frühen Zeit einen ganz eigenthümlichen Entwickelungsgang genommen hat. Dieſe Sprachen bilden nämlich gewiſſermaßen eine Mittelſtufe zwiſchen Anfang und Ausbildung grammatiſcher Geſtalt; ſie zeigen eine ganz eigenthümliche Anſchauungsweiſe der Begriffe und ihrer Verhältniſſe; es iſt mehr das Einzelne,

das ſich grammatiſch und lexikaliſch entfaltet hat, als ein rein logiſches Gebäude; ſo daß im Vergleiche mit anderen Sprachen hier Reichthum, dort Armuth einen merkwürdigen Contraſt darſtellen. Leider iſt aber, trotz der gediegenſten Arbeiten in den einzelnen Sprachen, bis jetzt immer mehr nur das Formelle, als das rein Geiſtige derſelben berückſichtigt worden; gewiß liegt jedoch noch ein reicher Schatz logiſcher Entwickelung in ihnen verborgen, welcher des Schatzgräbers wartet. Man theilt ſie gewöhnlich in drei Zweige, das Aramäiſche (Chaldäiſche, Syriſche), das Hebräiſche mit dem Phöniciſchen und das Arabiſche mit dem Amhariſchen oder Äthiopiſchen, deren Anlage im Ganzen dieſelbe iſt, die ſich aber theils in formeller Hinſicht, theils in Anſehung des ſprachlichen Reichthums von einander unterſcheiden. Eine ſcharfſinnige Entwickelung ihres Unterſchiedes und ihrer Gleichheit gibt J. Fürſt in ſeiner „Chaldäiſchen Formenlehre" (Leipz. 1836). 9.

Semler (Johann Salomo), nächſt Erneſti der vorzüglichſte Begründer der Wiedergeburt der proteſtantiſchen Theologie im XVIII. Jarh., ward geboren zu Saalfeld 1725, wo ſein Vater Archidiakonus war. Obwohl anfangs vor dem damals am Hofe ſeiner Vaterſtadt herrſchenden Pietismus durch ſeine Mutter verwahrt, ward er doch nach deren Tode von demſelben angeſteckt, dem er ſich nun mit allem Ernſt und Eifer hingab, ſo daß an die Stelle der frühern Heiterkeit Trübſinn und Angſt um das Heil ſeiner Seele trat. In ſolcher Stimmung bezog er 1742 die Univerſität zu Halle, wo ſein Geiſt jedoch bald, namentlich durch die Vorträge und den Umgang Sigm. Jak. Baumgartens, eine andere und beſſere Richtung bekam. Nachdem er ſich bereits durch einige Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hatte, wandte er ſich 1749 nach Coburg und übernahm hier 1750 die Herausgabe der „coburger Zeitung", die er mit mehreren gehaltvollen Aufſätzen bereicherte. Schon im folgendem Jahre erhielt er einen Ruf als Profeſſor der Geſchichte und Poeſie nach Altdorf. Kaum aber hatte er dieſe Stelle angetreten, als er (1752) nach Halle als Profeſſor der Theologie berufen ward. Zahlreiche Zuhörer ſtrömten hier zu ſeinen anregenden und durch neue Anſichten anziehenden Vorträgen über Kirchengeſchichte, Hermeneutik und Dogmatik und nach Baumgarten's Tode (1757) ward ihm auch das Directorium des theologiſchen Seminars übertragen, aus deſſen Fonds er dem Miniſter von Zedlitz zu Gefallen 1777 eine philanthropiſche Erziehungsanſtalt zur Übung der Seminariſten gründete. Allein dieſen Schritt mußte er bitter bereuen, da ihm derſelbe Miniſter 1779 das Directorium beider Anſtalten nahm. Noch manche andere Kränkungen, zum Theil durch ſeine eigenen Schriften (wie die über das preußiſche Religionsedict) veranlaßt, erfuhr er, namentlich in ſeinen letzten Lebensjahren, bis an ſeinen Tod, welcher am 14. März 1791 erfolgte. — Durch die hiſtoriſche Interpretation der Bibel, durch ſeine Unterſuchungen über den Kanon, durch die Kritik in der Geſchichte der Lehren der Kirche, durch Behauptung des Rechts, frei und verſchieden zu denken über unweſentliche Lehren, und durch Scheidung dieſer von den weſentlichen, endlich durch Stürzung der Myſtik und des Glaubens an Typologie, an Einwirkungen böſer Geiſter auf Welt und Menſchen iſt S. der Stifter der liberaleren Theologie neuerer Zeit geworden und war er der Erſte, der wenigſtens auf eine auffallende Art und geradezu die große Revolution bewirkte, welche ſich ſeit den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts in der Theologie ereignete. Seine weſentlichſten Verdienſte ſind um die Kirchen-, ſonderlich Lehrgeſchichte und um die beſſere Exegeſe. Was jene betrifft, ſo hat er ihre Quellen mehr geöffnet und daraus geſchöpft. Er hat mehr Kritik hineingebracht, das Unächte vieler angeblichen Quellen entdeckt, Vieles in denſelben verbeſſert und das Zuverläſſigere von dem Verdächtigen geſchieden. Was dieſe betrifft, ſo griff er mit Eifer eingewurzelte Vorurtheile an, die den Ausleger hinderten, ſich weiter umzuſehen und

ſeinen Geiſt in Feſſeln hielten; zeigte das Willkührliche bloßer durch eine übelverſtandene Ehrfurcht gegen die Bibel geheiligter Hypotheſen und arbeitete beſtändig auf eine vorurtheilsfreie Behandlung der heiligen Schrift hin. In der Kritik der Bibel übertraf er unſtreitig Alle, die vor ihm in dieſem Fache gewirkt hatten. Namentlich hat er ſich um den Text des N. T. verdient gemacht. Er iſt's, der recht eigentlich den Werth der Handſchriften und ihres Textes unterſcheiden lehrte, der den Charakter jeder merkwürdigen alten Handſchrift beſtimmte und das alte Vorurtheil wider die Handſchriften der lateiniſchen Recenſion zerſtörte. Eben ſo verdient hat er ſich um die hiſtoriſche Interpretation gemacht, in der er die Bahn geöffnet und die Ehre des Reformators behauptet hat. Endlich wirkte S. auch auf freiere Behandlung der Dogmatik mächtig ein, indem er jüdiſche Beſtandtheile vom bibliſchen Chriſtenthume auszuſcheiden ſuchte und in der Kirchenlehre, was blos Menſchenzuthat ſei, in vielerlei Beiſpielen zeigend, wie die letztere erſt allmählig oft durch Mißverſtändniß und Gewaltthätigkeit geworden ſei, bis er erſchreckt durch Bahrdt's Überſchreitungen vor ſeiner Bahn bang wurde, die vollkommene Gültigkeit der öffentlichen Kirchenlehre als Volksreligion um der Ordnung willen behauptete und ſogar das preußiſche Religionsedict in Schutz nahm, die Privatreligion (ſubjective Überzeugung) jedoch freigegeben wiſſen wollte und mit allen Parteien zerfallen ſich am Abende des Lebens verdüſtert in Träumereien ſeiner Jugend zurückzog, mineralogiſchen Wanderungen und chemiſchen Verſuchen ſich hingebend, wobei er zuletzt ſelbſt der Erfindung der Lebenstinctur nahe zu ſein wähnte. — Seine Schriften ermangeln, da er von den Fortſchritten der deutſchen Philoſophie und Sprache zu wenig Kenntniß genommen hatte, der philoſophiſchen Syſtematik und gefälligen Schreibart. Wir nennen hier folgende als die wichtigſten: „Apparatus ad liberalem V. T. interpretationem" (Hal. 1773); „Apparatus ad liberalem N. T. interpretationem" (Hal. 1767); „Abhandlung von freier Unterſuchung des Kanon" (Halle 1771—1775, 4 Thle.); „Vorbereitung zur theologiſchen Hermeneutik" (Halle 1760—1769, St. 1—4.); „Historiae eccles. selecta capita" (Hal. 1767 sqq. 3 Voll.); „Verſuch eines fruchtbaren Auszugs der Kirchengeſchichte" (Halle 1773 ff. 3 Bde.); „Verſuch geiſtlicher Jahrbücher" (Halle 1783, 2 Bde.); „Institutt. ad doctrinam christ. liberaliter docendam" (Hal. 1774); „Verſuch einer freiern theologiſchen Lehranſicht" (Halle 1779). Vergl. Nösselt, „Narratio de Semlero, ejus ingenio ac meritis in interpret. script. s. Hal. 1792 und ſeine von ihm ſelbſt verfaßte Lebensbeſchreibung (Halle 1781, 2 Bde.). 63.

Semlin, Zemlin, Stadt in der ſlawoniſchen Militairgrenze, Belgrad gegenüber, in dem Winkel der Mündung der Sau in die Donau, iſt der Übergangspunkt aus Öſtreich in die Türkei, der Mittelpunkt des Handels zwiſchen Wien und Conſtantinopel und Sitz eines Geſundheitsrathes und der größten Quarantaineanſtalt Öſtreichs. Sie hat ungefähr 9000 Einw., meiſt Sorben, die ſich ſeit der Eroberung Belgrads durch die Türken hier angeſiedelt haben, beſteht aus der eigentlichen Stadt und der Vorſtadt Franzensthal, iſt aber ſchlecht gebaut. Der Marktplatz liegt am öſtlichen Ende der Stadt. 37.

Semnonen, ein altes deutſches Volk, das vornehmſte unter dem ſueviſchen Stamme, bewohnten nach Tacitus die Landſtriche zwiſchen der Elbe und Oder von der böhmiſchen Grenze bis an die Havel und breiteten ſich auch jenſeits der Oder an der Warthe aus. Sie waren ſehr mächtig, mußten aber Marbod's Herrſchaft anerkennen, bis ſie im Kriege deſſelben mit Arminius ſich wieder unabhängig machten. Seitdem ſtanden ſie wieder unter eigenen Königen, werden aber ſeit der Zeit des Domitianus nicht wieder erwähnt und ihr Name ging daher wahrſcheinlich unter dem allgemeinen der Sueven unter. 37.

Sempach, ein Flecken im Canton Luzern an der Oſtſeite des ſempacher

Sees, mit ungefähr 1800 Einw., iſt merkwürdig durch einen Sieg der Schweitzer über die Öſtreicher den 9. Juli 1386. — Der fortwährende Übermuth des Adels lag nämlich noch hart auf den Eidgenoſſen und dieſe ſuchten ſich durch Zerſtörung der Zwingburgen davon loszumachen. Der gereizte Adel wandte ſich nun an Leopold von Öſtreich, der die Gelegenheit ergriff, die Schweitz wieder unter ſeine Botmäßigkeit zu bringen. Während er nun ein ſtarkes Heer unter Johann von Bonſtetten im Aargau ſtehen ließ, um Zürich im Zaume zu halten, rückte er mit 6000 Geharniſchten nach Luzern, die Ritter mit Stricken für die Schweitzer verſehen. Bei S. erwarteten ſie 1400 Eidgenoſſen aus Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Glarus unter Arnold Strutthan von Winkelried. Von den Roſſen geſtiegen rückten die Öſtreicher im dichten Haufen mit verſteckten Lanzen vorwärts. Die Schweitzer nur mit Hellebarden, zum Theil blos mit Keulen bewaffnet und mit Bretern ſtatt der Schilde traten aus dem Walde ihnen entgegen; aber nirgends konnten ſie widerſtehen oder in den gedrängten Haufen eindringen; ſie wurden umringt und viele der Tapferſten waren bereits zu Boden geſunken. Da trat Arnold von Winkelried hervor mit den Worten: „Ich will euch eine Gaſſe machen; ſorget für mein Weib und meine Kinder", faßte mit ausgeſtreckten Armen eine Menge öſtreichiſcher Lanzen und drückte ſie ſo gewaltig unter ſeiner Bruſt zuſammen, daß die Männer auf ihn fielen. In dieſe Lücke drangen die Eidgenoſſen ein und ein fürchterliches Blutbad begann unter den Öſtreichern, die noch dazu in ihren ſchweren Harniſchen von der Hitze des Tages viel zu leiden hatten. 680 Ritter, unter ihnen der Herzog, wurden erſchlagen und die Übrigen aus einander geſprengt; doch auch 200 Eidgenoſſen bedeckten das Schlachtfeld. Ein dreitägiger Waffenſtillſtand zur Beerdigung der Todten ward geſtattet und eine Jahresfeier dieſes Sieges geſtiftet. 37.

Semperfreie Leute oder **ſchöppenbare reichsfreie Leute** waren im deutſchen Mittelalter ſolche Freie, welche der allgemeinen Unterdrückung durch das Lehnweſen unter Karl dem Großen und ſeinen Nachfolgern entgangen als Deutſche immer frei geblieben und nie einem Grafen, Voigte oder Herzoge unterwürfig geweſen waren. Sie waren deßhalb beſonders angeſehen und als Edelinge zu Kriegs- und Ritterdienſten, zu Beiſitzern bei Gerichten u. a. vor Allen befähigt. Da nach der Zeit dieſer Freien immer weniger wurden, ſo gab dieſes Prädicat bedeutende Auszeichnung. Die unmittelbaren Reichsfreiherren und die Herren von Limpurg nebſt den Grafen Schafgotſch vornehmlich führten ſolches. Beim Sendgerichte ſtanden ſie unmittelbar nur unter dem Biſchofe. Das ſächſiſche Landrecht ſagt von ihnen Lib. I. art. 2. „ein jeglich Chriſten Mann, der iſt pflichtig den Send zu beſuchen dreimal im Jahr, ſo er zu ſeinen Jahren kommen in dem Biſthum, da er ingeſeſſen iſt. Freyheit iſt aber hieran dreyerley. Schöppenbare Leute, die ſollen der Biſchöffe Send beſuchen; die pfleghafte der Thumpröbſte, die Landſaſſen der Erzprieſter." Sie hießen deßhalb „ſendbarfrei", woraus ſemperfrei geworden iſt. Daß die Sempermannen oder Semperleute, welche befähigt waren in den Sendgerichten als Schöppen zu ſitzen, dazu gehört hätten, iſt unwahrſcheinlich. 17.

Senat iſt wörtlich die Verſammlung der Alten. Der Urſprung findet ſich in dem erſten Anfange der römiſchen Geſchichte, indem die früheſten Könige eine Verſammlung älterer Perſonen aus den angeſehenſten Geſchlechtern (den Patriciern) zur gemeinſamen Berathung in Staatsangelegenheiten zuzogen und ihr den Namen Senatus beilegten. Nach Vertreibung der Könige behielt der S. die Regierungsgewalt allein, bis nach und nach die Macht des Volks anwuchs und die Volksvertreter (Tribunen) einen Antheil daran erlangten, obgleich der S. die Oberhand behauptete. Die Kaiſer behielten ihn als oberſten Staatsrath bei. Da der S. aus den vornehmſten alten Geſchlechtern gewählt wurde, ſo fand man in

neueren Zeiten in den Städten die höchſten, aus den angeſehenſten Bürgergeſchlechtern beſtehenden Stadtregierungen mit jener Einrichtung vergleichbar und nannte das Collegium den S., die Mitglieder Senatoren und die vornehmſten Bürgerfamilien, welche beſonders in den Reichsſtädten den Bürgeradel bildeten, Patricier. Auch in Reichen, wie in Rußland, nennt man den aus den erſten Familien des Landes gewählten Reichsrath, welcher mit dem Regenten die Arbeit theilt, S. Endlich bei höheren Landescollegien oder Gerichten werden mitunter die verſchiedenen Abtheilungen als der I. und II. ꝛc. S. bezeichnet. 3.

Sendgerichte. Im ältern Deutſchland war es üblich, daß der Biſchof und ſpäterhin an ſeiner Stelle ein Official jährlich einmal im Kirchenſprengel herumreiſete und über die Vergehungen, welche gegen die Sonn- und Feſttagsfeier oder gegen die 10 Gebote vorgefallen waren, Gericht hielt. Der dirigirende Geiſtliche war der Sendrichter, die Schöppen aber weltliche. Die Gegenſtände nannte man Sendfälle, die Angezeigten Sendfällige, Sender. Man iſt nicht einig darüber, ob die S. den Namen von der Sendung des Geiſtlichen oder vom Beklagten, als dem Sünder, erhalten haben. 17.

Senebier (ſpr. Senebié) (Jean), ein bekannter Naturforſcher, ward 1742 zu Genf geboren, ſtudirte daſelbſt Theologie, Philoſophie und Naturwiſſenſchaften und ward 1765 Prediger zu Genf, 1769 Prediger zu Chancy und 1773 Bibliothekar zu Genf, lebte ſeit 1789 zu Rolle im Waadtlande zurückgezogen, kehrte 1799 nach Genf zurück und ſtarb daſelbſt den 22. Juli 1809. Er hat ſich beſonders durch ſeine ſcharfſinnigen Unterſuchungen über die atmoſphäriſche Luft und über den Einfluß des Sonnenlichts auf die Körper der Natur einen berühmten Namen erworben, den ſein Hauptwerk: „Essai sur l'art d'observer et de faire des expériences“ (Genf 1775. 2 Bde. 2. Aufl. 1800. 3 Bde.) zu erhalten wohl geeignet iſt. 16.

Seneca, berühmte römiſche Schriftſteller. I. Marcus Annäus S., ein berühmter römiſcher Rhetor aus Corduba in Spanien, kam frühzeitig nach Rom, wo er einer der gefeiertſten Lehrer der Beredſamkeit wurde. Erſt um Chriſti Geburt ging er nach Spanien zurück und ſtarb in ſeiner Vaterſtadt 34 n. Chr. Neben einem ausgezeichneten Talente zur Redekunſt ſoll er auch ein ſo treffliches Gedächtniß beſeſſen haben, daß er zweitauſend Namen und zweihundert Verſe, wenn er ſie auch nur ein einziges Mal gehört hatte, eben ſo zu wiederholen im Stande war, wie ſie ihm vorgeſagt worden waren. Er ſchrieb „Controversiarum libri decem“ (10 Bücher über die rhetoriſche Behandlung wichtiger Rechtsfälle), wovon uns jedoch leider nur Buch I. II. VII. VIII. X. verſtümmelt erhalten ſind, und ein uns ebenfalls unvollſtändig erhaltenes „Suasoriarum liber“ (Empfehlungsreden). Beide Schriften ſind für die Kenntniß des Zuſtandes der Redekunſt ſeiner Zeit von großer Wichtigkeit, da ſie viele Bruchſtücke von Declamationen verſchiedener anderer gleichzeitiger Rhetoren enthalten. Sein Styl empfiehlt ſich zwar durch eine ſeltene Kürze, wird aber auch dadurch nicht ſelten unnatürlich und affectirt. Ausgaben beſitzen wir: Ed. princ. zugleich mit des Luc. Annaeus Seneca Opp. (Ven. 1490. Fol.); von Andr. Schottus (1603sq. Fol.); cum not. var. (Paris. 1613. Fol.); von J. F. Gronov (Amſterdam 1672. 8.) und ed. Bipont (1783, 1810. 8.). II. Lucius Annäus S., der Sohn des Vorigen, ward zu Corduba geboren und in Rom erzogen und ausgebildet. Nachdem er noch als Jüngling mit den größten Philoſophen ſeiner Zeit ſich bekannt gemacht, ſich als Philoſoph und Redner aufs Vortheilhafteſte ausgezeichnet, ja ſelbſt auch die Aufmerkſamkeit des Kaiſers Caligula auf ſich gezogen hatte und endlich ſelbſt Quäſtor geworden war, mußte er im Jahre 41 n. Chr. den Ränken der berüchtigten Meſſalina weichen und nach Corſica ins Exil gehen. Allein im Jahre 48 ward er zurückberufen, um die Erziehung des Nero zu leiten, und

zum Prätor ernannt. S., Meiſter im Schmeicheln und vollkommener Hofmann erwarb ſich bald die Gunſt des Nero in hohem Grade; es wird ihm aber gewiß nicht mit Unrecht der Vorwurf gemacht, daß er gegen die Fehler des Nero zu nachſichtig geweſen ſei und dieſelben nicht frühzeitig genug unterdrückt habe. Er verlor daher auch bald allen Einfluß, zog ſich endlich ganz vom Hofe zurück und lebte den Wiſſenſchaften, ward aber in die Verſchwörung des C. Piſo verwickelt und mußte es als Gunſt betrachten, daß, ſtatt unter Henkers Hand zu ſterben, es ihm erlaubt wurde, ſich ſelbſt den Tod zu geben. Er ſetzte ſich in ein warmes Bad und ließ ſich die Adern öffnen. Allein da die Verblutung zu langſam erfolgte, nahm er noch Gift und ſtarb ſo 65 n. Chr. in ſeinem 63. Lebensjahre. Wenn S. neben der ſtoiſchen Philoſophie auch zugleich einer niedrigen Schmeichelei und dem Geize huldigte, wenn er mit Tugend und Standhaftigkeit zugleich auch Nachgiebigkeit gegen das Laſter verband und mitten unter Verdorbenheit durch ſchwaches Hin- und Herſchwanken und durch kriechende Bereitwilligkeit für den Dienſt der Agrippina thätig war, ſo iſt es gewiß, ſo viel auch zu ſeinem Vortheile ſich ſagen läßt, daß er nur als ein unzuverläſſiger und zweideutiger Charakter erſcheint. Der Einfluß dagegen, den S. durch ſeine Schriften auf ſeine Zeit äußerte, war groß und mit Recht nennt ihn einer der größten jetzigen Gelehrten einen Cicero ſeiner Zeit. Dieſe ſämmtlich zeugen von großem Fleiß, leiden jedoch an einem unnatürlichen, gekünſtelten Style, der ſich nach dem Geſchmacke der damaligen Zeit in philoſophiſchen Spitzfindigkeiten und Antitheſen erſchöpft. Sein umfaſſendſtes Werk ſind ſeine „Epistolae ad Lucilium." Außerdem beſitzen wir noch von ihm mehrere Schriften über einzelne philoſophiſche Gegenſtände, z. B. „De ira" (3 Bücher); „De providentia liber"; „De tranquillitate animi"; „De constantia sapientis"; „De clementia" (2 Bücher); „De brevitate vitae"; „De vita beata"; ein Bruchſtück „De otio sapientis"; „De beneficiis" (7 Bücher); ferner „Quaestionum naturalium libri VII"; „Consolatio ad Helviam"; „Consolatio ad Marciam." Von zweifelhafter Aechtheit ſind die „Consolatio ad Polybium" und die bittere menippiſche Satyre „Ἀποκολοκύντωσις" auf den Kaiſer Claudius; ausgemacht unächt aber ſind „Der Briefwechſel mit dem Apoſtel Paulus, „De virtutibus cardinalibus", „De moribus", „De terrae motu", „De superstitione" u. a. Die Ed. pr. erſchien zu Neapel (1475. Fol. 2 Bde.). Andere Ausgaben ſind von Des. Erasmi (Basil. 1515, 1529. Fol.); Muret (Bonn 1585. Fol.); J. Gruter (1594. Fol.); Just. Lipsius (Antw. 1605. Fol.); J. F. Gronovius (Amst. 1672. 2 Voll. 8.); F. E. Ruhkopf (Leipz. 1797—1811. 8. 5 Bde.). Gute Ausgaben einzelner Schriften ſind: „Opera philos." recogn. E. F. Vogel (Lips. 1830. 8.); von J. Schweighäuſer (Königsb. 1809. 8. 2 Bde.). III. S. Tragicus, ein Mann von ganz unbekannten Lebensverhältniſſen, gilt als Verfaſſer von 10 Tragödien, welche aber weder einem Verfaſſer, noch einer Zeit anzugehören ſcheinen und voll von unnatürlichen, affectirten Deklamationen, hochtrabenden Redensarten und geſuchten Gegenſätzen ſind, daher ſie auch nicht ſelten Ähnlichkeit mit den Schriften des Philoſophen S. haben, wodurch viele Kritiker veranlaßt wurden, auch dieſe Tragödien dem vorigen S. beizulegen. Ungeachtet ihres geringen Werthes aber haben dennoch dieſe Tragödien viele und ausgezeichnete Bearbeiter gefunden. Die beſten Ausgaben derſelben ſind: Ed. princ. s. l. et a. Fol.; von G. Fabricius (Lips. 1566. 8.); Just. Lipsius (Antwerp. 1588. 8. und Heidelb. 1589. 8.); Scriverius (Lugd. Bat. 1621. 8.); Gronov (Ebend. 1661 und Amſterdam 1668. 8.); Schröder (1728); Bothe (1819. 8. 3 Bde., neue Ausgabe 1822. 8.). Ins Deutſche überſetzte ſie E. Sommer (Dresden 1834 ff. 10 Lieferungen). 20.

Senegal oder Zenaga, einer der größten Ströme Afrikas, hat ſeine Quel-

len auf dem Nordrande des Gebirgszuges Kong in Hochſudan unter 9° L. 11° N. Br. und wird durch zwei Hauptquellſtröme, den Baſing (auch Baleo, Fura) und Kokora gebildet. Erſterer, die weſtliche Quelle, entſpringt in den Wildniſſen von Jallonkadu und nimmt ſeinen Lauf nach Norden; letzterer, der öſtliche Zufluß, kommt von der Mandingoterraſſe und wächſt nach einem kurzen nach Weſt-Nord-Weſt gerichteten Laufe durch mehrere Flüſſe verſtärkt zu einem bedeutenden Strome an. Beide vereinigen ſich nördlich vom 15° N. Br. und durchbrechen unter dem gemeinſchaftlichen Namen S. das Gebirge, bilden zwei große Waſſerfälle und treten in der Richtung von Norden nach Weſten als ein ſanft ſtrömendes Waſſer in die großen Ebenen von Senegambien ein. Hier nimmt der S. den Falemeh und Neriko auf, durchzieht ſchlangenförmig das ungeſunde Küſtenland und bildet gegen 40 Inſeln, von welchen Bilbos und Morphil mit Negerdörfern beſetzt, die größten ſind. 30 Meilen vom Meere, bis wohin Ebbe und Fluth reichen, theilt er ſich in 3 Arme, von denen der ſüdliche in gerader Linie dem atlantiſchen Oceane zuſtrömt, die zwei anderen aber ſich wieder vereinigen und längs der Dünenküſte und dem Feſtlande nach S. gekehrt ſich in das Meer ergießen. Der S. iſt gegen 160 Meilen lang und bis zu ſeinen Katarakten ſchiffbar, doch iſt die Einfahrt wegen einer großen Sandbank ſehr gefährlich. Da auf ſeinem unteren Laufe die Ufer ſehr flach ſind, ſo tritt er zur Regenzeit aus und befruchtet die ganze Umgegend. Übrigens iſt er ſehr fiſchreich und an ſeinen Ufern leben Krokodile, Seepferde ꝛc. 35.

Senegambien, Weſtnigritien, große Landſchaft in Weſtafrika, am atlantiſchen Meere, an und zwiſchen den Flüſſen Senegal und Gambia, vom Cap Blanc bis zum Cap Rogne, mit einigen anliegenden Landſchaften, 0° 36′—17° L., 10° 18′ Br., grenzt in Weſten an das atlantiſche Meer, in Süden an Guinea, in Oſten an Nigritien, in Norden an die Sahara und enthält einen Flächenraum von 30000 □Meilen. Im Innern findet man ſandige Wüſteneien mit anſehnlichen, zum Theil fruchtbaren Gebirgen (Konggebirge) abwechſelnd, welche mehrere 4—6000 Fuß hochliegende Hochebenen haben, und an den Küſten iſt das Land eben und gut bewäſſert; an den Küſten die Vorgebirge Verga, Roxo, nach Süden Mary und das grüne Vorgebirge und viele Inſeln (die Biſſoagruppe). Die Hauptflüſſe Senegal, Gambia, St. Domingo, Caſamanſa, Geba, Nunez, Rio Cacheo durchbrechen dieſe Gebirge, überſtrömen das Land, wodurch daſſelbe äußerſt fruchtbar wird, und fallen dann ins Meer. Man hat hier, wie in allen Ländern der heißen Zone, 2 Jahreszeiten: trockenen Sommer und Regenzeit; die letzte fängt im Juli an und endet im October; dann fallen an 115 Zoll Regen und das Thermometer ſteht dann gewöhnlich auf 84° Fahr. Die erſten Regengüſſe ſind ſehr ſchädlich, denn was ſie berühren, ſchimmelt und fault in kurzer Zeit. In der trocknen Jahreszeit iſt die Hitze nicht ſtark wegen der Nordwinde, die um dieſe Zeit wehen, und während der das Queckſilber bis auf 76° fällt. Sehr beſchwerlich ſind die Tornados oder ſüdöſtlichen Orkane, die von heftigen Gewittern begleitet ſind und Alles vor ſich her niederſtürzen; auch treten öfter Windſtillen ein, wo die Muskitos und andere Inſecten ſehr gefährlich ſind. Die Producte ſind aus dem Thierreiche: Pferde, Kameele, Rindvieh, Eſel, Schafe mit ſeidenartiger, feiner, nicht krauſer und mit andern längerm Haar untermiſchter Wolle, Ziegen, Schweine, Hunde, Löwen, Panther, Hyänen, Tiger, Leoparden, Luchſe, Elephanten, Giraffen, Flußpferde, Empalos, Affen, Hirſche, Haſen, Antelopen, Zibethkatzen, Kaninchen, Büffel, Goldwölfe, Krokodile, Eidechſen, Schlangen (auch die giftigen gehörnten Rieſenſchlangen), Schildkröten, Strauße, Trappen, Pfauen, Trut- und Auerhähne, Perl- und Rebhühner, Enten, Papageien, Bienen, verſchiedene Fiſche, als Zitteraal, Zitterrochen, ferner fliegende Heuſchrecken, Guinea- oder Muskelwürmer, Muskitos, Sandflöhe, Ameiſen,

auch eine Art Käfer (Leuchtkäfer), aus denen die Neger eine ſehr brauchbare Seife bereiten. 2) Aus dem Pflanzenreiche: große Waldungen, Maſtix- und Heuſchreckenbäume, Shihbaum (shea toulon), aus dem eine ſchmackhafte Pflanzenbutter bereitet wird, Barbaos (adansonia digitata), Teakbäume (durch die afrikaniſche Geſellſchaft in London an den Ufern des Senegal gepflanzt), Palmen, namentlich Kokos-, Datteln-, Fächer-, Pflaumenpalmen, Ceyle- oder Seidenwollenbaum (20 Fuß hoch), Gummibäume, Eben-, Campeche- und Mahagoniholz, Feigen, Granaten, Pomeranzen, Citronen und andere Südfrüchte, Tamarinden, Zuckerrohr, Baumwolle, Pfeffer, Indigo, Tabak, Reis, Mais, Hirſe, Maniok oder Caſſave, Ananas, Waſſermelonen, Piſangſtauden, Aloë, Lelebeſſen, Mangle- und Affenbrodbäume, Caſſia, Batatten, Yamwurzeln, Kaffeekorn, Savannen oder Weiden mit 10 Fuß hohem Graſe und Kräutern, und Apothekerwaaren. 3) Aus dem Mineralreiche: Gold, Kupfer, Eiſen, Salz, Ambra, Magnet, Thon, Marmor ꝛc. Die Ureinwohner ſind Neger, zwiſchen denen Haare, Geſichtsbildung, Farbe, Sitten ꝛc. einen merklichen Unterſchied machen. Zu dieſen gehören die Jaloffen, Mandingo's, Suſuneger, Felupas, Mauren, Serawullihs, Serreres, Fulahs, Pappels, Caobes und Dſchabonker. Die Neger ſind meiſtens Fetiſchanbeter; nur die Fulah's (Fulier), Mandingo's und Jaloffen haben eine aus Muhammedanismus und Fetiſchverehrung gemiſchte Religion, in der die Grigris oder Amulete ſich allgemeines Vertrauen erworben haben. Die muhammedaniſchen Prieſter heißen hier Marabuts (ſ. d. Art.). Einige Negervölker treiben etwas Ackerbau, Viehzucht und Fiſcherei; andere ſind Kaufleute; unter den Jaloffen und Mandingo's, den geſchickteſten Negern, verfertigen mehrere grobe Zeuche und Matten, Leder-, Töpfer- und Eiſenwaaren; die Europäer ziehen mit Vortheil Baumwolle und Cochenillencactus; aber keines von den Völkern treibt den Bergbau fleißig. Die Äcker werden im April beſtellt, aber ohne Pflug. Es wird der Boden gereinigt, welches geſchieht, indem man das Strauchwerk auszieht und verbrennt. An dem Handel dieſes Landes nehmen Engländer, Franzoſen, Portugieſen, Niederländer, Dänen und Nordamerikaner Antheil. Die Ausfuhr beſteht in Sklaven, von denen im Jahre 1830 von der Weſtküſte Afrikas nicht weniger als 42000 ausgeführt wurden, Fellen von Tigern, Gummi (jährlich 1800000 Pfund), Harz, Orſeille, Holz, Gold, Ambra, Elfenbein, Pfeffer, Straußfedern, Baumbutter ꝛc.; die Einfuhr in Schießgewehren, Pulver, Eiſenwaaren, Blei, geiſtigen Getränken, Glascorallen, Tabak, Tuch, wollenen Zeuchen, Leinwand, Kattun, Meſſern, Scheren, Säbeln, Papier, Bernſtein, Spiegeln, Sonnenſchirmen, Kupfergeſchirren, Töpferwaaren, Kauris ꝛc. Den Handel ſelbſt beſorgen die Slatihs, d. i. Neger, die als Sklavenhändler in den europäiſchen Factoreien zum Handel erſcheinen, und mauriſche Kaufleute. Das ganze Land wird in eine Menge unabhängiger Staaten getheilt und zwar ſüdwärts des Gambia: die Biſagosinſeln, die Inſel Bulama, die Inſel Biſſao, das Cap Roxo oder Rouge, Jereja, Foini und das Reich Kombo; im Lande zwiſchen dem Gambia und Senegal: die Inſel Sta. Maria, das kleine Ländchen Tonde-Maſe, Mariana, Liban, Kuranko, Soliman, Firia, Sangara, Kankan, Balia, Kuronia, Sangala, Dſchalonkadu, Dentilla, Futa-Dſchallon, Waſſala, Dſchia-Konkadu, Manding, Fuladu, Kaarta, Bruko und Gadu, Kaſſoe oder Kaſſe, Konkadu, Satadu, Bambuk, Kadſchaga oder Galam, Neola, Bondu, Wolli, Walli, Salum, Burb-Jolaf, Bara, Sin oder Tin, Baol, Damel von Cayor, Jafnu, Ludamar, Futadoro, Wallo oder Howal. Die Hauptbeſitzung der Engländer iſt James, der Franzoſen St. Louis und der Portugieſen Cachao. Alle dieſe Reiche ſind theils monarchiſche, theils republikaniſche. 71.

Seneſchall (seneschallus), von Senne, Sente (Heerde) und Schalk (Aufſeher), hieß an den Höfen derjenige, dem die Beſorgung der Tafel und ſomit auch

die oberſte Aufſicht über die Heerden und ſpäter über das ganze Hausweſen übertragen war. Er bekleidete alſo eine ähnliche Charge wie der Haushofmarſchall und der frühere Truchſeß in Deutſchland und der Stewart in England. In der ſpätern Zeit hatte ſich aber dieſer Wirkungskreis beſonders in Frankreich verändert; denn es wurden den Seneſchallen auch richterliche Functionen anvertraut und in den einzelnen Provinzen lebten deren, die die oberſte Gerichtsbarkeit im Namen des Königs ausübten und an der Spitze der Ritterſchaft ſtanden. Ihre Gerichtsbezirke hießen Sénéchauſſées. Den Titel eines Grandſeneſchall führte der jedesmalige S. am königlichen Hofe. Auch finden ſich an den Höfen der Lehnsfürſten von Frankreich dergleichen. 35.

Senf, Möſtrich, lat. sinapis; franz. moutarde; engl. mustard, nennt man eine Pflanzengattung, die in die natürliche Familie der Cruciferen und in die tetradynamia siliquosa gehört, ſo wie ein Gewürz, das aus den Samen der sinapis nigra L. bereitet wird. Es iſt dieß eine jährige, gewöhnlich an feuchten Orten wachſende, namentlich aber in mehreren Theilen Frankreichs angebaute Pflanze mit einem 2—3 Fuß hohen, runden, glatten und blaugrünen Stengel, an dem die großen, leierförmigen, etwas dicken und fleiſchigen Blätter ſitzen. Die kleinen gelbgeſtielten Blüthen ſtehen in langen Trauben am obern Theile des Stengels. Die Schoten ſind dünn, aufrecht, am Stengel anliegend und enthalten kleine kugelige, äußerlich ſchwarz, innen gelb ausſehende Samen. Dieſe haben einen eigenthümlich bitterlich ſcharfen, brennenden Geſchmack und gepulvert einen flüchtigen, Nieſen und Thränen erregenden Geruch. Sie enthalten ein ſcharfes, ſchweres, auf der Haut Brennen und Blaſen verurſachendes ätheriſches Öl, das dem Anſcheine nach den Hauptbeſtandtheil ausmacht, außerdem noch ein braunes, mildes Harz, ein gelbes, mildes, fettes Öl, Schleim, verſchiedene Salze und Spuren von Mangan, Eiſenoxyd, Schwefel und Ammonium. Wegen der dem Senfe inwohnenden Schärfe gehört derſelbe zu den die Verdauung befördernden Mitteln und iſt in dieſer Hinſicht dem Pfeffer gleichzuſtellen, ohne jedoch deſſen Nachtheile und die anderer erhitzender Gewürze zu beſitzen. Er iſt vorzüglich auf Seereiſen zu empfehlen, indem er ein gutes Präſervativ des Scorbuts abgibt. Mit Sauerteig zu einem Brei gemiſcht und auf die Haut gelegt gibt er in verſchiedenen Krankheiten ein treffliches Ableitungsmittel, indem er ſchon binnen ½ Stunde eine bedeutende Röthe hervorbringt und Blaſen zieht. Seine Zubereitung als Gewürz iſt nicht überall die nämliche; daher auch die Unterſchiede von franzöſiſchem, engliſchem und düſſeldorfer S. So bereitet man ihn z. B. in Frankreich mit Moſt oder Wein, worin man die Samen zerſtößt; noch allgemeiner aber bereitet man ihn mit dem Eſſige und einigen anderen Gewürzen, gewöhnlich auch mit etwas Knoblauch, wodurch ſowohl ſeine etwas zu große Schärfe maskirt, als auch dieſem Präparate ein angenehmerer aromatiſcher Geſchmack gegeben wird. Sein Genuß iſt beſonders dann, wenn man blähende Speiſen ißt, ſehr zuträglich. Daß damit getriebener Mißbrauch ſchadet und dadurch mit Länge der Zeit die Verdauungskräfte geſtört werden können, davon hat die Erfahrung ſo manches Beiſpiel aufzuweiſen. 21.

Seniorat (jus senii) heißt 1) die im ältern Deutſchland dem Familienälteſten übertragene Pflicht, die Rechte des ganzen Stammes zu ordnen und zu vertreten (ſ. Ganerbe); 2) dasjenige von den Familiengütern, welches ihm dafür zum ausſchließenden Genuſſe angewieſen worden iſt. Bei der in neueren Zeiten eingetretenen Zerſplitterung der Familien iſt der urſprüngliche Zweck oft nicht mehr zu erreichen, aber das Recht geblieben, daß gewiſſe Güter überhaupt, mit Ausſchließung der natürlichen Erbfolge, blos an denjenigen in der Familie vererben, welcher den Jahren nach der Älteſte iſt. Es würde daher der Fall eintreten können, daß der ältere Agnat die jüngeren Söhne ausſchlöſſe. Da in ſolchem Falle der jedesmalige Beſitzer nur ein bedingtes Recht an dem ihm blos auf Lebenszeit anvertrauten Gute

hat, ſo rechnet man diejenigen Seniorate, welche nicht durch Familienverträge errichtet, ſondern durch letztwillige Verordnungen beſtimmt ſind, unter die Fideicommiſſe. Von den Majoraten unterſcheiden ſie ſich darin, daß bei dieſen blos der ältere Sohn den jüngern Bruder ausſchließt. 17.

Senkenberg (Johann Chriſtian), geb. zu Frankfurt a. M. 1717, ſtudirte zu Göttingen und ließ ſich 1747 in ſeiner Vaterſtadt als praktiſcher Arzt nieder, errichtete daſelbſt das ſeinen Namen tragende Stift mit anatomiſchem Theater und Hospital und ſtarb 1772 in Folge eines Falles von einem Balken des neugebauten Hauſes. Ihm zu Ehren hat ſich 1817 die ſenkenbergiſche naturforſchende Geſellſchaft in Frankfurt gebildet, welche eine ausgezeichnete Naturalienſammlung beſitzt. — Sein älterer Bruder, Heinrich Chriſtoph, Freiherr von S., geb. den 19. Oct. 1704 zu Frankfurt, ward in Gießen erzogen, ſtudirte daſelbſt ſeit 1719 die Rechte, beſuchte dann Halle und Leipzig, ward 1729 in Frankfurt Advocat und 1730 erſter Rath des Rheingrafen zu Daun, 1735 außerordentlicher Profeſſor der Rechte zu Göttingen und 1738 ordentlicher Profeſſor und Regierungsrath zu Gießen, ging 1749 als naſſau-oraniſcher Juſtizrath nach Frankfurt und 1750 als Reichshofrath nach Wien, wo er in den Freiherrnſtand erhoben ward und 1768 ſtarb. Er war einer der berühmteſten Juriſten ſeiner Zeit. Unter ſeinen zahlreichen Werken ſind ſeine „Selecta juris et historiarum“ (Francof. 1734—1742. 6 Voll.); „Corpus juris feudalis Germaniae“ (Giessen 1740) und „Corpus juris germanici publici“ (Francof. 1760—1765. 2 Voll.) noch in verdientem Anſehen. — Sein Sohn, Renatus Karl, Freiherr von S., geb. zu Wien am 23. Mai 1751, ward von ſeinem Vater für die Rechtswiſſenſchaft und Diplomatik erzogen, ging 1768 auf die Univerſität Tübingen, darauf nach Göttingen, endlich 1771 nach Straßburg, um ſeine Studien zu vollenden. Nachdem er ſich (ſeit 1772) in Wetzlar in der kammergerichtlichen Praxis geübt hatte, ging er Ende 1773 nach Rom und ward von den Arcadiern unter dem Namen Polydorus Nemäus, den er auch ſpäter auf ſeine „Carmina latina et graeca“ ſetzte, zum Mitgliede aufgenommen. Nach ſeiner Zurückkunft ward er Regierungsrath zu Gießen, aber weil er 1778 eine unter dem literariſchen Nachlaſſe ſeines Vaters gefundene beglaubigte Abſchrift einer Urkunde, die im Streite über die baieriſche Erbfolge von großer Wichtigkeit, aber ſehr nachtheilig für die öſtreichiſchen Anſprüche war, dem baieriſchen Miniſterium auslieferte, in Wien, wohin er reiſte, verhaftet und kurz darauf aus den öſtreichiſchen Staaten verwieſen. Er kehrte nach Gießen zu ſeiner Stelle zurück, die er aber ſchon 1784 niederlegte, und lebte von nun an ganz den Wiſſenſchaften und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, die hauptſächlich die Rechtswiſſenſchaft, Geſchichte und nebenbei die ſchöne Literatur umfaßten. Seine wichtigſten Schriften ſind: „Nachträge zu Lipenii Bibliotheca juridica“ (1787—1789); Fortſetzung des Häberlin'ſchen Werks über die „Deutſche Rechtsgeſchichte“ (21.—27. Bd.). 1785 ließ er die oben erwähnten „Carmina“ und 1787 „Gedichte eines Chriſten“ (beide ohne Druckort) erſcheinen, worauf 1797 das Drama: „Charlotte Corday, oder die Ermordung Marat's“ ohne ſeinen Namen folgte. Er ſtarb 1800. Der Univerſität Gießen hatte er ſeine aus 15000 Bänden beſtehende Bibliothek, ſein ſchönes Haus und 10000 Gulden zur Vermehrung der Bibliothek vermacht. 16. 25.

Senkrecht, ſ. Perpendikel.

Senkwage, ſ. Aräometer.

Senn, auch Sennhirt oder Aelpler, heißt in der Schweiz ein Hirte, der zur Zeit des Sommers die Heerden auf den höchſten Triften der Alpen weidet. Macht der Eigenthümer oder Küher einer Sennerei, die gewöhnlich aus 20—60 Kühen beſteht, ſelbſt den S., ſo zieht ſeine ganze Familie der Heerde oder Senne nach und bewohnt eine kunſtlos aus Baumſtämmen und dergleichen Rinden

gemachte Sennhütte, neben der gewöhnlich der Käsgaden, in welchem die Käſe bereitet werden, angebracht iſt. Befinden ſich mehrere Sennhütten auf einer Trift, ſo nennt man dieſe zuſammen ein Senndörfchen. — **Senne** (Sende, Sendveld) heißt auch die große weſtphäliſche Haidegegend, welche ſich vom weſtlichen Fuße der Egge oder des teutoburger Waldes ſüdlich bis nach Paderborn und weſtlich bis nach Bielefeld erſtreckt. Auf dem lippiſchen Antheile derſelben befindet ſich in Lopshorn das berühmte Sennergeſtüte. Die daſelbſt gezogenen Pferde zeichnen ſich durch ihre Stärke und ihren ſpätern Wuchs aus und werden gewöhnlich ſchlechthin Senner genannt. Sie ſind ſämmtlich mit einer Roſe und dem Namenszuge des Fürſten von Lippe-Detmold gezeichnet. Auf der Senne wurden 1640 die Schweden von dem kaiſerlichen Generale Hatzfeld geſchlagen. 35.

Senna, Sennesblätter, franz. séné; engl. senna, ſind die Blätter mehrerer Arten der Gattung cassia (ſ. d. Art.). Die im Handel vorkommenden Sennesblätter ſind eine Miſchung von Blättern dreier verſchiedener Pflanzen: 1) von cassia obovata L. (der ſtumpfblätterigen S.-Caſſie), einem Strauche Syriens und Ägyptens, welcher die S. von Sid, Thebais, die ſtumpfblätterige S. von Aleppo, der Barbarei, die ſpaniſche, italieniſche S. liefert und aus eirunden, am Grunde verſchmälerten, kurz ſtachelſpitzigen, unten ſchrägen, mit deutlichen Seitenrippchen verſehenen Blättchen beſteht; 2) von cassia lanceolata (der lanzenblätterigen S.-Caſſie), einem Halbſtrauche Nubiens und Sennaars, welcher die nubiſche, bichariſche, ſpitzblätterige, alexandriniſche, morgenländiſche, ägyptiſche und nach Hayne auch die tripolitaniſche S. liefert, deren Blättchen unten behaart, lancettförmig und kurz ſtachelſpitzig ſind; endlich 3) von cynanchum Arghel, einer Pflanze Oberägyptens, deren Blätter unter dem Namen séné de la pique bekannt ſind. Seit 1821 findet ſich im Handel auch eine Sorte S. unter dem Namen der indiſchen, die ſich durch größere Länge, blaß gelblichgrüne Farbe ꝛc. unterſcheidet und von cassia elongata oder cassia acutifolia herkommen ſoll. Die erſte Sorte wird für die beſte gehalten. Nach Laſſaigne und Seneulle enthält die S. Chlorophyll, etwas fettes Öl, Eiweiß, einen gelb färbenden Stoff, Äpfelſäure, Salze, deren Baſe Kali und Kalk ausmacht, und endlich einen eigenthümlichen Stoff, der die Quelle ihrer Wirkſamkeit zu ſein ſcheint und den Namen Cathartin erhalten hat. Die Wirkungen der S. als Abführmittel, das vor vielen anderen den Vorzug hat, die Verdauung nicht zu ſtören, ſind wohl hinlänglich bekannt. 21.

Sennaar, ſ. Nubien.

Sennefelder (Aloys), der Erfinder des Steindrucks, wurde im Jahre 1771 in Prag geboren, wo ſein Vater als Schauſpieler lebte, mit dem er noch in früher Jugend nach München zog, und widmete ſich ſpäter gegen ſeine Neigung dem Studium der Rechtswiſſenſchaft. Nach dem Tode ſeines Vaters (1791) beſchloß er Schauſpieler zu werden, allein viele mit dieſer Laufbahn verbundene Unannehmlichkeiten bewogen ihn ſchon 1793 das Theater wieder zu verlaſſen, worauf er ſich als Verfaſſer eines kleinen Schauſpiels: „Der Mädchenkenner" bekannt machte. Dieſer ſchriftſtelleriſche Verſuch brachte ihn auf den Gedanken, eine Druckerei zu errichten; da es ihm aber an dem dazu nöthigen Gelde mangelte, ſo dachte er wiederholt darüber nach, wie er auf eine wohlfeilere Art, als die bisher angewendete, ſeinen Zweck erreichen könne. Einſt hatte er von einem Spaziergange ein Stück Kalkſtein mit nach Hauſe gebracht; zufällig kam ein Fetttropfen auf denſelben und kurz darauf Näſſe, wobei S. bemerkte, daß blos diejenige Stelle, auf welche das Fett gefallen war, die Druckerſchwärze annahm, während der übrige Theil des Steines die Aufnahme deſſelben verweigerte. Er beurtheilte mit richtigem Scharfblicke die Folgen dieſes Reſultates und benutzte es zu neuen Unterſuchungen, indem er nun eine Kalkſchieferplatte mit einer Wachsdinte überſtrich, die Schrift darauf verkehrt eingrub, mit Scheidewaſſer ätzte und abdruckte. Dieſer Verſuch gelang

und nach einigen Verbeſſerungen war die Erfindung des Steindrucks auf vertiefte Manier gemacht, wonach die Entdeckung der erhöhten Art leichter wurde. S. beſchrieb nämlich den abgeſchliffenen Stein mit ſeiner Fettdinte, ätzte denſelben mit Scheidewaſſer, welches den Stein an allen denjenigen Stellen, welche die Dinte nicht ſchützte, in der Dicke eines Kartenblattes vertiefte, und druckte nun die erhabene mit Druckerſchwärze überzogene Schrift ab, welches ihm zu ſeiner vollkommenen Zufriedenheit gelang. Da ihn jedoch der Mangel an Geld verhinderte ſeine Erfindung mehr zu vervollkommnen, ſo entſchloß er ſich als Stellvertreter eines Recruten, der ihm 200 Gulden bot, in baieriſche Dienſte zu treten, wurde aber in Ingolſtadt, wohin er ſich deßhalb gewendet hatte, als Ausländer nicht angenommen. In München, wohin er zurückgekehrt war, verſuchte er nun Noten in Stein abzudrucken. Nach mehreren anfangs gelungenen, ſpäter aber aus Mangel an einer zweckmäßigern Preſſe mißglückten Proben, zu denen ihm das Geld größtentheils geliehen worden war, erlitt aber die Unternehmung bedeutende Verluſte und zu der Erfindung ſelbſt verlor man das Zutrauen. Nur S. ließ den Muth nicht ſinken und nach wiederholten Verſuchen gelang ihm auch die Herſtellung des chemiſchen Steindrucks. Er ließ nunmehr auch ſeine beiden Brüder, Theobald und Georg, an der Unternehmung Theil haben, welche durch die Verbindung mit dem Hofmuſikus Gleißner bedeutend erweitert werden konnte, worauf ihm 1799 von dem Churfürſten Maximilian ein Privilegium auf 15 Jahre ertheilt wurde; auch verkaufte er dem Muſikverleger André aus Offenbach die Mittheilung der Erfindung für eine anſehnliche Summe Geldes und zog mit Gleißner dahin, reiſte dann nach Paris, London, Berlin und Wien, um ſich in dieſen Städten ebenfalls ausſchließliche Privilegien für den Steindruck zu erwerben, veruneinigte ſich aber mit André über das Privilegium, trennte ſich von ihm und begab ſich im Jahre 1800 nach Wien, wo er mit dem Hofagenten Hartl einen Vertrag abſchloß, zufolge deſſen Letzterer die nöthigen Geldſummen zu dem Unternehmen zu liefern verſprach, während jener die Sache praktiſch betrieb. Da aber nach längerer Ausübung des Geſchäftes die Koſten nicht gedeckt werden konnten, trat S. ſein Privilegium an Steiner in Wien ab und ſchloß einen neuen Vertrag mit dem Kattunfabrikanten Faber in St. Pölten ab, um ſeine Erfindung auch auf dieſen Zweig des Gewerbfleißes anzuwenden. Im Jahre 1806 verließ er jenen Ort und kehrte nebſt Gleißner, der ihm ſchon früher nach Wien gefolgt war, auf Veranlaſſung des Freiherrn von Aretin nach München zurück, wo ihm deſſen Empfehlungen und Geldvorſchüſſe von großem Vortheile waren. Im Jahre 1809 wurde ihm die Aufſicht über eine unter der Direction Utzſchneider's für Landcharten errichtete Steindruckerei übertragen, ein lebenslänglicher Gehalt und der Titel eines königlichen Inſpectors der Lithographie nebſt der Erlaubniß ertheilt, eine eigene Druckerei mit Aretin zu errichten. Da ſich S. hierdurch in eine beſſere Lage verſetzt ſah, ſtrebte er unabläſſig darnach, ſeine Erfindung zu vervollkommnen, was ihm auch immer mehr gelang. Im Jahre 1826 erfand er ein Mittel, illuminirte Blätter zu liefern (Moſaikdruck), welche Ähnlichkeit mit Ölgemälden haben, und 1833 verſtand er auf Stein getragene Ölgemälde in Leinwand abzudrucken. Er ſtarb am 26. Febr. 1834 und hinterließ ein Werk über die von ihm erfundene Kunſt unter dem Titel: „Lehrbuch der Lithographie" (München 1819). 81.

Sennert (Daniel), berühmter Arzt, wurde zu Breslau 1572 geboren, ſtudirte zu Wittenberg die Heilkunde, wurde daſelbſt Profeſſor und ſpäter Leibarzt des Churfürſten von Sachſen und ſtarb 1637 an der Peſt. S. genoß bei ſeinen Lebzeiten im In- und Auslande eines großen Rufs; indeſſen hat die Nachwelt weniger günſtig über ihn geurtheilt, indem ſie in ihm nur einen geiſtloſen, leichtgläubigen Compilator und einen in den Vorurtheilen ſeiner Zeit befangenen Anhänger der Alchymie und Aſtrologie erkannte. Nichtsdeſtoweniger ſind aber ſein Widerſtand gegen

Paracelſus und ſeine Anhänger, gegen die Charlatanerie der damaligen Ärzte mit ihren Geheimmitteln, gegen den Glauben an ein Univerſalmittel, ſo wie ſeine Verdienſte um die Aufnahme der Chemie zu ſchätzen. Er hat eine Menge Schriften hinterlaſſen, von denen wir ſeine „Institutiones medicae“ (Witteb. 1611. 4. und in vielen folgenden Ausg.); „Practicae medicinae ll. VI“ (Ibid. 1628.); „Epitome institutionum medicinae“ (Ibid. 1634) erwähnen. Die beſte Ausgabe ſeiner „Opera omnia“ erſchien Lugd. 1676 in VI Voll. Fol. 39.

Senones (Senoni), ein mächtiges Volk im celtiſchen Gallien, wohnten an der Sequana (Seine) zwiſchen den Völkerſchaften der Parisii, Cenomani, Lingones und anderen, alſo ungefähr auf der Grenze von Orleans und Champagne. Ihre berühmteſten Städte waren Agendicum (h. Sens im Departement Yonne) und Vellaunodunum (h. Beaume). Ein großer Theil derſelben wanderte um 400 vor Chr. nach Italien aus, ließ ſich in Umbrien nieder und gründete den Staat der galliſchen S. in Italien, der ſich unter ſeinem Anführer Brennus den Römern ſo furchtbar machte, doch aber endlich der Macht derſelben unterliegen mußte. Sie hatten ungefähr den Strich zwiſchen Ravenna und Ancona inne und als ihre wichtigſten Städte werden Sena Gallia, von Brennus erbaut (h. Sinigaglia), Ariminium (h. Rimini) und Sarsina, die Vaterſtadt des Plautus, angeführt. 35.

Senſal, ſ. Mäkler.

Senſibilität bezeichnet im Allgemeinen die Geſammtthätigkeit des Nervenſyſtems, die eigentliche Lebenskraft des thieriſchen Organismus, welche denſelben erregt, beſtimmt und beherrſcht. Sie zerfällt in die S. im engern Sinne oder in die eigentliche Empfindung, welche die Erſcheinungen der Außenwelt in ſich aufnimmt, und in die beſondere Nerventhätigkeit für die Geſtaltung und Erhaltung des Organismus und bildet mit der Irritabilität und Reproduction (ſ. d. Artt.) die Geſammtheit aller Lebensäußerungen (ſ. Nerven). 30.

Senſitiven, ſ. Mimoſen.

Senſualismus iſt das Syſtem oder die Anſicht derer, welche die Sinne entweder ausſchließlich oder vorzugsweiſe zum Kriterium des Wahren in der Erkenntniß, des Guten in der Handlungsweiſe machen, daher dort behaupten, Nichts ſei wahr, was nicht durch den äußern oder innern Sinn wahrgenommen oder aus ſolchen Wahrnehmungen erſchloſſen ſei, hier aber für gut und alleinigen Zweck des Strebens das anſehen, was den Sinnen und ſinnlichen Trieben ſchmeichelt, oder, nach einer etwas edlern Idee, was dem uns angeborenen moraliſchen Sinne (dem moral sense) entſpricht. Jener theoretiſche S., der für eine Art des Empirismus gelten mag, hat ſeine Hauptvertheidiger in Locke und den nach deſſen Vorgange gebildeten engliſchen und franzöſiſchen Empiriſtenſchulen gefunden; dieſer praktiſche fällt in jener erſtern, gröbern Gattung mit dem Eudämonismus, Hedonismus oder Materialismus, in dieſer zweiten, feinern, mit der ſogenannten Moral des geſunden Menſchenverſtandes zuſammen und geht im Allgemeinen mit dem theoretiſchen Hand in Hand, wie denn die Blüthezeit des S. in der Wiſſenſchaft auch die des praktiſchen S. war, der als feinerer S. hauptſächlich von den ſchottiſchen Moralphiloſophen (Hutcheſon, Shaftesbury u. A.), in ſeiner grobmateriellen Geſtalt von den franzöſiſchen Empirikern, beſonders den Encyclopädiſten, gehegt und verſchiedenartig ausgebildet wurde. (Vergl. die Artt. Empirismus, Materialismus, Eudämonismus, Locke, Syſtem.) 80.

Sentimentalität, ſ. Empfindung.

Separationen, ſ. Gemeinheitstheilungen.

Separatismus (vom lat. separare, abſondern) nennt man das Streben, ſich vom öffentlichen Gottesdienſte der Kirche zu trennen und eine eigene Gemeinde mit eigenen Religionsübungen zu bilden. Daher heißen ſolche Menſchen, die ſich von der Kirche getrennt haben, Separatiſten. Gewöhnlich ſind es aber kleine

ſchwärmeriſche Parteien oder Secten, die ſich auf dieſe Art vom öffentlichen Gottesdienſte abſondern, weil ihnen die Form deſſelben mit ihren religiöſen, gemeiniglich myſtiſchen Anſichten nicht zu harmoniren ſcheint, und die es daher gerathen finden, eigene Religionsübungen zu veranſtalten. Genährt durch Bibel- und Tractatengeſellſchaften iſt der S. namentlich in neuerer Zeit hervorgetreten, vorzüglich in der Schweitz (die Momiers, Wildenſpucher ꝛc.), im Würtembergiſchen (die Gemeinde Kornthal), in Schleſien (die ſtreng lutheriſche Partei), in England, wo faſt jedes Jahr neue Separatiſtengeſellſchaften zum Vorſcheine kommen und wieder vergehen, in Schweden, Nordamerika u. a. (Vergl. „Über den Separatismus", ein Verſuch von Wilh. Schulz, Weilburg 1835.) 63.

Sepia iſt der Name des eingetrockneten, eigenthümlich dunklen Saftes der Sepien, einer Moluskengattung, beſonders aber der sepia officinalis, welche 1—1½ Fuß lang wird, auf der Rückenfläche im lebenden Zuſtande purpurroth und ſchwarz gefleckt, auf der Bauchſeite aber weiß ausſieht. Jener dunkele Saft befindet ſich in einem beſondern Behälter, dem ſogenannten Dintenbeutel, eingeſchloſſen und dient dem Thiere, um ſich, ſobald ihm Gefahr droht, durch Trübung des Waſſers der Verfolgung ſeiner Feinde zu entziehen. Im eingetrockneten Zuſtande iſt die S. eine ſchwarze Farbe, zerbrechlich, auf dem Bruche erdig und zertheilt ſich im Waſſer auf das Feinſte zu einer dunkelbraunen Flüſſigkeit, weßhalb ſie auch als eine vorzügliche Maler- und Tuſchfarbe dient. Das Rückenſchild und zugleich der einzige Knorpel liefert das ſogenannte weiße Fiſchbein. 26.

Septemviraltafel heißt in dem bei öffentlichen Angelegenheiten der römiſchen Sprache zugethanen Ungarn das unter dem Vorſitze des Palatins aus ſieben Magnaten, vier Geiſtlichen und neun vom Adel beſtehende höchſte Reichsgericht. Vermöge der demſelben zuſtehenden Befugniß, Abänderungen an den Geſetzen zu machen, bildet ſolches eine immerwährende Geſetzcommiſſion, als höchſte Inſtanz aber bei Entſcheidungen das Oberappellationsgericht. Der beſtändige Sitz deſſelben iſt zu Peſth. 17.

Septimanien nannten die Römer den Theil Galliens, wo ſich die 7. Legion niedergelaſſen hatte. Er begriff etwa das ſpätere Languedoc in ſich und die Einwohner hießen Septimani. 35.

Septimius Severus, römiſcher Kaiſer, ward nach des Pertinax Ermordung (194) in Pannonien, wo er befehligte, von den Soldaten zum Kaiſer ausgerufen. Da Severus der Hauptſtadt näher war als Niger und Albinus, die mit ihm Gewählten, und er ſelbſt keine Hinderniſſe auf ſeinem Zuge dahin fand, ſo nahm er ſofort Beſitz von dem Throne, nachdem Julianus hingerichtet worden war, und wußte ſich auch zu erhalten, da er ſeine Nebenbuhler von ihrer Vereinigung abhielt und ſie einzeln beſiegte. Man hat über den Severus als Regenten verſchiedene und zwar ſehr widerſprechende Anſichten geäußert, indem die Einen ihn als einen Tyrannen verſchrien, Andere aber als einen guten Kaiſer geprieſen haben. Es iſt wahr, daß er gegen ſeine Feinde nicht mild und gegen ſeine Freunde nicht redlich und treu war, daß er ſeinem ſchlechten Miniſter Plautianus zu große Freiheit geſtattete und durch deſſen Grauſamkeiten den Ruf der Sorgloſigkeit und Kurzſichtigkeit auf ſich zog. Aber was man am Meiſten tadelt, daß ſeine Regierungsgrundſätze einem freien Staate zu wenig angemeſſen und der Ton ſeiner Edicte und Befehle zu ſoldatiſch geweſen wären, iſt ſowohl zu entſchuldigen, als auch für die Zeitumſtände nicht zu verwerfen. Sein Walten war gewiß nützlich und ſeiner Verordnungen viele gut, wohlthätig und gerecht. Die prätorianiſche Cohorte löſte er zur Strafe, daß ſie den Thron verkauft hatte, auf und wählte ſich aus allen Legionen eine Leibcohorte, mit der er ſich nicht allein ſicher auf dem Throne erhielt, ſondern auch glücklich gegen die Araber, Parther und Caledonier focht. Dem Anführer dieſer Cohorte (praefectus pratorio) gab er aber ſo viel Macht, daß alle nachfolgenden

Kaiſer, die nicht das rauhe Soldatenherz des Severus beſaßen, eine ſehr üble Stellung gegen ihn bekamen und jener Anführer eigentlich die Wahl, Einſetzung und Abſetzung des Kaiſers in der Hand hatte. Seine Geſinnung gegen die Chriſten war anfangs nicht übel und er ſoll ſogar gewußt haben, daß viele vornehme Männer und Frauen an ſeinem Hofe der chriſtlichen Religion angehörten, ohne ihnen etwas zu Leide zu thun; aber ſpäter, da er die zu ſehr überhand nehmende Verbreitung fremder Religionen nicht dulden wollte und ein Geſetz gab, daß Keiner ſeine Religion mit der jüdiſchen oder römiſchen vertauſchen ſollte, ließ er die auf das Nachdrücklichſte verfolgen und beſtrafen, welche dennoch Chriſten geworden waren. Hauptſächlich aber waren ihm die Chriſten wohl zuwider, weil ſie keine Kriegsdienſte thaten. Severus ſtarb an den Folgen ſeiner Strapazen auf dem britanniſchen Feldzuge zu Eboracum, dem jetzigen York, im 65. Lebensjahre 211 n. Chr. Ihm folgten auf dem Throne ſeine beiden Söhne, Caracalla und Geta. 6.

Septuaginta, ſ. Bibelüberſetzung.

Sepulveda (Johannes Geneſius), geb. zu Cordova 1491, ſtudirte erſt hier, dann in Bologna und bildete ſich durch den Umgang mit Aldus Manutius, Petr. Pomponatius und anderen gelehrten Männern jener Zeit, kehrte dann nach Spanien zurück, wo er Kanonicus zu Saragoſſa und Hiſtoriograph Karl's V. ward, deſſen Lebensbeſchreibung er herausgab. Er beförderte die Verbreitung der claſſiſchen Literatur und den Verfall der Scholaſtik in Spanien und überſetzte ſelbſt den Ariſtoteles aus dem Grundtexte. Er ſtarb 1572. 80.

Sequaner (Sequani, Seeani), eins der mächtigſten Völker im belgiſchen Gallien, hatten ihre Wohnſitze zwiſchen der Rhone, dem Rheine, dem Jura und den Vogeſen, alſo im ſüdlichen Theile des ſpätern Elſaß, in der Franche Comté und Bourgogne. Ihre Hauptſtadt war Vesontio (Beſançon). Durch Cäſar wurden ſie nach einem hartnäckigen Widerſtande den Römern unterwürfig. 35.

Sequenz nannte man im Mittelalter ein Gedicht in lateiniſcher Sprache, welches gereimt war und bei deſſen Rhythmus weniger die Quantität als der gemeine Sprachgebrauch berückſichtigt wurde. Die berühmteſten derſelben ſind: „Dies irae, dies illa“ und „Stabat mater.“ 9.

Sequeſtration iſt im juridiſchen Sprachgebrauche die mit Ausſchließung des Beſitzers, Eigenthümers oder Prätendenten geführte Beaufſichtigung oder Verwaltung. Uneigentlich bedient man ſich des Ausdrucks auch von ſolchen Beaufſichtigungen einer Perſon, welche zugleich Schutz gegen den fremden Anſpruchnehmer gewähren ſollen. Durch dieſes Ausſchließen unterſcheidet ſich die S. hauptſächlich von der Geſchäftsführung und dem Mandate. S. oder Verwaltung fremder Güter, beſonders der Grundſtücke, wird vom Gerichte verfügt bei Abweſenden oder Unbekannten, bei Unmündigen und ſolchen, welche dieſen gleich gerechnet werden; dann, wenn die Anſprüche des Prätendenten ſtreitig ſind, zur Sicherſtellung deſſen, der den Streit gewinnen dürfte; ferner, wenn der Beſitzer einer Sache verſchuldet iſt, um den zur Schuldendeckung dienenden Gegenſtand einer befürchteten Verwahrloſung zu entziehen, oder um aus den Revenuen die Gläubiger zu befriedigen. Im letztern Falle enthält die S. eigentlich einen Hülfsact, welcher dem Betheiligten vorher anzuzeigen iſt. In manchen Ländern wird jedoch dieſes nicht beobachtet, ſondern die Gerichte ſetzen einen Andern als Sequeſter ein und entheben den Eigenthümer oder Beſitzer des weitern Gebrauchs ſeiner Sache. Weil dergleichen Verwaltungen nicht ſelten ungewöhnlichen Aufwand verurſachen, ſo hat man das Sprüchwort: „Sequeſter machen leere Neſter.“ Bei Concurſen hat daher die Geſammtheit der Gläubiger das Recht, aus ihrer Mitte einen curator massae zu erwählen, welcher unter Anderm die S. mit zu beaufſichtigen hat. 31.

Serail (ſpr. Seralj) iſt die auch auf uns gekommene franzöſiſche Benennung

für Serai (Palaſt), womit im muhammedaniſchen Oriente überhaupt jedes Reſidenzſchloß eines Fürſten, beſonders das kaiſerliche zu Conſtantinopel, bezeichnet wird. 9.

Seraph (doch nur im Plural, Seraphim, vorkommend) bezeichnet nach Jeſ. 6, 2. 6. einen Engel, der dem Throne Gottes nahe ſteht, und man hat daher wohl, wie auch die Etymologie zuläßt (arabiſch scharafa, vornehm ſein), an die ſpäter ſogenannten Erzengel zu denken. 23.

Seraphinenorden (**Seraphimerorden**), ein ſchwediſcher Orden, ſchon im Jahre 1336 vorhanden, von Karl IX. aufgehoben, aber von Friedrich I. am 17. April 1748 wieder erneuert, wird nur Fürſten und Staatsbeamten, welche wenigſtens den Rang eines Generallieutenants haben müſſen, ertheilt. Er beſteht aus einer Claſſe, deren einheimiſche Mitglieder die Zahl 24, auswärtige 8 nicht überſchreiten ſollen, und ſeine Decoration beſteht in einem 8eckigen, weiß emaillirten Kreuze mit goldener Einfaſſung und von einer goldenen Krone gedeckt. Auf den Flügeln ſteht ein doppeltes goldenes Kreuz und in der Mitte auf blauem Felde ſtehen drei goldene Kronen mit einem Kreuze und zwiſchen dieſen die Buchſtaben: „I. H. S.“ (Jesus hominum salvator). Den leeren Raum zwiſchen den Flügeln füllen Seraphim von Gold aus. Auf der Rückſeite ſieht man die Buchſtaben: „F. R. S.“ (Fridericus Rex Sueciae). Der Orden wird an einem himmelblauen Bande nebſt einem in Silber geſtickten gleichformigen Sterne auf der linken Bruſt getragen. Das Gallakleid aus weißem Atlas erinnert an die Nationaltracht Schwedens. 77.

Serăpis, eine ägyptiſche Gottheit, die ſeit der Herrſchaft der Ptolemäer in Memphis und Alexandria verehrt wurde und hier namentlich einen berühmten Tempel (Serapeia) hatte, in welchem Ptolemäus II. die zweite große Bibliothek aufſtellte, wird von Einigen für gleichbedeutend mit Oſiris, von Anderen für eine fremde Gottheit und zwar für Zeus, Äskulap oder Aïdoneus gehalten. Doch ſcheint er in der älteſten Zeit rein aſtronomiſche Bedeutung gehabt zu haben und das Symbol des Winterſolſtitium geweſen, ſpäter aber mehr mit Oſiris verſchmolzen und ſelbſt als Herrſcher der Unterwelt verehrt worden zu ſein. Sein Bild hatte menſchliche Geſtalt, auf dem Kopfe einen Korb oder eine Schüſſel; mit der Rechten auf einen Schlangenkopf geſtützt, deſſen Leib um ein Bild mit 3 Köpfen (eines Hundes, Bären und Wolfes) geſchlungen war; in der linken Hand das Maß des Lebens. Der Dienſt dieſer Gottheit kam ſpäter ſelbſt nach Griechenland und Rom und Caracalla ließ ihm auf dem Capitolium einen prächtigen Tempel (Serapēum) erbauen. — 20.

Seraskier (gewöhnlich fälſchlich für Seriasker, Haupt des Heeres, geſagt), iſt der Oberbefehlshaber der türkiſchen Landmacht. 9.

Serbien, Fürſtenthum in dem türkiſchen Beglerbeglik Rumili, grenzt mit den an S. nun zurückgegebenen 6 Diſtricten, die zu Anfange dieſes Jahrhunderts davon getrennt waren, im Norden an die öſtreichiſche Militairgrenze; im Oſten an das Fürſtenthum der Wallachei und an Bulgarien; gegen Süden an Rumelien, Macedonien und Albanien, gegen W. an Bosnien und enthält auf 700 □M. 800000 Einwohner. S. iſt ein Hochland und wird von Zweigen der dinariſchen Alpen durchzogen, die ſich unter 40° 40′ L., 42° 16′ N. Br. vom Egriſu trennen, mehrere Parallelen unter dem Namen Hſiduca, Slatova ꝛc. bilden und ſich an der Donau verflachen; nur eine durchſchneidet bei Orſowa den Strom und bildet das eiſerne Thor oder den 200 Schritt breiten Engpaß Demirkapi. Es wird von der Donau, Morawa und ihren Nebenflüſſen Ibar, Milrowitza, Nizzawa, Mlava, Pek und Timok bewäſſert. Die Gebirge ſind mit großen Waldungen bedeckt, in den Thälern und Ebenen aber iſt der Boden, der noch zu wenig angebaut iſt, zum Ackerbau und Weinbau äußerſt paſſend. Es liefert Getreide,

Reis, Flachs, Hanf, Tabak, Wein, Holz, Hausthiere, gute Pferde, Wildpret, Fiſche, Eiſen, Kupfer, Siber und andere Metalle, Salz, Mineralquellen; Bergbau wurde bis jetzt nicht getrieben, doch hat der Fürſt die Gebirge durch den königlich ſächſiſchen Oberberghauptmann von Herder neulich prüfen laſſen; am Wichtigſten bleibt immer die Vieh=, beſonders Schweinezucht. Die größere Zahl der Einwohner beſteht eigentlich aus Serbiern (Serbler, auch Raizen und Razen vom Fluſſe Rasʒk genannt), die der griechiſchen Religion zugethan ſind; doch findet man auch viele Katholiken und in den Städten Türken, Armenier, Juden, zahlreiche Wlachen, beſonders im Oſten, Bulgaren, Zigeuner. Baumwollenweberei, Eiſenarbeiten und Handel mit den Landesproducten, beſonders Ochſen, Schweinen und Wolle, ſind die Hauptbeſchäftigungen der Einwohner. Künſte und Wiſſenſchaften ſind völlig unbekannt. Man muß übrigens dieſes Land jetzt blos als einen dem osmaniſchen Reiche tributbaren, aber nicht unterworfenen Staat anſehen. Nach dem unlängſt erlaſſenen großartigen Ferman ſind den Serbiern unter anderen folgende Privilegien bewilligt: völlige Freiheit des Cultus; die Erlaubniß, frei ſich die Oberhäupter der Verwaltung zu wählen; die Unabhängigkeit der innern Adminiſtration; die Integrität des alten ſerbiſchen Gebietes; die Beſtimmung eines jährlichen Tributs an die Pforte von 2300000 türkiſchen Piaſtern; die Erlaubniß, alle türkiſchen bisherigen Privatbeſitzungen abzukaufen und die kaiſerlichen Güter für eine gewiſſe Pachtſumme zu benutzen; die Freiheit, im ganzen osmaniſchen Reiche mit ſerbiſchen Päſſen Handel zu treiben; die Erlaubniß, Hospitäler, Schulen und Buchdruckereien zu errichten; auch müſſen aus allen Städten und feſten Plätzen die Türken binnen 5 Jahren auswandern, mit Ausnahme der Stadt Belgrad, wo ſie mit den Serbiern gemeinſchaftlich zu leben verbunden ſind und ein türkiſcher Paſcha ſich befindet. Die Regierung kann jetzt wie eine conſtitutionelle, erbliche und monarchiſche angeſehen werden, indem der Großherr die durch die Nationalverſammlung zu Kragujewatz am 4. Febr. 1830 gemachte Wahl eines erblichen Fürſten in der Perſon und in den Nachkommen des Miloſch Obrenowitſch beſtätigt hat. Dieſer hat ſeine Reſidenz in Kragujewatz an der Lepniza, wo auch der Sitz der Centralbehörden iſt. Eine Commiſſion beſchäftigt ſich ſeit einigen Jahren auf ſeinen Befehl mit der Abfaſſung eines Geſetzbuches, das ſich auf den Code Napoléon gründen ſoll; andere Maßregeln ſind zur Errichtung von Schulen, Hospitälern und Druckereien genommen. Gegen eine auswärtige Macht hat S. der Pforte ein Contingent von 12000 Mann zu ſtellen; überdieß iſt, wenn das Land in Gefahr iſt, ein Jeder Soldat. Serbien iſt in 18 Provinzen getheilt, von denen die 5 ſüdlichen noch von den Türken beſetzt ſind; dieſe ſtehen unter Oberkneeſen und ſind in Kneſchinen (Ämter) und Gemeinden getheilt. Die wichtigſten Städte ſind nächſt der Hauptſtadt Belgrad (ſ. d. Art.) Semendria, am Einfluſſe der Jeſſowa oder weſtlichen Armes der Morawa in die Donau, mit 10000 Einw.; Scabacz, eine kleine Stadt an der Sau, wichtig wegen ihrer Feſtungswerke; Uſchize, eine Feſtung mit 20000 Einw.; Paſſarowiz, Poſcharewaz (2000 E.), Friede 1718; Kragujewatz, am rudniker Gebirge, Reſidenz des Fürſten; Cʒuprija, Feſtung an der Morawa; Czaczak, am Ibar; Jagodina; Karanowaz, am Ibar; Novi Bazar, mit 7—8000 Einw.; Niſſa, Feſtung, mit 4000 E.; Piriſtina oder Priſtina (10000 Einw.); Coſſowo, Schlacht 1389 und 1449; Novi Baſar, am Ibar, 8000 Einw. — Geſchichte. Das jetzige S. hieß zu der Römer Zeiten Möſien (ſ. d. Art.), bis es im VII. Jahrh. n. Chr. von den Serbli, einem ſlaviſchen Volksſtamme, beſetzt und unterworfen ward, die jedoch die byzantiniſche Hoheit anerkannten und das Chriſtenthum annahmen. Das Land ſtand damals unter einem Kral (König), unter welchem die Supane (Statthalter über einzelne Provinzen), Bane, Bojaren und Woiwoden über einzelne Diſtricte befehligten. Mehrere Jahrhunderte hindurch folgten nun harte Kämpfe

mit den Bulgaren, von denen S. bald unterjocht ward, bald ſich unabhängig machte, bis nach der Zerſtörung des bulgariſchen Reiches durch die Byzantiner S. wieder unter der Letztern Hoheit kam, wovon es ſchon 1040 wegen des Druckes der Byzantiner ſich wieder frei machte. Von nun an ſtand S. wieder unter eigenen Fürſten und ſchloß ſich an Ungarn an, dem auch 1138 das bisher dazu gehörige Bosnien abgetreten, aber 1169 wieder genommen ward. Neue Verwirrungen folgten, in denen 1217 Stephan I. ſich zum Könige von S. machte und die Herrſchaft der Serbier ſich auch über mehrere Diſtricte Bulgariens erſtreckte. Der König Stephan Duſchan (1336—1356) eroberte endlich ſelbſt Macedonien (1345), gab ein neues Geſetzbuch, begünſtigte die Wiſſenſchaften und den Handel, theilte das Land in Statthalterſchaften und nahm den Titel Kaiſer an. Unter ſeinem ſchwachen Sohne, Uroſch, empörten ſich aber die unruhigen Statthalter, welche die Türken zu Hülfe riefen, und einzelne Theile riſſen ſich wieder von S. los, das nach der Schlacht bei Coſſowo (1389) völlig zum türkiſchen Vaſallenſtaate ward und deſſen Regent nun den Titel Despot erhielt. Da es aber ſich fortwährend an Ungarn anſchloß, ſo ward es endlich 1459 von Muhammed II. mit großem Kriegsheere überzogen und zur türkiſchen Provinz gemacht und ſeufzte fortan unter dem tyranniſchen Drucke eines Paſcha. Die Türken beſetzten die Städte und die Serbier bewohnten nur das Land und ſanken immer mehr in Rohheit und Barbarei herab, ja viele derſelben lebten nur in den Wäldern als Räuber, vermehrten aber dadurch nur die türkiſchen Bedrückungen. Da brach nach vorübergehenden Unruhen durch Paßwan Oglu endlich, durch den Übermuth der Janitſcharen veranlaßt, der Aufſtand des Georg Czerny (ſ. d. Art.) aus, der unter ruſſiſchem Schutze 1808 auch als Fürſt von S. eingeſetzt ward, doch fortwährend mit den Türken Krieg führen mußte, bis 1810 ein Waffenſtillſtand geſchloſſen ward. Doch der Friede zu Bukareſt zwiſchen Rußland und der Türkei (1812) entzündete die Flamme aufs Neue, da die Türken nach Abzug der ruſſiſchen Truppen mehrere Friedensbedingungen nicht hielten, die Serbier aber noch mehr verlangten, als dort feſtgeſetzt worden war. Die Vorſtellungen der letzteren in Conſtantinopel wurden nicht nur nicht beachtet, ſondern die Türken fielen ſogar in das Land ein, das bald, nachdem Czerny ſich nach Öſtreich geflüchtet hatte, erobert und mit der größten Grauſamkeit behandelt ward. Nur Miloſch Obrenowitſch (ſ. d. Art.) wußte ſich gegen die Macht der Türken zu halten und erzwang endlich die Freiheit des Landes, das unter ihm einer ſchönen Zukunft entgegengeht. 71. 37.

Serbiſche Sprache und Literatur, ſ. Slawiſche Sprache und Literatur.

Serenade, franz. serenata; ital. notturno, Nacht- oder Abendmuſik, ein Ständchen, welches man geliebten oder zu ehrenden Perſonen bringt, war ſchon bei den alten Griechen, namentlich bei den Joniern und bei den Römern Sitte und iſt jetzt nicht nur in faſt allen ſüdlichen Ländern, ſondern auch in nördlicher liegenden ſtehend und heimiſch geworden. Urſprünglich beſtand eine S. aus einem oder einigen einfachen Saiteninſtrumenten und ſo gibt man auch jetzt noch der Guitarre, Mandoline, Laute, Cyther, Harfe ꝛc. den Vorzug; ſpäter hat man aber auch zu dieſen Muſiken Blasinſtrumente gewählt, doch in der Regel nur ſolche, die nicht allzuſchreiend ſind und mit der nächtlichen Stille in zu großem Contraſte ſtehen würden. Die Flöten, Clarinetten, Fagotte ꝛc. ſind daher ſtets am beliebteſten geweſen. In den neueſten Zeiten hat man auch angefangen Serenaden in Concertmuſiken einzuweben, doch verliert dadurch die S. ihre eigentliche Beſtimmung und ihren wahren Charakter. 20.

Sergeant (ſpr. Serſchang) bildet bei dem Militair die 2. Rangſtufe der Unterofficiere und jede Compagnie hat deren gewöhnlich 2—3. In England kommt das Wort in vielfachen Zuſammenſetzungen vor, unter denen bemerkt zu werden

verdienen: sergeant at law, der Licentiat der Rechte; s. at arms, der Stabträger; s. at the mace, der Scepterträger ꝛc. 9.

Sergell (Johann Tobias von), ein vortrefflicher Bildhauer der neueſten Zeit, geb. zu Stockholm den 8. Sept. 1740, ward als Steinhauerlehrling beim Baue des königlichen Schloſſes in Stockholm von dem Bildhauer L'Archevecque bemerkt, von dieſem darauf in der Bildhauerkunſt unterrichtet, 1767 mit königlicher Penſion nach Italien geſchickt und nach langem Aufenthalte in Rom 1779 als Hofbildhauer und Profeſſor an der Akademie der Künſte nach Stockholm zurückgerufen, begleitete 1784 den König auf ſeiner Reiſe nach Italien und lebte fortan wieder in Rom, wo er am 26. Febr. 1814 ſtarb. Unter ſeinen Werken, die zu den ausgezeichnetſten Leiſtungen der neuern Kunſt gehören, ſind beſonders hervorzuheben die coloſſale Statue Guſtav Waſa's, wofür er das Adelsdiplom erhielt; die lebensgroße Statue Karl's XIII.; Guſtav's III.; Axel Oxenſtierna's, welcher der Klio die Großthaten Guſtav Adolf's dictirt, und mehrere mythiſche Gruppen und Reliefs. 16.

Sergius, Päpſte. — S. I., aus Antiochia in Syrien gebürtig und zu Palermo erzogen, lebte als Prieſter in Rom und ward den 6. Dec. 687 zum Papſte gewählt. Er ſoll der erſte Papſt geweſen ſein, der ſeinen Namen änderte, da der ſeinige, Bocca di Porco (Schweinsrüſſel), ihm ferner unpaſſend erſchien. Über ſeine Regierung iſt wenig bekannt; ſeine Grabſchrift gedenkt aber ſeiner Vertreibung aus Rom durch einen gewiſſen Johannes. Er ſoll zuerſt das Abſingen des Agnus dei bei der Meſſe eingeführt haben. Er ſtarb den 9. Dec. 701. — S. II. hieß eigentlich Petrus, legte aber dieſen Namen aus Achtung gegen den Apoſtel Petrus ab, als er 844 zum Papſte erwählt ward. Da er ohne Vorwiſſen des Kaiſers Lothar gewählt war, ſchickte dieſer eine Armee nach Italien, beſtätigte aber die Wahl, nachdem er den Eid der Treue erhalten hatte. S. ſtarb den 12. April 847. — S. III., ein ehrgeiziger und laſterhafter Menſch, ſetzte ſich als Diakonus zu Rom mit Gewalt auf den päpſtlichen Thron (906) und führte ein höchſt ärgerliches Leben. Er ſtarb 910 und ſein mit ſeiner Concubine Marozia erzeugter Sohn folgte ihm als Johann IX. — S. IV. war vorher Biſchof von Alba und ward den 21. Aug. 1009 römiſcher Papſt, ſtarb aber ſchon den 13. Mai 1012. Von ſeinen Thaten iſt faſt nichts bekannt; man ſchreibt aber die erſte Namensänderung der Päpſte auch ihm zu, da er Bocca di Porco geheißen haben ſoll. 16.

Serpent, fr. und engl. serpent; ital. serpentono, auch Schlangenrohr genannt, iſt ein ſchlangenförmig gekrümmtes, aus Holz oder Meſſingblech beſtehendes und nur für die tiefſten Baßpartien taugliches Inſtrument, das gewöhnlich mit Leder überzogen, ungefähr 6—7 Fuß lang iſt und 6 Tonlöcher und eine Es- und Disklappe hat. Die Behandlung iſt faſt dieſelbe wie die des Fagotts; doch nimmt man zum Mundſtücke lieber Horn als Metall oder Elfenbein. Die Töne aber (vom Contra-B bis d oder g) ſind ſo kräftig, ſtark und voll, daß das S. für ein Hauptinſtrument der Militairmuſik gilt, ja in Frankreich ſogar nicht ſelten ſtatt der Orgel gebraucht wird. Das S. bleibt übrigens eins der ſchwierigſten und anſtrengendſten Blasinſtrumente, vorzüglich da die halben Töne entweder blos durch den Anſatz oder durch die halbe Öffnung der Tonlöcher hervorgebracht werden, daher es auch nur höchſt ſelten Virtuoſen darauf gibt. Erfinder des S. war im Jahre 1590 ein gewiſſer Edme Guillaume, Kanonicus zu Auxerre in Frankreich, Verbeſſerer deſſelben aber hinſichtlich ſeiner äußern Form ein gewiſſer Regibo, Tonkünſtler in Lille. 20.

Serpentin, lat. lapis serpentinus; franz. u. engl. serpentine iſt ein Minera, das zwar ſelten im kryſtalliſirten Zuſtande, aber um ſo häufiger in mächtigen und ausgedehnten Lagern und Stöcken im Ur- und Übergangsgebirge zugleich

mit Kalkſteinen, Gabbros und Grünſteinen getroffen wird. Es iſt von Kalkſpathhärte, von 2,4—2,6 ſpecifiſchem Gewichte, grüngelb, grau, roth, braun, ſelten weiß und ſchwarz und mannigfaltig gefleckt, punktirt, geadert, geſtreift, übrigens matt und undurchſichtig. Man theilt es in edlen und gemeinen S. Er iſt nicht ſelten mit Talk, Glimmer, Schillerſpath, Bronzit, Chromeiſenſtein, Magneteiſenſtein, Pyrop, Arſenikkies durchwachſen. Steatit und Amianth ſetzen in Adern in demſelben auf. In Schleſien, Ungarn, Mähren, Sachſen, Piemont, Corſica, Norwegen, Schweden, Finnland, Rußland und England iſt er häufig anzutreffen. Zu Zöblitz in Sachſen wird er von Steindrechslern in ſehr verſchiedene Gegenſtände verarbeitet. 76.

Serra iſt der portugieſiſche, Sierra der ſpaniſche Name für Gebirge. 9.

Sertorius (Quintus), ein geborner Sabiner, lebte zur Zeit der Bürgerkriege und ſtand auf der Partei des Marius, unter deſſen Fahnen er ſchon früher im arabiſchen Kriege gefochten hatte. Damals blieben indeß ſein Talent und ſeine Thaten, wenn auch nicht unbekannt, doch nur dem Feldherrn gerühmt; erſt nachdem er vor dem ihn haſſenden Sulla nach Spanien geflohen war, zog er aller Augen auf ſich. Denn im Begriffe ſich nach den glücklichen Inſeln zurückzuziehen wurde er von den Luſitaniern und Celtikern angefleht ſich an ihre Spitze zu ſtellen und ſie gegen den wilden Sulla und ſeine Partei zu führen. Er nahm den Ruf an und verſtärkt durch die Reſte des Heeres des Conſuls Lepidus bildete er um ſich ein anſehnliches Heer. Zugleich hatte er in ſeinem Hauptlager Etoska (dem jetzigen Hueska) einen herrlichen, aus 300 theils römiſchen, theils ſpaniſchen Mitgliedern beſtehenden Senat um ſich, mit dem er über das allgemeine Wohl verhandelte und ſich beſonders um die Einrichtung von Schulen verdient machte. Von Rom aus war zu keiner Zeit unterlaſſen worden, Heere gegen ihn nach Spanien zu ſchicken. So ſchon im Jahre 80 der kriegskundige Quintus Metellus Pius und im Jahre 77 der große Pompejus. Allein wenn auch dieſe bisweilen über ihn ſiegten, ſo war er ihnen doch ſchon wegen der Kenntniß der für Fremdlinge ſo fürchterlichen Localität nur ein ſchreckender und unbeſiegter Feind. Da die Römer dieß erkannten, ſuchten ſie durch niederträchtige Mittel den S. zu überwinden und ſetzten einen hohen Preis auf ſeinen Kopf. Ein Römer, ein Begünſtigter und Freund des großen Mannes, erſchlug ihn zu Etoska bei einem freundſchaftlichen Gaſtmahle im Jahre 72. Der Mörder, Perperna, derſelbe, welcher ihm des Lepidus Truppen zugeführt hatte, unternahm nun die Anführung, aber weil ihm die Liebe der Untergebenen in dem Maße abging, in welchem ſie S. beſeſſen, ſo war er unglücklich gegen Pompejus und im folgenden Jahre wurde er beſiegt, gefangen und hingerichtet. Der zehnjährige Krieg, welcher (80—71) von Rom aus mit dem ſpaniſch-römiſchen Heere geführt wurde, heißt der ſertorianiſche Krieg. 6.

Servet (Michael), ein wegen ſeiner Gelehrſamkeit und ſeines Schickſals berühmter Freidenker zur Zeit der Reformation, ward geboren 1509 zu Villanueva in Aragonien, ſtudirte zu Toulouſe die Rechte und ward während ſeines Aufenthalts daſelbſt mit der neuen Lehre bekannt und dadurch auch auf das Studium der heiligen Schrift hingeleitet. Als ein Hauptergebniß ſeiner Forſchungen hob er ſchon 1531 die ganz ſabellianiſche Dreieinigkeitslehre in der Schrift „De trinitatis erroribus“ (Strassb. 1521) hervor; denn er unterſchied genau das Göttliche in Chriſto von dem Menſchen Chriſtus. Dieſer war ihm zur Würde eines Sohnes Gottes nur dadurch erhoben, daß die Fülle der Gottheit in ihn ſich herabſenkte; ebenſo war ihm der heilige Geiſt nur die im All und im Menſchengeiſte wirkſame Gotteskraft. Wegen dieſer Richtung ſeiner Neuerung ſagten die ſchweizeriſchen Reformatoren von ihm ſich los. So lebte er abwechſelnd in Straßburg, Lyon, Paris (wo er noch Medicin ſtudirte), Vienne, von 1536 an als Arzt unter dem Namen Villanovanus. Im Jahre 1553 erſchien ſeine Hauptſchrift: „De re-

ſtitutione Christianismi“ gegen Papſtthum und Mönchsweſen wie gegen Kindertaufe und Dreieinigkeit. Entdeckt entging er mit Mühe der Inquiſition, ward aber auf der Flucht in Genf verhaftet und, als er ſtandhaft bei ſeinen Meinungen verharrte, wegen angeblicher Ketzerei und Gottesläſterung am 17. Oct. 1553 verbrannt. Calvin ſelbſt, der in ihm einen Zerſtörer aller Religion ſah und überdieß ſich perſönlich beleidigt fühlte, weil S. ein ihm verehrtes Exemplar ſeiner Dogmatik mit kritiſchen Randgloſſen zurückgeſchickt hatte, beförderte ſeinen Tod. Vergl. Mosheim, „Historia Serveti“ (Helmst. 1727) und „Neue Nachrichten von dem ſpaniſchen Arzte Servet“ (Helmſt. 1750). 63.

Servien, ſ. Serbien.

Servilismus bezeichnet die bereitwillige Unterwürfigkeit unter die Befehle eines Höhern und iſt in neuerer Zeit in politiſcher Hinſicht von der ſogenannten liberalen Partei als Parteiname derjenigen gebraucht worden, welche ſich an das Beſtehende anſchließen und die Auctorität des Fürſten ungetrübt anerkennen. 30.

Serviten heißen die Glieder eines 1232 zu Florenz von 7 Kaufleuten geſtifteten Mönchsordens zum Dienſte der heiligen Jungfrau (ordo servorum St. Mariae), welche auf dem monte senario in der Nähe von Florenz ein Kloſter errichteten. Der Orden ward durch den erſten General, Beniti, welcher ihm auch 1254 die Beſtätigung des Papſtes verſchaffte, auf Reiſen durch Italien, Frankreich, die Niederlande und Deutſchland ſchon ſehr ausgebreitet, 1304 ward ihm die Regel des heiligen Auguſtin zugetheilt und 1570 ward er unter die Bettelorden aufgenommen. Die Kleidung der Mönche beſteht in einem ſchwarzen aufgegürteten Rocke mit Pallium; in der Hand tragen ſie einen Sack zum Betteln. Der Orden hat nie Bedeutung gehabt und iſt jetzt nicht ſehr zahlreich mehr. 23.

Servituten, Dienſtbarkeiten des römiſchen Rechts, unterſcheiden ſich von den ihnen gegenüberſtehenden Dienſten (officia), wie das blos Materielle und Paſſive vom Activen und Perſönlichen. Das von den Römern herrührende Inſtitut der Servituten iſt ihren Begriffen vom dominium (der Herrſchaft), als des Rechts, ſeinen Willen an der Sache geltend zu machen, und servitium (der willenlos, fremden Zwecken dienenden Sache) angemeſſen. Namentlich kam dabei das Verhältniß des Sklaven zum Herrn mit in Beziehung. Denn auch der Sklave (servus) diente nur als Sache. Servitus enthält ſonach die Nothwendigkeit ſich beherrſchen zu laſſen. Man wendete ſolches auf die Grundſtücke (praedia) an und führte die S. der Grundſtücke ein, beſtehend in der dem benachbarten Grundſtücke aufgelegten Nothwendigkeit, zum Zwecke des Andern zu dienen. Sie wurden deßhalb mit den Grundſtücken für Eins angeſehen, weil ſie ſich ohne ſolche weder beſtellen noch ausüben laſſen (§. 3. J. de servit. II. 3.). Das Grundſtück, worauf die Laſt ruhet, wird daher serviens (dienſtbar), jenes aber dominans (beherrſchend) genannt. (Vergl. übrigens Dienſtbarkeiten). 10.

Servius Tullius war der ſechſte König Roms. Es iſt ungewiß, woher er ſtammt, indem ihn eine Erzählung als Sklave im Hauſe Tarquin's ſein läßt, woſelbſt Tanaquil ihm aus der Flamme, welche ſich über dem Haupte des Schlafenden zeigte, ſein Königthum prophezeit, während eine zweite Erzählung ihn zum Sohne eines vornehmen Bürgers aus Corniculum macht, den dieſer mit einer Sklavin Ocriſia erzeugt haben ſoll und ihn ſpäter erſt zu ſeinen Verwandten, der römiſchen Königsfamilie, kommen läßt. Nach Anderen wanderte er mit dem Namen Maſtarna aus Etrurien ein und ein vierter Mythus macht ihn gar zum Sohne des Lar familiaris im Hauſe des Tarquinius und einer Sklavin der Tanaquil. Nach Ermordung Tarquin's verheimlichte Tanaquil den Tod des Königs ſo lange, bis das Volk den S. Tullius dazu erwählt hatte. Er theilte die Plebejer in 30 Tribus ein und ordnete die Stimmgebung derſelben je nach ihrem

Vermögen, weßhalb er ſie in 6 Claſſen und dieſe wieder als militairiſche Corporationen in centuriae theilte, und zwar die 1. (welche mindeſtens ein Beſitzthum von 100000 Aſſes haben mußte) mit den Rittern in 98, die 2. (mit 75000 Aſſes), die 3. (mit 50000 Aſſes) und die 4. (mit 25000 Aſſes), jede in 20, die 5. (mit 11000 Aſſes) in 30 Centurien; die 6. (ohne Vermögen) bildete nur eine Centurie. Er verbot auch die Leibeigenſchaft der Schuldner und befahl, daß der Freigelaſſene auch mit der Freiheit das Bürgerrecht erlangte, baute auf dem aventiniſchen Berge einen Bundestempel für den latiniſchen Bund und zog den Viminalis und Quirinalis in den Bereich der Stadt, die er mit Wall und Graben umzog. Er ward von ſeinem Schwiegerſohne Tarquinius auf Anſtiften ſeiner Tochter Tullia auf der Curie ermordet. 82.

Seſam, lat. sesamum; franz. sésame, engoline; engl. sesamy iſt der Same des sesamum orientale L., aus der natürlichen Familie der bignonienartigen Gewächſe (bignoniaceae) und der didynamia angiosperma. Dieſe wächſt wild in Ceylon, Malabar und Ägypten, wird aber auch hier wie in Oſtindien, Syrien, Kleinaſien und Morea, vorzüglich aber bei Conſtantinopel wegen des von ihr gewonnenen wohlſchmeckenden, ſüßen, fetten, ſehr nahrhaften Oels, Seſamöl genannt, auch um Aſtrachan (wo es Kunſchut heißt) angebaut, woſelbſt mit dem Öle ein ſtarker Handel nach Perſien und in die Bucharei getrieben wird. Man gewinnt dieſes Öl aus den Samen durch Kochen und Preſſen und bedient ſich deſſelben in Indien und im Oriente häufig als Butter und wegen ſeiner nährenden Eigenſchaften gebrauchen es die Frauen, um fett zu werden. Sie ſollen ſich deſſelben auch in Bädern zum Einſalben des Körpers bedienen. 21.

Seſoſtris, d. i. Anbeter der Sonne, auch Sethos, Sethoſis, heißt bei den Griechen der große König von Ägypten Rameſſes oder Rhamses, der um 1500 vor Chr. ganz Äthiopien und Arabien eroberte, nach Indien einen Seezug unternahm, zu Lande nach Libyen, über Kleinaſien bis nach Thracien und an die Länder des Euphrates vordrang und von den zurückgebrachten Schaaren Kriegsgefangener Ägypten durch ein $37\frac{1}{2}$ Meilen lange Mauer von Heliopolis bis Peluſium gegen die Einfälle arabiſcher Horden ſchützen, niedriger liegende Städte gegen Überſchwemmungen auf Dämme und Erhöhungen verſetzen, Canäle zur Bewäſſerung des Landes ziehen und große Gebäude, Tempel und Paläſte aufführen ließ. Er theilte ganz Ägypten in 36 Diſtricte oder Nomen, jeder unter einem Statthalter, der die nach einem feſten Kataſter geordneten Steuern zu erheben und andere Angelegenheiten zu beſorgen hatte, die Einwohner aber in 6 Kaſten (ſ. d. Art.). Die Sage hat jene Feldzüge noch vergrößert; das Angegebene aber beſtätigen die Denkſäulen ſeiner Eroberungen, die Herodot ſelbſt in Syrien und in Kleinaſien noch ſah, der Umſtand, daß in jenen Ländern noch keine bedeutende Macht ſeine Siege aufhalten konnte, und vor Allem die meiſten großen Baudenkmäler in Oberägypten und Nubien, auf deren Wänden und Säulen der Name Rameſſes in Hieroglyphenſchrift ausgedrückt und ſeine Heldenthaten, ſein Seezug nach Indien, ſeine Schlachten, Siege und Triumphzüge in Reliefs und Gemälden dargeſtellt ſind, beſonders in den coloſſalen Reichspaläſten des alten Theben, des heutigen Karnak, Luxor und Medinet Abu. Seinen Namen trägt auch der größte, 144 Palmen hohe Obelisk, den Conſtantin der Große nach Alexandrien, Conſtantius nach Rom bringen und Sixtus V. durch den Baumeiſter Dominico Fontana vor der Johanniskirche im Lateran am 10. Aug. 1588 aufrichten ließ. S. ſoll, als er blind geworden war, ſich ſelbſt den Tod gegeben haben; aber der Ruhm ſeiner Thaten und wohlthätigen Anſtalten blieb den Ägyptern unvergeßlich. 20.

Seſſion, Sitzung iſt bei Collegien und Ständeverſammlungen a) das Beiſammenſitzen der Mitglieder im Verſammlungszimmer; b) die Verſammlung ſelbſt; c) endlich die Zeit, während ſie verſammelt ſind. Von der S.

unterſcheidet ſich der sedes (Sitz) oder 1) der Platz, welchen ſie beſitzen; 2) das Recht, an der Verſammlung Theil zu nehmen; daher der Ausdruck „in einer Verſammlung Sitz und Stimme haben.“ 3.

Seſter, Sechter, Siſter, Vierling, ein in Süddeutſchland gebräuchliches Getreidemaß, hält im Großherzogthume Baden = $756\frac{3}{16}$; zu Baſel = $861\frac{1}{8}$; in Frankfurt a. M. = $361\frac{1}{2}$; zu Trier = $335\frac{1}{8}$ par. Cubikzoll. 26.

Seſterz (sestertius). I. Eine altrömiſche Silbermünze mit dem Gepräge eines Zweigeſpann = $\frac{1}{4}$ denarius = $2\frac{1}{2}$ asses (sesqui tertius) = 1 Gr. 7 Pf. — 1 Gr. ꝛc. Deren Bezeichnung IIS oder HS erklärt man ſich aus LLS (duae librae cum semissa). II. Eine altrömiſche Kupfermünze zur Zeit des Plinius, nach welcher gewöhnlich gerechnet wurde. Es galten sestertia (pondo durch SS bezeichnet) 1000, daher bina SS = 2000, dena SS = 10000, centena SS = 100000 etc., sestertium (pondus) = 100000, decies sestertium = 1000000, vicies sestertium = 2000000 Seſtertien ꝛc. III. Ein Maß = $2\frac{1}{2}$ Fuß. 26.

Seſtīne nennt man eine italieniſche und ſpaniſche Versart, welche aus ſechszeiligen Strophen und einer dreizeiligen mit verſchränkten Reimen beſteht, wobei der Vers meiſtentheils ein fünffüßiger Jambus iſt. Zu dem äußern Baue derſelben gehört jedoch nothwendig, daß bei jeder der ſechs Strophen die ſechs letzten Worte der erſten Strophe wiederholt werden und zwar ſo, daß das letzte Wort des ſechſten Verſes der erſten Strophe zum Schlußworte des erſten Verſes der zweiten Strophe gebraucht wird, die übrigen fünf Verſe der zweiten Strophe aber mit den letzten Wörtern der fünf erſten Verſe der erſten Strophe ohne vorgeſchriebene Ordnung endigen. In derſelben Weiſe wird jede folgende Strophe ſtets nach der zunächſt vorhergehenden gebildet, ſo daß endlich jedes der ſechs Schlußwörter einmal das erſte, das andere Mal das letzte Wort in einer Strophe geweſen iſt und der letzte Vers der ſechſten Strophe, ſo wie der erſte Vers der erſten Strophe ſich mit demſelben Schlußworte endiget. In der dreizeiligen Strophe, womit die S. ſchließt, werden die ſechs Schlußwörter noch einmal in derſelben Ordnung gebraucht, welche ſie in der erſten Strophe einnehmen, indem jeder Vers eins derſelben in der Mitte und das andere am Ende enthält. Unter den Italienern hat vorzüglich Petrarca mehrere meiſterhafte Gedichte in dieſer Versart geliefert, ihre Anwendung auf die deutſche Dichtkunſt, die man hin und wieder verſucht hat, läuft aber blos auf eine froſtige Künſtelei hinaus. 81.

Seſtini (Domenico), einer der ausgezeichnetſten Münzenkenner, wurde am 10. Aug. 1750 zu Florenz geboren, erhielt in einem dortigen Collegium ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, trat in ein Trappiſtenkloſter zu Buonſellazzo, um ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen, verließ daſſelbe aber bald nachher wieder und reiſte 1774 nach Sicilien, wo er zu Catanea das Muſeum des Fürſten von Biscari ordnete und außer einer Beſchreibung deſſelben auch Briefe über den Zuſtand dieſer Inſel in Bezug auf Ackerbau, Handel, Alterthümer und Induſtrie herausgab. Von hier ging er alsdann über Malta und Smyrna nach Conſtantinopel und übernahm hier die Bildung der Münzſammlung des engliſchen Geſandten, Sir Robert Ainslie, bereiſte zu dieſem Zwecke zuerſt Theile von Kleinaſien, Siebenbürgen, Ungarn und Öſtreich, dann Syrien, Meſopotamien, Cypern und Nordafrika und brachte ſie dadurch zu einem hohen Grade von Vollſtändigkeit, ſo daß ſie ſeit der Herausgabe der Beſchreibung in ganz Europa berühmt ward. Außerdem aber achtete er während ſeiner Reiſen genau auf den Gewerbfleiß, die Lage, Beſchaffenheit und Naturerzeugniſſe der von ihm beſuchten Länder und beſchrieb ſie in einzelnen Werken, welche in mehrere Sprachen überſetzt wurden und noch jetzt durch die Richtigkeit ihrer Angaben großen Werth behaupten. In ſein Vaterland zurückgekehrt machte er ſein großes Werk „Classes generales seu monetae urbium, populorum et regum ordine geographico“ (Flor. 1821. 2. Aufl.), ſo

wie eine Sammlung ſeiner Briefe über die Münzkunde und die Beſchreibungen mehrerer der berühmteſten Münz- und Kunſtcabinette bekannt, hielt ſich dann längere Zeit in Preußen auf, deſſen König ihm einen Jahrgehalt gab, ging dann 1810 nach Paris und kehrte als Antiquar und Bibliothekar der Fürſtin Bacchiochi nach Florenz zurück, verlor aber 1814 bei der Rückkehr Ferdinand's III. ſeine Ämter wieder, leitete nun die Anordnung des Hederwar'ſchen Muſeum und gab ſein gediegenes Werk über die antiken Stateren (1818) heraus. Endlich ertheilte ihm der Großherzog Ferdinand mit den Titel eines Antiquars und Profeſſors an der Univerſität zu Piſa einen Jahrgehalt und ſein Nachfolger, Leopold II., kaufte außer ſeiner Bibliothek auch die noch nicht gedruckten Werke S.'s, unter denen das „Systema geographicum numismaticum" (14 Bde. Fol.) das wichtigſte iſt. Er ſtarb am 8. Juni 1832 zu Florenz. Seine äußerſt zahlreichen Werke, welche er größtentheils in den verſchiedenen Ländern, in welchen er lebte, verfaßte und die ungefähr aus 50 Bänden beſtehen, ſind jetzt zum Theil ſchon ſehr ſelten geworden. 81.

Setzen heißt eine bergmänniſche Aufbereitungsoperation, durch welche diejenigen Erzſtückchen, welche in den Gruben nach den Arbeiten auf Erz ihrer Kleinheit wegen zuſammengekehrt werden müſſen (das Grubenklein) und ähnliche Abfälle der Scheidearbeit in einem Siebe ins Waſſer geſtoßen und durch das gewaltſam durchſtrömende Waſſer gereinigt werden. Eine Vorarbeit des Setzens iſt das Rättern (Rädern), wobei das Grubenklein auf dem Rätter, einer aus mehreren Siebgittern, den Durchfällen, zuſammengeſetzten Vorrichtung aufgeſchüttet, mit Waſſer übergoſſen und mit einer Kratze hin- und hergeriſſen, durch die aufgeſchütteten Geſteinbrocken durch die Gitter hindurchfallen, dann nach ihrer Größe geſammelt und jede Sorte für ſich geſetzt werden. 76.

Setzwage, ſ. Nivelliren.

Seuche, lat. contagium; franz. contagion; engl. contagious disorder, nennen wir das allgemeine, gleichartige, einer gemeinſchaftlichen Urſache unterliegende Erkranken einer großen Menſchenzahl. In ſofern dieſelbe aus einem Zuſammentreffen vieler gleichartiger Krankheiten zuſammengeſetzt iſt, wird ſie auch die Eigenthümlichkeiten und den Verlauf dieſer beſitzen, alſo bald plötzlich auftreten, bald ſich allmählig ausbreiten, bald längere, bald kürzere Zeit zu ihrem Verlaufe bedürfen, bald gefahrlos, bald in hohem Grade tödtlich ſein. Eine Eigenthümlichkeit der S. iſt es, daß ſie ſehr häufig einen Anſteckungsſtoff erzeugt, der zu ihrer Ausbreitung kräftig mitwirkt (ſ. Anſteckung). Als das Urſächliche der S. ſieht man ſchädliche Einflüſſe an, die ſich auf die Geſammtheit eines großen Theils des Menſchengeſchlechts erſtrecken, alſo auffallend nachtheilige Veränderungen der Witterung, als große Näſſe, kalte Sommer, harte Winter, ferner Mißwachs und Theuerung, Überſchwemmungen, verdorbene Nahrungsmittel und Getränke, Hungersnoth, Kriege u. dergl. m. Daß auch kosmiſche und telluriſche Ereigniſſe, als die Erſcheinung eines Kometen, Sonnen- und Mondfinſterniſſe, Meteorſteinfälle, Ausbrüche von Vulcanen, Erdbeben ꝛc. von Einfluß auf Erzeugung der Seuchen ſeien, iſt eine Meinung, die viele ältere und neuere Ärzte mit einander theilen und die ſie aus dem Zuſammenhange, der zwiſchen dem Leben des Weltorganismus und dem des Menſchengeſchlechts ſtattfindet, erklären; wie aber durch dieſe und ähnliche Einflüſſe die Verſchiedenartigkeit der Formen der S. bedingt werde, dieß iſt eine Frage, die unſer jetziges Wiſſen noch unbeantwortet läßt. Nur ſo viel ſteht feſt, daß die Seuchen die ſonderbarſten und verſchiedenſten Krankheitsformen hervorgerufen haben und daß die meiſten neuen Krankheiten, die im Laufe der Zeiten entſtanden, denſelben ihren Urſprung verdanken, ſo daß man faſt behaupten könnte, daß alle Krankheiten urſprünglich aus Seuchen hervorgegangen und daß auch ſolche, die nur noch ſporadiſch vorkommen, gleichwohl Über-

bleibſel früher dageweſener Seuchen ſeien. Die Seuchen haben auf die Entwickelung der Menſchheit großen Einfluß und die Weltgeſchichte hat daher den Ausbruch und Verlauf derſelben als ſehr beachtenswerthe Momente zu betrachten; ja die Erfahrung lehrt, daß die wichtigeren Seuchen immer bedeutungsvollen Zeitereigniſſen zuvorgingen oder ſie begleiteten. — Die erſte S., die wir aus den Geſchichtſchreibern genau kennen lernen, iſt die von Thucydides beſchriebene Peſt zu Athen (430 Jahre v. Chr.). — 365 v. Chr. herrſchte zu Rom eine bedeutende S., nach der ein Erdfall auf dem Forum entſtand, in welchen ſich M. Curtius ſtürzte. — 163 v. Chr. wurde das Anthrax-Übel nach Rom eingeführt und unter Pompejus zeigten ſich daſelbſt die erſten Spuren des Ausſatzes, der aber damals nicht lange dauerte. Wichtiger dagegen und von großer Ausdehnung waren die Seuchen unter M. Antoninus 165 n. Chr. und die 15 Jahre lang dauernde höchſt anſteckende S. unter Valerian 250 n. Chr. (bei der unter den Chriſten zuerſt die Gewohnheit aufkam, die Ihrigen durch ſchwarze Kleidung zu betrauern). — 542 breitete ſich von Ägypten über Antiochien eine S. aus, die 15 Jahre lang dauerte und manche Städte 3—4mal heimſuchte. — 557 zeigte ſich in Conſtantinopel die erſte eigentliche Peſt, die Bubonenpeſt (ſ. d. Art.). Schon damals zeigten ſich an Häuſern, Thüren, Gefäßen, Kleidern jene in ſpäterer Zeit ſo berüchtigt gewordenen Flecken (signacula), die jedem Verſuche, ſie abzuwaſchen, widerſtanden und als Vorläufer der Peſt betrachtet wurden. — 569 erſtes Erſcheinen der Pocken in Arabien. — 876 verbreitete ſich am Rheine eine Krankheit, in der man die erſten Spuren der Maſern erblicken will. — 923 wurden durch das heilige Feuer (ſ. d. Art.) in Frankreich 40000 Menſchen unter großen Qualen hingerafft. — Am Ende des X. Jahrh. zeigten ſich die Pocken in Europa, doch traten ſie damals noch nicht mit ſolcher Heftigkeit als ſpäter auf. — 1098 wüthete eine der tödtlichſten Seuchen zu Antiochien unter den Kreuzfahrern, an der vom Sept. bis Nov. 200000 Europäer ſtarben. — 1172 verbreitete ſich der durch die Kreuzfahrer eingeführte Ausſatz mehr und mehr in Europa. — 1250 kamen unter den Franzoſen, die Ludwig IX. nach Ägypten geführt hatte, die erſten Spuren des Scorbuts vor. — 1286 brachten die Mogolen bei ihrem letzten Einfalle in Ungarn und Polen den Weichſelzopf dahin. — 1348—1354 wurde Europa durch den ſchwarzen Tod (eine brandige Lungenentzündung) entvölkert, die ſich von China und Indien herzog, zuerſt in Europa die Inſeln des mittelländiſchen Meeres ergriff und dann nach Italien, Frankreich und Spanien, und von da aus ins übrige Europa gelangte. — 1373 war der Veitstanz in England und dann im übrigen Europa. — Vom Jahre 1483 an herrſchte das Schweißfieber in England (ſ. d. Art. Engliſches Schweißfieber). — 1490 erſtes Petechialfieber zu Granada. — 1493 Anfang der Luſtſeuche (ſ. d. Art.). — Von 1505—1580 häufige Peſtausbrüche in Deutſchland, denen bösartige Hals- und Lungenentzündungen folgten. — 1581 kommt die Kriebelkrankheit in Lüneburg vor, die von jetzt an eine Zeit lang ſehr häufig erſchien. — 1612 erſtes Erſcheinen der engliſchen Krankheit (ſ. d. Art.). — 1628 beobachteten die breslauer Ärzte die erſten Spuren des Scharlachs. — 1638 Kriegstyphus in Deutſchland, durch den 30jährigen Krieg herbeigeführt. — 1652 beobachtete man zu Leipzig zuerſt den Frieſel (ſ. d. Art.). — 1713 erſchien die Peſt zum letzten Male in Deutſchland; dagegen griff in den amerikaniſchen Häfen das gelbe Fieber immer mehr und mehr um ſich. — 1721 das gelbe Fieber zuerſt in Europa und zwar in Liſſabon. — Faulfieber, Ruhren und Influenza häufig in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrh. — 1794 das gelbe Fieber ſehr allgemein über die vereinigten Staaten verbreitet. — 1801 ward die anſteckende ägyptiſche Augenentzündung durch die Franzoſen und Engländer nach Europa verpflanzt, wo ſie unter den Truppen der Alliirten in den Jahren 1813 ff. ſehr heftig war. — 1804 gelbes Fieber ſehr ausgebreitet an der ſpani-

ſchen Küſte. — 1812—1814 Kriegstyphus. — 1817 Ausbruch der Cholera zu Yeſſore in Indien (ſ. d. Art.). 39.

Seufzer heißen die 1709 in Sachſen mit den Stempeln von 1701 bis 1703 von Karl XII., König von Schweden, geprägten 1löthig feinen Sechſer mit einem Werthe von 2 Pfennigen. 26.

Seume (Johann Gottlieb), ein durch die Feſtigkeit ſeines Charakters und ſeine Schriften berühmt gewordener Mann, wurde in dem Dorfe Poſerne bei Weißenfels, wo ſein Vater als Landmann lebte, am 29. Jan. 1763 geboren und nach dem frühen Tode deſſelben von dem Grafen von Hohenthal-Knauthayn auf den Schulen zu Borna und Leipzig und auf der dortigen Univerſität auf das Edelmüthigſte unterſtützt. Da ihm aber das Studium der Theologie, welches er begonnen hatte, nicht zuſagte, verließ er plötzlich Leipzig, um ſich nach Paris zu begeben, gerieth aber unterwegs in die Hände von heſſiſchen Werbern, welche Soldaten für den Krieg der Engländer mit Nordamerika zuſammenbrachten. Während ſeines Aufenthaltes in Canada ſchloß er mit dem Herrn von Münchhauſen den Bund der Freundſchaft, den er in einem ſeiner ſchönſten Gedichte auch der Nachwelt werth gemacht hat, kehrte nach Beendigung des Krieges mit den Truppen nach Deutſchland zurück, entfloh aber in Bremen, um nicht an die Preußen verhandelt zu werden, wurde aber dennoch von dieſen ergriffen und mußte nun in Emden als gemeiner Soldat dienen. Nachdem man ihn hier zweimal auf der Flucht eingeholt hatte, entging er nur mit Mühe der Todesſtrafe, bekam aber Urlaub, als ſich ein Bürger mit einer Summe Geldes für ihn verbürgte, begab ſich nach Leipzig, bezahlte von hier aus die für die Bürgſchaft aufgewendete Summe, und beſchäftigte ſich von nun an mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten, bis er nach einigen Jahren die Stelle eines Secretairs bei dem ruſſiſchen Generale Igelſtröm antrat, mit dem er 1793 in Warſchau lebte, wo er zum Officiere bei den Grenadieren ernannt wurde. Als aber bald darauf der Aufſtand der Ruſſen gegen die Polen in Warſchau ausbrach, wurde er von letzteren gefangen genommen, kehrte nach ſeiner Befreiung in ſein Vaterland zurück, begab ſich wieder nach Leipzig und lebte dort theils von dem Ertrage des Unterrichts, den er beſonders in der engliſchen Sprache ertheilte, theils von literariſchen Arbeiten, unter denen er damals ſeine „Wichtigen Nachrichten über die Vorfälle in Polen 1794“ (Leipz. 1796), „Zwei Briefe über die neueſten Veränderungen in Rußland“ (Zürich 1797) und die „Obolen“ (Leipz. 1797. 2 Bde.) bekannt machte. Nachdem er ſich von Leipzig nach Grimma gewendet und dort als Corrector in der Druckerei ſeines Freundes Göſchen eine Anſtellung gefunden hatte, gab er ſeine „Gedichte“ (Leipz. 1801. 4. Aufl. 1813) heraus und trat im Dec. 1801 eine Erholungsreiſe zu Fuße nach Italien und Sicilien an, von der er nach neun Monaten zurückkehrte und bald darauf ſeinen „Spaziergang nach Syrakus“ (Braunſchw. und Lpz. 1802. 3 Bde.; 4. Aufl. 1815—1817), in dem ſich die Eigenthümlichkeit ſeines Verfaſſers mehr als die Gegenſtände der Außenwelt ſpiegeln, durch den Druck bekannt machte. Im Jahre 1805 unternahm er eine zweite Fußreiſe nach Petersburg, Moskau, Finnland und Schweden, deren Frucht das Werk: „Mein Sommer im Jahre 1805“ (Hamb. 1806. 2. Aufl. 1815) war. Da aber die großen Mühſeligkeiten, denen er ſich von Jugend auf unterzogen, ſeinen Körperbau erſchüttert hatten, ging er nach Teplitz, um durch Bäder ſeine Geſundheit wiederherzuſtellen, ſtarb aber daſelbſt am 13. Juni 1810. Als Menſch war S., ungeachtet mancher Sonderbarkeiten und einſeitiger Anſichten, dennoch einer der edelſten Charaktere, dem ein warmes Gefühl für Freundſchaft, Wahrheit und Recht, ein reiner, begeiſterter Sinn für alles Schöne und Gute, ſtrenge Uneigennützigkeit und tiefer Haß gegen Betrug, Heuchelei und Falſchheit inwohnte; als Dichter zeichnete er ſich durch Kraft und Kühnheit der Gedanken, Tiefe der Empfindung und Lebendigkeit der Darſtellung

aus, obgleich er Sprache und Rhythmus nicht immer in ſeiner Gewalt hat. Seine „Sämmtlichen Werke“ kamen in 12 Bänden (Leipz. 1826—1827. 12.) und ſpäter in 1 Bande (Leipz. 1835) heraus und ſeine begonnene „Selbſtbiographie“ wurde von Clodius (Leipz. 1813) beendigt. 81.

Sevennen (Cevennen), Gebirge im ſüdöſtlichen Frankreich, beginnen unter dem Namen Charolloisgebirge (einem 1500 Fuß hohen Kalkplateau) bei dem Canal du Centre ſüdweſtlich von Chalons an der Saone, reihen ſich an das Goldhügelgebirge an und ziehen ſich zwiſchen der Loire, Saone und Rhone als Waſſerſcheide bis an den Canal von Languedoc, wo ſie ſich zwiſchen Herault und Tarn als Garrigues= und Espinouſegebirge an das Montagne Noire (ſchwarze Höhen) anreihen, nachdem ſie ſüdöſtlich von der Stadt Milhau am linken Tarnufer das Plateau Larzac und nordöſtlich von der Stadt Caſtres das Gebirge von Caune gebildet haben. Von Chalons bis Pont St. Esprit an der Mündung der Ardeche iſt der öſtliche Fuß der S. an der Saone und Rhone; der weſtliche Fuß dagegen bleibt in einiger Entfernung von der Loire. Sie führen hier den Namen Rhonegebirge und erheben ſich mit dem Mont Pilat 3500 Fuß, dem M. Tarare 4350 Fuß und dem M. Macon 3000 Fuß hoch. Das Gebirge iſt rauh und faſt 6 Monate mit Schnee bedeckt; doch hat es auch ſchöne Thäler, Weinberge, Kaſtanien=, Maulbeer= und Obſtbäume; in ſeinem Innern Silber, Blei, Alaun, Steinkohlen und Braunſtein. Seine höchſte Spitze iſt der Mont Mezen, ſüdlich von le Puy, am rechten oberen Loireufer, 5465 Fuß. Eine andere Spitze, 5452 Fuß hoch, iſt am 13. Juni 1821 eingeſtürzt und an deren Stelle ein großer See entſtanden. Das Gebirge Margerite, zwiſchen der Truyere und dem Allier, und das Gebirge Aubrac, am rechten Ufer des obern Lot, wie auch das Lozèregebirge, zwiſchen den Quellen des Tarn und Lot, ſind die höchſten und rauheſten Sevennenzweige. Sie bilden in dem Quellenbereiche des Allier, Lot, Aveyron, Tarn, Ardeche und Loire den Kern Hochfrankreichs in der 3000 Fuß hohen Terraſſe des Departements Lozère und Ardeche. In den rauheſten Gegenden dieſer Gebirge leben die Einwohner größtentheils von der Viehzucht und von Kaſtanien, welche die Wälder liefern; an den ſanften Abhängen werden außer der Viehzucht auch Getreide=, beſonders Maisbau und Wollenweberei getrieben. Die Gebirge dienten den von der katholiſchen Geiſtlichkeit lange verfolgten Hugenotten zum Zufluchtsorte und noch jetzt leben viele Reformirte in dieſen Gegenden. — Sevennenkrieg, ſ. Camiſarden. 71.

Severianer, ſ. Gnoſtiker und Monophyſiten.

Severino (Marco Aurelio), berühmter Arzt, geb. zu Tarſia in Calabrien 1580, ſtudirte zu Neapel die Medicin und wurde daſelbſt ſpäter Profeſſor der Anatomie und Medicin, welche Stelle er bis zu ſeinem 1656 erfolgten Tode beibehalten hat. Er beſaß tiefe Kenntniſſe in der Anatomie, Chirurgie und Botanik und wurde unter die größten Ärzte ſeiner Zeit gezählt, ſo daß er eine Menge Fremder nach Neapel zog. Er iſt als ein Wiederherſteller der Chirurgie anzuſehn, die er aus ihrem dahinwelkenden Zuſtande hervorzog und den ſtrengen Grundſätzen der Griechen von Neuem unterwarf. Unter ſeinen Händen gewann dieſe Kunſt eine Sicherheit, die ſie ſeit langer Zeit nicht beſeſſen hatte; er brachte das ſchneidende Inſtrument und das Feuer wieder in Anſehn, die die Furchtſamkeit und Weichlichkeit der Araber faſt ganz beſeitigt hatten. Obgleich an theoretiſchen Irrthümern bei ihm kein Mangel iſt, ſo verdienen ſeine praktiſchen Grundſätze doch noch jetzt volle Anerkennung. Man macht ihm zwar den Vorwurf, daß er das Glüheiſen gemißbraucht habe, allein dieß iſt ein Fehler, der alle Erfinder oder Wiederherſteller beſonderer Heilmethoden trifft. Von ſeinen Schriften erwähnen wir: „De recondita abscessuum natura libr. VIII“ (Neap. 1632. 4. und öfter), eine claſſiſche Schrift und noch jetzt von Werth; „De efficaci medicina libr. III“ (Francof. 1646. Fol.); „Trimembris Chirurgia“ (Ibid. 1653. 4.). 39.

Sévigné (ſpr. Sevinjeh) (Marie de Rabutin-Chantal, Marquiſe de), eine der beſten franzöſiſchen Schriftſtellerinnen, wurde am 5. Febr. 1626 geboren und nach dem frühzeitigen Tode ihres Vaters von einem Oheime erzogen, welcher im geiſtlichen Stande lebte und für ihre ſorgfältige Bildung beſonders durch den Unterricht, den er ihr in der lateiniſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Sprache ertheilte, eifrig ſorgte, ſo daß ſie bald jeden lateiniſchen Schriftſteller in der Urſprache verſtand. Nicht weniger wie durch Bildung des Geiſtes zeichnete ſie ſich, troß der allgemeinen Verdorbenheit der höhern Stände in Paris, durch Reinheit des Herzens und Unbeſcholtenheit des Lebenswandels aus, vermählte ſich in ihrem achtzehnten Jahre mit dem Marquis von Sévigné, den ſie ſchon im Jahre 1651 wieder durch den Tod verlor und blieb, ungeachtet der vortheilhafteſten Anerbietungen, ſo wie ihrer eigenen Jugend und Schönheit, von der Zeit an unverheirathet, um ſich ausſchließlich der Erziehung ihres Sohnes und ihrer Tochter widmen zu können. Nachdem ſich letztere im Jahre 1669 mit dem Grafen von Grignan, Gouverneur der Provence, vermählt hatte, ſtand ſie mit ihrer Mutter ſieben und zwanzig Jahre lang in ununterbrochenem Briefwechſel, von denen die der letztern unter dem Titel: „Lettres à sa fille de Mad. de Grignan“ (Par. 1734. 6 Bde.; Amſterd. 1756. 8 Bde.; Par. 1800. 10 Bde.; 1806. 11 Bde.; 1818. 12 Bde.) erſchienen und zu den ausgezeichnetſten Leiſtungen der Franzoſen in dieſem Fache gehören, da ſich in ihnen Lebhaftigkeit des Geiſtes, Beweglichkeit der Phantaſie, Tiefe der Empfindung und Wärme des Gefühls durchgängig ausſpricht und auch die Sprache ſich mit Gewandtheit, Leichtigkeit und Richtigkeit bewegt. Außerdem ſind ſie aber auch noch zur genauern Kenntniß des Lebens am franzöſiſchen Hofe und in den höheren Cirkeln der Geſellſchaft äußerſt beachtungswerth. Frau von S. ſtarb am 14. Jan. 1696 auf dem Schloſſe ihrer Tochter zu Grignan. Intereſſante Nachrichten über ihr Leben finden ſich in den „Mémoires de Mons. de Coulangis“ (Par. 1820). 81.

Sevilla (ſpr. Sevilja) (Hispalis bei den Römern, Br. 37° 24′ 26″, L. 11° 51′ 8″), Hauptſtadt der Provinz Andaluſien, Sitz eines Erzbisthums, eine Ciudade, eine der älteſten Städte Europas und eine der reichſten und wichtigſten Spaniens, in einer herrlichen Ebene am linken Ufer des Quadalquivir, worüber eine Schiffsbrücke führt, die ſie mit ihrer Vorſtadt Triana verbindet, hat 3½ Meilen im Umfange, iſt mit einer doppelten Mauer, 166 Thürmen und einem Graben umgeben, aber ſo eng zuſammengebaut, daß kaum ein Fuhrwerk durchkommen kann; doch ſind die Straßen reinlich und werden zur Nachtzeit erleuchtet; die Häuſer mit ihren platten Dächern und mauriſchen Verzierungen ſind meiſt nach morgenländiſcher Art um einen viereckigen Hof gebaut und ſelten über 2 Stockwerk hoch; auf die Straße zu haben ſie faſt allgemein gar keine Façade, gewöhnlich nur ein Balkonfenſter. Die Höfe ſind mit Säulengängen, ſchattigen Bäumen, Blumenbeeten und Springbrunnen verſehen; den Tag über wird über dieſelben ein Zelttuch geſpannt und die Hausgenoſſen leben den Sommer über gänzlich in dieſem Raume. S. zählt 13 Thore, mehrere öffentliche Plätze, 30 Kirchen, 84 Klöſter, 24 Hospitäler, 1 Waiſenhaus, 1 Zucht- und Irrenhaus San Marco und 13500 Häuſer mit 96000 Einwohnern (ſonſt 400000). Die anſehnlichſten Plätze ſind: der Börſen-, Rathhaus- und Arſenalplatz. Unter den 30 Kirchen iſt beſonders merkwürdig: die große Kathedrale, im gothiſchen Style und auf dem Grunde einer Moſchee gebaut, 420 Fuß lang, 260 breit und 126 hoch, ganz aus Sandſteinquadern aufgeführt und von 80 Fenſtern, die mit den ſchönſten Glasmalereien bedeckt ſind, wovon jedes 1000 Ducaten gekoſtet haben ſoll, erleuchtet, mit dem Grabmale des Columbus, 82 Altären, unter denen der Hochaltar bis an das Gewölbe der Kirche ragt, und einer der größten Orgeln mit 5000 Pfeifen; dabei die Giralda, einer der höchſten Thürme Spaniens und ein Viereck

von 364 Fuß Höhe. Unter den 84 Klöſtern zeichnet ſich das Dominicanerkloſter S. Paul, das Carthäuſerkloſter vor der Stadt mit ſeinen weitläufigen Gärten und amerikaniſchen Bäumen und das Capuzinerkloſter mit ſeinen Gemälden von Murillo aus; unter den 24 Hospitälern das reiche Hospital de la Sangre, das Hospital de la Caridad mit den berühmten 4 Gemälden von Murillo. Die vorzüglichſten öffentlichen Gebäude ſind: der große und prachtvolle Palaſt des Erzbiſchofs, der Alcazar oder der alte Palaſt der mauriſchen Könige, die Lonja oder die Börſe; das Stadthaus, alt und ohne Anſehen; das Amphitheater zu Stiergefechten, das größte in Spanien, von 240 Fuß im Durchmeſſer; das Gebäude der königlichen Kanzlei; das italieniſche Opernhaus; das Gebäude des vormaligen Inquiſitionsgerichts in der Triana, welches als ein feſtes Schloß den Eingang zur Brücke beherrſcht; die Münze, welche im XVI. Jahrh. beſtändig 180 Perſonen beſchäftigte; der ſchöne Palaſt des Grafen von Medina-Celi und die prachtvolle Waſſerleitung, los cannos de carmona genannt, wodurch die Stadt ihr Trinkwaſſer erhält. Von wiſſenſchaftlichen Anſtalten ſind in S. unter anderen: eine 1504 geſtiftete Univerſität, welche zu den beſuchteſten Spaniens gehört, mit 9 Collegien, worunter das St. Thomascollegium für die geiſtlichen Wiſſenſchaften ſich auszeichnet; die Schule der Pharmacie; die 2 Schulen der reinen und angewandten Mathematik, der Lehrſtuhl für den Ackerbau; die Bau-, Bildhauer- und Malerakademie, von Campomanes geſtiftet, mit einer Kunſtſchule, worin bisher 200 Eleven gebildet wurden; die Akademie der guten Wiſſenſchaften (buenas letras); die berühmte Piloten- oder Schifffahrtsſchule, bekannt unter dem Namen von San Telmo; 22 Freiſchulen; 1 Stiergefechtsſchule, das einzige Inſtitut dieſer Art; 1 Bibliothek von 20000 Bänden in der Giralda; mehrere Privatgemäldegallerien; die ökonomiſche Geſellſchaft und die Geſellſchaft der Medicin. Von Manufacturen und Fabriken ſind vorhanden: 1 große königliche Tabaksfabrik, welche 200 Mühlen unterhält, 1404 Menſchen und 190 Laſtthiere beſchäftigt und außer einer ungeheuern Menge von Cigarros an Braſilientabak jährlich 15000, an Spaniol 16000 Centner producirt; 1 königliche Stückgießerei in der Vorſtadt Triana mit 200 Arbeitern; 1 königliche Salpeterſiederei mit 9 Siedekeſſeln und 100 Arbeitern und eine Fayencefabrik; dann unterhält man eine gegen vormals ſehr herabgekommene, aber doch noch immer beträchtliche Seidenweberei auf 2318, neuerdings nur 700 Stühlen, 1 Kupferraffinerie, einige Gerbereien, Seifenſiedereien, Galonen- und Bandfabriken und treibt einen ganz anſehnlichen Handel, der freilich nur ein Schatten gegen ſonſt iſt. Doch iſt S. noch immer einer der wichtigſten Handelsplätze des Innern, verſorgt alle umher gelegenen Provinzen mit ausländiſchen Manufacturen und Colonialwaaren und treibt einen lebhaften Proprehandel mit Wolle, Öl, Früchten, Safran und Süßholz; auf dem Quadalquivir können kleinere Fahrzeuge bis an den Torre del oro kommen, wo ſie ein- und ausladen; aber der eigentliche Hafen iſt durch Sand verſchlammt. Es gibt große und reiche Handelshäuſer und auf der Börſe findet ſtets ein lebhafter Wechſel und Waarenverkehr ſtatt. Die Umgegend iſt ſehr ergiebig an Öl und Süßholz. Aus den Zeiten der Römer hat ſich ein Amphitheater erhalten. Trajan, Hadrian, Theodoſius, Las Caſas, der Dichter Fernando de Herrera, Lope de Rueda und Juan de la Cueva und der Maler Franc. Pacheco, Luis de Vargas, Varelo, Caro, Sarabia, Diego Velasquez de Silva wurden hier geboren. In den Annalen Spaniens iſt S. deßhalb berühmt, weil hier 1478 das Inquiſitionsgericht zuerſt eingeführt ward. In den Umgebungen, ¼ Meile von S., liegt Santi Ponce, kleines Dorf, merkwürdig durch die große Zahl römiſcher Inſchriften und anderer Alterthümer, die man auf der Stelle der alten Italica entdeckte, wo man noch die Reſte ihres Amphitheaters ſieht. 71.

Sevres (ſpr. Säwr), ein Marktflecken im Departement Seine und Oiſe,

zwiſchen Paris und Verſailles, in der Nähe von St. Cloud, mit 3400 (nach Anderen nur 1800) Einw., iſt berühmt durch die daſelbſt beſtehende königliche Porzellanmanufactur. Die Arbeiten zeichnen ſich beſonders durch ihre gefällige Form, durch die Feinheit in der Malerei und der Vergoldung aus und ein großer Theil davon wird jährlich im Louvre, dem Nationalmuſeum Frankreichs, aufgeſtellt. 35.

Sewerien hieß früher der große Landſtrich zwiſchen dem Dniepr, den Karpathen, Litthauen, der Oſtſee und dem Großfürſtenthume Moskau, welches lange als ein unabhängiges Herzogthum beſtand, ſpäter unter litthauiſche und mit den Jagellonen unter polniſche Hoheit kam, aber um 1480 von Polen abfiel und ſich unter die Herrſchaft des Czaars von Moskau, Iwan Waſiljewitſch (ſ. d. Art.), ſtellte, ſeit welcher Zeit der Name allmählig verloſch. Die Hauptſtadt war Nowogrod (Sewersk) im jetzigen Gouvernement Tſchernigow. — Auch führte den Namen S. das Gebiet der polniſchen Stadt Sievierz an der ſchleſiſchen Grenze in der Nähe von Krakau, welches als ein beſonderes Herzogthum dem Biſchofe von Krakau gehörte (ſeit 1440), 1795 als Neu-Schleſien an Preußen kam, aber 1807 an das Herzogthum Warſchau wieder abgetreten ward. Es umfaßt ungefähr 40 □Meilen mit 70000 Einw. 37.

Sexageſimal- oder **Sexagenalbruch** iſt ein Bruch, deſſen Nenner 60 oder eine Potenz von 60 iſt und wird gebraucht bei Berechnungen der Stunden, Minuten, Secunden und Kreisbögen ꝛc. Seine beſondere Bezeichnungsart beſteht darin, daß man, wie bei den Decimalbrüchen, den Namen ganz wegläßt, ſtatt deſſen aber Exponenten ſetzt. Dieſer Bezeichnung zufolge heißt: 23^1, 18^0, $\overline{27}^1$, $\overline{19}^2$, $\overline{58}^3$ = 23 Schocke von Stunden oder Graden, 18 Stunden oder Grade, 27 Minuten, 19 Secunden, 58 Tertien. Das Verfahren mit Sexageſimalbrüchen zu rechnen, heißt die S e x a g e ſ i m a l r e c h n u n g, welche der gemeinen Decimalrechnung ganz ähnlich iſt. Sie iſt zuerſt von Barlaam (einem Mönch aus Calabrien im XIV. Jahrh.) unter dem Namen aſtronomiſche Logiſtik, wegen ihres großen Nutzens in der Aſtronomie und ſpäter von Lazarus Schoner in ſeiner Ausgabe von der „Arithmetik und Algebra des Ramus" (Frankfurt 1586), in Form einer Abhandlung über die logistica sexagenaria abgehandelt worden. 40.

Sextant iſt ein unter den Vorderfüßen des Löwen auf der Waſſerſchlange ſtehendes Sternbild, das nur kleine Sterne 5. und 6. Größe enthält, deren Anzahl Flamſteed auf 41, Hevel aber auf 54 anſetzt. — S e x t a n t, aſtronomiſches Inſtrument, ſ. S p i e g e l ſ e x t a n t. 13.

Sextett (ital. sestetto), ein Tonſtück für ſechs Inſtrumente oder ſechs Singſtimmen. Bei Sextetten erſterer Art wählt man am Häufigſten Blasinſtrumente, ſo vorzüglich Mozart; neuere Muſiker oft auch Saiten- und Blasinſtrumente combinirt, ſo Beethoven und Moſcheles; Sextetten letzterer Art aber ſind vorzüglich in Opern gebräuchlich. Eins der berühmteſten Sextetten letzterer Art iſt das von Mozart im 2. Acte ſeines „Don Juan." 20.

Sextole (ital. sestole) iſt eine aus ſechs Noten, die völlig gleiche Dauer haben, beſtehende Notenfigur. Aus der Triole (ſ. d. Art.) entſtanden iſt auch die S. mit derſelben eng verwandt und heißt als Doppeltriole, wo z. B. $\frac{1}{2}$ in 6 Noten aufgelöſt wird, die e i g e n t l i c h e S. Indeß iſt doch die eigentliche S. genau von der Triole zu unterſcheiden, da ihr Charakter ein anderer iſt und die Betonung beim Vortrage der Sextolen gleichmäßig fortgeht, wogegen bei der Doppeltriole die erſte Note der zweiten Triole einen friſchen Accent bekommt. Zum Unterſchiede von der Doppeltriole ſchreibt man über dieſe Art der S. gewöhnlich auch die $\overset{\frown}{6}$. Werden dagegen z. B. $\frac{3}{8}$ Noten in Sechzehntheile oder $\frac{3}{4}$ Noten in Achtel (ꝛc.) ſo vertheilt, daß in demſelben Zeitraume, wo zwei Sechzehntheile geſpielt werden, auch 1 Achtel gehört wird ꝛc., ſo heißt die S. eine u n e i g e n t l i c h e. 20.

Sextus Empiricus, ein griechiſcher Arzt und Philoſoph, als jener zu der

Schule der Empiriker (daher ſein Beiname) oder, wie er ſagt, Methodiker gehörend, als dieſer der Vollender des griechiſchen Skepticismus und ſpeciell des Pyrrhonismus, ward geboren gegen das Ende des II. Jahrh. n. Chr., dem Vermuthen nach zu Mitylene, und lebte abwechſelnd zu Athen und zu Alexandrien. Ein Schüler des Skeptikers Herodotus von Tarſus und mit den Anſichten früherer Skeptiker, beſonders des Äneſidemus, Agrippa und Menodotus eben ſowohl, als mit den Syſtemen der Dogmatiker vertraut, machte er es ſich zur Aufgabe, jene in ihrem ganzen Umfange und ihrer ganzen Strenge und Conſequenz auszuführen und in ihrem Weſen und charakteriſtiſchen Unterſchiede von allen übrigen Richtungen der philoſophiſchen Speculation darzuſtellen; dieſe nicht nur im Allgemeinen, ſondern auch in ihren einzelnen Behauptungen zu widerlegen. Erſteres that er hauptſächlich in ſeinen Darſtellungen der pyrrhoniſchen Denkweiſe (Πυῤῥωνείων ὑποτυπώσεων βίβλια τρία), in welcher er zuerſt die Skepſis gegen den Dogmatismus, der das Wahre zu beſitzen glaubt, wie gegen die neue Akademie, welche die Möglichkeit eines ſolchen Beſitzes geradezu läugnet, ſcharf abgrenzt, als die ſtets die Wahrheit ſuche, dann aber, in dem *allgemeinen* Theile der Skepſis, ihre Zweifelsgründe und Formeln darlegt, in dem *beſondern* die einzelnen philoſophiſchen Wiſſenſchaften ſkeptiſch betrachtet. Letzteren Zwecke aber widmete er noch eine beſondere Schrift, die bekannten und für den Geſchichtsforſcher der Philoſophie als gewichtiges, oft einziges, Document älterer Philoſopheme, ſo unſchätzbaren 11 *Bücher gegen die Mathematiker*, d. h., nach der damaligen Bezeichnung, gegen alle die, welche ſich mit den ſogenannten encykliſchen Wiſſenſchaften (μαθήματα ἐγκύκλια) beſchäftigten. Hier bekämpft er im 1. Buche die Grammatiker, im 2. die Rhetoriker, im 3. die Geometer, im 4. die Arithmetiker, im 5. die Aſtronomen, im 6. die Muſiker, im 7. und 8. die Logiker, im 9. und 10. die Phyſiker, im 11. die Ethiker. — Die letzten 5 Bücher, für uns die wichtigſten, mögen vielleicht mehr ein Anhang zu den 6 erſten, vorzugsweiſe gegen die Mathematiker gerichteten, geweſen ſein und wohl auch den beſondern Titel: „Πρὸς τοὺς φιλοσόφους“ geführt haben. — Der Inhalt beider Schriften des S. bildet ein organiſches Glied in der allgemeinen Entwickelung der Skepſis und ſie gehören daher nothwendig in eine Darſtellung dieſer im Ganzen, weßhalb ſ. d. Art. *Skepſis*. — Die beſte Ausgabe jener beiden Schriften des S. iſt: „Sexti Emp. opera.“ Gr. et lat. ed. J. A. Fabricius (Lips. 1718. Fol.); deutſch: „Sextus Empiricus oder der Skepticismus der Griechen.“ Aus dem Griechiſchen mit Anmerkungen und Abhandlungen von J. G. Buhle (Lemgo 1801. 8. 1 Thl.). 80.

Sextus Rufus oder **Feſtus Rufus** oder vielleicht **Sextus Rufus Feſtus**, lebte um 364 n. Chr. und iſt angeblicher Verfaſſer von zwei unbedeutenden Schriften: „De victoriis et provinciis populi Romani“ und „De regionibus urbis Romae“, ein Verzeichniß architektoniſcher Merkwürdigkeiten Roms. Zu beiden Schriften geſellt ſich eine dritte, nicht beſſere, aus des Theodoſius' Zeitalter und von unbekanntem Verfaſſer: „Libellus provinciarum romanarum.“ Unter den Ausgaben bemerken wir die von Chph. *Cellarius* (Hal. 1698. 8.); *Havercamp* (Lugd. Bat. 1729) und *Verheyk* (Lugd. Bat. 1762. edit. nova 1793. 8.). 20.

Sexualſyſtem, ſ. Botanik.

Seydelmann (Crescenz Jakob), Erfinder der Sepiamalerei, ward am 25. Juli 1750 zu Dresden geboren, widmete ſich daſelbſt der Malerei und ging 1771 mit einer Penſion vom Churfürſten nach Rom, wo er unter Mengs ſich weiter ausbildete; doch beſchränkte er ſich faſt nur auf das Copiren der Meiſterwerke und Antiken und ward dadurch (1778) auf die Anwendung der mit Bieſter vermiſchten Sepia als einer dauerhaften Tuſchfarbe geführt. Seine Erfindung fand großen Beifall und er copirte nun in Rom und ſeit 1781 in Dresden, wohin er als Pro-

feſſor an der Akademie der Künſte zurückkehrte, für den Markgrafen von Bayreuth und für verſchiedene engliſche Cabinette eine Anzahl der vorzüglichſten Gemälde, vorzüglich aber ſeit 1805 die beſten Gemälde der italieniſchen Schule auf der dresdener Gallerie für den Kaiſer von Rußland. Noch neunmal reiſte er während dieſer Zeit nach Italien; auch war er 13 Monate in Petersburg zur Wiederherſtellung einiger ſeiner Copien, die auf dem Transporte beſchädigt worden waren. Er ſtarb zu Dresden den 27. März 1829. — Seine Gattin, Apollonia, geb. de Forgue, ward von ihm im Sepiazeichnen unterrichtet, widmete ſich dann ſeit 1790 bei der Schweſter von Mengs in Rom, Thereſe Maron, der Miniaturmalerei und erhielt nach ihrer Zurückkunft nach Dresden die Mitgliedſchaft der Akademie für die Miniaturmalerei und eine jährliche Penſion von 200 Thalern. Unter ihren Stücken iſt die verkleinerte Copie von Raphael's Madonna durch Müller's trefflichen Kupferſtich vorzüglich berühmt geworden. 16.

Seydelmann (Karl), ein ausgezeichneter deutſcher Schauſpieler, wurde am 24. April 1795 zu Glatz in Schleſien geboren und zeigte ſchon in früher Jugend vorzügliche Neigung und Anlage zu dramatiſchen Darſtellungen, wozu er als Schüler des Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt bisweilen Gelegenheit fand. Obgleich er dem Willen ſeines Vaters gemäß ſich dem Studium der Rechtsgelehrſamkeit widmete, ſo beſchäftigte er ſich doch außerdem beſonders eifrig mit dem Leſen dramatiſcher Werke, bei dem er einſt aus Unachtſamkeit in ſpäter Nacht das väterliche Haus faſt in Brand geſteckt hätte. Im Jahre 1813 nahm er als Freiwilliger an dem Kriege gegen Frankreich Theil und die dadurch erweckte Begeiſterung ſcheint ihn vorzüglich der Kunſt wieder zugeführt zu haben; denn er betrat nach ſeiner Rückkehr zuerſt auf dem Familientheater des bei Glatz wohnenden Grafen von Herberſtein die Bühne, worauf er ſich an den Theatern zu Breslau, Grätz und Ollmütz engagirte. Allein erſt in Prag, wohin er ſich ſpäter wandte, konnte ſich ſein Talent vor einem größern Publicum gehörig geltend machen und von hier aus verbreitete ſich ſein Ruf als Künſtler ſchnell durch ganz Deutſchland. Nachdem er ſich von Prag nach Caſſel und von hier nach Darmſtadt gewendet hatte, wurde er im Jahre 1829 bei dem Hoftheater in Stuttgart auf Lebenszeit angeſtellt und übernahm daſelbſt ſpäter auch die Geſchäfte des Regiſſeur bei dem Schauſpiele. Eine Charakteriſtik S.'s als tragiſchen und komiſchen Künſtlers findet ſich nebſt ſeiner Biographie in Spindler's „Damenzeitung" (1829. No. 186—189). S. vereinigt mit ſeinem hohen Werthe als Schauſpieler auch das Betragen eines fein gebildeten, geſitteten Weltmannes. 81.

Seydlitz (Friedrich Wilhelm von), preußiſcher General der Cavallerie, wurde 1722 zu Cleve geboren, trat 1738 in preußiſche Dienſte, avancirte in ſeinem 23. Jahre zum Major und 1755 zum Oberſt und Commandeur eines Cuiraſſierregiments. In der Schlacht von Hohenfriedberg nahm er den ſächſiſchen General von Schlichting gefangen und zeichnete ſich in der Schlacht bei Soor rühmlichſt aus. Während des 7jährigen Krieges focht er faſt überall glücklich und erwarb ſich glänzenden Ruhm in den Schlachten von Lowoſitz und Kolin. Im Jahre 1757 vertrieb er den Marſchall Soubiſe durch ſein unerwartetes Erſcheinen ſo raſch aus Gotha, daß er ſeinen König zu der für den Marſchall angerichteten Tafel führen konnte. Der Sieg bei Roßbach (1757) wurde hauptſächlich durch ſeine kühnen und raſchen Reitermanöver errungen und er wurde von ſeinem Könige dafür zum Generallieutenant ernannt und mit dem ſchwarzen Adlerorden decorirt. In der Schlacht von Zorndorf nahm er mit ſeinen Cuiraſſieren mehrere feindliche Batterien, wodurch er ſehr viel zum Siege beitrug. Nach dem Überfalle von Hochkirch deckte er den Rückzug der preußiſchen Armee, in der Schlacht von Kunersdorf wurde er verwundet; die Schlacht bei Freiberg war ſeine letzte Waffenthat. Er ſtarb 1772 und liegt auf ſeinem Gute Minkowski bei Ramslau in Schleſien begraben, wo ein einfaches Denkmal mit Lorbeern und Eichenlaub geziert ſeine Ruheſtatt bezeichnet.

Friedrich der Große ließ dem Helden ein Denkmal aus carariſchem Marmor, von Taſſaert gehauen, auf dem Wilhelmsplatze in Berlin errichten. S. war ein eben ſo menſchenfreundlicher als tapferer Mann; die preußiſche Cavallerie verdankte ihm vorzüglich ihre Bildung. 61.

Sforza, eine berühmte italieniſche Dynaſtenfamilie, ſtammte von einem Bauer aus der Romagna, Giacomo Muzio Attendolo, her, der mit vielen Anlagen begabt aus Neigung Soldat in neapolitaniſchen Dienſten ward, ſich bis zu den höchſten Militair- und Civilwürden unter der Königin Johanna emporſchwang und zur Belohnung ſeiner Verdienſte nicht nur die Herrſchaft über ſeinen Geburtsort, Catagnola, mit dem Titel eines Grafen, ſondern auch den Beinamen Sforza (Erzwinger) erhielt. Sein Sohn, Francesco, ward Oberbefehlshaber der Kriegsmacht und Schwiegerſohn des Herzogs Philipp Maria Visconti von Mailand und zwang nach deſſen Tode (1447) die Mailänder ihn zu ihrem Herzoge zu erwählen (1448). Ihm folgte 1466 in der Würde ſein Sohn, Galeazzo Maria, der 1476 ermordet ward; dieſem ſein unmündiger Sohn, Johann Galeazzo, der von ſeinem Oheime und Vormunde, Ludwig Moro, mit Unterſtützung Karl's VIII. von Frankreich verdrängt ward (1494). Dieſer mußte aber endlich auch den Franzoſen weichen (1500) und ſtarb 1510 in franzöſiſcher Gefangenſchaft. Sein Sohn, Maximilian, ward zwar 1512 durch die Hülfe des Kaiſers, des Papſtes und der Schweizer wieder Herr des Landes, trat aber 1515 daſſelbe gegen ein Jahrgeld an Frankreich ab, wo er auch bis zu ſeinem Tode (1529) lebte. Unterdeſſen hatte ſich jedoch ſein Bruder Francesco des Landes wieder bemächtigt (1521) und ward 1529 vom Kaiſer Karl V. damit belehnt; als er aber am 24. Oct. 1535 ſtarb, gab der Kaiſer das Land ſeinem Sohne, Philipp II. von Spanien, und das Haus S. beſtand nur noch in Seitenlinien fort, iſt aber im Mai 1832 mit dem letzten Herzoge von S.-Ceſarini gänzlich ausgeſtorben. 37.

Shaftesbury (ſpr. Schäftsburi) (Anton Aſhley Cooper, Graf von), geb. 1671 zu London, geſt. 1713 zu Neapel, ein philoſophiſcher Schriftſteller, beſtritt im Theoretiſchen den Empirismus ſeines Freundes Locke (in den „Letters, written by a nobleman to a young man at the university", Lond. 1716. 8.), huldigte aber im Praktiſchen ſelbſt einem, wenn auch veredelten Senſualismus, indem er die Tugend nicht in die Befolgung eines Moralgebots, ſondern in die glückliche Harmonie unſerer Neigungen ſetzte. Dieſe ſchied er nämlich in natürliche oder ſympathetiſche, ſelbſtiſche und unnatürliche. Die letzteren ſind ſchlechthin zu unterdrücken, die erſteren aber ſo in Einklang zu bringen, daß beim Übergewichte der ſympathetiſchen, aufs Gemeinwohl gerichteten Neigungen die Neigung fürs eigene Wohl zugleich mit befriedigt wird, ein Verhältniß, welches Tugend und Glückſeligkeit in ſich befaßt. — Durch dieſe in ſeinen „Characteristics of man" (Lond. 1733. 3 Voll. 12. 1737. 3 Voll. 8. u. deutſch, Leipz. 1768. — „Philoſophiſche Werke", 1776—1779. 3 Bde. 8.) und ſpeciell in den darin enthaltenen „Inquiry concerning virtue and merit" (1699. Dann bearbeitet franzöſiſch von Diderot, „Principes de la phil. morale", Par. 1748. 8. u. deutſch, „Verſuch über Verdienſt und Tugend", Leipz. 1780. 8., wozu vgl. J. G. Schloſſer, „Über Shaftesbury von der Tugend", Baſel 1786) und „The moralists" niedergelegten Anſichten über Moral nimmt S. einen nicht unbedeutenden Platz unter den ſchottiſchen Moralphiloſophen ein, deren Zweck Aufſtellung eines von der geoffenbarten Religion unabhängigen ethiſchen Princips war. (S. d. Artt. Moral und Senſualismus.) — Vergl. über S.: „Mémoires pour servir à la vie d'A. A. C. comte de Shaftesbury tirés des papiers de feu Mr. Locke, et rédigés par Jean le Clerk" in den „Oeuvres diverses de Mr. Locke" (Voll. II.). 80.

Shakers (ſpr. Schäkers) (d. i. Zitterer) oder Schütterquäker heißen die Glieder einer engliſch-amerikaniſchen, den Quäkern ähnlichen Secte, geſtiftet durch

Anna Lee, Frau eines Schmidts in Mancheſter, welche aber in England bedrückt mit ihren Freunden in Newhampſhire ſich niederließ und von da (1774) nach Newyork zog, wo ſie als das Weib des Lammes den neuen Meſſias zu gebären weiſſagte. Nach ihrem Tode (1782) traten John Whitacker (geſt. 1787) und Joſeph Meacham nach einander als Propheten und Oberhäupter der Secte auf, welche Gott durch völlige Enthaltſamkeit von Geſchlechtsvermiſchung, durch Gütergemeinſchaft, ſchnelle Schwingungen im Kreiſe und tanzartige Sprünge (daher ihr Name) lobt und verehrt, wie David einſt vor der Bundeslade tanzte und Johannnes im Mutterleibe hüpfte. Als Regel des Glaubens achten die S. das neue Teſtament, doch verwerfen ſie die Lehren von der Dreieinigkeit, der Gnadenwahl, der Ewigkeit der Höllenſtrafen und der Ehe. Sie wohnen, aus 15 Gemeinden oder Familien beſtehend, die gegen 6000 Glieder zählen, in einigen Dörfern am Hudſon, Männer und Frauen zwar in denſelben Häuſern, doch ſtreng geſondert, mit unbeweglichen Zügen, erloſchenen Augen, auf unmittelbare Eingebungen vertrauend und als die allein wahre Kirche einer großen Weltentwickelung harrend. Übrigens zeichnen ſie ſich durch Reinlichkeit und Betriebſamkeit aus. (Vergl. Herzog Bernhard's von Weimar „Reiſe nach Nordamerika", S. 173 ff.) 63.

Shakſpeare (ſpr. Schäkſpihr) (William), der größte dramatiſche Dichter der neuern Zeit, wurde am 23. April 1564 zu Stratford in der Grafſchaft Warwick geboren, beſuchte in ſeiner Jugend die Freiſchule ſeiner Vaterſtadt und unterſtützte hierauf einige Zeit ſeinen Vater, einen Wollhändler und Metzger, in ſeinen Geſchäften. Da er aber ſpäter ſich öfters hatte verleiten laſſen, auf dem Gebiete eines benachbarten Gutsbeſitzers zu jagen, und entdeckt nach der ganzen Strenge der engliſchen Geſetze beſtraft werden ſollte, beſonders da er den Zorn des Beeinträchtigten noch durch eine pasquillartige Ballade gereizt hatte, ſah er ſich genöthigt zu entfliehen (1586 oder 1587), wandte ſich nach London und ſchloß ſich hier an die Schauſpieler an, bei denen er anfangs die Stelle eines Rufjungen erhielt, welcher das Amt hatte, die Schauſpieler auf den Augenblick des Vortretens aufmerkſam zu machen (nach Anderen war es auch einige Zeit ſein Geſchäft, die Pferde derjenigen vor dem Theater zu halten, welche das Schauſpiel beſuchten). Durch das Anſchauen der aufgeführten Stücke ward nun ſein ausgezeichnetes Talent in ihm entwickelt, und wie er bald darauf als Schauſpieler den Beifall ſeiner Zeitgenoſſen durch die Lebendigkeit und Treue ſeiner Darſtellung in hohem Grade erwarb, ſo ſchwang er ſich als dramatiſcher Dichter auf eine erſtaunenswerthe Höhe. Das Erſcheinen ſeiner dramatiſchen Meiſterwerke, deren erſtes ſchon 1589 aufgeführt wurde, ſicherte ihm nicht nur den allgemeinen enthuſiaſtiſchen Beifall des Volks, ſondern erwarb ihm auch in den höheren Ständen zahlreiche Gönner und Freunde, unter denen ſich vor Allen der Graf von Southampton mit warmer Freundſchaft ihm anſchloß, und außer der Königin Eliſabeth, die ihm mannigfache Beweiſe ihres Wohlwollens gab, beehrte ihn auch König Jakob I. mit einem eigenhändigen Schreiben, worin er ihm für die im Macbeth vorkommende Verherrlichung des Geſchlechtes Banquo, auf den der König ſeinen Stamm zurückführte, in ehrenvollen Worten dankte. Der König erlaubte ihm auch mit zweien ſeiner Freunde, Heming und Condell, welche ſpäter die erſte Ausgabe von S.'s Werken beſorgten, ein eigenes Theater zu errichten, wodurch ſich ſein äußerer Wohlſtand in Kurzem bedeutend hob und er mit einer jährlichen Rente von 200 Pfd. Sterl. ſich 1613 in ſeine Vaterſtadt zurückziehen konnte, wo er als Privatmann 1614 ſein letztes Werk: „Der heilige Dreikönigsabend" ſchrieb und am 23. April 1616, gerade an ſeinem 52. Geburtstage, ſtarb. Ein ſteinernes Denkmal in der Stadtkirche zu Stratfort in der Nähe der Kanzel iſt ein Zeichen der Achtung und Verehrung ſeiner Mitbürger; doch erſt 1741 wurde S. von dem Ertrage mehrerer Vorſtellungen auf den großen Theatern zu London ein Denkmal in der Weſtminſterabtei errichtet, auf dem ſeine

Geſtalt aus Marmor in der Tracht ſeiner Zeit erſcheint. Eine Huldigung anderer Art wurde dem Dichter durch Garrick (1769) zu Theil, der zu Stratford eine ſinnvolle Jubelfeier deſſelben veranſtaltete (vergl. Archenholz, „England und Italien", S. 486). — Obgleich uns alle ſicheren Nachrichten über den innern Gang der Bildung S.'s fehlen, ſo läßt ſich doch mit Sicherheit behaupten, daß er nicht nur einige Kenntniß der franzöſiſchen und engliſchen Sprache beſeſſen, ſondern auch viele Werke der Griechen und Römer, ſo wie neuerer Völker aus engliſchen Überſetzungen gekannt habe. Dabei beherrſchte er das ganze Gebiet der vaterländiſchen Geſchichte und überblickte einen reichen Schatz von Sachkenntniſſen und eigenen Erfahrungen, welche ſein dichteriſcher Geiſt in ſeine dramatiſchen Schöpfungen verarbeitete. Durch letztere wurde er der Begründer der engliſchen Komödie und Tragödie, welche die Zeit ihres höchſtens Glanzes von ſeinem Auftreten beginnen. Die Fehler aber, welche man in ſeinen Werken hat finden wollen, ſind mehr ſeinem Zeitalter als ihm ſelbſt beizumeſſen und beſtehen beſonders in der Neigung zu dem Phantaſtiſchen, Wunderbaren, in einem oft derben und geſuchten Witze, welcher ſich beſonders im Hervorheben von Zweideutigkeiten gefällt, während die unerreichten Schönheiten ſeiner Schöpfungen, die Tiefe und Wahrheit der Charakteriſtik, die meiſterhafte Schilderung der Leidenſchaften auf allen ihren Stufen, die Zartheit der Empfindung und Wärme des Gefühls, beſonders in der Zeichnung weiblicher Charaktere, die Kühnheit und der Reichthum der Bilder und Gedanken allein aus dem unerforſchten Grunde ſeines Gemüthes, ſo wie aus ſeinem klaren Geiſte und einer Alles beherrſchenden Phantaſie hervorſtrömen. Er weiß alle Völker, Stände, Lebensalter und Geſchlechter, ſelbſt überirdiſche und phantaſtiſche Weſen mit einer eigenthümlichen innern Wahrheit zu zeichnen, wie es noch Keiner ihm vor- oder nachgethan hat. So anſcheinend regellos auch oft die Zuſammenfügung ſeiner Stücke iſt, ſo gewahrt man doch bei tieferem Studium erſt den äußerſt kunſtvollen Bau derſelben. Da uns über die Zeit ihrer Entſtehung ſichere Nachrichten fehlen, ſo beobachten wir bei Aufzählung derſelben am Schicklichſten die Eintheilung in hiſtoriſche Schauſpiele, in Luſt- und Trauerſpiele, deren Stoffe größtentheils aus italieniſchen Novellen geſchöpft wurden. Die Geſammtzahl der ſhakſpeariſchen Stücke beträgt 43, von denen die engliſchen Erklärer ihm acht abſprechen, die deutſchen aber wieder beilegen. Zu den unbezweifelten Luſtſpielen gehören: „Die beiden Edelleute von Verona"; „Die Irrungen", das einzige, deſſen Stoff S. aus dem Alterthume entlehnt hat; „Die gezähmte böſe Sieben"; „Verlorene Liebesmüh"; „Ende gut, Alles gut"; „Viel Lärmen um Nichts"; „Gleiches mit Gleichem oder Maß für Maß"; „Der Kaufmann von Venedig", durch ſinnreiche Zuſammenſtellung und Charakteriſtik eines der Meiſterwerke S.'s; „Wie es euch gefällt"; „Was ihr wollt oder der heilige Dreikönigsabend"; „Die luſtigen Weiber von Windſor", welches auf Verlangen der Königin Eliſabeth entſtanden ſein ſoll, die den Falſtaff gern verliebt ſehen wollte; „Der Sommernachtstraum"; „Der Sturm" und „Das Wintermährchen." Unter den Trauerſpielen ſcheint „Cymbelin" eines der erſten zu ſein, dem ſich die Tragödie: „Romeo und Julia" und ſpäter „Othello" anſchloß, worauf „Hamlet", ein Werk von unergründlichem Tiefſinn, und „Macbeth", das Furchtbarſte, was ſeit den „Eumeniden" des Äſchylus gedichtet worden iſt, folgten. Dieſe letzteren vier Stücke und „König Lear" bilden die fünf berühmteſten Werke S.'s, beſonders aber erſcheinen die drei letzteren als die Trilogie eines faſt übermenſchlich erhabenen Geiſtes. Die drei römiſchen Stücke, deren Stoff dem Plutarch entlehnt iſt („Coriolan", „Julius Cäſar", „Antonius und Cleopatra"), ſind bei anſcheinend einfacher Darſtellung der Geſchichte mit ungemeiner Kunſt entworfen. Ihnen verwandt ſind „Timon von Athen" und „Troilus und Kreſſida", von denen das letztere das einzige Stück iſt, welches vor ſeiner Aufführung im Druck erſchien. Die hiſtoriſchen

Schauſpiele, deren Anzahl 10 beträgt und deren ſämmtliche Quelle engliſche Geſchichte iſt, bilden gleichſam ein Heldengedicht in dramatiſcher Form, da 8 derſelben in fortlaufender Reihe faſt das Gemälde eines ganzen an großartigen Thaten und ſtürmiſchen Bewegungen reichen Jahrhunderts darſtellen. Der chronologiſchen Ordnung zufolge eröffnet „König Johann" dieſen Kreis, dem „Richard II.", die 2 Theile „Heinrich IV.", in denen beſonders als claſſiſches Muſter aller Taugenichtſe der Charakter des Falſtaff unerreicht daſteht, der mehr epiſch gehaltene „Heinrich V.", dann die 3 Theile „Heinrich VI." und der durch Tiefe der Charakteriſtik ausgezeichnete „Richard III." folgen; „Heinrich VIII." macht den Beſchluß. Wenn aber bei dieſen Stücken, wie bei den meiſten anderen, das Jahr ihrer Entſtehung im Dunkel ruht, ſo hat man anderen derſelben, welche unverkennbare Spuren des ſhakſpeariſchen Genius tragen, ihre Entſtehung von dieſem Meiſter mit Unrecht abgeſprochen, unter denen 4 („Eduard III.", „Sir John Oldcaſtle", Thomas Cromwell" und „Der londoner verlorene Sohn") durch eine Überſetzung Tieck's (Stuttg. 1836) noch neuerlich auch auf deutſchen Boden verpflanzt worden ſind, nachdem wir ſchon die Überſetzung und Herausgabe eines älteren „König Johann", des „Georg Greene", des „Flurſchützen von Wakefield", des „Perikles, Prinzen von Tyrus", des „Lokrine", des „Luſtigen Teufels von Edmonton" und eines vor dem J. 1605 geſchriebenen älteren „Königs Lear" von ihm beſaßen. Mehrere der übrigen ſind außer dem „Titus Andronikus", dem „Trauerſpiel in Yorkſhire", der „Puritanerin oder der Wittwe von Wallingſtreet" kaum dem Namen nach bekannt, wie „Die Verklagung des Paris", „Merlin's Geburt", „Die ſchöne Emma", „Mucedorus" und „Arden von Feversham", welche zum Theil ſchon höchſt ſelten geworden ſind. Vergl. hierüber die Vorreden zu Tieck's „Altengliſchem Theater", deſſen „Dramaturgiſche Blätter" und ſeine „Vorſchule Shakſpeare's" (Leipz. 1823 und 1829. 1. und 2. Bd.). Außer den dramatiſchen Werken S.'s beſitzen wir von ihm noch die erzählenden Gedichte: „Venus und Adonis" (1593), welches vom Verfaſſer ſelbſt in der an den Grafen von Southampton gerichteten Zueignung der erſte Erbe ſeiner Erfindungsgabe genannt wird, den „Raub der Lucretia" und 154 Sonette, von denen jene durch ihre üppigen Bilder, Witzſpiele, Weitſchweifigkeiten und Ungleichheit in der Bearbeitung zwar als Jugendarbeiten des Dichters ſich beurkunden, dabei aber auch die Kühnheit und Kraft ſeines Geiſtes durchgängig verrathen. Wenn ſich die Deutſchen beſonders bemühten in den Geiſt des großen Briten einzudringen, ſo ſuchten ſeine Landsleute durch Prachtausgaben und Commentare (von Johnſon und Steevens, von Reed und von Malone) das Äußere deſſelben auf das Vortheilhafteſte auszuſtatten. Zu den neueſten und beſten engliſchen Ausgaben gehören die von Boswell und Chalmers, welchen ſich eine deutſche, die S.'s ſämmtliche Werke in Einem Bande (Leipz. 1830—1833) enthält, würdig anſchließt. Deutſche Überſetzungen S.'s unternahmen zuerſt Wieland (1762) und Eſchenburg (Zürich 1775. 13 Bde. neueſte Aufl. 1798. 12 Bde.) und weckten dadurch, trotz der an ihren Arbeiten haftenden Mängel, die Liebe und Begeiſterung der Deutſchen für den großen Dichter, welche durch A. W. Schlegel's meiſterhafte Überſetzung (fortgeſetzt und vollendet von Tieck, Berl. 1829—1835) noch mehr gehoben und durch die Arbeiten von J. H. Voß mit ſeinen Söhnen (Leipz. und Stuttg. 1818—1829. 9 Bde.), von Jul. Körner u. A. in einem Bande (Schneeberg 1836) erhalten wurde. Vollſtändige metriſche Überſetzungen lieferten außerdem Benda (Leipz. 1825—1826. 18 Bde.) und Meier (Gotha 1825 ff. 39 Bde.); Kaufmann begann (Berlin 1830—1835. 1.—3. Bd.) die ſeinige mit glücklichem Erfolge. Als Überſetzer einzelner Stücke haben ſich Falk, Dippold, H. Döring, Keßler, Krauſe und Wolf Graf Baudiſſin ausgezeichnet. Über S.'s dramatiſche Leiſtungen finden ſich ausführliche Nachweiſungen in Eſchenburg's Schrift: „Über Shakſpeare" (Zürich

1787); Horn's „Erläuterungen über Shakſpeare's Schauſpiele" (Leipz. 1822—1830. 5 Bde.); Drake's „Shakspeare and his times" (London 1817. 2 Voll.) und Druce's „Illustrations of Shakespeare" (Lond. 1807. 2 Voll.). Über S.'s Charaktere vergl. Robertſon, Hazlitt (Lond. 1817) und Jameſon, „Female characters of Shakspeare" (deutſch, Leipz. 1834). Eine ausführliche Lebensbeſchreibung von ihm gab Skottowe, „The life of Shakespare" (Lond. 1824. 2 Voll. Deutſch, Leipz. 1824) und Collier, „New facts regarding the life of Shakspeare" (Lond. 1835). Von Retzſch's Gallerie zu S.'s Werken ſind bis jetzt 3 Lieferungen erſchienen, von denen die erſte („Hamlet", Leipz. 1828) und die zweite („Macbeth", 1830) von K. A. Bötticher, die dritte („Romeo und Julie", 1836) von K. Borrom. von Miltitz erklärt wurden. Außerdem ſind von L. S. Ruhl, „Sketches for Shakspeare's plays" (Leipz. 1827. 4 Hfte. 4.) erfunden und geſtochen worden. 81.

Sharp (Granville), ein durch die Menſchenfreundlichkeit ſeines Charakters berühmt gewordener Mann, wurde im Jahre 1735 zu Bradford-Dale in der Grafſchaft York, wo er aus einer altadeligen Familie ſtammte, geboren, widmete ſich zwar dem Kaufmannsſtande, erwarb ſich dabei aber auch gelehrte Kenntniſſe, namentlich in der griechiſchen und hebräiſchen Sprache und wurde im Jahre 1758 als Kriegscommiſſair angeſtellt. Da die Grauſamkeit, mit welcher man zu jener Zeit in England die Negerſklaven behandelte, ſein tiefes Mitleid erregte, ſo entſtand in ihm der Vorſatz, ſich dieſer Unglücklichen kräftig anzunehmen und ſchon 1765 gelang es ihm nach hartem Streite mit den Geſetzen einem bis auf den Tod gepeinigten Neger die Freiheit zu verſchaffen. Nun machte er ſich zwei Jahre hindurch mit allen denjenigen Geſetzen genau bekannt, welche die perſönliche Freiheit großbritanniſcher Unterthanen betreffen, und er vermochte dadurch öfters nicht nur Sklaven die Freiheit zu erkämpfen, ſondern ſah auch ſeinen Eifer und ſeine Beharrlichkeit 1772 durch Bekanntmachung des Geſetzes gekrönt, nach welchem jeder Sklave, ſobald ſein Fuß den engliſchen Boden betrat, für frei erklärt wurde. Von jetzt an verbreitete ſich ſeine mündliche und ſchriftliche Thätigkeit auch auf Wegräumung des harten Druckes, der auf den Indianern laſtete, und in den Streitigkeiten der Nordamerikaner mit dem engliſchen Parliamente trat er auf die Seite der erſteren, legte bei dem Ausbruche des Krieges 1776 ſeine Stelle nieder, lebte abwechſelnd bei ſeinen Brüdern und ſtand mit den ausgezeichnetſten Männern ſeiner Zeit in Verbindung. Nachdem er ſich auch mit Nachdruck, obwohl vergeblich, gegen das Matroſenpreſſen erklärt hatte, trat er 1780 der Begründung der erſten Bibelgeſellſchaft in England ſo wie dem Vereine zur Verbreitung des Chriſtenthums unter den Juden bei und übergab die Kenntniß mehrerer Gräuelthaten des ſchamlos getriebenen Menſchenhandels der Öffentlichkeit. Hierauf gründete er zum Unterhalte der in England freigewordenen, aber nahrungsloſen Neger eine Niederlaſſung auf Sierra Leona, übernahm ſelbſt ihre Leitung, ſah ſich aber genöthigt, nach 4 Jahren dieſelbe aufzugeben und der Sierra-Leona-Geſellſchaft zu übertragen. Nachdem er noch 1787 eine Geſellſchaft zu Abſchaffung des Sklavenhandels, an deren Spitze er trat, geſtiftet und 1807 noch die Erreichung dieſes Zweckes erlebt hatte, ſtarb er 1808, von ſeinen Zeitgenoſſen allgemein geachtet. Die Geſellſchaft African-Institution, deren Vorſteher er eine Zeit lang geweſen war, errichtete ihm ein Denkmal in der Weſtminſterabtei. 81.

Shawl (ſpr. Schahl), heißt eigentlich das feine Gewebe, welches in Tibet und Kaſchmir aus den Haaren einer dortigen Ziegenart bereitet und meiſt mit ſehr hohen Preiſen bezahlt wird; dann überhaupt ein jedes große, mehr lange als breite Umſchlagetuch der Frauen. 30.

Shelley (ſpr. Schelli) (Percy Biſſhe), ein engliſcher Dichter, wurde am 4. Aug. 1793 zu Fieldplain in der Grafſchaft Suſſex geboren, mußte die Schule

zu Eton wegen ſeiner Überſpanntheit, ſeines ordnungswidrigen Betragens und der Vernachläſſigung ſeiner Arbeiten verlaſſen und wurde ſpäter auch von der Univerſität Oxford verwieſen, weil er ſich nicht der klöſterlichen Einrichtung der Anſtalt fügen wollte und eine Flugſchrift über die Nothwendigkeit des Atheismus hatte drucken laſſen. Er lebte darauf zu Marlow in der Grafſchaft Buckingham, wo er zuerſt als Dichter in „The revolt of Islam" auftrat; aber theils wegen ſeines verbreiteten üblen Rufes, theils durch die Anfeindungen ſeiner theologiſchen und politiſchen Gegner ward er bewogen, England zu verlaſſen und und ſich mit ſeiner Familie nach Italien zu wenden, wo er die Bekanntſchaft mit Lord Byron erneuerte und in Gemeinſchaft mit ihm und Leigh Hunt im Jahre 1820 die Zeitſchrift „The liberal" herausgab, welche unter Anderm auch die beißende politiſche Satyre Byron's gegen Georg III.: „The vision of judgment" enthielt. Allein ſchon im Juli 1822 ertrank S. während ſeiner Fahrt von Livorno nach ſeiner Wohnung am Meerbuſen von Spezzia, indem ſein Boot umſchlug. Man fand nach einigen Tagen ſeinen Leichnam am Ufer bei Via Reggio, welchen ſeine Freunde auf einem Scheiterhaufen verbrannten und die Aſche auf dem Begräbnißplatze der Proteſtanten bei der Pyramide des Ceſtius in Rom beerdigten. Von ſeinen Dichtungen verdienen noch vorzüglich der Erwähnung: „Rosalind and Ellen", „Alastor or the spirit of solitude", „The Cency", „Adonais" und „Prometheus unbound". Er beſaß eine genaue Bekanntſchaft mit der neuern deutſchen Literatur und ſeine Überſetzung von Bruchſtücken aus Göthe's „Fauſt" übertrifft alle ähnlichen Verſuche der Engländer. 81.

Shenſtone (William), ein engliſcher Dichter, der Sohn eines Landedelmannes, wurde im Jahre 1714 zu Hales Owen in Shropsſhire geboren und 1732 nach einer faſt gänzlich vernachläſſigten Erziehung in das Pembrokecollegium zu Oxford aufgenommen, machte 1737 eine kleine Sammlung vermiſchter Aufſätze ohne ſeinen Namen bekannt und lebte ſeitdem der Dichtkunſt in unabhängiger Muße abwechſelnd zu London und Bath. Von 1745 an im Beſitze ſeines väterlichen Vermögens ließ er ſich auf ſeinem Gute nieder, ſtürzte ſich aber durch ſeine Verſchönerungsſucht in Sorgen und Schulden, wodurch er ſich ein hitziges Fieber zuzog, an deſſen Folgen er 1763 ſtarb. Seine Werke erſchienen unter dem Titel: „Works in verse and prose by William Shenstone" (Lond. 1764. 2 Voll.), denen ſpäter noch ein Band Briefe folgte. Seine Gedichte zeichnen ſich durch Zartheit des Gefühls und melodiſchen Versbau aus, allein es mangelt ihnen bisweilen an Lebhaftigkeit der Phantaſie und Kraft des Ausdrucks. In ſeinen proſaiſchen Schriften verräth er Beſonnenheit des Urtheils und geläuterten Geſchmack; auch hat er in ihnen manche neue und treffende Bemerkung über den Menſchen niedergelegt. 81.

Sheridan (Richard Brinsley), ein berühmter engliſcher Schauſpieldichter, wurde am 30. Oct. 1751 zu Dublin geboren, in ſeinem 7. Jahre einem Schullehrer zur Bildung übergeben, einige Jahre ſpäter nach England gebracht und dort in die Schule zu Harrow aufgenommen. Allein noch in London, wo er ſich ſeit 1769 dem Studium der Rechte widmete, machte er nur geringe Fortſchritte und wandte vielmehr Talent und Neigung dramatiſchen Dichtungen zu und lieferte das Luſtſpiel „Die Nebenbuhler" (1775), die Poſſe „Sanct-Patrickstag" und die komiſche Oper „The Duenna" (1776), welche letztere 75mal aufgeführt wurde. Hierauf kaufte er nebſt Forde und Linley dem Schauſpieler Garrick ſeinen Antheil an dem Drurylanetheater ab und arbeitete nun für daſſelbe. Zum Parliamentsmitgliede für den Flecken Stafford erwählt (1780) trat er auf die Seite der Oppoſition, wurde nach Beendigung des Krieges mit Nordamerika Unterſtaatsſecretair ſeines Freundes Fox und ſpäter Secretair der Schatzkammer und zeichnete ſich unter Pitt als Mitglied der Oppoſition beſonders durch ſeine hinreißende Beredſamkeit und

die Schärfe ſeines Witzes aus. Als nach Pitt's Tode ſeine Partei wieder die herrſchende wurde, erhielt er als Schatzmeiſter des Seeweſens eine Anſtellung, welche er nach dem Tode von Fox mit dem einträglichen Amte eines Obereinnehmers im Herzogthume Cornwallis vertauſchte, während er zugleich einer der Vorſteher des Drurylanetheaters bis an ſeinen Tod blieb. Trotz der Reichthümer, die er ſich bei dieſen Stellungen hätte erwerben können, befand er ſich doch in ſteter Geldnoth und ſeine Neigung zum Trunke wurde im Alter durch häusliche Unannehmlichkeiten, ſo wie durch den ſchlechten Umgang, dem er ſich überließ, noch vermehrt und nur ſein plötzlich eingetretener Tod (am 7. Juli 1816) rettete ihn vor dem Verhaftsbefehl, welchen ſeine Gläubiger bereits gegen ihn ausgewirkt hatten. Außer einer Überſetzung der Briefe des Ariſtänet in das Engliſche hat er auch Kotzebue's „Pizarro“ für das engliſche Theater bearbeitet. Seine geſammelten Reden erſchienen 1816 in 5 Bänden und ſeine dramatiſchen Werke (Lond. 1821. 2 Bde. Leipz. 1833) gab Thomas Moore heraus. Über ſein Leben vergl. Watkin's „Memoirs of the life of the Sheridan“ (Lond. 1817. 2 Voll.) und Thom. Moore's „Memoirs of the life of the Sheridan“ (Lond. 1830. 5. Ed. 2 Voll.). 81.

Sheriff (nach Einigen vom angelſächſiſchen Gerefa, nach Anderen vom arabiſchen Scherif [ſ. d. Art.] abgeleitet) iſt in England der Oberbeamte einer Shire, welcher die ganze Polizei, die Aufſicht des Steuerweſens, die Vollziehung der Entſcheidungen der Geſchwornengerichte (ſ. d. Art.) auf ſich hat und auch über beſondere Fälle Recht ſprechen kann. Sein Amt dauert nur ein Jahr, iſt aber ohne Beſoldung und dabei mit vielem Aufwande verbunden; doch gibt es ſeinem Inhaber einen ſehr hohen Rang und großes Anſehn. 30.

Shetlandsinſeln (**Shetland**), eine zu Schottland gehörige Inſelgruppe im Nordmeere, liegen unter dem 60° 54′ N. Br. und bilden ſonach die nördlichſte Beſitzung der Engländer in Europa. Man zählt im Ganzen 86 Inſeln mit 46 □M., doch ſind nur 30 derſelben von etwa 25000 Menſchen bewohnt. Der Sommer iſt auf dieſen Eiländern angenehm, doch nur von kurzer Dauer, der Herbſt nebelig und der Winter vergeht unter beſtändigem Regen und Stürme ſind ſo heftig, daß oft aller Verkehr unterbrochen wird. Der kürzeſte Tag währet gegen 5 Stunden, der längſte über 19. Der Boden iſt gebirgig, bisweilen ſumpfig und faſt durchgängig unfruchtbar; nur an den Küſten baut man Gerſte, Hafer und Kartoffeln. Statt des Holzes brennt man beſonders Torfmoor. Das Thierreich liefert die gewöhnlichen Hausthiere, Kaninchen, Seehunde, Fiſchottern, Seevögel ꝛc. Sehr einträglich iſt die Schaf- und Pferdezucht (eine ganz kleine Race); außerdem ſind Fiſcherei, namentlich Heringsfang, Kelpbereitung und Strumpfſtrickerei die Hauptbeſchäftigungen der Einwohner. Dieſe ſind insgeſammt Proteſtanten und ſtammen von den Normännern ab, deren Königen ſie bis 1474 unterwürfig waren. Ihre Sprache iſt die ſchottiſch-engliſche mit vielen Wörtern aus der alten norwegiſchen vermiſcht; jedoch wird auch holländiſch geſprochen. — Die größte von den Inſeln iſt Mainland (13 Meilen lang) mit 14500 Einw. und dem Hauptorte Lerwick (1000 Einw.), am Braſſaſund. Hier iſt der Sammelplatz für alle Heringsfiſcher. Die Inſel Yell hat auf 7 □M. 15000 Einw. Die nördlichſte heißt Unſt, mit einem vortrefflichen Hafen und erwähnungswürdigen Felſenhöhlen. Mit den Orkneyinſeln bilden die S. zuſammen die 33. Grafſchaft (Shire) Schottlands. S. Hibbert, „A description of the Shetland“ (Edinb. 1821. 4. mit Kpfrn.). 35.

Shire (ſpr. Schihr), gewöhnlich Grafſchaft überſetzt, iſt der Name der einzelnen Provinzen Großbritanniens, in welche daſſelbe in adminiſtrativer Hinſicht eingetheilt iſt und deren einzelnen ein Sheriff vorſteht. 30.

Shrapnell-shells oder **Granatkartätſchen** iſt ein Geſchoß, welches von dem engliſchen Oberſten Shrapnell erfunden worden und iſt aus Kanonen und Hau-

bitzen fortgetrieben wird. Im Allgemeinen weiß man, daß daſſelbe den Granaten am nächſten verwandt iſt, allein es ſtreut nach dem Zerſpringen eine Menge von Flintenkugeln mit großer Gewalt umher, wodurch es beſonders wirkſam wird. Man erwies dieſen Geſchoſſen die Ehre, den Gewinn der Schlacht von Talavera ihrer Wirkung, der die Franzoſen nicht zu widerſtehen vermochten, zuzuſchreiben. Ihre Einrichtung iſt ſelbſt den engliſchen Artilleriſten ein Geheimniß; denn da ihr Gebrauch keinen Eigenthümlichkeiten unterworfen iſt, ſo hat man für nöthig gefunden, ihre innere Conſtruction nicht bekannt werden zu laſſen. 61.

Siam, bei den Eingebornen Meuang-Tnay, d. i. Land der freien Leute, Königreich in Hinterindien, liegt 10—15° N. Br., grenzt in Norden an China und Birma, im Oſten an Anam (Laos und Kambodſcha), im Süden an den Meerbuſen von Siam und die Halbinſel Malacca, im Weſten an Birma und hat 12000 □Meil. mit 2800000 Einwohnern. Zwei große, mit dichten Wäldern beſetzte Gebirge trennen es von Birma. Es beſteht aus dem eigentlichen S., einem Theile von Laos und Kambodſcha bis 11° N. B. und einigen malaiſchen Vaſallenſtaaten auf Malacca bis 5° N. Br. Die Hauptſtröme des Landes ſind der Menam, Sulnân und Mekhong. Erſterer durchſtrömt das Land, tritt wie die übrigen im Sommer aus ſeinen Ufern und hat an der öſtlichen Mündung eine Breite von ½ Stunde; mit ihm vereinigen ſich von Weſten her der Taſchin und Meklong. Der zweite trennt S. vom engliſchen Gebiete im Weſten. Nur längs dem großen Fluſſe Menam und ſeinen Canälen iſt das Land ſehr angebaut und bevölkert; jenſeits dieſes Striches iſt es trotz der herrlichſten Natur nur eine weite, gefürchtete Wildniß. Das Klima iſt heiß; man kennt nur zwei Jahreszeiten, die naſſe und trockene. Ungeachtet der Feuchtigkeit und Wärme in den Niederungen kann man das Klima doch geſund nennen. Die Jahreszeiten werden durch Feſte von den Siamern bezeichnet. Das Land liefert a) aus dem Thierreiche: eine eigene Bärenart (helarctus bei Horsefield, ſonſt ursus malay), eine Otter (lentra leptonix), wilde und zahme Hunde, Zibethkatzen, wilde und zahme Hauskatzen, Königstiger, Leoparden, Panther, Stachelſchweine, eigene Arten von Ratten, Eichhörnchen, den Pengolin, Elephanten, einhörnige Rhinoceroſſe, Schweine, kleine Pferde, mancherlei Hirſche, Rehe, Antilopen, Büffel, Ochſen, weiße Adler, Geier, Krähen, Habichte, Sperlinge, Schwalben, Pfauen, Faſanen, Hähne, Wachteln, Argus, Rebhühner, Seeſchwalben, Kormorane, Gänſe, Enten, Seeſtörche, Schildkröten, Eidechſen (den Geko), Schlangen, worunter die boa constrictor. Fiſche in Menge, aber nicht eben von vorzüglichſten Arten. An Inſecten fehlt es gleichfalls nicht, Krebſe, Seidenwürmer, Schmetterlinge gibt es viele. Moskitos quälen die Einwohner. b) Aus dem Pflanzenreiche: Hirſe, Reis, Südfrüchte in beſter Art, Palmen, Durio, Ananas, Hülſenfrüchte, Kürbiſſe, Waſſermelonen, Obſt, Zucker, (deſſen Ernte jährlich auf 36000 Centner geſchätzt wird), Baumwolle, Zimmt, Bambus, Adlerbaum, Sandelbäume, Eiſen- und Firnißholz, Thee, Maulbeerbäume, Kaffee, Indigo, Trakholz, Tunkinholz (woraus Papier gemacht wird), Farbehölzer, Betel. c) Aus dem Mineralreiche: Gold, Kupfer, Eiſen, Blei, Zinn, Diamanten, Magnete, Salpeter und Schwefel. Das Reich iſt außer den Siameſen bewohnt von den Laos, den durch birmaniſchen Druck aus Martaban entflohenen Peguern, den Kambodſchern, den Malayen, theils auf ihrer Halbinſel, theils in S., von den Nomadenſtämmen Kariang, Lawa, Ka, Chong und den Samang. Chineſen haben ſich, beſonders aus Kuanglung und Fukian, aus Hainan, Tſchekiang, Kiangnan nach dem Reiche übergeſiedelt und machen eine Anzahl von ½ Million aus. Hindus und indiſche Moslems findet man einige Tauſende, Portugieſen etwa 2000. Die Siameſen ſind klein von Geſtalt, das Geſicht faſt viereckig, die Stirn flach, die Augen klein und ſchief, der Mund groß mit dicken Lip-

pen, die Ohren lang, die Haare dicht und ſchwarz, der nur dünne Bart wird meiſtens noch ausgerupft; die Hautfarbe iſt dunkel ins Röthliche ſpielend, die Zähne vom Betelkauen ſchwarz. Die Nägel laſſen ſie lang wachſen, ſind ſehr reinlich und tattowiren ſich nicht. Beide Geſchlechter kleiden ſich einfach und gleich; nur tragen die Weiber den Umwurf wie einen Unterrock, die Männer ſchlagen ihn zwiſchen den Schenkeln herauf. Bei den Vornehmeren wallt das umgeſchlagene Tuch über das Knie hinab und die Weiber tragen noch ein leichtes Oberkleid. Die Farbe der Kleidung iſt meiſt dunkel, dagegen bei Trauer hell und der Stoff meiſt von Seide. Sie tragen keine Kopfbedeckung, außer einer Kegelmütze bei Hofceremonien. Auf Putz hält der Siameſe nicht, doch findet man auch Armbänder, Ohr- und Fingerringe von Gold, beſonders aber ſind die Kinder oft mit Edelſteinen faſt bedeckt und tragen kleine Krönchen auf dem Scheitel. Die Hauptnahrung beſteht in Reis, Fiſchen, Geflügel, Schwein- und Rindfleiſch und Wildpret. Sie kauen oder rauchen Tabak, trinken Palmenwein, Arak und andere geiſtige Getränke. Ihre Wohnungen ſind 12 Fuß hoch, meiſt aus Bambus, bei Vornehmen aus Backſteinen und einſtockig mit mehreren Zimmern gebauet; dabei ruhen die Häuſer der Überſchwemmung wegen auf Pfählen. Reiche, beſonders Prinzen, behängen ihre Zimmer mit buntem Schmuck, Tapeten, Laternen ꝛc. und des Königs Säle ſind mit bemalten Wänden, hölzernen Pfeilern, Spiegeln, Kronleuchtern, prächtigen Fußteppichen und Vorhängen geziert. Aber auch im höchſten Schmucke bietet der Hof wenig koſtbare Kleider und Zierathen. Der Hauptluxus der Siamer beſteht in ſchwimmenden Häuſern, den Balonen (Gondeln), welche mit Schnitzwerk verziert und ſchön vergoldet und lackirt ſind. Der reiche Siameſe reiſet zu Land in Palankinen (Hängenetzen), zu Waſſer in Balonen. Eine Menge von Booten durchſtreifen beſtändig die Flüſſe und Seen und faſt jedes Haus muß ſich ſolcher Boote bedienen. Das Geſetz erlaubt nur dem Könige zwei Frauen, jeder andere darf nur eine haben, aber Concubinen ſind erlaubt; bei der Trägheit der Männer ruht alle Arbeit auf den Frauen. Ihre Sprache, Siuanla, zerfällt auch hier in eine heilige (Bali), in welchen Schriften religiöſen und gelehrten Inhalts geſchrieben ſind, und eine gemeine; beide werden mit Buchſtabenſchrift von der Linken zur Rechten geſchrieben. Die Religion iſt der Buddhaismus; der Hauptgegenſtand der Anbetung heißt hier Sommono Kodom; außer ihm verehren die Siameſen mehrere höhere Weſen. Die Prieſter (Talapoinen oder Schao-ku) bilden keine eigene Claſſe; zu Lehrern (darunter die Sanskrats die vorzüglichſten) ſind die Äbte der Klöſter (Bats) beſtimmt. Die Siamer ſind ſanft, höflich und ſorglos, aber auch feig, geizig, lügneriſch, prahleriſch, argliſtig und unbeſtändig, im Handel jedoch ehrlich und gewiſſenhaft. Ihre Vergnügungen beſtehen in Hahnenkämpfen, Gefechten von wilden Thieren, Marionettenſpielen und den Künſten der Gaukler und Taſchenſpieler, deren unglaubliche Fertigkeit ſehr gerühmt wird, Wettrennen zu Waſſer mit Balonen, Muſik und Tanz. Induſtrie und Wiſſenſchaft ſcheinen noch gering zu ſein; letztere erſtreckt ſich auf Medicin, Arithmetik und Geographie, in welchen Kenntniſſen ein kleiner Theil des Volkes unterrichtet iſt; doch können die Meiſten kaum leſen und ſchreiben. Der Handel hebt ſich in neuerer Zeit, doch iſt der Handelsverkehr mit den Engländern noch nicht bedeutend, wichtiger mit den Chineſen zu Waſſer und zu Lande, ſowie mit Malakka und mit den öſtlichen Ländern. Das Geld beſteht aus Münzen von Silber, Bat = 1 Rthlr. reiniſch. Von dieſen ſind 80 = 1 Kattin, 100 Kattins = 1 Picul. Der Bat theilt ſich in 4 Salung, der Salung in Fuang, der Fuang in Songphais, der Songphais in 2 Phainung, welcher aus 200 Bia oder oder Kauris (Muſcheln) beſteht. Gold und Kupfer werden nicht gebraucht. Große Summen wiegt man. Das Gewicht iſt dem Gelde gleich, nur wird hier der Phainung in 32 Saga (Bohnen) getheilt. Der Bat wiegt 236

Gran. Hohlmaß iſt der Korb, wovon 100 auf 1 Maß (zu 22 Picul) gehen; Längenmaß: 12 Fingerbreiten = 1 Spanne, 2 Spannen = 1 Fuß, 4 Fuß = 1 Faden, 20 Faden = 1 Sen, 1 Sen = 1 Yuta. Das Volk zerfällt in Freie und Sklaven; allein die erſteren ſind beinahe ſchlimmer daran, als die letzteren, da ſie 6 Monate unentgeldlich für den König frohnen müſſen. Der König übt einen harten, Alles niederdrückenden Despotismus aus. Er zeigt ſich beinahe nie öffentlich; nur kriechend nahen ſich ihm ſeine Miniſter; Todtenſtille herrſcht um ſeinen Palaſt; blos Weiber umgeben und bedienen ihn. Er kann ſich vermählen, mit wem er will, ſelbſt mit ſeinen Schweſtern und Töchtern, und treibt einen ausſchließenden Handel mit den vorzüglichſten Ausfuhrwaaren, Zinn, Elfenbein, Blei und Sapanholz. Den Thron erbt der erſtgeborene Sohn der rechtmäßigen Gemahlin. Der König hat einen Staatsrath und Geheimenrath; die Provinzen werden durch Statthalter regiert. Ein aus 3 Büchern zuſammengeſetztes Geſetzbuch ſpricht das Recht. Der Reichsadel beſteht nur in einer den einzelnen Perſonen gegebenen Auszeichnungen; alle Ämter ſind erblich; die Beamten werden nach Willkühr abgeſetzt und ihre Beſoldungen erhalten dieſelben aus den Sporteln des Reiches, weßhalb das Land ſehr bedrückt iſt. Das Hofperſonal iſt ſehr groß und eine Menge Pferde und Elephanten, über welche ein eigener Miniſter geſetzt iſt, dienen ihm zur Zierde. Auf dem Reichsſiegel, welches den Beſitz des Reichs erhält, iſt ein fliegender Drache. Die Einkünfte des Reichs, die willkührlich erhoben werden, laſſen ſich nicht genau angeben. Jedermann im Staate iſt Soldat und das Kriegsheer beſteht aus 60000 Mann und 4000 Elephanten. Die Seemacht beſteht aus kleineren, den Galeeren ähnlichen Schiffen. Das ganze Land zerfällt in den obern und untern Theil, die in Provinzen, ſowie dieſe in Diſtricte getheilt werden. Der obere Theil hat 7 Provinzen. a) Piſiluk (Pitſamluk, Porſelnic), b) Lakontai, mit 7 Bezirken; c) Pitſchai, mit 7 Bezirken; d) Sankaluk; e) Paſchbon; f) Kampengbet; g) die Provinz im Oſten des Menam mit Prabat, und im untern Theile liegen 6 Provinzen, Bangpaſoi, Chantabun, Tungyai, Ligor, Patane, Puchburi oder Thiai. Hauptſtadt Siam, früher genannt Juthia, auch Ajuthia, Siyno-thia, Odio. 71.

Sibirien, das öſtliche aſiatiſche Rußland, das auf 250000 □Meilen, 1650000 Einw. hat, 50° bis 78° L., 72—210° Br. liegt, im Norden an das Eismeer, im Oſten ans öſtliche Meer, im Weſten an den Ural, im Süden an die chineſiſche Tartarei, Mogolei und Mandſchurei ſtößt und durch die nur 3 bis 4 Meilen breite Beringsſtraße im Nordweſten von Amerika getrennt iſt, wird von den Gebirgen Ural, Altai, den ſajaniſchen, baikalſchen, nertſchinskiſchen oder dauriſchen, ocholskiſchen, ſtannomoiciſchen, kamtſchatkaliſchen ꝛc. Gebirgen durchzogen und hat das tſchuktſchiſche, ſalanginskiſche, kamtſchatkiſche, taimurniſche, ſwätoiſche und ſchalatskoiſche Vorgebirge. Die Flüſſe, die es durchſtrömen, ſind: der Ob mit ſeinen Nebenflüſſen, Tom und Fim, Irtiſch, Jchin und Tobol; der Jeniſei mit der obern, mittlern und untern Tunguska; der Kolymar oder Kowyma, Amar, Anadir; Lena mit Witim, Olekma, Aldan und Wilni; Indigirka und Argun, der die Schilka mit dem Onon aufnimmt und zum Amur fließt. Unter den vielen Seen, die S. hat, ſind der Baikal in Weſtſibirien und der Tſchani in Oſtſibirien am größten. Das Eismeer bildet viele Buſen und Erdzungen, Vorgebirge und zahlreiche Inſeln und Inſelgruppen. Zwiſchen dieſen und der Küſte des feſten Landes, die immer mehr vorrückt, iſt das Meer wenig tief und nur höchſtens einige Wochen im Auguſt vom Eiſe frei; dagegen nördlich von 76° N. Br. iſt der Ocean nie gefroren. Der weſtliche Theil Sibiriens iſt mehr ebenes, der nordöſtliche mehr gebirgiges Land, welches, indem es von großen Moräſten durchzogen, theils durch große Steppen und undurchdringliche Waldungen, theils durch ſtrenge anhaltende Kälte faſt für alle Geſchöpfe unbrauchbar iſt, nur in

wenigen Gegenden bebaut werden kann. Das Klima des Landes iſt im Allgemeinen rauh, jedoch hat der Süden häufig ſehr milde Sommer, ja oft große Hitze; dagegen herrſcht im Norden faſt beſtändiger Winter, ſo daß der Moraſtboden keinen Fuß, ſelbſt in Jakutsk nur 2 Fuß tief aufthauet; die Selenga (unter 50° N. Br.) iſt regelmäßig bis zur Mitte des Aprils mit Eis bedeckt. Die Kälte erreicht im Winter bei ſtets wolkenloſem Himmel einen furchtbaren Grad (40—50° R.), ſo daß Queckſilber gefriert, iſt aber, da kein Lüftchen dabei ſich regt, erträglicher, als weit niedrigere Kältegrade in Europa; dagegen iſt auch die kurze Sommerwärme ſehr groß. Jenſeits 60° iſt das Land wegen der Kälte unangebaut. Im Ganzen iſt S. geſund, nur in der ſüdweſtlichen Steppe herrſcht bisweilen eine verheerende Seuche, die ſibiriſche Peſt, und im Nordoſten der Ausſatz. Das Land iſt bei dem allen reich an mancherlei Producten; das Thierreich gibt: Pferde, Rindvieh, Schafe mit Fettſchwänzen, Hunde, Argalis, Elenthiere, Hirſche, Rehe, Antilopen, Wölfe, Bären, Dſiggetais, Steinböcke, wilde Schweine, Luchſe, Moſchusthiere, Rennthiere, Pelzthiere, Zobel, Steinfüchſe, Vielfräße, Hermeline, Eichhörnchen, Marder, Biber, Panther und Tieger; unzählige Fiſche, Störe, Lachsforellen, Robben, zahlloſe Bremſen und Mücken; das Pflanzenreich liefert: Getreide, ſchöne Gartenfrüchte, Tabak, in S. etwas Wein, wenig Obſt, Kartoffeln und anderes Gemüſe, Spargel, Hopfen, Rhabarber, Kräuter, Blumen in den Steppen, herrliche Wieſenflächen, ungeheure Waldſtrecken von Nadelhölzern und Birken im Oſten und Ulmen, Linden und Ahorn im Weſten; das Mineralreich erzeugt: Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Blei, Bergkryſtall, Marienglas, Schwefel, Salz, mancherlei Edelſteine, Bernſtein, Steinkohlen. Höchſt merkwürdig iſt im Gebiete der Jakuten der Holz- oder Steinſee (Taſtan) durch ſeine Menge verſteinerten Holzes, indem ſich ganze Stücke verſteinerten Harzes, dem Ambra ähnlich, zeigen. Torf findet ſich im Norden in großen Lagen. Der kleinere Theil der Einwohner beſteht aus Ruſſen (darunter viele Militairs und Gefangene, die theils in den Bergwerken, theils in den Wäldern Zobel fangen müſſen; auch Coloniſten und Beamte) Deutſchen und ſeit 1832 aus zahlreichen Polen; die übrigen ſind: Mogolen, Buräten, Tunguſen, Lamuten, Jakuten, Jukagiren, Tſchuktſchen, Korjäken, Kamtſchadalen, Kurilen, Aleuten, Koibalen, Sojuten, Tataren, Oſtjäken, Samojeden, Wogulen, Bucharen, Tſchebagiren, Tſchubaltſchiren, Kalmüken, Tſchulymen, Teleuten, Oſtjäken, Barabinzen, Turabinzen, Beltiren und Birjuſſen. Alle dieſe Völker ſind theils verſchieden an Lebensart (die meiſten ſind rohe Jäger und Fiſcher), theils durch die Religion (einige bekennen ſich zum Lamaismus, andere zum Muhammedanismus, andere ergeben ſich dem Schamanendienſte und andere wenige dem Chriſtenthume), theils an Sprache und Geſtalt. Nur die Tataren und die zur chriſtlichen Religion übergegangenen Völker treiben Ackerbau und Viehzucht. Die meiſten im S. wohnenden, nomadiſirenden oder feſtwohnenden Völker geben der Krone Tribut, der größtentheils in Pelzwerk geliefert wird. Gegen die Einfälle der benachbarten Völker gebrauchen ſie Linien von hölzernen Feſtungen (Krepoſts), in welchen Koſaken ſtehen. Ganz S. ſteht unter ruſſiſcher Herrſchaft und zerfällt in die beiden Generalgouvernements Weſtſibirien mit den Gouvernements und Provinzen Tobolsk, Omsk und Tomsk und Oſtſibirien mit den Gouvernements Jeniſeisk, Irkutsk und den Provinzen Jakutsk, Ochotsk und Kamtſchatka. Außerdem gehören noch folgende Inſeln und Inſelgruppen dazu, a) im Eismeere: 1) die Inſeln an der Lenamündung; 2) die Inſelgruppe Neuſibirien; 3) die Bären- und Kreuzinſeln. b) Im großen Ocean: 1) die 2 Nelkeninſeln; 2) die Inſel St. Laurentii, 3) die 3 Inſeln St. Matthäi; 4) die pribylowſchen Inſeln; 5) die 40 nur zum Theil bewohnten, 480 Mann großen Aleuten; 6) die Kurilen. Dieſes unermeßliche Land ward zuerſt 1577 von Jermak, dem Anführer

von etwa 6000 empörten doniſchen Koſaken, entdeckt und ein Theil davon erobert; weil er aber die Unmöglichkeit fühlte, ſich mit ſeiner geringen Mannſchaft zu behaupten, ſo unterwarf er ſich dem ruſſiſchen Scepter, worauf von 1583—1598 die Eroberung begann, die Herrſchaft der Tartaren vernichtet ward und die Ruſſen ſich nach und nach in den Beſitz des ganzen Landes ſetzten. 71.

Sibyllen. Unter dieſem Namen, welcher (mit wenig Wahrſcheinlichkeit) bald aus dem Griechiſchen (von *Σιός*, äoliſch ſtatt *Διός*, und *βουλή*, alſo Gottes Rath, nämlich Verkünderin), bald aus orientaliſchen Sprachen abgeleitet worden iſt, verſtand man im Alterthume weiſſagende Weiber, deren Urſprung in Aſien (oder Lybien) zu ſuchen iſt, woher dann der Ruf von ihnen nach Griechenland und Italien überging. Hiſtoriker, Antiquare, Dichter und philoſophiſche Schriftſteller nennen deren mehrere; wenn daher bei Einzelnen ſchlechthin von der Sibylle die Rede iſt, ſo muß die in der Landesſage berühmte verſtanden werden. Als die älteſte wird ſelbſt von Griechen die libyſche genannt, neben ihr eine ägyptiſche und babyloniſche (Sabba oder Sambethe, auch perſiſche und chaldäiſche genannt), welche beide eine und dieſelbe geweſen zu ſein ſcheinen. Mehrere gehören Kleinaſien an, unter denen die phrygiſche, welche zu Ancyra weiſſagte, die cumiſche oder cumaniſche und die erythräiſche die berühmteſten ſind. Die erythräiſche, die Tochter des Hirten Theodorus und der Nymphe Idäa, wohnte in der coryciſchen Höhle und wurde von den Trojanern (trojaniſche oder helleſpontiſche Sybille) und anderen auch als die ihrige anerkannt. Eigentlich ſollte ſie aus Marpeſſa in Troas ſtammen und daſelbſt des Apollo Smintheus Prieſterin geweſen ſein. In den verſchiedenen Städten erhielt ſie verſchiedene Namen, in Erythrä hieß ſie Athenais, in Samos Pytho. Die cumaniſche führte den Namen Demo und einige identificiren ſie auch mit der erythräiſchen. Noch weiter gehen Andere, welche auch die delphiſche oder pythiſche, Namens Herophile, mit jener dieſelbe ſein laſſen. Dieſe war bei den Griechen die Hauptſibylle; man hielt ſie für eine Tochter des Poſeidon und der Lamia und ließ ſie von den Muſen auf dem Helikon erzogen worden ſei. Auch in Delos tritt ſie auf, wenigſtens zeigten die Delier mehrere Orakel und Hymnen auf Apollo von ihr. Weil ſie den Verlauf des ganzen trojaniſchen Krieges vorausgeſagt haben ſollte, ſo vermiſchte ſich die Sage von ihr mit der von Manto, der Tochter des Sehers Tireſias. Auch Italien hatte eine alte Sage von einer Sibylle, welche von ihrem Wohnorte bei Cumä die cumäiſche, auch die cimmeriſche und lucaniſche hieß, öfter aber mit der äoliſch-cumaniſchen verwechſelt worden iſt. Apollo hatte ſie geliebt und ihr eine Bitte zu gewähren verheißen; die Sibylle nahm eine Hand voll Sand und verlangte von dem Gotte, ſie ſo viele Jahre leben zu laſſen, als ſie Sandkörner in der Hand habe, vergaß aber auch um ewige Jugend zu bitten. Mit Hülfe dieſer Sibylle ſoll Äneas in die Unterwelt geſtiegen und wieder in die Oberwelt gekommen ſein; nach Anderen geſchah dieß vor ſeiner Abreiſe aus Aſien durch die cumaniſche. Damals hatte ſie 700 Jahre gelebt und noch waren ihr 600 übrig, nach deren Verlauf ſie allmählig verſchwinden und in eine bloße Stimme verfallen mußte. Von dieſer Sibylle wird auch die bekannte Geſchichte erzählt, nach welcher ſie mit 9 Büchern zum Könige Tarquinius kam (Einige nennen den ältern, Andere den zweiten Tarquinius, welcher vertrieben wurde) und ihm dieſelben zum Verkaufe um 300 Goldſtücke anbot; der König verſchmähete ſie, die Sibylle verbrannte 3 und forderte den alten Preis; nochmals zurückgewieſen verbrannte ſie abermals 3 und da ſie immer noch den vorigen Preis forderte und den König dringend bat, die Bücher zu kaufen, weil an ſie die Exiſtenz und das Glück des römiſchen Reichs geknüpft wäre, ſo wurde der König aufmerkſam, ließ ihr die geforderte Summe auszahlen und die Bücher ſelbſt auf dem Capitolium in dem Jupitertempel in einem ſteinernen Kaſten unter der Erde aufbewahren. Dieſe unter dem Namen der ſibylliniſchen Bücher (libri sibyllini) bekannten

Blätter wurden nun in zweifelhaften Fällen um Rath gefragt und dieß zwei Männern aus dem Patricierſtande (duumviri sacri) aufgetragen, ſpäter beſorgten dieß die decemviri und zuletzt die quindecimviri sibyllini. Als zur Zeit Sulla's das Capitolium abbrannte, gingen auch die ſibylliniſchen Bücher unter und zur Wiederherſtellung derſelben wurden 3 Geſandte, P. Gabinius, M. Otacilius und L. Valerius, nach Erythrä geſchickt, welche aus Privatſammlungen die dort aufbewahrten ſibylliniſchen Orakel abſchrieben und 1000 an der Zahl nach Rom brachten. Auch Auguſtus vermehrte die Zahl derſelben durch allenthalben hergeholte und ſie wurden in 2 goldenen Kapſeln verborgen unter dem Fußgeſtelle des palatiniſchen Apollo beigelegt. Daſelbſt blieben ſie, bis Stilicho ſie verbrannte. Noch eine andere italiſche Sibylle war die tiburtiniſche, Namen Albunea, welche zu Tibur am Aniofluſſe als Göttin verehrt und deren Bildniß, in der Hand ein Buch haltend, ſpäter in jenem Fluſſe gefunden worden ſein ſoll. Die ſibylliniſchen Bücher und Orakel wurden mit der Zeit ein Handelsartikel und ſo ſehr hatte man ſich in Rom daran gewöhnt, daß ſelbſt nach ihrer Verbrennung in der ſpätern Zeit das Vorhandenſein derſelben behauptet und ſie oft ſelbſt in der chriſtlichen Zeit um Rath gefragt wurden. Mit dieſen ſibylliniſchen Büchern in Rom dürfen andere, gleichbenannte oder auch ſibylliniſche Verſe und Orakel genannte in Griechenland, beſonders in dem macedoniſch-griechiſchen Reiche, nicht verwechſelt werden. Anders als in der älteſten Zeit wurden ſeit dem Aufkommen des Neuplatonismus unter den einſt vielgeltenden Namen der Sibyllinen moraliſche Sentenzen, verbunden mit Strafpredigten und Prophezeiungen von Strafgerichten, geſchrieben und unter dem Volke verbreitet. Vorzüglich ging dieß von Alexandrien aus und nicht allein heidniſche Dichter und Moraliſten beſchäftigten ſich mit der Abfaſſung ſolcher Verſe, ſondern auch Juden, welche in denſelben die das Volk Gottes drückenden heidniſchen Herrſcher ſtraften und auf die baldige Ankunft des Meſſias hindeuteten. Das Chriſtenthum benutzte dieſe ſibylliniſchen Verſe, um die Ankunft des Meſſias in Jeſu nachzuweiſen, und daher kam es, daß dieſe neue Lehre unter Heiden und Juden bald Eingang fand. Unter dem Namen von „Carmina Sibyllina“ ſind dann mehrere ſolche Verſe geſammelt worden, die, wenn ſich auch Spuren alter Verſe darin finden, doch aus den verſchiedenſten Elementen zuſammengeſetzt ſind. Solche Sammlungen ſind vorhanden von X. Betulejus (Baſel 1545. 4.); Morel (Paris 1566. 4.); J. Opſopöus (Paris 1599); Galläus (Amſterdam 1689. 4.); Nachträge als lib. XIV., nebſt anderen von A. Mai (Mailand 1817., das XI.—XIV. in Deſſelben „Nova collectio scriptorum veterum.“ Rom 1828. 4. Bd. 3. Thl. 3. S. 202 ff.). Von vielen Schriften über die ſibylliniſchen Weiſſagungen nennen wir eine der neueſten von Bleek in der theologiſchen Zeitſchrift von Schleiermacher, de Wette und Lücke (1819, Heft 1 u. 2). 6.

Sicamber oder **Sigamber**, ein altes deutſches Volk, ſaßen zwiſchen dem Rheine, der Ruhr und Sieg und waren die Nachbarn der Tenchterer, Bructerer und Uſipeter. Vom Cäſar werden ſie zuerſt erwähnt, der über die berühmte Rheinbrücke in ihr Land kam; ſpäter hatten ſie öftere Kämpfe mit den Römern, bis endlich Tiberius ſie gänzlich beſiegte und in das Land der Menapier zwiſchen dem Rheine und der Maas verpflanzte, ſeit welcher Zeit ſie Gugerner genannt worden ſein ſollen. Der Name S. verſchwindet dann allmählig. 37.

Sicard (Roch Ambroiſe Lucurron, Abbé), ein als Lehrer von Taubſtummen höchſt verdienter Mann, wurde am 28. Sept. 1742 zu Fouſſeret bei Toulouſe geboren, wo er auch den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung legte und darauf in den geiſtlichen Stand trat. Nachdem er ſich von hier nach Bordeaux gewandt hatte und daſelbſt zum Kanonikus, ſowie zum Mitgliede der dortigen Akademie und des Muſeum ernannt worden war, gründete er eine Taubſtummenanſtalt und erzog ſich an dem taubſtummen Joan Maſſieu einen Mitarbeiter,

deſſen Fertigkeiten allgemeine Bewunderung erregten. Nach dem Tode des berühmten Taubſtummenlehrers zu Paris, Abbé de l'Epée, im Jahre 1789, trat er an die Stelle deſſelben, wurde aber am 10. Aug. 1792 in die Abtei gebracht und am 2. Sept. bei der allgemeinen Niedermetzelung der Gefangenen nur durch den Muth des Uhrmachers Monnot und des Debutirten Chabot gerettet, worauf er ſeinen wohlthätigen Wirkungskreis von Neuem antrat und ungeſtört fortſetzte, bis er am 18. Fructidor 1797 wegen ſeiner Herausgabe der ultramontaniſchen Zeitſchrift „Annales catholiques“ zur Verbannung nach Cayenne verurtheilt wurde. Er entzog ſich der Ausführung dieſes Urtheils durch die Flucht und konnte erſt nach dem 18. Brumaire ſeinen Poſten wieder antreten, deſſen redlicher Verwaltung er ſich von nun an unausgeſetzt bis zu ſeinem am 10. Mai 1824 erfolgten Tode mit unermüdlichem Eifer widmete und durch ſeine ausgezeichneten Leiſtungen die Aufmerkſamkeit der Menſchenfreunde aller Stände erregte. Unter ſeinen zahlreichen Schriften verdienen vorzüglich Erwähnung die „Elemens de grammaire générale appliqués à la langue française“ (Paris 1799. 2 Bde. 3. Aufl. unter dem Titel: „Théorie des signes pour l'instruction des sourds-muets, 1808; 4. Aufl. 1814). 81.

Sicheres Geleite (salvus conductus) iſt die Jemandem von irgend einer Behörde gegebene Zuſicherung perſönlicher Freiheit und Unverletzlichkeit, wenn er ſich vor derſelben zu ſtellen hat und außerhalb ihres Bereichs lebt. Es iſt demnach für einen Angeklagten ein Mittel ſich perſönlich zu rechtfertigen und ſoll ſtets ſo lange gültig ſein, bis durch einen rechtlichen Urtheilsſpruch die Verhaftung des Angeklagten ausgeſprochen wird. Oft wird es auch nur auf beſtimmte Zeit gegeben. Bekannte Beiſpiele über Verletzung des ſ. G. gibt die Geſchichte an Huß und Luther. 30.

Sichern heißt im Hüttenweſen Schliche, welche aufbereitet und gewaſchen werden ſollen, in einem hölzernen Troge, dem *Sichertroge*, durch eine Manipulation, die dem Stoßheerdwaſchen gleicht, auf ihren Gehalt an Erze verwaſchen. 76.

Sicilien (das Königreich beider) oder Neapel begreift I. die ganze ſüdliche Hälfte der italieniſchen Halbinſel, genannt das Feſtland oder dominio al di qua del Faro, und II. die Inſel Sicilien, dominio al di la del Faro. Beide Haupttheile des Reichs ſind durch die Meerenge oder den Faro di Meſſina von einander geſchieden. A. Das Königreich Neapel, nach der Hauptſtadt ſo genannt, breitet ſich von 31° 32′ bis 36° 28′ öſtlicher Länge und 37° 50′ bis 42° 27′ N. Br. aus und grenzt im Norden an den Kirchenſtaat, im Nordoſten an das adriatiſche Meer und im Süden und Weſten an das Mittelmeer. Seine größte Länge beträgt 85, die größte Breite von Weſten nach Oſten gegen 40 geographiſche Meilen und zu ſeinem Waſſergebiete gehören in tyrrheniſchen Meere die Ponzainſeln, die reizenden Eilande Iſchia und Capri im Meerbuſen von Neapel und die Inſelgruppen der Termiten im adriatiſchen Meere. Der Flächeninhalt beträgt 1492 □ Meilen. Das Land iſt durchaus gebirgig. In zwei Hauptketten durchſchneidet es die Apenninen und eine Menge von Nebenäſten breiten ſich von demſelben nach verſchiedenen Richtungen aus. Granit und Kalkſtein ſind die Hauptgrundlagen dieſes Gebirges, welches im Ganzen noch wenig unterſucht iſt und auch hier den Charakter der Öde und Kahlheit beibehalten hat, den es in dem mittlern und obern Italien trägt. Einzelne mit den Apenninen nicht unmittelbar in Verbindung ſtehende oder gänzlich von denſelben getrennte Bergſpitzen und Gruppen ſind unter anderen die Felſenkette von Sorent, der Gargano und Volture in Puglia, der Monte Barbaro und der Veſuv (ſ. d. Art.), der von allen den zahlreichen Vulcanen, welche ſich auf und neben den Apenninen erhoben haben und deren frühes Daſein Laven und vulcaniſcher Tuff deutlich beurkunden, ſich allein noch thätig zeigt. Unter den gemeſſe-

nen hohen Bergen des Feſtlandes erheben ſich über das Meer 1) der Gran Saſſo d'Italia an der Grenze des Kirchenſtaates 8255 Fuß; 2) Monte Corno in Abruzzo 8154 Fuß; 3) Monte Amaro 7890 Fuß; 4) Majella 7320 Fuß; 5) Meta in Terra di Lavoro 6654 Fuß; 6) Pollino in Calabrien 6468 Fuß; 7) Mitello bei Piedimonte d'Aliſe 6171 Fuß; 8) Cocuzzo in Calabrien 5136 Fuß; 9) Celevo 4812 Fuß; 10) Calvo 4800 Fuß; 11) Sila 4634 Fuß; 12) St. Angelo bei Caſtel a mare 4320 Fuß; 13) Bolgario bei Falerno 3496 Fuß; 14) Somma, der Nachbar des Veſuvs 3369 Fuß, und 15) Epomeo auf Iſchia 2364 Fuß. Fruchtbare Thäler, in denen der vulcaniſche Boden eine ungewöhnlich üppige Vegetation erzeugt, ziehen ſich zwiſchen den Bergketten hin und breiten ſich zum Theil in Ebenen aus; von dieſen iſt die herrliche campaniſche Ebene, welche ſich in zwölfſtündiger Länge von Mandragone bis Nola und in ſechsſtündiger Breite von Capua bis Neapel erſtreckt, beſonders durch ihre Fruchtbarkeit ausgezeichnet. Aber mehrere Gebirgsäſte treten auch ſcharf bis ans Meer heran und bilden ſteile, ſchroffe und felſige Vorgebirge, wie das Cap di Gaeta, die Miſeno, di Brilippo, della Campanella, d'Orſo, Palinuro auf der Weſt-, Spartivento, delle Colonne, Leuca auf der Süd-, d'Otranto und Cavallo auf den Oſtküſte. Das Land iſt im Ganzen waſſerarm, beſonders die Oſtküſte, ſo daß bei dem Mangel an Regen und ergiebigen Quellen auf dieſer Seite des Apennin in trockenen Jahren großer Waſſermangel herrſcht. Von dem weſtlichen Abhange des Gebirges ſtrömen aber eine Menge Flüſſe herab, die in den hohen Bergen entſpringen, im Winter und Frühling nach häufigem Regen, nach dem Schmelzen des Schnees plötzlich anſchwellen, im Sommer aber nicht ſelten ganz verſiegen. Sämmtliche Flüſſe des Landes, eigentlich nur Küſtenflüſſe, da keiner derſelben einen Lauf von 30 Meilen erreicht, entſtehen aus dem Zuſammenfluſſe ſolcher Bäche und tragen auch den Charakter derſelben. Zu den anſehnlichſten gehört der Garigliano; der reißende Volturno, der nicht ſelten große Verwüſtungen anrichtet; der Silaro in der Provinz Principato citeriore; der Crati; der die Grenze zwiſchen den beiden Calabrien machende Nieto, deſſen niedere Ufer zwar vortreffliche Weiden haben, aber eine fiebererzeugende ungeſunde Luft aushauchen; der Neri und Baſiento, welche die Provinz Baſilicata durchſtrömen. In das adriatiſche Meer mündet der Ofanto, der beträchtlichſte Fluß auf der Oſtküſte, der Fortore, Biferno, Sangro und Pescara. Außer dem Lago di Celano gibt es keinen Binnenſee von Bedeutung, doch eine Menge kleinerer Landſeen, wie der Lago d'Agnano, Lago di Fuſaro, Lago S. Cataldo, Lago Leſina, Lago Salpi, Lago Varano, Lago Lardenoſa. Mineraliſche Waſſer, Bäder und Geſundbrunnen ſind zahlreich; die vorzüglichſten darunter ſind: die Sudatori oder Schwitzbäder di S. Germano und die Tritoli, die Piſciorelli bei Nicaſtro, die warmen Bäder am Berge Maſſico und auf Iſchia, die Sauerbrunnen bei Napoli, Niardo, Caſtellamare, Traro und Alvito. Das Klima iſt ganz ſüdlich und ein ewiger Frühling ſcheint auf den Gefilden des untern Italiens zu ruhen. Zwar bedecken ſich die Gipfel der höheren Kuppen der Appenninen im Winter mit Schnee und es weht auf ihnen eine rauhere Luft, aber in den Thälern gibt es gar keinen eigentlichen Winter, vielmehr zeigt ſich dann das Land, von dem faſt alles bedeckenden Staube befreit, am lachendſten. Nie wird der grüne Wieſenteppich ſeines Schmuckes entkleidet, im December und Januar grünen die Felder und blühen die Bäume und zu jeder Jahreszeit erfüllen wildwachſende aromatiſche Pflanzen mit ihrem Dufte die Lüfte. Im Ganzen iſt auch die Luft geſund und nur in ſumpfigen Gegenden der animaliſchen Natur ſchädlich. Zu den ungeſundeſten Gegenden gehören die pontiniſchen Sümpfe in der Provinz Puglia, die Ufer des Volturno, die Niederungen Calabriens, die Umgebungen Päſtums. So reizend das Klima während 8 Monate iſt, wo der mittlere Wärmegrad 12, 5½. iſt, ſo drückend wird die Hitze im Sommer, die der

erſtickende Sirocco oft bis 30—33° treibt, während der faſt immer heitere Himmel der lechzenden Erde jede Erquickung verſagt und die Sonne mit ihren ſenkrechten Strahlen alle Gewächſe verbrennt, welche den Sommer über ein dicker Staub bedeckt; denn oft bleibt der Regen Wochen lang aus. Selten ſind auch Gewitter im Sommer, häufiger im November und December, mit ſchnellen und vollen Regengüſſen, nach denen ſich jedoch bald wieder der blaue Himmel öffnet. Das Königreich hat äußerſt mannigfaltige und äußerſt ſchätzbare Producte; 1) aus dem Pflanzenreiche: Getreide aller Art, beſonders Weizen, der überall angebaut wird, (die vorzügliche Art Saragolla, die das feinſte Mehl liefert und aus welchem die berühmten neapolitaniſchen Nudeln bereitet werden), Mais, Gerſte, Hafer, Hülſenfrüchte, Reis, Gemüſe aller Art, Hanf und Flachs, Tabak, Safran, Baumwolle, Soda, Öl und Wein (lacrimae Christi und vino greco), Äpfel, Birnen, Pfirſichen, Aprikoſen, Nüſſe, Südfrüchte aller Art, als Kaſtanien, Feigen, Mandeln, Granatäpfel und beſonders Agrumen, die Mannaeſche, den Johannisbrotbaum, den Maſtixſtrauch, Sumach, Stein- und Korkeichen. Wichtige Waldungen im Gebirge, aber doch Holzmangel in vielen Gegenden. 2) Aus dem Thierreiche: Büffel (in Calabrien in Menge), die ſchöne neapolitaniſche Pferderace, Maulthiere und Eſel, Schafe, die in großen Heerden auf den Steppenebenen gehalten und im Sommer in die Gebirge getrieben werden, große Schweinezucht in den Abruzzos, Ziegen und Rinder, die nur in einigen Gegenden gut ſind. Wild gibt es wenig und unter den wilden Thieren der Gebirge iſt auch der Luchs und Wolf; überdieß hat es viel wildes Geflügel, wenig Fluß-, dagegen viele und gute Seefiſche, Auſtern, Muſcheln, Seidenwürmer, Gallweſpen, Cantthariden und manches ſchädliche Inſekt, als: Heuſchrecken, Taranteln und Skorpione. Bienenzucht iſt nur in der ſüdöſtlichen Halbinſel bedeutend, Seidenbau in Terra di Lavoro, Principato und Calabrien ſehr wichtig. 3) Mineralreich: Kupfer, Eiſen, Blei, Schwefel, Salpeter, Salz, Alaun, Steinkohlen, Porzellanerde, Marmor, Kalk, Gips, Bimsſtein, Schwammſtein (der angefeuchtet eßbare Pilze hervortreibt) und Halbedelſteine. Da das Land meiſt großen Eigenthümern angehört, die es in kleinen Parzellen gegen Naturalzins und eine Rente im Gelde auf gewiſſe Jahre verpachten, ſo hat der eigentliche Landbauer ſelten ein Eigenthum und die Landwirthſchaft, durch ſo manche Feſſeln eingeengt, befindet ſich im Allgemeinen in einem ſehr vernachläſſigten Zuſtande; doch werden Viehzucht und Ackerbau, ſowie Fiſcherei an der 300 Meilen langen Küſte betrieben; Bergbau iſt aber auch hier in ſchlechtem Zuſtande und im Allgemeinen iſt der Kunſtfleiß von ſehr geringem Belange und die meiſten Fabrik- und Luxuswaaren müſſen vom Auslande bezogen werden, da die vorhandenen Fabriken und Manufacturen nicht auf der Stufe ſtehen, wie es die Bedürfniſſe der Einwohner fordern, und auch der Zahl nach viel zu gering ſind. Den Handwerkern, beſonders in den Provinzen, fehlt es meiſt an Geſchicklichkeit und ſie erheben ſich ſelbſt in der Hauptſtadt, dem Sitze der mechaniſchen Künſte, kaum zur Mittelmäßigkeit. Die beſten Seidenwebereien beſitzt die Hauptſtadt und Calabrien; die anſehnlichſten Wollmanufacturen Amalfi; die Tuchmanufacturen von Chieti, Salerno und Arpino liefern zuſammen etwa 30000 Stück; das wollene Tuch weben ſich die Landleute ſelbſt. Ganz unzureichend ſind die Baumwollenwebereien, Lederbereitungen und Glasfabriken. Es gibt 50 Papiermühlen, 10 Eiſenhochöfen, 4 Kupferhammer, 1 Gewehrfabrik, 3 Porzellan-, 10 Fayence-, zahlreiche Liqueurfabriken und Branntweinbrennereien. Der Handel mit dem Auslande iſt völlig paſſiv, aber die Erzeugniſſe des Bodens, die das Feſtland von S. zur Ausfuhr bringt, ſind ſo bedeutend, daß ſie die Bilanz ganz auf ſeine Seite lenken; man berechnet die Ausfuhr auf 10 Millionen, die Einfuhr dagegen nur auf 9 Millionen Ducati. Der Haupthafen des Landes und überhaupt der Mittelpunkt des Handels iſt Neapel. Von

hier werden drei Viertel des ganzen auswärtigen Handels betrieben. Der Handel im Innern iſt unbedeutend; läſtige Monopole und Mangel an Verbindungsſtraßen und Canälen hemmt den freien Verkehr; die Hauptmeſſen werden zu Foggio und Salerno gehalten. Tranſito- und Commiſſionshandel findet bei der eigenthümlichen Lage des Landes gar nicht ſtatt. Gegen 3000 kleinere Küſtenfahrer beſchäftigt der Fiſchfang, die Korallenfiſcherei und die Cabotage; aber ſelten erblickt man ein neapolitaniſches Schiff auf der hohen See. Das Land iſt ſehr bevölkert und die Einwohnerzahl ſteigt mit jedem Jahre; ſie beträgt gegenwärtig 5900000. An Wohnplätzen findet man 325 Städte, 2389 Marktflecken und Dörfer und gegen 900000 Feuerſtellen. Die Bauart iſt in den Städten meiſtens maſſiv, im italieniſchen Geſchmacke, doch weniger prachtvoll als im übrigen Italien; in manchen Gegenden des platten Landes findet man nur elende Strohhütten. Nirgends ſind die Städte durch zahlreiche Denkmäler der Baukunſt verſchönert, nirgends zierliche Dörfer, aber viele elende Häuſer. Unter den Einwohnern befinden ſich gegen 63920 Arnauten, die ſeit dem Ende des XV. und dem Anfange des XVI. Jahrh. ſich hier niederließen, 39 Dorfer bewohnen und die neugriechiſche Sprache reden, und etwa 600 Juden. Die Bewohner des Feſtlandes von S. haben mit den übrigen Italienern die meiſten Charakterzüge; im Ganzen bilden ſie ein munteres lebhaftes Volk, das ſich durch Witz, Schlauheit und Unternehmungsgeiſt auszeichnet, aber durch Adel und Geiſtlichkeit verarmt und durch Verfaſſung und Regierung niedergedrückt iſt. Sie beſitzen ein ausgezeichnetes Talent für Muſik. Ihr größter Fehler iſt eine niedrige Habſucht, Trägheit, Feigheit und tiefe Unwiſſenheit; dabei ſind ſie jedoch aufrühreriſch und räuberiſch. Die Mundart der Neapolitaner weicht ſtark von der italieniſchen Schriftſprache ab. In dieſem Reiche ſtehen Wiſſenſchaften und Künſte auf einer ziemlich niedern Stufe nnd obwohl ſeit 1817 eine eigene Commiſſion für den öffentlichen Schulunterricht beſteht, ſo mangelt es doch überall an Unterrichtsanſtalten für das Volk und der Unterricht liegt in den Händen der weniger wiſſenſchaftlichen gebildeten Geiſtlichen, die keine helleren Begriffe verbreiten und dem Aberglauben keine Schranken ſetzen wollen; doch findet man 700 Bürger- und 2100 Primairſchulen, die ſeit 1828 von 118000 Schülern beſucht wurden. Höhere Unterrichtsanſtalten ſind die Univerſität zu Neapel, die hohe Schule für Arzneikunſt und die königliche Militairſchule daſelbſt, die Lyceen zu Salerno, Bari, Aquila und Catanzaro und die königlichen Collegien zu Reggio und Coſenza. Jede Stadt mittler Größe beſitzt ein Gymnaſium, ein Seminarium zur Bildung der Geiſtlichen und außerdem noch 2 Schulen, worin außer Leſen, Schreiben und Rechnen auch die Anfangsgründe der lateiniſchen und griechiſchen Sprache vorgetragen werden. Buchhandlungen zählt man 32 und Buchdruckereien 25; aus ihnen gehen aber meiſt nur Schriften über Alterthümer, Arzneikunde, Mathematik, Mineralogie und die Productionen des Veſuvs hervor; kein fremdes Buch darf eingeführt werden, ohne daß zuvor die Erlaubniß des Polizeiminiſters eingeholt worden iſt. Unter den ſchönen Künſten ſteht nur die Muſik in einigem Flor. Von den gelehrten Geſellſchaften gibt es die bourboniſche, die pontanianiſche Akademie, die Aufmunterungsgeſellſchaft und einige andere. Die Nation theilt ſich in Adel, Klerus, Bürger und Bauern. Das Miniſterium iſt die höchſte Verwaltungsbehörde. Die Juſtizverfaſſung iſt neu geordnet und es gibt einen oberſten Gerichtshof, 14 Criminal- und 4 Civilgerichtshöfe außer den 15 Tribunalen, den Kreis- und Friedensgerichten. Das Königreich iſt jetzt in 21 Provinzen oder Intendanzen eingetheilt, die ſich wieder in 75 Diſtricte und 663 Bezirke theilen. Die Provinzen heißen 1) Neapel mit Neapel; 2) Abruzzo ulteriore I, Hauptſtadt Teramo; 3) Abruzzo ulteriore II, Hauptſtadt Aquila; 4) Abruzzo citeriore, Hauptſtadt Chieti; 5) Terra di Lavoro, Hauptſtadt Capua; 6) Principato cite-

riore, Hauptſtadt Salerno; 7) Principato ulteriore, Hauptſtadt Avellino; 8) Capitanata, Hauptſtadt Foggia; 9) Moliſe, Hauptſtadt Campo baſſo; 10) Terra di Bari, Hauptſtadt Bari; 11) Terra d'Otranto, Hauptſtadt Lecce; 12) Baſilicata (ſonſt Luciana), Hauptſtadt Potenza; 13) Calabria citeriore, Hauptſtadt Coſenza; 14) und 15) Calabria ulteriore I und II; a) Calabria ulteriore I, Hauptſtadt Reggio; b) Calabria ulteriore II, Hauptſtadt Catanzaro. Nach der officiellen Angabe beſteht die neapolitaniſche Armee aus Gardeinfanterie 7475 Mann; Reitergarde 1888; Infanterie (mit Einſchluß von 4 ſchweitzer Regimentern oder 6100 Mann) 30434 Mann; Cavallerie 1734 Mann; Artillerie 2300 Mann; Gensd'armerie 7514 Mann; Invaliden 2700 Mann. Geſammtſtärke der Landarmee: 53045 Mann, wovon jedoch im Frieden nur etwa 30000 Mann unter den Waffen ſich befinden. Die Marine beſteht aus 2 Linienſchiffen von 84 und 74 Kanonen, 1 Fregatte von 46 Kanonen, 4 Fregatten von 44 Kanonen, 1 Sloop von 12 Kanonen, 1 Brigg von 20, 2 von 14, 1 von 10 und 1 von 8 Kanonen, endlich 4 Dampfbooten, im Ganzen 18 Schiffen mit 468 Kanonen, welche in 3 Kriegshäfen: Neapel, Palermo und Meſſina ſtationiren. Als Landesfeſtungen gelten vorzüglich: Civitella del Tronto, Aquila, Pescara, Bari, Otranto, Gallipoli, Tarent, Lotrone, Neapel, Capua und Gaeta. — II. Die Inſel S. (Dominj al di la del Faro) hieß anfangs bei den Griechen von ihrer dreieckigen Geſtalt Trinakria; ſpäterhin erhielt ſie von den Sikaniern den Namen Sikania und zuletzt von den Sikulern den Namen Sicilia, den ſie noch führt. Dieſe Inſel bildet ein unregelmäßiges Dreieck, das mit den zu ihr gehörigen Inſeln im tyrrheniſchen und mittelländiſchen Meere, den Liparen, Angaten und dem Eilande Pantelaria zwiſchen 29° 42′—33° 23′ L. und 36° 34′—38° 47′ N. Br. ſich in dem mittelländiſchen Meere ausbreitet. Die 20 Meilen lange Meerenge oder der Faro di Meſſina trennt ſie vom Feſtlande von S. oder der Halbinſel von Italien, eine 15 Meilen breite Straße des mittelländiſchen Meeres von dem Feſtlande von Afrika. Der Flächeninhalt beträgt nach der gewöhnlichen Angabe 587 □M.; ihr Umfang 624 Miglien, ihre größte Länge vom Capo del Faro (von dem alten Vorgebirge Pelorus) bis zum Capo Boco (dem alten Vorgebirge Lilybäum) 180 Miglien. Die Inſel ſcheint durch eine frühere Erdrevolution von dem Feſtlande der Halbinſel getrennt worden zu ſein; noch jetzt drängt ſich die Nordoſtſpitze ſo nahe an das Feſtland, daß blos eine ⅜ Meile breite Straße mit gefährlichen Brandungen (die ehemaligen fürchterlichen Scylla und Charybdis) es davon ſcheidet. Die Inſel iſt ſehr gebirgig und wird in mehreren Richtungen von Abzweigungen der Apenninen durchzogen, welche von Italien her ſich auf der Inſel verbreiten und ſich in zwei Arme theilen, von denen der eine ſich in den ägadiſchen Inſeln fortzuſetzen ſcheint, der andere am Cap Paſſaro endet. Die Berge Siciliens beſtehen faſt ſämmtlich aus Kalkſtein und haben das Charakteriſtiſche, daß ſie meiſtens mehr oder weniger große Grotten oder Aushöhlungen haben. Sie gehören zu den Mittelgebirgen, da ſie mit alleiniger Ausnahme des rieſigen Ätna nirgends Schnee und Eis tragen und ſich ihre höchſten Gipfel kaum 4000° über die Meeresfläche erheben. Die beiden Hauptketten der Inſel führen den Namen der peloriſchen und der nebrodiſchen Gebirge. Ihre äußerſten Spitzen ſind in Weſten das Vorgebirge Boco, in Nord-Oſt Peloro, welches in eine Fläche ausläuft, die noch ſtets vom Meere vergrößert wird, und in Süd-Oſt Paſſaro; ſeine größte Höhe erreicht es in den Bergen von Modonia an der Nordküſte = 3650 Fuß, Monte Cuccio bei Palermo = 3000 Fuß und in den Calata Bellata im Innern = 3500 Fuß, in Weſten iſt der S. Giuliano, der alte Eryx = 2000 Fuß und der Scudery = 3190 Fuß. Zahlloſe Vorgebirge erſtrecken ſich von dieſen Gebirgszügen ins Meer, wie das Cap Peloro am Faro, die Caps Bianco, Orlandi, S. Vito an der Nord-, Boco, Velo, Sorella, S. Maro, Braccello, Alegro an der Weſt- und Süd-,

Paſſaro, Muro di Porce, Sta Croce an der Oſtküſte. Die Bewäſſerung beſteht nur aus kleinen Flüſſen und Teichen und zwar nach Oſten ſtrömen die Cantera, Giaretta (Dſchar), Alfeo und Neto; nach Südweſten der Salſo, Platoni und Bellici; nach Nordoſten der Oreta und Termini; von dieſen Flüſſen iſt aber keiner ſchiffbar und auch kein Canal auf der ganzen Inſel vorhanden. Der bedeutendſte See iſt der 3 Meilen große See Biviere bei Lentini. Die Luft, wenn ſie nicht durch Sümpfe verpeſtet wird, iſt bei dem hohen Grade der Wärme, die nur an der Südküſte durch Seewinde gemildert wird, geſund. Auch wehen hier der ſengende Südwind Ponente und der Sirocco, welcher öfter im Winter, wo er nicht unangenehm iſt, als im Sommer weht und durch den die Luft ihre Durchſichtigkeit verliert, die Sonne daher ohne Glanz erſcheint und die Wärme wohl bis 36° R. ſteigt. Die vulcaniſche Beſchaffenheit der Inſel zeigt ſich am Deutlichſten in dem Ätna = 10630 Fuß. Einen Gegenſatz dazu bildet der kleine, aber höchſt merkwürdige Schlammvulcan Maccalubba, unweit Girgenti, ein Hügel von ungefähr 300 Fuß Höhe und einer Oberfläche von 500 Fuß im Durchmeſſer, aus deſſen Spalten heiße Dämpfe hervordringen und an deſſen Fuße heiße Schwefelquellen ſind, und manche andere Spuren verſchwundener Vulcane. Noch zwei merkwürdige Feuerberge gibt es auf den lipariſchen Inſeln, den Stromboli und den Volcano. Erdbeben ſind eine gewöhnliche und ſchreckliche Plage des Landes, die es oft verheeren und auch wohl noch mit Feuerausbrüchen verbunden ſind, wie im Jahre 1818. Das Klima iſt völlig ſüdlich, der Wärmemeſſer ſinkt in den Ebenen und Thälern nie unter 4°, ſteigt aber wohl über 30° R. und macht die Inſel zu einem Treibhauſe und einer Kornkammer für Italien. Die Hauptproducte ſind: Getreide, beſonders Weizen und Gerſte, auch Mais und Saggina, Reis; Hülſenfrüchte, als Erbſen, Bohnen und Linſen; Gartenfrüchte, vor allen Zwiebeln, Melonen und Arbuſen; Hanf und Flachs; Seſam, Canarienſame und Safran; Soda, Tabak, Oliven, Wein, edle Früchte, als Orangen, Mandeln, Piſtazien, Feigen und Karuben; Haſelnüſſe, Maulbeerbäume, Zuckerrohr (saccharum Ravennae), Papierſtauden (cyperus papyrus), Aloë und Holz und in den Wäldern auch der Sumach und die Mannaeſche; Süßholz, Kapern; Pferde, Eſel, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine; Wildpret, beſonders Kaninchen; wildes und zahmes Geflügel, See- und Süßwaſſerfiſche, Bienen, Seidenwürmer, Canthariden, Gallweſpen, Vipern; Queckſilber, Zinnober, Alaun, Vitriol, Schwefel, Salpeter, Salz, Marmor, Alabaſter, Kalk, Gyps, Porphyr, Achat, Bernſtein, Korallen, Steinöl, z. B. auf dem See Naftia bei Palagonia. Induſtrie hat die Inſel beinahe gar nicht, der Seehandel iſt lebhaft, aber faſt nur auf Küſtenhandel beſchränkt, deſſen Ausfuhr 5600000 Ducati und die Einfuhr 6750000 Ducati beträgt. Im Innern fehlte es bisher an Landſtraßen, deren jedoch jetzt fünf eifrig angelegt werden. Die Inſel enthält 45 königliche, 352 Baronial- oder Mediatſtädte, 54 Marktflecken und 110 Dörfer, welche von 1800000 Seelen bewohnt ſind, unter denen 58000 Mönche und Nonnen in 1117 Klöſtern, 61 Herzöge, 117 Fürſten, 217 Marquis, mehr als 1000 Baronen und 2000 Familien des niedern Adels ſich befinden. Die Bewohner Siciliens ſind ein Gemiſch verſchiedener Völkerſchaften, Griechen, Afrikaner, Gothen, Saracenen, Normannen und Spanier. Der Körper des Sicilianers zeigt von ſeinem griechiſchen Urſprunge. Er iſt in der Regel ſchön, ſtark und regelmäßig gebaut, ſeine Haut olivenfarbig, ſein Auge feurig, ſeine Geſichtszüge voll Ausdruck. Er iſt gutmüthig und argliſtig, gaſtfrei und vaterlandsliebend, gewinnſüchtig und faul, nüchtern und vergnügungsſüchtig, abergläubiſch und unwiſſend. Seine Sprache iſt die ſogenannte lingua volgare, welche mit der neapolitaniſchen und calabriſchen Ähnlichkeit hat, aber anmuthiger und poetiſcher iſt. Die Inſulaner wohnen auf dem Lande und in den Landſtädten, welche

letztere auf italieniſch gebaut ſind, höchſt erbärmlich und leben in der größten Dürftigkeit; Rohheit und Unwiſſenheit iſt das Loos der niedern Volksclaſſe, die Wenigſten aus dem Mittelſtande können leſen und ſchreiben. Es gibt 2 Univerſitäten zu Palermo und Catania, 1 Seminar zu Girgenti, zu Catania 1 Collegio di Nobili und 1 Collegio delle belle arti. Bibliotheken findet man zu Palermo, Catania, Meſſina, Girgenti und Siragoſſa, einige kleine Muſeen und kleine Naturalienſammlungen; 5 Druckereien zu Palermo, Meſſina, Catania, Siragoſſa und Callegirone und 2 Buchhandlungen zu Palermo und Catania. Die Nation theilt ſich in 3 Stände: Adel, Geiſtlichkeit und Bürger. Die Inſel, der ein Statthalter, der Vicekönig (jetzt der Graf von Syracus, Bruder des Königs), vorſteht und die eigene Verwaltung und Gerichtshöfe hat, erhielt durch die Conſtitution von 1821 ein Parliament, welches aus zwei Kammern beſteht und das Recht der Steuerbewilligung hat. Die Rechtspflege wird nach dem Codex für das Königreich beider S. gehandhabt und dem Statthalter ein eigenes Miniſterium, das aus dem Miniſterſtaatsſecretair, dem Miniſter des Innern, zugleich Miniſter der Polizei und Finanzen, dem Miniſter der Juſtiz und Gnade, ſo wie der geiſtlichen Angelegenheiten beſteht, beigegeben. Das regulaire Militair, welches auf S. unterhalten wird, beſteht aus etwa 10000 Mann, von denen 8000 Mann Landmiliz iſt. Über die Angelegenheiten des Heeres und der Marine berichtet der in S. commandirende General an den Prinzen. Vortreffliche Häfen ſind die von Meſſina, Siragoſſa, Agoſta und Mascali; bequeme Ankerplätze bei Palermo, Trapani und Cefalu. In adminiſtrativer und polizeilicher Beziehung wird die Inſel in 7 Provinzen oder Intendanturen getheilt, die wieder in Bezirke zerfallen und von ihren Hauptſtädten den Namen führen, als: 1) Provinz Palermo, mit der Hauptſtadt Palermo; 2) Provinz Meſſina, mit der Hauptſtadt Meſſina; 3) Provinz Catania, mit der Hauptſtadt Catania; 4) Provinz Syracus, Hauptſtadt Siragoſſa; 5) Provinz Girgenti, mit der Hauptſtadt Girgenti; 6) Provinz Trapani, mit der Hauptſtadt Trapani; 7) Provinz Caltaniſetta, mit der Hauptſtadt Caltaniſetta. — Durch eine von dem König Ferdinand I. am 12. Dec. 1816 zu Caſerta ausgeſtellte Vereinigungsacte iſt die Vereinigung Siciliens mit Neapel feſtgeſetzt. Die Regierungsform iſt eine, nur in S. durch ein Parliament beſchränkte Monarchie. Der Thron iſt in männlicher und weiblicher Linie erblich und die Thronfolge durch ein Geſetz Karl's III. vom 6. Oct. 1759 beſtimmt. Der König (jetzt Ferdinand Karl) wird mit 16 Jahren großjährig und beſteigt den Thron, ohne daß es einer Krönung bedarf. Der Kronprinz heißt Prinz von Calabrien, den nachgeborenen Prinzen ertheilt der König den Titel irgend einer Provinz oder Stadt. Der König muß ſich zur katholiſchen Religion bekennen, die allein als Staatsreligion anerkannt iſt und deren Bekenner allein bürgerliche Rechte genießen; alle anderen Religionen genießen zwar Duldung, doch unter bedeutenden Einſchränkungen. Der König hat als legatus a latere die höchſte geiſtliche Gerichtsbarkeit und beſitzt mehrere wichtige kirchliche Vorrechte, die durch das mit dem römiſchen Hofe 1816 abgeſchloſſene Concordat beſtätigt worden ſind. Die kirchliche Verwaltung geſchieht durch 24 Erz-, 91 Suffragan- und 21 exempte Biſchöfe, 368 Äbte und 3700 Pfarrer. Die Einkünfte des zahlreichen Klerus betragen zwiſchen 4 und 5 Mill. Ducati. Die ausübende Gewalt geht in allen Zweigen vom Monarchen aus und die höchſten Centralbehörden für beide Reiche ſind: das Staatsminiſterium, der Staatsrath und der große Rechnungshof. Den Glanz des Hofes vermehren ein zahlreicher Adel und ein prächtiger Hofſtaat, an deſſen Spitze der Maggiordomo maggiore (Oberhofmeiſter), der Somigliere del Corpo (Oberkämmerer), der Cavallerizzo maggiore (Oberſtallmeiſter) und der Cacciatore maggiore (Oberjägermeiſter) ſtehen. Orden gibt es fünf, als: den Orden des heiligen Januarius, den Conſtantinorden, den St. Ferdinand- oder Verdienſtorden, den Orden beider S. und

den militairiſchen St. Georgsorden della Reunione. Seit 1816 iſt eine Ehrendenkmünze für das Militair und 1828 eine goldene und ſilberne Civilmedaille geſtiftet. Die Staatseinkünfte betragen 26 Mill. Ducati, die Ausgaben 24 Mill. Die Staatsſchulden werden zu 160 Mill. Ducati angeſchlagen; zu ihrer Abtragung beſteht ein Amortiſationsfond von 3160159 Ducati. — Der Inſel S. dürfen nicht mehr als 5600000 Ducati für Abgaben ohne Bewilligung des Parliaments auferlegt werden. — Geſchichte. Seit den älteſten Zeiten war der untere Theil Italiens von vierzehn unabhängigen Völkerſchaften, von denen die Campaner, Marſen, Samniter, Lucaner, Bruttier und Apuler die bedeutendſten waren, bewohnt worden, als um das Jahr 1000 v. Chr. eine griechiſche Colonie daſelbſt einwanderte und die Stadt Neapolis (Parthenope) gründete, welche ſpäter nach Beſiegung der tapfern Samniter (290 v. Chr.) und dem Falle von Tarent (272 v. Chr.) eben ſo wie alle anderen Städte von Mittel- und Unteritalien (Großgriechenland) der Herrſchaft der Römer unterworfen wurde und die milde Behandlung ihrer Beherrſcher durch unerſchütterliche Treue, die weder Hannibal noch einer der ſpäteren Feinde dieſes Staates wankend machen konnte, vergalt. Sie blieb Rom bis zu ſeinem Untergange (476) verbunden und ging alsdann nebſt dem übrigen größten Theile Italiens nach kurzer Beſitznahme durch Odoacer auf den Beſieger deſſelben, den König der Oſtgothen, Theodorich, über (493). Allein noch hatte man ſich mit dem neuen Zuſtande nicht gänzlich befreundet, ſo drangen die Vandalen von Afrika aus in Unteritalien (529) ein, eroberten Nola und Capua und fanden nur vor Neapels Mauern einen nicht zu brechenden Widerſtand. Kaum war jedoch dieſer Feind entfernt und der kräftige Theodorich geſtorben, als der oſtrömiſche Kaiſer Juſtinian I. ſeinen Feldherrn Beliſar zur Wiedereroberung der ſeiner Krone entriſſenen Beſitzungen nach Italien ſandte, welches derſelbe größtentheils (554) unterwarf und dadurch der dortigen Herrſchaft der Oſtgothen ein Ende machte, worauf unter ſeinem Nachfolger Narſes Neapel, Benevent, Spoleto, Friaul, Sorrento, Amalfi, Gaëta und Bari dem griechiſchen Reiche einverleibt, den Namen von Herzogthümern annahmen (568), von denen mehrere, beſonders Neapel, ſich ſowohl gegen die Angriffe der Longobarden (568), als der Franken behaupteten. Jedoch lag Neapel mit dem von dieſen Völkern eingenommenen Benevent in 16jährigem Kampfe, welcher erſt 836 beendigt wurde. Da um dieſe Zeit der griechiſche Statthalter von S. aus Neapel regierte, ſo entſtand dadurch der Gebrauch, letzteres S. jenſeit des Faro zu nennen, welches ſpäter zu dem Ausdrucke des Reiches beider S. Veranlaſſung gab. Die inneren Fehden der Fürſten von Apulien und Calabrien und die Einfälle der Saracenen von S. aus in Unteritalien, wo ſie ſchon Capua und Benevent erobert hatten, bewogen um das Jahr 916 die eine der ſtreitenden Parteien die Griechen zu Hülfe zu rufen, welche nun Apulien und Calabrien für ſich (919) in Beſitz nahmen, während die andere den Grafen Hugo von der Provence zum Könige von Italien ausrief. Da deſſen Sohn, Lothar, bald nach ihm ſtarb, ſo trug ſeine nun verwittwete Gemahlin, Adelheid, ihre Anſprüche auf ihren neuen Gemahl, den deutſchen König, Otto I., über, welcher ſich zwar einen großen Theil von Unteritalien mit Ausnahme Neapels unterwarf, aber weder in Apulien noch in Calabrien feſten Fuß faſſen konnte. Dieſe Länder huldigten jedoch kurz darauf ſeinem Sohne Otto II. freiwillig (980), allein nach deſſen Tode kehrten ſie nebſt Benevent und Salerno wieder unter die Herrſchaft der Griechen zurück, welche ſie ſo lange anerkannten, bis die Normänner, gelockt durch die Reize des Landes (1017), feſten Fuß in demſelben faßten. Sie fochten anfangs als Söldner des Fürſten von Salerno unter Anführung der Söhne Tancred's von Hauteville, eines normanniſchen Edelmanns. Nachdem ſich aber einer derſelben, Wilhelm, Apulien unterworfen hatte, nahm er (1043) den Titel eines Grafen von Apulien an und ſein jüngerer Bruder, Robert Guiscard, ließ ſich nach deſſen Tode zum Herzoge

von Calabrien und Apulien ausrufen, worauf ſein Sohn Roger nach dem Abſterben ſeines Oheims, des Großgrafen Roger von Sicilien, dieſe Inſel nebſt ganz Unteritalien in Beſitz nahm und ſich ſeit 1130 Roger I., König von S., Apulien und Calabrien nannte, Palermo zu ſeiner Reſidenz wählte, ſich nach langem Widerſtande auch Neapels (1139) bemächtigte und dadurch der griechiſchen Herrſchaft in Italien ein Ende machte. Bevor wir jedoch die Geſchichte Neapels weiter verfolgen, haben wir einen Blick auf die ſpäter mit ihm ſo engverbundene Inſel S. zu werfen. S. (Trinakria) hatte im XV. Jahrh. vor Chr. die Sikanier, von denen die Inſel den Namen Sicania bekam, zu Ureinwohnern; allein ſeit 1184 v. Chr. ſiedelten ſich von Italien aus die Siculer (daher der Name S.), alsdann die Phönicier und (736 v. Chr.) die Griechen, welche unter dem Korinther Archias Syrakus gründeten, daſelbſt an. Nachdem die dadurch entſtandene Menge kleiner Freiſtaaten, wie Ceratinum, Catana, Agrigent u. a., der Gewalt von Alleinherrſchern (Tyrannen), unter denen beſonders der jüngere Dionyſius berüchtigt wurde, anheimgefallen waren, benutzten die benachbarten Carthager den bald unter denſelben ausbrechenden Zwieſpalt zu eigenen bedeutenden Eroberungen (310 v. Chr.) auf der Inſel und da die von ihnen einſt hart bedrängten Einwohner von Meſſana (Meſſina) die Hülfe der Römer in Anſpruch nahmen, entzündete ſich zwiſchen beiden Völkern ein unter dem Namen des puniſchen bekannter blutiger Krieg (264). Das Kriegsglück der Römer, denen ſich Hiero der Jüngere, König von S., angeſchloſſen hatte, ſo wie deſſen lange und ſegensreiche Regierung bewahrten die Inſel vor großem Unheile; als aber im zweiten puniſchen Kriege der damalige Beherrſcher Siciliens, Hieronymus, durch ein mit Hannibal geſchloſſenes Bündniß den Zorn der Römer gereizt hatte, eroberte deren Feldherr Marcellus nach Einnahme von Syrakus bald die ganze Inſel und machte ſie zur römiſchen Provinz (210), worauf ſie der Habſucht und Willkühr jährlich wechſelnder Statthalter Preis gegeben wurde. Nachdem ſie aber dennoch mit dem römiſchen Reiche bis zu deſſen Untergange vereinigt geblieben war, unternahmen die Vandalen von Afrika aus (440) Raubzüge nach S. unter ihrem Könige Genſerich, welcher die ſpäter unterjochte Inſel gegen jährlichen Tribut an Odoacer abtrat, nach deſſen Beſiegung ſie die Herrſchaft Theodorich's anerkannte und von einem Grafen regiert wurde, bis ſie der oſtrömiſche Feldherr Beliſar ſeinem Kaiſerhauſe (535) unterwarf, dem ſie (827) wieder durch die damals ihre Herrſchaft mächtig verbreitenden Araber entriſſen wurde. Allein in den bald unter ihren Häuptlingen ausbrechenden kleinen Kriegen rief die ſchwächere Partei den byzantiniſchen Kaiſer Michael V. herbei; da aber die Macht ſeines Feldherrn Maniades zur Unterdrückung der Gegner zu gering war, ſo nahm dieſer die Hülfe der in Italien dienenden normanniſchen Söldner in Anſpruch, welche unter den Söhnen Tancred's, Wilhelm und Humphrey, dem Rufe zu Beute und Ruhm gern folgten, und der nun beginnende Kampf zwiſchen Muhammedanern und Chriſten wurde erſt 1090 durch die jüngeren Söhne Tancred's, Robert Guiscard und Roger, mit gänzlicher Vertreibung der Saracenen aus S. beendigt, worauf dieſe Inſel Roger I., welcher ſich ſeit 1130 König von Italien und S. nannte, anheimfiel. Auf Roger I. (ſtarb 1154), welcher ſich Tunis und Tripolis zinsbar gemacht, Corfu und Korinth erobert hatte und tief in Morea eingedrungen war, folgte ſein Sohn Wilhelm I. Tapfer im Augenblicke der Gefahr überließ er in Zeiten der Ruhe die Regierung Günſtlingen, machte ſich durch Habſucht verhaßt, ſtürzte ſein Reich in verderbliche Volkskriege und hinterließ (1166) die Regierung ſeinem Sohne Wilhelm II., welcher die Mauren in Marokko bekriegte, einen unglücklichen Zug nach Griechenland unternahm und mit Nachdruck die im Morgenlande bedrängten Chriſten unterſtützte. Da er aber kinderlos ſtarb (1189), ſo fiel ſein Reich an das Haus der Hohenſtaufen, nachdem ſich Friedrich I., Sohn Heinrich's VI., mit Conſtanze, der Tochter Roger's I., vermählt hatte; allein ihm machte den neuen Beſitz der ritter-

liche und kunſtliebende Tancred, ein natürlicher Sohn des Herzogs Roger von Apulien, ſtreitig, welcher, 1190 in Palermo gekrönt, den Thron nicht nur bis zu ſeinem Tode (1194) behauptete, ſondern denſelben auch ſeinem Sohne, Wilhelm III., hinterließ. Doch mit dieſem ſtarb nach ſeiner Gefangennehmung durch Heinrich VI. und ſeinem Tode im Kerker (1197) der männliche Stamm der normanniſchen Könige aus. Bald nach ihm ſtarb auch ſein Gegner Heinrich I. (als deutſcher Kaiſer Heinrich VI.) und hinterließ (1197) das Reich ſeinem unmündigen Sohne Friedrich I. (als deutſcher Kaiſer Friedrich II.), welcher ſich wider alle ſeine Gegner behauptete, für Ruhe und Geſetzmäßigkeit im Innern ſorgte, zu Neapel eine Univerſität (1224), ſo wie einen oberſten Gerichtshof gründete und eine Geſetzſammlung für alle ſeine Staaten italieniſcher Zunge veranſtaltete. Ihm folgte (1250) ſein Sohn Konrad I. (als deutſcher Kaiſer Konrad IV.), welcher zwar die durch Innocenz IV. in Calabrien und dem Neapolitaniſchen erregten Unruhen dämpfte, aber noch vor ſeinem Tode (1253) ſehen mußte, daß Clemens IV. ſein Reich als angebliches Kirchenlehen an Karl von Anjou, den Bruder König Ludwig's IX. von Frankreich, verſchenkte und dadurch ſeinem unmündigen Sohne Conradin, für den anfangs Manfred, ein natürlicher Sohn Friedrich's I., das Reich verwaltete, einen gefährlichen Gegner erweckte. Denn Karl beſiegte nicht nur Manfred, welcher ſich zur Annahme der Königskrone von S. hatte verleiten laſſen, in der Schlacht bei Benevent (1266), wobei dieſer Thron und Leben verlor, ſondern ſchlug auch den zur Behauptung ſeiner Rechte nach Italien gekommenen Conradin bei Tagliacozzo (23. Aug. 1268), nahm ihn gefangen und ließ ihn am 29. Oct. nebſt mehreren ſeiner Anhänger auf dem Marktplatze von Neapel enthaupten, wodurch das Herrſchergeſchlecht Hohenſtaufen über S. erloſch. Allein Karl, welcher ſeine Reſidenz nach Neapel verlegte und ſich König Karl I. nannte, ſollte ſich des ruhigen Beſitzes der angemaßten Länder nicht lange freuen; denn die durch Johann von Procida genährte Unzufriedenheit über den Druck und Übermuth der Franzoſen brach am 30. März 1282 zu Palermo in offenen Aufſtand aus, bei welchem, bekannt unter dem Namen der ſicilianiſchen Vesper, alle Franzoſen auf S. an einem Tage ermordet wurden, ſo daß nun die Inſel, welche Karl in der Folge vergeblich wieder zu erobern ſuchte, die Oberherrſchaft Peter's von Aragonien, welchem als Gemahl einer Tochter Manfred's der ſterbende Conradin ſeine Rechte auf S. hinterlaſſen hatte, anerkannte. Peter I. von S. hinterließ den tapfer vertheidigten Thron (1285) ſeinem Sohne Jakob I.; als aber deſſen älterer Bruder, der König von Aragonien, kinderlos geſtorben war, erhielt er die Krone dieſes Landes und ſetzte ſeinen Bruder Friedrich zum Statthalter von S. ein. Allein die Forderung Bonifacius VIII., S. an Neapel zurückzugeben, erregte einen Krieg zwiſchen beiden Ländern und bei dem Friedensſchluſſe (1295) ſah ſich Jakob genöthigt S. an Karl II. von Neapel, welcher ſich bei dem Tode ſeines Vaters (1284) in ſicilianiſcher Gefangenſchaft befand und erſt nach mehrjähriger Haft den Thron beſtieg, zurückzugeben. Die Sicilianer jedoch, hiermit unzufrieden, erhoben ihren bisherigen Statthalter als Friedrich II. zum Könige (1296), welcher dadurch mit ſeinem Bruder Jakob und Karl II. in einen Krieg verwickelt wurde, nach deſſen Beendigung durch den Frieden zu Caſtronova (1302) man ihm zwar auf Lebenszeit die Krone zuſprach, dieſelbe aber alsdann dem Könige von Neapel verhieß. Deſſenungeachtet folgte ihm aber nach langer und ſegensreicher Herrſchaft (1337) ſein Sohn, Peter II., unter deſſen ſchwacher Regierung innere Zwiſtigkeiten und Kriege mit Neapel die Inſel verwüſteten, welche nach der Thronbeſteigung ſeines Sohnes, Ludwig I. (1342), durch eine verheerende Peſt (1348), Heuſchrecken und Bürgerkriege heimgeſucht wurde. Auch unter ſeinem Bruder, Friedrich III. dem Einfältigen (1355), welcher, durch unglückliche Kriege gezwungen, S. von Neapel als Lehen annahm und die Inſel ſeiner Tochter Maria hinterließ (1377), dauerten

die inneren Unruhen fort, welche durch den häufigen Regierungswechſel noch genährt wurden. Nach Maria's Tode (1402) regierte ihr Gemahl, Martin, ein Sohn des Herzogs von Montblanc, und da dieſer kinderlos ſtarb (1409), ſo kam S. durch Erbfolge an ſeinen Vater Martin, welcher unterdeß (1395) zum Könige von Aragonien ernannt worden war; allein auch dieſer ſtarb ohne Erben (1410) und die Stände von Aragonien wählten nun ſeinen Neffen, Ferdinand, den zeitherigen König von Caſtilien, auch zu ihrem Herrſcher, welcher die Inſel durch Vicekönige regierte und ſie ſeinem Sohne, Alphons V., hinterließ (1416), dem unterdeß auch die Krone von Neapel zugefallen war, wodurch beide Länder nach 160jähriger Trennung wieder vereinigt wurden. Karl II. von Neapel nämlich war 1309 geſtorben, nachdem er Vieles für das innere Wohl ſeines Landes gethan hatte, und ihm folgte ſein Sohn, Robert, welcher ſich durch Tapferkeit, Liebe zur Gerechtigkeit, zu Künſten und Wiſſenſchaften auszeichnete und das Reich ſeiner Tochter Johanna (1353) hinterließ, die mit einem ungariſchen Prinzen vermählt war, deſſen Ermordung ſein Bruder Ludwig, König von Ungarn, durch einen Einfall in Neapel rächte und daſelbſt ſogar einen Statthalter zurückließ. Ein kurz darauf von Neuem ausgebrochener Krieg zwiſchen den Ungarn und den Anhängern der Königin veranlaßte, daß dieſelbe im Frieden (1351) auch ferner als Königin anerkannt wurde; allein nach ihrem gewaltſamen Tode bemächtigte ſich Karl III., ein Seitenverwandter ihres Hauſes, der Krone. Aber kaum hatte er auch den ihm angetragenen, durch Ludwig's Tod erledigten Thron von Ungarn beſtiegen, als er daſelbſt ebenfalls durch Meuchelmord fiel, worauf ſein minderjähriger Sohn Ladislaus regierte, unter dem ein 14jähriger Krieg mit Ludwig von Anjou, deſſen Vater von Johanna I. zum rechtmäßigen Nachfolger ernannt worden war, das Land verheerte. Ludwig entſagte jedoch in einem Vertrage (1400) ſeinen Anſprüchen, ſo daß dem kriegeriſchen und unruhigen Ladislaus ſeine ſittenloſe Schweſter, Johanna II., folgen konnte (1414), welche bis zu ihrem Tode (1435) nach und nach die Herzöge Renatus und Ludwig von Anjou und zuletzt den König Alphons V. von Aragonien zu ihrem Erben und Nachfolger erklärte, und außer ihnen machte auch Papſt Eugen IV. auf die Krone als Kirchenlehen Anſpruch. Allein nachdem Alphons durch Eroberung von Neapel (1442) über ſie Alle geſiegt und auch die Krone von S. auf ſeinem Haupte vereinigt hatte, bildeten beide Länder jetzt unter ſpaniſchem Scepter wieder Ein Reich. Alphons I., welcher ſich zuerſt König beider S. nannte und für die innere Blüthe ſeines Reiches ſorgte, das unter ihm einer fortdauernden Ruhe genoß, hinterließ (1458) S. und Aragonien ſeinem Bruder Johann; Neapel aber ſeinem Sohne, Ferdinand I., welcher nicht nur die inneren Unruhen dämpfte, ſondern auch die ihre Anſprüche auf das Land erneuernden Franzoſen (1462) mit Hülfe Georg Caſtrioto's, genannt Skanderbeg, zurückſchlug, worauf der Prinz von Anjou ſeine Rechte auf Neapel an die Könige von Frankreich abtrat. Bei ſeinem Tode (1494) hinterließ Ferdinand, welcher zwar für den Wohlſtand ſeines Landes vielfach geſorgt und auch die erſte Buchdruckerei (1473) in demſelben errichtet, ſeinen Charakter aber durch Rachſucht, Grauſamkeit und Geiz geſchändet hatte, die Herrſchaft ſeinem Sohne, Alphons II., unter welchem Karl VIII. von Frankreich (1494) in Neapel einfiel und überall ſo freudig empfangen wurde, daß der König nicht nur der Krone zu Gunſten ſeines Sohnes, Ferdinand II. (1495), entſagte, ſondern auch Ferdinand den Katholiſchen zu Hülfe rief. Bevor jedoch deſſen Feldherr, Gonſalvo de Cordova, die letzten Reſte der Franzoſen, deren König ſich ſchon vorher, durch Seuchen und Feinde gedrängt, nach Frankreich zurückgezogen hatte, vertreiben konnte, ſtarb Ferdinand (1496) ohne Erben, weßhalb ihm ſein Oheim, Friedrich II., folgte. Nachdem unter ſeiner Regierung Ludwig XII. von Frankreich das Land (1501) von Neuem erobert hatte, gab ihm nach Entſagung der Krone Ludwig das Herzogthum Anjou und

theilte ſich mit Ferdinand, welcher ebenfalls Anſprüche erhob, in Neapel. Allein es kam dabei zu Streitigkeiten und die Franzoſen mußten endlich (1504) das Land ſchimpflich räumen. Neapel wurde von nun an als ein Theil der ſpaniſchen Monarchie von Vicekönigen verwaltet, deren Druck ſo wie die Zügelloſigkeit ihrer Soldaten, die Stockung des Handels und immer neue Gelderpreſſungen oft ſehr ſchwer auf dem unglücklichen Lande laſteten. Bis zu dem Tode Ferdinand's (1516) genoß es jedoch eines ungeſtörten äußern Friedens, welcher ſchon unter ſeinem Enkel und Nachfolger, Karl I. (als deutſcher Kaiſer Karl V.), durch einen zufolge der Ligue von Cognac unternommenen Einfall der Franzoſen unter Lautrec getrübt wurde; allein Letzterer mußte, durch Peſt und Seuchen genöthigt, das Land bald verlaſſen und Neapel fand nach einigen Jahren durch den Frieden von Cambray (1529) eine dauernde Ruhe, welche der Vicekönig, Peter von Toledo, durch ſtrenge und unparteiiſche Gerechtigkeitspflege auch im Innern ſicherte. Er befeſtigte die Küſtenſtädte gegen die Einfälle der Türken, verminderte die Nahrungsloſigkeit der Provinzialorte, verbannte die Juden ihres Wuchers halber (1540) aus dem Königreiche und errichtete gegen chriſtlichen Wucher Pfand- oder Leihhäuſer. Da die von ihm verſuchte Einführung der Inquiſition einen gefährlichen Aufruhr erregte, ſo blieb Neapel ſeitdem für immer damit verſchont. Unter Philipp's II. Regierung, dem ſein Vater 1554 Neapel und S. abtrat, wurden dieſe Länder in einen kurzen Krieg mit Clemens VII. verwickelt, durch Räuberhorden verheert und mit ſchweren Abgaben gedrückt, ſo daß ſie verarmten und jede geiſtige Betriebſamkeit ſtockte. Nur einige Statthalter machten ſich durch Einſchränkung des ſittenloſen Adels, ſtrenge Gerechtigkeitspflege und Einführung des verbeſſerten Kalenders verdient. Noch mehr litt aber das Reich ſeit 1598 unter Philipp's II. frömmelndem und ſchwachem Sohne, Philipp III., durch Steuerlaſten, Münzverfälſchungen, Räuberbanden und Theuerung, zu welchen großentheils unter Philipp IV. (1525) noch fortwirkenden Übeln ſich Hungersnoth, Erdbeben und ſolcher Mangel des Staatsſchatzes geſellten, daß zur Füllung deſſelben Städte, Flecken und Dörfer an Privatleute verkauft wurden, beſonders da ſeitdem Lieferungen an Geld und Truppen zu dem 30jährigen Kriege immer neue Opfer nöthig machten. Die deßhalb immer erhöhten Abgaben erregten (1647) einen 2jährigen Volksaufſtand, der, von dem Fiſcher Tomaſo Aniello, gewöhnlich Maſaniello genannt, geleitet, nur mit Mühe gedämpft wurde, worauf eine fürchterliche Peſt (1656) neue Verwüſtungen anrichtete. Unter Philipp's Sohn und Nachfolger, Karl II. (1665), erneuerten ſich die früheren Übel; ein koſtſpieliger Krieg mit Meſſina wurde erſt 1675 beendigt und die Falſchmünzerei ſelbſt von Leuten höheren Standes getrieben, bis ein weiſer Statthalter den zwei Hauptübeln, der Münzverfälſchung und den Räuberbanden, kräftig ſteuerte. Nachdem Karl II. ohne männliche Nachkommen 1700 geſtorben war, entſchied der ſpaniſche Erbfolgekrieg, während deſſen eine kaiſerliche Armee unter Traun in Neapel einrückte und mit Freuden empfangen wurde, über die Krone dieſes Landes im badener Frieden (1714) zu Gunſten des Erzherzogs Karl von Öſtreich, welcher als Karl III. zum Könige von Neapel ausgerufen und kurz darauf als Karl VI. auch zum deutſchen Kaiſer gewählt wurde. Zufolge des erwähnten Friedens (1714) ging S. an Savoyen über und nun hatte die 200jährige ſpaniſche Herrſchaft über beide S., welche durch den Druck der Statthalter, die Geldgier des Hofes, die Plünderungsſucht der ſpaniſchen Unterbeamten, ſo wie durch den Übermuth und die Habſucht eines privilegirten zahlreichen Adels charakteriſirt wird, ein Ende. Da Spanien jedoch den Verluſt ſeiner Beſitzungen nicht ſogleich verſchmerzen konnte, veranlaßte der ſpaniſche Miniſter, Cardinal Alberoni, eine Landung der Spanier auf S. Allein die daſelbſt gemachten Eroberungen gingen bald darauf nach Beſiegung ihrer Flotte (1718) durch die Engländer, welche ſich zufolge der Quadrupelallianz eingemiſcht hatten,

wieder verloren und ein kaiſerliches Heer vertrieb ſie vollends von der Inſel, worauf Spanien im Vertrage zu Wien (1725) allen Anſprüchen auf Neapel entſagte. Der bequemeren Lage der Länder wegen trat hierauf Karl VI. Sardinien, welches er im badener Frieden erhalten hatte, an Savoyen ab und nahm dafür von demſelben S. in Beſitz, ſo daß es nun unter dem öſtreichiſchen Hauſe mit Neapel wieder vereinigt wurde (1725). Allein nachdem die polniſche Königswahl (1733) einen neuen Krieg zwiſchen Spanien, Öſtreich und Frankreich erregt hatte, zufolge deſſen die Spanier unter dem Grafen von Montemar in Neapel eingedrungen und der ſpaniſche Prinz Don Carlos als Karl IV. nicht nur zum Könige von Neapel, ſondern auch nach Eroberung Siciliens zu Palermo (1735) zum Könige beider S. ausgerufen wurde, ſo entſagte der deutſche Kaiſer, mit anderen Plänen beſchäftigt, im Frieden zu Wien (1738) dieſem Königreiche, für deſſen Sicherheit und inneren Wohlſtand der neue König durch Anlegung von Waſſerleitungen, Aufführung von Bauten ꝛc. ſorgte; auch wurde unter ihm Pompeji aufgefunden, in welchem er ſo wie in Herculanum die Ausgrabungen eifrig fortſetzen ließ. Unterdeß war aber Karl IV. als Verbündeter des ihm nah verwandten ſpaniſchen Hauſes in den öſtreichiſchen Erbfolgekrieg verwickelt, aber (1742) durch die drohende Stellung einer engliſchen Kriegsflotte vor Neapel zur Neutralität gezwungen worden. Unvermuthet ſchnell wurde jedoch der weiſe und gerechte König ſeinem Reiche gänzlich entriſſen; denn da ihn der Tod ſeines Stiefbruders, Ferdinand's VI., auf den erledigten ſpaniſchen Thron rief, ſo folgte ihm in Neapel ſein jüngſter Sohn, Ferdinand IV. (1759), und das Land, in welchem (1767) der Jeſuitenorden aufgehoben wurde und (1783) ein fürchterliches Erdbeben Calabrien verwüſtete, befand ſich unter der klugen Leitung ſeines Miniſters Tanucci eben ſowohl glücklich als unglücklich unter der verkehrten ſeines Nachfolgers Acton und dem Einfluſſe der herrſchſüchtigen und eigenmächtigen Königin Carolina. Dieſer Zuſtand wurde noch durch die wichtigſten äußeren Ereigniſſe verſchlimmert; zwar kam Neapel, obgleich es nach Ausbruch der franzöſiſchen Revolution als Öſtreichs Verbündeter gegen die junge Republik gefochten hatte, in dem Frieden (10. Oct. 1796) ohne große Opfer davon, allein nachdem es durch den Sieg der Engländer bei Abukir (1797) ermuthigt aufs Neue an dem Kriege gegen Frankreich Antheil genommen hatte, ſchlug der franzöſiſche General Championnet die unter dem General Mack in den Kirchenſtaat vorgerückten Neapolitaner gänzlich, rückte in das Neapolitaniſche ein, beſetzte Gaëta (1798) und Capua (1799) und drang unter dem heftigſten Widerſtande der Lazzaroni's, welche aus Erbitterung über die Abreiſe des Hofes nach S. (22. Dec. 1798) einen fürchterlichen Aufſtand erregt hatten, in die Hauptſtadt ein, ſtellte die Ruhe wieder her, erklärte die Herrſchaft Ferdinand's IV. für beendigt und ließ Neapel als parthenopäiſche Republik ausrufen. Die erwähnten Ereigniſſe hatten eine Veränderung der Staatsverfaſſung zur Folge, mit der ſich jedoch ein Theil der Nation, deren Vertrauen Championnet durch weiſe Mäßigung gewonnen hatte, bald befreundete; allein gerade jene Eigenſchaft veranlaßte ſeine baldige Abberufung von Seiten des franzöſiſchen Directorium, welches ſeine Stelle durch den General Macdonald erſetzte. Die Mißgriffe der franzöſiſchen Regierung gaben nun den Mißvergnügten Veranlaſſung, ſich unter dem Paniere des Cardinal Ruffo, den der König zum Generalvicarius des Reichs ernannt hatte, zu ſammeln, und da Macdonald bald darauf der in Oberitalien bedrängten franzöſiſchen Armee zu Hülfe eilen mußte, ſo konnte Ruffo nach Einnahme mehrerer Städte ſelbſt in Neapel ſiegreich einziehen, wo nun die entſetzlichſten Gräuelſcenen begannen und die parthenopäiſche Republik aufgehoben wurde. Bald gab es nach Capitulation der wenigen Feſtungen keinen Franzoſen mehr im Lande und ſchon hoffte man den neuen Zuſtand zu befeſtigen, als die Royaliſten, durch die Siege Napoleon's und Moreau's (1800 und 1801) eingeſchüchtert, froh waren am 28. März

1801 von der franzöſiſchen Republik einen unſicheren Frieden zu erhalten. Nachdem zufolge deſſelben eine franzöſiſche Armee unter Murat einen Theil des Landes beſetzt hatte, verlegte Ferdinand ſeine Reſidenz wieder nach Neapel, allein nach deſſen Theilnahme an einem neuen Bündniſſe gegen Frankreich (1805) erklärte Napoleon das Aufhören der Dynaſtie der Bourbons als Regenten von Neapel; die Franzoſen zogen ohne Schwertſtreich daſelbſt ein, Napoleon erhob ſeinen Bruder Joſeph zum Könige von Neapel und S., welchem nur die Feſtung Gaëta unter dem tapferen Prinzen von Heſſen-Philippsthal einen muthigen Widerſtand bis zum 18. Juli 1806 leiſtete, worauf die Royaliſten, unterſtützt durch die Engländer, welche fortwährend S. beſetzt hielten, vergebens den Kampf gegen ihre Feinde erneuerten. Bald darauf bekam jedoch Neapel nach Erhebung Joſeph's auf den Thron von Spanien (1808) einen neuen König in Joachim Murat, deſſen Unternehmung gegen S. verunglückte. Er würde für das Wohl des Landes kräftiger geſorgt haben, wenn er demſelben nicht durch Theilnahme an Napoleon's Feldzügen (1812 und 1813) für längere Zeit entzogen worden wäre, nach deren unglücklichem Ausgange (1813) er ſeinem Anſchluſſe an Öſtreich und England die Zuſicherung ſeiner fernern Herrſchaft über Neapel und zum Erſatze für S. einen Theil der Mark Ancona verdankte. Seine Truppen kämpften im Vereine mit den Öſtreichern gegen die Franzoſen in Italien, bis ihn die Rückkehr Napoleon's von Elba (1815) bewog, ſich für dieſen zu erklären; allein von den Öſtreichern bei Tolentino (im Mai 1815) geſchlagen, mußte er Neapel verlaſſen, irrte einige Zeit hülflos umher und wurde nach einem abenteuerlichen Verſuche, ſein Reich wieder zu erobern, geſchlagen, an der Küſte von Neapel gefangen und am 13. Oct. 1815 erſchoſſen. Nachdem unterdeß in Neapel ein drohender Aufſtand der Lazzaronis, durch Murat's Flucht aus der Hauptſtadt veranlaßt, unterdrückt worden war, beruhigten die von der nahen engliſchen Flotte ausgeſchifften Regimenter das Land, welches nun von den bald herbeieilenden öſtreichiſchen Truppen beſetzt und gegen neue Unruhen geſichert wurde. Unter dem Schutze derſelben nahm hierauf Ferdinand IV. wieder Beſitz von Thron und Land, welches einſtweilen ſein Sohn und Nachfolger, Franz, Prinz von Calabrien, als Vicarius verwaltet hatte, hob die kurz zuvor den Sicilianern ertheilte, nach dem Muſter der engliſchen geformte, freiſinnige Verfaſſung wieder auf, vereinigte Neapel und S. zu Einem Königreiche und nannte ſich fortan Ferdinand I. Er verfolgte nun die Mitglieder einer urſprünglich gegen die Herrſchaft der Franzoſen, jetzt aber gegen den Abſolutismus überhaupt gerichteten geheimen Verbindung (Carbonaria), wurde aber bald durch einen vom General Pepe geleiteten Militairaufſtand, an den ſich kurz darauf ein ähnlicher der Sicilianer anſchloß, am 7. Juli 1820 genöthigt, in Neapel und S. die ſpaniſche Conſtitution anzuerkennen, worauf er ſeinen Sohn, Franz I., zum Stellvertreter annahm. Als ihm aber die nordiſchen Mächte im Congreſſe zu Laibach (1821) ihre Hülfe gegen conſtitutionelle Bewegungen zugeſichert hatten und ein ſtarkes öſtreichiſches Heer unter Frimont, dem General Pepe nur ſchwachen Widerſtand entgegenſetzen konnte, im Neapolitaniſchen eingerückt war, hob er ſogleich die neue Conſtitution (1822) wieder auf und hinterließ bei ſeinem einige Jahre ſpäter (1825) erfolgten Tode die Regierung ſeinem Sohne, Franz I., unter dem die öſtreichiſche Armee, welche ſich erſt 1828 gänzlich entfernte, noch längere Zeit das Land belaſtete. Nach deſſen am 8. Nov. 1830 erfolgtem Tode beſtieg ſein Sohn, Ferdinand II., den Thron, welcher ſogleich nach Antritt der Regierung einen Generalpardon aller wegen Staatsverbrechen Verurtheilten ausſprach, den Zuſtand der Finanzen öffentlich bekannt machte, die Abgaben durch Sparſamkeit verminderte, die Jagdvorrechte aufhob, die Ausfuhr des Getreides erlaubte und das Heer nach preußiſchem Fuße einrichtete. Die Liebe des Volkes erwarb er ſich durch Bereiſung der Provinzen, Wiederherſtellung der Nationalgarde (1833), Belebung

des Gewerbfleißes, des Handels, der Landwirthſchaft; allein ungeachtet dieſer wohlthätigen Wirkſamkeit für ſein Land war doch ſein Leben durch Verſchwörungen und Reactionsverſuche in den letzten Jahren (1831 und 1832) mehrmals ſehr gefährdet. 71. 81.

Siciliſche Münzen, Maße und Gewichte. I. **Münzen.** Seit 1818 rechnet man nach Ducati di Regno zu 100 Grani oder 100 Bajocchi à 10 Piccioli, im Handel aber, wie früher, nach Oncien zu 30 Tari à 20 Grani. Es iſt nämlich 1 Oncia = 2½ Scudi = 5 Fiorini = 30 Tari = 60 Carlini = 450 Ponti = 600 Grani = 3600 Piccioli. Wirkliche Münzen: a) in Gold: 10, 5, 2, 1, ½ Oncia zu 30, 15, 6, 3, 1½ Ducati di Regno oder zu 300, 150, 60, 30, 15 Tari von 20 Karat 5 Grän bis 21 Karat 5 Grän fein; 1 Oncia = 92,37 holl. Aß ſchwer = 3 Thlr. 6 Gr. 7 Pf. Conv.; 10, 5, 2, 1 Oncetta zu 30, 15, 6 und 3 Ducati 23 Karat 10,84 Grän fein = 78,8 holl. Aß ſchwer = 3 Thlr. 8 Gr. in Gold; b) in Silber: Oncia zu 3 Ducati oder 30 Tari, 1, ½, ⅓, ¼, ⅙, $\frac{1}{12}$ Scudi zu 12, 6, 4, 3, 2, 1 Tari, ferner Tari und Carlini oder halbe Tari. Ducati und 10 Carlini = 13 Loth 6 Grän fein = 477,4 holl. Aß ſchwer = 1 Thlr. 2 Gr. Conv. und Stücke von 12, 6, 2, 1 Tari und 2- und 1fache Carlini zu 20 und 10 Grani; c) in Kupfer: 5, 2½, 2, 1, ½ Grani. II. **Längenmaß.** 1 Piede (Fuß) = 107,3 pariſer Linien. 1 Canna (Elle) = 8 Palmi. III. **Getreidemaß.** 1 Tomolo = 2 Mezzete = 4 Quarti = 8 Stopelli = 24 Miſure = 2784,5 par. Cubikzoll. 1 Salma = 16 Tomoli. IV. **Flüſſigkeitsmaß.** 1 Salma = 8 Quartari = 96 Quartucci = 4357 par. Cubikzoll. 1 Tonna = 12 Salme. V. **Gewicht.** 1 Cantaro peſo groſſo = 100 Rottoli groſſi = 110 Rottoli ſottoli = 275 Libbre. 1 Cantaro peſo ſottile = 100 Rottoli ſottoli = 250 Libbre; 1 Rottolo groſſo = 33 Oncie = 18,176 holl. Aß. 1 Rottolo ſottile = 30 Oncie = 16524 holl. Aß. 1 Libbra = 12 Oncie = 360 Trapeſi = 6610 holl. Aß. 26.

Siciliſche Vesper heißt der von Johann von Procida (ſ. d. Art.) vorbereitete Aufſtand der Einwohner von Palermo am 30. März 1282, welcher veranlaßt durch eine Unanſtändigkeit eines Franzoſen gegen eine edle Sicilianerin auf dem Wege zur Vesper am Oſtermontage in eine allgemeine Ermordung der Franzoſen überging, ſich in den nächſten Tagen über die ganze Inſel verbreitete, der Herrſchaft Karl's von Anjou über Sicilien ein Ende machte und die Hinrichtung Conradin's von Schwaben (ſ. d. Art.) blutig rächte. 37.

Sickingen (Franz von), aus dem uralten Geſchlechte der Sickingen, welches bereits 936 urkundlich erwähnt wird, einer der größten Männer ſeiner Zeit, wurde 1481 geboren, trat ſehr frühzeitig in kaiſerliche Dienſte und ward ſehr bald zum Rathe und Kammerherrn erhoben, verlor jedoch bald die anfangs große Gunſt Kaiſer Karl's V. Im Jahre 1513 ſtand er den Bürgern zu Worms gegen den Rath bei, befehdete den Herzog von Lothringen und brandſchatzte Metz um 30000 Gulden. Eben ſo belagerte er Mainz und bekriegte den Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt, weßhalb er in die Reichsacht verfiel. Endlich ſchlug ſich jedoch der Kaiſer ins Mittel, ſchlichtete den Streit auf einem Reichstage zu Mainz, löſte ihn aus der Acht und bewirkte, daß S. 30000 Gulden erhielt. 1521 that er, obwohl vergebens, im Bunde mit dem Grafen von Naſſau, einen Zug gegen Frankreich und brach in die Picardie ein. Nicht lange darauf ward er 1523 mit Chur-Trier und deſſen Alliirten, Churpfalz und dem Landgrafen von Heſſen, in einen für ihn verderblichen Kampf verwickelt. Geſchlagen mußte er ſich in die Feſtung Landſtuhl (Neuſtull) bei Kreuznach flüchten, wo ihn die Gegner belagerten. Hier ward er unglücklicherweiſe durch einen Holzſplitter, welchen eine Kanonenkugel abgeriſſen hatte, ſo ſchwer verwundet, daß er daran ſtarb. Doch fiel die Feſtung noch bei ſeinem Leben in die Hände der Gegner. So ſtarb S., ein wahrhafter Ritter, von

Freunden und Feinden geachtet, ein ausgezeichneter Mann in ſeinem Zeitalter an Bildung und Streben und ein großer Freund Luther's. Auch Andere dankten ihm viel, Reuchlin, den er vertheidigte, und Ulrich von Hutten, den er 2 Jahre zu Ebersberg, ſeinem Wohnſitze, beherbergte. In ihm verloren die Wiſſenſchaften einen großen Freund und Beförderer. — Sein Geſchlecht iſt am 24. Nov. 1834 mit Franz Wilhelm, Grafen von S., ausgeſtorben. 82.

Sickler (Friedrich Karl Ludwig), Conſiſtorialrath und Gymnaſialdirector zu Hildburghauſen, geb. im Jahre 1773 zu Gräfentonna im Herzogthume Gotha, wurde von ſeinem Vater, Johann Volkmann S., der als Prediger zu Kleinfahner bei Gotha den 31. März 1820 ſtarb und ſich durch die Herausgabe zahlreicher landwirthſchaftlicher Schriften rühmlichſt ausgezeichnet hat, ſehr ſorgfältig erzogen. Nachdem er auf dem Gymnaſium zu Weimar eine vorzügliche Vorbildung genoſſen hatte, widmete er ſich ausſchließlich den philologiſchen Studien auf der Univerſität Jena und ging von da beſonders empfohlen nach Frankreich, wurde Privatlehrer im Hauſe des Banquier Deleſſert zu Paris, ſo wie er auch in demſelben Berufe in der Familie des Freiherrn Wilhelm von Humboldt von 1806—1812 vorzügliche Achtung genoß und die ſchöne Gelegenheit fand, 6 volle Jahre in Italien, vorzüglich in Rom und Neapel, unter ſehr glücklichen Umſtänden ſeine Studien zu verfolgen. Namentlich zogen hier die bei den Nachgrabungen von Herculanum aufgefundenen Bücherrollen ſeine Aufmerkſamkeit in einem ſo hohen Grade auf ſich, daß er ſelbſt durch vielfältige Erfahrung und Nachdenken einen neuen Weg, ſie aufzurollen, betrat. In dieſen archäologiſchen Forſchungen wurde er jedoch durch eine Reiſe in ſein Vaterland unterbrochen und folgte einem Rufe als Conſiſtorialrath und Director des neuerrichteten Gymnaſium zu Hildburghauſen. Von hier aus wurde er auch im Jahre 1817 nach Oxford berufen, um verkohlte Bücherrollen nach ſeiner Methode aufzuwickeln und zu enträthſeln, obgleich ſein Verſuch mißglückte. Deſſenungeachtet hat er ſich als ein gründlicher Forſcher des Alterthums, als Lehrer und Schriftſteller, trotz mannigfacher literariſcher Fehden, bis an ſeinen Tod (den 8. Aug. 1836) in rühmlicher Thätigkeit bewährt. Unter ſeinen zahlreichen Schriften ſind bemerkenswerth: „Der Geſundbrunnen von Liebenſtein, eine Schilderung" (Gotha 1801); „Geſchichte der Wegnahme und Abführung vorzüglicher Kunſtwerke ꝛc." (Jena 1803. 1. Thl.); „Almanach aus Rom" (Leipz. 1810 und 1811. 2 Bde.), in Verbindung mit K. Reinhard herausgegeben; „Beſchreibung eines ſehr merkwürdigen griechiſchen Grabmals bei Kumä ꝛc." (Weimar 1812); „Ideen zu einem vulcaniſchen Erdglobus ꝛc." (Weimar 1812); „Italieniſche Bibliothek ꝛc." (Hildburgh. 1813. 1. Bd.); „De Aeneae in Italiam adventu fabuloso" (Meining. 1817); „Kadmus, oder Forſchungen in den Dialekten des ſemitiſchen Sprachſtammes" (1. Abth. Götting. 1818); „Die herculanenſiſchen Handſchriften in England und meine nach erhaltenem Rufe und nach Auftrag der engliſchen Regierung im Jahre 1817 zu ihrer Entwickelung gemachten Verſuche" (Leipz. 1819); Nachtrag: „Humphry Davy's Verſuche, die herculaniſchen Handſchriften in Neapel mit Hülfe chemiſcher Mittel zu entwickeln" (Leipz. 1819); „Die Hieroglyphen in dem Mythus des Äsculapius ꝛc." (Meining. 1819); Thoth, oder die Hieroglyphen der Äthiopier und Ägypter" (Hildburgh. 1819); „Auflöſung der Hieroglyphen oder der ſogenannten Sternbilder in dem Thierkreiſe von Tentyra" (Hildburgh. 1820); „Homer's Hymnus an Demeter" (Hildb. 1820); „Auflöſungs- und Erklärungsverſuch der 10 hieroglyphiſchen Gemälde auf einem ägyptiſchen Mumienkaſten ꝛc." (Leipz. 1821); „De Amaltheae etymo et de cornutis deorum imaginibus etc." (Hildborgh. 1822); „Eunaſtaſia oder Griechenland ꝛc." (1.—4. Hft. Hildb. 1822—1823); „Die heilige Prieſterſprache der alten Ägypter ꝛc." (1822—1826. 3 Thle.); „Handbuch der alten Geographie ꝛc." (Caſſel 1824); „Schulatlas der alten Geographie" (Caſſel

1824—1826. 4. Liefer. 2. Aufl. ebend. 1829); „De typis symbolicis in numis veterum“ (Progr. Hildb. 1825); „Leitfaden zum Unterrichte in der alten Geographie, für Schüler in den Oberclaſſen der Gymnaſien ꝛc.“ (Caſſel 1826); „Roms politiſche Geſchichte und Alterthümer“, für Gymnaſiaſten (Hildb. 1831); „Sendſchreiben an den geheimen Hofrath und Ritter, Profeſſor Blumenbach in Göttingen, über die höchſt merkwürdigen vor einigen Monaten erſt entdeckten Reliefs der Fährten urweltlicher, großer und unbekannter Thiere in den heßberger Sandſteinbrüchen bei Hildburghauſen“ (Hildb. 1834). An einem größern ſchon angekündigten Werke: „Corpus geographorum“ verhinderte ihn der Tod. 84.

Sicyonia, eine Landſchaft im Peloponnes, öſtlich von Korinth, ſüdlich von Argolis und Arkadien, weſtlich von Achaja, nördlich vom korinthiſchen Meerbuſen begrenzt, 8—10 □ M. groß, hatte ihren Namen von der Hauptſtadt Sicyon und war gleich dieſer von Dorern bewohnt. Er kommt in der griechiſchen politiſchen Geſchichte nur wenig vor und da meiſt unter Achaja mit begriffen; nur als Vaterſtadt des Aratus (ſ. d. Art.) und darum Hauptſtadt des achäiſchen Bundes erhielt Sicyon ſpäter große Bedeutung. Deſto mehr aber war ſie der Sitz der Künſte und ihre Bildhauer- und Malerſchule, ihre Erzgießereien, ihre Künſtler auf der Flöte, ihre prächtigen Dionyſosfeſte ꝛc. waren im Alterthume weit und breit berühmt. Unter den Ortſchaften des Gebietes bemerken wir nur die Stadt Phlius. 37.

Sideralmagnetismus (von dem latein. sidera, die Geſtirne) nennt man den unbekannten Einfluß, welchen, wie Einige behaupten, die Geſtirne und namentlich der Mond auf Kranke, vorzüglich reizbarer Natur, äußern ſollen und deſſen man ſich ſogar zur Heilung ſchwerer Krankheiten mit Erfolg bedient haben will. Wenn auch der Einfluß des Mondes auf dergleichen Kranke nicht in Abrede zu ſtellen iſt, ſo wird doch der der übrigen Geſtirne noch für ſehr zweifelhaft gehalten. Indeß behaupten noch Viele, daß das, was man den Einfluß der Witterung auf den menſchlichen Organismus nennt, meiſt als Einfluß der Geſtirne betrachtet werden müſſe. 14.

Siderismus (von σίδηρος, Eiſen) heißt der Einfluß der Metalle, beſonders des Eiſens, auf den menſchlichen Körper und demnach die Erſcheinung, welche bei gewiſſen Krankheiten durch Behandlung mit Eiſen und anderen Metallen hervorgebracht wird. 30.

Siderographie, ſ. Stahlſtich.

Sidmouth (Henry Addington, Viscount), ſ. Addington.

Sidney (Philipp), ein ausgezeichneter engliſcher Schriftſteller und Staatsmann, wurde im Jahre 1554 geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung in Oxford und Cambridge, unternahm hierauf eine Reiſe durch Frankreich, Italien, Ungarn und Deutſchland, machte ſich während derſelben beſonders mit der ſchönen Literatur der Italiener und Spanier bekannt und erfreute ſich nach ſeiner Rückkehr 1575 der beſondern Gunſt der Königin Eliſabeth, als deren Geſandter er im folgenden Jahre an den Hof Kaiſer Rudolph's abging. Das Verbot eines Zweikampfes mit dem Grafen von Oxford durch die Königin wurde ſpäter Veranlaſſung, daß er ſich 1518 nach Wilton in Wiltſhire zurückzog, wo er den Schäferroman „Arcadia“ verfertigte. An den Hof zurückgekehrt zeichnete er ſich in allen ritterlichen Übungen und Turnieren aus und war bereit 1585 mit Drake an einer kriegeriſchen Unternehmung gegen die Spanier in Amerika Theil zu nehmen, als es ihm durch die Königin unterſagt wurde, welche auch ſeine Wahl zum Könige von Polen zu hintertreiben wußte. Sie ernannte ihn nun zum Gouverneur von Vlieſſingen, worauf er mit dem Heere ſeines Oheims, des Grafen von Leiceſter, nach den Niederlanden abging. Dort hatte er aber durch ſeine ritterliche Tapferkeit einen Sieg über die Spanier kaum erfochten, als er (im Sept. 1586) von ihnen bei Zütphen überfallen und ſo gefährlich verwundet wurde, daß er kurz darauf zu Arnheim ſtarb.

Außer dem erwähnten Werke ſchrieb S. auch Sonette unter dem Titel: „Astrophel and Stella“, welche zu den ausgezeichnetſten der engliſchen Literatur gehören, die „Defense of poesy“ und verſchiedene kleinere Dichtungen, welche in ſeinen ſämmtlichen Werken (London 1725. 3 Bde.) enthalten ſind. Gray gab ſeine „Miscellaneous works“ (Oxf. 1829) nebſt einer Lebensgeſchichte S.'s heraus, welche Zouch in ſeinen „Memoirs of the life and writings of Sir Phil. Sidney“ (Lond. 1808) noch ausführlicher gab. 81.

Sidney (Algernon), ein berühmter engliſcher Staatsmann und eine Hauptleuchte des philoſophiſchen Staatsrechts, ward 1617 zu London geboren und war der 2. Sohn Robert's, Grafen von Leiceſter. Er begleitete ſeinen Vater auf deſſen Geſandtſchaftsreiſen nach Dänemark (1632), ſo wie nach Frankreich (1636). — Als dieſer zum Oberſtatthalter von Irland ernannt ward, erhielt er eine Officierſtelle in dem Cavallerieregimente deſſelben (1641) und nahm mit ſeinem ältern Bruder an dem Kriege gegen die Aufrührer den thätigſten Antheil. Nach dem Waffenſtillſtande von 1643 rief ihn Karl I. mit ſeinem Bruder zu ſich; ſie wurden aber auf Befehl des Parliaments bei ihrer Landung in England verhaftet, welcher Umſtand den Abfall Leiceſter's und ſeiner Söhne vom Könige zur Folge hatte. Beide Brüder ergriffen die Waffen für das Parliament. S. wurde unter Fairfax Oberſter eines Cavallerieregiments, ging mit dieſem nach Irland, ward bald darauf General und Gouverneur von Dublin und kehrte als Gouverneur von Dower nach England zurück. Dem Proceſſe des Königs wohnte er als Mitglied des hohen Raths zwar bei, fand ſich aber weder am Tage der Abſtimmung ein, noch unterzeichnete er mit den Befehl zur Hinrichtung. Als ein Gegner Cromwel's nahm er unter deſſen Protectorate keine Anſtellung und zog ſich nach Preshurſt zurück. Hier ſoll er die berühmten Geſpräche über die Regierung geſchrieben haben („Discourses concerning government“, Lond. 1698; 1763. 4. Deutſch von Erhard, Leipz. 1794. 8.; auch im Auszuge von Jacob, Halle 1795). Erſt nach Richard Cromwel's Abdankung ſchickte ihn das Parliament 1659 nach Dänemark, um den Frieden zwiſchen dieſem Lande und Schweden zu vermitteln. Dieſes Geſchäft zog ſich in die Länge und Karl II. beſtieg unterdeſſen den Thron (1660). Da nun S. unter den ihm vom Könige geſtellten Bedingungen nicht zurückkehren wollte, blieb er auf dem Feſtlande und hielt ſich 17 Jahre abwechſelnd in Italien, in der Schweiz und Frankreich auf. Endlich (1677) erhielt ſein betagter Vater die Erlaubniß zu ſeiner Rückkehr und Verzeihung für alle dem Königthume verübte Beleidigungen des Sohnes. Dieſer, wie man ſagt, im Solde Frankreichs, widerrieth zurückgekehrt ſogleich den Krieg mit dieſem Lande und erhielt ſo wirklich den Friedenszuſtand. Nach dem Tode ſeines Vaters (1680) wurde S. in das Parliament gewählt und ward eine Hauptgeißel der Miniſter. Als zu jener Zeit in England alles Recht der übermüthigen Gewalt wich, verband er ſich aus Begeiſterung für Freiheit und Vaterland mit dem Herzoge von Monmuth, Lord Ruſſel u. A. m. und es kam die Rye-Houſe-Verſchwörung zu Stande; noch aber war der Plan des Aufſtandes nicht reif, als er entdeckt wurde. Im Juni 1683 ward S. nebſt Ruſſel u. A. vor Gericht geſtellt und ihnen der Proceß gemacht, wobei man ſich die offenbarſten Verletzungen der Rechtsformen, die ſchreiendſte Verdrehung der Geſetze erlaubte, gegen den hochherzigen S. zumal, gegen welchen, als nur Ein Zeuge wider ihn ausſagte, der berüchtigte Oberrichter Jefferies eine in des Beklagten Studirzimmer gefundene Handſchrift jener „Discourses“, worin mehrere Stellen die Rechtmäßigkeit des Widerſtandes gegen tyranniſche Gewalt und den Vorzug einer freien vor einer willkührlichen Regierung behaupteten, als den zweiten (geſetzlich nothwendigen) Zeugen aufführte und hiernach die Geſchworenen zum Ausſpruche „ſchuldig“ bewog. S. benahm ſich mit Würde und Mäßigkeit, überreichte durch ſeinen Neffen, den Marquis von Halifax, dem Könige Karl ein

Memoire, das ſeine Vertheidigung erhielt, aber zu nichts half. — Er ſtarb mit Standhaftigkeit und Gleichmuth 1683. 1689 aber wurde ſein Urtheil von Wilhelm von Oranien als unrechtmäßig caſſirt. 25.

Sidon, ſ. Phönicien.

Sidonius, (C. Sollius Apollinaris Modeſtus) blühte um 428—488 nach Chr. als einer der erſten und beſten chriſtlichen Dichter des alten Roms. Er war geboren zu Lugdunum, ward in der Folge Schwiegerſohn des Kaiſers Avitus und durch dieſen bald darauf Praefectus urbi. Schon frühzeitig mit poetiſchen Übungen beſchäftigt und gewiß nicht ohne poetiſches Talent wendete er ſeinen Fleiß bei ſeinen Dichtungen vorzüglich auf die Nachahmung früherer, namentlich des Claudianus, und zeichnete ſich als Dichter in ſeiner Zeit nicht unrühmlich aus, obſchon ſeine Sprache ſchlecht und unrein iſt. Ebenſo beachtenswerth für ſeine Zeit war er als proſaiſcher Schriftſteller, namentlich in ſeinen „Epistolae“ (9 Bücher), welche hiſtoriſchen Werth haben, aber ebenfalls auch einen tiefgeſunkenen Geſchmack verrathen. Dieſe Briefe und 24 Gedichte, außer denen, die in den Briefen zerſtreut ſind, ſind Alles, was wir von ihm beſitzen. Er ſtarb 488 nach Chr. als Biſchof zu Clermont. Die Ed. pr. ſeiner Werke erſchien zu Utrecht 1473 Fol. Andere Ausgaben ſind von El. Vinetus (Lugd. 1552. 8.), J. Wowerius (Paris et Lugd. 1598. 8.), J. Savaron (Paris 1599; 2. Ausg. 1609. 4. neu herausgegeben von Elmenhorſt, Hanov. 1719. 8.), J. Sirmond (Paris 1614. 4.) und Ph. Labbeo (Paris 1652. 4.). 20.

Sieben iſt eine von den Zahlen, welche eine beſondere Berühmtheit und Heiligkeit genießen, vorzüglich bei den alten ägyptiſchen Aſtrologen wegen der ſieben Planeten (Sonne, Mond, Mercur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn) und deren Stellungen gegen einander und gegen die Erde und ihrer angenommenen Wichtigkeit für die Menſchenwelt; zumal weil man ſie als aus der Vereinigung von drei und vier hervorgegangen annehmen kann. 40.

Siebenbürgen, lat. Transsylvania, ungariſch Erdely, d. i. Waldland, öſtreichiſches Großfürſtenthum, liegt 40° 3′ 30″ — 44° 7′ 30″ Länge, 45° 15′—47° 41′ 30″ N. Br., grenzt im Norden an Ungarn, im Oſten an die Bukowina und Moldau, im Süden an die Walachei, im Weſten an Ungarn und enthält mit der Militairgrenze 1110 □Meil. und 2088000 Einwohner. Die Karpathen umgeben das Land in Geſtalt eines halben Mondes und ſenden mehrere hohe und niedere Ketten durch daſſelbe. Die höchſten Gebirge ſind: der Butſchetſch (8160 Fuß) im Südweſten, Reticzat (7800 Fuß), Szurul (7122 Fuß), Budislaw (6800 Fuß) und der Budöſch 7800 Fuß), welche nicht ſelten bis zur Mitte des Jahres mit Schnee bedeckt ſind. Die Bergkette des Innern bilden drei Flußgebiete, deren Gewäſſer der Donau in drei verſchiedenen Richtungen zuſtrömen. Im Norden iſt der Samos, deſſen ein Arm an der weſtlichen, der andere in der öſtlichen Grenze entſpringt. Im Südoſten der Aluta, welcher durch die Walachei in die Donau fließt; in der Mitte des Landes der Maros, welcher gegen Weſten nach Ungarn fließt. Zu den Seen gehören: der Hodoſch, Zſcheger-, Pitritſchker und St. Auenſee und von den vielen Moräſten iſt der Höllenmoraſt am Merkwürdigſten. Die Grenzgebirge ſind rauh und ſtark bewaldet, das Innere iſt ein fruchtbares Hügel- und Bergland. Das Klima dieſes Landes iſt im Oſten und auf den Gebirgen kalt und feucht, im Inneren und Süden warm, überdieß geſund, obgleich auf die heißeſten Tage oft ſehr kalte Nächte folgen. Die Producte ſind a) aus dem Thierreiche: die gewöhnlichen Hausthiere, Büffel, Wild, Bäre, Wölfe, Luchſe, wilde Katzen, wilde Schweine, Rothwild, Gemſen, Geflügel, Schildkröten, Fiſche, Bienen, Seidenraupen; b) aus dem Pflanzenreiche: Getreide (Weizen), Hülſen- und Gartenfrüchte, Tabak, Flachs, Hanf, Mohn, Erdmandeln, Kartoffeln, Mohn, Trüffeln, Rhabarber, Enzian, is-

ländiſches Moos, Obſt, darunter auch Kaſtanien, Wein (3644000 Eimer), Gerberbäume und viel Holz; c) aus dem Mineralreiche: Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eiſen, Queckſilber, Antimonium, Galmei, Arſenik, Steinſalz, Farbenerde, Marmor, Edelſteine, unächte Diamanten, Waſſerblei, Bergöl, Steinkohlen und mineraliſche Wäſſer. Die Einwohner (mit der Militairgrenze) beſtehen aus 13 Völkerſchaften, unter denen die vorzüglichſten ſind: die Ungarn, Szekler und Sachſen oder Deutſche, nach welchen das Land zerfällt: I. in das Land der Ungarn mit 11 Comitaten und 2 Diſtricten, welche die größere nordweſtliche Hälfte des Landes umfaſſen; II. in das Land der Sachſen mit 9 Comitaten und 2 Bezirken, welche meiſtentheils im Süden liegen, und III. in das Land der Szekler mit 5 Comitaten, welche im Südoſten der Grenze der Moldau liegen. Außerdem gibt es hier noch Zigeuner, Griechen, Armenier, Walachen, Serbier, Italiener, Polen, Rußniaken und Juden. Dieſe Völker wohnen in 113 Frei- und 18 Municipalſtädten, 60 Marktflecken und 2586 Dörfern. Der Religion nach ſind die Einwohner Katholiken (350000), Lutheraner (540000), Reformirte (200000), Griechen, unirte und nicht unirte (710000), Armenier, Juden. Die Sprache iſt die ungariſche und deutſche; außerdem iſt auch noch die lateiniſche Sprache unter dem Volke verbreitet. Die Beſchäftigung der Einwohner beſteht in der Bearbeitung und Benutzung des Bodens, Viehzucht, welche aber auf keiner hohen Stufe ſteht, und Bergbau, welcher deſto ergiebiger und benutzter iſt. Ausgebreitete Manufacturen und Fabriken fehlen, obgleich alle Handwerke, vorzüglich durch die Sachſen, getrieben werden, welche ihre meiſten Fabriken in Herrmannſtadt und Kronſtadt haben. Sie liefern Tuch, Wollen- und Baumwollenzeuge, weiße und gefärbte Leinwand, Hüte, Leder ꝛc. Mit dieſen, wie auch mit Colonialwaaren, Vieh, Getreide, Handwerkswaaren, Salz, (welches aus 6 Steinſalzgruben erbeutet wird und 1834 770706 Centner lieferte), Metallen u. a. m., wird ein bedeutender Handel getrieben, welcher in den Händen der Griechen und Armenier liegt; anſehnlich iſt auch der Tranſitohandel zwiſchen der Türkei, Ungarn und Deutſchland. Im Jahre 1834 betrug der Werth der zu verſteuernden Waaren bei der Einfuhr 3341243 Gulden Conv. M. und der Betrag der Ausfuhr der Waaren 2146658 Gulden; auch zählte dieſes Land in demſelben Jahre 765 Wechsler, Großhändler und Handlungen. In Hinſicht der Bildung ſtehen die Einwohner den Ungarn ziemlich gleich, vielleicht noch höher und haben für den höhern Unterricht ein Lyceum zu Klauſenburg, 1 theologiſche Lehranſtalt des neuen unirt-griechiſchen Ritus, 2 theologiſche Lehranſtalten der Unitarier, 11 katholiſche und unirt-griechiſche und 12 akatholiſche Gymnaſien; für den Volksunterricht 25 katholiſche und ebenſo viele akatholiſche Haupt-, 212 katholiſche und 923 akatholiſche Trivial- und 40 katholiſche und 226 akatholiſche Mädchenſchulen. S. iſt integrirender Theil von Öſtreich, hat ſeine eigene Verfaſſung, die ſich auf die Unionspunkte der 3 aufgenommenen Nationen, auf das Leopoldiniſche Diplom von 1691 und auf die pragmatiſche Sanction gründet. Nach dem Leopoldiniſchen Diplome findet völlige Religionsfreiheit Statt; alle Gerechtſame und Freiheiten der Siebenbürgen, alle Geſetze, alle Gerichts- und andere Stellen werden nach demſelben beſtätigt, nur Inländer angeſtellt, confiscirte Güter an verdiente Siebenbürgen verliehen, der Landtag ausgeſchrieben, Poſten eingerichtet und nur Inländer ſollen die höchſten Staatsämter bekleiden. Die Unionspunkte ſind: Unterwerfung unter ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, ein geheimer Rath aus gleicher Anzahl Glieder, volle Eintracht, allgemeine Landtage und gemeinſchaftliche Landesvertheidigung. Der Landſtand der ungariſchen Nation beſteht aus dem Adel, der zugleich als ungariſcher Adel betrachtet wird und ſich nach Gefallen in Ungarn niederlaſſen kann und frei von Steuern und geſpanſchaftlichem Gerichtszwange iſt; daher man auch alle Geiſtliche, bis auf die Mönche und Landpfarrer zu den adeligen Perſonen rechnet.

Der Adelſtand haftet auf gewiſſen Ämtern, Ländereien und Familien und wird auch durch Adoption und Veräußerung adeliger Güter auf andere vorher unadelige gebracht. Fürſt und Stände geben gemeinſchaftlich Geſetze, ſchreiben Auflagen aus und ertheilen an Ausländer das Indigenat; aber der Monarch beſitzt hier größere Vorrechte als in Ungarn, ſchließt Krieg und Frieden, hebt Soldaten aus, hat das Münzrecht, das Recht, Pfründen zu vergeben, die Einkünfte der eröffneten zu ziehen, Dispenſationen in Eheſachen zu ertheilen, über proteſtantiſche Eheproceſſe das höchſte Urtheil zu ſprechen, Standeserhöhungen vorzunehmen, das Erbgut ausgeſtorbener Familien zur Kammer zu ſchlagen ꝛc. Die höchſte Landesſtelle bildet das Gubernium zu Klauſenburg, das einen größern Wirkungskreis als die Gubernien der übrigen Provinzen hat, da es zugleich höchſte politiſche und Gerichtsſtelle im Lande iſt. An ſeiner Spitze ſteht der Landesgouverneur mit 12 Gubernialräthen; unter ihm das Provinzialcommiſſariat, die Buchhalterei, die Comitatsbehörden. Für die Juſtiz iſt die königliche Gerichtstafel zu Maros-Vaſarhely ein Obergericht in gewiſſen Rechtsſachen in erſter, in anderen in zweiter Inſtanz nur für die Ungarn und Szekler; die Sachſen haben ihren Grafen als oberſte Behörde und zugleich als Präſidenten der Univerſität, d. i. einer Art Landtagsverſammlung, die zugleich dritte ſächſiſche Gerichtsinſtanz iſt. Von dieſer, ſo wie von der Gerichtstafel in Maros-Vaſarhely kann die Appellation in letzter Inſtanz an die ſiebenbürgiſche Hofcanzlei zu Wien gehen; niedere Gerichte ſind wie in Ungarn. Ebenſo verhält es ſich mit dem Kirchen- und Schulweſen; Katholiken, Griechen, Reformirte, Lutheraner und Unitarier ſtehen unter ihren Conſiſtorien, Superintendenten und Biſchöfen. In dem Lande der Ungarn finden wir folgende Städte: Ober- und Unterweißenburg, Kokelburg, Thorenburg, Klauſenburg, Doboka, Inner- und Mittel-Szolaok, Henyad, Krasna, Zarand und 2 Diſtricte: Kowar und Foyaras; in dem der Szekler: Udvarhely, Haromſzek, Lſik, Maros, Araryos; und in dem der Sachſen mit dem zur Militairgrenze ganz oder gemiſcht gehörenden Theile: Herrmannſtadt, Schäsburg, Medias, Mühlenbach, Reißmarkt, Großſchenk, Reps, Leſchkirchen, Broos und 2 Bezirke: Kronſtadt und Biſtriz. Dazu kommen 13 Fiscalgüter oder Taxalörter, d. i. ſolche Ortſchaften, die auf ihrem Gebiete ihre eigene Gerichtsbarkeit ausüben. — Geſchichte. S. war in den früheſten Zeiten ein Theil Daciens und unter Trajan von den Römern unterworfen worden. In der Völkerwanderung ließen ſich verſchiedene Völker hier nieder, bis endlich die Petſcheneger ſich feſtſetzten, die aber im VIII. Jahrh. von den Magyaren in den öſtlichen Theil des Landes zurückgedrängt und nun Szekler (ſ. d. Art.) genannt wurden, und von nun an ward S. von magyariſchen Woiwoden verwaltet und als ein Theil Ungarns betrachtet. Im XII. Jahrh. ward der ſüdöſtliche Theil durch ausgewanderte Deutſche vom Niederrheine bevölkert, denen der König Geyſa II. Grundeigenthum und viele Freiheiten gab; hierzu kamen bald viele Oberſachſen und Thüringer, welche durch ihre Betriebſamkeit bald das Land in großen Flor brachten und nicht allein den Namen Sachſen für alle dortigen Deutſchen gebräuchlich machten, ſondern auch durch Erbauung von 7 feſten Städten und Eintheilung ihres Landes in 7 Diſtricte die Benennung S. veranlaßten. In der Abhängigkeit von Ungarn blieb S. bis 1535, wo es, nachdem durch den großen Eingang, den die Reformation hier gefunden hatte, manche Zwiſtigkeiten entſtanden waren, endlich an Johann Zapolya als erbliches Fürſtenthum vom Kaiſer Ferdinand I. abgetreten ward. Als ſolches fühlte es während langer Zeit nicht allein die Wehen heftiger religiöſer Reibungen und innerer Unruhen, ſondern war auch ſtets in den Kriegen zwiſchen Öſtreich und den Türken mehr oder weniger betheiligt, beſonders unter Bathori, Botskai, Bethlen Gabor, Georg Rakoczy, Barcſay, Kamony und den beiden Apafi und wurde endlich, nachdem der von Türken eingeſetzte Graf Tökely und Leopold Rakoczy den öſtrei-

chiſchen Waffen unterlegen waren, im Frieden zu Paſſarowitz (d. 21. Juli 1718) gänzlich Öſtreich unterwürfig, bei welchem es, 1775 von Maria Thereſia zu einem Großfürſtenthume erhoben, auch fortan geblieben iſt. 71. 37.

Siebengebirge heißt ein am rechten Ufer des Rheins ſüdlich von der Sieg ſich erhebendes Gebirge, deſſen höchſter Gipfel nicht über 1500 Fuß über dem Meere ſich erhebt, aber durch 7 über die übrigen Berge hervorragende Kegel (wovon der Name) ſich beſonders auszeichnet. Dieſe ſind: der Drachenfels, der Stromberg, Wolkenberg, Löwenberg (1444 Fuß, der höchſte dieſer Berge), Ölberg, Nonnenſtromberg und Hemmerich, ſämmtlich mit Ruinen alter Burgen beſetzt. Das Gebirge beſteht aus Trachyt und hat bedeutende Steinbrüche. 37.

Siebengeſtirn, ſ. Plejaden.

Siebenjähriger Krieg. Öſtreich hatte ſeit dem aachner Frieden (1748) ſich im Stillen zur Wiedergewinnung der verlorenen 6 ſchleſiſchen Fürſtenthümer und der Grafſchaft Glatz gegen Preußen gerüſtet; dieſes dagegen zu Weſtmünſter (16. Januar 1756) mit England, welches wegen Akadien mit Frankreich in Krieg gerathen war, einen Vertrag geſchloſſen, wornach allen fremden Truppen der Eintritt in Deutſchland mit vereinter Macht verwehrt werden ſollte und insbeſondere Preußen den hanöverſchen Ländern Schutz, England aber dafür Subſidien verſprach, und Preußen ſich deßhalb von Frankreich, England von Öſtreich losſagte. Nun ſchloſſen Frankreich und Öſtreich (am 1. Mai 1756) zu Verſailles den Europa in Erſtaunen ſetzenden Bund, garantirten ſich in demſelben wechſelſeitig ihre geſammten europäiſchen Staaten und verhießen einander, im Falle eines Angriffs, ein Hülfsheer von 24000 Mann. Dazu ſchloß Öſtreich durch Vermittelung des mächtigen Staatskanzlers, Beſtuſcheff, ein Bündniß (am 31. Dec. 1756) mit Rußland, welchem im folgenden Jahre (22. Sept. 1757) auch Schweden beitrat. So geheim von Seiten Öſtreichs auch dieſe Bündniſſe betrieben worden waren, ſo war doch Friedrich der Große durch Abſchrift der Verhandlungen zwiſchen dieſen Mächten, die ihm ſein Geſandter, Malzahn, von dem ſächſiſchen geheimen Kanzelliſten Menzel (ſeit 1753) verſchaffte, zur Kenntniß des Vorhabens gekommen. Deßhalb ließ er ſchon im Juni 1756 in Wien anfragen, ob die Kriegsrüſtungen ihm gälten? Als man ausweichend hierauf antwortete, forderte er das Verſprechen, daß man ihn weder im laufenden, noch im folgenden Jahre angreifen wolle. Die Kaiſerin Königin gab hiergegen eine unfreundlich klingende Erwiederung und nun, ohne weitere Verhandlung, ſo wie ohne Kriegserklärung, machte Friedrich ſeine Vorbereitungen zum Aufbruche des Heeres ſo geheim und unbemerkt, daß Niemand ſeine Abſicht eher errathen konnte, als bis er plötzlich im Auguſt 1756 mit 70000 ſeiner Preußen, in 3 Colonnen formirt, unter ihm ſelbſt, dem Herzoge von Braunſchweig und dem Herzoge von Bewern, in Sachſen einrückte und freien Durchzug nach Böhmen verlangte, während der Feldmarſchall Schwerin mit einer Heerabtheilung von Schleſien aus in Böhmen eindrang. Da er aber nur das Verſprechen der Neutralität von Sachſen erhielt, ſo glaubte er einer zweideutigen Macht in ſeinem Rücken die Waffen nicht in den Händen laſſen zu dürfen und griff daher zur Gewalt. Die ſächſiſchen Truppen, 17000 an der Zahl, hatten ſich, überraſcht, in Eile und ohne Gepäck und Vorräthe in das enge Thal der Elbe zwiſchen Pirna und die Feſtung Königsſtein gezogen und ein verſchanztes Lager angelegt, welches mit Gewalt nicht zu nehmen war. Dieſer Umſtand hielt den König von dem ſofortigen Eindringen in Böhmen ab, indem derſelbe eine lange koſtbare Zeit mit der Einſchließung der Sachſen verlieren und den kaiſerlichen Truppen Zeit geben mußte, ſich zu ſammeln. Ein unter dem öſtreichiſchen Feldmarſchalle Browne zum Entſatze herbeieilendes Heer wurde am 1. Oct. bei Lowoſitz geſchlagen und das ſächſiſche Heer nach einem vereitelten Verſuche bei Königsſtein, ſich über die Elbe zu retten, nach den größten Drangſalen und da daſ-

ſelbe an Lebensmitteln gänzlichen Mangel litt, gezwungen, am 12. Oct. beim Liliensteine die Waffen niederzulegen. Die Officiere wurden auf ihr Ehrenwort entlaſſen, Unterofficiere und Gemeine aber gezwungen, preußiſche Dienſte zu nehmen. Außerdem hob Friedrich 9000 Recruten in Sachſen aus und der Königsſtein wurde für die Dauer des Krieges für neutral erklärt. Wegen des ohne vorherige Kriegserklärung unternommenen Einfalls in Sachſen ward aber Friedrich beſchuldigt, den Landfrieden gebrochen zu haben und deßhalb gegen ihn auf dem Reichstage (am 17. Jan. 1757) ein Reichsexecutionskrieg beſchloſſen. Vor Friedrich's Augen mußte ſich bei den Vorbereitungen zum nächſten Feldzuge ein Sorge erregendes Bild ausbreiten. Öſtreich bot alle Kräfte ſeiner reichen Länder auf, Rußland ſetzte 100000 Mann in Bewegung und Frankreich vermehrte die im Tractate verſprochene Truppenzahl auf 180000. Schweden konnte mit 20000 Mann auftreten und das deutſche Reich bot der Kaiſerin 60000 Mann an, während Preußen mit der äußerſten Kraftanſtrengung nicht 200000 Mann entgegenſtellen konnte und zu ſeinem Beiſtande nur England, die Landgrafen von Heſſen, die Herzöge von Braunſchweig und von Gotha hatte, welche am Rheine ein Heer zuſammenzogen. Dieſen Verbündeten mußte Friedrich den Krieg gegen die Franzoſen allein überlaſſen und gegen die Übrigen vertrauete er der Kunſt aller großen Feldherrn, durch Schnelligkeit die Zahl zu verdoppeln und mit demſelben Heere bald hier, bald dort gegenwärtig, ſeinen Gegnern nach einander entgegenzutreten. Daher beſchloß er zunächſt alle Kraft gegen Öſtreich als Hauptfeind zu ſammeln. Den alten Feldmarſchall Lehwald mit 14000 Mann in Preußen gegen die ruſſiſche Macht und gegen die Schweden gar nur 4000 Mann zurücklaſſend rückte er unerwartet mit 4 Heerabtheilungen im April 1757 in Böhmen ein. Die öſtreichiſchen Heerhaufen wurden zurückgeworfen und ſammelten ſich unter den Mauern von Prag, wo 12 Tage nach dem Einbruche die Entſcheidungsſchlacht geſchah (ſ. Prag). Friedrich ward dadurch Herr von Böhmen und der Schrecken drang bis Wien. Zum Entſatze Prags, welches Friedrich jetzt belagerte, rückte Feldmarſchall Daun aus Mähren heran. Friedrich ging demſelben entgegen und wagte bei Kolin oder Planian die Schlacht (am 18. Juni) mit 32000 gegen 66000 Mann; aber die Schlacht mit 10000 tapferen Kriegern, welche auf der Wahlſtatt blieben, war verloren. Die Frucht der früheren Siege war dahin. Eilig hob Friedrich die Belagerung von Prag auf und nahm den Rückweg nach Sachſen. Aber gleichzeitig trafen ihn noch ſo viele andere Schläge, daß nach gewöhnlicher Berechnung ſein Untergang unvermeidlich ſchien. Gleich am Anfange des Feldzuges hatte ein franzöſiſches Heer, von den Niederlanden herziehend, die preußiſchen Beſitzungen in Weſtphalen und Oſtfriesland beſetzt und war in Hanover und in Heſſen eingebrochen. Eine Obſervationsarmee unter dem Herzoge von Cumberland ſtellte ſich zwar den Franzoſen entgegen, ward aber bei Haſtembeck (26. Juli) geſchlagen, worauf der Marſchall Richelieu, d'Etrée's Nachfolger, die Eroberung Hanovers und Heſſens vollendete und ins Halberſtädtiſche drang; ja endlich ſchloß der Herzog von Cumberland am 7. Sept. eine Convention zu Kloſter Seven, vermöge welcher er ſein Heer aufzulöſen verſprach und den Franzoſen Hanover, Heſſen, Braunſchweig und das ganze Land zwiſchen Weſer und Rhein einräumte. Durch dieſe Ereigniſſe wurden auch die öſtreichiſchen Bundesgenoſſen aus ihrer bisherigen Unthätigkeit geweckt. Ein mächtiges ruſſiſches Heer, 100000 Mann ſtark, unter Apraxin und Fermor, fiel in Preußen ein und drang vor bis Großjägerndorf, wo am 30. Auguſt der General Lehwald, welcher nur 24000 Mann entgegenſtellen konnte, bis zur Vernichtung geſchlagen wurde. Ganz Preußen lag nun vertheidigungslos dem Feinde preis, aber unerwartet zog Apraxin, 10 Tage nach der Schlacht, wieder über die Grenze zurück, was eine bedenkliche Krankheit der Kaiſerin Eliſabeth veranlaßt hatte. Der General Lehwald

konnte ſich daher mit ſeinen Truppen gegen die Schweden wenden, welche mit anſehnlicher Macht von Stralſund aus durch Preußiſch-Pommern in die Uckermark vorgedrungen waren, ſich aber bei deſſen Annäherung ſchnell bis nach Stralſund und Rügen zurückzogen. Dennoch war die Lage Friedrich's verzweiflungsvoll; nur Wenige hielten ſeine Rettung für möglich. Nur Kühnheit und Schnelligkeit boten noch Ausſicht des Heils; denn bis nach Halle ſtreifte bereits die Reichsarmee unter dem Prinzen von Hildburghauſen, vereint mit einem franzöſiſchen Corps unter Soubiſe, die franz. Hauptarmee unter Richelieu drohete mit einem Einbruche in das Magdeburgiſche und Berlin wurde am 16. Oct. durch Haddick gebrandtſchatzt. Mit einem ſchwachen Heere ließ der König den Herzog von Bewern gegen die Öſtreicher in der Lauſitz zurück, flog durch Sachſen gegen Thüringen mit den übrigen Truppen und zerſtäubte mit 22000 Mann bei Roßbach (ſ. d. Art.), unfern Merſeburg, am 5. Nov. in einem Augenblicke Soubiſe's und Hildburghauſens verbundenes Heer von 60000 Mann. Ein paniſcher Schrecken zerſtreuete die Überreſte deſſelben nach allen Winden. Auf dieſe Botſchaft verließ auch Richelieu ſeine Stellung und eilte ins Hanöverſche zurück. Der König von Preußen aber durch dringendere Gefahren von der Verfolgung ſeines Sieges abgehalten, wendete den Heldenſchritt gegen das ſchleſiſche Kampffeld. Denn in ſeiner Abweſenheit war ſein Liebling und vertrauter Freund, der General von Winterfeld, in einem Gefechte bei Moys gefallen, der Herzog von Bewern hatte ſich mit ſeinem Heere nach Schleſien unter die Mauern von Breslau zurückgezogen und weil er gegen die vereinigten Heere des Prinzen von Lothringen und des Feldmarſchalls Daun nichts unternehmen konnte, war die wichtige Feſtung Schweidnitz (11. Nov.) an den General Nadaſti nach einer 17tägigen Belagerung übergegangen. Am 22. Nov. griff das ganze öſtreichiſche Heer die Preußen bei Breslau an, beſiegte daſſelbe nach muthiger Gegenwehr und der Herzog von Bewern wurde zum Gefangenen gemacht. Zuletzt wurde noch von dem zaghaften Generale Leſtwitz Breslau mit großen Vorräthen und trefflich gefüllten Zeughäuſern der kaiſerlichen Armee übergeben. In dieſer großen Gefahr erkämpfte der herbeigeeilte Friedrich bei Leuthen (5. Dec.) (ſ. d. Art.) den herrlichſten, den entſcheidendſten von ſeinen Siegen allen. Breslau und Liegnitz mußten ſich nun ergeben (19. und 22. Dec.). Der König, kurz zuvor dem Verderben nahe, war jetzt furchtbarer als je. Das Cabinet von St. James erklärte die Übereinkunft vom Kloſter Seven für ungültig; der Herzog Ferdinand von Braunſchweig übernahm an Cumberland's Stelle den Oberbefehl über die Obſervationsarmee, ſammelte die zerſtreueten Hanoveraner, vereinigte mit ihnen Heſſen und Braunſchweiger und drängte das durch Krankheiten und die Nachläſſigkeit des Herzogs von Richelieu tief herabgeſunkene franzöſiſche Heer bis nach Celle an die Aller zurück. Beide Theile bezogen hier nach ſo mannigfacher Blutarbeit die Winterquartiere. Friedrich ließ nun in Wien Friedensvorſchläge machen; allein ſeine Anträge wurden zurückgewieſen und die Rüſtungen zum nächſten Feldzuge verdoppelt. Der Feldmarſchall Daun übernahm jetzt das Commando der Öſtreicher. Von franzöſiſcher Seite wurden die Heere auch verſtärkt und ſtatt des Herzogs von Richelieu in dem Grafen Clermont ein anderer Heerführer geſendet. Rußland zeigte gleichfalls den Willen zur eifrigen Fortſetzung des Krieges und General Fermor, an die Spitze der Truppen geſtellt, brach ſchon im Januar des neuen Jahres in Preußen ein und eroberte daſſelbe ohne Widerſtand, weil der General Lehwald gegen die Schweden nach Pommern gezogen war. Gegen ſo ernſtes Vorhaben mußte König Friedrich die äußerſten Kräfte ſeiner Länder, ſo wie des ſächſiſchen Landes, aufbieten. Er eroberte gleich im Anfange des nächſten Feldzugs (16. April 1758) das wichtige Schweidnitz und ſuchte Ollmütz in Mähren mit einer Belagerung heim. Allein das Glück war bei dieſer Unternehmung nicht mit der Kühnheit verbündet, die Stadt vertheidigte ſich auf das Tapferſte

und die Einwohner des Landes machten den Preußen den Unterhalt ſchwer, ſo daß die Belagerung aufgehoben werden mußte, als es dem öſtreichiſchen Generale Laudon gelang, eine Convoy von 3000 Wagen wegzunehmen. Der König unternahm nun den beſchwerlichen Rückzug über Böhmens Gebirge nach Schleſien, ließ hier den Feldmarſchall Keith zur Deckung des Landes zurück und eilte mit 14000 Mann wie im Fluge gegen die Ruſſen, welche von Preußen über die Wartha unter ſchrecklichen Verwüſtungen nach Pommern und in die Neumark gedrungen waren und am 15. Aug. Küſtrin eingeäſchert hatten. Am 25. Aug. trafen beide feindliche Heere aneinander und es entſpann ſich bei Zorndorf (ſ. d. Art.) die blutigſte Schlacht des ganzen ſiebenjährigen Krieges, wo die Ruſſen geſchlagen wurden. Durch den Rückzug der Ruſſen war nun die Neumark vom Feinde befreit; doch als die kritiſche Lage des Prinzen Heinrich von Preußen den König nach Sachſen rief, erſchienen auch die Ruſſen in den Marken wieder und belagerten Kolberg, bis der Winter ſie (den 25. Nov.) in die Winterquartiere nach Polen rief. Sachſen war ſtets der Mittelpunkt der Operationen der Preußen. Hier war Prinz Heinrich von Preußen durch die Ankunft des großen öſtreichiſchen Heeres unter Daun in große Gefahr gerathen. Die plötzliche Ankunft des Königs und die Drohungen des preußiſchen Commandanten Schmettau retteten Dresden. Daun zog ſich in ein feſtes Lager zurück, welches er ſich in der Lauſitz ausgewählt hatte, und gedachte hier den König von Schleſien abzuſchneiden und ſo dem Generale Harſch Gelegenheit zu geben, die Feſtung Neiſſe zu erobern. Aber Friedrich, dieſen Plan durchſchauend, eilte die Straße über Bautzen nach Görlitz zu gewinnen, rückte dicht an das öſtreichiſche Heer und nahm zwiſchen den Dörfern Hochkirch und Kotitz ein offenes Lager. Hier überfiel aber den 14. Oct. Daun den ſonſt ſo wachſamen Feldherrn (ſ. d. Art. Hochkirch) vor Tagesanbruch ſo unvermuthet und mit ſolchem Ungeſtüm, daß Friedrich nach einem fünfſtündigen mörderiſchen Gefechte Lager, Gepäck und Geſchütz dem Feinde preisgeben mußte. Aber muſterhaft und mit der größten Ordnung führte der König ſeinen Rückzug aus, der ſiegende Feind wagte es nicht denſelben zu ſtören, ſondern begnügte ſich damit in ſein altes Lager zurückzukehren. Der geſchlagene König ſetzte, alles Heergeräthes beraubt, durch künſtliche Märſche und Wendungen ſeine urſprüngliche Abſicht durch, täuſchte den Gegner, umging ſeine Stellung, erſchien unerwartet in Schleſien, zwang den General Harſch die Belagerung von Neiſſe aufzuheben (6. Nov.) und befreite Koſel vom Feinde (den 15. Nov.). Feldmarſchall Daun kehrte mißmuthig nach Böhmen zurück, um dort ſein Winterlager zu nehmen. So hatte dieſer Zug weiter nichts bewirkt, als daß bei einem Angriffe der Öſtreicher auf Dresden der preußiſche Befehlshaber, Graf Schmettau, die ſchönen Vorſtädte der Stadt niederbrannte. — Trotz ihrer Überlegenheit hatten die Franzoſen unter Clermont den Krieg in Deutſchland unglücklich geführt. Ohne Feldſchlacht und Belagerung nöthigte ſie Ferdinand von Braunſchweig Niederſachſen, Heſſen und Weſtphalen zu räumen und brachte bei Crefeld (den 23. Juni) ihnen eine Niederlage bei. An die Stelle des unerfahrenen Generals kam nun der erfahrenere Contades (11. Juli). Soubiſe drang von Hanau nach Heſſen durch und Broglio ſchlug den Prinzen von Iſenburg mit ſeinen Heſſen bei Sangerhauſen (23. Juli) in die Flucht. Die ſchwache Zahl der alliirten Armee nöthigte den Herzog Ferdinand über den Rhein zurückzugehen und eine vortheilhafte Stellung zur Deckung Hanovers einzunehmen. Dagegen konnte Soubiſe, obwohl Sieger bei Lutternberg (10. Oct.), ſeine Vereinigung mit der Hauptarmee nicht bewirken. Ohne einander Vortheile abzugewinnen kämpften beide Theile bis zum Einbruche des Winters in Weſtphalen; doch wurden die Franzoſen endlich von dem tapfern Prinzen Ferdinand gezwungen, das ganze rechte Ufer des Niederrheins zu verlaſſen und ihre Winterquartiere zwiſchen dem Rheine und der Maas zu nehmen. Neue Prüfungen harrten des Königs im folgenden Jahre (1759). Die Hoffnung,

denſelben endlich doch zu überwältigen, trieb ſeine Gegner zu den äußerſten Anſtrengungen. Die öſtreichiſchen Heere wurden trefflich ergänzt; Frankreich bot alle Kräfte auf, um den Beſitz von Weſtphalen, Hanover und Heſſen mit Übermacht zu erkämpfen, und die ruſſiſche Kaiſerin ſendete, um den Flecken der zorndorfer Schlacht zu tilgen, neue Schaaren und in dem Generale Soltikow einen neuen tapfern Feldherrn auf die Kampfbühne. Friedrich's Heere ſchmolzen dagegen bei der Übermacht ſeiner Feinde immer mehr zuſammen. Beim Beginne des neuen Feldzugs ward Ferdinand von Braunſchweig von zwei Seiten bedroht. Am Main ſtand der Herzog von Broglio mit einem franzöſiſchen Heere und hatte Frankfurt, welches er durch Überrumpelung in ſeine Gewalt gebracht hatte, zum Mittelpunkte ſeiner Stellung, und vom Niederrheine her drohte der Marſchall von Contades mit dem Hauptheere auf das hanöveriſche Land herzufallen. Mit beiden Theilen ſtand außerdem noch ein Theil der Reichsarmee in Verbindung. Zwar gelang es Ferdinand die Reichstruppen aus Thüringen zu vertreiben, er konnte aber bei dem Dorfe Bergen, unweit Frankfurt, wo er auf das Heer des Herzogs von Broglio ſtieß, des dreimaligen Angriffs ungeachtet den Feind nicht aus ſeiner Stellung verdrängen und zog ſich daher in guter Ordnung zurück, um Niederſachſen gegen die Angriffe des Marſchalls von Contades zu vertheidigen, welcher bei Düſſeldorf den Rhein überſchritten, ſich mit Broglio vereinigt hatte und bis Minden vorgedrungen war. Hier zwang Herzog Ferdinand denſelben am 1. Aug. zur Schlacht (ſ. d. Art. Minden) und beſiegte ihn, ſo daß er in eilendem Zuge das Ufer des Rheins wieder zu gewinnen ſuchte. König Friedrich hatte in dieſem Jahre mit ſeiner Heerabtheilung den Feldzug nicht ſo früh eröffnet. Er bezog ein feſtes Lager bei Landshut und ließ den Öſtreichern durch raſche Streifzüge in Böhmen, ſo wie den Ruſſen in Polen anſehnliche Magazine zerſtören. Dieß verzögerte den Anfang größerer Unternehmungen. Dennoch rückte das ruſſiſche Heer unter Soltikow aus Polen nach der Oder zu und Laudon war mit 20000 Öſtreichern bereit ſich mit dieſem zu vereinigen. In dieſer Gefahr glaubte Friedrich durch eine außerordentliche Maßregel der ſchwierigen Lage, in die er kommen konnte, begegnen zu müſſen. Er ſchickte daher den General Wedel als Dictator mit dem Befehle den Ruſſen entgegen, ſie anzugreifen, wo er ſie finden möchte. Dieſer griff die Ruſſen bei dem Dorfe Kay, unweit Züllichau, an, wurde aber mit bedeutendem Verluſte zurückgeſchlagen und dadurch gelang es den Ruſſen ihre Vereinigung mit den Öſtreichern zu bewirken. Nun eilte der König ſelbſt dieſem vereinigten Heere entgegen. Eine mörderiſche Schlacht begann (ſ. Kunersdorf), in der er die ſchwerſte Niederlage erlitt. Doch die Ruſſen benutzten den Sieg zu Friedrich's Glücke nicht und Daun wurde durch des Königs Bruder, Heinrich, in der Lauſitz feſtgehalten und durch treffliche Wendungen und Märſche ohne eine Schlacht ſogar gezwungen, ſich in die böhmiſchen Gebirge zurückzuziehen, und trotz der folgenden Eroberung Dresdens durch die Reichsarmee (am 4. Sept.) und die Gefangennehmung des Fink'ſchen Corps (11000 Mann) bei Maxen (am 20. Nov.) waren die Feinde am Ende des Feldzuges überall wieder zurückgedrängt; nur der Feldmarſchall Daun hielt ſich noch in Sachſen, wo er Dresden beſetzt hatte. Auch die Schweden, welche in Preußiſch-Pommern eingefallen waren, wurden durch Manteufel und Platen bis unter die Kanonen von Stralſund zurückgetrieben. In dem neuen Feldzuge (1760) wollte der König ſelbſt Sachſen decken, ſein Bruder Heinrich ſollte die Mark gegen die Ruſſen und der General Fouquet Schleſien gegen Laudon ſchützen. Durch ein dreifach überlegenes Heer wurde aber Letzterer bei Landshut (ſ. d. Art.) den 23. Juni geſchlagen und Schleſien war nun dem Feinde blosgeſtellt; die Belagerung von Dresden, welche der König am 14. Juli 1760 begann, war bei der heldenmüthigen Vertheidigung des Generals Maquire und ungeachtet der dritte Theil der Stadt in Aſche gelegt war, ohne Erfolg und mußte am 30. Juli bei der Annäherung der feindlichen Armee

unter Daun und Laudon aufgegeben werden. Der König eilte nun nach Schleſien, wo die Feſtung Glatz in einem Tage von den Öſtreichern erobert worden war, glücklicherweiſe aber Laudon in Breslau an dem Generale Tauenzien einen entſchloſſenen Gegner fand. König Friedrich, auf ſeinen Marſche nach Schleſien zu beiden Seiten von dem öſtreichiſchen Heere begleitet, hatte unter unaufhörlichen Gefechten der leichten Truppen die Gegend von Liegnitz erreicht, wo Laudon unerwartet auf ſein Heer ſtieß und in einem dreiſtündigen Gefechte gänzlich geſchlagen wurde. Dieſer Sieg verbeſſerte des Königs Lage außerordentlich und Schleſien ward größtentheils gerettet. Aber die Ruſſen hatten ſich von Breslau wieder an der Oder hinabgezogen und entſchloſſen ſich jetzt 20000 Mann in Verbindung mit 15000 Öſtreichern unter Lascy gegen Berlin zu ſenden, welches den 4. Oct. dem ruſſiſchen Generale Tottleben die Thore öffnen und eine ſtarke Brandſchatzung zahlen mußte. Nach achttägigem Aufenthalte in der Reſidenz verſcheuchte der Ruf von der Ankunft des Königs die feindlichen Schaaren, die dann ſchnell nach Polen und Sachſen flohen. Friedrich, den Werth von Sachſens Beſitze erkennend, wagte darum noch den 3. Nov. eine große Schlacht bei Torgau (ſ. d. Art.); die Öſtreicher wurden geſchlagen und außer dem Bezirke von Torgau und Dresden blieb ihnen kein ſächſiſches Land. Laudon ward ſogar in Schleſien bis in die Grafſchaft Glatz zurückgedrängt und die Ruſſen wurden gezwungen die Belagerung von Kolberg aufzuheben und nach Polen zurückzugehen. Unterdeſſen ſchlugen zwar die Verbündeten unter dem Herzoge von Braunſchweig am 31. Juli bei Marburg die Franzoſen, konnten jedoch nicht verhindern, daß dieſe Heſſen und einen Theil Hanovers mit Göttingen occupirten. Der Feldzug von 1761 verkündete durch die Schwäche ſeiner Heere und durch die bloße Vertheidigungsrolle, welche Friedrich übernahm, ſeine Ermattung. In Schleſien befehligte er ſelbſt, konnte aber die Vereinigung des ruſſiſchen Heeres unter Butturlin mit Laudon (12. Aug. 1761) nicht hindern. Ihren 130000 Mann konnte Friedrich nur 50000 entgegenſtellen. Er bildete daher ein feſtes Lager bei Bunzelwitz, in welchem er von den Feinden 20 Tage lang eingeſchloſſen gehalten wurde und ſolche Wachſamkeit beobachten mußte, daß ſeine Krieger des Nachts in vollen Waffen in Schlachtordnung ſtehen und bei Tage der Ruhe genießen mußten. Die faſt dreifach überlegenen Feinde konnten nichts ausrichten und theils die Uneinigkeit der feindlichen Heerführer, theils der Mangel an Lebensmitteln veranlaßte, daß nach dieſer Zeit die Ruſſen ſich von den Öſtreichern trennten und nach Polen zogen, wo durch einen kühnen Streifzug der General Platen deren große Vorräthe zerſtörte und dadurch das ruſſiſche Heer für den ganzen Feldzug lähmte. Allein die Feſte Schweidnitz ward am 1. Oct. von Laudon mit Sturm genommen, die Preußen wurden in Pommern in einzelnen Corps von den Ruſſen geſchlagen, die wichtige Feſtung Kolberg fiel am 16. Dec. in deren Hände und endlich wurde noch Prinz Heinrich in Sachſen von Daun ſehr in die Enge getrieben. Dazu kam auch, daß ſeit König Georg's II. Tode die Verbindung mit England loſer geworden war und die verheißenen Hülfsgelder zögernd entrichtet und endlich ganz zurückgezogen wurden. Friedrich ſah ſich durch ſolche Unglücksfälle auf ſeine eigene, hart erſchütterte, faſt erſchöpfte Macht beſchränkt und ſein Untergang ſchien endlich entſchieden. Da ſtarb plötzlich die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland (5. Jan. 1762) und ihr Thronfolger, Peter III. (ſ. d. Art.), ſchloß ſchon am 16. März Waffenſtillſtand und am 5. Mai Frieden mit Preußen, bewog ſelbſt Schweden zum Frieden und ſchloß ſogar, als ſeine Friedensvermittelung bei Öſtreich vergeblich war, ein Bündniß mit Friedrich (im Juni), wornach 20000 Mann unter Czernitſchef ins Lager des Königs zogen. Zwar verließen ſie daſſelbe wieder, als Katharina II., welche durch eine plötzliche Revolution den Thron ihres unglücklichen Gemahls beſtiegen hatte, die Allianz aufhob und blos den Frieden beſtätigte; aber auch dieſe kurz dauernde Hülfe hatte den Preußen weſentlichen Vortheil gebracht, indem dieſelben, von zwei

Feinden befreit, ihre Überlegenheit hergeſtellt ſahen. Die Öſtreicher zumal empfanden dieſelbe. Daun ward bei Reichenbach empfindlich geſchlagen (16. Aug. 1762) und hierauf (den 9. Oct.) Schweidnitz wieder erobert. In Sachſen führte Prinz Heinrich den Krieg ſo, daß er das ganze Land außer Dresden beſetzt hielt und durch ſeine tapferen Unterfeldherren Seydlitz, Kleiſt und Belling manchen glücklichen Streifzug in Böhmen und im Reiche machen ließ. Als ihn endlich aber die Öſtreicher mit der Reichsarmee durch Übermacht aus ſeiner guten Stellung bei Freiburg (am 15. Oct.) verdrängt hatten, griff er dieſelben am 29. Oct. wieder an und ſchlug ſie gänzlich in die Flucht. Dieſes war das letzte Treffen im ſiebenjährigen Kriege. Der König ſchloß am 24. Nov. einen Waffenſtillſtand mit Öſtreich und vertheilte ſeine Heere von Thüringen bis Schleſien in die Winterquartiere. Der Oberſt Kleiſt allein blieb mit 10000 Mann gegen die deutſchen Fürſten im Felde, brach in Franken ein und brachte einen der Reichsfürſten nach dem andern zum Frieden. Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig hatte in den drei letzten Jahren des Kriegs ſeinen alten Ruhm behauptet. — Frankreich bot alle Kräfte auf die Ehre ſeiner Waffen zu retten, es wurden immer neue Oberbefehlshaber zur Armee geſchickt, dieſelbe im Jahre 1761 ſogar auf 150000 Mann verſtärkt, denen Ferdinand nur 80000 Mann entgegenſtellen konnte, und dennoch erreichte Frankreich nichts weiter als den Beſitz Heſſens, deſſen Vertheidigung außer der Kraft des Herzogs lag. In vielen einzelnen Gefechten zeichneten ſich ſeine Unterfeldherren, der Erbprinz von Braunſchweig, Spörken, Kielmannsegge und Luckner, aus. Am Ende des letzten Feldzugs konnte der Herzog ſogar von der Vertheidigung wieder zum Angriffe übergehen, er vertrieb die Franzoſen durch ein glückliches Treffen bei Wilhelmsthal und durch ein anderes bei Lutternberg aus der Gegend von Caſſel und beſchloß den Feldzug des Jahres 1762, ſo wie den ganzen Krieg durch die Eroberung dieſer Stadt am 1. Nov. Es wurde auch auf dieſer Seite ein Waffenſtillſtand geſchloſſen. Alle kriegführenden Völker waren erſchöpft und ſehnten ſich nach Ruhe. Die Noth Sachſens zwang ſeinen Churfürſten die erſten Friedensanträge an den König von Preußen zu thun; die Kaiſerin Maria Thereſia bezeigte ihre aufrichtige Neigung zu einem Frieden, zu welchem auch der durch einen ſiebenjährigen Kampf erſchöpfte König bereit war. So ward der hubertsburger Friede (15. Febr. 1763) zwiſchen Öſtreich, Sachſen und Preußen unterzeichnet (ſ. Friedensſchluß). So endete ein fürchterlicher Krieg, reich an großen mannigfaltigen Auftritten, für Feldherren und Staatsmänner belehrend. Beinahe eine halbe Million Menſchen hatte er aufgerieben. In Deutſchland waren ganze Kreiſe verheert, Handel und Gewerbe ſtockten und vorzüglich die preußiſchen und ſächſiſchen Länder wurden durch Mangel und Theurung heimgeſucht. 61.

Siebenpfeifer (Philipp Jacob), geb. am 12. Nov. 1789 (nach Anderen 1791) zu Lahr im Breisgau, der Sohn eines armen Schneiders, kam, noch nicht 15 Jahre alt, als Schreiber in das Oberamt zu Lahr, ging bald darauf nach Freiburg, wo er bei der Finanzverwaltung angeſtellt wurde, und benutzte ſeine Erſparniſſe, um 1810 die philoſophiſchen Wiſſenſchaften in Freiburg zu ſtudiren, mußte aber, als ſeine Mittel erſchöpft waren, wieder ein Amt ſuchen, worauf er bei der Steuerverwaltung angeſtellt ward. 1812 wendete er ſich zum Studium der Rechtswiſſenſchaft, erlangte 1813 die juriſtiſche Doctorwürde, wurde nach beſtandener Staasprüfung Secretair bei der Kreisſtelle und bereitete ſich ſeitdem zu einem juriſtiſchen Lehramte vor. 1814 ward er zu dem öſtreichiſchen Generalgouvernement in Colmar berufen, dann zur öſtreichiſch-baieriſchen Regierung in Kreuznach verſetzt, ſpäter zum Kreisdirectorialadjunct in Trier und bald zum Vorſtande der öſtreichiſchen Verwaltung zu Landau ernannt und erhielt von der öſtreichiſchen Regierung die große goldene Civilverdienſtmedaille, ward aber ſpäter in die geringere Stelle eines Kreisdirectorialaſſeſſors und 1818 als Landescommiſſair nach Hom-

burg in Rheinbaiern und 1830, nachdem das erſte Heft ſeiner Zeitſchrift: „Rheinbaiern" erſchienen war, als Inſpector des Zuchthauſes zu Kaiſersheim an der Donau verſetzt. Die letzte Stelle trat S. jedoch nicht an, weil er gegen dieſes Verfahren den gerichtlichen Schutz der verfaſſungsmäßigen Rechte ſuchte und erhielt. Inzwiſchen war aber die Stelle in Homburg einem Andern übertragen worden und S. privatiſirte nun als Schriftſteller in Zweibrücken. Schon früher hatte er mit einer kleinen Schrift: „Über Gemeindegüter und Gemeindeſchulden" (Mainz 1818) die ſchriftſtelleriſche Laufbahn betreten, der nun eine größere: „Über die Frage unſerer Zeit in Beziehung auf Gerechtigkeitspflege" (Heidelb. 1823) folgte. Auch lieferte er ein epiſches Gedicht in 12 Geſängen: „Baden-Baden oder Rudolph und Helmina" (Zweibrücken 1824). Im April 1831 begann er neben der Zeitſchrift „Rheinbaiern", die ſpäter unter dem Titel: „Deutſchland" erſchien, ſein politiſches Tageblatt: „Der Weſtbote" und nahm auch an Stromeyer's politiſcher Zeitſchrift: „Der Wächter am Rhein" Antheil. Der Zwiſt mit der rheinbaierſchen Regierung mit ihm dauerte fort, bis endlich der „Weſtbote" durch Beſchluß des Bundestages verboten ward (März 1832). S. nahm bald darauf ſeinen Wohnſitz zu Neuſtadt an der Hardt und verbreitete (20. April) unter der Überſchrift: „Der Deutſchen Mai", eine Einladung an alle deutſchen Stämme, am 27. Mai einen Bürgerverein auf dem Schloſſe zu Hambach zu feiern. Er ſelbſt nahm thätigen Antheil daran (ſ. Hambacher Feſt), wurde aber im Juni verhaftet, nach Zweibrücken geführt und in Anklage geſetzt, da er theils durch die beim hambacher Feſte gehaltene Rede, theils durch ſeine Druckſchriften und Aufſätze in Zeitſchriften der directen Aufforderung zum Umſturze der Staatsregierung beſchuldigt ward. Das außerordentliche Aſſiſengericht zu Landau ſprach zwar S. und ſeine Theilnehmer frei (Juli 1833); jedoch wurde er nicht in Freiheit geſetzt, da der königlich baierſche Staatsanwalt die Angeklagten wegen Zuchtpolizeivergehen noch vor die Provinzialbehörde geſtellt wiſſen wollte. In Folge dieſes wurde S. nach dem franzöſiſchen Strafgeſetzbuche zu zweijähriger Haft und zur Bezahlung der Gerichtskoſten ohne weitere Acceſſorien verurtheilt, entkam aber in der Nacht vom 14.—15. Nov. 1833 vor angetretener Strafe ſeiner Haft aus dem Gefängniſſe zu Frankenthal, gelangte über die franzöſiſche Grenze und ging nach kurzem Aufenthalte in Weißenburg nach der Schweiz und ward kurz darauf als Profeſſor der Staatswiſſenſchaften an der neuen Univerſität Zürich angeſtellt. 25.

Siebenſchläfer nennt man jene 7 Jünglinge: Maximianus, Malchus, Martinianus, Dionyſius, Johannes, Serapio und Conſtantinus, welche nach der Volksſage in der Chriſtenverfolgung unter Kaiſer Decius (249—251) ſich in einer Höhle des Berges Celion bei Epheſus verborgen haben, dort, nachdem ſie eingemauert worden waren, eingeſchlafen und erſt unter Theodoſius II. (447) erwacht ſein ſollen, verwundert, das verfolgte Zeichen des Kreuzes herrſchen zu ſehen über die Stadt und die Welt. Ihr Gedächtnißtag iſt in der römiſchen Kirche der 27. Juni, in der griechiſchen der 4. Auguſt. An den erſtern Tag knüpfen ſich übrigens mancherlei meteorologiſche Sagen, z. B. daß, wenn es an demſelben regne, es 7 Wochen nach einander regne. 63.

Sieber (Franz Wilhelm), ein berühmter Naturforſcher, wurde zu Prag um das Jahre 1785 geboren, reiſte 1817 über Wien und Trieſt nach dem griechiſchen Archipel, unterſuchte beſonders die Inſel Kreta und legte ſeine Beobachtungen in dem Werke: „Reiſe nach der Inſel Kreta ꝛc." (Leipz. 1822. 2 Bde.) nieder. Von hier ſchiffte er nach Ägypten über, welches er bis Theben bereiſte, ging dann nach Paläſtina, Syrien und Jeruſalem und brachte einen außerordentlichen Reichthum von Naturgegenſtänden zurück, die von der Akademie der Wiſſenſchaften in München für 6000 Gulden angekauft wurden. Darauf ſchiffte er ſich am 20. Aug. 1822 abermals zu Marſeille ein und kam am 14. Juli 1814 wieder in London an,

nachdem er ſeinen Weg über Isle de France, Botany-Bai, Neuſeeland, das Cap Horn und das Vorgebirge der guten Hoffnung genommen hatte. Die Menge der von der Reiſe mitgebrachten Naturalien, welche er 1824 zur Anſicht ausſtellte, war faſt unglaublich. Allein ſchon zu jener Zeit zeigten ſich Merkmale von Geiſtesabweſenheit an ihm, beſonders nachdem er die geforderte Summe für ein Mittel gegen die Waſſerſcheu, welches er entdeckt zu haben glaubte, nirgends erlangen konnte. Nun begab er ſich nach Paris und ließ dort 1830 einen „Prospectus d'un nouveau système de la nature etc." drucken und überall verbreiten, in welchem er ſich ſelbſt als „François Guillaume Sieber, le plus grand sot du monde, la bête de l'Apocalypse" unterſchrieb. Als hierauf ſeine Krankheit in völlige Geiſteszerrüttung ausartete, wurde er in einem öſtreichiſchen Irrenhauſe untergebracht. Als Schriftſteller hat er ſich noch durch die Werke: „Über ägyptiſche Mumien, ihre Entſtehung, Zweck ꝛc." (Wien 1820) und die „Reiſe von Kahira nach Jeruſalem und wieder zurück, nebſt Beleuchtung einiger heiligen Orte" (Prag 1823) u. a. bekannt gemacht. 81.

Siebold, eine berühmte Medicinerfamilie, von welcher wir nennen: Karl Kaspar von S., berühmter Chirurg, ward zu Nideck im Herzogthume Jülich am 4. Nov. 1736 geboren, widmete ſich der Chirurgie, deren Anfangsgründe er zu Köln und dann unter der Anleitung ſeines Vaters erlernte, begab ſich 1757 nach Weſel in ein franzöſiſches Feldlazareth, wo er unter Anleitung franzöſiſcher Chirurgen gute Fortſchritte machte, und ward von hier 1760 zu einem andern Lazarethe nach Würzburg verſetzt, wo er bald darauf als erſter wundärztlicher Gehülfe am Juliushospitale angeſtellt wurde. Nachdem er in dieſem Verhältniſſe die Chirurgie wiſſenſchaftlich ſtudirt hatte, wurde er vom Fürſtbiſchofe Adam Friedrich auf eine dreijährige Reiſe nach Paris, London und Leyden geſchickt, darauf zu deſſen Leibchirurgen ernannt und dem Oberwundarzte am Hospitale beigegeben, 1769 promovirt und dem Lehrer der Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe adjungirt. Nunmehr nahm er ſich dieſer Fächer mit großem Eifer an, verbeſſerte die zu ihnen gehörigen Anſtalten und benutzte ſie zweckmäßig zu ſeinem Unterrichte. Dadurch erregte er allgemeines Aufſehn und zahlreiche Schüler beſuchten ſeine Vorleſungen. Nach der Schlacht bei Würzburg (1796) ſo wie bei der Belagerung der Citadelle von Würzburg (1800) wurden ſeiner Sorgfalt eine Menge öſtreichiſcher Verwundeter anvertraut und ſeine Verdienſte hierbei wurden 1801 durch ſeine und ſeiner Kinder Erhebung in den Reichsadelſtand belohnt. Er ſtarb am 3. April 1807 an den Folgen eines früher erlittenen Schlagfluſſes. Seine vielen Geſchäfte als akademiſcher Lehrer und als ſehr geſuchter Chirurg haben ihn verhindert als Schriftſteller aufzutreten, ſo daß wir nur einige Diſſertationen und kleine Schriften von ihm beſitzen. Seine vier Söhne widmeten ſich ſämmtlich der Medicin und drei von ihnen haben ſich als Univerſitätslehrer ausgezeichnet. Der bekannteſte darunter iſt der jüngſte derſelben: Adam Elias von S., geb. zu Würzburg am 5. März 1775. Er erlernte bereits in Augsburg die Handlung, als er ſeinen Vorſatz änderte und in Würzburg, Jena und Göttingen Medicin und hauptſächlich Geburtshülfe ſtudirte. Er promovirte hierauf 1798 zu Würzburg, wurde daſelbſt im folgenden Jahre außerordentlicher Profeſſor der Medicin und Hebammenlehrer und nach einer Reiſe nach Wien Medicinalrath und ordentlicher Profeſſor. Von jetzt an beſchäftigte er ſich mit Gründung einer neuen Gebäranſtalt und möglichſter Verbeſſerung des geburtshülflichen Unterrichts, was ihm dermaßen gelang, daß bald eine Menge fremder junger Ärzte, um ſich unter ihm in der Geburtshülfe zu vervollkommnen, Würzburg beſuchten. Deſſenungeachtet nahm er 1816 einen Ruf nach Berlin an, richtete hier von Neuem die Entbindungsanſtalt der Univerſität ein und hatte ſich auch jetzt wieder einer zahlreichen Zuhörerſchaft zu erfreuen. Er ſtarb am 12. Juli 1828. — Unter den vielen Schriften, die er verfaßt hat, zeichnen ſich aus: „Handbuch der Frauen-

zimmerkrankheiten" (2. Aufl. Frankf. 1821, 1823 und 1826. 2 Bde.); „Lehrbuch der Geburtshülfe für Hebammen" (5. Aufl. Würzb. 1831); „Lehrbuch der Entbindungskunde" (4. Aufl. Nürnb. 1824. 2 Bde.); „Journal für Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten", nach ſeinem Tode fortgeſetzt von ſeinem Sohne, Eduard Kaspar Jacob S., Profeſſor der Geburtshülfe zu Göttingen (Frankf. ſeit 1813, bis jetzt 15 Bände). — Zu derſelben Familie gehört: 39.

Siebold (Philipp Franz von), berühmter Reiſender und Naturforſcher, Sohn des Profeſſors Johann Georg Chriſtoph von S., des älteſten Bruders von Adam Elias von S. Dieſer ward den 17. Febr. 1796 zu Würzburg geboren und nach dem frühen Tode ſeines Vaters von ſeinem Oheime, dem Domcapitular Lotz, erzogen, beſuchte ſeit 1809 das Gymnaſium und 1815 die Univerſität zu Würzburg, wo er Medicin, beſonders Naturgeſchichte, ſtudirte und den Entſchluß, in fremde Welttheile zu reiſen, faßte. Schon ſtand er daher nach erhaltener Doctorwürde (1820) mit der ſenkenbergiſchen Geſellſchaft in Frankfurt a. M. wegen einer Reiſe nach Braſilien in Unterhandlung, als die Empfehlung eines Freundes ſeines Vaters ihm den angenehmen Ruf als Sanitätsofficier erſter Claſſe in den niederländiſchen Colonien in Indien verſchaffte (1822). Im Febr. 1823 langte er in Batavia an und ward kurz darauf mit dem neuen Director des niederländiſchen Handels in Japan dorthin geſchickt, wo er im Auguſt 1823 ankam. Bald zog ſein Ruf als Arzt eine Menge Japaner, worunter mehrere Leibärzte des Kaiſers, nach Dezima, der niederländiſchen Factorei bei Nagaſaki, und da dieſe aus Dankbarkeit für ſeinen Unterricht das Innere Japans durchforſchten, hatte er bald ein ſchönes Naturaliencabinet zuſammen. Endlich begleitete er den niederländiſchen Geſandten 1826 nach Jeddo zur Audienz bei dem Kaiſer und hatte auf dieſer Reiſe, da überall Gelehrte und Kranke ſich an ihn herandrängten, von denen er Nachrichten über Japan und Naturgegenſtände für ſeinen Rath und ſeine Belehrungen einzutauſchen verſtand, vielfache Gelegenheit, ſich umfaſſende Kenntniſſe von dieſem Lande zu verſchaffen. Aber eine Ceremonieverletzung des Geſandten, der überdieß S.'s Freund nicht war, verhinderte einen langen Aufenthalt in Jeddo; ſchon im Mai verließ die Geſandtſchaft die Hauptſtadt wieder und langte nach kurzem Aufenthalte in Miako im Juli wieder in Nagaſaki an. Einige gelehrte Japaner folgten S. dahin und durch dieſe, welche für ihn forſchten und ſammelten, ward ſein Cabinet immer bedeutender. Doch da der Regierung verrathen worden war, daß der kaiſerliche Aſtronom und Oberbibliothekar S. eine Charte des japaniſchen Reichs geſchenkt hatte, ward er verhaftet (18. Dec. 1828) und eine langwierige Unterſuchung begann, die S. beinahe um die Früchte ſeiner Mühen gebracht hätte, wären ihm nicht ſtets alle Schritte der Regierung von japaniſchen Freunden ſelbſt verrathen worden und hätte er nicht theils die größte Feſtigkeit bei den Verhören gezeigt, theils im Voraus für Copien ſeiner ſchriftlichen Sammlungen geſorgt, ſo daß ſeine Sammlungen ſchon kurz nach ſeiner Verhaftung heimlich nach Batavia geſchafft werden konnten, von wo ſie nach Europa geſchickt wurden. Endlich ward er im October 1829 auf immer aus Japan verbannt, reiſte zuerſt nach Batavia und kam am 7. Juli 1830 in Europa an. Glücklich rettete er hier ſeine Schätze aus den Stürmen der belgiſchen Revolution nach Holland (ſie befanden ſich zum Theil in Antwerpen, zum Theil in Brüſſel und Gent) und brachte ſie ins Muſeum nach Leyden, wo er ſich gegenwärtig noch mit dem Ordnen und der Herausgabe derſelben beſchäftigt, nachdem er 1835 eine Reiſe durch Deutſchland gemacht hat. Von ihm ſind bereits erſchienen: „De historiae naturalis in Japonia statu" (Batav. 1824); „Epitome linguae japonicae"; „Synopsis plantarum in Japonia usitatarum"; „Über den Urſprung der Japaner" (letztere drei in den „Verhandlingen van het bataviaasch genootschap"); „Nippon, Archiv zur Beſchreibung von Japan ꝛc." (Leyden 1832 ff. 4. in Heften); „Fauna

japonica“ (Leyd. 1833. sqq.) und mehrere andere Japan betreffende Schriften. 16.

Sieden oder **Kochen**, lat. coctura; franz. ébullition, bouillonnement; engl. seething, boiling, findet ſtatt, wenn eine Flüſſigkeit durch ihre ganze Maſſe hindurch ſo weit erhitzt wird, daß ſie unter bedeutender Zunahme ihrer Raumgröße in Dampfform überzugehen gezwungen iſt, und iſt eine wellenförmige Bewegung der Flüſſigkeit, in die ſie durch die unaufhörlich nach der Oberfläche ſteigenden Dampfblaſen geſetzt wird. Durch die ſchnelle Aufeinanderfolge ſolcher kleinen Knalle entſteht das bekannte Tönen der erwärmten Flüſſigkeit, welches dem Sieden vorangeht und mit dem Anfange deſſelben aufhört. Der Wärmegrad, bei welchem die verſchiedenen Flüſſigkeiten ſieden, iſt ſehr verſchieden und dieſen nennt man ihren Siedepunkt, der bei Waſſer + 80° R., bei Äther + 28,8° R., bei Salpeternaphtha noch niedriger, bei Vitriolöl dagegen + 250° R. liegt, übrigens aber von der Verſchiedenheit des Luftdruckes, welcher auf die Flüſſigkeit wirkt, abhängig iſt. In verſchloſſenen Gefäßen, wo der Druck der entwickelten Dämpfe dieſelbe Wirkung wie ein höherer Luftdruck auf die verdampfende Flüſſigkeit äußert, liegt der Siedepunkt ebenfalls viel höher, wie z. B. im Papinianiſchen Digeſtor (ſ. d. Art.) über 163° R. Im luftverdünnten Raume ſieden die Flüſſigkeiten weit leichter als in freier Luft und im luftleeren Raume, z. B. in dem ſogenannten Pulshammer einer gläſernen Röhre, an deren Enden große hohle Kugeln angeblaſen ſind, reicht ſchon die Wärme der Hand hin, eine Flüſſigkeit zum Sieden zu bringen. 40.

Siegel, lat. signum, sigillum; franz. cachet, sceau; engl. seal, nennt man den Abdruck eines Petſchaftes oder einer andern vertieften Fläche in einen dazu geeigneten weichen Stoff. Der Gebrauch der S. iſt ſehr alt, ſo wie die Gegenſtände, die ſie darſtellen, von jeher ſehr verſchieden geweſen ſind. Die Alten ſiegelten mit dem eigenen Bilde oder mit dem anderer berühmter Perſonen. Im Mittelalter brauchte man wirkliche Wappen oder ſonſtige beliebige Figuren und Embleme, einzelne Worte oder auch nur Anfangsbuchſtaben derſelben. Die alten S. ſtellten die Perſonen, von denen ſie geführt wurden, entweder zu Fuße (sigilla pedestria) oder zu Pferde (sigilla equestria) dar. Sie waren gewöhnlich rund oder länglichrund. Sehr oft vertraten zu der Zeit, wo das Schreiben in den höheren Ständen noch nicht allgemein war, die angehangenen S. die Stelle der Unterſchrift. Um ſie vor Verfälſchung zu ſichern, wurde auf den Rücken des Siegels in der Folge noch oft ein kleineres S., Gegenſiegel (contrasigillum), geprägt, welches in Deutſchland zuerſt unter Kaiſer Heinrich III. und in Frankreich unter Ludwig VII. geſchah. — Die ägyptiſchen Prieſter hatten zu ihren Siegeln die Siegelerde (ſ. Bolus), die Großmeiſter des deutſchen Ordens im Mittelalter bleierne, die byzantiniſchen Kaiſer goldene S. Kaiſer und Könige, namentlich Friedrich I. und Rudolph I., bedienten ſich des rothen, Fürſten und andere Große des weißen Wachſes, bis letztere die Erlaubniß erhielten, roth ſiegeln zu dürfen; Privat- und andere Perſonen ſiegelten mit gelbem Wachſe, Klöſter und Städte mit grünem. S. von blauem und ſchwarzem Wachſe waren ſehr ſelten. Letzterer bedienten ſich zuweilen die Großmeiſter des deutſchen Ordens, des Malteſerordens und der Tempelherren. Erſt in der Mitte des XVI. Jahrh. wurde das Siegellack (ſ. d. Art.) erfunden, aber erſt im folgenden Jahrhundert allgemein. Die älteſte uns bekannte mit Siegellack geſiegelte Urkunde iſt vom Jahre 1553. Die Größe der S. iſt ſehr verſchieden. Die S. Konrad's I. und Heinrich's I. waren von der Größe eines jetzigen Guldens; die der Ottonen hatten ſchon 3 Zoll und die Friedrich's III. hatten gar 7 Zoll im Durchſchnitte. Die Aufbewahrung des Reichs- oder Majeſtätsſiegels ſo wie zugleich die Unterſiegelung der Urkunden iſt ſtets einem der höchſten Beamten oder Staatsdiener anvertraut, welcher den Namen Siegelbewahrer (lat. si-

gilli custos; fr. garde des sceaux; engl. lord privy-seal) führt. Bei den griechiſchen Kaiſern waren die Logotheten, bei den Merowingern die Referendarien, bei den Karolingern und den ſpäteren Kaiſern und Königen die Kanzler zugleich Siegelbewahrer. In Deutſchland war es der Churfürſt von Mainz als Erzkanzler. In Frankreich und England waren es die Kanzler ebenfalls. Die S. wurden in einer Kapſel von vergoldetem Silber bewahrt, deren Schlüſſel der Siegelbewahrer ſtets bei ſich tragen muß. 33.

Siegelerde, ſ. Bolus.

Siegellack, Siegelwachs, ſpaniſches Wachs, lat. lacca sigillata, cera hispanica; franz. cire d'Espagne (à cacheter), cire à sceller; engl. sealing-wax, eine bekannte brennbare Maſſe, die zum Siegeln der Briefe ꝛc. dient, zerfällt in zwei Arten. Die eine iſt aus Wachs mit Öl verſetzt und roth, grün und gelb gefärbt. Man benutzt daſſelbe in Kanzleien, bei Gerichtshöfen und landesherrlichen Ämtern. Die andere härtere Sorte, welche das eigentlich S. ausmacht, wird aus Gummilack, Terpentin, Wachs, Harz, unter Zuſatz von Storax und Benzoë, um es wohlriechend zu machen, und verſchiedenen färbenden Dingen bereitet. Es gibt rothes, ſchwarzes, grünes, braunes, goldgelbes ꝛc., unter denen erſteres das gebräuchlichſte iſt. Das beſte kommt aus England, von Paris, Nürnberg, Augsburg, Hanover, Berlin ꝛc. Eine ſehr vorzügliche Sorte liefert China; die Portugieſen ſollen es in Oſtindien kennen gelernt und mit nach Europa gebracht haben, woher es den Namen ſpaniſches Wachs erhalten hat. 26.

Siegelmäßigkeit (jus insigniorum) iſt eigentlich das Recht Wappen zu führen und ein Vorrecht des Adels; in Baiern noch jetzt das Vorrecht der Adeligen, Räthe in Landescollegien und Officiere bis zum Hauptmanne herab, in allen Fällen, in denen ſonſt ein Notar oder Advocat zugezogen werden muß, ſelbſt verfahren zu können. 30.

Siegenbeek (Matthias), ein ausgezeichneter holländiſcher Sprachforſcher, wurde im Jahre 1773 zu Amſterdam geboren, verließ den geiſtlichen Stand, dem er ſich anfangs gewidmet hatte, und wandte ſich ausſchließlich zu dem Studium der ſchönen Wiſſenſchaften. Nachdem er ſchon ſeit dem 20. Jahre als Prediger einer Mennonitengemeinde in Leyden angeſtellt geweſen war, ernannte man ihn 1797 zum Profeſſor der Beredſamkeit daſelbſt und 1799 zum ordentlichen Profeſſor der holländiſchen Literatur. Um die holländiſche Sprache hat er ſich beſonders durch Aufſtellung eines neuen orthographiſchen Syſtems verdient gemacht, welches von Seiten der Gelehrten und der Regierung ſo allgemeine Anerkennung fand, daß es von letzterer zur Richtſchnur vorgeſchrieben wurde. Die Grundſätze davon finden ſich in ſeiner „Abhandlung über die holländiſche Orthographie" vollſtändig entwickelt. Unter ſeinen Schriften verdienen vorzüglich Erwähnung: „Über die holländiſche Beredſamkeit"; „Verſuch über die holländiſche Dichtkunſt des XVII. Jahrh."; „Über den Wohllaut der holländiſchen Sprache"; „Über den Reichthum der holländiſchen Sprache; „Museum, verzameling van Stukken ter bevordering van fraaije Kunsten en Wetenschappen" (1817. 4 Voll.); „Leerredenen" (1814—1820. 2 Voll.); „Beknopte Geschiedenis der nederl. Letterkunde" (1826); „Geschiedenis der Leydsche Hogeschool van hare oprigting tot 1825" (1829—1832. 2 Voll.); „Geschiedenis des Burgerwapening in Nederland" (1831); „Taalkundige Bedenkingen (1827). 81.

Sienit, Synnit, franz. syenite, eine Gebirgsart des Urgebirges, beſteht aus klein- und großkörnigem, blätterigem Feldſpathe und blätteriger Hornblende, welche zuſammen ein körnig-blätteriges Gemenge bilden. Zufällig ſind dem Geſteine Glimmer, Quarz, Epidot, Titanit, Zirkon, Granat, Magneteiſenerz in Körnern und Kryſtallen eingemengt. Varietäten dieſer Mineralien ſind

faſt überall da zu finden, wo S. vorhanden iſt. Er erſcheint meiſt auf älterm Geſteine aufgelagert oder in einzelnen Stöcken in ihnen eingelagert; er wechſelt zuweilen groſsmaſſig mit Granit. In Sachſen, Schleſien, Böhmen, Mähren, Ungarn, Baden, England, Schottland, Schweden, Norwegen und Finnland iſt er theilweiſe ziemlich verbreitet in den daſigen Urgebirgen. 76.

Sierra Leone, ſ. Guinea.

Sieſta (ſpan.) iſt eigentlich die Mittagszeit, dann vorzüglich der in warmen Ländern gewöhnliche Mittagsſchlaf. 9.

Sievershauſen, ein Dorf faſt in der Mitte zwiſchen Braunſchweig und Hanover gelegen, iſt denkwürdig durch die Schlacht am 9. Juli 1553, in welcher Churfürſt Moritz von Sachſen im Auftrage des Kaiſers den unruhigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg angriff und gänzlich ſchlug. Gegen 5000 Mann, unter ihnen 2 Herzöge von Braunſchweig und mehrere Hundert Grafen und Edle, blieben todt auf dem Schlachtfelde und Albrecht ward ſchwer verwundet. Aber auch Moritz erhielt eine tödtliche Wunde, woran er ſchon nach 2 Tagen ſtarb. 37.

Sieyes (ſpr. Siähs) (Emanuel Joſeph, Graf von), einer der ausgezeichnetſten Männer beim Beginne der franzöſiſchen Revolution, wurde am 3. Mai 1758 zu Frejus geboren und war Generalvicar des Biſchofs von Chartres, Kanonikus und Kanzler der daſigen Kirche, als er 1789 zum Deputirten des dritten Standes von Paris bei den Generalſtänden ernannt wurde. Dieſe Wahl hatte er beſonders ſeiner Flugſchrift „Qu'est ce que le tiers état", welche ihm die Gunſt des Volkes in hohem Grade erwarb, zu verdanken, worauf er großen Antheil an der Vereinigung der drei Stände nahm und den Vorſchlag machte, die Kammer der Abgeordneten des dritten Standes zur Nationalverſammlung zu erklären, welches entſcheidenden Einfluß auf die Herbeiführung der Revolution hatte. Außerdem ſprach er mit Nachdruck für die Zurückſendung der Truppen, ſo wie für die Nothwendigkeit des Eides im Ballhauſe zu Verſailles, erklärte ſich aber am 10. Aug. entſchieden gegen die Aufhebung der geiſtlichen Zehnten, gegen das Zugeſtändniß eines Veto für den König und ſchlug zuerſt die Eintheilung Frankreichs in Departements, Diſtricte und Municipalitäten vor. Seine fernere Thätigkeit erſtreckte ſich vorzüglich auf ſeine Theilnahme an den Ausſchüſſen und an der Ausarbeitung der Conſtitution, da er, ſeiner eigenen Erklärung zufolge, kein Talent zum öffentlichen Redner beſitze, während Mirabeau ſein Stillſchweigen ein öffentliches Unglück nannte. Das Geſetz, welches er 1790 gegen den Mißbrauch der Preſſe in Vorſchlag brachte, war das freiſinnigſte von allen ſpäter gegebenen und mit der größten Überlegung abgefaßt. Nachdem man ihn hierauf ungeachtet ſeiner Weigerung zum Präſidenten ernannt hatte, wurde er 1791 zum Mitgliede des Departements von Paris erwählt, ſchlug aber das Biſthum der Hauptſtadt, welches ihm die Wahlverſammlung antrug, entſchieden aus. Zu gleicher Zeit erklärte er ſich für die Beibehaltung der monarchiſchen Regierungsform, nicht, wie er ſagte, um alten Gewohnheiten zu ſchmeicheln oder wegen einer abergläubiſch-royaliſtiſchen Geſinnung, ſondern weil in einer Monarchie für den Staatsbürger mehr Freiheit, als in einer Republik ſei. Als er zum Mitgliede des Conventes ernannt worden war, ſuchte er ſich den Schein einer gänzlichen Unbedeutendheit zu geben, um dadurch den drohenden Gefahren zu entgehen, und ſetzte auch während des Proceſſes von Ludwig XVI. dieſe Handlungsweiſe fort, ſo daß man ſelbſt bei der perſönlichen Abſtimmung über das endliche Schickſal des Königs aus ſeinem Munde blos die Worte vernahm: „Ja!" „Nein" und „der Tod!" nachdem er jedoch vorher die Vereinigung der richterlichen Gewalt mit der geſetzgebenden in der Verſammlung beſtritten hatte. Erſt nach dem Sturze Robespierre's wagte er es 1795 ſeinen Abſcheu gegen die Handlungsweiſe deſſelben öffentlich auszuſprechen, trat alsdann in den Wohlfahrtsausſchuß, wurde nach Holland geſandt, um mit

der neuen Republik einen Vertrag abzuſchließen, und hatte nach ſeiner Rückkehr wichtigen Einfluß auf den Abſchluß der Verträge mit Preußen und Spanien, lebte von 1798—1799 als Geſandter in Berlin und wurde alsdann zum Mitgliede des Directorium an Rewbell's Stelle ernannt. Hierauf erhob ihn die Revolution vom 18. Brumaire, die er mit Buonaparte vorbereitet hatte, nebſt dieſem und R. Ducos zum proviſoriſchen Conſul, eine Stelle, die er kurze Zeit nachher mit der eines Senators vertauſchte. Da er das Landgut Crosne, welches ihm als Nationalbelohnung zuerkannt worden war, nicht annahm, erhielt er dafür eine Entſchädigung, war unter der Kaiſerherrſchaft oft ein Gegenſtand von des Monarchen Argwohn, blieb nach der Reſtauration ohne Anſtellung, wurde bei Napoleon's Rückkehr in die Pairskammer berufen, war nach der Wiedereinſetzung Ludwig's XVIII. aus Frankreich verbannt und lebte ſeitdem in Brüſſel, bis er nach der Juliusrevolution nach Paris zurückkehrte, aber ſeines hohen Alters wegen daſelbſt in der größten Zurückgezogenheit lebte und am 20. Juni 1836 ſtarb. Seine kleinen Schriften wurden von K. Fr. Cramer in das Deutſche überſetzt. — Vergl. über ihn „Notices sur la vie de S.“ 81.

Sifan oder **Tangut**, auch **Koſchotei**, heißt die Hochterraſſe Mittelaſiens, welche im Weſten vom eigentlichen China, im Norden von Tibet, im Oſten von der Tatarei und im Süden von dem Nanſchangebirge ſich erſtreckt und die Quellen und den obern Lauf des blauen und gelben Fluſſes, ſo wie den großen Binnenſee Kukunoor einſchließt. Es iſt ein völliges Alpenland, unfruchtbar und meiſt nur für Nomaden dienlich; der Schnee ſchmilzt meiſt erſt im Juli und Waldungen ſind ſelten. Hier iſt aber das eigentliche Vaterland des ächten Rhabarbers. Die Einwohner ſind Kalmücken (ſ. d. Art.); doch wohnen im Süden noch die Sifans, von dem das Land den Namen hat und welche bis ins XIII. Jahrh. das herrſchende Volk waren, ſeit ihrer Verdrängung durch die Kalmücken aber von einer ziemlichen Bildung wieder in große Wildheit herabgeſunken ſind. Sie ſind Buddhiſten und mit den Tibetern nahe verwandt. 37.

Sigbert von Gemblours, ein ſehr achtungswerther Geſchichtſchreiber, wurde gegen das Ende des XI. Jahrh. in Frankreich geboren, trat in den geiſtlichen Stand, lebte einige Zeit in einem Kloſter zu Metz, wo er ſich dem Unterrichte der Jugend widmete, begab ſich von hier in ein Benedictinerkloſter nach Gemblours in der Provinz Namur und ſtarb daſelbſt am 5. Oct. 1113. In den Streitigkeiten zwiſchen dem Papſte und den deutſchen Kaiſern Heinrich IV. und V. vertheidigte er mit Klugheit und Nachdruck die Rechte der letzteren und erklärte ſich auch mit Eifer gegen Einführung der Eheloſigkeit der Geiſtlichen. Als Geſchichtſchreiber hat er ſich beſonders durch ſeine „Chronik“, welche die Zeit von 381—1112 behandelt, ſich an das „Chronicon“ des Hieronymus anſchließt und von A. Rufus (Par. 1513) herausgegeben wurde, verdient gemacht, da ſie ſich durch Unparteilichkeit und Treue auszeichnet. Außerdem ſchrieb er „Sigbert's, Königs der Franken, Lebensbeſchreibung“ (herausgegeben von A. Miräus) und mehreres Andere. 81.

Sigeum, ſ. Troja.

Sigismund, deutſcher Kaiſer, Sohn Kaiſer Karl's IV., ward 1368 geboren und erhielt 1373 von ſeinem Vater die Mark Brandenburg, welche dieſer Otto dem Baiern abgekauft hatte, und ſchloß nach ſeines Vaters Tode deßhalb mit ſeinem Bruder Wenzel den prager Vertrag ab, durch welchen er das Land erb- und eigenthümlich erhielt, war aber noch zu jung, als daß er hätte ſeinen mächtigen Nachbarn, den Pommern, Meklenburgern ꝛc., die ſeine Schwäche benutzten, gehörig widerſtehen können, und ſo mußte er viel leiden. Indeſſen verlobte ihn Ludwig, der große König von Polen und Ungarn, mit ſeiner Tochter Maria und verſprach ihm die Erbfolge in beiden Ländern. Allein nach Ludwig's Tode ſtanden die Sachen für S. ſehr mißlich; denn eine große Partei in beiden Reichen verſchmähte

und haßte ihn, in Polen ward Hedwig, Maria's Schweſter, zur Königin erwählt und in Ungarn ward Karl von Durazzo 1385 als König anerkannt. Erſt nachdem dieſer erſchlagen und Maria aus ihrer Haft bei dem ungariſchen Edelmanne Johann Horwath, Ban von Croatien, von S. befreit worden war, ließ er ſich 1387 zum Könige von Ungarn krönen, ward aber durch die Weigerung Stephan's, Woiwoden der Walachei, ſich ihm zu unterwerfen, in einen Türkenkrieg verwickelt, der ſehr unglücklich für ihn endete. Denn 1392 bei Nikopolis geſchlagen mußte er nach Griechenland fliehen und kehrte ſpäter erſt nach Ungarn zurück. Hier aber empörten ſich nach dem Tode ſeiner Gemahlin, Maria, die Ungarn gegen ihn und nahmen ihn 1401 gefangen. Indeſſen wußte er ſeinen Wächtern zu entfliehen, wandte ſich zum Grafen von Cilli, ging von dort nach Böhmen und ſammelte ein bedeutendes Heer, mit welchem er die ungariſchen Empörer unterwarf und wiederum König von Ungarn ward. Endlich 1410 ward er zum deutſchen Kaiſer erwählt. Als ſolcher endete er einen Krieg mit Venedig durch einen Waffenſtillſtand von 5 Jahren (1412), kam 1414 nach Deutſchland und ſchrieb in demſelben Jahre das Concil nach Koſtnitz (ſ. Kirchenverſammlung) aus, um das große Schisma der Kirche zu endigen, das aber durch die Verbrennung Huß's den blutigen Huſſitenkrieg hervorrief und den Kaiſer in mannigfache Sorgen und Mühen hineinzog. Ehe S. Koſtnitz verließ, belohnte er noch den Grafen Friedrich von Hohenzollern mit dem Markgrafthume Brandenburg und der Churwürde, erhob Kleve zum Herzogthume, und verlieh Friedrich dem Streitbaren, um die großen Verdienſte, welche er ſich während des Huſſitenkrieges erworben hatte, zu belohnen, 1423 die eben erloſchene ſächſiſche Churwürde; auch verkündete er noch 1431 einen allgemeinen Landfrieden zu Eger und ſtarb am 9. Dec. 1439 zu Znaym in Böhmen. 82.

Sigismund, Könige von Polen. — S. I., der Alte oder der Große, aus dem jagelloniſchen Hauſe, Sohn Caſimir's des Großen, ward geboren 1466, folgte durch Wahl als Herzog von Glogau ſeinem ältern Bruder Alexander (1507) auf dem Throne und ward zugleich Großherzog in Litthauen. Sogleich faßte er die Regierung, welche unter ſeinem Bruder ziemlich vernachläſſigt worden war, ſcharf ins Auge; beſonders ſuchte er das Finanzweſen zu erheben, weßhalb er die verpfändet geweſenen königlichen Einkünfte und Güter wieder einlöſte, führte mit den Ruſſen, welche 1508 in Polen einfielen, einen glücklichen Krieg, ſchlug die Wallachen (1509), die ſich empört hatten, ſo wie die Tataren (1512) gänzlich, und eben ſo (1514) die Ruſſen in der Schlacht bei Beriſow, verlor aber 1519 eine Schlacht gegen die Tataren. Dieß brachte Polen in eine gefährliche Lage; denn nun drangen die Ruſſen aufs Neue in das Land und der Hochmeiſter des deutſchen Ordens, Albrecht von Brandenburg, verweigerte die Lehnshuldigung und kehrte die Waffen gegen Polen. Der Krieg wurde mit wechſelndem Erfolge geführt, bis Albrecht in dem Vertrage zu Krakau (8. April 1525) das dem Orden gebliebene Oſtpreußen als ein lehnbares Herzogthum von der Krone Polen für ſeine männlichen Nachkommen und Brüder empfing. Mit den Ruſſen ſchloß S. einen Waffenſtillſtand und ein Bündniß mit der Pforte nöthigte die Tataren, Friede zu halten. 1526 gewann Polen einen bedeutenden Zuwachs ſeines Umfangs durch den Anfall Maſoviens, als der piaſtiſche Stamm daſelbſt erloſch. 1533 ward der Krieg mit Rußland erneuert und 1534 ein glänzender Sieg bei Starodup erfochten. 1537 bot S. den Adel auf, um auch einen Feldzug gegen die Wallachei zu unternehmen; aber das 150000 Mann ſtarke Heer ſagte ihm den Gehorſam auf und ging aus einander, da der König durch die Ungerechtigkeiten ſeiner Gemahlin Bona die Liebe des Adels eingebüßt hatte. Für das Emporblühen des Reichs hatte er viel gethan, beſonders für den Ackerbau, Gewerbe und die Wiſſenſchaften, als er in ſeinem 82. Lebensjahre 1548, von ſeinem Volke tief betrauert, ſtarb. —

S. II., Auguſt I., des Vorigen Sohn, geb. 1518, beſtieg nach dem Tode ſeines Vaters den Thron und, wiewohl unter ihm die Kennzeichen des Verfalls des Reichs ſchon ſichtbar wurden, erhielt er daſſelbe doch ziemlich blühend. Innerer fortdauernder Aufruhr, beſonders unter dem Adel, durch ſeine ränkevolle Mutter veranlaßt, und die Verwüſtungen der Tataren in Rothrußland brachten S. in eine gefährliche Lage; er verlor aber den Muth nicht und der mächtige Caſtellan Dombrowski von Krakau half ihm alle Widerwärtigkeiten beſiegen. Mehrere Kriege, in die er verwickelt wurde, nahmen meiſt einen glücklichen Ausgang für ihn. Bereits 1551 wurde der Hospodar der Walachei der Krone unterworfen und Liefland gedemüthigt und endlich übergab der Ordensmeiſter Gotthard Kettler durch den Vertrag zu Wilna (1561) letzteres Land der Krone Polen ganz, ſich ſelbſt nur Kurland und Semgallen als ein weltliches von Polen zu Lehn gehendes Erbherzogthum ausbedingend. S. führte nun den Krieg mit Rußland fort; auch Schweden, welches Anſprüche auf Liefland machte, wurde darein verwickelt; S. ſchloß aber, nachdem die Ruſſen mehrere Niederlagen erlitten hatten, mit dieſen einen Waffenſtillſtand (1567), den der Friede mit Schweden folgte (1570). Zugleich hatten ſich unter der milden Regierung dieſes Königs die Nichtkatholiken, die ſogenannten Diſſidenten, immer weiter im Reiche verbreitet; über die Hälfte des Senats war proteſtantiſch; ſelbſt der König zeigte ſich der verbeſſerten Religionslehre nicht abgeneigt und erließ 1563 ein Duldungsedict. Nur die Einführung der Jeſuiten durch den Cardinal Hoſius, Biſchof von Ermeland, hemmte den Fortgang des Proteſtantismus in Polen. S. beſchloß ſeine merkwürdigen Regentenhandlungen mit Errichtung der Univerſität Wilna 1570 und ſtarb 1572. Unter ihm hatte Polen den Gipfel ſeiner Macht erlangt. Mit ihm erloſch das Haus der Jagellonen. — S. III., Sohn Königs Johann III. von Schweden und Katharina's, einer Schweſter des Königs Sigismund II. von Polen, geb. im Gefängniſſe zu Gripsholm am 20. Juni 1566 und ſtreng in der katholiſchen Religion erzogen, ward bereits 1569 zum künftigen Beherrſcher Schwedens erwählt, aber nach dem Tode Stephan's, Königs von Polen, durch den Einfluß der Zamoyski zum Könige von Polen erwählt (19. Aug. 1787) und in Krakau gekrönt (27. Dec.). Mit dem Antritte ſeiner Regierung und durch ihn ſchien der Glücksſtern Polens auf immer unterzugehen. Unfähig, guten Rath zu befolgen, entfernte er alle würdigen Männer, ſo auch den Zamoyski, dem er die Krone verdankte, von ſich und beſchränkte die Gewalt dieſes Kronfeldherrn dergeſtalt, daß derſelbe gegen die Türken nichts thun konnte und die vom Sultan gegen Polen verübten Beſchimpfungen ungerächt blieben. Die gegen Rußland erfochtenen Vortheile ließ er unbenutzt und ſchloß mit dieſer damals ſchwachen Macht einen 11jährigen Waffenſtillſtand; eidesbrüchig verfolgte er die Proteſtanten und zerſtörte ihre Kirchen. Das Mißvergnügen der Polen über ſolche Sachen war zu einer ſolchen Höhe geſtiegen, daß S., um ſie zu verſöhnen, auf einem Reichstage zu Warſchau ſich ſelbſt ſchuldig bekennen mußte und die Abſtellung der Beſchwerden verſprach. Durch den Tod ſeines Vaters (19. Oct. 1592) erbte er den ſchwediſchen Thron und ging im Sept. 1593 zur Krönung dahin, wurde aber als katholiſcher König mit Mißtrauen empfangen; doch erfolgte am 19. Febr. 1594 die Krönung. Nach Polen zurückgekehrt führte er ohne Schonung deutſche Sitten bei Hofe ein und machte ſich dadurch allgemein bei den Polen verhaßt. Während ſeiner Abweſenheit von Schweden machte aber der Herzog Karl von Südermanland, der einſtweilige Statthalter, die offenbarſten Eingriffe in die königlichen Rechte. Daher ging S. mit einem in Polen geworbenen Heere zum zweite Male nach Schweden, um ihm die Regierung zu entreißen, konnte aber nichts ausrichten und kehrte nach Polen zurück. Jetzt forderte der Reichstag zu Jönköping drohend ſeine Rückkehr; während aber S. zauderte, befeſtigte Karl ſeine Gewalt, beſtieg 1604 den Thron von

Schweden, wurde beinahe von allen europäiſchen Mächten anerkannt und behauptete ſich in einem blutigen Kriege. In Polen fuhr S. indeſſen fort die Großen hart zu beleidigen, wodurch er einen gefährlichen Aufruhr erregte, der ſich unter dem Namen einer Conföderation eine geſetzliche Form gab (1606), worauf es ſogar zur Schlacht kam, und nur die Treue und Tapferkeit des Feldherrn Chotkiewicz rette S. die Krone. Kaum aber waren dieſe Unruhen geſtillt, ſo gerieth S. mit Rußland in Krieg, indem er 1609 zwei Betrüger, Namens Demetrius, die ſich um den ruſſiſchen Thron bewarben, nach einander unterſtützte. Indeſſen wurde der Krieg ſo glücklich geführt, daß die Ruſſen aus Furcht dem Prinzen Wladislaw den Thron ihres Reiches antrugen. Der ehrgeizige S. wünſchte dieſen ſelbſt zu beſteigen, darum unterſtützte er ſeinen Sohn nicht. Zwar wurden endlich die Ruſſen beſiegt und Wladislaw in Moskau gekrönt; dieſe verjagten aber die Polen wieder aus der Hauptſtadt und riefen Michael Romanow zu ihrem Herrſcher aus. Doch erkämpfte Wladislaw die Provinzen Czerniczew, Smolensk und Sewerien, welche in dem darauf geſchloſſenen Waffenſtillſtande an Polen kamen. Mit Anſtrengung aber unglücklich wurde nun der Krieg gegen Schweden fortgeſetzt; aber 1620 ging Riga verloren. Auch erlitt ein polniſches Heer eine ſchwere Niederlage gegen die Tataren, worauf S., um einen Waffenſtillſtand von Schweden zu erlangen, ſeinen Neffen Guſtav Adolph als König von Schweden anerkennen mußte. Einen erklärten Krieg der Pforte gegen die Polen beendigte Chotkiewicz ſchnell. Kaum aber war hier der Friede geſchloſſen, ſo rüſtete ſich S. abermals gegen Schweden. Aber Guſtav Adolph kam ihm zuvor und fiel 1625 in Samogitien ein, eroberte Kurland und im folgenden Jahre Polniſch-Preußen. Nur die Tapferkeit und Umſicht Koniecpolski's hielt den Feind von weiterem Vordringen ab. Nachdem der Krieg ohne wichtige Begebenheiten noch 2 Jahre gedauert hatte, vermittelte endlich Richelieu's ſchlaue Politik einen Waffenſtillſtand zwiſchen beiden Mächten auf 6 Jahre, welcher ſpäter auf 20 Jahre verlängert ward (1630) und vortheilhaft für Schweden war. S. ſtarb 1632; ihm folgte ſein Sohn Wladislaw. 25.

Sigmaringen, ſ. Hohenzollern.

Signale ſind Mittel, ſich Entfernten verſtändlich zu machen und werden vorzüglich bei Armeen und auf Flotten angewendet, um irgend einen Umſtand bekannt zu machen. Man theilt ſie in ſichtbare und hörbare. Zu erſteren gehören auf den Schiffen vorzüglich die S. mit den Flaggen, bei Nacht mit Laternen, zu letzteren die S. durch Kanonenſchüſſe, Trommeln, Pfeifen, Signalhörner ꝛc. Die Anwendung und das Verſtändniß aller S. begreift die Signalkunſt, zu deren Erlernung das Signalbuch dient, in welchem die Art und Weiſe der verabredeten S. eingetragen zu werden pflegt. Die leichte Infanterie, welche meiſt zerſtreut agirt, pflegt durchgehends allein durch S. commandirt zu werden; auch die Cavallerie bedient ſich derſelben häufig. Eine beſondere Art S. gewährt der Telegraph (ſ. d. Art.). 30.

Signatur iſt ein in der Lehre vom Generalbaß gebräuchlicher techniſcher Ausdruck. Man verſteht hier darunter die Bezeichnung der oberen Noten eines Accords durch Ziffern oder andere Zeichen, während die Baßſtimme in wirklichen Noten geſchrieben iſt. Die gewöhnlichſten Ziffern ſind dabei 1—7, ſeltener 8 und 9. Um die halben Töne zu bezeichnen ſetzt man entweder vor die Ziffern das ♯ oder b, oder durchſtreicht die Ziffern. Durch dieſe Zahlen aber wird angedeutet, der wievielſte Ton von der in der Baßſtimme ſtehenden Baßnote an gerechnet angeſchlagen werden ſoll. Eine andere Bedeutung hat das Wort S. ferner in der Muſik dann, wenn damit die Zahlen bezeichnet werden, die über die Noten geſetzt ſind und zur Andeutung der Fingerſetzung dienen. — Der Buchdrucker nennt S. die unter die erſte Seite jedes Bogens geſetzten Ziffern oder Buchſtaben, wodurch die Reihenfolge derſelben angezeigt wird. 20.

S. II., Auguſt I., des Vorigen Sohn, geb. 1518, beſtieg nach dem Tode ſeines Vaters den Thron und, wiewohl unter ihm die Kennzeichen des Verfalls des Reichs ſchon ſichtbar wurden, erhielt er daſſelbe doch ziemlich blühend. Innerer fortdauernder Aufruhr, beſonders unter dem Adel, durch ſeine ränkevolle Mutter veranlaßt, und die Verwüſtungen der Tataren in Rothrußland brachten S. in eine gefährliche Lage; er verlor aber den Muth nicht und der mächtige Caſtellan Dombrowski von Krakau half ihm alle Widerwärtigkeiten beſiegen. Mehrere Kriege, in die er verwickelt wurde, nahmen meiſt einen glücklichen Ausgang für ihn. Bereits 1551 wurde der Hospodar der Walachei der Krone unterworfen und Liefland gedemüthigt und endlich übergab der Ordensmeiſter Gotthard Kettler durch den Vertrag zu Wilna (1561) letzteres Land der Krone Polen ganz, ſich ſelbſt nur Kurland und Semgallen als ein weltliches von Polen zu Lehn gehendes Erbherzogthum ausbedingend. S. führte nun den Krieg mit Rußland fort; auch Schweden, welches Anſprüche auf Liefland machte, wurde darein verwickelt; S. ſchloß aber, nachdem die Ruſſen mehrere Niederlagen erlitten hatten, mit dieſen einen Waffenſtillſtand (1567), den der Friede mit Schweden folgte (1570). Zugleich hatten ſich unter der milden Regierung dieſes Königs die Nichtkatholiken, die ſogenannten Diſſidenten, immer weiter im Reiche verbreitet; über die Hälfte des Senats war proteſtantiſch; ſelbſt der König zeigte ſich der verbeſſerten Religionslehre nicht abgeneigt und erließ 1563 ein Duldungsedict. Nur die Einführung der Jeſuiten durch den Cardinal Hoſius, Biſchof von Ermeland, hemmte den Fortgang des Proteſtantismus in Polen. S. beſchloß ſeine merkwürdigen Regentenhandlungen mit Errichtung der Univerſität Wilna 1570 und ſtarb 1572. Unter ihm hatte Polen den Gipfel ſeiner Macht erlangt. Mit ihm erloſch das Haus der Jagellonen. — S. III., Sohn Königs Johann III. von Schweden und Katharina's, einer Schweſter des Königs Sigismund II. von Polen, geb. im Gefängniſſe zu Gripsholm am 20. Juni 1566 und ſtreng in der katholiſchen Religion erzogen, ward bereits 1569 zum künftigen Beherrſcher Schwedens erwählt, aber nach dem Tode Stephan's, Königs von Polen, durch den Einfluß der Zamoyski zum Könige von Polen erwählt (19. Aug. 1787) und in Krakau gekrönt (27. Dec.). Mit dem Antritte ſeiner Regierung und durch ihn ſchien der Glücksſtern Polens auf immer unterzugehen. Unfähig, guten Rath zu befolgen, entfernte er alle würdigen Männer, ſo auch den Zamoyski, dem er die Krone verdankte, von ſich und beſchränkte die Gewalt dieſes Kronfeldherrn dergeſtalt, daß derſelbe gegen die Türken nichts thun konnte und die vom Sultan gegen Polen verübten Beſchimpfungen ungerächt blieben. Die gegen Rußland erfochtenen Vortheile ließ er unbenutzt und ſchloß mit dieſer damals ſchwachen Macht einen 11jährigen Waffenſtillſtand; eidesbrüchig verfolgte er die Proteſtanten und zerſtörte ihre Kirchen. Das Mißvergnügen der Polen über ſolche Sachen war zu einer ſolchen Höhe geſtiegen, daß S., um ſie zu verſöhnen, auf einem Reichstage zu Warſchau ſich ſelbſt ſchuldig bekennen mußte und die Abſtellung der Beſchwerden verſprach. Durch den Tod ſeines Vaters (19. Oct. 1592) erbte er den ſchwediſchen Thron und ging im Sept. 1593 zur Krönung dahin, wurde aber als katholiſcher König mit Mißtrauen empfangen; doch erfolgte am 19. Febr. 1594 die Krönung. Nach Polen zurückgekehrt führte er ohne Schonung deutſche Sitten bei Hofe ein und machte ſich dadurch allgemein bei den Polen verhaßt. Während ſeiner Abweſenheit von Schweden machte aber der Herzog Karl von Südermanland, der einſtweilige Statthalter, die offenbarſten Eingriffe in die königlichen Rechte. Daher ging S. mit einem in Polen geworbenen Heere zum zweite Male nach Schweden, um ihm die Regierung zu entreißen, konnte aber nichts ausrichten und kehrte nach Polen zurück. Jetzt forderte der Reichstag zu Jönköping drohend ſeine Rückkehr; während aber S. zauderte, befeſtigte Karl ſeine Gewalt, beſtieg 1604 den Thron von

Schweden, wurde beinahe von allen europäiſchen Mächten anerkannt und behauptete ſich in einem blutigen Kriege. In Polen fuhr S. indeſſen fort die Großen hart zu beleidigen, wodurch er einen gefährlichen Aufruhr erregte, der ſich unter dem Namen einer Conföderation eine geſetzliche Form gab (1606), worauf es ſogar zur Schlacht kam, und nur die Treue und Tapferkeit des Feldherrn Chotkiewicz rette S. die Krone. Kaum aber waren dieſe Unruhen geſtillt, ſo gerieth S. mit Rußland in Krieg, indem er 1609 zwei Betrüger, Namens Demetrius, die ſich um den ruſſiſchen Thron bewarben, nach einander unterſtützte. Indeſſen wurde der Krieg ſo glücklich geführt, daß die Ruſſen aus Furcht dem Prinzen Wladislaw den Thron ihres Reiches antrugen. Der ehrgeizige S. wünſchte dieſen ſelbſt zu beſteigen, darum unterſtützte er ſeinen Sohn nicht. Zwar wurden endlich die Ruſſen beſiegt und Wladislaw in Moskau gekrönt; dieſe verjagten aber die Polen wieder aus der Hauptſtadt und riefen Michael Romanow zu ihrem Herrſcher aus. Doch erkämpfte Wladislaw die Provinzen Czerniczew, Smolensk und Sewerien, welche in dem darauf geſchloſſenen Waffenſtillſtande an Polen kamen. Mit Anſtrengung aber unglücklich wurde nun der Krieg gegen Schweden fortgeſetzt; aber 1620 ging Riga verloren. Auch erlitt ein polniſches Heer eine ſchwere Niederlage gegen die Tataren, worauf S., um einen Waffenſtillſtand von Schweden zu erlangen, ſeinen Neffen Guſtav Adolph als König von Schweden anerkennen mußte. Einen erklärten Krieg der Pforte gegen die Polen beendigte Chotkiewicz ſchnell. Kaum aber war hier der Friede geſchloſſen, ſo rüſtete ſich S. abermals gegen Schweden. Aber Guſtav Adolph kam ihm zuvor und fiel 1625 in Samogitien ein, eroberte Kurland und im folgenden Jahre Polniſch-Preußen. Nur die Tapferkeit und Umſicht Koniecpolski's hielt den Feind von weiterem Vordringen ab. Nachdem der Krieg ohne wichtige Begebenheiten noch 2 Jahre gedauert hatte, vermittelte endlich Richelieu's ſchlaue Politik einen Waffenſtillſtand zwiſchen beiden Mächten auf 6 Jahre, welcher ſpäter auf 20 Jahre verlängert ward (1630) und vortheilhaft für Schweden war. S. ſtarb 1632; ihm folgte ſein Sohn Wladislaw. 25.

Sigmaringen, ſ. Hohenzollern.

Signale ſind Mittel, ſich Entfernten verſtändlich zu machen und werden vorzüglich bei Armeen und auf Flotten angewendet, um irgend einen Umſtand bekannt zu machen. Man theilt ſie in ſichtbare und hörbare. Zu erſteren gehören auf den Schiffen vorzüglich die S. mit den Flaggen, bei Nacht mit Laternen, zu letzteren die S. durch Kanonenſchüſſe, Trommeln, Pfeifen, Signalhörner rc. Die Anwendung und das Verſtändniß aller S. begreift die Signalkunſt, zu deren Erlernung das Signalbuch dient, in welchem die Art und Weiſe der verabredeten S. eingetragen zu werden pflegt. Die leichte Infanterie, welche meiſt zerſtreut agirt, pflegt durchgehends allein durch S. commandirt zu werden; auch die Cavallerie bedient ſich derſelben häufig. Eine beſondere Art S. gewährt der Telegraph (ſ. d. Art.). 30.

Signatur iſt ein in der Lehre vom Generalbaß gebräuchlicher techniſcher Ausdruck. Man verſteht hier darunter die Bezeichnung der oberen Noten eines Accords durch Ziffern oder andere Zeichen, während die Baßſtimme in wirklichen Noten geſchrieben iſt. Die gewöhnlichſten Ziffern ſind dabei 1—7, ſeltener 8 und 9. Um die halben Töne zu bezeichnen ſetzt man entweder vor die Ziffern das ♯ oder b, oder durchſtreicht die Ziffern. Durch dieſe Zahlen aber wird angedeutet, der wievielſte Ton von der in der Baßſtimme ſtehenden Baßnote an gerechnet angeſchlagen werden ſoll. Eine andere Bedeutung hat das Wort S. ferner in der Muſik dann, wenn damit die Zahlen bezeichnet werden, die über die Noten geſetzt ſind und zur Andeutung der Fingerſetzung dienen. — Der Buchdrucker nennt S. die unter die erſte Seite jedes Bogens geſetzten Ziffern oder Buchſtaben, wodurch die Reihenfolge derſelben angezeigt wird. 20.

Sigonius (Karl), einer der gelehrteſten Kenner des claſſiſchen Alterthums im XVI. Jahrh., war geboren zu Modena 1520, zeigte ſchon als zartes Kind ein ungewöhnliches Talent, ſtudirte zu Bologna und Pavia mit ununterbrochenem Fleiße faſt ausſchließlich römiſche Antiquitäten und ward 1542 in ſeiner Vaterſtadt Profeſſor der griechiſchen Sprache, folgte aber ſchon 1552 einem Rufe als Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften nach Venedig und ging 1560 als Profeſſor der Beredſamkeit nach Padua und 1563 nach Bologna. Allein ſchon in den erſten Jahren ſeiner Thätigkeit hier merkte er eine bedeutende Abnahme ſeiner Kräfte, weßhalb er bald ſein Amt aufgab und ſich nach Modena auf ſein Landgut zurückzog, wo er auch 1585 ſtarb. Es iſt ihm unſterblicher Ruhm geworden als Forſcher im Gebiete des claſſiſchen Alterthums und der alten Geſchichte durch ſeine gründlichen und zahlreichen Schriften, von denen wir nennen: „De Romanorum nominibus liber" („in scriptor. histor. Roman." ed. Sylburg. I. Tom. Francof. a. M. 1588); „De antiquo civium romanorum jure lib. II" (Vened. 1560. 4. Hanau 1609. Fol.); „De antiquo Italiae jure lib. III." (Vened. 1560. 4. Hanau 1609. Fol.); „De Italiae regno lib. XV" (Francof. a. M. 1575. Fol. Hanau 1603 und 1618.); „Commentarii in fastos et triumphos Romanorum" (Vened. 1556. fol.); „De Atheniensium republica" (Vened. 1565. 8.); „De republica Hebraeorum" (Francof. 1583. VII Voll.); „Scholia in T. Livii Historiam"; „Fragmenta e libris deperditis Ciceronis collecta" (Oxf. 1559). Das Buch „De consolatione" ergänzte er und gab es für Cicero's eignes Werk aus. Allein ſein Schüler Riccoboni entdeckte den Betrug, machte denſelben bekannt und gerieth dadurch mit S. in mancherlei Händel. Eine Ausgabe ſeiner Geſammtwerke beſorgte Argellati (Mailand 1732—1737. 6 Bde. Fol. mit Anm. von Stampa und A.). Seine antiquariſchen Schriften finden ſich auch in Graevius und Gronovius „Thesaurus antiq. graecar. et romanarum". Eine ausführliche Biographie von S. ſchrieb Muratori. 20.

Sikhs ſind urſprünglich eine religiöſe Secte, welche ſich aber als eigenthümlicher Volksſtamm entwickelt und einen mächtigen Staat in dem Quellenlande des Indusſtromes gegründet hat. Sie ſtammt von einem gewiſſen Nanakas aus Lahore (geboren 1469, geſtorben um 1540), aus dem Kriegerſtande ſtammend, der voll Betrübniß über die feindſelige Stellung der verſchiedenen Religionsparteien zu einander die religiöſen Urkunden des Islam, Parſismus, Brahmaismus ꝛc. durchforſchte und zu der Überzeugung gelangte, daß die wahre Religion allein in einem einfachen Monotheismus, reinem Lebenswandel und allgemeiner Menſchenliebe beſtehe, daher alle äußere Gottesverehrung, Bilderdienſt, Tradition und Sectenweſen verwarf und eine einfache Moral lehrte. Da er ſonſt ſehr duldſam war, ſo ward er von Muhammedanern und Hindus geduldet und ſeine Anhänger, die ſich Sikhs (Schüler) nannten, wuchſen ſehr an Zahl. Sie lebten auch unter einem gemeinſchaftlichen Oberhaupte, das als Nanakas' Nachfolger die geiſtliche und weltliche Macht in ſich vereinigte, ruhig fort und erhielten nach und nach eine beſtimmtere Verfaſſung und durch die geſammelten Schriften Nanakas' heilige Urkunden; dadurch aber wurden ſie den Muhammedanern endlich verdächtig und von dieſen verfolgt. Sie flüchteten ſich daher 1675 aus Pendſchâb und ließen ſich jenſeits des Sedledſch in Makhamel nieder, wo Guru Gowind, ihr zehntes Oberhaupt, einen kleinen Staat organiſirte und ſie zu einer kriegeriſchen Nation machte, deren Kampf vorzüglich gegen den feindlichen Islam gerichtet ſein ſollte. So ward nun auch aller bisher noch beſtandener Kaſtenunterſchied aufgehoben und den S. befohlen, blaue Kleider zu tragen, das Haar wachſen zu laſſen und ſtets bewaffnet zu erſcheinen; Guru Gowind ſchrieb ſelbſt ein Geſetzbuch, das neben dem ältern des Erdſchun (Adi Granth) von nun an als Religionsurkunde galt, ſtiftete den geiſtlichen Orden der Akalis (Unſterbliche), denen die Leitung der religiöſen und bürger-

lichen Angelegenheiten übertragen ward, und befahl, daß künftig kein Einzelner mehr über die S. herrſchen, ſondern ſie einzelnen Häuptlingen (Sirdar's) unterworfen ſein ſollten, welche von den Akalis zuſammenberufen ſich in dem Guru mata (allgemeinem Rathe) über die allgemeinen Angelegenheiten berathen ſollten. Dadurch verloren ſie aber die Einheit des Handelns und mußten nach und nach ihren Feinden unterliegen; beſonders litten ſie durch Nadir Schah (ſ. d. Art.). Nach deſſen Tode aber kamen ſie aus ihren Schlupfwinkeln in den Gebirgen wieder hervor, eroberten das ganze Pendſchâb und mehrere Gebiete des Großmogul und gründeten ſo ein mächtiges Reich, das den Nachbarſtaaten ſich ziemlich furchtbar gemacht hat und durch Randſchit Sing, Sirdar von Lahore, welcher die Thronſtreitigkeiten in Afghaniſtan benutzend, durch ſeinen Generaliſſimus, den Franzoſen Allard, Multan und Kaſchmir ſich unterworfen und die übrigen Sirdar's von ſich abhängig gemacht hat, ſo daß er den Titel Maha radscha (großer König) führt, auf eine bedeutende Höhe der Macht gebracht worden iſt. So kann man das Land der S. jetzt als einen einzigen Staat anſehen, der außer Kaſchmir und Multan ungefähr 3300 □Meilen mit 4 Millionen Einwohnern begreift und das ganze Quellenland des Indus (ſ. d. Art.) oder Pendſchâb umfaßt. Es zerfällt in das eigentliche Pendſchâb oder das ſüdliche Flachland in 7 Diſtricten (Duabehs), ein ödes unfruchtbares Land, das ſich meiſt nur zur Pferdezucht eignet, und in das nördliche Bergland (Kuhiſtan), welches von den Vorbergen des Himalaja gebildet wird und 11 zinsbare muhammedaniſche Fürſtenthümer enthält. Die Hauptſtadt des ganzen Landes iſt Lahore am Rawifluſſe, mit 100000 Einwohnern und ſtarkem Handel, Reſidenz des Randſchit Sing und ſtark befeſtigt; daneben iſt Amretſir, öſtlich davon, die eigentliche Bundes- und heilige Stadt der S., wo der Guru mata ſich verſammelt und die Akalis wohnen und wo der Hauptmarkt für die Kaſchmirwaaren iſt. — Die Kriegsmacht der S. iſt bedeutend und mag aus 300000 Reitern beſtehen; außerdem ſind durch Allard auch 80 Regimenter Fußvolk mit 100 Kanonen nach franzöſiſchem Muſter errichtet worden. — Die S. theilen ſich übrigens jetzt in 2 Secten, die Chawalſa, welche ſich nur an die Lehren Nanakas' halten, und die Chalaſſa, welche auch die Geſetze Guru Gowind's anerkennen; alle ſind aber ſehr fanatiſch, muthig und ſtark, doch weniger grauſam als die Maharatten. 37.

Silber, lat. argentum; franz. argent; engl. silver, ein ſchon im höchſten Alterthume bekanntes Metall, iſt feſt, von eigenthümlich weißer Farbe, etwas härter als Gold, ſehr geſchmeidig und dehnſam, ſpecifiſch ſchwer 10, 47, gehämmert 10, 51, und ſchmilzt beim Rothglühen. Sein Oxyd, durch ſtarke elektriſche Entladungen erhalten, hat olivengrüne Farbe. Man findet es in Gängen gediegen und vererzt. In erſterer Art wird es unter den mannigfaltigſten Geſtalten gefunden; in letzterer findet man es mit Schwefel, Eiſen, Selen, Kupfer, Antimon, Arſenik, Queckſilber, Wismuth, Blei, Zink, Tellur, Gold, auch mit Jod, Kohlenſäure, Sauerſtoff, Salzſäure ꝛc. in verſchiedenen Zuſammenſetzungen und Quantitäten verbunden, wodurch die Erze verſchiedene Benennungen erhalten, meiſt aus den Namen der Beſtandtheile zuſammengeſetzt. Die Frequenz der Silbererze iſt nicht gleich groß; am häufigſten ſind gediegen Silber, Glaserz, Rothgiltigerz und Sprödglaserz, welche auch am ſilberhaltigſten ſind. Ein großer Theil des Silbers wird aus anderen Erzen gewonnen, welche in den Gängen der Gebirge vorhanden ſind, z. B. aus Bleiglanze, Eiſen- und Antimonerzen, Arſenikkieſen, Schwefelkieſen ꝛc., welche das S. theils fein eingeſprengt, theils oft kaum ſichtbar führen; ja man verarbeitet auf den Hütten Erze von gemeinen Steinen, welche oft nur $\frac{1}{4}$ Loth S. auf den Centner enthalten. Die reichſten Erze dieſer Art führen aber oft ſelbſt 40—50 Mark S. im Centner und dieſes wird aus denſelben, nachdem ſie zerpocht und gemahlen ſind, zum Theil

durch Amalgamation (ſ. d. Art.), zum Theil durch Verſchmelzung mit Bleierzen gewonnen, wodurch die Metalle ſich aus den Schlacken (ſ. d. Art.) abſondern. — Der Gebrauch des Silbers, wozu es meiſt vorher einer Legirung (ſ. d. Art.) unterliegt, iſt allgemein bekannt. 76.

Silberbaum, Dianenbaum, lat. arbor Dianae; franz. arbre de Diana, nennt man die gewächs- oder baumartige Kryſtalliſation des Silbers, welche entſteht, wenn man eine Quantität Silber in Salpeterſäure auflöſt, ſo daß dieſe vollkommen geſättigt iſt, die Auflöſung mit reinem deſtillirtem Waſſer verdünnt und dann etwas Queckſilber in dieſelbe bringt. Die Auflöſung enthält kein Silber mehr, ſondern ſtatt deſſen blos Queckſilber. 40.

Silberberg, eine der ſtärkſten Bergfeſtungen, das ſchleſiſche Gibraltar genannt, liegt in der Nähe von Glatz 1370 Fuß hoch über dem Meere auf dem Eulengebirge und ward von Friedrich II. von 1765—1777 mit einem Koſtenaufwande von 4½ Mill. Thaler angelegt. Die Befeſtigungswerke ſind in Felſen gehauen, werden noch durch den eingeſchloſſenen 2040 Fuß breiten Donjon, die Hauptfeſtung auf dem Schloßberge, beherrſcht und ſind durch bedeckte Wege verbunden. Drei in Felſen gehauene Reihen von Caſematten können 5000 Mann Beſatzung faſſen und außerhalb der Feſtung liegen noch ſehr feſte Außenwerke auf dem Spitzberge, dem Hohenſtein, der großen und kleinen Strohhaube und dem Hahnenkamme. Der in Felſen gehauene Brunnen iſt 177 Fuß tief. 37.

Silberbrenner heißt derjenige Bergbeamte, welcher aus dem Hüttenſilber alle Beigemenge entfernt und dieſelben auf 15 Loth 3 Quentchen Feine bringt. Sein Geſchäft heißt Silberbrennen. 76.

Silberflotte hieß ehemals die ſpaniſche Flotte, welche jährlich die Ausbeute der amerikaniſchen Bergwerke nach Europa brachte. 37.

Silbergroſchen ſind eine ſeit 1821 in dem ganzen preußiſchen Staate eingeführte Rechnungsmünze, deren 30 auf einen preußiſchen Thaler gehen. 1 S. = 12 Pfennige = 9⅛ Pf. Conv. Sie ſind 9 Loth 7 Grän fein und es gehen deren 512 auf eine kölniſche Mark fein. 26.

Silbermann (Gottfried), einer der anerkannt beſten Orgelbauer, ward geboren zu Kleinbobritſch in Sachſen 1683, ging ſchon in ſeiner frühſten Jugend zu ſeinem Bruder nach Straßburg, um bei dieſem die Orgelbaukunſt zu erlernen, und ward in der Folge Hof- und Landorgelbauer zu Freiberg, als welcher er auch 1756 ſtarb. Bei ſeinem raſtloſen Fleiße und ſeinem erfinderiſchen Geiſte gelang es ihm, der Inſtrumentbaukunſt, die allerdings zu ſeiner Zeit noch auf einer ziemlich tiefen Stufe ſtand, einen Aufſchwung zu geben, wie es noch keinen Inſtrumentbauer vor ihm gelungen war. Namentlich aber waren es Claviere, Fortepianos und ganz vorzüglich Orgeln, die in noch nie geſehener Kraft und Vollkommenheit aus ſeinen Händen hervorgingen. Die beſten Orgelwerke, die S. ihre Entſtehung verdanken, befinden ſich zu Freiberg und Dresden und erhalten noch jetzt ſeinen Namen im ehrenvollſten Andenken. Einfachheit in der Structur, dabei eine ſeltene Kraft und Fülle des Tons ſind die Eigenſchaften, wodurch ſich S.'s Orgeln vorzüglich empfehlen. Berühmt iſt S. außerdem aber noch durch die geniale Erfindung der Cymbale d'Amour, eines dem Claviere ähnlichen Inſtrumentes, das ſich vorzüglich durch einen ſanften und lieblichen Ton auszeichnet, freilich aber jetzt bei der großen Vollkommenheit, die die Pianofortbauart erlangt hat, außer Gebrauch gekommen iſt. 20.

Silen (Silēnus), der Erzieher und Begleiter des Bacchus, war nach Einigen der Sohn des Pan oder Mercur und einer Nymphe, nach Anderen ging er aus dem Blute hervor, das dem Uranus bei ſeiner Entmannung durch den Saturn entfloß. Nach Pauſanias wurde er auf der Inſel Malea erzogen, wo er eine Najade heirathete, mit der er den Centauren Pholus erzeugte. Man ſchreibt ihm eine

hohe Kenntniß göttlicher Dinge zu, weßwegen er auch den Bacchus in allen Wiſſenſchaften unterrichtete und ihn auf ſeinen Zügen beſtändig begleitete. Er reitet auf einem Eſel mit ſchwerem Haupte, von Satyrn und Faunen unterſtützt, und gibt in dem Gemälde den reizenſten Contraſt, indem er beſtändig von dem begeiſternden Tranke des Bacchus berauſcht iſt. Die Giganten trieb er in ihrem Kampfe gegen Jupiter durch das ihnen unbekannte Geſchrei ſeines Eſels in die Flucht. Auf den Abbildungen erſcheint er als Greis mit einer Glatze, eingedrückter Naſe, krauſem Barte, ſpitzigen Ohren und einem Schwanze, auf einem Eſel reitend. Von ihm ſtammt ein ganzes Geſchlecht, **Silenen**, ab, die den Satyrn ähnlich dargeſtellt werden. Beide bilden den Gegenſatz des heitern Alters zur muntern Jugend; die Silenen ſind das Symbol gemächlicher Ruhe und ſtiller Bequemlichkeit. In ihrer äußern Bildung ſind ſie den Satyrn gleich. 11.

Silhouetten waren ſchon den Alten bekannt (ſ. Dibutades) und unter dem Namen **Monochromen** ſehr beliebt; doch ſtammt der neuere Name erſt von dem franzöſiſchen Finanzminiſter Silhouette, der 1759 durch eine achtmonatliche Verwaltung der Finanzen zwar dem Reiche großen Nutzen ſchaffte, aber durch ſeine Maßregeln (er ſuchte das engliſche Finanzſyſtem in Frankreich einzuführen, zwang die Vornehmen zur Ablieferung ihres Silberzeuges in die Münze u. dergl. m.) ſich ſo verhaßt machte, daß man ihn überall lächerlich zu machen ſuchte und beſonders alles ärmlich Ausſehende à la Silhouette nannte. Zu dieſer Ehre kamen denn auch die Schattenbilder, als armſelig erſcheinende Portraits, und dieſer Name iſt ihnen ſeit dieſer Zeit geblieben. Die Silhouette ſtellt nur den äußern Umriß des Profils dar, während alles Übrige ſchwarz ausgefüllt iſt und höchſtens einige weiße Linien irgend einige andere Züge und Theile des Geſichts im Allgemeinen angeben, und die ganze Kunſt des **Silhouettirens** beſteht alſo darin, dieſe äußeren Umriſſe ganz genau wiederzugeben, weßhalb ſie in künſtleriſcher Hinſicht nicht von Bedeutung iſt und nur ein genaues Augenmaß und Übung erfordert, ja ſelbſt dieſer kaum bedarf, wenn man den Schatten eines Geſichts genau auf eine weiße Wand fallen läßt, die Umriſſe deſſelben zeichnet und durch den **Storchſchnabel** (ſ. d. Art.) verkleinert auffaßt; doch waren ſie eine Zeit lang ſehr beliebt und man will behaupten, daß, wie das Profil der Menſchen überhaupt, ſo auch ſeine Silhouette den Charakter deſſelben am Treuſten ausdrückt. 30.

Silinger, ein altes deutſches Volk, vandaliſchen Stammes, bewohnten bis zum V. Jahrh. n. Chr. die jetzigen Lauſitzen und das nördliche Schleſien, vereinigten ſich aber in der Völkerwanderung mit den Vandalen und Sueven, ſeit welcher Zeit ihr Name verſchwindet. 37.

Silius Italicus (**Cajus**), einer der beſſeren Dichter aus der römiſchen Kaiſerzeit, ward geboren 25 n. Chr. und ſtammte entweder aus der ſpaniſchen Stadt Italica oder aus der ſabiniſchen Stadt Corfinium, die ſonſt auch Italica genannt wird. Von ſeinen Lebensverhältniſſen wiſſen wir nur, daß er Freund des jüngern Plinius, um das Jahr 68 n. Chr. Sachwalter und Conſular zu Rom war und durch ſein bedeutendes Vermögen in den Stand geſetzt wurde in ungeſtörter Ruhe und Behaglichkeit den Wiſſenſchaften zu leben und namentlich des Cicero und Virgil Werke aufs Fleißigſte zu ſtudiren. Dieſe wiſſenſchaftliche Thätigkeit brachte ihn endlich zu einem eigenen literariſchen Verſuche. Das Werk, das er ſchrieb, iſt ein epiſches Gedicht: „Punica“ (17 Bücher) (über den zweiten puniſchen Krieg) und zeugt deutlich von ſeinem eifrigen Studium des Virgil. Kunſtvolle Nachahmung der Form und einzelne ächt poetiſche Stellen zeichnen das Werk rühmlichſt aus, wenn auch das Ganze nicht eben ein ausgezeichnetes poetiſches Talent des Verfaſſers verräth; ganz vorzüglichen Werth aber hat das Gedicht wegen der großen hiſtoriſchen Genauigkeit, mit welcher die Thatſachen insgeſammt erzählt werden. Er ſtarb in Campanien 100 n. Chr., indem er ſich ſelbſt den Hungertod gab, um ſich

von den Schmerzen einer langwierigen und unheilbaren Krankheit zu befreien. Von den Ausgaben nennen wir die Ed. pr. (Rom. 1471. Fol.); die von **Dan. Heinsius** (Lugd. Bat. 1600. 12.); **Cellarius** (Lips. 1695. 12.); **Arn. Drakenborch** (Traj. 1717. 4.); **J. Ch. Gli. Ernesti** (Lips. 1791. 8. 2 Voll.) und **G. A. Ruperti** (Gotting. 1795. 8. 2 Voll.). 20.

Sillen (σίλλοι) waren bei den Griechen den ſpäteren römiſchen Satyren (ſ. d. Art.) ähnliche Gedichte, in denen die Sitten, Reden und Lehren der Menſchen verſpottet wurden. Beſonders berühmt waren die S. des Timon über die Philoſophen und des Xenophanes über die homeriſchen und heſiodiſchen Göttersagen, weßhalb dieſe auch gewöhnlich **Sillographen** genannt werden. 9.

Silvanus, eine altitaliſche Gottheit, ſtand dem Wald-, Dorf- und Feldleben vor und hat viel Ähnlichkeit mit dem Faunus oder dem griechiſchen Pan. Nach Plutarch war er ein Sohn der Valeria Tusculanaria, die ihn von ihrem Vater in einem Walde (in silva) gebar. Sein Dienſt ſcheint von den pelasgiſchen Tyrrhenern eingeführt worden zu ſein, die ihn als Gott der Äcker und Beſchützer des Viehes verehrten, wofür er im Herbſte ein Opfer von Milch erhielt. Da er die Heerden vertheidigte, wurde er Mars Silvanus genannt, dem man ein Opfer von Speltmehl, Speck, Fleiſch und Wein brachte; auch Schweine wurden ihm geopfert. Als Anpflanzer wilder Bäume trägt er eine Cypreſſe in der Hand, in die er den Cypariſſus, einen wegen ſeiner Schönheit von ihm geliebten Jüngling, verwandelt haben ſoll. Gebärenden Weibern war er gefährlich; doch wendete man die Gefahr ab, wenn man mit einer Axt auf die Schwelle ſchlug und ſie mit einem Beſen reinigte. Dem S. terminalis (Beſchützer der Grenzen) brachte man Trauben dar; er ſoll nämlich den erſten Grenzſtein geſetzt haben. Überhaupt hatte jede Beſitzung drei S. zu Beſchützern: den S. domesticus, den häuslichen, welcher zu den Hausgöttern gehörte; den S. agrestis, dem das Feldweſen geweiht war; und den S. terminalis, den urſprünglichen, der an der Grenze zweier Beſitzungen einen Hain hatte. Dargeſtellt wird er als ein nackter, bärtiger Greis, mit einem Fichtenkranze bekränzt, in der Rechten eine Hippe, in der Linken einen Aſt; oft wird er auch mit Bocksfüßen und Ziegenohren abgebildet. Zu Rom wurde er im Tempel des Hercules verehrt und war der beſondere Schutzgott der flaviſchen Familie. 11.

Siméon (Joſeph Jeremias, Graf von), ein ausgezeichneter franzöſiſcher Staatsmann, wurde 1759 zu Aix geboren, wo er bei Beginn der franzöſiſchen Revolution als Advocat lebte, entzog ſich den Verfolgungen derſelben (1794) durch die Flucht nach Genua, trat 1795 als Deputirter der Rhonemündungen in den Rath der Fünfhundert und wurde darin wegen ſeiner gemäßigten Geſinnung der Mitwirkung zur Übergabe Toulons an die Engländer angeklagt, allein gänzlich freigeſprochen. Nachdem er hierauf 1797 zum Präſidenten der geſetzgebenden Verſammlung ernannt, aber 1799 durch das Directorium von ſeiner Stelle vertrieben worden war, floh er nach Oléron und trat nach ſeiner Zurückberufung 1800 in das Tribunat. Seiner Beiſtimmung zu dem lebenslänglichen Conſulate und zu der Kaiſerwürde Buonaparte's hatte er bald darauf die Erhebung zum Staatsrathe und Baron zu danken und von der Zeit zeigte er ſich ſtets als einen der beredteſten Lobredner und Schmeichler des Kaiſers. Im Jahre 1807 zum Mitgliede der Regierungscommiſſion des neuerrichteten Königreichs Weſtphalen und kurz nachher zum Grafen und Juſtizminiſter des Königs Hieronymus ernannt führte er die franzöſiſche Geſetzgebung in Weſtphalen ein, nahm aber 1813 ſeine Entlaſſung und hinterließ den Ruf eines rechtſchaffenen Mannes. Nach dem Sturze Napoleon's wurde er zum Präfecten des Norddepartements ernannt, trat 1815 als Deputirter des Rhonedepartements und nach der Rückkehr des Königs als Abgeordneter des Vardepartements in die zweite Kammer und zeigte ſich als eifriger Anhänger der

Regierung. Nachdem er 1820 einige Zeit die Stelle eines Unterſtaatsſecretairs im Juſtizminiſterium bekleidet hatte, trat er nach dem Abgange von Decazes als Miniſter des Innern in das Cabinet, legte aber 1821 nebſt den übrigen Miniſtern ſein Amt nieder. Er iſt Verfaſſer mehrerer Vaudevilles. 81.

Simonides, 1) aus Amorgos gebürtig, um 664, nach Anderen 778 vor Chr., einer der älteſten griechiſchen Dichter, von deſſen jambiſchen Dichtungen jedoch uns nur ſehr wenige Bruchſtücke erhalten worden ſind, welche ſich in den Ausgaben der Gedichte des weiter unten angeführten S. befinden und beſonders herausgegeben ſind von Welcker (im „Rheiniſchen Muſeum 1835"). 2) S. von der Inſel Ceos, daher mit dem Beinamen *Κεῖος*, wurde geboren um 557 vor Chr. und ſtarb zu Syrakus um 467 v. Chr., gilt für den Erfinder der trauernden Elegie und ſoll nach dem Urtheile römſcher Dichter vorzüglich Meiſter im Rührenden geweſen ſein. Von ſeinen näheren Lebensverhältniſſen wiſſen wir weiter nichts, als daß er frühzeitig nach Athen kam, woſelbſt er mit Hipparch (ſ. d. Art.) im engſten Freundſchaftsbündniſſe ſtand, mit Anakreon und Theognis bekannt wurde und ſpäter auch bei öffentlichen muſiſchen Kampfſpielen den großen Tragödiendichter Äſchylus beſiegte; ferner, daß er dann nach Sparta ging, woſelbſt er mit Pauſanias bekannt wurde, dann ſich einige Zeit in Theſſalien aufhielt und endlich einer Einladung an den Hof des Königs Hiero nach Syrakus folgte, woſelbſt er auch ſein Leben beſchloß. Hiero beehrte ihn nach ſeinem Tode mit der Erbauung eines prächtigen Denkmals. Er ſoll übrigens ein ſehr häßliches Äußere gehabt haben und außerdem ſehr geldgeizig geweſen ſein. Er ſoll das griechiſche Alphabet mit den Buchſtaben η, ω, ζ und ψ bereichert und die Mnemonik erfunden haben. Von ſeinen zahlreichen Poeſien, die in Tragödien, Epigramme, Gnomen und andere kleinere Gedichte zerfielen, ſind uns nur Fragmente erhalten worden, die ſich faſt in allen größeren Sammlungen alter Dichter befinden; ſo in Winterton's „Poetae minores"; in Brunck's „Analekten" (I, 120 sqq.); in Reiske's „Anthologia graeca"; in den „Sammlungen der gnomiſchen Dichter ꝛc." Vergl. auch „Fabric. Bibl. Gr." (T. II. p. 142.); beſondere Ausgabe von Schneidewin (Braunſchweig 1835). Ausgezeichnete Abhandlungen über den S. ſind: van Goen's „Diss. de Simonide Ceo, poeta et philosopho" (Ultraj. 1768. 4.); Boiſſy's „Histoire de la vie de Simonide" (neue Aufl. 1788); C. Morgenſtern's „De arte vet. mnemonica" (Dorpat. 1805). Gute Ueberſetzungen von des S. Dichtungen lieferten Jacobs und Wieland (im „Attiſchen Muſeum", Bd. IV.). 20.

Simonie, Simonismus heißt im Kirchenrechte das Vergehen, geiſtliche Güter und Würden für Geld zu verkaufen. Der Name ſtammt von Simon Magus, welcher nach Apoſtelgeſch. 8, 14 ff. die Gabe des heiligen Geiſtes von den Apoſteln für Geld erkaufen wollte. Zu allen Zeiten iſt in der chriſtlichen Kirche über S. geklagt worden und noch jetzt iſt es in der engliſchen Hochkirche das Gewöhnliche, die geiſtlichen Pfründen zu erkaufen; beſonders aber war in den Zeiten von Gregor VII. das Übel in Deutſchland ſehr eingeriſſen und es bedurfte daher aller Kraft deſſelben, um ihm zu ſteuern, obwohl er den Begriff derſelben zu weit ausdehnte und jede Belehnung mit geiſtlichen Würden aus weltlichen Händen für S. erklärte. 23.

Simpliciſſimus, ſ. Greifenſon.

Simplicius, einer der letzten griechiſchen Philoſophen, gebürtig aus Cilicien, lebte im VI. Jahrh. n. Chr. bald zu Athen, bald zu Alexandrien, genoß den Unterricht des Ammonius Hermiä und des Damascius und floh, bei der unter Juſtinian eingetretenen Philoſophenverbannung (529), mit dieſem Letztern und Iſidor zum Könige Chosru nach Perſien, von wo ſie erſt 533 zurückkehrten. Seinen Ruf verdankt er nicht eignen philoſophiſchen Anſichten, ſondern der ſorg-

fältigen Bearbeitung der ariſtoteliſchen Philoſophie, die er jedoch nach dem Geiſte jener Zeiten zu platoniſiren verſuchte. — Man hat von ihm folgende Commentare: „Commentarius in Arist. categorias“ (gr. Venet. 1499. Fol.), cum latin. Justi Velsii scholl. (Basil. 1551. Fol. Lat. interprete Guil. Dorotheo, Ven. 1541. Fol.); „C. in Ar. physica“ (gr. ed. Fr. Asulanus, Ven. 1526. Fol. Lat. int. Luc. Philalthaeo, Ven. 1543. Fol.); „C. in Ar. libb. de coelo“ (gr. ed. Fr. Asulanus, Ven. 1526. Fol. Lat. int. G. Dorotheo, Ibid. 1543. Fol., zuletzt Ibid. 1583. Fol.); „C. in Ar. libb. de anima“ (gr. cum Aphrodisii comm. in Ar. lib. de sensu et sensibili ed. Fr. Asulanus, Ven. 1527. Fol. Lat. int. Joh. Fascola, 1543. Fol.); endlich einen Commentar zu Epiktet's „Enchiridion“, den Schweighäuſer in den „Monum. phil. Epict.“ (T. IV.) herausgegeben hat. — Vergl. J. G. Buhle, „De Simplicii vita, ingenio et meritis“ („Göttingiſche Anzeigen“ 1786. S. 1977). 80.

Simplon, ſ. Alpen.

Simſon, einer der Richter Iſrael's, wird als ein Ideal der Körperſtärke geſchildert, die in ſeinen Haaren gelegen haben ſoll, und eine Menge außerordentlicher Thaten werden von ihm erzählt; jedenfalls aber haben wir die ganze Erzählung (Richter 13—16) als einen hiſtoriſchen Mythus aufzufaſſen, indem die Sage an die ungewöhnliche Körperſtärke eines hiſtoriſchen S. mancherlei Ausſchmückungen angebracht hat, die nicht ganz unpaſſend mit den Mythen des Hercules verglichen worden ſind. Wie viel aber jedem von beiden Theilen angehört, läßt ſich nicht mehr ermitteln, und wir müſſen daher die Erzählung als einen vollſtändigen Sagenkreis auffaſſen, wie ihn jedes Volk aufzuweiſen hat, ohne an den einzelnen Daten und Umſtänden deuteln zu wollen. 23.

Simultaneum nannte man früher im deutſchen Reiche das Recht freier Religionsübung der Katholiken und Proteſtanten neben einander in einem Staate und unterſchied das s. necessarium, wenn es ſchon vor dem Normaljahre (1624) beſtanden hatte, und s. voluntarium, wenn es ſpäter von dem Landesherrn geſtattet worden war. Durch die Feſtſetzung gleicher Rechte beider Religionsparteien ſeit Auflöſung des deutſchen Reichs iſt aber dieſer Unterſchied aufgehoben. 30.

Simurg iſt einer der wichtigſten Gegenſtände der altperſiſchen Mythologie und muhammedaniſchen Lyrik. Er iſt der Repräſentant des Vögelgeſchlechts und wird gedacht als ein großer Vogel mit glänzendem Gefieder, mit den Farben des Regenbogens und der Abendröthe ſpielend, der ſeine Wohnung auf den unzugänglichen Höhen des Berges Kaf (Kaukaſus) hat. Die Mythe erzählt von ihm, daß er 70000 Jahre lang Weſir der voradamitiſchen Salomone, der Beherrſcher der Dſchinnen (ſ. d. Art.), geweſen ſei, ſich dann in ſein Neſt zurückgezogen habe und erſt ſpäter wieder in die Dienſte Salomo's als Weſir getreten ſei, wo er nicht allein mit ſeinem verſtändigen Rathe wirkte, ſondern auch ſeine prächtigen Flügelfedern über dem Haupte des Herrſchers ausgeſpannt waren, wenn er auf dem Throne ſaß, und ſeine Schwanzfedern zu Federbüſchen der vorzüglichſten Helden benutzt wurden. Eine Zwiſtigkeit mit Salomo veranlaßte ihn aber, ſich wieder in ſeine Einſamkeit zurückzuziehen, ſeit welcher Zeit er nicht wieder geſehen worden iſt. Dafür aber iſt er den Sſufi's (ſ. d. Art.) das Bild der höchſten Vollkommenheit und der tiefſten Weisheit, unter dem ſie ſich das unergründliche Weſen Gottes denken, zu deſſen Anſchauen Niemand gelangen kann. Dieß zum Verſtändniß häufiger Erwähnung S.'s in neueren Dichtern. 23.

Sinäi und **Horeb**, zwei in der iſraelitiſchen Geſchichte berühmte Berge, unter 28° 50′ N.Br., bilden die beiden höchſten Spitzen der peträiſchen oder ſinaitiſchen Halbinſel (ſ. Arabien) und erſcheinen als zwei mächtige Granitkegel über den wüſten Trümmergeſteinen und den rauhen und niedrigen Vorbergen der Wüſte El-Tih

aus Trapp und Hornblende. Jetzt herrſcht aber über beide Berge die größte Ungewißheit, da man nicht weiß, welcher von beiden der S. und welcher der Horeb iſt. Gemeiniglich hält man den öſtlichen, der über 8000 Fuß hoch iſt und ſich in zwei Gipfel (der öſtliche Katharinenberg, der weſtliche S., Dſchebel Muſa, genannt) theilt, für den S., den weſtlichen, der nur 6000 Fuß hoch iſt, für den Horeb. Beide ſind mit Kapellen und der Katharinenberg auch mit einem Kloſter beſetzt. 37.

Sinclair (Sir John, Baronet), einer der berühmteſten Nationalökonomen und Gelehrten der neuſten Zeit, ward 1754 zu Thurſo Caſtle in Schottland geboren, beſuchte die Schule zu Edinburg und die Univerſitäten Glasgow und Oxford, ward 1775 Advocat und widmete ſeine Thätigkeit zuerſt der Cultur ſeiner Beſitzungen in der Grafſchaft Caithneß und bald der ganzen Grafſchaft, indem er Verbindungsſtraßen und Brücken anlegen ließ, mehrere Fabriken, Bleichen, Gerbereien und Brauereien gründete und Ackerbau und Viehzucht auf eine höhere Culturſtufe zu bringen ſuchte, wodurch er die unwirthbare Grafſchaft zu einem blühenden Landſtriche und ſeinen Geburtsort zu einer gewerbvollen Stadt erhob, welche in dem von ihm angelegten Hafen bald eine der bedeutendſten Fiſchereien Großbritanniens erhielt. Seine Verdienſte fanden bald die ſchönſte Anerkennung, indem viele andere Grafſchaften ſeinem Beiſpiele folgten und das Vertrauen ſeiner Mitbürger 1780 ihn zum Repräſentanten ſeiner Grafſchaft im Unterhauſe ernannte und faſt 30 Jahre lang ihn auf dieſem Poſten ließ. Hier wirkte er auf der Miniſterialpartei kräftig für alle Maßregeln zur Beförderung des Wohlſtandes des Landes und veranlaßte die Errichtung einer eigenen Landwirthſchaftsbehörde, bereiſte 1786, ſpäter noch mehrmals, Deutſchland, die Niederlande und Frankreich, ſuchte ſeine gemachten Erfahrungen für ſein Vaterland nützlich zu machen und wirkte durch gediegene Schriften vortheilhaft auf den Zuſtand deſſelben ein. Im Jahre 1794 errichtete er ſogar ein Regiment von 600 Mann Hochſchotten für England und bald darauf ein anderes von 1000 Mann für Irland. Endlich 1809 ward er Mitglied des Geheimeraths unter Perceval und erhielt nach Auflöſung dieſes Miniſterium (1812) eine wichtige Regierungsſtelle zu Edinburg, wo er im Dec. 1835 ſtarb. — Er ſchrieb eine Menge ſtaatswirthſchaftlicher Schriften, unter anderen über die Staatseinkünfte Großbritanniens, über die britiſche Seemacht, über Korngeſetze und Finanzen, eine Statiſtik Schottlands, über Ackerbau und Landwirthſchaft überhaupt ꝛc., welche ihm den Beinamen „Oberprieſter der Ceres" erwarben. Er war auch der ſchönen Literatur nicht fremd und trug weſentlich dazu bei, daß Macpherſon's Entdeckung der Lieder Oſſian's für richtig anerkannt ward. Sein Briefwechſel mit den ausgezeichnetſten Perſonen ſeiner Zeit erſchien von ihm ſelbſt (London 1831. 2 Bde.). 16.

Sind, ſ. Beludſchiſtan und Indus.

Sindiah oder **Scindiah** (Staat des), ſ. Maharatten.

Sinear iſt in der Bibel ſ. v. a. Babylonien oder Meſopotamien. 37.

Sinecure (sine cura, ohne Sorge) heißt ein einträgliches Amt, bei welchem man keine Amtsgeſchäfte hat. 9.

Singaleſen, ſ. Ceylon.

Singen, lat. canere, cantare; franz. chanter; engl. sing, chant, heißt: vermittelſt eines eigenen Gebrauchs der Stimmorgane mannigfache Töne in einer melodiſchen Folgenreihe vortragen. Dieſe Stimmwerkzeuge ſind namentlich die Luftröhre, die Lungen und Stimmritze, außer welchen jedoch bei jeder Modification der Stimme andere Theile, z. B. der Kehldeckel, der Schildknorpel, die Stimmbänder ꝛc., mitwirken, wogegen der ſchwächere oder ſtärkere Ton der Stimme beim S., Singeton genannt, durch größere oder geringere Thätigkeit des Bruſtkaſtens, der Mund- und Naſenhöhle ꝛc. bedingt wird. — Das

S. oder der Geſang iſt ſo alt als der Menſch ſelbſt, wenigſtens ſo alt als die Sprache und entſtand auch aus einem gemeinſchaftlichen Keime; ja es mußte bei dem Urmenſchen gewiß erſt eine Sprache durch Empfindungslaute entſtehen, ehe es ihm einfallen konnte, durch eine gewiſſe Articulation derſelben auf die Vorſtellung ſeines Mitmenſchen zu wirken. Eine ſolche affectvolle Sprache nun, in der ſich die Empfindungslaute ſo charakteriſtiſch als möglich auszeichneten und deren Ausdruck durch körperliche Bewegungen oder Geſtikulationen oder ſtarke Accente unterſtützt wurde, war der Geſang; denn in ſeinem Entſtehen war der Geſang gewiß nichts Anderes als jener innere Drang, Empfindungen durch leidenſchaftliche Töne auszudrücken, und auch jetzt noch, bei der Vollkommenheit, die er in unſeren Zeiten erhalten hat, waltet die nämliche Abſicht vor. Er iſt an und für ſich betrachtet bloßer Ausdruck der Empfindungen, d. h. die Töne, aus denen er beſteht, haben eine gewiſſe beſtimmte Übereinſtimmung oder Ähnlichkeit mit der Natur der auszudrückenden Empfindungen. Da aber deßhalb durch den Geſang beſſer als durch irgend ein Inſtrument jede Empfindung der menſchlichen Natur wiedergegeben werden kann, ſo daß das Innerſte der Zuhörer ergriffen und das Gefühl derſelben mit denſelben Empfindungen erfüllt wird, als deren Frucht der Geſang erſcheint, ſo liegt es klar vor, daß er der wichtigſte Theil in der Muſik iſt. Wohl zu unterſcheiden iſt jedoch hier der natürliche und der künſtliche Geſang. Bei dem erſtern drückt der Sänger ſeine Gefühle ſo aus, wie er gerade geſtimmt iſt; bei dem zweiten dagegen wird der natürliche Geſang vervollkommnet und zu einem Producte der Kunſt geſtaltet. Zu einem ſolchen Geſange aber in materieller Hinſicht ſind die Haupterforderniſſe: 1) eine gute Stimme (d. i. ein heller, ſtarker und gleicher Ton), die außerdem aber noch biegſam und umfangreich ſein muß; 2) vollkommene Kenntniß der Noten, ſo wie aller zur Tonſchrift gehörigen Zeichen; 3) Fertigkeit, die Intervallen ſicher und völlig rein zu intoniren; 4) richtiges Tactgefühl; 5) richtige und deutliche Ausſprache der zu ſingenden Wörter, ſo wie richtige Vereinigung derſelben mit den dazu gehörigen Tönen; 6) ein guter Vortrag, d. i. eine den in dem Geſange auszudrückenden Empfindungen angemeſſene Behandlung der Töne und eine geniale Anwendung aller Mittel, wodurch der Ausdruck verſtärkt und verſchönert werden kann. Einen Geſang nun auf eine allen dieſen Anforderungen entſprechende Weiſe vorzutragen, lehrt die Singkunſt. Um aber die Stimme, die ſich zum Geſange qualificirt (Singſtimme) nach den Regeln und Geſetzen der Singkunſt zu bilden und zu vervollkommnen iſt Singunterricht (Geſangunterricht) nöthig, der entweder zum Privat- oder zum öffentlichen Unterrichte wird. Jenen ertheilen namentlich Sing- oder Geſanglehrer privatim, dieſer wird in Singſchulen ertheilt. — Schon in den früheſten Zeiten finden wir Anſtalten, die als die erſten Anfänge unſerer Singſchulen betrachtet werden können, theils weil der Geſang ſchon damals Bedürfniß des Herzens war, theils und vorzüglich weil er dem Dienſte der Religion geweiht war und für eins der beſten moraliſchen Bildungsmittel der Völker galt; dabei gab es zwar auch Inſtrumentalbegleitung, Tanz und andere körperliche Bewegungen, aber doch blieb der Geſang ſtets die Hauptſache, wogegen jene nur dazu dienten, dieſem mehr Intereſſe zu verſchaffen und den damit verbundenen Zweck zu veredeln. So wurden ſchon im alten Ägypten die Kinder von ihrer früheſten Jugend an in Geſang und Muſik unterrichtet; ſo waren bei den Hebräern Samuel's Prophetenſchulen nichts Anderes als Inſtitute zur Erlernung der Muſik, Dichtkunſt und des Geſanges. Weit mehr vervollkommnet war aber der Geſangunterricht ſchon bei den alten Griechen. Es gab bei ihnen ſchon in den älteſten Zeiten Sängerſchulen, in denen man eigene Geiſtesproducte oder die älterer Dichter in einfachem Geſange vortrug und dadurch Luſt und Liebe zur Dichtkunſt und zum Geſange erweckt und genährt wurde. Mit den Reichthümern Griechenlands kam dann der Geſang nach Rom,

fand aber daſelbſt nur Liebhaber, keine Meiſter. Auch den celtiſchen und germaniſchen Völkerſchaften blieb der Geſang nicht fremd und die Zöglinge der Prieſter erhielten ſchon von ihrer früheſten Jugend an neben dem Religionsunterrichte auch Geſangunterricht, um bei den Opfern zu Ehren ihrer Götter zu ſingen. Noch aber war all dieſer Unterricht und dadurch der Geſang ſelbſt unvollkommen; erſt mit dem Emporkommen des Chriſtenthums hob eine neue Epoche an. Bald erkannte man den Werth des Kirchengeſangs und bald hatte auch eine jede chriſtliche Gemeinde eine Schule, in der Knaben und Jünglinge im Geſange unterrichtet wurden, um bei kirchlichen Feierlichkeiten als Vorſänger die frommen Lieder anzuſtimmen. Eigentliche Pflanzſchulen des Geſanges aber entſtanden erſt zwiſchen 314 und 335 durch die Thätigkeit des Papſtes Sylveſter in Rom, während Ambroſius und Chryſoſtomus wenig ſpäter ſich ebenfalls große Verdienſte um den Geſang erwarben. Verbeſſerer und Erweiterer dieſer Schulen ward Papſt Gregor der Große (590—604), ja dieſer ſchickte ſogar Zöglinge ſeiner Singſchulen nach England, durch welche auch in dieſem Lande nun nicht nur der Geſang verbreitet, ſondern auch Singſchulen geſtiftet wurden. Daſſelbe that auch Karl der Große in Frankreich und Deutſchland. Seine nach Rom geſchickten und dort unterrichteten Sänger ſtifteten nach ihrer Rückkehr in faſt allen namhaften Städten gleiche Inſtitute; ja ſchon von Pipin's Zeiten an fanden ſich ſtets beim Hofe ordentliche Kapellen, die unter der Oberaufſicht eines Muſikmeiſters ſtanden und die ebenfalls den Geſang zu verallgemeinen und zu vervollkommnen zum Zwecke hatten. Noch größern Einfluß auf die Vervollkommnung des Geſanges hatten unſtreitig die Troubadours, Minneſänger und Meiſterſänger (ſ. d. Art.). Allein noch immer war auch bei ihnen blos der einfache Choralgeſang gebräuchlich. Endlich mußte aber auch dieſer dem umfangreichern eine eigene Epoche machenden Figuralgeſange weichen, der an Schulen der Meiſterſänger erfunden bald ſich nach allen Gegenden hin verbreitete. Doch erſt durch die Reformation erhielt der Geſang eine Ausbildung, die ihn endlich auf die Stufe der Vollkommenheit gebracht hat, auf welcher er ſich gegenwärtig befindet. Selbſt mit den Regeln der Tonkunſt vertraut und feſt überzeugt, daß Muſik und Geſang nirgends von erſprießlicherem Nutzen und von größerer Wirkſamkeit ſeien, als beim Gottesdienſte, waren Luther und die Reformatoren raſtlos thätig den Geſang nicht nur bei jeder kirchlichen Handlung einzuführen, ſondern auch in allen öffentlichen Schulen denſelben zu einem weſentlichen Zweige des Jugendunterrichts zu machen. Wie vollkommen ihm ſein Streben gelang und wie namentlich der Choral- und Figuralgeſang theils durch ſeine eigenen Compoſitionen, theils durch ſeine unmittelbare Anregung zum Studium der Muſik ausgebildet und vervollkommnet wurden, iſt zu ſehr bekannt, als daß es nöthig wäre hier es noch weiter aus einander zuſetzen. Ganz beſonders aber förderte die Liebe zum Geſange und der Gebrauch deſſelben ſelbſt unter dem Volke die Einführung von Geſangbüchern, als Sammlungen geiſtlicher Lieder zum Gebrauch beim Gottesdienſt (ſ. Kirchenlied). Eine andere Art von Geſangſchulen, aber ebenfalls nicht minder heilſam wirkend auf die Vervollkommnung deſſelben, und vorzüglich auf den leichtern, gefälligern, opernartigen Styl deſſelben, waren zu derſelben Zeit die vorzüglich in Italien entſtandenen Conſervatorien (ſ. d. Art.), denen es auch zu verdanken iſt, daß die in Italien entſtandene Opernmuſik und durch dieſelbe der Operngeſang in andere Länder überging und daſelbſt endlich zu gleicher Vollkommenheit gebracht worden iſt, wie in dem Mutterlande. Eng an dieſe Conſervatorien aber ſchließen ſich ähnliche Einrichtungen neuerer Zeit, namentlich die ſogenannten Singakademien, öffentliche Übungsinſtitute für Liebhaber des Geſanges. Vorzugsweiſe unter dieſem Namen bekannt iſt der 1789 von Faſch in Berlin geſtiftete und vom Profeſſor Zelter erweiterte Verein von Sängern und Sängerinnen, deſſen treffliche Schulen ſich um

S. oder der Geſang iſt ſo alt als der Menſch ſelbſt, wenigſtens ſo alt als die Sprache und entſtand auch aus einem gemeinſchaftlichen Keime; ja es mußte bei dem Urmenſchen gewiß erſt eine Sprache durch Empfindungslaute entſtehen, ehe es ihm einfallen konnte, durch eine gewiſſe Articulation derſelben auf die Vorſtellung ſeines Mitmenſchen zu wirken. Eine ſolche affectvolle Sprache nun, in der ſich die Empfindungslaute ſo charakteriſtiſch als möglich auszeichneten und deren Ausdruck durch körperliche Bewegungen oder Geſtikulationen oder ſtarke Accente unterſtützt wurde, war der Geſang; denn in ſeinem Entſtehen war der Geſang gewiß nichts Anderes als jener innere Drang, Empfindungen durch leidenſchaftliche Töne auszudrücken, und auch jetzt noch, bei der Vollkommenheit, die er in unſeren Zeiten erhalten hat, waltet die nämliche Abſicht vor. Er iſt an und für ſich betrachtet bloßer Ausdruck der Empfindungen, d. h. die Töne, aus denen er beſteht, haben eine gewiſſe beſtimmte Übereinſtimmung oder Ähnlichkeit mit der Natur der auszudrückenden Empfindungen. Da aber deßhalb durch den Geſang beſſer als durch irgend ein Inſtrument jede Empfindung der menſchlichen Natur wiedergegeben werden kann, ſo daß das Innerſte der Zuhörer ergriffen und das Gefühl derſelben mit denſelben Empfindungen erfüllt wird, als deren Frucht der Geſang erſcheint, ſo liegt es klar vor, daß er der wichtigſte Theil in der Muſik iſt. Wohl zu unterſcheiden iſt jedoch hier der natürliche und der künſtliche Geſang. Bei dem erſtern drückt der Sänger ſeine Gefühle ſo aus, wie er gerade geſtimmt iſt; bei dem zweiten dagegen wird der natürliche Geſang vervollkommnet und zu einem Producte der Kunſt geſtaltet. Zu einem ſolchen Geſange aber in materieller Hinſicht ſind die Haupterforderniſſe: 1) eine gute Stimme (d. i. ein heller, ſtarker und gleicher Ton), die außerdem aber noch biegſam und umfangreich ſein muß; 2) vollkommene Kenntniß der Noten, ſo wie aller zur Tonſchrift gehörigen Zeichen; 3) Fertigkeit, die Intervallen ſicher und völlig rein zu intoniren; 4) richtiges Tactgefühl; 5) richtige und deutliche Ausſprache der zu ſingenden Wörter, ſo wie richtige Vereinigung derſelben mit den dazu gehörigen Tönen; 6) ein guter Vortrag, d. i. eine den in dem Geſange auszudrückenden Empfindungen angemeſſene Behandlung der Töne und eine geniale Anwendung aller Mittel, wodurch der Ausdruck verſtärkt und verſchönert werden kann. Einen Geſang nun auf eine allen dieſen Anforderungen entſprechende Weiſe vorzutragen, lehrt die Singkunſt. Um aber die Stimme, die ſich zum Geſange qualificirt (Singſtimme) nach den Regeln und Geſetzen der Singkunſt zu bilden und zu vervollkommnen iſt Singunterricht (Geſangunterricht) nöthig, der entweder zum Privat- oder zum öffentlichen Unterrichte wird. Jenen ertheilen namentlich Sing- oder Geſanglehrer privatim, dieſer wird in Singſchulen ertheilt. — Schon in den früheſten Zeiten finden wir Anſtalten, die als die erſten Anfänge unſerer Singſchulen betrachtet werden können, theils weil der Geſang ſchon damals Bedürfniß des Herzens war, theils und vorzüglich weil er dem Dienſte der Religion geweiht war und für eins der beſten moraliſchen Bildungsmittel der Völker galt; dabei gab es zwar auch Inſtrumentalbegleitung, Tanz und andere körperliche Bewegungen, aber doch blieb der Geſang ſtets die Hauptſache, wogegen jene nur dazu dienten, dieſem mehr Intereſſe zu verſchaffen und den damit verbundenen Zweck zu veredeln. So wurden ſchon im alten Ägypten die Kinder von ihrer früheſten Jugend an in Geſang und Muſik unterrichtet; ſo waren bei den Hebräern Samuel's Prophetenſchulen nichts Anderes als Inſtitute zur Erlernung der Muſik, Dichtkunſt und des Geſanges. Weit mehr vervollkommnet war aber der Geſangunterricht ſchon bei den alten Griechen. Es gab bei ihnen ſchon in den älteſten Zeiten Sängerſchulen, in denen man eigene Geiſtesproducte oder die älterer Dichter in einfachem Geſange vortrug und dadurch Luſt und Liebe zur Dichtkunſt und zum Geſange erweckt und genährt wurde. Mit den Reichthümern Griechenlands kam dann der Geſang nach Rom,

fand aber daſelbſt nur Liebhaber, keine Meiſter. Auch den celtiſchen und germaniſchen Völkerſchaften blieb der Geſang nicht fremd und die Zöglinge der Prieſter erhielten ſchon von ihrer früheſten Jugend an neben dem Religionsunterrichte auch Geſangunterricht, um bei den Opfern zu Ehren ihrer Götter zu ſingen. Noch aber war all dieſer Unterricht und dadurch der Geſang ſelbſt unvollkommen; erſt mit dem Emporkommen des Chriſtenthums hob eine neue Epoche an. Bald erkannte man den Werth des Kirchengeſangs und bald hatte auch eine jede chriſtliche Gemeinde eine Schule, in der Knaben und Jünglinge im Geſange unterrichtet wurden, um bei kirchlichen Feierlichkeiten als Vorſänger die frommen Lieder anzuſtimmen. Eigentliche Pflanzſchulen des Geſanges aber entſtanden erſt zwiſchen 314 und 335 durch die Thätigkeit des Papſtes Sylveſter in Rom, während Ambroſius und Chryſoſtomus wenig ſpäter ſich ebenfalls große Verdienſte um den Geſang erwarben. Verbeſſerer und Erweiterer dieſer Schulen ward Papſt Gregor der Große (590—604), ja dieſer ſchickte ſogar Zöglinge ſeiner Singſchulen nach England, durch welche auch in dieſem Lande nun nicht nur der Geſang verbreitet, ſondern auch Singſchulen geſtiftet wurden. Daſſelbe that auch Karl der Große in Frankreich und Deutſchland. Seine nach Rom geſchickten und dort unterrichteten Sänger ſtifteten nach ihrer Rückkehr in faſt allen namhaften Städten gleiche Inſtitute; ja ſchon von Pipin's Zeiten an fanden ſich ſtets beim Hofe ordentliche Kapellen, die unter der Oberaufſicht eines Muſikmeiſters ſtanden und die ebenfalls den Geſang zu verallgemeinen und zu vervollkommnen zum Zwecke hatten. Noch größern Einfluß auf die Vervollkommnung des Geſanges hatten unſtreitig die Troubadours, Minneſänger und Meiſterſänger (ſ. d. Art.). Allein noch immer war auch bei ihnen blos der einfache Choralgeſang gebräuchlich. Endlich mußte aber auch dieſer dem umfangreichern eine eigene Epoche machenden Figuralgeſange weichen, der an Schulen der Meiſterſänger erfunden bald ſich nach allen Gegenden hin verbreitete. Doch erſt durch die Reformation erhielt der Geſang eine Ausbildung, die ihn endlich auf die Stufe der Vollkommenheit gebracht hat, auf welcher er ſich gegenwärtig befindet. Selbſt mit den Regeln der Tonkunſt vertraut und feſt überzeugt, daß Muſik und Geſang nirgends von erſprießlicherem Nutzen und von größerer Wirkſamkeit ſeien, als beim Gottesdienſte, waren Luther und die Reformatoren raſtlos thätig den Geſang nicht nur bei jeder kirchlichen Handlung einzuführen, ſondern auch in allen öffentlichen Schulen denſelben zu einem weſentlichen Zweige des Jugendunterrichts zu machen. Wie vollkommen ihm ſein Streben gelang und wie namentlich der Choral- und Figuralgeſang theils durch ſeine eigenen Compoſitionen, theils durch ſeine unmittelbare Anregung zum Studium der Muſik ausgebildet und vervollkommnet wurden, iſt zu ſehr bekannt, als daß es nöthig wäre hier es noch weiter aus einander zuſetzen. Ganz beſonders aber förderte die Liebe zum Geſange und der Gebrauch deſſelben ſelbſt unter dem Volke die Einführung von Geſangbüchern, als Sammlungen geiſtlicher Lieder zum Gebrauch beim Gottesdienſt (ſ. Kirchenlied). Eine andere Art von Geſangſchulen, aber ebenfalls nicht minder heilſam wirkend auf die Vervollkommnung deſſelben, und vorzüglich auf den leichtern, gefälligern, opernartigen Styl deſſelben, waren zu derſelben Zeit die vorzüglich in Italien entſtandenen Conſervatorien (ſ. d. Art.), denen es auch zu verdanken iſt, daß die in Italien entſtandene Opernmuſik und durch dieſelbe der Operngeſang in andere Länder überging und daſelbſt endlich zu gleicher Vollkommenheit gebracht worden iſt, wie in dem Mutterlande. Eng an dieſe Conſervatorien aber ſchließen ſich ähnliche Einrichtungen neuerer Zeit, namentlich die ſogenannten Singakademien, öffentliche Übungsinſtitute für Liebhaber des Geſanges. Vorzugsweiſe unter dieſem Namen bekannt iſt der 1789 von Faſch in Berlin geſtiftete und vom Profeſſor Zelter erweiterte Verein von Sängern und Sängerinnen, deſſen treffliche Schulen ſich um

die Tonkunſt in Deutſchland unendliches Verdienſt erworben haben und nach deſſen Beiſpiele an vielen anderen Orten ähnliche Anſtalten geſtiftet wurden, namentlich in Wien, Dresden, Leipzig, Hamburg und Zürich. Noch wohlthätiger wirkten die ſeit nicht ganz einem Jahrzehent faſt in allen nur einigermaßen bedeutenden Städten Deutſchlands gebräuchlich gewordenen Singvereine, von denen noch jetzt die meiſten dieſer Inſtitute in voller Blüthe ſtehen, die Liebe zur Muſik und den Geſchmack an derſelben ſelbſt unter den niederen Volksclaſſen geweckt haben und die erfreuliche Hoffnung gewähren, hierdurch für das ganze deutſche Volk ein wahres Bildungsmittel erſchaffen zu haben. — Bei der großen Ausbildung aber, den der Geſang ſeit Jahrhunderten nach und nach unter verſchiedenen Völkern und in verſchiedenen Ländern erhalten hat, bei der Verſchiedenheit dieſer Völker unter einander, hinſichtlich ihres Charakters, ihrer Stimmung, ihrer geiſtigen Fähigkeiten, ihres Temperaments, und der Länder hinſichtlich ihrer Lage, ihres Klimas und ihrer phyſiſchen Beſchaffenheit überhaupt konnte es aber auch nicht fehlen, daß die Art und Weiſe, wie ſich der Geſang nach und nach vervollkommnete, höchſt verſchieden ſein und ſich jedesmal nach dem Charakter des Volkes bilden mußte. Dieſe verſchiedenen Arten des Geſanges, oder die verſchiedenen Arten des Vortrags bei demſelben, ſind nun die verſchiedenen Singmethoden, von denen man als die vorzüglichſten die italieniſche, die deutſche und die franzöſiſche unterſcheidet. Die älteſte und in mancher Beziehung auch die vollkommenſte unter allen dreien iſt die italieniſche. Grund davon iſt die Lage und das Klima Italiens ſo wie der Charakter und die Sprache ſeiner Einwohner. Von hoch aufſtrebenden Bergen umgeben und durchſchnitten, von einer reinen, geſunden Luft durchweht, mit den reizendſten Gegenden geſchmückt iſt wohl kein Land zur Erweckung der Liebe zum Geſange und zur Ausbildung deſſelben geſchickter als Italien. Dazu kommt, daß gewiß kein Volk ſo reizbar und für alle Leidenſchaften ſo empfänglich iſt, als die Italiener, und daß keine Sprache in der Welt ſo reich, fließend, biegſam, harmoniſch und klangreich iſt, als die italieniſche; und daher kam es, daß in Italien unter allen anderen Ländern zuerſt der Geſang zu einem beſondern Unterrichtszweige erhoben und dadurch eine eigenthümliche Methode im Singen begründet wurde. Noch bis auf die gegenwärtigen Zeiten ſind die Italiener demſelben treu geblieben und eine faſt zur Vollkommenheit gebrachte Ausbildung der Tonwerkzeuge und der Kehle, die oft zur Bewunderung hinreißende Verbindung der einzelnen Töne zu einem Ganzen, ohne die Einzelnheiten zu vernachläſſigen (portamento di voce), vollkommene Reinheit in der Ausſprache beim S., ſo wie endlich ein vollendeter Vortrag des Recitativs, ſind namentlich die Vorzüge, in denen ſich die italieniſche Singmethode vor allen übrigen auszeichnet. Zwar finden ſich im italieniſchen Geſange Verzierungen und Künſteleien, die ſtreng genommen der gediegenen Muſik fremd bleiben müſſen, allein gerade dadurch unterſcheidet er ſich auf eine charakteriſtiſche Weiſe von der deutſchen und anderen Singmethoden und beweiſt, daß nur Italien das Land der vollendeten Kunſt iſt. Ganz anders dagegen geſtaltet ſich die deutſche Singmethode; ſie iſt das Abbild des deutſchen Charakters, deſſen Haupteigenſchaften Ernſt, Feſtigkeit und Beſtimmtheit ſind. Daher iſt auch, ſtatt daß der italieniſche Tonkünſtler ſeine Hauptſtärke in der Opernmuſik hat, der Deutſchen faſt ausſchließliches Eigenthum die ernſte, würdevolle Fuge, deren ſtreng abgemeſſene Töne das Innerſte des Herzens ergreifen und in erhabener Majeſtät der Deutſchen Streben nach Wiſſenſchaftlichkeit beurkunden. Zwar wirft man der deutſchen Singmethode Härte, Unbiegſamkeit und Undeutlichkeit in der Ausſprache vor, indeß läßt ſich die erſtere dadurch entſchuldigen, daß urſprünglich in Deutſchland der Geſang nur für den Gottesdienſt beſtimmt war und dadurch bereits einen härtern Charakter annehmen mußte, und die letztere widerlegt ſich ſchon dadurch, daß auch in unſerm Vaterlande genug Künſtler exiſtirten und

noch exiſtiren, denen es durch erhöhte Kraftanſtrengung und fleißige Übung gelang die Worte unſerer allerdings etwas ſchwerfälligen und harten Sprache beim Geſange ebenſo deutlich zu accentuiren, wie die Italiener. Bei der franzöſiſchen Singmethode jedoch iſt ebenfalls der Einfluß zu erkennen, den die Sprache und der Volkscharakter überhaupt auf den Geſang haben muß. Der Franzoſe will ſprechen und nicht ſingen, wenn er aber ſingt, nicht durch ſeinen Geſang, ſondern durch den witzigen Inhalt und die treffenden Worte ſeines Geſanges Effect machen. Eine gewiſſe Unnatürlichkeit, Gezwungenheit und Undeutlichkeit in der Ausſprache, welche vorzüglich durch das viele Verſchlucken der Endſylben in der franzöſiſchen Sprache unvermeidlich wird, ſind daher die Haupteigenſchaften der franzöſiſchen Singmethode. Am wenigſten bemerkbar ſind dieſe Mängel noch in der einfachen Nationalromanze. Vergl. die Artt. Muſik und Muſikfeſte. Als vorzügliche Schriften über Singen, Singkunſt ꝛc. ſind zu nennen: Hiller, „Anweiſung zum muſikaliſch richtigen Geſang" (3. Aufl. Leipz. 1809); „Fori, „Anleitung zur Singekunſt", mit Erläuterungen und Zuſätzen von J. F. Agricola (Berl. 1757); Righini, „Übungen, um ſich in der Kunſt des Geſanges zu vervollkommnen" (Leipz. 1804); Fröhlich, „Singſchule" (Bonn 1815); Natorp, „Anweiſung zur Unterweiſung im Singen für Lehrer in Volksſchulen" (3. Aufl. Duisburg 1818); Wachsmann, „Praktiſche Singſchule für Lehrer und Schüler" (Magdeb. 1822); Marx „Die Kunſt des Geſanges" (Berl. 1826. 4.) 20.

Singſpiel, ſ. Oper und Melodrama.

Singvögel, ſ. Vögel.

Sinigaglia (das alte Sena Gallica, 43° 43′ 16″ N. Br., 30° 51′ 50″ L.), See- und Handelsſtadt am adriatiſchen Meere, im Kirchenſtaate gelegen und zur Delegation Peſaro gehörig, Sitz eines Biſchofs, iſt mit Wällen und Mauern umgeben, ziemlich ſchlecht und unregelmäßig gebaut, hat ein Caſtell und einen kleinen Hafen, von der Mira gebildet, die hier ins Meer mündet, 1 altes Schloß, 4 Kirchen, 6 Klöſter (5 Mönchs- und 1 Nonnenkloſter), 1 Oratorium der weltlichen Prieſter S. Filippo Neri, 1 Münze, 1 Theater und 8000 Einwohner, die ſich vom Handel, von der Fiſcherei und Landwirthſchaft nähren, und hält jährlich im Juli eine Meſſe, die man als die größte in Italien und als eine der vorzüglichſten und beſuchteſten Europas betrachtet; denn es kommen nicht allein Kaufleute aus Italien, ſondern auch aus England, Frankreich, der Schweiz und aus dem Archipelagus dorthin. Die Hauptgeſchäfte werden in Getreide, Hanf, Seide und deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Fabrikaten gemacht. 1818 liefen zur Meſſe im Hafen 231 Schiffe ein; die Zahl der Buden war 402, ohne die Reſervemagazine und kleinen Krämerſtände. 71.

Sinkwerk, im Öſtreichiſchen Sulzenwerk, Wehre, nennt man bei Salzwerken die ins Steinſalz gehauenen Weiterungen, die man mit ſüßem Waſſer erfüllt, damit es Soole werde. Außerdem nennt man beim Brunnenweſen eine beſondere Art, die Brunnen auszumauern, insbeſondere Sinkwerk. 26.

Sinn, lat. sensus; fr. sens; engl. sense, iſt im Allgemeinen das Vermögen von etwas Äußerem erregt zu werden und daſſelbe zu Anſchauung und Erkenntniß zu bringen. In ſofern aber durch dieſes Äußere entweder die körperliche Empfindung erregt wird, oder nur der Geiſt Eindrücke erhält, unterſcheidet man den äußern von dem innern Sinne. Letzterer begreift ſonach die ganze Lebensthätigkeit des Geiſtes, welche ſich in verſchiedenen Äußerungen kund thut, und iſt alſo das Bewußtſein von dem Zuſtande deſſelben und ſeinen Veränderungen; erſterer hingegen erſcheint in 5 verſchiedenen Arten, welche man vorzugsweiſe die Sinne nennt und welche durch beſondere Organe das Individuum mit der Außenwelt in Berührung ſetzen: Gefühl, Geſicht, Geruch, Geſchmack, Gehör (ſ. d. Artt.). Wie dieſelben dieſe Verbindung vermitteln, iſt zwar mechaniſch nachgewieſen, in ſeinem

Urgrunde aber noch nicht erforſcht und dürfte ſich wohl immer der menſchlichen Erkenntniß entziehen (vergl. Empfindung, Wahrnehmung). — Angewendet auf beſondere geiſtige Verhältniſſe verſteht man unter S. die Fähigkeit von Etwas ergriffen und beſtimmt zu werden und ſpricht daher von einem S. für das Schöne, Wahre, Gute, für Kunſt, Wiſſenſchaft ꝛc. — In paſſiver Hinſicht iſt S. ſo viel als Verſtändlichkeit oder Beſchaffenheit irgend eines Gedankens ꝛc. von dem Geiſte richtig aufgefaßt zu werden. 9.

Sinnbild, ſ. Allegorie, Attribut, Emblem.

Sinngedicht, ſ. Epigramm.

Sinnlichkeit, lat. sensualitas; franz. sensualité; engl. sensuality, iſt überhaupt die Geſammtheit der Sinne und wird als ſolche in der Pſychologie für die erſte Grundlage aller Erkenntniß angeſehen; im Beſondern aber bezeichnet man damit die Erregbarkeit der äußeren Sinne und der dadurch veranlaßten Neigungen und Triebe, ſich durch angenehme Reizung derſelben zu ergötzen. Letztere Bedeutung iſt die im gemeinen Leben gewöhnlichſte und auf ſie beziehen ſich alle religiöſen Vorſchriften gegen die S. und ihr angenommener Gegenſatz zur Tugend; denn wenn wir auch nicht umſonſt vom Schöpfer mit Neigung zu ſinnlichen Reizen begabt ſind und eine gänzliche Ertödtung des Fleiſches (wie die S. bibliſch oft bezeichnet wird) gewiß dem Willen deſſelben gänzlich widerſpricht; ſo werden die ſinnlichen Triebe in dem Menſchen doch leicht zu übermächtig und bilden auch nach der Erfahrung die Grundlagen aller Sünden. 9.

Sinnpflanze, ſ. Mimoſen.

Sintenis (Chriſtian Friedrich), ein bekannter deutſcher Schriftſteller, wurde am 12. März 1750 zu Zerbſt, wo ſein Vater Conſiſtorialrath und Superintendent war, geboren und nach zurückgelegten Univerſitätsſtudien 1774 als Prediger zu Bornum im Zerbſtiſchen, 1777 als Diakonus in Zerbſt und 1791 als Profeſſor der Theologie und Metaphyſik an dem Geſammtgymnaſium von Anhalt angeſtellt und ſtarb daſelbſt am 31. Jan. 1820 als Conſiſtorial- und Kirchenrath, ſo wie als Hauptpaſtor an der Dreifaltigkeitskirche. Als Schriftſteller hat er ſich durch Herausgabe vieler Romane, Predigtſammlungen, Erbauungsbücher und anderer Schriften religiöſen, moraliſchen und pädagogiſchen Inhalts, deren Zahl ſich auf 50 beläuft, bekannt gemacht und darin nicht ſowohl neue und eigenthümliche Ideen niedergelegt, als vielmehr den durch die Richtung des Zeitalters ihm gebotenen geiſtigen Stoff verarbeitet. Unter ſeinen Romanen erlangten „Hallo's glücklicher Abend", ein Regentenſpiegel, und die pädagogiſche Volksſchrift: „Vater Roderich unter ſeinen Kindern" den meiſten Ruf, welcher in geringerem Grade der ſentimentalen Schrift: „Robert und Eliſa oder die Freuden der höheren Liebe" zu Theil wurde. In ſeinen vielgeleſenen religiös-moraliſchen Unterhaltungsſchriften („Menſchenfreuden", „Elpizon oder über die Fortdauer nach dem Tode", „Stunden für die Ewigkeit gelebt", „Der Menſch im Umkreiſe ſeiner Pflichten", „Sonntagsbuch", „Piſtevon oder über das Daſein Gottes", „Oswald oder mein letzter Glaube") behandelte er die Glaubens-, Pflichten- und Glückſeligkeitslehren für den ſchlichten Menſchenverſtand in einer bisweilen ſonderbaren und ſchwülſtigen Sprache, trug aber Vieles zur Verbreitung klarerer Anſichten über die wichtigſten Angelegenheiten des Menſchen bei. — Karl Heinrich S., ſein älterer Bruder, geb. 1744, wurde 1771 Rector in Torgau und 1783 in Zittau, 1798 von da entlaſſen und lebte ſeitdem in Zerbſt als Privatgelehrter, wo er 1816 ſtarb. Er iſt der Verfaſſer vieler nützlichen Schulbücher. — Johann Chriſtian Sigmund S., der zweite Bruder, geb. 1752, wurde 1785 Paſtor in Dornburg und 1794 Amtsprediger zu Roslau im Zerbſtiſchen. Unter mehreren moraliſchen Romanen, die er ſchrieb, gelangte der, „Väterlicher Rath an meine Tochter ꝛc.", zu dem ausgebreitetſten Rufe. 81.

Sinter, Roſt, Guhr, Ausblühung ſind bergmänniſch-mineraliſche Bezeichnungen für einige neue Erzeugniſſe in den leeren Räumen der Grubengebäude. **Sinter** ſind Niederſchläge einiger Materien, die in dem Waſſer, aus dem ſie ſich ausſchieden, chemiſch aufgelöſt waren, z. B. Kalkſinter, Hornſinter ꝛc. — **Guhren** ſind Steinniederſchläge aus Flüſſigkeiten, die ſie mechaniſch aufgelöſt enthalten. Sie quellen dick und oft ſchmierig aus den Klüften und Riſſen der Geſteine hervor und ſammeln ſich wie die Sinter in Fäden, Zapfen, ſcheibenförmigen Haufen und in ganzen Schalen an den Förſten und Wänden der betreffenden Räume. — **Roſt** iſt eine Bildung von feſtwerdender Geſteinmaſſe, wenn ſie auch noch ſo dünn iſt, die mehrere einzelne Stücke, welche in jenen Räumen frei umherliegen, mit einander verkittet und die größtentheils durch Zerſetzung dieſer Körper entſtanden iſt. So erſcheint das Eiſenoxydhydrat häufig als Roſt von Geſteinen, welche Kies enthalten. — **Ausblühungen, Efflorescenzen**, ſind ſalzartige Abſcheidungen auf den Oberflächen der Geſteine, welche durch Verflüchtigung des Waſſers entſtehen, in dem dieſe Salze aufgelöſt waren und in welches dieſelben durch Zerſetzung deſſelben Geſteines, auf deſſen Oberfläche ſie ſich befinden, gekommen ſind, z. B. das Haarſalz, Alaunſalz ꝛc. 76.

Sinto-religion, ſ. Tinto.

Sinus nennt man in der Trigonometrie die Hälfte der Chorde, welche in einem gegebenen oder beliebig angenommenen Kreiſe einen Bogen umſpannt, der das Doppelte desjenigen Bogens iſt, welcher den Winkel mißt. Der Name ſoll entſtanden ſein, indem man, da die Chorden der Bogen inscriptae heißen, ihre Hälften semisses inscriptarum genannt und dieſes abgekürzt S. ins. geſchrieben habe. S. naturalis iſt die durch den Halbmeſſer als Einheit in der Geſtalt einer gebrochenen Zahl dargeſtellte Linie; S. artificialis iſt der Logarithmus dieſer Zahlgröße; S. rectus iſt die Benennung dieſer Linie in Beziehung auf den Abſchnitt des einen Halbmeſſers zwiſchen dem S. und dem Kreisbogen, welcher S. versus heißt. Cosinus iſt der S. und Cosinus versus der S. versus des Complementwinkels. — Da nun der Durchmeſſer des Kreiſes ſeine größte Chorde iſt, ſo iſt auch der Halbmeſſer die größte halbe Chorde; d. h. der S. des rechten Winkels iſt größer als der zu demſelben Halbmeſſer gehörige S. irgend eines andern Winkels. Die S. der ſchiefen Winkel können alſo als Theile des S. des rechten Winkels angeſehen werden; daher heißt dieſer gewöhnlich der ganze S. (S. totus) und wird als die Einheit betrachtet, in deren Theilen die S. der übrigen Winkel durch ächte Brüche genau oder innerhalb gewiſſer Grenzen genähert ausgedrückt werden. Die Einführung des S. in den trigonometriſchen Calcul hat man wahrſcheinlich den arabiſchen Mathematikern zu verdanken. Die erſte Anweiſung davon findet man in dem zu Nürnberg 1537 und zu Bologna 1645 nach der von Plato Tiburtinus im XII. Jahrh. verfertigten lateiniſchen Überſetzung gedruckten Werke „De motu“ oder „De scientia stellarum“ des Muhammed Al Batani (ſ. d. Art.). Dadurch erlangte man die Vortheile, daß man der Mühe, die gegebenen Winkel zu verdoppeln und die in der Chordentafel gefundene zu halbiren, überhoben ward und daß die Tafel, welche vorher auf einen Halbkreis ausgedehnt werden mußte, nun auf einen Quadranten eingeſchränkt wurde. Von den vorhandenen Sinustafeln ſind zu empfehlen: Vega's „Logarithm.-trigonometriſche Tafeln" (Leipz. 1814. 2 Bde. 3. Aufl.); v. Praſſe's „Logarithmiſche Tafeln" (Leipz. 1825.). 40.

Sipahi's, Spahi's, iſt der allgemeine Name der regulairen und beſoldeten Reiterei der Türken, welche in Kapikuli-Sipahi und Timari-Sipahi eingetheilt werden. Die erſteren, welches die beſten ſind, bilden ein aus 6 Horden beſtehendes Corps von 12000 Mann und werden aus der Reichscaſſe beſoldet. Die meiſten erhalten täglich 19 Aſper oder ungefähr 3 gGr.; denjenigen, welche ſich durch rühmliche Thaten auszeichnen, wird der Sold erhöhet, ſo daß er zuweilen bis

100 Aſper ſteigt. Gemeiniglich wird die Löhnung halbjährig gezahlt. Dieſe Claſſe theilt ſich wieder in zwei Claſſen, nämlich: die Silhadari-Sipahi und Sipahi-Oglani, von denen letztere den erſteren zu Knechten dienen, übrigens aber im Felde gleichen Dienſt haben und gleichförmig bewaffnet ſind. Dieſe auch im Frieden beſtehenden Reiter führen eine gelbe Fahne; 4 andere ähnliche Corps, welche bisweilen in Kriegszeiten zuſammengebracht werden, ſind weniger geübt und unterſcheiden ſich durch die verſchiedenen Farben ihrer Kleidung. Die Timari-Sipahi, welche von den Paſchen geſtellt werden müſſen, ſind auf 132000 Mann angeſchlagen, erſcheinen aber gewöhnlich in weit geringerer Zahl. Dieſe ſind unter Allen die ſchlechteſten; doch ſind auch die Beſten tief unter den Ruhm herabgeſunken, den ſich dieſe Reiterei in jener Zeit erwarb, wo die Kriegskunſt noch auf einer niedrigern Stufe ſtand. Sie ſind bewaffnet mit Säbel, Carabiner und Piſtolen, Viele, beſonders die Aſiaten, haben aber auch nur Lanzen, Bogen und Pfeile. Ihr Befehlshaber iſt der Sipahilar-Aga, welcher in einem hohen Anſehn ſteht und in Kriegszeiten Sitz und Stimme im Divan hat. Im Kriege werden demſelben noch 14 Unteraga's zugeordnet. — Ebenſo, nach engliſcher Schreibart Sepoys, Seapoys, heißt in Oſtindien die aus Landeseingebornen gebildete Infanterie, welche nur mit kurzen leichten Beinkleidern, einem weißkattunenen Leibchen, mit einer rothen Jacke darüber, einer Turban ähnlichen Mütze und Babuſchen bekleidet und mit Flinte nnd Säbel bewaffnet ſind, aber trotz ihrer geringern Brauchbarkeit eine größere Anzahl europäiſcher Soldaten unnöthig machen und in den Kriegen mit den Mahratten und Birmanen gute Dienſte geleiſtet haben. Jetzt beträgt ihre Zahl über 200000 Mann, die aber wegen des Kaſtenunterſchieds und vieler religiöſen Gebräuche ganz eigenthümlich behandelt werden müſſen, obwohl die Engländer es verſtanden haben, ihnen für ihren Kriegsdienſt einen gewiſſen Stolz beizubringen. 61. 30.

Sippſchaft (vom altdeutſchen Sip, Stamm), iſt ſ. v. a. Stammgleichheit, Blutsverwandtſchaft. Im gemeinen Leben pflegt man das Wort wohl verächtlich für üble Genoſſenſchaft zu brauchen; doch hat Oken es wieder in die Claſſification der Naturwiſſenſchaft als Gattungsbegriff eingeführt. 9.

Sirach iſt ein apokryphiſches Buch des A. T. überſchrieben, das nur noch in griechiſcher Sprache vorhanden nach dem Muſter der ſalomoniſchen Sprüche in einer großen Anzahl trefflicher philoſophiſcher Denkſprüche Tugend und Frömmigkeit und einen feſten Glauben an eine gerechte Vergeltung empfiehlt. Über ſeinen Urſprung berichtet uns das Buch ſelbſt (c. 50, 27), daß Jeſus, der Sohn Sirach's, aus Jeruſalem ſie geſchrieben (um 200 v. Chr.) und (c. 1, 1 ff.) deſſen Enkel um 131 v. Chr. ſie aus dem Hebräiſchen ins Griechiſche überſetzt habe. Vergl. Bretſchneider „Liber Jesu Siracidae graece perpetuis annotationibus illustratus“ (Regensb. 1806). 23.

Sirenen waren nach Homer (Od. 12, 30—46) reizende Götterjungfrauen, die am Ufer des Meeres auf einer blumigen Wieſe ſitzend durch ihren lieblich tönenden Geſang die Vorübergehenden an ſich lockten und die ſo Bezauberten tödteten; um ſie herum lagen viele Gebeine ermordeter Menſchen. Sie wohnten auf den 3 kleinen Inſeln an der Südküſte Campaniens an dem Vorgebirge der Minerva, die man Sirenuſä nannte. Das Schickſal hatte ihnen vergönnt, ſo lange zu leben, bis einer vorüberſegeln würde, ohne von ihrem Geſange gelockt zu werden; daher ſie ſich in das Meer ſtürzten, als Ulyſſes, von der Circe ſchon vorher gewarnt, ſeinen Genoſſen die Ohren mit Wachs verklebte, ſich ſelbſt an den Maſtbaum binden ließ und ſo der Gefahr entrann. Nach einer andern Mythe ſollen ſchon die Argonauten vorbeigefahren ſein, ohne ſich von ihrem Geſange bethören zu laſſen, da Orpheus durch ſeine Lyra die Lockung der S. zu nichte machte. Spätere erzählen, daß ſie anfangs als Nymphen zum Gefolge der Proſerpina gehörten und,

um ihrer geraubten Gebieterin ſchneller nachfolgen zu können, in halbe Vögel verwandelt wurden. Als ihre Eltern nennt man den Flußgott Achelous und Sterope, Amythaon's Tochter, oder die Muſe Melpomene; nach Anderen entſprangen ſie aus dem Blute, welches vom zerbrochenen Horne des Achelous im Kampfe mit Hercules auf die Erde floß; daher ſie vom Euripides Töchter der Erde genannt werden. Die Idee zu den S. mag vielleicht aus der Beobachtung der harmoniſchen Muſik entſtanden ſein, welche gemäßigter Sturm und Brandung an den Meeresküſten bewirken; erſt Spätere verliehen ihnen die Flügel, um den Schwung ihrer Begeiſterung anzudeuten. 11.

Siricius, römiſcher Biſchof von 384—398, Nachfolger des Damaſus, verbot in einem Briefe an den Biſchoff Himerius von Tarrago, bei Strafe der Amtsentſetzung, den Biſchöfen, Presbytern und Diakonen die Ehe und ſogar den Beiſchlaf mit den rechtmäßigen Frauen, die ſie ſchon hatten. Seinen hierarchiſchen Sinn bewies er auch dadurch, daß er den römiſchen Aſketen Jovinianus wegen ſeiner Behauptung, daß Faſten, jungfräulicher Stand und ehrbares eheliches Leben vor Gott gleich ſei, aus der Kirche verſtieß. Eine Sammlung ſeiner kirchlichen Verordnungen findet ſich in den pſeudoiſidoriſchen Decretalen. 63.

Sirius (Canicula, Σείριος), ein Fixſtern erſter Größe, am Maule des großen Hundes, der ſchönſte Stern des ganzen Himmels, ſteht auf der Linie, welche durch die drei Sterne im Gürtel des Orion links nach dem Horizonte hinabwärts gezogen wird. Man hält ihn für den nächſten Fixſtern nach der Sonne, obwohl er aller Wahrſcheinlichkeit nach über 4 Billionen Meilen von uns entfernt iſt. 13.

Sirocco heißt der heiße, austrocknende und außerordentlich ermattende Südoſtwind, welcher im Frühling und Herbſte gemeiniglich in Unteritalien weht, in ſeiner größten Heftigkeit meiſt nur 36 — 40 Stunden, gelinder aber oft 14 — 20 Tage lang anhält und Gras und andere Gewächſe verſengt. Man ſchützt ſich gegen ihn durch feſte Verſchließung der Fenſter und Thüren, die man außerdem noch oft mit feuchten Tüchern behängt. 30.

Sirventes, ſ. Provençaliſche Literatur.

Sismondi (Jean Charles Leonard Simonde de), einer der ausgezeichnetſten neueren Geſchichtſchreiber und Schriftſteller im Fache der Staatswirthſchaft, ſtammt aus einer altitalieniſchen Familie und wurde am 9. Mai 1773 zu Genf geboren, wo er auch ſeine wiſſenſchaftlichen Studien vollendete. Bei dem Umſturze der genfer Regierung (1792) floh er mit ſeinem Vater nach England, kehrte zwei Jahre ſpäter in ſeine Vaterſtadt zurück und wurde daſelbſt von dem Revolutionstribunale zu einjährigem Gefängniſſe und einer bedeutenden Geldſtrafe verurtheilt. Nach ſeiner Befreiung aus der Haft ging er mit ſeiner Familie nach Toscana, ward aber auch hier, anfangs von den Franzoſen als Ariſtokrat, und kurz darauf von den aufrühreriſchen Italienern als Franzoſe verhaftet, blieb bis 1800 in Gefangenſchaft, kehrte dann in ſeine Vaterſtadt zurück, übernahm hier die Verwaltung einiger Ämter und beſchäftigte ſich außerdem vorzüglich mit dem Studium der Geſchichte, Politik und Literatur. Im Geiſte der Frau von Staël, Benj. Conſtant's, Guizot's und Anderer wirkte er auch bildend auf die franzöſiſche Sprache und Literatur ein, indem er dem veralteten und ſteifen Charakter derſelben neuen Geiſt und friſches Leben einzuhauchen ſuchte. Aber noch in höherem Grade wurde ſein Ruhm durch die Bekanntmachung ſeiner hiſtoriſchen Schriften begründet, von denen zuerſt die „Histoire des républiques italiennes du moyen âge“ (Zür. 1807—1808. 1.—4. Bd.; 2. Aufl. Par. 1829, neueſte Ausg. Par. 1825—1826. 16 Bde.) erſchien. Dieſem folgten „Histoire de la renaissance de la liberté en Italié“ (Par. 1832. 2 Voll.); „Histoire des Français“ (Par. 1821 etc. 1.—21. Vol.) und „Histoire de la chute de l'empire romain et

du déclin de la civilisation de 250 à 1000“ (Par. 1825. 2. Bde; deutſch von Lindau, Leipz. 1836). Im Fache des geſchichtlichen Romans verſuchte er ſich in „Julia Sévéra ou l'an 492“ (Par. 1822. 12. 3 Bde.; deutſch von M. Müller. 2 Bde. Leipz. 1822) und für die Literaturgeſchichte lieferte er das wichtige Werk „De la littérature du midi de l'Europe“ (Par. 1813. 3. Aufl. 1829. 4 Bde.; deutſch von B. Hain, Leipz. 1815. 2 Bde.). Zu ſeinen früheren Schriften im Fache der Staatswirthſchaft gehören: „De la richesse commerciale, ou principes d'économie politique appliquée à la législation du commerce“ (Genf 1803. 2 Bde.) und ſpäter die „Nouveaux principes de l'économie politique“ (Par. 1819. 2 Bde.; neue Aufl. 1827). Auch redigirt er noch gegenwärtig mit Blanqui und Anderen ein Journal für Nationalökonomie und ſpricht in Bezug auf Politik, in der er zu den gemäßigten Liberalen gehört, ſeine Anſichten in den Journalen „Revue encyclopédique“; Revue universelle“ und „Bibliothèque universelle“ ꝛc. aus. Außer mehreren kleineren politiſchen Schriften ſchrieb er den „Examen de la constitution“ (Par. 1815), worin er ſich für die Annahme von Napoleon's Zuſatzacte erklärte, deſſen Orden der Ehrenlegion er aber gleichwohl ausſchlug. Sein neueſtes Werk ſind die „Etudes sur les sciences sociales“ (Par. 1836). Obgleich das geſchichtliche Quellenſtudium S.'s nicht umfaſſend und gründlich genug, beſonders bei der verwickelten und ſchwierigen Geſchichte des italieniſchen Mittelalters, genannt werden kann und ſeine Werke auch einen zu franzöſirenden Anſtrich haben, ſo entwirft er doch, mit Vorliebe für republikaniſche Verfaſſung, eine anſprechende und lebendige Schilderung der Verfaſſung, Sitten und Eigenthümlichkeiten des damaligen Zeitalters. 81.

Siſtrum (σεῖστρον) ein altes, noch jetzt bei den Ägyptern gebräuchliches lärmendes muſikaliſches Inſtrument, beſteht aus einem metallenen, ovalgeformten und mit einem Stiele zum Angriffe verſehenen Reife, durch deſſen Mitte metallene Stäbe gezogen ſind, die jedoch, wo ſie in den Reif eingreifen, ſich in weiten Löchern hin und her bewegen, ſo daß bei jeder Bewegung der Hand, mit der das S. gehalten wird, das Inſtrument ertönt. Der Ton freilich iſt blos unbeſtimmt und lärmend, daher das Inſtrument nur gebraucht wird, um ein Geräuſch zu verurſachen, vorzüglich beim Tanze; namentlich aber bedienten ſich die Ägypter deſſelben beim Iſisdienſte (vergl. Plut. de Iside 64). Über die Deutung des S. auf den ägyptiſchen Cultus vergl. „Graevii thesaurus antiquit. roman.“ (p. 411 ss.). 20.

Siſyphus, König von Korinth, Sohn des Äolus und der Enarete, Gemahl der Merope, ſoll die Stadt Korinth erbaut, nach Anderen ſie blos erweitert haben. Er zeigte eine vorzügliche Liſt und Verſchlagenheit, war aber zugleich raubſüchtig und grauſam, ſo daß er die ganze Umgegend unſicher machte, wofür er vom Theſeus getödtet wurde. Nach Anderen tödtete ihn Zeus, weil er dem Aſopos den von dem Gotte vollzogenen Raub ſeiner Tochter angezeigt hatte. Durch Liſt feſſelte er ſogar den gegen ihn geſendeten Tod, ſo daß eine Zeit lang Niemand ſtarb, und als er in den Hades gekommen war, überredete er ſogar den Gott der Schatten, ihn zur Beſtrafung ſeines Weibes auf die Oberwelt zurückkehren zu laſſen. Endlich ſtarb er vor Altersſchwäche und ging nun gezwungen der ihn erwartenden Strafe entgegen, die uns Homer (Od. 11, 593—600) ſo ſchön beſchreibt. Denn das rächende Schickſal verdammte ihn, mit angeſtrengter Arbeit einen ungeheuren Felsſtein gegen den Berghügel empor zu wälzen. Doch nie wurde ſeine Mühe mit Erfolg gekrönt; denn ſo oft er am Ziele zu ſein glaubte, ſtürzte mit einem Male die Laſt um: „Hurtig hinab mit Gepolter entrollte der tückiſche Marmor.“ Und ſo arbeitete er von Neuem, Angſtſchweiß rieſelte von den Gliedern herab und Staub bedeckte ſein Antlitz. 11.

Sitte, lat. mos; franz. coutume, moeurs; engl. custom, iſt ſeiner etymologiſchen Bedeutung nach Alles, was in der innern oder äußern Menſchenwelt feſtſitzt und dadurch zu einem Bleibenden geworden iſt. In jener beruhen die inneren Sitten auf der moraliſchen Freiheit und nach ihren Geſetzen (ſ. Moral) richtet ſich das Urtheil über Tugend und Laſter; in der letztern gibt es aber blos äußere Sitten, welche nur auf eine abgeleitete Nothwendigkeit ſich ſtützen, in ſofern die Geſetze der Moral nicht unbedingt dem Anſtändigen und Schicklichen zum Maßſtabe dienen, wiewohl jene dieſen nicht geradezu widerſprechen dürfen. Die S. wird mit Recht auch Gewohnheit genannt, mit dem Unterſchiede, daß bei jener die ſittliche Nothwendigkeit mehr hervortritt, ſo wie ſie auch Gebrauch heißt, wenn man nach vorhergegangener Übereinkunft bei gewiſſen Geſchäften einſtimmig handelt. — Sittlichkeit, Moralität, iſt demnach eigentlich das ſittengemäße Leben und Handeln; in ſofern man aber hierbei nur an gute Sitten denkt, wird der Begriff durchaus mit Tugend gleichbedeutend gebraucht. 84.

Sittenlehre, ſ. Moral.

Situation iſt eigentlich Lage, Stellung; doch verſteht man darunter weniger die Art und Weiſe, wie ein Gegenſtand erſcheint, als vielmehr ſein Verhältniß zu ſeinen Umgebungen, und unterſcheidet deßwegen in den ſchönen Künſten, in welchen der Ausdruck am Gebräuchlichſten iſt, die S. von der Attitude (ſ. d. Art.), indem letztere von Stellung des Gegenſtandes für ſich allein verſtanden wird, erſtere hingegen die Geſammtheit der Verhältniſſe bezeichnet, in welchen er ſich befindet. Die Attitude iſt daher nur den plaſtiſchen Künſten eigen, die S. aber den redenden und vorzüglich den dramatiſchen, wo eben in dem Zuſammentreffen der Umſtände und dem Ineinanderwirken verſchiedener Verhältniſſe ſich die einzelnen Situationen entwickeln und darſtellen, ſo daß man eigentlich jedes Drama als eine Aufeinanderfolge einzelner Situationen betrachten muß, wie das Leben ſelbſt ſtets eine ähnliche Reihe gewährt. 9.

Situationszeichnen, Planzeichnen nennt man eine ſolche Darſtellung eines Terraintheils auf dem Papiere nach dem verjüngten Maßſtabe, daß man in dieſem dadurch erhaltenen Bilde alle einzelnen Theile, als: Wege, Gräben, Teiche, Sümpfe, Berge, Gehöfte, Brücken, Fuhrten ꝛc. in ihrer eigenthümlichen Geſtalt genau erkennen kann. Der Zweck einer Situationszeichnung beſtimmt die Gegenſtände, die darin aufgenommen werden ſollen. So will z. B. der Ökonom nicht gern den mindeſten Gegenſtand von ſeinem Gute auf der Zeichnung vermiſſen, während der Militair eine Menge Dinge weniger zu bemerken braucht, als z. B. die Grenzen der an einander liegenden Grundſtücken, die Länge der Furchen ꝛc. Der Geograph und Statiſtiker hat noch weniger Detail nöthig, wenn er blos die Beſtimmung der Landesgrenzen, die Lage der Städte, Dörfer, Wälder, Gewäſſer, Straßen und Gebirgsformen berückſichtigt. Da bis jetzt noch kein allgemeines Syſtem der Situationszeichnung exiſtirt, ſo findet man daher mannigfaltige Arten der Bezeichnung der einzelnen Gegenſtände, was nöthig macht, daß man eine Überſicht der erwählten Zeichen auf der Situationszeichnung mit angeben muß (ſ. auch Aufnahmen). — Über die Erforderniſſe zum S. vergl. Backenberg's „Lehrbuch der Kriegswiſſenſchaften" (Leipzig 1810. 2 Bde.); Horner's „Vorleſungen über die Militairgraphik" (Ebend. 1822); Lehmann's „Lehre der Situationszeichnung" (Dresden und Leipzig 1828); Wölfer's „Forſt- und Feldmeßkunſt" (Leipz. 1828) und Großmann, „Die Lehre vom Situationszeichnen nach rein praktiſchen Anſichten bearbeitet" (Breslau 1834). 40.

Siwa, eine ſlawiſche Gottheit, welche vorzüglich von den Polaben im jetzigen Ratzeburgiſchen verehrt wurde, ſoll als ein ſchönes Weib, ganz nackt, die Hände über den Rücken, in der einen Hand einen Apfel, in der andern eine Weintraube haltend und die Haare bis über die Kniee herabhängend, abgebildet worden

ſein, weßhalb man ſie für die Göttin der Fruchtbarkeit hält und die ſlawiſche Venus nennt. Doch enthält die ganze Darſtellung von ihr meiſt nur Muthmaßung. 23.

Siwa oder **Schiwa**, einer der höchſten Götter der Inder, in der Trimurdi der **Zerſtörer**, iſt eigentlich der Gott des Feuers und ward wahrſcheinlich urſprünglich im Norden Indiens verehrt, da man ſeinen Sitz auf den Himalaja verſetzt; allmählig aber vermiſchte ſich ſein Mythus mit dem anderer Götter und ſo kam es, daß er theils als höchſte Gottheit (von den **Siwaiten**), theils als Brahma oder Wiſchnu gleichſtehend, theils als ihnen untergeordnet erſcheint. Eben daher iſt es auch erklärlich, daß er einmal als Symbol der Fruchtbarkeit erſcheint, weßhalb ihm der Stier, der Lingam und die Lotosblume heilig waren, ein anderes Mal als Zerſtörer und Vertilger, was freilich beides in dem Weſen des Feuers begründet iſt. Abgebildet wird er ſchneeweiß, mit 4—6 Köpfen, auf der Stirne mit einem dritten Auge, deſſen Feuer Alles verzehrt, ferner mit einer Menge Armen (bis zu 16), in denen er verſchiedene Symbole, unter andern einen Dreizack, hält (ſ. auch Mythologie der Hindu). 23.

Siwah (Oaſe), ſ. Sahara.

Sixtus (Päpſte). — S. I., von Geburt ein Römer und als römiſcher Biſchof Nachfolger Alexander's I. (119), wurde in der Kirche als Märtyrer verehrt. — S. II., Nachfolger Stephanus' I., ſtammte aus Athen und wurde, nachdem er ſchon früher in den Verfolgungen im Gefängniſſe geſchmachtet hatte, zwei Jahre nach ſeinem Amtsantritte mit anderen Biſchöfen und Diakonen hingerichtet. — S. III. (432—440), ein Römer, Nachfolger des Cöleſtinus I., zeichnete ſich durch ſeine Freigebigkeit gegen Kirchen zu deren Ausſchmückung oder Wiederherſtellung aus und bemühte ſich die Wiedervereinigung der orientaliſchen Kirchen mit der römiſchen zu bewirken. — S. IV. (Francesco della Rovere; 1471—1484), Sohn eines Fiſchers und vor ſeiner Erhebung auf den päpſtlichen Stuhl General der Franciskaner, ſetzte durch ſeinen Nepotismus ganz Italien in Verwirrung, regte Kriege und Verſchwörungen auf (gegen das mediceiſche Haus in Florenz), predigte Kreuzzüge wider die Türken, legte in Rom große ihm zinsbare Bordelle an und führte durch eine Bulle vom Jahre 1478 in Spanien die Inquiſition ein, — Alles, um ſeine Nepoten oder Söhne zu bereichern und zu erhöhen. Er hatte daher auch einen großen Schatz geſammelt und ging in ſeinem Stolze und ſeiner Eitelkeit ſo weit, daß er ſich in Gold kleidete und den Namen Gott auf einer Inſchrift ſich beilegte. — S. V. (Felice Peretti), der ausgezeichnetſte Papſt der neuern Zeit, ein wahrhaft großer Mann und Fürſt, helldenkend, doch auf Petri Stuhl den altrömiſchen Principien folgend, auch hart und despotiſch, dem keiner ſeiner Nachfolger an Geiſt zu vergleichen iſt, keiner an Sittenſtrenge, denn keiner hat wie er das päpſtliche Anſehn ſo kräftig und einſichtsvoll behauptet, als es gegen Fürſten, die mit der Reformation kämpften oder bereits Frieden geſchloſſen hatten, behauptet werden konnte, ward geboren 1521 zu Grotte a Mare bei Montalto in der Mark Ancona von ganz niedrigen und armen Eltern und machte, von einem verwandten Franciskanermönche von der Heerde in ein Kloſter gebracht, in den Schulen dieſes Ordens zu Montalto, Peſaro, Fermo, Bologna u. a. bald ſolche Fortſchritte, daß er 1544 ſchon ſelbſt das kanoniſche Recht zu Rimini und 1546 zu Siena lehrte und 1548 Prieſter, Doctor der Theologie und Regent der Kloſterſchule zu Siena ward. Seit 1551 glänzte er in Rom als Dialektiker und Prediger, wie durch fromme Werke und Schriften, obwohl ihn auch ſein anmaßendes Weſen und ſeine Streitſucht nicht ſelten in verdrießliche Händel verwickelten. Im Jahre 1556 wurde er zu Venedig Vorſteher der Franciskanerſchule und 1557 Generalinquiſitor, 1560 in Rom Conſultor des heiligen Officium, Profeſſor an der Univerſität und Generalprocurator, 1566

Generalvicar des Franciskanerordens, Biſchof von S. Agata de' Goti und päpſtlicher Beichtvater und 1576 Cardinal. Als ſolcher, Montalto genannt, änderte er plötzlich ſeine ehemalige Heftigkeit und Strenge in Sanftmuth und Milde um, beſchäftigte ſich vorzüglich mit gelehrten Arbeiten, mit wohlthätigen Werken und frommen Stiftungen und ſchien altersſchwach, krank und gleichgültig nur an ſein Ende zu denken. Durch ſolche Eigenſchaften wurde jetzt die dreifache Krone erworben. Faſt einſtimmig wählten ihn, den man am Leichteſten lenken zu können wähnte, die getäuſchten Cardinäle nach Gregor's XIII. Tode zu deſſen Nachfolger unter dem Namen S. V. (den 27. April 1585). Jetzt nahm er die Maske ab und noch in der Wahlkapelle den Stab, der ihn bisher zur Stütze gedient hatte, wegwerfend, ſtand er da in der Kraft und Hoheit des Herrſchers, die Alle in Erſtaunen ſetzte. Seine vorzüglichſte Sorge war nun zunächſt die Herſtellung eines feſten Rechtszuſtandes, wobei er mit unerbittlicher, zuweilen willkührlicher Strenge verfuhr, nachläſſige Richter entſetzte, Vergehen wider öffentliche Zucht und Sicherheit mit dem Tode beſtrafte und namentlich dem Unfuge der Banditen zu ſteuern ſuchte. Dagegen unterſtützte er aber auch die Armen und Unterdrückten auf edelmüthige Weiſe, während er gegen ſich ſelbſt ſtreng, die Koſten ſeiner Hofhaltung auf das Nothdürftigſte beſchränkte. Seine Verwandten und ehemaligen Gönner bereicherte er zwar; aber dennoch brachte er es durch eine weiſe Staatswirthſchaft dahin, daß er dem Staate einen Schatz von 5 Millionen Scudi hinterlaſſen konnte, was um ſo mehr zu bewundern iſt, da durch die Reformation der römiſchen Kirche ſo viele Quellen verſtopft worden waren und S. überdieß die Rieſenwerke des Alterthums aus ihren Trümmern zog und mit großem Koſtenaufwande nicht unwürdige Bauwerke neben ſie ſtellte. Das ſchönſte und prächtigſte ſeiner Werke, das er zum Vortheile Roms aufführen ließ, war die nach ihm benannte große Waſſerleitung (aqua Felice), wozu er 270000 Kronen verwandte. Außerdem rühren von ihm her der Palaſt im Lateran, das Hospital an der Tiber für 1500 Perſonen, die Kuppel der Peterskirche, der große Obelisk vor dem Hauptplatze derſelben Kirche. Auf die Säule Trajan's ließ er den Apoſtel Petrus, eine Statue von vergoldetem Kupfer, und auf die Säule des Marc Aurel den Apoſtel Paulus ſetzen. Viel that er auch für die vaticaniſche Bibliothek, der er ihre Größe gab, indem er eine Menge Bücher ankaufen ließ, ſo daß die Bibliothek unter ihm auf 22000 Bände anwuchs. Auch ließ er eine Ausgabe der Septuaginta (1587) und der Vulgata (1590) beſorgen und gründete zu Fermo eine Univerſität, zu Rom das Collegium des heiligen Bonaventura, zu Bologna das Collegium Montalto. Eben ſo ſorgte er für Belebung der Induſtrie durch Gründung von Seiden- und Wollenmanufacturen und durch Aufhebung läſtiger Zölle. Nicht minder große Thätigkeit entwickelte er in den Regierungs- und Kirchenangelegenheiten und vertheilte die Curialgeſchäfte unter 15 Congregationen der Cardinäle, deren Zahl er auf 70 feſtſetzte. Endlich nahm er auch an den politiſchen Angelegenheiten ſeiner Zeit lebendigen Antheil und war das letzte von den Fürſten gefürchtete Oberhaupt der römiſchen Kirche. Über den König Heinrich von Navarra und deſſen Bruder, den Prinzen von Condé, ſprach er den Bann; Heinrich III. von Frankreich mußte ſich, nach Ermordung des Herzogs von Guiſe und des Cardinals von Lothringen, vor dem Papſte demüthigen und dem Bannſtrahle ward er nur durch den Tod von Clement's Hand entzogen. Dagegen erkannte er deſſen Nachfolger, Heinrich IV., an und ließ ſich nicht durch Philipp II. von Spanien, den er als Herrn über Neapel haßte, zu einer neuen Bannbulle gegen jenen bewegen. Die Königin Eliſabeth von England aber, welche er achtete, belegte er nur zum Scheine, und weil Philipp II. es wollte, mit dem Banne, ohne auf Annahme der Bulle zu dringen. Sein Vorhaben, die Stadt Genf durch den Herzog von Savoyen angreifen und durch die Eroberung derſelben die Hauptſtützen der calviniſchen Lehre aus dieſem Mittel-

punkte verjagen zu laſſen, ſcheiterte eben ſo wie ſein Plan zur Eroberung Rußlands durch den tapfern König von Polen, Stephan Bathori. — Mit noch größeren Plänen mochte S. umgehen, als der Tod ihn plötzlich überraſchte. Er ſtarb am 27. Aug. 1590, ob an Gift auf Betrieb der jeſuitiſchen Partei Philipp's II. in Rom, iſt zweifelhaft. Aber die Jeſuiten, die S. haßte, haben, wenn nicht ſein Leben, doch ſeinen Ruhm verkürzt. Seine ihm vom Senate auf dem Capitole errichtete Bildſäule ward von dem über ſeine Strenge und den Druck ſeiner Auflagen erbitterten Volke niedergeriſſen. — Vergl. Tempesti, „Storia della vita e geste di Sisto V." (Rom. 1754. 2 Voll. 4.) und Archenholz in der „Literatur- und Völkerkunde" vom Jahre 1790 (St. 6 ff.) und deſſen „Kleine hiſtoriſchen Schriften" (1. Bd.). 63.

Skalden waren Volksſänger im alten Schweden und Island. Jeder Fürſt, ja jeder Stammhäuptling hatte einen ſolchen, welcher die Thaten der Vorzeit, ſo wie der Lebenden beſingen mußte. Sie ſtanden unter dem Schutze Brajo's, dem Gotte der Sänger, zogen mit in die Schlacht, um durch ihre Lieder zur Tapferkeit und zum Siege anzufeuern, machten gleich den Barden in England und Schottland einen beſondern Stand aus und genoſſen eines bedeutenden Anſehns. Auch als Schweden chriſtlich geworden war, behielten die Könige ihre S. und dieſe ihre aus dem Heidenthume ſtammenden Redeweiſen, Bilder und Geſangsarten bei. Die Skaldenſprache an ſich, die nordiſche Dichterſprache, iſt höchſt merkwürdig, weil ſie, ſo wie ſie ſich ausgebildet hat, nur den Königen und Edlen verſtändlich blieb und ſich durch eine tiefſinnige Räthſelhaftigkeit auszeichnete. Nach und nach ſtarben aber die S. und mit ihnen die Skaldenkunſt aus; der letzte iſt ein Isländer, Sturle Tordſon, um 1265. Liederſammlungen von Einzelnen hat man gar nicht. 82.

Skamander oder **Xanthus**, ein ſonſt unbedeutendes Flüßchen bei Troja, war dadurch berühmt, daß er im Homer eine bedeutende Rolle ſpielt. Noch in ſpäterer Zeit war es Sitte, daß ſich die Jungfrauen der Landſchaft an ihrem Hochzeittage darin badeten. 37.

Skanderbeg hieß eigentlich **Georg Caſtriota**, wurde 1404 geboren und war der Sohn des Johannes Caſtriota, der einen kleinen Theil von Epirus und Albanien beherrſchte und nur durch ſchnelle Unterwerfung ſeine Herrſchaft gegen Murad II. behaupten konnte, dem er auch ſeine 4 Söhne, Repoſius, Conſtantin, Stanislaus und Georg als Geißeln überliefern mußte. So lebte denn S. wahrſcheinlich ſchon von ſeinem 9. Jahre an in türkiſcher Sklaverei und mußte ſich mit ſeinen älteren Brüdern der Beſchneidung und den Geſetzen des Koran unterwerfen. Vor jenen aber zeichnete er ſich durch Tapferkeit, Schönheit und Klugheit ſo vortheilhaft aus, daß ihm von Murad ſchon 1422 nach mehreren ſiegreichen Kämpfen, die ihm den Beinamen Iskenderbeg (Fürſt Alexander) oder S. erwarben, die Würde eines Sandſchak mit dem Oberbefehle über 5000 Reiter anvertraut wurde. Mit dieſen ſollte er nun dem Paſcha von Albanien, Oberfeldherrn Murad's gegen Hunyades von Ungarn, zu Hülfe eilen; aber S. dachte, da ihm Murad nach ſeines Vaters Tode (1435) den Beſitz ſeines Landes vorenthielt, auf Empörung und Befreiung von den Feinden ſeines Vaterlandes und ſeines Glaubens, trat in geheimes Einverſtändniß mit Hunyades und erzwang nach völliger Niederlage der Türken vom Großweſire (den er nachher ermordete und ſelbſt vergrub) mit dem Dolche auf der Bruſt einen Befehl zur Übergabe Krojas, der Hauptſtadt von Albanien, und der benachbarten Gegend im Namen des Sultans, eilte 1439 unbemerkt dahin und ehe die Liſt an den Tag kam, war die türkiſche Beſatzung ermordet. Die kriegeriſchen Albanier fielen dem tapfern Manne, der wieder Chriſt wurde, freudig zu und die Venetianer unterſtützten ihn heimlich mit Geld, ſo daß er in Kurzem 15000 Mann ins Feld ſtellte. Mit dieſen ſiegte er

1443 gegen Ali Paſcha, wobei von 40000 Türken 20000 auf dem Platze blieben und 2000 gefangen wurden, ſchlug den Feresbeg (1445), Muſtapha Paſcha (1446) und endlich 1447 Murad ſelbſt mit ſeinem Sohne Muhammed, der mit einem Heere von 100000 Mann gegen ihn auftrat. Auch Moſes, einer der erſten Generale S.'s, der von Muhammed II. zur Verrätherei verleitet wurde, war gegen S. im Jahre 1453 unglücklich. Eben ſo büßte Amaſias, ſein Brudersſohn, ſeine Verrätherei mit einer traurigen Niederlage (1454) und einer langen Gefangenſchaft und eben ſo Ballaban, ein Epirote, bis Muhammed ſelbſt ein Heer nach Albanien führte und Kroja belagerte (1465). Da erſt verließ S. ſein Land und ſuchte bei dem Papſte Pius II. und den Venetianern Hülfe. Doch er erkrankte auf der Inſel Liſſa und ſtarb daſelbſt am 17. Jan. 1467. Sein Sohn, Johannes, verlor ganz Albanien und behielt nur die Beſitzungen ſeines Vaters in Neapel, die Ferdinand II. demſelben für ſeinen ſiegreichen Beiſtand gegen Johann II. von Anjou geſchenkt hatte. Der letzte aus dieſem Geſchlechte war der Marquis von S. Angelo, welcher in der Schlacht bei Pavia gegen Franz I. fiel. 84.

Skandinavien iſt noch jetzt der allgemeine Name für die 3 Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen (ſ. d. Artt.), von denen die letzteren beiden vorzugsweiſe die ſkandinaviſche Halbinſel heißen. Schon die Alten (zuerſt Pomponius Mela) erwähnen eine Inſel Skandia im Nordmeere, welche Pytheas unter dem Namen Baltia kennt, und wahrſcheinlich kannten ſie den ſüdlichen Theil Schwedens, der noch jetzt in ſeinem Namen Skonen (Schonen) einen Anklang des alten hat. 37.

Skandinaviſche Literatur nennt man die Geſammtheit der wiſſenſchaftlichen Erzeugniſſe des europäiſchen Nordens, welcher ehemals unter dem Namen Skandinavien (ſ. d. Art.) vereinigt war. Da aber der däniſchen Literatur (ſ. d. Art.), ein eigener Artikel gewidmet worden und die norwegiſche bis jetzt an eigenthümlichen Werken höchſt arm iſt, ſo werden wir hier zunächſt blos über die isländiſche und ſchwediſche Literatur ausführlicher ſprechen. Die erſtere von beiden beginnt mit den älteſten Sprachdenkmalen, die uns von der heidniſchen Vorzeit des Nordens übrig ſind, und endigt mit dem Einfluſſe, den die Einführung des Chriſtenthums auf die Literatur derſelben auszuüben anfing. Sie iſt für die Kenntniß des heidniſchen Deutſchland und England um ſo wichtiger, da die frühe zum Theil gewaltſame Einführung der chriſtlichen Lehre in dieſen Ländern alle Spuren des ehemaligen Zuſtandes derſelben bis auf die wenigen, unzuverläſſigen Nachrichten, welche uns römiſche Schriftſteller überlieferten, verwiſcht hat. Wir verdanken daher der isländiſchen Literatur nicht nur die Kenntniß der älteſten nordiſchen Dichtkunſt und einer reichhaltigen, ſinnvollen und eigenthümlichen Mythologie, welche höchſt wahrſcheinlich, mit nur wenigen Veränderungen, allen Völkern germaniſchen Stammes gemein war, ſondern auch die Bekanntſchaft mit den von ihnen unter dem Namen der Runen angewendeten früheſten Schriftzeichen nebſt manchen anderen Alterthümern und zerſtreuten Nachrichten aus der nordiſchen Geſchichte und Geſetzgebung. Die Zeit der Entſtehung der ſchriftlichen Denkmale in der isländiſchen Literatur läßt ſich zwar nicht mit Beſtimmtheit ermitteln, allein man darf ſie keinesfalls, wegen der Schwierigkeit größere Werke durch Runen fortzupflanzen, in zu frühe Jahrhunderte verſetzen, da erſt mit der Einführung einer zweckmäßigeren Schrift und der Errichtung von Klöſtern und Unterrichtsanſtalten durch chriſtliche Prieſter eine leichtere Erhaltung und Fortpflanzung der wiſſenſchaftlichen Bildung, welche durch den Beſuch des Auslandes, beſonders Deutſchlands, Italiens und Frankreichs, noch befördert wurde, möglich war. Vorzüglich bildete Paris eine große Anzahl isländiſcher Gelehrten und die auf verſchiedenen Wegen angeregte geiſtige Cultur begann ſchon während des XI. und XII. Jahrh. in dem Auftreten von Männern, wie des Biſchofs Islaif von Skalholt (geb. 1006), des eigent-

lichen Begründers der Wiſſenſchaften auf Jsland, Ari des Weiſen, Giſſur Halſon's, Snorro Sturleſon's, Olof Hvitaſkald's, Sturla des Weiſen, Brand Jonſon's u. A., die herrlichſten Früchte zu tragen, als ihre weitere Entwickelung im XIII. und XIV. Jahrh. anfangs durch die Eroberungsverſuche der Normannen, ſo wie durch die Bedrückungen ausländiſcher Statthalter und durch eine verheerende Seuche, welche von 1404—1404 den größten Theil der Bevölkerung der Inſel wegriß, beinahe ganz zerſtört wurde, ſo daß uns aus dieſer Periode nur einige kirchengeſchichtliche Nachrichten und Legenden übrigblieben und bis zur Zeit der Reformation die Bildungsanſtalten gänzlich verfielen, daß endlich kaum noch ein Biſchof lateiniſch verſtand. Wenn aber auch die chriſtlichen Gelehrten ſelbſt wenig beachtungswerthe literariſche Werke aus ihrer Zeit hinterließen, ſo machten ſich doch mehrere derſelben durch Sammlung und Aufbewahrung der aus heidniſcher Vorzeit ſtammenden (beſonders dichteriſchen) Denkmale verdient, die wir hier kürzlich zu charakteriſiren gedenken. — I. *Dichtkunſt.* Die Vervollkommnung der anfangs jedenfalls ſehr einfachen *Dichtkunſt* auf Jsland hatte eine große Künſtelei im Versbaue, deſſen älteſte uns bekannte Art das Fornyrdar-lag war, zur Folge und noch jetzt iſt dieſe Versart, bei der man nicht blos den Sylbenreim und die Alliteration, ſondern ſpäter auch noch den Endreim mit Beibehaltung der letzteren anwandte, unter dem Namen des Liuflings-lag, d. h. die Elfenweiſe, bei den Jsländern ſehr beliebt. Unter den ſkandinaviſchen Dichtern, Skalden genannt, welche einen beſondern Orden bildeten, zu dem jedoch das Talent Menſchen jedes Standes befähigte, iſt Tiodolfr, welcher zur Zeit Harald's Harfager's lebte, der älteſte uns bekannt gewordene, dem ſpäter Bregi der Ältere, Barki und Andere folgten, und die älteſte Sammlung nordiſcher, größtentheils mythologiſcher Gedichte, deren Verfaſſer uns ſämmtlich unbekannt ſind, iſt die ältere Edda von Sämund dem Weiſen im XIII. Jahrh. veranſtaltet, zu der ſpäter, außer den zahlreichen Fragmenten in dem lateiniſch geſchriebenen Werke des Saxo Grammaticus noch die jüngere Edda, von Snorro Sturleſon geſammelt, hinzukam. Jn dieſen Dichtungen herrſcht faſt durchgängig der lyriſche Charakter vor, welcher ſelbſt in den *hiſtoriſchen* Geſängen, beſtimmt zur Verherrlichung großer Helden und ihrer Thaten, nicht ganz verloren gegangen iſt. Allein in Bezug auf die Anzahl und Wichtigkeit der Geſänge traten ſowohl dieſe, als auch die *erotiſchen* Lieder (Manſaungsviſur) und die *Gnomen*, von denen das Hevamal eine Sammlung iſt, ſo wie die *Zaubergeſänge* (das Grimnismal, Vagdamarsquida und die Weiſſagungen von Odin's Raben), vor den *Spottliedern*, als Rachegeſänge gegen Feinde gedichtet, vor den *launigen* Gedichten, welche, wie Harbart's Lieder, die Erzählung von dem Hammer Thor's und Harbart's Lieder, die Abenteuer der Götter ſchildern, und vor den *didaktiſchen* und *religiöſen* (die Vauluſpa, das Alvismal, Lila, Hindla's Lied und das Sonnenlied) zurück. Von eigentlichen *Volksliedern*, welche noch im Munde der Nation lebend des Aufſchreibens und Sammelns entbehren zu können ſchienen, haben ſich blos noch Anklänge in der Edda erhalten, wie man aus dem Vergleiche mit däniſchen und ſchwediſchen Volksliedern des Mittelalters wahrnehmen kann. Obgleich in der isländiſchen Dichtkunſt die dialogiſche Form ſehr häufig vorkommt, ſo wurde dieſe doch nie zum wirklichen Drama ausgebildet und bei der Verpflanzung jener Geſänge nach Norwegen wurden ſie nie im Volke ſelbſt einheimiſch, ſondern dienten blos zur Erheiterung des Hofes und der Großen, weßhalb man unter allen wieder entdeckten nordiſchen Dichtungen niemals norwegiſche gefunden hat. Eine ganz eigene Claſſe der isländiſchen Literatur bilden die *Sagen*, eine Mittelgattung von Geſchichte und Dichtung, welche beſonders für die Cultur- und Sittengeſchichte des ſkandinaviſchen Nordens von großer Wichtigkeit ſind. Das berühmteſte Sagenbuch iſt die *Heimskringla*, geſammelt von Snorro Sturleſon (deutſch

überſetzt und erklärt von Fr. Wachler, 1. Bd. 1836), welche einen Kreis von Sagen über nordiſche Könige umfaßt, deren erſter Theil die Ynglinga-Saga heißt und beſonders die ältere norwegiſche Vorzeit behandelt (Kopenh. 1777—1826. 6 Bde., von Schöning, Thorlacius und Werlauft). Das nordiſch-proſaiſche Heldenbuch, an welches ſich die Blonſturvalla-Saga und, den Übergang von der mythiſchen zur geſchichtlichen Zeit bildend, die Ragnar-Lodbroks-Saga anſchließt, beſteht aus der Vaulſunga-Saga (einer proſaiſchen Bearbeitung der Heldenlieder der Edda), aus der Nornagets-Saga (ein Auszug aus der vorigen) und aus der Wilkina-Saga, welche von dem 319. Capitel an die Niflunga-Saga genannt wird (herausgegeben von J. Peringſkiold, Stockholm 1715. Fol.; von A. E. Rask. 3 Bde. Kopenh. 1828—1829). — II. Wiſſenſchaften. Die ziemlich zahlreichen Geſchichtsbücher, mit vielen Mythen vermiſcht, behandeln theils die Geſchichte der mit Island in Verbindung ſtehenden Länder (der Orkneiinſeln, Norwegens ꝛc.), theils die Geſchichte jener Inſel ſelbſt, indem das Landnama-bok (herausgegeben mit J. Finus' lateiniſcher Verſion und Olav's Gloſſarium, Kopenh. 1775), Sturlunga und die isländiſche Chronik Nachrichten von den Ureinwohnern mittheilen, während andere Bücher Abſchnitte aus der Kirchengeſchichte oder einzelne Theile der allgemeinen, wie die Eurbyggia-Saga, die Laxdala-Saga und die Svarfdála-Saga ꝛc., oder auch bloße Lebensbeſchreibungen, wie die Geſchichte Fimborg's des Starken, Vigaglum's, Thor's des Schrecklichen ꝛc. mit beſonderer Vorliebe für die Genealogie behandeln. Für den älteſten isländiſchen Geſchichtſchreiber hält man Isleif, auf den Sämund der Weiſe (annales oddenses), Olaf Haidarskold, Sturla der Weiſe, der Biſchof Brand Johnſon, welcher eine Kirchengeſchichte nach Petrus Comeſtor und eine Lebensbeſchreibung Karl's des Großen ſchrieb, und in neuerer Zeit Arngrim Johnſon („Crymogaea [d. h. Eisland] s. res Islandicae", Hamb. 1609) folgten. Unter ihnen tritt Snorro Sturleſon durch Kritik und Beſonnenheit am Würdigſten hervor. Außerdem iſt hierbei noch der Mönch Theodorich aus dem XII. Jahrh. als Verfaſſer der älteſten norwegiſchen Annalen zu bemerken. Nachdem das isländiſche Recht, welches Ufliot aus den norwegiſchen Geſetzen entnahm, anfangs längere Zeit blos mündlich fortgepflanzt worden war, wurde im Jahre 1113 das erſte Geſetzbuch, welches den Namen Gragas (Graugans) erhielt, auf den Vorſchlag Bergthor Rafnſohn's mit Hülfe von deſſen Halbbruder Haflith Maurſon unter Zuſtimmung des Volkes niedergeſchrieben, allein nach Unterwerfung Islands unter Norwegen wurde 1261 gegen die Übereinkunft ein neues Geſetzbuch eingeführt, welches das Volk ſeiner Strenge wegen Iranſida (Eiſenſeite) nannte, obgleich es eigentlich nach dem Namen des Königs Hakonarbok hieß (herausgegeben von J. F. G. Schlegel, Kopenh. 1829. 2 Thle.). Eine Bearbeitung des isländiſchen Geſetzbuches unter Magnus VII. iſt das jetzt noch auf Island geltende Jonsbok, nach dem Oberrichter Jon genannt, unter deſſen Rath und Mitwirkung es beſonders zu Stande kam. Das alte isländiſche Kirchenrecht, welches J. Thorkelin (Kopenh. 1775) herausgab, ſtammt vom Jahre 1123. — Nachdem dieſe Überreſte der ſkandinaviſchen Literatur Jahrhunderte in Kloſterbibliotheken verborgen und vernachläſſigt gelegen hatten, traten ſie zuerſt im Jahre 1628 durch Johnſon Arngrim ans Licht, welcher eine Handſchrift der jüngern Edda an Olaf Worm überſchickte, und dieſer verfolgte die gemachte Entdeckung nicht nur ſelbſt mit Eifer, ſondern ermunterte auch junge Isländer, unter denen ſich Thomas Bartholin auszeichnete, zum Studium der altnordiſchen Literatur. Neues Intereſſe gewann daſſelbe durch Auffindung der poetiſchen Edda, um deren Überſetzung und Erklärung ſich beſonders Stephanius, Reſen, Magnus Olaſſon, Torfäus u. A. verdient machten, und wenn auch einige Neuere, beſonders Schlözer („Isländiſche Literatur und Geſchichte", 1773) und Rühs („Edda", Berl. 1812) alle dieſe

Erzeugniſſe als bloße Erfindung der Mönche darzuſtellen verſuchten, ſo fanden ihre Behauptungen doch durch Gräter („Nordiſche Blumen", Leipz. 1789) eine gründliche Widerlegung. Nachdem ſich vorzüglich ſchwediſche Gelehrte eifrig mit dem Studium der nordiſchen Alterthümer und Literatur zu beſchäftigen angefangen und die auf Island gefundenen Schätze nach Schweden oder Dänemark übergeführt hatten, verbot die däniſche Regierung die fernere Verſendung derſelben und gründete auf Island ſelbſt Bibliotheken und gelehrte Geſellſchaften, welche ſich die Erhaltung der vaterländiſchen Literatur zur Pflicht machten. Ein ſolcher im Jahre 1760 für Geſchichtsforſchung geſtifteter Verein gab 1768 den „Königsſpiegel" („Kongsskuggja") heraus und eine 1779 zuſammengetretene Geſellſchaft junger Isländer machte von 1781—1792 ein Werk in 15 Bänden, welches beſonders Erziehung und Staatswiſſenſchaft enthält, bekannt. Nach einer längern Auflöſung vereinigte ſich dieſelbe 1820 aufs Neue und verband ſich mit der literäriſchen Geſellſchaft von Island, deren eine Hälfte auf dieſer Inſel, die andere aber in Kopenhagen thätig iſt. Außerdem gibt es noch auf Island eine königlich isländiſche Geſellſchaft (geſtiftet 1794) für die allgemeine Kenntniß und für den Unterricht des Landes, welche beſonders durch Verbreitung religiöſer Schriften die Bildung des Volkes zu heben ſucht, eine evangeliſche Geſellſchaft, die im Norden der Inſel ihren Sitz hat und beſonders Tractätchen ausſtreut, und die isländiſche Bibelgeſellſchaft, welche 1815 von dem Biſchofe Geier Vidalin und dem Reiſenden Henderſon geſtiftet wurde; auch befördert die Bibliothek in der Stiftskirche zu Reikiavik und die Amtsbibliothek zu Eskeford die Erhaltung des wiſſenſchaftlichen Strebens. Der ausgezeichnetſte Kenner der isländiſchen Literatur in der neueſten Zeit war E. Rask; um die Kritik der Edda machte ſich Finn Magnuſſen und um gründliche Unterſuchungen der Sagen E. Müller („Sagenbibliothek", 1817—1820. 3 Thle.; „Über den Urſprung und Verfall der isländiſchen Hiſtoriographie", Kopenh. 1815) verdient. Vergl. Legis' „Handbuch der altdeutſchen und nordiſchen Götterlehre" (Leipz. 1831). — Die ſchwediſche Literatur begann erſt emporzublühen, nachdem die isländiſche ſeit Jahrhunderten wieder in Verfall gerathen war und die ſpäte Entwickelung der erſtern lag nicht ſowohl an der für die Wiſſenſchaften ungünſtigen Lage des Landes, als vielmehr an den politiſchen Streitigkeiten, welche daſſelbe bis zum X. Jahrh. zerrüttete, und ſelbſt die Einführung des Chriſtenthums war nicht im Stande wiſſenſchaftliche Werke hervorzubringen, da die Erzeugniſſe der Mönche auf dieſen Namen nicht Anſpruch machen konnten. Die Volksdichtungen wurden weder aufgezeichnet, noch geſammelt, ſelbſt die Bibel überſetzte man (das alte Teſtament 1526 und das neue 1541) nur nach Luther's Übertragung, ſo daß bis zu jener Zeit blos die, wahrſcheinlich aus dem XIV. Jahrh. ſtammende, Schrift „Konunga och Höfdinga styrelse", eine Unterweiſung für Könige und Hofleute, einigermaßen bedeutend als Nationalwerk hervortritt. Nachdem hierauf die Wiſſenſchaften an den Königen aus dem Hauſe Waſa, Erich IX. und Karl IX., welche ſich ſelbſt als Dichter bekannt machten, eifrige Beſchützer gefunden hatten und die Einführung der Reformation durch Guſtav Waſa, welchen man deßhalb wenigſtens als den mittelbaren Begründer der Literatur ſeines Volkes anſehen kann, einen wiſſenſchaftlichern Geiſt angeregt hatte, ſtellte ſich dem Gedeihen der Literatur in der armen und ungebildeten Sprache ein neues Hinderniß entgegen, welches nur ſehr langſam beſeitigt werden konnte. Die ſchnellere Ausbildung derſelben wurde aber ſelbſt unter der Regierung der Königin Chriſtina, welche zwar Künſte und Wiſſenſchaften eifrig begünſtigte, aber ſich dazu meiſt der Ausländer, vorzüglich der Deutſchen, Franzoſen und Italiener bediente, durch den überwiegenden Einfluß ausländiſcher Werke mehr aufgehalten, als befördert; denn man dichtete entweder in deutſcher Sprache, wie S. Columbus, L. Johnſon u. A., und bediente ſich derſelben zugleich am Hofe, ſo wie bei politi-

ſchen Verhandlungen und Correſpondenzen, oder ahmte die Italiener nach, indem G. E. Dalſtierna die ſchwierigſten italieniſchen Versarten, beſonders Sonette bearbeitete, auch Guarini's „Il pastor fido" überſetzte und G. Roſenhane nebſt Anderen ähnliche Verſuche machte, während man bei gelehrten Schriften die lateiniſche Sprache anwendete. Über alle hier genannte Männer ragte jedoch durch Originalität und Geiſt in der Mitte des XVIII. Jahrh. O. von Dalin hervor, der ſich beſonders durch die Gewandtheit und Anmuth ſeiner proſaiſchen Schreibart auszeichnete und durch die Herausgabe der Zeitſchrift „Argus" verdienſtlich wirkte. Während indeß von Seiten der Regierung, beſonders durch die Königin Ulrike Eleonore, die geiſtreiche und hochſinnige Schweſter Friedrich's des Großen, welche im Jahre 1753 die ſchwediſche Akademie ſtiftete, eine Bibliothek nebſt Kunſtſammlungen anlegte und unter den Gelehrten vorzüglich Linné unterſtützte, die Verbreitung wiſſenſchaftlicher Bildung befördert wurde, waren auch Privatgeſellſchaften, wie diejenige, welche unter der Leitung der Dichterin Hedw. Chr. Nordenflycht („Ausgewählte Arbeiten", Stockh. 1778) wirkte, für dieſen Zweck thätig und unſtreitig iſt dieſe ganze Periode durch das Auftreten von Männern, wie Ihre, Linné, Lagerbring u. A., eine der glänzendſten in der ſchwediſchen Literatur. Doch der Nachtheil, welchen die ſeit Guſtav's III. Regierung beginnende Herrſchaft des franzöſiſchen Geſchmacks auf dieſelbe ausübte, konnte weder durch die Stiftung einer neuen Akademie (1786), noch durch die Begünſtigung der ſchon beſtehenden aufgewogen werden und erſt mit dem Anfange des XIX. Jahrh. machte ſich die Liebe und Achtung vor dem Vaterländiſchen in dem 1803 zu Upſala von jungen Männern, die durch A. W. und F. Schlegel's Schriften angeregt worden waren, geſtifteten Bunde der Freunde der Wiſſenſchaften geltend, ſo wie dieß auch mit dem 1808 von Atterbom errichteten Aurorabunde und mit dem gothiſchen Bunde (1811 geſchloſſen), in welchem ſich vorzüglich J. Adlerbeth auszeichnete, der Fall war. Es begann nun ein Kampf der romantiſchen Schule, deren Organe die von Tegner redigirte Zeitſchrift „Phosphorus" (weßhalb man die Anhänger derſelben Phosphoriſten nennt), ſo wie das meiſt ſehr ſatyriſche Blatt „Polyphemus" (1810—1812) iſt, mit der claſſiſchen Partei, an deren Spitze Leopold mit der von ihm herausgegebenen Zeitſchrift „Allgemeines Journal" ſteht, und es iſt um ſo weniger zu zweifeln, daß ſich der Sieg auf die Seite der erſtern wenden wird, da ſeitdem auch das Franzöſiſche als Hofſprache verbannt und an deſſen Stelle die vaterländiſche getreten iſt, wobei die vorzügliche Berückſichtigung der verwandten deutſchen Literatur gewiß heilſam wirkt. Eine kurze Überſicht der einzelnen Fächer der ſchwediſchen Literatur, die wir jetzt beginnen, wird freilich die Armuth und Lückenhaftigkeit derſelben mannigfach offenbaren, allein die bis jetzt obwaltenden Umſtände laſſen dieß nicht anders erwarten. — I. Dichtkunſt. In der Dichtkunſt haben die Schweden beſonders in früheren Zeiten wenig Erfreuliches geliefert und die Originalwerke beſtanden blos aus Legenden, Kriegsliedern, gereimten Chroniken, Räthſeln ꝛc., welche in Klöſtern entſtanden waren und ſpäter wieder in Proſa aufgelöſt wurden, wie die Geſchichte von Amicus und Amelus, und die Erzählung von den ſieben Meiſtern ꝛc. beweiſt, und auch die Dichtungen der obengenannten Könige entbehrten des wahren poetiſchen Gehaltes. Die Einführung der antiken Versmaße durch Stiernhjelm, welchen die Schweden als den Begründer ihrer Dichtkunſt verehren, fand zwar viele Nachahmer, welche beſonders die epiſchen Gedichte der Griechen und Römer in Hexametern wiederzugeben verſuchten, allein der Grundſatz und das Beiſpiel Skjöldebrand's, ſich dabei an keine Regel zu binden, welches er auch in der Überſetzung des erſten Buches von Lucan's „Pharſalia" ausführte, wirkte höchſt nachtheilig. Denn nachdem bis zum Beginne des XVIII. Jahrh. einige beſſere Dichter, wie E. O. Lindemann, O. Wewerinus, P. Langerlöf, O. O. Bröms, J. T. Geißler u. A. aufgetreten waren, ſank ſchon

zur Zeit Karl's XII. die Dichtkunſt wieder herab und ſelbſt die dichteriſchen Leiſtungen Dalin's konnten nicht in das Volk eindringen, ſondern dienten blos zur Unterhaltung des Hofes, bis ſich erſt in neuerer Zeit ein kühnerer Geiſt in kunſtgerechterer Form geltend machte, wie die Werke von Stagnelius („Geſammelte Werke", 1825), Franzén („Gedichte", Örebro 1824. 2 Thle.), Tégner („Kleinere geſammelte Gedichte", Stockh. 1828), K. A. Nikander („Gedichte", Ebd. 1826; neue Sammlung 1827), Sjöberg („Vitali's Gedichte", 1824), E. Dalgren („Der Thurm zu Babel", 1824), Palmblad's und Regner's Überſetzungen darthun. Wenn wir aber die einzelnen Zweige der Dichtkunſt etwas näher betrachten, ſo iſt im ernſten Epos Gyllenborg's „Taget öfver Belt" das erſte Werk, welches mit einiger Auszeichnung genannt zu werden verdient; allein außer ihm ſind auch nur die beiden Epopöen „Guſtav Waſa", einmal von D. Celſius (1774) und das andere Mal von Skjöldebrand (1821) bearbeitet, und E. J. Stagnelius' „Wladimir der Große" (deutſch von Ol. Berg, Königsb. 1827) die einzigen bedeutenderen Erſcheinungen, während im komiſchen Epos Rudbeck's (ſt. 1777) Epopöen, die „Boroſiade" (Stockholm 1776) und „Neri", am Meiſten durch geiſtreiche und eigenthümliche Behandlung hervortreten. Zu letzterer Gattung gehört auch durch die Vermiſchung des Antiken mit dem Modernen Stiernhjelm's in Hexametern geſchriebene „Wahl des Hercules" (1727. 4.; herausgegeben von Silverſtolpe, Strengnäs 1808. 4.; Stiernhjelm's „Werke", Stockh. 1819). Wenn der Verſuch Stenhammar's, die Äneis zu traveſtiren, nicht mißlang, ſo war dieß mit dem idylliſchen Epos von Franzén „St. Julien oder das Bild der Freiheit" (1825) um ſo mehr der Fall, da man in demſelben nur einen verſificirten Roman von Lafontaine erkannte. Die erſten Komödien, von denen uns aber gar keine Kenntniß übriggeblieben iſt, wurden zu Ende des XVI. Jahrh. aufgeführt, denen zur Zeit Guſtav Adolph's auch die erſten Darſtellungen von Trauerſpielen folgten, welche J. Meſſenius verfertigt hatte, und die durch Studenten aufgeführt wurden. Allein dieſer Zweig der Kunſt fand ſelbſt bei der, blos ernſte Wiſſenſchaften begünſtigenden, Königin Chriſtina keine Unterſtützung und erſt, nachdem durch die Königin Ulrike Eleonore der Bau eines Theaters in Stockholm (1740) vollendet worden war, auf dem man jedoch in Ermangelung vaterländiſcher Producte Überſetzungen fremder Stücke darſtellen mußte, trat Guſtav III. nicht nur als ein freigebiger Beſchützer des Theaters, ſondern auch als Schauſpieldichter (Stockholm 1826. 2 Thle.) auf und Dalin lieferte das erſte, noch vorhandene, ſchwediſche Trauerſpiel. Es entſtand nun nicht nur in der Hauptſtadt das große Opernhaus und das ſogenannte dramatiſche Theater, ſondern auch mehrere Provinzialſtädte führten ähnliche Unternehmungen aus und Guſtav ermunterte aus Vorliebe für die Franzoſen verſchiedene Gelehrte, unter denen wir beſonders J. D. Flintenberg, J. Murberg, Frau Lengren, A. F. Liſtell, L. Lalin und G. Rothmann anführen, zur Überſetzung der dramatiſchen Meiſterwerke der Franzoſen. Allein ſelbſt in den neueſten Zeiten iſt es den Schweden nicht gelungen, obgleich ſich die Zahl ihrer Schauſpiele ſeitdem bedeutend vermehrt hat, etwas Vorzügliches im dramatiſchen Fache zu leiſten; denn weder Gyllenborg's matte Verſuche im „Birger Jarl" und „Sune Jarl" und Adlerbeth's gezierte Werke, noch Leopold's (ſt. 1819) oft bewunderter „Odin" (1790) ſind Meiſterwerke des dichteriſchen Genius und ſowohl dem im Einzelnen gelungenen ſatyriſchen Drama von Ling, „Agne" (Lund 1812), als auch den „Märtyrern" von Stagnelius (vergl. „Die Lilien von Saaren", Stockh. 1821. 2 Thle.) fehlt es an Lebendigkeit und Handlung. Letzterer machte auch in den „Bacchanten", „Sigurd's Ring" und „Wislur" („Geſammelte Schriften", Stockh. 1825) einen Verſuch, die griechiſche Tragödie mit Chören einzuführen. Wenn die flüchtig gearbeiteten Trauerſpiele J. P. Ling's „Blotswen", „Ingiald Illroda" und „Iwar Wid-

ſame", „Die Söhne Wislur's" und „Styrbjörn" (Stockh. 1824) ſchon zu den unbedeutenden Erſcheinungen gehören, ſo verunglückte Atterbom's „Inſel der Glückſeligkeit" (Upſala 1824; deutſch von H. Neus, Leipz. 1829. I. Abtheil.) und Ankerhjelm's „Waldemar" (1824) gänzlich, wogegen C. F. Hallmann's „Parodien der beliebteſten Theaterſtücke", ungeachtet ihrer zu derben Späße, beſſer gelangen. Er verſuchte ſich auch im Luſtſpiele, in welchem ſich beſonders Lindegren, ein Nachahmer Kotzebue's, der ziemlich derbe Peykull in der „Ordensgrille" und Gyllenborg in einem intereſſanten und treuen Gemälde ſchwediſcher Sitten: „Die neue Herrſchaft" bekannt machten. Außerdem führte man meiſtentheils Überſetzungen deutſcher und franzöſiſcher Theaterſtücke auf und G. Thananber machte ſelbſt einen ſehr gelungenen Verſuch in Übertragung ſhakſpeariſcher Luſtſpiele („Die luſtigen Weiber von Windſor", „Wie es euch gefällt" und „Der heilige Dreikönigsabend"), aber die Überſetzung von Grillparzer's „Sappho" (1825) durch D. E. Berg mißglückte faſt gänzlich. In der Oper, deren Bearbeitung mit Guſtav III. beginnt, brachten die Schweden mehrere eigenthümliche Producte hervor, die, wie Wellander's „Peleus und Theſis", zu welcher Guſtav III. ſelbſt den Plan entworfen hatte, Lidner's in großartigem und kühnem Style geſchriebene „Medea" und Kellgren's in melodiſcher Sprache verfaßte Werke: „Guſtav Waſa", „Ebba Brahe" und „Äneas in Carthago" mit großem Beifalle aufgenommen wurden. Auch „Titus" und die „Veſtalin" wurden in der neueſten Zeit durch Überſetzungen auf der ſchwediſchen Bühne einheimiſch. Im lyriſchen Fache trat zuerſt der ſchwärmetiſche J. Thomasſon Bureus (1568—1582) und der regelloſe Lorenz Johansſon hervor, an die ſich zunächſt Dalin mit ſeinem lange bewunderten Gedichte: „Die Feier der ſchwediſchen Freiheit" (1742) anſchloß. Die vielfachen Preisaufgaben der ſchwediſchen Akademie veranlaßten gerade in dieſer Gattung zwar vielfache, aber keineswegs ausgezeichnete Verſuche, denen noch in neuerer Zeit ein Hang zur Myſtik weſentlich ſchadete. Unſtreitig der beſte lyriſche Dichter iſt der phantaſiereiche, originelle und volksthümliche C. M. Bellmann (1741—1795), der ſeine „Gedichte" (Stockh. 1814. 2 Bde. 2 Bde.) ſelbſt componirte, außer welchem ſich Kellgren, Gyllenborg, Orenſtierna, Leopold („Sehnſucht nach unſterblichen Ruhm"), Adlerbeth, Kasſtröm (Ode über die Vorſehung), Sjörberg (Ode auf Guſtav Adolph), Stenhammar (Ode auf die Schlacht bei Swensſund), Franzén, der kühne und geniale E. Tegnér und Chr. Jul. Nyberg (Gedichte von Euphroſyne, Upſala 1822) durch Tiefe des Gefühls und Zartheit der Empfindung auszeichneten. Auch verdienen hierbei noch die Runen von Norna Gaſt (K. A. Nikander, 16 Gedichte. 1825; deutſch von Mohnike, Stuttg. 1829) Erwähnung. Im Liede waren Dalin und Elers glücklicher als die liederreiche Nordenflycht, welche in der Elegie („Klagen über den Tod meines Gatten") in welcher von Creutz, Stenhammer und Franzén nur einzelne Verſuche machten, als die vorzüglichſte Dichterin daſteht. Während Frau Wikſtröm ihren erotiſchen Geſängen reines Gefühl und lebendige Phantaſie einzuhauchen wußte, ſang Bellmann ſeine etwas bacchantiſchen Trinklieder, denen Thorild, Atterbom und Franzén (kleine Sammlung derſelben, Stralſ. 1830) einen mildern Geiſt einflößten. Das geiſtliche Lied fand nach den beachtenswerthen Verſuchen Bellmann's, Stenhammar's und Ödmann's erſt durch Wallin eine höhere Ausbildung und die Heroide bearbeitete Regnér („Guſtav Waſa's Brief an ſeinen Pflegevater Hemming Gadd") und Lidner nicht ohne Glück. Die Heldenſaga Schwedens, welche mit den Liedern der alten Edda einem gemeinſamen Stamme in der alten Urzeit des Nordens entwachſen iſt, tritt beſonders in den Liedern der Ynglinga-Saga, welche den Sieg Odin's, des gemeinſamen nordländiſchen Königs, über den König Gylfe und ſeine ferneren Eroberungen feiert, hervor und es würde noch manche ſchöne Blüthe der Volkspoeſie erhalten worden ſein, wenn man nicht erſt in neuerer Zeit daran gedacht hätte, die geringen Über-

bleibſel derſelben zu ſammeln, wie es mit dem altfaröiſchen Liede: „Ismal's Hochzeit" (überſetzt von G. W. Gumälius im 10. Bande der Iduna), mit der Sammlung der „Geſänge von Nordens älteſten Dichtern (ins Schwediſche überſetzt von Afzelius, Stockh. 1818) und mit der „Frithiofsſaga", bearbeitet von Tegnér (Stockh. 1828. 4. Aufl.; überſetzt von Schley, Upſala 1826. 2 Bde.; von G. Ch. F. Mohnike, Stralſ. 1826; von A. von Helvig, Stuttg. 1826) der Fall geweſen iſt, an welche ſich P. Wieſelgren's „Erinnerungsgeſänge aus Wärend", „Geſänge Stark Odder's" (Lund 1824), die „Schwediſchen Volksweiſen der Vorzeit", geſammelt von Geijer und Afzelius (Stockh. 1814—1816. 3 Bde.; deutſcher Auszug von Mohnike, Berl. 1830), „Die ſchwediſche Volksharfe" (Stockh. 1826. Deutſch von L. Schley: „Schwediſche Dichtungen", Gothenb. 1825) und die „Schwediſche Anthologie", geſammelt von P. A. Wallmark (Stockh. 1828. 3 Thle.) anſchließen. Im Fache des Romans, dem es auch in Schweden nicht an Bearbeitern fehlte, iſt dennoch wenig Vorzügliches geleiſtet worden, beſonders da er öfters, wie es in der „Geographiſchen Benennung des großen Schelmenlandes" (1786), in Leopold's „Kleinen ſatyriſch-moraliſchen Erzählungen" und in Wallenberg's nach Sterne's Manier verfaßtem Werke: „Mein Sohn auf der Galeere" geſchah, zu weit in das Gebiet der Satyre ſtreifte. Auch die Behandlung vaterländiſcher Stoffe in J. G. Mörk's „Moraliſch-romantiſchen Erzählungen" (Stockh. 1742) fand wenig Beifall und in ſpäterer Zeit erſchien außer einer Menge Überſetzungen von franzöſiſchen, deutſchen und engliſchen Romanen nur ein einziges, aber ſehr vorzügliches inländiſches Product in dem „Zamalesky" von Kexell. Fruchtbarer an Erzeugniſſen dieſes Faches war die neuere Zeit, in welcher beſonders die in pathetiſcher, aber gewandter Sprache geſchriebenen Romane der Charlotte Berger („Die franzöſiſchen Kriegsgefangenen", Stockh. 1814; „Die Zaubergrotte", 1816; „Die Ruinen von Brahelm", 1816; „Albert und Luiſe", 1817) und des Hiarta „Ritter St. Jörrn und die Pique-Dame" (deutſch von Fouqué, Berl. 1826) allgemeiner verbreitet wurden, während unter den Überſetzungen dieſer Periode, die in großer Anzahl fortwährend erſcheinen, ſich J. Johnſon's „Paul und Virginie" bemerkbar machte. Im Lehrgedichte haben die Schweden, neben manchem Verfehlten und Einſeitigen, auch mehreres Gelungene aufzuweiſen. Zu erſteren rechnen wir die gutgemeinten, aber trockenen Dichtungen H. Spegel's (1645—1713), die matten Producte der Nordenflycht: „Vertheidigung des weiblichen Geſchlechtes gegen Rouſſeau", ſo wie ihren „Verſuch über die ſchwediſchen Dichter" und Liljeſtråle's ganz verfehlten „Fideicommiß an meinen Sohn"; zu letzteren gehören Gyllenborg's „Jahreszeiten" und deſſen „Verſuch über die Dichtkunſt" (Stockh. 1798), Oxenſtierna's „Tagesſtunden" und deſſen „Ernte", Lidner's „Jüngſtes Gericht" und Thorild's Dichtung: „Die Leidenſchaften", welche ſich ſämmtlich eben ſo wie Stenhammar's, Silverſtolpe's und Leopold's Lehrgedichte durch anmuthige und lebendige Darſtellung auszeichnen, und ihre Leiſtungen verdienen um ſo größere Anerkennung, da ſie in Hinſicht des Stoffes ſehr wenig durch die mangelhaften Werke der ſchwediſchen Gelehrten unterſtützt wurden. In der Fabel gelang es den Schweden nie ſich über das Mittelmäßige zu erheben, obgleich ihre Verſuche darin noch durch ausländiſche Muſter geleitet wurden. So ahmte Dalin, jedoch ohne Talent, Lafontaine und Bellmann Gellert nach; Lidner bildete ſeine Anlage nicht gehörig aus und leiſtete, ſo wie Silverſtolpe, nichts von Bedeutung; nur Gyllenborg, der nach Äſop und Lafontaine arbeitete, wußte in der Behandlung der Fabel den Volkston auf originelle Weiſe zu treffen. Die Romanze und Ballade fand nach den wenig gelungenen Dichtungen Fallgren's, Silverſtolpe's und Franzen's erſt an E. Tegnér im „Axel" (1822. 2. Aufl. Deutſch von W. von Souhr, 1824, von L. Schley, 1825 und von G. Chr. F. Mohnike, Stuttg. 1829) und in der „Frithiofsſaga" einen ausgezeichneten Bearbeiter. Auch

in der Idylle zeichnete ſich Tegnér („Die Nachtmahlskinder", Lund 1821. Deutſch von O. Berg) vor Lidner's gezierten, in Geßner's Manier gedichteten Idyllen und ſelbſt vor Franzén's wohlgelungenen lyriſchen Erzeugniſſen dieſer Art (unter ihnen „Die Zuſammenkunft bei Alavaſtra") aus. In der poetiſchen Erzählung, welche die Schweden mit Glück bearbeitet haben, verdient die Erzählung des Grafen Creutz, „Atis und Camilla", den erſten Platz, ſo wie einen der letzten die zum Theil hierher gehörende Schrift Cl. Charl. Alsedyll's „Geſion" (Upſala 1814). Außerdem ſind hier die Namen Stenhammar, Silverſtolpe und Leopold mit Achtung zu nennen und „Die Portraits" von Frau Langren zu erwähnen. In der poetiſchen Epiſtel behandelte Adlerbeth mit Ernſt und Würde philoſophiſche und moraliſche Wahrheiten, Oxenſtierna launige Gegenſtände mit vorwiegendem Hange zur Ironie und Leopold beobachtete eine Voltaire nachgeahmte Manier. Die Satyre gedieh in Schweden ſchon frühzeitig, theils wegen des im Norden vorherrſchenden Hanges zu derſelben, theils gaben auch die Regierungsverhältniſſe in Schweden öfteren Anlaß zu bitterem Tadel und beißendem Spott. Triewald geißelte unter Anderm die ſchlechten Dichter; Dalin verſpottete im „Argus" die Thorheiten ſeiner Zeit und ſchrieb auch, freilich etwas zu weitſchweifige, Satyren in Proſa; Gyllenborg trat mit Ernſt und Kraft und Kellgren, der Meiſter in dieſem Fache („Geſammelte Schriften", neueſte Aufl. 1828), mit ſchneidender Schärfe auf, an welche ſich Markall's beißende Satyren („Schlafloſe Nächte", 1820. 2 Bde.) anſchließen. Außerdem machten ſich noch H. Bergſtröm und Leopold als Satyriker bemerkbar. Dem Epigramm wußte Oxenſtierna durch Neuheit der Gegenſtände beſonderes Intereſſe zu geben, während Frau Nordenflycht (ſt. 1763) und J. Elers („Meine Verſuche", Stockh. 1755—1759) darin nichts Ungewöhnliches leiſteten. An Überſetzungen von Meiſterwerken der Ausländer beſitzen die Schweden gegenwärtig die claſſiſchen Werke der Römer, wie Horaz, Ovid, Virgil u. A. durch Adlerbeth, Milton's verlorenes Paradies durch Oxenſtierna, Shakſpeare's „Macbeth" durch Geijer, Taſſo's „Befreites Jeruſalem" in reimloſen Jamben durch Skjöldebrand und Klopſtock's „Meſſias" durch von Bildſtein. Den Ruf eines der beſten Überſetzer erwarb ſich Regnér. — II. Wiſſenſchaften. Die theologiſche Literatur Schwedens hat bis jetzt blos wenig Erfreuliches aufzuweiſen und beſtand lange nur aus einer Anzahl homiletiſcher Verſuche, denen zum Theil durch den überwiegenden Einfluß von Swedenborg's Schriften eine fehlerhafte Richtung angewieſen worden war. Noch jetzt macht ſich derſelbe vielfach geltend und tritt auch in der Schrift Knö's „Theologiſch-philoſophiſches Geſpräch mit mir ſelbſt über Gott, Menſch und Welt" (Upſala 1824) hervor. In der Dogmatik lieferte nur Lundblad („Handbuch der Dogmatik", Upſala 1825) Bemerkenswerthes und in der Exegeſe erhoben ſich Ödmann's „Philologiſche Verſuche über das neue Teſtament" (1821. 4. Bd.) und H. Reuterdahl's „Propheten" (Lund 1824) nicht über das Gewöhnliche. Zerſtreute Abhandlungen über theologiſche Gegenſtände enthält die Zeitſchrift: „Theophroſyne" (herausgegeben von einer Geſellſchaft ſtockholmer Geiſtlichen); das „Theologiſche Journal" (herausg. von Rogberg und Wiebom) bietet meiſtentheils blos Überſetzungen aus deutſchen Schriften. Etwas reichhaltiger iſt die ſchwediſche Literatur in Werken über einzelne Theile der Rechtsgelehrſamkeit; allein ſie ſind faſt durchgängig in lateiniſcher Sprache geſchrieben und oft bloße Sammlungen von geſetzlichen Verordnungen. Obgleich die älteren ſchwediſchen Rechtsgelehrten ihre Geſetze von dem gothiſchen Geſetzgeber Zamolxis herleiten, ſo ſtammen doch ihre erſten geſchriebenen Geſetze (birkiſche Geſetze) lediglich aus dem XIV. Jahrh., in welchem ſie der König Bero ſammeln und ihre allgemeine Gültigkeit erklären ließ, da vorher jede einzelne Provinz ihr beſonderes Recht (geſammelt und herausgegeben von M. Smek, 1347) gehabt hatte. Eine lateiniſche Übertragung der ſchwediſchen Geſetze beſorgte im

Jahre 1481 K. Ingemund, welche aber erſt 1608 und 1614 durch J. Meſſenius im Druck erſchien (vergl. J. O. Stirnhöck, „De jure Sueonum et Gothorum vetusto“, Stockh. 1672). Das neuere ſchwediſche Recht wird in das gemeine Recht oder die königlichen Verordnungen und in die Reichstagsbeſchlüſſe eingetheilt, von denen jenes durch Chriſtoph (daher Lex Christophori, jus Christophorianum) nach Smek geordnet und in das Land- und Stadtrecht geſchieden (lateiniſch von J. Loccenius, Stockholm 1672. Neue Ausg. von P. Abrahamsſon, 1704), ſpäter aber unter Karl XI., Chriſtine und Karl XII. revidirt wurde. Die Reichstagsbeſchlüſſe, welche erſt ſeit dem Receſſe zu Norkiöping im Jahre 1604 einen längern geſetzlichen Beſtand erhielten, wurden von Smidemann („Corpus justitiae“, Stockh. 1706) geſammelt, von Loccenius aber („Lexicon juris Sueo-Gothici“, Stockh. 1674) und in der „Synopsis juris privati ad leges Suecanas“ (Gothenb. 1673) erläutert, während es Cl. Kalambs („Observationes juris practicae“, Stockh. 1674) und Cl. Kloots („Speculum jurisprudentiae Suecicae“, Gothenb. 1676) praktiſch bearbeiteten. Um das Staatsrecht machten ſich M. O. Werion (Gyllenſtolpe) in den Schriften: „Politica generalis“ (Abo 1646), „Politica ad modernum imperii sueo-gothici statum“ (Abo 1657), A. von Hartmannsdorf („Vorſchlag zur Einrichtung der ſchwediſchen Staatsverfaſſung“, Upſala 1823. 2 Thle.), L. G. Rabenius („Lehrbuch der ſchwediſchen Cameraliſtik“, Upſala 1825) und Holmbergſon („Zerſtreute Bemerkungen über den wahren Sinn des Geſetzes“, Lund 1825) verdient. Nachdem das Wechſelrecht ſchon mit dem Jahre 1671 begonnen hatte, entwarf auch der Reichstag 1731 ein neues ſchwediſches Corpus juris und in neuerer Zeit wurde nicht nur eine Sammlung der Kirchengeſetze, ſondern auch eine Sammlung der gothiſchen, d. h. altſchwediſchen, Geſetze mit lateiniſchen Erklärungen (1828) veranſtaltet. — Je weniger Rühmliches die Schweden in der Medicin geleiſtet haben, deren Literatur größtentheils nur in einzelnen Abhandlungen („Verhandlungen ſchwediſcher Ärzte“, 1825. 10 Bde.) beſteht, deſto wichtiger ſind ihre Schriften über die Naturwiſſenſchaften, worin ſie kaum einem Volke Europas nachſtehen. Unter den einzelnen Zweigen derſelben behauptet in der Botanik und Zoologie der große Linné den erſten Platz und nächſt ihm zeichneten ſich D. C. Solander, Bergmann, G. A. Murray, de Geer, G. Wahlenberg („Flora Suecica“, Upſala 1824. 2 Bde.; „Flora Upsalensis“, Upſala 1820) und E. Fris („Novitiae florae Suecicae“, Lund 1828) aus. Um Chemie und Mineralogie erwarben ſich Wallerius, Bergmann, Scheele, Cronſtedt, Bromel, Berzelius und Swedenſtierna, in der Phyſik Brömſtedt und in der Ornithologie S. Nilſon („Schwediſche Fauna“, Lund 1820—1824. 2 Bde) große Verdienſte. In der Philoſophie, deren Studium die ſchwediſche Sprache einen Theil ihrer Bildung verdankt, trat zuerſt A. Rydelius auf, der aber ſeine Mutterſprache noch ſo arm fand, daß er ſeine Schriften in lateiniſcher Sprache abfaßte. Nach ihm ſuchte Boethius kantiſche Grundſätze zu verbreiten und auch Roſenſtein, Kellgren u. A. bildeten ſich nach deutſchen Muſtern, wie überhaupt die neuere ſchwediſche Philoſophie auf deutſchem Grunde aufgeführt worden iſt. Wenn Thorild für ſeine originellen und freimüthigen Anſichten ſchwer büßen mußte und dadurch vor ähnlichen Verſuchen abſchreckte, ſo fand Ehrenſwärd erſt bei der Nachwelt die ihm gebührende Würdigung, allein G. H. Hoijer's Ruf als tiefer Denker verbreitete ſich ſchon während ſeines Lebens ſelbſt im Auslande, wogegen Björnran's Optimismus keine große Berückſichtigung fand. Um die Geſchichte der Philoſophie machte ſich Hammerſkjöld („Grundzüge zur Geſchichte der Philoſophie.“ 1825. 2 Bde.) verdient. Die Darſtellung der Geſchichte, worin die Schweden ebenfalls einiges Dankenswerthe geleiſtet haben, wurde auch durch die ſpäte Ausbildung der Sprache aufgehalten; denn die älteren Geſchichtſchreiber, wie

Erich Olaſſon, der gegen Ausgang des XV. Jahrh. eine ſchwediſche Chronik verfaßte, ſchrieben ſämmtlich lateiniſch. Eine Sammlung der „Scriptores rerum Suecicarum" unternahm E. M. Fant (Upſ. 1818. 1. Thl.), deren Fortſetzung Geijer und J. H. Schröder begonnen haben. O. v. Dalin's „Reichsgeſchichte" (Stockh. 1747. 3 Bde.) und A. v. Botin's „Geſchichte" mangelt es an wahrhaft claſſiſcher Darſtellung; Uno v. Troil's „Abhandlungen über die Reformationsgeſchichte" (Upſ. 1794. 5 Bde.) zeigen von großer Umſicht und auch die Bemühungen Adlerbeth's, Roſenhane's, Fant's, O. Knös' u. A. für die Geſchichtsforſchung waren nicht ohne Erfolg. In der neuſten Zeit leiſtete E. G. Geijer („Reichsgeſchichte." 1825. 1. Thl.; deutſch, Sulzb. 1826) das Ehrenwertheſte, neben welchen ſich D. G. von Ekendahl's „Geſchichte des ſchwediſchen Volkes" (2 Thle.; deutſch, Weimar 1827) und Silverſtolpe's „Geſchichte der Verhältniſſe Schwedens und Norwegens ſeit den älteſten Zeiten" (1821. 1. Bd.) bemerkbar machten; auch war die hiſtoriſche Geſellſchaft im Sammeln von Materialien ſehr thätig und die hiſtoriſche Zeitſchrift: „Urkunden in Betreff Schwedens alter, neuer und neuſter Zeit" (Stockh. 1831. 5 Bde.) gab eben ſo, wie das hiſtoriſche Tagebuch Teſſin's vom Jahre 1557 (herausgegeben 1824 von Montgommerie) wichtige Beiträge zur Geſchichte des Landes, während die Regierung nicht nur zum Studium derſelben ermunterte, ſondern auch eine große Anzahl von werthvollen Manuſcripten ankaufte. Die Geſchichte fremder Staaten bearbeitete Herzmann („Geſchichte Venedigs", 1825) und N. F. Aſchling („Geſchichte der griechiſchen Revolution", 1824), ſo wie ſich Andere durch Überſetzungen von berühmten Werken des Auslandes verdient machten, indem von Schröderheim die „Geſchichte Karl's V." von W. Robertſon übertrug und außerdem auch Schiller's „Geſchichte des dreißigjährigen Krieges" in ſchwediſcher Sprache erſchien. Unter den Biographien, welche zum Theil, wie Celſius' „Geſchichte Guſtav Waſa's und Erich's XIV.", Botin's und Berch's Arbeiten nur locker zuſammenhängende Facta geben, gehören Tengſtröm's „Leben des Terſerus", Boethius' „Andenken an Rydelius", Lindeberg's „Schwediſche Biographien" und Lundblad's „Geſchichte Karl's X." (1825. 1 Bd. Deutſch, Berl. 1826) zu den beſſeren Erſcheinungen. Eben ſo wenig haben wir ausgezeichnete Reiſebeſchreibungen zu erwähnen; denn J. Berggren's „Reiſen in Europa und dem Morgenlande" (deutſch von J. H. Ungewitter. Darmſt. 1828. 1. Thl.) ſchwächen den Eindruck einer lebendigen Darſtellung durch die nachläſſige und rauhe Schreibart, C. A. Goſſelmann's „Reiſe in Columbia" (deutſch von G. Freeſe, Stralſ. 1829) und Zetterſtedt's „Reiſen durch das ſchwediſche Lappland" (Lund 1822) haben nur für den Botaniker Intereſſe. Beachtungswerth ſind außerdem: „Bemerkungen auf einer Reiſe durch Sicilien" (1824) und „Briefe über die vereinigten Staaten von Nordamerika" (1824). Unter den wenigen geographiſchen Werken treten Thersner's „Ehemaliges und jetziges Schweden" (1825) und P. Sahlſtröm's „Beſchreibung der Wordinge und Südermannland" (1825) noch als die bedeutendſten hervor. In der Mathematik gehören außer den Werken von Cronſtrand („Über die Zeitbeſtimmung durch die Sonnenhöhe", 1825) und E. Harfwefeldt („Elementarcurſus der Mathematik", 1825. 4 Bde.) vorzüglich die mathematiſchen Aufſätze in den „Abhandlungen der Akademie der Kriegswiſſenſchaften" zu den ſchätzbarſten Erzeugniſſen und in der Aſtronomie ſind nur P. W. Wargentin's (ſtarb 1783) Schriften zu nennen. Die Philologie wurde bis jetzt ebenfalls nur wenig angebaut, doch gab Gumälius Xenophon's „Anabaſis" (1824) und den Anakreon (Upſala 1824) heraus; A. A. Arfvedſon ſammelte und erklärte die Fragmente des Pytheas (Upſala 1824); A. G. Loenbom ſchrieb ein beachtungswerthes „Handbuch der griechiſchen Alterthümer" (1825) und von Hallenberg („Numismata orientalia", Ups. 1821. 2 Voll.) und Berggren („Der Religionscodex der Druſen", 1824) bearbeiteten das Gebiet

der die orientaliſche Literatur betreffenden Gegenſtände. Ungeachtet der vielfach ſich darbietenden Gelegenheit zur Ausbildung der weltlichen Beredſamkeit und der einzelnen Talente, welche ſelbſt unter den Königen (wie Guſtav Adolph und Guſtav III., deſſen Lobrede auf Torſtenſon ohne Bekanntwerdung des Verfaſſers von der Akademie gekrönt wurde) und unter den Staatsmännern, beſonders zur Zeit der republikaniſchen Verfaſſung, während welcher ſich Höpken, Teſſin, Scheffer u. A. bemerkbar machten, mit Erfolg hervortraten, wurde doch im Ganzen nur weniges einer großen Auszeichnung Werthes geleiſtet und weder das ſo vorzügliche Beförderungsmittel der Beredſamkeit, die Reichstage, noch die jährlich von der Akademie für die beſte Lobrede auf einen berühmten Mann ausgeſetzten Preiſe wirkten belebend und kräftigend genug für dieſen Zweig der Literatur und beſonders die Lobreden enthielten mehr glatte und angenehme Schwätzerei, als Kraft und Reichthum der Ideen. Der Grund davon lag größtentheils in dem ſtarren Feſthalten der Akademie an dem franzöſiſchen Geſchmacke, der ſich noch in J. F. von Lundblad's „Schwediſchen Plutarch" (deutſch von F. v. Schubert, Stralſ. 1826) in einer wortprunkenden Wohlredenheit offenbart, obſchon ſich in den neueſten Zeiten auch in den Lobreden ein beſſerer Geiſt geltend gemacht haben ſoll, wie dieß in anderer Beziehung in den kraft- und würdevollen Reden Tegnér's (zum Theil von Mohnike, Stralſ. 1829) und in Atterbom's „Gedächtnißrede auf Kernell" (1824) der Fall geweſen iſt. Wenn man ſich in der weltlichen Beredſamkeit die Franzoſen zum Muſter nahm, ſo bildete man ſich in der Kanzelberedſamkeit nach deutſchen Vorbildern; allein dieß geſchah leider zu einer Zeit, wo auch in Deutſchland ein declamatoriſcher Ton vorherrſchte, der dann auch in die Werke von Bälter, Wåld, Toleſſon, Ekmansſon u. A. überging, und ſelbſt Lehnberg's „Predigten" (Stockholm 1809—1813) und „Gedächtnißreden" (1819) fehlt es noch an dem erleuchtenden und erbauenden Elemente. Im höhern Anſehen ſtehen Hagberg's „Paſſionspredigten" (1821—1825) und E. Collianderˈs „Chriſtliche Predigten" (1824), wogegen Wallin's „Caſualreden" (1825) Glanz ohne Tiefe eigen iſt; auch die Predigten von Forsberg und Hadrén konnten keinen bedeutenden Ruf erlangen. Um die Alterthumsforſchung, beſonders in Bezug auf Island, machten ſich die Schweden vielfach verdient und fanden ſchon von Guſtav Waſa, noch mehr aber von Guſtav Adolph die großmüthigſte Unterſtützung, ſo daß ſich die erſten Gelehrten des Landes, wie Peringſkiöld, Verelius und Björner nebſt mehreren in Upſala ſtudirenden Isländern dieſem Studium mit Eifer und Erfolg widmeten. Nachdem auf Koſten der Regierung eine Sammlung von Manuſcripten in Island veranſtaltet worden war, wuchs die Zahl derſelben ſchon 1666 ſo ſehr, daß ein Antiquitätscollegium in Upſala gegründet werden konnte, welches den Zweck hatte, für Erhaltung, Bearbeitung und die Herausgabe der nordiſchen Literatur zu ſorgen. Allein Dänemark wurde 1785 durch den glänzenden Erfolg dieſer Unternehmung und durch die immer vermehrten Reiſen nach Island bewogen, den Verkauf der Handſchriften an Ausländer zu verbieten, und ſowohl hierdurch, als auch durch die geringere Aufmerkſamkeit, die man von dieſer Zeit an, in welcher das Antiquitätscollegium nach Stockholm verlegt wurde, eifrigen Sammlern, wie S. Gahm ſchenkte, wurde von nun an jenes Studium nicht mehr mit demſelben Erfolge getrieben und die wichtigſten Documente blieben unbenutzt in dem Archive liegen, beſonders ſeit der durch Guſtav III. Unterſtützung aufgemunterte C. G. Nardin die Sammlung und Abſchrift vieler wichtigen Handſchriften nicht weiter fortſetzte. In neuerer Zeit begann Geijer und Atterbom nach dem Vorgange von Rudbeck und Ihre wieder das Studium des Altnordiſchen mit neuer Liebe, ohne es jedoch, nach der Weiſe der Akademie, zu überſchätzen und ihm mit Hintanſetzung des Vaterländiſchen ausſchließlich ihre Kräfte zu widmen. Nachdem ſich hierauf eine ſkandinaviſche Literaturgeſellſchaft gebildet hatte, deren geſammelte Schriften ſchon

im Jahre 1827 14 Bände betrugen, fand ſich auch die Regierung bewogen, alle aufgefundenen Alterthümer des Landes für das Muſeum in Stockholm anzukaufen, deren Bekanntmachung die Zeitſchrift: „Iduna" gewidmet iſt. Vergl. Faxe's „Entdeckung von Tycho Brahe's Sternenburg ꝛc. auf Hwen Aran" (1823) und A. O. Lindfor's „Einleitung zur isländiſchen Literatur. Die Zeitſchriften ſind in Schweden deßhalb von der größten Wichtigkeit, weil man ſich ihrer vorzüglich zur Verbreitung werthvoller, wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen bedient, und die älteſte, ſchon über hundert Jahre beſtehende und von dem jedesmaligen Secretair der Akademie redigirte iſt die Poſt- und einheimiſche Zeitung, welche an Dalin's „Argus", zur Bildung der Sprache beſtimmt, den älteſten Zeitgenoſſen hat. Gleichen Zweck nebſt Bekanntmachung einheimiſcher Werke hatte J. Adlerbeth's „Iduna" (1813), ſo wie Hammarſkjold's und Hoijer's „Lyceum", worin mehrere zu Anfange dieſes Jahrhunderts entſtandene Geſellſchaften das Reſultat ihrer Beſtrebung zur Verbeſſerung der Sprache niederlegten. Als Gegenſtück zu Atterbom's „Poetiſchem Kalender" (1810) erſchien ein „Unpoetiſcher Kalender für poetiſche Leute" und 1822 ein von jenem herausgegebener „Muſenalmanach." Von der „Swea", dem beſten wiſſenſchaftlichen Journale, erſchienen von 1819—1831 blos 13 Nummern; eine Literaturzeitung kam von 1813—1824 zu Upſala heraus; der „Hermes" (herausgegeben von Hammarſkjold und Almquiſt), welcher beſonders werthvolle äſthetiſche Aufſätze enthält, beſteht ſeit 1821 und das „Allgemeine Journal" (1778 von Kellgren als „Stockholmer Poſt" begründet und ſeit 1809 „Journal für Literatur und Theater" genannt) redigirt jetzt Wallmark. Im Anfange des Jahres 1832 erſchienen in Schweden zuſammen 69 Zeitungen und 12 periodiſche Blätter und zwar von erſteren 17 in Stockholm, 7 in Gothenburg und 4 in Upſala, von letzteren 4 in der Hauptſtadt, 2 in Upſala und eine in Lund. Sie ſind faſt alle auf Seiten der Oppoſition und wenn die Regierung eine derſelben wegen ſtärkerer Ausfälle gegen ihre Verfahrungsart unterſagt, ſo erſcheinen ſie kurz nachher unter verändertem Titel, welcher bei nochmaligem Verbote wiederholt erneuert wird. Für die Verbreitung religiöſer Bildung ſorgt die ſchwediſche Bibelgeſellſchaft, welche bis 1829 100000 vollſtändige Bibeln und 162315 N. T. vertheilt hatte. Über das Ganze vergleiche Hammarſkjöld, „Über ſchwediſche Literatur" („Hermes", 1823. No. XVIII, XX, XXII) und Mariane von Ehrenſtröm, „Notices sur la littérature et les beaux-arts en Suède" (Stockh. 1826). 81.

Skandinaviſche Sprachen, die Sprachen Dänemarks, Schwedens, Norwegens und Islands, bilden einen beſondern Zweig des germaniſchen Sprachſtammes und erhalten ihren Übergang durch das Niederdeutſche. Der ſprachliche Charakter iſt daher ganz der deutſche, doch ſind ſie bedeutend härter im Laute; die Flexion iſt bedeutend einfacher, aber erinnert noch mehr an die Urformen als das jetzige Deutſche; eine Eigenthümlichkeit iſt der angehängte Artikel, die Endung des Neutrum des Adjectivs auf t, die der Paſſivformen auf s. Doch ſind ſie an ſich dialektiſch ſehr von einander unterſchieden und zeigen von dem Isländiſchen an, durch das Norwegiſche, Schwediſche bis zum Däniſchen eine immer größere Lautſchwächung, ſo wie in demſelben Verhältniſſe Abnahme der grammatiſchen Reichhaltigkeit. Während aber auch das Däniſche durch das Niederdeutſche, das Schwediſche durch das Gothiſche, das Norwegiſche durch das Däniſche bedeutenden Einfluß erhalten hat, iſt das Isländiſche am Wenigſten berührt worden und am Reinſten geblieben; jede der einzelnen Sprachen hat jedoch wieder ihre beſonderen Mundarten, die mehr oder weniger Übergänge bilden. Sämmtliche Sprachen haben ſich jedoch ſtets einer geringen Cultur zu erfreuen gehabt. Am Frühſten wurde die isländiſche entwickelt, in welcher eine Anzahl alter Werke enthalten ſind (ſ. Skandinaviſche Literatur); viel ſpäter erfreuten ſich die ſchwediſche und däniſche einiger Ausbildung, die vor der Reformation faſt ganz vernachläſſigt wurden; die nor-

wegiſche iſt faſt ganz vernachläſſigt worden. Die vorzüglichſten Hülfsmittel zur Erlernung dieſer Sprachen ſind a) für das Isländiſche: „Rask Vejledning til det islandska-Spr g" (Kopenhagen 1813) und deſſen Ausgabe von Biörn Haldorſon's Wörterbuch (Kopenh. 1814. 2 Bde. 4.); b) für das Schwediſche: G. Sjoborg's „Schwediſche Sprachlehre für Deutſche" (Stralſund 1796. 8. 2. Aufl. 1811), die Grammatiken von Kollner (Stockh. 1813) und Brockmann (Ebd. 1813) und Lexika von Lind (Stockh. 1749. 4.), Ihre (Upſala 1769. Fol.), Sahlſtedt (Stockh. 1773. 4. 2. Aufl. 1793), Heinrich (Stockh. 1825); c) für das Norwegiſche einige ältere unbedeutende Wörterbücher; d) für das Däniſche (ſ. d. beſond. Artt.). 9.

Skelet, (griech. σκελετός, ausgetrockneter Körper, Mumie), nennt man den alles Fleiſches entkleideten geſammten Knochenbau jedes thieriſchen Körpers und nennt es ein natürliches, wenn die Verbindung der einzelnen Knochen durch die natürlichen getrockneten Bänder erhalten wird, ein künſtliches, wenn man ſie durch Draht u. dgl. zuſammengefügt hat. 30.

Skepſis, Skepticismus, Skeptiker, (von σκέπτεσθαι, betrachten, unterſuchen), iſt allgemein eine wiſſenſchaftliche Art des Zweifels und bekommt je nachdem ſich dieſer in verſchiedenen Sphären des Denkens und Lebens ausſpricht, verſchiedene Bezeichnungen, wie der moraliſchen S., welche die verbindende Gewalt beſtehender Moralgebote in Zweifel zieht und zu einer tiefern Begründung derſelben führt, und der hiſtoriſchen S., einer von der neuern Geſchichtsforſchung geltend gemachten rationellen Methode der Prüfung und Sichtung geſchichtlicher Traditionen, um nur das aus Gründen für ſicher Erkannte als geſchichtliches Factum aufzuſtellen, beſonders aber findet dieſer wiſſenſchaftliche Zweifel ſeine Stelle in der freien Forſchung, in der philoſophiſchen Erkenntniß; denn da es hier erſtes Geſetz iſt, nichts ohne Prüfung (alſo ohne Zweifel) blindlings anzunehmen, ſo gehört die S. nothwendig in die Philoſophie, entweder als eine bloße Regel der Logik (logiſche S.), oder als ſelbſtſtändige und abſolute Geiſtesrichtung und Gemüthsverfaſſung, als völlige Negation aller Gewißheit des Erkennens, als ein Verzweifeln an aller Wahrheit. In dieſem letztern Sinne wurde die S. von denen erfaßt, die ſie wiſſenſchaftlich begründeten und eine ſolche meint man, wenn man von einer ſkeptiſchen Richtung in der Philoſophie ſpricht, bezeichnet ſie auch genauer als Skepticismus, welchen ſie als Methode und Syſteme erkennen läßt, und als transſcendentale S., welche ausſagt, daß ſie das geſammte menſchliche Wiſſen in Zweifel ziehe, alſo in einem Grundzweifel an der Fähigkeit des menſchlichen Geiſtes, überhaupt das Wahre zu erforſchen, wurzele. In dieſer umfaſſendern Geltung nun iſt die S. von der größten Bedeutung für die geſammte Entwickelung der Philoſophie und bildet im geſchichtlichen Gange derſelben wichtige Momente und Epochen. Wie nämlich alle Philoſophie von einem gewiſſen Zweifel ausgeht, der uns den bisherigen ſichern Glauben an die Wahrheit unſerer alltäglichen Vorſtellungen an die Unantaſtbarkeit hergebrachter Geſetze und Gewohnheiten raubt und uns zur Erklärung derſelben, d. h. zur höhern Bewahrheitung durch beſſer begründete Begriffe und Ideen antreibt, ſo wirkt derſelbe auch in deſſen einzelnen Beſtrebungen fort. Nun kündigt ſich jener Grundzweifel in der Frage an: was? wozu? woher? doch alle die Dinge, alle die Vorſtellungen, alle die Geſetze ꝛc. ſeien, welche der gemeine Sinn geradezu und ohne Scrupel auf- und annimmt. So begegnet es faſt jedem denkenden Geiſte einmal im Leben, daß er Zweifler, Skeptiker, wird an ſeinen früheren Überzeugungen, ſelbſt an ſeinen heiligſten und höchſten. Die Philoſophie nun macht ſich anheiſchig, dieſen Zweifelzuſtand dadurch zu enden, daß ſie eben jene Gründe für die früher ohne Grund unbefangen aufgenommenen Vorſtellungen aufſtellt, als höchſte Lehrſätze, Dogmen, durch die jene gewöhnlichen Vorſtellungen ſo erklärt werden ſollen, daß kein fernerer Zweifel möglich ſei (Dogmatismus).

Allein ſo ſchnell läßt ſich jener Trieb nach Erklärung nicht befriedigen, vielmehr wirkt das ſkeptiſche Element in der Philoſophie ſelbſt fort und veranlaßt ein fortgeſetztes Weitererklären jener Beziehung des Begründeten zu ſeinem Grunde. So iſt die S. das fortwährende Agens aller Philoſophie, jagt den Dogmatismus durch alle Erklärungen und Vermittelungen hindurch, die innerhalb jener Elemente von jenem Standpunkte aus möglich ſind, und bricht endlich, ſobald alle Mittel der Erklärung, ſomit auch der Befriedigung jener dringenden Anſprüche der S. erſchöpft ſind, ohne daß eines Genüge gethan hätte, in ihrer vollen Kraft durch, als der durch Nichts zu verſöhnende Zweifel; erſcheint in ihrer rein negativen Geſtalt als die Verzweiflung an allen jenen dogmatiſchen Gründen und, weil man von dieſem Standpunkte aus nur die Gewißheit, die in ihnen liegen ſollte, kennt, als die Verzweiflung an der Wahrheit ſelbſt. — In dieſer Erſcheinung bildet die S. jedesmal einen Abſchnitt in dem Gange des Philoſophirens, eine Epoche, wo der Geiſt gleichſam anhält, ſtilleſteht, ſeinen bisherigen Lauf unterbrechend. Weil aber eben dieſe S. ſelbſt zu einem umfaſſendern Standpunkte noch nicht gelangt iſt, beſchränkt ſie ſich zumeiſt darauf, die entdeckte Einſeitigkeit des Dogmatismus zu negiren und behauptet dann eben ſo einſeitig: es giebt gar kein Wiſſen, weil das des Dogmatismus ein ſolches nicht iſt. Daher die ſonderbare Erſcheinung, daß die S. ſelbſt als ein negativer Dogmatismus auftritt, weil ſie nämlich in demſelben Glauben, daß jene Gründe des Dogmatismus die abſoluten alles Wiſſens ſeien, befangen iſt. Darum kann aber auch eine jede S. nur im Zuſammenhange mit den dogmatiſchen Beſtrebungen der Periode, die ſie abſchließt, begriffen und gewürdigt werden. — Die Hauptrichtung der erſten Periode der griechiſchen Philoſophie ging nun darauf, das Sein der einzelnen Dinge aus materiellen Elementen zu erklären, werden zu laſſen; denn Luft und Feuer, Atome oder Elementartheile, erklären wohl die Mannigfaltigkeit von Eigenſchaften ꝛc. an den Dingen, nicht aber das wahre Sein, die Subſtanz derſelben. So ſprachen die Eleaten zuerſt eine allgemeine S. gegen die phyſiſche Philoſophie aus, während innerhalb dieſer ſelbſt Heraklit, Anaxagoras, die Atomiſtiker auf das Reſultat kamen, daß man ſo nur Veränderungen, Beziehungen, Accidenzen der Dinge wahrnehme, nicht dieſe ſelbſt in ihrer beziehungsloſen, abſoluten Selbſtſtändigkeit. Die völlige Verzweifelung an der Erkenntniß des wahren Seins der Dinge ſprachen endlich die Sophiſten aus (vergl. d. Art.), indem ſie theils jenes Ideal des Wiſſens, das Sein, wie es die Eleaten aufgeſtellt hatten, mit dem Elemente der Erkenntniß dieſer Periode, einem rein empiriſchen, zuſammenhielten, wo ſie es dann völlig unerreichbar fanden, was ſie in den Sätzen bezeichneten: Es iſt gar nichts Reales, — ein ſolches wäre gar nicht erkennbar — eine ſolche Erkenntniß ließe ſich nicht mittheilen (ſo Gorgias), theils das Wiſſen von der philoſophiſchen Allgemeinheit auf die Einzelmeinung herabſetzten, verkündend: der Menſch ſei das Maß aller Dinge, d. h. wie einem Jeden jedes Ding erſcheine, ſo ſei es für ihn (ſo Protagoras), und ſo mußte denn dieſer ganze phyſiſche Standpunkt aufhören. — Ein neues Element fand das Philoſophiren hiernächſt in den Begriffen oder Ideen, gewiſſen Bewußtſeinsformen, welche unmittelbar das Weſen der Dinge ausdrücken ſollten. Aber auch ſie verloren bald ihre unmittelbare Geltung, indem man ſie ſelbſt wieder zu Abſtractionen aus der ſinnlichen Empfindung herabſetzte (die Stoiker und Epikureer), und ſo war alſo jetzt der Standpunkt weſentlich kein anderer, als in der erſten Periode, ſondern nur durchgebildeter, in vielſeitiger Anwendung und mehr im Einzelnen als im Ganzen erfaßt. Daher war auch der Ausdruck der neuen Skepſis nicht die Verneinung des geſammten empiriſchen Elements, ſondern eine Widerlegung des Dogmatismus in allen ſeinen einzelnen Ergebniſſen und Beziehungen, ein künſtlich geordnetes, detaillirtes Syſtem von Zweifelsgrün-

den und Gegenbeweiſen gegen denſelben. — Dieſer zweite Skepticismus, der zuerſt unter dieſem Namen auftrat, hatte zum Stifter den Pyrrho aus Elis (ſ. d. Art.), nach welchem er auch Pyrrhonismus genannt wird, und pflanzte ſich in einer langen Reihe von Anhängern, bald ſcheinbar erlöſchend, bald ſtärker auflodernd, bis ins II. und III. Jahrh. n. Chr. fort, wo er zugleich mit dem ächtgriechiſchen Geiſte der Philoſophie verſchwindet. Die bedeutendſten Skeptiker dieſer Richtung ſind Timo aus Phlius, Äneſidemus aus Kreta und Sextus Empirikus (ſ. d. Art.), welcher Letztere die ſämmtlichen Reſultate dieſer Skepſis in ein vollſtändiges Syſtem zuſammenſtellte. — Wegen der Gleichheit (ἰσοσθένεια) der Gründe für und wider einen jeden Satz läßt ſich Nichts gewiß beſtimmen (ἀόριστα πάντα), und der Skeptiker hält darum ſeine Zuſtimmung ſtets zurück (ἐπέχει, — die ἐποχή), weder bejahend noch verneinend, ſondern die Dinge nehmend, wie ſie erſcheinen, da ihr Sein unerkennbar ſcheint. Dieß beweiſt der Skeptiker theils, indem er eine Sinnenerſcheinung der andern, eine Verſtandeserkenntniß der andern, eine Verſtandeserkenntniß einer Sinnenerſcheinung entgegenſetzt (φαινόμενα φαινομένοις, νοούμενα νοουμένοις, νοούμενα φαινομένοις) — theils durch beſondere Zweifelgründe (τόποι oder τρόποι ἐποχῆς). Deren ſtellt Sextus zuerſt 10 auf, als ſchon den älteren Skeptikern angehörig, die ſämmtlich darauf hinauskommen, daß jede Erkenntniß durch die Sinne oder durch Schlüſſe aus der ſinnlichen Wahrnehmung den Gegenſtand nicht in ſeinem reinen Sein darſtelle, ſondern vermiſcht und in Verhältniſſen theils mit anderen Außendingen, theils mit unſeren eigenen, mehr oder weniger zufälligen, Eigenthümlichkeiten. Die ſpäteren Skeptiker zogen dieſe 10 in einen, den ſie die Relation oder Verhältnißmäßigkeit der Erkenntniß nannten, zuſammen, und fügten dazu noch 3 andere, die Verſtandeserkenntniß durch Schluß verdächtigende: den Diallelus, (jeder Schluß iſt ein Cirkel), den Progreß ins Unendliche (er geht von Grund zu Grund ohne Ende), die Hypotheſe (er ſetzt willkührlich einen Grund als den höchſten), und einen vierten von der Verſchiedenheit der Meinungen, welche die Streitenden hindere ſich zu vereinigen, da Jeder die Sache nur von ſeinem Standpunkte aus betrachte. Sextus ſprach alle dieſe in den zweien aus: Kein Ding iſt durch ſich, — und keines iſt durch ein anderes erkennbar. Mit dieſen Gründen nun widerlegten die Skeptiker alle Behauptungen der Dogmatiker, denen ſie ſomit nachwieſen, daß ſie fälſchlich vorgäben, die Wahrheit zu beſitzen, während ſie ſelbſt, richtiger, vor der Hand ihre Ungewißheit eingeſtänden (ἀπορῶ, οὐδὲν ὁρίζω) — dagegen die Wahrheit fortwährend ſuchten (ζητέω) — weßhalb ſie ſich auch, neben jenem gebräuchlichſten Namen der Skeptiker, die der Ephektiker, Aporetiker, Zetetiker beilegten. Beſchränkter und nur gegen den Dogmatismus der Stoa gerichtet, war die S. der neuen Akademie, (Arceſilas, Karneades, Philo von Lariſſa, Antiochus u. A.), welche das Kriterium, das jene für die Wahrheit der Sinnenvorſtellungen aufſtellte, nämlich, daß ſie begreifend ſein müßten (vergl. d. Art. Stoa), als ſelbſt unerweislich verwarfen, daher allen Vorſtellungen nur einen größern oder geringern Grad von Wahrſcheinlichkeit für das erkennende Subject zugeſtanden, der ſich durch Genauigkeit der Beobachtung von der blos wahrſcheinlichen Vorſtellung zur übereinſtimmenden und endlich zur überlegten ſteigern laſſe. Der äußere Erfolg der S. war auch hier ein Aufgeben des abſoluten Wiſſens, ſomit der Philoſophie, entweder mit nothgedrungenem Feſthalten an den Sitten und Erſcheinungen des Lebens, doch ohne ſich ſonderlich um dieſe zu kümmern (μετριοπάθεια), in Bezug aber auf das wahre Sein der Dinge mit unerſchütterlicher Gleichgültigkeit (ἀταραξία), oder mit Behandlung und Benutzung des Lebens nach ſubjectiver Anſicht und ſubjectivem Vortheile, ähnlich den Sophiſten. Jenes war der Charakter der pyrrhoniſchen, dieſes der der akademiſchen

S. — Etwas Anderes war die Stellung der S. zum Dogmatismus in der chriſtlichen Periode. Hier ſtützte ſich letzterer auf die unmittelbare Auctorität der geoffenbarten Religion, deren Inhalt er erklärte, und auf die ebenſo unmittelbare Realität gewiſſer Begriffe, durch welche er erklärte (ſ. Scholaſtik). Das Element des Erkennens war demnach hier ein ganz poſitives, die bloße Willkühr einer Anwendung leerer Formen auf einen im Voraus gegebenen Inhalt. Daher war es die gänzliche Grundloſigkeit deſſelben, was eine S. rege machen mußte. Dieſe baſirte ſich daher auf das Element, welches jener Realismus ganz bei Seite geſetzt hatte, auf die ſinnliche Wahrnehmung und verneinte von dieſer aus die Gültigkeit jener Begriffe, die ſich auf den unmittelbaren Glauben ſtützten, indem ſie dieſelbe nur dann anerkennen wollte, wenn ſie ſich als Abſtractionen auf die Erfahrung zurückbezögen. So ſprachen die Nominaliſten das ſkeptiſche Reſultat aus, die Begriffe haben nicht an ſich Realität, ſondern ſind nur abſtracte Formen des Denkens, deren Grund in der Erfahrung zu ſuchen iſt, und ihr Sieg machte der realiſtiſchen Scholaſtik ein Ende, indem er zugleich das analytiſche Forſchen, die empiriſche Methode wieder zur Geltung brachte. — Die Äußerungen des Zweifels oder Verzweifelns an der Wahrheit, die ſich aus dieſem Conflicte entgegengeſetzter Elemente ergeben mußten, hatten nun aber auch einen eigenthümlichen Charakter. Während nämlich die nominaliſtiſche Richtung theils die Auctorität der poſitiven Religion, als die Hauptſtütze des Realismus, angriff (ſo Pomponatius, Cardanus, Cäſalpinus, Ruggieri, Charron und A.), theils dieſen ſelbſt und zwar hauptſächlich in der peripatetiſchen Philoſophie bekämpfte (Sanchez, der Erneuerer des Pyrrhonismus, der nach ihm auch von la Mothe le Vayer, Huet und Glanville gelehrt wurde), wobei man denn darauf kam, bei der bloßen Sinnenwahrnehmung ſich zu beruhigen, beſtritten Andere die Fähigkeit der Vernunft, das Wahre zu erkennen, im Dienſte des Glaubens, den ſie dadurch zum einzigen Mittel der Gewißheit zu machen verſuchten, (ſo die berühmten Skeptiker Montaigne, Pascal, Hirnhaym, Guetianus Stetnatus, Boſſuet u. A.). — Wenn ſich aber die S. dieſer Zeit nicht ſo ſchroff, als Verzweiflung an aller Wahrheit, ausſpricht, ſo erklärt ſich dieß leicht daraus, daß hier theils die Wahrheit ſelbſt nicht mit dem Mittel ihrer Erkenntniß verloren zu gehen ſchien, indem der Glaube beſtehen mochte auch ohne das ihm doch nur angehängte Beiwerk der Begriffe, theils auch, während man das Überſinnliche auf dem Glauben beruhen ließ, für die Forſchung ſich ein weites Feld in den Erfahrungswiſſenſchaften öffnete, welche in ihrem Bereiche ſicher genug zu ſein ſchienen. Daher iſt ſelbſt der totale Zweifel des Carteſius nicht ſo ernſtlich gemeint und man kann ihn ebenſo wenig zum bloßen Skeptiker machen, als den Plato, wenn gleich Beide durch S. ihren höhern Standpunkt der Forſchung vorbereiteten. Durch Carteſius aber wurde ein neuer Dogmatismus, der der angeborenen Ideen, begründet, welcher alle Wahrheit aus dieſen demonſtrirte, ohne ſcheinbar die Erfahrung zu Rathe zu ziehen. Auch gegen ihn erhob ſich von Neuem die Sinnenerkenntniß, die angeborenen Ideen läugnend und die Begriffe, welche man dafür ausgab, vielmehr aus der Einzelwahrnehmung herleitend. Der Senſualismus, von Locke begründet, ging als fortwährende Oppoſition neben dem Dogmatismus her und ſteigerte ſich endlich bis zur conſequenten Läugnung alles Überſinnlichen, durch den Idealismus Berkeley's hindurch bis zum völligen Skepticismus bei Hume. Ihre Grundſätze wurden auf Einzelne angewandt und populariſirt, beſonders von den franzöſiſchen Materialiſten Helvetius, den Encyklopädiſten Voltaire u. A., während man auch frühere Richtungen des Skepticismus, beſonders die pyrrhoniſche, wieder geltend machte und mit dieſer ſenſualiſtiſchen combinirte. Hier iſt Bayle von Bedeutung; ihm folgten Crouſaz u. A. — in Deutſchland die preußiſchen Hofphiloſophen d'Argens, Beauſobre; ferner Loſſius und gewiſſermaßen auch Platner. — Allen dieſen ſkeptiſchen

Richtungen dieſer, ſowie der alten Philoſophie liegt das dunklere oder deutlichere Bewußtſein eines Widerſpruchs zu Grunde, der unſer Erkennen drückt, des Widerſpruchs nämlich von Einheit und Vielheit, Sein und Werden, oder wie man es ſonſt ausdrücken will. Wäre das Ding nicht noch Etwas außer ſeinen Eigenſchaften und dieſen entgegengeſetzt, nämlich die Einheit inmitten der Vielheit jener, ſo würde es durch dieſe unmittelbar erfaßt; wären die Gegenſtände nicht ein Complex von Veränderungen, Beziehungen, ein ſtetes Werden, ſo würde die ſtarre Einheit des Begriffes ſie adäquat darſtellen. Weil nun der Dogmatismus bisher ſtets das eine Glied dieſes Gegenſatzes feſthielt und durch daſſelbe das andre zu erreichen meinte, ſo mußte der Skepticismus ſtets das andere dagegen geltend machen, gegen die Einheit des Begriffes die Vielheit der Vorſtellungen, in welche dieſer ſich auflöſt, gegen die Vielheit der Eigenſchaften die Realität der Subſtanz, an welcher dieſe ſein ſollen, — und dadurch den einſeitigen Standpunkt der Erklärung aufheben, indem er dieſe wieder in den Kampf des Widerſpruchs hinauswarf. Deß war kein Ende abzuſehen, wenn nicht zwiſchen Dogmatismus und Skepticismus ein Abkommen getroffen und von der Strenge der abſoluten Wahrheit Etwas aufgegeben wurde, um wenigſtens eine relative zu retten. Dazu war nöthig, den Gegenſatz zweier Elemente in allem Sein und Erkennen anzuerkennen und beiden gleiche Geltung zuzugeſtehen. Dieſe Vermittelung übernahm der Kriticismus (ſ. d. Art.), durch den neuen Standpunkt des vollen Bewußtſeins des Widerſpruchs, und wie ſehr derſelbe auf dieſem wieder in einſeitige Richtungen zerfahren ſein mag, die daher auch Beſtreitung und ſomit eine Art von Skepticismus hervorrufen, (dergleichen ſchon Kant ſelbſt von Schulze und Jacobi erfuhr, ſ. d. Art.), ſo läßt ſich doch mit Recht behaupten, daß der einſeitige Skepticismus, welcher ſich damit begnügt, einen Standpunkt als widerſtreitend zu erkennen und durch ſeine Widerſprüche zu vernichten, zugleich mit dem einſeitigen Dogmatismus, deſſen natürlicher Begleiter er war, für immer aus der Philoſophie verſchwunden ſei und jede S. gegen ein Syſtem vielmehr eine kritiſche oder dialektiſche Zurückführung deſſelben auf einen höhern Standpunkt ſein müſſe. Und nicht nur in der Philoſophie, auch im Leben macht ſich der Grundſatz geltend, daß man Nichts als geradezu falſch verneinen dürfe, ſondern daß es darauf ankomme, die Gegenſätze zu vermitteln und auszugleichen durch höhere Beziehungen, in denen ſie ſich treffen. — S. auch die Artt. Philoſophie, Dogmatismus, — und die Namen der einzelnen Skeptiker. 80.

Skiagräphie (Schattenzeichnung) iſt eigentlich die richtige Vertheilung von Schatten und Licht auf einem Gemälde oder einer Zeichnung, dann überhaupt ein Schattenriß (Silhouette, ſ. d. Art.) und endlich in tropiſcher Bedeutung der Entwurf, die allgemeine Überſicht eines Werks. 9.

Skio, ſ. Chios.

Skirrhus nannten die alten Ärzte gewöhnlich jede harte, ſchmerzloſe Geſchwulſt oder Knoten in einem drüſigen Theile; im engern Sinne verſteht man darunter eine Verhärtung, welche dem Krebſe im geſchwürigen Zuſtande vorausgeht. Der S. wächſt langſam und ſcheint aus vielen zuſammengeleimten Schichten zu beſtehen, und Schmerz entſteht nicht eher, als bis er in völligen Krebs (ſ. d. Art.) ausartet. So wie er größer wird, bedeckt ſich ſeine Oberfläche mit vielen kleinen Knötchen und die Haut beginnt an jedem Punkte der Geſchwulſt anzukleben. Zeigen ſich endlich ſtechende Schmerzen im S., ſo zieht er ſich, ſtatt fortzuwachſen, vorher in ſich ſelbſt zuſammen, wird härter und zieht die anklebende Portion der Haut mit in ſich hinein. Die bösartige Beſchaffenheit der Warzen und Knötchen der Haut iſt an ihrer ungewöhnlichen Härte und Rauheit, dem Mangel der natürlichen Bedeckung gutartiger Warzen, der ungewöhnlichen Ausbreitung und Tiefe ihrer Baſis, der gelbbraunen und ſchwarzen Farbe mit einem rothen Umkreiſe, dem

unerträglichen Jucken derſelben, endlich an ihren Riſſen zu erkennen, aus welchen von Zeit zu Zeit ein dunkelgelbes, blutiges, ſcharfes Serum auströpfelt, dem die von ſelbſt entſtehenden und vorübergehenden Stiche in der Geſchwulſt voranzugehen pflegen. Indeß iſt nicht jeder Schmerz ein Zeichen des Krebſes und ebenſo wenig wird jeder S. krebsartig. Der S. entſteht nicht ſelten in Folge von Stößen oder Quetſchung. Durch ſeinen Druck wird dann der Kreislauf im nahen Umfange der Geſchwulſt gehindert und daher ſchwellen die nahen Gefäße an und die Vernichtung des Theils wird mehr oder weniger gehindert. Vorzüglich ſind es die Haut, das Zellgewebe, die abſondernden und lymphatiſchen Drüſen, die Schleimhäute, Nerven und Knochen, wo er ſich am häufigſten entwickelt. Die Bruſtdrüſe, die Hoden, die Gebärmutter, Lippen, Zunge ꝛc., werden von ihm am öfterſten befallen. Die Cur eines S. erfordert entweder die Zertheilung oder die Ausrottung; letztere wird jener vorgezogen, da dieſe ſelten gelingt. 28.

Skizze (vom ital. schizzo), franz. esquisse; engl. sketch, eigentlich ein Spritzfleck, heißt in der Malerei und den bildenden Künſten ein flüchtiger Entwurf zu einem Kunſtwerke, dann überhaupt eine Zuſammenſtellung der Grundzüge eines auszuführenden Werkes. 9.

Sklave, lat. servus; franz. esclave; engl. slave, iſt ein Menſch, welcher die Rechte der Perſon entbehrt und dagegen der Herrſchaft eines Andern ſo weit unterworfen iſt, daß er von dieſem als Sache behandelt wird und nach Willkühr verkauft, verſchenkt, vertauſcht, mißhandelt, ja ſelbſt getödtet werden kann. Dieſer Zuſtand der Sklaverei (auch Knechtſchaft genannt, obwohl dieſer Begriff nur eine bedingte Dienſtbarkeit bezeichnet) iſt aber das Härteſte und Unwürdigſte, das den Menſchen treffen kann. Denn der Menſch iſt als ein vernünftiges Weſen von Natur frei und ſein eigner Herr; Niemand hat ein unbedingtes Recht über ihn und nur die bedingte Unterwerfung unter die Geſetze der menſchlichen Geſellſchaft oder vertragsweiſe Überlaſſung ſeiner Kräfte zum Dienſte Anderer können davon eine Ausnahme machen. Dieſe Grundſätze des Vernunftrechts erkannten freilich die Völker des Alterthums eben ſo wenig in ihrer Allgemeinheit an, als noch die jetzigen aſiatiſchen Nationen ſie überhaupt kennen. Die Grundurſache aller Sklaverei war von jeher einestheils der Nationalſtolz, welcher alle übrigen Völker als verächtlich und gewiſſermaßen ſich unterthan dachte, anderntheils das rohe Rachegefühl, nach welchem der kriegsgefangene Feind zur Strafe völliges Eigenthum des Siegers ward, und in der Folgezeit fand man es bequem, ſich auf dieſe Weiſe völlig von ſich abhängige Diener zu verſchaffen, wobei man ſich jedoch das Verhältniß des Herrn zum Diener nie anders, als das des Beſitzers zum Eigenthume denken konnte. Daher die durchgängig eingeführte Sklaverei im Alterthume, die Vertheidigung derſelben ſelbſt von aufgeklärten Philoſophen (wie Plato und Ariſtoteles) und der aufgeſtellte Grundſatz, daß man nur keine Sklaven aus dem eignen Volke haben dürfe. Denn wenn ſich auch bei faſt allen Völkern des Alterthums Sklaven aus dem eignen Volke finden, ſo ſind dieſe doch immer nur als Leibeigne (ſ. d. Art.) zu betrachten, indem ſie niemals völlig rechtslos waren, wie die wirklichen Sklaven. Solche freiwillige Sklaverei entſtand nämlich theils aus Armuth der Einzelnen überhaupt ſich zu ernähren, theils wegen Unvermögen eine Schuld zu bezahlen, theils zur Strafe für einzelne Verbrechen und dauerte oft nur eine beſtimmte Zeit, doch waren die Kinder von Sklaven ſtets wieder Sklaven. Dergleichen Sklaven konnten zwar ebenfalls verkauft, verſchenkt ꝛc., aber nicht willkührlich verſtümmelt und getödtet werden. — Am Beſten wurden die Sklaven von den Iſraeliten behandelt; ſie waren an den Sabbathen von der Arbeit frei, durften ſich ſelbſt Eigenthum erwerben und keine der Geſundheit ſchadende Strafe erhalten; auch mußten die iſraelitiſchen Sklaven in dem Jubeljahre freigelaſſen werden. Bei den Griechen beſorgten die Sklaven das ganze Hausweſen,

waren Erzieher der Kinder, Handwerker, Künſtler ꝛc. und genoſſen als ſolche eines erträglichen Looſes, durften ſich aber nicht nach griechiſcher Art kleiden, keine griechiſchen Namen führen, keine Waffen tragen, ſich nicht ſalben, die Haare nicht ſcheeren ꝛc. Bei den Römern war das Sklaventhum am Weiteſten ausgebildet. Anfangs war das Verhältniß der Sklaven ſehr erträglich, ſpäter aber wurde ihre Lage ſehr verſchlimmert, indem ſie faſt gänzlich rechtslos wurden und unter die unbeſchränkte Willkühr ihres Herrn geriethen. Nirgends war aber auch der Luxus in Bezug auf die Zahl der Sklaven größer als in Rom, da faſt für jede kleine Verrichtung beſondere Sklaven gehalten wurden und es ſelbſt Staatsſklaven (servi publici) gab; daher die verſchiedenen Namen und Claſſen von Sklaven bei den Römern. Bei den germaniſchen Völkern gab es nur Leibeigne, welche jedoch in nicht viel beſſeren Verhältniſſen ſtanden, als die Sklaven der Griechen und Römer. — Die Freilaſſung der Sklaven bei letzten beiden Völkern erfolgte zwar nicht ſelten, war aber ſehr verſchieden. Bei den Griechen bedurfte es nur der Erklärung des Herrns, daß der Sklave frei ſein ſollte; bei den Spartanern wurde dem Freigelaſſenen noch ein Kranz aufgeſetzt und er in den Tempel geführt; das Bürgerrecht war aber nicht mit der Freilaſſung verbunden, ſondern wurde beſonders ertheilt. Bei den Römern war die Freilaſſung (manumissio) mit vielen Ceremonien verbunden und von verſchiedener Art. Der Sklave wurde meiſt zum Prätor geführt, der ihn mit einem Stabe auf den Kopf ſchlug, darauf drehte ihn der Lictor im Kreiſe herum und gab ihm zuletzt einen Backenſtreich. Der Sklave, welcher gewöhnlich weiß dabei gekleidet war, holte ſich nun den Hut im Tempel der Feronia und ward zugleich römiſcher Bürger. Bei anderen Arten der Freilaſſung, welche einfacher waren, erfolgte das Bürgerrecht erſt nach mehreren Jahren. — Das Chriſtenthum hat zwar die Sklaverei für etwas der Menſchheit Unwürdiges erklärt und abgeſchafft; doch pflegte man ſelbſt im Mittelalter noch kriegsgefangene Heiden als Sklaven zu behandeln und ſeit der Entdeckung Amerikas und dem daſelbſt eingerichteten Pflanzerſyſteme hat man kein Bedenken getragen, Neger aus Afrika dahin zu holen und das ganze Verhältniß der Sklaverei bei dieſen wieder in Anwendung treten zu laſſen. Dieſes hat auch bis in die neueſte Zeit beſtanden, nur die nördlichen Staaten des nordamerikaniſchen Freiſtaats ſchafften ſie ſogleich bei ihrer Unabhängigkeitserklärung ab, während die ſüdlichen noch feſt daran hängen, und durch ein Geſetz vom 28. Aug. 1833 hat auch das britiſche Parliament die Abſchaffung der Sklaverei und die Freilaſſung der Sklaven in den Colonien geſetzlich ausgeſprochen, doch ſo, daß die Sklaven noch bezüglich bis 1838 oder 1840 in einer Art von Abhängigkeit von ihren Herren bleiben und eine Art Lehrzeit aushalten müſſen, um ſich zur Behauptung der Selbſtſtändigkeit heranzubilden. — In den übrigen Ländern Amerikas und in Aſien und Afrika, beſonders bei den muhammedaniſchen Völkern, beſteht die Sklaverei noch fort und wird bei Letzteren ſobald ihre Endſchaft nicht erreichen, da dieſe Völker das europäiſche Verhältniß zwiſchen Herrn und Diener gar nicht kennen und ohne Sklaven nicht beſtehen zu können glauben. 30.

Sklavenhandel, dieſe Schande der Menſchheit, mußte natürlich mit der Sklaverei entſtehen, indem es nöthig wurde, die auf irgend eine Weiſe abgehenden Sklaven durch neue zu erſetzen. Daher begegnet er uns ſchon in der bibliſchen Erzählung von dem Verkaufe des Joſeph nach Ägypten und erweislich machten ſchon die Phönicier einen bedeutenden Erwerbszweig aus dem S. Auch in Griechenland bildeten ſich ſpäter zu Samos, Epheſus, Chios, Athen ꝛc. Sklavenmärkte, wo die Sklaven ausgeſtellt und ihre Eigenſchaften und Fähigkeiten öffentlich ausgerufen wurden; ebenſo ward es dann auch in Rom. Durch das Chriſtenthum hörte dieſer Handel zwar ganz auf; doch blieb derſelbe in Aſien, der Wiege der Sklaverei, in vollem Schwunge und ward auf großen Märkten betrieben. Von jeher wählte man dazu meiſt Neger aus Afrika, da dieſe kräftig und zur ausdauernden

Arbeit am Fähigſten ſind und, weil ſie auf einer ſehr niedern Stufe der Bildung ſtehen, von vielen Völkern nicht viel über die Thiere geſtellt werden. Aber auch Chriſtenſklaven, die kriegsgefangen worden waren, wurden auf ſolchen Märkten verkauft, vorzüglich ſeitdem die ſogenannten Raubſtaaten in Nordafrika das mittelländiſche Meer durchſchwärmten und die Schiffe den europäiſchen Nationen wegnahmen; ferner ſchöne junge Mädchen, vorzüglich aus Kaukaſien und überhaupt nichtmuhammedaniſchen Ländern; denn Bekenner des Islam zu Sklaven zu machen verbietet der Koran; nur die Sunniten und Schiiten glauben gegenſeitig dieſem Befehle nicht Folge leiſten zu dürfen, da ſie ſich beide als Ketzer verdammen. So hat ſich der Sklavenhandel in allen muhammedaniſchen Ländern bis jetzt erhalten, iſt aber jetzt meiſt auf die unglücklichen Neger beſchränkt, nachdem die europäiſchen Staaten ſich nachdrücklich gegen die aſiatiſchen in Bezug auf den S. erklärt haben, die Raubſtaaten nach mehrmaliger Züchtigung endlich durch den Fall Algiers zur Ruhe gebracht ſind und Rußland aus ſeinen kaukaſiſchen Beſitzungen keine Mädchen mehr ausführen läßt. Während man aber im chriſtlichen Europa ſich von jeher mit Abſcheu gegen den Menſchenhandel erklärte, trieben Europäer ſchamlos ebenfalls denſelben. Im Mittelalter verkaufte man in Spanien und Italien die kriegsgefangenen Saracenen gleichſam als Repreſſalien und bis ins XV. Jahrh. gab es an verſchiedenen Orten Europas noch ſolche Sklavenmärkte; einen großen Aufſchwung aber erhielt dieſer Handel durch die Entdeckung Amerikas. Da die Grauſamkeit der Spanier und Portugieſen die Ureinwohner dieſes Erdtheils, welche man übrigens ſogleich als Sklaven betrachtete, immer mehr ausrottete, aber man doch Arbeiter zur Hervorbringung der dortigen Producte bedurfte, ſo wandte man ſeinen Blick ebenfalls auf die Neger Afrikas. Da ſchon im XV. Jahrh. die Portugieſen auf ihren Niederlaſſungen in Afrika außer den anderen Handelsgegenſtänden von den an Menſchenverkauf gewöhnten Negerhäuptlingen auch Sklaven zum Verkauf erhalten hatten, ſo fingen ſie jetzt an, dieſelben nach Amerika zu ſchicken, und trieben bis ins XVII. Jahrh. den Negerhandel faſt ausſchließlich, da nur die Genueſer ein vom Kaiſer Karl V. gekauftes Privilegium dazu einige Zeit benutzen konnten und Spanien in ſeinen Beſitzungen mit den Ureinwohnern ſich begnügte. Das Ergiebige des Sklavenhandels ward aber bald auch von anderen europäiſchen Nationen erkannt; England folgte zuerſt dem Beiſpiele der Portugieſen und 1713 ſprach das Parliament die völlige Freiheit des Sklavenhandels aus, der durch einen Vertrag mit Spanien (ſ. Aſſiento) großen Umfang erhielt. Auch Frankreich, die Niederlande, Dänemark und Schweden nahmen an dem S. Antheil, doch trieb nur erſteres denſelben im Großen, die letzteren drei verſorgten meiſt nur ihre eignen Colonien. So mögen bis in die neueſte Zeit über 30 Millionen Neger nach Amerika geſchafft worden ſein. Dabei aber wurden die größten Schändlichkeiten begangen. Die Fürſten und Häupter der Neger wurden durch allerhand Kleinigkeiten gewonnen, theils ihre eignen Angehörigen zu verkaufen, theils zu dieſem Behufe ordentliche Menſchenjagden anzuſtellen; die erkauften Sklaven ſelbſt wurden in die unterſten Schiffsräume, je zwei und zwei zuſammengeſchnürt, eng zuſammengeſchichtet, ſo daß ſie ſich während der ganzen Fahrt kaum bewegen konnten und wenigſtens $\frac{1}{10}$ davon ſtarben, und wurden in den Plantagen, in welche ſie verkauft wurden, auf das Unmenſchlichſte behandelt, da ſie wegen ihrer natürlichen Trägheit wenig Luſt zu anſtrengenden Arbeiten haben. Die Regierungen begünſtigten den Handel um ſo mehr, als der Wohlſtand der Länder dadurch ſich bedeutend hob und England allein jährlich gegen 300000 Pfd. St. Staatseinnahme durch die Sklaventaxe hatte. Vergebens erhoben ſich daher zuerſt die Quäker (1727) gegen dieſes Unweſen und ſprachen mehrere Stimmen im Parliamente laut dagegen; vergebens traten Pitt, Fox, W. Smith, Wilberforce, Clarkſon u. A. mit

aller Beredſamkeit dagegen auf; der Vortheil überwog das Gefühl der Schändlichkeit und nur der Grundſatz konnte durchgeführt werden, daß jeder Sklave frei ſei, ſobald er den Boden Englands betreten habe. Doch erklärten bald nach Erlangung ihrer Unabhängigkeit 7 nordamerikaniſche Staaten ſich gegen den S.; Dänemark ſchaffte den S. ab (1794) und der franzöſiſche Nationalconvent verlieh den ſämmtlichen Sklaven die Freiheit (1794), die ihnen jedoch Napoleon ſpäter wieder nahm. Unterdeſſen war in England Alles verſucht worden, dieſem Handel ein Ende zu machen, ſelbſt mehrere Parliamentsbeſchlüſſe hatten ſich für die Aufhebung deſſelben erklärt; doch blieb dieſelbe immer noch ein frommer Wunſch und obgleich auf dem wiener Congreſſe alle Staaten ſich dafür erklärten und die einzelnen bald darauf beſtimmte Geſetze gegen den S. gaben, ſo ward doch erſt im März 1824 in England durch Canning die völlige Aufhebung deſſelben durchgeſetzt. Eine engliſche Flotte im atlantiſchen Oceane ſuchte durch das in Anſpruch genommene Recht durch Durchſuchung der Schiffe und die Wegnahme ſolcher, welche Sklaven führten, dem Unweſen gänzlich zu ſteuern; doch verweigerte Nordamerika das Recht der Durchſuchung und die Sklavenhändler, welche von nun an als Seeräuber beſtraft werden ſollen, ſuchten im Geheimen ihr Gewerbe fortzuſetzen, wodurch natürlich die Behandlung der unglücklichen Neger immer empörender ward. Seit dieſer Zeit hat ſich der S. mehr auf die ſchwarzen Bewohner der auſtraliſchen Inſeln ausgedehnt, da man in den dortigen Gewäſſern ſicherer iſt, wird aber mit Gottes Hülfe durch die vereinte Anſtrengung der Seemächte immer mehr nachlaſſen, da faſt nur noch Braſilien und die ſüdamerikaniſchen Staaten überhaupt ihn begünſtigen. 30.

Sklavenkriege, welche von Sklaven gegen ihre Herren und dann gegen den Staat geführt wurden, gibt es zwei in der römiſchen Geſchichte, wenn man den 458 v. Chr. von den Sabiner Ap. Herdonius geleiteten, aber erfolglos vorübergegangenen Sklavenaufſtand in Rom nicht rechnet. Der erſte wirkliche Sklavenkrieg war in Sicilien, wo 134 v. Chr. die Sklaven, welche in großer Menge zum Feldbau dort gehalten wurden, losbrachen, gereizt von einem Syrer Eunus, welcher der elenden Menſchen Aufmerkſamkeit durch allerhand Kunſtſtücke auf ſich zog und den Glauben an göttliche Sendung nährte. Eunus ſammelte ein Heer von 2000 Mann, welches ſich nach Erbrechung der Sklavenwohnungen in Kurzem auf mehr als 60000 Mann mehrte, und mit dieſen durchzog er die Inſel und verwüſtete Städte, Dörfer und Caſtelle. Die Römer ſchickten ihnen eine Armee entgegen, allein ſie wurde geſchlagen und durch verzweifelten Kampf beſiegte Eunus in 4 Feldzügen die römiſchen Anführer Manilius, Lentulus, Piſo und Hypſäus, bis im Jahre 131 M. Perperna (nach Anderen P. Rupilius) durch geſchickte Stellungen und Märſche ſie ſchwächte und in den Mittelpunkt der Inſel trieb. Hier zogen ſie ſich nach dem auf hohen und ſteilen Berge gelegenen Enna (jetzt Caſtro Giovanni); aber ihr feſter Poſten half ihnen nichts; denn da ſie die Felder auf der ganzen Inſel verwüſtet hatten, ſo litten ſie bald Mangel an Lebensmitteln. Das ſo ausgehungerte Heer griff nun der römiſche Conſul an und die nicht in der Schlacht umkamen, wurden gefangen und, um für Andere ein Beiſpiel zu geben, in den verſchiedenen Theilen Siciliens an den Landſtraßen gekreuzigt. — Der zweite Sklavenkrieg war in Italien, heißt auch der Gladiatorenkrieg und fällt in das Jahr 73 v. Chr. In Capua nämlich, wo eine große Menge Sklaven zu den römiſchen Fechterſpielen abgerichtet wurden, waren aus der Schule des Lentulus Barbatus gegen 40 Gladiatoren entſprungen, unter ihnen Crixus, Önomaus und der Thracier Spartacus. Nicht zufrieden ſich in Freiheit geſetzt zu haben, riefen dieſe die Sklaven auf ſich an ſie anzuſchließen. So ſah der kühne Spartacus ſich bald an der Spitze von mehr als 10000 Menſchen. Die Rotte zog zuerſt nach dem Veſuv; da ihnen dahin aber der Conſul Clodius Glaber (nach Anderen Claudius

Pulcher) folgte, ſo ſahen ſie ſich genöthigt einen Angriff auf die Feinde zu machen und es glückte ihnen dieſelben zu ſchlagen. Nun durchſtreiften ſie, übermüthig durch den Sieg gemacht, Campanien, plünderten Nola, Nucaria, Thurii, Metapontum und zogen immer mehr und mehr ſchlechtes Geſindel an ſich, ſo daß ſich ihr Heer bis zu 40000 (nach Anderen ſogar bis auf 60000) verſtärkte. Nachdem Spartacus mit ſo vermehrten Kräften auf dem Übergange über die Apenninen den Conſul Lentulus und bei Mutina (dem jetzigen Modena) den Cajus Caſſius beſiegt hatte, unternahm er es ſogar Rom ſelbſt anzugreifen. Da aber nahmen die Römer ihre ganzen Kräfte zuſammen und dem Licinius Craſſus glückte es ſie im Jahre 71 zu ſchlagen und zur Flucht zu bringen. In einen Winkel von Bruttium zuſammengedrängt wollten ſie nach Sicilien überfahren, allein ſie fanden keine Schiffe und mußten einen Verſuch machen, durch den ſie umſtellenden Feind durchzubrechen. Sie fochten tapfer, wurden aber faſt gänzlich aufgerieben, Spartacus ſelbſt fiel im Vordertreffen rühmlich kämpfend. Eine kleine Schaar hatte ſich über die Alpen geflüchtet, um von der Weſtküſte aus Italien zu verlaſſen; allein Pompejus, der aus Spanien zurückkehrte, traf ſie dort und vernichtete ſie. Dieß gab Gelegenheit, daß der Sieg über dieſen Sklavenaufruhr dem Pompejus zugeſchrieben wurde. 6.

Sklavenküſte, ſ. Guinea.

Skolien waren Tiſchlieder oder Rundgeſänge, die bei Gaſtmalen und Gelagen der alten Griechen unter Begleitung der Leier geſungen wurden, doch ſo, daß nicht die ganze Verſammlung ſang, ſondern blos Einzelne der Tiſchgenoſſen, wie es die Geſchicklichkeit oder die Neigung derſelben fügte (daher auch *Zickzacklieder*, *Schlangenlieder* genannt). Ein eigenthümlicher Gebrauch dabei war, daß jedesmal derjenige, der ſang, einen Myrthen- oder Lorbeerzweig in die Hand nahm, der dann dem folgenden Sänger übergeben wurde. Der äußern Form nach beſtanden dieſe Geſänge meiſtens nur aus einer nicht gar zu langen Strophe, ihrem Inhalte nach aber waren ſie theils moraliſch und ernſthaft, theils und weil dem Skoliengeſange ſtets ernſte, von der ganzen Tiſchgeſellſchaft angeſtimmten Geſänge zum Lobe der Götter vorausgingen, öfters launig, ſcherzhaft, ſatyriſch und hatten dann gewöhnlich die Liebe und den Wein zum Gegenſtande. Für den Erfinder der S. gilt *Terpander* aus Antiſſa (um 650 v. Chr.); als vorzügliche Skoliendichter aber werden genannt: Alcäus, Pindar, Steſichorus, Simonides u. A. Die S. des Pindar unterſchieden ſich von den früheren dadurch, daß jene kurz, dieſe aber lang und antiſtrophiſch ſind und zwar deßwegen, weil der Chor dazu einen Reigen tanzte; daher der Name S. auch auf ſolche Lieder übergetragen wurde, welche bei beſonderen Feſtlichkeiten geſungen wurden und wozu man tanzte. Vergl. „De la Nauze in Bd. IX der Mémoires de l'Académie des Inscriptions" und C. Dan. Ilgen „Σκόλια h. e. Carmina convivalia gr. anim. ill." (Jenae 1793, 8.). Der Name S. iſt auch bei neueren Dichtern gleichbedeutend mit „kurzen Trinkliedern". 20.

Skopas, ein berühmter griechiſcher Bildhauer, aus Paros gebürtig, um 340 v. Chr., arbeitete beſonders in pariſchem Marmor und gilt nebſt Praxiteles (ſ. d. Art.) für den Schöpfer des ſchönen Styls in der griechiſchen Bildhauerkunſt, obwohl Letzterer in Bezug auf die Grazie der Darſtellung ihn übertraf. Dagegen galt er auch für den berühmteſten Baumeiſter ſeiner Zeit, als welcher er durch ſeine Verſchönerung des Tempels der Diana zu Tegea und durch herrliche Sculpturen am Tempel der Diana zu Epheſus und am berühmten Mauſoleum der Artemiſia (ſ. d. Art.) allgemein bewundert ward. 16.

Skordisker, eine große celtiſche Völkerſchaft, wohnten längs der Save bis zu ihrem Einfluſſe in die Donau, alſo im jetzigen Bosnien und Slawonien, und wurden in *größere* (die nördlichen und weſtlichen) und *kleinere* (die öſtlichen

chen und ſüdlichen) getheilt. Letztere geriethen öfters mit den Römern in Conflict, ſeitdem dieſe Macedonien erobert hatten, machten ihnen viel zu ſchaffen und brachten ihnen 126 v. Chr. eine große Niederlage bei, doch wurden ſie endlich unter Auguſtus mehrmals beſiegt und im Zaume gehalten und verloren ſich nach und nach unter den pannoniſchen Völkerſchaften. Sie ſcheinen ein umherſchweifendes Leben geführt und keine feſten Sitze gehabt zu haben. 37.

Skorpion, lat. scorpio; franz. und engl. scorpion, ein dem Krebſe ähnliches Inſekt, unterſcheidet ſich von demſelben durch mehr hervorſtehende Augen, einen gebogenen Stachel am Schwanzende mit zwei Giftbläschen und zwei kammähnlichen Blättchen hinter den Geſchlechtstheilen. Er lebt an feuchten, kühlen Orten, unter Steinen, in Kellern, Thürſpalten u. dgl., geht des Nachts auf Raub aus und nährt ſich von Inſekten und Würmern, die er mit ſeinen Scheeren packt, dann mit ſeinem Stachel verwundet und ſo auffrißt. Die Weibchen bringen 20 — 60 lebendige Junge. Man unterſcheidet 8 Arten, welche an Größe und Farbe verſchieden ſind. Die größte darunter iſt der indianiſche S. in Afrika und Oſtindien, der über 4 Zoll lang wird und braun ausſieht. Ihm ähnlich iſt der amerikaniſche S., nur etwas kleiner. Der kleinſte iſt der europäiſche S., in Spanien und Italien, ungefähr einen Zoll lang und von gelblicher, brauner, röthlicher, ſchwärzlicher ꝛc. Farbe. — Der Stich des S. iſt ſehr gefährlich, erzeugt heftige, ſchmerzhafte Geſchwulſt, Erbrechen und gänzliche Ermattung und führt leicht den Tod herbei; doch ſoll nur der erſte Stich dieſe Wirkung haben, überhaupt aber die körperliche Dispoſition ſehr viel beitragen, ſo daß er oft ganz unſchädlich geweſen iſt. Man heilt die Wunde durch das Blut des S. ſelbſt, indem man ihn ſogleich darauf zerdrückt, außerdem aber, wenn dieſes nicht möglich iſt, durch ſogenanntes Skorpionöl, d. i. Baumöl, in welchem todte Skorpione liegen. Doch will man in neuerer Zeit dieſes Mittel nicht mehr als wirkſam anerkennen. — S., das achte Sternbild des Thierkreiſes, ſteht ſüdlich unter dem Ophiuchus, weſtlich an der Milchſtraße. Nur von ſeinem Schwanze geht der ſüdlichſte Theil bei uns nicht auf. Vornehmlich funkelt im S., der ſich etwa von 25° ♏ bis 20° ♐ erſtreckt, ein Stern erſter Größe im röthlichen Lichte, Antares, bei welchem ſich auf jeder Seite ein Stern vierter Größe zeigt. Der S. zählt 60 Sterne. 30. 13.

Skropheln ſind eine Krankheit, die zwar ſo alt wie das Menſchengeſchlecht iſt, in neuerer Zeit aber häufiger, wegen ſtattfindender größerer Sittenverderbniß, immer allgemeiner werdender Abweichung von einem naturgemäßen Leben und der durch die Menge künſtlicher Bedürfniſſe herbeigeführten größern Armuth immer häufiger vorkommt. Sie hat ihren Sitz in den Drüſen und lymphatiſchen Gefäßen und entſteht durch ſchlechte und unpäſſende Nahrungsmittel oder Überfüllung des kindlichen Magens mit denſelben, oder durch unreine Luft, Schmutz in der Kleidung und ſonſtigen Umgebung, ebenſo häufig aber auch durch erbliche Übertragung von den Eltern. Sie nimmt ihren Anfang gewöhnlich im erſten Lebensalters und dauert durch das ganze Kindesalter hindurch, bis ſie ſich in den erſten Jahren der Mannbarkeit allmählig verliert. Die vielen Formen, unter denen dieſe Krankheit erſcheint, machen die Annahme nothwendig, daß derſelben ein beſonderes Gift oder eine eigenthümliche, in dem Blute befindliche Schärfe zum Grunde liegen müſſen; denn anders läßt ſich wenigſtens der Umſtand nicht erklären, wie es zugehe, daß die S. bei dem Einen einen Hautausſchlag, bei einem Zweiten eine Augenentzündung, bei einem Dritten ein Geſchwür ꝛc. erzeugen, deren Abſonderungen alle von eigenthümlicher Art ſind. — Der erſte Anfang der S. ſtellt ſich in den meiſten Fällen folgendermaßen dar. Kinder, die keine geſunde Mutter- oder Ammenmilch erhalten, oder die künſtlich und noch dazu mit unpaſſenden, ſchweren Nahrungsmitteln aufgefüttert werden, leiden ſchon von

den erſten Wochen nach ihrer Geburt an Säureerzeugung im Magen, erbrechen ſich häufig, werden von heftigen Kolikſchmerzen geplagt, ſchreien viel und ihre Stuhlgänge ſehen grün aus. Obgleich ſie ſich von ſolchen Zufällen bald wieder erholen, ſo kehren dieſelben doch auf die leichteſte Veranlaſſung wieder zurück; vorzüglich iſt es der Durchfall, der ſie quält; dabei wird der Unterleib hart und aufgetrieben, der übrige Körper aber verfällt mehr und mehr; vorzüglich wird das Geſicht faltig und gleicht dem eines alten Mannes. So nimmt die Abzehrung (Atrophie) immer mehr zu, bis am Ende der Tod erfolgt, ein Ausgang, dem die meiſten ohne Mutterbruſt und ſchlecht ernährten Kinder unterliegen. Nimmt dagegen die Krankheit dieſen traurigen Ausgang nicht, ſo bemächtigt ſich ein langdauerndes Kränkeln der kleinen Kranken, bei welchen ſich der ſkrophulöſe Habitus mehr und mehr ausbildet, ſie bekommen einen dicken, harten Unterleib, ſchwache, welke Gliedmaßen, hervorſtehende Stirn und überhaupt dicken Kopf, Blinzeln der Augen, dicke Naſe, geſchwollene Oberlippe, feine, weiße Haut; lernen ſpät, oft erſt nach Jahren, laufen; dabei ſind die Gelenke der Arme und Füße geſchwollen; das Kind wird gefräßig und eigenſinnig, iſt aber klug. Haben auf dieſe Art die S. feſten Fuß gefaßt, ſo erwecken ſie nunmehr allerlei krankhafte Erſcheinungen; auf der Haut zeigen ſich Ausſchläge aller Art; vorzüglich ſind ſie im Geſichte und auf dem behaarten Theile des Kopfes (Kopfgrind) ſehr häufig; die Drüſen am Halſe, in der Achſel, in den Weichen werden hart, vereitern und bilden bösartige Geſchwüre; die Knochen erweichen und werden krumm (daher krumme Füße und Rückgratsverkrümmungen), oder es entſtehen in ihnen Geſchwüre (caries) oder Nekroſe, die Augen befallen langdauernde, mit Lichtſcheu, Geſchwüren und anderen Zerſtörungen verbundene Entzündungen, die Naſenſchleimhaut erſchlafft und hat langwierigen Schleimausfluß oder Verſtopfung in der Naſe (daher die näſelnde Sprache ſolcher Kinder) zur Folge; aus dem Gehörgange ergießt ſich eine übelriechende Flüſſigkeit ꝛc. — Dieſe Krankheit iſt eine der gefährlichſten Feindinnen des Menſchengeſchlechts; ſie legt den Grund zur Degeneration deſſelben, indem ſie die kräftige Entwickelung und das Wachsthum im Jugendalter hindert und die Generation immer ſchwächer macht; ſie bringt ferner das glücklichſte Lebensalter des Menſchen um ſeine Freuden und erzeugt Mißbildungen, als Verkrümmungen der Füße und Rückenwirbel, Blindheit, Taubheit ꝛc., die das ganze Leben hindurch beſtehen und zum Theil zu deſſen Verkürzung beitragen. — Die Heilung der S. erfordert viel Zeit und iſt ſelten von dauerndem Erfolge; in vielen Fällen iſt es räthlicher, dem Kranken einer paſſenden Diät, als vielem Arzneigebrauche zu unterwerfen; wenigſtens iſt ohne jene von dieſem nichts zu erwarten. 39.

Skrupel, ſ. Scrupel.

Skrzynecki (ſpr. Skrſinezki) (Johann), Generaliſſimus der polniſchen Nationalarmee, wurde 1787 in Galizien geboren, erhielt eine ſehr ſorgfältige Erziehung, ſtudirte auf der Univerſität zu Lemberg und trat 1806 in das 1. polniſche Infanterieregiment. Zum Hauptmanne ernannt machte er den Feldzug gegen Öſtreich (1809) bei dem Armeecorps des Fürſten Poniatowski mit und war beim Ausbruche des Krieges gegen Rußland Bataillonschef. Er war es, der im Feldzuge 1814 das berühmte polniſche Viereck commandirte, welches bei Arcis-ſur-Aube Napoleon rettete, der ſchon von Koſaken und den ruſſiſchen Cuiraſſieren umringt war. Als Ritter der Ehrenlegion und des polniſchen Militairordens nach Warſchau zurückgekehrt wurde er zum Oberſten bei der Garde ernannt. Bald war er aber den Chicanen des Großfürſten Conſtantin ausgeſetzt; ſuchte ſich jedoch durch Studien deßhalb zu tröſten. Von der Garde zu einem Linieninfanterieregimente verſetzt affectirte er nach dieſer Ungnade eine Neigung für den Royalismus und ging ſogar ſo weit, die Nothwendigkeit einer abſoluten Regierungsform zu

vertheidigen; ſpäter nahmen ſeine royaliſtiſchen Geſinnungen ſogar die Farbe des Myſticismus an. Beim Ausbruche der Revolution vom 29. Nov. 1830 trat er aber ſogleich auf die Seite der Nation und zog mit ſeinem Regimente am 1. Dec. in Warſchau ein. Die erſten Schlachten gegen die Ruſſen und beſonders die von Dobre, Bialolenka und Grochow (25. Febr. 1831), bei welcher letztern er mit aller Todesverachtung focht, erwarben ihm den Grad eines Generals. Zu dieſen perſönlichen Verdienſten geſellte ſich noch die vielvermögende Empfehlung des Fürſten Czartoryski, und als nach der Schlacht von Grochow die polniſche Armee ſich nach Warſchau zurückzog, ernannten beide Kammern und die im Staatsrathe verſammelten Mitglieder S. zum Generaliſſimus (26. Febr.). Zwar begann er ſein erſtes Auftreten mit der Organiſirung der unermeßlichen Hülfsquellen, welche die Hauptſtadt darbot, „umgab ſich aber“, ſagt Roman Soltyk, „mit Notabeln, Menſchen, welche eher zu Unterhandlungen geneigt waren als zur Schlacht“ und da er, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, „aus Menſchenliebe das Blutvergießen vermeiden wollte, wo noch ſo viele Mittel übrigblieben, der Nation auf einem friedlichen Wege Recht zu verſchaffen“, ſo ließ er ſich in eine Unterredung mit Diebitſch ein und fiel ſo in das Zauberſyſtem, das eher den Ruſſen als den Polen nützte. Einigen deßhalb ihm von der Regierung gemachten Vorwürfen ſetzte er nur ausweichende Antworten entgegen. Dieſes ſein Benehmen machte er aber durch glänzende Erfolge vergeſſen. Nachdem er die neuen polniſchen Aushebungen organiſirt und eingeübt hatte, brach er in der Nacht vom 30. auf den 31. März in Praga auf und erfocht den glänzenden Sieg über die Ruſſen bei Dembe-Wielkie und Wawre (Ende März und Anfang April). In Folge ſeiner durchdachten Pläne erfolgte auch der Sieg bei Iganie (10. April) von Prondzynski und Kicki. Am 23. Mai ſetzte ſich dann S. gegen die ruſſiſchen Garden, welche zwiſchen dem Bug und der Narew lagerten, in Marſch, um durch deren Vertreibung einen Communicationspunkt zwiſchen Polen und Litthauen herzuſtellen, und während Uminski Jendrzejow bewachte und Lubienski am Bug hinzog und ſich der ganzen Linie des Nur bemächtigte, vertrieb S. die Ruſſen nach einander aus Porembo, Siciechy, Dlugieſiedlo und Pliwki. Nun erfolgte die mörderiſche Schlacht bei Oſtrolenka (26. Mai), welche zwar nichts entſchied; aber der fernere Rückzug der Polen auf Praga brachte allgemeine Niedergeſchlagenheit, Mißtrauen und Unglauben über die Gemüther. Das Aufleben der Hoffnung hing jetzt vom kleinſten Erfolge ab; dieſer aber fand nicht ſtatt. S. blieb unthätig, ſei es nun aus Mißtrauen oder aus Berechnung; weder der Tod Diebitſch's, noch der Übergang über die Weichſel konnten ihn beſtimmen, dieſes Temporiſationsſyſtem aufzugeben; ſchwache Verſuche, ſchwankende Mittel, halbe Maßregeln mußten die Polen um ſo mehr erbittern. Die Ruſſen, jetzt geführt von Paskiewicz, gewannen immer mehr an Terrain und ſchnitten alle Communication ab. Da endlich entſchloß ſich am 9. Aug. die Regierung und der Reichstag zu dem entſcheidenden Schritte ſeiner Abſetzung, die am 10. durch eine Commiſſion zu Bolimow erfolgte, nachdem eine Art von Unterſuchung über ſeine Plane und Benehmen von Generalen und Corpscommandanten ſtattgefunden hatte. S. blieb, von nun an ohne Anſtellung, in Warſchau bis zum Einzuge der Ruſſen. Er begab ſich dann nach Krakau und von da nach Galizien auf ſeine Güter und lebt noch jetzt in Öſtreich in ſtiller Zurückgezogenheit. 25.

Skylax, ein alter berühmter griechiſcher Geograph und Mathematiker, lebte wahrſcheinlich um 360 v. Chr., wird aber ſelbſt von älteren Schriftſtellern mit Unrecht für den Verfaſſer einer Beſchreibung einer Reiſe durch das mittelländiſche Meer gehalten, da dieſe Schrift ohne Zweifel eine bloße Compilation aus mehreren anderen verſchiedenen Reiſebeſchreibungen iſt. Auch iſt er wohl zu unterſcheiden von einem andern S., der aus Karganda in Karien gebürtig unter Darius

Hyſtaspis lebte, eine Reiſe nach dem Indus machte und in früheren Zeiten gewöhnlich für den Verfaſſer des genannten „Περίπλους“ gehalten wurde, der von Höſchel (Augsb. 1608), Voſſius, Palmerius und zuletzt von Gronovius in der Sammlung „Geographica antiqua“ (Lugd. Bat. 1697. 4. 1700. 4.) herausgegeben worden iſt. 20.

Skymnus, einer der berühmteſten griechiſchen Geographen, aus Chios gebürtig, lebte um 92—75 v. Chr. und iſt bekannt als Verfaſſer einer in Jamben abgefaßten Erdbeſchreibung, betitelt: „Περιήγησις τῆς οἰκουμένης“, welche er dem Könige Nikomedes III. von Bithynien widmete. Die Schrift iſt nicht ohne Werth, wenigſtens nicht ohne Intereſſe, da S. viele Länder, z. B. Sicilien, Griechenland, die Küſtenländer des aſiatiſchen Meeres und beträchtliche Theile von Italien, ſo wie von Libyen bereiſt hatte. Namentlich iſt darin auf die Zeit der Colonieſtiftung Rückſicht genommen. Die Ed. princ. beſorgte Dav. Höſchelius (Aug. Vindel. 1608. 8.); eine Ausgabe mit einer metriſchen Überſetzung F. Morell (Paris 1606. 8.). Am Vollſtändigſten findet man ſie in Gail's „Geographi minores“ (Paris 1828. 8. Tom. II.). 20.

Slawen ſind einer der verbreitetſten, mächtigſten und durch ſeine Thaten wie ſeine Geſchicke merkwürdigſten Völkerſtämme Europas, welcher den ganzen Nordoſten unſeres Welttheils, die Wallachei, Serbien, die Bulgarei, Mähren, Böhmen, Schleſien, Polen, Preußen und Pommern einnimmt oder früherhin einnahm und in älteren Zeiten noch weiter herrſchte. Zu den Zeiten der Römer und Griechen wurden ſie mit den ſarmatiſchen Völkern vermiſcht und ſonderten ſich erſt ſpäter aus dieſen ab. Ihr Name wird entweder von Slowo, Wort, abgeleitet, wonach die S. beredte Leute heißen, oder von slawa, Ruhm, oder von salawa, Inſel, Landzunge, wonach S. Inſelbewohner heißen würden, oder endlich von cloweck, Menſch, ſo daß die S. ſich, wie andere Völker auch, blos Menſchen genannt hätten. Die allgemeine körperliche Beſchaffenheit dieſer Stämme war, daß ſie ſtarke, nervige, fleiſchige Körper, helle, lichtbraune, etwas röthliche Haare und eine etwas bräunliche Farbe hatten. Sie vermochten lange Hitze, Kälte, Hunger zu ertragen und ihre körperliche Geſchmeidigkeit war außerordentlich; im Uebrigen aber erſchienen ſie roh; liefen nackt ins Treffen, wenn ihnen nicht der Zufall etwa ein Kleidungsſtück ſchenkte; genoſſen rohe nicht zubereitete Speiſen und verſanken beinahe in Schmutz. Schon die Alten ſchildern ſie ferner als unbeſorgt, harmlos, leichtſinnig, wollüſtig, wankelmüthig, dem Eſſen und Trinken ſehr ergeben, für Tanz, Muſik und Dichtkunſt leidenſchaftlich eingenommen, außerordentlich gaſtfrei, gegen die Weiber hart und grauſam, gegen die Kinder gleichgültig, tapfer, im Glücke als Wütheriche und im Unglücke verzagt, verzweifelnd und kriechend in knechtiſcher Geduld, raubſüchtig, aber auch feſt und unerſchütterlich an ihren Gebräuchen, ihrer Religion und ihrer Freiheit hängend. Sie verſtanden es, ſehr künſtliches Schnitzwerk zu verfertigen und ihre Bilder mit Farben, denen der Regen nichts ſchadete und welche ſtets friſch erſchienen, zu bemalen; waren ſehr geſchickt in Thonarbeiten, aber ob ſie Metallarbeiter waren, iſt ſehr zweifelhaft, zumal da die rethraiſchen Bildwerke immer noch nicht völlig vom Scheine der Unächtheit bewahrt ſind. Eben ſo iſt der frühe Betrieb des Bergbaues in Frage zu ſtellen und an die Baukunſt iſt gar nicht zu gedenken, da die Lebensweiſe der S. das Aufblühen der letztern nicht eben förderte. Dagegen aber beſaßen die S. an der Oſtſee bedeutende Webereien für Leinen und bauten Flachs; denn ſie handelten damit. Ihr Haushalt war ſehr einfach und fremde Völker waren in den erſten Anfängen deſſelben ſogar ihre Lehrmeiſter; ſie trieben Ackerbau, welchen ſie, namentlich im mittlern Deutſchland, ſo hoch trieben, daß man ſie als Coloniſten mit vielen Vorrechten weithin verſetzte. Den Heringsfang kannten die S. an der Oſtſee zwar, allein ſie konnten ihn, aus Mangel des Salzes, nicht gehörig

benutzen; doch aber trieben ſie einen ſtarken Handel, wovon die vielen und bedeutenden Handelsplätze ihres Landes zeugen. Indeſſen war es nur ein Tauſchhandel. Ihre Kriegskunſt war die der erſten Anfänger und auf der roheſten Stufe. Sie fochten nicht in Reihe und Glied, gehorchten in den früheſten Zeiten keinem Heerführer und ſtritten meiſtens zu Fuß. Ihre Feſtungen, deren ſie übrigens viele beſaßen, hatten hölzerne mit Erde gefüllte Wälle; jedoch waren in Noth und Gefahr die Wälder und Moräſte ihre Hauptzufluchtsörter. Ihre Waffen erhielten ſie von ihren Nachbarn durch Tauſch, unter denen ihnen die liebſten Meſſer waren. Als Heerzeichen hatten ſie Fahnen (staviz) und Stangenbilder (zirnitra), welche gleich Göttern verehrt wurden und denen man außerordentliche Macht zuſchrieb. Ihre Regierungsverfaſſung war anfangs patriarchaliſch, d. h. jeder Hausvater herrſchte unabhängig über die Seinen; indeſſen auch ſchon damals traten die freien Hausväter öfters zu gemeinſamen Berathungen, ſo wie zu gewiſſen allgemeinen Volksopfern, zuſammen. Allein ſpäter wurden einzelne Heerführer Herrſcher, die Volksſtämme ſonderten ſich von einander und bildeten Staaten und als ſie ſpäter von den Deutſchen hart bedrängt wurden, bildeten ſie, namentlich durch Vermittlung ihrer ſehr wohlgeordneten, mächtigen Prieſterſchaft, ein ſo geheimes enges Bündniß unter einander, daß Alle für Einen und Einer für Alle ſtanden. Ihre Herrſcher nannte man Gaspodſin (Gospodin, Hospodar), Knes, Knjes oder Kanys, Woiwoda (Wojewoda), Ban, Zupan (Suppan, Jupan), Tandzi und Kral. Die Gewalt der Könige indeſſen war unbefeſtigt und ſehr eingeſchränkt. Die meiſten ſlawiſchen Staaten wählten eigentlich ihren Oberherrn, allein manchmal gelang es den Fürſten ihre Staaten erblich zu machen. In dieſem Falle folgte gewöhnlich der Älteſte dem Vater in der Regierung und gab ſeinen Geſchwiſtern gewiſſe Theile des Landes als Lehn, worin ſie, mit Ausnahme der Oberrichtergewalt und des Kriegsdienſtes, völlig unabhängig herrſchten, jedoch ſich gefallen laſſen mußten, wenn der Fürſt ihr Lehn einzog und ihnen ein anders dafür gab. Dieſe Verfaſſung hielt ſich am Längſten in Rußland und im Benehmen der polniſchen Großen gegen ihren König ſieht man noch die Spuren wie die Folgen derſelben, wenn ſie nicht unterdrückt wurde. Der mächtigſte Herr aber in allen ſlawiſchen Völkerſtämmen war in der Heidenzeit der Prieſter und vor allen der Oberprieſter in Arkona auf Rügen. Er allein entſchied über Krieg und Frieden, legte Abgaben auf, befahl die Wahl eines Königs ꝛc. Er unterſchied ſich von den übrigen Männern der Völkerſchaft durch langes Haar, lange Kleider, langen Bart. Ähnlich ihm an Gewalt waren die Oberprieſter zu Rethra und Romove. Fürſt und Volk aber waren gewiſſen, nur mündlich bewahrten Geſetzen (Sakon) unterworfen. So war z. B. der König verpflichtet, Recht vor dem ganzen Volke, und zwar im Walde unter einem Baume, zu ſprechen; jeder ſolcher Hain war, wie auch das Haus des Königs, ein heiliger Ort, den Keiner bewaffnet betreten durfte und wo ſelbſt der Miſſethäter eine Freiſtatt fand. Der König bezog von ſeinen Unterthanen eine Steuer (Woiwodi-Traha), die er jedoch ohne Bewilligung des Volks nicht vergrößern konnte, und von ihm hingen der Suppan (Oberrichter), der Skubdawa (Unterrichter) und der Satnich (Vorſteher über Hundert) ab. Dieſe, aus den Begütertſten der Nation genommen, bildeten auch den Rath des Königs, ohne deſſen Zuſtimmung er nichts unternehmen durfte, und hießen deßhalb Bojaren (ſ. d. Art.). Zu den ſlawiſchen Völkern werden gerechnet: die Wenden, Anten, Wilzen, Obotriten, Rugier, Sorben, Kaſſuben, Böhmen, Polen, Polaben, Ruſſen, Serbier, Kroaten, Wallachen und Slowaken. 82.

Slawiſche Mythologie. Die Glaubenslehren weniger Völker des Alterthums ſind in ſo tiefes Dunkel gehüllt, als die der Slawen, weil die auf uns gekommenen Denkmäler, die ſogenannten rethraiſchen Götterbilder und die Saſſenchronik, von zweifelhafter Auctorität ſind und die Nachrichten gleichzeitiger Schrift-

ſteller nur Unvollſtändiges liefern und von falſchen Anſichten ausgehen; doch läßt ſich im Allgemeinen in der ſlawiſchen Mythologie ein Dualismus nachweiſen, der deutlich an den Orient erinnert. Es erſcheint zwar durchgehends als das höchſte Weſen ein einziger Gott; dieſer wird aber nur allgemein als in ſeiner himmliſchen Herrlichkeit lebend gedacht, während die aus ihm emanirten Götter (Bog) die ſichtbare Welt regieren, welche in gute und böſe zerfallen, durch bjel (weiß) und czerny (ſchwarz) unterſchieden werden und einzeln den verſchiedenen Stämmen als Hauptgottheiten galten. Zu den erſteren gehören: Swantewit, die Hauptgottheit der Rugier auf Arkona (ſ. d. Art.), aber faſt von allen Slawen vor anderen Göttern hochgehalten, der Gott der Weisheit, der ſlawiſche Odin; Radegaſt, Hauptgott der Obotriten in Meklenburg, auch in der Lauſitz verehrt, der Kriegsgott; Prowo, Landesgott in Wagrien (Oldenburg), der Gott der Gerechtigkeit; Siwa, im jetzigen Ratzeburgiſchen verehrt, die Göttin des Lebens und der Fruchtbarkeit; Triglaw (unentſchieden, ob männlich oder weiblich), Gottheit in Pommern und Brandenburg, von noch unerklärter Bedeutung; Pogoda, in Holſtein verehrt, wahrſcheinlich Gottheit des heitern Himmels; Rugiewit, Kriegsgott der Rugier; Porenut, der Gott der Ehe; Porewith, Beſchützer der Seefahrt; Henil (Honidlo), Beſchützer des häuslichen Lebens; Flynz, vielleicht der Gott der Unſterblichkeit; Krucho, Beſchützer der Feldfrüchte, und mehrere andere, weniger bedeutende, wie die Ciza, Slota, Perkun, Perun, Balduri, Hela ꝛc. — Der böſe Gott war Czernybog, der über die Geſpenſter (Starſchidlo), Waldgeiſter (Leschie) und Kobolde (Koltki) herrſchte. — Als Mittelgeiſter erſcheinen die Hausgötter, die man unter den Bildern der Schlangen verehrte, und die Ruſalki, welche den griechiſchen Nymphen entſprechen. Auch finden ſich Spuren von heiligen Thieren, wozu der Kuckuk, die Schwalbe, die Schlangen, der Sperber, vorzüglich die Pferde gehören, welche beſonders den oberen Göttern geweiht waren. Der Hauptſitz des ſlawiſchen Gottesdienſtes war bei den Ruſſen Kiew und Nowgorod; bei den Polen Gneſen, Poſen, Krakau und Wilna; in Schleſien Nimptſch; in Böhmen Wizherad, ſpäter Prag; bei den Pommern und Wenden Arkona, Stettin und Rethra. Die Verehrung geſchah in einfachen Tempeln, welche meiſt in heiligen Hainen ſtanden, durch Opfer von Stieren, auch von gefangenen Feinden, ſelbſt von erſtgeborenen Kindern eines Geſchlechts, durch Darbringung erbeuteter Waffen und der Erſtlinge der Früchte ꝛc.; durch angezündete Feuer und Freudenfeſte, worunter vorzüglich die beiden Sonnenfeſte am 24. Dec. und am 24. Juni zu bemerken ſind, welche die Verlegung der Weihnachts- und Johanniszeit auf dieſe Tage mit veranlaßt haben mögen, und wobei meiſt das dem Gotte geweihte Roß in Proceſſion umhergeführt ward. Ein Hauptzweig des Gottesdienſtes war die Weiſſagung aus dem Schäumen des Waſſers, dem Lodern der Flamme, dem Aufſteigen des Rauches, dem Fliegen der Vögel, dem erſten Schrei vieler Thiere ꝛc. — Die Slawen haben auch eine bedeutende Heldenſage, die wir aber hier nicht weiter berühren können. 82.

Slawiſche Sprache und Literatur. Es wird nicht in Abrede geſtellt werden können, daß die Literatur der ſlawiſchen Völker bis jetzt nur ſelten von anderen Nationen der Beachtung würdig gefunden wurde und nur ſchwer wird die Behauptung zur Anerkennung gebracht werden können, daß dieſe ſo ſehr vernachläſſigte Literatur wirklich Beachtung verdiene. Wenn dieſe kurze Darſtellung Einiges zur Beſeitigung des alten Vorurtheils beitragen könnte, ſo hätte ſie ihren Zweck vollkommen erreicht. Ohne uns aber in weitläufige Unterſuchungen über die Abſtammung der ſlawiſchen Völker und ihrer Sprache aus Indien, ſo wie über ihre allmählige Verbreitung und Zerſtückelung in viele Völker und Völklein mit verſchiedenen Dialekten einzulaſſen, geben wir nur die charakteriſtiſchen Unterſcheidungszeichen des ſlawiſchen Sprach-

ſtammes überhaupt an und gehen dann zur Sprache und Literatur der einzelnen ſlawiſchen Stämme über. — Die ſlawiſche Sprache unterſcheidet drei Geſchlechter; ſie hat die Pronomina poſſeſſiva zu förmlichen Adjectiven ausgebildet und ſetzt die Präpoſitionen nicht nur den Nennwörtern vor, ſondern bildet vermittelſt derſelben auch zuſammengeſetzte Zeitwörter. Mit dem Lateiniſchen hat ſie darin eine Ähnlichkeit, daß ſie den Artikel nicht kennt; nur einige germaniſirende Dialekte (in den beiden Lauſitzen, in Krain, Kärnthen und Steiermark) haben dieſen aufgenommen. An Vocalen iſt die ſlawiſche Sprache nicht ſehr reich; die Laute å, ö, ů ſind ihr unbekannt; ſelbſt die Vocale a, e, o, u ſpricht der Slawe ſelten rein, ſondern faſt immer mit den Vorſchlagbuchſtaben j und w aus (z. B. jest', iſt; jaje, Ei; wuho, Ohr); dagegen hat er ein doppeltes i, ein gröberes und ein feineres. Unter den Conſonanten fehlt ihm der Laut f und er erſetzt ihn durch w, b oder p (z. B. bob, lat. faba; wru, lat. ferveo; piszczala, lat. fistula); beſonders liebt der Slawe ſeine ſechs Ziſchlaute, z, z̃, s, s̃, c, c̃, und verwandelt in dieſe, wo es ihm möglich iſt, nicht nur ſeine drei Gurgellaute g (h), ch und k, ſondern auch d und t (z. B. zima, lat. hiems; wezu, lat. veho ꝛc.). Betrachtet man den Sylbenbau in den Wörtern, ſo wird man leicht die Bemerkung machen, daß der Slawe mehrere Conſonanten lieber vor als nach dem Vocale verbindet (z. B. brada, Bart; mleko, Milch). Zwiſchen zwei Conſonanten gelten l und r als Stellvertreter der Vocale und Sylben wie wlk, srp gelten dem Slawen als leichtausſprechbar. Da die ſlawiſchen Declinationen den fehlenden Artikel durch angehängte Biegungsſylben erſetzen, ſo ſind ſie viel vollſtändiger als die anderer Sprachen. Der Singular hat ſieben Caſus, der Plural aber nur ſechs, weil der Nominativ zugleich den Vocativ vertritt, und der Dual drei. Die Adjectiva werden, da ſie einen beſtimmten und unbeſtimmten Ausgang haben, nach zweierlei Muſter gebogen. In der Wortfügung nähert ſich die ſlawiſche Sprache mehr der griechiſchen und lateiniſchen, als der deutſchen; in der Wortfolge hat ſie große Freiheit. Überhaupt hat die ſlawiſche Sprache, ſagt P. J. Schaffarik, unverkennbar viele gute Eigenſchaften und Vorzüge; hierher gehören ihre artikelloſe Declination und pronomenloſe Conjugation, ihre reinen feſten Vocalendungen, ihre durchgängig beſtimmte, vom logiſchen Tone der Wörter unabhängige Quantitirung der Sylben, woraus ihre Singbarkeit in der Oper und Anwendbarkeit auf altclaſſiſche Versmaße von ſelbſt erfolgen, ferner ihr großer Wortreichthum, die Menge und Mannigfaltigkeit der Einzellaute und ihre Verbindungen, zuletzt ihre Syntax. Mit welcher Genauigkeit und Feinheit ſie vermittelſt einiger wenigen einfachen Laute, die zu Biegungsſylben bei den Declinationen und Conjugationen verwendet werden, überall die Endung, die Zahl, die Perſon, das Geſchlecht, die Zeit und die Art unterſcheidet, ohne die ſchleppenden Pronomina zu Hülfe zu nehmen, braucht dem, der ſich nur einigermaßen in ihr umgeſehen hat, nicht erſt bewieſen zu werden. Um ſich von ihrem Wohlklange zu überzeugen, muß man ſie im Munde der Nationalen hören. Freilich ſind ſich hierin nicht alle Stämme und Mundarten gleich und zwiſchen der Anmuth des Serbiſchen und dem Voll- und Kraftklange des Ruſſiſchen oder Böhmiſchen iſt ein großer Unterſchied; aber darum darf der ſlawiſchen Sprache nicht gleich, wie es ſo oft geſchieht, der Vorwurf urſprünglicher Schroffheit und erſtickender Kakophonien gemacht werden; denn Wohlklang und weibiſche Weichheit der Sprache ſind zwei ganz verſchiedene Dinge. Allerdings herrſchen in den meiſten ſlawiſchen Mundarten, die ſerbiſche ausgenommen, die Conſonanten vor; betrachtet man aber die Sprache philoſophiſch, ſo erſcheinen die Conſonanten als Zeichen der Vorſtellungen und Begriffe und die Vocale als bloße Träger im Dienſte der Conſonanten, in einem ganz andern Lichte. Je mehr Conſonanten, deſto reicher iſt die Sprache an Begriffen. Die Härten im Slawiſchen, über die ſo vielfältig geklagt wird, kommen entweder einzig und allein auf die Rechnung un-

geübter und geſchmackloſer Schriftſteller, oder ſie ſind lächerliche Irrthümer der des Slawiſchen unkundigen Leſer, die den Klang mit den Augen, nicht mit den Ohren auffaſſen. Das Geſagte gilt natürlich nur von der ſlawiſchen Sprache im Allgemeinen, denn die verſchiedenen Mundarten ſind weder zu gleicher Zeit entſtanden, noch mit gleichem Glücke ausgebildet worden. Über die Culturſtufe der alten heidniſchen Slawen läßt ſich faſt nichts ſagen; erſt mit ihrer Bekehrung zum Chriſtenthume erhielten ſie auch von Griechenland aus die Buchſtaben, dieſe unerläſſige Vorbedingung aller Cultur. Die Slawenapoſtel Cyrill und Methodius laſen die Meſſe in der Landesſprache und der Dialekt, deſſen ſie ſich bei der Bibelüberſetzung bedienten, wäre vielleicht, wie der oberſächſiſche in Deutſchland, zur Bücherſprache der Slawen geworden, hätte nicht die heilloſe Spaltung zwiſchen der abendländiſchen und morgenländiſchen Kirche auch die ſlawiſchen Stämme getrennt und, während einige das cyrilliſche (griechiſche, mit neuen Zeichen vermehrte) Alphabet beibehielten, wurden andere bewogen, ſich der lateiniſchen Schriftzüge nach eigner, lateiniſch-teutoniſcher Combination zu bedienen. Jeder Stamm arbeitet ſonach für ſich und erſchwert dadurch nicht nur wechſelſeitiges Verſtändniß, ſondern ſchreckt auch den Ausländer ab, ſich durch dieſes Labyrinth bis zum Kerne der ſlawiſchen Sprache durchzuarbeiten. Unter den ſlawiſchen Dialekten trugen der ruſſiſche und der polniſche ſchon frühzeitig erfreuliche Früchte, aber erſt mit dem Beginne des XIX. Jahrh. zeigt ſich in der Nationalliteratur der Slawen ein regeres geiſtiges Leben, welches allenthalben durch zweckmäßige Unterrichtsanſtalten und gelehrte Inſtitute gehalten und gehoben wird. Die ſlawiſche Poeſie hat ſchon manche Pfleger gefunden, deren ſich andere Nationen, die ſich ſchon einer weit reicheren Literatur erfreuen, nicht ſchämen dürften; auch die Wiſſenſchaften finden zahlreiche Freunde und fleißige Arbeiter; Theologie, Philologie, Philoſophie, Politik, Rechtskunde, Mathematik, Naturkunde, Medicin und Geſchichte ſammt ihren Hülfswiſſenſchaften rücken im Allgemeinen mit raſchen Schritten voran und laſſen eine erfreuliche Zukunft hoffen. — Als die Mutter aller ſlawiſchen Dialekte verdient hier die altſlawiſche, oder die ſogenannte Kirchenſprache eine kurze Erwähnung. Ihr Urſprung iſt in ſo undurchdringliches Dunkel eingehüllt, daß es bis jetzt noch keinem Sprachforſcher gelungen iſt es aufzuhellen. Cyrill und Methodius nahmen in der Mitte des IX. Jahrh. die vorhandene Sprache aus dem Munde des Volkes, ſuchten ſie durch ein eignes Alphabet auszudrücken und fanden ſie überhaupt in einem ſo weit ausgebildeten Zuſtande, daß ſie den Sinn der Evangelien getreu und geläufig darin wiedergeben konnten. Ausgebildet und der fernern Ausbildung fähig, reich an Wurzelwörtern und Wortformen, ausgezeichnet durch männlichen Klang, von fremdartigem Wortſchlage und ausländiſcher Färbung frei hat ſie zwar einerſeits im Strome der Zeiten durch ihr Zurücktreten aus dem geſelligen Leben (denn geſprochen wird ſie nirgends mehr; aber eine todte Sprache in dem gewöhnlichen Sinne iſt ſie auch nicht) an äußerer Leichtigkeit und Geſchmeidigkeit verloren, andererſeits aber durch den religiöſen Gebrauch an innerem Anſehn und an Würde doppelt gewonnen. (Vergl. J. Dobrowſky, „Institutiones linguae slavicae dialecti veteris“, Vindeb. 1822. 8.) Das älteſte Document des Kirchenſlawiſchen iſt das ſogenannte Oſtromir'ſche Evangelium vom Jahre 1056 in der kaiſerlichen Bibliothek zu Petersburg; das älteſte gedruckte Buch in altſlawiſcher Sprache ein Miſſal vom Jahre 1483 ohne Druckort. Wir glauben hier die in altſlawiſcher Sprache geſchriebenen Bücher, welche faſt alle zum Kirchengebrauche beſtimmt ſind, unangeführt laſſen zu dürfen und gehen zur Literatur der einzelnen ſlawiſchen Stämme über. — I. Ruſſiſche Sprache und Literatur. Die ruſſiſche Sprache wird in mehreren abweichenden Dialekten von ungefähr 32 Millionen Menſchen geſprochen. Ihre unverkennbaren Vorzüge ſind die Anlage zu einem einfachen und deutlichen Ausdrucke der Gedanken; der Nachdruck, den ſie

ihrer Darſtellung durch Kraft und Kürze geben kann; die Erhabenheit, deren ſie vor allen ſlawiſchen Dialekten fähig iſt, und der große Reichthum, den ſie an Wörtern überhaupt und beſonders an beſtimmten Ableitungsformen hat. Sie bildete ſich allmählig neben der altſlawiſchen Sprache heran, bis ſie unter Peter's des Großen Regierung allgemein als Bücherſprache eingeführt ward. Brauchbare ruſſiſche Grammatiken lieferten Charpentier („Elémens de la langue Russe", Petersb. N. E. 1805. 8.); Rodde („Ruſſiſche Sprachlehre für Deutſche", Riga 1790. 8.), J. B. Maudru („Elémens raisonnés de la langue Russe", Par. 1802. 2 Voll. 8.), G. Glinka („Elementarbuch der ruſſiſchen Sprache", Mitau 1805. 8.), J. S. Vater („Praktiſche Grammatik der ruſſiſchen Sprache", Leipz. Neue Aufl. 1814. 8.), A. W. Tappe („Neue theoretiſch-praktiſche ruſſiſche Sprachlehre", Petersb. Neue Aufl. 1820. 8.), J. A. E. Schmidt („Praktiſche Grammatik der ruſſiſchen Sprache", Leipz. 1813. 8.) und A. J. Puchmayer („Lehrgebäude der ruſſiſchen Sprache", Prag 1820. 8.). Wörterbücher für Deutſche beſitzen wir von E. Weißmann (Petersb. 1782. 4.), J. Rodde (Riga 1784. 2 Bde. 8.), N. Janowsky (Petersb. 1803—1806. 3 Bde. 8.), J. Heym (Neue Aufl. Leipz. 1803—1805. 5 Thle. 8.) und Oldekopp (Petersb. 1825. 2 Bde. 8.). Alle übertrifft jedoch das Wörterbuch der ruſſiſchen Akademie („Elowar akademii rossijskoj", Petersb. Neue Aufl. 1806—1822. 6 Bde. 4.). Die ruſſiſche Literatur beginnt erſt mit der Einführung der chriſtlichen Religion und durch den Verkehr mit Conſtantinopel. Das X. Jahrhundert hat (außer altſlawiſchen Überſetzungen kirchlicher Schriften) höchſtens einige Volkslieder, die jedoch nicht in urſprünglicher Geſtalt auf uns gekommen ſind, aufzuweiſen; das wichtigſte Denkmal des XI. Jahrhunderts iſt Jaroslaw's (1018—1054) ruſſiſches Recht („Prawda ruskaja", Neue Aufl. von Rakowiecki, Warſchau 1820—1822. 2 Bde. 4.). Viel litt Rußland während der harten Herrſchaft der Tataren (—1462); doch erweiterte ſich allmählig der Kreis der Literatur; theologiſche Schriften, die wir aber hier nicht namhaft machen können, waren nicht mehr ſelten und den Sinn der Ruſſen für Poeſie beurkundet klar das treffliche Heldengedicht: „Igor" (Neue Aufl. von N. Grammatin, Mosk. 1823. 8.), ausgezeichnet durch Kraft, Kühnheit und Anmuth ſowohl der Gedanken als des Ausdrucks. Wichtig für die geſammte Geſchichte des Mittelalters iſt Neſtor's (ſtarb 1111), des Vaters der ruſſiſchen Geſchichte, Chronik (herausgeg. von Schlözer, Götting. 1802—1809. 5 Bde. 8.), welche von anderen Schriftſtellern fortgeſetzt, aber bei Weitem nicht erreicht wurde. Nach der Befreiung von der tatariſchen Herrſchaft nahm Rußland wieder die gebührende Stelle unter den europäiſchen Mächten ein. Gelehrte und Künſtler kamen aus den angrenzenden Ländern und fanden bereitwillige Aufnahme; Johann IV. Waſiljewicz (1535—1584) ließ in den Städten Schulen anlegen und errichtete die erſte ruſſiſche Buchdruckerei in Moskau (1564). Geſetze, minder grauſam als die früheren, milderten die Sitten und hoben nach verſchiedenen Schickſalen Rußland auf die Stufe, auf welcher es Peter der Große erfaßte und raſch höher drängte. Großen Einfluß erlangte deutſche Induſtrie und Kunſt; in der Poeſie und in den Wiſſenſchaften aber wirkte das in der Cultur weiter vorgerückte Polen entſcheidend bis zum XVIII. Jahrhunderte. Als die ausgezeichnetſten (nichttheologiſchen) Schriftſteller dieſes Zeitabſchnittes nennen wir hier Georgius („Chronik bis 1533"), Job (ſt. 1607, „Leben des Czars Theodor Joannowicz"), A. Paliczyn (ſt. 1620, „Geſchichte ſeiner Zeit", Mosk. 1784. 8.), den Patriarchen Nikon, einen eifrigen Beförderer der Wiſſenſchaften, P. Mogila (ſt. 1647), Sprachforſcher und Dichter, L. Baranowicz (ſt. 1693), Redner und Dichter, S. Polockij (ſt. 1680, (geiſtliche Dramen und Gedichte), Sylveſter Medwjedew, als Theilnehmer an dem Aufſtande der Strielzen, welchen er beſchrieb, 1691 enthauptet, Andr. Lyzlow („Geſchichte der Skythen", Mosk. 1787. 3 Bde. 8.), den um die ruſ-

ſiſche Nationalliteratur hochverdienten Miniſter Artemon Sergjejewicz Matwjejew (ſt. 1682), welcher die erſten Schauſpieler nach Rußland berief, und die Reiſebeſchreiber Jwan Petlin („Reiſe nach Sibirien") und Theod. Jſakjewicz Bajkow („Reiſe nach China"). — Wie anerkennungswerth aber auch die bis jetzt angeführten Leiſtungen ſein mögen, ſo beginnt doch erſt die glänzendere Periode der ruſſiſchen Literatur mit Peter dem Großen (1689). Sein ganzes Streben war auf die Wohlfahrt ſeines Landes, auf die Bildung ſeiner Unterthanen gerichtet und er muß ſchon deßwegen, weil er die ruſſiſche Sprache zur Geſchäfts- und Schriftſprache erhob, als der Gründer der ruſſiſchen Nationalliteratur betrachtet werden. Mit ihm trat das früher kaum beachtete Rußland in das europäiſche Staatenſyſtem; Geſetzgebung und Verwaltung wurden geregelt, Bildungsanſtalten errichtet und beſchützt, der Kunſtſinn erweckt und Fabriken und Manufacturen mit Ernſt und Umſicht angelegt. Des Kaiſers Sorgfalt erſtreckte ſich ſogar auf das ruſſiſche Alphabet, welches durch ihn eine gefälligere Form bekam und von jetzt nach ſeiner Angabe in den neuerrichteten Druckereien gebraucht wurde. Überſetzungen aus dem Deutſchen, Franzöſiſchen und Holländiſchen vermehrten die Maſſe der Kenntniſſe, führten aber auch viele fremde Beſtandtheile in die ruſſiſche Sprache über, die erſt ſpäter und nur mit großer Mühe wieder ausgeſchieden werden konnten. Peter bereitete den Boden zur Nationalliteratur, ſah aber dieſe ſelbſt nicht mehr; denn Künſte und Wiſſenſchaften laſſen ſich wohl von gelehrten Männern aus einem Lande in das andere übertragen, Poeſie, Beredſamkeit und Geſchichte wurzeln aber nur auf dem heimiſchen Boden und laſſen ſich durch Ausländer nicht erzwingen. Ein italieniſches Theater wurde 1730, ein deutſches 1738 am Hofe eröffnet; aber ein ruſſiſches gab es noch nicht. Unter Peter's des Großen Regierung glänzen als Nationalſchriftſteller der h. Demetrius, Steph. Jaworskij, Gab. Buzzinskij, Theophan Prokopowicz (ſämmtlich als geiſtliche Redner verdienſtvoll), Antioch Dmitrijewicz Kantemir (origineller Dichter, beſonders glücklich in der Satyre), Andr. Jakowlewicz Chilkow (Hiſtoriker), Leont. Philloppowicz Magnickij (Verfaſſer des erſten ruſſiſchen Lehrbuchs der Mathematik), Jwan Kyrillow (Statiſtiker und Geograph), Baſil. Grigorowicz (Reiſetagbuch nach dem weſtlichen Europa, Petersb. 1785. 8.), Nikodem Sellij (Hiſtoriker), Baſil Nikiticz Latiszozew (verdienſtvoller Geſchichtſchreiber, „Istorija rossijskaja", Mosk. 1769—1784. 4 Voll. 4.) und die Dichter Pet. Buslajew, Semen Klimowskij, Kyrill Danilow und Baſil Kyrillowicz Trediakowskij, welcher die ruſſiſche Verskunſt verbeſſerte und ſtatt des ſyllabiſchen Reims die quantitirende Sylbenmeſſung einführte, aber in ſeiner Tragödie: „Deidamija" und in ſeinen übrigen Gedichten mehr Gelehrſamkeit als poetiſches Genie zeigte. — Segensreich wirkte auf die Nationalliteratur die Regierung der vielgeprieſenen Kaiſerinnen Eliſabeth und Katharina (1741—1796). Eliſabeth Petrowna liebte die Wiſſenſchaften und Künſte und betrachtete ſie als die ſchönſte Zierde ihres mit Pracht und Glanze umgebenen Hofes. Sie vermehrte 1747 die Einkünfte der Akademie der Wiſſenſchaften, ſtiftete 1752 das Seecadettencorps, 1755 die moskauer Univerſität und andere Unterrichtsanſtalten, wobei ſie durch den thätigen Szuwalow kräftig unterſtützt wurde. Katharina's II. männlicher Geiſt umfaßte die kühnen Pläne Peter's des Großen mit entſchiedener Energie, erweiterte durch glänzende Siege die Grenzen des Reiches und brachte in die ruſſiſche Politik Selbſtſtändigkeit und Conſequenz. Die Erziehungs- und Unterrichtsanſtalten wurden vermehrt und der von ihr begünſtigte Mittelſtand blühte ſchnell empor. Das Artillerie- und Jngenieurcadettencorps, die Erziehungshäuſer in Moskau und Petersburg, die Geſellſchaft für Erziehung adeliger und bürgerlicher Mädchen, die Akademie der Künſte, das Bergwerksinſtitut, das Gymnaſium für ausländiſche Glaubensverwandte, die petersburger Aka-

demie der Wiſſenſchaften, die moskauer Univerſität, die Akademie zur Vervollkommnung der ruſſiſchen Sprache und Geſchichte und andere gelehrte Geſellſchaften wurden von ihr entweder gegründet oder beſſer eingerichtet. An der Spitze der Schriftſteller aus dieſer Periode ſteht Mich. Waſiljewicz Lomonoſow (ſtarb 1765), der Vater der neueren ruſſiſchen Poeſie. Er geſtaltete die ruſſiſche Sprache und Schreibart nach feſten Grundſätzen und ſchrieb zuerſt eine reine, ächt ruſſiſche Proſa. Poeſie, Beredſamkeit, Geſchichte und Sprachkunde haben ihm nicht weniger zu verdanken als die Naturwiſſenſchaften. Als Lyriker iſt er unübertroffen, aber auch ſeine epiſchen, dramatiſchen und epigrammatiſchen Poeſien haben hohen Werth („Sämmtliche Werke", Petersb. 1803. 6 Bde. 4.). An Verdienſt ſteht ihm nicht weit nach Alex. Petrowicz Sumarokow (ſt. 1777), welchem das ruſſiſche Drama ſeine Veredelung verdankt und der ſich mit gleichem Glücke in der Geſchichte und in faſt allen Gattungen der Poeſie verſuchte („Sämmtliche Werke", Mosk. 1787. 10 Bde. 8.). Unter den übrigen Schriftſtellern dieſer Periode ſind noch anzuführen die Redner Gedeon Krinowskij, Demetr. Sjeczenow, Nikl. Nikiticz Popowskij und Georg Konißkij, der vielſeitig thätige Kirchenhiſtoriker Platow Lewszin („Sämmtliche Werke", Mosk. 1779—1807. 20 Bde. 8.), Anaſt. Branatanowskij, einer der erſten geiſtlichen Redner Rußlands, Joh. Waſiljewicz Lewanda, welcher ihn noch an Neuheit der Gedanken und Gemüthlichkeit übertrifft, die Hiſtoriker Iwan Semenowicz Barkow („Biographie des Fürſten Kantemir"), G. F. Müller, ein Deutſcher, hochverdient um die Herausgabe vieler handſchriftlichen Geſchichtswerke, Mich. Michajlowicz Szczerbatow („Geſchichte von Rußland", Mosk. 1770—1792. 15 Bde. 8.), Theod. Alexandrowicz Jemin („Geſchichte Rußlands", Petersb. 1767—1769. 3 Bde. 8.), Timoth. Semenowicz Maljgin (Sammler für die vaterländiſche Geſchichte), Mich. Dimitrijewicz Czulkow („Geſchichte des ruſſiſchen Handels", Petersb. 1781. 21 Bde. 8.), Peter Iwanowicz Ryczkow („Geſchichte von Kaſan", Petersb. 1767. 8.), Iwan Nikiticz Boltin, um die ältere Geſchichte Rußlands verdient, Iwan Iwanowicz Golikow („Sammlungen zur Biographie Peter's des Großen", Mosk. 1788—1798. 31 Bde. 8.) und Sergij Pleſczejew („Statiſtik von Rußland", Petersb. 1790. 8.). Außerdem erſchienen eine Menge zum Theil gelungener Überſetzungen ausländiſcher Werke aus allen Fächern des Wiſſens, welche jedoch hier unmöglich näher bezeichnet werden können. Origineller als die Wiſſenſchaften geſtaltete ſich in Rußland die Poeſie, wenn ſie auch noch einer völlig ausgebildeten leichten Sprache ermangelte. Faſt alle Gattungen der Dichtkunſt wurden angebaut; das erſte ruſſiſche Theater entſtand 1746 in Jaroslawl, ein anderes zu Petersburg (1754) und ein drittes zu Moskau. Nach den ſchon oben erwähnten Dichtern aus dieſer Zeit iſt zuerſt zu nennen Mich. Matiojejewicz Cheraskow, einer der fruchtbarſten Schriftſteller Rußlands. Seine Oden, Erzählungen, Luſtſpiele, Trauerſpiele und didaktiſchen Gedichte werden noch immer gern geleſen; ſeine beiden Epopöen: „Roſſijada" (1785) und „Wladimir" (1786) haben große Vorzüge, wenn ſie auch nicht immer allen Anforderungen einer ſtrengen Kritik entſprechen. Auch der Odendichter Waſilij Petrowicz Petrow (Werke, Petersb. 1811. 3 Bde. 8.) iſt nicht in jeder Beziehung zu loben, wenn man auch zugeſtehen will, daß die Fülle und Kraft der Gedanken für die Incorrectheit ſeiner Sprache entſchädigen. Großen Ruhm erntete der phantaſiereiche Dichter Hippolit Theodorowicz Bogdanowicz durch die romantiſche Dichtung: „Duszenka", welche die Lieblingslectüre der Nation geworden iſt („Sämmtliche Werke", Mosk. 1809—1810. 6 Bde. 8.). Einer der ausgezeichnetſten Dichter aus der Zeit Katharina's II. iſt unſtreitig Gabriel Romanowicz Derſzawin; ſeine lyriſchen, didaktiſchen und dramatiſchen Verſuche gehören zu dem Vorzüglichſten, was die ſchöne Literatur Ruß-

lands aufzuweiſen hat („Sämmtliche Werke“, Petersb. 1824. 5 Bde. 8.). In der Fabel war beſonders Iwan Iwanowicz Chemnicer glücklich. Denis Iwanowicz von Wizin, als der beſte Proſaiſt ſeiner Zeit anerkannt, verſuchte ſich in den meiſten Dichtungsarten mit nicht geringem Erfolge, machte ſich aber vorzüglich um die Vervollkommnung des ruſſiſchen Luſtſpiels verdient; ſein gelungenſter Verſuch in dieſer Gattung iſt „Nedorosl“ (1783). Als Lyriker ſteht Waſ. Waſiljewicz Kapniſt, was Kühnheit der Gedanken betrifft, Derſzawin zwar nach, kommt ihm aber an zarter Gemüthlichkeit und Reinheit der Sprache völlig gleich; auch ſeine Tragödie: „Antigone“ (1815) und ſein Luſtſpiel: „Abjed“ (1799) werden ſehr geſchätzt. Das Drama wurde mit beſonderer Vorliebe angebaut, und ſind auch jetzt die meiſten Verſuche wieder vergeſſen, ſo verdienen doch die Leiſtungen Jakob Boriſowicz Kniacznin's, welcher im Drama Sumarokow würdig zur Seite ſteht und ſich auch nicht ohne Glück in den kleineren Dichtungsarten verſuchte („Sämmtliche Werke“, Petersb. 1802. 2 Bde. 8.), Nikl. Petrowicz Nikolew's (vorzüglich ſeine Tragödie: „Sorena“, 1781), Waſ. Iwanowicz Majkow's („Werke“, Petersb. 1809. 8.), Alex. Aniſimowicz Ableſimow's (auch durch ſeine Erzählungen, Elegien und Epigramme bekannt), Wladimirowicz Jefimjew's (Luſtſpiele), Alex. Iwanowicz Kluſin's (Luſtſpiele und lyriſche Gedichte), des Schauſpielers Pet. Alexjejewicz Plawilszczikow's und Dmitr. Iwanowicz Chwoſtow's (Luſtſpiele) ehrenvolle Anerkennung. Ferner dürfen nicht unerwähnt bleiben Jurij Alexandrowicz Neledinskij-Meleckij's gelungene Lieder und Romanzen voll Zartheit und feurigen Gefühls, Iwan Michajlowicz Dolgoruckij's ächt nationale Oden und Epiſteln, voll kräftiger, tiefer Gedanken, und des ausgezeichneten Lyrikers Semen Sergjejewicz Bobrow's Lehrgedicht: „Chersonida“ (Petersb. 1803. 8.). — Überblickt man die Leiſtungen der ruſſiſchen Literatur im XIX. Jahrh., ſo iſt ein ſtetes Voranſchreiten unverkennbar. Alexander's Regierungszeit war nicht weniger glänzend durch die mit edler Aufopferung errungenen Siege gegen den fremden Feind, als durch die dem Auslande nicht ſo bekannt gewordenen trefflichen Einrichtungen im Innern des Reichs. Ein eigenes Miniſterium wurde 1802 für die Nationalliteratur geſchaffen, die Bildungsanſtalten wurden vermehrt und verbeſſert, die gelehrten Geſellſchaften geſchützt und ermuntert und nützliche Kenntniſſe und Aufklärung, ſo weit es dienlich ſchien, verbreitet. Die Zahl der Schriftſteller wuchs immer mehr an und iſt jetzt ſchon ſo bedeutend geworden, daß nur die bekannteſten und geprieſenſten in dieſer kurzen Skizze, die in keiner Beziehung Anſpruch auf Vollſtändigkeit machen will, genannt werden können. Würdig eröffnet den Reigen Niklas Michajlowicz Karamſin. Kein Schriftſteller Rußlands hat auf ſeine Zeitgenoſſen ſo vielfach eingewirkt als er; ihm verdankt die ruſſiſche Proſa ihre höhere Ausbildung und Geſchmeidigkeit; ſeine Gedichte ſind tief geſchöpfte Gedanken eines Weiſen in das lieblichſte Gewand der Phantaſie gehüllt; ſeine Proſa iſt muſterhaft rein, fließend und lebendig und zeigt ſich am Trefflichſten in ſeinem Hauptwerke, der „Geſchichte Rußlands“ („Istorija gosudarstwa Rossijskago“, N. A. Petersb. 1819—1823. 11 Bde. 8.). Nach ihm mögen Mich. Nikiticz Murawjew, deſſen pädagogiſche, moraliſche, hiſtoriſche und äſthetiſche Schriften ſich ſämmtlich durch Adel der Geſinnung, Tiefe des Gefühls, Schärfe der Gedanken und Vollendung der Sprache auszeichnen („Werke“, Petersb. 1820. 3 Bde. 8.) und der vielſeitige Alex. Semenowicz Sziszkow, berühmt als Dichter, Philolog, Marineſchriftſteller und geiſtreicher Überſetzer, zuerſt erwähnt werden. Als Redner glänzen Ambroſij Podobjedow, Mich. Desnickij („Werke“, Petersb. 1816—1820. 10 Bde. 8.), Philaret Drozdow und Ambroſij Protaſow. Unter den Geſchichtſchreibern verdienen der Kirchenhiſtoriker Ewgenij Bolchowitinow („Slowar istoriczeskij o bywszich w

Rossi pisateljach duchownago czina Greko-rossijskija Cerkwi,“ Petersb. 1818. 2 Bde. 8.), Stanislaw Seſtremewicz Bogusz („Istorija o Tawrii“, Petersb. 1806. 2 Bde. 8.)', die Literarhiſtoriker Alexjej Theodorowicz Merzljakow und Nikl. J. Grecz („Uczebraja kniga ross.-slow.“, Petersb. 1819—1822. 4 Bde. 8.), die Diplomatiker Nikl. Nikolajewicz Bantyſz-Kamenskij und Alexjej Theodorowicz Malinowskij, der Bibliograph Pet. Köppen, Dimitrij Petrowicz Buturlin, bekannt in der Kriegsgeſchichte, die Statiſtiker Karl Theodorowicz Hermann und Ewdokim Philippowicz Zjablowskij und der Überſetzer Plutarch's Spiridion Jurjewicz Deſtunis beſondere Erwähnung. Um die Grammatik und die Geſchichte der ruſſiſchen Sprache machten ſich verdient Waſ. Sergjejewicz Podſziwalow, Pet. Iwanowicz Sokolow, Iwan Martinowicz Born, Alexjej Sergjejewicz Nikoljskij, Iwan Andrejewicz Heym, Alexjej Iwanowicz Muſin-Puszkin, der Entdecker des epiſchen Gedichts „Igor“, Conſt. Theodorowicz Kalajdowicz und Paul Michajlowicz Strojew. — Mit vorzüglicher Vorliebe wurde die Poeſie gepflegt und Vieles, was auch der Nichtſlawe lobend anerkennen muß, geleiſtet. Iwan Iwanowicz Dmitrijew verſuchte ſich mit gleichem Glücke in der Satyre, Epiſtel, Erzählung, im Liede und im Epigramme („Sämmtliche Werke“, Mosk. 1822. 3 Bde. 8.); Iwan Andrejewicz Krylow und Alex. Jefimowicz Izmajlow gelten als die originelſten und beſten Fabeldichter Rußlands; Waſilij Andrejewicz Szukowskij lieferte Meiſterwerke in faſt allen Gattungen der Poeſie und wird als der größte Dichter, den Rußland bis jetzt hervorgebracht hat, bewundert („Sämmtliche Werke“, Petersb. 1824. 8.); Konſtantin Nikolajewicz Bat'uskow ſteht ihm nicht weit nach. Mit eben ſo großem Beifalle wurden Alex. Sergjejewicz Puszkin's romantiſche Gedichte: „Ruslan i Ludmilla“ (1820), „Kawkazskij plijennik“ (1822), „Rakczisarajskij Fontan“ (1824) und „Ewgenij Onjegin“ (1825) und Alex. Theodorowicz Wojejkow's Lehrgedicht: „Iskustwa i nauki“ aufgenommen. Unter den übrigen lyriſchen Dichtern ſind noch anzuführen: Peter Andrejewicz Wjazemskij, Nikl. Iwanowicz Gujedicz, als trefflicher Überſetzer geſchätzt, Alex. Chriſtophorowicz Woſtokow, Iwan Petrowicz Pnin, Pankratij Sumarokow, Zacharij Alexjejewicz Burinskij, Denis Waſiljewicz Dawydow, Mich. Waſiljewicz Milonow, Nik. Michajilowicz Satrow, Dmitr. Petrowicz Gorczakow, Sergij Alexandrowicz Sichmatow, Wlad. Iwanowicz Panajew, Peter Andrejewicz Waſemsky und die Dichterin Anna Petrowna Bunina. Der hiſtoriſche Roman wurde in der neuſten Zeit mit beſonderem Glücke von Bulgarin verſucht. Die dramatiſche Poeſie machte auch in dieſem Zeitraume mächtige Fortſchritte, folgte aber immer noch zu ſehr fremden Muſtern, als daß ſie ſich ächt national hätte geſtalten können. Wladimir Alexandrowicz Dzerow übertraf weit ſeine Vorgänger und Zeitgenoſſen und iſt auch der Versbau in ſeinen Tragödien: „Smert' Olega“, „Oedip w Athinah“, „Fingal“, „Dimitrij Donskoj“ und „Polyxena“ oft ungleich, ſchwerfällig und hart, ſo wird doch dieſer Fehler hinlänglich durch Originalität und Kraft der Gedanken erſetzt. Fruchtbarer, aber weniger in der Tragödie als im Luſtſpiele zu loben iſt Alex. Alexandrowicz Szakowskoj und weit unter beiden ſteht Sergij Nikolajewicz Glinka. Unter den Dramatikern zweiten Ranges nennen wir hier nur noch Matwjej Waſiljewicz Krjukowskij, Mich. Jewſtafjewicz Lobanow, Thedor Thedorowicz Kokoszkin, Nikl. Iwanowicz Chmelnickij, Paul Alexandrowicz Katenin, Steph. Iwanowicz Wiskowatow, Nikl. Iwanowicz Iljin, Lew Nikolajewicz Newachowicz und Thedor Thedorowicz Iwanow. An Mitteln zur Bildung

fehlt es in Rußland nicht; vorzügliche Bibliotheken findet man in Dorpat, Kaſan, Moskau, Nowgorod, Petersburg, Riga und Wilna. Unter den gelehrten Geſellſchaften mögen die kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg (1724), die ruſſiſche Akademie für die ruſſiſche Sprache ebendaſelbſt (1783), der freie ruſſiſche Verein für Sprache, Geſchichte und Alterthümer zu Moskau (1771—1781), die Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaften, Literatur und Künſte zu Petersburg (1801), die Geſellſchaft für ruſſiſche Geſchichte und Alterthümer ebendaſelbſt (1804), die Geſellſchaft der Liebhaber der vaterländiſchen Literatur zu Kaſan (1808), der Verein der Freunde der ruſſiſchen Sprache (1810—1816) und die Geſellſchaft der Freunde der ruſſiſchen Literatur zu Moskau die bedeutendſten und einflußreichſten ſein. Die meiſten dieſer Vereine brachten ihre Leiſtungen durch den Druck zur öffentlichen Kenntniß. Außerdem erſcheinen fortwährend eine ziemliche Anzahl literariſcher und politiſcher Journale, die aber zu ſehr durch die Cenſur bewacht ſind, als daß man den wahren Zuſtand der Geiſtescultur des Landes daraus zu erkennen im Stande wäre. (Vergl. H. Storch's „Überſicht der ruſſiſchen Literatur vom Jahre 1801—1805", Petersb. 1810. 2 Bde. 8.; N. J. Grecz, „Opyt kratkoj istorii ruskoj literatury", Petersb. 1822. 8.; J. Bowring, „Specimens of the Russian poets", Lond. 1821. 8.; C. F. v. d. Borg, „Poetiſche Erzeugniſſe der Ruſſen", Dorpat u. Riga 1820—1823. 2 Bde. 8.). — II. Serbiſche Sprache und Literatur. Um ſich einen richtigen Begriff von dem jetzigen Standpunkte der ſerbiſchen Literatur zu machen, iſt zuerſt eine Scheidung der ſerbiſchen Stämme nöthig, nämlich in Serben, welche dem orientaliſchen Ritus folgen, und in Serben, welche zur römiſch-katholiſchen Kirche halten. Zu erſten gehören die an der untern Donau wohnenden Slawenſtämme, die ſich des cyrilliſchen Alphabets bedienen und worunter die jetzigen Serben und Bulgaren (zuſammen an dritthalb Millionen) die bedeutendſten ſind. Nur ſelten erfreute ſich dieſes Volk einer völligen Unabhängigkeit; früher waren ſie den byzantiniſchen Kaiſern, jetzt ſind ſie den Türken Gehorſam und Tribut ſchuldig. Die ſerbiſche Sprache nähert ſich mehr der ruſſiſchen und windiſchen, als der böhmiſchen und polniſchen, und kann man ſie auch von allem fremden Einfluſſe (beſonders türkiſchen) nicht frei ſprechen, ſo iſt ſie im Ganzen dennoch rein und voll tönender Anmuth. Für die Proſodie iſt ſie beſonders geſchaffen und kann darin, wenn die Nationalſchriftſteller nicht den rechten Weg verlaſſen, bald ihren ſlawiſchen Schweſtern vorauseilen. Grammatiſch iſt die ſerbiſche Sprache noch nicht ſo durchgreifend behandelt, als die übrigen ſlawiſchen Dialekte. Die beſten Verſuche lieferte Wuk Stefanowicz; ſeine Grammatik („Pismenica serbskoga jezila", Wien 1814. 8.; „Kleine ſerbiſche Grammatik", deutſch von J. Grimm, Berl. u. Leipz. 1824. 8.) und ſein Wörterbuch („Srpski rjecznik, istolkowan nie maczkim i latinskim rjeczma", Wien 1818. 8.) ſind zugleich die zugänglichſten Hülfsmittel zur Erlernung der ſerbiſchen Sprache. Sie hat ſich erſt im vorigen Jahrhunderte zur Schriftſprache erhoben; denn die früheren ſchriftlichen Denkmäler der ſerbiſchen Stämme ſind in der altſlawiſchen Kirchenſprache oder in einem barbariſchen Gemiſche aus dem Alt- und Neuſlawiſchen abgefaßt. Das älteſte und ſomit wichtigſte Monument der ſlawoſerbiſchen Literatur iſt Daniel's, Erzbiſchofs von Serbien, „Rodoslow", worin er die ihm gleichzeitige Geſchichte (1272—1336) erzählt. Später wurde von einem unbekannten Schriftſteller ein ähnliches Fürſtenregiſter („Carostawnik"), worin die Geſchichte ſerbiſcher, griechiſcher, bulgariſcher und ruſſiſcher Regenten behandelt iſt, verſucht. Große Beachtung verdient das Geſetzbuch (1349) Duſan's des Mächtigen, unter welchem ſich Serbien auf den höchſten Gipfel ſeines Wohlſtandes erhob. Manche Überreſte der altſerbiſchen Literatur, die durch fremden Despotismus ſpäter völlig erloſch, mögen in den alten Klöſtern des nicht leicht zugänglichen Landes vergraben liegen. Der letzte Despot

Serbiens, Georg Brankowicz (ſt. 1711), regte zuerſt durch ſeine ſerbiſche Geſchichte die Liebe zur vaterländiſchen Literatur wieder an. Ihm folgte Szefarowicz mit ſeiner „Stemmatographie" (Wien 1742. 4.). In der Mitte des vorigen Jahrhunderts errichtete Demeter Theodoſijew zu Venedig eine ſerbiſche Druckerei, wodurch die Werke in der Nationalſprache allmählig größere Verbreitung und Anklang fanden. Mehrere Schulanſtalten, worunter die zu Karlowicz (1791), Neuſatz (1818) und Zombor (1827) die vorzüglichſten ſind, verſprechen reiche Früchte zu tragen. Auch der für die politiſche Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes beſorgte Fürſt Miloſch ſcheint für die Vortheile höherer Geiſtescultur nicht unempfindlich zu ſein. Die Uneinigkeit der ſerbiſchen Schriftſteller, die zum Theil die altſlawiſche Kirchenſprache, zum Theil die ſerbiſche Volksſprache zur Bücherſprache erheben wollen, wird dadurch, daß das, was eigentlich national iſt, näherer Prüfung unterliegt, nur ſegensreiche Folgen haben können. Bis jetzt iſt übrigens die ſerbiſche Literatur noch ziemlich arm geblieben; ſeit einem halben Jahrhunderte erſchienen ungefähr 400 Bände aus den Fächern der Theologie, Pädagogik, Geſchichte, Geographie, Naturgeſchichte, Phyſik und ſchönen Literatur, woraus hervorgeht, daß manche Zweige des Wiſſens noch völlig unangebaut liegen. An der Spitze der neueren ſerbiſchen Schriftſteller ſteht der um die Geſchichte ſeines Vaterlandes hochverdiente Archimandrit Joann Raicz (ſt. 1801). Sein Hauptwerk: „Istorija raznych slawenskich narodow, najpaczezze Chorwatow, Bolgarow i Serbow" (Wien 1792—1795. 4 Bde. 8.) ſichert ſeinem Namen in der ſlawiſchen Literatur die Unſterblichkeit. Außer ihm ſind zu nennen der pädagogiſche und ethiſche Schriftſteller Doſithej Obradowicz, der Grammatiker Steph. Wujanowskij („Grammatik der deutſchen Sprache", „Niemeckaja grammatika", Wien 1772. 8.), Abrah. Mrazowicz, der durch gemeinnützige Schriften die Bildung ſeiner Landsleute eifrigſt förderte, der fleißige Paul Solaricz, die Hiſtoriker Paul Kengelac, Vicent. Rakicz, Paul Julinac, Athanaſ. Neszkowicz („Istorija slaweno bolgarskog naroda", Ofen 1801. 8.), Georg Magaraſzewicz, die Pädagogen Alexius Wezelicz, Joh. Bericz, die Grammatiker Mark. Stojadinowicz, Binkent. Luſtina, Georg Petrowicz, der Mathematiker Baſil. Damjanowicz, der Phyſiker Athan. Stojkowicz und die Dichter Gregor Terlaicz, Zacharia Orphelin, Mich. Witkowicz, Paul Bericz (überſetzte Wieland's „Agathon"), Nikl. Szimicz, Gabr. Kowaczewicz, Moyſes Ignjatowicz, Dem. Dawidowicz und Wuk. Stephanowicz, Sammler und Herausgeber der mit allgemeinem Beifalle aufgenommenen ſerbiſchen Volkslieder (Wien 1814—1815. 2 Bde. 8., Leipz. 1823. 3 Bde. 8. Deutſch von Talvj [Fräulein Th. A. L. von Jakob], Halle 1825—1826. 2 Thle. 8.). Außerdem bemühten ſich noch viele Schriftſteller durch Überſetzungen aus dem Deutſchen, Franzöſiſchen und Ruſſiſchen die literariſche Cultur ihres Vaterlandes zu fördern. Ihre Leiſtungen können aber hier nur im Allgemeinen mit Lob anerkannt, keineswegs aber näher gewürdigt werden. — Die Bulgaren, deren Sprache ſich am Meiſten von der altſlawiſchen Wurzel entfernt und ſich mit griechiſchen und türkiſchen Beſtandtheilen verſetzt hat, haben bis jetzt keine eigene Literatur und werden ſich auch unter dem ſchweren türkiſchen Joche noch lange nicht einer ſolchen erfreuen. Ihre nöthigen liturgiſchen Bücher in altſlawiſcher Sprache beziehen ſie aus Rußland. — Die Serben katholiſchen Ritus, an Menſchenanzahl den Serben griechiſchen Ritus faſt gleich, zerfallen in folgende, zum Theil unter öſtreichiſcher, zum Theil unter türkiſcher Oberherrſchaft ſtehende Stämme: Dalmatiner, Kroaten, Slawonier und Bosnier. Die Sprache der Dalmatiner iſt mit einigen geringen Abweichungen (die hauptſächlich in der verſchiedenen Ausſprache des Vokals i beſtehen) die ſerbiſche Mundart; vor Allem iſt ihr ein den ſlawiſchen Dialekten nicht gewöhnlicher Wohlklang,

den ſie der Nachbarſchaft Italiens zu verdanken hat, nachzurühmen. Von dieſer gemeinen Landesmundart, die ſich der lateiniſchen Lettern bedient, iſt die dalmatiſche (altſlawiſche) Kirchenſprache mit einem beſondern (dem ſogenannten glagolitiſchen) Alphabete verſchieden. Das glagolitiſche Alphabet (Bukwika) verdankt ſeine Entſtehung einem frommen Betruge, wodurch ein Mönch um das Jahr 1220 die Dalmatiner griechiſchen Ritus zu der katholiſchen Kirche überführen wollte. Es iſt eine willkührliche Änderung der cyrilliſchen Schriftzüge, mit einiger Rückſicht auf einige andere, vorzüglich koptiſche Muſter, wodurch das neue Alphabet, welches man, um ihm beſſern Eingang zu verſchaffen, dem heiligen Hieronymus zuſchrieb, eine ſehr künſtliche und dabei äußerſt ſchwerfällige Geſtalt erhielt. Das älteſte bekannte Denkmal der glagolitiſchen Schrift iſt ein Pſalter vom Jahre 1220. Die ſpäteren Werke in dieſer Schrift ſind alle liturgiſchen Inhalts und wir glauben ſie deßhalb ohne Nachtheil des Leſers mit Stillſchweigen übergehen zu können. (Vergl. J. Dobrowsky, „Über die glagolitiſche Literatur", Prag 1807. 8.) Die Schwierigkeit der glagolitiſchen Schrift bewog die Dalmatiner ſchon frühe, ſich in ihren Werken in der Nationalſprache des lateiniſchen Alphabets zu bedienen. Auch ließen ſie den vorhandenen Sprachſchatz nicht unentwickelt. Sprachlehren lieferten B. Caſſius („Institutiones linguae illyricae", Rom. 1604. 8.), F. M. Appendini („Gramatica ilirica", Ragusa 1808. 8.) und Narcſevich („Nuova gramatica ilirica", Triest 1812. 8.); Wörterbücher J. Micalia („Thesaurus linguae illyricae", Laureti 1649, 8.), P. A. Della Bella („Dizionario Italiano, Latino, Illirico", Ven. 1728. 4. N. A. von C. A. Occhi, Raguſa 1785. 2 Bde. 4.), J. Voltiggi („Ricsoslovnik illyricskoga, italianskoga i nimacskoga jezika", Wien 1803. 8.) und J. Stulli („Lexicon Latino-Italico-Illyricum", Ofen und Raguſa 1801—1810. 6 Bde. 4.). Die dalmatiſche Nationalliteratur erreichte den höchſten Gipfel ihres Glanzes im XVI. Jahrh., beſonders in dem kleinen Freiſtaate Raguſa, wo Kunſt und Wiſſenſchaften eifrig gefördert wurden. Um dieſe Zeit blühten die Dichter Blaſius Darxich (geb. 1474), Sigismund Menze, Mauro Vetranich, Steph. Gozze (Verfaſſer des berühmten ſlawiſchen Gedichts: „Die Derwiſchiade"), Andr. Giubranovich, bekannt durch ſein ſcherzhaftes Gedicht: „Jegjupka" („Die Zigeunerin"), Martin Darxich (Verfaſſer der Tragikomödie: „Tyrhena"), der Idyllendichter Dominicus Zlatarich und die Epigrammendichterin Floria Zuzzeri. Die Hiſtoriker Nikol. Ragnina, der Vater der neuern raguſaniſchen Geſchichte, Franz. Gondola, Seraph. Razzi und Euſeb. Caboga ſchrieben in lateiniſcher und italieniſcher Sprache. Auch das XVII. Jahrh. iſt noch reich an trefflichen Dichtern; wir nennen hier nur Joh. Gondola (berühmt durch ſeine Dramen: „Ariadne", „Proserpina", „Galatea", „Armida", „Ceres", „Kleopatra", „Sylvana", welche auf dem erſten ſlawiſchen Theater zu Raguſa aufgeführt wurden, und durch das Epos: „Die Osmanide"), den Dramendichter Junius Palmota („Achilles", „Oedipus", „Helena", „Danica", „Paulimir" und „Zaptislawa"), Joh. Bona (Idyllen), Jakob Palmota, Verfaſſer des trefflichen elegiſchen Gedichts: „Das erneuerte Raguſa" („Dubrownik ponovlijen"), Joh. Gondola der Jüngere (die Dramen: „Puncianica", „Radmio", „Raklica" und „Otto"), Ant. Glegljevich (die Dramen: „Olympia", „Damira" und „Zorrislava" und beißende Satyren), die Luſtſpieldichter Marinus Tudiſi (der Überſetzer Molière's) und Nikl. Naljeskovich und Ant. Cacich Mioſſich (Dichter und Sammler trefflicher Nationalgeſänge). In dem vorigen Jahrhunderte ſank die dalmatiſche Nationalliteratur durch die Jeſuiten, welche den Schulunterricht an ſich riſſen und allenthalben die lateiniſche Sprache einzuführen ſuchten, immer tiefer; das ſchreckliche Erdbeben, welches 1667 Raguſa betraf, hatte den mühſam erworbenen Wohlſtand in wenigen

Minuten zerrüttet; die der Literatur nöthige Unterſtützung fehlte bald und auch das Theater ging ein. Die wenigen in der dalmatiſchen Nationalliteratur nennenswerthen Namen aus der neuern Zeit ſind die Lyriker Peter Boscovich, Joſ. und Damian Bettondi, P. J. Sorgo, Luc. Bona und die Dichterinnen Lucretia Bogascini, Maria Faccenda und Kath. Sorgo. Die übrigen dalmatiſchen Schriftſteller, welche ſich entweder der lateiniſchen und italieniſchen Sprache bedienten, oder nur als Verfaſſer liturgiſcher Bücher bekannt ſind, übergehen wir hier mit Stillſchweigen. (Vergl. F. M. Appendini's „Notizie istorico-critiche sulle antichità, storia e' letteratura de' Ragusei", Ragusa 1802—1803. 2 Voll. 4.; J. C. Engel's „Geſchichte des Freiſtaats Raguſa", Wien 1807. 8.) — Die Bosnier ſchließen ſich in ihrer Literatur an die Dalmatiner und Kroaten an und haben nichts Eigenes; ihre wenigen, durchaus theologiſchen Schriftſteller ſind zu unbekannt und unbedeutend, als daß ſie hier angeführt werden dürften. — Die Slawonier haben ebenfalls keine eigene Mundart, ſondern ihre Nationalſprache ergibt ſich als eine Nuance des ſerbiſch-dalmatiſchen Dialekts und wird wie dieſer mit lateiniſchen Lettern geſchrieben. Grammatiken lieferten M. A. Relkowich („Neue ſlawoniſch-deutſche Grammatik", Agram 1767. 8. N. A. von F. Angielich, Wien 1774. 8.) und P. M. Lanoſſovich („Einleitung zur ſlawoniſchen Sprache", Eſſek 1778. N. A. Ofen 1795. 8.), ein gutes Wörterbuch beſitzen wir von M. A. Relkovich („Deutſch-illyriſches und illyriſch-deuſches Wörterbuch", Wien 1796. 2 Bde. 4.). Die Erzeugniſſe der ſlawoniſchen Literatur ſind ſehr dürftig und nach Übergehung der aſcetiſchen und religiöſen Schriftſteller, deren Namen hier kein Raum vergönnt werden kann, mögen zu nennen ſein: Ant. Kanislich (Verfaſſer des erzählenden Gedichts: „Gv. Roxalia Panormitanska", Wien 1780. 8.), Math. Pet. Katancſich (Idyllen und Lieder), Joſ. Steph. Relkovich von Ehrendorf (ein ökonomiſches Werk in Reimen), Ad. Philippovich von Heldenthal, Mich. Michalywich und Adalb. Horvath (Verfaſſer geſchätzter geiſtlicher Reden). Mehrere Überſetzungen aus dem Lateiniſchen, Italieniſchen und Deutſchen machen wir nicht namhaft. — Die Kroaten nähern ſich in ihrer Sprache theils den Dalmatinern, theils den Winden. So arm die Nationalliteratur der Kroaten iſt, da der Volksunterricht in den Händen der Geiſtlichkeit, welche ſich der lateiniſchen Sprache bedienen, liegt, ſo wurde doch dieſer Dialekt grammatiſch bearbeitet. Sprachlehren lieferten Szent-Mártony („Einleitung zur kroatiſchen Sprachlehre", Varasd. 1783. 8.), F. Kornig („Kroatiſche Sprachlehre", Agram 1810. 8.), S. Gyurkovechky („Kroatiſche Grammatik", Ofen 1825. 8.); Wörterbücher G. Habdelich („Dictionnarium croatico-latinum", Graetz 1670. 8.), J. Belloſztenecz („Gazophylacium seu latino-illyricorum onomatum aerarium", Zagrab 1740. 4.) und Andr. Jambreſſich („Lexicon latinum, interpretatione illyrica, germanica et hungarica locuples", Zagrab 1742. 4.). Als der Schöpfer der kroatiſchen Nationalliteratur, die ſich dadurch, daß Kroatien ein Nebenland Ungarns, deſſen Schickſale es zu theilen und deſſen Befehle es zu befolgen hat, iſt, nie heben kann, muß Paul Ritter (Vitezovich), welcher 1691 zu Zagrab eine Druckerei errichtete und eine kroatiſche Geſchichte in der Volksmundart ſchrieb, angeſehen werden. Ihm folgten nur wenige Schriftſteller, von denen wir Jak. Pejacſevich, P. Stephan (Verfaſſer geſchätzter geiſtlicher Reden, Zagrab 1715—1734. 5 Bde. 4.), G. Mulich, M. Krajachich, F. Tauszi, A. Tellitenovich, A. Nagy, A. von Mihanovich (Philolog und Dichter), S. Gyurkovechky und Th. Koſchiak anführen wollen. (Vergl. M. P. Katancſich's „Specimen philologiae et geographiae Pannoniorum, in quo de origine, lingua et litteratura Croatorum disseritur", Zagrab. 1795. 4.). III. Windiſche Sprache und Literatur. Der ſlawiſche Volksſtamm in den unter öſtreichiſcher Oberherrſchaft ſtehenden Provinzen Kärnthen, Krain und Steiermark,

ungefähr 800000 an der Zahl, welchen wir Winden nennen, legt ſich ſelbſt den Namen Slowenen bei und ſiedelte ſich von Attila's Zeit bis zum VII. Jahrh. allmählig in dieſen Gegenden an. Die Sprache der Winden iſt zwar von der der Dalmatiner und Kroaten wenig verſchieden, iſt aber häufig der Gegenſtand eigener grammatikaliſcher Behandlung geworden. Sprachlehren lieferten O. Gutsmann („Windiſche Sprachlehre", Klagenfurt 1777. 8. Neue Aufl. Cilly 1786. 8.), G. Sellenko („Slovenska gramm.", Cilly 1791. 8.), B. Kopitar („Grammatik der ſlawiſchen Sprache in Krain, Kärnthen und Steiermark", Laib. 1808. 8.), V. F. de Weiſſenthurn („Saggio grammaticale Italiano-Cragnolano", Triest 1811. 8.), V. Vodnik („Sismenost ali gramm. sa perve shole", Laib. 1811. 8.), J. L. Schmigoz („Theoretiſch-praktiſche windiſche Sprachlehre", Grätz 1812. 8.), P. Dainko („Lehrbuch der windiſchen Sprache", Grätz 1824. 8.) und F. S. Metelko („Lehrgebäude der ſloweniſchen Sprache", Laib. 1825. 8.). Wörterbücher beſitzen wir von O. Gutsmann („Deutſch-windiſches Wörterbuch", Klagenf. 1789. 4.) und P. Marcus („Kleines krainiſch-deutſch-lateiniſches Wörterbuch", Laib. 1761. 4. Nebſt einem Supplement, Wien 1792. 4.) — Das älteſte Denkmal der windiſchen Sprache ſind einige liturgiſche Fragmente aus dem X. Jahrh., welche in einer münchener Handſchrift gefunden wurden und mit lateiniſchen Lettern geſchrieben ſind. Von dieſer Zeit bis zur Reformation, die bei den Winden Eingang fand und Schriften in ihrem Dialekte veranlaßte, iſt bis jetzt kein Buch in windiſcher Sprache bekannt geworden. P. Truber (ſt. 1586) und Dalmatin waren die Männer, welche die Reformation mit Feuereifer ergriffen und dadurch der Nationalliteratur, die jedoch freilich nur in religiöſen Schriften beſtand, einigen Schwung gaben. Als aber die Anhänger Luther's von den öſtreichiſchen Herrſchern mit unerbittlicher Strenge aus dem Lande vertrieben wurden, erloſch wieder der ſchwache Schein der aufdämmernden Cultur. Das einzige erwähnungswerthe Werk der neueren Zeit in windiſcher Sprache iſt die Bibelüberſetzung von G. Japel, Bl. Kumerdey, J. Richter, M. Schrey, A. Traun, J. Schkriner und M. Wolf (Laib. 1791—1800. 9 Bde. 8.). — IV. Sprache und Literatur der Slowaken. Die Slowaken, dieſe Überreſte der alten Slawen an den Karpathen und an der Donau, bewohnen jetzt den nordweſtlichen Theil Ungarns, deſſen Schickſal ſie ſeit dem IX. Jahrh. theilen, und mögen aus ungefähr 2 Millionen Seelen, von denen ſich zwei Drittheile zur katholiſchen und ein Drittheil zur evangeliſchen Religion bekennen, beſtehen. Die ſlowakiſche Sprache (slowensky gazyk, Slowenczina) iſt ein beſonderer dem Böhmiſchen am Nächſten verwandter Dialekt, der nie zur Schriftſprache geworden, alſo auch nicht vorzüglich ausgebildet, ſondern ſtetem Wechſel und jedem Einfluſſe von Außen unterworfen iſt. Die ſlowakiſche Sprache unterſcheidet ſich hauptſächlich von der böhmiſchen durch breitere Vocale, durch eine Menge Diphthongen und durch viele alte Wörter. (Vergl. A. Bernolak, „Grammatica slavica", Posonii 1790. 8. und deſſelben „Lexicon slavico-latino-germanico-hungaricum", Poson. 1825. 4 Voll. 8.). Die ſlowakiſche Mundart trat nie ſelbſtſtändig in die Reihe der ſlawiſchen Schriftſprachen, denn ſchon im XV. Jahrh. brachten die Huſſiten die böhmiſche Sprache in den von Slowaken bewohnten Theil Ungarns und ſeit dieſer Zeit iſt das Böhmiſche die Schriftſprache der Slowaken geworden. Die Literatur konnte in den ſtets von den räuberiſchen Türken heimgeſuchten und durch innere Kriege zerrütteten Lande nie erfreuliche Fortſchritte machen und beſchränkte ſich auf kirchliche Gegenſtände. Die erſte Druckerei wurde 1581 zu Freiſtädtl angelegt, der noch einige andere, die aber nie zu großer Thätigkeit gelangt ſind, folgten. Die erſten nennenswerthen Schriftſteller aus der Slowakei ſind die Kirchenliederdichter J. Pruno und Andr. Cenglerius aus dem XVI., Laur. Benedicti, D. Sinapius und G. Tranowsky aus dem XVII. Jahrh. St. Pilarjk,

welcher viele Leiden in der türkiſchen Gefangenſchaft erduldete, gab ſeine Biographie (Zilin 1666. 8. Neue Aufl. Skalic 1804. 12.), J. Weber ein Büchlein von der Peſt (Leutſch 1645. 12.) heraus. Im XVIII. Jahrh. ſchien ſich unter der milden Regierung Maria Thereſia's und Joſeph's II. die Literatur in der Slowakei heben und außer der Theologie auch andere Fächer umfaſſen zu wollen; bald aber verſchwand dieſer nicht nachhaltige Eifer wieder und einzelne Verſuche, ihn wieder zu erwecken, ſcheiterten an der Indolenz der Slowaken ſelbſt. Die bedeutendſten Schriftſteller aus der neuern Zeit mögen ſein: die um die Geſchichte ihres Vaterlandes verdienten Gelehrten M. Bel und D. Krman, die Liederdichter P. Jacobäi, S. Hruſzkowicz, J. Blaſius, Joh. Podmanicky und J. Chraſtina (Verfaſſer komiſcher Erzählungen, Skalic 1805. 12.), der Grammatiker P. Doleſzal, M. Markowicz (ſchrieb eine Geographie und Geſchichte Ungarns in Reimen), der witzige Gelegenheitsdichter A. Demian (Werke, Waitzen 1809. 12.), der Pädagog D. Lehosky, A. Bereolak, der vorzügliche Vertheidiger und Bearbeiter des ſlowakiſchen Volksdialektes, die Sprachforſcher G. Palkowicz, G. Fandli und G. Rybay, alle unermüdliche Slawiſten, die Dichter A. Doleſzal, J. Hrdliczka und M. Schuleck, der Mediciner J. Tonſoris, M. Semian (Verfaſſer einer Geſchichte von Ungarn, 1790), der fleißige Volksſchriftſteller A. Plachy, der Lexikograph St. Leſzka, der Mathematiker M. Raduch, der Sprachforſcher P. Schramko, der Literarhiſtoriker P. Walasky, der Geſchichtſchreiber und Geograph L. Bartholomaeides, der Kirchenhiſtoriker M. Hamaljar, der gewandte Überſetzer S. Roſznay, die Volksſchriftſteller G. Palkowicz und B. Tablicz, die viele nützliche Schriften aus dem Deutſchen überſetzten, und die neueſten ſlowakiſchen Dichter J. Kollar, J. von Caplowicz und J. Holli. (Vergl. J. Dobrowski, „Über die Literatur der Slowaken", in ſeiner „Slowanka", 1815. Vol. II. pag. 177—187). — V. Böhmiſche Sprache und Literatur. Das Land, welches jetzt Böhmen heißt, wurde urſprünglich von Baiern (Boji) bewohnt und erhielt daher ſeinen Namen (Bojohemum), welcher als die Czechen, ein ſlawiſcher Stamm, in der Mitte des VI. Jahrh. in Böhmen einwanderten, auf die neuen Ankömmlinge überging. Böhmen ſtand von der früheſten Zeit an in abhängigen Verhältniſſen zu Deutſchland und blieb es bis auf unſere Tage. Daher iſt die Bevölkerung gemiſcht; zwei Dritttheile ſind Slawen, ein Dritttheil beſteht aus Deutſchen. Daſſelbe gilt von dem ſchon im XI. Jahrh. mit Böhmen vereinigten Mähren. Die böhmiſche Sprache hat durch deutſchen Einfluß Vieles von ihrer Originalität verloren. Der Mangel an ſonoren Vocalen fällt eben ſo unangenehm auf, als die ungewöhnliche Häufung der Conſonanten. Die Vocale e und i werden allenthalben bevorzugt und a, o und u faſt aus allen Wörtern verdrängt. Mit den Slowaken hat der Böhme das h ſtatt g, mit den Polen das ziſchende rz gemein. Selbſt Slawen haben der böhmiſchen Sprache den Vorwurf winſelnder Ohnmacht und des Mangels an ſchlagender Volltönigkeit gemacht und zwar mit Recht, wenn auch dieſe Fehler, welche durch ſchlechte Schriftſteller noch auffallender gemacht werden, nicht urſprünglich in dieſem ſlawiſchen Dialekte gelegen haben mögen; denn ſelbſt jetzt noch lautet das Böhmiſche im Munde des Volkes kerniger, kräftiger, geſchmeidiger und wohlklingender, als in den meiſten gedruckten Schriften. Ein unſchätzbarer Vorzug, welchen die böhmiſche Mundart vor ihren ſlawiſchen Schweſtern voraus hat, iſt ihre hohe Befähigung zur quantitirenden Verskunſt im Sinne der altclaſſiſchen Proſodie. Der böhmiſche Sprachſchatz wurde ſchon ſeit einigen Jahrhunderten fleißig bearbeitet; wir können hier nur die bedeutendſten Leiſtungen ſeit dem vorigen Jahrhundert anführen. Grammatiken lieferten J. W. Pohl („Böhmiſche Sprachkunſt", Wien 1756. Neue Aufl. 1783. 8.), K. J. Thám („Böhmiſche Sprachlehre", Prag 1785. 8.; „Böhmiſche Grammatik", Ebendaſ. 1798. Neue Aufl. 1804. 8.),

F. M. Pelzel („Grundſätze der böhmiſchen Sprache", Prag 1798. 8.), J. Negedly („Böhmiſche Gramatik", Prag 1804. Neue Aufl. 1821. 8.), J. Dobrowsky („Lehrgebäude der böhmiſchen Sprache", Prag 1809. Neue Aufl. 1819. 8.) und J. E. Schmidt („Gramm. czeska", Prag. 1816. 8.). Brauchbare neuere Wörterbücher beſitzen wir von Z. C. Wuſſin („Dictionarium germanico-latino-bohemicum", Prag. 1700—1706. N. E. 1742—1747. 8 Voll. 4.), J. K. Rohn („Böhmiſch-lateiniſch-deutſcher Nomenclator", Ebd. 1764—1768. 4 Bde. 4.), W. Wiedemann („Deutſch-böhmiſches Wörterbuch", Wien 1768. 8.), K. J. Tham („Deutſch-böhmiſches und böhmiſch-deutſches Nationallexikon", Prag 1788—1807. 4 Bde. 8.; „Taſchenwörterbuch", Ebend. 1818. 2 Bde. 12.), F. J. Tomſa („Böhmiſch-deutſch-lateiniſches Wörterbuch", Ebd. 1791. 8.), J. Dobrowsky („Deutſch-böhmiſches Wörterbuch", Ebd. 1802—1821. 2 Bde. 4.) und G. Palkowicz („Böhmiſch-deutſch-lateiniſches Wörterbuch", Prag und Preßb. 1821. 2 Bde. 8.). — Die Anfänge der böhmiſchen Cultur ſind in undurchdringliches Dunkel gehüllt; die älteſten Spuren böhmiſcher Poeſie (epiſch-lyriſche reimloſe Nationalgeſänge) fanden ſich in der Königshofer Handſchrift und gehören wahrſcheinlich dem IX. Jahrhundert an; wenigſtens tragen ſie noch Spuren des Heidenthums und das Chriſtenthum kam ſchon in der Mitte des erwähnten Jahrhunderts nach Böhmen. Die chriſtlichen Lehrer waren aus Deutſchland herübergewandert und brachten die lateiniſche und deutſche Sprache mit. Hierin liegt die erſte Urſache, daß das cyrilliſche Alphabet in Böhmen nie Wurzel faſſen konnte und daß die böhmiſche Mundart ſich durch dieſen fremden Einfluß immer mehr von ihrer ſlawiſchen Quelle entfernte. Man nahm von nun an ausländiſche Wörter auf, oder bildete auch nach dem Muſter der lateiniſchen und deutſchen Sprache neue aus böhmiſchen Wurzeln; manche andere, die ſchon vorhanden waren, bekamen durch Übertragung auf einen andern Gegenſtand neue Bedeutungen. Wie ſehr die Böhmen im Mittelalter deutſche Sitten und Sprache nachahmten, beweiſt das damals übliche Sprüchwort: „Die Böhmen ſind wie die Affen." Doch hob ſich die politiſche Bedeutſamkeit des Landes immer mehr durch die deutſchen Kaiſer aus dem böhmiſchen Hauſe. Karl IV., von glühender Vaterlandsliebe getrieben, hob Böhmen auf den höchſten Gipfel ſeiner Macht und verſchaffte ihm das politiſche Übergewicht in Mitteleuropa. Prag, der Sitz des kaiſerlichen Hofes, war der Sammelplatz der Künſte und Wiſſenſchaften und von der neuerrichteten Univerſität in dieſer Stadt (1348) ging die Sonne des wiſſenſchaftlichen Lichtes für halb Europa auf. Aber ſchon unter ſeinem Sohne, Wenceslaw IV., begannen die religiöſen Streitigkeiten, welche das blühende Land ſchnell an den Rand des Verderbens führten. Die erfreulichſten Fortſchritte machte in dieſem Zeitraume die lyriſche Poeſie; ſie allein geſtaltete ſich ächt national und äußerte ſich mit Innigkeit und Wärme in einer lebendigen, kräftigen und harmoniſchen Sprache; leer, matt und geiſtesarm dagegen ſind die Legenden, Fabeln und didaktiſchen Gedichte aus derſelben Zeit, welche nach fremden Muſtern gebildet oder durch fremden Einfluß entſtanden ſind. Merkwürdig iſt noch, daß die Blüthe der böhmiſchen Lyrik gerade in die Zeit des deutſchen Minnegeſanges fällt. Die größeren Werke in böhmiſcher Sprache bis zum XV. Jahrh. ſind faſt ausſchließend Überſetzungen aus dem Lateiniſchen und Deutſchen und können hier nicht namhaft gemacht werden. Das vorzüglichſte Nationalwerk iſt eine gereimte Chronik, die, obwohl fälſchlich, dem bunzlauer Domherrn Dalimil Mezirzky zugeſchrieben wird und bis 1314 reicht (herausgegeben von F. Prochazka, Prag 1786. 8.). Sie offenbart einen glühenden Haß gegen die Deutſchen und war zwei Jahrhunderte hindurch ein Lieblingsleſebuch der Nation. Viele treffliche Gedichte aus dieſer Periode ſammelte W. Hanka und gab ſie unter dem Titel: „Starobylá skádanj, Památka XII—XV stoletj" (Prag 1817—1823. 5 Thle. 8.) heraus. — Die Huſſitenkriege im XV. Jahrh.

brachten zwar unſägliches Elend über Böhmen, weckten aber auch den Nationalgeiſt und die Luſt an der eigenen Sprache. Eine böhmiſche Druckerei wurde 1487 zu Prag errichtet, welcher bald mehrere andere folgten. Die Sprache der Regierung und der Gerichte ward von jetzt an böhmiſch und fremder Einfluß wurde immer mehr zurückgewieſen. Die Böhmen beſitzen eine große Menge von Nationalwerken aus dieſer Periode; wir können aber hier nur die bedeutendſten Schriftſteller namhaft machen. Vor Allen ſind die unglücklichen Reformatoren Joh. Huß aus Huſſinecz und Hieronymus von Prag, welche den großen Kampf für religiöſe und kirchliche Freiheit begannen und eine neue Ära der böhmiſchen Nationalliteratur begründeten, anzuführen. Die bedeutendſten Theologen, die an der Kirchenverbeſſerung mitarbeiteten und deren Schriften dem Drucke übergeben wurden, ſind: Jacobell von Mies, Wenc. Koranda, Simon, Prokop, Wenc. Mirzinsky (Hymnendichter), Paul von Saaz, Nikl. Wlaſenicky, Lukas von Prag, Joh. Mirosz, Petr. Chelczicky und Petr. Mladenowic (Huß's Biograph). In den übrigen Fächern des Wiſſens zeichneten ſich aus die Reiſebeſchreiber Mart. Kabatnjk, Zdeniek Lew von Roſzmital und Joh. von Lobkowic; der einzige namhafte Dichter aus dieſer Zeit, Hynek von Podiebrad („Mágowy sen", Prag. 1823. 8.), der rüſtige Überſetzer Greg. Hruby von Gelenj, der um die Einführung der Nationalſprache bei den Gerichten hochverdiente Victorin Corn. von Wſzehrd, die beiden Buchdrucker und fleißigen Schriftſteller Nikl. Konacz von Hodiskow und Ulr. Welensky, der geiſtvolle Politiker Ctibor von Cimburg, die Ärzte Chriſtan Prachaticky, Joh. Czerny und Nikl. Klaudian nnd der Hiſtoriker Nikl. Bakalárz. — Das XVI. Jahrhundert muß das goldene Zeitalter der böhmiſchen Literatur genannt werden; zu bedauern iſt nur, daß ſich die literariſche Thätigkeit meiſt den theologiſchen Wiſſenſchaften zuwandte, wozu die fortwährenden Streitigkeiten der verſchiedenen Religionsparteien nicht wenig beitrugen. Rudolph II., ſelbſt der Wiſſenſchaft zugethan, ward der größte Beförderer der Nationalliteratur und fand unter dem böhmiſchen Adel tüchtige Nacheiferer. Unter ihm erhielt die proteſtantiſche Partei die Oberhand und mit dieſer die Nationalſprache immer raſcheren Fortgang. Aus dieſer Zeit ſtammen ihre Selbſtſtändigkeit, Feſtigkeit, Correctheit und ihr Reichthum. Außer der Theologie wurde das Fach der Beredſamkeit, der geiſtlichen ſowohl als der weltlichen, mit beſonderer Vorliebe angebaut und trug goldene Früchte. Als die bedeutendſten Schriftſteller dieſer Periode nennen wir die fleißigen Überſetzer der ſogenannten Kralicer Bibel (Kralic, 1579—1593. 6 Bände. 4.), die allgemein als ein Muſter der böhmiſchen Sprache gilt, Karl von Zerotjn, den eifrigſten Beſchützer der Wiſſenſchaften, den unermüdlichen und auch in den übrigen Ländern Europas bekannt gewordenen J. A. Komensky (Comenius), den raſtloſen Buchdrucker und Sammler D. A. von Weleslawjn, den trefflichen Hiſtoriker W. Hagek von Liboczan („Kronika czeska", Prag 1541. N. Aufl. 1819. Fol.), den Kirchenhiſtoriker Boh. Bjlegowsky („Kronika cjrkewnj", Nürnb. 1577. N. A. Prag 1816. 8.), die Theologen P. Bydczowsky, J. Auguſta und J. Stranjensky, die Geſchichtſchreiber M. Kuthen („Kronika czeské zemje", Prag 1539. 4.) und Sixt. v. Ottersdorf (Geſchichte ſeiner Zeit), den Philologen Benesz Optat, welcher die erſte böhmiſche Grammatik (Namieſt, 1533. 8.) ſchrieb, den berühmten Naturforſcher Ad. Zaluszansky von Zaluszan, welcher zuerſt die Lehre von der Sexualität und Befruchtung der Pflanzen aufſtellte, die religiöſen Dichter Th. Sibuslawski Rzeſzatko und J. Gryllus von Gryllow, den Grammatiker Th. Reſzel, P. Czernowicenus und M. Beneſzowsky, P. Codicill Sedlczansky von Tuchelow (berühmt als Hiſtoriker, Philoſoph und Aſtronom), den gekrönten Dichter S. Lomnicki von Budez, den Arzt und

Naturforſcher A. Huber von Rieſenbach, den Hiſtoriker Wenc. Placel von Elbing, Wenc. Wratislaw, Graf von Mitrowic (welcher ſeine merkwürdige Geſandtſchaftsreiſe nach Conſtantinopel beſchrieb, Prag 1777. N. A. 1805. 8.), den trefflichen Dichter und Hiſtoriker Prokop Lupacz von Hlawaczow („Histor. o Cjsari Karlowi IV“, Prag 1584. 8.), Chr. Harant von Polzicz und Bedruzic („Reiſe nach dem gelobten Lande“, 1608), den vorzüglichen politiſchen Redner Wenc. Budowec von Budow, den Dichter Prok. Panonius, den Hiſtoriker M. Rames („Historicke wypsanj o Sigmundowi“, 1589), Mich. Pirczka Smrzicky, Verfaſſer eines launigen Romans („Akej a rozepre mezi filosofem, w lekarstwj doct. a oratorem aneb procuratorem“, Prag 1609. 8.) und die vorzüglichen Kanzelredner J. Etibor Kotwa (gewöhnlich der böhmiſche Cicero genannt), J. Kocjn von Kocinet und G. Dibactus Miczkowsky. Wir könnten hier noch ein großes Namenverzeichniß von böhmiſchen Schriftſtellern geben, unterlaſſen es aber deßhalb, weil ihre Arbeiten größtentheils theologiſchen Inhalts und von keinem allgemeinen Intereſſe ſind; ebenſo übergehen wir die zahlreichen Überſetzungen aus fremden Sprachen, ſo bedeutend auch ihr Werth für Böhmen ſein mag. — Eine unglückliche Zeit für Böhmen beginnt mit dem Siege der Öſtreicher am weißen Berge über Friedrich V. von der Pfalz (1620) den die proteſtantiſche Partei zum König gewählt hatte. Die Proteſtanten wurden ſchonungslos aus dem Lande vertrieben, ihre Bücher verbrannt und die Jeſuiten herbeigerufen, um auch in der Erziehung der Jugend jeden nationalen Funken zu erſticken. Die Nationalſprache ſank zur Bauernſprache herab und bald ſchämte ſich Jeder, der auf Bildung Anſpruch machen zu dürfen glaubte, böhmiſch zu reden. Die deutſche Sprache ward bei der Verwaltung und bei den Gerichten mit Gewalt eingeführt und die früheren trefflichen Leiſtungen in der Nationalliteratur waren bald vergeſſen. Die wenigen nennenswerthen Schriftſteller aus dieſer Periode ſind der Hiſtoriker S. Kapihorsky, die Sprachforſcher G. Konſtanc und M. Steyer, der nicht ſehr geſchmackvolle Dichter F. Kadlinsky, der bedeutendſte Geſchichtſchreiber dieſer Epoche Th. J. Paßina von Czechorod, der Kanzelredner C. Taborsky und die Grammatiker J. Drachowsky und W. J. Roſa. Andere bekannte Gelehrten aus dieſer Periode, wie die Hiſtoriker G. Plachy und B. A. Balbin bedienten ſich ſchon in ihren Werken der lateiniſchen Sprache. — Am Ende des vorigen Jahrhunderts ſah endlich die öſtreichiſche Regierung die Ungerechtigkeit ein, einen großen Theil ihrer treuſten und fleißigſten Unterthanen in den Aeußerungen ihrer Nationalität zu hindern. Die böhmiſche Sprache wurde wieder in allen Unterrichtsanſtalten gelehrt und unter den milden Regenten Joſeph II. und Franz I. in ihre alte Rechte eingeſetzt. Seitdem zeigt ſich in dem Anbaue der Nationalliteratur allenthalben ein reger Eifer, der ſchon vielfache Früchte getragen hat. Unter den mit jedem Jahre zahlreicher werdenden und größtentheils verdienſtvollen Schriftſtellern der neueren Zeit möchten vorzüglich anzuführen ſein: die um die Wiederbelebung der böhmiſchen Literatur hochverdienten Männer W. M. Kramerius und F. F. Prochazka, der würdige Schulmann A. W. Parzjzek, J. Dobrowsky, der größte Kenner der ſlawiſchen Literatur überhaupt, der Hiſtoriker F. Pelzel, die Dichter A. Puchmayn, G. J. Dlabacz, J. Negedly, J. Jungmann und J. Rautenkranz, die Sprachkenner F. Tomſa, J. L. Ziegler und W. Hanka, der Botaniker B. Wſemjo Berchtold, der Philoſoph A. Marek, Ad. Negedly (ausgezeichnet im Roman und im erzählenden Gedichte), der Luſtſpieldichter W. Tham, S. Hnjewkowsky (Verfaſſer des komiſchen Heldengedichts „Djewjn“ (Prag 1805. 2 Bde. 12.), Milota Zdirad Polak (bekannt durch das lyriſch-beſchreibende Gedicht „Wzneszenost prjrody“ (Prag 1819. 8.), der Tragödiendichter F. Turinsky („Angeljna“),

die trefflichen Dramatiker Cl. W. Klicpera und J. N. Stjepanek („Sämmtliche Werke", Prag 1815. 10 Bde. 8.), der Epiker F. A. Rokos („Iwan", Prag 1823. 8.) und die weniger bedeutenden Dichter M. Sychra, L. Czelakowsky, S. K. Machaczek (welcher Göthe's „Iphigenia in Tauris" überſetzte), J. Hybl, F. Raymann und Fr. Weteszujk. (Vergl. B. Balbin's „Bohemia docta", Prag 1777—1780. 3 Bde. 8. J. Dobrowky's „Böhmiſche und mähriſche Literatur", Prag 1779—1784. 3 Bde. 8. Deſſelben „Geſchichte der böhm. Sprache u. Literatur", Prag 1818. 8. J. Jungmann's „Hist. literat. czeské", Prag 1825. 8.) — VI. Polniſche Sprache und Literatur. Die polniſche Sprache iſt durch ihre Ausbreitung und den Reichthum ihrer Literatur einer der erſten ſlawiſchen Dialekte. Sie wird nicht nur in dem eigentlichen Polen, ſondern auch in den in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Rußland einverleibten polniſchen Provinzen, in den preußiſchen Herzogthümern Poſen und Schleſien, in dem öſtreichiſchen Königreiche Galizien und in dem Freiſtaate Krakau geredet. Um welche Zeit ſie ſich von der ſlawiſchen Mutterſprache trennte, iſt nicht mehr auszumitteln; ſicher fällt dieſes Ereigniß in eine ſehr frühe Zeit. Eher möchte ſich die Geſtaltung der jetzigen polniſchen Sprache unter dem wechſelnden Einfluſſe verſchiedener, ſowohl einheimiſcher als fremder Elemente nachweiſen laſſen. Von ihren ſlawiſchen Schweſtern unterſcheidet ſie ſich hauptſächlich durch das ziſchende rz und die Naſenlaute ą und ę; in ſich ſelbſt hat ſie je nach der Gegend, wo ſie geſprochen wird, manche Varietäten. So dehnen die Großpolen s und ie: auch haben ſie viele Archaismen und Germanismen aufgenommen; in Maſuren ſpricht man ż wie z, sz wie s und cz wie c; der Kleinpole ſpricht angenehm, fehlt aber nicht ſelten gegen die Regeln der Grammatik und braucht gewöhnlich die männliche Endung ſtatt der weiblichen und ſächlichen; der Litthauer ſingt und mengt ruſſiſche Provinzialismen ein; in Preußiſch-Polen wird die Sprache durch Archaismen und Germanismen völlig verunſtaltet. Die meiſte Verſchiedenheit bietet jedoch die ſchleſiſche Mundart; ą wird durch die Naſe, o für a und ą für ę geſprochen. Man hat von den kaum überwindbaren Schwierigkeiten der polniſchen Sprache viel geredet und geſchrieben; dieſe liegen aber durchaus nicht in der Härte der einzelnen Laute, ſondern in ihrer Feinheit und in dem künſtlichen grammatiſchen Bau dieſes ſeit einigen Jahrhunderten ſorgfältig gepflegten ſlawiſchen Dialekts. Der Reichthum an mannigfach nuancirten Vocalen und Conſonanten (ſagt Schaffarik): a, á, ą, e, é, ę, o, ó; b und b́, c, ć und cz, ł und l, m und ḿ, n und ń, p und ṕ, r und rz, s, ś und sz, w und ẃ, z, ż und ź, ferner die häufigen Übergänge der Laute in verwandte oder ähnliche bei Biegungen und Abwandelungen der Wörter, verbunden mit der allen ſlawiſchen Dialekten gemeinen Mannigfaltigkeit der Bildungs- und Biegungsformen, machen die polniſche Sprache zu einer der feinſten, tönendſten, aber auch zugleich der künſtlichſten und ſchwerſten unter allen ſlawiſchen Mundarten ſowohl für Slawen als für Nichtſlawen. Ein großer Nachtheil derſelben iſt jedoch, daß ſie einer Proſodie nach dem quantitirenden Zeitmaße und alſo der Anwendbarkeit auf claſſiſche Versformen in der Dichtkunſt ermangelt. Dieſer Mangel mag jedoch nur ſcheinbar ſein und mehr in der Nachläſſigkeit der Dichter und ihrem Beſtreben Fremdes nachzuäffen als in der Unfähigkeit der Sprache ſelbſt liegen, da die übrigen ſlawiſchen Mundarten ſich des der polniſchen mangelnden Vorzugs erfreuen. Die polniſche Grammatik wurde ſchon früher und bis auf die neueſte Zeit mit vorzüglicher Sorgfalt und mit Glück bearbeitet. Als die brauchbarſten hierher gehörenden Arbeiten nennen wir, mit Übergehung älterer anerkennungswerther Verſuche, J. Moneta's „Polniſches Handbuch" (1763. N. A. von D. Vogel, Bresl. 1808. 8.), O. Kopczynski's „Essai de grammaire polonaise" (Warſch. 1807. 8.); Trabczynski „Grammaire raisonnée de la langue polonaise" (1778. N. E. Warsov. 1793. 1793. 2 Voll. 8.); C. C. Mrongo-

vius' „Polniſche Sprachlehre“ (Königsb. 1794. 8.); A. Adamowicz's „Praktiſche polniſche Grammatik“ (Berl. 1793. 8.); Stawski's „Handbuch der polniſchen Sprache“ (Bresl. 1795. 8.); J. L. Kaſſius' „Lehrgebäude der polniſchen Sprache“ (Berl. 1797. 8.); N. Bucki's „Anleitung zur polniſchen Sprache“ (Berl 1797. 8.); Kutſch's „Polniſche Grammatik“ (Bresl. 1800. 8.); J. S. Water's „Grammatik der polniſchen Sprache“ (Halle 1807. 8.); G. S. Bantkie's „Polniſche Grammatik“ (Bresl. 1803. N. A. 1823. 8.) und Th. Szumski's „Polniſche Grammatik“ (Bresl. 1821. 8.). Neuere Wörterbücher beſitzen wir von M. A. Troc („Franzöſiſch-polniſch-deutſches Wörterbuch“, Leipz. 1742. 2 Bde. 8.); Moszczenski („Deutſch-polniſches Wörterbuch“, 1772. N. A. Leipz. 1821. 4 Thle. 8.); C. C. Mrongovius („Deutſch-polniſches Handwörterbuch“, 1765. N. A. Danz. 1823. 4.); J. A. Bantkie („Taſchenwörterbuch der polniſchen, deutſchen und franzöſiſchen Sprache“, Bresl. und Warſch. 1805—1813. 6 Bde. 8.); K. Winkler („Niem.-pol. Dykcyonarz“, Lubl. 1801. 3 Bde. 8.); S. G. Liede (Slownik ięz. pol.“, Warſch. 1807—1814. 6 Bde. 4.); X. Litwinski („Slownik polsko-łacinsko-francuski“, Warſch. 1816. 2 Bde. 8.); J. C. Troianski („Slownik polko-łacinski“, Bresl. 1819. 8.); Czerski („Lateiniſch-polniſches Wörterbuch“, Wilna 1822. 2 Bde. 8.); Bobrowski („Lexicon latino-polonicum“, Wilna 1822. 8.) und G. Garszynski („Slownik łacinsko-polsko-niem.“, Bresl. 1823. 2 Bde. 8.) — Die literariſche Cultur Polens beginnt erſt mit dem XVI. Jahrhunderte; denn ſo früh ſich auch die Landesſprache eigenthümlich entwickelte, ſo wurde ſie doch durch die lateiniſche, welche ſich mit der Einführung des Chriſtenthums (unter Mieczyslaw I. um 965) durch Ausländer zur Schriftſprache erhob, in den Hintergrund gedrängt und die früheren Jahrhunderte vor dem erwähnten können nur unbedeutende polniſche Bruchſtücke aufweiſen. Die Jugend erwarb ſich ihre Kenntniſſe auf ausländiſchen Univerſitäten und brachte fremde Sitten und Sprachen nach Hauſe, und ſelbſt bis auf die neueſte Zeit ſind die Polen von der Nachäfferei des Fremden nicht freizuſprechen. Die älteſten Denkmäler der polniſchen Literatur ſind einige wenige Lieder, die nicht einmal in ihrer urſprünglichen Geſtalt auf uns gekommen ſind; das bekannteſte iſt das Kriegslied: „Boga rodzica“, welches gewöhnlich dem heil. Adalbert, der es vor dem Jahre 1000 gedichtet haben ſoll, zugeſchrieben wird. Erſt mit Kazimierz dem Großen beginnt die Morgenröthe der polniſchen Literatur; er ſchützte durch weiſe Geſetze den Bürger und Landmann und legte den Grund zur Krakauer Hochſchule, welche bald durch Władysław Jagiełło eine beſſere Organiſation bekam und als die Mutter aller übrigen Lehranſtalten Polens angeſehen werden muß. Auf Betrieb der Gemahlin Jagiełło's wurde die heilige Schrift ins Polniſche überſetzt. Kazimierz Jagiełło beförderte das Studium der alten Sprachen, that aber nichts für das Landesidiom. Unter ihm wurde 1490 in Krakau die erſte Druckerei errichtet. Seine Nachfolger Johann Albrecht und Alexander thaten nicht das Geringſte für Kunſt und Wiſſenſchaft und die polniſchen Muſen ſind ihnen keinen Dank ſchuldig. Die beſten und einflußreichſten Ämter wurden mit Fremdlingen beſetzt, welche die polniſche Sprache als eine barbariſche nicht nur verachteten und zu unterdrücken ſuchten, ſondern auch dem das Fremde begünſtigenden Adel einen langwährenden Abſcheu gegen dieſelbe einflößten. Das lateiniſche Alphabet wurde der polniſchen Sprache ganz gegen ihren Geiſt aufgedrungen; dadurch mußte die Etymologie unſicher, die Bildung der Wörter von ihrer urſprünglichen Norm abgelenkt und der quantitative Charakter der polniſchen Proſodie beinahe gänzlich verwiſcht werden. Alle früheren Denkmäler der polniſchen Sprache tragen die deutlichen Spuren dieſer Verbildung an ſich und ſind ſämmtlich zu unbedeutend, als daß ſie hier namhaft gemacht werden dürften; erſt die Verſuche aus Sigismund's I. Zeit verdienen Erwähnung. Das Studium des claſſiſchen Alter-

thums äußerte auf die Nationalliteratur einen ſo wohlthätigen und ſchnellen Einfluß, daß ſie mit Rieſenſchritten voranging und die Literatur der Nachbarländer überflügeln zu wollen ſchien. Während das übrige Europa von wüthenden Religionskriegen zerfleiſcht wurde, ſchützte Sigismund die Genoſſen jedes Glaubens. Die Nationalſprache wurde Sprache des Hofes, der öffentlichen Geſchäfte, der Damen und der gebildeten Geſellſchaften; doch konnte ſie ſich immer noch nicht von deutſchem, italieniſchem, lateiniſchem und böhmiſchem Einfluſſe frei erhalten, ſo ſehr auch einzelne geiſtreiche Männer dagegen ankämpften. Am erfreulichſten gediehen Poeſie und Beredſamkeit; weniger kam die wiſſenſchaftliche Proſa voran, weil über wiſſenſchaftliche Gegenſtände faſt ausſchließend lateiniſch geſchrieben wurde. Als die vorzüglichſten Nationalſchriftſteller Polens im XVI. Jahrhunderte und im erſten Viertel des XVII. können folgende gelten: Nikl. Rey von Nagłowicz, der Vater der polniſchen Poeſie und um die Bildung der nationalen Proſa hochverdient, Joh. Kochanowski, der ſich in der Ode, im Liede, in der Satyre, Elegie, Erzählung und im Epigramme mit gleichem Glücke verſuchte („Sämmtliche Werke", Krakau 1584—1590. 4 Bände. 4. Neue Auflage. Warſchau 1803. 2 Bände. 8.); ſein Bruder Andr. Kochanowski (der Überſetzer Virgil's), ſein Neffe Peter Kochanowski (Überſetzer Taſſo's und Arioſto's), Sim. Szymonowicz, unſterblich durch ſeine in einer reichen und anmuthsvollen Sprache geſchriebenen Idyllen (Krakau 1629. 8. und ſehr oft), Sim. Zimorowicz, in ſeinen oft gedruckten Eklogen origineller, aber weniger anmuthig als der Vorhergehende, der eben ſo kecke als correcte Liederdichter Johann Rybinski (Werke, Thorn 1593. 4.), die Lyriker Ad. Czarowski, Johann Jurkowski und Stanisl. Grochowski, der treffliche geiſtliche Dichter Casp. Miaskowski (Werke, Poſen 1622. 2 Theile. 4.), welchem eine große Anzahl minder bedeutenderer Kirchenliederdichter (Valent. Brzozowski, Pet. Kreſychleb, Valent. Bartoszewski, Sam. Dambrowski, Casp. Gesner, Chriſt. Krainsky, Stanisl. Sudrovius, Joh. Turnowski, Joh. Zygrovius, Laur. Chlebowski, Casp. Twardowski u. A. m.) nachtraten, Sebaſt. Petrycy, der Überſetzer des Ariſtoteles und Horaz, Sigism. Andr. Zbylitowski, bekannt durch ſeine Satyren und durch ſein Lehrgedicht „Wiesniak" (Krakau 1600. 4.), Seb. Fab. Klonowicz (Acernus), der ſich mit Erfolg in den meiſten Dichtungsarten verſuchte, der hiſtoriſche Dichter Mart. Paszkowski, der Didaktiker Joh. Kraiewski, die Satyriker Pet. Zbylitowski und Sim. Slaski, der Epigrammatiſt Malcher Pudlowski, Lucas Gornicki, der gehaltreichſte Redner und Styliſt ſeiner Zeit, die Redner Stanisl. Orzechowski, Joh. Januszowski, Pet. Skarga, von ſeinen Zeitgenoſſen der polniſche Chryſoſtomos genannt, Jak. Wuiek, Fab. Bierkowski, Stanisl. Karekowski, Mart. Białobrzeski und Greg. Koszutski von Szarnowec („Poſtille", deutſch von Kurzbach, Warſch. 1587. 3 Bde. Fol.), die Hiſtoriker Mart. Bielski („Kronika polska", Krak. 1597. Fol., in muſterhaft reinem und correctem Style), Math. Stryikowski, Barth. Paprocki von Głogol, im Fache der Heraldik und Genealogie der ausgezeichnetſte Schriftſteller Polens, die Politiker und Statiſtiker Joh. Herburt, Stanisl. Sarnicki, Leo Sapieha und Barth. Groicki (Überſetzer des „Sachſenſpiegels"), Stanisl. Grzebski (Verfaſſer des erſten mathematiſchen Buchs in polniſcher Sprache), die Aſtronomen Joh. Latosz, Adalb. Rosciszewski und Felix Szebrowski, die Ärzte Pet. von Kobylin (über die Geburtshülfe), Adalb. Ocko, Andr. Grutinius (Beide über die Syphilis), Pet. Umiastowski (über die Peſt), die Botaniker Steph. Falimierz, Hieron. Spiczynski, Mart. Siennik, Mart. von Urzedow und Sim. Syrenski, und der

ſtrategiſche Schriftſteller Joh. Tarnowski. Außerdem wurden mehrere Werke aus den alten und neueren Sprachen ins Polniſche überſetzt, die wir aber hier nicht namhaft machen können. — Mit Sigismund III. (1622) beginnt für die polniſche Nationalliteratur eine unglückliche Zeit; der von Italien ausgehende und über ganz Europa verbreitete Ungeſchmack, der das Bizarre, Giganteske und Kindiſch-ſpielende dem einfach Natürlichen und Schönen vorzog, brach auch über Polen herein und wurde nicht wenig durch die Jeſuiten, welche ſich bald nach ihrer Berufung in das Land des geſammten Schulunterrichts bemächtigten, gefördert. Übertriebene, fade Lobhudelei und Kriecherei galt für Poeſie; theologiſche Klopffechterei um Kleinigkeiten für Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft; die Sprache ward zum ungeheuern Gemiſche von lateiniſchen, franzöſiſchen, italieniſchen und deutſchen Brocken und ihre Syntax und Periodologie ward widernatürlich entſlawiſirt. Im XVII. Jahrh. wurde noch manches Anerkennungswerthe zu Tage gefördert, in der erſten Hälfte des XVIII. aber erſchienen nichts als einige an Sprache und Geſchmack verwilderte Religionsbücher, ſeichte Predigten, geiſtloſe, in prunkvollem Schwulſte daherſchreitende Lobreden, ſteife Briefe voll Unverſtand, rohe, oft unanſtändige Späße, die Sinngedichte genannt wurden, und von Aberglauben und Dummheit ſtrotzende Kalender. Von den Nationalſchriftſtellern dieſer Periode ſind zu nennen Sam. Twardowski, nicht ohne glänzende poetiſche Talente, aber in den Verkehrtheiten ſeiner Zeit befangen; beſonders durch die erſten epiſchen Verſuche in polniſcher Sprache („Władysław“ und „Woyna domova“) bekannt, der Hymnendichter Joh. Białobocki, die Lyriker Vesp. Kochowski, Adalb. Stan. Chroscinski, Janusz Korybut Fürſt Wisniowiecki, Joh. Libicki und Stan. Heraklius Fürſt Lubomirski, Raph. Leszczynski (Verfaſſer des hiſtoriſchen Gedichts „Chocim“), die Naturdichterin Eliſabetha Driszbacka, Stan. Vinc. Fürſt Jabłonowski, der Epigrammatiſt und üppige Romandichter Wacław Potocki, der derbe Satyriker Chriſtoph Opalinski, der etwas mildere, aber witzige Joh. Dzwonowski, der fruchtbare und gedankenreiche, aber in der Diction nicht ſehr glückliche Idyllendichter Joh. Gawinski, der heitere Epigrammatiſt Dan. Bratkowski und die weniger bedeutenden Dichter C. F. Falibagowski, A. Debołecki, S. Huter Szymonowski, A. von Obodna Obodzinieski, P. Kwiatkowski, H. Morsztyn, St. Poniatowski, S. Jagodynski, H. Chełkowski und A. Ignes. Unter den Hiſtorikern dieſer Periode ſind anzuführen J. Poszakowski („Historya luterska“, Wiln. 1745. 4.; „Historya Kalwinska“, Ebend. 1747—1749. 3 Bde. 4.), der fruchtbare Sim. Starowolski, der 47 theologiſche, politiſche und hiſtoriſche Werke hinterließ, C. Nieſiecki, einer der trefflichſten Biographen und Literarhiſtoriker Polens („Korona polska“, Lemb. 1728—1743. 4 Bde. Fol.) und der treffliche Geograph Władysł. Lubienski („Swiat we wszystkich swoich czesczciach“, Bresl. 1740. Fol.). Von den übrigen Schriftſtellern dieſer Zeit machen wir noch namhaft die Sprachforſcher Greg. Knapski und Abr. Troc, den Arzt Seb. Sleszkowski (über die Peſt) und den vorzüglichſten aller polniſchen Mathematiker Joh. Broscius. — Mit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beginnt die Wiedergeburt des beſſern Geſchmacks und der Wiſſenſchaft in Polen. Vor allen übte der aufgeklärte Piariſt Stan. Konarski einen höchſt wohlthätigen Einfluß auf die Erziehung durch die Einrichtung beſſerer Schulen. Stanislaus Auguſt, ſelbſt Liebhaber und Kenner der Wiſſenſchaften, ſorgte thätig für Bildung und Aufklärung und ward in ſeinem ehrenvollen Beſtreben durch mehrere Große, unter denen die Fürſten Czartoryski durch ihren raſtloſen Eifer hervorragten, kräftig unterſtützt. Die Nationalſprache ward allmählig von den fremden Schlacken wieder gereinigt und eine Nationalbühne errichtet. Aber was mit Mühe aufgebaut ward, fiel

bald wieder durch die ſchnell auf einander folgenden Revolutionen und durch die Theilung des unglücklichen Landes unter fremde Herrſcher in Trümmer. Die neuere polniſche Literatur iſt zwar reich an gelungenen Verſuchen jeder Art, aber ſie ſtehen vereinzelt da und die vorzüglichſten Talente erfreuen ſich von oben herab keiner Ermunterung. Wie ſehr aber die polniſche Nation einer hohen literariſchen Cultur fähig iſt, beweiſt die große Anzahl trefflicher Schriftſteller aus allen Fächern des Wiſſens, von denen wir aber hier nur die ausgezeichnetſten namhaft machen können. An der Spitze der Autoren dieſer Zeit ſtehen der König Stanisl. Leszczynski und der ſchon erwähnte Piariſt Hier. Stan. Konarski, Beide durch Wort und Beiſpiel auf die Veredlung des Geſchmacks in der polniſchen Literatur wohlthätig wirkend. J. A. Zaluski ſtiftete zum Vortheile ſeines Landes eine herrliche Bibliothek und leiſtete, obſchon vom guten Geſchmacke verlaſſen, manches Anerkennungswerthe in der Literargeſchichte. Nach dieſen Mäcenaten nennen wir die Dichter W. Rzewuski (ſchrieb zwei Trauerſpiele „Szolkiewski“ und „Władysław pod Warną“, und zwei Luſtſpiele: „Dziwak“ und „Natręt“), Ign. Graf Kraſicki, den vorzüglichſten Schriftſteller unter Stanislaus Auguſt (der in ſeinem Epos „Woyna Chocimska“, ſeinen komiſchen Heldengedichten „Myszeis“, „Monachomachia“ und „Antimonachomachia“, ſeinen Luſtſpielen „Łgarz“, „Statysta“ und „Solennizant“, ſeinen Romanen „Przypadki Doswiadczynskiego“ und „Historya na dwie księgi podzielona“, ſo wie in ſeinen kleineren Gedichten und proſaiſchen Leiſtungen eben ſo großen Witz und Scharfſinn als glänzende Diction beurkundet; „Sämmtliche Werke“, Warſch. 1803—1804. 10. Bde. 8.), den anmuthigen J. Szymanowski, den eben ſo kühnen als feinen St. Trembecki (Oden, Idyllen, Fabeln, Elegien, Epiſteln, das Luſtſpiel „Syn marnotrawny“ und das beſchreibende Gedicht „Zofiowska“; „Sämmtliche Werke“, Wilna 1822. 2 Bde. 8.), den eben ſo großen Hiſtoriker als Dichter Ad. Naruszewicz („Historya narodu polskiego“, Warſch. 1780—1786. 6 Bde. 8. Oden, Lieder, Idyllen und die Tragödie „Guido“; „Sämmtliche Werke“, Warſch. 1805—1805. 12 Bde. 8.), den beißenden Satyriker Th. Kajetan Wegierski, den originellen Jul. Urſin Niemcewicz, ausgezeichnet im Luſtſpiele („Powrot posła“, „Jan Kochanowski“), Trauerſpiele („Władysław pod Warna“, „Zbigniew“), Epigramme, Roman („Levi und Sara“, „Jan z Tęczyna“) und in der Geſchichte („Dzieie panowania Zygmunta III“, Warſch. 1819. 3 Bde. 8.), die herrlichen Liederdichter Fr. Karpiński („Sämmtliche Werke“, Warſch. 1806. 4 Bde. 8.) und F. D. Kniźnin (unübertroffen im Liebesliede; „Sämmtliche Werke“, Ebend. 1787—1788. 3 Bde. 8.), den fruchtbaren, aber geſchmackloſen J. E. Minaſowicz, den vorzüglichſten epiſchen Dichter Polens, J. Woronicz („Lechiada“, „Sibylla“ und lyriſche Poeſien), B. Gurski, gleich glücklich in der Ode, Idylle, Fabel und im Luſtſpiele („Werke“, Krak. 1804. 4 Bde. 8.), die Lyriker L. Oſinski, K. Kozmian (auch Verfaſſer des claſſiſchen Lehrgedichts „O ziemianstwie“), der phantaſiereiche Dyzma Boncza Tomaszewski (ſchrieb das Epos „Jagełłonida“ und das Lehrgedicht „Rolnictwo“; „Sämmtliche Schriften“, Warſch. 1822. 2 Bde. 12.), Joh. Kruszynski, Fr. Weczyk (bekannt durch das beſchreibende Gedicht „Okolice Krakowa“ und die Tragödie „Glinski“), den unübertroffenen Lyriker und Balladendichter Ad. Mickiewicz, einen der größten Dichter der neuern Zeit, L. Krupinski (Lieder, Oden, das Trauerſpiel „Lutgarda“ und der Roman „Listy Adolfa i Klary“), den Tragiker und größten Verskünſtler Polens, A. Felinski („Sämmtliche Werke“, Warſch. 1816—1821. 2 Bde. 8.), den Dichter und Literarhiſtoriker E. Slowaki, K. Godebski („Gedichte“, Warſch. 1821. 2 Bde. 8.), den erſten polniſchen Luſtſpieldichter F. Bohomolec („Komedye“,

Warſch. 1772—1775. 5 Bde. 8.), den eben ſo großen Staatsmann als Dramatiker A. Czartoryski, den Gründer der polniſchen Nationalbühne, die Luſtſpieldichter F. Zabłocki, J. Koſſakowski, A. Szolkowski und die fruchtbaren Dramatiker A. Bogusławski („Werke", Warſch. 1820—1823. 15 Bde. 8.) und L. A. Dmuszewski („Werke", Warſch. 1821—1823. 10 Bde. 12.). Unter den Proſaikern der neuern Zeit ſtehen oben an die trefflichen Redner und um ihr Vaterland hochverdienten Brüder Stan. und Ign. Potocki. Ferner verdienen Erwähnung die Kanzelredner S. Lachowski und M. F. Karpowicz („Werke", Warſch. 1807. 8 Bde. 8.), die Hiſtoriker J. Lelewel, L. Surowiecki, K. Skrzetuski und Thaddäus Graf Czacki, der Polyhiſtor J. B. Albertrandy, die Sprachforſcher S. G. Linde, G. S. Bantkie und J. B. Rakowiecki, der Bibliograph F. Bentkowski, die Literarhiſtoriker Joh. Max. von Teczyn Oſſolinski und St. Staszyc, der Reiſebeſchreiber Ed. Raczynski („Tagebuch ſeiner Reiſe nach Conſtantinopel", Bresl. 1821. Fol.), die Philoſophen J. Kalaſſanty Szaniawski (welcher der kantiſchen Philoſophie in Polen Eingang zu verſchaffen ſuchte), F. Jaronski und J. Wybicki, die Naturforſcher C. Kluk, B. St. Jundzitt, J. Hermann und J. Bystrzycki, die Mediciner L. Perzyna, L. de Lafontaine und H. Dziarkowski, die Mathematiker A. Chodkiewicz und J. Sniadecki, der Chemiker und Pharmaceut A. Sniadecki, der Aſtronom M. Odlanicki und der Architekt S. Sierakowski. Dieſes Namenverzeichniß könnte noch ſehr vermehrt werden; da wir uns aber hier mit der Angabe des Wichtigſten begnügen müſſen, ſo mögen die angeführten Namen genügen. (Vergl. J. A. Zaluski's „Polonia litterata", Bresl. 1750—1756. 8 Bde. 8.; M. D[uclos'] „Essay sur l'histoire littéraire de Pologne", Berl. 1778. 8.; F. Bentkowski's „Historya literatury polskiey", Warſch. 1814. 2 Bde. 8.; M. H. Juszynski's „Dykcyonarz poetow polskick", Krak. 1820. 2 Bde. 8.; G. Münnich's „Geſchichte der polniſchen Literatur", Warſchau 1823. 2 Bde. 8. und T. Szumski's „Krotki rys hist. literat. polsk.", Warſch. 1824. 8.) — VII. Sprache und Literatur der Sorben oder Wenden in den Lauſitzen. Zahlreiche ſlawiſche Stämme (Obotriten, Polaber, Wagrier, Linonen, Pommern, Ukern, Heveller, Rhetarier, Sorben und Lauſitzer) hatten ſich ſchon ſehr frühe im nördlichen und öſtlichen Deutſchland verbreitet und waren unter eigenen Fürſten ein mächtiges Volk, bis ſie im XII. Jahrh. von den Deutſchen unterjocht und bis auf die Stämme in den Lauſitzen, die jetzt aus ungefähr 200000 Köpfen beſtehen, ausgerottet wurden. Zwei Dritttheile dieſer mit Deutſchen vermengten Überbleibſel ſtehen unter preußiſcher, ein Dritttheil unter ſächſiſcher Botmäßigkeit. Die Sprache der Sorbenwenden in der Oberlauſitz nähert ſich dem Böhmiſchen, iſt aber ſtark mit deutſchen Beſtandtheilen verſetzt; ſo hat ſie z. B. den Artikel angenommen. Vor der Reformation lag ſie völlig unangebaut und erſt J. Ticinus („Principia linguae Vendicae", Prag 1679. N. A. 1782. 12.) und Z. J. Bierling („Orthographia Vandalica", Bautzen 1689. 8.) ſtellten ihre Orthographie feſt. Grammatiſch wurde ſie bearbeitet von G. Matthäi („Wendiſche Grammatik", Bautzen 1721. 8.); ein Wörterbuch lieferte G. A. Swotlik („Vocabularium - latino - serbicum", Bautzen 1721. 8.). — Die Sprache der Sorbenwenden in der Niederlauſitz hat mehr Ähnlichkeit mit dem Polniſchen, iſt aber faſt bis zur Unkenntlichkeit germaniſirt und geht mit ſchnellen Schritten ihrem Untergange entgegen. Eine „Wendiſche [Niederlauſitziſche] Sprachlehre" lieferte J. G. Hauptmann (Lübben 1761. 8.). Die Literatur der Sorbenwenden iſt unbedeutend und beſteht bis jetzt blos aus Überſetzungen der Bibel und aus Erbauungsbüchern, deren Verfaſſer wir nicht namhaft machen wollen. — Über die geſammte Literatur aller ſlawiſchen Völker vergleiche man P. J. Schaffarik's

„Geſchichte der ſlawiſchen Sprache und Literatur nach allen Mundarten" (Ofen 1826. 8.). 66.

Slawonien, ſ. Ungarn.

Sleidanus (Johannes), eigentlich Philipſon, einer der ausgezeichnetſten Publiciſten ſeiner Zeit, wurde im Jahre 1506 zu Sleida bei Köln geboren, ſtudirte zu Lüttich, Köln, Löwen, Orleans und Paris die Rechte, trat hierauf in die Dienſte des Königs Franz I. von Frankreich, welcher ihn als Geſandten zu dem Reichstage nach Regensburg abſchickte, und begab ſich dann nach Straßburg, wo er 1542 zum Profeſſor der Rechte ernannt wurde, nachdem er im Auftrage der Stadt mehrere Geſandtſchaftsreiſen unternommen hatte. Später ſandten ihn die proteſtantiſchen Fürſten, welche ihn ſchon vorher zum Geſchichtſchreiber des ſchmalkaldiſchen Bundes erwählt hatten, an den König von England (1545) und mehrere Jahre darnach auf die Kirchenverſammlung zu Trident, bei deren Mitgliedern er hohe Achtung genoß. Von den ausgezeichnetſten Staatsmännern und Gelehrten ſeiner Zeit, mit denen er großentheils in Briefwechſel ſtand, geſchätzt ſtarb er im Jahre 1556 zu Straßburg. Sein berühmteſtes Werk, welches ſelbſt der Papſt Pius IV. günſtig beurtheilte, war „De statu religionis et reipublicae Carolo V. Caesare commentarii" (Straßburg 1555. Fol.; die beſte Ausgabe von Am Ende, Frankf. 1785—1786. 3 Bde.), welches ſich durch genaue Sachkenntniß, große Unparteilichkeit und eine gewandte Schreibart auszeichnet und in mehrere Sprachen überſetzt wurde. Von ſeinen übrigen Schriften erwähnen wir: „De quatuor summis imperiis" (Straßb. 1556), welches gegen ſechzig Auflagen erlebte und von Schurzfleiſch fortgeſetzt wurde, und die „Summa doctrinae Platonis de republica et de legibus" (Straßburg 1548). Auch arbeitete er eine in ſtyliſtiſcher Hinſicht ausgezeichnete lateiniſche Überſetzung von Comines' „Memoires" (Par. 1545) aus. Die Herausgabe ſeiner „Opuscula" beſorgte Putſchius. 81.

Slobode iſt im Ruſſiſchen eigentlich eine Vorſtadt, dann überhaupt ein mauerloſer Flecken, beſonders in Sibirien jede kleine Ortſchaft mit hölzernen Mauern zum Schutze gegen die umherſchweifenden Kirgiſen- und Tatarenſtämme. 30.

Slowaken, ſ. Ungarn.

Smalte oder Schmalte, ſ. Azur und Blaufarbenwerke.

Smaragd, lat. smaragdus; franz. émeraude; engl. emerald, ein Edelſtein, beſitzt rhomboedriſche Kryſtallformen, faſt die Härte des Topaſes, grüne Farben, verſchiedene Grade der Durchſichtigkeit, des Glasglanzes, ein ſpecifiſches Gewicht von 2,6—2,7 und bildet mit Beryll die Species des rhomboedriſchen Smaragdes. Er beſteht aus Kieſelerde mit Beryll- und Thonerde und ſoll durch Chromoxyd grün gefärbt ſein. Er wird auf Gängen im Urthonſchiefer, Hornblendſchiefer und Granite in Peru, im Glimmerſchiefer am rothen Meere, in Salzburg und am Urale gefunden. Als Edelſtein ſteht er ſeiner ſchönen grünen Farben wegen ſehr im Werthe. 76.

Smirgel, ſ. Korund.

Smith (Adam), ausgezeichneter Staatswirthſchaftslehrer, wurde am 5. Juni 1723 zu Kirkaldy in Schottland geboren, gab das Studium der Theologie, dem er ſich in Glasgow und Oxford gewidmet hatte, aus Neigung zur Philoſophie auf, begann im Jahre 1748 zu Edinburg Vorleſungen über Rhetorik und die ſchönen Wiſſenſchaften, wurde 1751 zum Profeſſor der Moral und der Logik in Glasgow ernannt und erlangte als akademiſcher Lehrer einen über ganz Großbritannien verbreiteten Ruf. In den Jahren 1764 und 1765 begleitete er den Herzog von Buccleugh auf einer Reiſe durch Frankreich und Italien und lebte nach ſeiner Rückkehr ohne Anſtellung zehn Jahre in ſeiner Vaterſtadt, wo er ſich ausſchließlich gelehrten Arbeiten widmete. Während dieſer Zeit vollendete er ſein Werk „Inquiry

into the nature and causes of the wealth of nations" (Lond. 1776. 4. 2 Bde.; neueſte Aufl. von Buchanan 1814 und Mac Cullach 1827; deutſch von Garve, Bresl. 1794—1796. 4 Bde.), deſſen Ruf ſich bald über ganz Europa verbreitete. Er ſuchte in demſelben vorzüglich zu beweiſen, daß nur durch vollkommene Befreiung von allen Einſchränkungen und Beläſtigungen des Handels das Vermögen des Staates und dadurch ſeine Kraft gehoben werden könne, und begründete ſo das ſogenannte *Induſtrieſyſtem* (ſ. Handelsfreiheit und Staatswirthſchaft). Die in dieſem Syſteme aufgeſtellten Grundſätze ſind zwar keineswegs durchgängig neu, allein S. hat ſie zuerſt in richtige Verbindung gebracht und in dem naturgemäßeſten Zuſammenhange vorgetragen. Er hatte während ſeines Lebens die Freude, ſeine Grundſätze, trotz aller anfangs dagegen erhobenen Widerſprüche, von der engliſchen Regierung immer mehr anerkannt zu ſehn; jedoch iſt ihre vollkommene Annahme bis jetzt weder von dieſer, noch von irgend einer andern europäiſchen Regierung erfolgt. S. brachte ſeine letzten Lebensjahre in Edinburg zu, verwaltete ſeit 1778 die Stelle eines Commiſſärs der Zölle in Schottland und ſtarb daſelbſt im Juli 1790. Eine Biographie S.'s gab Dugald Steward heraus. 81.

Smith (Sir William Sidney), ein ausgezeichneter engliſcher Seeheld, wurde im Jahre 1764 zu London geboren, erhielt den erſten Unterricht in Turnbridge und Bath, nahm ſchon im dreizehnten Jahre (1777) Seedienſte und ſtieg von 1780—1783 vom Lieutnant bis zum zweiten Fregattencapitain auf, trat 1788 in ſchwediſche Dienſte und zeichnete ſich in der berühmten Seeſchlacht vom 9. Juli 1790 zwiſchen den ſchwediſchen und ruſſiſchen Scheerenflotten aus, erhielt nach dem Frieden von Werelä (1790) den Bathorden, verließ die ſchwediſchen Dienſte und begab ſich nach Conſtantinopel, wo er auf der türkiſchen Flotte eine Anſtellung fand. Nach dem Ausbruche des Krieges zwiſchen England und Frankreich begab er ſich nach Toulon und verbrannte 1793 die franzöſiſchen Schiffe auf der Rhede des dortigen Hafens. Wegen ſeiner großen Kühnheit gebrauchte man ihn ſeitdem ſtets zu den gefahrvollſten Unternehmungen und er hatte 1795 den Muth, im Auftrage des Admiral Warren, die Beſchaffenheit der franzöſiſchen Flotte auszukundſchaften, lief mit derſelben zugleich in den Hafen von Breſt unter feindlicher Flagge ein und entfernte ſich, nachdem er die beſtimmteſten Nachrichten darüber eingezogen hatte, noch vor gänzlicher Entdeckung ſeines Wagſtücks. Nachdem er aber hierauf in einem Seegefechte vor Havre de Grace (1796) gefangen worden war, ſchlug das auf ihn erbitterte Directorium ſeine Auswechſelung ab und ſetzte ihn in den Tempel feſt; allein er wurde durch die Liſt einiger Freunde aus ſeinem Gefängniſſe befreit und gelangte glücklich in ſein Vaterland, wo er mit Jubel empfangen wurde und ſogleich den Oberbefehl über den „Tiger", ein Schiff von 50 Kanonen, erhielt, mit dem er zur Bewachung der Küſte von Ägypten abſegelte. Von hier wandte er ſich nach Syrien und fügte Buonaparte bei der Belagerung von St. Jean d'Acre den empfindlichſten Verluſt zu. Nachdem er hierauf mit Kleber die Convention von El Ariſch abgeſchloſſen hatte, kehrte er nach England zurück, trat 1802 in das Unterhaus und wurde bei dem Wiederausbruche des Krieges mit Frankreich nach dem Frieden von Amiens zum Contreadmirale erhoben. Er zeichnete ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten durch Kühnheit und Tapferkeit aus, begleitete 1807 mit ſeiner Flotte den Prinz-Regenten von Portugal nach Braſilien, fiel aber ſpäter, wahrſcheinlich wegen ſeiner Verbindung mit der damaligen Prinzeſſin von Wales, in Ungnade und lebte ſeitdem größtentheils auf dem Feſtlande. Seine Sendung zum Congreſſe von Wien 1814 von Seiten mehrerer philanthropiſchen Vereine, um die Abſchaffung des Sklavenhandels und einen Kreuzzug gegen die Barbaresken auszuwirken, blieb zwar fruchtlos, allein er ſelbſt bildete 1815 zu Paris eine Geſellſchaft gegen die Seeräuberei, welche mehrere Jahre thä-

tig war. Nachdem er bis zum Jahre 1830 in Paris gelebt hatte, kehrte er, ſogleich nach der Thronbeſteigung Wilhelm's IV. zum Generallieutnant des Seeweſens ernannt, nach England zurück, wo er noch gegenwärtig lebt. 81.

Smit (Quintijn de), ſ. Meſſis.

Smolensk, eine der älteſten Städte des ruſſiſchen Reiches, gehörte ehemals zum Königreiche Polen, liegt 120 Stunden von Petersburg und 90 Stunden von Moskau und hat etwa 20000 Einwohner. Die eigentliche Stadt (Altſtadt) iſt auf dem Abhange einer das linke Ufer des Dnieper umfaſſenden Höhe erbaut, während die größere Vorſtadt (Neuſtadt) auf einer ähnlichen ſteilen Höhe des rechten Ufers liegt und mit der Altſtadt durch eine hölzerne Brücke verbunden iſt. Die Altſtadt iſt mit einer Mauer umgeben, welche bei 48 Fuß durchſchnittlicher Höhe eine untere Dicke von 18 Fuß und einen Umfang von 7606 Schritten hat. Oben hat dieſe Mauer einen 5 Fuß breiten Wallgang und urſprünglich dienten 36 Thürme, welche in derſelben erbaut waren, zu ihrer ſtärkern Vertheidigung. Ringsum dieſe Mauer befindet ſich ein breiter Graben, der mit einem bedeckten Wege und einem Glacis umgeben iſt. Nur 3 Thore und 2 Mauerfugen führen in die Stadt. Sie hat in der neuern Geſchichte einen Namen erhalten durch die mörderiſche Schlacht am 17. Aug. 1812. — In Folge des ſiegreichen Vorrückens der napoleoniſchen Heere in das Innere des ruſſiſchen Reiches hatte der ruſſiſche General Bagration auf ſeiner rückgängigen Bewegung eben ſeine Armee bei S. vereinigt, als am 16. Aug. die franzöſiſche Avantgarde unter dem Marſchalle Ney vor dieſem Platze erſchien und die Höhen des linken Ufers beſetzte. Am Abende deſſelben Tages langte die erſte ruſſiſche Armee unter dem unmittelbaren Befehle des Fürſten Barclay de Tolly an und beſetzte das rechte Ufer S. gegenüber. Während ſich die Avantgarde ſchlug, beeilte Napoleon den Marſch ſeiner Truppen, um die Einſchließung zu vollenden, was denn während der Nacht auch ausgeführt wurde. Den linken Flügel der franzöſiſchen Stellung befehligte Ney, den rechten Poniatowski und das Centrum Davouſt. In dem ganzen von der Infanterie beſetzten Umkreiſe waren die Ruſſen auf eine Entfernung von 12—1500 Schritten um den Platz beſchränkt. Am Morgen des 17. Aug. zwang Murat bald die feindliche Cavallerie, ſich in die Stadt zu werfen, und Poniatowski lagerte ſich an den Dnieper, wo man eine Batterie von 60 Geſchützen auffuhr. Inzwiſchen ſchlug man ſich hartnäckig auf dem linken Flügel vor der Citadelle, wo ſich die Ruſſen in einem Geſträuche feſtgeſetzt hatten. Nach 3ſtündigem heftigen Kampfe ſetzte ſich Davouſt in den Beſitz der Vorſtädte; an mehreren Punkten überrannten die Franzoſen das Glacis, den bedeckten Weg und den Graben; aber ihre Tapferkeit ſcheiterte an den feſten Mauern und die Ruſſen beſetzten dann wieder von Neuem dieſe Theile; doch that die Batterie, welche in der Verlängerung des bedeckten Weges aufgefahren war, den Ruſſen großen Abbruch; die in die Stadt geworfenen Granaten zündeten bald und das Feuer griff ſchnell mit großer Heftigkeit um ſich, ſo daß Napoleon ſich ſelbſt der Hülfsmittel beraubte, die er ſo ſehr für ſein Heer bedurfte. Das Gefecht, welches blutiger war als viele große Schlachten, endete erſt mit Einbruch der Nacht. Das franzöſiſche Heer bezog ringsum den Platz ein Bivouak; Barclay ließ, da der Brand in der Stadt fürchterlich wüthete, dieſelbe in der Nacht räumen, welches mit der größten Ordnung, Schnelligkeit und Ruhe ausgeführt wurde. Der Nachtrab zündete die Kaufmannsläden an, um dem Feinde dieſelben nicht in die Hände fallen zu laſſen, zog die angelegte Schiffbrücke ein und brannte die hölzerne Jochbrücke ab. Am nächſten Morgen nahm Napoleon den Platz mit den Grenadieren und den Fußjägern ſeiner Garde in Beſitz. Die Stadt ſchien ausgeſtorben, da die wenigen Einwohner, welche noch zurück geblieben waren, ſich in die Kirchen geflüchtet hatten, und ſo bot ſie der franzöſiſchen Armee durchaus keine Hülfsmittel dar. Ney ſchlug zwei Schiffbrücken und

ließ eine Brigade Cavallerie durch den Fluß gegen die ruſſiſche Heerabtheilung vorgehen, welche die Niederſtadt noch beſetzt hielt; dieſe wurde aber zurückgeworfen. Barclay hatte die Niederſtadt mit Infanterie und die Höhen des rechten Ufers mit Geſchütz beſetzt, ſo daß ſich zwiſchen beiden Ufern noch an dieſem Tage (den 18. Aug.) ein lebhaftes Geſchütz- und Kleingewehrfeuer entſpann. Gegen 5 Uhr gelang es endlich der Diviſion Morand, ſich in dem Überreſte des Brückenkopfes feſtzuſetzen. Barclay machte keinen ernſtlichen Verſuch, dieſen Poſten wieder zu nehmen, ließ gegen 6 Uhr die Niederſtadt anzünden und trat 1 Stunde darauf ſeinen Rückzug an. Die herrlichen Gebäude, welche bei dieſer Gelegenheit in Aſche gelegt wurden, ſtehen noch in den Hauptmauern als Ruinen da. 61.

Smollet (Tobias), ein vorzüglicher engliſcher Schriftſteller, wurde 1721 zu Dalquhurn in Schottland geboren, lebte einige Zeit in Glasgow als ausübender Wundarzt und wandte ſich 1740 nach London, um hier eine bleibende Anſtellung in ſeinem Fache zu ſuchen. Zugleich nahm er ſein Trauerſpiel „The regicide" mit dahin und ſchiffte ſich, als er es an den beiden großen Theatern der Stadt nicht zur Aufführung bringen konnte, auf einem Kriegsſchiffe nach Weſtindien ein, kehrte aber ſchon 1746 nach England zurück, weil ihm die Ausübung ſeiner Kunſt läſtig wurde, und erregte durch Herausgabe des Gedichtes „The tears of Scotland" wegen ſeines darin ausgeſprochenenen freimüthigen Urtheils über das Betragen der königlichen Truppen nach der Schlacht bei Culloden die öffentliche Aufmerkſamkeit, worauf ſein Ruf als Schriftſteller durch die humoriſtiſchen Romane „Roderik Random" (Lond. 1748. 2 Bde.) und „The adventures of Peregrine Pickle" (Ebend. 1751. 4 Bde.) noch feſter begründet wurde. Da er hierauf als praktiſcher Arzt in Bath vergeblich ſein Glück zu machen ſuchte, ſo wandte er ſich wieder zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten und gab den Roman „The aventures of Ferdinand Fathom" (2 Bde.), eine Überſetzung des „Don Quixote" und eine „Complete history of England" (Lond. 1758. 4. 4 Bde.) heraus. Die Abfaſſung einer Schmähſchrift brachte ihn hierauf einige Zeit in die Kingsbench, worin er den Roman „The aventures of Sir Lancelot Greaves" verfaßte; alsdann gab er die Zeitſchrift „The Briton" zur Unterſtützung des Lord Bute und dann die „Critical Review" heraus. Die Frucht einer Reiſe nach Frankreich und Italien (1763 und 1765) war die Beſchreibung derſelben, deren mürriſchen Ton Sterne in ſeinem „Sentimental journey" lächerlich machte. Nachdem er zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit 1770 eine zweite Reiſe nach Italien unternommen und während derſelben einen ſeiner ausgezeichnetſten Romane „The expedition of Humphry Clinker" geſchrieben hatte, ſtarb er am 21. Oct. 1771 zu Livorno. Seine Romane zeichnen ſich, bei einer gewiſſen Breite, beſonders durch getreue Schilderung des Lebens der niederen Stände und durch einen hohen Grad von Humor aus, wobei er öfters auch Gemeines und Unſittliches nicht verſchmäht. Seine Satyren haben einen Anſtrich von Bitterkeit und die kleineren Dichtungen, beſonders die „Ode to Independence" charakteriſirt eine kühne und kräftige Sprache. Als Geſchichtſchreiber mangelt ihm, bei einer glänzenden Darſtellungsgabe, gründliches Quellenſtudium, Unparteilichkeit und philoſophiſcher Scharfblick. Lebensbeſchreibungen von ihm lieferten Thomas Moore und Walter Scott in der „Novellist's Library" und der „Miscellaneous prose works." 81.

Smollie (Williams), berühmter engliſcher Geburtshelfer des vorigen Jahrhunderts, lebte zu London, wo er eine ſehr große geburtshülfliche Praxis hatte und über Geburtshülfe ſehr beſuchte Vorträge hielt. Er hat eine lange Zeit im Gebrauche geweſene Geburtszange erfunden und mehrere geſchätzte Schriften über Geburtshülfe verfaßt, als: „Treatise on the theory and practice of midwifry" (Lond. 1752. Deutſch, Altenburg 1755); „A collection of cases and

observations on midwifry“ (Lond. 1754); „A set of anatomical tables“ (Lond. 1754. Fol.). S. ſtarb 1763. 39.

Smyrna, bei den Türken Ismir (Br. 38° 28′ 7″, L. 44° 46′ 33″), die wichtigſte Handelsſtadt Kleinaſiens, Sitz eines Paſcha mit 3 Roßſchweifen, eines griechiſchen und armeniſchen Erzbiſchofs und eines Molla erſter Claſſe, liegt angenehm auf der halbrunden Küſte, welche den Hintergrund eines Golfs bildet, und iſt in Geſtalt eines Amphitheaters um einen Berg gebauet, auf deſſen Gipfel eine faſt verfallene Burgruine ſteht; ein Caſtell deckt den Hafen und ein anderes iſt an der Mündung des Meerbuſens aufgeführt, aber mit ſchlechten Mauern umgeben. S. iſt nicht ſchön; die Straßen im Innern ſind enge, unregelmäßig und ſchmutzig, ausgenommen, wo ſie, wie in den Bazars, bedeckt ſind; die Häuſer haben eine ſchlechte Bauart und die öffentlichen Gebäude ſind meiſtens aus den Trümmern der alten Stadt erbaut. Man zählt 19 Moſcheen, 2 griechiſche, 1 armeniſche, 1 katholiſche, 1 anglikaniſche und 1 proteſtantiſche Kirche, 1 katholiſches Kloſter, 7 Synagogen, mehrere Medreſſes (türkiſche Gelehrtenſchulen), 1 griechiſches Collegium zur Erlernung der helleniſchen Sprache und der mathematiſchen Wiſſenſchaften, mehrere Bazars, viele öffentliche Bäder, Karawanſerais, Bagnos und über 20000 Häuſer und 130000 Einw., wovon über die Hälfte Türken, das Übrige Griechen, Juden, Armenier und Franken, wovon die letzteren, ungefähr 1000, ein eigenes Stadtviertel bewohnen. Manufacturen ſind nur wenige hier, die in Seide, Baumwolle, Teppichen und Leder arbeiten; Alles nähret ſich vom Handel, der im Innern meiſtens durch Juden, Griechen und Armenier, nach Außen aber durch die in S. anſäſſigen Franken betrieben wird. Zweimal gehen wöchentlich Karawanen nach Maniſſa, auch kommen jährlich große Karawanen von Oſten hierher. Die Stadt iſt von weitläuftigen Gärten umgeben, die die ſchönſten Früchte, Wein und Öl erzeugen; aber das flache Land umher iſt durchaus ſchlecht angebaut und vernachläſſigt. In Südweſten der Stadt ſprudeln heiße Bäder hervor. 71.

Snayers (Peter), ein berühmter holländiſcher Maler, ward 1593 zu Antwerpen geboren, bildete ſich nach den berühmteſten Meiſtern ſeines Vaterlandes und malte vorzüglich Schlachten und Landſchaften, in denen er eine große Meiſterſchaft im Colorit beurkundet. Er ſtarb 1662 zu Brüſſel als Hofmaler des Erzherzogs Albert. Unter ſeinen Stücken ſind vorzüglich 12 Schlachtengemälde berühmt, welche die vorzüglichſten Kriegsthaten der öſtreichiſchen Armee unter dem Erzherzoge Leopold Wilhelm und Piccolomini von 1639—1650 darſtellen und in der wiener Gallerie befindlich ſind. — Er iſt nicht zu verwechſeln mit Peter S., der um 1720 lebte und Blumen, Früchte, Wildpret und Geflügel (letztere beiden gewöhnlich an Bäumen aufgehängt dargeſtellt) malte. 16.

Snell (Willebrod), berühmter Mathematiker, geboren 1591 zu Leyden, ſtudirte zuerſt die Rechte, ging aber bald zu den mathematiſchen Wiſſenſchaften über und machte darin ſo große Fortſchritte, daß er ſchon 1608 den Verluſt des Apollonius Werk „De sectione determinata“ durch eine Schrift mit dem Titel: „Apollonius Batavus“ zu erſetzen wagte. 1610 übernahm er die drei erſten Bücher des Almageſt von Ptolemäus zu erklären. Darauf reiſte er nach Deutſchland und ſammelte daſelbſt Lehren von Keppler und Tycho de Brahe, mit denen er fortdauernd in Correſpondenz verblieb. Nach ſeiner Rückkehr nach Leyden nahm er den von ſeinem Vater vacanten Lehrſtuhl ein. Seine körperliche Schwäche führte aber ſchon nach mehrjährigem Leiden ſeinen Tod am 31. Oct. 1626 herbei. S. entwickelte zuerſt das Geſetz der Brechung der Lichtſtrahlen und beſtimmte zuerſt die Größe der Erde durch Meridiangradmeſſung. Zu ſeinen vorzüglichſten Schriften ſind zu rechnen: „De re numaria lib. singul.“ (1615); „Eratosthenes Batavus de terrae ambitus vera quantitate suscitatus“ (Leyden 1617. 4.);

„Cyclometricus sive de circuli dimensione“ (Leyden 1621. 4.); „Typhis Batavus seu de cursu navium et re navali“ (Leyden 1624. 4.); „Doctrinae triangulorum canonicae libri IV“ (Leyden 1627) und einige lateiniſche Überſetzungen einiger Werke von Stevin und van Keulen. 76.

Snorri Sturluſon, (lat. Snorro), der geiſtreichſte Mann der nordiſchen Vorzeit, wurde 1178 auf ſeines Vaters Hofe Hvanan geboren und ſchon in ſeinem vierten Jahre in der Familie Jon's, des gelehrteſten Mannes ſeiner Zeit und eines Enkels des berühmten Sämund, zu Oddi erzogen. Bald zeichnete ſich S. als Philoſoph, Mathematiker, Rechtskundiger, Bau- und Werkmeiſter, Geſchichtſchreiber, Sprach- und Alterthumsforſcher aus, ward als Skalde berühmt und ſtand nicht nur wegen ſeiner großen Geiſtesfähigkeiten, ſondern auch ſeines bedeutenden Reichthums wegen, den er noch durch kluge Wirthſchaftlichkeit zu vermehren wußte und zum Theil auf prächtige Bauwerke in Reykiaholt verwendete, in dem größten Anſehn. Vom Jahre 1213 an übertrug man ihm mehrmals das Amt eines Logſögumadr, d. h. eines Geſetzauslegers, welches damals die höchſte Würde auf Island war, und der König, ſowie der Jarl in Norwegen ſchätzten ihn ſo ſehr, daß er anfangs zum Landurmadur, d. h. Lehnbaron, und darauf zum Jarl, der erſten Würde nach dem Herzog, ernannt wurde. Da er bei dem Mangel an Thatkraft liſtig und verſchlagen, ſtreitſüchtig, wankelmüthig und habgierig war, mußte er 1230 ſelbſt von Reykiaholt fliehen und ſein Eigenthum der Partei ſeiner Gegner überlaſſen, worauf er gänzlich beſiegt und von den Siegern aus Island verbannt ſich im Jahre 1234 nach Norwegen wandte. Zwar kehrte er ſpäter dahin zurück, allein ſeine eigenen Schwiegerſöhne, Kolbein und Ghiſſur, ermordeten ihn als geächtet am 22. September 1241 zu Reykiaholt. Vergl. Wachter's Einleitung zur Überſetzung der „Heimskringla“. Sein vorzüglichſtes Werk iſt die „Heimskringla“, welche zuerſt von Peringſkiold mit ſchwediſcher und däniſcher Überſetzung (Stockh. 1697. Fol.), dann mit lateiniſcher und däniſcher Überſetzung (1. u. 2. Bd.) erſchien und von Schöning (Kopenh. 1777—1778; 3. Bd. von Sc. Th. Thorlacius 1783; 4. u. 6. Bd. unter dem Titel: „Noregs Könunga Sögor“, von Birg. Thorlacius und E. Chr. Werlauf (1818 u. 1826) herausgegeben wurde. Beſonders der erſte Theil derſelben, nämlich die „Saga Hakmar Hakmarsonar“, iſt höchſt wahrſcheinlich von S. ſelbſt verfaßt. In das Däniſche überſetzten die Heimskringla Peder Clausſon (1559), herausgegeben aber wurde ſie von Olaf Worm (Kopenh. 1633) und Grundtvig (Kopenh. 1818—1822. 3 Bde.). Faſt unbezweifelt ſtammt der erſte Theil der „Snorro-Edda“, die „Gylfa Ginning“, von S. ſelbſt her, ſowie dieß auch mit Recht von dem Theile der „Skalda“, welcher Kanningar und Skalldskaparmal genannt wird, und dem Hattalykill d. h. Schlüſſel der Weiſen, nebſt mehreren Lobgedichten auf den Herzog Skuli und König Hakon, behauptet werden kann, welche Rask mit einem Theile der Skalda unter dem Titel: „Snorra-Edda ásamtskáldu“ (Stockh. 1818) herausgab. Außerdem hat man von ihm „Drapur“ d. h. Lobgedichte auf den Jarl Hakon Galin, auf deſſen Gemahlin und den König Erik XI. von Schweden, nebſt verſchiedenen kleinen Gedichten. Auch iſt er Verfaſſer vieler „Fraedibaekur“ d. h. Wiſſenſchaftsbücher. 81.

Snyders oder Sneyders (Franz), ein berühmter niederländiſcher Maler, geboren zu Antwerpen 1579, erlernte die Kunſt bei Heinrich van Baelen, bildete ſich dann in Italien weiter aus und malte nach ſeiner Rückkehr oft mit Rubens und Jordaens gemeinſchaftlich, denen er meiſt die Thiere, Früchte und Blumen malte, wofür dieſe ihm bei den menſchlichen Figuren halfen. Er hat ſich vorzüglich in Thierſtücken und Jagden ausgezeichnet. Sein Colorit iſt ſtark und kräftig, ſeine Zeichnung untadelhaft und ſeine Darſtellung voll Leben; vorzüglich war er Meiſter in der Darſtellung der Thierfelle. Er ſtarb zu Antwerpen um 1657. 16.

Sobieski (Johann), ſ. Johann III. König von Polen.

Sobieski's Schild iſt ein Sternbild, das mitten in der getheilten Milchſtraße zwiſchen dem Antinous und dem Ophiuchus nördlich über dem Schützen ſtehet. Es enthält nach Hevel 16 Sterne. 13.

Societätsinſeln, ſ. Geſellſchaftsinſeln.

Socinianer heißen die Glieder einer von Lälius und Fauſtus Socinus geſtifteten Kirchenpartei. Jener, aus dem edlen Geſchlechte der Sozzini zu Siena, geb. 1525 und unter italieniſchen Antitrinitariern gebildet, ſtudirte anfangs die Rechtsgelehrſamkeit, von welcher er zum Studium der heiligen Schrift und Theologie überging, und ſchloß ſich ſeit 1547 den wittenbergiſchen und züricher Reformatoren perſönlich an, lebte in Wittenberg eine Zeit lang ſelbſt in Melanchthon's Hauſe, ging dann zweimal nach Polen, wo er mehrere Gleichgeſinnte fand, aber nur im Geheimen ſeine abweichenden Meinungen vortrug, und hielt ſich zuletzt in Zürich auf. Hier ſtarb er 1562, verdächtig zwar, aber unentdeckt. (Vergl. Illgen, „Vita Laelii Socini“ [Lips. 1814] und „Symbolae ad vit. et doctr. L. Soc.“ [II P. 1826.]) Seine Grundſätze wurden jedoch zum Theil nach ſeinen hinterlaſſenen Handſchriften weiter verbreitet durch Fauſtus Socinus. Dieſer, des Vorigen Neffe und Erbe, geb. 1539, geſt. 1604, mußte ſchon als zwanzigjähriger Jüngling, ketzeriſcher Anſichten verdächtig, ſeine Vaterſtadt Siena verlaſſen, worauf er ſich nach Lyon begab, eifrig die Handſchriften ſeines Oheims ſtudirend, deſſen Syſtem er weiter entwickelte und ausbildete. Die Verbreitung deſſelben begann er zunächſt von Florenz aus, wo er bis 1574 als Staatsbeamter lebte, dann in Baſel, wohin er ſich vor der Inquiſition zurückzog, und in Siebenbürgen. Endlich (1579) ging er zu den Unitariern in Polen und machte unter ihnen folgenden Lehrbegriff allmählig zum herrſchenden. Eine Mehrheit der Perſonen in der Gottheit iſt mit dem göttlichen Weſen unvereinbar. Es iſt vielmehr nur eine Perſon, nur ein Individuum Gott. Chriſtus aber war nur ein durch göttliche Geiſteskraft erzeugter Menſch, der keine vorweltliche Präexiſtenz hatte, ſondern vor ſeiner Geburt nur im Vorherſehen oder in der Vorherbeſtimmung Gottes exiſtirte, zu der nach Gott höchſten Würde und Macht, als Sohn und Geſandter Gottes, aber erſt von Gott für ſein Verdienſt als Erlöſer des ganzen Menſchengeſchlechts erhoben ward, weßhalb er zwar auch göttlich verehrt und ſelbſt Gott genannt werden kann, jedoch nur vermöge der ihm ertheilten Gottähnlichkeit, nicht nach ſeinem Weſen an ſich. Das Erlöſungswerk beſtand nicht in einer ſtellvertretenden, Gottes Zorn erſt verſöhnenden Genugthuung, ſondern darin, das Gott dem Menſchen, weil ihm der Glaube an Sündenvergebung ſo ſchwer wird, in dem Tode Jeſu die Verheißung der Sündenvergebung durch eine Thatſache, ein Unterpfand, beſtätigte und dadurch das Zutrauen zu ſeiner Gnade und den Gehorſam gegen das Sittengeſetz weckte. Die Bedingung zur wirklichen Erlangung des Heils iſt der Gebrauch des Unterrichts und Beiſpiels Chriſti. Das einzige von Chriſtus eingeſetzte Sacrament iſt das Abendmahl, als Gedächtniß ſeines Todes. Die Taufe iſt nur ein innerlicher Act, eine Wiedergeburt zur neuen Sinnes- und Lebensweiſe, ein einweihendes Bekenntniß zu Chriſto; daher keine Waſſertaufe der Kinder. Außer dieſen einzelnen Lehren charakteriſirt ſich der Socinianismus noch dadurch, daß er alle allgemein bindende Glaubensſymbole verwirft und die als einzige Religionsquelle anerkannte heilige Schrift als durchgängig mit der Vernunft übereinſtimmend darzuſtellen ſich beſtrebt. Der Lehrbegriff der S., deſſen Quellen Socin's Schriften (beſonders ſ. „Lectiones sacrae“ und „Christ. religionis brevissima institutio“) und der rakower Katechismus („Catechesis Racoviensis“) ſind, ward durch Schriften ſocinianiſcher Gelehrten des XVII. Jahrh., die aus der allgemeinen Unterrichtsanſtalt zu Rakow hervorgingen, wie Joh. Völkel, Joh. Crell, Andr. Wiſſowatius, noch rationeller ausgebildet. — In der proteſtantiſchen Kirche

waren die S. feindſelig angeſehen; nur in einigen Gegenden Deutſchlands, beſonders in Altdorf, erlangten ſie am Anfange des XVII. Jahrh. einen bald unterdrückten Anhang. In Polen veranlaßte 1638 die Mißhandlung eines Kreuzes durch ſocinianiſche Studirende in Rakow, daß ein warſchauer Landtag der beſonders den Katholiken verhaßten und nur vom Adel geſchützten Secte die öffentliche Religionsübung entzog. Da die Verfolgten bei der Eroberung Polens durch die Schweden (1657) dieſen ſich angeſchloſſen hatten, verbannte ſie 1658 ein Edict des Königs Joh. Kaſimir als Landesverräther. Viele wanderten nun (1660) nach Deutſchland aus, wo ſie wegen ihres Werbeſyſtems in Schleſien und der Pfalz die Duldung verloren, welche ihnen nur in Preußen, obwohl ohne öffentliches Geſetz, verblieb. Noch 1776 ward einigen Gemeinden im oſtpreußiſchen Gebiete zu Andreaswalde eine Kirche, in Neuendorf bei Frankfurt an der Oder und in Königswalde Privatgottesdienſt zugeſtanden. In den Niederlanden ward die Duldung ebenfalls nicht öffentlich ausgeſprochen, aber unter Einfluß der immer mehr dem Socinianismus ſich nähernden Arminianer geübt. In Großbritannien und Amerika wurden die S. zwar ausdrücklich von der Duldungsacte (1689) ausgeſchloſſen und noch bis 1727 Geſetze gegen ſie erlaſſen; aber nach der Mitte des XVIII. Jahrh., wo 1774 (in London unter Linſey) und 1781 (in Schottland unter Chriſtin) zwei Gemeinden ſich bilden konnten, ging in der Ausübung die Duldung der Diſſenters auf ſie über, 1813 auch geſetzlich. In Siebenbürgen endlich wurden viele der aus Polen geflüchteten S. von ihren Glaubensbrüdern aufgenommen und haben hier, ungeachtet vorübergehender Bedrückungen, im Ganzen ihre öffentliche Religionsfreiheit bis auf die neuere Zeit erhalten. Gegen Ende des XVIII. Jahrh. zählten ſie 32000 Mitglieder mit einer Univerſität (Klauſenburg) und 160 Kirchen. Seitdem hat ſich ihre Zahl vermindert. Vergl. Bock „Historia Antitrinitariorum, max. Socinianorum" (Regiom. 1774. 2 Voll.); Ziegler, „Darſtellung des Lehrbegriffs des F. Soc." (in: Henke's „Neuem Magaz." Bd. IV. S. 201 ff.); Bengel, „Ideen zu hiſtor. anal. Erklärung des ſocin. Lehrbegriffs" („Tübing. Magaz." St. 14 ff.). 63.

Soda, ſ. Natrum.

Sodbrennen, lat. ardor ventriculi, pyrosis; franz. u. engl. soda, iſt ein beſonderes Magenleiden, welches ſich durch die Empfindung eines aus dem Magen aufſteigenden heißen Dunſtes mit Zuſammenſchnüren des Magens, Emporſteigen einer eignen höchſt unangenehm ſchmeckenden hellen Flüſſigkeit, ſelbſt Erbrechen, Kolik, Verſtopfung, Mangel an Eßluſt, oder auch Heißhunger ꝛc. charakteriſirt. Es entſteht meiſt durch Überladung des Magens oder den Genuß von Speiſen, die dem Magen unzuträglich ſind; auch kommt es in Begleitung beſonderer Magenſtörungen vor und wird meiſt durch adſtringirende Mittel mit Erfolg bekämpft. 30.

Soden (Friedrich Julius Heinrich, Graf von), ein vielſeitiger deutſcher Schriftſteller, wurde 1754 zu Ansbach geboren, erwarb ſich tiefe ſtaatswiſſenſchaftliche Kenntniſſe und wurde bald nach Vollendung ſeiner Studien zum fürſtlich brandenburgiſchen geheimen Regierungsrathe und ſpäter zum Geheimenrathe ernannt, worauf er ſich mehrere Jahre als preußiſcher Geſandter am fränkiſchen Kreiſe zu Nürnberg aufhielt. Nachdem er 1790 zur Belohnung ſeiner Verdienſte von dem Freiherrn- in den Reichsgrafenſtand erhoben worden war, zog er ſich 1796 ganz in das Priatleben zurück und hielt ſich ſeitdem auf ſeinem Gute Saſſenfahrt am Main im Bambergiſchen auf, wo er ſich vorzüglich mit den Wiſſenſchaften und der Landwirthſchaft beſchäftigte, trat ſpäter als Abgeordneter in die zweite baieriſche Kammer und ſtarb am 13. Juli 1831 zu Nürnberg. Als Schriftſteller hat er ſich durch mehrere dramatiſche Arbeiten bekannt gemacht, unter denen ſich beſonders „Inez de Caſtro", „Anna Boleyn", „Bianca Capello" und „Die deutſche Haus-

mutter“ am Längſten auf der Bühne erhielten. Aus Vorliebe errichtete er auch 1804 das erſte ſtehende Theater in Würzburg und übernahm ſpäter die Direction des Theaters zu Bamberg. Im Fache der Rechts- und Staatswiſſenſchaften ſchrieb er: „Geiſt der Criminalgeſetze“ (Hof 1782. 3 Bde.); „Über Nürnbergs Finanzen“ (Nürnb. 1795); „Das agrariſche Geſetz“ (Augsb. 1797); „Skizze der Staatshaushaltung“ und ſein ausgezeichnetes Werk: „Die Nationalökonomie“ (Leipz. und Aarau 1805—1820. 8 Bde.), worin er viele neue Anſichten aufſtellte. Außerdem gab er eine Beurtheilung der Verfaſſungsurkunde des Königreichs Baiern und des baierſchen Landtags von 1819 und 1821 heraus. 81.

Sodomie, Sodomiterei iſt die Befriedigung des Geſchlechtstriebes gegen die Ordnung der Natur, von Sodom benannt, wo dieſes Laſter nach der bibliſchen Erzählung vorzüglich herrſchend geweſen ſein ſoll, und zerfällt in die S. zwiſchen Perſonen einerlei Geſchlechts, wozu beſonders die Päderaſtie (ſ. d. Art.) gehört, und mit Thieren (die eigentliche S.). Wie ſie aber ein Laſter iſt, das nicht nur die menſchliche Würde gänzlich mit Füßen tritt, ſondern ſogar einer völligen Geiſtesverrückung nahe kommt, ſo iſt ſie auch von jeher mit der Todesſtrafe durch das Schwert oder durch Feuer belegt worden und die Erzählung von dem göttlichen Strafgerichte über Sodom (1 Moſ. 19) charakteriſirt hinlänglich den Abſcheu, den die menſchliche Natur ſelbſt gegen dieſes unnatürliche Verbrechen hat. 30.

Sömmerring (Samuel Thomas von), geb. zu Thorn am 25. Jan. 1755, ſtudirte die Medicin und promovirte zu Göttingen, ward zuerſt Profeſſor der Anatomie in Caſſel, dann 1784 in Mainz und lebte nach Auflöſung dieſer Univerſität in Frankfurt a. M. als Arzt; 1810 wurde er zum königlich baierſchen geheimen Rathe und Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften zu München ernannt und in den Adelſtand erhoben, feierte 1828 zu Frankfurt ſein Promotionsjubiläum und ſtarb daſelbſt am 2. März 1830 im 75. Jahre. — S. iſt einer der größten Anatomen der neueren Zeiten, der ſeine Disciplin höchſt geiſtvoll und vielſeitig behandelte und ihr in ihren Beziehungen zur Phyſiologie, Pathologie und Chirurgie die überraſchendſten und fruchtbringendſten Anſichten abgewonnen hat. Seine Unterſuchungen über Gehirn und Nervenſyſtem, über die Sinnesorgane, über den Embryo und ſeine Mißbildungen, über den Bau der Lungen, über die Brüche ꝛc. haben ſeinem Namen bei allen Ärzten der civiliſirten Welt Anerkennung verſchafft und ſtellen ihn in die Reihe der berühmteſten deutſchen Gelehrten. — Von ſeinen vielen Schriften erwähnen wir als die berühmteſten: „Vom Hirn- und Rückenmark“ (Mainz 1792); „Über die Schädlichkeit der Schnürbrüſte“ (Leipz. 1793); „Abbildung und Beſchreibung einiger Mißgeburten“ (Mainz 1791. mit Kpfrn.); „Vom Baue des menſchlichen Körpers“ (Frankf. 1800. 2. Ausg.); „M. Baillie's Anatomie des krankhaften Baues des menſchlichen Körpers, mit Zuſätzen“ (2. Ausg. 1820); „De morbis vasor. absorbent.“ (Francof. 1795); „Abbildungen des menſchlichen Auges“ (1801), der menſchlichen Hörorgane (1806), der menſchlichen Geſchmacks- und Sprachorgane (1806), der Organe des Geruches (1809) (dieſe Abbildungen ſind eine der vorzüglichſten Arbeiten S.'s); (mit Reißeiſen) „Über die Structur, die Verrichtungen und den Gebrauch der Lungen“ (Berl. 1822); „Über die Urſachen ꝛc. der Nabelbrüche“ (Berl. 1808); „Über die tödtlichen Krankheiten der Harnblaſe alter Männer“ (Berl. 1822). 39.

Sofala, Küſtenland auf der Oſtküſte Afrikas, von der Lagoabai bis zu den Mündungen des Zambeſe oder Sena ſich erſtreckend, liegt unter 20° 10′ 42″ S. Br. und 52° 20′ 40″ L., wird von dem Lupatagebirge im Innern durchzogen, auf welchem der Strom Zambeſe entſpringt, welcher das Land durchſtrömt und durch ein großes Delta und unter 18° bis 19° S. Br. ins Meer fällt. Dieſe Küſte zeigt zwar wegen der Überſchwemmungen durch den Zambeſe eine ſchöne Vegetation, iſt aber höchſt ungeſund und das Innere des Landes iſt durchaus waldig. Sie hat

eine außerordentliche Fülle von Wild, als: Elephanten- und Rhinocerosheerden, Vieh auf den fetten Triften, Flußpferde, Krokodile, Reptilien und Inſecten; Reis, Hirſe, Mais, Hülſenfrüchte, Weizen, Baumwolle, Tabak, Zuckerrohr, Obſt, Arznei- und Färbekräuter ꝛc. und Gold aus den Flüſſen. Ihre Bewohner ſind ſchwarze Kaffern, gewandt und tüchtig als Eiſenſchmiede, im Süden als Goldarbeiter, treiben Ackerbau, Handel mit Elfenbein, Flußpferdzähnen, Rhinoceroshörnern, Tigerfellen, Honig, Wachs, Goldſtaub, Kupfer, Eiſen, Salpeter, Salz, Reis, Weizen und Sklaven. Mit ihnen zugleich leben hier freie Neger als Handelsleute und indiſche Banjanen. Die Küſte enthält mehrere Reiche, als: das 7000 □M. große Negerreich Monomatapa, mit der Haupt- und Reſidenzſtadt Zimbaoë, reich an allen Producten und an Gold, vorzüglich in der goldreichen Gegend Manika, wo das Gold in allen Bächen, vorzüglich in der Dammerde, gefunden wird. In dieſem Reiche beſitzen die Portugieſen ein Fort, Tete und Zambeſe, die nordweſtlichſte ihrer Anſiedelungen, und einige Factoreien; das an Gold und Elfenbein reiche, von den Portugieſen abhängige Reich S. mit der Stadt Sofala, an der Seeküſte, ſüdlich von Cuama, gegen Mittag vom Fluſſe Sofala begrenzt und von muhammedaniſchen Arabern bewohnt; das Reich Inhambane mit der Stadt Inhambane (Tonge), Beſitzung der Portugieſen; das Reich Sabia mit der Stadt Manbone und das Reich Matuca (Manica oder Maniſſa) mit der Stadt Manica. 71.

Soffariden, eine muhammedaniſche Dynaſtie in Oſtperſien, wurde geſtiftet von Jakub ben Leith, einem Kupferſchmied (Soffar), welcher aber in Sedſcheſtan anfangs als Räuber lebte, dann in die Dienſte der Taheriden ging und ſich 877 der Herrſchaft von Sedſcheſtan bemächtigte, auch einige Theile von Perſien und Choraſan eroberte und ſo ein neues mächtiges Reich mit der Hauptſtadt Niſchabur ſtiftete, das aber endlich den Samaniden (902) und in ſeinen dauernden Reſten zuletzt den Gasnewiden (1002) wieder unterlag. 37.

Sofi's, ſ. Perſien.

Sojeten oder **Sojuten**, ſ. Sajaner.

Sokotōra, eine der öſtlichſten Spitze Afrikas (Cap Gardafui) gegenüberliegende Inſel (71° 20′ L., 12° 30′ N. Br.), 16 Meilen lang, 4 Meilen breit, von ungefähr 30 □M. Flächeninhalt, iſt ſehr felſig und von Corallenbänken umgeben und wenig fruchtbar; doch findet ſich hier die beſte Aloe und die Dattelpalme. Außerdem hat ſie 2 gute Häfen, weßhalb ſie ſchon im Alterthume gewöhnliche Handelsſtation war. Die Einwohner, welche Viehzucht, Fiſcherei und bedeutenden Handel mit Aloe treiben, ſind Araber und ſtanden bisher unter der Botmäßigkeit des Imam von Maskate; dieſer hat aber 1835 die Inſel an die Engländer käuflich abgetreten. Die Hauptſtadt iſt Tamarida. 37.

Sokrătes, der große Lehrer und Beförderer ächter Lebensweisheit, war des Sophroniskus, eines Bildhauers, und der Phänarete, einer Hebamme, Sohn und wurde 469 v. Chr. zu Athen geboren. Anfangs dem Geſchäfte ſeines nicht begüterten Vaters ſich widmend leiſtete er in der Kunſt nicht Geringes; ſeine Statuen der Grazien erhielten einen Platz in der Burg von Athen. Aber ſein Geſchick hatte ihn für den Dienſt der Wiſſenſchaften beſtimmt. Sei es nun, daß einige vornehme Athenienſer den aufblitzenden Geiſt des Knaben auch in der Werkſtatt erkannt und ihm den Weg zur Ausbildung ſeines Geiſtes eröffnet hatten, oder, wie man in der Folge erzählte, daß das Orakel ſeinem Vater geboten habe, ihn unterrichten zu laſſen; wir finden ihn bald eifrig mit dem Studium der Weisheit oder Philoſophie beſchäftigt. In ein reges Treiben voll Schwung und Schein, voll edler Kräfte und einſeitiger, flacher, egoiſtiſcher Zwecke, feiner Bildung und geiſtiger Leerheit trat der junge S. aus ſeiner Werkſtatt, aber nicht, um ſich von den Wogen deſſelben verſchlingen zu laſſen, ſondern um es durch ſeinen ſtarken und tiefen

Geiſt zu beherrſchen und zu veredeln. Als ſeine erſten Lehrer nennt man außer einem gewiſſen Damon den Anaxagoras und Archelaus; er wandte ſich aber bald, die Überſchwenglichkeit und Dürftigkeit ihrer Speculationen einſehend, von ihnen ab zur Betrachtung des Menſchen und ſeines Innern, eingedenk des delphiſchen Spruches: „Erkenne dich ſelbſt!“ — Sein kräftiger und nur aufs Tüchtige (καλοκἀγαθόν) gerichteter Geiſt erkannte, was Noth that, und darum führte er die Weisheit vom Himmel in die Häuſer der Menſchen herab. Der Zerriſſenheit des Gemüthslebens, der Zerfahrenheit des Handelns, der Frivolität und Flachheit der Geſinnung konnte nur durch Eingehen in die göttlichen Tiefen der Menſchenbruſt, durch Hervorhebung ihrer wunderbargeheimen Heilkräfte geholfen werden; ſchroff und ernſt mußte dem Unweſen entgegengetreten werden. Tadle man daher den S. nicht, wenn er die Phyſik (nach dem damaligen Ausdrucke die Meteorologie) verwarf, als unnütze, ſelbſt ſchädliche Speculation; wenn er dem geiſtreichen, aber leeren Witze, den redneriſchen Tiraden und der Spitzfindigkeit der Sophiſten die nüchterne, ſcheinbar einfältige, aber in Wahrheit geiſt- und gehaltvollere Ironie ſeines vorgeblichen Nichtwiſſens, der üppigen und frivolen Eleganz und Feinheit ſeines Zeitalters die Einfachheit und ſelbſt Rauhheit ſeiner ſtrengen Sitten entgegenſtellte. Während er dieſe raffinirte Eleganz der Bildung wohl kannte und im Umgange mit den vornehmſten Männern und Jünglingen, ſelbſt in den Zirkeln feingebildeter Frauen, Hetären, ſich zu eigen machte, durchſchaute er doch ihre gleißende Leere und ſtand über ihr durch die Würde und Gehaltenheit ſeines Tugendernſtes; und wenn er mit treuherziger Einfalt ſeine Unkenntniß jener ſophiſtiſchen Kunſt der Rede und Lehre kund gab, ſo verſtand er jenes trügeriſche Spiel mit Worten und Begriffen nur zu wohl und vernichtete es an der ſtrengen Wahrheit des Denkens, indem er es zwang, auf ſeine Fragen nach der wahren Bedeutung und dem Grunde der Sätze Rechenſchaft zu geben, da ſich dann der ſchöne Schein in Nichts auflöſte. Dieß war die erſte, allerdings herbe Cur, welche S. mit ſeiner kranken Zeit vornahm; ſie mußte ihren Glanz, ihre Genußſucht, ihre falſchen Lehrer in all ihrer Nichtigkeit erkennen lernen und an dem lebendigen Beiſpiele eines wahren Weiſen, den ſogar der göttliche Ausſpruch des Orakels als ſolchen anerkannte, inne werden, es gebe noch ein Höheres als jene flüchtige Luſt, jene eiteln Zwecke. Die aufgeſchreckte Zeit fing an zu bewundern oder zu verlachen, Verehrung oder Haß zu hegen, je nachdem der Sinn für das Höhere, das jetzt den Menſchen aufgegangen war, oder der Verdruß über die Zerſtörung ihrer Götzen, oder Eitelkeit und Frivolität überwog. Edle und reiche Jünglinge drängten ſich zu ſeinen geiſtvollen Vorträgen, ließen ſich von ihm tadeln und ermahnen und ſchöpften aus ſeinem Umgange edle Grundſätze und Lebensweisheit fürs öffentliche, wie fürs Privatleben. Selbſt der leichtſinnige, aber edle Alcibiades vergaß in ſeiner Nähe ſeine frivolen Grundſätze, fühlte Reue und ließ ſich von ihm leiten in kindlichſter Hingebung. Aber mehr noch waren es Leute aus den niederen Ständen, die S. ſich verband und durch ſeine Geſpräche über die Angelegenheiten des menſchlichen Lebens, in die er ſich mit dem Geringſten (auf dem Markte oder in den Werkſtätten) einließ, ſo für ſich gewann, daß Viele mit den größten Aufopferungen ſeinen Umgang ſuchten. — Dieſem Kreiſe ſeiner Anhänger widmete ſich S. ganz, nachdem er auch, ſowohl als Soldat im peloponneſiſchen Kriege, wo er Muth und Ausdauer bewährte, als auch als Richter, wo er vergeblich nach der Schlacht bei den Arginuſen die gegen die Feldherren ausgeſprochene Strafe als ungerecht abzuwenden verſuchte, gegen den Staat ſeine Pflichten als Bürger erfüllt hatte. Herumwandelnd, beim heitern Mahle, bei körperlichen Übungen, wo ſich nur Gelegenheit bot, unterrichtete er ſeine Schüler; nicht lehrend oder überredend, wie es die Sophiſten machten, ſondern durch Fragen voll dialektiſcher Schärfe eines Jeden Begriffe entwickelnd, zur Klarheit

und Selbſtverſtändigkeit führend. Trefflich verglich er dieſe ſeine Methode mit dem Geſchäfte ſeiner Mutter, als eine geiſtige Hebammenkunſt, Mäeutik, welche nur das im Menſchen Liegende zu Tage fördere, zum Bewußtſein bringe. Dieſe treffliche Methode iſt unter dem Namen der ſokratiſchen berühmt und beſonders in der Katechetik angewendet worden, freilich nicht immer mit ſokratiſchem Geiſte. Darum fand hier Jeder Etwas für ſeinen Gebrauch, aber auch Jeder etwas Anderes, weil eben S. nichts Poſitives lehrte, ſondern nur theils die irrigen Vorſtellungen durch ſeine Dialektik vernichtete, theils einen Jeden zur Selbſterkenntniß, zum Bewußtſein deſſen brachte, was in ihm lag. Daher gingen aus ſeiner Schule Staatsmänner, Redner, Feldherren und Philoſophen hervor; darum pflanzte ſich ſein reicher und umfaſſender Geiſt, der jedem fremden Geiſte, von welcher Bildung er auch war und welche Richtung er hatte, eine entſprechende Seite zukehrte, in ſo verſchiedenen Nuancen, ſo mannigfach gebrochen und geſpiegelt, in ſeinen Schülern fort. — Aber gleichmäßig an Allen bekundete ſich ſeine geiſtige Überlegenheit und der Einfluß ſeines einfachen, edlen, hohen Charakters auf die Gemüther. Deſto erbitterter waren gegen ihn die gemeinen Seelen, welche in ihm nur den Feind des Beſtehenden ſahen, den muthwilligen Neuerer und ſelbſt ſophiſtiſchen Beſchwätzer der Jugend. Selbſt Ariſtophanes ließ ſich verleiten, als ſolchen ihn dem Gelächter des Pöbels auf der Bühne Preis zu geben. Aber weder dieſe Verläumdung, noch die Feindſchaft der 30 Tyrannen vermochten das Wirken oder den Einfluß des S. zu hemmen. Aber was der Tyrannei ſelbſt ehrwürdig geweſen war, das war der neugeſchenkten, leider gleich in wilde Demagogie ausartenden Freiheit ein Anſtoß, und der Haß gegen den Weiſen, dem drei verächtliche, von S. wegen ihrer Schlechtigkeit mit Spott gegeißelte Menſchen, Anytos, Lykon und Melitos, Stimme gaben, fand ein geneigtes Ohr. Angeklagt als Verächter der Staatsgötter und Verderber der Jugend vertheidigte er ſich nur, indem er die Richter zur Rede ſetzte und tadelte, ſich ſelbſt aber im edlen Stolze des Selbſtgefühls das Urtheil ſprach (wie es Sitte war): „Das Volk von Athen müſſe ihn auf öffentliche Koſten im Prytaneum erhalten", — die höchſte Ehre, die einem Bürger zu Theil werden konnte. Natürlich erbittere dieß Selbſtbewußtſein ſeiner Erhabenheit über die Erbärmlichkeit ſeiner Zeit die kleinlichen Seelen der Richter noch mehr und er ward zum Giftbecher verurtheilt, den er, die von ſeinen Schülern ihm gebotene Rettung verſchmähend, im 70. Jahre ſeines Lebens mit der Standhaftigkeit des Weiſen trank. Seine letzten Tage waren noch dem Umgange ſeiner Freunde und Verwandten und ernſten Geſprächen über die wichtigſten menſchlichen Angelegenheiten, beſonders über das Leben nach dem Tode gewidmet und legen ein rührendes und erhebendes Zeugniß von der hohen Würde ſeines Charakters ab. — Später errichteten ihm die Athenienſer eine Statue. — Aus der obigen Darſtellung der Stellung des S. zu ſeiner Zeit und ſeines Wirkens auf dieſelbe erhellt zur Genüge, wie dieß letztere ganz in ſeiner Perſönlichkeit gegründet, auf den lebendigen Ausdruck, auf die anregende Kraft des Geſprächs und des Beiſpiels berechnet war. Von einem Syſteme, einem Dogma iſt daher bei ihm ſo wenig die Rede, als bei anderen ſolchen Geiſtern, welche ihre Zeit in eine neue Richtung warfen. Auch hat er nichts Schriftliches hinterlaſſen (die vorgeblichen ſokratiſchen Briefe mögen wohl unächt ſein) und ſein Leben und ſeine Lehre ſind daher blos aus den Angaben ſeiner Schüler, unter denen Plato und Xenophon freilich ein ganz verſchiedenes Bild ihres Lehrers geben, und Späterer zu entnehmen. — Über den poſitiven Gehalt ſeiner Lehre nun läßt ſich eben nach jenem ihren Grundcharakter wenig ſagen. Ihr Ziel iſt Wahrheit, die zugleich Tugend iſt, die ächte Wahrheit, nicht das Scheinwiſſen der Sophiſten. Darum dringt er vor Allem auf Prüfung unſerer Begeiffe, damit uns klar werde, was wir eigentlich durch dieſe erkennen. So zerfällt der Schein, den uns das Spiel mit den Begriffen erzeugt, ſo kehren wir uns vom Äußern, von der ſinnlichen Er-

ſcheinung ab und in uns ein, um in der Selbſterkenntniß Wahrheit und Tugend zu finden. Unmittelbar, in lebendiger Energie und inniger Überzeugung, muß aus dem Geiſte und Herzen kommen, was wahr ſein ſoll und gut, unmittelbar muß es belehrend und ſchaffend ins Leben eintreten. Wir ſuchen im Handeln ein Gut, Glückſeligkeit, zu erſtreben; wir ſuchen in Begriffen die Dinge zu erkennen. Was aber iſt ein Gut? was an den Begriffen iſt wahr? Nur, was die innere Stimme gutheißt und für wahr nimmt (jene Stimme, die als dunkle Ahnung S. oft zu erkennen glaubte, wenn ſie ihn von etwas Schädlichen abhielt, und ſein δαιμόνιον, ſeinen Genius, nannte, die er aber in allen den Fällen, wo es nicht auf ein zufällig Gutes oder Übles, ſondern auf ein moraliſch zu Billigendes oder zu Verwerfendes ankam, zum klaren Bewußtſein zu erheben befahl), was den in uns liegenden Ideen des Guten, Wahren, Schönen ꝛc. entſpricht. Indem wir dieſer Ideen bewußt werden, lernen wir die Tugend; denn Keiner, der dieſe wirklich erkannt hat, wird dawider handeln. In dieſer Tugend mit ihrer Freude beſteht das höchſte Gut, das wohl auch eine vernünftige Luſt heißen kann. Man ſieht, S. beſtimmt nicht durch einen Begriff oder eine Vorſchrift, was dieſe Tugend, oder was im einzelnen Falle tugendhaft ſei, ſondern er gibt es dem moraliſchen Bewußtſein des Menſchen anheim, das laut und unmittelbar ſie anerkennt, wenn es nur geübt wird. Dieſe Vernunftgebote nannte er wohl ungeſchriebene Geſetze (νόμοι ἄγραφοι), im Gegenſatze zu den geſchriebenen Staatsgeſetzen. — Doch ſtellt er 4 Haupttugenden auf: die Gottesfurcht (εὐσέβεια), die Enthaltſamkeit (ἐγκράτεια), die Tapferkeit (ἀνδρεία), die Gerechtigkeit (δικαιοσύνη). Die Weisheit (σοφία), als Tugend und Erkenntniß zugleich, befaßt alle in ſich und bewirkt die vollkommene Glückſeligkeit (εὐδαιμονία). — Wie unſere Handlungen, ſo haben auch die Naturerſcheinungen nur dann für uns Werth, wenn ſie ſich auf jene Ideen unſeres Bewußtſeins beziehen. Daher werden ſie nicht erklärt nach einem ſinnlichen Grunde, ſondern nach ihrer Angemeſſenheit für die Idee des Schönen, des Zweckmäßigen. S. iſt ſomit Urheber der teleologiſchen Naturbetrachtung. Aber alle dieſe Ideen müſſen ihre Spitze, ihren Abſchluß und Urgrund zugleich finden in einer höchſten Idee, dem Urheber alles Schönen und Zweckmäßigen, Gott, der ſomit hier und hier zuerſt in der griechiſchen Philoſophie als vernünftige Perſönlichkeit auftritt. Der Beweis für ſein Daſein iſt theils der obige teleologiſche, theils das Zeugniß der Völker. — Aus ihm nun iſt jenes Göttliche in uns, jene Ideen, und ihr Sitz die Seele, die daher nicht mit dem Körper ſtirbt; zu ihm ſtreben wir, wenn wir unſeren Ideen gemäß handeln; Tugend iſt Streben nach Gottähnlichkeit. Gott iſt Einer, der die Welt geſchaffen hat und regiert; die Volksgötter läßt S. bald neben jenem einem Gott, bald als ſeine Untergötter beſtehen; er achtete den Glauben ſeines Volks ſelbſt bei beſſeren Einſichten. — Dieß der Geiſt der ſokratiſchen Lehre, die nur in der innigſten Verbindung mit ſeiner urkräftigen Perſönlichkeit und als der lebendige Ausdruck dieſer zu würdigen iſt. — Die nothwendige Folge hiervon war, daß dieſe Lehre in ſeinen Schülern dieſe Innigkeit und Unmittelbarkeit verlor und theils einſeitig, äußerlich, formell wurde, theils, wo der ſokratiſche Geiſt durch einen andern gleichfalls hohen und kräftigen erſetzt oder erfüllt wurde, ſo ganz Eigenthum des Schülers ward, daß es ſchwer iſt, die vom Lehrer gegebenen Grundzüge rein wiederherzuſtellen. Erſteres iſt mehr oder weniger der Fall theils bei den ſogenannten treuen Sokratikern, die des Lehrers Anſichten nur wiederzugeben bemüht waren (Xenophon, Äſchines, Simo, Krito, Cebes ꝛc.), theils bei den einſeitigen Modificationen dieſer Lehre in der megariſchen, cyniſchen, cyreneiſchen Schule (ſ. d. Artt.); Letzteres bei des S. größtem Schüler Plato (ſ. d. Art.). — Wegen der äußerſt zahlreichen Schriften über S. Leben und Lehre vergl. Krug's „Philoſophiſches Wörterbuch."

80.

Sokrates, mit dem Beinamen Scholaſticus, geb. um 380 nach Chr., lebte in Conſtantinopel und ſoll ſich vorzüglich mit der Jurisprudenz beſchäftigt haben, iſt aber vorzüglich bekannt geworden durch ſeine Kirchengeſchichte, welche als Fortſetzung der Kirchengeſchichte des Euſebius die Zeit von 306 — 439 in 7 Büchern enthält. Obwohl nicht frei von vielen Vorurtheilen liefert er uns darin doch einen ſchätzbaren Beitrag zur Kenntniß jener Zeitverhältniſſe, da er viele wichtige Documente benutzt hat. Die erſte Ausgabe erſchien Paris 1644; die vorzüglichſte aber iſt die von H. Valeſius (Paris 1659. Fol. zugleich mit Euſebius, Sozomenus, Theodoretus, Evagrius u. A.), verbeſſert von W. Reading (Cambridge 1720. Fol. 3 Voll.). 16.

Soldat, Söldner, lat. miles; franz. soldat; engl. soldier, nennt man den für einen beſtimmten Sold dienenden Krieger. Die Soldaten unterſcheiden ſich in Combattanten, d. h. ſolche, welche ihre Waffen gegen den Feind führen, und in Nichtcombattanten, d. h. ſolche, die dem Commiſſariat, dem Train ꝛc. dienen; ferner in Gemeine, Unter- und Oberofficiere (ſ. Officier). Ein Mehreres hierüber findet man in den Artt. Heer, Krieg, Militair ꝛc. Der Name S. ſoll von der italieniſchen Münze Soldo herſtammen, in welcher zuerſt die Löhnung ausgezahlt wurde. 26.

Soldo, eine in Ober- und Mittelitalien und in der italieniſchen Schweiz gebräuchliche Rechnungs- und kupferne Scheidemünze = $\frac{1}{20}$ Lira = $\frac{1}{20}$ Scudo = 12 Denari, beſtimmt ſich nach dem Werthe der Lira (ſ. d. Art.). 26.

Solfatāra, bei den Alten unter dem Namen der phlegräiſchen Felder bekannt, iſt die Vertiefung auf einer Anhöhe oder ein alter Krater eines frühern feuerſpeienden Berges, ungefähr $\frac{1}{2}$ Stunde vom See Agnano entfernt und nordweſtlich von Neapel. Sie iſt eine auf allen Seiten, ausgenommen gegen Mittag, von ſchön bewaldeten Hügeln eingeſchloſſene weiße, warme, todte Fläche, aus der Schwefel quillt (von dem man täglich 3—4 Centner ſammelt) und Schwefeldunſt aufſteigt; zugleich aber bildet ſie ein 1246 Fuß langes und 1000 Fuß breites Becken. Die Schwefeldünſte ſteigen vorzüglich an der einen Seite, wo aus einer Öffnung ſtets ein dicker heißer Dampf hervorbricht, empor. Bei heiterm Wetter erreicht der Dampf wohl eine Höhe von 100 Fuß und gibt im Finſtern einen matten Schein von ſich. Das dumpfe unterirdiſche Echo, das am Gräßlichſten wiederhallt, wenn man in ein ungefähr in der Mitte des Beckens befindliches Loch einen Stein fallen läßt, beweiſt hinreichend, daß der Boden hier gänzlich hohl iſt. Derſelbe beſteht höchſt wahrſcheinlich nur noch in einer von der gährenden Materie ausgezehrten Kruſte; denn einige Strecken der S. ſind wirklich ohne Gefahr nicht mehr zu beſteigen. Die Naturforſcher meinen, das innere Feuer werde nach und nach die äußere Decke verzehren und, wenn endlich dieſe einſtürzt, hier ein See ſich bilden. 71.

Solfeggiren, ſ. Solmiſation.

Solger (Karl Wilhelm Ferdinand), ein ausgezeichneter deutſcher Äſthetiker, wurde zu Schwedt in der Uckermark am 28. Nov. 1780 geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf dem grauen Kloſter in Berlin und auf der Univerſität zu Halle, wo er ſeit 1799 die Rechte ſtudirte, trat 1803 eine Anſtellung bei der Kriegs- und Domainenkammer in Berlin an, gab dieſelbe jedoch ſchon 1806 wieder auf, wandte ſich in ſeine Vaterſtadt und vollendete hier 1808 ſeine treffliche Überſetzung des Sophokles (neuſte Aufl. 1824). Nachdem er ſich 1809 nach Frankfurt an der Oder begeben hatte und nach einiger Zeit daſelbſt zum außerordentlichen Profeſſor ernannt worden war, wurde er, bei Verlegung der Univerſität nach Breslau, dahin verſetzt und ſtarb daſelbſt am 20. Oct. 1819. S. hat in der Philoſophie, worin er ſich an Spinoza anſchloß, in Literatur und Kunſt, beſonders aber in der Äſthetik, ſehr Dankenswerthes geleiſtet. Unter ſeinen Schriften erwähnen wir: „Erwin, vier Geſpräche über das Schöne" (1815); „Philoſophiſche Ge-

ſpräche" (1817) und ſeine „Vorleſungen über Äſthetik" (Leipz. 1829), herausgegeben von K. W. L. Heyſe. Seinen „Nachlaß und Briefwechſel" (Leipz. 1826. 2 Bde.) beſorgten Tieck und Fr. von Raumer. 81.

Solidariſch, ſ. Alle für Einen.

Solĭdus, alte römiſche Goldmünze ſeit Conſtantin dem Großen ſtatt des frühern aureus eingeführt, 4 Scrupel ſchwer = 3 Thlr. Conv.M. — Im Mittelalter bei den Franken eine Silbermünze, woraus die Schillinge entſtanden. 30.

Solîmân (Suleîmân), türkiſche Sultane. — **S. I.**, einer von den Söhnen Bajaſid's I. (ſ. d. Art.), war nach der unglücklichen Schlacht bei Ancyra zum griechiſchen Kaiſer geflohen, der ihm gegen einige Abtretung den Beſitz Thraciens beſtätigte, und lebte dann in Adrianopel in Üppigkeit und Wolluſt. Da er aber gegen Timur ſich trotzig bezeugte (1403), ſo ernannte dieſer deſſen einen Bruder, Muſa, zum Sultan, den andern, Muhammed, zum Fürſten von Amaſien; kaum aber war er nach Aſien zurückgekehrt, als S. nach Kleinaſien überſetzte, Muſa aus Bruſa vertrieb und daſelbſt ſeine Reſidenz aufſchlug. Bald mußte er aber Muſa, der Adrianopel bedrohte, wieder nach Europa folgen und überließ ſich nun, da dieſer ſogleich floh, ſo ſehr allen Ausſchweifungen, daß er aller Regierungsgeſchäfte nicht achtete, deßhalb von faſt allen ſeinen Anhängern verlaſſen wurde, die zu Muſa übergingen, endlich vor der anrückenden Armee deſſelben entfliehen mußte und auf der Flucht von einigen Türken erſchlagen ward (1406.) Er wird gewöhnlich in der Reihe der Sultane nicht gezählt. Muſa überließ jetzt an Muhammed I. alle aſiatiſchen Beſitzungen, eroberte einen Theil von Morea und Serbien, nachdem er den König Sigismund von Ungarn bei Semendria geſchlagen und Theſſalonich (1407) erobert hatte, ward aber ebenfalls wegen ſeines wollüſtigen Lebens und ſeiner Grauſamkeit dem Volke verhaßt und von dem Großweſir an ſeinem Bruder Muhammed verrathen, der nach Europa überſetzte und die Armeen des Muſa ſchlug, wobei dieſer blieb. Nun ward Muhammed I. einziger Sultan. — **S. II. (I.)**, folgte ſeinem Vater Selim I. 1520 an demſelben Tage, wo Karl V. zum deutſchen Kaiſer gekrönt ward. Sogleich erlaubte er allen Unterthanen, das ihnen unter ſeines Vaters Regierung Geraubte zurückzufordern, verbeſſerte das Gerichtsweſen und verſtand tüchtige Männer zu Ämtern zu wählen, ſchloß mit Perſien Frieden, ſchlug mit dem zurückgekehrten Heere den empörten Paſcha von Syrien und unterwarf das Land aufs Neue und ſchickte dann eine große Armee nach Ungarn, wo ſein Geſandter, der ſeine Thronbeſteigung gemeldet hatte, beſchimpft worden war, und eroberte Belgrad (1521). Dann wandte er ſeine ganze Macht gegen die Inſel Rhodus, die er nach der tapferſten Vertheidigung von Seiten der Ritter zur Übergabe zwang, worauf dieſe mit 4000 Einwohnern die Inſel für immer verließen (am 1. Jan. 1523). Nach Conſtantinopel zurückgekehrt, ſuchte er nun manche Verbeſſerungen in der Rechtspflege zu treffen, gab verſchiedene Geſetze und brachte Ordnung in die Verwaltung, indem er das Reich in Paſchaliks theilte. Aber neue Anordnungen im Miltairweſen (die Errichtung des Corps der Boſtandſchi [ſ. d. Art.]) erregten einen kurzen Aufſtand der Janitſcharen, dem eine eben ſo kurze Empörung des Paſcha von Ägypten folgte. Bald bot ſich nun wieder eine Gelegenheit gegen Ungarn dar, da ein neuer türkiſcher Geſandter dort ebenfalls gemißhandelt war worden. Mit 200000 Mann rückte S. an, nahm Peterwardein und andere Orte, ſchlug das ungariſche Heer gänzlich in der mörderiſchen Schlacht bei Mohacz (den 26. Aug. 1526), eroberte nun ganz Ungarn, zog ohne Schwertſtreich in Ofen ein, führte viele Hunderttauſende von Einwohnern in die Sklaverei und kehrte nach gänzlicher Verwüſtung des Landes zurück, von wo aus er einen durch ſchwärmeriſche Mönche veranlaßten Aufſtand in Kleinaſien zu dämpfen hatte und 1529 von Johannes Zopolya gegen den König Ferdinand von Ungarn zu Hülfe gerufen wurde. Aufs Neue drang er mit einer furchtbaren Armee in Ungarn ein,

nahm Ofen ohne Schwertſtreich wieder und rückte gerade auf Wien los, das er aber nach einer mehrmonatlichen vergeblichen Belagerung, wobei er viele Menſchen verlor, wieder verließ. Nachdem er Johann Zapolya noch eigenhändig zum Könige von Ungarn gekrönt hatte, kehrte er nach Conſtantinopel zurück, wo er bald darauf die Huldigung des Fürſten der Moldau empfing. Ein neuer Feldzug nach Ungarn (1532) hatte wenig Erfolg und war bald beendet. Nun griff S. Perſien an (1534), wurde aber endlich gänzlich geſchlagen und mußte nach Conſtantinopel zurückkehren. Unterdeſſen hatte Barbaroſſa (ſ. d. Art.) ſich der Herrſchaft von Tunis unter türkiſcher Hoheit, ſowie der Landſchaft Jemen in Arabien bemächtigt und nahm den Venetianern noch mehrere Inſeln des Mittelmeeres ab (1537); der Tod des Johann Zapolya führte das türkiſche Heer aufs Neue nach Ungarn, von wo aus es auch Mähren, Öſtreich und Steiermark verwüſtete (1541), zumal da S. durch ein Bündniß mit Frankreich und Venedig (1543) gegen Öſtreich um ſo mehr als des Kaiſers Feind auftreten konnte, der ſich gern zu 5jährigen Waffenſtillſtande verſtand und jährlich 30000 Ducaten zu zahlen verſprach (1547). Nun brach ein neuer Krieg mit Perſien (1547) und ebenſo mit Ungarn aus (1548), weil Ferdinand unterdeſſen große Fortſchritte daſelbſt gemacht und Siebenbürgen ſogar unterworfen hatte. Doch waren in beiden die Ereigniſſe nicht ſehr wichtig und 1554 ward mit Perſien und 1562 mit Ungarn Frieden geſchloſſen, welches ferner 30000 Ducaten jährlich zu zahlen verſprach. Von Neuem aber begann der Krieg nach Ferdinand's Tode (1564), ebenfalls ohne große Ereigniſſe; denn S. wollte zuerſt die Johanniterritter, die ſeit dem Falle von Rhodus in Malta ſich niedergelaſſen hatten, vernichten und ſchickte deßhalb eine ſtarke Flotte dahin, welche aber nach einer 4monatlichen Belagerung und einem Verluſte von 24000 Mann unverrichteter Sache wieder abſegeln mußte (1565). Nun ſuchte er die Schmach in Ungarn wieder gut zu machen; aber die tapfere Vertheidigung von Szigeth durch Zrini (ſ. d. Art.) hielt das Heer auf und die Strapazen des Feldzugs, ſowie der Unwille über den empfundenen Widerſtand zogen ihm ein Fieber zu, an dem er den 8. Sept. 1566 ſtarb. Erſt 2 Tage nach ſeinem Tode fiel Szigeth in die Hände der Türken, denen der Großweſir S.'s Tod verheimlichte, bis ſein Sohn Selim II., der ihm folgte, herbeigekommen war. — S. war ein ſehr kenntnißreicher Mann und von hellem Verſtande, aber auch von einer unerſättlichen Grauſamkeit. Seine Favoritin, Roxolane, eine geborene Ruſſin, hatte ihn ſo in ihrer Gewalt, daß er ihretwegen ſeine übrigen Söhne ermorden ließ, um ihrem Sohne Selim II. die Nachfolge zu ſichern. Unter S. II. hatte das türkiſche Reich den höchſten Punkt ſeiner Größe erreicht. — S. III. folgte ſeinem abgeſetzten Bruder Muhammed IV. den 29. Oct. 1687 48 Jahre alt, war aber ein ſchwacher Regent, unter dem bald ein heftiger Janitſcharenaufſtand ausbrach, der ihn endlich nach Adrianopel zu flüchten nöthigte, während ſeine Truppen in Ungarn ſehr unglücklich kämpften und bei Niſſa gänzlich geſchlagen wurden (1688). Zwar rettete Muſtapha Kiuperli (ſ. d. Art.) durch treffliche Maßregeln im Innern und durch ſiegreiche Kämpfe in Ungarn (er eroberte Widdin, Semendria, Belgrad u. a.) das ſinkende Reich, doch ſtarb S. ſchon am 11. Jan. 1691 und Ahmed II. ward ſein Nachfolger. 37.

Solīnus (Cajus Julius), einer von den vielen römiſchen Epitomatoren aus der ſpätern Zeit, lebte wahrſcheinlich im III. Jahrh. nach Chr., iſt aber ſonſt unbekannt. Das Werk, wegen deſſen er bekannt worden iſt: „Polyhistor“, iſt weiter nichts als ein ohne alle Kritik, Ordnung und Geſchmack zuſammengeſchriebener Auszug aus des Plinius Naturgeſchichte. Die Sprache iſt hart und trägt den Stempel einer ſpätern Zeit an ſich. Unter den Ausgaben bemerken wir: die „Ed. princ.“ (Venet. 1473. Fol. Parm. 1480. 4.); die von J. Camers (Vienn. 1520. Fol.; Basel. 1538. Fol.); A. Delrius (Antverp. 1572. 8.); Cl. Salmaſius (in

ſ. Exercitation. plinian. Paris 1629. Traj. 1689. Fol. 2 Voll.) und Götz (Lips. 1777. 8.). Vergl. *Moller* „Über den Solinus“ (Altorf 1693. 4.). 20.

Solis (Antonio de), ein vorzüglich ſpaniſcher Dichter und Geſchichtſchreiber, wurde 1610 zu Plaſencia in Altcaſtilien geboren und beſchäftigte ſich ſchon früh mit dramatiſchen Arbeiten, unter denen beſonders „Il Alcazar del secreto“ und „La Gitanilla de Madrid“ den ungetheilteſten Beifall fanden. Nachdem er auch ſeine Vorſpiele (Loas) zu Calderon's Schauſpielen herausgegeben hatte, erhielt er durch ſeinen Ruf als Dichter und ſeine vielſeitige Bildung eine Anſtellung in der Staatskanzlei Philipp's IV. und wurde bald nachher zum Hiſtoriographen von Indien ernannt. Hierauf erſchien ſeine „Historia de la conquista de Mexico“ (Madrid 1684. Fol. London 1809. 3 Bde.), welche das letzte claſſiſche Geſchichtswerk der Spanier iſt. Er trat ſpäter in den geiſtlichen Stand und ſtarb 1686. 81.

Solmination oder **Solfeggiren** bedeutet urſprünglich eine Melodie nach den ſechs aretiniſchen Sylben ſingen, daher *solfeggio* ein Aufſatz für eine Singſtimme ohne Text, um ſich im Treffen der Noten, der Paſſagen und des Tactes zu üben. Jetzt verſteht man unter S. das Abſingen der Noten nach jeder willkührlichen Benennung derſelben. Zu Anfange des XI. Jahrh. nämlich war noch das alte griechiſche Tonſyſtem im Gebrauche, deſſen Töne unter ſich nach Tonleitern von 4 Stufen (Tetrachorden) verbunden waren. Der Benedictinermönch Guido von Arezzo erkannte das Unzureichende dieſes Syſtems, vermehrte dieſe Töne in der Tiefe mit dem großen G und in der Höhe mit den Tönen $\bar{b}$ $\bar{h}$ $\bar{\bar{c}}$ $\bar{\bar{d}}$ und $\bar{\bar{e}}$, gab aber dadurch auch die Veranlaſſung zu einer ganz andern Einrichtung des Tonſyſtems. Demnach bildete er ein neues Syſtem von 22 Tönen und theilte dieſe in 7 Tonleitern von 6 Stufen oder in 7 Hexachorde ab, in denen der halbe Ton jederzeit zwiſchen der dritten und vierten Stufe enthalten iſt. Um nun im Geſange die Schüler auf den im Hexachord befindlichen halben Ton aufmerkſam zu machen, nahm er aus einem Hymnus an den heiligen Johannes: Ut queant laxis Re sonare fibris Mira gestorum Famuli tuorum, Solve polluti Labii reatum, Sancte Johannes!“ die 6 bezeichneten Sylben (ut re mi fa sol la) und legte ſie dem Hexachorde unter. Blieb nun eine Melodie innerhalb der Grenzen eines ſolchen Hexachords, ſo blieben natürlich auch die Namen oder Töne unverändert. Wurde aber im Geſange eine ſolche Sexte überſchritten, ſo mußten natürlich auch die Sylben verwechſelt oder *mutirt* werden, damit die Sylben mi fa wieder unter den halben Ton zu ſtehen kamen. Bald erkannte man indeß das Unzureichende und Verwirrende dieſes Verfahrens, daher die Italiener und Franzoſen wohl dieſe Sylben beibehielten, aber bei Einführung unſerer jetzigen Tonleiter den ſiebenten Ton si nannten, um das Verwechſeln jener Sylben oder die *Mutation* zu vermeiden. Auch ſetzten die Italiener des Wohlklanges halber für die Sylbe ut die Sylbe do. Die Deutſchen dagegen nahmen zum S. die ſogenannten gregorianiſchen Buchſtaben c, d, e, f, g, a, h und die Niederländer die Sylben bo, ce, di, ga, ma, ni. Neuere Änderungen im S. machten der Kapellmeiſter Graun und der Muſikdirecter Hiller. — Daß die *Solfeggio's* oder Übungsſtücke im Notenſingen und Notenleſen ohne Text wahre und die beſten Übungsſtücke für den Geſang ſind, unterliegt keinem Zweifel. Eine reine Intonation, Gewandheit der Stimme und Fertigkeit im Notentreffen ſind, da beim S. die Aufmerkſamkeit blos auf die Reinheit und Richtigkeit der Intervalle gerichtet iſt, die Hauptvortheile, die daraus gewonnen werden. Daher haben auch faſt alle berühmteſten Geſangmeiſter ſolche Solfeggio's geſchrieben. Beiſpiele findet man in jeder guten Singſchule. Die beſten Solfeggien aber ſind von *Crescentini*: „Übungen für die Singſtimme ohne Worte“ und von *Righini*: „Solfeggien“.

Auch zeichnen ſich die von Danzi, Weinlig, Benelli und Rungenhagen rühmlich aus. 20.

Solo (eigentlich allein) bedeutet den Geſang oder das Spiel eines Einzelnen im Gegenſatze von Tutti, Allen, der Geſammtheit der Singenden oder Spielenden. Indeß wird das Wort nicht nur in dieſer Bedeutung, ſondern auch dann gebraucht, wenn bei Aufführung des zuſammengeſetzten Muſikſtückes ein Inſtrument oder eine Singſtimme die Hauptſtimme und die herrſchende Melodie hat. Haupterforderniſſe beim S. ſind: Genialität des Vortrags, innige Vertrautheit mit der in der Soloparthie verborgen liegenden Empfindung des Tonſetzers, angebrachte Ungezwungenheit des Tactes und eine kräftige Beſtimmtheit des Vortrags überhaupt. 20.

Solöcismus iſt eine fehlerhafte Verbindung der Redetheile oder ein Fehler gegen die Syntax. Die Griechen nannten urſprünglich S. den verderbten attiſchen Dialect der Einwohner von Soli (Σόλοι), einer Stadt auf der Inſel Cypern; die neueren Grammatiker überhaupt jeden Verſtoß gegen die Sprachrichtigkeit im Gegenſatze zum Barbarismus, dem Fehler gegen die Sprachreinheit. 84.

Solon, einer der ſieben Weiſen Griechenlands und der berühmte atheniſche Geſetzgeber, ſtammte aus einer alten Familie, die ihren Stammbaum bis auf König Kodrus zurückführte; ſein Vater war jedoch durch unbekannte Unfälle in drückende Umſtände gekommen und S., dem eine ſolche Lage unangenehm ſein mochte, ſuchte außer Athen Unterhalt zu erwerben; man ſagt, er habe ſich der Handlung gewidmet und ſei dadurch zu großem Vermögen gekommen, welches ihm erlaubt habe, ſeiner Abſtammung würdig ſpäter in der Vaterſtadt aufzutreten. Die Augen ſeiner Mitbürger zog er weniger durch ſeinen geſammelten Reichthum auf ſich, als durch ſeinen klaren Verſtand, durch ſein wohlwollendes Benehmen gegen Jedermann und durch die glühende Liebe zu ſeinem Vaterlande, welche ſich in dem unzweideutigen Beſtreben, die wahre Ehre und Größe deſſelben zu befeſtigen und zu erhöhen, kundgab. Unter vielen anderen Beweiſen dafür führen wir folgende Erzählung an. Da es durch ein Geſetz zu Athen bei Todesſtrafe verboten war, daß Jemand einen neuen Antrag wegen Wiedereroberung der Inſel Salamis machte, weil für den Beſitz dieſer Inſel ſchon mehr Menſchen aufgeopfert worden waren, als jenes Beſitzthum werth ſein mochte, ſo ſtellte ſich S., den es ſchwer ſchmerzte, daß ſein glorreiches Vaterland jene Inſel an den kleinen Staat Megara verloren hatte, wahnſinnig, betrat in dieſem Zuſtande die Rednerbühne und reizte durch Vorwürfe und Schmähreden ſeine Mitbürger zu dem ununterdrückbaren Verlangen Salamis zu erringen. Der Zug war mit Glück gekrönt und S., deſſen Wahnſinn ſich bald darauf legte, wurde ſeinem Staate noch theurer und geehrter. Schon lange Zeit war aber Athens Verfaſſung in einem übeln Zuſtande, da ſich verſchiedene Parteien, Ariſtokraten und Demokraten, anfeindeten und dadurch dem Staate viele Blößen nach Außen gaben. Drakon ſchon hatte durch ſeine überſtrengen Geſetze Dämpfung der Parteizwiſte und Erhaltung der Ordnung zu bewirken geſucht, allein durch jene Geſetze war der Charakter der Athener noch mehr verwildert. Geſetzliche Ordnung wurde von allen Seiten ſehnlich begehrt und die Athener erkannten bei ihrem Umſchauen nach einem Manne, der dem Unweſen durch die Schöpfung einer neuen Staatsverwaltung ſteuern ſollte, einmüthig den S. als den dazu Tüchtigſten. Im Jahre 594 v. Chr. wurde er zum Archon gewählt und ihm eine Geſetzgebung abverlangt und er unterzog ſich derſelben. Sie war das Werk eines weiſen, edeln, menſchenfreundlichen Mannes. Zuerſt ſtellte er zur Regulierung der drückenden Verhältltniſſe des Volkes die Seiſachtheia auf, durch welche theils der Münzwerth erhöht und der Zinsfuß herabgeſetzt, in einzelnen beſonderen Fällen aber auch die ganzen Schuldforderungen als nichtig erklärt und für alle Fälle die Haftung des Schuldners mit ſeinem Leibe aufgehoben wurde.

48*

So wurde den Schuldnern die Rückzahlung der Capitale erleichtert und alle wegen Schulden in Banden Sitzende befreit. Ferner übergab er dem geſammten Volke die Zügel der Regierung und die höchſte Gewalt, beſtehend in dem Rechte, Geſetze zu geben, Magiſtratsperſonen zu wählen, über Krieg, Frieden und Bündniſſe zu entſcheiden, Steuern aufzulegen und die Beſtimmungen über alle andern großen Staatsintereſſen der Nationalverſammlung. Zu dieſer gehörten alle atheniſche Bürger ohne Ausnahme, aber wegen der Wählbarkeit zu den Staatsämtern machte er neben der alten Phylen- und Phratrienabtheilung noch eine neue nach den Vermögensumſtänden der Bürger. Nach dieſer wurden alle atheniſchen Bürger in 4 Claſſen getheilt: die der erſten Claſſe, welche Pentakoſiomedimnoi hießen, mußten eine jährliche Einnahme von wenigſtens 500 Medimnen (etwa ebenſo viel berliner Scheffel); die der zweiten von 300 Medimnen haben und dieſe, weil aus ihnen die Reiterei ausgehoben wurde, jeder ſowohl für ſich, als auch für einen Knappen ein Streitroß halten; ſie hießen daher Hippeis (Ritter), wie die der dritten Claſſe Zeugitai (Anſpanner), weil ſie ſo viel Ländereien hatten, daß ſie ein Ackergeſpann von Maulthieren, Ochſen und Pferden halten konnten, überhaupt deren Einkommen ſich auf 150—200 Medimnen belief. Alle übrigen Bürger, welche weniger als die Zeugiten hatten, hießen Thetes (eigentlich Taglöhner oder Lohnarbeiter) und dieſe konnten nicht zu Staatsämtern gelangen, wohl aber in den Gerichten Beiſitzer ſein. Damit aber die Volksverſammlung wegen der Menge aus dem niedern Volke nicht zu mächtig werden konnte, ſo ſetzte ihr S. in zwei Staatsbehörden gewichtige Gegenhalter entgegen, nämlich in dem Areopag und in dem Rathe. Der Areopag (ſ. d. Art.) ward oberſte Gerichtsbehörde; dem Rath (Bule), aus 400 den drei erſten Claſſen entnommenen Bürgern beſtehend, die durch das Loos gewählt wurden und ſich vorher der Prüfung ihres vorher geführten Lebens (Dokimaſie) unterwerfen mußten, gab er das Recht die Volksverſammlungen zu berufen, vorläufige Unterſuchungen über die dort zu verhandelnden Angelegenheiten anzuſtellen, Geſetze auf ein Jahr zu geben, Heere und Flotten auszurüſten, Staatsverbrecher greifen zu laſſen, das Staatsſiegel und die Schlüſſel zur Akropolis und zum Staatsſchatze zu verwahren. Wenn dieſe Grundzüge der politiſchen Verfaſſung, welche S. ſeinem Staate gab, auch nicht als Ideal durchaus aufgeſtellt zu werden verdienen ſollten, ſo muß man ihm doch, der überhaupt kein Ideal einer Staatsverfaſſung, ſondern das Bedürfniß ſeines Staates vor ſich hatte, vollkommen Recht geben in dem Urtheile, welches er ſelbſt über ſeine Verfaſſung ausſprach, daß es nämlich nicht die möglich beſte, aber für die Athener die beſte wäre. Aber dadurch zeichnete ſich die ſoloniſche Verfaſſung vor der lykurgiſchen aus, daß S. nicht blos die Staats- und bürgerlichen Verhältniſſe, ſondern auch die privaten und menſchlichen Intereſſen berückſichtigte. Mag man in mehreren ſeiner Verordnungen und Einrichtungen einen Kaufmannsgeiſt wehend finden, man wird wenigſtens S.'s Weisheit und gute Geſinnung nicht verkennen dürfen. Er ließ jeden Bürger Herr über ſein Vermögen ſein und über daſſelbe teſtamentariſch verfügen und geſtattete jedem Handlung und Gewerbe zu treiben, was früher entehrend geweſen war; durch beide Geſetze hob er den Gewerbfleiß und den Handel, deſſen das zur Schifffahrt ſo wohlgelegene Athen bedurfte. Da er die Erziehung der Jugend nicht dem Staate anheim gab, ſondern ſie den Eltern überließ, ſo entſtand dadurch eine Vielſeitigkeit, welche Athen bald zum Mittelpunkte alles wiſſenſchaftlichen Verkehrs machte, welcher mit dem blühenden Handel verbunden dem Staate einen alle griechiſchen Republiken übertreffenden Glanz und Reichthum gab. Ruhig konnte jeder Vater den Tod für das Vaterland in der Schlacht ſuchen; denn die Seinen wurden ehrenvoll auf gemeinſchaftliche Koſten erzogen und verpflegt. Durch S.'s Geſetzgebung wurde Athen auch der Sitz der Menſchlichkeit; denn gerichtlich belangt konnte ſelbſt der werden, welcher einen Armen, ein Kind, ein Weib, ſelbſt

einen Sklaven beleidigte und mißhandelte. Dieſe Geſetze wurden ſämmtlich auf dreieckigen Pfeilen, welche man um Achſen drehen konnte, eingegraben und öffentlich aufgeſtellt, anfangs in der Akropolis, ſpäter im Prytaneum. S. ſelbſt ging, nachdem er ſeine Geſetzgebung beendigt, der Öffentlichkeit übergeben und ins Leben geführt hatte, auf 10 Jahre aus ſeinem Vaterlande, um nicht genöthigt zu werden, Änderungen vorzunehmen und um in dieſer Zeit den Geſetzen Selbſtſtändigkeit und Dauer zu verſchaffen; denn der ganze Rath ſchwur ihm vor ſeiner Abreiſe die Geſetze zu halten und die Geſetzwächter machten ſich durch einen Eid anheiſchig, im Übertretungsfalle dem delphiſchen Tempel eine goldne Bildſäule zu weihen. Seine Reiſe ſoll S. nach Ägypten, Cypern und nach Aſien gerichtet haben; in letzterem Lande kam er, nach Herodot's Bericht, auch nach Sardes zum Könige Kröſus, der ihn eitel und ſtolz auf ſeine Reichthümer in ſeinen Schatzhäuſern umherführen ließ und dann ihn fragte, wer ihm wohl der Glücklichſte unter den Sterblichen zu ſein ſchiene. S. nannte ihm den Athener Tellos, der bei ausreichendem Lebensunterhalte zufrieden und im Beſitze edler und tapferer Söhne glücklich geweſen und endlich ruhmwürdig im Kampfe für das Vaterland gefallen wäre: dann den Kleobis und Biton, zwei argiviſche Jünglinge, die, nachdem ſie einen ſchönen Beweis von Pietät gegen ihre Mutter gegeben hatten, auf das Gebet der gerührten Mutter, die Götter möchten ihren Söhnen das beſte Loos, deſſen ein Menſch fähig wäre, geben, todt im Tempel gefunden worden waren. Als der erſtaunte König den S. fragte, warum er ſolche Leute und nicht ihn für glücklich halte, antwortete ihm S., daß man einem Menſchen, ſo lange er lebe, namentlich wenn er ſeinen Ruhm nur in irdiſchen Gütern ſuche, kein Glück zuſchreiben könne, weil er bis auf den letzten Augenblick den Veränderungen unterworfen ſei, deßhalb leicht aus ſeinem Traume geriſſen und dadurch unangenehm berührt werden könne. Daher ſei vor dem Tode Niemand glücklich. Mag dieſe Erzählung auch eine Fabel ſein, ſo beurkundet ſich doch darin die hohe Meinung von der großartigen Weisheit, welche das Alterthum von S. hatte. Zurückgekehrt von ſeiner Reiſe lebte er wieder in der Mitte ſeiner Mitbürger, mußte aber in den letzten Jahren ſeines Lebens noch den Kummer erleben, daß ſich eine Tyrannei, welche er ſelbſt ſo rühmlich von ſich gewieſen hatte, durch einen ſeiner Verwandten, Piſiſtratus, bildete. Theils die Überlegenheit der Partei überflügelte ſein Anſehn, theils machte ihn ſein Alter ungeeignet in Parteiſtreitigkeiten zu figuriren. Er verſuchte eine Ausſöhnung der Parteien, allein vergebens. Piſiſtratus ſchwang ſich zum Führer des Staatsruders auf, ehrte jedoch darin den großen Geſetzgeber, daß er ſich bei der Regierung fortwährend ſeines Raths bediente und ſeine Staatseinrichtung faſt unverändert beſtehen ließ. Mit Piſiſtratus hatte S. auch eine ausgezeichnete Liebe und Verehrung der Wiſſenſchaften gemein; denn er begann für die Sammlung, Ordnung, Aufzeichnung und Verbreitung der homeriſchen Geſänge zu wirken, wobei ihm jedoch Schuld gegeben wird, zum Beſten Athens und um dieſer Stadt uralte Anſprüche auf Salamis zu erhärten, nach Ilias II, 557 „Ajax, Telamon's Sohn, führt zwölf ſalaminiſche Schiffe" den Vers „Und er ſtellte ſie dicht an die Reihen der Athenäer" eingeſchoben zu haben. S. war ſelbſt Dichter und beſonders im Skolion und in der Elegie zeichnete er ſich aus; er machte den Übergang von der heroiſchen und politiſchen zur gnomiſchen Elegie. Leider ſind uns nur wenige von ſeinen im Alterthume ſo gerühmten Geſängen aufbewahrt worden. Die wenigen erhaltenen Fragmente von moraliſche und politiſche Vorſchriften enthaltenden, größtentheils in elegiſchem Versmaße geſchriebenen Gedichten ſind meiſt in den Sammlungen der gnomiſchen Dichter enthalten; beſonders ſind ſie herausgegeben von N. Bach (Bonn 1825). — Über S., von dem ſchon Plutarchus eine Lebensbeſchreibung lieferte, iſt beſonders nachzuleſen J. Meurſius „Solon sive de vita ejus, legibus etc." (Kopenh. 1632. 4.) und Abbing „De Solonis laudibus poeticis" (Utrecht 1825). 6.

Solothurn (franz. Soleure), helvetiſcher Canton, liegt 24° 51′—25° 33′ L. und 47° 5′—57° 37′ N.Br., grenzt im Norden an Frankreich und den Canton Baſel, im Oſten an Baſel und Zürich, im Süden und Weſten an Bern und enthält 12 □Meilen mit 60000 Einwohnern. Das Land wird von einem hohen und rauhen Juragebirge durchſchnitten, deſſen höchſte Gipfel die Haſenmatte (4500 Fuß) im Süden, der Oberhauenſtein (4500 Fuß) und die Geißfluh (2400 Fuß) ſind, hat aber an der Aar, großen Emme und Birs einen fruchtbaren und gut angebauten Boden, ein mildes und geſundes Klima und mehrere Mineralbäder (Cosdorf, Fluenbad, Altisholz). Die Einwohner leben in 2 Städten, 1 Marktflecken, 137 Dörfern und 7457 Häuſern, reden deutſche und ſchweitzeriſche Dialekte und ſind, mit Ausnahme der 4000 Proteſtanten, Katholiken, die neben 2 Collegiatſtiften und einer Benedictinerabtei 3 Capuziner- und 3 Nonnenklöſter haben. Induſtrie iſt nicht wichtig; doch unterhalten die Bewohner einige Baumwollfabriken, Eiſenwerke, Glashütten, Gerbereien und etwas Kirſchwaſſerbereitung. Der Canton trat 1481 mit Freiburg zugleich in den Bund, iſt ariſtokratiſch und hat 5 Diſtricte (Solothurn, Biberiſt, Ballſtedt, Olten und Dornech) und 3ꞁ Gerichtskreiſe. Die geſetzgebende Gewalt befindet ſich in den Händen des großen Raths von 101, die vollziehe·.ι· in denen des kleinen Raths von 21 Mitgliedern des großen Raths. Die Staatseinkünfte betragen 180000 Francs. Zum Bundesheere ſtellt der Canton 904 Mann und der Geldbeitrag 18600 Francs. Die Verfaſſung vom 17. Aug. 1814 gewährt den Bürgern der Hauptſtadt anſehnliche Vortheile. — Solothurn (1350 Fuß), befeſtigte Hauptſtadt des Cantons, 25° 11′ 32″ L. und 47° 12′ 43″ N.Br., in einer reizenden Gegend am Fuße des Jura, von der Aar durchſtrömt, über welche 2 Brücken führen, mit Mauern und Baſtionen umgeben, mit unregelmäßigen Straßen, 556 Häuſern, 3 Pfarrkirchen, 1 Capuzinerkloſter und Kirche, 3 Nonnenklöſtern, Kapellen, Hospital-, Waiſen-, Kranken- und Irrenhäuſern, Rath- und Zeughaus, 1 Theater und 4300 Einwohnern; Sitz eines Biſchofs (von Baſel), eines katholiſchen Collegii, eines Lycei und Gymnaſii, einer Stadtbibliothek von 8000 Bänden, eines öffentlichen Naturaliencabinets und einer literariſchen und naturforſchenden Geſellſchaft. Von den Fabriken ſind zu bemerken: Kattun- und Tabaksfabriken, 1 Kattundruckerei, Leder- und Holzſäurefabrik; außerdem gibt es noch 1 Buchhandlung und einige Buchdruckereien. S. hat auch Eiſenwerk, lebhafte Spedition und Hauptniederlage der Waaren, die aus einem Theile Frankreichs durch die Schweitz geführt werden, und römiſche Alterthümer. 71.

Solstitium, ſ. Sonnenwende.

Soltau (Dietrich Wilhelm), wurde im Jahre 1745 zu Bergedorf geboren, lebte als Doctor und Senator zu Lüneburg und ſtarb daſelbſt 1827. Er hat ſich beſonders durch gelungene Überſetzungen des de Barros, Cervantes, Boccaccio, Thomſon u. A. bekannt gemacht. Außerdem ſchrieb er „Beiträge zur Berichtigung des grammatiſch-kritiſchen Wörterbuchs von Adelung“ (Leipz. 1806) und „Briefe über Rußland“ (Berl. 1811). 81.

Soltyk (Roman, Graf), Mitglied des polniſchen Reichstags, Brigadegeneral, ward zu Warſchau 1791 geboren. In ſeinem 5. Altersjahre ließ ihn ſein Vater ewigen Haß der ruſſiſchen Herrſchaft ſchwören. Seine erſte Erziehung erhielt er im väterlichen Hauſe, beſuchte von 1805—1807 die polytechniſche Schule zu Paris, ward dann, nach Polen zurückgekehrt, vom Fürſten Poniatowski als Unterlieutenant bei der Artillerie zu Fuß angeſtellt, ſtieg 1808 zum Oberlieutenant und 1809 zum Hauptmanne bei einer Compagnie reitender Artillerie, die er auf eigene Koſten ins Feld geſtellt hatte. 1809 machte er den Feldzug gegen Öſtreich mit und zeichnete ſich bei der Belagerung von Zamosk und ſpäter in der Schlacht von Warzary durch rühmliche Tapferkeit aus. 1810 war er bereits

Oberſtlieutenant und kam 1812 in den Generalſtab des Kaiſers Napoleon. Er war einer der Erſten, der mit dem Generale Bonfrère bei Poniemon über den Niemen ſetzte. In der Schlacht bei Leipzig befehligte er die Sachſen und gerieth, indem dieſe übergingen, in die Gefangenſchaft der Alliirten. In das bürgerliche Leben zurückgetreten offenbarte er jetzt die liberalſten Ideen und wollte die Gleichheit überall durchgeführt wiſſen. Da er Eigenthümer eines Eiſenhammers war, eröffnete er in Warſchau ein Eiſenmagazin und bot die Erzeugniſſe ſeiner Fabriken feil. Fortwährend aber beſchäftigten ihn Racheplane gegen die Obergewalt und er war ſeit 1822 Theilnehmer an den geheimen Geſellſchaften. Jetzt ward er auch Mitglied des allgemeinen Raths der Woiwodſchaft Sandomir. 1826 ward er in die bekannte Verſchwörung, als deren Hauptlenker man ſeinen Vater betrachtete, verwickelt und, nachdem er ſich geflüchtet, in Leipzig feſtgenommen, nach Warſchau geführt und ins Gefängniß geworfen, aber wegen Mangel an Beweiſen bald wieder freigelaſſen. Er zeichnete ſich dann auf dem Reichstage von 1829 aus und entwickelte unter Anderem eine Motion, deren Gegenſtand eine vollſtändige Emancipation der Bauern war. Kaum war die Revolution (29. Nov. 1830) ausgebrochen, ſo begab er ſich nach Warſchau, ward zum Regimentarius (Generalcommandanten) der 4 auf dem rechten Weichſelufer liegenden Woiwodſchaften ernannt, organiſirte dort 47000 Mann mobiler Nationalgarden und erwarb ſich den Dank der Nation. Er ſchlug auf dem Reichstage die Abſetzung des Kaiſers Nikolaus und Erklärung der Souverainetät des Volks vor (21. Jan. 1831). Als das Regimentariat abgeſchafft ward, machte er als Freiwilliger die Schlachten von Iganie und Rudki mit. Als die Ruſſen Warſchau belagerten (6. Sept.), ward er zum Befehlshaber der Artillerie in Warſchau ernannt, widerſetzte ſich aufs Eifrigſte der Capitulation Krukowiecki's und hielt Stand bis zum letzten Augenblicke. Er ging dann mit der Armee nach Plock und übernahm eine Sendung nach England und Frankreich, um dort eine Vermittelung dieſer Mächte für Polen nachzuſuchen. Umringt von Gefahren aller Art kam er nach London und von da nach Paris, wo er blieb. Er hat ſich auch als helldenkender Schriftſteller berühmt gemacht; er ſchrieb unter Anderem: „Polen und ſeine Helden im letzten Freiheitskampfe" (Paris 1833, überſetzt von H. Elsner, Stuttg. 1834. 2 Bde.); „Napoléon en 1812" (Paris 1836). 25.

Somerville (William), ein vorzüglicher engliſcher Dichter, wurde 1692 zu Edſton in der Grafſchaft Warwick geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung in Wincheſter und Oxford und machte ſich als Dichter zuerſt durch eine Ode an den Herzog von Marlborough bekannt. Da ihm ſein Vater ein bedeutendes Gut hinterließ, ſo erlaubten ihm ſeine Vermögensumſtände ſich unabhängig den Wiſſenſchaften zu widmen; allein ſein regelloſes Leben verwickelte ihn endlich in eine ſolche Schuldenlaſt, daß er im Jahre 1742 ſein Leben freiwillig endigte. Unter ſeinen Gedichten hat beſonders „The chase", in reimloſen Verſen geſchrieben, einen großen Ruf erhalten und es gehört in Bezug auf Treue der Naturſchilderungen und Sitten, ſo wie durch ſeine anmuthige Schreibart zu den beſten beſchreibenden und didaktiſchen Gedichten der Engländer. Außerdem verdienen beſonders bemerkt zu werden „Field sports", eine dichteriſche Beſchreibung der Falkenjagd, und das heroiſch-komiſche Gedicht „Hobbinol, or rural games." Eine Sammlung ſeiner Gedichte kam zu London (1728 und 1772) heraus. 81.

Sommer, lat. aestas; franz. été; engl. summer, die Jahreszeit, welche den Übergang vom Frühlinge zum Herbſte bildet, fängt an, ſobald die Sonne am 21. Juni den nördlichen Wendekreis erreicht, d. h. in das Zeichen des Krebſes tritt, der Tag am Längſten, die Nacht aber am Kürzeſten iſt, und dauert bis zum 23. September, an welchem Tage die Sonne dann wieder den Äquator erreicht und Tag und Nacht einander gleich ſind. Für die ſüdliche Hemiſphäre der Erde

hingegen durchläuft die Sonne während des dortigen Sommers den Steinbock, den Waſſermann und die Fiſche. — Verſchieden von dieſem aſtronomiſchen S. iſt der phyſiſche, welcher gemeiniglich bei uns mit der eintretenden wärmern Witterung (oft erſt im Juli) ſeinen Anfang nimmt. 13.

Sommerflecke, Sommerſproſſen, lat. ephelides; franz. hâle; engl. sunburning, ſind bald große, unregelmäßige, dunkelbraune und wenig zahlreiche, bald kleine, kreisförmige, gelbliche und in großer Menge vorhandene Flecke, die im Frühjahre und während der Sommerhitze im Geſichte, am Halſe, am obern Theile der Bruſt und an den Armen und Händen bei Kindern und ſolchen Perſonen, die eine feine und weiße Haut haben, zum Vorſcheine kommen und gegen den Winter wieder vergehen. Frauen, die für die Reinheit ihrer Haut Sorge tragen, ſchützen ſich davor, indem ſie die Sonnenſtrahlen vermeiden oder einen Schleier tragen; auch wendet man das Waſchen mit Milchrahm, mit aromatiſchen Wäſſern, mit kaltem, mit Alaun oder Borax oder Blei verſetztem Waſſer dagegen an. 39.

Sommerpunkt, lat. punctum solstitii aestivi; franz. solstice d'été, iſt für die nördliche Hemiſphäre der Erde der 0. Grad des Krebſes (durch den der Wendekreis des Krebſes gehet) und liegt in jetzen Zeiten ungefähr am Fuße des Caſtor in den Zwillingen, 90 Grade von dem Frühlingspunkte entfernt. 13.

Somnambulismus, das Schlaf- oder **Nachtwandeln**, auch die **Mondſucht**, franz. somnambulisme; engl. somnambulism, sleepwalking, bezeichnet einen krankhaften Zuſtand, wo der Menſch durch lebhafte Träume und beſondere kosmiſche Einflüſſe zu gewiſſen Zeiten des Nachts im Schlafe aufſteht, umherwandelt, verſchiedene Geſchäfte, wie im Wachen, verrichtet, ſich ſpäter wieder niederlegt und dann meiſt wüſte und mit Kopfweh erwacht, ohne im Geringſten das zu wiſſen, was er in der Nacht gethan hat. Es iſt demnach nichts Anderes, als ein von ſelbſt entſtandenes magnetiſches Schlafwachen, wobei die äußeren Sinne ſich im Zuſtande des Schlafes befinden, der innere Sinn aber um ſo lebhafter hervortritt und ſo durch ihn die Seele mit der Außenwelt in eine neue Beziehung und Wechſelwirkung tritt, von ihr Vorſtellungen erhält und dieſen entſprechend handelt. Nach den Schriftſtellern ſoll hier jedesmal eine Störung in der Harmonie des Nervenlebens, hohe Exaltation des Ganglienner venſyſtems und Depreſſion des Cerebralſyſtems ſtattfinden. Einige Kranke wandeln nur bei Neumond, noch andere bei Vollmond, was am Häufigſten vorkommt (daher der Name Mondſucht). Für prädisponirende Urſachen gelten ein zartes Nervenſyſtem und die Entwickelung der Mannbarkeit; daher auch zarte Mädchen und Jünglinge, zarte Frauen am Häufigſten nachtwandeln. Als Gelegenheitsurſachen betrachtet man ſchwächende Einflüſſe, übermäßige Geiſtesanſtrengung, Onanie, Abdominalreize, Würmer, gaſtriſche Reize, Verzärtelung, verkehrte Erziehung, zu lebhafte Phantaſie, ſitzende Lebensweiſe, Hyſterie. Das Nachtwandeln verliert ſich bisweilen von ſelbſt, bisweilen iſt es aber auch ein Vorbote ſchlimmer Nervenkrankheiten, namentlich der Epilepſie (ſ. d. Art.) und Katalepſie (ſ. d. Art.), mit welchen es, ſo wie mit der Hyſterie, nicht ſelten complicirt vorkommt. In ſchlimmen Fällen entſtehen daraus unheilbare Geiſteskrankheiten. Wenn ſich Nachtwandler an gefährlichen Stellen befinden, darf man ſie nicht anrufen, da ſie ſonſt erwachen und leicht ein Unglück nehmen würden. Die Cur beſteht zunächſt in Entfernung der muthmaßlichen Urſachen und Übel, die das Nachtwandeln veranlaßt haben und unterhalten. Im Anfalle ſelbſt ſoll man, wenn der Kranke aufſteht, ſich ihm leiſe nähern, ihm ein paar magnetiſche Striche vom Kopfe bis zur Herzgrube mit der einen Hand und zugleich mit der andern ähnliche Striche vom Hinterhaupte bis zum Rücken herab appliciren. Die Hand bleibt in der Herzgrube ruhen; gewöhnlich läßt der Kranke ſich Alles gefallen und tritt ſchnell mit dem ihn

ſo Magnetiſirenden in magnetiſchen Rapport; nach einigen Minuten nähert man den Mund der Herzgrube, redet leiſe mit dem Kranken, fragt ihn, was und wohin er wolle und befiehlt ihn im ſtrengen Tone, ſich wieder niederzulegen und mit dem Geſchäfte bis zum Tage zu warten: welchem Allem der Kranke ſogleich Folge leiſten ſoll. — Im weitern Sinne genommen erſcheint nach Kieſer der S. hinſichtlich ſeiner Entſtehungsweiſe auf zweifache Art, als Idioſomnambulismus, wo die ihn erzeugenden Momente die mannigfaltigſten äußeren Potenzen ſein können, welche magnetiſch, d. h. als telluriſche Kräfte wirkend, nicht abſichtlich zur Erzeugung des S. angewandt werden; und dann als künſtlich erzeugter Zuſtand (vergl. Magnetismus, thieriſcher), den man erſt ſeit Mesmer's Entdeckung kennen gelernt hat, obgleich er vorher und zu allen Zeiten, wenn auch unerkannt, hervorgebracht wurde bei Beſchwörungen, magiſchen Heilungen, im Tempelſchlafe ꝛc. Dieſer Idioſomnambulismus, den man erſt mit genauerer Kenntniß des künſtlich erzeugten telluriſchen Lebens erkannt hat, iſt übrigens ſo alt als das Menſchengeſchlecht, indem er nur höher entwickelter Schlaf iſt, alſo gleich dieſem — als Gegenſatz des wachenden Lebens — zu den Attributen und nothwendigen Zuſtänden des zwiſchen dem ſolaren und telluriſchen Principe oscillirenden Lebens gehört, obgleich die höheren Stufen deſſelben, in welchen das pſychiſche Gefühlsleben des Menſchen in unendliche Zeiten und Räume fernfühlend wird, eben ſo ſelten entſtehen, als die höheren Formen der intelligenten Entwickelung des wachenden Menſchen, in welchen die Erkenntnißthätigkeit in der Philoſophie und Mathematik gleicherweiſe rückwärts und vorwärts unendliche Zeiten und Räume mit dem geiſtigen Auge der Wiſſenſchaft umfaßt. (Im Übrigen ſehe man Magnetismus.) 28.

Somonokodom heißt der höchſte Gott in Siam, iſt aber in jeder Beziehung nichts Anderes, als der Buddha (ſ. d. Art.) der Inder. 23.

Sonate (ital. sonata, Klangſtück) iſt ein einfaches Inſtrumentalſtück, welches wenigſtens aus 2 Sätzen beſteht, das aber bei den in ihm auszudrückenden Empfindungen ſich lediglich nach dem Charakter des ſpielenden Inſtrumentes richten muß. Urſprünglich nur für ein Inſtrument beſtimmt wählte man hierzu vorzüglich die Violine, ſpäter, und zwar jetzt faſt ausſchließlich, das Pianoforte. Erſt in neuerer Zeit ſchrieb man auch Sonaten, in denen das Hauptinſtrument von anderen Inſtrumenten begleitet wird, Muſikſtücke, die man auch Duos, Trios ꝛc. nannte. Die Hauptanforderung bei der S. iſt, daß jeder beſondere Theil derſelben einen beſtimmten und conſequent durchgeführten Charakter behauptet und aus melodiſch zuſammenhängenden und aus einander hervorgehenden Gedanken beſteht. Es kann daher bei der S. nicht genügen, daß das Thema eines jeden Theils derſelben den Ausdruck einer beſtimmten Empfindung enthalte, ſondern er muß auch durch Nebengedanken und intereſſante Wendungen ſich immer wieder erneuern, damit der Verfolg des Ganzen die Aufmerkſamkeit des Zuhörers feſſele. Daher können auch, wie Sulzer (Theorie in dem Art. S.) trefflich bemerkt, bei einer S. in Tönen der Traurigkeit, des Jammers, des Schmerzes, der Zärtlichkeit, des Vergnügens oder der Fröhlichkeit ein Monolog, oder in blos leidenſchaftlichen Tönen unter gleichen oder von einander abſtehenden Charakteren ein empfindſames Geſpräch, oder endlich auch blos heftige, ſtürmende, contraſtirende, oder leicht und ſanft fortfließende Gemüthsbewegungen ausgedrückt und geſchildert werden. Der äußern Form nach begann die S. in früherer Zeit gewöhnlich mit einem muntern Satze in mäßiger Bewegung; dieſem folgte ein Adagio oder Andante; hierauf kam ein Menuet mit Trio und endlich ein Rondo oder Preſto. Indeß iſt man in neuerer Zeit mehr oder minder von dieſer Eintheilung abgewichen und hat an die Stelle des Menuet und Trio das Scherzo, oder auch ſtatt des zweiten, dritten oder letzten Satzes Variationen geſetzt. Außerdem unterſcheidet man aber auch einfache

Sonaten, beſtimmt als Übungsſtücke für den Anfänger, deren Sätze gewöhnlich kleiner und weniger ausgeführt ſind und welche man **Sonatinen** zu nennen pflegt, und Sonaten für den fertigen Spieler. In beiden Arten beſitzen wir die ausgeſuchteſten Meiſterwerke, namentlich von Mozart, Bach, Haydn, Beethoven (ganz vorzüglich ſeine „Sonate pathétique“), Clementi, Cramer, Weber, Hummel, Field, Kalkbrenner, Moſcheles u. A., von denen jedoch die neueſten Componiſten jene Anforderung, den Ausdruck der S. nach dem Charakter des Inſtruments zu beſtimmen, bei Weitem weniger befolgt haben, als die älteren. 20.

Sonde, lat. specillum; franz. sonde; engl. probe, nennt man in der Wundarzneikunſt ein dünnes, ſpannenlanges, ſilbernes oder ſtählernes Inſtrument zur Unterſuchung der Wunden. — Beim Schiffsweſen heißt S. auch ſ. v. a. **Senkblei** oder **Bleiloth** (ſ. Loth). **Sondiren** bedeutet ſ. v. a. Etwas erforſchen, die Tiefe ergründen. 26.

Sondershauſen (Br. 51° 22′ 33″, L. 28° 30′ 6″), Hauptſtadt des gleichnamigen Fürſtenthums, die Reſidenz des Fürſten und der Sitz der Regierung, der Kammer, des Conſiſtorium, des Forſtcollegium, 1 Superintendenten und 1 Amts, an der Wipper, die hier die Bebra aufnimmt, iſt ummauert, hat 3 Thore, 1 auf einem Berge liegendes fürſtliches Reſidenzſchloß (in demſelben iſt ein intereſſantes Naturaliencabinet aufgeſtellt, worin man die Bildſäule des Püſtrich aufbewahrt), 2 Kirchen, 1 Gymnaſium, 1 Waiſenhaus, 1 Arbeits- und Spinnhaus, 553 zum Theil gutgebaute Privathäuſer und 4000 Einw., die ſich theils von dem Hofſtaate und den Collegien, ſo wie von Handwerken und Krämerei, mehr aber noch von der Landwirthſchaft nähren und größtentheils Ackerbürger ſind. Der Ort hält 4 Jahr- und Wochenmärkte. Es ſind hier 1 Buchhandlung und 1 Buchdruckerei, auch mehrere Krämer-, Schnitt-, Wein- und Gewürzhändler. 71.

Sonett nennt man eine meiſtentheils aus 14 Zeilen beſtehende Gedichtform, welche ihre Entſtehung und höchſte Ausbildung in Italien gefunden hat, obgleich der Ausdruck son und sonet in der Bedeutung Lied oder Liedweiſe ſich ſchon früher bei provencaliſchen Dichtern findet. In Italien war Guido von Arezzo (geſt. 1295) der erſte bedeutendere Dichter, welcher dem Sonette eine regelmäßigere Form gab und Petrarca derjenige, durch welchen es zur höchſten Vollendung ausgebildet wurde. Nachdem es ſeit dem XVI. Jahrh. in Frankreich einheimiſch geworden war, wo es aber bald zum bloßen Witze und Reimgeklirre herabſank, führte man es auch in England, jedoch mit willkührlicherer Behandlung der Form, ein. Hierauf wurde es auch von den Deutſchen (unter dem Namen Klanggedicht), beſonders Weckherlin und Opitz, mit Glück bearbeitet, ſank aber durch den Mißbrauch deſſelben in der Hand „ſtümpernder Reimſchmiede“, wie ſie ſchon Joh. Riſt (ſtarb 1667) nannte, in Verachtung und Vergeſſenheit herab, bis es zuerſt durch Bürger wieder zu Ehren gebracht und darauf von A. W. Schlegel, Novalis, Graf von Löben, Rückert, Tiek, Graf von Platen u. A. mit Glück behandelt und kunſtgerechter ausgebildet wurde. Vergl. Raßmann's „Sonette der Deutſchen“ (Braunſchw. 1817. 3 Bde.). In Bezug auf den äußern Bau deſſelben iſt zu bemerken, daß es gewöhnlich aus 14 elfſylbigen Zeilen, ſo wie aus Jamben beſteht und zwei Hauptabſchnitte von ungleicher Form und Länge enthält, von denen der erſtere in zwei vierzeilige (Quadernarien, Quartette oder Quadrains), letztere aber in zwei dreizeilige Strophen (Terzette oder Terzinen) zerfällt. Jedem der beiden Hauptabſchnitte iſt ein feſtbegrenztes Reimgebiet eigen, jedoch ſo, daß die beiden Quadrains durch zwei Reime, welche viermal wiederkehren, ſich verſchlingen, in den beiden Terzinen aber ſich jedesmal zwei und zwei oder drei und drei Verſe zuſammenreimen. Die Anordnung der Reime kann in den beiden Quadrains dreifach ſein, entweder ſo, daß die erſte, vierte, fünfte und achte

Zeile und auf gleiche Weiſe die dazwiſchenliegenden vier Verſe eine Reimverkettung bilden (rima chiusa, geſchloſſener Reim), oder daß, jedoch in ſeltenen Fällen, die Reime mit einander wechſeln (rima alternata, Wechſelreim), oder daß, in noch ſelteneren Fällen, das erſte Quadrain mit wechſelnden, das zweite aber mit geſchloſſenen Reimen gebildet wird (rima mista, gemiſchter Reim). In den beiden Terzinen wird entweder der gedritte Reim (rima alterzata) mit doppelter Wiederkehr derſelben Reime, oder der Kettenreim (rima incatenata) mit drei Reimen, welche jedoch ebenfalls verſchiedene Stellungen einnehmen können, angewendet. Außer dieſer gewöhnlichen Form gebrauchen die Italiener noch verſchiedene andere, wie die ſogenannten anakreontiſchen Sonette mit achtſylbigen Zeilen, ferner die geſchweiften mit einem Anhange (coda) von einer oder mehr dreizeiligen Strophen, und zuletzt den Sonettenkranz, welcher aus einem durch gleiche Reime verſchlungenen Kreiſe von Sonetten beſteht. Die Hauptform des Sonettes ſelbſt iſt keineswegs blos als eine willkührlich erfundene Reimkünſtelei zu betrachten, ſondern ſie iſt aus der weſentlichen Geſtaltung des Gedankens in Satz und Gegenſatz, Bild und Gegenbild hervorgegangen, und es muß daher nach den erſten acht Zeilen auch ein Abſchnitt in den Gedanken eintreten. Dem Sonette muß ſtets ein einfacher, aber wichtiger Gedanke zum Grunde liegen, welcher umfaſſender als im Epigramme ausgeſprochen, aber durch die Form ſtreng begrenzt und in derſelben mit dem Wohllaute des Reims verbunden vollkommen enthalten ſein muß. 81.

Songarei, auch das Land von Jli oder Thian ſchan pe lu und des Balkaſch noor genannt, ein Theil der Mogolei im chineſiſchen Reiche, zwiſchen 90—115° L. und 42—50° N.Br., hat einen Flächenraum von etwa 20000 Meil. und grenzt im Oſten und Nordoſten an die Mogolei und die Wüſte Kobi, im Süden an die Hochbucharei, im Weſten an die Buräten und Kirgiſen von Ferghana, an die beiden Kirgiſenhorden und im Norden an Sibirien. Es iſt ſehr gebirgig, wird von dem kleinen Altai, vom ſajaniſchen Gebirge, Kanghai, Allak, Muſtag, Bogdo, Zimbal, Alginskoi-Sirt ꝛc. umgeben und hat viele Seen, als: Balkaſch, Kurki, Tuskul, Alaktugul, in dem ein alter ausgebrannter Vulcan, Aral Tubeh (d. h. Inſelberg), ſein ſoll; viele Flüſſe und Quellen, als: Irtiſch, Jeniſei, Tſchulisman, Emil, Jli und Korzana ꝛc. Es iſt ein reines Steppenland; der Boden beſteht aus Thon, Sand und Hügel, die Luft iſt im Winter ſehr kalt und im Sommer erzeugt das dunſtreiche Land eine Menge läſtiger Fliegen. Die Producte ſind: Pferde, Schafe, Rindvieh, Kameele, Eſel, Elephanten, ſchwarze und gelbe Bären, Biber, Fiſchottern, Schweine, mancherlei Pelzwild, grüne Krähen, Baumhühner ꝛc.; das Pflanzenreich liefert außer den Futterkräutern Rhabarber, Pappeln, Weiden, Spiräen, Sakſuls ꝛc.; Mineralien werden nicht geſucht; dagegen hat es eine Heilquelle, das geſegnete Waſſer genannt. Der eigentliche Stamm der Songaren iſt durch die Kriege mit China 1756 faſt ganz vernichtet und das Land wird meiſt von Coloniſten aus anderen Provinzen, als von Torgoten, Derbeten, Kaſaken, Sajanen und den 1770 aus Rußland zurückgekehrten Songaren bewohnt, welche ſich theils mit Viehzucht und Ackerbau beſchäftigen, theils Nomaden ſind. Sie ſind räuberiſch, wild, unbedachtſam und kriegsluſtig; ihre Religion und Sprache iſt ein Gemiſch mit anderen. Die Induſtrie iſt vorzüglich in den Händen fremder Anſiedler und der Handel in denen der Chineſen und Kalmüken, die meiſt nicht hier wohnen. Das ganze Land wird von einem chineſiſchen Statthalter zu Jli regiert und iſt in 6 Diſtricte eingetheilt, als in den von Tarbagatai, Kur kara us ſu, Jli, Urumtſir, Barkol und das Burätenland. Die wichtigſten Civilangelegenheiten werden an das mogoliſche Tribunal zu Peking berichtet und dort entſchieden, die Juſtiz befindet ſich in den Händen fremder Beamten. die Militairmacht beträgt 28000 Mann. Die bedeutendſten Städte darin

ſind: Tarbagatai oder Tſchugultſchak, Korgos, Guldſcha, Ili, Bargol, Urumtſir, Tungu. 71.

Sonne, lat. sol; franz. soleil; engl. sun, der für uns wichtigſte aller Himmelskörper, iſt der Centralpunkt unſeres Sonnenſyſtems und die Urſache aller Bewegungen deſſelben, die Quelle des Lichts, der Farben und der Wärme, der Regulator der Tages- und Jahreszeiten und ſteht in der mittlern Entfernung von der Erde = 240458 Erdhalbmeſſer oder = 20662548 geographiſche Meilen ab, den Erdhalbmeſſer zu 859$\frac{3}{10}$ ſolcher Meilen angenommen, eine Entfernung, die ſo groß iſt, daß der Schall, welcher ſich in einer Secunde 1022 pariſer Fuß weit bewegt, von der Erde erſt nach 14—15 Jahren, und eine Kanonenkugel, die in jeder Secunde 1470 pariſer Fuß zurücklegt, nach 10 Jahren auf der S. ankommen würde. Der Durchmeſſer der Sonnenkugel beträgt 19251608 Meilen, ihre Oberfläche 116435 Mill. Quadratmeilen und ihr körperlicher Inhalt 3735937700 Mill. Cubikmeilen. Es iſt daher die Oberfläche der S. 12548mal größer als die der Erde und die S. ſelbſt 1405648mal größer als die Erdkugel und ſie folglich ſo groß, daß alle Planetenkugeln zuſammen genommen noch nicht den 560ſten Theil der Sonnenkugel an Raum einnehmen; oder wäre die letztere hohl, ſo könnte man in ihr füglich 112 Erdkugeln in gerader Linie neben einander aufſtellen; oder ſtellte man die Erde in ihren Mittelpunkt, ſo könnte der Mond ſich um die Erde faſt noch einmal ſo weit von derſelben, als er wirklich entfernt iſt, innerhalb derſelben bewegen. Dabei iſt ihre Dichtigkeit nahe gleich $\frac{1}{4}$ der mittlern Dichtigkeit der Erde, d. h. $\frac{5}{4}$ der Dichtigkeit des Waſſers, oder der Körper der Sonne hat im Mittel dieſelbe Dichtigkeit wie viele unſerer Holz- und Harzarten, etwa wie das gemeine Pech und die Steinkohle, und daher werden die Körper, die auf der Erdoberfläche mit dem Gewichte von einem Pfunde auf ihre Unterlage drücken, auf der Oberfläche der S. mit einem Gewichte von 28$\frac{20}{100}$ Pfunden drücken, alſo in der erſten Secunde 427 pariſer Fuß oder 28$\frac{29}{100}$mal weiter als auf der Erde fallen, folglich ein bei uns z. B. 100 Pfund wiegender Körper auf der Sonne 2829 Pfunde wiegen. Das Merkwürdigſte dieſer Oberfläche iſt das Selbſtleuchten. Die S. ſcheint von einer Lichthülle oder Photoſphäre umgeben zu ſein, die, wie man beobachtet hat, in ſteter und heftiger Bewegung iſt. Sie zeigt öfters Flecken und Fackeln (ſ. Sonnenflecken und Sonnenfackeln). Über die Frage, ob die S. ein Feuer ſei, iſt zu allen Zeiten viel geſtritten worden; Wolf hielt, gleich Kircher, die S. für ein wahres Feuer, und Newton meinte, daß die Kometen, deren Anzahl ſehr groß iſt, von Zeit zu Zeit in die S. ſtürzen und ſo Brennſtoff ihr zuführen; noch Andere hielten die S. blos für glühend; Euler und Bode erklärten ſich für die Anſicht von einer elektriſchen Sonnenkugel ꝛc. Auch die neueſten Erklärungsverſuche ſind noch nicht recht haltbar und es wird, ſo wie die Sache jetzt ſteht, wohl am Beſten ſein, unſere Unkenntniß derſelben zu geſtehen und alle eigentlichen Urtheile bis auf die darin weiter vorgeſchrittene Nachwelt zu ſuspendiren. Die Wirkungen der Sonnenſtrahlen auf die Erde ſind aber eben ſo mannigfaltig als ausgebreitet. Durch die von ihnen erzeugte Wärme in der Atmoſphäre entſtehen die Winde und alle jene Störungen in dem elektriſchen Gleichgewichte der Luft, welche die Erſcheinungen des Erdmagnetismus begleiten. Aus der belebenden Kraft der Sonnenſtrahlen gehen die Pflanzen hervor, werden die Gewäſſer der Meere in der Geſtalt von Dämpfen durch die Luft geführt und, wenn dieſe wieder in ihrer urſprünglichen Form zur Erde herabfallen, die Quellen und Flüſſe erzeugt; die von den Sonnenſtrahlen erzeugte Temperatur, welche auf jedem Punkte der Erdoberfläche vorzüglich davon abhängt, wie lange und unter welcher Richtung der Punkt den Strahlen der S. ausgeſetzt iſt, bringt die Klimate und beinahe alle jene Störungen des chemiſchen Gleichgewichts hervor, welche zwiſchen den Körpern der Natur und ihren Elementen ſtets ſtatthaben, welche ſogar mittelſt unzähliger Auflöſungen und Zu-

ſammenſetzungen dieſe Körper mit einander vermiſchen und ſelbſt neue erzeugen. — **Sonnen** nennt man mit der größten Wahrſcheinlichkeit alle Fixſterne des Himmels, da ſie ebenfalls, wie unſere S., mit eigenem Lichte leuchten und nur wegen ihrer ungeheuern Entfernung ſo klein erſcheinen (man ſ. d. Art. Fixſterne). 13.

Sonnenbahn, ſ. Ekliptik.

Sonnenberg (Franz Anton Joſeph Ignaz Maria, Freiherr von), ein rühmlich bekannter deutſcher Dichter, wurde im Jahre 1779 zu Münſter in Weſtphalen geboren, entwarf ſchon auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt nach Klopſtock's „Meſſiade" den Plan zu dem Epos: „Das Weltende" (Wien 1801. 1 Bd.), welches eine regelloſe, kühne Anlage und eine oft ſchwülſtige, aber kräftige und edle Sprache charakteriſirt, widmete ſich alsdann dem Wunſche der Seinen gemäß dem Studium der Rechte, unternahm eine Reiſe durch Deutſchland, die Schweiz und Frankreich, worauf er ſich abwechſelnd, nur auf wenige Freunde beſchränkt, in Jena und in dem nahe gelegenen Drakendorf aufhielt. Während er hier ein zweites Epos: „Donatoa" ausarbeitete, entbehrte er oft Schlaf, Umgang, Speiſe und Erholung und führte durch dieſe körperliche und geiſtige Überſpannung ſeiner Kräfte am 22. Nov. 1805 ſeinen Tod, durch einen Sturz aus einem Fenſter in Jena, freiwillig herbei. Als Dichter nahm ſich S. Klopſtock zum Muſter, zeichnete ſich durch Erhabenheit der Gedanken, Kühnheit der Phantaſie, Kraft der Sprache und Innigkeit des Gefühls aus und würde gewiß Ausgezeichnetes geleiſtet haben, wenn er ſeine Geiſteskräfte harmoniſcher ausgebildet hätte und über ſeine geiſtige Natur zu größerer Klarheit gekommen wäre. Nach ſeinem Tode gab Gruber den „Donatoa" (Halle 1806. 2 Bde.), deſſen Stoff der Untergang der Welt iſt, nebſt einer ausführlichen Lebensbeſchreibung des Dichters, ſo wie ſeine übrigen „Gedichte" (Rudolſtadt 1809) heraus. 81.

Sonnencykel, ſ. Cyklus.

Sonnenfackeln nennen die Aſtronomen die auf der Sonne, gewöhnlich in der Nähe der Sonnenflecken anzutreffenden Stellen, die ſich durch ihr blendendes Licht vor dem übrigen Sonnengrunde auszeichnen und ſich gleichſam wie Lichtadern ausnehmen. 13.

Sonnenfels (Joſeph, Reichsfreiherr von), ein rühmlich bekannter deutſcher Schriftſteller, wurde 1733 zu Nikolsburg in Mähren geboren, erhielt ſeine Erziehung bei den dortigen Piariſten, trat in ſeinem 16. Jahre in den Soldatenſtand, ſtieg bis zum Unterofficier und eignete ſich nebenbei die franzöſiſche, italieniſche und böhmiſche Sprache an, ſtudirte hierauf nach Ablauf ſeiner Dienſtzeit in Wien die Rechte, nahm bei ſeinem Vater, einem Juden, Unterricht in der hebräiſchen und rabbiniſchen Sprache und wurde demſelben von der öſtreichiſchen Regierung als Interpret des Hebräiſchen an die Seite geſetzt. Um ſeine praktiſchen Kenntniſſe in der Rechtsgelehrſamkeit zu vermehren, unterſtützte er als Gehülfe einen Juſtizbeamten und beſchloß, da einige ſeiner deutſchen Aufſätze den öffentlichen Beifall gefunden hatten, ſich ausſchließlich der deutſchen Literatur zu widmen. Nachdem er hierauf einige Zeit die Stelle eines Rechnungsführers bei der ehemaligen Arcierengarde begleitet hatte, erhielt er 1763 die Profeſſur der Staatswiſſenſchaften an der Univerſität zu Wien und war ſeitdem unermüdet thätig, die Ausbreitung der deutſchen Sprache und die Aufklärung ſeines Vaterlandes zu befördern, wodurch er ſich freilich zahlreiche Feinde zuzog; allein andererſeits hatte er noch die Genugthuung, daß mehrere in ſeinen Schriften gemachte Vorſchläge von der öſtreichiſchen Regierung befolgt und namentlich die Abſchaffung der Folter von derſelben verordnet wurde. Obgleich ſeine Feinde ihn als Religionsſpötter und Majeſtätsverbrecher öfter verdächtig zu machen ſuchten, wurde er von der Kaiſerin Maria Thereſia dennoch zum Rathe, 1779 zum wirklichen Hofrathe bei der geheimen böhmiſchen und öſtreichiſchen Hofkanzlei und zum Beiſitzer der Studienhofcommiſſion ernannt und

1797 in den Reichsfreiherrnſtand erhoben. Er ſtarb am 26. April 1817. Seine „Geſammelten Schriften" (Wien 1783—1787. 10 Bde.) zeichnen ſich weniger durch die Neuheit der Ideen, als vielmehr durch die Freimüthigkeit aus, mit der er ſeine edlen, das Wohl der Menſchheit bezweckenden Anſichten bald mit Witz und Satyre, bald mit Ernſt und Nachdruck, aber ſtets mit Gediegenheit, Einfachheit und in gewandter Schreibart vorträgt. Bleibende Verdienſte um ſein Vaterland erwarb er ſich durch die Verbeſſerungen, welche er im Finanzweſen, der Polizei und peinlichen Rechtspflege durchzuſetzen wußte. Auch trug er weſentlich zur Einführung eines beſſern Geſchmacks auf dem deutſchen Theater bei. 81.

Sonnenferne und Sonnennähe, lat. aphelium et perihelium, ſind in der Aſtronomie reſp. diejenigen beiden Punkte einer Planeten- oder Kometenbahn, welche der Sonne unter allen übrigen Punkten der Bahn am Entfernteſten und am Nächſten ſtehen. — Beide Punkte zuſammen heißen die Apſiden und die ſie verbindende gerade Linie die Apſidenlinie. 13.

Sonnenfinſterniß, ſ. Finſterniß.

Sonnenflecken heißen die auf der Oberfläche der Sonne, gewöhnlich nur durch Fernröhre ſichtbaren, häufig größeren oder kleineren, meiſtens ſehr unregelmäßigen dunkelſchwarzen Flecken, die ringsum mit einem aſchgrauen, gewöhnlich überall gleichbreiten Rande eingefaßt erſcheinen. — In die Ehre der eigentlichen Entdeckung und Anerkennung der S. ſcheinen ſich Harriot und Joh. Fabricius (Friſius) ſeit dem 8. Dec. 1610 zu theilen; Chriſtoph Scheiner will ſie ſchon im März 1611, Galilei im Anfange deſſelben Jahres geſehen haben. Die S. ſcheinen nicht nur ihre Geſtalt, ſondern auch häufig ihren Ort auf der Sonnenſcheibe zu ändern, ſind zuweilen ſehr groß und ihr ſtetes Beiſammenſein mit den Sonnenfackeln, ſo wie ihr aſchgrauer Rand deutet offenbar auf einen gemeinſamen Urſprung derſelben. Denn oft ſieht man aus der Mitte dieſer Fackeln ſelbſt jene ganz ſchwarzen Flecken hervorbrechen, oder umgekehrt an den Stellen, wo eben ein Sonnenfleck verſchwunden iſt, eine Fackel entſtehen.— Alle Flecken entfernen ſich nur höchſt ſelten über 30° zu beiden Seiten des Sonnenäquators und erſcheinen, ſelbſt die von einer beträchtlichen Breite, ſehr ſchmal und wenn ſie ganz nahe an den Rand der Sonne kommen, nur wie eine ſchwarze Linie, ſo wie ſie im Gegentheile ſtets breiter werden, je weiter ſie ſich vom Sonnenrande entfernen. Sie ſcheinen ferner ſämmtlich faſt parallel unter einander von Oſten nach Weſten über die Sonnenſcheibe zu ziehen; eigentlich aber iſt ihre wahre Bewegung von Oſten nach Weſten gerichtet, wie ſie auch einem Auge im Mittelpunkte der Sonne vorkommen würde. Gewöhnlich bringt ein ſolcher Flecken 12—13 Tage zu, die uns ſichtbare Sonnenſcheibe zu durchwandern. Hierauf ſieht man ihn 14—15 Tage nicht; aber er kommt endlich, wenn er überhaupt ſo lange dauert, nach 27—28 Tagen ſeit der erſten Erſcheinung auf demſelben Punkte des öſtlichen Randes wieder hervor, um ſeinen zweiten Umlauf zu beginnen. Die Bahnen der Flecken erſcheinen gegen den 10. Juni und 10. Dec. als gerade Linien, an allen anderen Tagen des Jahres aber als Ellipſen, die ihre convexe Seite ein halbes Jahr gen Norden und eben ſo lange gen Süden gewendet haben und deren ſtärkſte Krümmung gegen den 10. März und gegen den 10. Sept. fällt. — Die einfachſte Beobachtungsart der S. iſt die an einem Äquatorial mit Kreismikrometer, womit man ſofort die Differenz der Rectaſcenſion und Declination des Fleckens und des Sonnenmittelpunktes erhält. In Bezug auf ihre Natur nimmt W. Herſchel eine dreifache concentriſche Umgebung des eigentlichen dunkeln Sonnenkörpers an. Die erſte Umgebung iſt die Lichthülle oder Photoſphäre, unter ihr die zweite, als ein durchſichtiges und ſehr elaſtiſches Medium, und unter dieſer Schicht die dritte, wolkenartige dunkle Schicht, die, von oben ſtark erleuchtet, das Licht in unſere Augen reflectirt und ſo jenen aſchgrauen Rand bildet, den wir zuweilen auf der Sonne auch ohne Flecken ſehen, wenn

nämlich nur die obere oder die beiden oberen Schichten durch irgend einen Zufall eine Öffnung oder einen Riß bekommen. Wenn aber dieſer Riß, wie es meiſtens geſchieht, ſich auch noch auf jene unterſte Schicht fortpflanzt, dann erblicken wir den ganzen ſchwarzen Kern der Sonne durch die Öffnung und um ſie herum die gedachte graue Einfaſſung, die alſo nichts als der Reflex des von dem obern Lichtmeere in die Öffnung eingedrungenen und von der unterſten Schicht wieder zu uns zurückgeworfenen Lichtes ſein ſoll. Andere minder wahrſcheinliche Meinungen hegen Wiedeburg, Hauſen, Bode, Wilſon, Schröter und Fiſcher. Noch können wir hier die ſehr verbreitete, aber bei Weitem noch nicht erwieſene Behauptung erwähnen, daß die S. einen bedeutenden Einfluß auf die Witterung haben ſollen. 13.

Sonnenjahr, ſ. Jahr.

Sonnenmikroſkop iſt ein Mikroſkop, durch welches mit Hülfe des Sonnenlichtes die Vergrößerung bewirkt wird. Es wird nämlich ein Zimmer ſo verſchloſſen, daß nicht der geringſte Lichtſtrahl eindringen kann; durch eine mit einer convexen Linſe verſehene Röhre wird nun ein Sonnenſtrahl, der durch einen außerhalb des Fenſters befindlichen Spiegel reflectirt wird, aufgefangen und dann durch eine zweite convexe Linſe weiter fortgeleitet und zuletzt auf eine in beſtimmter Entfernung ſtehende weiße Wand geworfen. Zwiſchen beiden Linſen befindet ſich der kleine zu betrachtende Körper, der durch die divergirenden Lichtſtrahlen nun ebenfalls an der weißen Wand, aber in anſehnlicher Größe dargeſtellt wird. 30.

Sonnennähe, ſ. Sonnenferne.

Sonnenorden. Dieſer perſiſche Orden, über welchen uns nähere Nachrichten fehlen, beſteht aus 2 Claſſen, hat eine goldene Sonne, über welcher ein Löwe ſchwebt, die Symbole der Reinheit und Kraft, zum Ordenszeichen und wird an einem rothen mit Perlen beſetzten Bande getragen. 77.

Sonnenrauch, ſ. Nebel.

Sonnenſtich, lat. ictus solis; fr. coup de soleil; engl. siriasis, heißt die ſchmerzhafte Einwirkung, welche entblößte den Sonnenſtrahlen ausgeſetzte Körpertheile durch dieſelben erhalten, indem ſich meiſt eine roſenfarbene Entzündung mit Bläschen und ſtechenden Schmerzen zeigt, was jedoch vorübergehend iſt; insbeſondere aber die Einwirkung der Sonnenſtrahlen auf den Kopf, welche ſich leicht zu Hirnentzündung entwickelt und vorzugsweiſe S. genannt wird. 30.

Sonnenſyſtem, lat. systema solare; franz. système solaire; engl. solar system, iſt im weitern Sinne eine Sonne mit allen um ſie laufenden Weltkörpern; im engern Sinne aber die Hypotheſe über die Anordnung und gegenſeitige Stellung unſerer Sonne, der Planeten, Monde und Kometen. Es gibt nun vorzüglich vier Sonnenſyſteme, das ptolemäiſche, ägyptiſche, copernicaniſche und das des Tycho de Brahe. — Ptolemäus (ſ. d. Art.) ſtellte in ſeinem Almageſt das nach ihm benannte S. auf, nach welchem die Erde in der Mitte von 7 concentriſchen Kreiſen oder Sphären ſteht. In dem kleinſten der Erde nächſten Kreiſe läuft der Mond, in dem nächſt größern Kreiſe Mercur, dann Venus, die Sonne, Mars, Jupiter und Saturn; über dem Kreiſe des Saturn ſtanden noch 4 andere concentriſche Kreiſe; in dem erſten derſelben bewegten ſich die Fixſterne, der zweite ſollte das Vorrücken der Nachtgleichen erklären, der dritte desgleichen, der vierte endlich, das primum mobile genannt, ſollte alle andern 10 kleineren Kreiſe mit ſich täglich von Oſten gen Weſten um die Erde führen, indeß zugleich jeder einzelne Planet in ſeinem Kreiſe in der entgegengeſetzten Richtung um die Erde zu laufen gezwungen ſei. Um aber auch die großen Ungleichheiten im Laufe dieſer Himmelskörper einigermaßen wenigſtens erklären zu können, nahm Ptolemäus noch die Epicykel (ſ. d. Art.) zu Hülfe. Dieſes Syſtem hat bis zum Anfange des XVI. Jahrh. geherrſcht. Mehrere Nachfolger des Ptolemäus in der alexandriniſchen Schule erkannten indeß ſchon das Fehlerhafte deſſelben, namentlich

in der Anordnung der beiden Planeten, Mercur und Venus. Sie nahmen daher zwar immer noch die Erde in der Mitte an, ließen um ſie ihr zunächſt den Mond, dann die Sonne ſich bewegen, dann aber um dieſe letztere den Mercur und die Venus in beſonderen kleineren Kreiſen laufen; Mars, Jupiter und Saturn endlich in noch größeren Kreiſen wieder um die ruhende Erde ſich fortbewegen. So entſtand das ägyptiſche S., welches aber nie ſehr ſich hat behaupten können. — Über das copernicaniſche S. ſ. Copernicus. — Bald darauf trat Tycho de Brahe mit ſeinem S. auf. Er ſtellte die Erde wie die Alten in die Mitte, ließ um ſie zunächſt den Mond und dann in einer größern Peripherie die Sonne laufen; dieſe letztere aber machte er zum beweglichen Centrum der kreisförmigen Bahnen aller übrigen Planeten, ſo daß folglich die ſämmtlichen Planeten unmittelbar um die Sonne und durch dieſe mittelbar um die Erde ſich bewegten. Aber auch dieſes Syſtem mußte bald dem copernicaniſchen Platz machen, durch welches die ganze Wiſſenſchaft der Aſtronomie eine neue Geſtalt gewann oder vielmehr erſt in den Stand geſetzt wurde, ihrer wahren Vollendung mit raſchem Schritte entgegenzugehen. Seit jener denkwürdigen Epoche erzeugte eine Kenntniß, eine Entdeckung die andere in ſtetem Fortgange bis auf unſere Tage. Es mag daher auch wenig menſchliche Wahrheiten geben, die ſich einer ſo großen Evidenz wie das copernicaniſche S. zu erfreuen haben, und weiter daran zu zweifeln hieße nur ſeine Unkenntniß des Gegenſtandes geſtehen. 13.

Sonnentafeln werden die von den Aſtronomen berechneten Tafeln genannt, aus welchen man für jede gegebene Zeit den Ort der Sonne in der Ekliptik oder, was daſſelbe iſt, die Stellung der Erde in ihrer Bahn genau beſtimmen kann. Solche S., denen die Elemente der Sonnenbahn zum Grunde liegen müſſen, haben La Hire, Lacaille, Delambre, von Zach, Piazzi und Carlini entworfen. Die letzten ſind die neueſten und, von Beſſel verbeſſert, die genaueſten. 13.

Sonnenuhren, ſ. Gnomon und Gnomonik.

Sonnenwenden oder Solſtitien heißen die beiden einander gegenüberſtehenden Punkte der Ekliptik (ſ. d. Art.), welche vom Äquator am Weiteſten entfernt ſind und von denen aus die Sonne bei ihrer ſcheinbaren Bewegung wieder rückwärts nach dem Äquator zu zu gehen ſcheint. Gemeiniglich benennt man aber auch die Zeit ſo, an welcher dieſes ſtattfindet, und unterſcheidet die Sommerſonnenwende (21. Juni) von der Winterſonnenwende (21. Dec.), bei deren erſterer bei uns der längſte, bei der letzteren der kürzeſte Tag iſt. 30.

Sonnenzeit, ſ. Zeit.

Sonntag, lat. solis dies; franz. dimanche; engl. sunday, der erſte Tag der Woche, iſt zugleich der wöchentliche Ruhe- und Feiertag der Chriſten, weil an einem ſolchen Chriſtus von den Todten auferſtand und der heilige Geiſt über die Jünger ausgegoſſen wurde. Daher wurde er ſchon von den erſten Chriſten als ein Freudentag neben dem jüdiſchen Sabbathe gefeiert, bis er endlich ausſchließlicher Feſttag ward, beſonders durch die Verordnungen Conſtantin's des Großen über ſeine Feier. Die Namen der Sonntage ſind theils hergenommen von den vorausgehenden großen Feſttagen, theils von den Anfangsworten der bibliſchen Lectionen nach der Vulgata, welche an den einzelnen Sonntagen vorgeleſen zu werden pflegten. 23.

Sonntagsbuchſtabe iſt derjenige Buchſtabe, welcher in einem gegebenen Jahre auf jeden Sonntag fällt, ſobald man die Tage dieſes Jahres, von dem erſten Januar anfangend, der Reihe nach und immer wiederholend durch die 7 Buchſtaben A, B, C, D, E, F, G bezeichnet. — Da ein gemeines Jahr 365 $= (52 \times 7) + 1$ Tage hat, ſo endet es ſich allemal mit dem nämlichen Wochentage, mit dem es anfing, woraus folgt, daß die Sonntagsbuchſtaben alle Jahre um eine Stelle rückwärts gehen. In Schaltjahren aber, die $366 = (52 \times 7) + 2$

Tage haben, bezeichnet man den 23. Februar und den nach ihm folgenden 24. als Schalttag mit demſelben Buchſtaben, nämlich mit E, damit die Ordnung der 7 Buchſtaben hierauf bis zum 31. December nicht weiter unterbrochen werde. Aus dieſer Urſache hat ein Schaltjahr zwei Sonntagsbuchſtaben, einen vor und einen nach dem 24. Februar, und folglich rückt auch in einem dem Schaltjahre nächſtfolgenden Jahre der S. um zwei Stellen rückwärts. — Der S. wird durch den Sonnencykel auf folgende Weiſe gefunden. Man addire (weil 9 Jahre vor Chriſti Geburt der Anfang des Sonnencykels begann) die Zahl 9 zur gegebenen Jahreszahl und dividire die Summe durch 28, ſo iſt der Reſt dieſer Diviſion der Sonnencykel, und mit ihm findet man dann den julianiſchen S. durch die Angaben 1. G, F; 2. E; 3. D; 4. C; 5. B, A; 6. G; 7. F; 8. E; 9. D, C; 10. B; 11. A; 12. G; 13. F, E; 14. D; 15. C; 16. B; 17. A, G; 18. F; 19. E; 20. D; 21. C, B; 22. A; 23. G; 24. F; 25. E, D; 26. C; 27. B; 28. A. — Für den gregorianiſchen Kalender iſt zwar der Sonnencykel mit dem julianiſchen einerlei, der S. aber wird für jedes Jahrhundert aus beſonderen Tabellen entlehnt. 13.

Sonntagsſchulen heißen die in der neueſten Zeit in vielen deutſchen Städten eingerichteten Anſtalten, in welchen des Sonntags diejenigen jungen Leute, welche noch mangelhafte Schulkenntniſſe beſitzen, in den zu ihren Geſchäften nothwendigen Gegenſtänden unterrichtet werden, ohne daß ihnen Zeit in den Wochentagen dadurch verloren geht. Sie ſind meiſt Freiſchulen und vorzüglich zur Weiterbildung der Handwerkslehrlinge beſtimmt. 30.

Sontag (Henriette), eine der ausgezeichnetſten Sängerinnen der deutſchen Bühne, ward 1808 zu Coblenz geboren und ſchon als zartes Kind von ihren Eltern, die ſelbſt Schauſpieler waren, für die Bühne beſtimmt, erhielt deßhalb ſchon in der früheſten Jugend gründlichen Unterricht im Singen und trat bereits in ihrem 5. Jahre in Frankfurt als kleine Salome im „Donauweibchen" auf, wo ihr der ungetheilteſte Beifall zu Theil wurde. Derſelbe ſteigerte ſich bei wiederholtem Auftreten faſt mit jedem Tage. Nachdem ſie im 9. Jahre ihren Vater verloren hatte, ging ſie mit ihrer Mutter nach Darmſtadt, von hier nach Prag, genoß daſelbſt den trefflichen Unterricht des Conſervatorium für Muſik und erſchien nun hier in ihrem 12. Jahre öfter auf der Bühne. Der rauſchende Beifall des Publicum und der bald darauf folgende Ruf verſchaffte ihr hierauf ein Engagement an der deutſchen Oper in Wien, woſelbſt ſie jedoch auch mit nicht weniger Auszeichnung in der italieniſchen Oper auftrat. Nach Auflöſung der italieniſchen Oper (1824) unternahm ſie ihre erſte Kunſtreiſe, auf der ſie namentlich als Roſine und Euryanthe hochgefeiert ward, und erhielt nebſt Mutter und Schweſter an dem neuen königſtädter Theater in Berlin ein Engagement. Bald ſprach man in der großen Reſidenzſtadt von nichts Anderm als von der reizenden Sängerin S. Alle Journale waren voll ihres Lobes, ja ſie ward ſelbſt dem bekannten Rellſtab Veranlaſſung zur Herausgabe eines Romans: „Die Sängerin Henriette". Indeß fanden ſich doch auch trotz des großen Beifalles, den ſie überall einerntete, ſpitzige Recenſentenfedern, woraus Streitigkeiten unter den Journaliſten und in Folge dieſer Unannehmlichkeiten für ſie ſelbſt entſtanden. Deſſenungeachtet aber wußte ſie ſich fortwährend die Gunſt des Publicum und des Hofes zu erhalten, ja ſie wurde ſogar königliche Hof- und Kammerſängerin. 1826 nahm ſie Urlaub, gab in Paris mit faſt beiſpielloſem Beifalle eine Reihe von Gaſtrollen und nahm nach kurzem Aufenthalte in Berlin (1827) ein zweijähriges Engagement in Paris an. Derſelbe ſtürmiſche Applaus ward ihr auch in London zu Theil, das ſie 1828 beſuchte und mit mehreren Gaſtvorſtellungen in der italieniſchen Oper erfreute. Allein hiermit und mit einem nochmaligen ſpätern Auftreten in Berlin ſchloß ſie ihre eigentliche Thätigkeit auf der Bühne, da ſie ſich noch 1828 mit dem Grafen von Roſſi, ſardiniſchem Geſandten im Haag, verheirathete. Ihre

letzte Rolle war in Berlin die Semiramis von Roſſini. Nur als Concertſängerin glänzte ſie dann in Petersburg und Moskau. Auf dem Rückwege von Rußland berührte ſie Hamburg, ging nach den Niederlanden und hat nun daſelbſt ein angenehmes häusliches Familienleben mit der dramatiſchen Laufbahn vertauſcht. Den ſo ausgezeichneten Ruf, den ſie ſich verſchafft hatte, verdankte ſie der Lieblichkeit, Klarheit, Reinheit, Fülle, Biegſamkeit und Eleganz ihrer Stimme, ſo wie ihr gutes Spiel und wohl nicht minder ihre körperliche Schönheit den Beifall des Publicum überall um ſo ſtürmiſcher machten. Ihre Hauptrollen waren: Donna Anna im Don Juan, Euryanthe, Roſine im Barbier von Sevilla, die Italienerin in Algier, Agathe im Freiſchütz, Sophie im Sargino ꝛc. 20.

Soolbäder ſind Bäder, welche in der natürlichen Salzſoole genommen werden und aus Kochſalz und in einer geringen Quantität darin enthaltenen Chrom und Jod beſtehen. Sie können bei allen größeren und kleineren Salzquellen angewendet werden und wirken auf den menſchlichen Körper trotz der Seebäder vortheilhaft. Sie werden vorzüglich bei Drüſenleiden aller Art, namentlich Skropheln, Leberleiden, Schleimflüſſen, Unregelmäßigkeit der Functionen der Unterleibsorgane, herpetiſchen Ausſchlägen ꝛc. angewendet. Die vorzüglichſten S. Deutſchlands ſind Köſen bei Naumburg, Schönebeck bei Magdeburg, Hall in Tyrol, Iſchl im kaiſerlich-königlichen Salzkammergute, Oldesloe in Holſtein ꝛc. 71.

Soor, ein böhmiſches Dorf im königsgrätzer Kreiſe, iſt merkwürdig geworden durch den Sieg, welchen Friedrich der Große während des zweiten ſchleſiſchen Krieges hier über die Öſtreicher erfocht. — Am 18. Sept. 1744 hatte der König von Preußen mit ſeinem Heere das Lager bei Jaromirs verlaſſen und daſſelbe bei Studenz aufgeſchlagen, während die Öſtreicher unter dem Prinzen Karl von Lothringen in dem vortheilhaften Lager bei Anjeſt den 19. und 20. die Wahl des neuen römiſchen Kaiſers, Franz's I., feierten. Um das frohe Ereigniß der Kaiſerwahl ſeines Bruders noch ſolenner zu feiern, nahm ſich der Prinz Karl vor, demjenigen eine Niederlage zu bereiten, der dieſer Wahl bisher ſo viele Hinderniſſe in den Weg gelegt hatte. Er folgte daher dem preußiſchen Heere, ſetzte ſich in den erſten Tagen zwiſchen Jaromirs und Schurz und ging von da nach Königshof. Die Poſition, in welcher der König von Preußen zu ſchlagen gezwungen ward, war in jeder Beziehung ſehr nachtheilig für ihn. Umgeben von den öſtreichiſchen leichten Truppen konnte er nicht die geringſte Bewegung vornehmen, die ſeinem Feinde unentdeckt geblieben wäre, und aus den entgegengeſetzten Urſachen blieb ihm Alles, was der Feind unternahm, verborgen. Überdieß litt das preußiſche Heer fühlbaren Mangel an Unterhalt. Zur Linken der preußiſchen Armee ſtand das Nadaſti'ſche Corps bei dem Wege von Liebenthal, zur Rechten das Deſöſti'ſche bei Wildſchütz, Frankin gegen Schatzlar, Trenk an der ſchleſiſchen Grenze unweit Braunau und Schönberg. Königshof lag nur 1½ Meile von der feindlichen Armee ab. In der öſtreichiſchen Armee wurde, um den König über den vorhabenden Angriff zu täuſchen, ausgeſprengt, daß man nach Arnau marſchiren werde, und als derſelbe dieß in Erfahrung brachte, ſo beſchloß er, einen Angriff der Öſtreicher durchaus nicht erwartend, dieſes Vorhaben zu vereiteln und ſeine Armee am 30. Sept. nach Trautenau aufbrechen zu laſſen. Indeß die öſtreichiſche Armee war bereits am 29. aus ihrem Lager bei Königshof aufgebrochen, die Nacht hindurch theils durch das Gehölz Königreich, theils durch die Wege, welche nach S. und Altenbruch führen, defilirt und ſtand mit Anbruche des Tages in voller Schlachtordnung vor dem Lager des Königs. Der rechte Flügel unter dem Commando der Generale Hohenembs, Balleyra und Kalkreuth lehnte ſich an Deutſch-Prausnitz, der linke unter Führung der Generale Fürſt von Lobkowitz, Königseck, Leopold, Daun und Hagenbach breitete ſich auf einer vortheilhaften Anhöhe gegen die Straße von Trautenau aus. Die preußiſche Cavallerie formirte ſich unter dem Kanonenfeuer der Öſtreicher mit unglaublicher Schnelligkeit und

Ordnung und marſchirte rechts ab, die Infanterie folgte ihr nach, ſo daß ſie einen Halbzirkel beſchrieb, deſſen convexe Seite den Öſtreichern zugekehrt war. 12 bis 15 Schwadronen unter Buddenbrock und Sohr trieben die öſtreichiſche Cavallerie von einer ſteilen Anhöhe hinab und warfen dieſelbe auf die dahinter ſtehende Infanterie, ſo daß dieſe in die größte Unordnung kam. Eine große Batterie des öſtreichiſchen linken Flügels ward nach wiederholten Angriffen preußiſcher Seits genommen und in Folge deſſen der ganze linke Flügel der Öſtreicher von den Anhöhen vertrieben. Das Centrum und der linke Flügel, den der König bis dahin noch zurückgehalten hatte, rückte nun ebenfalls vor. Die preußiſche Schlachtordnung fand überall einen entſchloſſenen Feind, der bereit war, jeden Fuß breit Terrain ſtreitig zu machen; indeß die Tapferkeit der preußiſchen Truppen ſiegte und dieſe warfen den Feind auf der ganzen Linie mit bedeutendem Verluſte nach fünfſtündigem Kampfe zurück. Bei S. fochten 18000 Preußen gegen 40000 Öſtreicher und dieſer Sieg bleibt ſtets einer der ſchönſten und herrlichſten Siege Friedrich's; Kenner haben ihn dem Siege von Leuthen an die Seite geſetzt. 61.

Sophisma, ſ. Schluß (unter Urtheil).

Sophiſt (σοφιστής) iſt eine Benennung, welche in der Geſchichte der griechiſchen Bildung eine wichtige Rolle ſpielt, deren Bedeutung, Urſprung und Umfang jedoch mancherlei Zweifeln unterliegt. Urſprünglich mochte wohl σοφιστής gleichbedeutend mit σοφός ſein, von dem es abſtammt, alſo einen klugen, geſchickten Mann bedeuten, zumeiſt in Beziehung auf praktiſche Fertigkeiten. In dieſer ehrenvollen Bedeutung findet es ſich z. B. von den ſogenannten 7 Weiſen gebraucht, ferner von Künſtlern, Heerführern ꝛc. Weiterhin mochte man wohl zwiſchen σοφός und σοφιστής ſo unterſcheiden, daß letzteres den Begriff der Mittheilung, Lehre jener Fertigkeiten (σοφία) einſchloß, der S. wurde ein Lehrer der Weisheit. Der Bildung jener Zeit (der nachſoloniſchen) ſo wie dem ganzen griechiſchen Geiſte nach ſcheint es am Glaubwürdigſten, daß dieſe hauptſächlich die politiſche Fertigkeit geweſen ſei, die Bekanntſchaft mit den öffentlichen Geſchäften und die Kunſt der Rede, für welche bei vorgeſchrittener Entwickelung und Verzweigung des Staatslebens beſonderer Unterricht nöthig ſchien. Aus gleichem Grunde war Athen, welches dieſes Leben in der reichſten Entfaltung enthielt, von früher der Hauptſitz dieſer Weisheitslehrer, von denen aus der frühern Zeit nur Mneſiphilus und Damon genannt werden. Die ſpeculative Weisheit oder die Philoſophie lag ganz außer ihrem Bereiche. — Je mehr nun aber die politiſchen Zuſtände von den einfachen zu den verwickeltſten Verhältniſſen übergingen, je mehr Bewegung und allſeitige Regſamkeit in die Staatsverwaltung kam, deſto mehr mußte auch die Macht des Gemeingeiſtes ſchwinden und dem Talente und Geiſte der Einzelnen ſich unterordnen. Die Perſönlichkeit, die ſubjective Fähigkeit und Gewandtheit, aber auch der ſubjective Zweck und Vortheil machte ſich geltend; der Staat war nicht mehr das Lebenselement, in welchem Jeder webte, ſeine Perſönlichkeit ganz an ihn hingebend; ſondern er war der Stoff, dem Jeder ſeine Form aufprägen, aus dem Jeder für ſeine Bereicherung oder für ſeine Macht und Ehre Etwas gewinnen wollte. Natürlich wurde nun auch die Norm der politiſchen Thätigkeit des Einzelnen und demzufolge auch die Norm der Vorbildung für dieſe Wirkſamkeit eine ganz ſubjective; auf das Allgemeine, Objective, auf Recht und Wahrheit, auf das Geſammtwohl kam es dabei nicht an. Dieſem Geiſte ihrer Zeit nun dienten auch die ſpäteren Sophiſten (um die Mitte des V. Jahrh. v. Chr.) und begünſtigten ihn ſelbſt wohl. Konnte doch Niemand bei dieſer Verkehrtheit der Geſinnung mehr gewinnen, als ſie. Ihre marktſchreieriſchen Verſprechungen, einen Jeden zum vollkommenen Redner und Staatsmanne zu bilden, jede ſchlechte Sache durch ihre Künſte ſiegen zu machen, jeden Proceß vor Gericht zu gewinnen, kurz, Alles durchzuſetzen, was Vortheil brachte, lockten die reichen und vornehmen Jünglinge in Maſſe an, denen

ſie für vieles Geld ihren unſchätzbaren Unterricht ertheilten. So zogen ſie durch die griechiſchen Städte, prunkende Reden haltend, für und wider dieſelbe Sache, und mit ihrem Scheinwiſſen, ihren Trugſchlüſſen und leeren Spitzfindigkeiten die Jugend verführend, die ſich ihnen hingab; ſo erwarben ſie ſich Anhang, Anſehen, politiſchen Einfluß, vor Allem ungeheure Reichthümer, indem ſie die verderbte Zeit ihrer Klugheit dienſtbar zu machen wußten. Ihr Hauptſitz blieb aber immer Athen, deſſen vielſeitige, elegante, aber flache und nur auf den Schein berechnete Bildung, deſſen politiſche Wechſelzuſtände in ihnen vollkommene Repräſentanten fanden. — Wie alles Allgemeingültige, der Zufälligkeit und dem Wechſel ſubjectiver Meinung und Überredung Widerſtand Leiſtende, ſo war dieſen Sophiſten auch die objective, philoſophiſche Wahrheit zuwider, wie ſie die Schulen lehrten, und, weil ſie denn doch auch darüber, als über einen Gegenſtand der allſeitigen Bildung, Rechenſchaft geben mußten, ſo konnten ſie nur abſprechend, zweifelnd, widerlegend ſich darüber äußern, wobei ſie überdieß ſicher waren, weit eher ihren Scharfſinn zeigen und den Beifall der flüchtigen Jugend gewinnen zu können, als wenn ſie ſich in tiefere Erörterungen eingelaſſen hätten. Auch bot der damalige Stand der Philoſophie ihrem Scharfblicke bedeutende Blößen, die ſie mit Geiſt zu benutzen verſtanden. So ſtellten ſie eine vollkommene Skepſis (ſ. d. Art.) gegen alle objective Wahrheit auf, nur die ſubjective Gültigkeit und Anwendung eines Begriffes oder Ausſpruches anerkennend. Sokrates (ſ. d. Art.), der zuerſt ihr verderbliches Treiben durchſchaute und bekämpfte, brachte ihr Geſchäft und ihren Namen in üblen Ruf; die Bekenner wahrer Weisheit wollten nicht mehr den anrüchigen Namen tragen und nannten ſich **Philoſophen**; der S. war jetzt nur ein dünkelvoller, unwiſſender, aber mit einem Scheinwiſſen prahlender, ränkeſüchtiger, in Trugſchlüſſen und läppiſchen Spitzfindigkeiten gewandter Irrlehrer; und in dieſer üblen Bedeutung iſt das Wort auf unſere Zeiten gekommen und **ſophiſtiſch**, **Sophisma**, **Sophiſtik** ſind gleichbedeutend mit **betrügeriſch**, **Trugſchluß**, **Scheinweisheit**, wobei man freilich nicht an die gewiß nicht verächtlichen Talente der Sophiſten, ſondern nur an den Mißbrauch, den dieſelben davon machten, denkt. Die berühmteſten unter den Sophiſten aus dem V. Jahrh. ſind **Gorgias** aus Leontium in Sicilien, **Protagoras** aus Abdera, **Prodikus** von Julis auf der Inſel Keos, **Hippias** aus Elis, **Thraſymachus** von Chalcedon, **Polus** von Agrigent, **Kallikles** von Acharnä, **Euthydemus** aus Chios, **Diagoras** von Melos ꝛc. — Später kam der Name wieder zu Ehren und bezeichnete einen Gelehrten, der in der Beredſamkeit und anderen Wiſſenſchaften, ſelbſt der Philoſophie, Unterricht ertheilte, dergleichen es unter den römiſchen Kaiſern in den meiſten Hauptſtädten des Reiches gab. Hier war ihre Beſchäftigung freilich nicht mehr jene vielgewandte, ſo bedeutſam ins Leben eingreifende, ſondern eine rein gelehrte Behandlung der damals ſchon dem Leben entfremdeten, auf die Schule und das abſtracte Studium gewieſenen Wiſſenſchaften. Auf dieſe ſpäteren Sophiſten beziehen ſich die Lebensbeſchreibungen des Philoſtratus und Eunapius. — Über die früheren ſind Plato, Xenophon, Iſokrates und andere ſokratiſche Schriftſteller die nächſten, freilich nicht ganz ſicheren Quellen; wenigſtens fällt ihnen wohl Übertreibung in ihren verunglimpfenden Schilderungen zur Laſt. — Vergl. **Jo. Geo. Walchii** „Diatr. de praemiis vet. sophistarum etc.“ (in deſſen „Parerg. acad. p. 103 et ibid. 367“); **Jac. Geelii** „Hist. crit. sophistarum etc.“ (in „Nov. actt. litt. soc. rhenotraj. T. II. 1823“); **Meiners'** „Geſchichte der Wiſſenſchaften in Griechenland und Rom“ (Bd. 2. S. 227); **Milhauseri** „Diss. de sophistarum graecorum origine“ (Lips. 1834. 4.). 80.

Sophokles, der größte tragiſche Dichter des griechiſchen Alterthums, ward geboren zu Kolonos bei Athen 497 v. Chr., ſtammte aus einer ziemlich wohlhabenden Familie (ſein Vater, **Sophilos**, war entweder ein Maurer oder ein Schmied),

war von ungewöhnlicher Schönheit, entwickelte ſchon in ſeiner früheſten Zeit ein ſeltenes Talent und erhielt deßwegen eine um ſo ſorgfältigere Erziehung. Namentlich aber waren es Muſik und Orcheſtrik, die ſeinem kühn aufſtrebenden Geiſte zuſagten. Wie weit er es auch in kurzer Zeit ſchon gebracht hatte, beweiſt, daß er bereits 480 nach der Schlacht bei Salamis als ein Jüngling von ungefähr 16 Jahren bei der Aufführung des Siegspäans als Chorführer um die Siegstropäen tanzte, da man nicht blos ſeiner Schönheit, ſondern auch ſeiner Geſchicklichkeit halber ihm öffentlich dieſe Ehre übertragen hatte. Durch dieſe öffentliche Anerkennung ſeiner Leiſtungen angefeuert ſchritt er muthig auf der einmal betretenen Bahn fort, beſchenkte ſeine ſchauluſtigen Mitbürger bald mit mehreren Meiſterwerken der tragiſchen Dichtkunſt und ward in kurzer Zeit durch ſeine Poeſien der gefeierte Liebling des athenienſiſchen Volkes, ſo daß er im Jahre 441, wie es heißt, um ihn für die Aufführung ſeiner „Antigone" zu belohnen, mit Perikles zum Feldherrn gegen die aufrühreriſchen Samier ernannt wurde, ſoll aber in dieſem Feldzuge gegen Samos weder Muth noch Umſicht gezeigt haben. Indeß ſchmälerte dieß ſeinen Dichterruhm nicht und ſeine Poeſien wurden, als er aus dieſem Feldzuge nach Athen zurückgekehrt war, mit eben ſo ſtürmiſchem Beifalle empfangen wie vorher. Nur ſein Alter wurde, wenigſtens auf eine kurze Zeit, getrübt durch einen undankbaren Sohn, Namens Jophon, der aus Habſucht ſeinen alten Vater des Wahnſinns beſchuldigte und in einer öffentlich vorgebrachten Klage ſich beſchwerte, daß in dieſem geiſtigen Zuſtande ſein Vater ſein Vermögen nicht verwalten könne. Der alte S. wählte zu ſeiner Vertheidigung einen eigenthümlichen Weg, er las ſeinem Richter ein Stück ſeines „Ödipus auf Kolonos" vor und wurde ſogleich gänzlich losgeſprochen. Nachdem er mehrmals die ehrenvollſten Aufforderungen auswärtiger Könige, an ihren Hof zu kommen, abgelehnt hatte, ſoll er nach Einigen, aus Freude über einen bei den muſiſchen Spielen zu Olympia davon getragenen Sieg, nach Anderen am Genuſſe einer Weinbeere, nach noch Anderen beim Vorleſen ſeiner „Antigone" geſtorben ſein (406 v. Chr.). Von weit größerer Bedeutung aber als ſeine Lebensverhältniſſe ſind des S. Leiſtungen als Dichter und namentlich als Tragiker im Vergleiche zu ſeinen Vorgängern und Nachfolgern in dieſer Dichtungsart. Obgleich Schöpfer der Tragödie mußte Äſchylus doch bald nach des S. erſtem Auftreten dieſem weichen und ſchon 471 wurde bei Gelegenheit einer öffentlichen Feierlichkeit dem S. der Preis vor dem Äſchylus zuerkannt. Der Hauptgrund von des S. vorzüglicheren Leiſtungen lag unſtreitig in der Zeit, in welcher er lebte, und deren Charakter er tiefer aufgefaßt hatte, als Äſchylus. Es galt im Sinne der freien, regſamen perikleiſchen Zeit zu dichten, im Geſchmacke eines feingebildeten Volkes, dem alle Ariſtokratie und Monarchie verhaßt war, und deſſen Beifall nicht mehr durch ſchrecken- und grauſenhafte Scenen (wie bei Äſchylus), ſondern nur durch ächt tragiſche Darſtellung, durch wahre und treue Charakterzeichnungen und durch Hervorhebung des Rührenden, wodurch das Gefühl der Einzelnen rege gemacht wurde, gewonnen werden konnte. Wie vollkommen dieſen Anforderungen S. entſprach, wie er dieſelben durch kunſtvollere Anordnung und Entwickelung der Handlung, durch Schilderung von Charakteren, die durch ihren moraliſchen Adel ſich über das Schickſal zu erheben vermögen, ferner in formeller Hinſicht durch die Beſchränkung des Chors in ſeiner Ausdehnung und durch Erweiterung des Dialogs, der bei Äſchylus noch matt iſt, bei S. aber durch die Einführung der dritten redenden Perſon in größerer Thätigkeit hervortritt, und endlich durch die Einführung der weißen Kothurnen und überhaupt durch Vervollſtändigung des ganzen Theaterweſens erreichte, ſpringt dem Leſer faſt auf jeder Seite der ſophokleiſchen Tragödien hervor. Und eben dadurch, daß er durch die Tiefe des Gefühls ſeine Zuſchauer feſſelte, durch die hohe Würde, mit der er die zu beſchreibenden Handlungen ſich entwickeln läßt, ſie begeiſterte, und daß er es verſtand, bei einer claſſiſch einfachen Sprache

auch ächt poetiſch zu ſein, ward S. mit Recht der gefeiertſte Dichter des athenienſiſchen Volkes. Die Alten hatten unter S.'s Namen mehr als hundert Stücke, jedoch ließen ſich dieſelben ſchon frühzeitig nicht alle als ächt erweiſen. Von allen haben ſich leider nur 7 vollſtändig erhalten; es ſind dieß: „Αἴας μαστιγοφόρος“ (der geißeltragende Ajax), „Ἠλέκτρα“ (Elektra), „Οἰδίπους τύραννος“ (der König Ödipus), „Ἀντιγόνη“ (Antigone), „Οἰδίπους ἐπὶ Κολωνῷ“ (Ödipus auf Kolonos), „Τραχίνιαι“ (die Trachinierinnen) und „Φιλοκτήτης“ (Philoktet). Von anderen Poeſien des S. haben wir theils nur noch dürftige Fragmente, theils und zwar von den meiſten nur noch die Namen. Das Bruchſtück einer des S. Namen als Verfaſſer tragenden Tragödie: „Klytämneſtra" iſt anerkannt unächt. Die vorzüglichſten Ausgaben des S. ſind: Ed. princ. (bei Aldus 1502. 8.), von Adrian. Turnebus (Paris 1553. 4.); Joach. Camerarius (1568. 8.); Guil. Canterus (Antwerp. 1579. 12.); Jo. Capperonnier und Jo. Franc. Vauvilliers (1781. 2 Bde. 4.); Brunck (Straßb. 1786. 2 Bde. 4. und 4 Bde. 8.); Musgrave (Oxford 1800. 2 Bde.); Erfurdt (Leipz. 1802—1811. 6 Bde.); eine kleinere Ausgabe (Leipz. 1809, fortgeſetzt von Gottfr. Hermann); von Schäfer (Leipz. 1810), Bothe (Leipz. 1806); Schneider (Weim. 1823—1827), Wunder (1825), Elmsley (Leipz. 1827. 8.), F. Nevius (Leipz. 1831. 8.), außer einer Menge trefflicher Ausgaben einzelner Stücke. Vergl. Leſſing, „Leben des Sophokles" (in deſſen vermiſchten Schriften Thl. XIV. S. 253 ff.) und Karl Wilh. Lange, „Comment. de Sophoclis vita“ (Hal. 1833.. 8.). 20.

Sophonisbe, ſ. Maſiniſſa.

Sophron, ein alter griechiſcher Dichter, aus Syrakus gebürtig, lebte um 420 v. Chr. und ſchrieb im doriſchen Volksdialekte und in rhythmiſcher Proſa: „Μίμους ἀνδρείους καὶ γυναικείους“, d. i. dialogiſche Darſtellungen von Charakteren, Lebensweiſen, Sitten und Gebräuchen, und gilt für den eigentlichen Schöpfer der Kunſtform in dieſer Dichtungsart. Dieſe Mimen waren größtentheils launigen Inhalts, rein aus dem Volksleben gegriffen und geben treu die Rede des gemeinen Mannes wieder. Sie wurden ſchon im Alterthume hochgeſchätzt und namentlich ſoll Plato ſie ſo gern geleſen haben, daß er dieſelben des Nachts ſich unter den Kopf legte und befahl ſie ihm mit in das Grab zu geben. Die Fragmente, die ſich davon erhalten haben, ſind geſammelt von C. J. Blomfield im „Classical Journal“ No. VIII. p. 380 sqq.; vollſtändiger im „Mus. crit.“ (Cantabr. T. II. pag. 340 sqq. 559 sqq.). Vergl. Fabric. Bibl. Graec. Tom. III. pag. 493 und außerdem Gfr. Hermann ad Aristot. Art. poet. pag. 93 sq. und Otfr. Müller, „Die Dorier", Bd. II. S. 360 ff. 20.

Sopran, gleichbedeutend mit Diſcant, franz. dessus; ital. soprano, iſt die höchſte der vier Hauptſtimmen, in die man die menſchliche Stimme einzutheilen pflegt. Den S. rein und voll zu ſingen, ſind nur Frauenzimmer, Knaben (bis ins 14.—15. Jahr) und Caſtraten (daher auch oft Sopranos oder Sopraniſten genannt), nur höchſt ſelten Leute von vorgeſchrittenerem Alter im Stande. Eingetheilt wird der S. in hohen und tiefen; erſterer reicht vom eingeſtrichenen c bis zum zweigeſtrichenen a, letzterer (ital. mezzo soprano, franz. pas-dessus genannt) vom ungeſtrichenen a bis zum zweigeſtrichenen e odet f. Indeſſen ſind nur die tiefen Töne des S. ächte Bruſttöne, daher dieſe auch weit länger gehalten werden können, als die höheren, die das Gehör wohl überraſchen, nicht aber entzücken und nicht für ſanfte mit Ausdruck anzuhaltende Stellen, ſondern nur für raſche, künſtliche Paſſagen zu verwenden ſind. Auch geht nicht ſelten bei der großen Anſtrengung, welche die Hervorbringung der höheren Töne nöthig macht, die Anmuth der Mitteltöne, die von weit größerer Wichtigkeit ſind, verloren. In vollſtimmigen Tonſtücken führt übrigens der S. die Hauptſtimme, die in der Inſtrumental-

muſik von der erſten Violine, bei Blasinſtrumenten von der Flöte oder Clarinette dargeſtellt wird. 20.

Soranus, heißen mehrere berühmte Ärzte, unter denen der berühmteſte ein griechiſcher Arzt aus Epheſus war, der erſt zu Alexandria und dann zu Rom unter Trajan und Hadrian lebte und wegen ſeiner Geſchicklichkeit in großem Anſehn ſtand. Er war Methodiker und brachte dieſe Schule zu großem Anſehn. Von ſeinen Schriften iſt keine auf uns gekommen. — Von einem andern S., ebenfalls aus Epheſus, der aber viel ſpäter als der vorige lebte, beſitzen wir nichts als ein Fragment: „De vita Hippocratis“ und einige Bruchſtücke aus ſeinen Büchern „De morbis mulierum“. Endlich gibt es noch einen S. mit dem Beinamen Mallotes, weil er aus Mallos in Cilicien gebürtig war. 39.

Sorben (Sorabi), ein zu den Wenden gehöriger, in früheren Zeiten äußerſt mächtiger Stamm der deutſchen Slawen, ſind wahrſcheinlich die Servii des Ptolomäus und Plinius und der Name mag von Srp (Sichel) und srbiti (mähen) hergeleitet werden; denn die S. traten entſchieden als ackerbauendes Volk hervor. In der Geſchichte traten die deutſchen S. zuerſt im Jahre 527 n. Chr. bei der Zerſtörung des Königreichs Thüringen auf, als ſie von den Sachſen einen Theil des Landes dieſſeits der Elbe gegen Zins eingeräumt erhielten. Im Jahre 571 wurden ſie den Avaren zinspflichtig und machten ſich erſt 626 von dieſer Unterthänigkeit los, wie ſie ſich auch zu derſelben Zeit der fränkiſchen Oberhoheit entzogen. Dieſer Schritt indeſſen führte unabläſſige Kriege mit allen Beherrſchern Deutſchlands herbei. Ihre ganze folgende Geſchichte enthält nur eine Reihe Empörungen gegen die fränkiſchen und deutſchen Könige, die aber gewöhnlich ſchnell unterdrückt wurden, bis endlich König Heinrich I. (ſ. d. Art.) das ganze Sorbenland unterwarf, indem er einen Stamm nach dem andern angriff. Es gehörten damals folgende Stämme zu den Sorben: die Siusler, welche in der ſpäteren Grafſchaft Brehna, einem Theile von Landsberg, wohnten; die Serimunder, die die Gegend von Zerbſt inne hatten; die Koloelizer, welche Bernburg und Köthen beſaßen; die Daleminzier deren Sitze das nachherige Stift, Burggrafthum und Markgrafthum Meißen nebſt der Gegend um Mühlberg und Strehla waren; die Luſitzi, die in der heutigen Niederlauſitz wohnten; die Milziener, welche in der Gegend von Görlitz hauſten; die Niſaner, welche das Land um Wolkenſtein, Schwarzenberg, Portenſtein, Frauenſtein u. ſ. f. inne hatten; die Bewohner des Gaues Selpuli, der bei Bautzen lag, und die des Gaues Zorawe, welcher die Gegend von Sorau in ſich begriff. Alle dieſe Stämme hatten Städte, Flecken und Feſtungen, trieben Ackerbau, Handel, Handwerke und Viehzucht und waren in gewiſſe Gerichtsbezirke (Zupanien) vertheilt, die wieder in Gaue zuſammentraten. Ihre Verfaſſung war verſchieden, bald eine Erb=, bald eine Wahlmonarchie. — Doch waren die S. auch jetzt noch nicht ganz gedemüthigt worden, ſo hielt es um ſo ſchwerer, ſie zum Chriſtenthume zu bekehren. Nur einzelne Kirchen und Klöſter vermochte man zu gründen, bis endlich zu Weihnachten 968 die drei erſten Biſchöfe des Sorbenlandes zu Magdeburg geweiht wurden, nämlich für die Städte Meißen, Merſeburg und Zeitz, ſeit welcher Zeit auch die weltlichen Herren ſich die Bekehrung ihrer Unterthanen ſehr angelegen ſein ließen, und ſo mußte das Chriſtenthum, mindeſtens äußerlich, wohl immer mehr und mehr feſten Fuß faſſen. Am längſten hielt ſich das Heidenthum jenſeits der Elbe. Hier waren noch 1193 Heiden, wie Papſt Cöleſtin klagt. Endlich aber geſchah es, daß alle Sorben nach und nach mindeſtens äußerlich die Glaubenslehren ihrer Väter verließen und nur in ihren Sitten und Gebräuchen Vieles beibehielten, was auf ihr Heidenthum zurückgeht. Durch die Errichtung der Markgrafſchaften aber und der Biſthümer ward die Eroberung des Sorbenlandes vollendet; die S. treten immer mehr und mehr aus der Geſchichte zurück und erſcheinen ſeit dem XI. Jahrh.

als ſo völlig dem deutſchen Reiche einverleibt, daß ſie niemals mehr davon getrennt wurden. 82.

Sorbet auch Tſcherbet genannt, iſt ein gewöhnliches Getränk der Orientalen, das aus der Vermiſchung ſäuerlicher Früchte mit Zucker, Limonenſaft, Roſenwaſſer und Ambra entſteht, hingegen von dem gemeinen Türken aus einem abgeſüßten, über geſtoßene Roſinen gegoſſenen Waſſer bereitet wird. Der S. gibt in heißen Sommern ein ſehr kühlendes Getränk ab, doch kann daſſelbe, unvorſichtig genoſſen, durch die Reaction, welche auf eine heftige Kälte folgt, Magenentzündung verurſachen und bei andern Individuen wieder, nach der Mahlzeit genoſſen, die Verdauung hindern, indem es den zur Verdauung nothwendigen Grad des Reizes im Magen vermindert. 14.

Sorbonne, ſ. Paris und Univerſitäten.

Sorel (Agnes), ſ. Agnes Sorel.

Sorītes, ſ. Urtheil.

Sotzmann (Daniel Friedrich), Kriegsrath und Geograph der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, wurde am 13. April 1754 zu Spandau geboren, zeigte ſchon in ſeiner Jugend viel Anlage zur Zeichnen- und Schönſchreibekunſt, erwarb ſich durch eifriges Studium gründliche Kenntniſſe in der Mathematik, dem Feldmeſſen, der bürgerlichen und Kriegsbaukunſt und bildete ſich darauf in Berlin noch mehr praktiſch aus. Nachdem er 1773 zum Conducteur bei der königlichen Immediatbaucommiſſion in Potsdam ernannt worden war, 1779 eine Anſtellung bei der Generaltabaksadminiſtration in Berlin gefunden hatte und 1787 als geheimer Secretair und Calculator an das Ingenieurdepartement des Oberkriegscollegium verſetzt worden war, trat er 1826 mit dem Genuſſe einer Penſion außer Dienſte. Schon 1785 hatte er durch ſeine Darſtellung der Länder am ſchwarzen Meere (45—56° L. und 42—49° Br.) die Stelle eines Geographen an der Akademie der Wiſſenſchaften erhalten. Als zeichnender Geograph erwarb er ſich durch Anfertigung eines Grundriſſes von Danzig, ſo wie vortrefflicher Specialcharten der märkiſchen, magdeburgiſchen, weſtphäliſchen und polniſchen Provinzen des preußiſchen Staates und durch die Atlaſſe zu Büſching's Geographie und Ebeling's Fortſetzung derſelben große Verdienſte, unter denen ſich beſonders die Charte von Deutſchland in 16 Blättern auszeichnet. Außerdem beſitzen wir von ihm Charten über die ſeit 1803 eingetretenen politiſchen Veränderungen, Segmente zu drei Erdgloben, deren größter $1\frac{1}{2}$ pariſer Fuß im Durchmeſſer (Nürnb. 1810) beträgt, mehrere Atlaſſe und Generalcharten zum Theil für den Schulgebrauch und viele einzelne Charten und Pläne zu Reiſebeſchreibungen, Kalendern ꝛc. Beſonders verdanken ihm die deutſchen Landcharten in Bezug auf Deutlichkeit, Schönheit und zweckmäßige Vertheilung der Schrift weſentliche Verbeſſerungen, wodurch ſie den Arbeiten der Franzoſen und Engländer gleichgeſtellt werden können. 81.

Soubiſe (ſpr. Subihs), (Karl von Rohan, Prinz von), Marſchall von Frankreich, geb. 1715, ward 1734 Capitain der Gensd'armerie und begleitete Ludwig XV. als Adjutant in den Feldzügen von 1744—1748. 1746 nöthigte er Mecheln zur Capitulation, weßhalb er 1748 zum Marſchall de Camp und 1751 zum Gouverneur von Flandern und Hennegau ernannt wurde. Als Günſtling der Marquiſe von Pompadour erhielt er beim Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges das Commando über ein Corps von 24000 Mann, welches jedoch von der franzöſiſchen Hauptarmee unter dem Marſchall d'Eſtrées abhängig ſein ſollte. Da ſein Ehrgeiz dadurch tief gekränkt ward, trennte er ſich von der Hauptarmee, eroberte Weſel, vereinigte ſich mit der deutſchen Reichsarmee und wollte nun Sachſen von den Preußen ſäubern. Er hatte (Mitte Sept. 1757) Gotha erreicht und wollte ſich, daſelbſt mit ſeiner Generalität und 8000 Mann angekommen, von

den Beſchwerlichkeiten des Marſches erholen. Da erſchien aber Seydlitz plötzlich mit 1500 Mann Cavallerie vor den Thoren Gothas und verſetzte den Prinzen mit ſeinen Begleitern in ſolches Schrecken, daß ſie beſtürzt mit ihren Truppen aus der Stadt flohen. Aber im Vertrauen auf ſeine zweimal ſtärkere Armee als die unter Friedrich's II. eigenem Commando bei Roßbach entgegenſtehende, gedachte S. dieſen zu ſchlagen, erlitt aber bei der am 4. Sept. erfolgten Schlacht eine völlige Niederlage, die in wilde Flucht ausbrach. Trotz dieſes Unglücks im Felde ward er im folgenden Jahre Staatsminiſter, erhielt ein abermaliges Commando, focht mit Glück gegen die Heſſen, ſiegte bei Lutternberg (10. Oct. 1758) und erhielt deßhalb, obgleich an dieſem Siege der Herzog von Broglio den größten Antheil hatte, den Marſchallſtab. Nach dem Frieden (1763) kehrte er mit Spottgedichten überhäuft nach Paris zurück, arbeitete längere Zeit im Cabinet und ſtarb am 4. Juli 1787. 25.

Soult (ſpr. Suhl) (Nicolas Jean de Dieu), Herzog von Dalmatien, Marſchall und Pair von Frankreich, geb. am 29. März 1769 zu St.-Amans im Departement Tarn, wo ſein Vater als Landmann lebte, trat 1785 als gemeiner Soldat in das 23. Infanterieregiment, ward 1791 Unterlieutenant eines Grenadierbataillons am Oberrheine und zeichnete ſich als Capitain in dem Feldzuge 1793 bei Erſtürmung der weißenburger Linien aus, ward Oberſt und Brigadegeneral unter Lefebvre, befehligte unter Kleber den linken Flügel in der Schlacht bei Altenkirchen (4. Juni 1796), befand ſich dann bei der Belagerung von Luxemburg, drang über den Rhein und Main und that Wunder der Tapferkeit, beſonders als Bernadotte vom Erzherzoge Karl geſchlagen worden war (3. Sept.). Er hatte unter Jourdan mit gewohnter Tapferkeit beim Wiederausbruche des Krieges mit Öſtreich gefochten (1799), als er, zum Diviſionsgenerale ernannt, den Aufruhr im Canton Schwyz tilgte, Uri und Unterwalden unterwarf; Frauenfeld und Winterthur, ſo wie Montenotte, Saſello, Gropaſto, Ponte-Jvrea u. a. O. waren Zeugen ſeiner Tapferkeit. 1800 zog er mit Maſſena nach Italien, wo er den rechten Flügel befehligte und Genua vertheidigte. Ungeachtet es dem franzöſiſchen Heere an Kriegsbedarf und Lebensmitteln fehlte, ſo ergab er ſich doch nicht den Oeſtreichern unter Bellegarde, der ihn wiederholt aufforderte; unter fortwährenden Kämpfen verſuchte er den Rückzug, wurde endlich aber bei Monte Cretto verwundet und gefangen genommen, jedoch in Folge der Schlacht von Marengo (14. Juni) wieder frei. Nach ſolchen Beweiſen von Talent und Muth gab ihm Napoleon die wichtigſten Aufträge und ernannte ihn zum Oberbefehlshaber in Piemont. S. unterdrückte die dortigen Unruhen, kehrte nach dem Frieden zu Amiens (März 1802) nach Frankreich zurück, ward Generaloberſt der Conſulargarde und erhielt das Obercommando des Heerlagers zu Boulogne, welches England bedrohete. Zum Reichsmarſchalle ernannt gab ihm dann Napoleon im Feldzuge 1805 den Befehl über das 4. Armeecorps, mit welchem S. an den Siegen in Schwaben Theil nahm; er befehligte den rechten Flügel in der Schlacht bei Auſterlitz (2. Dec.) und entſchied durch die Einnahme der Anhöhen von Pratzen den Erfolg dieſes glorreichen Tages. Im Kriege gegen Preußen (1806) nahm er an der Schlacht von Jena (14. Oct.), wo er den rechten Flügel commandirte, Theil, ſchlug am 15. den Feldmarſchall Kalkreuth, blokirte Magdeburg, nahm an der Eroberung Lübecks, an den Schlachten von Preußiſch-Eylau und Heilsberg Antheil und bemächtigte ſich Königsbergs (16. Juni 1807). Nach dem tilſiter Frieden kehrte S. nach Frankreich zurück und erhielt den Titel Herzog von Dalmatien. Bei der Invaſion in Spanien (1808) befehligte er das Centrum der großen Armee, ſchlug am 10. Nov. bei dem Dorfe Gamonal die Armee von Eſtremadura, eroberte Burgos, beſetzte Reynoſa und Santander, verfolgte dann die Engländer unter Moore und lieferte am 16. Jan. 1809 die Schlacht bei Corunna (ſ. d. Art.). Nachdem

er neue Siege über die Spanier errungen hatte, drang er mit 50000 Mann ins nördliche Portugal ein, ſetzte am 4. März über den Minho, nahm, das portugieſiſch-engliſche Heer vor ſich hertreibend, Chaves am 12. und Oporto am 29. März. Da aber die zweite Invaſionsarmee unter Marſchall Victor nicht eben ſo glücklich war, mußte S. Oporto am 12. Mai wiederum räumen und erzwang ſich den Rückzug nach Galicien. Zum Generalmajor der franzöſiſchen Heere in Spanien ernannt ſchlug er am 12. Nov. 60000 Spanier bei Ocanna, nahm, 1810 nach Andaluſien geſandt, Sevilla, beſetzte 1811 Eſtremadura, nahm Badajoz (11. März), wo er 9000 Gefangene machte, und lieferte den Verbündeten die Schlacht bei Albufera (16. März). Er ſchlug und wurde wieder geſchlagen, bis Joſeph Buonaparte die Hauptſtadt räumte; da mußte auch S. Andaluſien verlaſſen. Am 30. Oct. paſſirte er den Tajo und ſoll zu der Zeit den Plan gefaßt haben, ſich zum Könige von Portugal zu proclamiren, ihn aber auf des Kaiſers Warnung bald wieder aufgegeben haben. Anfangs März 1813 rief ihn der Kaiſer aus Spanien nach Deutſchland, um da gegen die Alliirten gebraucht zu werden. Er focht bei Lützen an der Spitze der Infanterie der Garde und trug viel zum Siege in der Schlacht bei Bautzen bei, wo er das Centrum befehligte; wurde jedoch nach der unglücklichen Schlacht bei Vittoria (21. Juni) von Dresden aus am 17. Juli nach Bayonne geſandt, um die Reſte des ſpaniſchen Heeres wieder zu organiſiren. S. befeſtigte dieſe Stadt und ging mit 30000 Conſcribirten über die Pyrenäen, um Wellington's Vordringen nach der franzöſiſchen Grenze zu verhindern. Allein San-Sebaſtian und Pampelona fiel (31. Aug. — 31. Oct.) und Wellington drängte S. bis Bayonne zurück (December). S. verlor die Schlacht bei Orthez (26. Febr. 1814) und mußte ſich über Tarbes nach der obern Garonne zurückziehen. Er ſtellte ſein Heer, das nur noch 20000 Mann ſtark war, bei Toulouſe auf, wurde aber von Wellington geſchlagen (10. April). Inzwiſchen hatten die Alliirten durch die Einnahme der Hauptſtadt das Schickſal Frankreichs bereits entſchieden. Am 19. April ſchloß S. mit Wellington einen Waffenſtillſtand und unterwarf ſich Ludwig XVIII., der ihn zum Gouverneur der 13. Militairdiviſion und am 13. Dec. zum Kriegsminiſter an Dupont's Stelle ernannte. Aber die Royaliſten warfen ihm bei Gelegenheit des Proceſſes gegen Excelmans napoleoniſche Abſichten vor; daher nahm S. am 11. März 1815 ſeine Entlaſſung. Beim Wiedererſcheinen Napoleon's in Frankreich focht er, von ihm zum Generalmajor ernannt, muthig bei Fleurus und Waterloo, ging nach der pariſer Capitulation über die Loire, worauf er im Schloſſe Malzieu verhaftet wurde und in der Ordonnanz vom 24. Juli mit inbegriffen war. Er begab ſich hierauf (Febr.) mit ſeiner Familie nach Düſſeldorf und vertheidigte ſich in einem „Mémoire" gegen die Anklage eines Verraths gegen die Bourbons. Am 28. Mai 1819 erhielt er vom Könige die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich; am 6. Jan. 1821 erhielt er den Marſchallsſtab wieder zurück. Auch Karl X. ſchätzte ihn. Im Nov. 1830 ward er abermals Kriegsminiſter und Ludwig Philipp ertheilte ihm die Pairswürde. Mit raſtloſem Eifer ergänzte und verſtärkte er das Heer; die Befeſtigungen im ganzen Lande wurden verbeſſert; auch nahm er Napoleon's Plan, Paris zu befeſtigen, wieder auf, der aber verworfen ward (1833). Nach Périer's Tode leitete S. (ſeit dem 17. Mai 1832) das Conſeil. Die Eroberung der Citadelle von Antwerpen zeichnete ſeine Verwaltung aus. Aus Verdruß über die Kammer, als ſie ſeinen Vorſchlag, die Reſerve des Landheeres vollſtändig zu machen, der Koſten wegen, verwarf, und weil er ſich mit Thiers nicht vertragen konnte, legte er am 18. Juli 1834 ſeine Stelle nieder. Seitdem lebte er auf ſeinen Gütern. Nach dem Attentat am 28. Juli 1835 kam er nach Paris, um dem Könige ſeine Theilnahme zu beweiſen, kehrte aber bald in ſein Privatleben zurück. Das Zeitalter des Friedens und der geſicherten Ordnung war nicht

mehr das ſeinige. Doch wird ſeiner bei allen neuen Miniſtercombinationen gedacht. 25.

Southcote (ſpr. Sudkuht) (Johanna), eine Schwärmerin, welche einige Zeit in London die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich zog, ſich für das in der Offenbarung erwähnte Weib ausgab und einen ſehr gewinnreichen Handel mit Siegeln trieb, welche die Kraft haben ſollten, die ewige Seligkeit zu verleihen, gab 1814, ſchon über ſechszig Jahre alt, vor, mit dem Meſſias ſchwanger zu ſein, und fand mit dieſer Behauptung ſolchen Glauben, daß ſich die Zahl ihrer Anhänger zu mehreren Tauſenden ſteigerte. Sie bekam zu ihrer erwarteten Niederkunft nicht nur viele Koſtbarkeiten, ſondern auch prächtiges Kinderzeug zum Geſchenke. Obgleich man nach einer Unterſuchung über ihren Zuſtand in dem Glauben an ihre Schwangerſchaft beſtärkt worden war, ſo verzögerte ſich doch die Zeit ihrer Niederkunft immer mehr und zwei ihrer Anhänger hatten ſchon Anſtalt gemacht, ihr ein fremdes Kind unterzuſchieben; allein ſie wurden entdeckt, als ſie eben einer armen Frau zu Crewkerke ihre Zwillingskinder abhandeln wollten, und zur Strafe dafür nebſt dem Bildniſſe der S. unter dem Spotte und Hohngelächter des Pöbels auf den Straßen von London zur Schau herumgeführt. Nachdem die S. am 27. Dec. 1824 geſtorben war, wurde ihr Leichnam in Gegenwart vieler Ärzte eröffnet, welche ſämmtlich ein Gutachten unterzeichneten, daß ſie nicht ſchwanger geweſen und daß ihr Tod auf natürliche Weiſe erfolgt ſei. Allein deſſenungeachtet glauben viele ihrer Anhänger an ihre baldige Auferſtehung und noch in den letztvergangenen Jahren lebten mehrere Familien zu Catham in der Grafſchaft Kent, welche ihre Anhänglichkeit an die S. durch das Tragen langer Bärte und einer wunderbaren Kleidung bezeichneten. 81.

Southey (ſpr. Suddi) (Robert), ein engliſcher Dichter und Geſchichtſchreiber, wurde im Jahre 1774 zu Briſtol geboren, erhielt den erſten Unterricht in der Weſtminſterſchule, wo er an einem förmlichen Aufſtande gegen einen der Lehrer Antheil nahm, beſuchte ſeit 1792 die Univerſität Oxford, um Theologie zu ſtudiren, fühlte ſich aber daſelbſt mehr zu den Lehren der Antitrinitarier gezogen und gerieth aus Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit auf den abenteuerlichen Gedanken, mit einigen Freunden an den Ufern des Susquehannah in Nordamerika einen Freiſtaat zu gründen. Nach ſeiner Rückkehr von einer Reiſe nach Portugal, wo er ſich längere Zeit aufgehalten hatte, machte er, gemeinſchaftlich mit ſeinem Freunde Lovel, eine Sammlung „Gedichte" bekannt, gab darauf ſein im Geiſte des höchſten Liberalismus verfaßtes Schauſpiel „Wat Tyler" und das epiſche Gedicht „Jean of Arc" heraus, welche mit eben ſo großem Beifalle aufgenommen wurden, wie eine ſpäter erſchienene Sammlung ſeiner „Gedichte" und die Beſchreibung ſeiner „Reiſen in Spanien und Portugal" (1798). Nachdem er hierauf ſeit dem Jahre 1801 einige Zeit eine vortheilhafte Stelle in Irland begleitet hatte, kehrte er nach England zurück und war unterdeß ſo gänzlich von ſeinen bisherigen Grundſätzen abgewichen, daß er als eifriger Vertheidiger der Hochkirche und als heftiger Tory auftrat, ſich gegen jede Reform in Staat und Kirche entſchieden erklärte und ſeine ihm früher gleichgeſinnten Freunde beſonders im „Quarterly Review" mit Heftigkeit verfolgte. Er hielt ſich von dieſer Zeit an größtentheils bei Cheswick in Cumberland auf, war als Schriftſteller äußerſt thätig und wurde 1813 zum Hofdichter ernannt. Zu ſeinen berühmteſten Gedichten gehören „Thalaba, the destroyer" (1803. 2 Voll.); „Madoc" (1805); „The curse of Kehama" (1813. 2 Voll.); „Roderic, the last of the Goths" (1814. 2 Voll.). Nach dem Siege der Verbündeten 1814 ſchrieb er das „Carmen triumphale", welches in mehreren Oden auf den Kaiſer von Rußland, den damaligen Prinz-Regenten von England und den König von Frankreich beſteht. Durch ſein Gedicht „The vision of judgment", worin er den Lord Byron das

er neue Siege über die Spanier errungen hatte, drang er mit 50000 Mann ins nördliche Portugal ein, ſetzte am 4. März über den Minho, nahm, das portugieſiſch-engliſche Heer vor ſich hertreibend, Chaves am 12. und Oporto am 29. März. Da aber die zweite Invaſionsarmee unter Marſchall Victor nicht eben ſo glücklich war, mußte S. Oporto am 12. Mai wiederum räumen und erzwang ſich den Rückzug nach Galicien. Zum Generalmajor der franzöſiſchen Heere in Spanien ernannt ſchlug er am 12. Nov. 60000 Spanier bei Ocanna, nahm, 1810 nach Andaluſien geſandt, Sevilla, beſetzte 1811 Eſtremadura, nahm Badajoz (11. März), wo er 9000 Gefangene machte, und lieferte den Verbündeten die Schlacht bei Albufera (16. März). Er ſchlug und wurde wieder geſchlagen, bis Joſeph Buonaparte die Hauptſtadt räumte; da mußte auch S. Andaluſien verlaſſen. Am 30. Oct. paſſirte er den Tajo und ſoll zu der Zeit den Plan gefaßt haben, ſich zum Könige von Portugal zu proclamiren, ihn aber auf des Kaiſers Warnung bald wieder aufgegeben haben. Anfangs März 1813 rief ihn der Kaiſer aus Spanien nach Deutſchland, um da gegen die Alliirten gebraucht zu werden. Er focht bei Lützen an der Spitze der Infanterie der Garde und trug viel zum Siege in der Schlacht bei Bautzen bei, wo er das Centrum befehligte; wurde jedoch nach der unglücklichen Schlacht bei Vittoria (21. Juni) von Dresden aus am 17. Juli nach Bayonne geſandt, um die Reſte des ſpaniſchen Heeres wieder zu organiſiren. S. befeſtigte dieſe Stadt und ging mit 30000 Conſcribirten über die Pyrenäen, um Wellington's Vordringen nach der franzöſiſchen Grenze zu verhindern. Allein San-Sebaſtian und Pampelona fiel (31. Aug. — 31. Oct.) und Wellington drängte S. bis Bayonne zurück (December). S. verlor die Schlacht bei Orthez (26. Febr. 1814) und mußte ſich über Tarbes nach der obern Garonne zurückziehen. Er ſtellte ſein Heer, das nur noch 20000 Mann ſtark war, bei Toulouſe auf, wurde aber von Wellington geſchlagen (10. April). Inzwiſchen hatten die Alliirten durch die Einnahme der Hauptſtadt das Schickſal Frankreichs bereits entſchieden. Am 19. April ſchloß S. mit Wellington einen Waffenſtillſtand und unterwarf ſich Ludwig XVIII., der ihn zum Gouverneur der 13. Militairdiviſion und am 13. Dec. zum Kriegsminiſter an Dupont's Stelle ernannte. Aber die Royaliſten warfen ihm bei Gelegenheit des Proceſſes gegen Excelmans napoleoniſche Abſichten vor; daher nahm S. am 11. März 1815 ſeine Entlaſſung. Beim Wiedererſcheinen Napoleon's in Frankreich focht er, von ihm zum Generalmajor ernannt, muthig bei Fleurus und Waterloo, ging nach der pariſer Capitulation über die Loire, worauf er im Schloſſe Malzieu verhaftet wurde und in der Ordonnanz vom 24. Juli mit inbegriffen war. Er begab ſich hierauf (Febr.) mit ſeiner Familie nach Düſſeldorf und vertheidigte ſich in einem „Mémoire" gegen die Anklage eines Verraths gegen die Bourbons. Am 28. Mai 1819 erhielt er vom Könige die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich; am 6. Jan. 1821 erhielt er den Marſchallsſtab wieder zurück. Auch Karl X. ſchätzte ihn. Im Nov. 1830 ward er abermals Kriegsminiſter und Ludwig Philipp ertheilte ihm die Pairswürde. Mit raſtloſem Eifer ergänzte und verſtärkte er das Heer; die Befeſtigungen im ganzen Lande wurden verbeſſert; auch nahm er Napoleon's Plan, Paris zu befeſtigen, wieder auf, der aber verworfen ward (1833). Nach Périer's Tode leitete S. (ſeit dem 17. Mai 1832) das Conſeil. Die Eroberung der Citadelle von Antwerpen zeichnete ſeine Verwaltung aus. Aus Verdruß über die Kammer, als ſie ſeinen Vorſchlag, die Reſerve des Landheeres vollſtändig zu machen, der Koſten wegen, verwarf, und weil er ſich mit Thiers nicht vertragen konnte, legte er am 18. Juli 1834 ſeine Stelle nieder. Seitdem lebte er auf ſeinen Gütern. Nach dem Attentat am 28. Juli 1835 kam er nach Paris, um dem Könige ſeine Theilnahme zu beweiſen, kehrte aber bald in ſein Privatleben zurück. Das Zeitalter des Friedens und der geſicherten Ordnung war nicht

mehr das ſeinige. Doch wird ſeiner bei allen neuen Miniſtercombinationen gedacht. 25.

Southcote (ſpr. Sudkuht) (Johanna), eine Schwärmerin, welche einige Zeit in London die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich zog, ſich für das in der Offenbarung erwähnte Weib ausgab und einen ſehr gewinnreichen Handel mit Siegeln trieb, welche die Kraft haben ſollten, die ewige Seligkeit zu verleihen, gab 1814, ſchon über ſechszig Jahre alt, vor, mit dem Meſſias ſchwanger zu ſein, und fand mit dieſer Behauptung ſolchen Glauben, daß ſich die Zahl ihrer Anhänger zu mehreren Tauſenden ſteigerte. Sie bekam zu ihrer erwarteten Niederkunft nicht nur viele Koſtbarkeiten, ſondern auch prächtiges Kinderzeug zum Geſchenke. Obgleich man nach einer Unterſuchung über ihren Zuſtand in dem Glauben an ihre Schwangerſchaft beſtärkt worden war, ſo verzögerte ſich doch die Zeit ihrer Niederkunft immer mehr und zwei ihrer Anhänger hatten ſchon Anſtalt gemacht, ihr ein fremdes Kind unterzuſchieben; allein ſie wurden entdeckt, als ſie eben einer armen Frau zu Crewkerke ihre Zwillingskinder abhandeln wollten, und zur Strafe dafür nebſt dem Bildniſſe der S. unter dem Spotte und Hohngelächter des Pöbels auf den Straßen von London zur Schau herumgeführt. Nachdem die S. am 27. Dec. 1824 geſtorben war, wurde ihr Leichnam in Gegenwart vieler Ärzte eröffnet, welche ſämmtlich ein Gutachten unterzeichneten, daß ſie nicht ſchwanger geweſen und daß ihr Tod auf natürliche Weiſe erfolgt ſei. Allein deſſenungeachtet glauben viele ihrer Anhänger an ihre baldige Auferſtehung und noch in den letztvergangenen Jahren lebten mehrere Familien zu Catham in der Grafſchaft Kent, welche ihre Anhänglichkeit an die S. durch das Tragen langer Bärte und einer wunderbaren Kleidung bezeichneten. 81.

Southey (ſpr. Suddi) (Robert), ein engliſcher Dichter und Geſchichtſchreiber, wurde im Jahre 1774 zu Briſtol geboren, erhielt den erſten Unterricht in der Weſtminſterſchule, wo er an einem förmlichen Aufſtande gegen einen der Lehrer Antheil nahm, beſuchte ſeit 1792 die Univerſität Oxford, um Theologie zu ſtudiren, fühlte ſich aber daſelbſt mehr zu den Lehren der Antitrinitarier gezogen und gerieth aus Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit auf den abenteuerlichen Gedanken, mit einigen Freunden an den Ufern des Susquehannah in Nordamerika einen Freiſtaat zu gründen. Nach ſeiner Rückkehr von einer Reiſe nach Portugal, wo er ſich längere Zeit aufgehalten hatte, machte er, gemeinſchaftlich mit ſeinem Freunde Lovel, eine Sammlung „Gedichte“ bekannt, gab darauf ſein im Geiſte des höchſten Liberalismus verfaßtes Schauſpiel „Wat Tyler“ und das epiſche Gedicht „Jean of Arc“ heraus, welche mit eben ſo großem Beifalle aufgenommen wurden, wie eine ſpäter erſchienene Sammlung ſeiner „Gedichte“ und die Beſchreibung ſeiner „Reiſen in Spanien und Portugal“ (1798). Nachdem er hierauf ſeit dem Jahre 1801 einige Zeit eine vortheilhafte Stelle in Irland begleitet hatte, kehrte er nach England zurück und war unterdeß ſo gänzlich von ſeinen bisherigen Grundſätzen abgewichen, daß er als eifriger Vertheidiger der Hochkirche und als heftiger Tory auftrat, ſich gegen jede Reform in Staat und Kirche entſchieden erklärte und ſeine ihm früher gleichgeſinnten Freunde beſonders im „Quarterly Review“ mit Heftigkeit verfolgte. Er hielt ſich von dieſer Zeit an größtentheils bei Cheswick in Cumberland auf, war als Schriftſteller äußerſt thätig und wurde 1813 zum Hofdichter ernannt. Zu ſeinen berühmteſten Gedichten gehören „Thalaba, the destroyer“ (1803. 2 Voll.); „Madoc“ (1805); „The curse of Kehama“ (1813. 2 Voll.); „Roderic, the last of the Goths“ (1814. 2 Voll.). Nach dem Siege der Verbündeten 1814 ſchrieb er das „Carmen triumphale“, welches in mehreren Oden auf den Kaiſer von Rußland, den damaligen Prinz-Regenten von England und den König von Frankreich beſteht. Durch ſein Gedicht „The vision of judgment“, worin er den Lord Byron das

Haupt der ſataniſchen Schule nannte, veranlaßte er eine heftige Entgegnung deſſelben. Größtentheils nach alten Romanzen und Ritterromanen bearbeitete er ſeinen „Amadis de Gaul" (1803. 4 Voll.); „Palmerin of England" (1807) und „The chronicle of the Cid" (1808. 4.). Unter ſeinen geſchichtlichen Werken verdient ſeine „History of Brazil" (1810. 4. 3 Voll.) die meiſte Auszeichnung. Außerdem erwähnen wir ſein „Life of Lord Nelson" (1813. 2 Voll.), kürzer bearbeitet in der „Family Library" (Lond. 1831); „The life of John Wesley" (1820. 2 Voll.) und die „History of the war in Spain and Portugal" (1822 – 1828. 6 Voll.). Die polemiſche Schrift „The Book of the Church" (1835. 3. Aufl.) enthält eine derbe Vertheidigung der hohen Kirche. S. zeigt in ſeinen Dichtungen Reichthum an Bildern, Gewandtheit der Sprache und des Versbaues und ſeine proſaiſchen Werke zeichnen ſich durch eine ſehr fließende und edle Schreibart aus. 81.

Souverain, Souveraind'or, Souwereyn, Sewerin, eine Goldmünze: 1) in England 2, 1, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{3}$ S. 22 Karat fein zu 40, 20, 10 und $6\frac{2}{3}$ Schilling; 1 einfacher S. = 168 holl. Aß ſchwer = 6 Thlr. $9\frac{1}{2}$ Gr. in Gold; 2) im Mailändiſchen 1 und $\frac{1}{2}$ S.; 1 S. = 40 Lire = 13 Fl. 20 Krz. Conv. = 9 Thlr. Gold = $229\frac{2}{5}$ holl. Aß ſchwer = 22 Karat fein; 3) in den Niederlanden 2- und 1fache brabantiſche S. = 22 Karat fein; 1 einfacher S. = $114\frac{2}{5}$ holl. Aß ſchwer = $4\frac{1}{2}$ Thlr. Gold; 4) in Öſtreich 1 und $\frac{1}{2}$ S. zu $13\frac{1}{3}$ und $6\frac{2}{3}$ Fl. Conv. und 5) in Polen 1 S. = 3 Ducaten = 20 Karat fein = $256\frac{1}{2}$ holl. Aß ſchwer = $8\frac{2}{3}$ Thlr. Gold; $\frac{1}{2}$ S. nach Verhältniß. 26.

Souverainetät iſt im Allgemeinen die höchſte Gewalt im Staate, die Landesherrlichkeit, es mag ſolche in Republiken von Mehreren oder vom ganzen Volke, oder in Monarchien von Einzelnen ausgeübt werden; im beſondern Sinne aber die freie, von keiner Zuſtimmung des Andern abhängige Gewalt. So wurde vom Napoleon nach Auflöſung des deutſchen Reichs den geweſenen Reichsfürſten die S. in ihren Landen zugeſprochen, indem ihren Unterthanen der frühere Recurs an die nun aufgehobenen Reichsgerichte abgeſchnitten war und ſie keinen höhern Obern weiter hatten als ihren Landesherrn. In wie weit die bisherige ſtändiſche Verfaſſung in ihren Ländern zugleich mit aufgehoben war oder nicht, hatte er unentſchieden gelaſſen. Man bedient ſich daher auch mitunter des Ausdrucks „ſouverain" zur Bezeichnung eines Fürſten, welcher ohne Stände regiert. 31.

Souza (ſpr. Suſa) (Adèle, Marquiſe von), verwittwete Gräfin Flahault, geb. Filleul, eine berühmte franzöſiſche Schriftſtellerin, wurde im Jahre 1765 zu Paris geboren, vermählte ſich 1784 mit dem Grafen Flahault, floh, nach der Hinrichtung ihres Mannes unter Robespierre, mit ihrem einjährigen Sohne (dem nachmaligen Adjutanten Napoleon's und ſpätern General Flahault) nach England und lebte hier anfangs in der bedrängteſten Lage, da ſie beinahe ihr ganzes Vermögen durch die Revolution verloren hatte. Ihre äußere Noth bewog ſie zur Vollendung eines ehemals begonnenen Romans, welchen ſie unter dem Titel „Adèle de Senange" (Hamb. 1796, Lond. 1798, Paris 1805. 2 Bde.) herausgab und den ſelbſt Klopſtock höchſt günſtig beurtheilte. Nachdem ſie ſich von London nach Hamburg gewendet hatte, gab ſie den Roman „Emilie et Alphons, ou le danger de se fier à ses premières impressions" (Hamb. 1799. 3 Bde.; Paris 1805. 2 Bde.) heraus, kehrte hierauf nach Paris zurück und heirathete daſelbſt 1802 den portugieſiſchen Geſandten Joze Maria de Souza-Botelho, welcher ein großer Verehrer der Dichtkunſt war und ſich durch Herausgabe einer Prachtausgabe der „Luſiaden" (Par. 1817) um die Literatur ſeines Vaterlandes verdient gemacht hatte, verlor denſelben aber 1825 durch den Tod und ſtarb ſelbſt am 18. April 1836 zu Paris. Ihre übrigen Schriften ſind: „Charles et Marie" (Paris 1802); „Eugène de Rothelin" (Ebend. 1808. 2 Bde.), welches nächſt

der „Adèle“ ihr beſtes Werk iſt; „Eugenie et Mathilde, ou Mémoires de la famille du comte de Revel“ (Paris 1811. 3 Bde.); „La comtesse de Fargy“ (Ebend. 1822. 4 Bde.); „Mademoiselle de Tournon“ (Ebd. 1822. 2 Bde.), welche geſammelt in ihren „Oeuvres complètes“ (Ebend. 1821—1822. 8. 6 Bde.; 12. 12 Bde.) enthalten ſind. Später gab ſie noch ein Drama „La duchesse de Guise ou l'intérieur d'une famille illustre dans le temps de la Ligue“ (Par. 1831) und einen Roman „Etre et paraître“ (Ebd. 1832. 2 Bde.) heraus. Ihre Romane zeichnen ſich vorzüglich durch meiſterhafte Darſtellung der Liebe in den höheren Ständen aus, wobei es ihr beſonders gelingt, die Entwickelung derſelben von ihrem zarteſten Entſtehen bis zum Ausbruche der heftigſten Leidenſchaft zu ſchildern. Ohne tiefe Charakter- und Sittenſchilderung zu geben oder einen kunſtvoll angelegten und verwickelten Plan zu verfolgen, weiß ſie vielmehr mit einem tiefen Blicke in das menſchliche Herz und mit weiblicher Zartheit ein einfaches und anſchauliches Gemälde von dem jedesmaligen Seelenzuſtande ihrer Hauptperſonen zu entwerfen. 81.

Sozomenus (Hermias) aus Paläſtina, Sachwalter in Conſtantinopel, ſetzte die „Kirchengeſchichte des Euſebius“ von 323 bis 423 in 9 Büchern, größtentheils nach Sokrates Scholaſticus (ſ. d. Art.), aber nicht in deſſen Geiſte, fort. Er verräth nicht eben große hiſtoriſche Fähigkeit in ſeinem Werke und ſeine Zuſätze betreffen faſt nur das von ihm viel bewunderte Mönchsweſen. Seine Schreibart iſt zierlich und blumenreich. — Vergl. Holzhauſen, „De fontibus, quibus Socrates, Sozomenus ac Theodoretus in scribenda hist. s. usi sunt“ (Gott. 1825. 4.). 63.

Spaa, ein hübſcher Marktflecken in der niederländiſchen Provinz Lüttich, in einem tiefen Thale, theils auf einem Hügel in einer wilden, rauhen Gegend, mit 500 Häuſern und 3500 Einwohnern, welche zahlreiche Fabriken aller Arten von Holz-, Blech- und Drechslerwaaren unterhalten, iſt berühmt durch ſeine 16 Eiſenquellen, welche zu den alkaliſch-erdigen gehören und unter denen folgende berühmt ſind: der Pouhon, welcher am Markte quillt und von dem jährlich 150000 Krüge verſendet werden; die ½ Stunde von der Stadt in einer Waldgegend liegende Geronſtère; der Watroz; die Souvenière; die Tonneletsquellen, welche zu Bädern gebraucht werden; die Groisbeckquelle, die nach dem Freiherrn von Groisbeck, der ihr ein ſteinernes Gebäude gab, ſo genannt worden iſt. Die Hauptquelle oder das eigentliche Spaawaſſer iſt ein ſehr liebliches, erfriſchendes, pikantes und eine leichte Berauſchung verurſachendes Getränk; eben ſo ſchmeckt der Tonnelet, welcher mit Wein vermiſcht bei Tiſche getrunken wird. Die Souvenière iſt ſalzig und der Watroz angreifend. Von der Groisbeckquelle trinkt man nur als Nachcur in kleinen Portionen. Dieſes Heilwaſſer wendet man gegen Erſchlaffung, Krämpfe, Zittern der Glieder, Magenſchwäche, Sodbrennen, Säure, Verſchleimungen, Bleichſucht, Verſtopfung der Eingeweide ꝛc. an. 71.

Spagnoletto, ſ. Ribĕra.

Spāhi's, ſ. Sipahi's.

Spalătin (Georg), ward 1482 zu Spaelt bei Nürnberg geboren, woſelbſt ſein Vater Rothgerber war und Burkhard hieß, kam 1497 nach Nürnberg auf die St. Sebaldusſchule und ging zwei Jahre ſpäter auf die Univerſität Erfurt, wo er ſeit 1501, gleichzeitig mit Luther, allgemeinen philoſophiſchen Studien oblag. Hierauf ging er nach Wittenberg und ward dort 1502 Magiſter, kehrte dann nach Erfurt zurück, trieb Rechtswiſſenſchaften und widmete ſich dann der Theologie. 1507 ward er zum Prieſter geweiht, Pfarrer in Hohenkirchen am Fuße des thüringiſchen Waldes, allein ſchon das Jahr darauf Lehrer im unweit davon gelegenen berühmten Kloſter Georgenthal. Bald aber brachten ihn ſeine Talente mit den Großen der Erde in Berührung und ſo leitete er 1509—1511 die Erziehung Jo-

hann Friedrich's, des nachherigen Churfürſten, und ſpäter die Studien der braunſchweig-lüneburgiſchen Prinzen, Otto und Erich, zu Wittenberg; 1514 machte ihn Friedrich der Weiſe zu ſeinem Hofkaplan, dann zu ſeinem Geheimſchreiber, zum Bibliothekar auf der wittenberger Univerſität und noch vor 1517 zum Kanonicus am Georgenſtifte zu Altenburg. Er war nun der vertrauteſte Diener ſeines Herrn in den ſchwierigſten und verwickeltſten Angelegenheiten ſeiner Zeit. 1518 begleitete er denſelben zum Reichstage nach Augsburg, 1519 zur Kaiſerwahl nach Frankfurt, 1520 zur Krönung Karl's V. nach Aachen, 1521 zum Reichstage nach Worms und 1524 zu dem nach Nürnberg. S. ſtand nun mit den erſten Männern ſeiner Zeit, vorzüglich den Reformatoren ſelbſt, in der innigſten Verbindung und namentlich knüpften gleiches Alter, gleiche Studien, gleiche Kämpfe, gleiche Anſtellung, ſtete Geſchäftsverbindung und wahrhafte perſönliche Neigung ihn an Luther. Er trat nach Stillung des Bauernaufruhrs als Oberpfarrer an die Kirche von Altenburg (13. Aug. 1525), ward 1528 zum Superintendenten des altenburgiſchen Kreiſes erhoben und zum Mitviſitator der Kirchen und Schulen im Oſterlande ernannt. 1530 begleitete er den Churfürſten Johann zum augsburger Reichstage und das Jahr darauf den Churprinzen Johann Friedrich nach Köln zur Königswahl Ferdinand's, ging 1532 mit demſelben zum Churfürſtentage nach Schweinfurt und führte dort die evangeliſche Lehre ein. 1533 hielt er abermals eine Kirchenviſitation und reiſte 1535 als wittenbergiſcher Bibliothekar nach Venedig, um dort griechiſche und hebräiſche Bücher zu kaufen. 1537 war er in Schmalkalden und ſetzte daſelbſt mit die bekannten Artikel auf. Seine letzte Kirchenviſitation hielt er auf Befehl Heinrich's, des Nachfolgers Georg des Bärtigen, 1539. Seit 1540 lebte er im Kreiſe ſeiner Familie als ſorgſamer Gatte und glücklicher Vater und ſtarb am 16. Jan. 1545. In literariſcher Hinſicht verdient S. hauptſächlich als Geſchichtſchreiber vielen Dank und Achtung. Beſonders wichtig ſind ſein Leben Friedrich des Weiſen und ſeine Biographien der ſächſiſchen Fürſten von Friedrich dem Streitbaren bis zu ſeinen Zeitgenoſſen. Sie ſind gedruckt in Grundig's „Sammlung zur ſächſiſchen Geſchichte" (T. V. pag. 1) und in Menkenii „Scriptor. rer. germ." (II. pag. 1067). 82.

Spalding (Johann Joachim), einer der verdienteſten und geachtetſten Theologen neuerer Zeit, wurde am 1. Nov. 1714 zu Triebſees in Schwediſch-Pommern geboren und erhielt ſeine höhere wiſſenſchaftliche Bildung auf den Univerſitäten zu Roſtock und Greifswalde. Nachdem er ſich bereits durch mehrere Schriften kirchenhiſtoriſchen, moraliſchen und philoſophiſchen Inhalts bekannt gemacht hatte, ward er 1745 Secretair bei der ſchwediſchen Geſandtſchaft in Berlin, 1749 Prediger zu Laſſahn in Schwediſch-Pommern, 1757 erſter Prediger in Barth und 1764 als Paſtor Primarius und Propſt an die Nikolaikirche nach Berlin berufen, wo er ſpäter auch Oberconſiſtorialrath wurde und am 22. Mai 1804 verſchied, hochgeachtet wegen ſeines reinſittlichen Charakters, ſeiner Berufstreue, gründlichen Gelehrſamkeit und ſeiner ausgezeichneten Geiſtesgaben. Segensreich wie ſein Wirken als Prediger, als welcher er ſich durch die unwiderſtehlich eindringende Gewalt ſeiner Rede und die Herzlichkeit und Gemeinfaßlichkeit ſeines Vortrags auszeichnete, war auch ſein Wirken als religiöſer Volksſchriftſteller. Seine mit großem Beifalle aufgenommenen Schriften charakteriſiren ſich vornehmlich durch lichtvolle und lebendige Darſtellung, Reinheit des Styls und ſtete folgerechte Beziehung auf die Moral. Die vorzüglichſten derſelben ſind: „Die Beſtimmung des Menſchen" (Leipz. 1794. 13. Aufl.); „Die Religion, eine Angelegenheit des Menſchen" (Berlin 1806. 4. Aufl.); „Gedanken über den Werth der Gefühle im Chriſtenthume" (Leipz. 1784. 5. Aufl.); „Über die Nutzbarkeit des Predigtamts" (Berl. 1791. 3. Aufl.); „Vertraute Briefe, die Religion betreffend" (Bresl. 1784. 3. Aufl.); „Predigten" (Berl. 1765. 3. Aufl. 1775); „Neue Predigten" (Berl. 1768 u. 1784.

2 Thle.). Vergl. „Lebensbeſchreibung von ihm ſelbſt und herausgegeben von ſeinem Sohne G. L. Spalding" (Halle 1805). 63.

Spallanzani (Lazaro), ein berühmter Naturforſcher, ward am 10. Jan. 1729 zu Scandiano im Herzogthume Modena geboren und von den Jeſuiten zu Reggio gebildet, ſtudirte dann zu Bologna die Naturwiſſenſchaften, ward 1756 Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften und der Philoſophie zu Reggio und 1770 der Naturgeſchichte in Pavia, wo er auch am 17. Febr. 1799 ſtarb, nachdem er ſeit 1779 verſchiedene Reiſen durch die Schweiz, an den Küſten des mittelländiſchen Meeres bis Conſtantinopel, durch die Türkei, Ungarn, Deutſchland, Italien und Sicilien gemacht und eine große Menge naturwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe geſammelt hatte, die in ſeinen zahlreichen und gründlichen Schriften niedergelegt ſind. Vorzüglich berühmt iſt er durch ſeine Unterſuchungen über den Urſprung der Quellen, die Reproduction, die Infuſionsthierchen, den Kreislauf des Blutes, die Zeugung ꝛc. und merkwürdig ſeine Behauptung von einem ſechſten Sinne bei gewiſſen Thieren, da er bemerkte, daß von ihm geblendete Fledermäuſe beim Fliegen doch nirgends anſtießen. 16.

Spandau im Regierungsbezirke Potsdam der preußiſchen Provinz Brandenburg, am rechten Ufer der Havel, der Spreemündung gegenüber, hat 6900 Einw., iſt eine mit einfachen Werken umgebene, aber mit einer feſten, auf einer Halbinſel erbaueten Citadelle verſehene Feſtung. Dieſe Citadelle bildet ein regelmäßiges Viereck mit gemauerten Wällen, Caſematten und Außenwerken. 61.

Spangenberg (Cyriacus), bekannter Chronikenſchreiber, ward den 17. Juni 1528 zu Nordhauſen geboren, ſtudirte zu Wittenberg unter Luther und Melanchthon Theologie, ward 1550 Rector zu Eisleben und in demſelben Jahre Diakonus und zuletzt Paſtor zu Mansfeld, aber wegen ſeiner Anhänglichkeit an Flacius (ſ. d. Art.) 1574 ſeines Amtes entſetzt und des Landes verwieſen. Er begab ſich nun nach Straßburg und ward 1578 als Paſtor zu Schlitz in Heſſen angeſtellt, mußte aber bald wieder flüchtig werden, lebte anfangs in Vach, dann in Straßburg allein literariſchen Beſchäftigungen und ſtarb den 10. Febr. 1604. Unter ſeinen vielen Schriften, die in theologiſche und geſchichtliche zerfallen, ſind beſonders aus den letzteren bemerkenswerth: „Der Adelsſpiegel" (Schmalkalden 1591—1594. 2 Bde. Fol.); „Hennebergiſche Chronik" (Straßb. 1599. Fol.); „Mansfeldiſche oder ſächſiſche Chronik" (Eisleben 1572. N. Ausg. Frankf. 1585); „Schaumburgiſche Chronik" (Stadthagen 1614. Fol.). 16.

Spangenberg (Auguſt Gottlob), der zweite Stifter der evangeliſchen Brüderunität, wurde im Jahre 1704 zu Klettenberg in der Grafſchaft Hohenſtein geboren. In A. H. Franke's pietiſtiſcher Schule und auf der Univerſität Jena gebildet, ward er 1732 Adjunct der theologiſchen Facultät zu Halle und Inſpector des Waiſenhauſes, ging dann zu den Herrnhutern und lebte 1733—1762 großentheils als nordamerikaniſcher Miſſionair ganz für die Intereſſen der Brüdergemeinde, die ihm beſonders ihren Flor verdankt, bis er 1762 nach Zinzendorf's (ſ. d. Art.) Tode deſſen Nachfolger als Biſchof zu Barby wurde, als welcher er den 18. Sept. 1792 zu Bertholsdorf ſtarb. Mit Ausſcheidung der anſtößigſten ſinnlichen Formen Zinzendorf's ſtellte er ihre Lehre in folgender Schrift auf: „Idea fidei fratrum, oder kurzer Begriff der chriſtlichen Lehren in den Brüdergemeinden" (Barby 1779. N. A. 1824). Außerdem ſchrieb er „Leben des H. Grafen von Zinzendorf" (Barby 1772—1775. 2 Bde.) und „Kurzgefaßte hiſtoriſche Nachricht von der gegenwärtigen Verfaſſung der evangeliſchen Brüderunität" (Gnadau 1823. 5. Aufl.). — Sein Lebenslauf von ihm ſelbſt beſchrieben ſteht in Henke's „Archiv für die neueſte Kirchengeſchichte" (II. Bd. 3. St.). Vergl. Risler, „Leben Spangenberg's" (Barby 1794). 63.

Spanheim (Ezechiel), großer Staatsmann und berühmter Rechtsgelehrter,

geb. zu Genf am 7. Dec. 1629, ſtudirte zu Genf und Leyden, ward 1651 als Profeſſor der Beredſamkeit in Genf angeſtellt und in den großen Rath gewählt. Aber ſchon nach einigen Monaten ließ ihn der Churfürſt von der Pfalz, Karl Ludwig, zu ſich einladen, wählte ihn zum Inſtructor ſeines einzigen Sohnes und ſchickte ihn auf Reiſen nach Italien und Sicilien, wo er ſich mit Kenntniſſen aller Art bereicherte. 1665 kam er nach Heidelberg zurück und wurde, nachdem er den Conferenzen zu Oppenheim und Speier und dem Congreſſe zu Breda beigewohnt hatte, Reſident in Großbritannien und Holland. Mit Bewilligung ſeines Herrn trat er 1677 in die Dienſte des Churfürſten von Brandenburg, der ihn in London kennen gelernt hatte, ging 1678 als außerordentlicher Geſandte nach Paris, woher er 1689 zurückkehrte, in Berlin als Staatsminiſter lebte, 1697 aber wieder nach Frankreich ging. Als der Churfürſt König von Preußen geworden war, erhob ihn dieſer in den Adelſtand und ſchickte ihn als außerordentlichen Geſandten nach London, wo S. am 7. Nov. 1710 ſtarb. Seiner vielen Staatsgeſchäfte ungeachtet hat er eine große Menge Werke in verſchiedenen Wiſſenſchaften verfaßt, wovon die vorzüglichſten ſind: „De usu et praestantia numismatum antiquorum“ (13 Diſſertationen. Rom 1664. 4., beſte Ausg. Lond. u. Amſterd. 1706 u. 1717. Fol.); „Lettre sur l'histoire critique du vieux testament“ (Paris 1678); „Orbis Romanus“ (Ibid. 1697. 4., vermehrt Lond. 1704. 4.; auch im 11. Bde. des Gräve'ſchen „Thesaurus“). Außerdem überſetzte er des Julianus „Imperatores“ aus dem Griechiſchen in das Franzöſiſche (Heidelb. 1660, Paris 1683. 4., Amſterd. 1728. 4.) und ſchrieb eine Vorrede zu Julianus' Werken (Leipz. 1696. Fol.), Anmerkungen zum Kallimachos, über Strabo, Ariſtides, Ariſtophanes, Joſephos und Thucydides, die man in den namhaften Ausgaben dieſer Schriftſteller geſammelt findet. — Sein Bruder Friedrich, geb. zu Genf am 1. Mai 1632, war Profeſſor der Theologie zu Heidelberg und ſeit 1670 zu Leyden und ſtarb 1701. Auch dieſer hat ſich als Schriftſteller berühmt gemacht und ſchrieb: „Historia Jobi“; „Exercitatio de auctore epistolae ad Ebraeos“; „Historia ecclesiastica“; „Chronologia et geographia sacra“; „De Papa femina“ (Leyden 1691) u. a. Seine Werke erſchienen in 3 Bänden, Leyden 1701 und 1703. Fol. 25.

Spanien, ſpan. España; lat. Hispania; franz. l'Espagne; engl. Spain, Theil der pyrenäiſchen Halbinſel, Königreich im weſtlichen Europa, liegt 8° 26′ 15″ — 20° 55′ 25″ L., 36° 0′ 30″ — 43° 46′ 10″ N. Br., grenzt gegen Norden an das biskaiſche Meer und Frankreich, gegen Oſten an Frankreich und das mittelländiſche Meer, gegen Süden an das mittelländiſche Meer, die Meerenge von Gibraltar und den atlantiſchen Ocean, gegen Weſten an den atlantiſchen Ocean und Portugal und enthält nach Balbi 8587 □Meilen. Nach allen Richtungen von hohen Gebirgen durchſchnitten enthält S. die bedeutendſten Hochebenen (mittlere Erhebung von 2000—2600 Fuß) Europas. Außer dem 50 Meilen langen, gewaltig zerklüfteten Grenzgebirge, den Pyrenäen (mit dem 10700 Fuß hohen Maladetta), über welches mehr als 100 Fußſteige, aber nur an den beiden Endpunkten zwei Hauptübergänge führen, theilen ſich die Gebirge Spaniens in 3 Hauptgruppen: 1) die Nordgruppe oder das cantabriſche (aſturiſche und galiciſche) Gebirge, welches ſich im Norden der Halbinſel parallel mit dem Meere bis zum Cap Finiſterre hinzieht; 2) die Centralgruppe oder die iberiſche Kette, welche bei den Quellen des Ebro beginnend in ſüdlicher Richtung fortläuft, im Vorgebirge Palos endigt und zu Nebenzügen die Somoſierra, Guardarema und Sierra di Eſtrella hat; 3) die Südgruppe ſüdlich vom Tajo, weſtlich von der iberiſchen Kette, mit 3 Hauptäſten: a) der Sierra di Toledo, de Guadelupe und de St. Mames zwiſchen dem Tajo und dem Guadiana; b) Sierra de Segura und Morena zwiſchen dem Guadiana und dem Guadalquivir; c) Sierra Nevada mit dem Alpujarras, welche

ſich bei Gibraltar in den Vorgebirgen Trafalgar, Tariffa und Punta di Europa enden, zwiſchen dem Guadalquivir und dem Meere. Unter den Seen iſt der von Albufera in der Provinz Valencia der einzige von Bedeutung. Die mehr als 150 Flüſſe haben viele Klippen, Sandbänke und Waſſerfälle und eignen ſich daher wenig zur Schifffahrt. Die wichtigſten derſelben ſind: die Bidaſſoa, der Nalon, Minho, Duero, Tajo, Guadiana und Guadalquivir, welche in das atlantiſche Meer münden, und die Segura, Xucar, Guadalaviar, Ebro, Llobregat und Ter, welche dem Mittelmeere zufließen. Zu den bedeutendſten Canälen Spaniens gehören: der Kaiſercanal, am rechten Ufer des Ebro von Tudela bis Escatron, vom Kaiſer Karl V. begonnen, 19 Meil. lang und 70 Fuß breit, und der Canal von Caſtilien, welcher von Alar del Rey in der Provinz Burgos bis Dueña in der Provinz Pallencia geht. Weniger bedeutend ſind die Guadarrama- und Manzanarescanäle in Neucaſtilien. Das Klima Spaniens iſt ſehr verſchieden; in den nördlichen Gegenden wegen der ſtets beſchneiten Pyrenäen, der rauhen cantabriſchen Gebirge und der Nachbarſchaft des Meeres kalt und feucht; in der Mitte, wo die Luft ſehr eingeſchloſſen iſt und ſelten vom Regen erquickt wird, heiß und trocken; im Süden ſehr warm und feucht. In den ebenen Gegenden iſt der Winter ſo gelind, daß der Froſt in der Erde kaum zu ſpüren iſt und während deſſelben Kräuter und Blumen ſich in freier Luft erhalten. Weinleſen ſind in verſchiedenen Gegenden ſchon im Juni. Der Solanowind im Süden und der Gallego im Nordweſten, Erdbeben und die oft 5—6 Monate anhaltende Dürre ſind unangenehme Erſcheinungen in dieſem von der Natur ſo begünſtigten Lande. Das gelbe Fieber macht von Zeit zu Zeit fürchterliche Verwüſtungen. Die Hauptproducte des Landes ſind: a) aus dem Thierreiche Affen, Bäre, Wölfe, Stachelſchweine, Luchſe, Rothwild, Gemſen, wilde Schweine, Kaninchen, Schafe (Merinos), Rindvieh, gute Eſel, Mauleſel, vortreffliche Pferde, beſonders in Andaluſien, borſtenloſe Schweine, Chamäleone, viele Schlangen, große Eidechſen, zahmes und wildes Geflügel, Rebhühner, Adler, Eulen, Droſſeln, auch Flamingos, zahlreiche Fiſche, vorzüglich in den Meeren (Thunfiſche, Sardellen), Corallen, Auſtern, eben ſo viele Bienen, Seidenraupen, Kermes, Cochenille, Heuſchrecken, Skorpione und Muskitos; b) aus dem Pflanzenreiche: verſchiedene Arten Südfrüchte, Obſt, Oliven, ſpaniſcher Pfeffer, Süßholz, Zucker, Getreide, Hülſenfrüchte, Aronswurzel, allerhand Gemüſe, Handelsgewächſe (Reis, Tabak, Flachs, Hanf und Mais), Wein, Öl, Arzneipflanzen, Datteln, Piſtazien, Kermes-, Kork- u. a. Eichen, Aloë (zu Hecken und Zäunen benutzt), Kaſtanien, Buchen, Nußbäume, Nadelholz, Johannisbrot und Erdbeerbäume, Sumach ꝛc.; c) aus dem Mineralreiche: Gold, Silber (in der Sierra Morena), Kupfer, vortreffliches Eiſen, Blei, Zinn, Galmei, Queckſilber, Kobalt, Wismuth, Porzellanerde, Quell-, Stein- und Seeſalz (über 5 Millionen Centner), Alaun, Salpeter, Schwefel, Kalk, Steinkohlen, Torf, Erdpech, Marmor (in Catalonien allein 177 Arten), Jaspis, Alabaſter, Bernſtein, Schmirgel, Röthel, Edelſteine (Diamanten, Rubine, Topaſe, Amethyſte, Türkiſſe, Granaten). Auch gibt es über 1500 Mineral- und 1000 Salzquellen, von denen in manchen das Salz durch die Sonne kryſtalliſirt werden kann, z. B. in den Lagunen von Mala, Torrevieja und Valencia. Die Einwohnerzahl beläuft ſich auf 14 Millionen, darunter 1300 Grandes, 400000 niederer Adel und 200000 Geiſtliche (vor Aufhebung der Klöſter 96800 Mönche in mehr als 2050 Klöſtern, 32000 Nonnen in 1080 Klöſtern), welche in 144 Städten (ciudades), 4351 Marktflecken (villas), 12495 Dörfern und Weilern wohnen. Sie ſind ihrer Abſtammung nach ein Gemiſch von verſchiedenen Völkern, welche in S. nach und nach anſäſſig waren, Celten, Carthagern, Römern, Germanen, Arabern ꝛc. und theilen ſich ſelbſt in eigentliche Spanier, welche in den beiden Caſtilien, Leon, Galicien, Aſturien, Eſtremadura,

Andaluſien, Granada, Murcia und Aragonien leben, und Romanen, die Catalonien, Valencia und die Balearen bewohnen; $\frac{1}{15}$ ungefähr von der Volksmenge ſind die Basken (ſ. d. Art.) oder Escualdunac in Biscaya und Navarra. Außerdem gibt es Juden und Zigeuner (gitanos). Letztere, größtentheils Pferdehändler und faſt alle Diebe, haben kein Eigenthum und ſind in die äußerſten Theile der Vorſtädte verwieſen; der größte Theil aber lebt nomadiſch und zieht von Markt zu Markt, um Ausſchußvieh zu kaufen und zu verkaufen. Von den Mauren, die nicht ſo zahlreich waren, ſollen noch einige Familien in den Alpujaren leben. Endlich befinden ſich noch einige Tauſend Deutſche in den neueren Colonien der Sierra Morena, deren Zahl ſich aber täglich vermindert. Die Spanier ſind vom Körper gewöhnlich lang und hager, wohlgebildet, mit ſchwarzgelber Farbe, ſchwarzem Haare und mit feurigem, ausdrucksvollem Auge, die Weiber klein, von rundem Körperbaue und braunhaarig, ſtolz auf Abſtammung und Vaterland, andere Nationen verachtend, bigott, die väterlichen Sitten und Tracht bewahrend, dabei beſitzen ſie viel Nüchternheit, Mäßigkeit, hohen Muth, Ausdauer und Edelſinn, aber auch im hohen Grade Eiferſucht, Jähzorn, Blutgier, Habſucht und Trägheit. Die Wohnungen ſind vorzüglich auf den Dörfern ſehr einfach und dürftig, in Biscaya und Navarra zwar etwas beſſer, doch überall ohne Bequemlichkeit für die Reiſenden. Die induſtrielle Thätigkeit ſteht auf einer niedern Stufe. Der Ackerbau iſt ziemlich vernachläſſigt und nur mittelmäßig zu nennen; blühender iſt Obſtbau und Weinbau, welcher letztere einträglich iſt und einen jährichen Gewinn über 50 Millionen Arrobas ($5\frac{1}{2}$ Mill. Ohmen) gewährt. Die bekannteſten Sorten ſind: Xeres, Tinto, Malaga, Alicante, Peralta. Von guten Roſinen aus Granada verkauft man gegen 200000 Centner. Bienenzucht iſt nur in einigen Gegenden üblich. Von der Viehzucht iſt nur die Schaf- und Ziegenzucht bedeutend; die Schafe (ſ. d. Art.) ſollen einen jährlichen Wollertrag von 150000 Centnern geben, deren Werth auf 8330000 Thaler angeſchlagen wird; die Ziegen (gegen $2\frac{1}{2}$ Mill.) ſind den Spaniern unentbehrlich, weil ſie ihnen Milch und Käſe liefern (die meiſten unterhält man in Aragonien und den Pyrenäen). Die Fiſcherei befriedigt nicht das Bedürfniß an den Küſten. Der Bergbau iſt gänzlich vernachläſſigt, obgleich ſich in neuerer Zeit im Norden die Eiſenhämmer, im Süden die Bleiſchmelzen ſehr vermehrt haben. Wiewohl S. in Hinſicht der Induſtrie nicht mit den vornehmſten Staaten Europas verglichen werden kann, ſo iſt es doch bei Weitem nicht ſo ſehr im Kunſtfleiße zurück, als man gewöhnlich glaubt. Ja die Weißgerbereien von Valladolid, Sevilla, Granada, Malaga, Arcos und Miguel-Turra können in Hinſicht der Vollkommenheit der Arbeit die Concurrenz mit den beſten ausländiſchen aushalten; die feinen Tücher von Tarraza, Mauresa und Ezcaray können mit den Tüchern von Carcaſſonne und anderen Städten Südfrankreichs gut verglichen werden; die Spiegel der Fabrik zu S. Ildefonſo waren lange Zeit in ganz Europa wegen ihrer Güte und Größe berühmt; die Papiere von Alcoy und aus der Fabrik von Grimand zu Madrid wetteifern mit den beſten bekannten Fabriken in dieſer Art; die Nankinfabriken von Barcelona, die Kattunfabrik zu Madrid, kürzlich von einem Franzoſen errichtet, die Porzellan- und Fayencefabriken von Moncloa und Alcora, die Hutfabriken von Badajoz, die Seidenfabriken von Catalonien, Valencia, Murcia und Talavera und die Wachstuchfabriken von Barcelona liefern Producte von einer großen Schönheit und Vollkommenheit. Zu unbeſtimmten Zeiten wird auch zu Madrid eine Nationalinduſtrieausſtellung gehalten. Die Espartofabriken, in denen man Stricke, Taue, Matten, Flechtwerk aus Esparto oder ſpaniſchem Ginſter verfertigt, ehemals ſo zahlreich und ſo blühend, ſcheinen faſt verſchwunden zu ſein; dagegen aber baut man ſeit dem Anfange des XIX. Jahrh. im Großen die Baumwolle in den Provinzen Valencia und Granada und beſonders in der Gegend von Motril. Ferner hat man die Cochenille einheimiſch gemacht

durch große Nopalsanpflanzungen in den Umgegenden von Malaga, Cadiz und Murcia und der Anbau des Zuckerrohrs in den Provinzen Valencia und Granada ſcheint einen neuen Aufſchwung nehmen zu wollen. Am Meiſten durch ihren Kunſtfleiß zeichnen ſich aus: Guadalaxara, Burgos, Bejar, Ezcaray, Segovia ꝛc. in feinen Tüchern; Tarraza, Olot, Barcelona, Alcoy, Albacete, Burgos ꝛc. in ordinairen Tüchern; Galicien, Catalonien, Valencia, Cuenca und Eſtremadura in Leinwand überhaupt; Coruña und Bayona in Galicien und Soria in Damaſttiſchzeug; Almagro und Martovell in Spitzen; Coruña, Mataro, Bilbao, San Sebaſtian, Santander und Cartagena in Segeltuch; Barcelona, Manreſa, Mataro, Reus und Olot in Catalonien, Valencia, Sevilla, Madrid, Toledo, Talavera, Valladolid, Malaga, Saragoſſa und Granada in Seidenzeugen; Barcelona, Mataro, Reus und Olat, Alicante und Avila in Kattunen und Strumpfwaaren; Catalonien, Valencia und Cuenca in Schreib- und Druckpapier; Madrid in buntem Papier; Barcelona, Malaga, Sevilla, Madrid, Badajoz, Coruña, Santander, Burgos, Igualada und Reus in Hüten; Biscaya, Guipuzcoa, Santander, Alava, Cuenca und Avila in geſchmiedetem Eiſen; Eybar, Placencia, Mondragon, Alagon, Toledo, Utrillas in Aragonien, Guadix, Ripoll und Albacete in Gewehrfabriken; Madrid, Eybar und Placencia (in Guipuzcoa), Sevilla, Barcelona, Valencia, Cadiz in Goldſchmied- und Quincailleriearbeiten; Valencia, Catalonien, Eſtremadura, Segovia, Cuenca und Toledo und beſonders die Städte Ocaña, Ontigola und Mataro in Seifenſiederei; Moncloa, Andujar, Alcora, Caceres, Villaropedo ꝛc. in Töpferei und Fayence. Der Mangel an guten Straßen, die kleine Zahl ſchiffbarer Flüſſe, Canäle und hydrauliſcher Arbeiten, ſo wie die geringe Sicherheit auf den Landſtraßen machen den innern Handel Spaniens unbedeutend. Jedoch iſt der Handel der kleinen und großen Küſtenfahrt vom Cap Creus bis Cadiz am mittelländiſchen Meere und von San Sebaſtian bis zum Cap Finiſterre am atlantiſchen Meere einer der lebhafteſten. Verhältnißmäßig iſt er ſelbſt beträchtlicher als der franzöſiſche, indem bei der ungeheuren Küſtenſtrecke Spaniens die Kaufleute in der Küſtenfahrt große Erleichterungen und vorzüglich Sicherheit finden. Die Schifffahrt in entfernten Meeren, ſo wichtig vor den Ereigniſſen, welche der Krone faſt alle ihre herrlichen Beſitzungen in Amerika geraubt haben, hat ſich ſehr vermindert. Die Hauptausfuhrartikel nach europäiſchen Ländern ſind: Weine und Branntweine, Öl, Wolle (jetzt kaum $\frac{1}{10}$ von der frühern Ausfuhr), Orangen, Citronen, Roſinen, Feigen, Mandeln und andere Früchte, Seide, Salz, Soda, Korkrinde und Korkſtöpſel, Sardellen, Merinosſchafe, andaluſiſche Pferde. S. führt auch viele Artikel, ſowohl eigener als fremder Induſtrie, nach den ihnen gebliebenen Colonien aus, beſonders Leinwand, Wollen- und Seidenzeuge, Quincaillerie, Spiegel und andere Gegenſtände des Luxus und der erſten Nothwendigkeit. Die Haupteinfuhrartikel ſind außer den Colonialwaaren: Getreide, getrocknete und eingeſalzene Fiſche, feine und ordinaire Wollentücher, Leinwand, Spitzen, Baumwollen- und Seidenzeuge, Quincaillerie, Bijouterie, Modewaaren, Flachs, Hanf, Geflügel, eingeſalzenes Fleiſch, Butter, Käſe, Bauholz, Eiſen, Zinn, Kupfer, Geräthe von dieſen Metallen, eine große Menge von Holzarbeiten, Glasartikeln und viele Schweine und Maulthiere aus Frankreich. Die vornehmſten Handelsplätze im Innern ſind: Madrid, Burgos, Saragoſſa, Valladolid, Badajoz, Cordova, Xeres de la Frontera, Granada, Albacete, Murcia, Olot; die vornehmſten Seehandelsplätze: Malaga, Almeria, Cartagena, Alicante, Valencia, Caſtellon de la Plana, Alfaques de Tortoſa, Reus, Barcelona und Mataro am mittelländiſchen Meere; Cadiz, Sevilla, Vigo, la Coruña, Ferrol, Gijon, Santander, Bilbao und San Sebaſtian am atlantiſchen Meere. Der Einfluß einer unwiſſenden Geiſtlichkeit, die bis in die neueſten Zeiten ungemein ſtrenge Cenſur, die ſchlechte Dotation und Einrichtung der Univerſitäten, Schulen und übrigen

Unterrichtsanſtalten, der nachtheilige Einfluß, den in neuerer Zeit die Jeſuiten wieder gewannen, die natürliche Indolenz des Volks gegen geiſtige Beſchäftigung, haben Künſte und Wiſſenſchaften in dieſem Lande tief ſinken laſſen. Das Königreich hat 16 Univerſitäten, die in zwei Claſſen getheilt werden. In der erſten befinden ſich: Salamanca, Valladolid und Alcala, in der zweiten: Valencia, Cervera, Saragoſſa, Granada, Sevilla, Oviedo, Santiago, Huesca, Mallorca, Orihuela, Oſſuna, Oñate und Toledo. Von dieſen iſt Valencia, 1804 geſtiftet, die jüngſte, Valladolid, 1346 geſtiftet, die älteſte; Valencia, mit 1569 Studenten, die frequenteſte, Orihuela die unbedeutendſte. Außer den Univerſitäten gibt es noch unabhängige Akademien in den größeren Städten; in Ferrol, Cadiz und Cartagena ſind Marineſchulen; in manchen Städten Civil- und Militairſchulen für den Adel. Im Ganzen zählt man 165 Collegien und Seminarien und ungefähr 20000 Bürger- und Landſchulen. Die wichtigſten Bibliotheken ſind im Escurial, zu Madrid, Toledo, Sevilla, Alcala, Salamanca, Valencia; von den Künſten blühen noch am Meiſten die Kupferſtecherkunſt und die Buchdruckerei. — Die Verfaſſung Spaniens bietet jetzt ein gänzlich verworrenes Chaos. Die Conſtitution von 1812, ſeit dem 14. Aug. 1836 wieder eingeführt, gibt dem Volke die Souverainetät, das durch Deputirte (Cortes) vertreten wird und von je 70000 Einwohnern einen Deputirten ſendet. Dieſe werden aus ſämmtlichen ſpaniſchen Bürgern ſo gewählt, daß die Kirchſpiele aus je 200 anſäſſigen Bürgern (die Weltgeiſtlichen mit eingeſchloſſen) einen Wähler ernennen; aus dieſen Wählern werden nun in den einzelnen Bezirken ⅓ zu den Provinzialwählern ernannt und dieſe wählen wieder ⅓ aus ſich zu den Cortes, die ſich alljährlich 3 Monate lang verſammeln und ſich alle zwei Jahre erneuern, ohne jedoch ſogleich wieder gewählt werden zu können, auch nicht aufgelöſt werden können. Der König, welcher den Titel katholiſche Majeſtät führt, eröffnet die Cortes und thut ihnen Vorſchläge; dieſe ſelbſt aber haben das Recht, Geſetze in Vorſchlag zu bringen, zu beſchließen, auszulegen und abzuſchaffen; die Finanzen des Staates unter ihrer Aufſicht zu haben; für alle Zweige der Verwaltung Verordnungen zu erlaſſen; bei allen Staatshandlungen beauftragt zu werden ꝛc., und haben ſomit die ganze Staatsverwaltung in den Händen, wobei dem Könige blos die Verweigerung der Annahme der Cortesbeſchlüſſe bleibt, die aber, wenn ſie durch drei verſchiedene Cortesverſammlungen angenommen worden ſind, auch ohne die königliche Sanction Geſetzeskraft erhalten. Dem Könige bleibt nur die Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit, die Oberaufſicht über die Staatsverwaltung und das Recht der Gnade; er kann nichts ohne die Cortes verfügen und muß ſelbſt deren Einwilligung zu ſeiner Verheirathung einholen. Die Krone iſt in männlicher und weiblicher Linie nach dem Rechte der Erſtgeburt erblich; doch können die Cortes untaugliche königliche Familienglieder von der Thronfolge ausſchließen. Der Gemahl der Thronerbin erhält keine Gewalt über das Reich. Auch ernennen die Cortes die Regentſchaft während der Minderjährigkeit des Thronfolgers und gewähren zu Anfange jeder neuen Regierung die Civilliſte und die Apanagen. Das Miniſterium beſteht aus 7 Staatsſecretairen (dem Präſidenten und 6 Miniſtern für die Juſtiz, den Handel, den Krieg, die Marine, die Finanzen und die Colonien), die den Cortes verantwortlich ſind. Ihnen zur Seite ſteht ein Staatsrath von 40 Mitgliedern (4 Geiſtlichen, 4 Granden und 32 von den Cortes vorgeſchlagenen Subjecten), der den alleinigen Rathgeber des Königs bildet. Die Provinzen werden durch Provinzialdeputationen verwaltet, deren Glieder frei gewählt werden und die ſich alle 2 Jahre erneuern, deren Chef aber vom Könige ernannt wird; in den einzelnen Städten bilden die Alcalden, Regidores und Syndici die Behörde (ayuntamento), welche jährlich neu erwählt werden. Die Juſtiz wird in erſter Inſtanz von den Alcalden, der zugleich den Vorſitz in den Friedensgerichten führt, in zweiter und dritter von den Provinzialgerichtshöfen (audienzias)

verwaltet und außerdem beſteht in der Hauptſtadt ein oberſtes Juſtiztribunal als höchſte Behörde. Alle Spanier ſind vor dem Geſetze gleich; nur die Geiſtlichkeit und das Militair haben beſondere Vorrechte (vergl. „Die ſpaniſche Conſtitution von 1812", Leipz. 1836). — In wie weit dieſe Verfaſſung beſtehen wird, muß die Folge lehren, zumal da in ihr ſelbſt das Recht zeitgemäßer Veränderung ausgeſprochen iſt; wir erwähnen daher nur kurz das bisher Beſtandene. Der Hofſtaat war bisher ſehr groß und das Ceremoniel ſehr abgemeſſen und ſteif, zum Theil morgenländiſch; zur Zierde des Hofes dienten 16 Ritterorden und Ehrenzeichen: der Orden des goldenen Vließes (geſtiftet 1429); der Marien-Louiſenorden (1792); der Karlsorden (geſtiftet von Karl III. 1771); der Orden des heiligen Ferdinand (von Ferdinand VII. 1815 geſtiftet); der Marienorden von 1816; der amerikaniſche Iſabellenorden von 1815; die geiſtlichen Orden von Calatrava (1158), Alcantara (ſeit 1177), San Jago (1170), Monteſa (ſeit 1319); der Orden der Treue (ſeit dem 23. Aug. 1814); das Ehrenzeichen von Saragoſſa (ſeit 1814); die Ehrenmedaille für Soldaten, die ſich aus der franzöſiſchen Gefangenſchaft befreiten; der Orden von Ciudad Rodrigo (ſeit 1815); der 1814 geſtiftete Orden für Alle, welche wegen Anhänglichkeit an den König 1808 ihre Freiheit verloren; der Marien-Louiſen-Iſabellenorden (ſeit dem 20. Juni 1833). Die herrſchende Religion Spaniens iſt die römiſch-katholiſche und die Ausübung jeder anderen iſt dem Spanier ſtreng verboten (was auch in der Conſtitution von 1812 feſtgeſetzt iſt). Der Klerus beſtand aus 8 Erzbiſchöfen, 51 Biſchöfen, einer Seculargeiſtlichkeit von 44000 und einer großen Zahl von Mönchen und Nonnen. Zu religiöſen Zwecken waren überhaupt 28249 Gebäude beſtimmt und die Summe aller Kircheneinkünfte 300 Mill. Francs. Das Staatseinkommen reicht jetzt kaum zu den Zinſen hin; nach einer der neueſten Angaben ſoll die jährliche Geſammteinnahme 480 Mill. Realen betragen. Das Ausgabenbudget von 1831 war aber auf beinahe 600 Mill. Realen (75 Mill. Gulden) feſtgeſetzt. Die Geſammtſchuld ſoll ſich auf 15000 Mill. Realen belaufen und wird mit 400 Mill. Realen verzinſt. Die Landmacht, einſt ſo ausgezeichnet, beſteht jetzt nur mit Cavallerie, Artillerie und Garden aus 59300 Mann und außer dieſen noch 34000 Milizen und 1800 Mann Veteranen; die Marine, ganz von ihrer vorigen Höhe herabgeſunken, nur noch aus 25 Segeln, worunter 3 Linienſchiffe, 4 Fregatten und 18 kleineren Fahrzeuge, welche in den 3 Kriegshäfen Ferrol, Cadiz und Cartagena ſtationiren. Unter den 615 Seeofficieren ſind viele alte Dienſtunfähige. S. hat ſehr viele und bedeutende Feſtungen, durch welche ſeine natürliche Feſtigkeit noch mehr erhöht wird: 1) am biscayiſchen Meere und in Galicien: Fuentarabia, San Sebaſtian, Santaña, Santander, Caſtel von Gijon, Ribadeo, Ferrol, Coruña, Vigo, Toro; 2) an der portugieſiſchen Grenze: Tuy, Ciudad-Rodrigo, Badajoz, Olivenza, Agamonte; 3) in Andaluſien und am Mittelmeere: Cadiz, Tarifa, San Roque, Caſtel von Ronda, Marbella, Fuengirola, Malaga, Velez-Malaga, Almeria, Cartagena, Caſtel von Orihuela, Alicante, Denia, San Felipe, Caſtel von Valencia, Murviedro, Oropeſa, Penniscola, Tortoſa, Barcelona, Mongat, Medas, Roſas; 4) in Catalonien und Navarra: Figueras, Campredon, Urgel, Venasque, Jaca, Pampelona, Gerona, Hoſtalrich, Balagner, Lerida, Tarragona, Flix, Mequienza und Saragoſſa. Das Innere Spaniens bietet ſchon von Natur durch die oft unüberſteiglichen Gebirge, Schluchten, Thäler und Abgründe eine vortreffliche Vertheidigung dar. Zu den vornehmſten Punkten ſind beſonders zu zählen: a) die Ebrolinie, gedeckt durch die Päſſe des cantabriſchen Gebirges und durch die Feſtung Tortoſa (Saragoſſa hält die Mitte dieſer Linie); b) das Thal des Duero; c) das Thal des Tajo; d) das Thal des Guadiana und e) der Guadalquivir. Militairbildungsanſtalten ſind: die Ingenieurſchulen in Madrid, Barcelona, Zamora; die Artillerieſchulen in Segovia und Talavera de la Reyne; Cadettenſchulen

Unterrichtsanſtalten, der nachtheilige Einfluß, den in neuerer Zeit die Jeſuiten wieder gewannen, die natürliche Indolenz des Volks gegen geiſtige Beſchäftigung, haben Künſte und Wiſſenſchaften in dieſem Lande tief ſinken laſſen. Das Königreich hat 16 Univerſitäten, die in zwei Claſſen getheilt werden. In der erſten befinden ſich: Salamanca, Valladolid und Alcala, in der zweiten: Valencia, Cervera, Saragoſſa, Granada, Sevilla, Oviedo, Santiago, Huesca, Mallorca, Orihuela, Oſſuna, Oñate und Toledo. Von dieſen iſt Valencia, 1804 geſtiftet, die jüngſte, Valladolid, 1346 geſtiftet, die älteſte; Valencia, mit 1569 Studenten, die frequenteſte, Orihuela die unbedeutendſte. Außer den Univerſitäten gibt es noch unabhängige Akademien in den größeren Städten; in Ferrol, Cadiz und Cartagena ſind Marineſchulen; in manchen Städten Civil- und Militairſchulen für den Adel. Im Ganzen zählt man 165 Collegien und Seminarien und ungefähr 20000 Bürger- und Landſchulen. Die wichtigſten Bibliotheken ſind im Escurial, zu Madrid, Toledo, Sevilla, Alcala, Salamanca, Valencia; von den Künſten blühen noch am Meiſten die Kupferſtecherkunſt und die Buchdruckerei. — Die Verfaſſung Spaniens bietet jetzt ein gänzlich verworrenes Chaos. Die Conſtitution von 1812, ſeit dem 14. Aug. 1836 wieder eingeführt, gibt dem Volke die Souverainetät, das durch Deputirte (Cortes) vertreten wird und von je 70000 Einwohnern einen Deputirten ſendet. Dieſe werden aus ſämmtlichen ſpaniſchen Bürgern ſo gewählt, daß die Kirchſpiele aus je 200 anſäſſigen Bürgern (die Weltgeiſtlichen mit eingeſchloſſen) einen Wähler ernennen; aus dieſen Wählern werden nun in den einzelnen Bezirken $\frac{1}{4}$ zu den Provinzialwählern ernannt und dieſe wählen wieder $\frac{1}{4}$ aus ſich zu den Cortes, die ſich alljährlich 3 Monate lang verſammeln und ſich alle zwei Jahre erneuern, ohne jedoch ſogleich wieder gewählt werden zu können, auch nicht aufgelöſt werden können. Der König, welcher den Titel katholiſche Majeſtät führt, eröffnet die Cortes und thut ihnen Vorſchläge; dieſe ſelbſt aber haben das Recht, Geſetze in Vorſchlag zu bringen, zu beſchließen, auszulegen und abzuſchaffen; die Finanzen des Staates unter ihrer Aufſicht zu haben; für alle Zweige der Verwaltung Verordnungen zu erlaſſen; bei allen Staatshandlungen beauftragt zu werden ꝛc., und haben ſomit die ganze Staatsverwaltung in den Händen, wobei dem Könige blos die Verweigerung der Annahme der Cortesbeſchlüſſe bleibt, die aber, wenn ſie durch drei verſchiedene Cortesverſammlungen angenommen worden ſind, auch ohne die königliche Sanction Geſetzeskraft erhalten. Dem Könige bleibt nur die Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit, die Oberaufſicht über die Staatsverwaltung und das Recht der Gnade; er kann nichts ohne die Cortes verfügen und muß ſelbſt deren Einwilligung zu ſeiner Verheirathung einholen. Die Krone iſt in männlicher und weiblicher Linie nach dem Rechte der Erſtgeburt erblich; doch können die Cortes untaugliche königliche Familienglieder von der Thronfolge ausſchließen. Der Gemahl der Thronerbin erhält keine Gewalt über das Reich. Auch ernennen die Cortes die Regentſchaft während der Minderjährigkeit des Thronfolgers und gewähren zu Anfange jeder neuen Regierung die Civilliſte und die Apanagen. Das Miniſterium beſteht aus 7 Staatsſecretairen (dem Präſidenten und 6 Miniſtern für die Juſtiz, den Handel, den Krieg, die Marine, die Finanzen und die Colonien), die den Cortes verantwortlich ſind. Ihnen zur Seite ſteht ein Staatsrath von 40 Mitgliedern (4 Geiſtlichen, 4 Granden und 32 von den Cortes vorgeſchlagenen Subjecten), der den alleinigen Rathgeber des Königs bildet. Die Provinzen werden durch Provinzialdeputationen verwaltet, deren Glieder frei gewählt werden und die ſich alle 2 Jahre erneuern, deren Chef aber vom Könige ernannt wird; in den einzelnen Städten bilden die Alcalden, Regidores und Syndici die Behörde (ayuntamento), welche jährlich neu erwählt werden. Die Juſtiz wird in erſter Inſtanz von den Alcalden, der zugleich den Vorſitz in den Friedensgerichten führt, in zweiter und dritter von den Provinzialgerichtshöfen (audienzias)

verwaltet und außerdem beſteht in der Hauptſtadt ein oberſtes Juſtiztribunal als höchſte Behörde. Alle Spanier ſind vor dem Geſetze gleich; nur die Geiſtlichkeit und das Militair haben beſondere Vorrechte (vergl. „Die ſpaniſche Conſtitution von 1812", Leipz. 1836). — In wie weit dieſe Verfaſſung beſtehen wird, muß die Folge lehren, zumal da in ihr ſelbſt das Recht zeitgemäßer Veränderung ausgeſprochen iſt; wir erwähnen daher nur kurz das bisher Beſtandene. Der Hofſtaat war bisher ſehr groß und das Ceremoniel ſehr abgemeſſen und ſteif, zum Theil morgenländiſch; zur Zierde des Hofes dienten 16 Ritterorden und Ehrenzeichen: der Orden des goldenen Vließes (geſtiftet 1429); der Marien-Louiſenorden (1792); der Karlsorden (geſtiftet von Karl III. 1771); der Orden des heiligen Ferdinand (von Ferdinand VII. 1815 geſtiftet); der Marienorden von 1816; der amerikaniſche Iſabellenorden von 1815; die geiſtlichen Orden von Calatrava (1158), Alcantara (ſeit 1177), San Jago (1170), Monteſa (ſeit 1319); der Orden der Treue (ſeit dem 23. Aug. 1814); das Ehrenzeichen von Saragoſſa (ſeit 1814); die Ehrenmedaille für Soldaten, die ſich aus der franzöſiſchen Gefangenſchaft befreiten; der Orden von Ciudad Rodrigo (ſeit 1815); der 1814 geſtiftete Orden für Alle, welche wegen Anhänglichkeit an den König 1808 ihre Freiheit verloren; der Marien-Louiſen-Iſabellenorden (ſeit dem 20. Juni 1833). Die herrſchende Religion Spaniens iſt die römiſch-katholiſche und die Ausübung jeder anderen iſt dem Spanier ſtreng verboten (was auch in der Conſtitution von 1812 feſtgeſetzt iſt). Der Klerus beſtand aus 8 Erzbiſchöfen, 51 Biſchöfen, einer Seculargeiſtlichkeit von 44000 und einer großen Zahl von Mönchen und Nonnen. Zu religiöſen Zwecken waren überhaupt 28249 Gebäude beſtimmt und die Summe aller Kirchen-einkünfte 300 Mill. Francs. Das Staatseinkommen reicht jetzt kaum zu den Zinſen hin; nach einer der neueſten Angaben ſoll die jährliche Geſammteinnahme 480 Mill. Realen betragen. Das Ausgabenbudget von 1831 war aber auf beinahe 600 Mill. Realen (75 Mill. Gulden) feſtgeſetzt. Die Geſammtſchuld ſoll ſich auf 15000 Mill. Realen belaufen und wird mit 400 Mill. Realen verzinſt. Die Landmacht, einſt ſo ausgezeichnet, beſteht jetzt nur mit Cavallerie, Artillerie und Garden aus 59300 Mann und außer dieſen noch 34000 Milizen und 1800 Mann Veteranen; die Marine, ganz von ihrer vorigen Höhe herabgeſunken, nur noch aus 25 Segeln, worunter 3 Linienſchiffe, 4 Fregatten und 18 kleineren Fahrzeuge, welche in den 3 Kriegshäfen Ferrol, Cadiz und Cartagena ſtationiren. Unter den 615 Seeofficieren ſind viele alte Dienſtunfähige. S. hat ſehr viele und bedeutende Feſtungen, durch welche ſeine natürliche Feſtigkeit noch mehr erhöht wird: 1) am biscayiſchen Meere und in Galicien: Fuentarabia, San Sebaſtian, Santaña, Santander, Caſtel von Gijon, Ribadeo, Ferrol, Coruña, Vigo, Toro; 2) an der portugieſiſchen Grenze: Tuy, Ciudad-Rodrigo, Badajoz, Olivenza, Agamonte; 3) in Andaluſien und am Mittelmeere: Cadiz, Tarifa, San Roque, Caſtel von Ronda, Marbella, Fuengirola, Malaga, Velez-Malaga, Almeria, Cartagena, Caſtel von Orihuela, Alicante, Denia, San Felipe, Caſtel von Valencia, Murviedro, Oropeſa, Penniscola, Tortoſa, Barcelona, Mongat, Medas, Roſas; 4) in Catalonien und Navarra: Figueras, Campredon, Urgel, Venasque, Jaca, Pampelona, Gerona, Hoſtalrich, Balagner, Lerida, Tarragona, Flix, Mequienza und Saragoſſa. Das Innere Spaniens bietet ſchon von Natur durch die oft unüberſteiglichen Gebirge, Schluchten, Thäler und Abgründe eine vortreffliche Vertheidigung dar. Zu den vornehmſten Punkten ſind beſonders zu zählen: a) die Ebrolinie, gedeckt durch die Päſſe des cantabriſchen Gebirges und durch die Feſtung Tortoſa (Saragoſſa hält die Mitte dieſer Linie); b) das Thal des Duero; c) das Thal des Tajo; d) das Thal des Guadiana und e) der Guadalquivir. Militairbildungsanſtalten ſind: die Ingenieurſchulen in Madrid, Barcelona, Zamora; die Artillerieſchulen in Segovia und Talavera de la Reyne; Cadettenſchulen

in Valencia, Alicante und Cadiz; Seecadetten- und Pilotenſchulen in Ferrol, Cadiz, Plaſencia und Cartagena. In militairiſcher Hinſicht iſt das Königreich in 13 große Generalcapitainerien und 5 Commandos eingetheilt. Die Generalcapitainerien ſind: Neucaſtilien, Altcaſtilien, Aragonien, Catalonien, Valencia, Mallorca, Navarra, Guipuzcoa, Andaluſien, Granada, Galicien, Eſtremadura und Aſturien; die 5 Commandos: Mahon, Iviça, Campo de Gibraltar, Ceuta und die Canarien. Dieſe Generalgouvernements begreifen in ihren Bezirken 83 untergeordnete Gouvernements. In gerichtlicher Hinſicht iſt S. in 12 Gerichtshöfe oder Obertribunale eingetheilt, deren Titel ſind: königliche Canzlei von Valencia, welche auch in letzter Inſtanz in Civil- und Criminalſachen entſcheidet; königliche Canzlei von Granada; königlicher Rath von Navarra, der ſeinen Sitz zu Pampelona hat, und die königlichen Audienzien von Galicien (zu Sanjago), Aſturien (zu Oviedo), der canariſchen Inſeln (zu las Palmas), von Eſtremadura (zu Caceres), Aragonien (zu Saragoſſa), Valencia (zu Valencia), Catalonien (zu Barcelona) und Mallorca (zu Palma). Die Bezirke dieſer 12 königlichen Gerichtshöfe begreifen 165 Corregidorias oder Sitze eines Corregidor. In neuerer Zeit hat man S. in 30 Provinzen getheilt; die alte Eintheilung in Königreiche ꝛc. iſt aber durchaus hiſtoriſch und daher zur Kenntniß der Geſchichte des Landes nothwendig, weßhalb wir ſie hier beibehalten. Sie waren ſpäter unter 2 Kronen ververeinigt, wovon A. die Krone Caſtilien zerfällt in: I. Neucaſtilien mit 1450 □M. und 1800000 Einw. in 5 Provinzen: 1) Madrid mit der Hauptſtadt gleiches Namens (ſ. d. Art.). 2) Toledo (380000 Einw.) mit der Hauptſtadt gl. N. (25000 Einw.), ehemalige Hauptſtadt der Gothen, dann der Mauren; Aranjuez, mit einem königlichen Luſtſchloſſe; Alcala de Henares (ſ. d. Art.) (5000 Einw.); Talavera de la Reyna (8000 Einw.), Sieg der Engländer und Spanier über die Franzoſen 1809, 28. Juli; Ocaña (ſ. d. Art.) (12000 E.), Mineralquellen; Alcazar, große Pulverfabrik. 3) Guadalaxara mit 240000 Einw. und der Hauptſtadt gl. N. (14000 Einw.), prachtvolle Gruft der Herzöge von Infantado; Siguenza mit 4000 Einw. und Tuchmanufactur; Jadraque (2000 Einw.), Schloß; Colmenar viejo (4000 Einw.), in der Nähe Steinbrüche. 4) Mancha (ſpr. Mantſcha) mit 420000 Einw., Hauptſtadt Ciudad réal (9000 Einw.); Almaden (10000 Einw.), mit berühmten Queckſilbergruben; Almagro (8000 Einw.), Spitzenbereitung und Eſelmärkte; Valde peñas (8000 Einw.), berühmter Wein; Villa nueva de los Infantes (6400 Einw.); Alcaraz (3300 Einw.), Galmeigruben im Gebirge. 5) Cuenca mit 350000 Einw., Hauptſtadt gl. N. (6000 Einw.), Biſchof, merkwürdige Brücke; Huete (2500 Einw.); San Clemente (4000 Einw.); Molina (4500 Einw.), Eiſenhammer; Sacedon und Solan de Cabras, berühmte Bäder; Requéna (7000 Einw.), Seidenweberei. — II. Altcaſtilien mit 837 □M. und 1170000 Einw. in 4 Provinzen: 1) Burgos mit 620000 Einw., Hauptſtadt gl. N. (12000 E.), Erzbiſchof, Triumphbögen des berühmten Ferdinand Gonzalez, ſtarker Wollhandel; Santander (19000 Einw.), bedeutender Handel mit Wolle und Wein, Eiſenhämmer; Eſpinoſa (2000 Einw.), Sieg der Franzoſen 1808, 12. Nov.; Logrono (7000 Einw.), wichtige Gerbereien. 2) Soria mit 290000 Einw., Hauptſtadt gl. N. (6000 Einw.), Biſchof, Spuren des alten Numantia; Calahorra (7000 Einw.), Erzbiſchof; Osma (4000 Einw.); Almazan und Medina Celi, Städtchen. 3) Segovia mit 155000 Einw., mit der Hauptſtadt gl. N. (13000 E.), Biſchof, römiſche Waſſerleitung von 159 zum Theil dreifachen Bogen, 3000 Schritte lang und 102 Fuß hoch; San Ildefonſo (5000 Einw.), Schloß; Escurial (ſ. d. Art.) (2000 Einw.); Cuellar, in der Nähe ſtarker Bergbau. 4) Avila mit 120000 Einw. und der Hauptſtadt gl. N. (12000 Einw.), Biſchofsſitz. — III. Königreich Leon mit 940 □M. und 1200000 Einw. in

6 Provinzen: 1) Leon mit 330000 Einw. und der Hauptſtadt gl. N. (9000 E.), Biſchof und Dom, enthaltend die Gräber von 37 Königen; Aſtorga (4000 Einw.), Biſchof; Sahagun (4500 Einw.), Benedictinerkloſter. 2) Pallencia mit 330000 Einw. und der Hauptſtadt gl. N., Biſchof; Saldana (4500 Einw.). 3) Toro mit der Stadt gl. N. (8000 Einw.), Schlacht 1476. 4) Valladolid mit 215000 Einw. und der Hauptſtadt gl. N. (30000 Einw.); Medina del Rio ſecco und Medina del Campo, erſtere hat 8000 Einw., Meſſen, Sieg der Franzoſen 1808, 14. Juli; letztere 2500 Einw. und Meſſen; Simancas, mit dem Hauptarchive von Caſtilien und Weinbau; Tudela (2000 Einw.), Schlacht 1808, 22. Nov.; Penafiel (4000 Einw.); Tordeſillas (4000 Einw.). 5) Zamora mit 170000 Einw., Hauptſtadt gl. N. (9000 Einw.), Biſchof; Fermoſelle (3000 Einw.), Grenzort gegen Portugal. 6) Salamanca mit 260000 Einw. und der Hauptſtadt gl. N. (13000 Einw.), Biſchof, alte römiſche Brücke von 27 Bogen, Wellington's Sieg 1812, 22. Juli; Bejar (5000 Einw.), Mineralquellen und Tuchfabriken; Alba; Ciudad Rodrigo (11000 Einw.), Biſchof, Wellington's Sieg 1808. — IV. Fürſtenthum Aſturien mit 137 □M. und 460000 Einw., Hauptſtadt Oviedo (7000 Einw.), Sitz des Generalcapitains und des Biſchofs, Steinölbereitung aus Steinkohlen; Gijon (3000 Einw.), Hafen, Cyderbrauerei, in der Nähe Gagatſchleifereien; Trubia, große Kanonengießerei; Aviles (3500 Einw.), Kupferfabriken. — V. Königreich Galicien mit 750 □M. und 2 Mill. Einw., Hauptſtadt San Jago di Compoſtella (28000 Einw.), Erzbiſchof, Univerſität, berühmte Wallfahrt zum Grabe des Apoſtels Jakobus, Handel; Coruña (ſ. d. Art.); Ferrol (20000 Einw.), Seearſenal, Schiffswerften; Orenſe (2000 Einw.), Biſchof, warme Quellen; Vigo (8000 Einw.); Tuy (4000 Einw.), Orangenbau; Luga (5000 Einw.), Biſchof, warme Bäder; Mondonedo (5000 Einw.), Biſchof; Ribadeo (2000 Einw.).— VI. Landſchaft Eſtremadura mit 675 □M. und 750000 Einw., Hauptſtadt Badajoz (ſ. d. Art.); Plaſencia (5000 Einw.), Biſchof, Waſſerleitung von 80 Bogen; Olivenza (5500 Einw.), Weinbau und Handel; Coria (7000 E.), Biſchof, Wein- und Orangenbau; Merida (6000 Einw.), römiſche Ruinen; Zafra (10500 Einw.), Ledergerberei; Alcantara (3000 Einw.), eine 679 Fuß lange und 200 Fuß hohe Brücke; Truxillo (4000 Einw.); Medellin; Llerena (7000 Einw.), Seiden- und Tuchweberei; Guadalcanal, Silbergruben, in welchen 1803 Platina entdeckt wurde; Caceres (8000 Einw.), wichtige Gerbereien. — VII. Königreich Andaluſien mit 830 □M. und 1700000 Einw. in 4 Provinzen: 1) Sevilla mit 980000 Einw. und der Hauptſtadt gl. N. (ſ. d. Art.); Xerez de la Frontera (34000 Einw.), wichtiger Wein- und Ölbau, Sieg der Araber 711; Huelva (7000 Einw.); Ayamonte (6000 Einw.); Palos; Cadiz (ſ. d. Art.); Puerto de Santa Maria (16000 Einw.); Rota (6000 Einw.), Weinbau; Puerto Real, bedeutende Salzſiedereien; San Lucas de Barrameda (17000 Einw.), Weinbau und Weinhandel, Hafen mit Molo; Gibraltar (ſ. d. Art.); Ecija (12000 Einw.); Oſſuna (15000 Einw.); Niebla (9000 Einw.); Utrera (9000 Einw.); Arcos de la Frontera (12000 Einw.); Medina Sidonia (5000 Einw.); Conil, Thunfiſchfang, Schwefel. 2) Cordova mit 410000 Einw., Hauptſtadt gl. N. (20000 Einw., ehemals 200000), Seidenfabriken, etwas Handel, Corduan; Priego (5000 Einw.); Lucena (12000 Einw.); Montilla und Cabra (6000 Einw.); Bujalance (9000 Einw.), ſtarker Ölbau. 3) Jaen mit 310000 Einw., Hauptſtadt gl. N. (20—30000 Einw.), Biſchof; Andujar (10000 Einw.), Seidenhandel und Thonkrüge; Ubeda (16000 Einw.) und Baeza (15000 Einw.); Martos (14000 Einw.), römiſche Alterthümer. 4) Sierra Morena mit den Städten Carolina, Carlotta und Luiſiana und 10000 Einw., vom Miniſter Olavides 1767 gegründet, Seidenbau und

Webereien. — VIII. Königreich Granada oder Oberandaluſien mit 452 □ M. und 1230000 Einw. in 2 Provinzen: 1) Granada, Hauptſtadt gl. N. (80000 Einw.), Salpeter⸗ und Pulverfabrik; Ronda (18000 Einw.), auf 2 Felſen erbauet und durch eine kühne Brücke verbunden; Almeria (7000 E.), Hafen, Biſchof, Seeſalz⸗, Salpeter⸗ und Sodaſiedereien. 2) Malaga, Hauptſtadt gl. N. (50000 Einw.), ſtarker Wein⸗, Öl⸗ und Seidenbau, 7000 Weinberge, auch Baumwolle ꝛc.; Velez⸗Malaga, Handelsſtadt (16000 Einw.); Alhama, Salz und warme Bäder; Antequera (14000 Einw.), Handel mit Orſeille; Loxa (14000 Einw.), wichtige Indiennefabriken. — IX. Königreich Murcia mit 370 □ M. und 500000 Einw. in 2 Intendanzen: 1) Murcia, Hauptſtadt gl. N. (35000 Einw.), Biſchof und wichtige Seidenwebereien; Villena (9000 Einw.), Meſſe; Albaceite, Meſſe; Almanſa (4500 Einw.), Schlacht 1707; Lorca (20000 Einw.), Salpeter⸗ und Sodabereitung, Kupfer⸗ und Bleigruben; Chinchilla (10000 Einw.). 2) Cartagena, Hauptſtadt gl. N. (30000 Einw.), Biſchof. — B. Zu Aragonien gehören I. das eigentliche Königreich Aragonien mit 700 □ M. und 850000 Einw., Hauptſtadt Saragoſſa (ſ. d. Art.); Daroca (3000 Einw.); Teruel (10000 Einw.), Biſchof; Calatayud (9000 Einw.), Hanfbau; Taragona (4500 Einw.), Biſchof, Tuchfabrik; Alcaniz, Alaunwerke; Villa Feliche (4500 Einw.), große Pulverfabrik mit 70 Mühlen; Huesca (8000 Einw.), Biſchof; Albarracin, berühmte Wolle, Eiſengruben; Giſtain, Eiſen⸗, Kupfer⸗, Blei⸗ und Kobaltgruben; Barbaſtro (6000 Einw.), Biſchof, Gerberei. — II. Fürſtenthum Catalonien mit 565 □ M. und 1250000 Einw., Hauptſtadt Barcelona (140000 Einw.), wichtige Fabriken und Manufacturen, Seehandel; Reus (30000 Einw.), wichtige Seiden⸗ und Baumwollenweberei, Handel mit Wein ꝛc.; Tarragona (8000 E.), Erzbiſchof, 3 Meilen lange Waſſerleitung, Hafen, Fabriken und Handel; Tortoſa (11000 Einw.), Handel; Mataro (25000 Einw.), Hafen und Fabriken; Cordona, mit Caſtell und einem 500 F. hohen Steinſalzfelſen; Montſerrat (ſ. d. Art.); Solſona (3000 Einw.), Biſchof, Baumwoll⸗ und Stahlfabriken; Andorra, ein Pyrenäenthal, 9 □ M. mit 14000 Einw. in 6 Gemeinden vertheilt, Viehzucht und Ackerbau. — III. Königreich Valencia mit 362 □ M. und 1160000 Einw., Hauptſtadt gl. N. (66000 Einw.), Erzbiſchof, wichtige Papier⸗, Seifen⸗ und Seidenfabriken; Alicante (25000 Einw.), Weinbau; San Felipe (14000 Einw.); Ontiniente (12000 Einw.), Obſtbau; Caſtello de la Plana (15000 Einw.); Orihuela (26000 Einw.), Garten Spaniens genannt; Alcoy (18000 Einw.), große Papierfabriken; Alcira (10000 Einw.); Elche (ſpr. Eltſche) (18000 Einw.). — IV. Königreich Mallorca, welches begreift: a) die baleariſchen Inſeln, Majorca oder Mallorca mit 63 □ M. und 140000 Einw. und der Hauptſtadt Palma (26000 Einw.), Hafen, und Minorca mit 15 □ M. und 30000 Einw., Hauptſtadt Port Mahon (16000 Einw.) mit einem Hafen und Fort, Auſternfiſcherei und die Feſtung Ciudadella. b) Die pithyuſiſchen Inſeln, Iviza mit 9 □ M. und 20000 Einw., Hauptſtadt gl. N. (3500 Einw.), und Formentera mit 2 □ M. und 2000 Einw. Zur aragoniſchen Monarchie gehören auch die bisher viele Freiheiten genießenden 4 Provinzen: Navarra mit 120 □ M. und 300000 Einw., Hauptſtadt Pampelona (14000 Einw.), Sitz des Vicekönigs und Biſchofs; Tudela (8000 Einw.); Valdiera, Steinſalzbergwerke; und die 3 baskiſchen Provinzen mit 140 □ M. und 380000 Einw.: a) Biscaya mit 150000 Einw., Hauptſtadt Bilbao (15000 Einw.); Sarromaſtro, reichſte Eiſengruben. b) Guipuzcoa mit 145000 E., Hauptſtadt San Sebaſtian (13000 Einw.), Seehandel; Mondragone, Eiſengruben; Amazqueta, Kupfergruben; Salinas, Salzwerke; Vergara (4000 E.), Bergwerksſchule. c) Alava mit 85000 Einw., Hauptſtadt Vittoria (7000 E.),

Fabriken, Handel, Wellington's Sieg 1813, 21. Juni. — Die außereuropäiſchen Beſitzungen Spaniens ſind noch: 1) in Amerika: die Inſeln Cuba, Puerto Rico und die Jungferninſeln mit 2500 □ M. und 950000 Einw.; 2) in Aſien die maniliſchen oder philippiniſchen, Carolinen-, Babuya-, Baſcheinſeln und ein Antheil an Magindanao (etwa 1 oder 2 Mill. Einw.; 3) in Afrika die 3 Preſidios, die canariſchen Inſeln, die Inſeln Annabon und Prinzeninſel mit 160 □ M. und 200000 Einw.; 4) in Auſtralien die Marianen. Zuſammen 5137 □ M. und 3½ Mill. Einwohner. — (Geſchichte). Obgleich ſich über die älteſten Bewohner Spaniens, welches von den Griechen Iberia, von den Römern aber Hesperia und ſpäter Hispania genannt und mit Einſchluß Portugals in die tarraconenſiſche, bätiſche und luſitaniſche Provinz eingetheilt wurde, nichts Sicheres mehr beſtimmen läßt, ſo waren doch höchſt wahrſcheinlich die Ureinwohner des Landes celtiſch-iberiſchen Stammes, zu denen ſich ungefähr 1000 Jahre v. Chr. die Phönicier geſellten, welche Gadir (Gades, Cadix) erbauten, ihre Künſte, Sprache und Götter in das Land brachten und ſich längs des mittelländiſchen Meeres bis in die Gegenden des heutigen Granada, Murcia und Valencia ausbreiteten, ja ſelbſt bis an die Pyrenäen vordrangen und durch die daſelbſt gemachte reiche Ausbeute an edlen Metallen den Neid der Griechen des Archipels erregten, welche nun ebenfalls mehrere Städte in Spanien gründeten. Von der Nähe des ſchönen Landes angelockt ſiedelten ſich hierauf die Carthager daſelbſt an, welche zwar im erſten puniſchen Kriege (264—242) genöthigt wurden, ihre bedeutenden Niederlaſſungen in der Provinz Bätica zu verlaſſen; allein im Jahre 237 v. Chr. eroberte ihr Feldherr Hamilcar Barkas nicht nur die verlorenen Beſitzungen wieder, ſondern dehnte auch die Herrſchaft ſeines Volkes bis zu der nach ihm benannten Stadt Barcelona aus und ſein Schwiegerſohn Hasdrubal, welcher an der ſüdlichen Küſte Neucarthago (Cartagena) gründete, erweiterte das Gebiet der Carthager noch mehr. Von ſeiner Macht gedrängt baten die Bewohner griechiſcher Abkunft in den Städten Sagunt und Ampurias um den Schutz und die Hülfe der Römer; allein dieſe vermochten nicht durch Verzögerung ihres Beiſtandes Sagunt vor gänzlichem, obwohl heldenmüthigem Untergange (219 v. Chr.), den Hannibal's ſtandhafte Belagerung herbeiführte, zu retten. Erſt nach ſeinem Abgange zum Feldzuge in Italien, wohin eine große Anzahl ſpaniſcher Hülfstruppen folgten, erſchien ein römiſches Heer unter Cnejus Scipio in S., ſchränkte die Carthager auf den Beſitz von Cartagena ein, ſchlug Hannibal's Bruder, Hasdrubal, an den Ufern des Ebro und wurde zwar kurz darauf in ſeinen Eroberungen durch die Numidier wieder mehr zurückgedrängt, allein der tapfere und menſchenfreundliche Publius Cornelius Scipio vollendete bald nachher die Unterjochung des Landes (210—206), welches nun von römiſchen Prätoren verwaltet wurde. Der harte Druck und die grenzenloſe Willkühr derſelben erregten jedoch mehrmals drohende Empörungen, die ſich unter Galba, Lucullus und Vitellius faſt über das ganze S. verbreiteten und beſonders unter dem Luſitanier Viriathus den römiſchen Heeren verderblich wurden (160 v. Chr.), bis nach 40jährigem Kampfe den Luſitaniern im Frieden die bis dahin inne gehabten Ländereien auch ferner zugeſichert wurden. Unterdeß hatte ſich die feſte Stadt Numantia gegen die Römer empört; ſie wurde jedoch nach Vernichtung von drei römiſchen Heeren vor ihren Mauern von Scipio Ämilianus durch Hunger zur Übergabe gezwungen (132 v. Chr.) und nun bewirkte die ſchreckensvolle Nachricht ihres Falles die ſchnelle Unterwerfung von faſt allen Provinzen bis auf die rauhen und armen Gebirgsgegenden des Nordens, welche ſich einen Schein von Freiheit bewahrten. Nachdem hierauf ein 40jähriger Friede dem erſchöpften Lande einige Ruhe gewährt hatte, benutzte der aus Rom verbannte Sertorius die innere Zwietracht dieſes Staates während der Bürgerkriege des Marius und Sulla (84 v. Chr.), rief die Spanier zur Freiheit und gab ihnen eine der römiſchen ähn-

liche Verfaſſung; jedoch blieb das begonnene Werk nach ſeiner kurz darauf erfolgten Ermordung (73 v. Chr.) unvollendet und S. kehrte in den frühern Zuſtand zurück, bis Julius Cäſar, gelockt durch die unermeßlichen Hülfsquellen des Landes, die Ruhe deſſelben aufs Neue erſchütterte. Er wurde zwar anfangs von den Unterfeldherren ſeines Nebenbuhlers, Cnejus Pompejus, bei Merida geſchlagen, erfocht aber endlich, durch die Bewohner Aragoniens und Cataloniens kräftig unterſtützt, über ſie ſo wie ſpäter über die Söhne des Pompejus ſelbſt einen vollſtändigen Sieg. Nachdem alsdann S. während des zweiten Triumvirats auf kurze Zeit dem Lepidus anheimgefallen war, vereinigte es Auguſtus als Alleinherrſcher mit ſeinem Reiche; jedoch koſtete ihm die Unterwerfung von Cantabrien, Aſturien und Galicien noch einen 3jährigen Krieg. Kurz darauf empörten ſich zwar die Cantabrier aufs Neue; allein nachdem ſie im Kampfe gegen den römiſchen Feldherrn Agrippa ihre letzten Kräfte erſchöpft hatten, wurde S. gänzlich unterworfen und in eine römiſche Provinz verwandelt (25 v. Chr.). Es genoß nun unter Auguſtus' milder Regierung eines langen Friedens, fühlte ſich für den Verluſt der Freiheit durch die Bekanntſchaft mit römiſchen Künſten, Sprache, Sitten und Gottesdienſt einigermaßen entſchädigt und blieb 4 Jahrhunderte mit dem Reiche der Römer auf das Engſte verbunden, bis ſich endlich zu Anfange des V. unter den Europa damals durchziehenden Völkern ein Theil der Gothen nach S. wandte, wo ſich ihr König, Arnulph, Cataloniens bemächtigte, deſſen Nachfolger, Wallia, in Verbindung mit den Römern die in S. gleichfalls eingedrungenen Vandalen und Sueven bekämpfte und zur Belohnung dafür vom weſtrömiſchen Kaiſer Honorius (419) Aquitanien erhielt. Nach ſeinem Tode erhoben ſich zwar die Vandalen wieder, drängten die Sueven in die Gebirge von Aſturien zurück, nahmen im Süden Cartagena und Sevilla in Beſitz und nannten die dortige Provinz nach ſich Vandaluſien (Andaluſien); allein ſie verließen bald darauf S. für immer und gründeten ein eigenes Reich (428) unter Genſerich in Nordafrika. Im Jahre 456 unternahm Theodorich II., König der Weſtgothen, einen Zug über die Pyrenäen, vernichtete in der Schlacht bei Aſtorga das Heer der Sueven, deren Überreſte ſich nun in die Gebirge von Galicien retteten und von dort aus ſich ſelbſt dem großen Könige der Weſtgothen, Eurich, widerſetzten, bis Leowigild, einer ſeiner Nachfolger, ihrem in Galicien gegründeten Reiche ein Ende machte (585). Nachdem ſich Eurich (471) der ganzen Halbinſel, aus der er die Römer für immer vertrieb, bemächtigt und ſeine Beſitzungen bis Marſeille ausgedehnt hatte, machte er ſich um ſein Reich beſonders durch Aufſtellung einer zum Theil noch jetzt geltenden Sammlung gothiſcher Geſetze (fuero-juzgo) verdient. Doch wurde die bis dahin beſtandene Verfaſſung des gothiſchen Staates als eines Erbreiches ſeit der Verdrängung der Dynaſtie Amalrich's durch Chlodowig, König der Franken, zum großen Nachtheile des Volkes in ein Wahlreich verwandelt; denn das Heer erhob von nun an meiſt beliebte Krieger auf den Thron, welche die volksthümlichen Geſetze rückſichtslos übertraten und die ihnen anvertraute Gewalt durch beiſpielloſe Schandthaten mißbrauchten. Überhaupt bietet der ganze Zeitraum der weſtgothiſchen Monarchie in S. blos ein Gemälde fortdauernder Tyrannei und Anarchie dar; die meiſten Könige fanden den Weg zu und von dem Throne durch Meuchelmord; ihre Regierung war nur von kurzer Dauer und das Volk ſuchte öfters, obwohl vergeblich, ihre tyranniſche Gewalt einzuſchränken und neue Eingriffe in ſeine Rechte zu verhindern. Auch das Chriſtenthum, welches unter der Form des Arianismus zu gleicher Zeit mit den Gothen Eingang in S. gefunden hatte, trug wenig zur ſittlichen Veredlung der Herrſcher und des Volkes bei, ſondern lieh vielmehr fortwährenden Stoff zu Streitigkeiten und Parteiungen theils der Gothen unter ſich, theils mit den benachbarten, dem Katholicismus eifrig ergebenen Franken. Die Biſchöfe, in denen das Volk die Stellvertreter der göttlichen Macht auf Erden ſah, herrſchten mit unumſchränkter Macht,

rieſen ſelbſt weltliche Angelegenheiten vor ihren Richterſtuhl und ihre Entſcheidungen galten auch in Civilſachen als Geſetze, während ſie die ihnen untergebenen Geiſtlichen wie Vaſallen, ja faſt wie Leibeigene behandelten. Wahrſcheinlich auf ihren Betrieb begann König Siſebut die erſte Verfolgung der Juden, von denen unter Hadrian 5000 Familien in Spanien eingewandert waren, ſich ſeitdem ungemein vermehrt und unermeßliche Reichthümer, die vorzüglichſte Quelle ihrer Verfolgung, erworben hatten. Diejenigen, welche die Taufe anzunehmen ſich weigerten, fanden unter tauſend Qualen ihren Tod und ihr Vermögen fiel dem Könige und den Biſchöfen anheim; mehr als 10000 aber begnügten ſich mit Beobachtung einiger äußerlich chriſtlicher Formen. Allein bald darauf vertauſchten die bisher arianiſch geſinnten Gothen ſelbſt unter Reccared I. ihren Glauben mit dem Katholicismus (586) und die gothiſche Sprache mußte der verdorbenen römiſchen, als der im Volke tiefgewurzelten Mundart weichen. Bald ward nun die Staatsverfaſſung der Gothen als eines Wahlreichs auch die Urſache von der gänzlichen Vernichtung ihrer Herrſchaft in S.; denn die bei der Königswahl übergangene Familie Alarich's rief aus Rache die an der Nordküſte von Afrika herrſchenden Araber (Mauren) in das Land (711), welche unter Tarik den König der Gothen **Roderich** in der ſiebentägigen Schlacht bei **Xeres de la Frontera** (vom 19. bis 20. Juli 711) in Andaluſien ſchlugen und ſich in Zeit von fünf Jahren unter Abuzara, Tarik und Muſa ganz S. mit Ausnahme der Gebirgsgegenden von Aſturien, Cantabrien und Navarra, wo ein gothiſcher Prinz, **Pelagius**, zum Könige ausgerufen ward und ſich gegen alle Angriffe der Araber behauptete und von wo aus er den Arabern ein unverſöhnlicher Feind blieb, unterwarfen. Muſa's Sohn, Abdulaſis, blieb als Statthalter des Chalifen von Bagdad in S. zurück und heirathete die Wittwe des in der Schlacht bei Xeres gefallenen Königs Roderich. Die Mauren verſuchten zwar unter **Abdorrahman** ihre Herrſchaft auch über Frankreich auszubreiten, aber der Verſuch ſcheiterte in der Schlacht bei **Tours** (732) an der tapfern Fauſt des Herzogs der Franken, **Karl Martell**; doch errichtete bald darauf ein im Morgenlande von den neuen abbaſſidiſchen Chalifen geächteter und nach S. geflohener Sprößling der Ommijaden das neue ommijadiſche **Chalifat** von **Cordova**, deſſen Thron er als **Abdorrahman I.** beſtieg (755). Unter ihm gewann das Land bald wieder eine blühendere Geſtalt. Denn die vor ihm regierenden und von dem Chalifen des Orients ſich öfters losreißenden Statthalter erlaubten ſich, in der Ungewißheit ſich behaupten zu können, zahlloſe Gewaltthätigkeiten und Erpreſſungen, ſchmeichelten den Hauptſtützen ihrer Partei auf Koſten des Volkes und führten, unter ſich ſelbſt uneinig und gegenſeitig eiferſüchtig, verheerende Fehden, welche die aſturiſchen Fürſten ſchlau zu nähren und zu ihrem Vortheile zu benutzen wußten, ſo daß die Felder unbebaut lagen, der Handel ſtockte, die Werkſtätten der Handwerker und Künſtler verſchloſſen waren und die Häfen verödet lagen. Unter Abdorrahman dagegen, welcher den Chriſten die freie Ausübung ihrer Religion geſtattete, viele derſelben durch Wohlthätigkeit und Milde für den Islam gewann und die Ehen zwiſchen Muhammedanern und Chriſten beförderte, ſtiegen Ackerbau, Handel und Gewerbfleiß bald zu der höchſten Blüthe; der lebhafteſte Verkehr mit den Griechen führte die Flotten von Byzanz in die ſpaniſchen Häfen und verſchaffte den Landeserzeugniſſen reichlichen Abſatz, ſo daß die hierdurch herbeigeführte Verfeinerung der Sitten, ritterlicher Anſtand und feine Galanterie bald die Zierde des mauriſchen Hofes wurde, den Abdorrahman II. zum Sitze der Künſte, Wiſſenſchaften und Lebensfreuden erhob. Das Chalifat erreichte unter Abdorrahman III. und ſeinem Sohne Hakem II. (geſt. 976) den höchſten Gipfel ſeiner Macht und Blüthe, verfiel aber nach der Abſetzung Hakem's III. wieder, indem ſich einzelne Statthalter unabhängig machten und zu Saragoſſa, Toledo, Valencia und Sevilla eigne Kö-

nigreiche errichteten, wo mauriſche Sprache und Sitten faſt allgemein herrſchend wurden, obgleich die Chriſten ihre Sprache, Geſetze und Obrigkeiten, nebſt freier Religionsübung behielten. — Unterdeß hatte ſich das kleine chriſtliche Reich in Aſturien, anfangs (712) auf die Grenzen von Oviedo beſchränkt, in weniger als einem Jahrhunderte, beſonders durch das raſtloſe Streben des Königs Alphons des Katholiſchen (757) und Alphons II. über Galicien und Leon ausgebreitet. In derſelben Zeit drang Karl der Große bis an den Ebro vor (Marca Hispanica) und in Navarra trat mit Garcias Ximenes der erſte ſelbſtſtändige König (ſtarb 880) auf, während gegen das Ende des IX. Jahrh. die räuberiſchen Einfälle der Normänner in das nördliche und ſüdliche Spanien tapfer zurückgeſchlagen wurden. Aber auch die Kämpfe zwiſchen Mauren und Chriſten dauerten mit weniger Unterbrechung fort. Im Anfange des X. Jahrh. führten erſtere mit den Königen von Aſturien und Leon blutige Kriege, überſchwemmten Navarra, brachten den Chriſten bei Val de la Jonquera eine empfindliche Niederlage bei, rückten bis unter die Mauern von Toulouſe vor, zogen ſich aber, als der kühne König Ordogno II. von Leon in ihrem Rücken auf einem verheerenden Streifzuge Cordova ſelbſt bedrohte, eiligſt zurück, wurden von den Navarreſen geſchlagen und ihrer reichen Beute beraubt. Einige Jahre ſpäter ſchlug zwar König Ramiro von Galicien im Vereine mit den Grafen von Caſtilien und dem Könige von Navarra Abdorrahman III. bei Simancas (6. Aug. 938), aber gegen das Ende dieſes Jahrhunderts wurden faſt alle kleinen chriſtlichen Fürſtenthümer durch den berühmten Feldherrn Heſcham's II., den gewaltigen Muhammed Almanſur, den furchtbarſten und verderblichſten Feind, den die Chriſten je gehabt haben, vernichtet. Er überzog in faſt ununterbrochenen Feldzügen bald Caſtilien, bald Leon und Aſturien und ließ von der verheerten Hauptſtadt des letztern nur einen Thurm als bleibendes Denkmal ihres ehemaligen Daſeins unverſehrt, bis die Herrſcher von Leon, Caſtilien und Navarra, durch die allgemeine Gefahr gezwungen, ein Bündniß ſchloſſen und ihren furchtbaren Gegner in einer mörderiſchen Schlacht bei Medina-Celi vernichteten. Dreißig Jahre ſpäter nahmen die Grafen von Caſtilien, welche ſich kurz zuvor von der Lehnsherrſchaft des Königreichs Leon frei gemacht hatten, mit Ferdinand I., einem Sohne des Königs von Navarra, den Titel als Könige von Caſtilien an (1035). Dieſer vereinigte nach einem glücklichen Kriege die Königreiche von Leon und Aſturien mit ſeinem Staate, ſorgte für beſſere Geſetzgebung und theilte bei ſeinem Tode ſein Reich, welches der ritterliche Don Rodrigo Diaz de Vivar, genannt der Cid, heldenmüthig gegen die Mauren vertheidigt hatte, unter ſeine drei Söhne. Allein ſein Sohn und Nachfolger, Sanchez der Starke, riß, von Cid kräftig unterſtützt, nicht nur das Königreich Leon wieder an ſich, ſondern beraubte auch nach und nach ſeine Brüder und Schweſtern ihrer übrigen Beſitzungen, fand aber zuletzt bei Belagerung der ſeiner Schweſter gehörigen Feſtung Zamora ſeinen Tod. Hierauf beſtieg ſein von ihm vertriebener Bruder Alphons VI. den ihm geraubten Thron von Leon wieder, riß die ſeinem Bruder Garcias gehörige Krone von Galicien gleichfalls an ſich und machte nach einer fünfjährigen mörderiſchen Fehde dem mauriſchen Königreiche Toledo (1095) ein Ende. Allein ſeinen eignen Staat bedrohte der aus der afrikaniſchen Wüſte verdrängte und in Spanien einbrechende mauriſche Stamm der Almoraviden, welche als Gegner der bis jetzt herrſchenden Almohaden Sevilla und Murcia eroberten und bis an die Ufer des Tajo vordrangen, aber von den Chriſten bei Velezin in der Nähe von Toledo in einer mörderiſchen Schlacht überwältigt wurden, welche wegen der daſelbſt gefallenen caſtilianiſchen Edlen gewöhnlich die Schlacht der ſieben Grafen genannt wird. Nach dem Tode des ohne Erben verſtorbenen Alphons ging die Krone von Caſtilien auf das Haupt ſeiner Tochter Urraka über, welche zwar an den König von Navarra, Alphons den Kämpen, vermählt war, aber die Trennung dieſer Ehe, angeblich we-

gen zu naher Verwandtſchaft mit ihrem Gemahle bald darauf durchſetzte, worauf die ihr abgeneigten Stände ihren Sohn erſter Ehe, Alphons, auf den Thron erhoben. Nun zerrüttete ein zehnjähriger Krieg zwiſchen Mutter und Sohn Caſtilien und Leon und erſt nach dem Tode der Mutter gelangte letzterer als Alphons VIII. in den ruhigen Beſitz der ihm zugefallenen Königreiche (1126). Er unternahm einen glücklichen Streifzug gegen die Mauren, verwüſtete Andaluſien, beſtand einige Fehden mit den Königen von Portugal und Navarra und wurde von ſeinen Unterthanen mit dem Kaiſertitel beehrt. Allein ſeine Erbtheilung der Königreiche Leon und Caſtilien zwiſchen ſeine beiden Söhne hatte zuerſt den Verluſt der mauriſchen Städte, welche ſich als zinsbare Vaſallen unterworfen hatten, zur Folge und verwickelte außerdem das Land in einen Krieg mit Navarra. Theils unter der Regierung dieſes Alphons, theils kurz nachher entſtanden die ſpäter ſo berühmt gewordenen Ritterorden von Calatrava, St. Jago und Alcantara (1180). Der neue König von Caſtilien, Sanchez III., hinterließ nach einjähriger Regierung den Thron ſeinem Sohne, Alphons IX. Dieſer focht mit abwechſelndem Glücke gegen die Mauren, allein nachdem er bei Alarcon an den Ufern des Rucar eine ſchmählige Niederlage erlitten hatte, bat er die Fürſten Europas um Hülfe und es zogen auf einem von Innocenz III. ausgeſchriebenen Kreuzzuge 80000 fränkiſche, deutſche und italieniſche Krieger, angelockt durch die Schätze der Ungläubigen, beutegierig nach S., ſie kehrten aber, da ſie der König an einer Verfolgung der Juden und an einem Treubruche gegen die Mauren hinderte, in ihren Erwartungen getäuſcht über die Pyrenäen zurück. Nun aber trat ganz S. unter die Waffen und Alphons errang, von den tapferen Schaaren der Könige von Aragonien und Navarra (Peter II. und Sanchez VIII.) unterſtützt, am 16. Juli 1212 einen glorreichen Sieg bei las Navas de Tolozo über die Mauren, von denen gegen 100000 Mann auf dem Schlachtfelde geblieben ſein ſollen. Als nach Alphons' Tode ſein Sohn Heinrich I. noch vor ſeiner Volljährigkeit ſtarb, wurde Ferdinand, der Sohn des Königs von Leon, auf den Thron berufen und beſtieg denſelben als Ferdinand III. Er drängte die ſein Reich aufs Neue bedrohenden Almoraviden zurück, eroberte Cordova, Murcia, Jaen, Sevilla, Cadix, machte ſich (1246) Granada lehns- und zinsbar und führte zuerſt das Geſetz der Untheilbarkeit des Staats und der Erſtgeburt ein. Sein Sohn, Alphons X., verbeſſerte den Kalender, ſchrieb gelehrte Abhandlungen, ergänzte die von ſeinem Vater begonnene Geſetzſammlung (las partidas) und gebot zuerſt, in allen öffentlichen Schriften die Landesſprache zu gebrauchen; allein er vermehrte die Abgaben, verſchlechterte die Münze und beging, obgleich faſt mit allen Wiſſenſchaften vertraut, doch in der Staatsverwaltung mannigfache Mißgriffe. Nachdem er vergeblich als einer der Bewerber um die deutſche Kaiſerkrone aufgetreten war, wurden die letzten Jahre ſeiner Regierung durch Empörung ſeiner mächtigſten Vaſallen, der Lara, Haro, Caſtro und Mendoza, getrübt und eine Reiſe nach Frankreich zu einer Zuſammenkunft mit Gregor X. in Beaucaire, wo er ſeine Anſprüche auf den Kaiſerthron erneuerte, brachte ihn um ſeinen eignen. Denn während ſeiner Abweſenheit überfielen die Könige von Granada und Marokko ſeine Staaten. Doch ſein zweiter Sohn, Sanchez, ein muthiger Jüngling, ſtellte ſich an die Spitze des Heeres, bemannte eine zahlreiche Flotte, befreite Jaen und das darüber entzückte Volk rief ihn zum König aus. Alphons widerſprach zwar, ward aber von ſeinen Unterthanen verlaſſen und ſtarb, vergebens die Hülfe der Könige von Marokko, Frankreich und den Papſt anrufend, 1248, während der Unruhen. Nun beſtieg Sanchez der Tapfere den Thron, den er bis zu ſeinem Tode (1295) gegen ſeinen jüngern Bruder Don Juan, obgleich dieſer von Marokko und Aragonien unterſtützt wurde, behauptete; allein derſelbe wurde ſeinem minderjährigen Sohne Ferdinand IV. von vier Parteien zugleich ſtreitig gemacht und die

dadurch erregten inneren Unruhen zogen ſich nach deſſen frühem Tode auch durch die erſten Regierungsjahre ſeines noch unmündigen Sohnes Alphons XI., welcher jedoch ſchon früh große Feſtigkeit des Charakters und ſeltene Talente entwickelte, die Gerechtigkeit mit Strenge handhabte, die zu Räuberhorden herabgeſunkenen Factionen ſelbſt bis in die Wälder verfolgte, den Stolz der Granden demüthigte und mit Glück gegen die Mauren, die jetzt nur noch Granada und einen Theil von Valencia beſaßen, focht. Außerdem ſchlug er den in S. gelandeten König von Marokko in zwei Schlachten, eroberte die Feſtung Algeſiras und fand, nebſt einem großen Theile ſeines Heeres bei der Belagerung von Gibraltar (1350) den Tod durch die Peſt. Hierauf beſtieg ſein Sohn, Peter der Grauſame, den Thron, welcher ſich dieſen Beinamen durch Ermordung ſeiner erſten Gemahlin, ſo wie vieler Verwandten, Granden und Bürger erwarb und ſo lange wüthete, bis er Thron und Leben durch den Dolch ſeines unächten Bruders Heinrich, Grafen von Traſtamare, verlor, worauf der Graf als Heinrich IV. den Thron beſtieg (1370), ſich durch Freigebigkeit auszeichnete und die gegen ſeine Herrſchaft ſich erhebenden Factionen ebenſo glücklich bekämpfte, wie ſein Nachfolger Johann I. (1380), welcher die Engländer zur See beſiegte, den König von Portugal zum Frieden nöthigte und vergeblich ſeine Hand nach der Krone dieſes Landes ausſtreckte. Ihm folgte ſein minderjähriger Sohn, Heinrich III., welcher den innern Frieden erhielt, die Raubſtaaten züchtigte, einen Abgeſandten Tamerlans an ſeinem Hofe ſah und 1407 ſtarb, worauf ſein Sohn Johann II., ſo wie deſſen Nachfolger Heinrich IV. (1454), welcher Gibraltar durch Verrath einnahm, durch Günſtlinge regierten. Da aber noch während Heinrich's Leben die Granden von Caſtilien deſſen unächte Tochter, Johanna, nicht als ſeine Thronerbin anerkennen wollten, ſo boten ſie die Krone ſeiner Schweſter Iſabella an, deren Vermählung mit dem Kronprinzen Ferdinand von Aragonien (1469) die erſte Veranlaſſung zu der immerwährenden Vereinigung der beiden wichtigſten Königreiche Spaniens, Caſtilien und Aragonien, wurde. Bevor wir jedoch die Geſchichte beider weiter verfolgen, haben wir noch einen Blick auf den Zuſtand Aragoniens während des verfloſſenen Zeitraums zu werfen. Aragonien nämlich hatte bei der Verbreitung der Mauren über S. einen Theil der verdrängten Chriſten aufgenommen, welche unter der Regierung von Grafen und Fürſten, anfangs bloßen Heerführern, den in Valencia herrſchenden Arabern glücklich widerſtanden. Nachdem die Grafen von Aragonien lange Zeit die Oberlehnsherrſchaft der Könige von Navarra anerkannt hatten, nannte ſich zuerſt Ramiro I., als er die kleinen Königreiche Soprarka und Ribagorza mit ſeinen Beſitzungen vereinigt hatte, König von Aragonien. Er und ſeine Nachfolger lagen mit den Mauren in beſtändigem Kampfe und erweiterten ihre Staaten im Norden und Süden ſehr bedeutend. So eroberte Peter I. das Fürſtenthum Huesca; Alphons I., der Schlachtengewinner, Saragoſſa (1115) und verlegte ſeine Hauptſtadt dahin; Alphons II. und Peter der Katholiſche trugen zur Erweiterung des Reiches bei (1238); Jakob I. der Eroberer bemächtigte ſich der Inſel Mallorca (1220) und entriß den Arabern das Königreich Valencia; Peter III. gewann Sicilien (1282) und vertrieb die Mauren von den baleariſchen und pithyuſiſchen Inſeln und Alphons V. vereinigte Neapel mit ſeinem Reiche. Wie mächtig ſich jedoch Aragonien nach Außen verbreitete, ſo bietet die Betrachtung ſeines innern Zuſtandes während jener Zeit nur bürgerliche Unruhen und Complotte, Kämpfe zwiſchen Granden und Königthum, Belaſtung des Volkes durch Abgaben, Ermüdung des durch ſeine Privilegien nicht hinlänglich geſchützten Volkes und Erweiterung der königlichen Macht dar. Erfreulich iſt jedoch, daß ſich bei ſolchen Umſtänden in Aragonien dennoch zuerſt unter allen chriſtlichen Staaten ſchon vor der Mitte des XII Jahrh. der dritte Stand zu einer rechtlichen Stellung emporhob, während ei

Oberrichter, Juſtizia genannt, die Streitigkeiten zwiſchen dem Könige und den Ständen oder dieſer unter ſich ſchlichtete. Nach Aragoniens Vereinigung mit Caſtilien gewannen jedoch beide Länder eine ganz andere Geſtalt. Ferdinand, Iſabella und der große Ximenes, ihr Staatsminiſter, ſtrebten 43 Jahre lang mit gleicher Kraft die ihnen unterworfenen, durch Glauben, Sitten und Geſetze mannigfach verſchiedenen Völker zu einer kirchlichen und politiſchen Einheit zu verſchmelzen und die Macht des Königthums über alle volksthümlichen und ariſtokratiſchen Beſtrebungen zu erheben. Um dieſen Zweck zu erreichen, vereinigte der König die Großmeiſterthümer der früher erwähnten drei großen caſtilianiſchen Ritterorden für immer mit der Krone, beſtätigte die heilige Hermandad, verbot mit Strenge alle Privatfehden der Großen, unterdrückte die Ariſtokratie und ſorgte für ſtrenge Gerechtigkeitspflege. Während hierdurch die politiſche Einheit Spaniens dauernd begründet wurde, ſorgte Iſabella für die Einheit des Glaubens durch Einführung (1484) der Inquiſition (Torquemada), durch Verfolgung und Vertreibung der Mauren, ſowie der Juden, von denen 800000 das Land verließen, weil ſie ſich nicht wollten taufen laſſen. Unterdeß wurden auch die äußeren Grenzen des Königreichs durch die Kraft und Thätigkeit großer Männer beträchtlich erweitert; denn kaum war nach einem zehnjährigen, von Ferdinand und Iſabella gemeinſam geführten Kampfe das letzte mauriſche Königreich in S., Granada, (1491) erobert und mit dem chriſtlichen Reiche vereinigt worden, ſo entdeckte der große Seemann Chriſtoph Columbo, von Iſabella unterſtützt, Amerika, worauf Gonzalvo Fernandez de Cordova, einer der erſten Feldherrn ſeiner Zeit, Neapel für S. eroberte und der Cardinal Ximenes ſelbſt noch im hohen Alter einen Feldzug gegen die Mauren in Nordafrika unternahm. Allein ungeachtet ſo vieler glänzender Unternehmungen wurde doch beſonders durch Verfolgung und Vertreibung der Juden und Mauren der Grund zur Zerſtörung der Ruhe und des Wohlſtandes im Innern gelegt und die Entdeckung von Amerika zog das Volk vom Anbau des eignen Landes immer mehr ab und bot der Habgier und dem Fanatismus immer neue Nahrung. Nach der langen und glücklichen Regierung Ferdinand's folgte ihm (1516) ſein Enkel, Karl I. (als deutſcher Kaiſer Karl V.), welcher außer dem Glanze der deutſchen Kaiſerkrone auch die Niederlande durch Erbſchaft (1519) von ſeinem väterlichen Großvater, dem deutſchen Kaiſer Maximilian, mit ſeinem Reiche vereinigte und Mailand durch Krieg gewann, aber bald nach Antritt ſeiner Regierung die Ruhe in Spanien ſelbſt durch den Aufſtand des Volkes in Majorca und Valencia, vor Allem aber in Caſtilien (1520), wo es eine freiere Verfaſſung forderte, gefährdet ſah, bis die Unruhen durch den Beiſtand des Adels unterdrückt und die vorzüglichſten Rechte des Volkes durch Trennung der ſtändiſchen Berathungen für immer vernichtet wurden. Ungeachtet aber die Reichthümer des von Cortez (1518) eroberten Mexico und des von Pizarro und Almagro (1528) unterjochten Peru und Chile in den königlichen Schatz floſſen, ſo mußten dennoch zur Führung von Karl's auswärtigen Kriegen, wie mit Franz I. in Frankreich, mit den Proteſtanten in Deutſchland, mit den empörten Gentern in den Niederlanden, mit Clemens VII. in Italien und mit Tunis und Algier in Afrika, die Kroneinkünfte erſchöpft, die Steuern erhöht und Schulden gemacht werden. Noch bemerkbarer wurde aber der innere Verfall ſeines Reichs unter ſeinem Sohne Philipp II., dem er noch während ſeines Lebens die Regierung (1516) übergab. Dieſer erſchöpfte vergebens die beſten Kräfte der Monarchie in Unterdrückung des Aufſtandes der Niederlande, eroberte zwar Portugal, welches von 1581—1640 mit S. verbunden blieb, allein ſowohl die auf beide Unternehmungen verwendeten Koſten, als auch die Zertrümmerung der gegen England beſtimmten unüberwindlichen Flotte (Armada) und die Seekriege mit den Holländern und Engländern, von denen

letztere die ſpaniſche Flotte im Hafen von Cadix verbrannten und ſelbſt die Stadt eroberten (1596), ſo wie der Bau des prächtigen Escurials bewirkten, daß Philipp bei ſeinem Tode (1598) S., wo nur die Inquiſition Triumphe gefeiert hatte, ohne Geld, ohne Bevölkerung, ohne Ackerbau, Handel und Induſtrie und mit 150 Millionen Ducaten Schulden belaſtet ſeinem ſchwachen und bigotten Sohne, Philipp III., hinterließ, welcher, ſo wie ſein Nachfolger, Philipp IV., durch Günſtlinge regierte, das Volk mit Abgaben drückte, den Werth der Münzen verminderte und dadurch Veranlaſſung gab, daß die Silbermünzen aus dem Lande gebracht und daſſelbe an deren Statt mit Kupfermünzen überſchwemmt wurde. Er ſchloß mit England Frieden, während in den Niederlanden der Krieg forttobte, der nur durch einen kurzen Vertrag (1609) unterbrochen wurde und beraubte (1609) durch Vertreibung von 600000 Moriskos dem Ackerbaue ſeine fleißigſten Arbeiter. Unter ſeinem Sohne und Nachfolger (1621), Philipp IV., ging Portugal für S. (1640) verloren und der Graf von Olivarez regierte eben ſo willkührlich, wie unter ſeinem Vater der Graf von Lerma geherrſcht hatte. Die Catalonier empörten ſich; die Holländer verwüſteten das ſpaniſche Amerika, beſonders Peru; drei Flotten wurden durch Sturm, Krankheiten oder die Feinde vernichtet; neue Abgaben drückten das Volk; die Niederlande wurden (1634) für immer aufgegeben; Neapel (Maſaniello) und Sicilien ſtanden auf und die Feindſchaft zwiſchen Olivarez und Richelieu verwickelte S. in bürgerliche Unruhen und einen Krieg mit Frankreich, welcher erſt (1659) mit dem pyrenäiſchen Frieden endigte, durch den Philipp Rouſſillon an Frankreich abtrat und ſeine Anſprüche auf den Elſaß verlor. Nach ſeinem Tode (1665) beſtieg ſein Sohn, Karl II., ein Schwächling an Geiſt und Körper, den Thron. Unter ihm bedrohten die Flibuſtier (ſ. d. Art.) die ſpaniſchen Beſitzungen in Amerika; Sicilien empörte ſich und Ludwig XIV. gab erſt im Frieden zu Ryßwick (20. Sept. 1697) alle in einem langwierigen Kriege mit S. gemachten Eroberungen zurück, um ſeine Anſprüche auf dieſes Reich deſto leichter durchzuſetzen. Da nämlich vorauszuſehen war, daß Karl II. kinderlos ſterben würde, ſo verlangten die Gemahle ſeiner beiden Schweſtern, Ludwig XIV. und Kaiſer Leopold I., S. für einen ihrer nachgeborenen Prinzen; allein nachdem Ludwig das Recht der Erbfolge in der geſammten ſpaniſchen Monarchie durch ein Teſtament Karl's II. für ſeinen Enkel Philipp, Herzog von Anjou, erſchlichen hatte, widerſetzten ſich England, Holland und das deutſche Reich mit vereinten Kräften ſeinen Anſprüchen, bis nach manchem Wechſel des Waffenglücks in dem nach Karl's Tode (1700) ausgebrochenen zwölfjährigen ſpaniſchen Erbfolgekriege (ſ. d. Art.), in welchem Eugen und Marlborough glänzende Siege erfochten, ſich Philipp von Anjou durch Berwick's und Vendome's Siege gehoben, gegen Karl von Öſtreich (ſpäter Kaiſer Karl VI.) dennoch im Beſitze der ſpaniſchen Krone behauptete und nun als Philipp V., der erſte Herrſcher aus dem Hauſe Bourbon, den Thron beſtieg, obgleich er im utrechter Frieden (1713) die ſpaniſchen Nebenländer Neapel, Sardinien, Parma, Mailand und die Niederlande an Öſtreich, Sicilien an Savoyen, ſo wie Gibraltar und Minorca an die Engländer abtreten mußte. Er nahm den Provinzen Aragonien, Catalonien und Valencia, als eroberten Ländern, die letzten volksthümlichen Rechte (in Caſtilien wurde 1713, in Saragoſſa aber 1720 der letzte Reichstag gehalten) und nur Navarra und Biscaya behielten einige ihrer früheren Rechte (fueros). Hierauf erregte der Ehrgeiz des Cardinals Alberoni auf kurze Zeit neue Händel mit dem übrigen Europa und S. nahm 1735 für den Infanten Carlos aufs Neue von den beiden Sicilien Beſitz und gewann auch 1748 für den Infanten Philipp das Herzogthum Parma. Nach Philipp's Tode war ſein Sohn, Ferdinand VI., Erbe der ſpaniſchen Monarchie, welche kurz darauf bei ſeinem Ableben (1759) an ſeinen Halbbruder, den bisherigen König von Neapel, Karl III. fiel, deſſen dritter

Sohn, Ferdinand, nun den von ihm verlaſſenen Thron beſtieg. Karl wurde zwar durch den bourboniſchen Familienvertrag in einen Krieg mit Frankreich und England verwickelt und war gegen Algier (1775), ſo wie bei der dreijährigen Belagerung von Gibraltar (1779—1783), welches der Engländer Elliot tapfer vertheidigte, nicht glücklich, hob aber den innern Wohlſtand des Landes, von weiſen Räthen, wie Aranda, Campomanes, Olavidez und Florida Blanca, thätig unterſtützt, durch Beförderung des Ackerbaues, des Gewerbfleißes und Handels, wie keiner der früheren Könige, ſo daß die Volksmenge während ſeiner Regierung wieder bedeutend ſtieg. Außerdem beſchränkte er die Inquiſition, vertrieb die Jeſuiten (1767) aus ſeinen Staaten, zog ihre Güter ein und erweiterte die Grenzen ſeines Reichs durch Minorca, Luiſiana und die beiden Florida. Ihm folgte (1788) ſein Sohn, Karl IV., welcher anfangs der Leitung Florida Blanca's vertrauend im Geiſte ſeines Vaters fort zu regieren ſchien und zur Freude des Volkes die alten Cortes wieder zuſammenberief. Doch bald trat der Günſtling der Königin, Don Manuel Godoi, Herzog von Alcudia, an ſeine Stelle, welcher der Leitung des Staates, den man ganz in ſeine Hände gelegt hatte, beſonders ſeit dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution, nicht gewachſen war, durch planloſes Schwanken das Volk erbitterte und deſſen Begeiſterung im Kampfe gegen die junge Republik bald durch den unrühmlichen baſeler Frieden (22. Juli 1795), in welchem S. die Hälfte von Domingo abtrat, lähmte, ja endlich mit Frankreich das Schutz- und Trutzbündniß zu St. Ildefonſo ſchloß und zugleich an England den Krieg erklärte. S. verlor jedoch, zur See geſchlagen, im Frieden zu Amiens (1802) die Inſel Trinidad und wurde ſeit der Unterbrechung alles Handelsverkehrs mit ſeinen Colonien immer mehr mit Schulden und Auflagen gedrückt, ſo daß der Staatscredit kaum tiefer ſinken konnte. Alcudia ſchloß ſich darauf an Napoleon an, erklärte an Portugal den Krieg und erhielt im Frieden zu Badajoz Olivenza für S., welches aber dafür an Frankreich Luiſiana und Parma abtreten mußte. Zwar wollte Karl IV. in dem darauf folgenden Kriege zwiſchen England und Frankreich (1803) eine mit ſchweren Opfern erkaufte Neutralität beobachten, wurde aber dennoch nach Wegnahme der mit amerikaniſchem Gelde belaſteten ſpaniſchen Fregatten durch die Engländer zum Kriege gegen ſie gezwungen und verlor nach der unglücklichen Seeſchlacht bei Trafalgar (21. Oct. 1805) ſeine Seemacht, worauf Miranda in den ſpaniſch-amerikaniſchen Colonien den Freiheitsſinn erweckte. Unterdeß regte ſich aber auch in S., welches von innerer Noth, Theuerung und dem gelben Fieber heimgeſucht wurde, der Geiſt der Unzufriedenheit gegen den verhaßten Friedensfürſten, deſſen bisweilen heilſame Maßregeln, wie die Beſchränkung der Macht der Geiſtlichkeit, doch nur zur kräftigern militairiſchen und pecuniären Unterſtützung Frankreichs zu dienen ſchienen, immer mehr, ſo daß ſich der baldige Ausbruch des Haſſes bei der allgemeinen Erbitterung des Volkes vorausſehen ließ. Vergeblich ſuchten mehrere unzufriedene Große den König durch den Prinzen von Aſturien mit dem bedenklichen Zuſtande des Landes bekannt zu machen; ihr Verſuch veranlaßte (1807) den Proceß im Escurial und 1808 den Aufſtand von Aranjuez, ſo wie kurz darauf die gänzliche Umgeſtaltung des Staates (ſ. Karl IV., Ferdinand VII. und Alcudia). Denn nachdem durch die fürchterlichſten Intriguen die Verhältniſſe in die höchſte Verwirrung gerathen waren, ernannte Napoleon ſeinen Bruder, Joſeph, zum Könige von S. und Indien und der neue König hielt am 20. Juli 1808 ſeinen Einzug in Madrid. Allein bevor dieſer noch den ſpaniſchen Boden betreten hatte, ſtanden Navarra, Aragonien, Eſtremadura, Caſtilien, Leon, Galicien und Aſturien zu Gunſten Ferdinand's VII. unter den Waffen; Geiſtliche und Mönche erſchienen in den Reihen der bewaffneten Landleute; der Held Palafox befehligte in Aragonien; in Aſturien der hochbejahrte Cueſta, in Andaluſien Caſtaños. Während deſſen trat in Sevilla eine Central-

junta zuſammen, welche im Namen des gefangenen Königs die allgemeine Landesbewaffnung und die politiſchen Verhältniſſe des In- und Auslandes leitete; es bildeten ſich Schaaren von Guerillas; Mädchen und Weiber nahmen an dem Kampfe Theil; Mord durch Gift, Dolch und Hinterliſt drohte jedem Franzoſen, der ſich einzeln oder mit zu geringer Begleitung ſehen ließ, und die unwegſamen Gebirgsgegenden erleichterten noch das gegenſeitige Einverſtändniß. Schon hatten aber die franzöſiſchen Generale Laſalle und Merle den bejahrten Cueſta bei Valladolid beſiegt, Lefebre drang über Pampelona nach Aragonien vor und drängte den heldenmüthigen Palafox nach Saragoſſa zurück, wo er ihn belagerte, Duhesme und Lechi unterwarfen Catalonien, mit Ausnahme der Feſtungen Roſas und Girona. Dupont war durch die Sierra Morena nach Andaluſien vorgedrungen, hatte Cordova im Sturme genommen, ſah ſich aber aus Mangel an Lebensmitteln, ſo wie durch beſtändige Gefechte und verheerende Krankheiten genöthigt, ſich an Caſtaños, der ihn überall umzingelt hatte und mit überlegener Macht angriff, bei Baylen (20. Juli 1808) zu ergeben, worauf der König, durch die Nähe der Feinde genöthigt, ſich von Madrid nach Vittoria zurückzog und die Centraljunta ihren Sitz nach Aranjuez verlegte. In Folge der Ereigniſſe hatte inzwiſchen auch der Herzog von Abrantes nach tapferm Widerſtande Portugal räumen und das Land den Briten überlaſſen müſſen; eine halbe Million Streiter ward von der Junta, an deren Spitze der hochbejahrte Exminiſter Florida Blanca ſtand, ins Feld berufen und Moore und Baird landeten mit engliſchen Truppen in S. Da erſchien Napoleon ſelbſt mit verſtärkter Heeresmacht; Caſtaños, Blake, Romana und Palafox wurden von Lefebre, Victor, Soult, Lannes und Moncey in mehreren Gefechten geſchlagen; Napoleon erzwang im Sturme den Übergang über die Somo Sierra; Madrid wurde wieder genommen und König Joſeph hielt, von franzöſiſchen Legionen umgeben, ſeinen zweiten Einzug (am 22. Jan. 1809) in die Hauptſtadt, welche ihm aufs Neue den Eid der Treue leiſtete. Er ächtete nun mehrere Granden und Biſchöfe, ertheilte jedoch allen, welche die Waffen niederlegen oder außer Verbindung mit den Engländern treten würden, vollſtändige Amneſtie, hob die Inquiſition auf, verminderte die Zahl der Klöſter, erklärte alle Lehnsrechte, die Patrimonialgerichtsbarkeit, ſo wie den Innungszwang für völlig vernichtet und gab den Gewerbfleiß gänzlich frei. Ungeachtet dieſer weſentlichen Verbeſſerungen gewann er aber dennoch wenig Zutrauen. Auch das Glück der franzöſiſchen Waffen war einigermaßen geſunken, ſeit Napoleon, durch Öſtreichs Rüſtungen zurückberufen, S. wieder verlaſſen (17. Jan. 1809) und daſelbſt ſieben Armeecorps unter die Befehle Soult's, Ney's, Victor's, Moncey's, Augereau's, Sebaſtiani's, Suchet's und des Marſchalls Jourdan geſtellt hatte; jedoch drangen die Franzoſen im Süden bald darauf wieder vor und die Centraljunta ſah ſich nach der Schlacht von Ocaña (18. Nov. 1809) und nach Unterwerfung von Cordova, Jaen, Sevilla, Granada und Malaga von Seiten der Franzoſen genöthigt, ihren Sitz nach Cadix zu verlegen, wo ſich die außerordentlichen Cortes verſammelten und die neue Verfaſſung beriethen, welche am 18. März 1812 als neues Staatsgrundgeſetz in Cadix unterzeichnet und ſofort öffentlich bekannt gemacht wurde. Unterdeß tobte der Kampf an vielen Punkten ungehindert fort. Maſſena und Ney ſchlugen ſich mit Wellington und Beresford unter abwechſelnden Erfolgen; Suchet unterwarf ſich Catalonien; Soult erfocht mehrere Siege; Badajoz wurde erobert; Cadix vom Marſchalle Victor vergeblich belagert; Beresford, Blake und Ballaſteros wurden in der Schlacht bei Albufera (15. Mai 1811) geſchlagen und Valencia (9. Jan. 1812) genommen. Zugleich drang aber Wellington mit verſtärkter Macht aus Portugal, wo Maſſena ſeine Verſchanzungen bei Torres-Vedras vergeblich bedroht hatte, nach S. vor, eroberte am 19. Jan. 1812 Ciudad-Rodrigo und am 7. April Badajoz, ſchlug Marmont bei Sala-

manca (22. Juli 1812) und zog, da ihm die Franzoſen, durch ſtarke Truppenabſendungen nach Deutſchland geſchwächt, keinen erfolgreichen Widerſtand leiſten konnten, in Madrid ein, welches König Joſeph von Neuem verlaſſen hatte; rückte weiter vor und ſchlug darauf den Marſchall Jourdan (am 21. Juni 1813) in der Schlacht bei Vittoria gänzlich. In Folge derſelben verließ Joſeph S. für immer, nachdem er kaum der Gefangenſchaft entgangen war. Vergebens hatte Napoleon den Marſchall Soult aus Deutſchland als Oberbefehlshaber wieder nach S. geſandt; Wellington behauptete überall ſeine Stellung in den Pyrenäen, nahm San-Sebaſtian mit Sturm, ging über die Bidaſſoa, ſchlug Soult in der Schlacht bei Orthes (26. Febr. 1814) und machte nach dem blutigen Siege bei Toulouſe über denſelben (am 10. April 1814) und nach Einnahme der Stadt dem ganzen Kriege ein Ende. Unterdeß war Ferdinand VII. am 13. März 1814 ſeiner Haft in Valançay entlaſſen worden, allein die Cortes, welche ſeit dem 15. Jan. ihre Sitzungen wieder in Madrid hielten, erklärten ſeinen mit Napoleon geſchloſſenen Vertrag für nichtig und luden ihn nach der Hauptſtadt ein, um dort den Eid auf die neue Verfaſſung zu leiſten. Der König verwarf jedoch, durch die ihm ergebenen Truppen ermuthigt, auf den Rath des Herzogs von Infantado und des General Elio die Conſtitution als ungültig und ließ die vorzüglichſten Mitglieder der Regentſchaft und der Cortes, ſo wie alle Anhänger Joſeph's theils einkerkern, theils verbannen, hob den Orden der Freimaurer auf, ſtellte die Inquiſition und die Mönchsorden wieder her, gab den Klöſtern ihre Güter zurück und ſetzte die Jeſuiten in alle ihre Rechte wieder ein, während von der andern Seite die von ihm verſprochene Einführung einer freiſinnigen Verfaſſung unterblieb und ein politiſcher Juſtizdespotismus, dem alle freiſinnigen Männer aufgeopfert wurden, Aufruhr und Verſchwörungen veranlaßte, indeß ſich ſelbſt im Heere, ſo wie in den niederen Volksclaſſen der Geiſt der Unzufriedenheit zeigte und ſich in den höheren Ständen Liberale und Servile ſchroff gegenüberſtanden. Freimüthige Männer, wie Empecinado, Balleſteros und Andere, welche den König warnten, wurden mit Gefängniß oder Landesverweiſung beſtraft und Ferdinand regierte von 1814—1820 mit unumſchränkter Gewalt. Im pariſer Frieden (1814) erhielt er den an Frankreich abgetretenen Theil von St. Domingo zurück, verkaufte 1819 die beiden Florida an die vereinigten Staaten von Nordamerika, ſchloß mit den Niederlanden (1816) ein Bündniß gegen die Raubſtaaten und rüſtete ſich zur Wiederunterwerfung der amerikaniſchen Colonien, welche aber für immer verloren gingen, da ihm faſt alle Mittel zur Fortſetzung des Krieges fehlten. Nachdem ſich unterdeß beſonders unter dem Militair die Freunde der conſtitutionellen Verfaſſung enger an einander angeſchloſſen und ſchon einen allgemeinen Aufſtand zu Gunſten derſelben verabredet hatten, proclamirte, nach dem Verrathe jenes Planes durch den Grafen Abisbal, der Oberſtlieutenant Don Rafael Riego an der Spitze von 4 Bataillonen am 1. Jan. 1820 zu St. Juan, als eben die Truppen zur Unterjochung der ſpaniſchen Colonien nach Amerika eingeſchifft werden ſollten, die Verfaſſung von 1812, der Ingenieuroberſt Antonio Quiroga ſtellte ſich an die Spitze des Nationalheeres und bald erklärten ſich die meiſten Städte für die neue Ordnung der Dinge, ſo daß ſich der König, als ſelbſt Madrid in Bewegung gerieth, endlich am 7. März geneigt finden ließ, die Cortes von 1812 zu berufen und die Verfaſſung von demſelben Jahre zu beſchwören. Als hierdurch die Ruhe in der Hauptſtadt wiederhergeſtellt worden war, bewilligte der König eine allgemeine Amneſtie für alle wegen politiſcher Vergehungen Verhaftete und Verbannte, errichtete eine proviſoriſche Junta, leiſtete vor derſelben den Eid auf die Verfaſſung, hob die Inquiſition im ganzen Königreiche auf, ſtellte die perſönliche und die Preßfreiheit wieder her und binnen ſechs Tagen wurde die Verfaſſung in der ganzen Monarchie anerkannt; nur in Cadix und in Biscaya verzögerte ſich die An-

nahme noch einige Tage. Während ſich aber das neue Staatsſyſtem immer mehr entwickelte und am 9. Juli 1820 die Cortes ſich zum erſten Male verſammelten, bildete ſich beſonders wegen Aufhebung eines großen Theils der Klöſter und der Majorate, ſo wie wegen der Verbannung mehrerer Geiſtlichen, welche den Verfaſſungseid verweigerten, an den Grenzen Portugals eine apoſtoliſche Junta und in den Provinzen traten verſchiedene Banden von Mönchen, Bauern und ehemaligen Guerillasſoldaten zuſammen, unter denen ſich beſonders die des Pfarrers Merino am furchtbarſten machte, um den König in alle ſeine alten Rechte und die Ordensgeiſtlichkeit in ihre Güter wieder einzuſetzen. Außerdem zeigten ſich aber auch in mehreren Städten Bewegungen des Pöbels, welcher die Freiheit gefährdet glaubte; die jedoch Morillo, welcher in Madrid an die Spitze der bewaffneten Macht geſtellt worden war, zu beſchwichtigen wußte. Aber bald wurde er ſelbſt, ſo wie der unterdeß zum Generalcapitain von Aragonien erhobene Riego, den man eines Umſturzes des Königthums fälſchlich beſchuldigte, ſeiner Stelle entſetzt, worauf in verſchiedenen Städten Unruhen ausbrachen und die troſtloſe Lage des Landes, in welchem das gelbe Fieber wüthete, noch durch neue Übel vermehrt wurde, während die amerikaniſchen Colonien in den Jahren 1820 und 1821 ihre Unabhängigkeit theils zuerſt ausſprachen, theils ſchon befeſtigten. Unterdeß hatten ſich aber die verſchiedenen Clubbs und Parteien in und außer den Cortesverſammlungen mannigfach angefeindet und bekämpft und im Juli 1822 wagte die Partei der alten Camerilla und des Abſolutismus mit Hülfe eines Theiles der Garden durch einen Aufſtand die unumſchränkte königliche Gewalt wieder herzuſtellen; allein derſelbe wurde unterdrückt und die Häupter des Unternehmens ſtreng beſtraft. Deſto erbitterter kämpften nun aber die Glaubensſchaaren in mehreren Provinzen; ihre Anhänger errichteten ſogar in Catalonien eine Regentſchaft im Namen des „gefangenen" Ferdinand VII. (im Aug. 1822) und ſuchten ſich immer mehr zu befeſtigen, bis es dem Oberfeldherrn Mina und mehreren anderen Generalen gelang, die Regentſchaft mit ihren aus einander geſprengten Truppen nach Frankreich zu vertreiben, worauf nur noch einzelne abſolutiſtiſche Guerillasſchwärme die Ruhe der Provinzen und ſelbſt der Hauptſtadt gefährdeten. Während dieß geſchah, glaubte Frankreich, durch den politiſchen Zuſtand Spaniens bedroht, mit der auf dem Congreſſe zu Verona (im Nov. 1822) übernommenen bewaffneten Dazwiſchenkunft nicht länger zaudern zu dürfen und der Herzog von Angoulème überſchritt daher, als ein diplomatiſcher Verſuch eine Abänderung der ſpaniſchen Verfaſſung zu bewirken vergeblich geweſen war, an der Spitze eines ſtarken Heeres (am 7. April 1823) die Bidaſſoa und die Spanier leiſteten ihm bei ihren zerſtreuten und ſchlecht organiſirten Streitkräften nur ſchwachen Widerſtand, ſo daß er ſchon am 24. Mai Madrid beſetzen konnte. Der König folgte indeſſen den Cortes von Madrid nach Sevilla und von hier nach Cadix; in der Hauptſtadt aber bildete ſich eine neue Regentſchaft im Namen des „gefangenen Königs", welche die Verfaſſung von 1812 wieder aufhob, die Klöſter und Jeſuiten wieder herſtellte, die Nationalgüter, ſo wie das Vermögen aller Anhänger der Conſtitution in Beſchlag nahm und alle bisherigen Beamteten abſetzte. Das Volk ſah dieſem Allen entweder ruhig zu oder jauchzte den Franzoſen als Befreiern entgegen und verübte neue Gewaltthätigkeiten, die Heerführer ſagten ſich entweder von der Regentſchaft zu Sevilla los und ſchloſſen ſich an die neue Ordnung der Dinge an, oder begaben ſich, wie Morillo, Sarsfield, Abisbal und Balleſteros, in franzöſiſchen Schutz. Doch ein Angriff Beſſière's auf Madrid mißlang; in Catalonien bot Mina dem Generale Moncey die Spitze, mehrere Guerillashäuptlinge, beſonders Empecinado, gefährdeten im Rücken der franzöſiſchen Armee die Verbindungen und nur Riego hatte das Unglück, nach dem Gefechte bei Jaen gefangen, der Regentſchaft ausgeliefert und gehangen zu werden (7. Nov.). Da unterdeß Cadix, von den Fran-

zoſen immer enger eingeſchloſſen, ſich nicht länger halten zu können ſchien, ſo erklärten ſich die daſelbſt verſammelten Cortes für aufgelöſt, gaben dem Könige die unumſchränkte Gewalt zurück, ſtellten ihm frei, die Stadt zu verlaſſen und retteten ſich durch die Flucht nach Gibraltar. Ferdinand VII. begab ſich nun in das franzöſiſche Hauptquartier und erließ aus Puerta Santa Maria eine Proclamation, in welcher er alle Acte der conſtitutionellen Regierung vom 7. März 1820 bis zum 1. Oct. 1823, weil er während dieſer Zeit ſeiner Freiheit beraubt geweſen ſei, für null und nichtig erklärte und alle Beſchlüſſe der Regentſchaft zu Madrid genehmigte. Am 13. Nov. hielt er ſeinen feierlichen Einzug in Madrid, ließ alle der frühern Verfaſſung geneigte Geiſtliche in Klöſter ſperren und durch Miſſionaire in den Provinzen gegen die Conſtitution predigen, widerſetzte ſich aber beharrlich der Wiedereinführung der Inquiſition. Die Schwäche der Regierung zeigte ſich inzwiſchen durch ein immerwährendes Schwanken der zu ergreifenden Maßregeln; der Mangel an Eintracht und Geld, der zerrüttete Zuſtand der Finanzen und der gänzliche Abfall der amerikaniſchen Colonien drückte das verarmte Land vollends zu Boden und dennoch machte die Aufrechthaltung der innern Ruhe den koſtſpieligen und einem großen Theile des Volkes gehäſſigen Aufenthalt der franzöſiſchen Truppen unentbehrlich. Vergebens ſuchte man gegen die Wuth des Pöbels die von der franzöſiſchen Regierung vorgeſchlagene allgemeine Amneſtie auszuführen; die apoſtoliſche Junta und die Camarilla intriguirte im Geheimen aus allen Kräften dagegen. Neue Parteinamen, wie die der Negros (Schwarze), womit man die Anhänger der Verfaſſung, Abſolute, womit man die Freunde des alten Syſtems, und Amarillos (Gelbe), womit man ſpottweiſe die Anhänger der apoſtoliſchen Junta bezeichnete, trugen das Ihre zur Erhaltung des gegenſeitigen Haſſes bei, und da die vom Herzoge von Angoulème mit weiſer Mäßigung ausgeſprochene Ordonnanz von Andujar, ſo wie die mit den conſtitutionellen Generalen und ihren Truppen abgeſchloſſenen Capitulationen umgangen wurden, bildeten ſich aus den Trümmern dieſer Armee Parteigänger, welche das Land überall unſicher machten. Kaum konnten die Franzoſen der Wuth des Pöbels gegen die Conſtitutionellen Einhalt thun; in den Provinzen entſtanden Mißhelligkeiten zwiſchen den franzöſiſchen Befehlshabern und den ſpaniſchen Generalcapitains; Verhaftungen und Hinrichtungen waren an den Tagesordnungen und als die lange erwartete Amneſtie endlich (im Juni 1824) bekannt gemacht wurde, ſo hatte ſie ſo viele Ausnahmen, daß ſie keine Partei befriedigte, da ſie den Abſolutiſten noch nicht ſtreng genug war. Die deßhalb niedergeſetzte Reinigungsjunta ſprach häufige Todesurtheile aus und kerkerte diejenigen, welche aus ihrem Verſtecke oder vom Auslande zurückkehrten, ein, weßhalb die Auswanderungen der Begüterten in großen Maſſen von Neuem begannen. Auch die Hörſäle der Hochſchulen wurden bis zum Erſcheinen eines neuen Lehrplans verſchloſſen, damit die Jugend unterdeß die ihr beigebrachten ſchädlichen Grundſätze vergeſſen möchte. Im folgenden Jahre dauerte daſſelbe Schwanken der Meinungen fort und obgleich das Miniſterium Zea Bermudez beſſere Erwartungen erregte, ſo blieben doch noch Tauſende von Staatsbeamten ohne Beſoldung; die reiche Geiſtlichkeit unterſtützte die Regierung nur ſchwach, indeß der Verfolgungsgeiſt noch fortwüthete, dem auch der berühmte Guerillashäuptling Juan Martin (Empecinado, der Pechſchwarze) als Opfer anheimfiel. Jedoch ſchien endlich ein milderer Geiſt zurückzukehren, als mehrere einflußreiche Anhänger der apoſtoliſchen Partei, wie der berüchtigte Trappiſt Antonio Morano, Pater Martinez, der Pfarrer Merino und Andere den Hof meiden mußten. Kaum aber war der größte Theil der franzöſiſchen Armee, mit Ausnahme derer, welche mehrere Feſtungen beſetzt hielten, über die Pyrenäen zurückgekehrt, als die Intriguen gegen die Liberalen, denen man, um Unruhen zu erregen, die Vergiftung eines Theils der königlichen Garde aufbürdete, und ſelbſt gegen den König von

Neuem begannen, der, wie man verbreitete, zu Gunſten des Don Carlos die Krone niederlegen wolle, welches Veranlaſſung zur Bildung einer carliſtiſchen Partei gab. General Beſſières ſtellte ſich an die Spitze eines Aufruhrs, um in Aragonien Karl V. zu proclamiren, allein der Aufſtand wurde unterdrückt und Beſſières gefangen und erſchoſſen. Als das Land endlich beruhigt ſchien, räumte im Jahre 1827 das unter General Bourmont zurückgebliebene Beſatzungsheer die ſpaniſchen Feſtungen und 1828 die Stadt Cadix; dagegen hatte S. auf dem Feſtlande von Amerika ſchon in den Jahren 1825 und 1826 ſeine letzten Punkte verloren und beſaß demnach nur noch Cuba, Puertorico und die Philippinen; allein der König wurde von den auswärtigen Mächten vergebens um die Anerkennung ihrer Selbſtſtändigkeit erſucht. Während indeß unter dem Scheine äußerer Ruhe im Innern Spaniens die Beſtrebungen der Parteien fortwirkten, hob Ferdinand VII. am 29. März 1830 aus Haß gegen ſeinen Bruder Don Carlos und aus Liebe zu ſeiner jungen und ſchönen Gemahlin Chriſtine, einer neapolitaniſchen Prinzeſſin, das ſaliſche Geſetz des bourboniſchen Hauſes auf und als die Königin am 10. Oct. 1830 eine Tochter, Iſabella, gebar, erklärte ſie der König mit Ausſchluß ſeiner Brüder und deren Söhne zur Thronfolgerin und Prinzeſſin von Aſturien. Die Apoſtoliſchen und Conſtitutionellen waren nun aufs Neue für ihre Zwecke thätig; aber da beſonders die Unternehmungen der letzteren mißlangen, flohen die Häupter derſelben, wie Mina und Andere, nach Frankreich und der abſolutiſtiſch geſinnte Miniſter Calomarde verfolgte alle Theilnehmer mit blutiger Strenge. Als darauf im Sept. 1832 der König gefährlich krank lag, erſchlich jener, während ſich Ferdinand VII. in faſt bewußtloſem Zuſtande befand, von ihm die kaum leſerliche Unterſchrift einer Acte, durch welche er das Geſetz der Thronfolge ſeiner Tochter wieder aufhob; allein nach der Rückkehr ſeines Bewußtſeins hob er die ihm abgedrungene Erklärung wieder auf, ſagte ſich von der apoſtoliſchen Partei ganz los, entließ die Miniſter und ernannte die Königin während ſeiner Krankheit zur Regentin. Als ſolche erließ dieſelbe nun eine Amneſtie für alle politiſch Gefangenen und Verbannten, ſtellte alle Univerſitäten wieder her und entließ alle dem Despotismus ergebene Staatsdiener. Nun begab ſich Don Carlos nach Portugal, proteſtirte von hier aus gegen die ihn des Rechtes der Thronfolge beraubende Acte und weigerte ſich, der Infantin Iſabella den Huldigungseid zu leiſten, welches die Cortes am 20. Juni 1833 und bald darauf die Provinzen und das Heer ohne Störung der Ruhe thaten. Nachdem Ferdinand VII. kurz darauf (am 29. Sept. 1833) geſtorben war, übernahm die verwittwete Königin Chriſtine ſeinem Teſtamente zufolge die Regentſchaft für die junge Königin Iſabella II.; allein durch das Schwanken ihres Miniſterium zwiſchen Liberalismus und Abſolutismus zerfiel das Volk immer mehr in Parteiungen und der Bürgerkrieg begann mit fanatiſcher Wuth und Grauſamkeit. Für Don Carlos, welcher als rechtmäßiger Thronfolger auftrat und mit Kraft und Entſchloſſenheit handelte, erklärten ſich größtentheils die Mönche und das Landvolk, während Städte und Feſtungen meiſt auf Seiten der Königin waren, deren Tochter noch im Jahre 1833 von England und Frankreich, das an den Pyrenäen ein Obſervationsheer aufſtellte, als Königin anerkannt wurde. Erſterer wurde dagegen am 7. Oct. 1833 in Vittoria als Karl V. zum Könige ausgerufen, eine Provinzialjunta befahl die Landesbewaffnung und die alten Guerillasführer begannen wieder ihre blutige Arbeit. An die Spitze der Carliſten ſtellte ſich nun General Santes Ladron, der Oberſt der ſchon unter Ferdinand's Regierung durch ihre Ausſchweifungen berüchtigten königlichen Freiwilligen, und der Oberſt Eraſo; in Caſtilien trat der wilde Merino wieder auf; aber auch der wegen ſeines Liberalismus nach Frankreich verbannte El Paſtor (Jauregny) kehrte von dort zurück, um für die neue Regierung zu fechten. Don Carlos wurde nun von der Königin und kurz

darauf auch von den Cortes aller ſeiner Titel und Würden verluſtig erklärt und ſein Vermögen eingezogen. Doch konnte das Miniſterium Zea Bermudez aus Mangel an Geld, Soldaten und Munition nicht mit der nöthigen Kraft gegen die Carliſten auftreten, deren Hauptſitz Biscaya war; vielmehr erregte die Aufhebung der den baskiſchen Provinzen eigenthümlichen Privilegien einen allgemeinern Aufſtand derſelben, dem ſich bald darauf eine Bewegung der Catalonier anſchloß, und die Regierung, mit ihren Hülfsmitteln auf Caſtilien, Leon und Galicien beſchränkt, mußte das Land, ſo wie die Provinzen Granada, Valencia und Murcia, wo ſich ebenfalls die Liberalen und die königlichen Freiwilligen bekämpften, ſich ſelbſt überlaſſen. Inzwiſchen veranlaßte die Bewaffnung der Liberalen in den Provinzen den Sturz von Zea's abſolutiſtiſchem Syſtem, worauf ſeine Stelle durch Martinez de la Roſa erſetzt wurde, während die Königin, welche am 15. April 1834 die neue octroyirte Charte oder das Estatuto real erließ, dem zufolge zwei Kammern errichtet wurden, noch immer ihr Vertrauen dem Gardeofficiere Munoz und einer franzöſiſchen Modehändlerin ſchenkte. Im Felde ſiegte zwar der Carliſtenhäuptling Zumalacarreguy bei Borunda in Navarra (am 22. April 1834) über den General Queſada; allein für dieſen Verluſt wurde die Königin durch den an demſelben Tage erfolgten Abſchluß des Quadrupelallianzvertrags mit England, Frankreich und Portugal zur Aufrechthaltung des conſtitutionellen Syſtems entſchädigt. Während nun General Rodil einen Zug nach Portugal zur Vertreibung des Prätendenten begann, von dem er aber bald darauf zurückkehrte, um in Navarra zu fechten, übernahm Mina das Commando daſelbſt; Rodil wurde jedoch kurz nachher an die Spitze des Heeres von Navarra und Biscaya geſtellt, um dem Feldzuge eine raſchere Wendung zu geben. Don Carlos hatte ſich von Portugal nach England begeben müſſen, verließ aber daſſelbe bald darauf heimlich, reiſte unerkannt durch Frankreich nach S. zurück, rief das Volk zu den Waffen und erließ ein Amneſtiedecret; zu einem entſcheidenden Kampfe fehlte es ihm jedoch an Mitteln. Aber auch die Königin hatte mit immer neuen Übeln zu kämpfen; denn zu dem traurigen Zuſtande der Finanzen, welchem der Finanzminiſter Graf Toreno vergebens abzuhelfen ſuchte, geſellte ſich die Cholera, vor welcher die Königin nach Rio frio bei St. Ildefonſo fliehen mußte, indeß das Volk in Madrid ſich durch dieſelbe zu wilden Ausbrüchen ſeiner Wuth gegen Klöſter und Mönche, welche letztere es der Brunnenvergiftung beſchuldigte, verleiten ließ. Inzwiſchen erfocht Zumalacarreguy in Biscaya mehrere Siege über Rodil und ſeine Unterfeldherrn, worauf Mina den Oberbefehl übernahm, den aber ſeine Kränklichkeit an größeren Unternehmungen hinderte, während der Kampf von beiden Seiten mit der größten Grauſamkeit geführt wurde und auch in mehreren Städten Gräuelſcenen jeder Art zwiſchen den Parteien vorfielen. Da ſich aber bald darauf die Chriſtinos in Navarra und Biscaya nur noch in den feſten Städten halten konnten, ſo übernahm in dieſer Bedrängniß der Kriegsminiſter Valdes ſelbſt den Oberbefehl in den 4 inſurgirten Provinzen, wurde aber von Zumalacarreguy in dem viertägigen Gefechte in den Amescoas (vom 21.—24. April 1835) geſchlagen und die bedrängte Regierung ſah ſich nun nach mehreren ähnlichen Niederlagen genöthigt am 21. Mai die bewaffnete Intervention der Verbündeten in Anſpruch zu nehmen. Allein ſowohl England als Frankreich erlaubten ſtatt derſelben nur Truppenwerbungen zu Gunſten der Königin. Nun nahm die franzöſiſche Fremdenlegion in Afrika bei den Spaniern Dienſte; ein portugieſiſches Hülfscorps rückte in das Land ein und die engliſchen Freiwilligen unter General Evans ſtießen zu der ſpaniſchen Armee, die jetzt nach Valdes' Abgang der General Cordova befehligte und die unterdeß durch den Tod Zumalacarreguy's (am 25. Juni 1835) von einem der gefährlichſten Gegner befreit worden war. Da um dieſe Zeit Martinez de la Roſa ſeine Stelle niedergelegt hatte, ſo trat der Graf von Toreno als Präſident des Conſeils an die

Spitze der Verwaltung, unter dem die Liberalen, nach Aufhebung des Jeſuitenordens, von der Königin auch die Aufhebung der Klöſter, die in mehreren Städten vom Pöbel erſtürmt wurden, forderte, während ſich in Barcelona, Valencia, Saragoſſa, Malaga, Sevilla und Cadix Junten bildeten, welche die Conſtitution von 1812 begehrten und ſelbſt in Madrid ein Theil der Stadtmiliz aufſtand, um die Entfernung der Miniſter zu fordern. Obgleich dieſe Bewegung von General Queſada leicht unterdrückt wurde, ſo ſah ſich doch das Miniſterium Toreno endlich genöthigt, dem Dringen der Liberalen, als ſchon ein Heer der rebelliſchen Junten unter dem Grafen las Naves gegen Madrid marſchirte, nachzugeben und ſeinen Abſchied zu nehmen, worauf Mendizabal an die Spitze einer neuen Verwaltung trat, unter dem ſich nun alle Junten nach und nach der Königin, welche jetzt auch die Einziehung aller Kloſtergüter zum Beſten des Staates befahl, unterwarfen. Hierauf brach in Barcelona und Saragoſſa die Wuth des Pöbels gegen die gefangenen Carliſten von Neuem aus; in Madrid wurden die Mönche mit Härte vertrieben und in den inſurgirten Provinzen wütheten die Grauſamkeiten eines fanatiſchen Bürgerkrieges in immer neuen Gräueln fort. Cordova wurde aber von den Carliſten, welche nach Eraſo's Tode der General Eguia und nach ihm Villareal befehligte, in mehreren Gefechten geſchlagen und auch in Galicien organiſirte ſich ein neuer Aufſtand gegen die Regierung, indeß ſich Mendizabal durch ſeine verunglückten Finanzpläne genöthigt ſah, das Präſidium des Conſeils und das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten an Iſturiz zu überlaſſen, mit dem das Syſtem einer gemäßigten Reform das herrſchende wurde, während die Angelegenheiten des Don Carlos, welcher in ſeinem Hauptquartiere zu Villafranca einen Staatsrath zur Seite hatte, durch den kraft- und einſichtsvollen Miniſter Erro allein verwaltet wurden. Noch war im Juni 1836 das kriegsgeübte Heer der Carliſten unter Villareal der Armee der Königin unter General Cordova an den meiſten Punkten überlegen, als ein wichtiges Ereigniß der Lage der Sachen eine neue Wendung gab. Nachdem nämlich am 25. Juli 1836 in Malaga zufolge einer Zwiſtigkeit zwiſchen dem dortigen Militaircommandanten, St. Juſt, und der Nationalgarde durch letztere die Conſtitution von 1812 ausgerufen und St. Juſt bei dem Aufſtande ermordet worden war, verbreiteten ſich innerhalb weniger Tage die Bewegungen zu Gunſten jener Conſtitution über Andaluſien, Aragonien, Eſtremadura und Caſtilien und ſelbſt mehrere in der Hauptſtadt ausgebrochene Unruhen konnten nur mit Mühe durch General Queſada unterdrückt werden. Kaum aber waren dieſelben in Madrid beigelegt, als ein Militairaufſtand, welchen der Sergeant Garcia leitete, in St. Ildefonſo (auch La Granja genannt) die Königin, welche ſich daſelbſt aufhielt, am 14. Aug. zur Annahme der Conſtitution von 1812 nöthigte, worauf in Madrid ſogleich die Unruhen von Neuem begannen, an denen beſonders die Nationalgarden, wie dieß auch in den Provinzen der Fall war, eifrigen Antheil nahmen, welche die Conſtitution von Cadix ausriefen und mit Ungeſtüm die Abſetzung der Miniſter forderten. Vergebens hatte General Queſada den Aufruhr mit kriegeriſcher Strenge zu unterdrücken geſucht; er ſelbſt mußte, von dem größten Theile des Militairs verlaſſen, flüchten, begab ſich nach Hortaleza, wurde aber hier entdeckt, von den erbitterten Nationalgarden und dem Pöbel aufgeſucht und am 15. Aug. auf das Grauſamſte ermordet. Nachdem nun auch das bisherige Miniſterium aufgelöſt worden war, deſſen Präſident Iſturiz ſich vor der Wuth des Volkes glücklich nach Frankreich rettete, trat Calatrava, den Mendizabal als Finanzminiſter unterſtützt, an die Spitze des neugebildeten Cabinets und als die Königin unter dem 22. Aug. von Madrid aus, wohin ſie ſich am 17. begeben, die Annahme der Conſtitution den Provinzen bekannt gemacht hatte, löſten ſich nach und nach die einzelnen Junten derſelben wieder auf und gaben ihre Gewalt in die Hände der Regierung zurück. Die Königin legte aber auch ihrerſeits zufolge der neuein-

geführten Verfaſſung die ausſchließliche Regentſchaft über ihre Tochter nieder, um ſie künftig mit einer aus fünf Mitgliedern beſtehenden Regentſchaft zu theilen, eben ſo wurde auch die Kammer der Proceres, als der Conſtitution zuwider, für aufgehoben erklärt. Während aber das Wohl des Landes durch dieſe Vorfälle mannigfach gefährdet worden war, drohte ſelbſt der Hauptſtadt mehrmals Gefahr durch die Nähe der kühnen carliſtiſchen Guerillasführer Baſilio Garcia und Gomez, welcher letztere zwar im October durch die kühnen und raſchen Wendungen des General Alaïx öfters geſchlagen und immer weiter zurückgedrängt wurde, aber in der neueſten Zeit doch bis nach Andaluſien mit ſeinem Corps gelangt iſt. Unterdeß hatte ſchon im Juli der General Cordova den Oberbefehl über die Truppen niedergelegt und das Commando dem General Sarsfield übergeben; an Rodil's Stelle aber befehligte General Espartero die Nordarmee und Mina hielt fortwährend in Catalonien die Ruhe aufrecht. Zur Berathung aber über die ferneren Intereſſen des Landes, ſo wie über die theilweiſe zweckmäßige Umänderung der Verfaſſungsurkunde wurden im October des Jahres die nach Vorſchrift der Conſtitution neuerwählten Cortes einberufen. 81.

Spaniſche Fliegen, ſ. Kanthariden.

Spaniſche Literatur. Es mag kaum ein halbes Jahrhundert vorübergegangen ſein, ſeitdem wir mit der ſpaniſchen Literatur mehr als oberflächlich bekannt geworden ſind, und jetzt noch iſt ihr Reichthum mehr beſprochen als durchforſcht. Die bis jetzt angewendete Mühe hat unerwartet große Belohnung gefunden und wird zu ferneren, tiefer eindringenden Arbeiten anfeuern. Freilich ſind der Geiſt, die Pracht und der Zweck der ſpaniſchen Literatur mehr orientaliſch als europäiſch und gehören einem ganz andern Ideenkreiſe an; hat man ſich aber einmal in dieſer Zauberwelt einheimiſch gemacht, ſo feſſelt ſie immer mehr und lehrt uns, was als Kraft, was als Reichthum, was als Adel, was als Größe der Phantaſie gelten könne und müſſe. Man findet, ſagt Simonde Sismondi, in den erſten Dichtungen Spaniens den Heroismus ſeiner alten Ritter; man erkennt die Herrlichkeit des Hofes Karl's V. in den Dichtern ſeiner beſten Zeit wieder; damals nahmen dieſelben Männer, welche die Heere von Sieg zu Sieg führten, auch in den Wiſſenſchaften nicht den letzten Rang ein. Selbſt in dem allgemeinen Verfalle noch erkennt man die ſpaniſche Größe; die Dichter des letzten Zeitalters haben ſich von der Laſt ihrer Reichthümer erdrücken laſſen; ſie ſind ihren eigenen Anſtrengungen, alle Anderen und ſich ſelbſt zu übertreffen, erlegen. Freilich gilt das Geſagte mehr von der Poeſie, die ſich im Reiche der Phantaſie frei bewegte, als von der Gelehrſamkeit, welcher durch politiſche und religiöſe Ängſtlichkeit faſt unüberwindliche Hinderniſſe entgegengeſtellt wurden, wie wir aus der kurzen Überſicht, die wir ſowohl von den Leiſtungen der Dichtkunſt, als von den Erfolgen wiſſenſchaftlicher Bemühungen geben wollen, leicht einſehen werden. I. Schöne Literatur. Der Urſprung der ſpaniſchen Sprache und Literatur iſt in tiefes Dunkel gehüllt, darf aber ſicher nur in der Zeit der Vermiſchung der nordiſchen Völker (beſonders der Weſtgothen) mit den durch römiſchen Einfluß der Rohheit entriſſenen Bewohnern Spaniens geſucht werden. Die literariſchen Überreſte aus dieſer frühen Periode ſind in lateiniſcher Sprache geſchrieben und einem Denkmale in der ſich erſt bildenden Nationalſprache würde man vergebens nachſpüren. Das älteſte bis jetzt bekannte ſpaniſche Gedicht ſtammt aus der Zeit des ſiegreichen Kampfes der Spanier gegen die Mauren, hat die Verherrlichung des unvergleichlichen Cid (ſ. d. Art.) zum Gegenſtande und gehört wenigſtens ſeinem Inhalte nach dem XI. Jahrhundert an. Da aber ſeine jetzige Form nicht älter als das XIII. Jahrhundert ſei mag, ſo beginnen wir mit dieſer Zeit die kurze Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie und laſſen ſie der beſſern Überſicht wegen in vier Perioden zerfallen. Erſte Periode. Vom XIII. bis zum XVI. Jahrhundert. Die altſpaniſche Poeſie war Volkspoeſie im ſtrengſten Sinne des Wortes; ſie ent-

ſtand unter dem Geräuſche der Waffen und wurde ſtets durch Erzählungen von Abenteuern und gefährlichen Liebſchaften, die von Munde zu Munde gingen, ernährt. Jeder beſang ſelbſt aus freiem Antriebe das Erlebte; jeder Geſang hieß anfangs Romanze; doch unterſchied man ſorgfältig mehrere nationale Sylbenmaße und Reimformen. Die vorzüglichſten waren die Redondilien (redondillas), mit welchem Namen man urſprünglich alle Verſe von vier trochäiſchen Füßen umfaßt zu haben ſcheint, die daktyliſchen Stanzen (versos de arte mayor) und die Sonette. Die Redondilien (Ringelverſe) empfahlen ſich der romantiſchen Phantaſie eben ſo ſehr durch ihre Einfachheit, als durch ihre klingende Lieblichkeit, und Jeder war, beſonders da man es mit der Länge und Kürze der Sylben und mit dem Reime nicht ſehr genau nahm, im Stande, ſeine Gefühle in dieſe Form einzukleiden und zur Guitarre ohne Zwang abzuſingen. Die Einſchnitte, die man zuerſt nur unregelmäßig und nur zur gefälligern Darſtellung des Wechſelsſpiels der Gedanken machte, wurden allmählig zu regelmäßigen Strophen (estancias, coplas). Die unvollkommenen Reime, welche anfangs unwillkührlich mit unterliefen, wurden ſpäter abſichtlich gewählt und ſo entſtanden die Aſſonanzen, die nur ein Echo der Vocale, aber nicht der Conſonanten in den Endſylben der Zeilen ſind und die keine andere Nation zu ſo hoher Schönheit und Vollkommenheit ausgebildet hat. Die daktyliſchen Stanzen, längere Reimzeilen, die man, wahrſcheinlich weil man ſolche zu machen für ſchwieriger hielt, „Verſe von größerer Kunſt" nannte, entſprachen weniger dem Nationalgeſchmacke und kamen bald aus dem Gebrauche. Die Sonettform war in Spanien ſchon frühe bekannt und wurde nicht, wie man oft behauptet hat, aus Italien herübergeholt; mit größerer Wahrſcheinlichkeit betrachtet man die provençaliſche Sonettenform als Vorbild der ſpaniſchen. — Die älteſten bis jetzt gedruckten ſpaniſchen Gedichte ſind zwei trockene gereimte Chroniken aus dem XIII. Jahrhunderte. Die eine beſchreibt die Verbannung und Wiederkehr des Cid („Poema del Cid, el Campeador"); die andere („Poema de Alexandro Magno") kleidet das Leben und die Thaten Alexander's des Großen in ein romantiſches Gewand; beide ſind in dem Versmaße geſchrieben, welches man wahrſcheinlich von dem letzteren Gedichte das alexandriniſche nennt. Eben ſo wenig poetiſchen Werth haben die gereimten Gebete, Ordensregeln und Legenden des Benedictinermönchs Gonzalo Berceo aus derſelben Zeit und die alchemiſtiſchen Lehren des Königs Alphons X., welcher ſich übrigens dadurch, daß er die Landesſprache bei den Gerichten und bei der Staatsverwaltung einführte, ein unſterbliches Verdienſt erwarb. Schon bedeutender der Form und dem Inhalte nach iſt das moraliſche und politiſche Exempelbuch des caſtilianiſchen Prinzen Don Juan Manuel, welches unter dem Titel: „Der Graf Lucanor" („El conde Lucanor") bekannt iſt und einen Schatz von praktiſchen Lebensregeln enthält; bizarrer und roher iſt das allegoriſch-ſatyriſche Werk des Juan Ruiz, in welchem die Faſten, der Carneval, das Frühſtück ꝛc. perſonificirt und die Fehler der Zeit derb gerügt werden. So anerkennungswerth aber alle dieſe Verſuche ſind, ſo dürfen ſie doch nicht als viel mehr denn verſificirte Proſa gelten und erſt in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrh., der Blüthenzeit der Romanzen und der Lieder, kann von Poeſie die Rede ſein. Die Namen der Verfaſſer dieſer köſtlichen Überbleibſel ächt nationaler Poeſie ſind längſt verklungen und alle Nachforſchungen ſind bis jetzt faſt ohne den geringſten Erfolg geblieben. Die älteſten Romanzen ſind aus den damals beliebteſten Ritterromanen, beſonders aus dem Sagenkreiſe Karl's des Großen und aus dem Amadis (der wahrſcheinlich auch ein ächt ſpaniſches Nationalwerk iſt und den Portugieſen Vasco Lobeira zum Verfaſſer haben ſoll) geſchöpft und an dieſe ſchließen ſich die hiſtoriſchen Romanzen aus der Landesgeſchichte an. Beide Gattungen ſind jedoch nicht ſelten ſo innigſt mit einander verſchmolzen, daß das Wahre und Geſchichtliche von dem Fabelhaften und Erdichteten unmöglich unterſchieden werden kann. Der Charakter

aller dieſer Romanzen iſt ſtets derſelbe; ſie ſind gewöhnlich kleine Situationsgemälde, ohne alle dichteriſche Verwickelung und Auflöſung, aber voll trefflicher einzelner ächtpoetiſcher Züge, ohne jede ſelbſtbewußte künſtliche Berechnung, wodurch ſich hauptſächlich die ſpäteren Romanzen von dieſen ächten Naturgewächſen unterſcheiden. Die älteſten Romanzen haben nur einen einzigen Reim, der mit nicht gereimten Zeilen abwechſelt und ſich oft in die bloße Aſſonanz verliert. In den hiſtoriſchen Romanzen, die gewöhnlich aus dem Leben des Cid und aus der mauriſchen Geſchichte genommen ſind, zeigt ſich ſchon manchmal mehr Kunſt, die Aſſonanzen werden mit poetiſcher Überladung behandelt und ſchon ſind die Abtheilungen in Stanzen mit einem Refrain keine ſeltene Erſcheinung. Die unbedeutendſten aller dieſer alten Romanzen ſind die aus der Mythologie und aus der bibliſchen Geſchichte geſchöpften. Von der erzählenden Romanze unterſcheidet ſich das Lied (cancion) nur dadurch, daß es, um zum Geſange tauglicher zu werden, in kleine Strophen (coplas) eingetheilt war, und man könnte dieſe Lieder, welche auch zu dem beliebten Nationaltanze, der Sarabande, geſungen wurden, unbedenklich lyriſche Romanzen nennen. Nur ſehr wenige Liederdichter aus dem XIV. Jahrh. ſind uns bekannt, und ſelbſt dieſe wenigen nahmhaft zu machen lohnt ſich nicht der Mühe. Erſt mit dem XV. Jahrh. beginnt die Glanzperiode der ſpaniſchen Liederpoeſie. Der Hof und die Großen, an deren Spitze Enrique de Villena genannt wird, gingen mit ihrem Beiſpiele voran und zogen, häufig nicht ohne Pedanterie, die Gelehrſamkeit und die Moral in den Kreis der Poeſie. Beſonders leiden die älteſten Dichter dieſer Zeit an dieſem damals als nicht geringer Vorzug geltenden Fehler. Iñigo Lopez de Mendoza, Marquis von Santillana, ward von ſeinen Zeitgenoſſen als ein unübertreffliches Muſter angeſtaunt und doch laſſen ſein allegoriſcher Trauergeſang auf den Tod des Marquis von Villena, ſein Lehrgedicht für Privatmänner („El doctrinal de privados") und ſeine von Gelehrſamkeit ſtrotzenden Liebeslieder eben ſo kalt als ſeine verſificirten Sprüchwörter und ſein geiſtliches Lied: „Die Freuden der heiligen Jungfrau" („Los gozos de nuestra Señora"). Aber ſein kritiſch-hiſtoriſches Sendſchreiben („Arte de Poesia Castellana") iſt für die Geſchichte der altſpaniſchen Poeſie nicht ohne Intereſſe. Nur wenig höher ſteht Juan de Mena, der in einem allegoriſchen Gedichte, „Das Labyrinth" („El Labyrintho") oder „Die dreihundert Stanzen" („Las Trecientas") genannt, ein allegoriſches Gemälde des ganzen menſchlichen Lebens zu entwerfen ſich vornahm, aber durchaus mehr Beleſenheit als Phantaſie beurkundet. Die übrigen Dichter aus dieſer Periode, welche noch namhaft gemacht zu werden verdienen, ſind: Fernan Perez de Guzman, Rodriguez del Padron, Diego Lopez de Haro, Alonzo de Cartagena, Alonzo de Santa Maria, Garcias Sanchez von Badajoz, Guivara, Gomez Manrique und ſein Neffe Jorge Manrique. Ihre Werke befinden ſich in dem berühmten allgemeinen Liederbuche („Cancionero general", 1. Ed. Valencia 1511. Fol., Toledo 1517. Fol., Sevilla 1527. Fol., Amberes 1557, 1573 et 1678. 8.), deſſen Inhalt zu bedeutend iſt, als daß wir ihn nicht etwas näher bezeichnen ſollten. Das Liederbuch wurde von Fernando del Caſtillo zu Anfange des XVI. Jahrh. geſammelt und faſt in jeder der ſpäteren Ausgaben vermehrt; in den älteſten Ausgaben ſind jedoch ſchon 136 Dichter namhaft gemacht, zu welchen noch eine große Anzahl ungenannter kommt. Die geiſtlichen und moraliſchen Lieder dieſer vielberühmten Sammlung haben den geringſten Werth; ſie ſchmecken ſämmtlich nach ſteifer Dogmatik und nach klöſterlicher Erziehung. Die Lieder der Liebe, welche den größten Theil des Buches einnehmen, ſind zwar einförmig, zeichnen ſich aber durch glühende Phantaſie und bis zur Verzweiflung geſteigerte Leidenſchaft, die jedoch mit der Vernunft ſtets im Kampfe liegt, aus. Die übrigen Formen des Liedes (canciones, vilancicos, glosas, letras), welche ſich

in dem allgemeinen Liederbuche finden, ſind oft von unnachahmlicher Zartheit und Lieblichkeit, bieten aber auch häufig Gelegenheit zu poeſieloſer Künſtelei. An das Liederbuch ſchließt ſich das allgemeine Romanzenbuch („Romancero general“, Madr. 1604—1605. 2 Voll. 4., 1614. 2 Voll. 4.) an und enthält einen noch reichern Schatz von Poeſie als dieſes; da aber die einzelnen Stücke ohne alle Ordnung zuſammengerafft ſind, ſo läßt ſich die Zeit ihrer Entſtehung, die für die Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie höchſt wichtig wäre, nicht ausmitteln. — In dieſe Periode fallen auch ſchon die erſten Spuren des ſpaniſchen Dramas, wenn man die dialogiſirten Schäferſpiele von Rodrigo de Cota und Juan de la Enzina und den dramatiſchen Roman: „Calliſtus und Meliböa“ in 21 Acten, welchen Rodrigo de Cota begann und Fernando de Roxas beendigte, als die Anfänge des wahren Dramas betrachten will. — Die Ausbildung der ſpaniſchen Proſa in dieſem Zeitraume iſt ſehr bemerkenswerth; ſind auch die Chroniken von Perez de Guzman, Pedro Lopez de Ayala und Anderen noch altväteriſch ſteif und unbeholfen, ſo zeigen doch die Geſchichte des Grafen Pedro Niño von Buelna („Cronica de Don Pedro Niño Conde de Buelna“, Madr. 1782. 4.) von Gutierre Diez de Games, die Geſchichte des Grafen Alvaro de Luna („Cronica de Don Alvaro de Luna“, Madr. 1784. 4.) von einem Ungenannten und die Biographien berühmter Männer („Los claros varones“) von Fernando del Pulgar eine für jene Zeit ſeltene rhetoriſche Vollkommenheit. Zweite Periode. Vom Beginne des XVI. Jahrhunderts bis auf Cervantes und Lope de Vega. Einen neuen Schwung bekam die ſpaniſche Poeſie durch die Verbindung mit Italien, welche ſeit der Eroberung Neapels durch den großen Feldherrn Gonſalvo Fernandez de Cordova (1504) faſt ein ganzes Jahrhundert hindurch einen ſehr bemerkbaren Einfluß äußerte. Die poetiſche Cultur Spaniens war in ſtetem Fortſchreiten begriffen, ſo ſehr auch Despotie und Inquiſition jeder Äußerung des wiſſenſchaftlichen Geiſtes unüberſteigbare Schranken ſetzte. Die Dichter gingen in ihrer angeborenen ſtrengen Rechtgläubigkeit gleichgültig neben dem in den Nachbarländern weit mehr als in Spanien ſelbſt gefürchteten Glaubensgerichte hin und waren von den weltlichen und geiſtlichen Machthabern eben ſo wenig verfolgt als unterſtützt. Ein wichtiges Ereigniß wurde die völlige Vereinigung der aragoniſchen und caſtilianiſchen Provinzen durch Karl von Öſtreich für die Poeſie dadurch, daß ſich die caſtilianiſche Sprache zur Geſchäfts- und Büchersprache erhob. Der erſte Dichter, welcher ſich nach italieniſchen und altclaſſiſchen Muſtern bildete, war Juan Boscàn Almogavèr; er ſoll dieſen Entſchluß dem venetianiſchen Geſandten, Andrea Navagero, zu verdanken gehabt haben. Seine Jugendverſuche gleichen noch völlig den altſpaniſchen Liedern und Romanzen; der italieniſche Geiſt offenbart ſich zuerſt in ſeinen Sonetten im petrarchiſchen Style. An zarter Melodie der Sprache des Gefühls erreichte weder Boscan noch einer ſeiner Nachfolger ſein großes Vorbild; die Farben ſind, wie es der ſpaniſche Charakter erheiſchte, ſtärker aufgetragen und durch jeden Vers ſtürmt leidenſchaftliche Heftigkeit; doch iſt der Ton der glühenden Schwärmerei und der innigſten Sehnſucht nicht ſelten unnachahmlich glücklich getroffen. Boscan's poetiſche Epiſteln in Terzinen und ſeine Elegien ſind reich an anziehenden Bildern und Gedanken und verrathen eine ſo geſunde Lebensphiloſophie, wie man ſie bei ſpäteren ſpaniſchen Dichtern ſelten findet („Obras“, Lisb. 1543. 4. Amberes 1597. 16. und öfter). An Boscan ſchloß ſich Garcilaſo de la Vega an und ſtudirte mit eben ſo großem Eifer die italieniſchen und römiſchen Dichter. Unübertroffen iſt er in ſeinen Schäfergedichten, die ſich durch Innigkeit des ſchwärmeriſchen Gefühls, durch die gefälligſte Beſtimmtheit des Ausdrucks und durch ſeltene Harmonie der Verſification auszeichnen. Geringern poetiſchen Werth haben ſeine Sonette, Elegien und Epiſteln („Obras“, Madr. N. E. 1765. 8. 1796. 16.). Rauher als

die Werke ſeiner Vorgänger ſind die Sonette des Diego Hutardo de Mendoza, aber ſeine Epiſteln (cartas) ſind reich an herrlichen didaktiſchen Zügen, Sentenzen, Gemälden und Charakteren. Auch verſuchte er ſich nicht ohne Glück in mehreren Formen des altſpaniſchen Liedes (redondillas, quintillas, villancicos ꝛc.). Das meiſte Aufſehen erregte jedoch ſein Schelmenroman: „Lazarillo de Tormes“ (Amberes 1553. 16. und ſehr oft. Neue Aufl. Gotha 1810. 8. Deutſch von J. G. Keil, Gotha 1810. 8.), der ſich durch die feinſte Satyre auszeichnet und bald in ganz Europa mit Wohlgefallen geleſen wurde („Obras“, Madr. 1610. 4.). Seine Geſchichte des Krieges gegen die Moriskos in Granada („Guerra de Granada“, beſte Ausg. Valencia 1776. 4.) empfiehlt ſich durch Glaubwürdigkeit, maleriſche Veranſchaulichung der Sitten und Charaktere, durch freie Kraft der Betrachtung, antike Würde und redneriſche Gediegenheit. Die Reform der ſpaniſchen Poeſie nach altclaſſiſchen und italieniſchen Muſtern hatte unterdeſſen auch in Portugal ſo großen Beifall gefunden, daß ſich mehrere portugieſiſche Dichter bewogen fanden, ſich in ihren Verſuchen des caſtilianiſchen Dialektes zu bedienen. Unter ihnen verdienen der unübertrefflich naive Idyllendichter Francisco de Saa de Miranda und Jorge de Montemayor, der Verfaſſer des berühmten Schäferromans „Diana“ (Neue Aufl. Madr. 1795. 8.), beſondere Erwähnung und müſſen mit gleicher Achtung ſowohl in der ſpaniſchen als in der portugieſiſchen Literatur genannt werden. Die größte Bewunderung in dieſem Zeitraume fand Fernando de Herrera, welchen man ſogar mit dem Beinamen des Göttlichen beehrte, obſchon er faſt immer mehr der Kunſt als der Natur huldigt. Er ſchuf ſich in ſeinen Oden, die übrigens als die erſten claſſiſchen Verſuche in dieſer Dichtungsart in der neuern Literatur angeſehen werden müſſen, eine eigene pretiöſe Sprache, die manchmal ſogar in ſinnloſen Schwulſt übergeht. Oft ſiegt aber auch in ihm die gute Natur und dann iſt ſeine Darſtellung unwiderſtehlich hinreißend. Dieſelben Vorzüge und Fehler haben ſeine Sonette und Elegien („Obras“, Sevilla 1582. 4.). Die Verbindung altclaſſiſcher Correctheit mit ſanfter romantiſcher Schwärmerei gelang am Vorzüglichſten Luis Ponce de Leon, einem ſtill religiöſen, tief ſchwärmeriſchen Geiſtlichen, der weit größere Aufmerkſamkeit in der Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie verdient, als ihm ſeither geworden iſt. („Obras“, N. E. Valencia 1785. 8.). — Minder originell und jetzt gekannt ſind der lyriſche Dichter und gewandte Überſetzer Fernando de Acuña, der Lieder- und Madrigalendichter Guiterre de Cetina, der Idyllendichter Pedro de Padilla und Gaspar Gil Polo, der Montemayor's „Diana“ mit großem Geſchicke fortſetzte und zu Ende führte. Am Wenigſten wollte das Epos gedeihen; zwar verſuchte man die Thaten Karl's V. zu beſingen, aber ſowohl Luis de Zapata's „Berühmter Karl“ („Carlos famoso“), als auch Geronymo de Urrea's, welcher Arioſto's raſenden Roland nicht ganz unglücklich überſetzte, „Siegreicher Karl“ („Carlos victorioso“) und Geronymo Samper's „Karolide“ („Carolea“) ſind völlig mißlungen zu nennen. Etwas größeres poetiſches Verdienſt haben Alonzo Lopez's „Pelayo“ („El Pelayo“) und das erzählende Gedicht „Die Quelle von Alcover“ („La fuente de Alcover“) von Felipe May. Die nicht mißlungenen metriſchen Überſetzungen der Odyſſee von Gonzalo Perez und und der Äneis von Gregorio Hernandez de Velasco ſcheinen zu ihrer Zeit mit nicht geringem Beifall aufgenommen worden zu ſein. Der bedeutendſte Gegner der claſſiſchen Correctheit und der eifrigſte Vertheidiger der altſpaniſchen Naturpoeſie war der geiſtreiche, aber in einſeitigen Vorurtheilen befangene Chriſtoval de Caſtillejo. Seine Romanzen und ſchalkhaft erotiſchen Volkslieder, in denen er nicht ſelten die Sonettiſten mit gelungenem Witze lächerlich zu machen ſucht, ſind Meiſterſtücke in ihrer Art, ſeine Satyren übertreiben aber zu ſehr, als daß ſie ihrer Wirkung hätten gewiß ſein können. — Die Uranfänge des ſpaniſchen Theaters

ſind wohl, wie überall, die Myſterien und geiſtlichen Moralitäten. Die Verſuche, die dramatiſche Poeſie nach fremden Muſtern weiter zu bringen, ſcheiterten zum Glück an dem feſten Willen des Volkes, welches nur ſeiner Nationalität Entſprechendes heiſchte. Die Überſetzungen altclaſſiſcher Stücke in Proſa von Villalobos, Perez de Oliva und Pedro Simon de Abril kamen nicht zur Aufführung und wurden kaum von Gelehrten geleſen. Die dramatiſchen Romane, im Geſchmacke von Rodrigo de Cota's „Calliſtus und Meliböa“, fanden zwar als moraliſche Exempelbücher mehr Beifall, eigneten ſich aber noch weit weniger zur Darſtellung auf der Bühne. Als der Vater der ſpaniſchen Komödie, welche dem Nationalgeſchmacke entſprach, muß Bartholomè Torres Naharro betrachtet werden. Er ſchrieb ſeine Luſtſpiele in Redondilien wie Romanzen und ſuchte durch ſinnreiche Verwickelung einer Intrigue das Intereſſe zu feſſeln, ohne auf die gleichmäßige Durchführung der Charaktere viel zu achten. Er theilte ſeine Stücke in drei Acte (Tagwerke, jornadas) und zeichnete überhaupt den Weg vor, auf welchem ſpäter das dramatiſche Genie in Spanien den höchſten Gipfel ſeiner Vollendung erſtieg. Ihm folgte zuerſt der Naturdichter Lope de Rueda, welcher die ſpaniſche Bühne einrichtete und mit ſeinen freilich noch unvollkommenen Stücken ſo großen Beifall erndtete, daß die gelehrte Partei endlich einſah, daß man dem Willen der Nation nicht entgegenhandeln dürfe; und Juan de la Cueva machte ſomit den eigentlichen Anfang zum ſpaniſchen Nationaldrama, welches durch die kühnſte und bunteſte Miſchung von Ernſt und Scherz, von Intriguen, Einfällen, Überraſchungen, ſinnreichen Gedanken und lebendigen Darſtellungen die Zuſchauer äſthetiſch zu beſchäftigen ſuchte, ohne ſich zu erlauben, in irgend einer traurigen oder luſtigen Scene eine beſtimmte moraliſche Tendenz vorwalten zu laſſen. Im Trauerſpiele machte Geronymo Bermudez für ſeine Zeit anerkennungswerthe Verſuche. Seine beiden Stücke („Nise lastimosa“ und „Nise laureada“) behandeln die traurige Geſchichte der Ines de Caſtro und ſind nicht ohne glücklichen Erfolg nach der altclaſſiſchen Tragödie gemodelt. Kann man auch die Erfindung und Ausführung nicht ſehr loben, ſo ſind doch einzelne Scenen wirklich meiſterhaft zu nennen. Berührt muß noch werden, daß in dieſer Periode auch die geiſtlichen Schauſpiele (autos sacramentales), die burlesken Zwiſchenſpiele (entremeses y saynetes) und Vorſpiele (loas) entſtanden, aber erſt in dem folgenden Zeitraume kunſtgerecht ausgebildet wurden. — Die Proſa machte weniger bedeutende Fortſchritte als die Poeſie; die faden Ritterromane, welche in der erſten Hälfte des XVI. Jahrhunderts von der Leſewelt verſchlungen wurden, waren eben ſo wenig Muſter des Styls, als Timoneda's abenteuerlich verwickelte Märchen (patrañas), denen italieniſche Novellen zum Vorbilde gedient hatten. — Die didaktiſche Proſa bildeten vorzüglich Fernan Perez de Oliva durch ſeinen „Dialog über die Würde des Menſchen“ („Dialogo de la dignidad del hombre“) und Ambroſio de Morales durch ſeine Abhandlungen („Discursos“) über verſchiedene Gegenſtände der praktiſchen Philoſophie und der Literatur aus. Die didaktiſchen Schriften von Pedro de Valles, Francisco Cervantes de Salazar und Luis Mexia ſind nicht frei von Pomp und Schwulſt. — Die hiſtoriſche Darſtellung gewann freilich durch Diego de Mendoza, von welchem ſchon oben die Rede war, aber politiſcher und religiöſer Despotismus hielt jedes freiere Urtheil ſo ängſtlich nieder, daß ſelbſt der feine Politiker Geronymo Zurita aus ſeiner Geſchichte von Aragonien („Annales de la corona de Aragon“, Çaragoça 1616. 6 Voll. Fol.), die ſeinen Talenten und ſeiner gelehrten Bildung nach ein Meiſterſtück hätte werden können, nur ein gewöhnliches Geſchichtsbuch zu machen vermochte. Völlig unbedeutend in ſtyliſtiſcher Beziehung ſind die trockenen hiſtoriſchen Werke von Florian de Ocampo und Ambroſio de Morales, wenn ſie auch großen Fleiß und gute Quellenkenntniß verrathen. — Die Verſuche

in den übrigen Gattungen der Proſa, welche wir aus der erſten Hälfte des XVI. Jahrh. beſitzen, ſind zu ſchwach und gering, als daß ſie hier Erwähnung verdienten.— Dritte Periode. Von Cervantes bis in die zweite Hälfte des XVII. Jahrhunderts. Die äußeren Verhältniſſe, welche in dieſem Zeitraume auf die ſpaniſche Literatur einwirken konnten, ſind dieſelben, wie in der vorigen Periode. Ohne Ermuthigung ſchritt die Poeſie dennoch in ihrer Vervollkommnung raſch vorwärts und erreichte ihren höchſten Flor, von welchem ſie aber eben ſo ſchnell wieder herabſank. An der Spitze der Dichter aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. ſteht Cervantes (ſ. d. Art.), deſſen Name und Werke dem Auslande bekannter ſind, als alle andere Leiſtungen der ſpaniſchen Literatur. Welchem Leſer von etwas mehr als ganz gewöhnlicher Bildung iſt der meiſterhafte Roman „Quixote" nicht im friſchen Andenken, wenn ihm auch die ſelteneren, aber vortrefflichen Novellen des Dichters nicht zugänglich geworden ſein ſollten? Geringer, aber durch einzelne unübertreffliche Partien ſtets den Meiſter verrathend ſind der Schäferroman: „Galathea", die poetiſche „Reiſe nach dem Parnaß", die dramatiſchen Verſuche („Numantia", „das Leben in Algier") und der Roman „Perſiles und Sigismunda". Nicht ſo groß wie Cervantes im Romane, war der fruchtbare, aber zu ſchnell arbeitende Lope de Vega (ſ. d. Art.) im Drama. Doch machte er das ſpaniſche Schauſpiel zu dem, was es bis zu ſeinem Verfalle blieb. Er fixirte die verſchiedenen Modificationen des Drama und von ſeiner Zeit an unterſchied man geiſtliche und weltliche Komödien (comedias divinas y humanas); die weltliche Komödie (mit welchem Namen man in Spanien überhaupt jede dramatiſche Form bezeichnet) zerfiel in heroiſche (hiſtoriſche, mythologiſche) Stücke (comedias heroycas) und in Mantel- und Degenſtücke (comedias de capa y espada), welche aus dem eleganten Leben nach der Sitte der Zeit gegriffen waren und die man, wenn in ihnen ein windiger Glücksritter die Hauptrolle ſpielt, auch Figurirſtücke (comedias de figuron) nannte. Die geiſtlichen Komödien wurden in Leben der Heiligen (vidas de santos) und in Frohnleichnamsſtücke (cantos sacramentales) eingetheilt. In der Art der Compoſition ſind ſich die Dramen des Lope de Vega faſt alle gleich; die Einheit der Handlung, der Zeit und des Orts wird wenig oder gar nicht beachtet und kaum halten Acte und Scenen das Ganze zuſammen. Eben ſo locker und gleichgültig iſt die Ausführung; Darſtellung und Sprache ſind bald kräftig, bald matt, bald edel, bald gemein, bald roh, bald ſehr fein. Stets bemerkt man die allzuflüchtige Hand des Dichters. Seine Fruchtbarkeit bewies er auch durch mehrere ausgedehnte Epopöen („Jerusalen conquistada", „La Hermosura de Angelica", „Corona tragica", „Circe" und „Dragontea"), die aber völlig mißlangen und ſchnell wieder vergeſſen wurden. Seine kleineren Gedichte, unter welchen ſich übrigens vieles Ausgezeichnete findet, ſind faſt unzählbar. — Nach Cervantes und Lope de Vega verdienen die Brüder Luperno Leonardo de Argenſola und Bartholomé Bernardo de Argenſola die erſte Erwähnung. Sie müſſen den vorzüglichſten ſpaniſchen Lyrikern und Epiſteldichtern, welche dem Horaz nacheiferten, beigezählt werden. Muß man ihnen auch Originalität und Fülle des Genies im ganzen Sinne des Worts abſprechen, ſo ſind ihnen doch poetiſches Gefühl ohne Schwärmerei, ein männlich emporſtrebender Geiſt, ein ſehr glückliches Darſtellungstalent, ein treffender Witz, eine claſſiſche Würde des Styls und überhaupt eine den ſpaniſchen Dichtern ſelten in ſo hohem Grade eigne Solidität des Geſchmackes nachzurühmen („Obras" N. E. Madr. 1804. 3 Voll. 8.). Die Zahl der Dichter wuchs in dieſem Zeitraume ſo ſehr an, daß nur die bedeutendſten namhaft gemacht werden können. Selbſt dieſe entwickelten wenig Originalität, ſondern gingen auf dem gebahnten Wege ruhig weiter. Das Epos wollte auch in dieſer Periode keinem Spanier gelingen, weil man die epiſche Darſtellung von der wirklichen Geſchichte

nicht zu unterſcheiden verſtand und faſt immer eine gleichzeitige Begebenheit als Stoff wählte. Auf dieſe Weiſe wurden ſtets nur verſificirte Geſchichten geliefert. Oder iſt etwa die geprieſenſte aller ſpaniſchen Epopöen, die „Araucana“ des Alonzo de Ercilla y Zuñiga (N. E. Madr. 1776. 2 Voll. 8. Gotha 1805. 3 Voll. 8.) bei allen einzelnen Schönheiten mehr, als eine Chronik der Eroberung des Landes der Araucaner in Amerika? Die übrigen ſehr zahlreichen epiſchen Verſuche aus dieſer Zeit, Chriſtoval de Meſa's „Wiederherſtellung Spaniens“, („Restauracion de España“) und „Gefilde von Toulouſe“, („Las navas de Tolosa“), Franciſco de Meſquera's „Numantina“, Lopez Zarate's „Erfindung des Kreuzes“, („Invencion de la Cruz“), Hippolyto Sanz' „Maltea“, Petro de Vezilla's „Spaniſcher Löwe“ („Leon de España“), Lorenzo de Zamora's „Saguntina“, Gabriel Laſo de Vega's „Mexicana“ u. a. m. wurden ſelbſt in Spanien ſchnell wieder vergeſſen und gelten jetzt nur noch als literariſche Curioſitäten. — Der lyriſchen Dichter gibt es in der zweiten Hälfte des XVI. und in der erſten Hälfte des XVII. Jahrh. nicht wenige; ſie ſangen in dem von den italieniſchen Dichtern erlernten, aber durch und durch hiſpaniſirten Tone fort, bis ſie keine Zuhörer mehr fanden; die vorzüglichſten ſind: Vicente Eſpinel, der in ſeinen Canzonen Idyllen und Elegien zwar wenig Originalität, aber große Meiſterſchaft in der Darſtellung bewährt; Criſtoval de Meſa, auch bekannt als gewandter Überſetzer; Juan de Morales, ausgezeichnet in der Ode; Aguſtin de Texada, ſchon von mythologiſchen Bildern und allegoriſchen Figuren ſtrotzend; der Epiſteldichter Andres Rey de Artieda; der Satyriker Gregorio Morillo; der treffliche Lyriker Luis Barahona de Soto; der Idyllendichter Pedro Soto de Rojas; Luis Marta de la Plaza, beſonders bekannt durch anmuthige Madrigale, der Epigrammatiker Balthaſar del Alcazar und die Canzonen- und Sonettendichter Gonzalo de Argote y Molina, Franciſco de Figueroa und Juan de Arguijo. Um dieſe Zeit ſchlich ſich auch der pretiös-phantaſtiſche Ton der Mariniſten aus Italien nach Spanien herüber, wo er vollkommne Aufnahme fand und bis zum unſinnigſten Schwulſt geſteigert wurde. Der bekannte Hiſtoriker Manuel Faria y Souſa machte den Anfang; aber Haupt der neuen, nach einer verkehrten Richtung hin keck und ſtolz fortwandernden Schule ward Luis de Gongora y Argote. Er bildete ſich eine ganz neue faſt unverſtändliche und abenteuerlich pretiöſe Sprache und nannte dieſen Unſinn einen cultivirten Styl (estilo culto). Seine Anhänger und Nachfolger, unter denen Alonzo de Ledeſma und Felix de Arteaga das Überſchwenglichſte zu Tage förderten und dafür den größten Ruhm erndeten, hießen Gongoriſten, Conceptiſten (conceptistos) oder Culturiſten (cultoristos). — Unter allen Dichtungsarten wurde in dieſer Periode das Drama am meiſten und am glücklichſten angebaut. Den letzten mißlungenen Verſuch, das Trauerſpiel von dem Luſtſpiel zu trennen, machte Criſtoval de Virues. Seine Tragödien, beſonders ſeine „Semiraſmis“ und ſeine „Caſſandra“ übertreffen an wahrem Ausdrucke des tragiſchen Pathos und durch kraftvollen, ungezwungenen Dialog alle früheren Verſuche, aber das ſpaniſche Publicum wollte ſich nur das Nationaldrama, worin luſtige und tragiſche Scenen, wie im Leben, abwechſeln, gefallen laſſen („Obras tragicas“, Madr. 1609. 8.). Mehr Beifall fand Juan Perez de Montalvan, der in die Fußtapfen ſeines Lehrers Lope de Vega trat und beſonders wegen der trefflichen Haltung ſeiner Charaktere großes Lob verdient. Alle Vorgänger und Nachfolger übertraf Pedro Calderon de la Barca (ſ. d. Art.), einer der größten Dichter, die je gelebt haben. Er legte der unbändig wilden Phantaſie Zügel an und ſchuf ſich in Allem, was Feinheit der Erfindung, der Ausführung und des Styls betrifft, ein neues Feld. Seine Komödien ſind Intriguen-

ſtücke, wie die Lope de Vega's, aber ſie ſind reich an charakteriſtiſchen Zügen, die den natürlichen Gang der mancherlei Modificationen der galanten Intrigue aus dem Innern der Seele entwickeln; beſonders hat er den weiblichen Charakter und die weibliche Denk- und Sinnesart getreuer und genialer aufgefaßt, als irgend ein anderer ſpaniſcher Dichter. Die Eleganz der Sprache und Verſification vollendet die geiſtreiche Harmonie ſeiner regellos ſcheinenden, aber doch ihrer eignen Regel getreuen Dichtungen. Raſchheit und Leichtigkeit des Dialogs haben ſie mit den anderen guten ſpaniſchen Dramen gemein. — Die Anzahl der übrigen Schauſpiele aus dem Zeitalter Calderon's beläuft ſich auf viertauſend und alle ſehen ſich gänzlich ähnlich. Wir früher ſich jeder Dichter in der Romanze und im Liede verſuchte, ſo wetteiferten jetzt alle in Hervorbringung zahlreicher Dramen. Nur Antonio de Solis, auch als Hiſtoriker berühmt, Aguſtin Moreto, ausgezeichnet in komiſchen Scenen, Juan de Hoz, der fruchtbare Tirſo de Molina, Francisco de Rojas, Aguſtin de Salazar y Torres, Antonio Mira de Mescua und Antonio de Mendoza können hier als die bekannteſten und vorzüglichſten genannt werden. — Der Rückgang der ſpaniſchen ſchönen Literatur beginnt mit Francisco de Quevedo Villegas (ſ. d. Art.), der von dem claſſiſchen und muſterhaften Style zu dem verzierten und verkünſtelten überging und durch den bedeutenden Einfluß, den er erlangte, ſeine Zeitgenoſſen auf dem zum Verderben führenden Wege mit ſich fortzog. Er war unſtreitig der witzigſte und vielſeitigſt gebildete Kopf ſeiner Zeit, aber es fehlte ihm an Originalität. Er vereinigte alle guten und ſchlechten Richtungen ſeines Jahrhunderts in ſich und bildete darnach ſeine poetiſchen und proſaiſchen Schriften, die man am Beſten mit einem reichen Juwelenſchmucke, der zum Theil vortrefflich, zum Theil ſchlecht gefaßt iſt, vergleichen kann. Übertreibung in Bildern und Sprache iſt in dem ſonſt einzigen und unübertrefflichen Liebesdichter Eſtevan Manuel de Villegas ſchon bemerkbar („Las Eroticas“, N. E. Madr. 1774. 2 Voll. 8.); und immer ſichtlicher wird der Ungeſchmack in den Werken der übrigens in einzelnen Partien vorzüglichen Dichter Juan de Jauregui, bekannt durch die mythologiſche Erzählung: „Orpheus“, Francesco de Borja y Ecquillache, unerſchöpflich an Sonetten, Epiſteln, Romanzen und Erzählungen, und des fruchtbaren Bernardino de Xebolledo. — Die ſchöne Proſa neigte ſich ſchon längſt zum Untergange, der bald durch eine Menge von faden Romanen und Novellen beſchleunigt wurde. Das beſte Erzeugniß in der erzählenden Gattung der Proſa iſt der bekannte Schelmenroman „Guzman de Alfarache“ von Mattheo Aleman. Neben ihm möchten nur noch die Novellen der Dichterin Doña Mariana de Caravajal y Saavedra Erwähnung verdienen. Die eigentlich hiſtoriſche Darſtellung gelang nur noch Juan de Mariana und Antonio de Solis. Der populär-philoſophiſche Schriftſteller L. Gracian iſt ſchon ganz in gongoriſtiſchem Schwulſte verſtrickt. — Vierte Periode. Von der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts bis auf die neueſte Zeit. Es verurſacht eine ebenſo unangenehme Empfindung, eine ſo herrliche Literatur, wie die ſpaniſche, allmählig abſterben zu ſehen, als das Hinwelken eines früher blühenden ſtarken Mannes zu beobachten. Mit dem Zuſammenſinken der politiſchen Macht Spaniens ſank auch die moraliſche Kraft ſeiner Bewohner. Das Nationalgefühl ſchwand, keineswegs aber der Nationalſtolz und doch fanden allmählig franzöſiſche Formen im Leben wie in der Literatur Eingang und verleiteten viele Kunſtrichter ſogar ſo weit, daß ſie gegen die poetiſchen Meiſterwerke ihrer Vorfahren tadelnd auftraten. Am leidlichſten gelang noch das Drama; Francisco Bancas Condamo's, Antonio de Zamora's und Joſeph de Cañizare's Leiſtungen ſind wenigſtens nicht durchaus verwerflich. Die lyriſchen Verſuche der Dichterin Juana Inez

de la Cruz und Engenio Gerardo Lobo's in Gongora's Manier ſind kaum der Erwähnung würdig. Eine Reformation oder vielmehr Deformation der ſpaniſchen Poeſie begann mit Ignacio de Luzan, welcher in ſeiner „Poetik" (1737) die Regeln der franzöſiſchen Kunſtrichter auf die einheimiſche Literatur anwandte und zuerſt in ſeinen Gedichten wahre Poeſie durch Eleganz zu erſetzen verſuchte. Die einmal bekanntgewordenen Theorien wurden vorzüglich durch Gregorio Mayans y Siscar, Blas Antonio Naſarre und Joſeph Velazquez unterſtützt nd verbreitet, aber von dem großen Publicum wenig oder gar nicht beachtet; denn die Trauerſpiele Aguſtin de Montiano y Luzando's nach franzöſiſchem Zuſchnitte wollte Niemand ſehen. Mit der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrh. fingen die ſpaniſchen Schriftſteller endlich wieder an ſich der unwürdigen Knechtſchaft, die ſie mit ihrem Publicum entzweit hatte, zu ſchämen und ſich eines Beſſern zu beſinnen. Der Ruhm, zuerſt gegen den franzöſiſchen Geſchmack, nach dem die ſpaniſche Poeſie unmöglich wieder belebt werden konnte, aufgetreten zu ſein, gebührt Vicente Garcia de la Huerta. Seine Gedichte und Trauerſpiele („Rahel" und „Agamemnon") ſchloſſen ſich wieder an die alten Formen an und wurden ſogleich, was auch die franzöſirenden Kunſtrichter dagegen einwenden mochten, mit ungemeſſenem Beifalle aufgenommen. Ihm folgte Tomas de Yriarte mit ſeinen literariſchen Fabeln (fabulas literarias), in welchen er franzöſiſche Eleganz mit altſpaniſcher Art und Weiſe zu vereinigen ſuchte, und mit ſeinem wohlaufgenommenen Lehrgedichte: „Die Muſik". Die lyriſche Poeſie gelangte wieder zu Anſehen durch den Odendichter Leon de Arroyal, Pedro Montengon und beſonders durch den gemüthlichen Juan Melendez Valdes, welcher den beſſeren ſpaniſchen Dichtern aus den früheren Perioden an die Seite geſtellt zu werden verdient. Der epiſche Verſuch von Juan de Escoiquiz („Mexico conquistada", 1798) iſt eben ſo wenig gelungen, als die älteren ſpaniſchen Epopöen. In der neueſten Zeit erhoben ſich der Tragiker Nicaſio Alvarez de Cienfuegos, der auch dem Auslande bekannt gewordene Luſtſpieldichter Leandro Fernandez Moratin und der in vielen Gattungen der Poeſie und der Proſa gleich glückliche Francisco Martinez de la Roſa weit über das Gewöhnliche und verſprechen eine beſſere Zukunft. (Vergl. L. J. Velasquez' „Origines de la Poesia Castellana", Malaga 1754. Deutſch mit werthvollen Anmerkungen von J. A. Dieze, Götting. 1769. 8.; F. Bouterwek's „Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften", Götting. 1804. Bd. III.; J. C. L. Sismonde de Sismondi's „Literatur des ſüdlichen Europas"; deutſch von L. Hain, Leipz. 1817. Bd. II. S. 1—536; Anaya's „Essay on spanish literature", Lond. 1818. 8. und O. L. B. Wolff's „Vorleſungen über die ſchöne Literatur Europas in der neueſten Zeit", Leipz. 1832. 8. S. 433—472.) — II. Wiſſenſchaften. Im Gebiete der Gelehrſamkeit blieb Spanien am längſten hinter ſüdlichen Ländern Europas zurück; von den in der literariſchen Cultur weiter vorangeſchrittenen Mauren wollte man nichts lernen, man wollte ſie nur als Feinde des Chriſtenthums und als Unterjocher des Landes bekämpfen. Ferdinand III. ſtiftete zwar im Jahre 1222 die Univerſität Salamanca, welche Alfons X., der ſelbſt zu ſeiner Zeit als der gelehrteſte Mann Spaniens galt, und der nicht minder gebildete Alfons XI. auf jede Weiſe zu heben ſuchten; zwar zeichneten ſich einige Männer, wie Arnold von Villa Nova, Raimundus Lullus, Roderico Ximenes und Juan Nuñez de Vilaſan in verſchiedenen Zweigen der Wiſſenſchaft aus, doch können nur die Hiſtoriker Roderico von Zamora („Historia Hispanica"), Peter Lobez de Ayala („Cronicas de los Reyes de Castilla, D. Pedro, D. Enrique II, D. Juan I, y del R. D. Enrique III", N. E. Madr. 1779—1780. 2 Voll. 4.) und Fernando de Pulgar („Cronica de los Reyes D. Fernando y Donna Isabel", Zaragoza,

1567. F. N. E. Pincia 1780. Fol.) Anſpruch auf dauernde Schätzung machen. Wir beginnen deßwegen unſere kurze Darſtellung erſt mit dem Ende des XV. Jahrhunderts und laſſen ſie nach den Jahrhunderten in drei Abtheilungen zerfallen. 1. XVI. Jahrh. Wollte man den Aufſchwung der Wiſſenſchaften in Spanien dem fördernden Einfluſſe der Regenten zuſchreiben, ſo würde man ſehr irre gehen. Der rechtgläubige Ferdinand ſuchte im Despotismus, ſein Miniſter Ximenes, der Stifter der Univerſität Alcala (1509), in ſtrenger Bigotterie ſeine Größe. Karl von Öſtreich erlaubte zwar die Stiftung der Univerſität zu Grenada (1517), Compoſtella (1532), Baeza (1538), Oſſuna (1548) und Osma (1550), aber für die Wiſſenſchaften ſelbſt that er nicht das Geringſte. Philipp II., Philipp III. und Philipp IV. ſchadeten ſogar durch die Strenge der Inquiſition der freien Geiſtesentwickelung und man kann keck behaupten, daß Spanien das Aufblühen der Literatur nur der Reife des Geiſtes ſeiner Bewohner und einem friſcherwachten innern Drange der Nation zu den Wiſſenſchaften, der keiner äußeren Aufmunterung zur Anſtrengung bedarf, verdankt. Der Wohlſtand ward durch die ungeheuren Reichthümer, die man aus den eroberten Ländern zog, allgemein und mitten unter dem Geräuſche der Waffen wurden die Künſte des Friedens gepflegt. Unter Karl V. war die ſpaniſche Sprache in Europa eben ſo verbreitet wie ſpäter die franzöſiſche; in allen Ländern traf man Spanier und faſt alle fremden Sprachen wurden in Spanien gelehrt und bearbeitet, ſogar die orientaliſchen und amerikaniſchen. Die Länder- und Völkerkunde wurde nach allen Seiten hin erweitert; die Vervollkommnung der Schifffahrtskunde geboten ſchon die häufigen Unternehmungen auf fernen Meeren; Pedro de Medina ſchrieb ſchon ein Werk über die Marine, das allgemein geſchätzt wurde; die Naturkunde wurde jetzt durch die neuen Entdeckungen jenſeits des Weltmeeres häufig der Gegenſtand des Studium und die Namen Gonzala de Oviedo, Francisco Hernandez, Pedro Acoſta und Marcuello ſind jetzt noch für den Kenner dieſes Theils der Gelehrſamkeit kein leerer Klang. Durch die Verbindung mit Italien ward die altclaſſiſche Literatur in Spanien bekannter und fand an Luis Vives, Juan Moles Margerith, Pedro de Lhecon, Diego de Covarruvias und Martin Azpilueta eifrige Anhänger, Bearbeiter und Verbreiter. Auch die orientaliſchen Sprachen wurden mit Eifer getrieben; Nebrija, Fernando Nunez und Alfonſo von Alcala beſorgten unter der Leitung des Cardinals Ximenes die ſogenannte complutenſiſche Polyglotte (1517); Arias de Montano gab allein die antwerpner heraus. — Die Jurisprudenz und die Medicin mit ihren Hülfswiſſenſchaften wurden durch tüchtige Männer weiter gefördert; die ſpaniſchen Rechtsgelehrten Antonio Auguſtin, Anton Gomez, Diego Gomez, Suarez, Vasquez, Diego Covarruvias und Anton Covarruvias waren im Auslande eben ſo bekannt und berühmt, als die Ärzte Francisco Vales, Hernandez und Herrera, welche von den Arabern zu Galen zurückkehrten. — In der Mathematik zeichneten ſich Pedro Ciruelo, Jeronimo Muñoz und Rodrigo Dosma Delgado, in der Aſtronomie Alfonſo de Cordova und Rojas aus, wenn ſie ſich auch mit den großen Mathematikern und Aſtronomen der Nachbarländer nicht meſſen konnten. — Die Hiſtoriographie konnte weniger gedeihen, da despotiſche Politik und die Inquiſition dem Urtheile harte Feſſeln anlegten. Dagegen verdienen der trefflichen Darſtellung und der gediegenen Sprache wegen Ambroſio Morales („Allgemeine Chronik von Spanien"), Diego de Mendoza („Geſchichte des Kriegs gegen die Morisken in Granada"), Mariana („Geſchichte von Spanien"), Antonio de Herrera („Geſchichte der Entdeckung und Eroberung Weſtindiens") und Antonio de Solis („Geſchichte der Eroberung von Mexico") aus der großen Zahl gewöhnlicher Chroniſten hervorgehoben zu werden.

2. XVII. Jahrh. In dieſem Jahrhundert nahm die ſpaniſche Allmacht durch innere und äußere Kriege immer mehr ab, bis ſie zuletzt unter dem ſchwachen Karl II. mit völliger Ohnmacht endigte. Die moraliſche Kraft der Nation verwandelte ſich in Lethargie und nur wenige Talente erhoben ſich aus der Tiefe der allgemein gewordenen literariſchen Barbarei. Unheilbringend war überdieß der lächerliche ſpaniſche Stolz, welcher mit Verachtung auf die immer trefflicher werdenden Leiſtungen der Nachbarländer herabſah und der Inquiſition, die alles Fremde ſchon deßwegen, weil es freier gedacht und geſagt war, als es ihr gut dünkte, ferne hielt, dadurch getreulich in die Hände arbeitete. — Die Sprachkunde nahm am Schnellſten ab; nur wenige ſchrieben ein barbariſches Latein, das Griechiſche wurde ſo wenig verſtanden, daß man ſogar die griechiſchen Stellen in den gedruckten Büchern wegließ, weil ſie doch Niemand leſen konnte. Die Philoſophie beſtand in trockner, ſcholaſtiſcher Terminologie, mit Aberglauben und Frömmelei verbrämt; die zahlreichen theologiſchen Schriften aus dieſer Periode ſind grelle Satyren auf den geſunden Menſchenverſtand. Unter Mathematik begriff man bald nichts mehr als Arithmetik; die gemeinſten Sätze der Geometrie waren unbekannt. Die Kraft der Reliquien wurde höher geachtet als der Beiſtand der Medicin und Chirurgie, an deren wiſſenſchaftliche Behandlung übrigens die Ärzte, die von der gröbſten Empirie ausgingen, gar nicht dachten. Überhaupt liefert die ſpaniſche Literatur dieſes Zeitraums ſo wenig Neues, daß wir keinen einzigen Schriftſteller, der in irgend einem Theile der Wiſſenſchaft Epoche gemacht hätte, namhaft zu machen wiſſen. 3. XVIII. und XIX. Jahrh. Wie unter den letzten Königen aus dem Hauſe Öſtreich aller Wohlſtand und alle Kraft der Nation, ſo wie alle Gelehrſamkeit, Wiſſenſchaft und Kunſt verſchwunden waren, ſo erlangten ſie unter den Herrſchern aus dem Hauſe Bourbon allmählig wieder mehr Ermunterung und Unterſtützung. Gewerbe, Künſte und Handel erhielten unter Philipp V. (1700—1746) neuen Schwung; Ferdinand VI. (1746—1759) ſuchte die politiſche Macht des Landes wieder zu heben und Karl III. (1759—1788) förderte Alles, was Literatur und Kunſt betraf, mit leidenſchaftlichem Ernſte. Durch die franzöſiſche Revolution und die Herrſchaft der Franzoſen in Spanien kamen viele neue, früher nicht geduldete Ideen in Umlauf und begünſtigten die Fortſchritte der Gelehrſamkeit. Leider verkünden die Ereigniſſe der neueſten Zeit in vielfacher Beziehung vielfache Rückſchritte, und ſo lange der Bürgerkrieg wüthet, wird für die literariſche Cultur wenig oder gar nichts zu hoffen ſein. — Um der tiefgeſunkenen und verdorbenen ſpaniſchen Sprache ihre alte Würde wieder zu verſchaffen, ſtiftete Philipp V. 1714 die ſpaniſche Akademie (la Real Academia Española), welche aber, obſchon ſie ein Wörterbuch ausarbeitete und grammatiſche Regeln feſtſtellte, ihren Zweck nicht erreichte, weil ſie die franzöſiſche Akademie zum Muſter nahm, den Regeln der franzöſiſchen Kunſtrichter folgte und auf die herrlichen Leiſtungen der früheren ſpaniſchen Dichter mit Verachtung herabſah. Erſt zu Ende des vorigen Jahrhunderts ſah man den begangenen Fehler ein und lernte die originelle Schönheit der altſpaniſchen Schriftſteller nach Gebühr ſchätzen. — Die Cultur der Wiſſenſchaften begann erſt wieder unter der Regierung Ferdinand's VI., welcher fremde Gelehrte nach Spanien rief, um einheimiſche Talente zu wecken und auszubilden. Die Philologie machte bald anerkennungswerthe Fortſchritte; viele Schätze der ſpaniſchen Bibliotheken wurden ans Licht gezogen und benutzt. Juan Yriarte beſchrieb mit Meiſterhand die griechiſchen Handſchriften des Escurial; Miguel Caſiri war ausgezeichnet in der arabiſchen Sprache und Paläographie, Franz Perez Bayer in den hebräiſchen und phöniziſchen Alterthümern; P. Andreas Marino arbeitete nicht ohne Glück in der allgemeinen Sprachkunde. — Das Geſchichtsſtudium ward durch eine gut organiſirte Geſellſchaft (la Real Academia da la Historia) gefördert. Die alten

Chroniſten und Hiſtoriker wurden neu herausgegeben und kritiſch erläutert und treffliche Materialien zur Geſchichte und Statiſtik von Spanien mit großem Fleiße geſammelt und geordnet. — Die Nothwendigkeit der mathematiſchen Wiſſenſchaften wurden wieder immer mehr eingeſehen und wenn auch Spanien in dieſem Fache der Gelehrſamkeit bis jetzt den Nachbarländern nicht gleichgekommen iſt, ſo ſind doch die Mathematiker Antonio Roſell und Francisco Subiras und die Aſtronomen Joſeph de Mazarredo, Vicente Doz, Medina und Antonio Ulloa mit Auszeichnung zu nennen. — Der Philoſophie wurde durch die Vertreibung der Jeſuiten und durch die Niederhaltung des Inquiſitionsgerichts ein freierer Spielraum vergönnt; die Wolfiſche Philoſophie fand ſogar Eingang in Spanien und, was noch unglaublicher erſcheint, die Theorien der franzöſiſchen Encyclopädiſten wurden ungehindert gelehrt. Um die Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe haben ſich beſonders der Graf Campomanes, P. Feyjor, Jlas und Joſeph Clavijo y Faxardo verdient gemacht. In neuerer Zeit ſind jedoch bedeutende Rückſchritte in der philoſophiſchen Bildung bemerklich geworden. — Mit beſonderer Vorliebe ergriffen die Spanier die Naturwiſſenſchaften und ließen ſich ihre Anwendung auf Künſte und Gewerbe vorzüglich angelegen ſein. Joſeph Torrubia und Pedro Gomez de Bedoya y Paredes bearbeiteten die Naturgeſchichte von Spanien, Antonio Ulloa und Molina die Naturgeſchichte Amerikas; treffliche ſpaniſche Floren lieferten Joſeph Quer, Miguel Bernades, Caſimir Ortega und Antonio Palau. — Die Medicin und Chirurgie haben an den Vorurtheilen und dem Aberglauben des Volkes faſt unüberſteigliche Hinderniſſe gefunden, doch werden ſie jetzt in gut eingerichteten Anſtalten gelehrt und ſcheinen ſiegreich aus dem Kampfe mit der Dummheit und Indolenz hervorzugehen. — Die Jurisprudenz beſchränkt ſich immer noch auf ſteife Auslegung der alten Rechtsquellen und die Theologie liegt noch gänzlich im Argen. Freiere Forſchung hat ſich hierin bis jetzt als unmöglich gezeigt und kein Schriftſteller, dem ſeine Ruhe und ſein Leben lieb ſind, rüttelt gern an dem alten ſcholaſtiſchen Gebäude. So viel alſo in dem vorigen Jahrhundert in Spanien für die Förderung der wiſſenſchaftlichen Cultur geſchehen iſt, ſo ſteht es doch noch ſehr weit hinter den übrigen europäiſchen Ländern zurück, was großentheils in der ſchlechten, den Anforderungen der neuern Zeit durchaus nicht entſprechenden Einrichtung der Schulen und der Univerſitäten, ſo wie in der großen Schwierigkeit des literariſchen Verkehrs begründet ſein mag. (Vergl. J. G. Eichhorn's „Geſchichte der Literatur", Götting. 1807. Bd. II. S. 755—798.) 67.

Spaniſche Münzen, Maße und Gewichte. I. **Münzen.** Die wirklichen ſpaniſchen Münzſorten beſtehen in moneda de oro (Goldmünze), moneda de plata (Silbermünze) und moneda de vellon (Kupfermünze). Zu den hauptſächlichſten Münzſorten gehören die monedas de vellon, de plata antigua (alte Silbermünzen), de plata nueva (neue Silbermünzen) oder provincial und de plata de mexicana. Buch und Rechnung werden ſowohl in moneda de plata, als in moneda de vellon nach folgendem Verhältniſſe geführt: 1 Real de plata = $1\frac{5}{7}$ Reales de vellon = 16 Quartos = 32 Ochavos = 34 Maravedis de plata = 64 Maravedis de vellon = 640 Dineros. Von einer andern ſehr gebräuchlichen Rechnungsmünze Libra (Pfund) gibt es fünf verſchiedene Arten, die ſämmtlich in 20 Sueldos à 12 Dineros eingetheilt werden. Spanien rechnet nach 8 verſchiedenen Münzwährungen, nämlich: A. der aragoniſchen: 1 Libra jaquesa = 6400 Dineros = 1 Thlr. 6 Gr. 11,62 Pf.; 1 Real de plata antigua = 640 Dineros = 3 Gr. 1,16 Pf. B. Der canariſchen: 1 Peso corriente = 5120 Dineros = 1 Thlr. — Gr. 9,30 Pf.; 1 Real corriente = 512 Dineros = 2 Gr. 5,73 Pf.; 1 Real de vellon = 340 Dineros = 1 Gr. 7,74 Pf. C. Der caſtilianiſchen: 1 Real de vellon = 340 Dineros = 1 Gr. 7,74 Pf.;

1 Real de plata antigua = 640 Dineros = 3 Gr. 1,16 Pf.; 1 Real de plata nueva = 680 Dineros = 3 Gr. 3,48 Pf.; 1 Real de plata doble = $637\frac{1}{2}$ Dineros = 3 Gr. 1,02 Pf.; 1 Real de plata corriente = 612 Dineros = 2 Gr. 11,54 Pf.; 1 Real de Plata = 512 Dineros = 2 Gr. 5,73 Pf.; 1 Doblon de plata nueva = 20400 Dineros = 4 Thlr. 2 Gr. 8,54 Pf.; 1 Doblon de oro = 4850 Dineros = 23 Gr. 5,62 Pf.; 1 Ducado de oro = 15555 Dineros = 3 Thlr. 3 Gr. 3,21 Pf.; 1 Ducado zur Fracht = 7680 Dineros = 1 Thlr. 13 Gr. 1,95 Pf.; 1 Ducado de plata = 7040 Dineros = 1 Thlr. 10 Gr. 0,78 Pf.; 1 Ducado de plata doble = $7031\frac{1}{4}$ Dineros = 1 Thlr. 10 Gr. 0,28 Pf.; 1 Ducado de plata nueva = 5610 Dineros = 1 Thlr. 3 Gr. 1,75 Pf.; 1 Ducado del rey = 3750 Dineros = 18 Gr. 1,75 Pf.; 1 Ducado de vellon = 3740 Dineros = 18 Gr. 1,17 Pf.; 1 Escudo de oro von 40 Reales de vellon = 13600 Dineros = 2 Thlr. 17 Gr. 9,69 Pf.; 1 Escudo al sol = 10880 Dineros = 2 Thlr. 4 Gr. 7,76 Pf.; 1 Escudo de vellon = 3400 Dineros = 16 Gr. 5,42 Pf.; 1 Peso de plata nueva = 5100 Dineros = 1 Thlr. — Gr. 8,14 Pf. D. Der cataloniſchen: 1 Libra = $3657\frac{1}{7}$ Dineros = 17 Gr. 8,35 Pf.; 1 Real de plata = $548\frac{4}{7}$ Dineros = 2 Gr. 7,85 Pf.; 1 Real de Ardites = $365\frac{5}{7}$ Dineros = 1 Gr. 9,23 Pf. E. Der mexicaniſchen: 1 Peso de plata = 6800 Dineros = 1 Thlr. 8 Gr. 10,85 Pf.; 1 Real de plata = 850 Dineros = 4 Gr. 1,36 Pf. F. Der mallorcaniſchen: 1 Peso = 5120 Dineros = 1 Thlr. — Gr. 9 30 Pf.; 1 Libra = $4533\frac{1}{3}$ Dineros = 21 Gr. 11,23 Pf.; 1 Real = $453\frac{1}{3}$ Dineros = 2 Gr. 2,32 Pf. G. Der navarriſchen: 1 Libra = $1066\frac{2}{3}$ Dineros = 5 Gr. 1,94 Pf.; 1 Real = 640 Dineros = 3 Gr. 1,16 Pf.; 1 Ducado = $6968\frac{8}{9}$ Dineros = 1 Thlr. 9 Gr. 8,61 Pf. H. Der valenciſchen: 1 Libra = 5120 Dineros = 1 Thlr. — Gr. 9,30 Pf.; 1 Real de plata antigua = 640 Dineros = 3 Gr. 1,16 Pf.; 1 Real de plata nueva = 512 Dineros = 2 Gr. 5,72 Pf.; 1 Real de plata valencia = 384 Dineros = 1 Gr. 10,30 Pf.; 1 Ducado de Alicante = 5632 Dineros = 1 Thlr. 3 Gr. 3,03 Pf. Conv. Wirklich geprägte Münzen: 1) in Gold: 1 Doblon de a ocho = 16 Piaster = 8 Escudo de oro = 320 Reales de vellon = 21 Thlr. 22 Gr. 5,56 Pf.; 1 Doblon de a quarto = 8 Piaster = 4 Escudo de oro = 160 Reales de vellon = 10 Thlr. 23 Gr. 2,78 Pf.; 1 Doblon de oro = 4 Piaster = 2 Escudo de oro = 80 Reales de vellon = 5 Thlr. 11 Gr. 7,39 Pf.; 1 Medico-Doblon de oro = 2 Piaster = 1 Escudo de oro = 40 Reales de vellon = 2 Thlr. 17 Gr. 9,69 Pf.; 1 Escudo ilo de oro = 1 Piaster = $\frac{1}{2}$ Escudo de oro = 20 Reales de vellon = 1 Thlr. 8 Gr. 10,85 Pf. 2) In Silber: 1 Pero duro, fuerte, gordo, Pero de a ocho, Escudo de plato, ſpan. Thaler = 8 mexic. Reales = 20 Reales de vellon = 1 Thlr. 8 Gr. 10,85 Pf.; 1 Escudo de vellon = 4 mexic. Reales = 10 Reales de vellon = 16 Gr. 5,42 Pf.; 1 Peseta = 2 mexic. Reales = 5 Reales de vellon = 8 Gr. 2,71 Pf.; 1 Real de plata mexicana = 1 mexic. Reales = $2\frac{1}{2}$ Reales de Vellon = 4 Gr. 1,36 Pf.; 1 Realito columnaria = $\frac{1}{2}$ mexic. Real = $1\frac{1}{4}$ Reales de vellon = 2 Gr. 0,68 Pf.; 1 Peseta provincial = 4 Reales de vellon = 6 Gr. 6,97 Pf.; 1 Real de plata provincial = 2 Reales de vellon = 3 Gr. 3,48 Pf.; 1 Real de vellon = 1 Gr. 7,74 Pf. 3) In Kupfer: 1 Dos quartos = 8 Maravedis de vellon = 4,64 Pf.; 1 Quartos = 4 Maravedis de vellon = 2,32 Pf.; 1 Ochavos = 2 Maravedis de vellon = 1,16 Pf.; 1 Maravedis de vellon = 0,58 Pf. Conv. II. Längenmaß. 1 Pie = $1\frac{1}{3}$ Palmo oder Quarto = 12 Pulgadas (Zoll) = 16 Dedos (Finger) = 144 Lineas (Linien) = 125,29 par. Linien; 1 Vara (Elle) = 3 Pies 1 Prazza, Estado toesa (Klafter) = 2 Varas; 1 Legua (Meile) = 3 Millas = 15000 Pies = 13051 par. Fuß. III. Flächenmaß. 1 □ Fuß

= 109 par. □Zoll; 1 □Braza = 36 □Fuß; 1 Fanegada = 24000 und 1 Aranzada = 48400 □Fuß. IV. Cubikmaß. 1 Cubik-Vara = 27 Cubikfuß à 1138 par. Cubikzoll. V. Getreidemaß. 1 Fanega = $4322\frac{3}{4}$ ſpan. Cubikzoll = 2848 par. Cubikzoll = 12 Celemines à 4 Quartillas. VI. Flüſſigkeitsmaß. 1 Arroba = 8 Azumbres = 32 Quartillos = $1237\frac{1}{3}$ ſpan. Cubikzoll = 815 par. Cubikzoll. VII. Gewicht. a) Handelsgewicht. 1 Quintal macho = 6 Arrobas = 150 Libras; 1 Quintal = 4 Arrobas = 100 Libras à 2 Marcos = 9574 holl. Aß. b) Gold- und Silbergewicht. 1 Marc = 8 Onzas = 64 Ochavos = 128 Adarmes = 384 Tomines = 4608 Granos = 4787 holl. Aß. c) Juwelen- und Perlengewicht. 1 Onza = 140 Quilates (Karat) à 4 Granos = 4,274 holl. Aß. d) Apotheker- und Medicinalgewicht. 1 Marco = 8 Onzas = 64 Dracmes = 192 Escrupulos = 384 Obolos = 1152 Caractéres = 4608 Granos. 26.

Spaniſche (oder frieſiſche) Reiter (chevaux de Frise) dienen bei Verſchanzungen als Annäherungshinderniß und beſtehen aus einem 6 Zoll dicken und 5—8 Fuß langen Balken, an dem in geringen Zwiſchenräumen 5 Fuß lange und $1\frac{1}{2}$ Zoll dicke zugeſpitzte Latten (Federn) angebracht ſind. Sie werden meiſt an die Eingänge der Verſchanzungen geſtellt. 30.

Spaniſcher Erbfolgekrieg, ſ. Erbfolgekriege.

Spaniſche Sprache. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die ſpaniſche Sprache ſich in den drei Jahrhunderten, während welcher die Weſtgothen in Spanien herrſchten, gebildet habe; denn ſie iſt unverkennbar das Reſultat der Vermiſchung des Deutſchen mit dem nach germaniſcher Weiſe zuſammengezogenen und verkürzten Lateiniſchen. Später haben ſich auch viele arabiſche Wörter eingeſchlichen, die mitten in einer romaniſchen Sprache ein ganz ſonderbares Anſehen haben und ſtets einen ganz fremden Charakter behielten. Dieſe Beimiſchlinge mußten ohne Zweifel auf die Ausſprache einwirken; aber den Genius der Sprache konnten ſie nicht verändern. So wie die Italiener die zu ſtarke Ausſprache der Römer milderten, ſo machten ſie die Spanier noch rauher; ſie behielten faſt alle rauhen Sylben bei und vervielfältigten noch die Aſpirationen auf x, j, g, h und f. Die Infinitive der Zeitwörter und die Plurale der Subſtantive gehen in Conſonanten aus und die Sprache ertönt von Sylben auf ar, er, os und as. Der ſchon ziemlich ſtarke Laut f im Lateiniſchen verwandelt ſich im Spaniſchen in den noch ſtärkern Laut h (z. B. lat. fabulari, ſpan. hablar, ſprechen), an die Stelle des mouillirten l tritt das ſtark aſpirirte j (z. B. lat. filius, ſpan. hijo, Sohn), pl wird beſtändig durch das mouillirte ll erſetzt (z. B. lat. planus, plenus, ſpan. llano, lleno, eben, voll) und für ct wird immer ch genommen (z. B. lat. factus, dictus, ſpan. hecho, dicho, gemacht, geſagt). Das Spaniſche, ſagt Simonde Sismondi, iſt vollklingender, betonter und aſpirirter als das Italieniſche; es hat etwas Würdigeres, Feſteres, Gewichtigeres; doch hat auf der andern Seite dieſe von Philoſophen und Rednern noch weniger als die italieniſche behandelte Sprache weniger Geſchmeidigkeit und Beſtimmtheit erlangt; in ihrer Größe iſt ſie nicht immer deutlich und ihre Pracht iſt nicht frei von Schwulſt. Ungeachtet dieſer Verſchiedenheit können beide Sprachen ſich noch als Schweſtern erkennen und der Übergang von der einen zur andern iſt leicht. Ehe der caſtilianiſche Dialekt in ganz Spanien der herrſchende wurde, beſtanden mehrere Dialekte neben einander; der limoſiniſche, der caſtiliſche und der galiciſche. Der limoſiniſche oder eigentlich provençaliſche Dialekt (in welchem die Troubadours für Franzoſen, Italiener und Spanier ſangen) war die Landesſprache in Aragonien, Catalonien, Valencia und Murcia. Ein Wörterbuch dieſes Dialekts lieferte Eſteve y Belvitges (Barcelona 1803. 2 Bde. Fol.). Der galiciſche Dialekt (lingoa gallega), aus welchem ſpäter das Portugieſiſche entſtand, war längs den Küſten des atlan-

tiſchen Meeres einheimiſch und näherte ſich dem caſtiliſchen (lengua castellana), welcher im Norden und in der Mitte der pyrenäiſchen Halbinſel geſprochen wurde, weit mehr als der limoſiniſche. Die baskiſche Sprache, welche den alten Cantabriern eigen war und als Urſprache der Hispanier gelten kann, wird jetzt noch längs den Pyrenäen und in der Provinz Biscaya geſprochen, iſt von der ſpaniſchen Sprache völlig verſchieden und hat ſich weder je mit dieſer vermiſcht, noch irgend einen Einfluß auf ihre Literatur geäußert. Ein Wörterbuch der baskiſchen Sprache beſitzen wir von M. de Larramendi (St. Sebaſtian 1745. 2 Bde. Fol.). Die helltönende und wohllautende caſtiliſche Sprache wurde erſt im XVI. Jahrh. mit der Übermacht der Caſtilier über die anderen ſpaniſchen Stämme allgemein. Sie trug aber um dieſe Zeit ſchnell den vollkommenſten Sieg über ihre Nebenbuhlerinnen davon und erhob ſich zur herrſchenden im Geſchäftsleben und in der Literatur. Die ſpaniſche Sprache iſt vielfach bearbeitet. Brauchbare Grammatiken beſitzen wir von Fr. Sobrino (Brüſſel 1717. 8. und öfter), Ant. Bordazar de Artazu (Valencia 1730. 8.), Joſ. Saez de Tegeda (Madr. 1731. 8.), von der ſpaniſchen Akademie (N. E. Madr. 1771. 8. Franzöſiſch von F. T. A. Chalumeau de Verneuil, „Grammaire espagnole de l'acad. Esp.“, Par. 1821. 8.), von F. G. Barth (Erf. 1778. 8. und öfter), J. D. Wagener (Leipz. 1795. N. A. 1807. 8.), J. F. Sandvos (Berl. 1804. 3.), J. G. Keil (Gotha 1817. 8.) und Fromm (Dresd. 1826. 8.). Wörterbücher lieferten de la Volleſta (Salamanca 1587. 4.), Seb. de Cobarruvias Orozco (Madr. 1611. Fol.), F. Sobrino (Brüſſel 1704. 4. und öfter; neue Auflage von Fr. Cormon, Antw. 1776. 3 Bde. 4. im Auszuge, Lyon 1800. 2 Bde. 8.), die ſpaniſche Akademie (Madr. 1726. 6 Bde. Fol.), G. de Ferreras y Pando und Miguel de Manuel (Ebend. 1786. 4 Bde. Fol.), C. A. Schmid (Leipz. 1795. 2 Bde. 8.), J. D. Wagener (Hamb. 1808. 4 Bde. 8.), Nunez de Tabrada (Par. 1821. 2 Bde. 8.) und Seckendorff (Hamb. 1823. 3 Bde. 8.). 67.

Spaniſches Rohr, ſ. Rohr.

Spannung, lat. tensio; franz. tension; engl. stretching, tension, iſt der Zuſtand eines Körpers, wenn ſeine Theilchen durch eine äußere Kraft ſo von einander entfernt werden, daß die Cohäſionskraft aufs Höchſte in Anſpruch genommen wird, und kann nur bei elaſtiſchen Körpern ſtattfinden (ſ. Dehnbarkeit und Elaſticität); auch heißt ſo in der Baukunſt die Weite eines Bogens oder Gewölbes. In geiſtiger Hinſicht iſt es die angeſtrengte Richtung des Geiſtes nach Etwas hin (lat. attentio; fr. attente; engl. attention), beſonders in irgend einer Erwartung, weil hier der Geiſt ſich gleichſam nach dem Gegenſtande hinzudehnen ſcheint. 9.

Spargel, lat. asparagus; franz. asperge; engl. sperage, nennt man eine in Europa, Afrika, Oſtindien ꝛc. einheimiſche Pflanzengattung, die zu Linné's hexandria monogynia gehört. Die nutzbarſte Art davon iſt der bei uns einheimiſche gemeine S. (asparagus officinalis), deſſen Wurzel ehedem als kräftiges harntreibendes Mittel gerühmt worden, aber jetzt nicht mehr gebräuchlich iſt, da ſie durch andere Mittel in dieſer Beziehung bei Weitem übertroffen wird. Vorzüglich geſchätzt und deßhalb häufig und überall angebaut wird der S. wegen der jungen Stengeltriebe, die man im Frühjahre abſchneidet und als Speiſe genießt. 21.

Sparcaſſen. Es hat ſich ausgewieſen, daß ein hauptſächlicher Grund der immer mehr um ſich greifenden Verarmung der niederen Stände, beſonders der arbeitenden Claſſen, darin liegt, daß die letzteren, während die Capitaliſten ihr Vermögen durch Ausführung mannigfaltiger Speculationen häufen, immer auf derſelben Stelle bleiben und daher mittelbar gegen jene zurückkommen müſſen. Dieſem Übel abzuhelfen, hat man an verſchiedenen Orten (zuerſt 1786 zu Oldenburg) gewiſſe, meiſtens vom Staate oder von größeren Communen garantirte Caſſen angelegt, worin auch der Unbemittelte geringere Summen von wenigen Thalern

gegen geringe Zinſen einlegen und dadurch nicht allein ein kleines Capital aufſparen, ſondern auch ſolches durch Anwuchs der Zinſen vermehren, dadurch aber an dem allgemeinen Beſtreben nach Erhöhung des Wohlſtandes einen verhältnißmäßigen Antheil erhalten kann. Zur Erleichterung verſtattet man für die Kündigung eine ganz kurze Friſt (oft von blos 8 Tagen) und ſtellt die in Form von Intereſſenbüchern (Sparcaſſenbüchern) ausgegebenen Schuldbekenntniſſe unter fortlaufenden Nummern auf den Inhaber. Zur Deckung der Verwaltungskoſten werden mehrentheils gewiſſe Leihbanken, welche die Sparcaſſengelder gegen einen erhöhten Zinsfuß wiederum anlegen, damit verbunden. 24.

Sparta, ſ. Lakonika.

Spartacus, ſ. Sklavenkrieg.

Spartianus (Älius) iſt der Erſte der Sex scriptores historiae Augustae; über ſein Leben und Wirken wiſſen wir jedoch nichts Zuverläſſiges. Obgleich dieſe ganze Sammlung dieſer Lebensbeſchreibungen in verwahrloſter Darſtellung, barbariſcher Sprache und mit gänzlicher Unkunde der Forderungen der Biographie und Hiſtoriographie geſchrieben iſt, ſo behauptet ſie doch hohen hiſtoriſchen Werth, da ſie die einzige Quelle über dieſe Kaiſerzeit iſt. S. gehören von dieſer Sammlung die Biographien des Adrian, Älius Verus, Didius Julianus, Septimius Severus, Pescennius Niger, Caracalla und Geta. Indeß iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß S. eine und dieſelbe Perſon mit Älius Lampridius Spartianus iſt, der ebenfalls zu dieſen Biographen gerechnet und Freund oder Freigelaſſener des Kaiſers Diocletian genannt wird und welchem die „Vitae Commodi, Diadumeni, Heliogabali, Alexandri Severi“ beigelegt werden. Abgedruckt ſind dieſe Biographien in den Sammlungen aller 6 Biographen, von denen die ed. princ. Mediol. 1475. Fol. erſchien; dann von Sylburg (Frankf. 1585. Fol.); J. Gruter (Hanov. 1611); Iſ. Caſaubonus (Paris 1603. 4.); Cl. Salmaſius (Lugd. Bat. 1670. II. 8.). Die letzte Ausgabe iſt von J. Pet. Schmidt cum praef. J. L. E. Püttmanni et glossar. (Lips. 1774. 8.) und die „Bipontina“ (1787. 2 Voll. 8.). Außerdem vergl. Heyne, „Censura VI script. histor. Aug.“ (in Opuscul. VI. pag. 32) und Moller, „De Spartiano“ (Altorf. 1687. 4.). 20.

Spath, lat. spatum; franz. spathe; engl. spath, spar, bezeichnet in der Mineralogie ſehr verſchiedenartige, mehr oder weniger durchſichtige, meiſt kryſtalliſirte Körper von blättrigem Gefüge, welche theils Demant- oder Fettglanz, theils Glas- oder Perlenmutterglanz beſitzen, in dünnen Blättchen nie biegſam ſind und aus Verbindungen von Säuren mit Alkalien, Erden oder Metalloxyden beſtehen. Ihre Härte iſt = 2,5 — 6,5, ihr ſpecifiſches Gewicht von 2,5 — 8,1. Sie zerfallen in folgende Geſchlechter: 1) Schillerſpath mit 4 Unterarten, von metalliſchem Perlenmutterglanze, unebenem und ſplitterigem Bruche und meiſt dunkler Farbe; 2) Diſthenſpath von glasartigem Perlenmutterglanze, unebenem Bruche und weißlicher Farbe; 3) Triphanſpath in 2 Unterarten, von unebenem Bruche, Perlenmutterglanze und grünlichgrauer Farbe; 4) Diſtomſpath von unebenem, unvollkommen muſcheligem Bruche, glasartigem Glanze und weißlichgrüner Farbe; 3) Kuphonſpath in 11 Unterarten, von unebenem, meiſt muſcheligem Bruche, glasartigem Glanze und weißer, ins Gelbe, Graue, Röthliche, Braune ꝛc. ſpielender Farbe; 6) Petalinſpath von unebenem, muſcheligem und ſplitterigem Bruche, glas- und perlenmutterartigem Glanze und weißer ins Rothe und Grüne ſpielender Farbe; 7) Feldſpath in 3 Unterarten, von unebenem, muſcheligem Bruche, glas- und perlenmutterartigem Glanze und weißer ins Braune, Grüne und Rothe ſpielender Farbe; 8) Augitſpath in 4 Unterarten, von unebenem und muſcheligem Bruche, glasartigem in Perlenmutter- und Fettglanz ſpielendem Glanze und grüner Grundfarbe; 9) Laſurſpath in 3 Unterarten, von unebenem,

in dem allgemeinen Liederbuche finden, ſind oft von unnachahmlicher Zartheit und Lieblichkeit, bieten aber auch häufig Gelegenheit zu poeſieloſer Künſtelei. An das Liederbuch ſchließt ſich das allgemeine Romanzenbuch („Romancero general", Madr. 1604 — 1605. 2 Voll. 4., 1614. 2 Voll. 4.) an und enthält einen noch reichern Schatz von Poeſie als dieſes; da aber die einzelnen Stücke ohne alle Ordnung zuſammengerafft ſind, ſo läßt ſich die Zeit ihrer Entſtehung, die für die Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie höchſt wichtig wäre, nicht ausmitteln. — In dieſe Periode fallen auch ſchon die erſten Spuren des ſpaniſchen Dramas, wenn man die dialogiſirten Schäferſpiele von Rodrigo de Cota und Juan de la Enzina und den dramatiſchen Roman: „Calliſtus und Meliböa" in 21 Acten, welchen Rodrigo de Cota begann und Fernando de Roxas beendigte, als die Anfänge des wahren Dramas betrachten will. — Die Ausbildung der ſpaniſchen Proſa in dieſem Zeitraume iſt ſehr bemerkenswerth; ſind auch die Chroniken von Perez de Guzman, Pedro Lopez de Ayala und Anderen noch altväteriſch ſteif und unbeholfen, ſo zeigen doch die Geſchichte des Grafen Pedro Niño von Buelna („Cronica de Don Pedro Niño Conde de Buelna", Madr. 1782. 4.) von Gutierre Diez de Games, die Geſchichte des Grafen Alvaro de Luna („Cronica de Don Alvaro de Luna", Madr. 1784. 4.) von einem Ungenannten und die Biographien berühmter Männer („Los claros varones") von Fernando del Pulgar eine für jene Zeit ſeltene rhetoriſche Vollkommenheit. Zweite Periode. Vom Beginne des XVI. Jahrhunderts bis auf Cervantes und Lope de Vega. Einen neuen Schwung bekam die ſpaniſche Poeſie durch die Verbindung mit Italien, welche ſeit der Eroberung Neapels durch den großen Feldherrn Gonſalvo Fernandez de Cordova (1504) faſt ein ganzes Jahrhundert hindurch einen ſehr bemerkbaren Einfluß äußerte. Die poetiſche Cultur Spaniens war in ſtetem Fortſchreiten begriffen, ſo ſehr auch Deſpotie und Inquiſition jeder Äußerung des wiſſenſchaftlichen Geiſtes unüberſteigbare Schranken ſetzte. Die Dichter gingen in ihrer angeborenen ſtrengen Rechtgläubigkeit gleichgültig neben dem in den Nachbarländern weit mehr als in Spanien ſelbſt gefürchteten Glaubensgerichte hin und waren von den weltlichen und geiſtlichen Machthabern eben ſo wenig verfolgt als unterſtützt. Ein wichtiges Ereigniß wurde die völlige Vereinigung der aragoniſchen und caſtilianiſchen Provinzen durch Karl von Öſtreich für die Poeſie dadurch, daß ſich die caſtilianiſche Sprache zur Geſchäfts- und Büchersprache erhob. Der erſte Dichter, welcher ſich nach italieniſchen und altclaſſiſchen Muſtern bildete, war Juan Boscàn Almogavèr; er ſoll dieſen Entſchluß dem venetianiſchen Geſandten, Andrea Navagero, zu verdanken gehabt haben. Seine Jugendverſuche gleichen noch völlig den altſpaniſchen Liedern und Romanzen; der italieniſche Geiſt offenbart ſich zuerſt in ſeinen Sonetten im petrarchiſchen Style. An zarter Melodie der Sprache des Gefühls erreichte weder Boscan noch einer ſeiner Nachfolger ſein großes Vorbild; die Farben ſind, wie es der ſpaniſche Charakter erheiſchte, ſtärker aufgetragen und durch jeden Vers ſtürmt leidenſchaftliche Heftigkeit; doch iſt der Ton der glühenden Schwärmerei und der innigſten Sehnſucht nicht ſelten unnachahmlich glücklich getroffen. Boscan's poetiſche Epiſteln in Terzinen und ſeine Elegien ſind reich an anziehenden Bildern und Gedanken und verrathen eine ſo geſunde Lebensphiloſophie, wie man ſie bei ſpäteren ſpaniſchen Dichtern ſelten findet („Obras", Lisb. 1543. 4. Amberes 1597. 16. und öfter). An Boscan ſchloß ſich Garcilaſo de la Vega an und ſtudirte mit eben ſo großem Eifer die italieniſchen und römiſchen Dichter. Unübertroffen iſt er in ſeinen Schäfergedichten, die ſich durch Innigkeit des ſchwärmeriſchen Gefühls, durch die gefälligſte Beſtimmtheit des Ausdrucks und durch ſeltene Harmonie der Verſification auszeichnen. Geringern poetiſchen Werth haben ſeine Sonette, Elegien und Epiſteln („Obras", Madr. N. E. 1765. 8. 1796. 16.). Rauher als

die Werke ſeiner Vorgänger ſind die Sonette des Diego Hutardo de Mendoza, aber ſeine Epiſteln (cartas) ſind reich an herrlichen didaktiſchen Zügen, Sentenzen, Gemälden und Charakteren. Auch verſuchte er ſich nicht ohne Glück in mehreren Formen des altſpaniſchen Liedes (redondillas, quintillas, villancicos ꝛc.). Das meiſte Aufſehen erregte jedoch ſein Schelmenroman: „Lazarillo de Tormes“ (Amberes 1553. 16. und ſehr oft. Neue Aufl. Gotha 1810. 8. Deutſch von J. G. Keil, Gotha 1810. 8.), der ſich durch die feinſte Satyre auszeichnet und bald in ganz Europa mit Wohlgefallen geleſen wurde („Obras“, Madr. 1610. 4.). Seine Geſchichte des Krieges gegen die Moriskos in Granada („Guerra de Granada“, beſte Ausg. Valencia 1776. 4.) empfiehlt ſich durch Glaubwürdigkeit, maleriſche Veranſchaulichung der Sitten und Charaktere, durch freie Kraft der Betrachtung, antike Würde und redneriſche Gediegenheit. Die Reform der ſpaniſchen Poeſie nach altclaſſiſchen und italieniſchen Muſtern hatte unterdeſſen auch in Portugal ſo großen Beifall gefunden, daß ſich mehrere portugieſiſche Dichter bewogen fanden, ſich in ihren Verſuchen des caſtilianiſchen Dialektes zu bedienen. Unter ihnen verdienen der unübertrefflich naive Idyllendichter Francisco de Saa de Miranda und Jorge de Montemayor, der Verfaſſer des berühmten Schäferromans „Diana“ (Neue Aufl. Madr. 1795. 8.), beſondere Erwähnung und müſſen mit gleicher Achtung ſowohl in der ſpaniſchen als in der portugieſiſchen Literatur genannt werden. Die größte Bewunderung in dieſem Zeitraume fand Fernando de Herrera, welchen man ſogar mit dem Beinamen des Göttlichen beehrte, obſchon er faſt immer mehr der Kunſt als der Natur huldigt. Er ſchuf ſich in ſeinen Oden, die übrigens als die erſten claſſiſchen Verſuche in dieſer Dichtungsart in der neuern Literatur angeſehen werden müſſen, eine eigene pretiöſe Sprache, die manchmal ſogar in ſinnloſen Schwulſt übergeht. Oft ſiegt aber auch in ihm die gute Natur und dann iſt ſeine Darſtellung unwiderſtehlich hinreißend. Dieſelben Vorzüge und Fehler haben ſeine Sonette und Elegien („Obras“, Sevilla 1582. 4.). Die Verbindung altclaſſiſcher Correctheit mit ſanfter romantiſcher Schwärmerei gelang am Vorzüglichſten Luis Ponce de Leon, einem ſtill religiöſen, tief ſchwärmeriſchen Geiſtlichen, der weit größere Aufmerkſamkeit in der Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie verdient, als ihm ſeither geworden iſt. („Obras“, N. E. Valencia 1785. 8.). — Minder originell und jetzt gekannt ſind der lyriſche Dichter und gewandte Überſetzer Fernando de Acuña, der Lieder- und Madrigalendichter Guiterre de Cetina, der Idyllendichter Pedro de Padilla und Gaspar Gil Polo, der Montemayor's „Diana“ mit großem Geſchicke fortſetzte und zu Ende führte. Am Wenigſten wollte das Epos gedeihen; zwar verſuchte man die Thaten Karl's V. zu beſingen, aber ſowohl Luis de Zapata's „Berühmter Karl“ („Carlos famoso“), als auch Geronymo de Urrea's, welcher Arioſto's raſenden Roland nicht ganz unglücklich überſetzte, „Siegreicher Karl“ („Carlos victorioso“) und Geronymo Samper's „Karolide“ („Carolea“) ſind völlig mißlungen zu nennen. Etwas größeres poetiſches Verdienſt haben Alonzo Lopez's „Pelayo“ („El Pelayo“) und das erzählende Gedicht „Die Quelle von Alcover“ („La fuente de Alcover“) von Felipe May. Die nicht mißlungenen metriſchen Überſetzungen der Odyſſee von Gonzalo Perez und und der Äneis von Gregorio Hernandez de Velasco ſcheinen zu ihrer Zeit mit nicht geringem Beifall aufgenommen worden zu ſein. Der bedeutendſte Gegner der claſſiſchen Correctheit und der eifrigſte Vertheidiger der altſpaniſchen Naturpoeſie war der geiſtreiche, aber in einſeitigen Vorurtheilen befangene Chriſtoval de Caſtillejo. Seine Romanzen und ſchalkhaft erotiſchen Volkslieder, in denen er nicht ſelten die Sonettiſten mit gelungenem Witze lächerlich zu machen ſucht, ſind Meiſterſtücke in ihrer Art, ſeine Satyren übertreiben aber zu ſehr, als daß ſie ihrer Wirkung hätten gewiß ſein können. — Die Uranfänge des ſpaniſchen Theaters

ſind wohl, wie überall, die Myſterien und geiſtlichen Moralitäten. Die Verſuche, die dramatiſche Poeſie nach fremden Muſtern weiter zu bringen, ſcheiterten zum Glück an dem feſten Willen des Volkes, welches nur ſeiner Nationalität Entſprechendes heiſchte. Die Überſetzungen altclaſſiſcher Stücke in Proſa von Villalobos, Perez de Oliva und Pedro Simon de Abril kamen nicht zur Aufführung und wurden kaum von Gelehrten geleſen. Die dramatiſchen Romane, im Geſchmacke von Rodrigo de Cota's „Calliſtus und Meliböa", fanden zwar als moraliſche Exempelbücher mehr Beifall, eigneten ſich aber noch weit weniger zur Darſtellung auf der Bühne. Als der Vater der ſpaniſchen Komödie, welche dem Nationalgeſchmacke entſprach, muß Bartholomè Torres Naharro betrachtet werden. Er ſchrieb ſeine Luſtſpiele in Redondilien wie Romanzen und ſuchte durch ſinnreiche Verwickelung einer Intrigue das Intereſſe zu feſſeln, ohne auf die gleichmäßige Durchführung der Charaktere viel zu achten. Er theilte ſeine Stücke in drei Acte (Tagwerke, jornadas) und zeichnete überhaupt den Weg vor, auf welchem ſpäter das dramatiſche Genie in Spanien den höchſten Gipfel ſeiner Vollendung erſtieg. Ihm folgte zuerſt der Naturdichter Lope de Rueda, welcher die ſpaniſche Bühne einrichtete und mit ſeinen freilich noch unvollkommenen Stücken ſo großen Beifall erndtete, daß die gelehrte Partei endlich einſah, daß man dem Willen der Nation nicht entgegenhandeln dürfe; und Juan de la Cueva machte ſomit den eigentlichen Anfang zum ſpaniſchen Nationaldrama, welches durch die kühnſte und bunteſte Miſchung von Ernſt und Scherz, von Intriguen, Einfällen, Überraſchungen, ſinnreichen Gedanken und lebendigen Darſtellungen die Zuſchauer äſthetiſch zu beſchäftigen ſuchte, ohne ſich zu erlauben, in irgend einer traurigen oder luſtigen Scene eine beſtimmte moraliſche Tendenz vorwalten zu laſſen. Im Trauerſpiele machte Geronymo Bermudez für ſeine Zeit anerkennungswerthe Verſuche. Seine beiden Stücke („Nise lastimosa" und „Nise laureada") behandeln die traurige Geſchichte der Ines de Caſtro und ſind nicht ohne glücklichen Erfolg nach der altclaſſiſchen Tragödie gemodelt. Kann man auch die Erfindung und Ausführung nicht ſehr loben, ſo ſind doch einzelne Scenen wirklich meiſterhaft zu nennen. Berührt muß noch werden, daß in dieſer Periode auch die geiſtlichen Schauſpiele (autos sacramentales), die burlesken Zwiſchenſpiele (entremeses y saynetes) und Vorſpiele (loas) entſtanden, aber erſt in dem folgenden Zeitraume kunſtgerecht ausgebildet wurden. — Die Proſa machte weniger bedeutende Fortſchritte als die Poeſie; die faden Ritterromane, welche in der erſten Hälfte des XVI. Jahrhunderts von der Leſewelt verſchlungen wurden, waren eben ſo wenig Muſter des Styls, als Timoneda's abenteuerlich verwickelte Märchen (patrañas), denen italieniſche Novellen zum Vorbilde gedient hatten. — Die didaktiſche Proſa bildeten vorzüglich Fernan Perez de Oliva durch ſeinen „Dialog über die Würde des Menſchen" („Dialogo de la dignidad del hombre") und Ambroſio de Morales durch ſeine Abhandlungen („Discursos") über verſchiedene Gegenſtände der praktiſchen Philoſophie und der Literatur aus. Die didaktiſchen Schriften von Pedro de Valles, Francisco Cervantes de Salazar und Luis Mexia ſind nicht frei von Pomp und Schwulſt. — Die hiſtoriſche Darſtellung gewann freilich durch Diego de Mendoza, von welchem ſchon oben die Rede war, aber politiſcher und religiöſer Despotismus hielt jedes freiere Urtheil ſo ängſtlich nieder, daß ſelbſt der feine Politiker Geronymo Zurita aus ſeiner Geſchichte von Aragonien („Annales de la corona de Aragon", Çaragoça 1616. 6 Voll. Fol.), die ſeinen Talenten und ſeiner gelehrten Bildung nach ein Meiſterſtück hätte werden können, nur ein gewöhnliches Geſchichtsbuch zu machen vermochte. Völlig unbedeutend in ſtyliſtiſcher Beziehung ſind die trockenen hiſtoriſchen Werke von Florian de Ocampo und Ambroſio de Morales, wenn ſie auch großen Fleiß und gute Quellenkenntniß verrathen. — Die Verſuche

in den übrigen Gattungen der Proſa, welche wir aus der erſten Hälfte des XVI. Jahrh. beſitzen, ſind zu ſchwach und gering, als daß ſie hier Erwähnung verdienten. — Dritte Periode. Von Cervantes bis in die zweite Hälfte des XVII. Jahrhunderts. Die äußeren Verhältniſſe, welche in dieſem Zeitraume auf die ſpaniſche Literatur einwirken konnten, ſind dieſelben, wie in der vorigen Periode. Ohne Ermuthigung ſchritt die Poeſie dennoch in ihrer Vervollkommnung raſch vorwärts und erreichte ihren höchſten Flor, von welchem ſie aber eben ſo ſchnell wieder herabſank. An der Spitze der Dichter aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. ſteht Cervantes (ſ. d. Art.), deſſen Name und Werke dem Auslande bekannter ſind, als alle andere Leiſtungen der ſpaniſchen Literatur. Welchem Leſer von etwas mehr als ganz gewöhnlicher Bildung iſt der meiſterhafte Roman „Quixote" nicht im friſchen Andenken, wenn ihm auch die ſelteneren, aber vortrefflichen Novellen des Dichters nicht zugänglich geworden ſein ſollten? Geringer, aber durch einzelne unübertreffliche Partien ſtets den Meiſter verrathend ſind der Schäferroman: „Galathea", die poetiſche „Reiſe nach dem Parnaß", die dramatiſchen Verſuche („Numantia", „das Leben in Algier") und der Roman „Perſiles und Sigismunda". Nicht ſo groß wie Cervantes im Romane, war der fruchtbare, aber zu ſchnell arbeitende Lope de Vega (ſ. d. Art.) im Drama. Doch machte er das ſpaniſche Schauſpiel zu dem, was es bis zu ſeinem Verfalle blieb. Er fixirte die verſchiedenen Modificationen des Drama und von ſeiner Zeit an unterſchied man geiſtliche und weltliche Komödien (comedias divinas y humanas); die weltliche Komödie (mit welchem Namen man in Spanien überhaupt jede dramatiſche Form bezeichnet) zerfiel in heroiſche (hiſtoriſche, mythologiſche) Stücke (comedias heroycas) und in Mantel- und Degenſtücke (comedias de capa y espada), welche aus dem eleganten Leben nach der Sitte der Zeit gegriffen waren und die man, wenn in ihnen ein windiger Glücksritter die Hauptrolle ſpielt, auch Figurirſtücke (comedias de figuron) nannte. Die geiſtlichen Komödien wurden in Leben der Heiligen (vidas de santos) und in Frohnleichnamsſtücke (cantos sacramentales) eingetheilt. In der Art der Compoſition ſind ſich die Dramen des Lope de Vega faſt alle gleich; die Einheit der Handlung, der Zeit und des Orts wird wenig oder gar nicht beachtet und kaum halten Acte und Scenen das Ganze zuſammen. Eben ſo locker und gleichgültig iſt die Ausführung; Darſtellung und Sprache ſind bald kräftig, bald matt, bald edel, bald gemein, bald roh, bald ſehr fein. Stets bemerkt man die allzuflüchtige Hand des Dichters. Seine Fruchtbarkeit bewies er auch durch mehrere ausgedehnte Epopöen („Jerusalen conquistada", „La Hermosura de Angelica", „Corona tragica", „Circe" und „Dragontea"), die aber völlig mißlangen und ſchnell wieder vergeſſen wurden. Seine kleineren Gedichte, unter welchen ſich übrigens vieles Ausgezeichnete findet, ſind faſt unzählbar. — Nach Cervantes und Lope de Vega verdienen die Brüder Luperno Leonardo de Argenſola und Bartholomé Bernardo de Argenſola die erſte Erwähnung. Sie müſſen den vorzüglichſten ſpaniſchen Lyrikern und Epiſteldichtern, welche dem Horaz nacheiferten, beigezählt werden. Muß man ihnen auch Originalität und Fülle des Genies im ganzen Sinne des Worts abſprechen, ſo ſind ihnen doch poetiſches Gefühl ohne Schwärmerei, ein männlich emporſtrebender Geiſt, ein ſehr glückliches Darſtellungstalent, ein treffender Witz, eine claſſiſche Würde des Styls und überhaupt eine den ſpaniſchen Dichtern ſelten in ſo hohem Grade eigne Solidität des Geſchmackes nachzurühmen („Obras" N. E. Madr. 1804. 3 Voll. 8.). Die Zahl der Dichter wuchs in dieſem Zeitraume ſo ſehr an, daß nur die bedeutendſten namhaft gemacht werden können. Selbſt dieſe entwickelten wenig Originalität, ſondern gingen auf dem gebahnten Wege ruhig weiter. Das Epos wollte auch in dieſer Periode keinem Spanier gelingen, weil man die epiſche Darſtellung von der wirklichen Geſchichte

nicht zu unterſcheiden verſtand und faſt immer eine gleichzeitige Begebenheit als Stoff wählte. Auf dieſe Weiſe wurden ſtets nur verſificirte Geſchichten geliefert. Oder iſt etwa die geprieſenſte aller ſpaniſchen Epopöen, die „Araucana“ des Alonzo de Ercilla y Zuñiga (N. E. Madr. 1776. 2 Voll. 8. Gotha 1805. 3 Voll. 8.) bei allen einzelnen Schönheiten mehr, als eine Chronik der Eroberung des Landes der Araucaner in Amerika? Die übrigen ſehr zahlreichen epiſchen Verſuche aus dieſer Zeit, Chriſtoval de Meſa's „Wiederherſtellung Spaniens“, („Restauracion de España“) und „Gefilde von Toulouſe“, („Las navas de Tolosa“), Francisco de Mesquera's „Numantina“, Lopez Zarate's „Erfindung des Kreuzes“, („Invencion de la Cruz“), Hippolyto Sanz' „Maltea“, Petro de Vezilla's „Spaniſcher Löwe“ („Leon de España“), Lorenzo de Zamora's „Saguntina“, Gabriel Laſo de Vega's „Mexicana“ u. a. m. wurden ſelbſt in Spanien ſchnell wieder vergeſſen und gelten jetzt nur noch als literariſche Curioſitäten. — Der lyriſchen Dichter gibt es in der zweiten Hälfte des XVI. und in der erſten Hälfte des XVII. Jahrh. nicht wenige; ſie ſangen in dem von den italieniſchen Dichtern erlernten, aber durch und durch hiſpaniſirten Tone fort, bis ſie keine Zuhörer mehr fanden; die vorzüglichſten ſind: Vicente Eſpinel, der in ſeinen Canzonen Idyllen und Elegien zwar wenig Originalität, aber große Meiſterſchaft in der Darſtellung bewährt; Criſtoval de Meſa, auch bekannt als gewandter Überſetzer; Juan de Morales, ausgezeichnet in der Ode; Aguſtin de Texada, ſchon von mythologiſchen Bildern und allegoriſchen Figuren ſtrotzend; der Epiſteldichter Andres Rey de Artieda; der Satyriker Gregorio Morillo; der treffliche Lyriker Luis Barahona de Soto; der Idyllendichter Pedro Soto de Rojas; Luis Marta de la Plaza, beſonders bekannt durch anmuthige Madrigale, der Epigrammatiker Balthaſar del Alcazar und die Canzonen- und Sonettendichter Gonzalo de Argote y Molina, Francisco de Figueroa und Juan de Arguijo. Um dieſe Zeit ſchlich ſich auch der pretiös-phantaſtiſche Ton der Mariniſten aus Italien nach Spanien herüber, wo er vollkommne Aufnahme fand und bis zum unſinnigſten Schwulſt geſteigert wurde. Der bekannte Hiſtoriker Manuel Faria y Souſa machte den Anfang; aber Haupt der neuen, nach einer verkehrten Richtung hin keck und ſtolz fortwandernden Schule ward Luis de Gongora y Argote. Er bildete ſich eine ganz neue faſt unverſtändliche und abenteuerlich pretiöſe Sprache und nannte dieſen Unſinn einen cultivirten Styl (estilo culto). Seine Anhänger und Nachfolger, unter denen Alonzo de Ladesma und Felix de Arteaga das Überſchwenglichſte zu Tage förderten und dafür den größten Ruhm erndeten, hießen Gongoriſten, Conceptiſten (conceptistos) oder Culturiſten (cultoristos). — Unter allen Dichtungsarten wurde in dieſer Periode das Drama am meiſten und am glücklichſten angebaut. Den letzten mißlungenen Verſuch, das Trauerſpiel von dem Luſtſpiel zu trennen, machte Criſtoval de Virues. Seine Tragödien, beſonders ſeine „Semiraſmis“ und ſeine „Caſſandra“ übertreffen an wahrem Ausdrucke des tragiſchen Pathos und durch kraftvollen, ungezwungenen Dialog alle früheren Verſuche, aber das ſpaniſche Publicum wollte ſich nur das Nationaldrama, worin luſtige und tragiſche Scenen, wie im Leben, abwechſeln, gefallen laſſen („Obras tragicas“, Madr. 1609. 8.). Mehr Beifall fand Juan Perez de Montalvan, der in die Fußtapfen ſeines Lehrers Lope de Vega trat und beſonders wegen der trefflichen Haltung ſeiner Charaktere großes Lob verdient. Alle Vorgänger und Nachfolger übertraf Pedro Calderon de la Barca (ſ. d. Art.), einer der größten Dichter, die je gelebt haben. Er legte der unbändig wilden Phantaſie Zügel an und ſchuf ſich in Allem, was Feinheit der Erfindung, der Ausführung und des Styls betrifft, ein neues Feld. Seine Komödien ſind Intriguen-

ſtücke, wie die Lope de Vega's, aber ſie ſind reich an charakteriſtiſchen Zügen, die den natürlichen Gang der mancherlei Modificationen der galanten Intrigue aus dem Innern der Seele entwickeln; beſonders hat er den weiblichen Charakter und die weibliche Denk- und Sinnesart getreuer und genialer aufgefaßt, als irgend ein anderer ſpaniſcher Dichter. Die Eleganz der Sprache und Verſification vollendet die geiſtreiche Harmonie ſeiner regellos ſcheinenden, aber doch ihrer eignen Regel getreuen Dichtungen. Raſchheit und Leichtigkeit des Dialogs haben ſie mit den anderen guten ſpaniſchen Dramen gemein. — Die Anzahl der übrigen Schauſpiele aus dem Zeitalter Calderon's beläuft ſich auf viertauſend und alle ſehen ſich gänzlich ähnlich. Wir früher ſich jeder Dichter in der Romanze und im Liede verſuchte, ſo wetteiferten jetzt alle in Hervorbringung zahlreicher Dramen. Nur Antonio de Solis, auch als Hiſtoriker berühmt, Aguſtin Moreto, ausgezeichnet in komiſchen Scenen, Juan de Hoz, der fruchtbare Tirſo de Molina, Francisco de Rojas, Aguſtin de Salazar y Torres, Antonio Mira de Mescua und Antonio de Mendoza können hier als die bekannteſten und vorzüglichſten genannt werden. — Der Rückgang der ſpaniſchen ſchönen Literatur beginnt mit Francisco de Quevedo Villegas (ſ. d. Art.), der von dem claſſiſchen und muſterhaften Style zu dem verzierten und verkünſtelten überging und durch den bedeutenden Einfluß, den er erlangte, ſeine Zeitgenoſſen auf dem zum Verderben führenden Wege mit ſich fortzog. Er war unſtreitig der witzigſte und vielſeitigſt gebildete Kopf ſeiner Zeit, aber es fehlte ihm an Originalität. Er vereinigte alle guten und ſchlechten Richtungen ſeines Jahrhunderts in ſich und bildete darnach ſeine poetiſchen und proſaiſchen Schriften, die man am Beſten mit einem reichen Juwelenſchmucke, der zum Theil vortrefflich, zum Theil ſchlecht gefaßt iſt, vergleichen kann. Übertreibung in Bildern und Sprache iſt in dem ſonſt einzigen und unübertrefflichen Liebesdichter Eſtevan Manuel de Villegas ſchon bemerkbar („Las Eroticas“, N. E. Madr. 1774. 2 Voll. 8.); und immer ſichtlicher wird der Ungeſchmack in den Werken der übrigens in einzelnen Partien vorzüglichen Dichter Juan de Jauregui, bekannt durch die mythologiſche Erzählung: „Orpheus“, Francesco de Borja y Ecquillache, unerſchöpflich an Sonetten, Epiſteln, Romanzen und Erzählungen, und des fruchtbaren Bernardino de Xebolledo. — Die ſchöne Proſa neigte ſich ſchon längſt zum Untergange, der bald durch eine Menge von faden Romanen und Novellen beſchleunigt wurde. Das beſte Erzeugniß in der erzählenden Gattung der Proſa iſt der bekannte Schelmenroman „Guzman de Alfarache“ von Mattheo Aleman. Neben ihm möchten nur noch die Novellen der Dichterin Doña Mariana de Caravajal y Saavedra Erwähnung verdienen. Die eigentlich hiſtoriſche Darſtellung gelang nur noch Juan de Mariana und Antonio de Solis. Der populär-philoſophiſche Schriftſteller L. Gracian iſt ſchon ganz in gongoriſtiſchem Schwulſte verſtrickt. — Vierte Periode. Von der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts bis auf die neueſte Zeit. Es verurſacht eine ebenſo unangenehme Empfindung, eine ſo herrliche Literatur, wie die ſpaniſche, allmählig abſterben zu ſehen, als das Hinwelken eines früher blühenden ſtarken Mannes zu beobachten. Mit dem Zuſammenſinken der politiſchen Macht Spaniens ſank auch die moraliſche Kraft ſeiner Bewohner. Das Nationalgefühl ſchwand, keineswegs aber der Nationalſtolz und doch fanden allmählig franzöſiſche Formen im Leben wie in der Literatur Eingang und verleiteten viele Kunſtrichter ſogar ſo weit, daß ſie gegen die poetiſchen Meiſterwerke ihrer Vorfahren tadelnd auftraten. Am leidlichſten gelang noch das Drama; Francisco Bancas Condamo's, Antonio de Zamora's und Joſeph de Cañizare's Leiſtungen ſind wenigſtens nicht durchaus verwerflich. Die lyriſchen Verſuche der Dichterin Juana Inez

de la Cruz und Engenio Gerardo Lobo's in Gongora's Manier ſind kaum der Erwähnung würdig. Eine Reformation oder vielmehr Deformation der ſpaniſchen Poeſie begann mit Ignacio de Luzan, welcher in ſeiner „Poetik" (1737) die Regeln der franzöſiſchen Kunſtrichter auf die einheimiſche Literatur anwandte und zuerſt in ſeinen Gedichten wahre Poeſie durch Eleganz zu erſetzen verſuchte. Die einmal bekanntgewordenen Theorien wurden vorzüglich durch Gregorio Mayans y Siscar, Blas Antonio Naſarre und Joſeph Velazquez unterſtützt nd verbreitet, aber von dem großen Publicum wenig oder gar nicht beachtet; denn die Trauerſpiele Aguſtin de Montiano y Luzando's nach franzöſiſchem Zuſchnitte wollte Niemand ſehen. Mit der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrh. fingen die ſpaniſchen Schriftſteller endlich wieder an ſich der unwürdigen Knechtſchaft, die ſie mit ihrem Publicum entzweit hatte, zu ſchämen und ſich eines Beſſern zu beſinnen. Der Ruhm, zuerſt gegen den franzöſiſchen Geſchmack, nach dem die ſpaniſche Poeſie unmöglich wieder belebt werden konnte, aufgetreten zu ſein, gebührt Vicente Garcia de la Huerta. Seine Gedichte und Trauerſpiele („Rahel" und „Agamemnon") ſchloſſen ſich wieder an die alten Formen an und wurden ſogleich, was auch die franzöſirenden Kunſtrichter dagegen einwenden mochten, mit ungemeſſenem Beifalle aufgenommen. Ihm folgte Tomas de Yriarte mit ſeinen literariſchen Fabeln (fabulas literarias), in welchen er franzöſiſche Eleganz mit altſpaniſcher Art und Weiſe zu vereinigen ſuchte, und mit ſeinem wohlaufgenommenen Lehrgedichte: „Die Muſik". Die lyriſche Poeſie gelangte wieder zu Anſehen durch den Odendichter Leon de Arroyal, Pedro Montengon und beſonders durch den gemüthlichen Juan Melendez Valdes, welcher den beſſeren ſpaniſchen Dichtern aus den früheren Perioden an die Seite geſtellt zu werden verdient. Der epiſche Verſuch von Juan de Escoiquiz („Mexico conquistada", 1798) iſt eben ſo wenig gelungen, als die älteren ſpaniſchen Epopöen. In der neueſten Zeit erhoben ſich der Tragiker Nicaſio Alvarez de Cienfuegos, der auch dem Auslande bekannt gewordene Luſtſpieldichter Leandro Fernandez Moratin und der in vielen Gattungen der Poeſie und der Proſa gleich glückliche Francisco Martinez de la Roſa weit über das Gewöhnliche und verſprechen eine beſſere Zukunft. (Vergl. L. J. Velasquez' „Origines de la Poesia Castellana", Malaga 1754. Deutſch mit werthvollen Anmerkungen von J. A. Dieze, Götting. 1769. 8.; F. Bouterwek's „Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften", Götting. 1804. Bd. III.; J. C. L. Sismonde de Sismondi's „Literatur des ſüdlichen Europas"; deutſch von L. Hain, Leipz. 1817. Bd. II. S. 1—536; Anaya's „Essay on spanish literature", Lond. 1818. 8. und O. L. B. Wolff's „Vorleſungen über die ſchöne Literatur Europas in der neueſten Zeit", Leipz. 1832. 8. S. 433—472.) — II. Wiſſenſchaften. Im Gebiete der Gelehrſamkeit blieb Spanien am längſten hinter ſüdlichen Ländern Europas zurück; von den in der literariſchen Cultur weiter vorangeſchrittenen Mauren wollte man nichts lernen, man wollte ſie nur als Feinde des Chriſtenthums und als Unterjocher des Landes bekämpfen. Ferdinand III. ſtiftete zwar im Jahre 1222 die Univerſität Salamanca, welche Alfons X., der ſelbſt zu ſeiner Zeit als der gelehrteſte Mann Spaniens galt, und der nicht minder gebildete Alfons XI. auf jede Weiſe zu heben ſuchten; zwar zeichneten ſich einige Männer, wie Arnold von Villa Nova, Raimundus Lullus, Roderico Ximenes und Juan Nuñez de Vilaſan in verſchiedenen Zweigen der Wiſſenſchaft aus, doch können nur die Hiſtoriker Roderico von Zamora („Historia Hispanica"), Peter Lobez de Ayala („Cronicas de los Reyes de Castilla, D. Pedro, D. Enrique II, D. Juan I, y del R. D. Enrique III", N. E. Madr. 1779—1780. 2 Voll. 4.) und Fernando de Pulgar („Cronica de los Reyes D. Fernando y Donna Isabel", Zaragoza,

1567. F. N. E. Pincia 1780. Fol.) Anſpruch auf dauernde Schätzung machen. Wir beginnen deßwegen unſere kurze Darſtellung erſt mit dem Ende des XV. Jahrhunderts und laſſen ſie nach den Jahrhunderten in drei Abtheilungen zerfallen. 1. XVI. Jahrh. Wollte man den Aufſchwung der Wiſſenſchaften in Spanien dem fördernden Einfluſſe der Regenten zuſchreiben, ſo würde man ſehr irre gehen. Der rechtgläubige Ferdinand ſuchte im Despotismus, ſein Miniſter Ximenes, der Stifter der Univerſität Alcala (1509), in ſtrenger Bigotterie ſeine Größe. Karl von Öſtreich erlaubte zwar die Stiftung der Univerſität zu Grenada (1517), Compoſtella (1532), Baeza (1538), Oſſuna (1548) und Osma (1550), aber für die Wiſſenſchaften ſelbſt that er nicht das Geringſte. Philipp II., Philipp III. und Philipp IV. ſchadeten ſogar durch die Strenge der Inquiſition der freien Geiſtesentwickelung und man kann keck behaupten, daß Spanien das Aufblühen der Literatur nur der Reife des Geiſtes ſeiner Bewohner und einem friſcherwachten innern Drange der Nation zu den Wiſſenſchaften, der keiner äußeren Aufmunterung zur Anſtrengung bedarf, verdankt. Der Wohlſtand ward durch die ungeheuren Reichthümer, die man aus den eroberten Ländern zog, allgemein und mitten unter dem Geräuſche der Waffen wurden die Künſte des Friedens gepflegt. Unter Karl V. war die ſpaniſche Sprache in Europa eben ſo verbreitet wie ſpäter die franzöſiſche; in allen Ländern traf man Spanier und faſt alle fremden Sprachen wurden in Spanien gelehrt und bearbeitet, ſogar die orientaliſchen und amerikaniſchen. Die Länder- und Völkerkunde wurde nach allen Seiten hin erweitert; die Vervollkommnung der Schifffahrtskunde geboten ſchon die häufigen Unternehmungen auf fernen Meeren; Pedro de Medina ſchrieb ſchon ein Werk über die Marine, das allgemein geſchätzt wurde; die Naturkunde wurde jetzt durch die neuen Entdeckungen jenſeits des Weltmeeres häufig der Gegenſtand des Studium und die Namen Gonzala de Oviedo, Francisco Hernandez, Pedro Acoſta und Marcuello ſind jetzt noch für den Kenner dieſes Theils der Gelehrſamkeit kein leerer Klang. Durch die Verbindung mit Italien ward die altclaſſiſche Literatur in Spanien bekannter und fand an Luis Vives, Juan Moles Margerith, Pedro de Lhecon, Diego de Covarruvias und Martin Azpilueta eifrige Anhänger, Bearbeiter und Verbreiter. Auch die orientaliſchen Sprachen wurden mit Eifer getrieben; Nebrija, Fernando Nunez und Alfonſo von Alcala beſorgten unter der Leitung des Cardinals Ximenes die ſogenannte complutenſiſche Polyglotte (1517); Arias de Montano gab allein die antwerpner heraus. — Die Jurisprudenz und die Medicin mit ihren Hülfswiſſenſchaften wurden durch tüchtige Männer weiter gefördert; die ſpaniſchen Rechtsgelehrten Antonio Auguſtin, Anton Gomez, Diego Gomez, Suarez, Vasquez, Diego Covarruvias und Anton Covarruvias waren im Auslande eben ſo bekannt und berühmt, als die Ärzte Francisco Vales, Hernandez und Herrera, welche von den Arabern zu Galen zurückkehrten. — In der Mathematik zeichneten ſich Pedro Ciruelo, Jeronimo Muñoz und Rodrigo Dosma Delgado, in der Aſtronomie Alfonſo de Cordova und Rojas aus, wenn ſie ſich auch mit den großen Mathematikern und Aſtronomen der Nachbarländer nicht meſſen konnten. — Die Hiſtoriographie konnte weniger gedeihen, da despotiſche Politik und die Inquiſition dem Urtheile harte Feſſeln anlegten. Dagegen verdienen der trefflichen Darſtellung und der gediegenen Sprache wegen Ambroſio Morales („Allgemeine Chronik von Spanien"), Diego de Mendoza („Geſchichte des Kriegs gegen die Morisken in Granada"), Mariana („Geſchichte von Spanien"), Antonio de Herrera („Geſchichte der Entdeckung und Eroberung Weſtindiens") und Antonio de Solis („Geſchichte der Eroberung von Mexico") aus der großen Zahl gewöhnlicher Chroniſten hervorgehoben zu werden.

2. XVII. Jahrh. In dieſem Jahrhundert nahm die ſpaniſche Allmacht durch innere und äußere Kriege immer mehr ab, bis ſie zuletzt unter dem ſchwachen Karl II. mit völliger Ohnmacht endigte. Die moraliſche Kraft der Nation verwandelte ſich in Lethargie und nur wenige Talente erhoben ſich aus der Tiefe der allgemein gewordenen literariſchen Barbarei. Unheilbringend war überdieß der lächerliche ſpaniſche Stolz, welcher mit Verachtung auf die immer trefflicher werdenden Leiſtungen der Nachbarländer herabſah und der Inquiſition, die alles Fremde ſchon deßwegen, weil es freier gedacht und geſagt war, als es ihr gut dünkte, ferne hielt, dadurch getreulich in die Hände arbeitete. — Die Sprachkunde nahm am Schnellſten ab; nur wenige ſchrieben ein barbariſches Latein, das Griechiſche wurde ſo wenig verſtanden, daß man ſogar die griechiſchen Stellen in den gedruckten Büchern wegließ, weil ſie doch Niemand leſen konnte. Die Philoſophie beſtand in trockner, ſcholaſtiſcher Terminologie, mit Aberglauben und Frömmelei verbrämt; die zahlreichen theologiſchen Schriften aus dieſer Periode ſind grelle Satyren auf den geſunden Menſchenverſtand. Unter Mathematik begriff man bald nichts mehr als Arithmetik; die gemeinſten Sätze der Geometrie waren unbekannt. Die Kraft der Reliquien wurde höher geachtet als der Beiſtand der Medicin und Chirurgie, an deren wiſſenſchaftliche Behandlung übrigens die Ärzte, die von der gröbſten Empirie ausgingen, gar nicht dachten. Überhaupt liefert die ſpaniſche Literatur dieſes Zeitraums ſo wenig Neues, daß wir keinen einzigen Schriftſteller, der in irgend einem Theile der Wiſſenſchaft Epoche gemacht hätte, namhaft zu machen wiſſen. 3. XVIII. und XIX. Jahrh. Wie unter den letzten Königen aus dem Hauſe Öſtreich aller Wohlſtand und alle Kraft der Nation, ſo wie alle Gelehrſamkeit, Wiſſenſchaft und Kunſt verſchwunden waren, ſo erlangten ſie unter den Herrſchern aus dem Hauſe Bourbon allmählig wieder mehr Ermunterung und Unterſtützung. Gewerbe, Künſte und Handel erhielten unter Philipp V. (1700—1746) neuen Schwung; Ferdinand VI. (1746—1759) ſuchte die politiſche Macht des Landes wieder zu heben und Karl III. (1759—1788) förderte Alles, was Literatur und Kunſt betraf, mit leidenſchaftlichem Ernſte. Durch die franzöſiſche Revolution und die Herrſchaft der Franzoſen in Spanien kamen viele neue, früher nicht geduldete Ideen in Umlauf und begünſtigten die Fortſchritte der Gelehrſamkeit. Leider verkünden die Ereigniſſe der neueſten Zeit in vielfacher Beziehung vielfache Rückſchritte, und ſo lange der Bürgerkrieg wüthet, wird für die literariſche Cultur wenig oder gar nichts zu hoffen ſein. — Um der tiefgeſunkenen und verdorbenen ſpaniſchen Sprache ihre alte Würde wieder zu verſchaffen, ſtiftete Philipp V. 1714 die ſpaniſche Akademie (la Real Academia Española), welche aber, obſchon ſie ein Wörterbuch ausarbeitete und grammatiſche Regeln feſtſtellte, ihren Zweck nicht erreichte, weil ſie die franzöſiſche Akademie zum Muſter nahm, den Regeln der franzöſiſchen Kunſtrichter folgte und auf die herrlichen Leiſtungen der früheren ſpaniſchen Dichter mit Verachtung herabſah. Erſt zu Ende des vorigen Jahrhunderts ſah man den begangenen Fehler ein und lernte die originelle Schönheit der altſpaniſchen Schriftſteller nach Gebühr ſchätzen. — Die Cultur der Wiſſenſchaften begann erſt wieder unter der Regierung Ferdinand's VI., welcher fremde Gelehrte nach Spanien rief, um einheimiſche Talente zu wecken und auszubilden. Die Philologie machte bald anerkennungswerthe Fortſchritte; viele Schätze der ſpaniſchen Bibliotheken wurden ans Licht gezogen und benutzt. Juan Yriarte beſchrieb mit Meiſterhand die griechiſchen Handſchriften des Escurial; Miguel Caſiri war ausgezeichnet in der arabiſchen Sprache und Paläographie, Franz Perez Bayer in den hebräiſchen und phönizischen Alterthümern; P. Andreas Marino arbeitete nicht ohne Glück in der allgemeinen Sprachkunde. — Das Geſchichtsſtudium ward durch eine gut organiſirte Geſellſchaft (la Real Academia da la Historia) gefördert. Die alten

Chroniſten und Hiſtoriker wurden neu herausgegeben und kritiſch erläutert und treffliche Materialien zur Geſchichte und Statiſtik von Spanien mit großem Fleiße geſammelt und geordnet. — Die Nothwendigkeit der mathematiſchen Wiſſenſchaften wurden wieder immer mehr eingeſehen und wenn auch Spanien in dieſem Fache der Gelehrſamkeit bis jetzt den Nachbarländern nicht gleichgekommen iſt, ſo ſind doch die Mathematiker Antonio Roſell und Francisco Subiras und die Aſtronomen Joſeph de Mazarredo, Vicente Doz, Medina und Antonio Ulloa mit Auszeichnung zu nennen. — Der Philoſophie wurde durch die Vertreibung der Jeſuiten und durch die Niederhaltung des Inquiſitionsgerichts ein freierer Spielraum vergönnt; die Wolfiſche Philoſophie fand ſogar Eingang in Spanien und, was noch unglaublicher erſcheint, die Theorien der franzöſiſchen Encyclopädiſten wurden ungehindert gelehrt. Um die Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe haben ſich beſonders der Graf Campomanes, P. Feyjor, Jlas und Joſeph Clavijo y Fayardo verdient gemacht. In neuerer Zeit ſind jedoch bedeutende Rückſchritte in der philoſophiſchen Bildung bemerklich geworden. — Mit beſonderer Vorliebe ergriffen die Spanier die Naturwiſſenſchaften und ließen ſich ihre Anwendung auf Künſte und Gewerbe vorzüglich angelegen ſein. Joſeph Torrubia und Pedro Gomez de Bedoya y Parades bearbeiteten die Naturgeſchichte von Spanien, Antonio Ulloa und Molina die Naturgeſchichte Amerikas; treffliche ſpaniſche Floren lieferten Joſeph Quer, Miguel Bernades, Caſimir Ortega und Antonio Palau. — Die Medicin und Chirurgie haben an den Vorurtheilen und dem Aberglauben des Volkes faſt unüberſteigliche Hinderniſſe gefunden, doch werden ſie jetzt in gut eingerichteten Anſtalten gelehrt und ſcheinen ſiegreich aus dem Kampfe mit der Dummheit und Indolenz hervorzugehen. — Die Jurisprudenz beſchränkt ſich immer noch auf ſteife Auslegung der alten Rechtsquellen und die Theologie liegt noch gänzlich im Argen. Freiere Forſchung hat ſich hierin bis jetzt als unmöglich gezeigt und kein Schriftſteller, dem ſeine Ruhe und ſein Leben lieb ſind, rüttelt gern an dem alten ſcholaſtiſchen Gebäude. So viel alſo in dem vorigen Jahrhundert in Spanien für die Förderung der wiſſenſchaftlichen Cultur geſchehen iſt, ſo ſteht es doch noch ſehr weit hinter den übrigen europäiſchen Ländern zurück, was großentheils in der ſchlechten, den Anforderungen der neuern Zeit durchaus nicht entſprechenden Einrichtung der Schulen und der Univerſitäten, ſo wie in der großen Schwierigkeit des literariſchen Verkehrs begründet ſein mag. (Vergl. J. G. Eichhorn's „Geſchichte der Literatur", Götting. 1807. Bd. II. S. 755—798.) 67.

Spaniſche Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. Die wirklichen ſpaniſchen Münzſorten beſtehen in moneda de oro (Goldmünze), moneda de plata (Silbermünze) und moneda de vellon (Kupfermünze). Zu den hauptſächlichſten Münzſorten gehören die monedas de vellon, de plata antigua (alte Silbermünzen), de plata nueva (neue Silbermünzen) oder provincial und de plata de mexicana. Buch und Rechnung werden ſowohl in moneda de plata, als in moneda de vellon nach folgendem Verhältniſſe geführt: 1 Real de plata = $1\frac{15}{17}$ Reales de vellon = 16 Quartos = 32 Ochavos = 34 Maravedis de plata = 64 Maravedis de vellon = 640 Dineros. Von einer andern ſehr gebräuchlichen Rechnungsmünze Libra (Pfund) gibt es fünf verſchiedene Arten, die ſämmtlich in 20 Sueldos à 12 Dineros eingetheilt werden. Spanien rechnet nach 8 verſchiedenen Münzwährungen, nämlich: A. der aragoniſchen: 1 Libra jaquesa = 6400 Dineros = 1 Thlr. 6 Gr. 11,62 Pf.; 1 Real de plata antigua = 640 Dineros = 3 Gr. 1,16 Pf. B. Der canariſchen: 1 Peso corriente = 5120 Dineros = 1 Thlr. — Gr. 9,30 Pf.; 1 Real corriente = 512 Dineros = 2 Gr. 5,73 Pf.; 1 Real de vellon = 340 Dineros = 1 Gr. 7,74 Pf. C. Der caſtilianiſchen: 1 Real de vellon = 340 Dineros = 1 Gr. 7,74 Pf.;

1 Real de plata antigua = 640 Dineros = 3 Gr. 1,16 Pf.; 1 Real de plata nueva = 680 Dineros = 3 Gr. 3,48 Pf.; 1 Real de plata doble = 637½ Dineros = 3 Gr. 1,02 Pf.; 1 Real de plata corriente = 612 Dineros = 2 Gr. 11,54 Pf.; 1 Real de Plata = 512 Dineros = 2 Gr. 5,73 Pf.; 1 Doblon de plata nueva = 20400 Dineros = 4 Thlr. 2 Gr. 8,54 Pf.; 1 Doblon de oro = 4850 Dineros = 23 Gr. 5,62 Pf.; 1 Ducado de oro = 15555 Dineros = 3 Thlr. 3 Gr. 3,21 Pf.; 1 Ducado zur Fracht = 7680 Dineros = 1 Thlr. 13 Gr. 1,95 Pf.; 1 Ducado de plata = 7040 Dineros = 1 Thlr. 10 Gr. 0,78 Pf.; 1 Ducado de plata doble = 7031¼ Dineros = 1 Thlr. 10 Gr. 0,28 Pf.; 1 Ducado de plata nueva = 5610 Dineros = 1 Thlr. 3 Gr. 1,75 Pf.; 1 Ducado del rey = 3750 Dineros = 18 Gr. 1,75 Pf.; 1 Ducado de vellon = 3740 Dineros = 18 Gr. 1,17 Pf.; 1 Escudo de oro von 40 Reales de vellon = 13600 Dineros = 2 Thlr. 17 Gr. 9,69 Pf.; 1 Escudo al sol = 10880 Dineros = 2 Thlr. 4 Gr. 7,76 Pf.; 1 Escudo de vellon = 3400 Dineros = 16 Gr. 5,42 Pf.; 1 Peso de plata nueva = 5100 Dineros = 1 Thlr. — Gr. 8,14 Pf. D. Der cataloniſchen: 1 Libra = 3657¼ Dineros = 17 Gr. 8,35 Pf.; 1 Real de plata = 548⅞ Dineros = 2 Gr. 7,85 Pf.; 1 Real de Ardites = 365⅝ Dineros = 1 Gr. 9,23 Pf. E. Der mexicaniſchen: 1 Peso de plata = 6800 Dineros = 1 Thlr. 8 Gr. 10,85 Pf.; 1 Real de plata = 850 Dineros = 4 Gr. 1,36 Pf. F. Der mallorcaniſchen: 1 Peso = 5120 Dineros = 1 Thlr. — Gr. 9,30 Pf.; 1 Libra = 4533⅓ Dineros = 21 Gr. 11,23 Pf.; 1 Real = 453⅓ Dineros = 2 Gr. 2,32 Pf. G. Der navarriſchen: 1 Libra = 1066⅔ Dineros = 5 Gr. 1,94 Pf.; 1 Real = 640 Dineros = 3 Gr. 1,16 Pf.; 1 Ducado = 6968⁸⁄₉ Dineros = 1 Thlr. 9 Gr. 8,61 Pf. H. Der valenciſchen: 1 Libra = 5120 Dineros = 1 Thlr. — Gr. 9,30 Pf.; 1 Real de plata antigua = 640 Dineros = 3 Gr. 1,16 Pf.; 1 Real de plata nueva = 512 Dineros = 2 Gr. 5,72 Pf.; 1 Real de plata valencia = 384 Dineros = 1 Gr. 10,30 Pf.; 1 Ducado de Alicante = 5632 Dineros = 1 Thlr. 3 Gr. 3,03 Pf. Conv. Wirklich geprägte Münzen: 1) in Gold: 1 Doblon de a ocho = 16 Piaster = 8 Escudo de oro = 320 Reales de vellon = 21 Thlr. 22 Gr. 5,56 Pf.; 1 Doblon de a quarto = 8 Piaster = 4 Escudo de oro = 160 Reales de vellon = 10 Thlr. 23 Gr. 2,78 Pf.; 1 Doblon de oro = 4 Piaster = 2 Escudo de oro = 80 Reales de vellon = 5 Thlr. 11 Gr. 7,39 Pf.; 1 Medico-Doblon de oro = 2 Piaster = 1 Escudo de oro = 40 Reales de vellon = 2 Thlr. 17 Gr. 9,69 Pf.; 1 Escudo ilo de oro = 1 Piaster = ½ Escudo de oro = 20 Reales de vellon = 1 Thlr. 8 Gr. 10,85 Pf. 2) In Silber: 1 Pero duro, fuerte, gordo, Pero de a ocho, Escudo de plato, ſpan. Thaler = 8 meric. Reales = 20 Reales de vellon = 1 Thlr. 8 Gr. 10,85 Pf.; 1 Escudo de vellon = 4 meric. Reales = 10 Reales de vellon = 16 Gr. 5,42 Pf.; 1 Peseta = 2 meric. Reales = 5 Reales de vellon = 8 Gr. 2,71 Pf.; 1 Real de plata mexicana = 1 meric. Reales = 2½ Reales de Vellon = 4 Gr. 1,36 Pf.; 1 Realito columnaria = ½ meric. Real = 1¼ Reales de vellon = 2 Gr. 0,68 Pf.; 1 Peseta provincial = 4 Reales de vellon = 6 Gr. 6,97 Pf.; 1 Real de plata provincial = 2 Reales de vellon = 3 Gr. 3,48 Pf.; 1 Real de vellon = 1 Gr. 7,74 Pf. 3) In Kupfer: 1 Dos quartos = 8 Maravedis de vellon = 4,64 Pf.; 1 Quartos = 4 Maravedis de vellon = 2,32 Pf.; 1 Ochavos = 2 Maravedis de vellon = 1,16 Pf.; 1 Maravedis de vellon = 0,58 Pf. Conv. II. Längenmaß. 1 Pie = 1⅓ Palmo oder Quarto = 12 Pulgadas (Zoll) = 16 Dedos (Finger) = 144 Lineas (Linien) = 125,29 par. Linien; 1 Vara (Elle) = 3 Pies 1 Prazza, Estado toesa (Klafter) = 2 Varas; 1 Legua (Meile) = 3 Millas = 15000 Pies = 13051 par. Fuß. III. Flächenmaß. 1 □ Fuß

= 109 par. □Zoll; 1 □Braza = 36 □Fuß; 1 Fanegada = 24000 und 1 Aranzada = 48400 □Fuß. IV. Cubikmaß. 1 Cubik-Vara = 27 Cubikfuß à 1138 par. Cubikzoll. V. Getreidemaß. 1 Fanega = $4322\frac{3}{4}$ ſpan. Cubikzoll = 2848 par. Cubikzoll = 12 Celemines à 4 Quartillas. VI. Flüſſigkeitsmaß. 1 Arroba = 8 Azumbres = 32 Quartillos = $1237\frac{1}{3}$ ſpan. Cubikzoll = 815 par. Cubikzoll. VII. Gewicht. a) Handelsgewicht. 1 Quintal macho = 6 Arrobas = 150 Libras; 1 Quintal = 4 Arrobas = 100 Libras à 2 Marcos = 9574 holl. Aß. b) Gold- und Silbergewicht. 1 Marc = 8 Onzas = 64 Ochavos = 128 Adarmes = 384 Tomines = 4608 Granos = 4787 holl. Aß. c) Juwelen- und Perlengewicht. 1 Onza = 140 Quilates (Karat) à 4 Granos = 4,274 holl. Aß. d) Apotheker- und Medicinalgewicht. 1 Marco = 8 Onzas = 64 Dracmes = 192 Escrupulos = 384 Obolos = 1152 Caractéres = 4608 Granos. 26.

Spaniſche (oder frieſiſche) Reiter (chevaux de Frise) dienen bei Verſchanzungen als Annäherungshinderniß und beſtehen aus einem 6 Zoll dicken und 5—8 Fuß langen Balken, an dem in geringen Zwiſchenräumen 5 Fuß lange und $1\frac{1}{2}$ Zoll dicke zugeſpitzte Latten (Federn) angebracht ſind. Sie werden meiſt an die Eingänge der Verſchanzungen geſtellt. 30.

Spaniſcher Erbfolgekrieg, ſ. Erbfolgekriege.

Spaniſche Sprache. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die ſpaniſche Sprache ſich in den drei Jahrhunderten, während welcher die Weſtgothen in Spanien herrſchten, gebildet habe; denn ſie iſt unverkennbar das Reſultat der Vermiſchung des Deutſchen mit dem nach germaniſcher Weiſe zuſammengezogenen und verkürzten Lateiniſchen. Später haben ſich auch viele arabiſche Wörter eingeſchlichen, die mitten in einer romaniſchen Sprache ein ganz ſonderbares Anſehen haben und ſtets einen ganz fremden Charakter behielten. Dieſe Beimiſchlinge mußten ohne Zweifel auf die Ausſprache einwirken; aber den Genius der Sprache konnten ſie nicht verändern. So wie die Italiener die zu ſtarke Ausſprache der Römer milderten, ſo machten ſie die Spanier noch rauher; ſie behielten faſt alle rauhen Sylben bei und vervielfältigten noch die Aſpirationen auf x, j, g, h und f. Die Infinitive der Zeitwörter und die Plurale der Subſtantive gehen in Conſonanten aus und die Sprache ertönt von Sylben auf ar, er, os und as. Der ſchon ziemlich ſtarke Laut f im Lateiniſchen verwandelt ſich im Spaniſchen in den noch ſtärkern Laut h (z. B. lat. fabulari, ſpan. hablar, ſprechen), an die Stelle des mouillirten l tritt das ſtark aſpirirte j (z. B. lat. filius, ſpan. hijo, Sohn), pl wird beſtändig durch das mouillirte ll erſetzt (z. B. lat. planus, plenus, ſpan. llano, lleno, eben, voll) und für ct wird immer ch genommen (z. B. lat. factus, dictus, ſpan. hecho, dicho, gemacht, geſagt). Das Spaniſche, ſagt Simonde Sismondi, iſt vollklingender, betonter und aſpirirter als das Italieniſche; es hat etwas Würdigeres, Feſteres, Gewichtigeres; doch hat auf der andern Seite dieſe von Philoſophen und Rednern noch weniger als die italieniſche behandelte Sprache weniger Geſchmeidigkeit und Beſtimmtheit erlangt; in ihrer Größe iſt ſie nicht immer deutlich und ihre Pracht iſt nicht frei von Schwulſt. Ungeachtet dieſer Verſchiedenheit können beide Sprachen ſich noch als Schweſtern erkennen und der Übergang von der einen zur andern iſt leicht. Ehe der caſtilianiſche Dialekt in ganz Spanien der herrſchende wurde, beſtanden mehrere Dialekte neben einander; der limoſiniſche, der caſtiliſche und der galiciſche. Der limoſiniſche oder eigentlich provençaliſche Dialekt (in welchem die Troubadours für Franzoſen, Italiener und Spanier ſangen) war die Landesſprache in Aragonien, Catalonien, Valencia und Murcia. Ein Wörterbuch dieſes Dialekts lieferte Eſteve y Belvitges (Barcelona 1803. 2 Bde. Fol.). Der galiciſche Dialekt (lingoa gallega), aus welchem ſpäter das Portugieſiſche entſtand, war längs den Küſten des atlan-

tiſchen Meeres einheimiſch und näherte ſich dem caſtiliſchen (lengua castellana), welcher im Norden und in der Mitte der pyrenäiſchen Halbinſel geſprochen wurde, weit mehr als der limoſiniſche. Die baskiſche Sprache, welche den alten Cantabriern eigen war und als Urſprache der Hiſpanier gelten kann, wird jetzt noch längs den Pyrenäen und in der Provinz Biscaya geſprochen, iſt von der ſpaniſchen Sprache völlig verſchieden und hat ſich weder je mit dieſer vermiſcht, noch irgend einen Einfluß auf ihre Literatur geäußert. Ein Wörterbuch der baskiſchen Sprache beſitzen wir von M. de Larramendi (St. Sebaſtian 1745. 2 Bde. Fol.). Die helltönende und wohllautende caſtiliſche Sprache wurde erſt im XVI. Jahrh. mit der Übermacht der Caſtilier über die anderen ſpaniſchen Stämme allgemein. Sie trug aber um dieſe Zeit ſchnell den vollkommenſten Sieg über ihre Nebenbuhlerinnen davon und erhob ſich zur herrſchenden im Geſchäftsleben und in der Literatur. Die ſpaniſche Sprache iſt vielfach bearbeitet. Brauchbare Grammatiken beſitzen wir von Fr. Sobrino (Brüſſel 1717. 8. und öfter), Ant. Bordazar de Artazu (Valencia 1730. 8.), Joſ. Saez de Tegeda (Madr. 1731. 8.), von der ſpaniſchen Akademie (N. E. Madr. 1771. 8. Franzöſiſch von F. T. A. Chalumeau de Verneuil, „Grammaire espagnole de l'acad. Esp.“, Par. 1821. 8.), von F. G. Barth (Erf. 1778. 8. und öfter), J. D. Wagener (Leipz. 1795. N. A. 1807. 8.), J. F. Sandvos (Berl. 1804. 3.), J. G. Keil (Gotha 1817. 8.) und Fromm (Dresd. 1826. 8.). Wörterbücher lieferten de la Bolleſta (Salamanca 1587. 4.), Seb. de Cobarruvias Orozco (Madr. 1611. Fol.), F. Sobrino (Brüſſel 1704. 4. und öfter; neue Auflage von Fr. Cormon, Antw. 1776. 3 Bde. 4. im Auszuge, Lyon 1800. 2 Bde. 8.), die ſpaniſche Akademie (Madr. 1726. 6 Bde. Fol.), G. de Ferreras y Pando und Miguel de Manuel (Ebend. 1786. 4 Bde. Fol.), E. A. Schmid (Leipz. 1795. 2 Bde. 8.), J. D. Wagener (Hamb. 1808. 4 Bde. 8.), Nunez de Tabrada (Par. 1821. 2 Bde. 8.) und Seckendorff (Hamb. 1823. 3 Bde. 8.). 67.

Spaniſches Rohr, ſ. Rohr.

Spannung, lat. tensio; franz. tension; engl. stretching, tension, iſt der Zuſtand eines Körpers, wenn ſeine Theilchen durch eine äußere Kraft ſo von einander entfernt werden, daß die Cohäſionskraft aufs Höchſte in Anſpruch genommen wird, und kann nur bei elaſtiſchen Körpern ſtattfinden (ſ. Dehnbarkeit und Elaſticität); auch heißt ſo in der Baukunſt die Weite eines Bogens oder Gewölbes. In geiſtiger Hinſicht iſt es die angeſtrengte Richtung des Geiſtes nach Etwas hin (lat. attentio; fr. attente; engl. attention), beſonders in irgend einer Erwartung, weil hier der Geiſt ſich gleichſam nach dem Gegenſtande hinzudehnen ſcheint. 9.

Spargel, lat. asparagus; franz. asperge; engl. sperage, nennt man eine in Europa, Afrika, Oſtindien ꝛc. einheimiſche Pflanzengattung, die zu Linné's hexandria monogynia gehört. Die nutzbarſte Art davon iſt der bei uns einheimiſche gemeine S. (asparagus officinalis), deſſen Wurzel ehedem als kräftiges harntreibendes Mittel gerühmt worden, aber jetzt nicht mehr gebräuchlich iſt, da ſie durch andere Mittel in dieſer Beziehung bei Weitem übertroffen wird. Vorzüglich geſchätzt und deßhalb häufig und überall angebaut wird der S. wegen der jungen Stengeltriebe, die man im Frühjahre abſchneidet und als Speiſe genießt. 21.

Sparcaſſen. Es hat ſich ausgewieſen, daß ein hauptſächlicher Grund der immer mehr um ſich greifenden Verarmung der niederen Stände, beſonders der arbeitenden Claſſen, darin liegt, daß die letzteren, während die Capitaliſten ihr Vermögen durch Ausführung mannigfaltiger Speculationen häufen, immer auf derſelben Stelle bleiben und daher mittelbar gegen jene zurückkommen müſſen. Dieſem Übel abzuhelfen, hat man an verſchiedenen Orten (zuerſt 1786 zu Oldenburg) gewiſſe, meiſtens vom Staate oder von größeren Communen garantirte Caſſen angelegt, worin auch der Unbemittelte geringere Summen von wenigen Thalern

gegen geringe Zinſen einlegen und dadurch nicht allein ein kleines Capital aufſparen, ſondern auch ſolches durch Anwuchs der Zinſen vermehren, dadurch aber an dem allgemeinen Beſtreben nach Erhöhung des Wohlſtandes einen verhältnißmäßigen Antheil erhalten kann. Zur Erleichterung verſtattet man für die Kündigung eine ganz kurze Friſt (oft von blos 8 Tagen) und ſtellt die in Form von Intereſſenbüchern (Sparcaſſenbüchern) ausgegebenen Schuldbekenntniſſe unter fortlaufenden Nummern auf den Inhaber. Zur Deckung der Verwaltungskoſten werden mehrentheils gewiſſe Leihbanken, welche die Sparcaſſengelder gegen einen erhöhten Zinsfuß wiederum anlegen, damit verbunden. 24.

Sparta, ſ. Lakonika.

Spartacus, ſ. Sklavenkrieg.

Spartianus (Älius) iſt der Erſte der Sex scriptores historiae Augustae; über ſein Leben und Wirken wiſſen wir jedoch nichts Zuverläſſiges. Obgleich dieſe ganze Sammlung dieſer Lebensbeſchreibungen in verwahrloſter Darſtellung, barbariſcher Sprache und mit gänzlicher Unkunde der Forderungen der Biographie und Hiſtoriographie geſchrieben iſt, ſo behauptet ſie doch hohen hiſtoriſchen Werth, da ſie die einzige Quelle über dieſe Kaiſerzeit iſt. S. gehören von dieſer Sammlung die Biographien des Adrian, Älius Verus, Didius Julianus, Septimius Severus, Pescennius Niger, Caracalla und Geta. Indeß iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß S. eine und dieſelbe Perſon mit Älius Lampridius Spartianus iſt, der ebenfalls zu dieſen Biographen gerechnet und Freund oder Freigelaſſener des Kaiſers Diocletian genannt wird und welchem die „Vitae Commodi, Diadumeni, Heliogabali, Alexandri Severi“ beigelegt werden. Abgedruckt ſind dieſe Biographien in den Sammlungen aller 6 Biographen, von denen die ed. princ. Mediol. 1475. Fol. erſchien; dann von Sylburg (Frankf. 1585. Fol.); J. Gruter (Hanov. 1611); Iſ. Caſaubonus (Paris 1603. 4.); Cl. Salmaſius (Lugd. Bat. 1670. II. 8.). Die letzte Ausgabe iſt von J. Pet. Schmidt cum praef. J. L. E. Püttmanni et glossar. (Lips. 1774. 8.) und die „Bipontina“ (1787. 2 Voll. 8.). Außerdem vergl. Heyne, „Censura VI script. histor. Aug.“ (in Opuscul. VI. pag. 32) und Moller, „De Spartiano“ (Altorf. 1687. 4.). 20.

Spath, lat. spatum; franz. spathe; engl. spath, spar, bezeichnet in der Mineralogie ſehr verſchiedenartige, mehr oder weniger durchſichtige, meiſt kryſtalliſirte Körper von blättrigem Gefüge, welche theils Demant- oder Fettglanz, theils Glas- oder Perlenmutterglanz beſitzen, in dünnen Blättchen nie biegſam ſind und aus Verbindungen von Säuren mit Alkalien, Erden oder Metalloxyden beſtehen. Ihre Härte iſt = 2,5 — 6,5, ihr ſpecifiſches Gewicht von 2,5 — 8,1. Sie zerfallen in folgende Geſchlechter: 1) Schillerſpath mit 4 Unterarten, von metalliſchem Perlenmutterglanze, unebenem und ſplitterigem Bruche und meiſt dunkler Farbe; 2) Diſthenſpath von glasartigem Perlenmutterglanze, unebenem Bruche und weißlicher Farbe; 3) Triphanſpath in 2 Unterarten, von unebenem Bruche, Perlenmutterglanze und grünlichgrauer Farbe; 4) Diſtomſpath von unebenem, unvollkommen muſcheligem Bruche, glasartigem Glanze und weißlichgrüner Farbe; 3) Kuphonſpath in 11 Unterarten, von unebenem, meiſt muſcheligem Bruche, glasartigem Glanze und weißer, ins Gelbe, Graue, Röthliche, Braune ꝛc. ſpielender Farbe; 6) Petalinſpath von unebenem, muſcheligem und ſplitterigem Bruche, glas- und perlenmutterartigem Glanze und weißer ins Rothe und Grüne ſpielender Farbe; 7) Feldſpath in 3 Unterarten, von unebenem, muſcheligem Bruche, glas- und perlenmutterartigem Glanze und weißer ins Braune, Grüne und Rothe ſpielender Farbe; 8) Augitſpath in 4 Unterarten, von unebenem und muſcheligem Bruche, glasartigem in Perlenmutter- und Fettglanz ſpielendem Glanze und grüner Grundfarbe; 9) Laſurſpath in 3 Unterarten, von unebenem,

theils muſcheligem, theils ſplitterigem Bruche, Glas- und Perlenmutterglanze und blauer Farbe. — Hierzu zählen wir noch den Schwerſpath oder Baryt in 5 Unterarten, von unebenem und muſcheligem Bruche, Glasglanze, der in den Fettglanz neigt und, nach den Abarten, weißer, gelblicher, grünlicher, bläulicher und grüner Farbe; den Flußſpath in 3 Unterarten, von unebenem und muſcheligem, auch ſplitterigem Bruche, Glasglanze, in Fettglanz geneigt, und weißer Grundfarbe; und den Kalkſpath in 7 Unterarten, von muſcheligem und unebenem Bruche, Glas- und Perlenmutterglanze und ſehr verſchiedener Farbe. — Vergl. Mohs' „Grundriß der Mineralogie" (Dresden 1824. 2 Bde.); Hartmann, „Die Mineralogie" (Ilmenau 1829) und deſſen „Handwörterbuch der Mineralogie und Geognoſie" (Leipz. 1828). 40.

Spath, franz. éparvin; engl. spavin, iſt eine Krankheit der Pferde, welche in einer Geſchwulſt in den Kniegelenken beſteht und ihren Grund in einer Verhärtung der Lymphe hat, welche ſich entweder zwiſchen den Gelenkbändern feſtſetzt oder als ein Auswuchs an den Knochen (Spathknochen) zeigt. Das Übel entſteht meiſt durch zu heftige Anſtrengung des Pferdes und wird an dem hinkenden Gange deſſelben erkannt; es iſt aber ſchwer zu heilen. 30.

Spazier (Otto Richard), ein deutſcher Schriftſteller, Sohn des bekannten Schriftſtellers und Stifters der „Zeitung für die elegante Welt", Karl S., wurde im Jahre 1803 zu Leipzig geboren, ſtudirte daſelbſt die Rechte, lebte alsdann einige Zeit in Dresden und hierauf bei ſeinem Oheime, Jean Paul, den er bei der Herausgabe von deſſen Werken unterſtützte. Da er aber nach dem Tode deſſelben mit ſeinen Verwandten in Zwiſtigkeiten gerieth, ſagte er ſich von dieſem Geſchäfte los und begab ſich nach Nürnberg, um daſelbſt eine Zeitſchrift herauszugeben; ehe dieß Unternehmen aber noch zur Ausführung kam, wurde er aus Baiern verwieſen. Er wandte ſich nun nach Leipzig, bewies hier den ausgewanderten Polen viele Theilnahme und unternahm im Herbſte 1833 eine Reiſe nach Paris, während welcher ſeine Papiere von der ſächſiſchen Regierung in Beſchlag genommen wurden. Als Schriftſteller trat er zuerſt mit einer im Morgenblatte abgedruckten Rede am Grabe ſeines Oheims und dann mit mehreren Überſetzungen aus dem Spaniſchen und Engliſchen auf, ſchrieb hierauf eine Vertheidigung Tieck's wider ſeine Gegner unter dem Titel: „Dresden, wie es durch eine Goldbrille iſt" (Dresden 1830); ferner die „Ulzokin" (Leipz. 1831); „Novellen und vermiſchte Aufſätze" (Hildburghauſen 1833); „Über die letzten Ereigniſſe in Polen" (Altenb. 1831); „Geſchichte des polniſchen Volkes und ſeines Freiheitskampfes" (Ansb. 1831. 4 Hfte.); „Jean Paul Friedrich Richter, ein biographiſcher Commentar" (Leipz. 1832. 5 Bde.); und die „Geſchichte des Aufſtandes des polniſchen Volkes im Jahre 1830 u. 1831" (Altenb. 1832. Neue Ausg. Stuttg. 1834. mit 1 Heft Plänen u. Charten), welche ſein Hauptwerk und zugleich die erſte Geſchichte dieſes Aufſtandes iſt. 81.

Species (Art) ſteht dem Genus (Gattung) entgegen und bedeutet demnach das Beſondere im Gegenſatze zum Allgemeinen; daher Specificiren die Auseinanderſetzung der beſonderen Theile in einem Ganzen. 9.

Speciesthaler, ſ. Thaler.

Specifiſch (specificum) iſt Alles, was einer beſtimmten Sache eigenthümlich iſt. In der Medicin werden Specifica insbeſondere diejenigen Arzneimittel genannt, die irgend eine beſtimmte Krankheit ſicher heilen ſollen, ohne ſich Rechenſchaft von dieſer Heilwirkung geben zu können. Als ſolche Specifica werden z. B. die China in Wechſelfiebern, die Queckſilberpräparate in der Luſtſeuche und deren Formen, der Schwefel in vielen chroniſchen Hautkrankheiten, das Jod im Kropfe und in Skropheln, das Opium in der Bleikolik ꝛc. betrachtet. Man ſuchte in früherer Zeit unaufhörlich nach dem ſpecifiſchen Mittel, welches die materielle verborgene Urſache bei dem Kranken zerſtören ſollte; indeß hat endlich die Erfahrung

die Ärzte enttäuſcht und alle Verſuche haben blos zu der Erkenntniß geführt, daß manche Arzneien für manche Krankheiten mehr oder weniger geeignet ſind, ſo wie z. B. die China das Hauptheilmittel der Wechſelfieber ꝛc. abgibt. Es gibt demnach in der ſtrengen Bedeutung des Wortes keine Specifica. — Specifiſche Schwere, ſ. Gewicht. 7.

Speckbacher (Joſeph), ausgezeichnet als Anführer der Tyroler bei den Aufſtänden im Jahre 1809, ward geboren in dem tyroliſchen Dörfchen Rinn, zwiſchen Innsbruck und Hall, lebte in der Jugend theils als Wildſchütze, theils als Landwirth und war ſeit Jahren einer der Vertrauten des Sandwirths Hofer, als er unter ihm die Revolution am 12. April 1809 mit einem Überfalle der baieriſchen Garniſon zu Hall eröffnete und ſie gefangen nahm. Er that ſich hierauf in den Treffen vom 25. und 29. Mai, welche Innsbruck und ganz Tyrol zum zweiten Male befreiten, hervor und zeigte nicht geringern Muth und Umſicht bei der Blokade am Kufſtein und focht in den vorderſten Reihen am 4., 6. und 7. Aug., ſo wie in der Schlacht bei Innsbruck (am 13.), welche Lefebre-Desnouettes zwang, gänzlich aus Tyrol zu weichen. Aber mit der Vertheidigung Tyrols verband S. auch das ſalzburgiſche Gebirgsland und erfocht bei Lofer und Luftenſtein bedeutende Vortheile (16. Sept.), ward aber bei Melleck geſchlagen (16. Oct.) und entkam mit genauer Noth und nach unſaglichen Mühſeligkeiten endlich im Mai 1810 nach Wien, wo er Oberſtenpenſion erhielt und die für die Tyroler im temeswarer Banat neugeſtiftete Colonie einrichten ſollte. Beim Wiederausbruche des Krieges von 1813 wagte er ſich wieder nach Tyrol und, obſchon es zu keiner entſcheidenden Waffenthat kam, ſo leiſtete er dennoch die trefflichſten Dienſte, ſah die erſtrebte Wiedervereinigung Tyrols mit Öſtreich, ward zum Major ernannt und reiſte nach London, wo ihm allgemeine Bewunderung zu Theil ward. Er ſtarb nach ſeiner Rückkehr zu Hall 1820. Seine Wittwe und ſeine Kinder erhielten vom Kaiſer von Öſtreich Penſion. 25.

Speckſtein, Steatit, Briançoner Kreide, begreift ein derb, eingeſprengt, in Platten und Pſeudomorphoſen von Quarz, Feldſpath, Kalkſpath und Gypsformen aufzufindendes, verſchiedenfarbiges, mattes, im Striche wenig glänzendes, ſchwach an den Kanten durchſcheinendes bis undurchſichtiges, ſehr fettig anzufühlendes, nicht abfärbendes, aber ſchreibendes Mineral von 2,6 ſpecifiſcher Schwere. Es enthält 60 Theile Kieſelerde, 10 Theile Talkerde, 5—6 Theile Waſſer und etwas Eiſenoxyd. Der S. wird mit Erzen auf Gängen, Lagern und Stockwerken in den meiſten Gebirgsformationen gefunden und entſteht durch eine eigenthümliche Umwandelung und Zerlegung der Materie mancher Foſſilien, namentlich des Feldſpathes, Augites, Glimmers, Serpentins, ſelbſt des Kalkſpathes und Quarzes. Man gebraucht ihn zur Fayencebereitung, zum Poliren, Zeichnen auf Tuch, Seide ꝛc.; auch wird er gedrechſelt zu Kleinigkeiten. Der Seifenſtein von Cornwallis iſt eine Abart vom S. mit etwas geänderter chemiſcher Zuſammenſetzung. 76.

Speculation, eigentlich: forſchendes Schauen, nennt man in der Philoſophie das Denken außer den Grenzen der Erfahrungswelt, das Forſchen im Gebiete des reinen geiſtigen Anſchauens, das Zurückgehen demnach auf die erſten Gründe der Erſcheinungen durch Vernunftſchlüſſe, und ſpeculativ iſt daher gewöhnlich ſ. v. a. transſcendental (ſ. d. Art.); doch hat man darunter häufig nur eine durch die Phantaſie vermittelte Combination der Verſtandesthätigkeit verſtehen und deßhalb die S. aus der Philoſophie verbannen wollen. Nichtsdeſtoweniger iſt ſie aber ein weſentliches Erforderniß alles philoſophiſchen Denkens und nur eine Verwechſelung mit dem Begriffe der S. im gewöhnlichen Leben, wo ſie die aus gegebenen Umſtänden zu ermittelnde Berechnung des möglichen Vortheils bedeutet, hat jenes harte Urtheil erzeugt. In dieſer letztern Bedeu-

tung ſpricht man vorzüglich von der S. der Kaufleute und nennt dieſe deßhalb Speculanten. 9.

Spedition nennt man hauptſächlich bei Kaufmannswaaren die Annahme derſelben für fremde Rechnung, Bezahlung der Fracht und Speſen, das Freimachen zum Eingange auf dem Platze, Berichtigung der Abgaben, das Unterbringen der Güter in ſichere Lagerſtellen, dann die Abſendung und Verladung durch ſichere Fuhrleute oder Schiffer und Fürſorge für ſichere Ankunft auf dem weitern Platze. Derjenige, welcher dieſes Alles beſorgt, heißt Spediteur oder Güterverlader und ſein Gehülfe, der ihm das zu verladende Gut zubringt, auf dem Lande Schaffner, für Güter zur See Schiffsmäkler. 24.

Spee (Friedrich von), gleich ausgezeichnet als Menſch und Dichter, wurde 1591 (nach Anderen im Jahre 1595) zu Kaiſerswerth in der Pfalz geboren, trat um das Jahr 1615 in den Jeſuitenorden und lehrte eine Zeit lang an der Univerſität zu Köln Philoſophie und Moraltheologie. Späterhin begab er ſich nach Würzburg, wo er die wegen Zauberei zum Scheiterhaufen Verurtheilten zum Tode vorbereitete. Wie ſchmerzvoll dem gefühlvollen Manne ein ſolches Geſchäft ſein mußte, kann man erſt dann beurtheilen, wenn man weiß, daß er kurz vorher, ohne ſich zu nennen, eine Schrift: „Cautio criminalis seu de processibus contra sagas liber“ (Rinteln 1631) herausgegeben hatte, worin er den Gräuel dieſes Verfahrens gegen Unſchuldige und Bethörte ins Licht ſetzt. In ſeinem ſchönſten Lichte zeigte ſich S.'s menſchenfreundlicher Charakter, als Trier von den Kaiſerlichen und Spaniern erſtürmt wurde. Trotz der augenſcheinlichſten Gefahr wagte er ſich mitten in den Kampf, gab den Sterbenden Abſolution, verband die Verwundeten und verſchaffte ihnen Pflege und Nahrung. Aber ſo vielen Anſtrengungen unterlag der angegriffene Körper; ein Fieber ſteckte ſeinem thätigen, dem Menſchenwohle gewidmeten Leben ein zu frühes Ziel am 17. Aug. 1635. — Erſt nach ſeinem Tode beſorgte Freundeshand die Herausgabe ſeiner Gedichte („Trutznachtigall oder Geiſtlich Poetiſchs Luſtwäldlein, deßgleichen noch nie zuvor in teutſcher Sprache geſehen, durch den ehrw. P. Fridericum Spee, Prieſtern der Geſellſchaft Jeſu“, Köln 1649. 12. und mehrmals aufgelegt) und ſeines „Güldnen Tugendbuches“ (Köln 1649), welches einige geiſtliche Hirtengedichte enthält. S. bildet den Übergang von den älteren Dichtern zu denen der ſchleſiſchen Schule. Zwar ſteht ihm nicht eine ſo gebildete und kraftvolle Sprache zu Gebote als Opitz, auch in metriſcher Hinſicht möchten ſeine Gedichte Manches zu wünſchen übrig laſſen; dagegen müſſen wir anerkennen, daß durch ſeine Gedichte der Geiſt wahrer tiefer Poeſie wie glühender Hauch gegoſſen iſt, der ſich in dieſer Stärke und ſo frei von fremdartiger Beimiſchung bei keinem Dichter der damaligen Zeit bis zu Günther herab wahrnehmen läßt. Des kindlich frommen Dichters Aufgabe iſt es, die Schönheiten und Wunder der Natur und in ihnen die Größe und Herrlichkeit des Schöpfers zu preiſen; ein noch innigerer Ton erklingt, wenn er die aufopfernde Liebe des Erlöſers zum Menſchengeſchlechte und die Sehnſucht des eigenen Herzens nach Vereinigung mit ihm ſchildert. — S.'s Gedichte wurden am Rheine zu Volksliedern, während ſie in Norddeutſchland bis in die neueſte Zeit gänzlich unbekannt blieben. Proben davon gaben zuerſt H. Weſſenberg (1802) und nach ihm Fr. von Schlegel im „Poetiſchen Taſchenbuche“ (1806), beide mit einigen Abänderungen des Textes. Ein genauer wortgetreuer Abdruck der „Trutznachtigall“ nach der Ausgabe von 1649 erſchien zu Berlin 1817. 8. Eine Auswahl von S.'s Gedichten findet ſich mit ſeinem Leben in A. Gebauer's „Deutſchem Dichterſaal“ (I. 295—364). 83.

Speichel, lat. saliva; franz. salive; engl. spawl, spittle, heißt die weiße Flüſſigkeit, welche ſich in dem Munde aus den Speicheldrüſen beſtändig abſondert (man rechnet täglich über 1 Pfund) und zur Verdauung der Speiſen dient. Nach Berzelius beſteht der S. aus Waſſer, Eiweißſtoff, Mucus, ſalzſaurem Kali,

Natron und Osmazom und mehreren Säuren und hat die Eigenſchaft, die Speiſen zu erweichen und zu zerſetzen. Da er deßhalb weſentlich zu der Ernährung gehört, ſo iſt es höchſt ſchädlich, deſſelben zu viel abſondern zu laſſen und auszuwerfen und kann leicht Auszehrung zur Folge haben; auch alle Säuren, welche den S. ſtärker abſondern, in zu großem Maße genoſſen, bewirken daſſelbe. Doch wirkt der vermehrte Speichelfluß in manchen Krankheiten, wie z. B. der Luſtſeuche, auch wieder vortheilhaft. Noch iſt zu bemerken, daß der S. durch beſondere Einflüſſe in ſeinen Miſchungsverhältniſſen ſich leicht verändert und nicht ſelten giftige Beſtandtheile erhält, wie z. B. bei heftiger Aufregung, beſonders bei der Waſſerſcheu. 30.

Speijk (Jan Carel Joſeph van), durch ſeinen heldenmüthigen Tod berühmt, ward am 31. Jan. 1802 zu Amſterdam geboren, ſeit 1813 daſelbſt im Waiſenhauſe erzogen, widmete ſich dem Seedienſte, ward 1823 Seecadet zweiter und bald darauf erſter Claſſe, diente ſeit 1825 mit Auszeichnung in den indiſchen Gewäſſern, erhielt 1826 das Commando einer Kanonierſchaluppe, mit welcher er bis 1828 gegen die Seeräuber kreuzte und kehrte 1829 nach Europa zurück. Hier ward er zum Schiffslieutenant zweiter Claſſe ernannt und erhielt im September 1830 das Commando der Kanonierſchaluppe N. 2, welche zu der Station vor Antwerpen gehörte. Hier aber ward am 5. Febr. 1831 die Schaluppe plötzlich von einem heftigen Winde von den Ankern losgeriſſen und an einen Kai von Antwerpen getrieben. Trotz des geſchloſſenen Waffenſtillſtandes drangen Pöbel und belgiſche Freiwillige an den Bord derſelben, riſſen die holländiſche Flagge ab und trieben allerhand Unfug. Da faßte S. einen heldenmüthigen Entſchluß; er ſtieg in die Pulverkammer hinab, zündete dieſe mit ſeiner brennenden Cigarre an und die Schaluppe flog in die Luft. 25 Holländer, unter ihnen S., und eine weit größere Zahl Belgier fanden dabei ihren Tod. Der aufgefundene Leichnam S.'s ward in Amſterdam feierlich beerdigt, die Mannſchaft der Scheldeſtation und die Beſatzung der Citadelle von Antwerpen legten 3 Tage Trauer an und die ganze Nation feierte dieſe That durch Reden und Geſänge. 16.

Spelz, ſ. Dinkel.

Spencer (Georg John, Graf von), berühmt als Beſitzer der größten Privatbibliothek in Europa, wurde am 1. Sept. 1758 geboren und beſuchte unter Leitung des berühmten William Jones die Univerſität zu Cambridge, bereiſte hierauf einen großen Theil von Europa, trat in das Parliament, ward 1780 nach dem Tode ſeines Vaters Mitglied des Oberhauſes und ſtand auf Seiten der Oppoſition, bis die Schrecken der franzöſiſchen Revolution ihn bewogen den Miniſtern beizutreten. Im Jahre 1794 zum erſten Lord der Admiralität ernannt bekleidete er dieſen Poſten bis 1800, worauf er ſich zwar 1801 mit Pitt zurückzog, aber unter dem Miniſterium von Fox und Grenville einige Zeit als Staatsſecretair des Innern angeſtellt wurde. Nach Niederlegung dieſer Stelle lebte er jedoch bis zu ſeinem am 10. Nov. 1834 erfolgten Tode in gänzlicher Entfernung von Staatsgeſchäften. Der größte Theil ſeiner Bibliothek, zu der er 1789 den Grund legte, iſt auf ſeinem Stammſitze zu Althorp in Nordhamptonſhire aufgeſtellt und umfaßt gegen 45000 Bände, der kleinere Theil dagegen befindet ſich in London. Zur Vermehrung und Bereicherung derſelben ließ er ganz Europa bereiſen und die ſeltenſten und koſtbarſten Werke aufkaufen, ſo daß ſie beſonders reich an den älteſten gedruckten Schriften und den erſten Ausgaben der Claſſiker iſt. Vergl. über ſie Th. F. Dibdin's „Bibliotheca Spenceriana, or a descriptive catalogue of the books printed in the 15. century and of many valuable first editions“ (Lond. 1814. 4 Voll.) und deſſen „Aedes Altorpianae“. — Sein älteſter Sohn, John Charles, Lord Althorp, als Staatsmann ausgezeichnet, wurde am 30. Mai 1782 geboren, beſuchte die Univerſität zu Cambridge, trat 1803 in das Parliament

wurde unter dem Miniſterium von Fox und Grenville einer der Lords der Schatzkammer, ſtimmte als gemäßigter Whig ſtets für Reformen in Staat und Kirche und ſprach ſich beſonders ſeit 1810 entſchieden gegen alle Mißbräuche, Sinecuren, Verſchwendungen im Staatshaushalte, gegen die ſtrenge Beaufſichtigung der Fremden und gegen die Zwangsmaßregeln wider Irland aus. Im Jahre 1828 unterſtützte er mit großer Kraft den Antrag des Lord Ruſſel zu Aufhebung der Corporations- und Teſtacten, ſprach mit Nachdruck gegen jede Beſchränkung der Glaubensfreiheit, war nach dem Tode Georg's IV. eines der heftigſten Oppoſitionsmitglieder und wurde im November 1830 unter dem Miniſterium des Lord Grey zum Kanzler der Schatzkammer ernannt. Als Vertreter der Regierung im Unterhauſe wußte er, wiewohl ihm die Talente des Redners abgingen, ſich durch Mäßigung, Geſchäftskenntniß und Redlichkeit das Vertrauen der Mitglieder deſſelben zu erwerben und während ſeiner 4jährigen Finanzverwaltung gelang es ihm durch die ſtrengſte Ordnung und Einſchränkungen aller Art die Ausgaben um mehr als 2 Millionen und die Abgaben um faſt 5 Millionen Pfund Sterling zu vermindern. Er blieb auch nach Grey's Abgange unter Lord Melbourne's Verwaltung im Miniſterium und nahm nach dem Tode ſeines Vaters (nun zum Grafen S. erhoben) deſſen Platz im Oberhauſe ein, ohne daß er jedoch bis jetzt entſchiedenen Einfluß auf die Verhandlungen deſſelben hat gewinnen können. 81.

Spener (Philipp Jakob), der Reformator der evangeliſchen Kirche Deutſchlands im XVII. Jahrhundert, wurde am 13. Jan. 1635 zu Rappolsweiler im Oberelſaß geboren und erhielt ſeinen erſten wiſſenſchaftlichen Unterricht von dem Hofprediger Stolle zu Rappoltſtein. Nachdem er noch kurze Zeit das Gymnaſium zu Kolmar beſucht hatte, begab er ſich 1651 nach Straßburg, um Theologie zu ſtudiren, ward 1652 Magiſter, 1654 Führer der Prinzen Chriſtian und Ernſt Johann Karl von der Pfalz und hielt gleichzeitig philoſophiſche und hiſtoriſche Vorleſungen. Die in den Jahren 1659—1662 zu ſeiner Ausbildung unternommenen Reiſen in die Schweiz, Frankreich und Süddeutſchland wurden für ihn von der größten Wichtigkeit, indem er, wie vor ihm Calixtus, auf die Überzeugung geführt wurde, daß der ſittlich religiöſe Sinn das Ziel jeder der drei getrennten chriſtlichen Kirchen ſein müſſe. Zurückgekehrt wurde er 1663 Prediger zu Straßburg, 1664 Doctor der Theologie und 1666 Senior der Geiſtlichkeit in Frankfurt am Main. Als ſolcher begann er, durchdrungen von dem Gefühle, daß man in Gefahr ſtehe, das chriſtliche Leben über dem Buchſtabenglauben zu verlieren, ſeit 1670 in ſeinem Hauſe mit Einzelnen aus der Gemeinde Verſammlungen (collegia pietatis) zu halten, um in der gegenſeitigen Mittheilungsform und der größern Annäherung zwiſchen Lehrern und Gemeindegliedern den Zweck alles Predigens vollſtändiger zu erreichen. Zugleich beſchränkte er ſich im Gegenſatze mit den dogmatiſchen Controverspredigern auf das Praktiſche der chriſtlichen Lehre nach der heiligen Schrift. Seine reformatoriſchen Anſichten vom Kirchenthume ſprach er auch öffentlich in Schriften aus, namentlich in ſeinen frommen Wünſchen („Pia desideria oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Beſſerung der wahren evangeliſchen Kirche"), welche zuerſt als Vorrede zu Arndt's „Poſtille", dann auch beſonders (Frankf. 1678. 12.) erſchienen, und in ſeiner „Allgemeinen Gottesgelahrtheit aller gläubigen Chriſten und rechtſchaffenen Theologen" (Frankf. 1680. 12.), wozu ſpäter noch ſeine „Theologiſchen Bedenken" (Halle 1700 ff. 4 Bde.) traten. Da S. für ein wahrhaftes Bedürfniß ſprach, ſo fand ſeine Wirkſamkeit beſonders unter den Volkslehrern vielfache Anerkennung und Nachahmung. Aber die aus ſeiner auf richtigerem Begriffe von Religion gegründeten Beſtimmung des Weſens der Theologie folgerecht hervorgehende Verminderung des religiöſen Werthes der Schulgelehrſamkeit und der verbindenden Anſehens der Glaubensſymbole, die Geringachtung des blos äußerlichen Ritus, die Zuziehung der Gemeindeglieder zu eigener thätiger Theilnahme

an der vom Seelſorger geleiteten Erbauung u. a. bewirkte, daß die gelehrten orthodoxen Theologen faſt einmüthig gegen S. auftraten, nach der Streitart dieſer Zeit nicht die ganze Richtung bekämpfend, ſondern eine Menge einzelner Irrthümer rügend, über die ſich ein kleinliches Gezänk erhob, in das man die Gerichte der Fürſten hineinzog. Seit 1686 Oberhofprediger in Dresden konnte S. in dieſem Lande, das ſeit der Concordienformel und Unterdrückung der Melanchthon'ſchen Schule ein Hauptſitz der ſcholaſtiſchen Orthodoxie war, nur wenig wirken. Überdieß fiel er wegen ſeiner Sittencenſur des Hofes bei dem Churfürſten Johann Georg III. in Ungnade und ging daher 1691 als Propſt und Inſpector der Kirche zu St. Nikolai und Aſſeſſor des Conſiſtorium nach Berlin. Aber die Menge ſeiner Anhänger vermehrte ſich mit jedem Jahre und die von ihm ausgegangene pietiſtiſche Richtung erhielt jetzt auch einen eigenen wiſſenſchaftlichen Mittelpunkt oder eine Pflanzſchule in der vom Churfürſten Friedrich III. von Brandenburg 1694 geſtifteten Univerſität Halle, deren theologiſche Lehrſtellen mit Spenerianern beſetzt wurden, unter welchen der Stifter des Waiſenhauſes A. H. Francke war. Dieß vergrößerte jedoch auch den Kampf der beiden Parteien und vor Allen traten jetzt die Theologen von Leipzig, Wittenberg, Gießen und Hamburg in die Schranken; namentlich ſtellte die theologiſche Facultät zu Wittenberg (1695) durch den Profeſſor Deutſchmann eine Urkunde von 264 Irrthümern S.'s aus, welchem es nicht gelang, durch ſeine „Aufrichtige Übereinſtimmung mit der augsburgiſchen Confeſſion" die Gegner zu beſchwichtigen. Selbſt noch nach ſeinem Tode (1705) wurde der Streit in höchſt zahlreichen Schriften bis gegen die Mitte des Jahrhunderts fortgeführt. Mochte S. auch in der rein praktiſchen, nicht zugleich wiſſenſchaftlichen Richtung ſeiner Reform zu weit gehen; mochten überdieß auch ſeine zum großen Theil aus den Ungebildeten oder nicht wiſſenſchaftlich Gebildeten beſtehenden Anhänger in der Anwendung ſeiner Grundſätze Manches übertreiben: ſo hat er doch das große Verdienſt, die Kirche auf ihre Gebrechen hingewieſen, vielen nachfolgenden Theologen die Richtung von bloßer Scholaſtik auf das Praktiſche ohne Aufgeben des bibliſchwiſſenſchaftlichen Sinnes mitgetheilt und beſonders auch durch ſeine Vorträge, durch ſeine Schriften und übrigen Verhältniſſe für die Verbeſſerung der öffentlichen Religionsvorträge ungemein wohlthätig gewirkt zu haben. Mit Recht lebt er daher fort in dem dankbaren Andenken der Nachwelt und noch 1835 wurde in der Nikolaikirche zu Berlin der Gedächtnißtag ſeiner vor 200 Jahren erfolgten Geburt feierlich begangen. — Von ſeinen Schriften ſind noch bemerkenswerth: „Das geiſtliche Prieſterthum" (Frankf. 1677. 12. Berl. 1830); „Consilia et judicia theol." (Francof. 1709. 3 Voll. 4.); „Letzte theologiſche Bedenken" (Halle 1721. 3 Bde. 4.); „Wahrhafte Erzählung deſſen, was wegen der ſogenannten Pietiſten vorgegangen" (Frankf. 1697. 12.); „Des thätigen Chriſtenthums Nothwendigkeit und Mühſeligkeit" (Frankf. 1679); „Evangeliſche Lebenspflichten in einem Jahrgange Predigten" (Frankf. 1692); „Evangeliſcher Glaubenstroſt" (Ebend. 1694). Ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner Schriften findet ſich in Gleichen, „Annales ecclesiastici" (Dresd. 1730. 2. Thl. S. 468 ff.). Vergl. Hoßbach, „Ph. J. Spener und ſeine Zeit" (Berl. 1828. 2 Bde.). 63.

Spenſer (Edmund), einer der vorzüglichſten älteren engliſchen Dichter, wurde um das Jahr 1553 in London geboren, erhielt 1569 in dem Pembrokecollegium zu Cambridge eine Freiſtelle und lebte nach Erhaltung eines akademiſchen Grades bei ſeinen Verwandten in Nordengland, wo ihm die Liebe zu einem Landmädchen, das er unter dem Namen „Roſalinde" beſang, zur Abfaſſung ſeines erſten 1576 erſchienenen Gedichtes: „Shepherd's calendar" begeiſterte. Der Zueignung deſſelben an den berühmten Sir Philipp Sidney verdankte er alsdann die Stelle eines Secretairs bei dem zum Statthalter von Irland ernannten Lord Grey, den er 1580 dahin begleitete, bewarb ſich aber nach ſeiner Rückkehr von

dort nach England 1582 vergeblich um eine Stelle am Hofe; doch hatten die dabei gemachten Erfahrungen den Vortheil, daß er die Hofcabalen und Ränke mit Kraft und Wahrheit in dem Gedichte: „Mother Hubbard's tale“ ſchildern konnte. Durch die Verwendung ſeiner Gönner vermochte er endlich im Jahre 1586 eine bedeutende Beſitzung in der Grafſchaft Cork zu kaufen, wo er ſich ſelbſt in ländlichen Dichtungen als einen ſeine Heerde weidenden Schäfer beſang. Nachdem er ſich hierauf im Jahre 1590 mit ſeinem Freunde Raleigh nach London begeben hatte, erſchienen hier die drei erſten Bücher ſeiner „Fairy Queen“, die er der Königin Eliſabeth, welche ihm dafür einen Jahrgehalt von 50 Pfund Sterl. ausſetzte, widmete. Im Jahre 1591 begab er ſich zwar wieder nach Irland, kehrte aber nach dem Ausbruche der iriſchen Unruhen nach England zurück und ſchrieb daſelbſt nach Herausgabe einiger Gedichte einen Plan zur Unterjochung Irlands unter dem Titel: „View of the state of Ireland“, welcher jedoch erſt 1633 öffentlich erſchien und wegen der darin gezeigten Sachkenntniß gerühmt wurde. Darauf erſchienen 1596 drei neue Bücher der „Fairy Queen“, von den übrigen ſechs Büchern aber ſind ſpäter nur die zwei unvollſtändigen: „Cantos of mutability“ wieder aufgefunden worden, welche in der Folioausgabe von 1609 als ein Theil des verloren gegangenen Buches: „The legend of constancy“ mitgetheilt wurden. Nach einem nochmaligen einjährigen Aufenthalte auf ſeiner Beſitzung verließ er Irland bei dem Ausbruche des durch den Grafen von Tyrane erregten Aufſtandes (1598) wieder und ſtarb ſchon im Januar 1599. Er wurde ſeinem Wunſche gemäß in der Weſtminſterabtei neben Chaucer begraben und ihm ſpäter daſelbſt auch ein Denkmal errichtet. In S.'s Werken treten Liebe, Andacht und reine Sittlichkeit durchgehends hervor; ſeine Sonette, Hymnen und allegoriſchen Hirtengedichte zeichnen ſich beſonders durch Gewandtheit der Sprache und harmoniſchen Versbau aus; allein ſeinen Ruhm verdankt er vor Allem der „Fairy Queen“, einem der beſten allegoriſchen Rittergedichte, welches ſich durch Lebendigkeit der Phantaſie, Reichthum der Erfindung, Mannigfaltigkeit der Charaktere und maleriſche Schilderungen auszeichnet, obgleich ihm die in demſelben durchgehende allegoriſche Behandlung ſchadet. Außerdem ſchreibt ſich von dieſem Gedichte die Entſtehung oder wenigſtens die Ausbildung der ſogenannten Spenſerſtanze her, die aus acht zehnſylbigen Jamben und einem Alexandriner am Schluſſe gebildet wird, aus einem dreifachen männlichen oder weiblichen Reime beſteht und unter den Neueren beſonders von Lord Byron mit Glück gebraucht worden iſt. Als die beſten Ausgaben von S.'s Werken bemerken wir die von Hughes (Lond. 1715. 6 Bde. 1778. 8 Bde. 12.) und Todd (Lond. 1805. 8 Bde.) mit Anmerkungen und einer Lebensbeſchreibung S.'s. 81.

Speransky (Michael), ruſſiſcher geheimer Rath, wurde im Jahre 1771 als der Sohn eines Geiſtlichen im Gouvernement Wladimir geboren und beſuchte, nachdem er ſeine erſte Bildung in einem Seminarium zu Petersburg erhalten hatte, die geiſtliche Akademie daſelbſt, wo er beſonders in den mathematiſchen Wiſſenſchaften ſolche Fortſchritte machte, daß er ſchon in ſeinem 21. Jahre an derſelben Akademie eine Anſtellung als Profeſſor der Mathematik und Phyſik erhielt, die er bis zum Jahre 1797 bekleidete. Als Staatsſecretair dem Reichsrathe beigegeben (1801) verfaßte er nun die wichtigſten Staatsſchriften jener Periode, organiſirte 1802 das Miniſterium des Innern neu, trat 1808 an die Spitze der Geſetzescommiſſion, welche ihm einen feſteren und folgerechteren Geſchäftsgang verdankte, wurde noch in demſelben Jahre zum Collegen des Juſtizminiſters ernannt und erhielt darauf die Geſammtverwaltung der Provinz Finnland und die Oberdirection der Univerſität Abo. In dieſer Stellung bewirkte er nicht nur eine Verbeſſerung der Unterrichtsmethode in Rußland und eine bedeutende Vermehrung der Schulfonds, ſondern er ſetzte auch eine neue Einrichtung des Reichsrathes, ein neues

Finanzſyſtem und ein allgemeines Reglement für die Miniſterien durch. Dieſen durch ihn bewirkten Verbeſſerungen zufolge verdankte nun Rußland binnen zwei Jahren die Regulirung des Steuerſyſtems, die Unterſuchung des Budgets, die Errichtung eines Tilgungsfonds, die Verminderung des Papiergeldes, die Einführung eines neuen Münzſyſtems, die Errichtung eines zweckmäßigen Tarifs, einen Plan zur Reorganiſation des Senates, die Verbeſſerung der Civilgeſetzgebung, die Redaction des Handels- und die ſchnellere Ausarbeitung eines Criminalcodex. Er genoß auch das höchſte Vertrauen des Kaiſers, welcher ihn 1809 zum geheimen Rathe erhob und ihm überdieß ungehinderten Zutritt zu ſeiner Perſon geſtattete. Da aber die vielen von S. durchgeſetzten Neuerungen ihm viele und mächtige Gegner zugezogen hatten, ſo bewirkte vorzüglich der beim Beginne der Kriegsjahre nicht zu hebende Geldmangel, daß der Kaiſer der öffentlichen Stimme nachgeben und ihn entlaſſen mußte, worauf er im März 1812 mitten in der Nacht geholt und in einer Kibitka nach Niſchnei-Nowgorod gebracht wurde. Allein nach 6 Monaten nahm man die Nähe der Franzoſen zum Vorwande, um ihn nach Perm zu verweiſen, wo ſeine anfangs ärmliche Lage ſpäter durch eine ihm von dem Kaiſer bewilligte Penſion erleichtert wurde. Nun lebte er auf einem kleinen Landgute den Wiſſenſchaften, dem Landbaue und der Erziehung ſeiner Tochter, wurde aber unerwartet zum Gouverneur von Perm und 1819 zum Generalgouverneur von Sibirien ernannt. Unter großen Beſchwerden auf den häufigen Reviſionsreiſen durch die ihm anvertrauten Provinzen entwarf er hier einen neuen Adminiſtrationsplan derſelben, den er nach ſeiner Erhebung zum Reichsrathe (im März 1821) dem Kaiſer perſönlich in Petersburg überreichte. Hierauf verdankte man bald darauf ſeiner unermüdeten Thätigkeit die Vollendung der Sammlung aller in den Jahren 1649—1832 erſchienenen Geſetze, während er zugleich die in das Franzöſiſche überſetzte Schrift: „Précis des notions historiques sur la réformation du corps des lois russes etc.“ (Petersb. 1833) verfaßte. 81.

Sperber (émerillon), ein veraltetes Feldgeſchütz, war 37 Caliber lang, ſchoß 1 Pfund Eiſen und wog 460 Pfund. Mit der höchſten Elevation, die daſſelbe zuließ, erreichte man mit einer Pulverladung von 1 Pfund die Schußweite von 1873 Schritten. 61.

Speſen, franz. frais; engl. charges, nennt man den Aufwand, welchen man auf die Erhaltung oder Erlangung einer Sache macht, die Koſten oder Auslagen, welche man darauf verwendet; daher Speſenrechnung ſ. v. a. Koſtenrechnung, beim Juriſten ſ. v. a. die Liquidation. 38.

Speſſart, Waldgebirge im baieriſchen Untermainkreiſe, die ſüdweſtliche Fortſetzung des Rhöngebirges, von mehr als 200000 Morgen, wird vom Main im Süden und Weſten, von der Kinzig im Norden, vom Maine und von der niedern Saale im Oſten gleichſam umzogen, iſt 11 Meilen lang, 8 Meilen breit, ſtark bewaldet und hat 75000 Seelen. Man unterſcheidet den Vorſpeſſart im Oſten bis an die Sinn und den Main, im Süden und Weſten bis an den Main; den hohen Speſſart, der die Centralmaſſe enthält, und den Hinterſpeſſart, der ſich plateauartig gegen die Kahl und Kinzig abſenkt. Im hohen S. gedeihen nur Sommerfrüchte und Kartoffeln; der Hauptreichtum beſteht aber in den großen Wäldern, deren Ertrag auf dem Maine verfahren wird. Die höchſten Punkte des S. ſind: der Geiersberg (1896 Fuß) mit dem Signalthurme zum Behufe der trigonometriſchen Landesvermeſſung; die Hockenhöhe bei Schollbrunn (1800 Fuß); der Sandthurm, der gebrannte Berg, die Geishöhe (über 1600 Fuß hoch). Die Hauptthäler ſind der Aſchaff-, Elſava-, Hafenlohrer-, Haßlocher-, Kinzig- und Sinngrund; doch fällt der S. nirgends ſteil ab, am Meiſten gegen den Main, die Saale und Kinzig. Die Hauptmaſſe des ganzen Gebirges beſteht aus Granit, Gneus und Glimmerſchiefer, worauf ſich rother und gefleckter Sandſtein lagert.

Die milderen Gegenden der ſich bis an den Main erſtreckenden Vorgebirge liefern alle Arten von Getreide, Gemüſe, Flachs, Hanf, Obſt, Tabak und Hopfen. Außerdem gehen faſt täglich ſchwer beladene Holzſchiffe und große Flöße mit Holz den Main hinab. Im S. ſelbſt ſind die Glashütten von Weilersbrunn, Emmerichsthal, Kehl und Einſiedelhof, das Bergwerk zu Bieber, die obere Saline, dann die Eiſenwerke von Hollhämmer und Laufach beſonders zu erwähnen. Man treibt Bergbau auf Eiſen, Kupfer und Kobalt. Aſchaffenburg iſt der Hauptort. Vergl. Behlen, „Der Speſſart; Verſuch einer Topographie dieſer Waldgegend“ (Leipz. 1823—1827. 3 Bde. 8.). 71.

Speuſippus aus Athen, griechiſcher Philoſoph, war der Neffe Plato's und folgte dieſem auf dem Lehrſtuhle der Akademie (348 v. Chr.), gab aber ſchon 340 v. Chr. wegen Kränklichkeit das Lehramt wieder auf, das Xenokrates (ſ. d. Art.) übernahm, und nahm ſich endlich ſelbſt das Leben. Von ſeinen Lehren ſind nur einzelne Notizen aus Sextus Empiricus und Ariſtoteles bekannt, aus denen hervorgeht, daß er den platoniſchen Lehren ziemlich treu geblieben iſt; nur ſoll er zwei Kriterien der Wahrheit, das Denkbare und das ſinnlich Wahrnehmbare, aufgeſtellt und die platoniſchen Principien um das der Zahlen, der Größen und der Seele vermehrt haben. Von ſeinen Schriften iſt Nichts auf uns gekommen; doch ſoll er der Verfaſſer der dem Plato beigelegten Schrift: „ὅροι“ (Beſtimmungen) ſein. 16.

Sphäre, ſ. Kugel. — Den Inbegriff von Lehrſätzen, die Kugel betreffend, nennt man Sphärik, welche man vollſtändig in Pohl's „Geometrie und Trigonometrie auf der Sphäre“ (Berl. 1819); Forſtner's „Sphärik“ (Berl. 1827) und Schulz's „Sphärik“ (Leipz. 1828 und 1829) abgehandelt findet. 40.

Sphäroid nennt man denjenigen Körper, welcher von einer ſolchen krummen Oberfläche begrenzt iſt, deren Durchſchnitt mit jeder Ebene, die durch eine von drei auf einander ſenkrechten Achſen gelegt wird, eine Ellipſe iſt. 40.

Sphärometer iſt ein phyſikaliſches Inſtrument, welches dazu dient, die Geſtalt der Linſengläſer zu beſtimmen; außerdem bedient man ſich deſſelben auch zum Ausmeſſen der Dicke derjenigen dünnen Blättchen, welche, hauptſächlich von Blättergyps, die verſchiedenen Farben im polariſirten Lichtſtrahle geben. Überhaupt aber ergibt ſich der Gebrauch dieſes Inſtrumentes in einzelnen Fällen leicht, ſobald man es ſeinen Theilen nach kennt. Es beſteht nämlich aus einer in Grade eingetheilten Scheibe, welche auf 3 Füßen ruht. In der Mitte iſt eine feine Schraube, welche durch ihre Windungen vermittelſt eines Zeigers genau nach Graden angibt, um wie viel der darunter gelegte Gegenſtand höher liegt als die Grundlage, und zwar iſt es ſo fein, daß man $\frac{1}{10000}$ eines Zolles noch genau meſſen kann. 26.

Sphinx, ein Symbol der Weisheit und Stärke, ging wahrſcheinlich aus der ägyptiſchen Mythologie erſt in die griechiſche über. Die ägyptiſche S. wurde dargeſtellt als ein Löwe mit Menſchenantlitz, ruhend mit vorgeſtreckten Vorderfüßen, auf der Stirn eine kleine Schlange, auf dem Kopfe ein in Falten gelegtes Kopftuch und am Kinne zuweilen einen Bart. In den Vorhöfen der ägyptiſchen Tempel wurden oft ganze Reihen von Sphinxen aufgeſtellt. Die griechiſche Mythologie legte den Sphinxen Grauſamkeit und Luſt an räthſelhaften Reden bei; ſie waren hier die Töchter der Echidna, die ſie mit ihrem Sohne, dem dreiköpfigen Hunde Orthros, erzeugt hatte; man gab ihnen ein Mädchenhaupt, einen Hundsleib, Drachenſchwanz, Löwenklauen und zuweilen auch Flügel. Juno ſendete den Thebanern aus Zorn über des Bacchus Geburt jene verderbliche S., die auf dem phikeiſchen Berge in der Nähe von Theben hauſend den Vorübergehenden ein Räthſel aufgab und ſie, wenn ſie es nicht löſten, tödtete und auffraß. Das Räthſel lautete: welches Thier hat nur eine Stimme und geht des Morgens auf 4, des Mittags auf 2 und des Abends auf 3 Füßen? Ödipus (ſ. d. Art.) löſte das Räthſel,

indem er ſagte: jenes Thier iſt der Menſch, der im frühen Kindesalter auf Händen und Füßen kriecht, als kräftiger Mann blos auf 2 Füßen einherſchreitet und als Greis den Stab zu Hülfe nimmt. Die S. ſtürzte ſich darauf aus Verzweiflung ins Meer. — Die S. kommt vielfältig auf Münzen vor, wo ſie oft mit Menſchenhänden dargeſtellt iſt, wie auf dem Obelisk der Sonne in Rom; auf einer Münze des Hadrian iſt der Vorderleib der S. mit einem Schleier bis auf die Füße bedeckt, aus der Bruſt kommt der umgekehrte Kopf eines Krokodils hervor, unter ſeinen Füßen kriecht eine Schlange und auf dem Rücken iſt ein Greif mit dem Rade. Noch findet ſich eine große aus einem Felſen gehauene S. bei der Pyramidengruppe von Kahira, 148′ lang und vorn 62′ hoch; der jetzt noch hervorragende Theil beträgt aber blos 27′. Die S. von Sais, ein roſenfarbener Granitblock von 22 Fuß, befindet ſich jetzt in der ägyptiſchen Sammlung des Louvre. 1817 entdeckte Belzoni die coloſſale S. bei der Pyramide des Kephrenos nahe bei Theben. 11.

Sphragiſtik oder **Siegelkunde** iſt ein Theil der Diplomatik und beſchäftigt ſich mit Kenntniß der an den Urkunden befindlichen Siegel und des dazu verwandten Stoffes und bedarf daher vorzüglich einer Kenntniß der Geſchichte der Stempelſchneidekunſt und der Embleme und Wappen. Als Schriften darüber ſind zu vergleichen: M. Heineccius, „De veterum Germanorum aliarumque nationum sigillis“ (Francof. 1709. Fol.); Gercken's „Anmerkungen über die Siegel zum Nutzen der Diplomatik“ (Augsb. 1781. Stendal 1786). 30.

Spica (Kornähre) iſt ein ziemlich ſchöner Fixſtern erſter Größe im Sternbilde der Jungfrau. 13.

Spiegel, lat. speculum; franz. miroir, glace; engl. mirror, looking-glass, wird im Allgemeinen jede gerade oder krumme, auf der Oberfläche recht glatte und polirte Fläche genannt, welche die Eigenſchaft beſitzt, die von hellen Gegenſtänden auffallenden Lichtſtrahlen in derſelben Ordnung wieder zurückzuwerfen, wie ſie auffielen. Der Materie nach beſtehen die S. entweder aus durchſichtigen oder undurchſichtigen Körpern und erſtere wieder aus feſten und flüſſigen. Zu den flüſſigen gehören Waſſer, Öl, Weingeiſt &c., welche ihrer Natur nach von ſelbſt eine ebene Oberfläche erhalten; feſte durchſichtige Körper, wie namentlich das Glas, ſpiegeln gleichfalls, ſobald ſie durch Politur eine hinlänglich ebene Fläche erhalten. Die härteſten Körper nehmen die beſte Politur an und liefern daher auch die vollkommenſten Spiegel. Am Beſten eignen ſich daher Metalle (Metallſpiegel) und vorzugsweiſe die härteſten; da dieſe aber koſtbar ſind und durch jedes Anfaſſen blind werden, auch die beſten leicht roſten, ſo wählt man zum gewöhnlichen Gebrauche die Glasſpiegel und verſieht dieſelben, weil bei allen durchſichtigen Körpern zwar ein großer Theil des Lichtes von der Oberfläche reflectirt wird, aber auch ein großer Theil in dieſelben eindringt, wodurch nicht nur die Helligkeit des erzeugten Bildes geſchwächt wird, ſondern auch die von zwei Flächen begrenzten durchſichtigen Körper zwei Bilder geben, an der hintern Fläche mit einem Überzuge von ſchwarzem Tuche oder Lacke, gewöhnlich aber mit einem Belege von Zinn und Queckſilber, dem ſogenannten Zinnamalgama, welches nun den Körper ausmacht, welcher die Lichtſtrahlen zurückwirft und die Bilder erzeugt. Man theilt die S. nach Beſchaffenheit ihrer Flächen in gerade oder Planſpiegel und in gekrümmte. Letztere ſind Cylinderſpiegel, Hohlſpiegel, Kegelſpiegel und Kugelſpiegel. Durch ebene oder Planſpiegel werden alle von einem Gegenſtande auf ihn fallende Lichtſtrahlen ſo zurückgeſendet, als ob ſie ſämmtlich aus einem Gegenſtande kämen, der in gleicher Richtung und Entfernung, wie der ſtrahlende Gegenſtand, hinter dem S. liegt. Das Bild erſcheint daher im Planſpiegel gerade ſo, als ob der ſtrahlende Gegenſtand eben ſo weit hinter dem Spiegel ſtände, als er vor demſelben ſteht. Die Geſtalt und Größe des Gegenſtandes bleibt

hierbei unverändert, nur iſt bei dem Bilde das die linke Seite, was bei dem Gegenſtande die rechte iſt, weil das Bild ſeine Vorderſeite gegen des Spiegels Hinterſeite kehrt. — Im Cylinderſpiegel erſcheint der gerade vor dem S. ſtehende Gegenſtand in der Richtung, welche mit der Achſe des Cylinders zuſammenfällt, ſo wie im ebenen Spiegel, dagegen in der darauf ſenkrechten Richtung verkleinert; hier alſo nicht im richtigen Verhältniſſe der Theile, und dieß iſt noch weniger der Fall, je weiter er ſeitwärts von dem auf den S. ſehenden Beobachter liegt. Ein vor dem Cylinderſpiegel liegendes, in richtigen Verhältniſſen gezeichnetes Bild gibt daher ein verzerrtes Spiegelbild und umgekehrt muß man ein nach beſtimmten Regeln unrichtiges verzerrtes Bild zeichnen, wenn es im S. in richtigen Verhältniſſen erſcheinen ſoll. — Bei dem Hohlſpiegel iſt die hohle Seite die ſpiegelnde Fläche und ſie kann entweder kugelförmig oder paraboliſch ſein. Ein ſphäriſcher oder kugelförmiger Hohlſpiegel bringt die Strahlen, welche mit ſeiner Achſe parallel auffallen, in einen Raum zuſammen, der einen deſto geringern Theil des Halbmeſſers ausmacht, je kleiner die Breite des Spiegels iſt; auch werden die Unterſchiede der Räume, in welchen die zurückgeworfenen Strahlen die Achſe kreuzen, deſto kleiner, je näher die Strahlen in der Achſe liegen. Hierbei verdichten ſich alſo die Strahlen und dieß iſt der Grund, warum hohle Kugelſpiegel den Strahlen der Sonne ausgeſetzt das Vermögen beſitzen zu zünden. Der Punkt, wo ſich die zurückgeworfenen Strahlen vereinigen, heißt daher der Vereinigungspunkt oder der Brennpunkt (ſ. d. Art.) und die Diſtanz von der Spiegelfläche bis zu dem Brennpunkte die Brennweite (ſ. d. Art.). Wenn alle von einem Punkte des Gegenſtandes auf die Spiegelfläche fallende Strahlen auch wieder in einem einzigen Punkte in freier Luft zuſammenkommen oder verlängert ſich ſchneiden, ſo ſtellen ſie in dieſem Punkte ein Bild des Gegenſtandes dar, von dem ſie ausgingen, und zwar im erſtern Falle ein wirklich phyſiſches, im letztern ein geometriſches. Das phyſiſche Bild hat die umgekehrte Lage des Gegenſtandes und iſt, je nachdem letzterer vor oder hinter dem Mittelpunkte ſteht, größer oder kleiner als er ſelbſt. — Die Eigenſchaften des paraboliſchen Hohlſpiegels laſſen ſich ohne Zeichnung nicht vollſtändig erklären und wir verweiſen deßhalb auf Gehler's „Phyſikaliſches Wörterbuch", Bd. V. S. 506 ff. — Kegelſpiegel ſtellen der Quere nach eine Menge erhabener, der Länge nach eine Menge ebener S. dar, deren Durchmeſſer nach der Spitze hin immer kleiner wird; daher erſcheinen die Bilder von Gegenſtänden in denſelben ſo, daß die gegen die Spitze hin geſehenen Theile der Quere nach immer ſtärker verkleinert oder zuſammengezogen werden, indem ſie der Länge nach ihre eigentliche Größe behalten. — Kugelſpiegel, erhabene oder Converſpiegel, zerſtreuen die parallelen Strahlen, welche auf ihre Flächen fallen, und werfen ſie zurück und der Gegenſtand ſtellt ſich in einer geringen Entfernung hinter dem S. aufrecht und verkleinert dar; die Geſtalt deſſelben erſcheint dabei beſonders gegen den Rand des Spiegels hin etwas verzerrt und unregelmäßig. — Der Gebrauch der S. iſt ſehr alt und die früheſten waren von Metall. Außer dieſen hatte man auch harte dunkle Steine zu Spiegeln, namentlich den Obſidian. Raymundus Lullus (geſt. 1315) gibt zuerſt Nachricht, wie man das Glas durch dahinter gelegtes Blei zu Spiegeln machte. Eine der angeſehenſten Spiegelfabriken in ganz Europa iſt die von St. Gobain, einem Dorfe in Soiſſonnais, welche bereits über 100 Jahre beſteht und jetzt S. von 122 Zoll Höhe und 75 Zoll Breite gießt, die an Schönheit, Reinigkeit, Sauberkeit und Dauerhaftigkeit alle anderen übertreffen. 40.

Spiegelſextant iſt ein von Hadley erfundenes Reflexionsinſtrument, womit man ganz unabhängig von der Beſchaffenheit des Standpunktes nicht nur horizontale und vertikale Winkel, ſondern überhaupt auch Winkel in jeder Richtung gegen den Horizont, wie z. B. die Diſtanz des Mondes von irgend einem an=

dern Geſtirne, meſſen kann. Stellt man Höhenbeobachtungen mit dem S. an, ſo muß man einen ſogenannten Horizont, der entweder ein natürlicher oder ein künſtlicher ſein kann, zu Hülfe nehmen. — Die größeren S. von 8—12 Zollen Radius pflegt man auf Geſtellen anzubringen, während die kleineren (die kleinſten heißen Doſenſextanten) aus freier Hand gehalten werden. Der S. beſteht im Allgemeinen aus einem Fernrohre mit einem kleinen Spiegel davor, der das Objectivglas halb bedeckt; daneben rechts befindet ſich ein beweglicher Spiegel und links ein Sextant, auf welchem ein Zeiger die Grade des Winkels angibt, in welchem beide Spiegel gegen einander geneigt ſind, ſo daß der vom großen Spiegel im Bilde reflectirte und im kleinen Spiegel geſehene Gegenſtand nach ſeinem Standpunkte, z. B. die Sonne am Horizonte, genau beſtimmt werden kann. 13.

Spiegelteleſkop oder katoptriſches Fernrohr, iſt dasjenige optiſche Inſtrument, das theils aus metallenen Hohlſpiegeln, theils aus Gläſern zuſammengeſetzt entfernte Gegenſtände vergrößert und deutlich dem Beobachter zeigt. — Die erſten Vorſchläge zu S. that Merſenne und Newton führte ſie weiter aus, indem er Glasſpiegel und ſtatt des planen Fangſpiegels ein reflectirendes Prisma nahm, und ſo die dioptriſchen Fernröhre ſammt ihren gewöhnlichen Fehlern verdrängen wollte. Schon früher ſchlug Gregory vor, den großen Spiegel zu durchbohren und das Bild in einem zweiten Hohlſpiegel aufzufangen, Caſſegrain hingegen nahm einen convexen Fangſpiegel, der das S. um die Hälfte kürzer machte. Hook verfertigte 1674 Gregory'ſche und Hadley 1723 Newton'ſche S. Unter den angegebenen Werkzeugen bleibt das letzte immer das beſte; doch nahmen Herſchel und Schröter den Fangſpiegel weg und richteten durch die ſchräge Lage des großen Spiegels die Strahlen des Bildes unmittelbar in das Auge des Beobachters, was indeß freilich blos bei großen Inſtrumenten angeht. — Über Herſchel's ſogenanntes Rieſenteleſkop, die beſte Compoſition zu Spiegeln, das Centriren und die Geſchichte der Erfindung ſ. man: ‚Beſchreibung des vierzigfüßigen Teleſkops von W. Herſchel" überſ. von Geisler (Leipz. 1799); „Über die Verfertigung der Metallſpiegel zu Teleſkopen" von Mudge (in den Philos. trans. LXVII.); Schröter „Beiträge zu den neueſten aſtronomiſchen Entdeckungen" (Berl. 1788, 154 ff.). — Jetzt, da die dioptriſchen Fernröhre (ſ. Fernrohr) in vorher nie geahnter, größtmöglichſter ausgezeichner Güte und Wirkung zu München verfertigt werden, ſind die S. mit Recht außer allen Gebrauch gekommen, indem die achromatiſchen Fernröhre bei überdieß ungleich leichterer Handhabung ſchärfere und hellere Bilder durch Refraction, als die S. durch Reflexion, geben, auch dieſelben Vergrößerungen, wie dieſe, vertragen können. 13.

Spiel, lat. ludus; franz. jeu; engl. play, drückt 1) überhaupt eine leichte und uneingeſchränkte Bewegung aus; daher Spielraum, z. B. bei Maſchinen, Gewehren u. dergl., ein ſolcher Raum, welcher die Bewegung verſtattet; Geberdenſpiel, Spiel auf muſikaliſchen Inſtrumenten, Spiel der Phantaſie ꝛc., welche ſich alle auf das Leichte, Ungezwungene, Abwechſelnde und Harmoniſche der Bewegung beziehen. 2) Bezieht man deßhalb den Ausdruck auch auf das Angenenehme und Gefällige, welches in einer ungezwungenen Abwechſelung zu finden iſt, und ſetzt das Spiel dem Ernſthaften entgegen. Daher iſt S. ſo viel als Zeitvertreib, z. B. Schauſpiel, Zauberſpiel u. a.; die Inſtrumente dazu heißen: Spielzeug. Bildlich wendet man ſolches dann noch auf Gegenſtände an, welche ſich nicht in ſteten Formen wiederholen, ſondern in abwechſelnden Geſtalten hervortreten, wie Farbenſpiel; in der Natur unter den verſchiedenen Geſchlechtern die Spielarten. 3) Bezeichnet S. die Abwechſelungen des Zufalls. 4) Endlich verſteht man unter S. einen Vertrag, bei welchem Mehrere ſich bemühen, in gewiſſen Dingen einander zu übertreffen, mit der Bedingung, daß dem Sieger gewiſſe Vortheile zukommen ſollen. Man macht

dabei den Unterſchied, a. zwiſchen dem Geſellſchaftsſpiele, bei welchem der Ausgang nicht einzig und allein vom Zufalle, ſondern auch, wenigſtens zum Theil, von der Geſchicklichkeit des Spielenden abhängt, z. B. beim Kartenſpiele, durch das Ausſpielen u. dergl., b. oder dem Hazardſpiele, bei welchem der Ausgang vom bloßen Zufalle abhängt. Dieſer Unterſchied iſt jedoch kein nothwendiger, ſondern wird meiſtens nur durch den Mißbrauch eines an ſich erlaubten Spiels bedingt, wie es z. B. beim Börſenſpiele oder bei dem gewagten Ein- und Verkaufe von geldwerthen Papieren der Fall iſt. Die Staatsmänner wie die Philoſophen aller Zeiten haben ſich die Köpfe darüber zerbrochen, in wiefern die Hazardſpiele dem Volke zuzulaſſen oder zu verbieten ſein möchten. Man hat jedoch, ſobald man das Verbot weiter als auf den nach den jedesmaligen Verhältniſſen zu beurtheilenden Mißbrauch ausgedehnt, nie auf einen ſichern Grund kommen können und daher an manchen Orten das Hazardſpiel zu gelaſſen, an anderen aber verboten. Da indeß jede menſchliche Einrichtung das Eigene hat, daß ſie ſich nach den Bedürfniſſen, dem Geſchmacke und den Wünſchen des Zeitalters richtet, ſo hat ſich auch hier die Erfahrung bewährt, daß die verſchiedenen Arten der Spiele ſich überlebten und dann auch ohne Verbot anderen Spielen Platz machten, ſo lange ſie aber noch die allgemeine Stimmung für ſich hatten, mit Erfolg und zuweilen ohne ſchlimmere Folgen nicht wohl unterdrückt werden konnten. 31.

Spielkarten, ſ. Karte.

Spielmann (Jakob Reinhold), bekannter Arzt, wurde zu Straßburg am 31. März 1722 geboren, ſtudirte auf mehreren deutſchen Univerſitäten, ſowie in Paris Medicin und kehrte hierauf nach ſeiner Vaterſtadt zurück, wo er an der Univerſität Phyſiologie und Chemie lehrte, ſpäter zum Profeſſor der Poeſie und endlich 1759 zum Profeſſor der Botanik und Chemie ernannt wurde und am 9. Sept. 1783 ſtarb. Von ſeinen Schriften haben ſeine „Institutiones chemiae“ (Argent. 1763) dem heutigen Stande der Wiſſenſchaft zufolge keinen Werth mehr; ſeine „Institutiones materiae medicae“ (Argent. 1774 und deutſch 1776) werden indeſſen zuweilen noch benutzt, weil ſie bei der großen Gelehrſamkeit ihres Verfaſſers einen Schatz von ſeltenen Beobachtungen enthalten. 39.

Spieß (Chriſtian Heinrich), einer der fruchtbarſten deutſchen Romanſchriftſteller, wurde im Jahre 1755 zu Freiberg in Sachſen geboren, hielt ſich längere Zeit bei einer wandernden Schauſpielergeſellſchaft auf und wurde darauf als Wirthſchaftsbeamter auf dem Schloſſe Betdiekan in Böhmen angeſtellt, wo er am 17. Aug. 1799 ſtarb. Als dramatiſcher Schriftſteller fand er beſonders mit dem Schauſpiele „Klara von Hoheneichen“ (Prag 1790) allgemeinen Beifall. Von nun an lieferte er eine große Menge Schauſpiele und Romane, von denen die bekannteſten ſind: „General Schlenzheim, ein Schauſpiel“ (Leipz. 1785); „Biographien der Selbſtmörder“ (Prag 1785. 4 Bde.; 3. Aufl. 1789); „Das Petermännchen“ (Leipz. 1791. 2 Bde.); „Der Mäuſefallen- und Hechelkrämer“ (Prag 1792, 2. Aufl. 1795); „Der alte Überall und Nirgends“ (Leipz. 1792. 4 Bde.; 5. Aufl. 1824); „Die zwölf ſchlafenden Jungfrauen“ (Leipz. 1794—1796. 3 Thle.); „Die Löwenritter“ (Leipz. 1794. 4 Thle.); „Biographien der Wahnſinnigen“ (Leipz. 1795 u. 1796. 4 Bde.) und „Hans Heiling, ein Volksmärchen“ (Leipz. 1798—1799. 4 Thle.). Obgleich ihm ein großer Reichthum der Erfindung nicht abzuſprechen iſt, ſo ließ er ſich doch durch den unbedingten Beifall, welchen ſeine Schriften fanden, verleiten, denſelben blos einen höchſt oberflächlichen poetiſchen Schimmer zu verleihen, wodurch ihnen aller dauernde Werth entzogen wurde. 81.

Spießglanz oder Spießglas, lat. antimonium; franz. antimoine; engl. antimony, black lead, iſt ein ſehr ſprödes, mäßig hartes, nur wenig klingendes Metall von zinnweißer Farbe und blättrigem Gefüge, das etwas ſchwerer als

der Zink ſchmilzt und in der Weißglühhitze flüchtig wird. Seine ſpecifiſche Schwere iſt 6,860 oder nach Briſſon 6,7021. Man findet es gediegen in Elſaß; als Oxyd in verſchiedenen Spießglanzerzen. Durch das Verpuffen mit Salpeter erhält man ein vollkommenes Spießglanzoxyd, das 0,21 Sauerſtoff enthält, feuerbeſtändig iſt und im Glühfeuer zu einem hyacinthfarbenen Glaſe ſchmilzt. In einer höhern Temperatur verflüchtigt ſich das S. bei dem Zutritte der Luft als ein weißer Rauch, der ein unvollkommenes Oxyd in Form weißer, glänzender Nadeln abſetzt, welches ſich mit den Säuren vereinigt und Antimonialſalze bildet. Das Eiſen aber ſchlägt das Antimonium aus ſeinen Auflöſungen metalliſch nieder. Wird S. mit den Metallen verbunden, ſo macht es dieſelben ſpröde und bleich; den Kunſtfeuerſätzen beigemiſcht gibt es ein helles und weißes Feuer. 61.

Spillgelder, von Spille, der altdeutſchen Benennung der Frauen hergenommen, ſind Gelder, welche bei der Ehe nicht wie das übrige Einbringen zugleich mit der Frau dem Manne zur willkührlichen Beſtimmung zukommen, ſondern der Frau zu ihrer eignen Verfügung bleiben. Da die Frau ſich ſolche vor Eingehung des Ehebündniſſes beſonders vorbehalten hat (denn nachher würde ſolches zu ſpät ſein), ſo werden dieſe Gelder auch Receptitiengelder (bona receptitia), oder vorbehalten Gut genannt. In Staaten, wo die Frauen noch gezwungen ſind, ihr Vermögen dem Manne ohne ſichere Garantie hinzugeben, iſt es für dieſelben noch rathſam, ſich durch einen Ehevertrag wenigſtens einen Theil ihres Vermögens für den Nothfall zur eignen Subſiſtenz zu ſichern; da indeß die S. ihrer Beſtimmung nach dem Manne nicht ſollen in die Hände gegeben werden, ſo genießen ſie auch, wenn es doch unvorſichtigerweiſe geſchehen iſt, kein Pfandrecht in ſeinem Vermögen, ſondern werden unter die gemeinen Schulden gerechnet (vergl. Eingebrachtes). 13.

Spillmagen ſind ſ. v. a. Cognaten.

Spindler (Karl), ein rühmlich bekannter deutſcher Romanſchriftſteller, wurde 1797 zu Breslau geboren, ſtudirte die Rechte in Straßburg und ging hierauf zum Theater über, bei dem er über zehn Jahre blieb, ohne jedoch während dieſer Zeit bedeutendere Rollen übernommen zu haben. Gegenwärtig lebt er als Privatgelehrter in Stuttgart. Schon als Schauſpieler gab er mehrere Romane, Erzählungen und ein Drama zum Theil ohne ſeinen Namen heraus, jedoch begründeten erſt ſeine ſpäteren Arbeiten ſeinen Ruf als Schriftſteller. Unter ſeinen Romanen bemerken wir als die wichtigſten: „Der Baſtard" (Zürich 1826. 3 Thle.); „Der Jude" (Stuttg. 1827. 3 Thle.); „Der Jeſuit" (Stuttg. 1828. 3 Thle.); „Der Invalide" (Stuttg. 1830. 4 Thle.). Außerdem lieferte er eine große Menge kleinerer Romane in Taſchenbücher und Zeitſchriften, welche er geſammelt unter mehreren Titeln, zuletzt als „Sommermalven" (Stuttg. 1833) herausgab. Auch hat er ſeit 1829 die Herausgabe der von ihm neu gegründeten „Damenzeitung" und ſeit 1830 die Redaction des von ihm allein geſchriebenen Taſchenbuchs „Vergißmeinnicht" unternommen. Seine Romane zeichnen ſich durch reiche und blühende, doch bisweilen etwas zu überladene Schilderungen und kräftige Charakterzeichnungen aus, weniger aber gelingt ihm die ruhige pſychologiſche Entwickelung der Handlung, welche oft durch zu ſchroffe Übergänge zu ihrem Ziele geführt wird. 81.

Spinell, lat. spinellus; franz. spinelle; engl. spinell, ein Mineral von teſſulariſchen oder dem Syſteme des Würfels angehörenden Kryſtallformen, Härte des Topaſes, unvollkommen blättriger Structur, muſchligem Bruche, rothen, blauen, grünen, ſchwarzen, braunen und weißen Farben, ſtarkem Glasglanze und Durchſichtigkeit in verſchiedenen Graden, enthält Thonerde, Kieſelerde und Talkerde. Der edle S., welcher die höchſten Grade der Durchſichtigkeit und die ſchönſten Farben beſitzt, ſteht als Edelſtein im Werthe. Man findet ihn in loſen Kryſtal-

len im Thone und Lehme des Schuttlandes und im Sandboden der Flüſſe mit Sapphir, Granat, Turmalin in Ceylon, Pegu und Myſore. Der lichtponceau- und dunkelroſenrothe wird Rubin-S. genannt; der blaßrothe und roſenrothe Balasrubin; der cochenillenrothe, violblaue und röthlichbraune Almandin; der hyacinthrothe, gelblichrothe und orangegelbe Rubicell. 76.

Spinett, ital. spinetto; franz. épinette; engl. spinet, auch clavicordium genannt, iſt ein in früherer Zeit ſehr gewöhnliches, jetzt aber ganz außer Gebrauch gekommenes Taſteninſtrument, das gewöhnlich nur ein einziges Chor Saiten hat, die eine Quinte oder Octave höher geſtimmt ſind als beim Claviere und deſſen Töne vermittelſt Spitzen von Rabenfedern, womit die Saiten geſchlagen werden, hervorgebracht werden. Der Umfang der Töne dieſes Inſtruments beträgt ſelten mehr als 3 Octaven und zwar vom großen bis zum dreigeſtrichenen c. In England führt es den Namen Virginal. 20.

Spinnen, lat. araneae; franz. araignées; engl. spinders, gehören zu den Inſekten und haben als Gattungskennzeichen 8 Augen, ein Maul mit 2 Freßzangen, 2 gegliederte Fühlſpitzen, 8 Füße und am dicken Hintertheile fleiſchige Warzen, aus welchen die Fäden ihres Geſpinnſtes hervorgehen. Die Fäden ſind ſehr fein und den der Seidenraupe ähnlich, doch nicht von derſelben Feſtigkeit, obwohl damit gemachte Verſuche, ſie zu weben, nicht ganz erfolglos geblieben ſind, ja man hat ſogar daſſelbe zu Kupferſtichen benutzt. Die S. ſpinnen ihr Gewebe fächer- oder ſcheibenartig in Ecken oder zwiſchen Balken aus und lauern ſtets ruhig im Hintergrunde, bis irgend ein kleines Inſect ſich darin fängt, das ſie dann ſogleich faſſen und ausſaugen. Sie ſelbſt ſind die ungeſelligſten aller Thiere, leiden nie eine andere in ihrem Bereiche und freſſen ſich ſogar ſelbſt auf. Es gibt eine Menge Arten, von denen die bemerkenswertheſten ſind: die Kreuzſpinne, welche ſich durch einen ſehr dicken Hinterleib und eine durch regelmäßige Punkte darauf gezeichnete kreuzähnliche Figur auszeichnet; die Tarantel in der Gegend von Tarent in Italien, viel größer als die Kreuzſpinne, von dunkler Farbe und meiſt ſehr rauch; die Buſch- oder ſurinamſche Spinne, von der Größe einer Fauſt, welche ſelbſt Kolibris fängt und auffrißt; die Curaſſao- oder Orangeſpinne, von der Größe der Kreuzſpinne, dunkelbrauner Farbe und mit nur 6 Füßen, welche in der Erde lebt. Die Furcht vor den S. iſt ungegründet; nur der Biß der Kreuzſpinne und vorzüglich der Tarantel iſt gefährlich, der der Orangeſpinne ſogar Wahnſinn erregend und höchſt giftig; andere Arten hingegen ſind ganz unſchädlich und werden ſelbſt von Vielen gegeſſen. Da ſie gegen die Witterung ſehr empfindlich ſind, ſo hat man eine eigne Witterungslehre auf ſie gegründet (ſ. Arachnologie). 30.

Spinnen, lat. fila deducere; franz filer, corder; engl. to spin, nennt man die Verwandlung mancher Thierhaare und Pflanzenfaſern, namentlich der Schafwolle, der Baumwolle, des Flachſes und Hanfes in einen einzigen langen gleichförmigen Faden, welcher Garn heißt. Das einfachſte unter den dazu gebrauchten Werkzeugen iſt die Spindel (lat. fusus; franz. fuseau; engl. spindle), deren Erfindung ſich in das höchſte Alterthum verliert. Das auf einem Geſtelle, dem Spinnrocken (lat. colus; franz. grenouille; engl. rook, diotaff), befeſtigte Material wird zwiſchen den Fingern der einen Hand zu einem Faden ausgezogen und zuſammengedreht, während die andere Hand die Spindel, an welcher der Faden befeſtigt iſt, ſo um ihre Achſe ſchnellt, daß ſich der Faden herumwickeln muß. Dieſe Art S. iſt zwar weit mühſamer als das S. an dem Spinnrade (franz. rouet; engl. spinning-wheel); dagegen iſt das an der Spindel geſponnene Garn weit feſter, geſchmeidiger, lockerer und gleichförmiger, läßt ſich auch beſſer bleichen und färben als das am Rade geſponnene. In neuerer Zeit bedient man ſich beim Flachs- und Hanfſpinnen häufig auch der Doppelſpinnräder,

welche mit einem Schnurenrade zwei Rollen, zwei Spindeln und zwei Spuhlen vereinigen und auf denen eine Perſon zwei Fäden auf einmal ſpinnen kann. Man rechnet, daß auf einem ſolchen Rade eine geſchickte Spinnerin täglich $2\frac{1}{2}$ Stück Garn ſpinnen kann. Die **Spinnmaſchine** (franz. machine à filer; engl. spinning-engine) dagegen hat eine ſolche Einrichtung, daß darauf 100, 150 und mehrere Fäden zugleich geſponnen werden können. Die ſie in Bewegung ſezzenden Kräfte kommen entweder von Menſchen oder von Pferden, Waſſerrädern oder Dampfmaſchinen (ſ. d. Art.). Die erſte 1767 von James Hargreaves in England erfundene Spinnmaſchine, welche er spinning jenny nannte, war zwar noch ziemlich unvollkommen, erregte aber deſſenungeachtet wiederholte Aufſtände der Spinner, welche dadurch brodlos zu werden glaubten, welche ſich nur mit der gewaltſamen Zertrümmerung der Maſchine endigten. Als aber Arkwright (ſ. d. Art.) 1774 zu Nottinghàm ſeine ganz im Geheimen zu Stande gebrachte Spinnmaſchine, welche zuerſt durch ein Mühlwerk, dann durch eine Dampfmaſchine in Bewegung geſetzt wurde und eine große Menge wollener und baumwollener Fäden zugleich ſpann, öffentlich aufſtellte, fand ſie jenem Vorurtheile zum Trotze bald eine allgemeine Anerkennung. Jeder zum Maſchinenſpinnen dienende Apparat beſteht außer den Krempelmaſchinen und anderen Vorbereitungsmaſchinen aus der Streckmaſchine, der Drillmaſchine, der Vorſpinnmaſchine und der Verfeinerungsmaſchine. Die Haupttheile der **Streckmaſchine** (drawing frame) ſind kleine eiſerne oder ſtählerne horizontal liegende cannelirte Walzen, welche das von den Krempelmaſchinen erhaltene lockere Material ſo zwiſchen ſich hindurchzwängen, daß es zu einer Art ſchmalem lockerem Bande gezogen wird. Die Haupttheile der **Drill-** oder **Flaſchenmaſchine**, auch **Kannenmaſchine** oder **Laternenbank** genannt (can roving frame), ſind zuerſt ebenfalls ſolche Walzen, welche jene Bänder noch länger und dünner ſtrecken, aber auch noch beſondere vertical umlaufende blecherne Flaſchen oben mit einem Halſe, in welchen dieſe Bänder hineingeleitet ſind. Durch den Umlauf dieſer Flaſchen werden die Bänder zu pfeifenſtielartigen lockeren Fäden (rovings) zuſammengedreht, worauf das eigentliche Vor- oder Grobſpinnen mittelſt der **Vorſpinnmaſchine** (stretcher oder billy) erfolgt. Auch hier werden die Fäden zwiſchen Walzen noch dünner und länger geſtreckt und von hier aus winden ſie ſich auf lothrecht umlaufende mit Spuhlen verſehene Spindeln, die auf dem langen Geſtelle eines Wagens ſtecken, womit ſie abwechſelnd vor- und rückwärts bewegt werden. Eine herzförmige Scheibe bewirkt das gleichmäßige Aufwickeln des Garns auf die Spuhlen. Zuletzt erfolgt das weitere Ausdehnen, Verdünnen und Zuſammendrehen der Fäden oder das ſogenannte Feinſpinnen auf der **Verfeinerungsmaſchine**, deren Einrichtung im Ganzen dieſelbe iſt, wie bei der vorigen, nur daß manche ihrer Theile, z. B. die Walzen, etwas zarter und feiner ſind. In mehreren Fabriken iſt ſeit einigen Jahren ſtatt der Drillmaſchine die ſogenannte **Spindelbank** (Grob- und Feinſpindelbank, spindle roving frame, bobbin and fly frame) eingeführt, welche weit künſtlicher und zuſammengeſetzter iſt, als jene, aber auch die Rovings noch beſſer dreht. Man unterſcheidet von den Feinſpinnmaſchinen Water- oder **Droſſelmaſchinen** und **Mulemaſchinen** und hiernach heißt auch das Garn Watergarn (water twist) oder Mulegarn (mule twist). Der Hauptunterſchied der **Mulemaſchine** (mule spinning frame, mule jenny) von der Watermaſchine beſteht darin, daß ſie das S. und Aufwickeln nicht gleichzeitig und ununterbrochen verrichtet, ſondern daß ſie immer nur ein Stück Faden von gewiſſer Länge, etwa 5 Fuß, ſpinnt, daſſelbe dann aufwickelt, wieder ein neues Stück ſpinnt, wieder aufwickelt und ſo fort. Die ganze Mulemaſchine beſteht aus einem feſtſtehenden und einem beweglichen Haupttheile. Erſterer enthält das Streckwerk und den größten Theil des Bewegungsmechanismus; letzterer macht den ſogenannten Wagen aus, auf wel-

chem die Spindeln ſammt dem übrigen Bewegungsmechanismus befindlich ſind. Das Streckwerk beſteht aus drei Reihen Walzenpaaren, durch welche das auf drei über einander befindlichen Spuhlenreihen erhaltene Garn hindurchgeführt wird, während der auf Rädern ruhende Wagen unter der beſtändigen Bewegung der Spindeln rückwärts geht. Iſt dieſer an dem Ende ſeines Weges angekommen, ſo hört die Bewegung der Streckwalzen auf, die Spindeln aber fahren fort umzulaufen, bis der nun nicht mehr verlängerte Faden ſeine Drehung gehörig erhalten hat, worauf ſich der Wagen wieder nach den Walzen hin bewegt, und die geſponnenen Faden ſich um die Spuhlen wickeln. — Die erſte Spinnmaſchine in Frankreich wurde 1787 vom Herrn von Calonne eingeführt, von wo an ſich die Maſchinenſpinnerei bald in mehreren Theilen des Landes ausbreitete. Die meiſten Spinnmaſchinen Frankreichs werden jedoch durch Menſchenhände oder durch Pferde in Bewegung geſetzt. In der Schweitz ward die erſte Spinnmaſchine 1798 in St. Gallen errichtet. In Deutſchland ſind es beſonders die öſtreichiſchen Staaten, welche ſich durch viele und ausgezeichnete Spinnereien hervorthun. Namentlich gibt es in den Umgebungen von Wien große und viele durch Waſſer getriebene Spinnmaſchinen. In Sachſen wurden frühzeitig Spinnereien angelegt, allein erſt Napoleon's Continentalſyſtem begünſtigte deren Emporkommen, ſeit welcher Zeit ſie ſehr verbeſſert und vervielfältigt worden ſind, ſo daß die ſächſiſchen Spinnereien jetzt vollkommen mit den engliſchen wetteifern könnten, wenn nicht größerer Capitalverlag und die leichtere Anſchaffung des rohen Stoffes jene mehr begünſtigte. Auch in Preußen wird die Maſchinenſpinnerei ſehr befördert. In Rußland, namentlich in Petersburg, ſind mehrere Spinnmaſchinen angelegt worden, deren Production jedoch nicht hinlänglich iſt. Die in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten errichteten Spinnmaſchinen können wegen des hohen Arbeitslohnes und Capitalverlags mit den europäiſchen nicht Preis halten. Eine ſehr ausführliche und genaue Zeichnung der vorzüglichſten zur Baumwollſpinnerei gehörigen Maſchinen findet man in dem ſchätzbaren Werke: „Nouveau système complet de filature de coton etc. par Le Blanc; précédé d'un texte descriptif par Molard jeune“ (Paris et Bruxelles 1828). 26.

Spinola (Ambroſius, Marquis von), berühmter ſpaniſcher Feldherr, wurde im Jahre 1569 zu Genua geboren, ſtellte ſich zu Ende des XVI. Jahrh. in der Weiſe der italieniſchen Condottieri an die Spitze von 9000 Mann kriegskundiger ſpaniſcher und italieniſcher Truppen, trat in ſpaniſche Dienſte und ſuchte ſtets ſo ſtrenge Kriegszucht und Ordnung zu erhalten, daß ſein Corps ſich überall auszeichnete. Durch den ſteigenden Kriegsruf S.'s veranlaßt trug ihm der Erzherzog Albrecht von Öſtreich, der Generalſtatthalter der Niederlande, die Fortſetzung der bereits ſchon länger als zwei Jahre belagerten Feſtung Oſtende auf, deren Eroberung ihm auch 1604 gelang und ſeinen Ruhm über ganz Europa verbreitete. Nun wurde er zum Oberbefehlshaber aller ſpaniſchen und italieniſchen Truppen in den Niederlanden mit faſt unumſchränkter Gewalt ernannt. Nachdem aber S. und Moritz von Oranien ſich lange Zeit mit meiſterhafter Kriegskunſt bekämpft hatten, ohne entſcheidende Vortheile über einander erringen zu können, führte die Niederlage der ſpaniſchen Flotte (1607) in der Nähe von Gibraltar einen zwölfjährigen Waffenſtillſtand im Jahre 1609 zwiſchen den Spaniern und Niederländern herbei, welcher S. außer Thätigkeit ſetzte. Allein als 1620 die jülich-clevesche Erbſtreitigkeit aufs Neue den Wiederausbruch des Krieges veranlaßt hatte, eroberte S. einen großen Strich Landes zwiſchen dem Rheine und Holland und nahm Cleve und nach einer Belagerung von zehn Monaten Breda (im Mai 1625). Doch ſeine durch die Strapazen des Krieges zerrüttete Geſundheit nöthigte ihn kurze Zeit nachher den Oberbefehl niederzulegen. Er kehrte nach Italien zurück, unternahm hier noch die Belagerung der Feſtung Caſale, ſtarb aber ſchon

1630 noch vor Eroberung derſelben, nachdem ihm Mißverhältniſſe mit dem ſpaniſchen Hofe ſeine letzte Lebenszeit mannigfach verbittert hatten. 81.

Spinoza (Benedict oder Baruch), wurde 1632 zu Amſterdam geboren als der Sohn jüdiſcher, aus Portugal ſtammender Eltern. Die Lehren der moſaiſchen Religion gaben ihm Stoff zum Denken und Zweifeln; das eifrige Studium des Talmud, aus dem er klarere Einſicht zu ſchöpfen hoffte, diente nur dazu, ſeine Zweifel zu vermehren und ihn dem Ceremoniell ſeines Glaubens zu entfremden, und die von den ſtrengen Rabbinen gegen ihn erhobene Anklage und die Ausbrüche des auf ihn eindringenden rohen und unverſtändigen Fanatismus, der ihn zum feierlichen Widerrufe in der Synagoge durch Androhung der Excommunication zu zwingen ſuchte, waren nicht geeignet, ihn ſeinem Volke und ſeinem angebornen Glauben zu befreunden. Er gab daher, wiewohl widerſtrebend und nur durch das höhere Intereſſe der Wahrheit gedrungen, ſeine Beziehungen zu jenem und dieſem auf und ſuchte bei Chriſten Belehrung und tieferes Wiſſen, ohne den chriſtlichen Glauben anzunehmen, vielmehr nur der eignen, ſcharf erkannten und innig gefühlten Überzeugung von einer reinern göttlichen Wahrheit, ohne das Ceremoniell und die beſchränkenden Formen einer beſtimmten Religion mit voller Seele hingegeben. — Nächſt dem Studium der griechiſchen und lateiniſchen Sprache war es beſonders die Mathematik und die herrſchende carteſianiſche Philoſophie, welche ihn ernſtlich und angeſtrengt beſchäftigte. Indeſſen hatten ſeine Glaubensgenoſſen, nachdem ſie vergeblich verſucht hatten, durch Verſprechungen das gefährliche Beiſpiel eines Übertritts abzuwenden, ihn nach einem vergeblichen Mordverſuche nicht nur aus ihrer Gemeinſchaft ausgeſchloſſen, ſondern auch als Gotteslätterer beim Magiſtrate von Amſterdam verklagt und ſeine Verweiſung aus dieſer Stadt durchgeſetzt. Er zog ſich daher auf ein Dorf bei Amſterdam zurück, ausſchließlich ſeinen Studien und der Verfertigung optiſcher Inſtrumente, durch welche er ſich ſeinen Unterhalt verdiente, obliegend. Dieſelbe Lebensweiſe ſetzte er ſpäter im Haag fort, wo er ruhig und unangefochten in glücklicher und thätiger Muße den Reſt ſeines Lebens zubrachte und ſogar eine Profeſſur der Philoſophie in Heidelberg, die ihm mit Zuſicherung der größten Lehrfreiheit angeboten ward, aus Furcht, in ſeinem philoſophiſchen Selbſtſtudium geſtört zu werden, ausſchlug. — Sein ſchwächlicher Körper erlag früh den übermäßigen Anſtrengungen ſeines Geiſtes und er ſtarb ſchon im 45. Jahre (1677) eines ſchnellen und ſanften Todes. Mit ſeinem weitverbreiteten Ruhme hatte ſich auch ſchon bei ſeinen Lebenszeiten Anfeindung und Verläumdung mancherlei Art erhoben, jetzt wurde dieſe lauter und gab ſein Andenken jeglicher Mißachtung preis; doch ſeinen Charakter und Wandel vermochten auch ſeine Feinde nicht zu verunglimpfen. — Seine Lehre ging ſtreng conſequent aus der carteſianiſchen hervor. Carteſius (ſ. d. Art.) hatte das ſelbſtſtändige Sein ſowohl des eignen Ichs, als auch einer Körperwelt, über beiden aber und zur Vermittlung und Bewahrheitung beider, das Sein Gottes, als der unendlichen Subſtanz, erwieſen. Allein dabei ließ er viele Fragen und Zweifel ungelöſt, z. B. wie können mehrere Subſtanzen beſtehen oder gar in Verhältniß treten, da jede nur durch ſich iſt und begriffen wird? Wie verhalten ſich die beiden endlichen Subſtanzen, Denkendes und Ausgedehntes, zu einander? und wie beide zu der unendlichen Subſtanz, Gott? S. fühlte dieß und nahm daher an: es kann nur eine wahre Subſtanz geben und alles Übrige muß zum bloßen Accidens oder Modus dieſer Subſtanz herabgeſetzt werden; das wahrhaft Subſtantielle aber, dasjenige, deſſen wir unmittelbares Bewußtſein haben, das eben das iſt, was und weil es iſt, das bloße unendliche ewige Sein heißt Gott und indem jedes Einzelding ſich ſeines Weſens bewußt wird, iſt es Gott; alle Dinge haben daſſelbe Weſen; Gott iſt die immanente Urſache aller Dinge ihrem Sein nach. Allein dieſes unmittelbare Bewußtſein des Seins

ſpaltet ſich in das Bewußtſein mannigfacher, einzelner, concreter Zuſtände. So wahr wir unſer ewiges Sein, das Göttliche in uns, rein in unſerm Bewußtſein herzuſtellen vermögen, ſo wahr iſt daſſelbe doch ſtets verbunden mit gewiſſen Accidenzen, *erſcheint als ein einzelnes, beſtimmtes,* als *Daſein.* Zunächſt nämlich erſcheint als die allgemeinſte Beſtimmung des Seins das *Denken* und die *Ausdehnung.* Wir ſind uns des Seins bewußt bald als eines *Denkens,* bald als einer *Ausdehnung* (als *Seele* und als *Körper*), folglich ſind dieß und nur dieß beides *Attribute* der Subſtanz Gottes, die abwechſelnd unter einem dieſer beiden erſcheint. Aber unſer Denken iſt ein Denken beſtimmter Gedanken, unſer körperliches Sein zerfällt in einzelne körperliche Zuſtände, welche nicht unmittelbar aus dem Attribute, in dem ſie nicht liegen, ſondern aus einem andern ſchon ſelbſt concreten *Modus* dieſes Attributs, nach einem unendlichen Cauſalnexus ſtammen. Die *nächſte Urſache* eines Modus iſt ein anderer Modus, d. h. ein anderer Einzelzuſtand, die *urſprüngliche* demnach Gott. — Denn alle concreten Seinsweiſen, alle Einzeldinge drücken Gottes Sein auf *beſtimmte Weiſe* aus, und zwar *je nach einem der beiden Attribute.* Denn darauf baſirt ſich der tiefbedeutſame, von S. wohl kaum in ſeiner ganzen Schwere geahnete Satz, daß *kein* Modus des einen Attributs von einem Modus des andern herrühren könne, ſondern daß der *einzelne Gedanke* von einem frühern Gedanken (nicht von ſeinem körperlichen Objecte), die einzelne körperliche Bewegung von einer frühern körperlichen Bewegung (nicht von der innern geiſtigen Willensrichtung) herſtamme. Übereinſtimmen müſſen aber dennoch Denken und Ausdehnung, ſo auch jeder einzelne Gedanke und jede einzelne körperliche Erſcheinung, weil ſie nichts ſind als die *eine* Subſtanz, nur dort unter dem Attribute des Denkens, hier unter dem der Ausdehnung erſcheinend. In dieſem Syſteme findet begreiflicherweiſe weder das freie Schaffen und die abgeſchloſſene Exiſtenz des monotheiſtiſchen Gottes, noch das freie Schwanken zwiſchen Handeln und Nichthandeln der gewöhnlichen Moral Platz und beide Anſichten haben ſich dafür gerächt durch das Anathema, das ſie mit ſentimentalem Abſcheu über S.'s Pantheismus und Determinismus ausgeſprochen haben. Weil es dem S. Ernſt damit iſt, das erfahrungsmäßige Sein der Einzeldinge aus der ewigen Subſtanz zu erklären, muß dieſe der *nothwendige* Grund derſelben ſein, und wird *nur als ſolcher,* nicht als ein müßiges, eigenmächtiges Weſen angenommen; weil er die Beſtimmung ſeiner Handlungsweiſe nicht in die *Willkühr* eines blos ſubjectiven Einzelwillens legen kann, ſo kann er *Freiheit* nur dem Willen zugeſtehen, der nach den Geſetzen ſeines *Weſens,* d. h. der göttlichen Subſtanz in ihm, handelt. — Aber nur Stumpfſinn oder Bosheit kann ſagen, er habe das Weſen Gottes und die Freiheit aufgehoben, da ſein einziger Fehler darin beſteht, dieſem Weſen Alles geopfert zu haben. Daß S., um die concreten Beſtimmungen und Verhältniſſe des Seins zu erklären, in das Allen zu Grunde liegende Urſein ſich flüchtete, alſo das Zufällige davon ganz aufhob und für nichtig erklärte; daß er, um die Beziehung der einzelnen Thaten zum Weſen des Willens, der göttlichen Subſtanz, rein herzuſtellen, nur das davon als *freie* That gelten ließ, was jenem *angemeſſen* und das *wahre Sein* zu erhalten geeignet, darum *nützlich* (im edelſten Sinne) ſei; daß er alſo den Einzelwillen aus ſeiner *Knechtſchaft* unter Leidenſchaften und Irrthümern zur Freiheit, zur *wahren Erkenntniß Gottes,* d. h. ſeines eignen beſſern Selbſt, und dadurch zur *Tugend* und *Seligkeit,* die nur in dieſem innigen Selbſtbewußtſein der eignen göttlichen Kraft und Würde beſteht, führen wollte (weßhalb er ſeine ganze Philoſophie nach dieſem ihrem letzten Zwecke *Ethik* nannte), darin kann wohl das philoſophiſche Denken ſchwere Mängel und Inconſequenzen der Erklärung rügen, nimmer aber darf die Halbheit einer auf bloße Willkühr baſirten Anſicht ein ſolches wahrhaft heiliges Streben nach dem Höchſten und Reinſten, eine

ſolche Würde und Innigkeit der Überzeugung verdächtigen, weil ſie eben jener Willkühr Abbruch thut und ein freieres und tieferes Denken wenigſtens vorbereitet. — Mit Recht hat daher die Neuzeit jene unwürdigen Meinungen über den Spinozismus in ihrer Blöße dargeſtellt und dieſen ſelbſt wieder zur Geltung gebracht, freilich ohne noch die ungeheueren Mängel deſſelben um Vieles zu beſſern. — Dieſelbe Freiheit und Tiefe eines nur die Geſetze des eignen Bewußtſeins anerkennenden Denkens hat S. glänzend bewährt in ſeinem „Tractatus theologico-politicus“, worin er die Zuläſſigkeit, ja Nothwendigkeit des freien Forſchens für das Staatswohl und die Frömmigkeit zu beweiſen ſucht, weßhalb er mit vollem Rechte, wenn nicht für den Urheber, ſo doch für einen Hauptverfechter des Rationalismus jeglicher Art gelten mag. Sein Styl in dieſem Werke, wie in ſeinen vielen Briefen wiſſenſchaftlichen Inhalts, iſt gediegen, würdig, anmuthig; in ſeiner Ethik, ſo wie in ſeiner Darſtellung der carteſianiſchen Principien, ſeinem erſten Werke, bindet er ſich leider an die damals ſehr beliebte mathematiſche Demonſtrirmethode, die auch außerdem manche Inconſequenz durch die täuſchende Strenge ihrer Gliederung ihm ſelbſt und vielen ſeiner Leſer verbarg. — Seine Schriften ſind einzeln erſchienen: die „Princ. phil. Ren. des Cartes P. I et II, more geom. demonstratae p. B. d. Sp.; accesserunt ejusd. cogitata metaphysica“ (Amſterd. 1663. 4.); der „Tract. th. pol.“ (Hamb. [Amſterd.] 1670. 4.) und, nothgedrungen unter verbergenden Titeln, als: „Dan Heinsii opp. hist. collectio prima“ Leyden 1675. 8.); „Henriquez de Villacorta opp. chirurgica omnia“ (Amſterd. 1673. 8. 1697. 8.). Eben ſo erſchien die franzöſiſche Überſetzung von St. Glain unter falſchen Titeln; ins Deutſche übertrug denſelben H. Ewald, „Spinoza's philoſophiſche Schriften“ (1 Thl.) oder „Spinoza über heilige Schrift, Judenthum, Recht der höchſten Gewalt in geiſtlichen Dingen und Freiheit zu philoſophiren“ (Jena 1787. 8.). Auch erſchienen „Annotationes B. d. Sp. ad tr. th. pol. ed. de Mars“ (Haag 1802. 4.); ferner: „B. de Sp. opp. posthuma“, enthaltend ſeine Ethik, einen tract. politicus, eine Schrift „De intellectus emendatione“, ſeinen Briefwechſel und eine hebräiſche Grammatik (Amſterd. 1677. 4.). Die Ethik iſt überſetzt nebſt Ch. Wolf's „Widerlegung“ erſchienen zu Frankfurt und Hamburg 1744. 8. und von Ewald auch als der 2. und 3. Theil der philoſophiſchen Werke Spinoza's; die Schrift von der Cultur des menſchlichen Verſtandes und von der Ariſtokratie und Demokratie, von demſelben (Lpz. [Prag] 1786. 8.); endlich „Die Ethik nebſt den darauf bezüglichen Briefen“, von F. W. Schmidt (Berl. und Stettin 1811—1812. 8.). — Eine Sammlung dieſer ſämmtlichen Schriften hat Paulus (Jena 1802—1803. 2 Bde. 8.) beſorgt unter dem Titel: „B. d. Sp. Opp., quae supersunt omnia, iterum edenda curavit, praefationes, vitam auctoris, nec non notitias, quae ad hist. script. pertinent, addidit H. E. G. Paulus.“ — Über S. ſind zu vergleichen „Spinoza's Leben“, von Joh. Colerus (Holl., Utr. 1698. Franzöſiſch, Haag 1706. Deutſch, Frankf. und Leipz. 1733); „La vie et l'esprit de B. de Sp.“ (Amſterd. 1719. 8.) von Lucas oder Vräſe; „Réfutation des erreurs de B. de Sp.“, par Fénélon, Lamy et Boulainvilliers, mit dem „Leben Spinoza's“, von Colerus und Auszügen aus jener zweiten Lebensbeſchreibung (Brüſſel 1731. 12.); die Darſtellungen ſeines Lebens und ſeiner Lehre, von Jäger, Diez, Philipſon, Jariges; Franke's „Preisſchrift über die neuern Schickſale des Spinozismus ꝛc.“ (Schlesw. 1812.); Ritter, „Über den Einfluß des Cartes auf die Ausbildung des Spinozismus“ (Leipz. 1816. 8.); Stiedenroth's „Nova Spin. delineatio“ (Götting. 1816. 8.); Roſenkranz's „De Sp. phil. diss.“ (Halle und Leipz. 1828. 8.); Boumann's „Explicatio Spin.“ (Berl. 1828. 8.); — ganz beſonders aber auch die intereſſanten Streitſchriften, welche, auf Anlaß der Leſſing angeſchuldigten ſpinoziſtiſchen Richtung,

über dieſen Gegenſtand Jacobi, Mendelſohn, Claudius, Heidenreich, Herder wechſelten. 80.

Spirallinie, ſ. Curve.

Spiritualen, auch Zelatoren, war der Name einer Partei der Franciscaner, welche im Streite dieſes Ordens über die Regel von der abſoluten Beſitzloſigkeit entſtand und, während die eine Partei jene Regel des Stifters milder faßte, jeden auch gemeinſchaftlichen Beſitz verwarf, eine vollkommene Armuth forderte und erbittert über die päpſtliche Milderung zum Theil in einen Gegenſatz mit der römiſchen Kirche trat. Leichten Eingang fanden unter den S. die apokalyptiſchen Schriften des Abtes Joachim von Floris in Calabrien (geſt. 1202), welcher im Schmerze über die Verderbniß der Kirche ihren Untergang und ihre herrliche Erneuerung mit dem Anbruche des dritten Weltalters, wo allmählig das Leben nach dem Geiſte (secundum spiritum) beginnen werde, auf das Jahr 1260 geſetzt hatte. Dieß ward von dem Franciscaner Gerhard in ſeinem „Introductorius in evangelium aeternum“ (1254) auf den heiligen Franciscus angewandt, mit welchem die Zeit des ewigen Evangelium oder das Evangelium des heiligen Geiſtes nach der des unvollkommnern Evangelium Chriſti begonnen habe. Nach ſeinem vollſtändigen Eintritte von 1260 an werde der Geiſt über den Buchſtaben den Sieg erhalten. Davon führten dieſe Zelatoren den Namen Spirituales. Sie mehrten ſich ungeachtet der Angriffe der Päpſte, Theologen und Dominicaner. Eine Anzahl der S. vereinigte Cöleſtin V. in einer Congregation der armen Cöleſtiner-Eremiten. Aber als ſie nach ihres Gönners Sturze fortfuhren den päpſtlichen Stuhl zu ſchmähen, löſte Bonifazius dieſen Verein wieder auf (1302) und verfolgte ſeine Mitglieder. Nach vergeblichen Friedensverſuchen gab Johann XXII. die S. und beſonders die Laienbrüder unter ihnen (fratricelli) der Inquiſition Preis. Viele ſtarben freudig als Märtyrer dafür, daß ſie auf Erden nichts beſitzen wollten. Nach Kaiſer Ludwig's Tode, der ſie in Schutz nahm, ſchweiften ſie als Flüchtige umher und gründeten einzelne Niederlaſſungen, bis ſie durch Zugeſtändniſſe zum großen Theile verſöhnt und beſonders auf dem Concilium zu Conſtanz neben den Conventualen als Brüder der ſtrengen Obſervanz anerkannt wurden. 63.

Spiritualismus (von spiritus, Geiſt) heißt dasjenige Syſtem oder diejenige Lebensanſicht, welche ein rein Geiſtiges zum Principe des Denkens und Handelns nimmt. Einen ſolchen S. hat man wohl, beſonders neuerdings, als Einſeitigkeit dem Chriſtenthume vorgeworfen und allerdings liegt in der Conſequenz der orientaliſchen Lebensanſchauung, die zwar in der chriſtlichen Religion durch die Perſönlichkeit des Stifters etwas gemildert iſt, jene Richtung auf das rein Geiſtige, mit gänzlicher Hintenanſetzung der Materie, bis zur Vernichtung derſelben, als eines durchaus Nichtigen, Werthloſen. Ganz beſonders ſpricht ſich dieſer S. aus in dem pſychologiſch moraliſchen Dogma von der Seele, als einem reingeiſtigen, immateriellen Weſen, die als ſolches, ohne das Bedürfniß einer Verbindung mit einem Materiellen, ihr Beſtehen haben ſoll, da denn letzteres, der Körper, vielmehr nur als eine Bürde oder ein Gefängniß der Seele angeſehen wird, mit dem ſie ſich ſo wenig als möglich in Berührung zu bringen, deſſen Bedürfnißtriebe und Lebensäußerungen ſie daher möglichſt zu bekämpfen habe, weil dieſe ihr reines Sein und Weben ſtören, ſie verunreinigen und herniederziehen. — Dem S. gegenüber ſteht der Materialismus (ſ. d. Art.). 80.

Spiritus, ſ. Alkohol.

Spittler (Ludwig Timotheus, Freiherr von), berühmter Geſchichtſchreiber und Publiciſt, geb. zu Stuttgart am 10. Nov. 1752, war anfänglich zum geiſtlichen Stande beſtimmt, bezog das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und erwarb ſich ſo große Bekanntſchaft mit den römiſchen und griechiſchen Claſſikern, daß man ihn ſchon damals unter ſeinen Mitſchülern auszeichnete; außerdem wandte er viel Fleiß

auf philoſophiſche, beſonders logiſche Studien. Von 1771—1775 ſtudirte er in Tübingen, dann bis 1777 in Göttingen, wo er Repetitor am Seminare zu Tübingen wurde. Hier bewährte er durch ſeine „Kritiſche Unterſuchung des 60. laodicäiſchen Kanons" (Bremen 1777) und ſeine „Geſchichte des Kelches im Abendmahle", ſo wie durch ſeine „Geſchichte des kanoniſchen Rechts bis auf die Zeiten des falſchen Iſidor's" (Halle 1778) ſeinen tiefforſchenden und ſelbſtſtändigen Geiſt und ward in deſſen Betracht 1779 als Profeſſor der Philoſophie in Göttingen angeſtellt, wo er auch den Charakter eines königlich großbritanniſchen Hofraths erhielt (1788). Bald glänzte er als hiſtoriſcher Lehrer, beſonders in der politiſchen und neuern Geſchichte; vorzüglich waren ſeine Vorleſungen über die Welthändel der 3 letzten Jahrhunderte ſtark beſucht. Aber die geſpannten Verhältniſſe mit Heyne und ſein Trieb nach höherer Wirkſamkeit verleideten ihm das akademiſche Leben; daher nahm er 1797 den Ruf des Herzogs Friedrich Eugen in ſein Vaterland, als wirklicher Geheimerath, an. Seine Beförderung zum Staatsminiſter (1806), wo er zugleich in den Freiherrnſtand erhoben wurde, entfernte ihn von der höhern politiſchen Thätigkeit, als dem eigentlichen Ziele ſeiner Wünſche. Gram über die Täuſchung ſeiner Hoffnungen untergrub ſeine Geſundheit und beſchleunigte auch ſeinen Tod am 14. März 1810. Außer Obigem ſchrieb er: „Grundriß der chriſtlichen Kirchengeſchichte" (Gött. 1782. 5. Ausg. 1813); „Geſchichte Würtembergs unter den Grafen und Herzogen" (Gött. 1783); „Geſchichte Würtembergs" (Gött. 1783); „Geſchichte des Fürſtenthums Hanover" (1786); „Entwurf der Geſchichte der europäiſchen Staaten" (1793. 2. Ausg. fortgeſ. von Sartorius, 1807); „Geſchichte der däniſchen Revolution 1660" (Berl. 1796). Viele Abhandlungen S.'s befinden ſich im „Göttingenſchen hiſtoriſchen Magazin", das er mit Meiners herausgab. Seine ſämmtlichen Werke gab ſein Schwiegerſohn, K. Wächter, (Stuttgart 1827—1830. 9 Bde.) heraus. 25.

Spitzbergen oder **Oſtgrönland**, das nördlichſte Land der nördlichen Erdhälfte, liegt zwiſchen dem 26° — 40° L. und 66° — 80° 40′ N.Br., enthält 1390 □Meil. und beſteht aus drei größeren und vielen kleinen Inſeln und Felſen, dem eigentlichen S. im Weſten und den beiden Inſeln, Nordoſtinſel und Südoſtinſel. Zwiſchen 4500 Fuß hohen, nackten und ſchwarzen Zacken, die mit den ägyptiſchen Pyramiden verglichen werden, ſind überall mächtige Gletſcher und Eisberge untermiſcht; der größte der letzten liegt nördlich von Hornſund und nimmt 11 engliſche Meilen an der Küſte hin ein, bei einer ſchroffen Höhe von 402 Fuß an der Seeſeite, aber viel höher nach dem Lande zu. Das Klima iſt vorzüglich am nördlichen Ende ſehr rauh und ſelbſt im Juli geht das Thermometer oft mehrere Grade unter den Gefrierpunkte hinab. Die Vegetation beſchränkt ſich auf einige Mooſe und Kräuter; das einzige baumartige Gewächs iſt eine 3—4 Zoll hohe Weide; das Thierreich enthält weiße Bären, Füchſe, Rennthiere, Schnee- und Eisvögel, Seekühe, Seehunde, Wallfiſche, Narwals, Haifiſche ꝛc.; die einzigen nützlichen Mineralien ſind etwas Marmor und Steinkohlen. Menſchen wohnen nicht da, doch kommen von ruſſiſchen Orten am weißen Meere jährlich Schiffe hierher zum Wallfiſchfange. In der Nähe liegt die Inſel Jan Mayen mit dem 6870 Fuß hohen Beerenberge, von Eis bedeckt, ein vulcaniſches Product mit mehreren Gewächſen, dem Vulcane Esk und einem reichen Seekälberfange in der Nähe. S. ward zuerſt 1553 von dem Engländer Willoughby entdeckt und im Jahre 1595 landete hier der Holländer Wilhelm Berentz auf verſchiedenen Inſeln 80° N.Br. und von ihm erhielt das Land wegen der vielen ſpitzigen Berge an der Küſte den Namen. Den öſtlichen Theil haben die Holländer auch Neufriesland genannt. 71.

Spitzen, **Kanten**, franz. dentelles, passemens, points; engl. laces, ſind zarte, durchſichtige, bandartige Gewebe mit von einander abſtehenden, verſchiedene Muſter bildenden Fäden von feinem Leinenzwirn, Baumwollengarn, Seide

oder auch von Gold- und Silbergeſpinnſt, welche entweder auf dem Poſamentirſtuhle oder auf der neu erfundenen Bobbinetmaſchine gewirkt oder geklöppelt (dentelles) oder mit der Nadel (points) genähet werden. In Frankreich, England, den Niederlanden, der Schweiz, dem ſächſiſchen und böhmiſchen Erzgebirge, auf dem Harze und im Herzogthume Holſtein bildet die Spitzenfabrication einen äußerſt wichtigen Induſtriezweig. Die ſchönſten und theuerſten S. kommen hauptſächlich aus den Niederlanden und aus Belgien, namentlich werden ſie zu Brüſſel, Antwerpen, Mecheln, Gent und der umliegenden Gegend unter dem Namen brabanter S. gefertigt. 26.

Spitzruthenlaufen, franz. passer par les baguettes; engl. to run the gantlope, war ſonſt eine militairiſche Strafe, bei welcher der zu Beſtrafende durch ein Doppelſpalier von aufgeſtellten Soldaten mit entblößtem Rücken und auf der Bruſt zuſammengebundenen Händen unter Vortritt eines die Trommel rührenden Tambours gehen mußte und von jedem derſelben mit einer ſpitzen Weidenruthe über den Rücken geſchlagen wurde. Die Anzahl der Soldaten und die öftere Wiederholung des Durchgehens hing von dem Grade der zu beſtimmenden Strafe ab. Sie iſt aber jetzt faſt überall abgeſchafft. 30.

Spix (Johann Baptiſt von), Naturforſcher und Reiſender, ward den 9. Febr. 1781 zu Höchſtadt geboren, ſtudirte in den Seminarien zu Bamberg und Würzburg erſt Theologie, dann Medicin, ward 1806 Doctor der letztern und bereiſte auf Koſten der baieriſchen Regierung ſeit 1808 Frankreich, Italien und die Schweiz, worauf er Mitglied der münchener Akademie der Wiſſenſchaften und 1811 Conſervator der zootomiſchen Sammlungen derſelben ward. Endlich 1817 ward er mit Fr. von Martius zu einer wiſſenſchaftlichen Reiſe nach Braſilien geſchickt, welches Beide in verſchiedenen Richtungen durchforſchten, und kehrten 1820 nach Europa zurück. S. ſtarb zu München den 13. Mai 1826 und vermachte der Akademie ein Capital von 45000 Gulden. Seine vorzüglichſten Schriften ſind: „Geſchichte und Beurtheilung aller Syſteme der Zoologie ſeit Ariſtoteles“ (Nürnb. 1811); „Reiſe nach Braſilien“ (fortgeſetzt von K. F. v. Martius, München 1823—1831. 3 Bde. 4. mit Charten u. Kpfrn.), ſo wie er in einzelnen lat. Schriften die Affen, Schlangen, Schildkröten, Fröſche, Vögel und Eidechſen Braſiliens beſchrieb. 16.

Splanchnologie oder **Eingeweidelehre**, ein Theil der Anatomie, lehrt den Mechanismus der mehr oder weniger complicirten Verrichtungen, welche die Organe zu erfüllen haben, kennen, was bei dem Studium der organiſchen Krankheiten, die ſich durch Veränderungen in der äußern Bildung und in der innern Structur der Theile kundgeben, von der größten Wichtigkeit iſt. 14.

Spleen, ſ. Melancholie.

Splint, ſ. Holz.

Spohn (Friedrich Auguſt Wilhelm), durch ſeinen Verſuch der Erklärung der ägyptiſchen Hieroglyphen bekannt, der Sohn des bekannten Theologen S., ward den 16. Mai 1792 zu Dortmund geboren, in Wittenberg von ſeinem Stiefvater, dem Theologen Dresde, erzogen, bezog 1804 die Schulpforte und 1810 die Univerſität Wittenberg, wo er Philologie ſtudirte, habilitirte ſich 1815 zu Leipzig, ward 1817 außerordentlicher und 1819 ordentlicher Profeſſor der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, ſtarb aber ſchon am 17. Juni 1824. Außer mehreren kleineren philologiſchen Schriften lieferte er in Böttcher's „Amalthea“ (1. Bd.) einen Aufſatz „Über Hieroglyphen, deren Deutung und die Sprache der alten Ägypter“ und beſchäftigte ſich viel mit Hieroglyphen, deren Entzifferung ihm aber nicht hat gelingen wollen (ſ. d. Art. Hieroglyphen). Zur Erinnerung an dieſe Forſchungen ſetzte ihm ſein Schüler, der Profeſſor Seyffarth in Leipzig, eine mit Hieroglyphen (hieratiſchen und demotiſchen, nach ſeiner Erklärungsweiſe) und griechiſcher Schrift beſchriebene Denkſäule auf ſein Grab. 16.

Spohr (Ludwig), einer der größten Tonkünſtler Deutſchlands, ward geboren 1783 zu Seeſen im Braunſchweigiſchen, wo ſein Vater praktiſcher Arzt war. Sein entſchiedenes Talent für Muſik zeigte ſich ſchon in ſeiner früheſten Jugend und er legte unter des Violiniſten Maucourt Leitung den Grund zu ſeiner großen Ausbildung, ward Kammermuſikus in der herzoglich braunſchweigiſchen Kapelle, ging dann vom Herzoge unterſtützt mit ſeinem zweiten Lehrer, dem trefflichen Violinſpieler Eck, auf Reiſen, kam ſogar bis nach Rußland und bildete ſich hier durch das Hören der ausgezeichnetſten Virtuoſen zu einem hohen Grade der Vortrefflichkeit. Aus Rußland zurückgekehrt machte er 1804 eine Kunſtreiſe durch Deutſchland, ward überall, namentlich als Violinvirtuos, mit dem ſtürmiſchſten Beifalle begrüßt und trat 1805 als Concertmeiſter in herzoglich gothaiſche Dienſte. Doppelt wichtig war für ihn dieſer neue Aufenthaltsort, da er ſchon das nächſte Jahr hier eine geiſtvolle Gemahlin fand, die als Pianoforteſpielerin ſo wie auch und noch mehr als Harfenſpielerin hochgefeierte Dorette Spohr (geb. den 2. Dec. 1787, geſt. 1834), geborene Scheidler. Seitdem begann auch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit als Componiſt und ſchon ſeine erſten veröffentlichten Werke trugen ſeinen Ruhm durch alle Theile des In= und Auslandes, namentlich ſeine Soloſachen für die Violine, ſeine Quartetts und Sonaten. Bereits 1806 machte er mit ſeiner Gattin eine neue Reiſe und begab ſich 1813 als Kapellmeiſter an das Theater an der Wien in Wien, wo er auch zur Zeit des Congreſſes blieb. Noch größerer Beifall als vorher ward ihm hier, ſo wie ſpäter 1817 auf einer Reiſe nach Italien, nach deren Beendigung er Muſikdirector am Theater zu Frankfurt a. M. wurde. Neue tiefgedachte und meiſterhafte Compoſitionen machten ihn jetzt zum gefeiertſten Künſtler Deutſchlands. 1819 ging er nach London, von wo er jedoch nach Jahresfriſt zurückkehrte. Unter den angenehmſten Verhältniſſen lebte er dann einen Winter in Dresden, folgte aber 1820 einem Rufe als Kapellmeiſter nach Caſſel, wo er noch lebt und componirt. Was ſeine Compoſitionen anlangt, ſo würde es zu weitläufig ſein, ein vollſtändiges Verzeichniß derſelben zu geben; wir begnügen uns mit den anerkannt beſten und gelungenſten. Unter dieſe gehören aber vor allen ſeine Opern: „Jeſſonda“, „Fauſt“, „Zemire und Azor“, ſchon weniger „Der Berggeiſt“, „Der Zweikampf“ und „Pietro de Abano.“ Erhaben groß ſind eben ſo ſeine Oratoria: „Das befreite Deutſchland“ und „Die letzten Dinge“ u. m. a., ſo wie die meiſten ſeiner Symphonien, unter denen wir nur der vierten Erwähnung thun, die nach einem Gedichte von Karl Pfeiffer („Die Weihe der Töne“) componirt iſt. Außer dieſen trefflichen Werken aber ſichern ihm auch noch eine große Menge anderer, wie Concerte, Notturnos, Sonette, Doppelquartette, Geſangcompoſitionen, Harfencompoſitionen ꝛc. ſeinen ſchon jetzt erhaltenen Ruhm; am Meiſten aber ſeine vor Kurzem erſt erſchienene „Violinſchule.“ — S.'s Werke tragen alle das Gepräge einer ſo hervorſtechenden Eigenthümlichkeit an ſich, daß ſie mit denen anderer Meiſter auch von dem Ungeübten kaum verwechſelt werden können. Er iſt derjenige Componiſt, der in Bezug auf harmoniſche Kunſt am Tiefſten in die wunderbarſten Geheimniſſe eingedrungen iſt. Der Zauber der Melodie war von den unmittelbar ihm vorgehenden Meiſtern ſo verſchwenderiſch benutzt worden, daß es nicht mehr leicht erſchien, in dieſer Beziehung Neues zu leiſten. Doch S. hat auch hier Neues geſchaffen, aber noch mehr durch Benutzung harmoniſcher Effecte, deren eigenthümlicher Reiz noch nicht genug erkannt war. Auf gleiche Weiſe hat S. die Technik auf eine ſeltene Weiſe in ſeiner Gewalt und eben ſo muß wohl Jeder zugeſtehen, daß er, was äſthetiſche Form anlangt, nur ſchwer übertroffen werden wird. Sehr treffend ſagt daher ein neuerer genialer Kunſtrichter: „S. in ſeiner Abgeſchloſſenheit, ſeiner elegiſchen Stimmung, bei aller an die unlängſt verfloſſenen Blüthenperioden der Tonkunſt mahnenden Kraft, — hervorragend allein und rieſenhaft in einer Zeit der Nachahmung, der Schwäche, der Afterkritik, erſcheint wie Oſſian,

einſam mit der Harfe auf dem Fels am Meere, unſterblich durch Abſtammung, wie durch ſeine Lieder.“ 20.

Spondeus, ſ. Rhythmus.

Sponſalien bedeuten die Verlobung, das Verlöbniß oder das feierliche Verſprechen, wodurch ſich der Mann der Frau und die Frau dem Manne verpflichten einander zu heirathen. Wenn eine Perſon ſich mit Mehreren verlobt, ſo geht die frühere Verlobung der ſpätern vor, es wäre denn, daß bei der letztern die Contractserfüllung, wozu der Beiſchlaf mitgerechnet wird, hinzugekommen wäre. Um den ſo häufig vorfallenden übereilten Verlöbniſſen zu ſteuern erhält dieſer Grundſatz nach den mehrſten neueren Geſetzgebungen die weiteſte Ausdehnung. Übrigens ſ. Ehe. 10.

Spontaneität oder **Selbſtthätigkeit** nennt man die Art von Thätigkeit, deren Wirkung vom Geiſte ausgeht. Sie iſt demnach der Empfänglichkeit oder Receptivität, wo die Thätigkeit ſich unter dem Einfluſſe einer fremden, von der ſie abhängig iſt, äußert, entgegengeſetzt. Ein in unſerm Innern von ſelbſt entſtehender Trieb, unſere Wahrnehmung auf einen Gegenſtand zu richten, ohne durch irgend etwas von dieſem Gegenſtande Ausgehendes dazu veranlaßt worden zu ſein, begründet die S. des Wahrnehmens; dagegen tritt S. des Denkens ein, wenn der Verſtand ſelbſtthätig wird; die S. des Wollens endlich iſt das ſelbſtthätige Streben nach etwas und der Trieb in höherer Bedeutung. Hieraus geht hervor, daß im Allgemeinen die S. mit Vernunft gleichbedeutend iſt, eben ſo wie die Empfänglichkeit des Erkenntnißvermögens das repräſentirt, was wir Sinne nennen. 7.

Spontini (Gasparo), einer der ausgezeichnetſten Tonkünſtler unſerer Zeit, ward 1778 oder 1780 zu Ceſi, einem Marktflecken in der Delegation Spoleto (Kirchenſtaat), geboren, erhielt bei einer guten Jugenderziehung auch ſchon frühzeitig von dem berühmten Pater Martini zu Bologna theoretiſchen Unterricht in der Muſik und wurde ſchon in ſeinem 13. Jahre in das Conſervatorium del Pietà in Neapel aufgenommen. Muſikaliſches Talent und verdoppelter Fleiß trieben ihn bald zu ſeinen erſten größeren Compoſitionen und ſchon in ſeinem 17. Jahre ſchrieb er ſeine Oper: „I puntigli delle donne.“ Mehrere andere komiſche Opern folgten dieſer bald nach. Nicht lange darauf begab er ſich nach Rom, dann nach Venedig, von da nach Rom zurück und endlich an das Theater nach Neapel, woſelbſt er mit dem berühmten Componiſten Cimaroſa bekannt und deſſen Schüler wurde. Aber auch jetzt blieb er nicht lange in Neapels Mauern; theils aus eigenem Antriebe, theils auf fremde Veranlaſſung wanderte er in Italien von einer Hauptſtadt zur andern und wurde mit ſeinen an Zahl immer wachſenden komiſchen Opern überall mit dem größten Beifalle aufgenommen. Endlich im Jahre 1804, als bereits 11 komiſche und 3 ernſte Opern von ihm erſchienen waren, trat er ſeine Reiſe nach Paris an. Auch hier ſetzte er ſeine Thätigkeit als Theatercomponiſt fort, zog zuerſt durch mehrere kleinere Opern, z. B. ſeine „Finta filosofa“; „La petite maison“; „Julie, ou le pot de fleur“; „Milton“, die Aufmerkſamkeit des Publicum auf ſich und brachte, nachdem er 1807 die Partitur ſeiner Hauptoper: „Die Veſtalin“ der Kaiſerin Joſephine übergeben und dadurch den 10jährigen Preis von 10000 Livres erhalten hatte, die ganze Muſikwelt Europas in Staunen. Dieſem ſeinem Hauptwerke folgte 1809 ſeine zweite größere Oper: „Ferdinand Cortez“, die zwar ebenfalls die trefflichſten Stellen enthält, aber dennoch hinter jenem Meiſterwerke zurückbleibt. Sein Ruhm verſchaffte ihm endlich 1819 den ehrenvollen Ruf als Generalkapellmeiſter und Intendant der Muſik nach Berlin, dem er auch Folge leiſtete. Seit dieſer Zeit nun lebt S. daſelbſt in den glücklichſten Verhältniſſen, obſchon mit der Zeit theils wegen der geringern Gediegenheit ſeiner ſpäteren Compoſitionen, wozu namentlich die Opern: „Olympia“, „Nurmahal“, „Alcidor“, „Agnes von Hohenſtaufen“ ꝛc. gehören, theils wegen ſeiner als Ausländer

außergewöhnlichen Stellung ſich eine Partei gegen ihn gebildet hat, an deren Spitze der bekannte Rellſtab ſteht. Wird aber auch ſeine „Veſtalin" von keinem ſeiner übrigen Werke erreicht, ſo nimmt er dennoch einen der erſten Plätze unter den jetzigen Componiſten ein. Namentliche Fehler aber ſind bei ihm: Mangel an contrapunctiſcher Gewandtheit, ferner Armuth an Erfindung in Bezug auf Melodie, Harmonie und Inſtrumentation und ein Haſchen nach dem ſeiner Umgebung gefallenden Geſchmacke, der vor Allem lärmende Militairmuſik liebt. Ein Vorzug aber iſt bei ihm ſeine ſeltene Originalität in Rhythmus und Accentuation und nicht minder im Recitative. 20.

Sporaden (Zerſtreute) nannten die alten Griechen alle die Inſeln des ägäiſchen Meeres, welche nicht zu den Cykladen (ſ. d. Art.) gerechnet wurden, und zwar weil ſie zerſtreut umherliegen. Es gehörten dazu vorzüglich die Inſeln an der aſiatiſchen Küſte, unter denen Rhodus, Patmos, Samos, Ikaria, Kos, Karpathus, Chios, Lemnos, Lesbos, Samothrace, Thaſus die bekannteſten ſind; an der europäiſchen Küſte gehörten Skyrus und die Inſeln an der theſſaliſchen Küſte zu den Weſtſporaden. In der neuſten Zeit hat ſich der Name verloren, da die davon zum Königreiche Griechenland gehörigen zu den Cykladen gerechnet werden, die übrigen türkiſch gebliebenen nicht mehr unter dieſem Namen aufgeführt werden. 37.

Sporadiſche Krankheiten heißen im Gegenſatze zu den epidemiſchen und endemiſchen Krankheiten ſolche, die nur einzeln vorkommen und nicht in allgemeinen, ſondern nur in ſpeciellen, auf das Individuum ſich beziehenden Urſachen ihren Grund haben. Es gibt Krankheiten, die nur ſporadiſch vorkommen, andere, die bald ſporadiſch, bald epidemiſch auftreten. 39.

Spornorden oder der **Orden vom goldenen Sporn**, deſſen Ritter in den Ernennungsbreven auratae Militiae Equites oder lateraniſche Hofpfalzgrafen heißen, wurde, wie man gewöhnlich annimmt, von Papſt Pius IV. 1559 geſtiftet und von ihm und ſeinen Nachfolgern als ein Verdienſtorden Männern, welche ſich durch treue Amtsverwaltung, Gelehrſamkeit oder ſonſt vortheilhaft auszeichneten, ertheilt. Die früher mit ihm verbundenen Beneficien haben jetzt aufgehört. Die Ordensdecoration iſt ein goldenes, weißemaillirtes Malteſerkreuz mit einem kleinen herabhängenden goldenen Sporn an beiden Seiten des niedern Flügels, beſteht ſeit Papſt Benedict XIV. und wird von den aus einer Claſſe beſtehenden Rittern an einem ſchmalen rothen Bande im linken Knopfloche getragen. Da jedem päpſtlichen Nuntius und Beiſitzer des päpſtlichen Oberhofgerichtshofs nebſt einigen herzoglichen Häuſern die Erlaubniß von den Päpſten zu Theil wurde, 2 Ritter zu ernennen (eine Sitte, die bei keinem andern weltlichen Ritterorden ſtattfindet), ſo hatte der Orden ſchon in der frühen Zeit durch ſeine zu häufige Ertheilung vielfach an Werth verloren und bis jetzt noch nicht ſeine Beſtimmung erreichen können. 77.

Sporteln, eigentlich kleine Abgänge, das, was bei Bearbeitung einer Sache erübrigt wird, heißen bei Gerichten die Gebühren für die Ausfertigungen, Protocolle, das Halten von Terminen ꝛc. und Sportelcaſſe diejenige Caſſe, in welche die S., die nach einer feſtgeſetzten Sporteltaxe in Anſatz zu bringen (zu liquidiren) und feſtzuſtellen (zu moderiren) ſind, einfließen. In der Regel ſind die S. bei jedem Termine zu liquidiren, um ſie bei den Entſcheidungen zugleich mit feſtſtellen zu laſſen und zwar in den mehrſten Fällen bei Verluſt. In Sachſen iſt ſolches in geringfügigen und Executivſachen und bei allen Berichten beſonders der Fall. Bei Confirmationen von Grundſtückkäufen ſoll der Richter ſogar bei vierfachem Erſatze die Koſten nicht eher, als gegen Aushändigung der Documente an die Parteien annehmen. Ohne vorhergegangene Feſtſtellung (Moderation) braucht Niemand S. zu bezahlen. Bei umfaſſenden Geſchäften hält man für die S. einen beſondern Sportelcaſſirer oder Einnehmer, welchem man als Aufmunterung zum Fleiße beim Eincaſſiren gewiſſe Procente von der Einnahme zu überlaſſen pflegt. Wo die Expedienten des Gerichts beſtimmten Gehalt genießen und nicht ſtatt deſſen mit

den S., in welche ſie ſich theilen, abgefunden ſind, bedient man ſich lieber der Ausdrücke: „Expenſen", „Salariencaſſe" und „Rentant." 3.

Spott, lat. irrisio; franz. moquerie, dérision; engl. mockery, iſt im Allgemeinen jeder Ausſpruch oder jede Handlungsweiſe, welche irgend Etwas als lächerlich (ſ. d. Art.) darſtellen ſoll. Die Art und Weiſe wie die Grade deſſelben ſind aber verſchieden und man unterſcheidet daher den eigentlichen S., welcher den Werth des Gegenſtandes herabzuſetzen ſucht, die Ironie und Satyre (ſ. d. Artt.), den Sarkasmus (von σαρκάζω, zerfleiſchen), welcher ſich unmittelbar auf die Verletzung des Gefühls richtet, und den Hohn, welcher mit dem Ausdrucke der Verachtung begleitet iſt. Daß demnach der Spott in ſeinen höheren Graden oft ſchwer beleidigt und als unſtatthaft erſcheint, läßt ſich leicht erachten. 9.

Sprache, lat. lingua; franz. langue; engl. tongue, iſt im Allgemeinen die Darſtellung des Gedachten und hiermit iſt auch zugleich ihr eigentliches Weſen und ihr Unterſchied von ähnlichen Begriffen ausgeſprochen. Nur etwas Vernünftiges und dem Geiſte Erfaßbares kann ihr Gegenſtand und ſie ſelbſt ſomit nur Eigenthum des Menſchen und (wenn wir es annehmen dürfen) ihnen gleicher oder höher ſtehender Weſen ſein; ſie iſt die ſinnliche Wiedergabe des geiſtigen Lebens und kann daher nur bei ſolchen Weſen ſtattfinden, welche durch das Selbſtbewußtſein ſich Rechenſchaft von demſelben geben können. Deßhalb können wir auch von einer S. der Thiere und der übrigen Natur und ihrer einzelnen Gegenſtände nur im uneigentlichen Sinne ſprechen, wenn die dichteriſch geſtaltende Phantaſie dieſelben perſonificirt, vergeiſtigt und zum Organe eines höher denkenden Weſens macht, das in ihnen ſich ausſprechen ſoll; oder wenn wir ſchon den Ausdruck einzelner Gefühle und Begierden in Lauten und Geberden mit den Namen S. belegen; oder endlich wenn wir angelernte Nachahmung menſchlicher Laute von einzelnen Thieren darunter verſtehen. Die S. iſt aber ferner auch nur die äußere Form, unter welcher jenes Gedachte dargeſtellt wird, und daher nach der Wahl der dazu angewendeten Mittel verſchieden. So kann man eine Zeichen-, Bilder-, Geberden-, Ton-, Schriftſprache ꝛc. und in einzelnen Unterabtheilungen eine Blumen-, Augen-, Fingerſprache u. ſ. f. unterſcheiden; wenn man aber von der S. im Allgemeinen redet, ſo verſteht man darunter den Ausdruck des geiſtigen Lebens durch beſtimmte articulirte Laute, welche als Formen und Bilder der Begriffe und ihrer gegenſeitigen Beziehungen durch die Stimme ſich kund geben, und in dieſer Bedeutung erſcheint ſie in jeder Hinſicht als das bewundernswürdigſte Gebilde des menſchlichen Geiſtes. Denn wenn ſie auch hier immer nur als äußere Geſtalt aufgefaßt werden muß, indem der Inhalt des Geſprochenen durch die beſonderen Begriffe des Redens und Sagens bezeichnet wird, ſo erſcheint ſie doch als ſolche in einer ſo innigen Verflechtung mit dem menſchlichen Geiſte, daß ſie gewiſſermaßen die ganze Äußerung deſſelben, ſeine vollſtändige Verſinnlichung iſt. S. iſt daher lautes Denken (ſ. d. Art.) und nur als ſolches kann ihr Weſen gehörig gewürdigt werden; denn wie dieſes im Geiſte ſich geſtaltet, ſo ſtellt formell ſich die Sprache dar und ihr ganzer innerer Bau begründet die Formen, in denen das Denken ſich bewegen kann. Daher müſſen wir aber bei jeder S. ihren Bau und ihren Geiſt unterſcheiden. Letzterer iſt der eigenthümliche Geiſt des Volkes, welches die S. redet, der allgemeine Charakter ſeines Denkens, die Eigenthümlichkeit ſeines Anſchauens, Auffaſſens und Combinirens der Begriffe; erſterer hingegen iſt nur der Körper, in welchem ſich dieſer Geiſt offenbart. Darum beſteht der Grundſtoff der Sprachen in Begriffen, deren Formen die Wörter ſind. Wie nun aber dieſe Begriffe ſich theils von ſelbſt ergeben, als bloße Namen vorhandener Gegenſtände (concrete Begriffe), theils als reine Früchte geiſtiger Anſchauung erſcheinen (abſtracte Begriffe), welche die Bedingung ihres Weſens in der Art und Weiſe dieſer Anſchauung haben; ſo iſt auch an ſich ſchon der Inhalt der S. theils ein noth-

wendiger, theils ein durch die Formen des Denkens bedingter und daher vielfach verſchieden ſich geſtaltender, und wenn daher die S. einestheils ein bloßes Namenverzeichniß unterſchiedener Gegenſtände iſt, wird ſie anderntheils ſchon zu einer Werkſtätte geiſtiger Thätigkeit, welche nach der Höhe und Kraft derſelben verſchiedene Erzeugniſſe liefert. Doch wenn das Denken auch die Begriffe verbindet und in ihre möglichen Beziehungen zu ſetzen ſucht, ſo muß dieß auch auf die S. wirken; dieſe muß die einzelnen Arten und Formen jener Begriffsverbindungen auch materiell zu beſtimmen ſuchen und ein neues Material ſchaffen, durch welches dieſelben ſich darſtellen laſſen. So bildet ſich die S. nach und nach zu einem kunſtvollen lebendigen Gebäude, in welchem die einzelnen Theile durch einige Mittelglieder eng an einander gefügt werden; der Geiſt verkörpert ſich gleichſam in ihr und ſchafft für jegliches Product aus ſich eine beſondere Form; die S. wird endlich der Geiſt ſelbſt, der ohne ſie ſeine eigene Wirkſamkeit ſich kaum mehr zu erklären vermag. — Faſſen wir nun die S. von dieſem Standpunkte auf, ſo laſſen ſich alle Erſcheinungen auf ihrem Gebiete ohne Schwierigkeit erklären. Sie iſt ein reines Product des menſchlichen Geiſtes, eine Frucht des Bedürfniſſes deſſelben ſich thätig zu erweiſen, ein Ergebniß ſeines innern Dranges ſich äußerlich darzuſtellen. Mag auch anfänglich nur die Nothwendigkeit da geweſen ſein, die verſchiedenen in die Sinne fallenden Gegenſtände und die einzelnen Lebensäußerungen durch Namen zu unterſcheiden, um in jedem Falle ſich dieſelben ſogleich wieder vergegenwärtigen zu können; ſo ward der Geiſt, indem er allmählig zum Selbſtbewußtſein kam, auch der Geſetze inne, welche theils die Natur, theils ſeine eigene Thätigkeit regeln, und baute nach dieſen Geſetzen ſeine Sprache. Die materiellen Grundelemente derſelben waren jedenfalls Nachahmungen von den vielfachen Nuancen der Naturlaute (Onomatopöien, ſ. d. Art.), von deren Wiedergabe er die Möglichkeit in der Erzeugung der articulirten Laute fand; als aber dieſe nicht mehr ausreichten, bahnte ſich die Willkühr auf den einmal betretenen Wege den Pfad und ſchuf für neue Begriffe neue Wörter, wie ſie das Bedürfniß erheiſchte. Doch erſtreckte ſich dieſe Willkühr nur auf das äußere Material, die Namen der Begriffe; die Abſtractionskraft erkannte bald das Gemeinſame und Wiederkehrende in den einzelnen Denkformen und ſuchte nur dieſes feſtzuhalten. So entſtanden die Declinationen und Conjugationen, die verſchiedenen Ableitungen und die Redetheile der Pronomen, Präpoſitionen, Adverbien, Conjunctionen u. dergl.; ſo entwickelte die S. in ſich ſelbſt gewiſſermaßen einen chemiſchen Proceß des Scheidens, Verbindens und Schaffens. Wie aber ſich dieß allmählig geſtaltete; welchen Weg jede einzelne S. einſchlug; welcher Mittel ſie ſich dazu bediente; ob die Menge veränderlicher Formen an den Wörtern jeder Sprache ſchon in ihren Lauten eine tiefere Bedeutung haben ſollten, oder ob dieſe Laute oft nur Erzeugniſſe des Zufalls und der Willkühr waren; in wie weit die Sprache ſich ſelbſt innerlich beweglich geſtaltete oder durch eine Anhäufung von Partikeln ihrer Erſtarrung Leben einzuhauchen ſuchte: dieß Alles läßt ſich nicht weiter ausführen; denn wenn ſchon in allen dieſen Hinſichten eine Menge einzelner Möglichkeiten ſich darboten, unter denen die Wahl blieb, ſo wurden der Ideenkreis, in dem ein beſonderes Volk ſich bewegte, die beſondere Richtung ſeiner Geiſtesentwickelung, die mehr oder weniger hervortretende Schärfe des Denkens, die beſonderen Anſichten von dem Zuſammenhange der Begriffe im Gedanken, die größere oder geringere Neigung zur Plaſtik der Darſtellung ꝛc. vielfache Urſache zur Begründung mannigfacher Verſchiedenheiten, welche nicht minder in der vorhandenen Lautanlage der S. bedeutenden Vorſchub fanden. Die Unterſuchung über die Entwickelung und Ausbildung der S. iſt daher eine der ſchwierigſten Unternehmungen, bei welcher man leicht ſtraucheln kann, wenn man nicht ſorgfältig das Material von der Form, die allgemeinen Geiſtesgeſetze von den ſpeciell befolgten Regeln, die eigenthümliche Anſchauung von der allgemeinen logiſchen Betrachtungsweiſe zu

ſondern ſucht; denn die S. tritt zuerſt in rohen Lauten auf, welche der Geiſt wohl nach ſeinen Denkgeſetzen in Form und Verbindung zu bringen ſtrebt, aber nicht nach einem im Voraus entworfenen Schema, ſondern blos in einzelnen Zweigen, wie ſie das Bedürfniß erfordert, und nach der Betrachtungsweiſe, die ſich eben als die einzig mögliche darbietet. Da nun alſo hier keine Verabredung und planmäßige Durchführung ſtattfinden kann, ſo folgt, daß einestheils bei verſchiedenen Völkern die Folge des Entwickelungsganges ſich ganz anders geſtalten kann, anderntheils aber auch die dazu angewandten Mittel verſchieden ſein und folglich die einzelnen Sprachen ſich von einander unterſcheiden müſſen, während doch in ihrem ganzen Weſen jede den Denkgeſetzen des Geiſtes gemäß ſich darſtellt. Findet nun aber die Möglichkeit einer vielfachen Verſchiedenheit der S. in ihrem Entwickelungsgange überhaupt ſtatt, ohne daß das Material der Laute und Worte an ſich ſelbſt in Betrachtung kommt; wie viel mehr muß dieſelbe einleuchten, wenn man bedenkt, daß auch dieſes unendlich verſchieden ſein kann. Denn wie die wenigen einfachen Grundlaute (Buchſtaben) ſchon nach den Geſetzen der einfachſten Combination eine außerordentliche Zahl zuſammengeſetzter Laute (Sylben) bilden können, ſo hatte die Willkühr in der Wahl aus denſelben zur Bezeichnung der einzelnen Begriffe eine unerſchöpfliche Quelle, welche höchſtens in der Auffaſſung der Onomatopöien, die aber immer auch der Subjectivität Viel geſtattete, einige Regelung fand. Nur der Zufall konnte da wohl in den verſchiedenſten Gegenden der Erde die Wahl gleicher Laute für gleiche Begriffe hervorrufen. Denn geſetzt auch, die Annahme von einem einzigen Menſchenpaare, von dem alle Völker abſtammen ſollen, beruhte auf ſicherm Grunde, ſo würden wir doch einestheils ſchon gänzlich gegen die gemachten Erfahrungen vom Weſen der S. verſtoßen, wollten wir behaupten, daß dieſelbe dem Menſchen ſogleich bei ſeiner Erſchaffung von Gott mitgetheilt ſei, anderntheils würden wir doch nur eine höchſt unvollkommene S. als S. dieſer erſten Menſchen annehmen müſſen, da es ſolcher Sprachen nach ſo vielen Jahrtauſenden ſeit der Erſchaffung der Menſchen noch gibt, und dieſe würde bei der baldigen Zerſtreuung derſelben über die Erde durch die angedeutete verſchiedenartige Entwickelung ihren Grundcharakter vielfach verändert haben. Nun läßt ſich aber die S. mit unumſtößlicher Gewißheit nur als eine aus dem Geiſte ſelbſt hervorgehende Erſcheinung betrachten, die deßhalb in jeder Hinſicht überall ſich anders geſtaltete, und die unendliche Verſchiedenheit der Sprachen ſelbſt in ihren Urelementen nicht läugnen und es ſtellt ſich daher dem Beobachter hierbei der Unterſchied zwiſchen der S. im Allgemeinen und einer einzelnen S. in Bezug ſowohl auf das Äußere der S. in Materie und Form, als auf den darin waltenden Geiſt heraus, wenn er in das Weſen derſelben eindringen will. Wenn daher die neuere Zeit vorzüglich es verſucht hat, den empiriſchen Weg bei der Entwickelung der Sprachgeſetze verlaſſend, die S. in ihrem innerſten Weſen zu betrachten, ſo mußte ſie ihre Unterſuchungen auf drei verſchiedene Seiten hinrichten; einmal die Denkgeſetze des menſchlichen Geiſtes überhaupt entwickeln; dann unterſuchen, in wie weit und unter welchen beſonderen Beſtimmungen dieſe in einer einzelnen S. ſich geltend gemacht haben, und endlich erforſchen, welcher Zuſammenhang ſich unter den einzelnen Sprachen mit einander nachweiſen läßt. So entſtand die Philoſophie der S. oder die Urſprachlehre, die philoſophiſche Sprachlehre und die comparative Sprachlehre oder Linguiſtik, Sprachenkunde. Auf dieſe Weiſe iſt man aber zu den überraſchendſten Reſultaten gelangt, indem man nicht nur die oben ausgeſprochenen Anſichten über das Weſen und die Entwickelung der S. überhaupt beſtätigt gefunden hat, ſondern auch in Bezug auf den ſinnlichen Theil der S. ſelbſt, die Laute und Worte, in die Dunkel der Vorzeit wie in die geheime Werkſtätte des menſchlichen Geiſtes eingedrungen iſt. Hat man nämlich dadurch immer hellere Begriffe über die Entwickelung der S. ſelbſt erhalten, ſo hat

ſich, indem die Annahme einer allgemeinen Urſprache immer mehr in ihrer Nichtigkeit erkannt wurde, doch ein vielfacher Zuſammenhang ſonſt ſich ganz fremd erſcheinender Sprachen gezeigt und die große Mannigfaltigkeit der menſchlichen Geiſtesthätigkeit im Baue einer Sprache nachgewieſen, und eine fernere Unterſuchung muß lehren, in wie weit die einzelnen Sprachen im Verhältniſſe als Mütter, Töchter, Schweſtern ꝛc. zu einander betrachtet werden müſſen. Wiſſen wir doch, daß ſelbſt ſchon weitgebildete Sprachen im Laufe der Zeiten vielfachen Veränderungen unterworfen ſind, welche eben ſowohl in neu hinzugetretenen Begriffen, als noch mehr in der Abänderung der Ausſprache der einzelnen Laute und Abſtumpfung der Formen gegründet ſind. Jede S. hat ihre Lebensperioden; ſie entwickelt ſich in friſcher Jugend zu einem kräftigen Mannesalter nach ihrem eigenthümlichen Geiſte und wird dann wieder allmählig matt und ſchwach; der Geiſt baut und zerſtört ſie wieder. — Man hat ſich in neuerer Zeit viel Mühe gegeben, eine allgemeine, d. h. allen Menſchen verſtändliche S. (Paſilalia) zu erfinden, hat aber endlich eingeſehen, daß dieſes Unternehmen ein völlig unausführbares iſt. Denn alle dazu vorgeſchlagenen Mittel, ſelbſt die in der neueſten Zeit von Sudre erfundene muſikaliſche S., haben daſſelbe Erforderniß wie jede reine Wortſprache, ſie müſſen erſt angelernt werden, und dabei verwechſelt man immer den Inhalt der S., das Gedachte, mit der Form, dem Geſprochenen. Erſteres bleibt daſſelbe in jeder S., letzteres aber iſt, wie ſchon erwähnt, zum großen Theile ein Product der Willkühr. Doch braucht man den Begriff der S. auch in tropiſcher Hinſicht häufig für Redeweiſe (franz. langage), wie ſtolze, demüthige, dichteriſche, philoſophiſche S. und dergl., wo ſich der Begriff mehr auf den Inhalt bezieht, und unterſcheidet in ähnlicher Weiſe die Umgangsſprache, wie ſie gewöhnlich geſprochen wird und welche ſich wieder in Dialekte (ſ. d. Art.) ſcheidet, von der Schriftſprache, welche die Ausdrucksweiſe in der Schrift bezeichnet. Im Allgemeinen zerfallen aber alle Sprachen in todte, welche nicht mehr geſprochen werden, wie die lateiniſche, und lebende, die ſich noch im Munde des Volkes finden. Eine Überſicht einer großen Anzahl Sprachen liefert Adelung's „Mithridates" (Berl. 1806—1817. 4 Bde. 8.). 9.

Sprachgebrauch, lat. usus loquendi; fr. usage de langue; engl. use of speaking, bezeichnet die Art und Weiſe, wie eine Sprache gewiſſe Begriffe, Gedanken und Beziehungen auszudrücken pflegt, und erſtreckt ſich über das ganze Gebiet der Sprache. Da jede Sprache meiſt ihren eigenen Entwickelungsgang geht (ſ. Sprache), ſo hat auch faſt jede manche Eigenthümlichkeiten im S., welche man Idiotismen (ſ. d. Art.) nennt; außerdem aber bedingen ſich dieſelben oft auch theils durch die Anwendung der Sprache zu beſonderen Zwecken, wodurch ein gemeiner, dichteriſcher, philoſophiſcher ꝛc. S. und in ſyſtematiſcher Form die ſogenannte Kunſtſprache entſteht, theils durch die Individualität eines Schriftſtellers allein. Wenn aber die Idiotismen, wenn ſie auch oft ihrem Grunde nach unerklärbar ſind (daher das Sprüchwort: usus est tyrannus), in dem Geiſte der Sprache begründet liegen und daher alle Aufmerkſamkeit des Sprachforſchers verdienen, ſo ſind die letzteren Arten meiſt reine Producte der Willkühr und daher wohl von jenen zu unterſcheiden. 9.

Sprachgewölbe oder **Sprachſäle** ſind Gewölbe oder Säle, welche entweder zufällig oder abſichtlich ſo angelegt ſind, daß man Worte, die in der einen Ecke ganz leiſe geſprochen werden, nirgends anderswo als in der entgegengeſetzten Ecke des Gewölbes hören kann. Dieſe Eigenſchaft beruht auf der elliptiſchen Wölbung der Decke, indem die Ellipſe die merkwürdige Eigenſchaft beſitzt, alle Schallſtrahlen, welche aus einem Brennpunkte derſelben kommen, nach dem andern Brennpunkte zurückzuwerfen und dort zu vereinigen. Eine Sammlung von vielen alten und neuen hierher gehörigen Merkwürdigkeiten findet man bei Kircher:

„Phonurgia nova, de prodigiosis sonorum effectibus“ (Amstelod. 1673). Unter Andern iſt das ſogenannte Ohr des Dionyſius (ſ. d. Art.) zu Syrakus merkwürdig. 29.

Sprachlehre, ſ. Grammatik.

Sprachorgane heißen die Theile des Mundes, welche zur Hervorbringung der einzelnen Sprachlaute gebraucht werden (ſ. Buchſtaben). 9.

Sprachreinigung, ſ. Purismus.

Sprachrohr, lat. tubus acusticus, stentoreas; franz. porte-voix, trompette parlante; engl. speaking-tube, iſt die von Samuel Morland 1670 erfundene Röhre, welche dazu dient, einen Schall nach einer gewiſſen Richung auf große Entfernungen fortzuleiten. Sie iſt kegelförmig und unter einen ſolchen Winkel erweitert, daß die von den Wänden zurückgeworfenen Schallſtrahlen nach der letzten Zurückwerfung parallel aus demſelben fahren und den Schall nach dieſer Richtung mit bedeutend verminderter Abnahme ſeiner Intenſität hintragen. Das S. kann aus Pappe, Silberblech ꝛc. verfertigt ſein. Nach Muncke läßt ſich eine ſtarke Menſchenſtimme durch ein gutes S. 18000 Fuß weit noch deutlich vernehmbar machen. 40.

Spranger (Bartholomäus), ein bekannter niederländiſcher Maler, ward 1546 zu Antwerpen geboren, ſoll ſehr viele Lehrer gehabt haben, und ging 1563 nach Italien, wo er in Rom zuerſt in die Dienſte des Cardinals Farneſe und dann in die des Papſtes Pius V. ging, nach deſſen Tode er vom Kaiſer Maximilian II. als Hofmaler nach Wien berufen ward. Kaiſer Rudolph II. ſchätzte ihn ſo ſehr, daß er ihn beſtändig um ſich hatte und in den Adelſtand erhob. Er ſtarb zu Prag 1625. So großen Ruhm S. zu ſeiner Zeit genoß, da er einen leichten und kräftigen Pinſel führte und im Colorit Vorzügliches leiſtete, ſo fehlt es ihm doch gänzlich an Studium der Natur und ſeine ganze Darſtellung iſt im höchſten Grade manirirt. Die wiener Gallerie beſitzt von ihm noch 19 Stücke, meiſt mythiſche und allegoriſche Darſtellungen; außerdem finden ſich noch viele Stücke in verſchiedenen Kirchen und Klöſtern Italiens. 16.

Sprecher (speaker) heißt im engliſchen Unterhauſe dasjenige Mitglied, welches die Function eines Präſidenten und Leiters des Ganzen verſieht und in jedem Falle das Unterhaus vor dem Oberhauſe und dem Könige repräſentirt. Obgleich der Poſten eines Sprechers ſehr beſchwerlich iſt, ſo iſt er doch auch von der höchſten Wichtigkeit und die Wahl zu demſelben daher meiſt eine Angelegenheit, welche die Aufmerkſamkeit der ganzen Nation auf ſich zieht. 30.

Spree, lat. Sprea, ein Fluß im Areal der Elbe, der ihr vereint mit der Havel zuſtrömt, entſpringt auf dem lauſitzer Gebirge in der Oberlauſitz bei Gersdorf weſtlich von Zittau und tritt, nachdem ſie Bautzen berührt hat, ins preußiſche Gebiet über. Bei Lübben beſchreibt ſie in mehrere Arme getheilt, von denen der eine in den Schwielungſee geht, einen großen weſtlichen Bogen um den Spreewald, eine 6 Meilen lange und $1\frac{1}{2}$ Meile breite Moraſtgegend, von vielen Armen der S. durchſchnitten und mit 7 Dörfern beſetzt, herum, wendet ſich dann aber wieder nach Norden und wird da, wo ſich die Arme vereinigen, ſchiffbar. Weſtlich von Müllroſe ſteht ſie durch den Friedrich-Wilhelmscanal mit der Oder in Verbindung, bildet ſpäter bei Köpenick den Müggelſee, durchſtrömt Berlin und wird bei Spandau von der Havel aufgenommen. Die S. iſt 44 Meilen lang mit 174 □M. Flußgebiet, erreicht eine Breite von 200 Fuß und darüber und wird meiſt von flachen Ufern umgeben. 35.

Sprengel (Kurt), berühmter mediciniſcher Schriftſteller, wurde zu Baldekow bei Anklam den 3. Aug. 1766 geboren. Von ſeinem Vater, einem kenntnißreichen Prediger, ſorgfältig unterrichtet, machte er ſchon in ſeiner frühen Jugend große Fortſchritte in der Erlernung alter und neuer Sprachen, ſo daß er ſchon

als Knabe die griechiſchen Perikopen ins Hebräiſche überſetzte; außer den Sprachen war aber ſchon damals die Botanik ſein Lieblingsſtudium. In ſeinem 17. Jahre wurde er Hauslehrer und erhielt noch vor dem Beſuche der Univerſität nach einer vor dem Conſiſtorium zu Greifswalde überſtandenen Prüfung die Erlaubniß zu predigen. Zwei Jahre ſpäter ging er nach Halle, um Theologie zu ſtudiren, verließ aber dieſes Fach und widmete ſich der Medicin, nahm 1787 die Doctorwürde an und betrat die akademiſche Laufbahn, zuerſt als Docent der gerichtlichen Medicin und der Geſchichte der Medicin, wurde 1789 außerordentlicher Profeſſor und 1795 ordentlicher Profeſſor, übernahm 1797 die Profeſſur der Botanik und blieb, trotz mancher ehrenvollen Rufe ins Ausland, eine Zierde der Univerſität Halle bis an ſein Lebensende, das in Folge mehrerer apoplektiſcher Anfälle am 15. März 1833 erfolgte. — Er war im Beſitze einer umfaſſenden Gelehrſamkeit, hauptſächlich in der Medicin, in der Geſchichte derſelben, in der Botanik und in den alten und neueren Sprachen, und iſt Verfaſſer einer großen Menge von Schriften, von denen wir mit Übergehung der botaniſchen ſeinen „Verſuch einer Geſchichte der Medicin" (Halle 1821—1828. 3. Aufl. 5 Bde.) als ſein vorzüglichſtes und trotz mannigfaltiger Mängel bis jetzt noch unübertroffenes und unentbehrliches Werk hervorheben, ſo wie wir auch ſeines „Handbuchs der Pathologie" (3 Thle. 3. Aufl. 1814—1820) und ſeiner „Institutiones medicae" (7 Thle.) Erwähnung thun müſſen. Wie ſehr ſeine Zeitgenoſſen S.'s Werth anerkannten, beweiſt, daß er Mitglied von 70 gelehrten Geſellſchaften und Inhaber dreier Orden war. 39.

Sprengwerk, ſ. Hängewerk.

Springbrunnen, **Fontaine**, lat. aqua saliens; franz. fontaine; engl. fountain, well-spring, waterspout, bezeichnet jede natürliche oder künſtliche Vorrichtung, vermittelſt deren ein kleinerer oder größerer Waſſerſtrahl aus engen Öffnungen mit ſolcher Gewalt hervorquillt, daß er mehr oder weniger hoch in die Luft ſpringt. Die Theorie der S. läßt ſich in ihren Elementen leicht auf die Geſetze und Erſcheinungen der der communicirenden Röhren zurückführen. Es iſt nämlich bekannt, daß in denſelben gleichartige Flüſſigkeiten ein gleiches Niveau erhalten. Sobald nun der eine Schenkel einer ſolchen Röhre abgeſchnitten wird, während der andere gefüllt iſt, ſo muß die darin enthaltene Flüſſigkeit das Beſtreben erhalten, bis zu derjenigen Höhe aufzuſteigen, welche ſie bei noch vorhandener Röhre erreichen würde, und ihr Druck wirkt nun ſo ſtark gegen die ungekrümmte Öffnung hin, daß daraus ein dünner Waſſerſtrahl mit Gewalt zu einer beträchtlichen Höhe emporſteigt. An die Stelle des Druckes der Waſſerſäule kann aber auch ein mechaniſch bewegter Embolus oder die Elaſticitätsäußerung der comprimirten Luft, des Dampfes ꝛc. treten. Es laſſen ſich hierher auch die Feuerſpritzen (ſ. d. Art.), der Heronsball, der Heronsbrunnen (ſ. d. Art.), der Springheber, der Sprungkegel und andere ähnliche Apparate zählen. — Die bekannteſten großen Fontainen ſind die zu Verſailles und zu Herrenhauſen bei Hanover, bei denen die ſtärkſten Strahlen eine Höhe von 60—100 pariſer Fuß erreichen, und unter den natürlichen die Gaiſer auf Island, deren Strahlen eine Höhe von 90—150, je die höchſten Tropfen gerechnet ſogar bis 200 Fuß erreichen. 26.

Springfluth, ſ. Ebbe und Fluth.

Sprödigkeit, lat. fragilitas; franz. aigreur; engl. brittleness, nennt man diejenige Eigenſchaft der feſten oder ſtarren Körper, vermöge deren ihre Theile nicht in eine veränderte Lage gebracht werden können, ohne ſie zu trennen. Die S. ſetzt einen großen Grad der Härte voraus und ſteht der Elaſticität (ſ. d. Art.) entgegen; denn je mehr ein Körper ſpröde iſt, um ſo viel weniger elaſtiſch erſcheint er. Die Wärme trägt unmittelbar zur Verminderung der S. mit bei und die Kälte vermehrt dieſelbe. So fand Parry, daß bei den hohen Kältegraden auf Melleville-Island die Nägel beim Einſchlagen zerbrachen und die Zimmermanns-

werkzeuge unbrauchbar wurden, weil ſie zerſprangen oder eine ſtumpfe Schneide erhielten. Eben ſo zerſpringt ſehr erkältetes Glas durch ſchnelle Erwärmung. 40.

Spruch, lat. sententia; franz. und engl. sentence, arbitrage, iſt überhaupt jeder etwas Beſtimmtes ausdrückende Satz, daher vorzüglich eine Bibelſtelle; im juriſtiſchen Sinne das Urtheil des Richters über einen Rechtsfall (ſ. Rechtsſpruch). 9.

Spruchcollegien ſind ſolche Collegien rechtskundiger Männer, welche ſich mit Inſtruirung der Proceſſe und Unterſuchung von Vergehungen nicht befaſſen, ſondern nur aus den an ſie geſendeten Acten die Entſcheidungen abfaſſen, welche dann vom Gerichte, wo die Sache anhängig iſt, bekannt gemacht und vollſtreckt werden (ſ. Actenverſendung). In früheren Zeiten brauchte man vorzüglich dazu ſogenannte Schöppen- oder Dingeſtühle und ſpäter noch die Juriſtenfacultäten auf den inzwiſchen entſtandenen Univerſitäten; jetzt wird jedoch dieſe Einrichtung immer mehr durch die Einführung von umfaſſenderen Gerichten mit mehreren Beiſitzern verdrängt, welche ſelbſt entſcheiden, oder von niederen Gerichten die Acten zum Verſpruche annehmen, ſo daß zwar die Verſendung noch in gewiſſen Fällen verblieben iſt, aber nur wenig eigentliche Spruchcollegien mehr vorhanden ſind. 31.

Sprüchwörter, lat. proverbia; franz. proverbes; engl. proverbs, ſind kurze ſinnreiche, oft auch witzige Sitten- und Denkſprüche, welche dadurch, daß ſie allgemeine Wahrheiten und Klugheitsregeln in bündiger Kürze, Kraft, ſelbſt Derbheit, zur wahren Lebensphiloſophie des Volkes machen, einen hohen Werth zur Charakteriſirung und Bildung ganzer Völker auf niederer und höherer Stufe, haben. Die Weiſeſten aller Nationen, in der erſten Periode des erwachenden Nachdenkens und Beobachtungsgeiſtes, kleideten in dieſelben die Reſultate ihrer Erfahrung und geſammelten Lebensweisheit ein. Je kürzer und einfacher, deſto älter ſind ſie. Doch hat man ſprüchwörtliche Redensarten von eigentlichen Sprüchwörtern und Denkſprüchen oder Apophthegmen (ſ. d. A.), ſinnreiche Ausſprüche weiſer Männer, wichtige moraliſche Axiome von evidenter Gültigkeit enthaltend, wohl zu unterſcheiden. Sie ſind häufig unter einander geworfen worden, wie z. B. in dem Werke: „Adagia etc." (Frankf. 1656) und „750 deutſche Sprüchwörter ꝛc." von Agricola (Wittenb. 1592). Außerdem vergl. Weber, „365 Denkſprüche der Deutſchen" (Wittenb. 1807) und Sailer, „Weisheit auf der Gaſſe ꝛc." (Augsb. 1810); Nopitzſch, „Literatur der Sprüchwörter" (Nürnb. 1820). 84.

Sprüchwörter Salomo's heißt ein bibliſches Buch, aus Sitten und Denkſprüchen beſtehend, das in ſeinen 5, durch ihre Überſchriften unterſchiedenen Theilen aus urſprünglich eben ſo viele Sammlungen entſtanden ſein mag. Der 1. Theil (c. 1—9) preißt in einer Einleitung die Weisheit und gibt dann allgemeine Ermunterungen zum Streben nach derſelben; der 2. (c. 10—24) enthält einzelne Ausſprüche und Belehrungen über Gegenſtände des alltäglichen Lebens; der 3. (c. 25—29) ähnliche Sprüche, die wahrſcheinlich nur eine ſpätere Nachbildung jener ſind; der 4. (c. 30) die Sprüche eines gewiſſen Agur; und der 5. endlich (c. 31) zerfällt in Belehrungen einer Königin an ihren Sohn und Schilderung einer tugendhaften Hausfrau. Die meiſten dieſer Sitten- und Denkſprüche mögen wirklich von jenem königlichen Weiſen herrühren; jedoch ſind auch die Sprüche anderer hebräiſcher Weiſen bei ſpäteren Sammlungen mit darin aufgenommen worden; höchſt wichtig aber iſt das Buch theils als Darlegung hebräiſcher Philoſophie, theils und vorzüglich als Sammlung herrlicher Vorſchriften über alle Fälle des Lebens. Die beſten Bearbeitungen ſind von Alb. Schultens, „Versio integra Proverb. Salom. etc." edid. J. L. Vogel (Halae 1768); Döderlein, „Die Sprüche Salomo's" (Nürnb. 1786); C. A. Bode, „Salomo's Sitten-

lehre ꝛc." (Quedlinb. 1791); W. K. L. Ziegler, „Neue Überſetzung der Denkſprüche Salomo's" (Leipz. 1791); H. Müntinghe, „Salomo's Denkſprüche" mit Anmerkungen aus dem Holländ. überſ. von E. H. Scholl. 3 Thle. (Frankf. 1801). 84.

Sprung, lat. saltus; franz. saut; engl. spring, heißt in der Logik der Fehler im Schließen, wenn man Gegenſtände verbindet, welche nicht zuſammengehören, alſo den Unterſchied zwiſchen ihnen überſpringt; daher überhaupt jedes plötzliche Übergehen aus einem Zuſtande in den andern. 9.

Spulwürmer (Askariden) ſind eine Art der Eingeweidewürmer, welche rund und fadenförmig, am Schwanzende geſpitzt, am Kopfe abgeſtumpft und mit drei runden Bläschen verſehen ſind. Der bekannteſte darunter iſt der 1 Zoll lange Afterwurm von weißer Farbe, welcher ſich häufig im After der Pferde und Kinder findet; außerdem der dem Regenwurme ähnliche, eigentliche Spulwurm von der Länge einer Spanne und weißer ins Röthliche ſpielender Farbe, welcher ſich in dem Darmkanale aller Säugethiere findet, die Verdauung hemmt und Erbrechen, Heißhunger, Epilepſie u. dergl. veranlaßt. (Vergl. übrigens Bandwurm). 30.

Spurzheim (Caspar), bekannt als Begleiter Gall's auf ſeinen kranioſkopiſchen Reiſen, den er auch in ſeinen wiſſenſchaftlichen Vorträgen, ſo wie in der Herausgabe ſeiner Werke unterſtützte, ward zu Longwich bei Trier d. 31. Dec. 1776 geboren, widmete ſich zuerſt in Trier der Theologie, ging aber 1795 nach Wien, lernte daſelbſt in einem anſehnlichen Hauſe, wo er Hauslehrer war, den Dr. Gall, der Hausarzt daſelbſt war, kennen, widmete ſich nun auch der Medicin und begann an der Seite Gall's ſeine kraniologiſchen Unterſuchungen, die er während ſeines Aufenthalts in verſchiedenen Theilen von Europa verfolgte, ausbildete und darüber Lehrvorträge hielt. Nach Gall's Tode reiſte er in die nordamerikaniſchen Staaten und ſtarb zu Boſton, wo ſeine Vorträge mit vielem Beifalle aufgenommen wurden, am 10. Nov. 1832 am Typhus. 39.

Ssufismus iſt der Name eines religiöſen Myſticismus unter den Muhammedanern, welcher ſich vorzügliche in Perſien entwickelt hat und von Ssûf, Wolle, herkommen ſoll, weil ſeine Anhänger gewöhnlich ſich in Wolle kleideten. Wie der Orient überhaupt das Land einer glühenden Phantaſie iſt, ſo mußte ſich natürlich auch die religiöſe Schwärmerei hier zu einem hohen Grade erheben und in der That bietet der S. das höchſte Glühen der Phantaſie dar. Im Weſen dem Myſticismus ganz verwandt iſt er das innigſte Verſenken des Geiſtes in die Gottheit, neben welcher alle Perſönlichkeit und alle Einzelnheit verſchwindet; er ſieht überall nur den Glanz der göttlichen Herrlichkeit und betrachtet alle Weſen als Ausflüſſe derſelben, ſo daß er in ſeiner höchſten Entwickelung in einen theoſophiſchen Pantheismus übergeht. Und hierzu bedient er ſich der bilderreichſten Sprache, in welcher alle Begriffe tropiſch verſtanden und auf Gott und das Verhältniß der Dinge zu demſelben bezogen werden müſſen, obwohl anſcheinend ganz natürliche Gegenſtände abgehandelt ſind. Am Beſten iſt der S. dargeſtellt in Tholuk's: „Ssufismus" (Berl. 1821); deſſen „Blüthen aus der morgenländiſchen Myſtik" (Berl. 1825); von Hammer's „Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens" und Sylv. de Sacy's Ausgabe des „Pendnameh" von Ferîdeddîn attâr. 23.

Staal (Baronin von), eine durch Geiſt und Bildung ausgezeichnete Frau, wurde 1693 zu Paris geboren und von ihrem Vater, dem Maler de Launai, welcher ſich aus Frankreich entfernte, in Dürftigkeit gelaſſen. Sie wurde zwar in das Stift St. Louis zu Rouen aufgenommen, ſah ſich aber nach dem Tode der Priorin genöthigt, daſſelbe wieder zu verlaſſen und wegen ihrer Armuth als Kammerjungfer in die Dienſte der Herzogin du Maine zu Segur zu treten. Schon ſollte ſie aber wegen ihrer Unbeholfenheit wieder entlaſſen werden, als ſie durch ei-

nen witzigen Brief, welchen ſie an den Philoſophen Fontenelle über eine Tagesbegebenheit von Paris geſchrieben hatte, die Aufmerkſamkeit der Herzogin erregte, welche ſie von nun an zu allen Feſten zog. Hierauf wurde ſie durch die Verſe und Pläne zu einigen Theaterſtücken, welche ſie entwarf und die man dort aufführte, den Prinzen und vielen geiſtreichen Männern des Hofes bekannt, deren Gunſt und Achtung ſie ſich durch ihre Talente erwarb. Da ſie darauf zwei Jahre lang die Gefangenſchaft der während der Regentſchaft nach Ludwig's XIV. Tode in Ungnade (1718) gefallenen Herzogin getheilt hatte, wurde ſie nach ihrer Befreiung von derſelben an den Captain bei der Schweizergarde und Marechal de Camp, Baron von Staal, verheirathet. Sie ſtarb im Jahre 1751. Die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes zeigte ſich, durch Schüchternheit und Kränklichkeit zurückgehalten, weniger in ihrer Unterhaltung, als in ihren Schriften; aber erſt nach ihrem Tode erſchienen ihre „Mémoires“ (Par. 3 Bde. 12.), nebſt zwei Luſtſpielen, von denen es den letzteren jedoch bei manchen Vorzügen, beſonders in Bezug auf die Lebhaftigkeit eines geiſtreichen Dialogs, an Einheit der Handlung ſo wie an kunſtvoller Verknüpfung und Entwickelung fehlt, während die Memoiren, ſo wie ihre Briefe an den Marquis von Silly und an d'Hericourt, welche erſt 1806 zu Paris (2 Bde. 12.) erſchienen, ſich durch Leichtigkeit und Gewandtheit der Schreibart auszeichnen. 81.

Staar iſt der Name, womit man zwei Arten von Blindheit (ſ. d. Art.) bezeichnet, deren eine der graue, die andere der ſchwarze S. genannt worden iſt. A. Der *graue S.*, lat. cataracta; franz. cataracte; engl. cataract, pearl eye, beſteht in einer Verdunkelung der Kryſtalllinſe oder ihrer Kapſel oder der ſogenannten Morgagni'ſchen Flüſſigkeit oder aller dieſer Theile zugleich (vergl. *Auge*). Die Urſachen, welche den grauen S. hervorbringen ſollen, ſind ſehr zahlreich; er kann eine Folge von Gicht, Rheumatismus, Skropheln, Syphilis, Scorbut ꝛc. ſein; auch gehören diejenigen Arbeiten, bei denen das Auge fortwährend auf ſehr kleine und ſtark glänzende Gegenſtände geheftet iſt, wie z. B. bei Uhrmachern, Juwelieren, Steinſchneidern oder Petſchierſtechern, bei Arbeitern in Glashütten, bei Gelb- und Rothgießern, Schloſſern, Schmieden, Bäckern, Köchen ꝛc., zu ſeinen Veranlaſſungen. Eine noch ſtärker einwirkende Urſache ſcheint die lang dauernde Einwirkung der Sonnenſtrahlen auf den Körper zu ſein, wenn das Auge genöthigt wird, fortwährend auf die von der Sonne ſtark beſchienene Erde, namentlich wenn dieſe hellfarbig iſt, hinzublicken. So hat *Petit* in Lyon berechnet, daß drei Viertel vom grauen S. befallene Individuen Ackersleute ſind. *Adams* ſtimmt hiermit ebenfalls überein, indem er bemerkt, daß wegen großer Hitze und grellen Lichtes die Europäer in Oſt- und Weſtindien häufig ſtaarblind werden. Dieſe Krankheit erſcheint oft erſt nach dem vierzigſten Jahre und iſt faſt das ausſchließliche Loos der Greiſe. Außerdem führen einige, z. B. *Petit*, *Frey*, Beiſpiele von Erblichkeit des grauen Staars an. — Der graue S. beginnt meiſt damit, daß der Kranke alle Gegenſtände durch einen ſchwachen Schleier oder Nebel zu ſehen glaubt; bisweilen bemerkt er noch überdieß in der Luft Flocken, Fäden oder gleichſam feſtſtehende Spinnengewebe und zwar ſtets in gleicher Richtung mit der Achſe der Sehſtrahlen; nach einiger Zeit wird der Schleier immer dichter; der Kranke findet jetzt die Flamme des Kerzenlichts von einem weißlichen Hofe umgeben und verliert zuletzt alle Fähigkeit, die äußeren Gegenſtände zu unterſcheiden. In dieſer Periode läßt ſich der graue S. an einem, die Gegend hinter den Pupillen einnehmenden Flecken leicht erkennen; auch zeigt ſich im Umkreiſe der Pupille ein ſchwärzlicher Ring. Man unterſcheidet je nach dem Sitze des Staars 1) den *Linſenſtaar*, der am Häufigſten vorkommt und durch einen deutlich erkennbaren Zwiſchenraum von der Pupille getrennt erſcheint; daher hier das Sehen in ſchiefer Richtung, bei ſchwachem Lichte und dadurch bewirkter Erweiterung der Pupille

noch etwas möglich iſt und wobei die Linſe entweder zu hart, oder auch zu weich und aufgelöſt iſt; 2) den häutigen oder Kapſelſtaar, welcher blos auf die Kapſel beſchränkt iſt, bei ſeiner Ausbildung nur höchſt ſelten von der Mitte der Pupille, ſondern am öfterſten von dem Rande derſelben ausgeht und daher in einen vordern, hintern und vollkommnen Kapſelſtaar unterſchieden wird; 3) den Morgagniſchen S., von Einigen auch Milchſtaar genannt, welcher ſehr ſelten vorkommt, blos in Trübung der Morgagniſchen Feuchtigkeit beſteht, nur höchſt ſelten in einfachem Zuſtande vorhanden iſt, weil gar bald auch die Kryſtalllinſe undurchſichtig wird und ſich in Morgagniſche Feuchtigkeit auflöſt, und an ſeiner milchweißen Farbe erkannt wird. 4) Den gemiſchten oder Kapſellinſenſtaar, bei welchem Kapſel und Linſe gleichzeitig verdunkelt ſind und das Sehvermögen faſt gänzlich erloſchen iſt und welcher auch in marmorirten, Fenſter- oder Gitterſtaar, in Sternſtaar, getiegerten oder punktirten, centralen und Halbſtaar, ferner in Balgſtaar, kegel- oder pyramidenförmigen, traubenhülſigen, Balken- und Eiterſtaar eingetheilt wird. — Der graue S. muß durch Zertheilung und Reſorption zu beſeitigen geſucht oder, wo dieß nicht möglich iſt, durch Entfernung der Linſe operirt werden. Hierzu hat man drei Methoden: 1) durch Niederdrückung, welche darin beſteht, daß man die Kryſtalllinſe aus ihrer natürlichen Lage zu entfernen und in den untern und äußern Theil des Glaskörpers zu verſetzen ſucht, wo man ſie der Einwirkung der abſorbirenden Gefäße überläßt, nachdem man ſie zuvor entweder niedergedrückt oder vor der Depreſſion umgelegt hat, welches letztere die Reclination genannt wird; 2) durch Ausziehung, wobei die Hornhaut aufgeſchnitten wird, ſo daß durch die gemachte Wunde die Kryſtalllinſe und ihre Kapſel heraustreten kann; 3) durch Zerſtückelung, welche geſchieht, indem man entweder das Inſtrument in die Sclerotica (vergl. Auge) einſticht oder mittelſt Einführung deſſelben in die Hornhaut durch die Pupille hindurch zur Linſe gelangt, welche durch die Bewegungen der Nadel zerſchnitten wird, mittels eines Stiches durch die Hornhaut den S. niederdrückt oder auch denſelben ſo verletzt und aus ſeinen Verbindungen bringt, daß er reſorbirt wird. Letztere Methode iſt in der neuern Zeit von Buchhorn, der ihr den Namen Keratonyxis (Hornhautſtich) gab, und von Langenbeck empfohlen und in die Praxis eingeführt worden. Man unterſcheidet ſie in die Keratonyxis mit dem Kapſelſtichſchnitt, mit Depreſſion oder Reclination und mit Zerſtückelung. Welche von dieſen Methoden die paſſendſte iſt, muß dem geſchickten Augenarzte überlaſſen bleiben. — B. Der ſchwarze Staar oder die Amauroſe (lat. amaurosis, gutta serena, suffusio s. cataracta nigra; franz. amaurose, goutte sereine, cataracte noire; engl. dimness of sight, drope serene, nennt man diejenige Blindheit, die weſentlich in einer Verminderung oder völligen Aufhebung des Sehvermögens beſteht. Geneigt dazu machen vorzüglich: Verſtimmung des Nervenſyſtems, wie Epilepſie, Hyſterie, Hypochondrie ꝛc.; ferner erbliche Anlage, abnorm erhöhte Thätigkeit des arteriellen Syſtems, daher Vollblütigkeit, Anlage zu Schlagfluß, Congeſtionen nach dem Kopfe, endlich auch venöſe Stockungen, Neigung zur varicöſen Verbildung. Als Gelegenheitsurſachen ſind zu betrachten: alle ſchwächende Einwirkungen auf das Nervenſyſtem im Allgemeinen oder das Sehnervengebilde im Beſondern. Hierher gehören deprimirende Leidenſchaften, ſchlechte Nahrung, Verluſt edler Säfte, beſonders des Blutes und des Samens, anhaltende Bauchflüſſe, langer Aufenthalt im Dunkeln, die Einwirkung narkotiſcher Mittel, des Bleies, Gehirnerſchütterung ꝛc.; ferner anhaltende Kopfſchmerzen, Apoplexie, Mißbrauch geiſtiger Getränke, Unterdrückung gewohnter Blutflüſſe oder anderer Abſonderungen, zu grelles Licht ꝛc. — Je nach dieſen verſchiedenen Urſachen entſteht der ſchwarze S. entweder plötzlich oder nach und nach. Den Kranken erſcheinen oft Funken und Flammen vor den Augen; alle Farben ſehen ihnen anders oder die Gegenſtände ſchwanken,

ſchwimmen, verwirren ſich; bisweilen fangen ſie auch an zu ſchielen und haben das Gefühl von Trockenheit oder das eines fremden Körpers im Auge oder auch eines Spannſchmerzes, der die Augengegend einnimmt; vor den Augen ſcheinen ſchwarze Flecken oder Mücken herumzufliegen; die Lichtflamme ſcheint mit einem Farbenkreiſe umgeben zu ſein; zuletzt wird die Iris in ihren Bewegungen immer träger, die Pupille verliert ihre reine Schwärze, wird erweitert und verliert ihre Beweglichkeit, und oft erblickt man tief im Auge einen weißlichen Fleck, der mit Adern durchzogen iſt; bisweilen ſchrumpft auch der Augapfel zuſammen und verkleinert ſich beträchtlich, bis endlich alle dieſe Störungen in völlige Bindheit übergehen. — Die Heilung des ſchwarzen Staars gelingt nur höchſt ſelten; indeß wird der plötzlich entſtandene leichter entfernt, als der allmählig ausgebildete. Je mehr die Organiſation des Sehnervengebildes gelitten hat, je weniger die Urſachen auszumittteln oder zu entfernen ſind, deſto geringer iſt auch die Hoffnung zur Wiederherſtellung. 7.

Staarbrille heißt eine Brille mit ſehr convexen Gläſern, welche von denjenigen gebraucht wird, die die Operation des grauen Staars überſtanden haben, um durch ſie die dem Auge oder der Sehachſe entfernte Kryſtalllinſe zu erſetzen. 26.

Staat, lat. respublica; franz. état; engl. state, iſt die Verbindung der in einem Landesbezirke ſich aufhaltenden Familien und Stämme in einen Geſellſchaftsverband zum Zwecke der Erhaltung und Beförderung des Geſammtwohls im Innern, ſo wie des Schutzes gegen Beeinträchtigungen von Außen, mit Unterwerfung unter die Anordnungen Eines oder Mehrerer aus ihrer Mitte. Mit der Erreichung des Zweckes eines Staats, als geſellſchaftlicher Verbindung, iſt unverträglich, daß ſich in ſeiner Mitte noch ein zweiter S. aufhalte; daher im Staate alle dergleichen Geſellſchaften nicht zuläſſig ſind, welche ſich der Oberaufſicht deſſelben entziehen wollen. Der S. (das Oberhaupt deſſelben) ſoll über Alle hervorſtehen, Alle zu ihrer Schuldigkeit anhalten, zum Beſten Aller, auch des Kleinſten, wirken und Allen Schutz gewähren, daher ſich auch an keine Partei anſchließen, weil er dann nicht mehr ſelbſtſtändig, ſondern von ihr abhängig ſein würde. Er ſoll aber auch ſelbſt nur das Vorhandene leiten und ſchützen, nicht aber die freie Entwickelung in irgend einer Weiſe hindern oder gar mit dem Bette des Prokruſtes vergleichbar werden, worein Alle paſſen ſollten. Die Mitglieder des Verbandes nennt man Staatsangehörige, Staatsbehörige, Staatsbürger, die Regeln und Vorſchriften aber, wornach ſie ſich unter und gegen einander zu verhalten haben, Geſetze. Die Bedingungen insbeſondere, unter welchen die Mitglieder der Geſellſchaft ſich den Anordnungen des gemeinſchaftlichen Oberhauptes unterwerfen wollen und wie weit das letztere in Ausübung ſeiner Macht gehen dürfe, nennt man Staatsgrundgeſetze, Staatsverfaſſung und nach dem Diplom, welches dieſe Bedingung enthält: die Charte oder die Verfaſſungsurkunde. Dem Staatsoberhaupte kommt die Verwaltung der gemeinſamen Intereſſen, ſo wie die Anwendung der Geſetze im Innern zu und nach Außen repräſentirt es der S. Da aber der letztere, als moraliſche Perſon und als Geſammtheit Mehrerer gedacht, durch den Abgang Einzelner keine weſentliche Veränderung leidet (nicht ausſtirbt), ſo wird auch das Staatsoberhaupt als immer dauernd angenommen. Dieß hat denn den vorzüglichſten Einfluß auf die Staatsgewalt oder die Ausübung der dem Staatsoberhaupte als ſolchem zugetheilten Macht, welche daher auch nie aufhören kann, wirkſam zu ſein. Der Staatsgewalt gegenüber und von derſelben unzertrennlich ſteht die Unterthanenpflicht oder die Pflicht der Staatsbürger, ſich dem Ausſpruche und den Anordnungen des Oberhauptes zu unterwerfen. Da der Zweck des Staats die Erhaltung und Beförderung des gemeinſamen Wohlſtandes im Innern iſt, ſo kann der S. ſelbſt mit allen ſeinen Einrichtungen nicht als Zweck an ſich betrachtet werden, ſondern nur das Mittel enthalten, die Errei-

chung jenes Hauptzwecks zu begründen und zu befördern. Es werden daher auch alle Unterthanen gleiche Rechte und gleichen Schutz zu erwarten haben. 3.

Staatenbund, ſ. Bund.

Staatenkunde, ſ. Statiſtik.

Staatsanwalt, Generalprocurator, iſt in manchen Ländern ein vom Staate angeſtellter Beamter, welcher die Rechte deſſelben, beſonders des Fiscus, bewahrt und in allen Fällen, wo der Staat verletzt wird, deſſen Angelegenheit als Advocat vertritt. Das Inſtitut der Staatsanwälte iſt vorzüglich in Frankreich ausgebildet, weniger in England; in anderen Ländern ſuchte man Ähnliches durch den Fiscal (ſ. d. Art.) zu bezwecken. 30.

Staatsarzneikunde, lat. medicina politico-forensis, medicina publica; fr. médicine politique; engl. political medicine, iſt diejenige Wiſſenſchaft, welche medicinische Grundſätze zur Erreichung von Staatszwecken anwenden lehrt. Sie zerfällt in die medicinische Polizei oder öffentliche Hygieine (lat. politia medica; franz. police medicale; engl. medical policy) und in die gerichtliche Medicin (ſ. d. Art.). Die Aufgabe der medicinischen Polizei iſt die Erhaltung und Geſundheit des Menſchengeſchlechts; ſie iſt ſonach von großem Umfange und erſtreckt ſich über ſämmtliche Einwohner eines Staats, ſo wie über die phyſiſchen Agentien, die auf ſie einwirken. Demnach erörtert ſie die Hinderniſſe, die der Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts im Wege ſtehen, ſucht die Gefahren zu verhüten, die dem Menſchen bei ſeinem erſten Eintritte ins Leben drohen, und beſchäftigt ſich mit der Pflege des erſten Kindesalters; weiter ſucht ſie die Urſachen auf, die auf das Gedeihen der Bevölkerung nützlich oder ſchädlich einwirken, ſorgt im Allgemeinen für geſunde Nahrung und Getränk, für angemeſſene Wohnung und Bekleidung, ſucht die phyſiſchen Einflüſſe auf den Menſchen nützlich oder wenigſtens ſo viel wie möglich unſchädlich zu machen; ferner übernimmt ſie die Sorge für den medicinischen Unterricht und für das Vorhandenſein von wohlunterrichteten Medicinalperſonen aller Art, ſo wie die Aufſicht über Krankenanſtalten, Bäder, Apotheken ꝛc.; endlich begleitet ſie auch den Menſchen bis zu ſeinem Grabe, um ihn vor dem Scheintode, die Überlebenden aber vor ſchädlichen Ausdünſtungen der Leichen zu ſchützen. Ein Zweig der Medicinalpolizei iſt die Veterinairpolizei, die ihre Sorgfalt über die dem Menſchen ſo nützlichen Hausthiere erſtreckt. — Die Medicinalpolizei hat ſich nach und nach als ein dringend gefühltes Bedürfniß der Völker entwickelt und ſich verſchieden je nach der Verfaſſung derſelben, der Lage und dem Klima ihres Landes, nach ihrem Culturzuſtande ꝛc. ausgebildet. Schon in den moſaiſchen Schriften finden wir von ihr viele Spuren; indeſſen fehlte viel, daß alle, oder wenigſtens nur einige ihrer Zweige in früheren Zeiten zu einiger Vollkommenheit gediehen wären, ſo wie ſie auch jetzt noch nicht ſo weit ins Leben getreten iſt, als dieß eigentlich wünſchenswerth wäre. Als einzelne hierher gehörige hiſtoriſche Thatſachen ſind zu erwähnen, daß bereits unter Vespaſian archiatri populares (Geſundheitsbeamte) angeſtellt waren; daß Karl der Große in Italien ein Collegium der Ärzte bildete; daß die Lehrer an der ſalernitaniſchen Schule (ſ. d. Art.) Ärzte bildeten und ſtreng prüften. Viel Verdienſt um die Medicinalpolizei erwarb ſich der große deutſche Kaiſer Friedrich II. durch heilſame Verordnungen; ſpäter ſtellten einzelne Reichsſtädte die Brauhäuſer, Bäcker, Apotheker ꝛc. unter Aufſicht; 1628 erſchien zu Köln eine Art Medicinalordnung. Nun traten auch Schriftſteller auf, die einzelne Punkte der Medicinalpolizei bearbeiteten, bis endlich Pet. Frank (ſ. d. Art.) das erſte Hauptwerk in dieſem Fache, ſein „Syſtem einer vollſtändigen medicinischen Polizei" (8 Bde.) erſcheinen ließ. — Übrigens iſt noch zu bemerken, daß die Benennungen S. und medicinische Polizei öfters, jedoch fälſchlich als gleichbedeutend genommen werden; jener Name iſt durch Chr. Fr. Daniel zuerſt eingeführt. 39.

Staatsdiener oder **Staatsbeamte** ſind ſolche Perſonen, welche ihre Kräfte vorzugsweiſe dem Staatsdienſte widmen. In dieſem Sinne würde das Staatsoberhaupt ſelbſt dazu gerechnet werden. Im gewöhnlichen Sinne verſteht man unter den Staatsdienern ſolche Perſonen, welche für bleibende Zwecke und beſtimmte Arbeiten zum Intereſſe des Staats gegen dafür zu erhaltende Belohnung angeſtellt ſind. Man unterſcheidet die höchſten Staatsbeamten, welche entweder mit dem Staatsoberhaupte zugleich arbeiten oder deſſen Functionen im unmittelbaren Auftrage übernehmen. Man nennt ſie gewöhnlich Miniſter, Staatsminiſter. Sie repräſentiren gewiſſermaßen das Staatsoberhaupt und genießen deßhalb einen ausgezeichneten Rang. Beleidigungen, ihnen im Dienſte zugefügt, werden höher als anderwärts geahndet. In Alleinherrſchaften ſind ſie blos dem Machtgeber unmittelbar verantwortlich, in conſtitutionellen Staaten aber dem Geſetze und den Ständen. Die niederen S. ſind entweder mit einer öffentlichen Gewalt bekleidet oder nur zu beſonderen Arbeiten angenommen. Im erſtern Falle werden ſie Beamte genannt und zwar nach den Functionen, welche ſie übernehmen, Civil-, Militair-, Verwaltungs-, Caſſen- und andere Beamte, Staatsprocuratoren ꝛc. Die übrigen S. werden unter dem Namen Subalternen begriffen. Wenn der Beamte, welcher durch einen länger anhaltenden Staatsdienſt aus den zum Erwerbe des Unterhalts erforderlichen Verhältniſſen heraustritt und auf ſeiner Stelle ſelten Gelegenheit hat, etwas zurückzulegen; ſo iſt es billig, im Alter, wenn ihn die Kräfte verlaſſen, durch Penſionen für ihn zu ſorgen, wozu die Penſionsfonds und ähnliche Einrichtungen dienen. Da indeß dem Staatsoberhaupte die Beurtheilung über die Tauglichkeit oder Unbrauchbarkeit ſeiner Angeſtellten zu den übertragenen Geſchäften nicht entzogen werden kann; ſo wird ihm nach den neueſten Verfaſſungen die Entlaſſung der Adminiſtrationsbeamten auch ohne vorhergegangenes Urtheil und Recht zugeſtanden. Im Juſtizfache würde jedoch ſolches, ohne die Unabhängigkeit der Gerichte aufzuheben, nicht angehen. Mehrere Staatsbeamte zuſammen, an welche gewiſſe Geſchäfte beſonders verwieſen ſind, nennt man Staatsbehörden. 3.

Staatsform, Staatsverfaſſung, Staatseinrichtung. Bezüglich auf die Art und Weiſe, wie in den Staaten die oberſte Gewalt ausgeübt zu werden pflegt, unterſcheidet man 1) die demokratiſche Regierungsform oder die Demokratie, in welcher die oberſte Gewalt dem ganzen Volke zuſteht; 2) die Ariſtokratie, worin die Oberherrſchaft nur Einigen zukommt. Beide begreift man unter der gemeinſchaftlichen Benennung Republik oder republikaniſche Regierungsform; 3) die Alleinherrſchaft. Der Inhaber der höchſten Gewalt heißt hier im Allgemeinen Monarch und, wenn ſeine Herrſchaft ungetheilt iſt, Selbſtherrſcher; der Staat, worin dieſe Regierungsform beſteht, die Monarchie. Je weiter die Geſellſchaft vorſchreitet und je verwickelter die Verhältniſſe der Staatsbürger unter einander werden, endlich je mehr die Privatintereſſen ſich ſondern, deſto ſchwieriger wird es, daß Staaten, worin das Volk herrſcht, ſich erhalten. Sie verfallen meiſtens in ſehr kurzer Zeit unter die dann unumſchränkte Gewalt eines Einzigen, welcher die Stimmung der Maſſe für ſich zu gewinnen verſtand. Länger haben ſich nach bisherigen Erfahrungen noch die Ariſtokratien gehalten, da es ſchwerer fällt, ein bereits im Beſitze ſtehendes Gut wieder herzugeben, als ein noch nicht erworbenes Vermögen zu vergeſſen. Aber auch dieſe haben am Ende der Alleinherrſchaft unterlegen. Hieraus hat ſich, um die Willkühr des Einzelnen zu beſchränken, die 4. S. gebildet, indem man neben dem Einzelnherrſcher den übrigen Ständen an der Staatsverwaltung eine Mitwirkung zukommen ließ. Es iſt ſolches die durch weiſe Geſetze und durch Zuziehung von Ständen (mehrentheils in 2 Kammern, einer ariſtokratiſchen und einer demokratiſchen) beſchränkte Monarchie, wodurch alle früheren 3 Regierungsformen ſich vereinigten. In

neueren Zeiten hat man ſolche bei den Briten beſonders ausgebildet gefunden. Es ſcheint jedoch die Verfaſſung eines Staats nicht willkührlich und am allerwenigſten durch einen Sprung eingeführt werden zu können, ſondern aus der jedesmaligen Bildungsſtufe und den Bedürfniſſen des Volkes unmittelbar hervorzugehen, ſo daß man aus der Regierungsform oft ſchon den zu beurtheilen im Stande iſt, für welchen ſie ſich gebildet hat. So dürfte für ein rohes Volk auf einer niedern Bildungsſtufe (beſonders in den Sitten) die ſtrengere Obergewalt des gebildeten Selbſtherrſchers zuträglicher ſein, als der dem Unmündigen durch irgend eine Verfaſſung zu früh zugeſicherte Antheil an der Staatsverwaltung. Das Beiſpiel der Briten, deren Überlegenheit wir in dem Stücke bewundern, hat ſolches außer Zweifel geſetzt. Die beiden Bildungsſtufen, welche bei Erringung der magna charta (ſ. d. Art.) im Jahre 1315 und bei der habeas corpus-Acte 1679 vorhanden waren, ſprechen ſich in dieſen beiden Grundgeſetzen der britiſchen Verfaſſung ſo beſtimmt aus, daß darüber kein Zweifel übrig gelaſſen iſt. Während in dem erſtern (der magna charta) vom Vermögen die Rede iſt und nur die willkührliche Beſteuerung und Laſtenauflegung für die Zukunft unmöglich gemacht werden ſoll, ſpricht ſich in dem zweiten der Geiſt des erwachten höhern Sinnes aus. Nicht Geld und deſſen Werth ſind es mehr, welche man als das höchſte Gut zu ſichern ſuchte, ſondern die Achtung für die Perſon, für den Menſchen als Menſchen und deren Unantaſtbarkeit iſt in der habeas corpus-Acte geheiligt worden, indem man wohl wußte, daß bei einer Verfaſſung, welche den Menſchen achtet, deſſen Gut von ſelbſt geſichert iſt. 3.

Staatsgewalt, Herrſchergewalt (summum imperium), in Monarchien „Majeſtät“, enthält das Recht im Staate als deſſen Oberhaupt zu herrſchen. Sie ſoll unabhängig von anderen Einflüſſen als den der Geſetze und unverletzlich ſein. Es äußert ſich jedoch dieſelbe, ſobald vom Rechtszuſtande die Rede iſt, auf zweierlei Weiſe, nämlich als geſetzgebende Gewalt und als Macht die Geſetze zu vollziehen. Da beide in einer einzigen Hand vereinigt der Willkühr zu viel Spielraum geben, ſo hat die Aufgabe, wie die eine oder die andere dieſer beiden Zweige der S. gegen einander abzuwiegen und rückſichtlich zu beſchränken ſind, die hauptſächlichſte Frage für alle bisherige Verfaſſungen abgegeben. Ohne weiſe Geſetze würde die vollziehende Gewalt nichts nützen und wenn wiederum der letztern die Geſetzgebung allein zukommt, ſo ſteht es in ihrer Willkühr die Geſetze einzurichten, wie es ihr zur künftigen Willkühr beliebt. I. In Demokratien werden nothwendigerweiſe beide Gewalten, die geſetzgebende, ſo wie die vollziehende, dem Volke allein und gleich zuſtehen. Da ſich jedoch ein Rechtszuſtand, worin Einer und Derſelbe ſich ſelbſt zu befehlen und auch zu gehorchen hat, nicht wohl denken läßt, ſo ſteht die reine Demokratie mit ſich ſelbſt im Widerſpruche. Werden aber vom Volke Vorſteher gewählt, denen es ſich unterwirft, ſo iſt damit ſchon der Übergang zu einer von den übrigen Staatsgewalten gemacht. Im Alterthume, wo Demokratien beſtanden, konnten ſie ſich blos dadurch erhalten, daß der Hausvater unumſchränkter Herr in ſeiner Familie war und die Staatsverfaſſung mehr in der Verbindung der Familien und Stämme zum Angriffe oder zu der Vertheidigung gegen den gemeinſchaftlichen Feind gefunden wurde. II. Bei Ariſtokratien iſt die Oberherrſchaft entweder in den Händen eines Senats (Perſonenadel) oder ſie kommt gewiſſen Geſchlechtern ausſchließend zu (Geſchlechtsadel); aber die Ariſtokratie entgeht ebenfalls dem Übelſtande nicht, daß bei ihr faſt immer durch die vereinigte Macht Mehrerer der Privatwille wider den allgemeinen Willen durchgeſetzt wird, welches dem Rechtszuſtande eben ſo wenig angemeſſen iſt. Zudem enthält die Ariſtokratie eine Bevorzugung weniger Perſonen und Geſchlechter gegen alle übrigen und führt am Ende zu Rückſchritten, indem nicht anzunehmen iſt, daß ſich die Fähigkeiten und Tugenden der Väter auch auf die Söhne und

Enkel fortpflanzen müſſen. Die Grundbedingung aller S., daß ſie dazu dienen ſoll, um dem allgemeinen Intereſſe aller Staatsbürger die Oberhand gegen die Privatintereſſen Einzelner zu erhalten, würde in den mehreſten Fällen unerfüllt bleiben. III. In Monarchien kommt zwar die S. dem Einzigen zu; allein je mehr die jedesmalige Volksbildung Fortſchritte macht, deſto mehr werden ſchon im natürlichen Gefolge der Dinge die beiden Gewalten, die geſetzgebende und die vollziehende, ſich nach und nach ſondern. Die vollziehende, wozu die Oberaufſicht im Staate, die Entſcheidung in letzter Inſtanz, die Ausführung des geſetzlich Beſchloſſenen im Innern, nach Außen aber das Recht, den Staat zu repräſentiren, Krieg zu führen, Bündniſſe und Frieden zu ſchließen gehört, wird dem Fürſten allein zukommen. Ihm wird daher auch mit der höchſten Ehrerbietung begegnet werden. Zur Geſetzgebung aber, beſonders was die inneren Einrichtungen anbetrifft, werden mehr oder weniger die Stände zugezogen werden, je nachdem ſich die Verfaſſung mehr einer reinen oder mehr einer conſtitutionellen Monarchie nähert. Aber auch bei der unumſchränktern Regierung des Selbſtherrſchers wird des eigenen Intereſſes wegen auf die Bedürfniſſe und Wünſche des Volks bei Feſtſtellung der inneren Einrichtungen (der Geſetze im Allgemeinen) mehr Rückſicht genommen worden, da dem Beherrſcher die höheren Regierungsacte ungeſchmälert bleiben, jenes aber ihm zur Erhaltung der letzteren unentbehrlich iſt. 3.

Staatsgüter, ſ. Domainen und Nationalgüter.

Staatskalender, ſ. Adreßbücher.

Staatskunſt, ſ. Politik.

Staatspapiere, Staatseffecten heißen alle diejenigen ſchriftlichen Verſicherungen, welche ſich auf eine Verbindlichkeit des Staates zu Geldzahlungen oder deren Gewähr beziehen. Vorzüglich rechnet man dazu die Staatsſchuldſcheine und Anweiſungen (ſ. Anlehen und Anleihen). In ſofern die S. entweder zinsbar oder, wie die Caſſenanweiſungen, Caſſenbillets oder Treſorſcheine u. a., zum leichtern und ſichern Verkehre dienen, ſo werden ſie zu verkäuflichen Gegenſtänden und erhalten einen dem jedesmaligen Begehr entſprechenden Cours. Mehrentheils lauten ſie auf den Inhaber und bedürfen keiner beſondern Abtretung (Ceſſion). Bei der franzöſiſchen Rente (ſ. d. Art.) wird bei Veräußerungsfällen der Interimsſchein gegen einen neuen umgewechſelt. Wird daher einmal ein Theil der S. eingelöſt, ſo ſagt man: „es ſei derſelbe aus dem Cours zurückgezogen worden". Man hat berechnet, daß in dem geſammten Europa für den Betrag von annähernd 10000000000 Thaler S., wovon England den größten Theil beſitzt, ſich im Umlaufe befinden. Wegen ihrer Anwendbarkeit zu größeren Auszahlungen werden ſie zu dem Papiergelde gerechnet. Berückſichtigt man den Umfang dieſer als Tauſchmittel dienenden und zugleich auch zinsbaren Summen, ſo wird der Vortheil einleuchten, welchen ſie dem Ganzen gegen die außerdem erforderlich geweſenen unzinsbaren Privatdocumente (Bancozettel und Wechſel) gewähren. Es wird ein bedeutender Handel mit Staatspapieren getrieben. Zunächſt legen Capitaliſten ihre Gelder in Staatspapieren an; öffentliche Gelder, Cautionen und Depoſiten werden in Staatspapieren gemacht, um die Zinſen während dem zu beziehen. Die zu dieſem Zwecke eingekauften S. werden zuweilen der Circulation entzogen und hingelegt. Ein anderer Theil dient zum Einkaufe und Wiederverkaufe, um neben den Zinſen auch am Capitale Gewinn zu machen. Man rechnet, daß in London an 5000 Menſchen ſich mit dem letztern beſchäftigen. Die Geſammtheit der auf der Börſe damit beſchäftigten Menſchen nennt man den Stock der Börſe (stock market) und die dazu gebrauchten Mäkler brokers; denjenigen Speculanten aber, der für eigene Rechnung kauft, jobber oder agioteur; den, welcher auf das Steigen ſpeculirt, bull (Bulle), den aber, welcher auf das Fallen

rchnet, a bear (Bär) und den endlich, welcher aufhört, weil er genug hat, Marodeur. 24.

Staatsrath, franz. conseil d'état; engl. privy council, iſt in größeren Staaten die oberſte Verwaltungsbehörde, welche aus Mitgliedern der höchſten Behörden und ſonſtigen ausgezeichneten Perſonen zuſammengeſetzt von dem Staatsoberhaupte zur Berathung über die wichtigſten Gegenſtände der Regierung gezogen wird. 30.

Staatsrecht, Recht der Staaten (jus publicum) bezieht ſich entweder auf die gegenſeitigen Rechte und Verhältniſſe der Staaten unter einander (öffentliches Staatsrecht oder Völkerrecht), oder auf die Verhältniſſe der Untergeordneten zum Regenten (inneres Staatsrecht oder Verfaſſungsrecht), oder endlich auf die Einrichtung der Staatsverwaltung ſelbſt. Hier beruht daſſelbe in der Kenntniß der Verwaltungszweige und der dazu erforderlichen Behörden, ſo wie des innern Zuſammenhanges und der Stellung derſelben unter und gegen einander. Bei Bundesſtaaten endlich würden noch die rechtlichen Beziehungen der Bundesglieder unter und gegen einander als Bundesrecht in Betracht kommen. Das innere S. gründet ſich auf den Staatsvertrag oder die Bedingungen, unter welchen ſich die urſprünglich freien Völker nach und nach der Herrſchaft unterworfen haben. — Denjenigen, welcher ſich mit der Theorie des Staatsrechtes beſchäftigt, nennt man Staatsrechtslehrer oder Publiciſt. 3.

Staatsreligion iſt diejenige Religion, welche ein Staat als die in ihm einzig geltende anſieht, im Gegenſatze zu den geduldeten Religionen, denen die Ausübung nur unter beſtimmten Bedingungen geſtattet iſt. Es iſt aber ein großer Irrthum, daß ein Staat auch einer S. bedürfe, die gewiſſermaßen mit ſeinem Organismus erwachſen iſt; denn wenn auch die Religion die Hauptgrundlage alles Staatslebens bildet, ſo verwechſelt man hier doch ſtets die Form mit dem Inhalte der Religion. Dem Staate muß daran liegen, daß ſeine Unterthanen religiös ſind, es kann ihm aber gleichgültig ſein, unter welchen Formen ſie es ſind, da die Religion, wenn ſie auch keine denen des Staates entgegengeſetzten Intereſſen haben darf, doch vom Staate ganz verſchiedene hat und nur diejenige Religion kann auf keine Duldung vom Staate Anſpruch machen, welche für den Organismus deſſelben ſchädliche Elemente in ſich enthält. Daher haben auch die meiſten deutſchen Staaten die S. durch Gleichſtellung aller Religionsparteien factiſch aufgehoben, wenn man nicht die Religion des Hofes als S. betrachten will, während Frankreich in der Erklärung der Charte, daß die katholiſche Religion S. ſei, und der völligen Gleichſtellung der übrigen chriſtlichen Religionsparteien mit derſelben ſich in einen innern Widerſpruch verwickelt hat. 23.

Staatsſchulden. Der Staat als moraliſche Perſon betrachtet kann Verbindlichkeiten eingehen, alſo auch, wie der Privatmann, Schulden machen. Es gibt dieſer S. zweierlei: 1) im Rückſtande gelaſſene Verbindlichkeiten, welche, wenn der zahlungsloſe Zuſtand anhält und nicht verbeſſert werden kann, zuletzt den Staatsbanquerout herbeiführen; 2) die Vorausbenutzung der Hilfsmittel der Zukunft, vorzüglich durch Anweiſungen und Anleihen. In Anſehung der Sicherheit, welche dafür gewährt wird, unterſcheidet man A. die Schulden des regierenden Hauſes, bei denen die Zahlungsverbindlichkeit nur auf den Erben übergeht und ſich auf die Kräfte des Nachlaſſes beſchränkt; B. Landesſchulden, zu deren Tilgung gewiſſe Landeseinkünfte verpfändet ſind: a) die fundirten, b) die nicht fundirten Schulden. Die bekannten Schulden der verſchiedenen Staaten beſtehen in folgenden: 1) Baden hat eine Schuld von 18 Millionen Gulden, mit einem Tilgungsfond von jährlich $1\frac{1}{2}$ Million Gulden. 2) Baiern $110\frac{1}{2}$ Mill. Gulden. Der für jetzt angewieſene Tilgungsfond hält jährlich 8 Mill. Gulden. 3) Belgien hat ohne den dereinſt zu übernehmenden An-

theil von der holländiſchen Schuld 2 Mill. Pfund Sterling (14 Mill. Thaler Preuß) Schulden, als Rothſchildſche Anleihe zu 5 Procent vom Jahre 1831. 4) Braſilien 26 Mill. Millerees oder 233 Mill. Franken. 5) Dänemark 68 Mill. Thaler ſchweres Geld. Zur Tilgung iſt 1 Procent von den ſämmtlichen Staatseinkünften angewieſen. 6) Frankreich 1150 Mill. Thaler. 7) Griechenland a) vom Jahre 1824 800000 Pfund Sterling, b) vom Jahre 1826 2 Mill. Pfund, beide zu 5 Procent, durch England. 8) Großbritannien und Irland a) fundirte Schuld 754100549 Pfund, mit 55 Mill. dazu angewieſenen jährlichen Einkünften, b) nicht fundirte 27906900 Pfund. 9) Hanover 16 Mill. Thaler ſchweres Geld. 10) Haiti hatte bei Anerkennung der Republik, in Abſchlag auf die zur Entſchädigung der franzöſiſchen Pflanzer übernommenen 150 Mill. Franken, ein Anlehn von 30 Mill. Franken à 6 Procent Zinſen durch einige pariſer Handelshäuſer contrahirt. 11) Heſſen-Darmſtadt hat 12392131 Gulden vierprocentige Schulden. 12) Heſſen-Caſſels jetziger Schuldenbeſtand iſt nicht genau bekannt. 13) Holland hat 1200 Mill. holländiſche Gulden Schulden, zu denen jedoch Belgien künftig beizutragen hat. 14) Der Kirchenſtaat hat 75750000 Franken Schulden. 15) Naſſau 5 Mill. Gulden zu 4 Procent. 16) Über Neapel und Sicilien ſind die Angaben ſchwankend, zu 80 Mill. Ducati oder 4 Procent Rente, nach Anderen ein Drittel mehr. 17) Öſtreich 700 Mill. Gulden. 18) Parma ſeit 1827 12 Mill. Lire zu 5 Procent. 19) Polen, a) Domainenanleihe (Pfandbriefe auf Krongüter) 40 Mill. Gulden Poln. zu 4 Procent, b) Lotterieanleihe, unter Garantie des Kaiſers, 42 Mill. Gulden Poln. 20) Portugal hatte 1834 300 Mill. Franken Schulden, welche jedoch neuerdings vermehrt worden ſind. 21) Preußen, welches beim Ableben des großen Friedrichs (1786) einen baaren Schatz von 85 Mill. Thlr. beſaß, hatte nach dem letzten Kriege, laut des 1820 publicirten Manifeſtes, 180 Mill. Thlr. zu 21 Guldenfuß fundirte Schulden, welche jedoch nach und nach ſehr vermindert worden ſind, mit einem Tilgungsfond von jährlich 10 Mill. Thlr. 22) Rußland hat 320 Mill. Thlr., theils zinsbare, theils unverzinsliche Schuld. 23) Sachſen behielt nach der Theilung 1814 10900000 Rthlr. Schulden, welche durch jährliche Ausloofungen der Schuldſcheine vermindert werden. 24) Schweden und Norwegen. Erſteres hat 2 Mill. ſchwediſche Speciesthaler zur Unterſtützung der Landeigenthümer aufgenommen; letzteres aber, bei der Trennung von Dänemark, 2100000 Thlr. Schulden behalten. Zur Tilgung der letzteren wurden a) im Jahre 1822 2400000 Mark zu 6 Procent Zinſen, b) 1833 2 Mill. Bankthlr. aufgenommen. Es ſind jedoch darauf bereits bedeutende Abzahlungen gemacht worden. 25) Spanien hatte im vorigen Jahre ſchon über 800 Mill. Gulden Schulden aus verſchiedenen, theils conſolidirten, theils beſondern Anleihen mit und ohne Zinſen. Wie viel neuerdings dazu gekommen ſind, läßt ſich nicht genau angeben. Doch iſt ſolches ſehr bedeutend und ſcheint der Banquerout bevorzuſtehen, welchen ein früherer Miniſter nahe war zu erklären. 26) Die ſüdamerikaniſchen Staaten Buenos Ayres, Chili, Columbia, Mexico, Peru haben alle ſehr bedeutende Anleihen in London gemacht und erhalten deßhalb von ihren Creditoren, den Engländern, allen Vorſchub. 27) Würtemberg endlich hat 15 Mill. Gulden 4procentige Schulden, von denen verfaſſungsmäßig alle Jahre 100000 Gulden ausgelooſt werden. 28) Außerdem haben mehrere von den größeren deutſchen Städten ihre beſonderen Schulden, wie Leipzig jetzt noch 2400000 Rthlr. Die nordamerikaniſchen Vereinsſtaaten haben zwar ſeit einen Paar Jahren die Schulden aus dem Unabhängigkeitskriege abgeſtoßen und jetzt ſogar Überſchuß in der Einnahme; allein man verkauft auch dafür alljährlich an die Einwanderer von den den Ureinwohnern abgenommenen Staatsländereien mehr, als dieſer Überſchuß beträgt und

verringert dadurch im gleichen Verhältniſſe den Capitalwerth vom Staatseigenthume. Endlich haben einzelne Vereinsſtaaten für ſich zu beſonderen Unternehmungen, z. B. zum Canalbaue ꝛc. eigene Anleihen gemacht. 24.

Staatsverbrechen nennt man diejenigen Verbrechen, welche gegen den Staat oder die Regierung überhaupt gerichtet ſind und die Wohlfahrt des Staates gefährden. Hierher gehören der Aufruhr, der Hochverrath und das Majeſtätsverbrechen (ſ. d. Artt.). 30.

Staatsverfaſſung, ſ. Verfaſſung.

Staatsvertrag, ſ. Staatsrecht.

Staatsverwaltung, ſ. Verwaltung.

Staatswirthſchaft, Nationalökonomie, politiſche Ökonomie, lat. oeconomia politica; franz. économie politique; engl. political economy, iſt derjenige Zweig der Staatsverwaltung, welcher ſich insbeſondere mit der Regulirung des Staatsvermögens, der Beförderung des Nationalreichthums und der Aufſtellung eines richtigen Verhältniſſes zwiſchen den Einnahmen und Ausgaben des Staats beſchäftigt. Erſt die neuere Zeit hat darüber beſondere Grundſätze aufgeſtellt und den Gegenſtand ſelbſt zu einer beſondern Wiſſenſchaft erhoben, während früher die Staaten hierbei ſich dem Zufalle und der Willkühr überließen. Man mußte nämlich bei der Betrachtung der einzelnen Staaten und ihrer materiellen Kräfte und bei der Entdeckung, daß letztere häufig nicht in dem Verhältniſſe zur Größe der erſtern ſtanden, ſondern daß oft kleine Staaten reiche Hülfsmittel in ſich trugen, während viel größere nachſtanden, ganz natürlich auf die Fragen kommen, worin der Grund hiervon liege und auf welche Weiſe überhaupt ein Staat am Beſten innerlich erſtarken könne. Natürlich ſtellte ſich als Hauptquelle der innere Wohlſtand der Nation, der Nationalreichthum, heraus; entſtand aber hier wieder die Frage, worin dieſer beſtehe, ſo konnte erſt durch richtige Beantwortung derſelben die obige zweite Frage gelöſt werden, und hieraus entwickelten ſich die verſchiedenen Syſteme der S., welche aber mehr oder weniger an drei Hauptfehlern litten. Man betrachtete nämlich zuerſt den Nationalreichthum einzig als Mittel, die Bedürfniſſe des Staates als Maſchine zu decken und die Mittel herbeizuſchaffen, um ſowohl nach Außen ſich zu ſichern, als im Innern einen regelmäßigen Gang herbeizuführen, und ſomit die Staatswirthſchaftslehre als eigentliche Finanzwiſſenſchaft (ſ. d. Art.), ohne zu bedenken, daß dieß zwar um ſo eher erreicht wird, je mehr Hülfsquellen der Staat in dem Beſitze ſeiner Bürger hat, daß aber der Staat als ſolcher ſich nicht als die Hauptſache zu betrachten hat, ſondern vielmehr nur das Mittel iſt, um ſeinen Angehörigen das größtmögliche Wohlſein zu bereiten, daß demnach die eigentliche Volkswirthſchaft, d. i. die möglichſte Berückſichtigung des Vortheils der Staatsbürger, ſein eigentlicher Zweck iſt und das Finanzweſen nur einen Theil ſeiner Sorgen ausmachen muß, welches ſich übrigens aus dem Volksvermögen von ſelbſt ergibt. Ferner verwechſelte man das Zeichen des Reichthums mit dieſem ſelbſt, indem man ihn nur in dem Vorhandenſein einer Menge Geldes fand, ohne zu berückſichtigen, daß dieſes ſtets zugleich den Werth der käuflichen Gegenſtände ſteigert oder, was daſſelbe iſt, mit ſeiner zunehmenden Menge ſich in Bezug auf dieſe im Werthe verringert. Endlich blieb man nur bei einſeitigen Maßregeln ſtehen, indem man blos einzelne Hauptzweige der menſchlichen Thätigkeit für die ſicherſten Wege zum Ziele betrachtete, wodurch zwar einzelne Claſſen der Staatsbürger ſich zum Wohlſtande emporſchwangen, andere hingegen zurückbleiben mußten, während der wahre Nationalreichthum nur dann ſtattfinden kann, wenn jedem Staatsangehörigen die Mittel zu Gebote ſtehen, ſeine Bedürfniſſe vollſtändig zu befriedigen. Es entwickelten ſich nämlich im Laufe der Zeiten verſchiedene Syſteme der S. und unter dieſen zuerſt das Handels- oder Mercantilſyſtem, weil man aus dem Emporblühen einzelner Handelsſtaaten

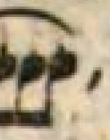
ſchloß, daß dieſes die eigentliche Quelle des Nationalreichthums ſei. War aber hier einestheils das Geld das Hauptelement, indem man darauf ausgehen mußte, mehr Waaren an das Ausland abzuſetzen, als man von ihm bezog, und folglich ſchon die Grundlage unrichtig, ſo mußte anderntheils ein Zoll- und Sperrſyſtem die nothwendige Folge davon ſein, welches den Verkehr hemmt, die Moralität im Schmuggelhandel gefährdet und Reibungen mit anderen Staaten und Repreſſalien derſelben hervorruft. Vorzüglich war dieſes Syſtem im XVII. und XVIII. Jahrh. beliebt und Ludwig XIV. und ſpäter England und Preußen unter Friedrich II. führten es ein. Aber ſchon der Leibarzt Ludwig's XV., Franz Quesnay, ſah die Mängel dieſes Syſtemes ein, griff in ſeiner Schrift „Tableau économique“ (Versailles 1757) daſſelbe an und ſetzte in einer andern Schrift: „La physiocratie“ (Par. 1767) das Agricultur- oder phyſiokratiſche Syſtem an deſſen Stelle, ſo genannt, weil die Natur (φύσις), d. i. der Boden, über alle übrigen Intereſſen herrſchen (κρατεῖν) ſollte. So großen Beifall daſſelbe fand und in Frankreich unter Turgot, in Baden, Öſtreich und Toscana unter dem Namen Ökonomik in Anwendung gebracht wurde, ſo einſeitig iſt doch daſſelbe, indem es theils den Menſchen an den Boden weiſt, der zwar die Menge der Dinge vermehrt, aber immer nur rohe Producte gewährt, wodurch der Gewinn der Verarbeitung derſelben dem Auslande überlaſſen und noch dazu das Geld aus dem Lande geführt wird; theils in finanzieller Hinſicht nur eine Steuer, auf den Grundbeſitz, annimmt, wodurch die Preiſe ungemein erhöht werden und bei verlangter Handels- und Gewerbefreiheit die Producte des Auslandes die inländiſchen ganz verdrängen. — Endlich trat der Schotte Adam Smith (ſ. d. Art.) in ſeinem „Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations“ (Lond. 1776. 2 Voll. 4.) mit einem vollſtändigen Syſteme der S. auf, welches alle früheren Fehler und Einſeitigkeiten zu entfernen ſtrebte, indem er behauptete, daß nur durch völlige Handels- und Gewerbefreiheit und ungehindertes Streben des Einzelnen in irgend einem rechtmäßigen Zweige der menſchlichen Thätigkeit nach ſeinem Vortheile, indem der Staat weder durch Begünſtigung noch durch Einſchränkung irgend einer Art eingreift, der wahre Nationalreichthum erlangt werde. Und allerdings läßt dieſes Syſtem nichts zu wünſchen übrig, indem jeder einzelne Menſch ſchon von der Natur Anlagen und Hang erhalten hat, auf geeignetem Wege ſein Wohl zu begründen, und eben durch unbedingte Freiheit ſowohl der menſchlichen Thätigkeit das Streben nach immer größerer Vervollkommnung geweckt wird, das bei dem Mercantilſyſteme einſchläfert, als eine Allſeitigkeit der Beſchäftigung ſich entwickelt, die bei dem phyſiokratiſchen Syſteme nicht möglich iſt; ja es iſt das einzige Syſtem, welches die Staaten in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht in ein völliges Gleichgewicht und lebhaften Verkehr bringt und ſich allgemein anwendbar zeigt, während die anderen beiden die Staaten gegenſeitig lähmen und auf ſich ſelbſt beſchränken. Doch hat dieſes Induſtrieſyſtem, wie man es genannt hat, in finanzieller Hinſicht für den Staat das Unbequeme, daß es ein ſehr verwickeltes Abgabenſyſtem erzeugt, indem man, um Alle gleichmäßig zu beſteuern, jeden Einzelnen beſonders abſchätzen muß, während die anderen Syſteme eine mehr feſte Grundlage in dieſer Hinſicht gewähren. Dieſes Syſtem hat daher auch vielfachen Anklang und in allen Ländern Europas eine Menge beſonderer Bearbeitungen gefunden, die hier anzuführen nicht der Ort iſt. Nähere Belehrungen über den ganzen Gegenſtand gewähren vorzüglich Pölitz: „Die drei Syſteme der Staatswirthſchaft“ (in ſeinen „Jahrbüchern der Geſchichte und Staatskunſt“, Februar 1828) und Bülau, „Handbuch der Staatswirthſchaftslehre“ (Leipz. 1835). 30.

Staatswiſſenſchaften heißen alle diejenigen Wiſſenſchaften, deren Kenntniß dem Staatsmanne in ſeinem Wirken im Staate nothwendig iſt, d. h. alle diejenigen, welche ſich unmittelbar auf das Weſen, die Ordnung und Verwaltung

des Staates beziehen. Sie zerfallen in ſolche, welche das innere Staatsleben im Allgemeinen angehen (Naturrecht, Staatsrecht, Polizeiwiſſenſchaft, Staatswirthſchaft, Finanzwiſſenſchaft, Statiſtik), in ſolche, welche ſich auf das Verhältniß der Staaten zu einander beziehen (Politik, Völkerrecht, Diplomatie) und in geſchichtliche, unter denen die Staatengeſchichte obenan ſteht. Vergl. Pölitz, „Die Staatswiſſenſchaften im Lichte unſerer Zeit dargeſtellt" (2. Aufl. Leipz. 1827—1828. 5 Bde. 8.). 30.

Stab, ein in vielfacher Bedeutung gebrauchtes Wort, bezeichnet unter Anderm auch ein Längenmaß, die franz. aune, von ungefähr 2 Ellen Länge. Beim Militair verſteht man darunter das nicht zum Corps ſelbſt gehörige, ſondern nur dem Commando deſſelben beigegebene Perſonal, welches daher Bataillons-, Regiments-, Brigade-, Diviſions- ꝛc. S. ſein kann und weßhalb man auch alle Officiere, welche ein beſonderes Corps, mindeſtens ein Bataillon, commandiren, alſo vom Majore aufwärts, Stabsofficiere nennt. Ganz anderer Art dagegen iſt der Generalſtab (état-major), welcher aus den die Theorie der Kriegskunſt verſtehenden Officieren zuſammengeſetzt die ganzen wiſſenſchaftlichen Functionen der Kriegführung zu beſorgen hat und nur bei einer Armee oder einem beſonders agirenden Armeecorps ſich findet. 30.

Stabat mater, ſ. Jacobus de Benedictis.

Staccato, abgeſtoßen, gewöhnlich durch die Abbreviatur stac., oder durch über die Noten geſetzte Punkte oder Striche ausgedrückt, zeigt an, daß die Töne kurz abgeſtoßen und von einander abgeſondert vorgetragen werden ſollen. In der neuern Muſik bezeichnet man durch die kleinen Striche über den Noten den ganz kurz abgeſtoßenen, durch die Punkte dagegen den etwas weicher abgeſtoßenen und die Punkte mit einer Verbindungslinie, z. B. , den ganz ſanft abgeſtoßenen Vortrag. Eine wie große rhythmiſche Wirkung, namentlich bei der Tanzmuſik, durch das S. hervorgebracht werden kann, beweiſen ganz beſonders die Tanzcompoſitionen von Strauß und Lanner. 20.

Stadion (Johann Philipp, Graf von), kaiſerlich königlicher Staatsminiſter, aus einer ſehr alten Familie in Oberſchwaben herſtammend, ward 1763 in Mainz geboren, ſtudirte auf der Univerſität zu Göttingen, trat nach Beendigung ſeiner Studien unter Kaunitz in die diplomatiſche Laufbahn und ward, noch nicht 24 Jahre alt, als außerordentlicher Geſandter nach Stockholm und nach der Krönung Leopold's II. (1790) nach London geſchickt. Da aber Thugut alle wichtigen Geſchäfte durch den Grafen Mercy d'Argenteau verhandeln ließ, quittirte S. (1793) und zog ſich auf ſeine Güter zurück. Erſt 1801, als Trautmannsdorf das Miniſterium des Auswärtigen erhielt, trat er wieder in Dienſte und ging als Geſandter nach Berlin und in gleicher Eigenſchaft 1805 nach Petersburg, wo er die neue Coalition gegen Frankreich verhandelte. Von 1805—1809 war er Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten; da er aber fand, daß alle Anſtrengungen zur Befreiung Deutſchlands fruchtlos waren, übergab er ſein Portefeuille an Metternich und zog ſich auf ſeine Güter in Böhmen zurück. 1813 nahm er wieder thätigen Antheil an den Staatsgeſchäften, wie bei den Verhandlungen zu Frankfurt, Chatillon und Paris, und übernahm 1815 das Finanzdepartement, wobei er beſonders viel zur Hebung des Credits von Öſtreich beitrug. Er ſtarb den 15. Mai 1824 in Baden bei Wien. 25.

Stadium (στάδιον) war bei den Griechen ein Längenmaß, nach welchem die Ortsentfernungen berechnet wurden. Das gewöhnliche olympiſche S., nach welchem meiſt gerechnet wird, betrug 125 geometriſche Schritte oder 600 Fuß, ungefähr $\frac{1}{40}$ geographiſche Meile; außerdem gab es aber noch verſchiedene kleinere. Luther überſetzt das Wort im Neuen Teſtamente durch Feldweg. Ob dieſes Län-

genmaß von der Rennbahn bei den Kampfſpielen, welche ebenfalls S. hieß und dieſelbe Länge hatte, oder umgekehrt dieſe von jenem den Namen entlehnt hat, möchte wohl unbeſtimmt bleiben. 30.

Stadler (Maximilian), ein rühmlich bekannter Kirchencomponiſt, wurde im Jahre 1748 zu Melk an der Donau geboren, erhielt den erſten muſikaliſchen Unterricht in der Benedictinerabtei zu Melk und von ſeinem Vater, einem Bäcker, und trat hierauf als Sopraniſt in das Stift Lilienfeld, wo er ſich beſonders im Orgelſpiele vervollkommnete und ſchon mehrfach in eigenen Compoſitionen verſuchte. Nachdem er ſich hierauf für den geiſtlichen Stand entſchieden hatte, trat er zur Vollendung ſeiner Studien in das Jeſuitencollegium zu Wien, wurde 1766 als Novize in Melk aufgenommen, erhielt dort 1772 die Prieſterweihe und ſein Orgelſpiel, ſo wie ſeine Compoſitionen erregten ſchon damals die öffentliche Aufmerkſamkeit. Von Melk aus wurde er zum Lehrer an der theologiſchen Facultät nach Wien berufen, bekleidete dieſe Stelle zehn Jahre, verſah während dieſer Zeit zugleich einen Pfarrdienſt und wurde 1786 zum Abt von Lilienfeld und 1787 zum Abt in Kremsmünſter ernannt. Nach Aufhebung der Klöſter trat er aus dem Orden, lebte als Weltprieſter bis 1803 in Wien, verwaltete von dieſer Zeit an mehrere Pfarrämter, gab dieſelben aber 1815 wegen Kränklichkeit auf und widmete ſich bis zu ſeinem am 8. Nov. 1833 erfolgten Tode ausſchließlich der Muſik. Obgleich ſich S. in allen Gattungen derſelben als Componiſt verſucht hatte, ſo leiſtete er doch in der Kirchenmuſik das Meiſte, worin er für einen der vorzüglichſten Tonſetzer der neuern Zeit gilt. Sein Hauptwerk iſt das Oratorium: „Das befreite Jeruſalem", wozu Collin den Text lieferte. Außerdem componirte er ein großes Requiem, „Die Frühlingsfeier" von Klopſtock, mehrere Meſſen und 24 Pſalmen für eine Singſtimme mit Begleitung des Pianofortes. Auch vertheidigte er, ungeachtet ſeiner Ängſtlichkeit ſich als Schriftſteller zu zeigen, die Ächtheit des Mozart'ſchen Requiem wider die dagegen von Gottfr. Weber erhobenen Zweifel. 81.

Stadt, Flecken und Dorf bezeichnen im Allgemeinen jede Geſammtheit von Wohnungen, deren Einwohner in irgend einem Gemeinheitsverbande mit einander leben, doch mit dem Unterſchiede, daß man in den Städten vorzugsweiſe Künſte und Gewerbe, in den Dörfern Ackerbau und Viehzucht, in den Flecken beides zugleich betreibt. In früheren Zeiten gehörten jedoch noch zu den Erforderniſſen einer S., daß ſie Mauern, Gräben und Thore hatte und daher ein ganz abgeſchloſſenes Ganzes bildete, welches durch eine beſondere aus den Einwohnern ſelbſt hervorgegangene Behörde, den Stadtrath, verwaltet wurde, während in die Flecken und Dörfer von dem Oberherrn nur einzelne Richter oder ſonſtige Beamte geſetzt wurden; ja im deutſchen Mittelalter unterſchieden ſich die Städtebewohner beſonders noch durch ihre perſönliche Freiheit, während die Dorfbewohner Leibeigene waren, und Flecken hießen dann ſolche Ortſchaften, in denen die mit dem gewerblichen Betriebe unverträgliche Leibeigenſchaft zwar nicht beſtand, die aber doch keine Stadtrechte hatten. Im Alterthume ſcheint man unter den einzelnen Ortſchaften keinen Unterſchied gemacht zu haben, da ſämmtliche zuſammengehörende Menſchen ſich meiſt in eine S. zuſammendrängten und mit ihren Umgebungen einen kleinen Staat bildeten; ſpäter ſonderten ſich dann einzelne Familien ab und gründeten im Bereiche der S. kleinere Ortſchaften, die von derſelben gänzlich abhängig waren, keine Befeſtigungen hatten und unſeren Dörfern entſprachen. Erſt die Römer machten beſtimmte Unterſchiede zwiſchen urbes (Hauptſtädten), oppida (gewöhnlichen Städten), municipia (Städten, die das römiſche Bürgerrecht hatten) und pagi (Dörfern), während ſie die Geſammtheit der Einwohner überhaupt civitas (die Einzelnen cives) nannten. Das eigentliche Städteweſen bildete ſich aber erſt im Mittelalter aus, wo die Städte als unabhängige Gemeinheiten auftraten, ihre eignen Geſetze und Verwaltungen hatten und

mit den umherliegenden Dörfern kleine Gebiete bildeten. So beſonders in der Lombardei und in Deutſchland die Reichsſtädte. Hier, wo vorzüglich ſeit Heinrich I. viele Städte ſich erhoben, hatten ſie oft den Namen Burgen und die Einwohner hießen deßhalb Bürger (ſ. d. Art.). Durch Handel und Gewerbe wurden nach und nach die Städte reich und mächtig, ſo daß die Fürſten häufig ihre Gunſt ſuchten und ihnen manche Privilegien gewährten, zu denen unter andern die die Städte auszeichnenden Meſſen und Märkte zu rechnen ſind, die auch in der neuern Zeit zu den Hauptmerkmalen einer S. gehören und den Unterſchied zwiſchen Flecken (daher auch Marktflecken genannt) und Dorf begründen. Im Allgemeinen zeichnen ſich die Städte von den Dörfern durch regelmäßigen und zuſammenhängenden Bau, die Häuſer in Linien und Gaſſen an einander gereiht, aus, zerfallen in eigentliche Städte, die innerhalb der Ringmauern liegen, und die dazu gehörigen Vorſtädte, welche meiſt ſpätere Anbaue ſind. Städte, die mit Befeſtigungen verſehen ſind, heißen Feſtungen oder feſte Städte, hingegen ſolche, welche ſchwache oder gar keine Mauern haben, offene Städte. 30.

Stadtbehörden ſind die zur Erhaltung der Ordnung und Verwaltung der ſtädtiſchen Angelegenheiten angeſtellten Behörden. Sie ſtehen in den verſchiedenen Ländern nach der allgemeinen Verfaſſung in verſchiedenem Verhältniſſe. In Deutſchland war bisher der Stadtrath die einzige Behörde in den Städten, welche aus dem vorſitzenden Bürgermeiſter, dem Stadtſyndicus oder Stadtſchuldheiß, Stadtſchreiber (Stadtſecretair), Rathskämmerer (von ſämmtlichen in größeren Städten auch mehrere) nebſt der dazu gehörigen Kanzlei und einer Anzahl Beiſitzern (Senatoren, Rathsverwandten) beſtand, welche ein faſt unabhängiges, von der Staatsregierung nur beaufſichtigtes Collegium bildeten. In der neueſten Zeit hat man aber in großen Städten häufig die Juſtiz von der Verwaltung ebenfalls, wie im Staatsweſen, zu trennen geſucht und für erſtere Stadtgerichte (deren Vorſitzende Stadtrichter oder Stadtgerichtsdirectoren, die Beiſitzer Stadtgerichtsräthe oder Stadtrichter heißen) eingerichtet, ſo daß dem Stadtrathe (deſſen Beiſitzer oft auch Stadträthe genannt werden) nur die Verwaltung geblieben iſt. 30.

Stadtordnung heißt die Verfaſſungsurkunde, in welcher alle Angelegenheiten der Stadt geregelt und die Verhältniſſe, Gerechtſame und Pflichten der einzelnen Stadtbewohner beſtimmt ſind. 30.

Stadtrecht (jus oder justitia civitatis, jus municipale). Die größere Wichtigkeit, welche im Mittelalter die Städte dadurch erlangten, daß in ihnen der Handel und die Gewerbe immer mehr aufblühten und ihr Beſitzthum, ſo wie die von ihnen erworbenen Gerechtſamen immer bedeutender wurden, brachte als nothwendige Folge mit ſich, daß das alte Herkommen, welches ſich in jede ſolche Gemeinheit in Bezug auf innere und äußere Angelegenheiten gebildet hatte, nicht mehr den zum Theil neuentſtehenden verwickelten Verhältniſſen angepaßt werden konnte. — Da nun die geſetzgebenden Gewalten im Staate ihr Augenmerk nicht auf dergleichen Angelegenheiten ins Beſondere richteten, ſo wurden Beſtimmungen, wie es für künftige Fälle mit den Nutzungen des Gemeindeguts, der Ausübung der Gerechtſame, der Beiſteuer zu den Gemeinheitslaſten ꝛc. gehalten werden ſolle, der Willkühr der Gemeinheitsvorſteher überlaſſen. So entſtanden eine Menge unaufgeſchriebener Willkühren, welche jedoch bei den einzelnen Gemeinheiten, die alle einen Zweck, nämlich das Emporkommen der Städte und Sicherung der durch Gewohnheit erlangten Rechte vor Allen vor Augen hatten, in ihren Grundbeſtimmungen wohl ziemlich gleichmäßig waren. — Da nun dieſe Rechte öfter von einzelnen Vergleichen, welchen oft ein Theil der ſtädtiſchen Einwohner unterworfen war, bedrängt wurden, indem dieſe bemüht waren, ihre Herrſchaft, welche ſie über einzelne Einwohner durch das Daſein einer in der Stadt

noch beſonders befindlichen Burg erlangt hatten, auch auf die übrigen eigentlichen Bürger und das Eigenthum der Gemeinheiten als ſolche auszudehnen; ſo ſuchten dieſe Gemeinheiten ihre Stadtverfaſſung dadurch feſtzuſtellen, daß ſie von ihren Herrſchaften Privilegien auswirkten, durch welche die Rechte der Herrſchaft, der Beamten und jeder Claſſe von Bürgern dem Herkommen gemäß feſtgeſtellt wurden. Oft wurde die Erlangung ſolcher ſchriftlichen Privilegien, um ihnen ein größeres Anſehn zu geben, vom Kaiſer ſelbſt erbeten und ertheilt. — Solche ertheilte Privilegien wurden Stadtrechte genannt. — Aber nicht allein auf die vorgedachte Art entſtanden beſondere Stadtrechte, ſondern auch vorzüglich dadurch, daß bei Bebauung neuer Plätze mit Gebäuden dem entſtehenden Orte ſofort als neuer Stadt die Ertheilung von Privilegien zugeſichert ward, bei deren Ausarbeitung ſchon früher beſtehende Stadtrechte als Norm dienten. — Das älteſte bekannte ſchriftliche S. iſt wohl das der Stadt Straßburg — Später wurden nach und nach dieſe Gewohnheitsverzeichniſſe durch Auszüge aus einem Rechtsbuche zu vollſtändigen Sammlungen des öffentlichen und Privatrechts einer Stadt umgeſchaffen, um den Schöffen als Richtſchnur bei ihren Entſcheidungen zu dienen. Eine ſolche Sammlung wird ebenfalls mit dem Namen S. bezeichnet. — Doch auch dieſe veränderten Stadtrechte bedurften im Laufe der Zeit Verbeſſerungen und Veränderungen, deren Nothwendigkeit vorzugsweiſe dadurch hervorgerufen ward, daß das römiſche Recht als Kaiſerrecht immer mehr in Gebrauch kam und oft mit dem gebildeten Stadtrechte im offenbaren Widerſpruche ſtand. — Deßhalb verſuchte man das ſtatutariſche Recht mit der Geſetzgebung des Reiches in Einklang zu bringen und bemühte ſich ſodann über die Abſtellung eines alten oder Einführung eines neuen Rechts eine landesherrliche Urkunde zu erlangen. Durch die Vervollkommnung der Rechte im deutſchen Reiche verlor ſich aber bald in vielen Städten der Gebrauch der vorhandenen Statuten als geſchriebenes Recht und nur Einzelnes von ihrem Inhalte ward als Gewohnheit erhalten. Die Veränderung und Verbeſſerung der ſich fortbildenden Stadtrechte ward mit der Zeit immer ſchwieriger, da die landesherrliche Beſtätigung Erforderniß der Gültigkeit in allen den Städten ward, welchen nicht durch ein beſonderes Privilegium das Recht der ſtatutariſchen Geſetzgebung ertheilt worden war oder welche daſſelbe ſeit unvordenklicher Zeit erworben hatten. — Faſt gänzlich verſchwand aber der Einfluß der Stadtrechte durch das Fortſchreiten der Landesgeſetzgebungen, ſo daß zur Zeit nur in wenigen Städten ſolche Statutarrechte von irgend einem Einfluſſe ſind. 85.

Stägemann (Friedrich Auguſt von), preußiſcher geheimer Staatsrath, früher Redacteur der „Preußiſchen Staatszeitung", wurde am 7. Nov. 1763 zu Vierraden in der Uckermark, wo ſein Vater Prediger war, geboren und nach dem frühen Verluſte ſeiner Eltern als zehnjähriger Knabe in das Schindler'ſche Waiſenhaus zu Berlin aufgenommen, beſuchte alsdann das dortige Gymnaſium zum grauen Kloſter und bezog hierauf (1782) die Univerſität zu Halle, um hier die Rechte zu ſtudiren. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Laufbahn arbeitete er ſeit 1785 als Auscultator bei der Regierung in Königsberg, wurde hierauf zum Criminalrath, ſpäter zum Landſchaftsſyndicus ernannt und im Jahre 1806 als geheimer Oberfinanzrath, Mitglied des Generaldirectorium und Hauptbaucommiſſarius nach Berlin verſetzt. Nachdem ihn 1807 der nachmalige Staatskanzler von Hardenberg zu ſeinem vortragenden Rathe ernannt hatte, trat er nach dem tilſiter Frieden als Mitglied der zur Verwaltung des Landes niedergeſetzten Immediatcommiſſion bei, verwaltete alsdann bis zum Dec. 1808 die Stelle eines vortragenden Rathes bei dem damaligen Miniſter Freiherrn von Stein und beſorgte unterdeß die Regulirung des Kriegscontributionsgeſchäftes in Erfurt. Hierauf wurde er 1809 zum Staatsrathe erhoben, arbeitete ſeit dem Wiedereintritte Hardenberg's in das Miniſterium in deſſen Bureau und begleitete denſelben nach dem Kriege 1814

nach Paris, London und auf den Congreß nach Wien. Im J. 1819 übernahm er die Leitung der Redaction der Staatszeitung, gab dieſelbe aber ſpäter wieder auf. Auch als Dichter hat er durch ſeine kraft- und gemüthvollen vaterländiſchen Geſänge in den Jahren 1812—1815 viel zur Erhebung und Begeiſterung der Gemüther beigetragen. Sie erſchienen geſammelt unter dem Titel: „Hiſtoriſche Erinnerungen in lyriſchen Gedichten" (Berl. 1828) und „Erinnerungen an Eliſabeth" (Berl. 1835. 8.), letztere eine Sammlung von Sonetten, reich an inniger Empfindung und vollendet in Sprache und Form. Am 4. Febr. 1835 feierte er ſein funfzigjähriges Dienſtjubiläum. 81.

Staël-Holſtein (Anne Louiſe Germaine von), Tochter des berühmten Necker (ſ. d. Art.), die ausgezeichnetſte Schriftſtellerin und die geiſtreichſte Frau Frankreichs in der neuern Zeit, wurde am 22. April 1766 in Paris geboren und von ihrer Mutter, einer ſtreng religiöſen, aber ziemlich pedantiſchen Frau beinahe mit rigoriſtiſcher Strenge nach den ſtarren Grundſätzen des genfer Calvinismus erzogen. Sie hatte aber im väterlichen Hauſe mannigfache Gelegenheit ſchon früh die Keime ihres Geiſtes zu entwickeln und ihr Sinn für ernſte Studien bildete ſich bald ſo aus, daß ſie ſchon im dreizehnten Jahre Auszüge aus Montesquieu's „Esprit de lois" machte. Im Jahre 1786 heirathete ſie dem Wunſche ihrer Eltern gemäß den damaligen ſchwediſchen Geſandten, Baron von Staël-Holſtein. Nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution verleitete ſie ihr lebhaftes Temperament und die Entſchiedenheit ihres Charakters Antheil an den Ereigniſſen derſelben zu nehmen; allein ihre politiſche Bildung ſcheint mehr ein gewöhnlicher Liberalismus geweſen zu ſein, als auf einer tiefen und klaren Einſicht in das Weſen der Staatsverhältniſſe beruht zu haben. Ihre Begeiſterung für Rouſſeau hatte ſie ſchon 1788 zur Herausgabe der Schrift: „Lettres sur les écrits et le caractère de Jean Jacques Rousseau" (2. Aufl. 1789. „Oeuvres", 1. Bd.) ausgeſprochen. Als ſich ihr Vater nach Niederlegung ſeines zweiten Miniſterium (1790) auf ſein Landgut Coppet am Genferſee zurückgezogen hatte, blieb die S. in Paris zurück und rettete während des 10. Aug. und der Septembertage mehrere Freunde durch ihren Einfluß vom Tode, allein ſpäter mußte ſie ſelbſt fliehen und entging nur mit Mühe durch die Unterſtützung ihres Freundes Manuel, des damaligen Procureur der Commune, dem Blutgerüſte. Nachdem ſie ſich hierauf einige Zeit bei ihren Eltern aufgehalten hatte, wandte ſie ſich nach dem Tode ihrer Mutter nach England und machte von hier aus ihre Schrift zu Gunſten der gemordeten Königin unter dem Titel: „Reflexions sur le procès de la reine" (Par. 1793. „Oeuvres", 3. Bd.) bekannt. Als Schriftſtellerin trat ſie nach dem Sturze der Schreckensherrſchaft mit zwei kleinen Schriften: „Reflexions sur la paix, adressées a Mons. Pitt et aux Français" (Par. 1794. „Oeuvres", 2. Bd.) und „Reflexions sur la paix intérieure" (Par. 1795. „Oeuvres", 1795) auf und kehrte noch im Jahre 1795 nach Paris zurück, nachdem auch ihr Gemahl als ſchwediſcher Geſandter bei der franzöſiſchen Republik ſich wieder dahin begeben hatte; allein nur der Verwendung ihres Freundes Barras, dem ſie damals den aus Amerika zurückgekehrten Talleyrand zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten empfahl, ſchützte ſie von Seiten des Directorium, welches ihren politiſchen Einfluß fürchtete, vor Verbannung. In den Jahren 1795 und 1796 gab ſie einige ſchon früher vollendete Erzählungen heraus und ſchrieb mehrere Dramen und die Schrift: „De l'influence de la passion sur le bonheur des individus et des nations" (Par. 1796. „Oeuvres", 3. Bd.), welche jedoch bei ausgezeichneten Einzelnheiten ihren Gegenſtand keineswegs erſchöpft. Obgleich ſich Frau von S. um dieſe Zeit von ihrem Manne geſchieden hatte, ſo widmete ſie demſelben doch kurz darauf nach eingetretener Kränklichkeit und Alterſchwäche ihre Sorgfalt bis zu ſeinem Tode, welcher 1798 auf einer Reiſe nach der Schweiz erfolgte.

Bald nachher lernte ſie auch Buonaparte kennen, der ſich damals gerade zu ſeinem ägyptiſchen Feldzuge vorbereitete, allein das Verhältniß Beider artete bald in ein entſchieden feindſeliges aus, da Buonaparte einerſeits an Frauen mehr die häuslichen Tugenden ſchätzte, andererſeits auch ihre Einmiſchung in die Politik ihm unangenehm war. Der Salon der Frau von S. bildete zu jener Zeit nicht nur den Vereinigungspunkt der Oppoſition gegen die Conſularregierung, ſondern ſie ſelbſt reizte Buonaparte durch häufige Epigramme, worin ſie ihn unter andern „Robespierre zu Pferde" nannte, und dieſer Zwieſpalt wurde noch vermehrt, als ihr Vater unvorſichtigerweiſe in der Schrift: „Dernières vues de politique et des finances" (1802) mehrere Anſichten und Pläne bekannt machte, die ihm Buonaparte bei einem Beſuche in Coppet (1800) im Vertrauen mitgetheilt hatte. Nachdem nun Letzterer verſchiedene Verſuche gemacht hatte, ſie zu bewegen ſich an die gegenwärtige Regierung anzuſchließen, ließ er ihr ſagen, er überlaſſe ihr den Erdkreis, Paris aber wolle er für ſich behalten, und verbannte ſie 40 Stunden von der Hauptſtadt. Sie lebte nun einige Zeit bei ihrer Freundin Récamier und in Coppet, gab ihren Roman: „Delphine" (Par. 1803. 12. 6 Voll. „Oeuvres", 3. Bd.) heraus, unternahm eine Reiſe nach Deutſchland, auf der ſie A. W. Schlegel begleitete und ſie mit deutſcher Sprache und Literatur genauer bekannt machte, und lebte dann ein Jahr lang abwechſelnd in Berlin und Weimar, wo ſie den Umgang Göthe's, Schiller's und Wieland's genoß. Je mehr ſie ſich hierdurch erhoben fühlte, deſto tiefer wurde ſie gebeugt, als ſie in Berlin den Tod ihres, mit ſchwärmeriſchem Enthuſiasmus geliebten Vaters erfuhr, deſſen Andenken ſie durch die Schrift: „Manuscrits de Mons. Necker, publiés par sa fille" (1805) feierte, ſo wie ſie ihm auch ein Denkmal ihrer Anhänglichkeit in dem berühmten Werke: „Corinne, où l'Italie" (Par. 1807. 2 Voll. „Oeuvres", 8. u. 9. Bd.) widmete, welches ſie in Italien, wohin ſie ſich 1805 begeben hatte, vollendete. Wenn man in der „Delphine" die Selbſtſchilderung der Frau von S., wie ſie in ihrer Jugend war, hat finden wollen, ſo hat man die „Corinne" oft ihr Ideal genannt. Nachdem ſie hierauf im Jahre 1806 wieder nach Frankreich zurückgekehrt war und ſich, da ihr der Aufenthalt in Paris unterſagt war, bald in Rouen, bald in Auxerre aufgehalten hatte, begab ſie ſich 1807 nach Wien und von hier nach Coppet, wo ſie verſchiedene Theaterſtücke („Oeuvres", 16. u. 17. Bd.) herausgab. Im Jahre 1809 vollendete ſie ihr berühmtes Werk: „De l'Allemagne", worin ſie ihre geiſtreichen, obwohl mitunter einſeitigen Anſichten und bisweilen ſchiefen Urtheile über deutſche Poeſie, Philoſophie und Religion niedergelegt hat; daſſelbe wurde jedoch gleich nach ſeinem Erſcheinen von Savary in Beſchlag genommen und erſchien erſt 1813 in London (3 Bde.) und 1814 zu Leipzig mit einer werthvollen Einleitung von Villiers und den deutſchen Originalſtellen der angeführten Schriftſteller. Im Jahre 1810 bekam die Frau von S. aufs Neue Befehl Frankreich, wohin ſie ſich ſeit einiger Zeit begeben hatte, zu verlaſſen und ſich fortwährend zu Coppet aufzuhalten; jedoch wurde A. W. Schlegel von ihr weggewieſen und Montmorency und Madame Récamier, die ſie daſelbſt beſucht hatten, ſogar mit Verbannung beſtraft. Allein dieſem ihr verhaßten Zuſtande entzog ſie ſich durch die Flucht im Frühlinge 1812, begab ſich nach Wien und von hier nach Moskau und Petersburg und ſpäter nach Stockholm. Hier vollendete ſie auch ihre Werke: „Dix années d'exil" („Oeuvres", 15. Bd.; deutſch Leipz. 1822) und die „Reflexions sur le suicide" (Stockh. 1812). Von Schweden begab ſie ſich nach London und da ſie hier den Einzug der Verbündeten in Paris erfuhr, kehrte ſie dahin zurück, lebte aber nach Napoleon's Rückkehr von Elba in Coppet. Nach ſeinem zweiten Sturze jedoch brachte ſie meiſtentheils in Paris in der Nähe ihrer verheiratheten Tochter, der Herzogin von Broglie, und im Umgange mit ihren Freunden, Benj. Conſtant, Guizot u. A., zu, reiſte aber noch einmal nach Italien in Begleitung

ihres zweiten Gemahls, eines franzöſiſchen Officiers de Rocca, mit dem ſie ſich, um ihren früheren Namen nicht zu verlieren, blos im Geheimen verheirathet hatte. Nach ihrer Rückkehr in die Hauptſtadt Frankreichs beſchäftigte ſie ſich mit der Vollendung ihres Werkes: „Considérations sur la révolution“ („Oeuvres“, 12.—14. Bd. Deutſch mit einer Vorrede von A. W. Schlegel, Heidelb. 1818. 3 Bde.), einer Schrift, welche man trotz der geiſtreichen und vielſeitigen Auffaſſung ihres Gegenſtandes erſt nach Vergleichung mit Bailleul's „Examen de l'ouvrage posthume de Mad. de Staël“ (Paris u. Leipz. 1819. 2 Bde.) richtig würdigen kann. Lange und anhaltende Kränklichkeit hinderte ſie jedoch an ferneren literariſchen Unternehmungen, ſie ſtarb bald darauf am 14. Juli 1817 zu Paris. Eine Ausgabe ihrer „Sämmtlichen Werke“ (Paris 1820—1821. 18 Bde.) hat ihr Sohn veranſtaltet. Vergl. Sauſſure's „Notices sur Mad. de Staël“; Benjamin Conſtant im „Livre des Cent-et-un“ (Bd. 7); Hortenſe Allard's „Lettres sur les ouvrages de Mad. de Staël“ (Par. 1824) und „Zeitgenoſſen“ (Heft XVIII). 81.

Ständchen, ſ. Serenade.

Stärke, Stärkemehl, Satzmehl, Kraftmehl, Amylum, lat. amydum, amylum; franz. amidon; engl. starch, amidom, nennt man einen in vielen mehligen Samen und einigen Wurzeln, z. B. in den Getreidearten, Kartoffeln, den Zeitloſenwurzeln, dem Salep, der Zaunrübenwurzel u. a. enthaltenen nährenden Pflanzenbeſtandtheil, welcher aus kleinen durchſcheinenden Körnern beſteht, welche zwiſchen dem Zellgewebe der Pflanzen eingebettet liegen und ſich gewöhnlich durch bloßes Auswaſchen mit Waſſer in Geſtalt eines weißen Mehles abſcheiden. Jedes Körnchen beſteht aus einer härtern, in kaltem Waſſer unauflöslichen Hülle und einer in dieſer eingeſchloſſenen auflöslichen Subſtanz, welche letztere man kürzlich Dextrin genannt hat. Die aus den verſchiedenen Pflanzen gewonnene S. iſt zwar von etwas abweichender Beſchaffenheit, allein ihre weſentlichſten Eigenſchaften ſind immer dieſelben. Im reinen Zuſtande iſt dieſelbe weiß und von körniger Beſchaffenheit; im kalten Waſſer iſt ſie nicht auflöslich, ſchwillt dagegen in heißem Waſſer zu einer Gallerte auf und löſt ſich zum Theil ganz auf. Durch Jod wird ſie ſelbſt in den kleinſten Mengen blau oder violett gefärbt. Durch Kochen mit verdünnten Säuren, beſonders mit verdünnter Schwefelſäure, verwandelt ſie ſich in Zuckerſtoff, weßhalb ſie auch ſchon zur Zuckerfabrication angewendet worden iſt. Im deutſchen Handel kommen vorzüglich zwei Arten S. vor, nämlich die Weizenſtärke und die Kartoffelſtärke. Um erſtere zu bereiten, wird der Weizen geſchroten und das Geſchrotene ſodann in einem Sacke unter Waſſer geknetet, wobei ſich das Mehl als feiner Bodenſatz abſetzt, welches nochmals mit Waſſer abgeſchlämmt und dann durch feine Haarſiebe getrieben wird. Der erhaltene Teig wird nach dem Trocknen in würfelartige Stücke geſchnitten und auf eigenen Gerüſten völlig ausgetrocknet. Eine leichtere Verfahrungsart, deren man ſich in Frankreich bedient, iſt dieſe: der Weizen wird blos durch längeres Liegen im Waſſer erweicht, vermittelſt eines Walzwerkes zerrieben und dann wie gewöhnlich behandelt. Die Kartoffelſtärke unterſcheidet ſich von der Weizenſtärke blos durch größere Körner, weßhalb ſie mehr durchſcheinend und weniger mattweiß erſcheint. Die vorzüglichſten Stärkefabriken ſind zu Halle an der Saale, in mehreren thüringiſchen Orten, zu Nürnberg, Augsburg, Köln am Rheine, Lübeck u. a. O. 33.

Stäudlin (Karl Friedrich), berühmter Theolog, wurde am 25. Juli 1761 zu Stuttgart geboren und erhielt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt. 1779 in das theologiſche Seminarium zu Tübingen aufgenommen widmete er ſich in den beiden erſten Jahren philologiſchen und philoſophiſchen Studien, promovirte 1781 in der philoſophiſchen Facultät und hörte darauf noch drei Jahre theologiſche Vorleſungen. Nachdem er 1784 das

Candidatenexamen mit Auszeichnung beſtanden hatte, übte er ſich in Stuttgart vorzüglich in der praktiſchen Theologie durch Predigen und Unterrichten, durchreiſte von 1786—1790 Deutſchland, die Schweiz, Frankreich und England und ward, als er eben von London nach der Schweiz zurückkehren wollte, 1790 als ordentlicher Profeſſor der Theologie nach Göttingen berufen, wo er 1792 auch Doctor der Theologie und 1803 Conſiſtorialrath wurde. Er ſtarb am 5. Juli 1826. S. gehört zu den gelehrteſten und verdienteſten Theologen der neueſten Zeit, welcher in allen theologiſchen Disciplinen Treffliches geleiſtet, namentlich aber um die Kirchengeſchichte, ſo wie um die Geſchichte der theologiſchen Wiſſenſchaften ſich große Verdienſte erworben hat. Seine theologiſche Denkart betreffend war er früher Rationaliſt, neigte ſich aber in der ſpätern Zeit ſeines Lebens entſchieden zum Supranaturalismus hin. Von ſeinen Schriften nennen wir hier blos die wichtigſten: „Lehrbuch der Encyklopädie, Methodologie und Geſchichte der theologiſchen Wiſſenſchaften" (Hanov. 1821); „Geſchichte der theologiſchen Wiſſenſchaften" (1811. 2 Thle.); „Beiträge zur Erläuterung der bibliſchen Propheten und zur Geſchichte ihrer Auslegung" (Stuttg. 1786); „Neue Beiträge ꝛc." (Gött. 1791); „Lehrbuch der praktiſchen Einleitung in alle Bücher der heiligen Schrift" (Gött. 1826); „Ideen zur Kritik des Syſtems der chriſtlichen Religion" (Ebd. 1791); „Geſchichte des Rationalismus und Supranaturalismus" (1826); „Grundriß der Tugend- und Religionslehre, zu akademiſchen Vorleſungen über die Moral und Dogmatik" (Gött. 1798—1800. 2 Thle.); „Lehrbuch der Dogmatik und Dogmengeſchichte" (Ebd. 1801. 3. Aufl. 1822. 2 Thle.); „Philoſophiſche und bibliſche Moral im Grundriſſe" (Gött. 1805); „Neues Lehrbuch der Moral für Theologen, nebſt Anleitungen zur Geſchichte der Moral und der moraliſchen Dogmen" (Gött. 1815. 3. Aufl. 1825); „Geſchichte der Sittenlehre Jeſu" (1799—1823. 4 Bde.); „Geſchichte der philoſophiſchen, hebräiſchen und chriſtlichen Moral" (Hanov. 1806); „Geſchichte der chriſtlichen Moral ſeit dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften" (1808); „Geſchichte der Moralphiloſophie" (Hanov. 1822); „Geſchichte und Geiſt des Skepticismus, vorzüglich in Rückſicht auf Moral und Religion" (Leipz. 1794. 2 Bde.); „Univerſalgeſchichte der chriſtlichen Kirche" (5. Aufl. von D. A. Holzhauſen, 1833); „Allgemeine Kirchengeſchichte von Großbritannien" (Gött. 1819); „Kirchliche Geographie und Statiſtik" (Tüb. 1804. 2 Thle.). Außerdem ſchrieb er viele akademiſche Programme und Abhandlungen in Zeitſchriften. Auch war er Herausgeber von der „Göttingenſchen Bibliothek der neueſten theologiſchen Literatur" (1794—1800. 5 Bde.); von den „Beiträgen zur Philoſophie und Geſchichte der Religion und Sittenlehre" (Lübeck 1797—1799. 5 Bde.); von dem „Magazin für Religions-, Moral- und Kirchengeſchichte" (Hanov. 1801—1806. 4 Bde.); von dem „Archiv für alte und neue Kirchengeſchichte" (Leipz. 1813—1822. 5 Bde.); endlich von dem „Kirchenhiſtoriſchen Archiv" mit Tzſchirner und Vater (Halle 1823—1826). Vergl. Hemſen, „Zur Erinnerung an K. F. Stäudlin" (Gött. 1826). 63.

Staffa, ſ. Hebriden und Fingalshöhle.

Staffage iſt eigentlich ſ. v. a. Garnitur; in der Malerei alle diejenigen Gegenſtände, welche zur Ausſchmückung des Ganzen und Hervorhebung der Hauptgegenſtände angebracht werden. 9.

Staffelei, franz. chevalet; engl. easel, nennt der Maler und Kupferſtecher das hölzerne Geſtelle, woran er arbeitet und welches durch angebrachte Pflocklöcher an einer aufrechtſtehenden Latte nach Belieben geſtellt werden kann. 30.

Staffelmarſch, ſ. Echelon.

Stagnelius (Erik Johann), einer der vorzüglichſten neueren ſchwediſchen Dichter, wurde im Jahre 1793 zu Kalmar geboren, wo ſein Vater als Biſchof ſtarb, ſtudirte in Lund und Upſala die Rechte und fand ſodann eine Anſtellung in

der königlichen Kanzlei. Seine große Vorliebe für Bücher machten ihn ſchon in früher Jugend für jeden andern Genuß unempfindlich; er unterrichtete ſich meiſt ſelbſt und ſetzte durch ſeine Fortſchritte oft ſeinen Vater in Erſtaunen. Seine Beſchäftigungen mit der Philoſophie veranlaßten ihn zu einem Verſuche die Identitätslehre Schelling's mit der Myſtik der Gnoſtiker zu vereinigen; als Dichter aber ſtrebte er ſo wenig nach Ruhm, daß man erſt nach ſeinem Tode in den hinterlaſſenen Handſchriften die werthvollſten Denkmale ſeines Genius entdeckte. Im Jahre 1817 machte er nebſt mehreren Gelegenheitsgedichten ein epiſches Gedicht: „Wladimir der Große" bekannt, welches von der ſchwediſchen Akademie gekrönt und ſpäter in das Deutſche überſetzt wurde. Allein ſo gelungen beſonders der Anfang deſſelben iſt, ſo entwickelte ſich ſein Dichtergenius doch erſt in den ſpäter herausgegebenen Dichtungen: „Die Lilien in Saron" („Liliorna i Saron"), in den „Bacchantinnen" („Bacchanterna") und in den „Märtyrern" („Martyrerne"), einer Art dramatiſchen Gedichtes. Als S. im Jahre 1823 nach langer Krankheit geſtorben war, gab Hammarſköld ſeine „Samlade Skrifter" (Stockh. 1824 ff. 8.) heraus. Das beſte ſeiner dramatiſchen Erzeugniſſe, welche ſich jedoch nicht zur Aufführung eignen, iſt „Der Ritterthurm" („Riddartornet"); am Wenigſten glücklich war er jedoch im Epos. Alle ſeine Gedichte entſtanden binnen einem Zeitraume von elf Jahren, während deſſen er an einer höchſt ſchmerzhaften Krankheit litt, welche er ſich durch ſeinen Hang zur Sinnlichkeit zugezogen hatte und die ihm die tägliche und nächtliche Ruhe raubte. Um ſeinen Schmerz zu betäuben und ſeinen Geiſt zu beleben, ergab er ſich anfangs dem Genuſſe des Weines, ſpäter aber dem des Branntweines und ſeine letzten Jahre ſchwanden ihm theils unter bitterer Reue und religiöſer Erhebung, theils aber auch im periodiſchen Wahnſinne dahin. 81.

Stahl, lat. chalybs; franz. acier; engl. steel, iſt eine Verbindung von Eiſen und Kohlenſtoff (ſ. d. Art. Eiſen). Es enthält darin erſteres von letzterm $\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ Procent. Man kennt im Allgemeinen dreierlei Arten von S.: Schmelzſtahl, Cementſtahl und Gußſtahl, welche durch drei verſchiedene Erzeugungsarten erhalten werden. Weißes Roheiſen iſt vor Allem geſchickt, durch Schmelzen taugliche Stahlarten zu liefern. Roheiſen aus kohlenſauren Eiſenerzen, als Spatheiſenſtein oder Ankerit, ſind bereits von ſtahlartiger Beſchaffenheit und ſie erhalten bei Umarbeitung zu S. meiſtens nur diejenige Umänderung, welche ihr grobes Korn der Zuſammenſetzung in Feinkörnigkeit verändert. Der erhaltene S., Rohſtahl, wird durch erneuertes Schweißen, Ausrecken oder Gerben zu Stäben, welche in Waſſer abgekühlt und hierdurch gehärtet werden, oder in Gerb- oder raffinirten S. umgeändert. — Cementſtahl, auch Brennſtahl genannt, entſteht, wenn Stabeiſen mit einem Cemente von zartem Kohlenſtaube in beſonderen Käſten, den Cementkäſten, wohl bedeckt im ſogenannten Stahlofen geglüht wird. Die Maſſe des Stabeiſens entnimmt in dieſem Falle dem Cemente Kohlenſtoff und in ſich auf. Der erhaltene Cementſtahl wird nach dieſer Arbeit von Neuem geglüht und im Waſſer durch Abkühlen gehärtet. Beim Gerben erfährt er mehr berückſichtigende Vorſicht, weil er die enthaltende Kohle leichter wieder verliert, als Schmelzſtahl, und eben ſo auch beim Verarbeiten. — Gußſtahl (casting-steel) liefern Bruchſtücke von S., welche in Schmelztiegeln bei hoher Härte umgeſchmolzen, in beliebige Form gegoſſen und durch Hammer- und Walzwerke in Stangen gebracht worden ſind. — Im Handel nennt man ſehr verſchiedene Sorten S., welche theils nach eigenthümlichen Gebräuchen an den Orten ihrer Bereitung den Namen führen, theils nach den Zwecken benannt worden ſind, zu denen ſie dienen ſollen. So nennt man Meſſer-, Klingen-, Inſtrument-, Tuchſcheer-, Gabel-, Pfriemen-, Feder-, Feilen-, Hammer-, Beil-, Senſenſtahl; nach der Art der Verpackung Gebund-, Faßſtahl; beim Brennſtahl unterſcheidet man auf den Hüttenwerken leichtgebrannten, Mittelbrennſtahl, hartgebrannten,

Blaſenſtahl, gereckten S., ungebrannten oder doppelgebrannten S., friſchen S., faulen S., Wrackſtahl. Man hat ein=, zwei=, drei=, vier=, achtmal gegerbten S. Nach einzelnen vorzüglichen Stücken, die beim Stahlarbeiten fallen, unterſcheidet man: Wallerſtahl, der aus ausgeſucht harten Stücken Rohſtahl ausgeleſen und zu Ziehlöchern in Drahtwerken verwendet wird; Mittelkornſtahl, einen ſehr mit Eiſen gemengten S.; Lupſtahl oder Hammerſtahl; Osmund=, Sumpf= und Blaſenſtahl von Osmund=, Sumpferz= und Blaſeneiſen erhalten; Scharrſachſtahl oder Scharrenſtahl, der in Steiermark die vorzüglichſte, eiſenfreieſte, kleinkörnigſte Sorte S. enthält; Damascenerſtahl, welcher durch Schweißung und Übereinandergerben von Stahlplatten, die mit Draht umwickelt ſind, entſteht; Silberſtahl, der $\frac{1}{500}$ feines Silber enthält; Wootz oder indiſchen Stahl, einen Cementſtahl, deſſen Cement Thonerde enthält und welcher Alumium (ſ. Metalle) enthalten ſoll; Brescian=, Milanoſtahl, nach den Orten ihrer Bereitung oder in Folge der Anfertigung nach der daſelbſt befolgten Methode. — Der S. überhaupt iſt dem Roſten weniger ausgeſetzt als Eiſen; er läuft grau an; nimmt einen höhern Grad der Elaſticität durch Härtung an als Eiſen; iſt dichter und ſchwerer als daſſelbe; läuft blau in der Hitze an; wird durch Reiben und Hämmern ſtärker magnetiſch als Eiſen und behält den Magnetismus länger, wird jedoch weniger leicht vom Magnete angezogen und in magnetiſchen Zuſtand verſetzt. Nicht zu jedem Behufe iſt ein S. ſo tauglich, wie ein anderer; es finden ſelbſt für einzelne Erzeugniſſe aus S. genaue Vorſchriften ſtatt, ob Guß=, Cement= oder Schmelzſtahl zu demſelben verwendet werden müſſe. Gemeiniglich beſtimmt ſich die Wahl nach dem Namen, den der S. führt. 76.

Stahl (Georg Ernſt), berühmter Arzt, geb. zu Ansbach am 21. Oct. 1660, ſtudirte Medicin zu Jena und hielt hierauf Vorleſungen, bis er 1687 vom Herzoge Johann Ernſt in Weimar als Leibarzt angeſtellt wurde. 1694 erhielt er auf Fr. Hoffmann's Veranlaſſung einen Ruf an die neuerrichtete Univerſität nach Halle als zweiter Profeſſor der Medicin. Hier lehrte er 22 Jahre lang mit großem Beifalle, bis er 1716 als königlicher Leibarzt nach Berlin berufen wurde, wo er 1734 ſtarb. S. war Stifter einer beſondern mediciniſchen Schule, berühmt als Chemiker und Arzt, ein ſehr fruchtbarer Schriftſteller, ein Mann von durchdringendem Verſtande, aber finſter, zeigte Hang zur Melancholie, unbegrenzten Stolz und verachtete alle Andersdenkende; als Pietiſt vernachläſſigte er alle Gelehrſamkeit, welche Geringſchätzung ſich aber an ihm dadurch beſtrafte, daß ſeine Sprache incorrect, ſein Styl dunkel und verworren, weitſchweifig und ermüdend iſt. Deſſenungeachtet verdienen ſeine Anſichten vom Grunde des Lebens und vom Zuſtandekommen der Krankheiten die größte Aufmerkſamkeit, indem er unter den damaligen Ärzten der erſte iſt, der dem Organismus eine höhere Stelle anweiſt und edlere Kräfte, als man bisher ihm zur Grundlage gab, in ihm thätig ſein läßt. Und zwar iſt es mit Übergehung aller mechaniſchen und chemiſchen Principe die Seele, die ſich den Körper baut und ſeinen normalen und abnormen Thätigkeiten vorſteht. So wie die willkührlichen, ſo verrichtet ſie auch die unwillkührlichen Thätigkeiten und Bewegungen des Organismus, jedoch ohne alles Bewußtſein und ohne alle Überlegung, gleichſam inſtinctartig. Krankheit beſteht nach ihm in einer geſtörten und unordentlichen Idee der Seele von der Regierung der thieriſchen Ökonomie, und zwar iſt die Vollblütigkeit eine der häufigſten Krankheitsurſachen, daher ſeine noch jetzt beim größern Publicum ſo beliebte Anſicht von der Heilſamkeit der Hämorrhoiden. Er ſuchte ferner in der Pfortader den Grund der meiſten chroniſchen Krankheiten, daher auch ſein berühmter Ausſpruch: „Vena portae porta malorum"! Dem Heilbeſtreben der Natur ſchrieb er bei Krankheiten eine große Wirkſamkeit zu; daher hielt er die allzugroße Thätigkeit des Arztes in Krankheiten für ſchädlich. Aderläſſe und Ausleerungsmittel wendete er am Häufigſten an;

gegen Mineralbäder war er eingenommen. Wie Hoffmann beſaß auch er einige Geheimmittel, namentlich ſeine balſamiſchen Pillen und ſein Magenpulver. In der Chemie gründete er auf die Annahme des Phlogiſton ein ſehr conſequentes Syſtem, mit dem er alle Erſcheinungen zu erklären vermochte und das auf ein halbes Jahrhundert hinaus die Theorie der Wiſſenſchaft fixirte. Zur nähern Kenntniß ſeiner Anſichten dienen vorzüglich ſeine „Theoria medica vera“ (Hal. 1708. 4.); „Zymotechnia fundamentalis“ (Ib. 1697. 8.); „Materia medica“ (Dresd. 1728. 8.) und ſeine zahlreichen Diſſertationen, die geſammelt unter dem Titel: „Dissertationes medicae“ (Hal. 1707—1712. 2 Voll. 4.) erſchienen. — Zur Geſchichte des Stahl'ſchen Syſtems haben wir hier noch zu bemerken, daß es anfangs wenig Aufſehen machte und Fr. Hoffmann's Celebrität S.'s Ruhm an der Univerſität Halle bei Weitem übertraf. Auch waren S.'s Anhänger nicht geeignet, ſeine Schule in Ruf zu bringen, indem es größtentheils eingeſchränkte Köpfe waren. Die bekannteſten derſelben ſind: J. S. Carl, G. D. Coſchwitz und J. D. Gohl. Später fanden ſich unter den Engländern und Franzoſen einige ſcharfſinnige Ärzte, die ſich deſſelben annahmen; doch konnten auch ſie es nicht in große Aufnahme bringen. Ein ſpäterer, ſehr geiſtreicher Vertheidiger ſeiner Lehre war auch der berühmte Ernſt Platner in Leipzig. 39.

Stahlmittel (martialia), beſſer **Eiſenmittel**, heißen diejenigen Heilmittel, in denen das Eiſen den Hauptbeſtandtheil bildet. Nach ihrer verſchiedenen Wirkungsart kann man toniſche, adſtringirende und erregende Eiſenmittel unterſcheiden. Zu den **toniſchen** Eiſenmitteln rechnet man die Eiſenfeile, den ſogenannten Eiſenmohr, das eiſenhaltige Waſſer, den adſtringirenden Eiſenſafran, den eröffnenden Eiſenſafran, das eiſenroſthaltige Waſſer, endlich die künſtlichen und natürlichen eiſenhaltigen Mineralwäſſer. Unter die **adſtringirenden** gehören die ſchwefelſauren Eiſenſalze, die entweder in Form des ſogenannten grünen Vitriols oder des Riveriſchen Eiſenſalzes ꝛc. angewendet werden; die weinſteinſauren Eiſenkaliſalze (z. B. der Eiſenweinſtein, die ſogenannten Stahlkugeln, auch Eiſenkugeln von Nancy genannt) und die ſalzſauren Eiſenſalze (wie z. B. das grüne und rothe ſalzſaure Eiſen); ferner der eiſenhaltige Äpfel- und Quittenextract, das phosphorſaure Eiſen, das äußerlich und innerlich gegen Krebs empfohlen worden iſt; endlich das reine Berlinerblau (oder blauſaures Eiſenoxydul). Als **erregende** Eiſenmittel ſind vorzüglich folgende namhaft gemacht worden: die Eiſenblumen oder der Eiſenſalmiak, Beſtuſcheff's Nerventinctur, die weinſteinſaure Eiſentinctur, der Stahlwein, des berühmten **Stahl** alkaliniſche Eiſentinctur (tinct. martis alcalisata Stahlii), die ſalzſaure Eiſentinctur, **Klaproth's** ätheriſche Eiſentinctur ꝛc. — Die toniſchen Eiſenmittel werden vorzüglich bei allen chroniſchen Krankheiten mit Bläſſe des Blutes, beſonders aber bei Bleichſucht, ferner bei chroniſchen Anſchoppungen der Leber und Milz mit Aufgedunſenheit und waſſerſüchtiger Auftreibung der unteren Gliedmaßen, welche nach Wechſelfiebern eintreten, angewandt. Außerdem leiſten ſie auch gute Dienſte bei Leukorrhöen und chroniſchen Gonorrhöen und manchen Bauchflüſſen mit Atonie des Darmcanals. Unter ſolchen Umſtänden empfehlen ſich beſonders auch die mineraliſchen Eiſenwäſſer zu Brückenau, Driburg, Eger, Karlsbad (der Sprudel), Pyrmont, Spaa, Teplitz, Wiesbaden u. m. a. Selten gebraucht man die adſtringirenden Eiſenmittel und noch ſeltener die erregenden, weil ſie faſt immer zu ſtark reizen und alle Eiſenmittel zwar ſtärken, dabei aber nicht reizen ſollen. 14.

Stahlſtich oder **Siderographie** unterſcheidet ſich vom Kupferſtiche nur dadurch, daß man Stahl, der vorher enthärtet wird, oder bloßes Eiſen dazu verwendet und die Platte nach dem Stiche wieder härtet; er zeichnet ſich aber dadurch vor jenem aus, daß eine größere Feinheit des Stiches dadurch erzielt wird und die Platten ſich weniger ſchnell abnutzen und er dabei den Vortheil bietet, daß man die

Zeichnung durch Preſſen auf eine andere erweichte Stahlplatte oder dergleichen Cylinder übertragen kann, welcher ſie dann erhaben darſtellt und bei Abnutzung der Originalplatte als Patrize zur Herſtellung einer neuen Platte gebraucht werden kann. Die Erfindung des Stahlſtiches fällt ſchon in das XV. Jahrh., doch iſt derſelbe erſt ſeit 1820 durch den Engländer Ch. Heath wieder in Anwendung gebracht und ſeit dieſer Zeit bedeutend vervollkommnet worden. 30.

Stainer oder **Steiner** (Jakob), berühmt als Verfertiger ausgezeichneter Violinen, lebte um die Mitte des XVII. Jahrh. zu Abſom, einem kleinen Dorfe bei Hall in Tyrol, und war ein Schüler des als Inſtrumentenmacher berühmten Amati zu Cremona. Seine Violinen ſoll er anfangs ſelbſt hauſiren getragen und das Stück für 6 Gulden verkauft haben, während jetzt Kenner die ächten, welche jedoch äußerſt ſelten geworden ſind, da S. ſelbſt blos wenige verfertigt haben ſoll, mit 300 Ducaten bezahlen. Sie zeichnen ſich durch ihren vorzüglich guten Ton und eine beſondere Bauart aus. S. wurde im Jahre 1669 vom Erzherzoge Karl Ferdinand zum Hofgeigenmacher ernannt, verfiel während ſeiner letzten Lebensjahre in Geiſteszerrüttung und ſtarb zu Anfange der achtziger Jahre des XVII. Jahrhunderts. 81.

Stalaktit, ſ. Tropfſtein.

Stambul, ſ. Conſtantinopel.

Stamm, lat. stirps, stipes; franz. tronc, tige; engl. stock, stem, urſprünglich von den Pflanzen gebraucht, wo er den Hauptttheil ausmacht, der aus den Wurzeln hervorgeht und woran ſich die Zweige bilden, iſt in tropiſcher Bedeutung entweder die Grundlage von Etwas, wie der S. eines Regiments, eines Capitals ꝛc., oder die Geſammtheit aller derjenigen Dinge, welche wegen gemeinſchaftlichen Urſprunges zuſammen gehören. Zu letzterm gehört vorzüglich die Anwendung des Wortes in dem Ausdrucke Volksſtamm, als Bezeichnung einer denſelben Urſprung habenden und durch beſondere Individualität ſich auszeichnenden Menſchengattung. Doch pflegt man darunter ſowohl eine ganz für ſich beſtehende Menſchenclaſſe, welche ſich wieder in einzelne verwandte Völker theilt, als auch eine einzelne Unterabtheilung eines ſolchen Volkes zu verſtehen, wie z. B. die Hebräer in 12 Stämme getheilt wurden. Die Zuſammenſetzung bildet den Unterſchied der Bedeutung, ſo daß Stammvolk, Stammſprache, Stammwort, Stammſylbe ꝛc. die Grundlage zu anderen, Volksſtamm, Sprachſtamm, Wortſtamm die zuſammenhängenden Gegenſtände ausdrückt. 9.

Stammbaum, lat. stemma; franz. arbre généalogique; engl. pedigree, tree of consanguinity, iſt ſ. v. a. eine Familientafel, worin entweder in abſteigender Linie die Abſtammung von einem gemeinſchaftlichen Stammvater nachgewieſen oder in der aufſteigenden Linie dargethan wird, wer die Eltern, Großeltern, Urgroßeltern ꝛc. einer gewiſſen Perſon geweſen ſind. Bei beiden Arten der Nachweiſung vervielfältigt ſich die Zahl der Perſonen und zwar bei der erſtern in der arithmetiſchen, bei der letztern in der geometriſchen Progreſſion. Jene gehört zu den Geſchlechtsregiſtern, dieſe zu der ſogenannten Ahnenprobe (ſ. d. Art. und Ahnen). 17.

Stammeln, ſ. Stottern.

Stammgüter (praedia hereditaria) ſind ſolche Güter, welche bei der Familie oder dem Stamme bleiben müſſen und daher nur vererbt, nicht aber an Fremde veräußert werden dürfen. Hierzu gehören die Ganerbiate, Majorate, Seniorate, Familienfideicommiſſe u. a. Wer auf ſolche Güter ohne Zuſtimmung der ganzen Familie borgt, erlangt blos gegen den Erborger und deſſen Erben ein Recht auf Befriedigung aus den Einkünften, indem der Erborger nicht mehr Recht abtreten konnte, als ihm ſelbſt zugeſtanden war. 17.

Stand, lat. ordo; franz. état; engl. order, bezeichnet im Allgemeinen die

Stellung eines Menſchen zur Geſammtheit in einem Staate, dann überhaupt die Geſammtheit derjenigen, welche gemeinſchaftlich eine beſondere bürgerliche Stellung einnehmen und eine beſondere Claſſe der bürgerlichen Geſellſchaft bilden. Dieſer Begriff ſelbſt bleibt aber immer ſehr unbeſtimmt und ſchwankend, weil das Weſen der einzelnen Stände immer nur durch die Umſtände bedingt wird und ſeine Begrenzung ſomit ſehr verſchieden ſein kann. Es kommt aber dabei vorzüglich darauf an, ob man das Verhältniß der Einzelnen zum Staate und ſomit ſeinen Standpunkt in demſelben berückſichtigt, oder ob man die Eigenthümlichkeiten an ſich als Merkmale eines Standes betrachtet. In erſterer Hinſicht treten uns die verſchiedenen Stände des Alterthums und in neuerer Zeit Indiens und die Überreſte alter Einrichtung in den jetzigen europäiſchen Staaten entgegen. Wie nämlich bei der Entwickelung des Staatslebens Einzelne ſich nach und nach hervorthaten und über Andere ſtellten und ihre Stellungen auch auf ihre Familien und Angehörigen überzutragen ſich bemühten, ſo bildeten ſich allmählig dieſe bevorzugten Familien zu abgeſonderten und in ſich abgeſchloſſenen Kreiſen aus, welche beſondere Vorrechte und Stellungen im Staate in Anſpruch nahmen, und der Unterſchied zwiſchen Adel und Volk, Patriciern und Plebejern, oder auch bei eroberten Ländern, Freien und Leibeigenen ſetzte ſich feſt und wurde allmählig ſelbſt erblich. So gab es urſprünglich nur 2 Stände in der menſchlichen Geſellſchaft, die aber eigentlich Kaſten (ſ. d. Art.) genannt werden müſſen. Das Mittelalter ſchuf durch die Gründung des Städteweſens einen dritten S., den freien Mittelſtand, und nun kam ein anderes Element in den Begriff des Standes, indem nicht mehr das Verhältniß zwiſchen Regierenden und Regierten allein berückſichtigt wurde, ſondern auch neben der Erblichkeit die Beſchäftigung mit freien Gewerben oder mit Ackerbau Bürger und Bauern unterſchied. In dieſer Weiſe bildete ſich das Ständeweſen fort; aber ſchon früh auch ſuchte die Geiſtlichkeit eine beſondere Standescorporation im Staate zu bilden und dadurch erhielt der Begriff des Standes noch eine andere Beziehung, da hier nicht die Erblichkeit mehr, ſondern die reine Beſchäftigung den Charakter bildete. In dieſer Verwirrung blieb die Sache bis in die ſpätere Zeit und beſteht in Schweden noch, wo man den Adelſtand, geiſtlichen Stand, Bürgerſtand und Bauernſtand unterſcheidet; wie aber aus dem Adelſtande ſich nach und nach der Fürſtenſtand abgeſondert und beide ſich in verſchiedene Claſſen (ebenfalls Stände genannt) abgetheilt hatten, welche durch erbliche Fortpflanzung ſich abgeſondert erhielten, ſo wurden durch die immer höher ſteigende Volksentwickelung und die Theilnahme von Gliedern aller einzelnen Stände an der Staatsverwaltung, das Eindringen der Gelehrſamkeit in alle Stände, die Erhebung Einzelner durch Talent und Leiſtungen aus niederen Graden zu höheren Würden, die Stände unter ſich ſelbſt immer mehr verſchmolzen, der Begriff des Standes trat dem des Ranges näher und ward nun durch den der Geburt erſetzt. Auf dieſe Weiſe ward aber der S. mehr ein Gattungsbegriff für beſondere Beſchäftigungsclaſſen und wie man ſchon früh den Lehr-, Wehr- und Nährſtand unterſchied, ſo ſpricht man in der neuern Zeit von den Ständen der Gelehrten, Beamten, Soldaten, Kaufleute, Künſtler, Handwerker, Bauern ꝛc., ohne jedoch den ehemaligen Begriff von Ständen ganz aufgegeben zu haben, ſo daß ſich nun beide in einander miſchen und man unterſcheiden muß, ob bei dem Ausdrucke S. der durch die Geburt oder durch den Beruf beſtimmte gemeint iſt; erſterer gilt in Bezug auf den Staatshaushalt, letzterer in Rückſicht auf ſeinen innern Mechanismus. 30.

Standarte, ſ. Fahne.

Standbild, ſ. Statue.

Standesherren heißen jetzt in Deutſchland die ſeit der Auflöſung des deutſchen Reiches (1806) und durch die Bundesacte mediatiſirten deutſchen Fürſten,

Grafen und Herren, welche alſo aus der Oberhoheit des Kaiſers in die der ſouverainen deutſchen Fürſten getreten ſind, in deren Gebiete ihre Beſitzungen liegen, und deren Verhältniſſe demnach denen ähnlich ſich geſtaltet haben, welche ſchon vorher unter dem Namen „S." in Öſtreich, Schleſien, der Lauſitz und (die Grafen von Schönburg) in Sachſen beſtanden, ſo jedoch, daß jeder einzelne deutſche Staat die Verhältniſſe ſeiner S. zum Staate durch beſondere Edicte feſtgeſtellt hat. Im Allgemeinen werden alle früheren reichsunmittelbaren Beſitzer von Ländereien in Deutſchland zu den S. gerechnet; ſie ſind mit den Gliedern der ſouverainen Fürſtenhäuſer für ebenbürtig (ſ. d. Art.) erklärt; beſitzen als Fürſten das Prädicat Durchlaucht, als Grafen Erlaucht und gehören zu dem hohen Adel; haben vollſtändige Regierungsrechte über ihre Beſitzungen und ſind in den conſtitutionellen Staaten erbliche Mitglieder der Ständeverſammlung; ſind aber der Aufſicht des Staates untergeben, zu welchem ſie gehören; beſitzen nur die niedere und mittlere Gerichtsbarkeit; ſind im Steuerweſen den Beſtimmungen ihres Staates unterworfen und genießen außer ihren Domainen und gutsherrlichen Rechten nur einen Theil der Landeseinkünfte. Mit Ausnahme von Öſtreich, wo die Standesherrlichkeit am Eingeſchränkteſten iſt, gibt es in Deutſchland noch folgende Standesherrſchaften: A. Preußen: 1) in Schleſien: die Fürſtenthümer Öls (Herzog von Braunſchweig) = 38 □M., 90000 Einw., Wartenberg (Prinz Biron von Kurland) = 8 □M., 18000 Einw., Trachenberg (Fürſt von Hatzfeld) = 6 □M., 16000 Einw., Neiße (Biſchof von Breslau) = 24 □M., 100000 Einw., Troppau und Jägerndorf (Fürſt Liechtenſtein) = 17 □M., 56000 Einw., Pleß (Herzog von Köthen) = 19 □M., 44000 Einw., Sagan (Herzogin von Curland) = 21 □M., 40000 Einw., Carolath (Fürſt Carolath) = 5 □M., 10000 Einw.; das Herzogthum Ratibor (bisher heſſen-rothenburgiſch) = 18 □M., 50000 Einw.; die Herrſchaften Goſchütz (Graf Reichenbach) = 3 □M., 7000 Einw., Militſch (Graf Maltzahn) = 5 □M., 11000 Einw., Beuthen (Graf Henckel von Donnersmark) = 14 □M., 40000 Einw., Muskau (Graf Pückler) = 9 □M., 10000 Einw.; 2) in Sachſen: die Grafſchaft Stolberg, und zwar a) Stolberg-Wernigerode = 4½ □M., 15000 Einw., und b) Stolberg-Rosla = 5 □M., 13000 E.; 3) in Weſtphalen: die Fürſtenthümer Korvei (bisher heſſen-rothenburgiſch) = 6 □M., 23000 Einw., Rheina-Wolbeck (Herzog von Looz-Corswaren) = 15 □M., 22000 Einw., Salm-Salm, Salm-Kyrburg zuſammen 30 □M., 58000 Einw.; die Grafſchaften Steinfurt (Fürſt Bentheim-Steinfurt) = 1 □M., 3000 Einw., Horſtmar (Fürſt Salm-Horſtmar) = 31 □M., 48000 Einw., Dülmen (Herzog von Croy-Dülmen) = 5 □M., 10000 Einw., Recklinghauſen (Herzog von Aremberg) = 14 □M., 44000 Einw., Wittgenſtein = 9½ □M., 18000 Einw., Limburg (Fürſt Bentheim-Tecklenburg) = 1½ □M., 5000 Einw.; die Herrſchaft Rheda (Fürſt Bentheim-Tecklenburg) = 1½ □M., 4000 Einw.; 4) in Niederrhein: die Grafſchaft Wied (Fürſt Wied-Neuwied) = 9¼ □M., 37000 Einw.; das Fürſtenthum Solms, a) Solms-Braunfels = 5 □M., 17000 Einw., b) Solms-Lich und Hohenſolms = 1 □M., 3400 Einw.; Herrſchaft Wildenburg (Graf Hatzfeld). — B. Baiern: 1) Iſarkreis: das Fürſtenthum Fugger-Babenhauſen = 7 □M., 11500 Einw. und die Grafſchaften Fugger-Kirchheim, Fugger-Weißenhorn, Fugger-Glött und Fugger-Nordendorf zuſammen 6 □M., 17000 Einw.; 2) Rezatkreis: das Fürſtenthum Öttingen in 2 Linien zuſammen 6 □M., 28000 Einw. und Hohenlohe-Schillingsfürſt = 1 □M., 3000 Einw.; die Grafſchaften Schwarzenberg (Fürſt Schwarzenberg) = 3½ □M., 10000 Einw. und Pappenheim = 3½ □M., 7000 Einw. und die Herrſchaften Ellingen (Fürſt Wrede) = 4 □M., 8000 Einw., und Speckfeld (Graf Rechtern) = 3 □M.,

7000 Einw.; 3) Regenkreis: Fürſtenthum Eichſtädt (Herzog von Leuchtenberg) = 10 □M., 24000 Einw.; 4) Unterdonaukreis: Grafſchaft Ortenburg = 1¼ □M., 2300 Einw.; 5) Untermainkreis: die Fürſtenthümer Leiningen = 5 □M., 14000 Einw., Löwenſtein-Roſenberg = 5 □M., 13500 Einw. und Löwenſtein-Freudenberg = 1 □M., 3000 Einw.; die Grafſchaft Caſtel = 5 □M., 10000 Einw. — C. Würtemberg: 1) Neckarkreis: die Grafſchaft Löwenſtein = 2½ □M., 7000 Einw.; 2) Donaukreis: die Beſitzungen der Fürſten von Waldburg in 3 Linien = 13½ □M., 34000 Einw., Fürſten von Thurn und Taxis = 13 □M., 33000 Einw., Grafen Fugger-Kirchberg 1300 Einw., Stadion (Herrſchaft Warthauſen) = 5200 Einw. und die unbedeutenderen der Grafen Königsegg, Wartenberg, Salm-Dyck, Sternberg, Quadt, Schäsberg, Plettenberg, Törring, Waldbott-Baſſenheim und Rechberg, wie der Fürſten von Fürſtenberg, Windiſchgrätz, Dietrichſtein, Salm-Reiferſcheid u. A.; 3) Jaxtkreis: die Fürſtenthümer Hohenlohe in mehreren Linien = 33½ □M., 112000 Einw., Krautheim (Fürſt Salm-Krautheim) = 4 □M., 16000 Einw.; die Grafſchaft Limburg = 7 □M., 14000 Einw. Mehrere Theile von Standesherrſchaften und eine Anzahl kleinere hat übrigens die Krone in neuerer Zeit an ſich gekauft. — D. Königreich Sachſen: die ſchönburgiſchen Herrſchaften (ſ. d. Art.) und die Herrſchaft Wildenfels (Graf Solms-Laubach) = 2½ □M., 8000 Einw. im erzgebirgiſchen Kreiſe und die Herrſchaften Königsbrück (Graf Hohenthal) = 1½ □M., 2700 Einw. und Reibersdorf (Graf Einſiedel) in der Oberlauſitz. — E. Hanover: das Herzogthum Aremberg = 33 □M., 46000 Einw. und die Grafſchaft Bentheim = 19 □M., 28000 E. in der Landdroſtei Osnabrück. — F. Baden: 1) das Fürſtenthum Fürſtenberg = 33 □M., 92000 Einw. im Seekreiſe; die Fürſtenthümer Leiningen = 26 □M., 95000 Einw., Löwenſtein-Wertheim = 18 □M., 50000 Einw. und Salm-Krautheim = 4 □M., 16000 Einw. im Unterrheinkreiſe. — G. Churheſſen: nur ein Theil des Fürſtenthums Iſenburg = 7 □M., 22000 E., nachdem die Linie Heſſen-Rothenburg ausgeſtorben iſt. — H. Großherzogthum Heſſen: die Beſitzungen der Fürſten und Grafen von Iſenburg = 8 □M., 33000 Einw. in Starkenburg und Oberheſſen; die Grafſchaft Erbach = 11 □M., 37000 Einw. in 3 Linien und die Beſitzungen des Fürſten von Löwenſtein-Wertheim-Roſenberg = 2 □M., 5000 E. in Starkenburg; die Beſitzungen der Fürſten und Grafen von Solms = 13½ □M., 40000 Einw., Stolberg-Wernigerode und Rosla = 3 □M., 8000 Einw.; der Grafen von Görz = 2½ □M., 7000 E., Leiningen-Weſterburg und des Freiherrn von Riedeſel = 7½ □M., 20000 E. in der Provinz Rheinheſſen. — I. In Naſſau: die Herrſchaft Runkel (Fürſt Wied-Runkel) = 2½ □M., 8000 Einw.; die Grafſchaft Holzappel (Erzherzog Stephan von Öſtreich) = 1¼ □M., 3600 Einw.; die Grafſchaft Weſterburg nebſt Herrſchaft Schadeck (Graf Leiningen-Weſterburg) = 1½ □M., 4500 Einw.; die Herrſchaft Reifersberg (Graf Waldbott-Baſſenheim) = 1¾ □M., 3400 Einw. und die Herrſchaften Fahlbach, Nievern und Ahrenfels (Fürſt von der Leyen). K. Oldenburg: die Herrſchaft Kniephauſen (ſ. d. Art.). L. Coburg-Gotha: die Grafſchaft Obergleichen (Fürſt Hohenlohe-Langenburg). M. Hohenzollern-Sigmaringen: einige Beſitzungen der Fürſten von Fürſtenberg und Thurn und Taxis. 37.

Standrecht, lat. judicium statarium; franz. conseil de guerre; engl. court martial, heißt die in manchen Gegenden, beſonders an der ungariſch-türkiſchen Grenze, den wegen räuberiſcher Einfälle ſtationirten Grenzcommandos ertheilte Ermächtigung, den von den erlaubten Wegen Abgewichenen und des Verbrechens Verdächtigen ſogleich auf der Stelle, wo er ergriffen worden, mittelſt eines ziemlich ſummariſchen Verfahrens zu richten und ſofort die Strafe an ihm

zu vollſtrecken. Wegen des der Willkühr überlaſſenen zu weiten Spielraumes iſt daſſelbe in neueren Zeiten ſehr beſchränkt und nur bei überhäuften Einfällen und dadurch provocirtem kleinern Kriege mit den Räubern noch für zuläſſig erkannt worden. 17.

Stanhope (ſpr. Stänüpe) (Charles, Viscount Mahon, Graf von), ein ausgezeichneter engliſcher Staatsmann, wurde im Aug. 1753 zu Genf, dem damaligen Aufenthaltsorte ſeiner Eltern, geboren und mit ſo großer Sorgfalt erzogen, daß er ſchon in einem Alter von 18 Jahren den von der Akademie zu Stockholm auf die gelungenſte Abhandlung über die Schwingungen des Pendels ausgeſetzten Preis davon trug, und ſpäter nicht nur mehrere, beſonders mathematiſche Werke ſchrieb, ſondern auch verſchiedene Erfindungen von brauchbaren Maſchinen machte, unter anderen eine Druckerpreſſe erfand, die jetzt noch ſeinen Namen trägt und auch im Auslande vielfach angewendet wird. Außerdem nahm er aber auch als Staatsmann an allen wichtigen Ereigniſſen ſeiner Zeit lebhaften Antheil, ſchlug ſchon im Jahre 1780 als Mitglied des Unterhauſes mit Nachdruck eine Parliamentsreform vor, kämpfte nebſt Pitt, deſſen Vorſchläge er kräftig unterſtützte, auf der Seite der Oppoſition und wurde nach dem Tode ſeine Vaters im Jahre 1786 in das Oberhaus aufgenommen, wo er als Gegner Pitt's auftrat, allein in dem Kampfe über die unter Georg III. nöthig gewordene Regentſchaft ſich wieder an ihn anſchloß, den Grundſatz verfocht, daß nur das Volk der Träger der geſetzlichen Macht ſein könne, die unbeſchränkteſte Religionsfreiheit vertheidigte, ſich als einen eifrigen Anhänger der franzöſiſchen Revolution zeigte, ſeine erſten Briefe an Candorcet „Über die Unmenſchlichkeit des Sklavenhandels" (1792) und eine „Vertheidigung der Rechte der Jury" herausgab und für die von Fox beantragte Aufrechthaltung der Preßfreiheit ſprach. Fortwährend erklärte er ſich gegen den Krieg mit Frankreich und unterſtützte ſogar eine Adreſſe des Oberhauſes an den König zur Anerkennung der franzöſiſchen Republik. In dem Proceſſe gegen Warren Haſtings war er zwar einer der Richter, zog ſich aber davon, ſo wie nach Aufhebung der Habeas-Corpus-Acte von den Parliamentſitzungen gänzlich zurück und erſchien erſt im Jahre 1800 wieder im Oberhauſe, wo er aufs Neue gegen den Krieg mit Frankreich, für die Aufhebung des Sklavenhandels und 1807 gegen den Krieg mit Nordamerika ſprach, 1811 eine miniſterielle Bill in Bezug auf die Schatzkammerſcheine unterſtützte, 1813 die Admiralität wegen der im Kriege mit Nordamerika getroffenen Maßregeln, beſonders hinſichtlich der Zerſtörung von Washington anklagte, 1814 aufs Neue für die Emancipation der Katholiken ſprach und kurz darauf die Vereinigung und Zuſammenfaſſung der unzähligen engliſchen Geſetze in einen kurzen, klaren und einfachen Codex beantragte. Er ſtarb am 1. Dec. 1816. — Sein Sohn, Philipp Heinrich S., geb. 1781, lebte als Lord Mahon längere Zeit in Deutſchland, beſonders in Dresden und gab hier ein „Gebetbuch für Gläubige und Ungläubige, für Chriſten und Nichtchriſten" (1800) heraus. Nach England zurückgekehrt trat er ganz auf die Seite ſeines Oheims Pitt, ſchlug im Jahre 1818 nach ſeiner Aufnahme in das Oberhaus die Theilung Frankreichs vor, um dadurch die Ruhe von Europa zu ſichern, und ſtimmte in dem Proceſſe der Königin Karoline gegen die wider ſie beantragte Strafbill. Mit Eifer nahm er ſich des unglücklichen Caspar Hauſer an, ſorgte für deſſen Bildung und beſchloß ihn ſpäter mit ſich nach England zu nehmen, ſprach ſich aber nach ſeinem Tode in der Schrift: „Materialien zur Geſchichte Caspar Hauſer's" (Heidelb. 1835) über ihn als einen Betrüger aus. — Deſſen Schweſter, Lady Eſther S., genannt die Königin des Libanon, verließ kurz nach dem Tode ihres Oheims Pitt ihr Vaterland, unternahm eine Reiſe durch Europa, hielt ſich mehrere Jahre in Conſtantinopel auf und reiſte von da nach Syrien ab, litt aber in der Nähe von Rhodus Schiffbruch und ſah ſich nach gänzlichem Verluſte ihres Vermö-

gens genöthigt nach England zurückzukehren, wo ſie die Überreſte deſſelben ſammelte und ſich von Neuem mit dem Entſchluſſe auf Reiſen begab, ihren Aufenthalt von nun an im Morgenlande zu wählen. In Syrien angelangt hielt ſie ſich längere Zeit in Haleb auf, wo ſie das Arabiſche erlernte und ſich zu einer Reiſe in das Innere des Landes vorbereitete. An der Spitze einer großen Karavane führte ſie mit den Sitten des Landes hinlänglich bekannt und mit reichen Geſchenken für die arabiſchen Stämme verſehen ihren Vorſatz aus, beſuchte alle Theile von Syrien und drang bis nach Palmyra vor, wo ſie mehrere Beduinenſtämme durch die Pracht ihres Aufzuges und ihre Schönheit bezaubert zur Königin ausriefen. Nachdem ſie hierauf noch große Reiſen im Morgenlande beendigt hatte, nahm ſie ihre Wohnung in einem Maronitenkloſter auf dem Libanon, welches man ihr überlaſſen hatte, erbaute daſelbſt mehrere Häuſer, legte einen Garten in türkiſchem Geſchmacke an, umſchloß das Ganze mit einer Mauer und lebt daſelbſt ganz in der Weiſe der Morgenländer. Ihren großen Einfluß auf die Paſcha's, den ſie ſich lange durch reiche Geſchenke zu erhalten gewußt hatte, hat ſie zwar ſpäter verloren, allein von den Beduinen wird ſie jetzt noch wegen ihrer Weisheit und Güte wie ein höheres Weſen verehrt. Ihren perſönlichen Muth und eine bewunderungswürdige Geiſtesgegenwart bewies ſie einſt beſonders dadurch, daß ſie an der Spitze ihrer Diener einen Angriff von Räubern aus der Wüſte mit dem Schwerte in der Hand zurückſchlug. Ihre einſame Lebensweiſe hat ſie in den letztvergangenen Jahren dem Myſticismus und der Aſtrologie geneigt gemacht. 81.

Stanislaus, Könige von Polen. — S. I., Leszczynski, Sohn des Staroſten von Frauſtadt und Krongroßſchatzmeiſters von Polen, geb. zu Leopold am 20. Oct. 1677, nach Andern zu Lemberg 1682, ward von ſeinem Vater hart und ſchlecht erzogen, bereiſte Frankreich, ward 1699 polniſcher Geſandter in Conſtantinopel und nach ſeiner Rückkehr Staroſt und Landbote und nach dem Tode ſeines Vaters vom Könige Auguſt II. zum Woiwoden von Polen ernannt. Deſſenungeachtet war er bei der Conföderation, die Auguſt II. auf Antrieb Karl's XII. 1703 abſetzte und reiſte als Geſandter zu Karl XII. ins Lager nach Sachſen, dem er ſo gefiel, daß er ſeine Wahl zum Könige von Polen (12. Juli 1704) bewirkte. Allein die Conföderation zu Sendomir, die unerwartete Ankunft Auguſt's in Warſchau und die Entfernung Karl's XII. mit ſeinem Heere nöthigten S. ſich eiligſt zurückzuziehen und erſt als Karl die Sachſen wieder aus Polen vertrieben hatte, ward S. am 7. Oct. 1705 in Warſchau gekrönt. Er folgte dann Karl XII. nach Sachſen und kehrte erſt 1707 mit dieſem nach Polen zurück, um daraus die Ruſſen zu vertreiben, die in Litthauen eingefallen waren und das Land verwüſteten. Allein als nach der Schlacht bei Pultawa (22. Juni 1709) Auguſt mit einem Heere in Polen einfiel und die Schweden daraus verjagte, ſah ſich S. genöthigt, ſich über Stettin nach Schweden zu begeben (1711), kam jedoch 1712 mit der Armee des General Stenbock zurück und bewies perſönliche Tapferkeit vor Roſtock und Güſtrow. Er knüpfte jetzt mit Auguſt Unterhandlungen an und war bereit die als nothwendig geforderte Thronentſagung zu gewähren; da aber Karl XII. in Bender nichts davon hören wollte, reiſte er von zwei Officieren begleitet unter einem angenommenen Namen ſelbſt zu ihm (1713), wurde jedoch zu Jaſſy von den Türken feſtgenommen, nach Bender gebracht und erſt 1714 wieder freigelaſſen. Vergebens hatte ihn Karl zu bereden geſucht, zur Wiedererlangung der Krone Polens die Waffen zu ergreifen und mit ihm heimlich nach dieſem Reiche zurückzukehren, trat ihm aber das Fürſtenthum Zweibrücken ab, wohin ſich auch S. begab und wo er ſeine Familie fand. Hier hatte von einem ſächſiſchen Officiere ein Mordanfall auf ihn Statt, der jedoch glücklicher Weiſe vereitelt wurde; großmüthig verzieh er dem Verbrecher und entließ ihn. Nach dem Tode Karl's XII. (1718) wandte er ſich an den franzöſiſchen Hof, wo er, trotz der Proteſtationen des Königs Auguſt von

Polen, freundſchaftlichſt aufgenommen ward, und nahm ſeinen Aufenthalt zuerſt in Weißenburg, dann in Bergzabern, wo ein neuer Verſuch, ihn mit vergiftetem Tabak zu tödten, abermals vereitelt wurde, und 1723, nach der Vermählung ſeiner Tochter mit Ludwig XV., in Chambord bei Meudon, wo er als Privatmann ruhig lebte. Nach dem Tode Auguſt's (1. Febr. 1733) ſuchte er aber den polniſchen Thron aufs Neue zu erlangen und ward von Frankreich und Schweden unterſtützt. Er reiſte als Kaufmann mit einem einzigen Begleiter nach Warſchau, zeigte ſich dort den Tag vor der Wahl (10 Sept.) öffentlich, ward mit Enthuſiasmus aufgenommen und wirklich am 11. Sept. zum zweiten Male einſtimmig zum Könige erwählt, nachdem ſich die Gegenpartei vom Wahlfelde entfernt hatte, die nach einigen Tagen in Praga den Churfürſten Friedrich Auguſt von Sachſen zum Könige erwählte. Doch die Ruſſen und Sachſen vertrieben S. bald aus Warſchau und belagerten ihn in Danzig, bei deſſen Eroberung (28. Juni 1734) er nur mit äußerſter Gefahr entfloh, da von Rußland ein hoher Preis auf ſeinen Kopf geſetzt worden war. Jetzt forderte S. ſelbſt, um unnützes Blutvergießen zu verhüten, die Nation auf, ſich ſeinem Feinde zu unterwerfen, und entſagte im wiener Frieden (3. Oct. 1735 und ratificirt 1738) der polniſchen Krone gänzlich, behielt aber den königlichem Titel und erhielt Lothringen und Bar als lebenslänglichen Beſitz, ſo wie die ſämmtlichen eingezogenen Lesczynskiſchen und Opalinskiſchen Güter in Polen zurück. Die Revenüen ſeiner Herzogthümer trat er ſogleich gegen eine Penſion von 2 Millionen Franken an Frankreich ab, die er zu Wohlthaten und Unterſtützungen für ſeine Unterthanen anwandte und dadurch ſich den Beinamen „des Wohlthätigen" erwarb. Seine Reſidenz war Luneville. Er ſtarb den 23. Febr. 1766, nachdem er 3 Wochen vorher dadurch, daß ſein Schlafrock am Kaminfeuer gefangen, ſich heftig verbrannt hatte. Seine Schriften erſchienen geſammelt zu Paris 1763 in 4 Bden. — S. II. Auguſt, Sohn des Großſchatzmeiſters von Polen, Grafen Stanislaus Poniatowski, geboren auf einem Landgute ſeiner Familie am 17. Jan. 1732, ward ſorgfältig erzogen und bereiſte jung Europa, ward aber in Paris Schulden halber verhaftet und nur durch die Verwendung der Madame Geoffrin wieder in Freiheit geſetzt. In London lernte S. den Ritter William Hamburg kennen, begleitete ihn, da dieſer als Geſandter nach Petersburg ging, dahin und gefiel der damaligen Großfürſtin, der nachmaligen Kaiſerin Katharina, ſehr, mit der er, kurz darauf von Auguſt III. als Geſandter nach Petersburg geſchickt, in ein trauliches Verhältniß trat; aber Frankreich bewirkte ſeine Abberufung (1761), da er zu ſehr auf der engliſchen Partei ſtand. Nach Auguſt's III. Tode (Oct. 1763) bewog ihn Katharina, obgleich er arm war, ſich unter die Thronbewerber zu ſtellen und ihrem Einfluſſe, ſo wie dem ruſſiſchen Golde gelang es, ſeine Wahl durchzuſetzen (7. Sept. 1764); ſie miſchte ſich aber ſogleich nach ſeinem Regierungsantritte in den Kampf der politiſchen Parteien, indem ſie die Diſſidenten beſchützte und auf dem Reichstage von 1766 in Verbindung mit Preußen, England und Dänemark die Wiederherſtellung der bürgerlichen Gleichheit zwiſchen den Diſſidenten und Katholiken erlangte, die auch 1767 vom Fürſten von Repnin militairiſch ausgeführt wurde. Nachdem ſich aber der proteſtantiſche Adel und die proteſtantiſchen Städte unter ruſſiſchen Schutz begeben hatten, ward die Gährung in Polen allgemeinen. Lubomirski, Kraſinski und Sulawski ſtifteten die Conföderation zu Bar, erklärten am 8. Aug. 1770 den König der Krone für verluſtig und den Thron für erledigt und entführten den König in der Nacht vom 3. Nov. 1771 aus Warſchau, nachdem ſie ihn mit einem Säbelhiebe verwundet und auf ihn und ſeine Begleiter geſchoſſen hatten. Nur die Furcht vor den herumſtreifenden ruſſiſchen Truppen zerſtreute die Bande, welche den König begleitete, worauf S. den Anführer derſelben, Kraſinski, durch ſeine Beredſamkeit ſo erſchütterte, daß er ihn in eine Mühle brachte, aus welcher er nach Warſchau zurück-

kehrte. Dieſe Wirren benutzten aber Rußland, Öſtreich und Preußen zur erſten Theilung Polens und S. mußte ſich ganz dem ruſſiſchen Einfluſſe hingeben. Der ruſſiſche Geſandte war, unter der Bedeckung eines ruſſiſchen Heeres, von jetzt an der eigentliche Regent des Reichs, das ſeiner politiſchen Auflöſung entgegen ging. Deſſenungeachtet verſuchte es S. der Nation durch eine zweckmäßige innere Geſtaltung aufzuhelfen. Es ward (1776) dem ehemaligen Großkanzler, Grafen Zamoyski, die Abfaſſung eines allgemeinen Geſetzbuches aufgetragen, das aber unter dem Einfluſſe des Parteigeiſtes verworfen ward, die Tortur abgeſchafft, das Finanzweſen beſſer eingerichtet, wobei der König 1 Million polniſche Gulden von ſeinen Einkünften aufopferte, der Luxus durch eine Kleiderordnung eingeſchränkt, das Erziehungsweſen durch eine neu errichtete Erziehungscommiſſion geleitet und für dieſen Zweck das Eigenthum der Exjeſuiten beſtimmt; ja als der edlere Theil der Polen durch eine Umgeſtaltung des innern Staatslebens vermittelſt einer zeitgemäßen Verfaſſung und der Erblichkeit der königlichen Würde dem Staate im Innern und nach Außen eine feſte Begründung und neue Haltung zu geben ſuchte und Preußen durch ein Bündniß mit Polen die Hand nicht nur zur Garantirung der Integrität des polniſchen Staats bot, ſondern auch demſelben einen Beiſtand von 40000 Mann Fußvolk und 4000 Mann Reiterei zuführte, ſobald ſich eine fremde Macht in deſſen innere Angelegenheit miſchen würde, zeigte ſelbſt S. durch die Errichtung eines neuen Heeres, welches bis auf 100000 Mann gebracht werden ſollte, eine größere Kraft als vorher. Er ſchien entſchloſſen zu ſein, dem Zorne Katharinens, den er auf ſich geladen hatte, Trotz zu bieten, beſchwor öffentlich und feierlich die Conſtitution vom 3. Mai 1791 und zeigte ſich überhaupt in dieſer Angelegenheit ſo weiſe und edel, daß er ſich die Achtung und Liebe ſeiner Nation wieder erwarb, mußte ſich aber unter Rußlands Einfluſſe der targowitzer Conföderation anſchließen. Auf dem Reichstage zu Grodno (29. Sept. 1792) wurde nun, nach dem Siege der ruſſiſchen Truppen, die neue Verfaſſung verworfen und als nun auch Preußen in ſeiner Freundſchaft erkaltete, erfolgte die zweite Theilung Polens (März 1793). S. zog ſich durch ſeinen Widerſpruch nur perſönliche Mißhandlungen von den Ruſſen zu, Katharina zwang ihn auf dem Reichstage zu Grodno die Abtretungsurkunde an Rußland (13. Juli 1793) und an Preußen (25. Sept.) zu unterzeichnen; ruſſiſche Truppen beſetzten Polen, das nun ſchon alle Selbſtſtändigkeit verlor, und S. ward, nachdem die Polen den letzten Verſuch gewagt hatten und Kosciusko von dem ruſſiſchen General Ferſen geſchlagen worden war (10. Oct. 1794), von Katharina, am 25. Nov. 1795, am Jahrestage ſeiner Krönung, gezwungen, dem Throne zu entſagen und erhielt von den drei Mächten, die ſich in ſein Reich theilten, 200000 Ducaten Penſion. Er lebte hierauf in Grodno, nach Katharinens Tode aber (ſeit 1797), von Paul eingeladen, in Petersburg. Er ſtarb unverheirathet am 12. Febr. 1798. Er war ein Mann von edlem und großmüthigem Charakter, aber ohne Kraft und Feſtigkeit und nicht geliebt von den Großen des Reichs; auch fehlte es ihm an finanziellen Mitteln, um das Anſehn der Krone zu behaupten. 25.

Stanislausorden, von Stanislaus II., König von Polen, am 7. Mai 1765 geſtiftet, verlor bald ſein Anſehn, da die auf 100 feſtgeſetzte Zahl der Ritter (die Ausländer ausgenommen) bald überſchritten wurde. Kaiſer Alexander I., von Rußland, erneuerte ihn deßhalb als König von Polen am 1. Dec. 1815 und theilte ihn in 4 Claſſen. Sein Zeichen iſt ein achtſpitziges, roth emaillirtes Kreuz, deſſen Spitzen mit runden Knöpfchen beſetzt ſind; in den Zwiſchenräumen des Kreuzes ſieht man weiße gekrönte Adler mit ausgeſpannten Flügeln und zwiſchen den Spitzen jedes Flügels deſſelben goldene Roſen; die vordere Mitte zeigt auf weißem Grunde den heiligen Stanislaus mit einem Lorbeerkranze umgeben, die Rückſeite auf gleichem Grunde den rothen Namenszug: S. S. (Sanctus Stanis-

laus). Es wird an einem rothen, weiß eingefaßten Bande getragen und überdieß den 2 erſten Claſſen ein ſilberner Stern auf der linken Bruſt beigegeben. 77.

Stankkugeln beſtehen aus einem Beutel von Leinwand von der Größe einer 12pfündigen Cartouche, die mit warmem Leuchtkugelſatze gefüllt iſt, unter welchen noch kleingehackte Federn, Pferdehaare, geraspeltes Horn ꝛc. gemiſcht ſind. Sie werden beim Minenkriege gebraucht, um dem feindlichen Mineur das Vordringen in ſeinen Arbeiten zu erſchweren. 61.

Stanley (ſpr. Stänli) (Edward Geoffrey Smith, Lord), aus einem alten engliſchen Geſchlechte ſtammend, ward den 29. März 1799 geboren und trat 1824 in das Unterhaus für den Flecken Preſton, wo er ſich zuerſt durch ſeine Vertheidigung der irländiſchen proteſtantiſchen Kircheneinrichtung bemerkbar machte. Hierauf unternahm er eine Reiſe nach Amerika und ward ſpäter im Miniſterium der Colonien und 1828 als erſter Secretair des Vicekönigs von Irland, Lord Angleſea, angeſtellt, wo er ſich aber häufig ſehr ſchroff zeigte. Als Parliamentsmitglied für Windſor (ſeit 1830) hatte er beſtändig Reibungen mit O'Connel, nahm an allen Verhandlungen lebhaften Antheil und ward unter Grey's Miniſterium erſter Secretair für Irland und bald darauf Mitglied des geheimen Raths, als welcher er im Unterhauſe auf ernſte Maßregeln in Bezug auf Irland antrug und ſtets als Widerſacher O'Connel's auftrat, aber für die Verbeſſerung der Geſchwornengerichte, des Schulweſens und des Zehntenſyſtems in Irland, ſo wie für die Annahme der Reformbill kräftig wirkte. Als Miniſter der Colonien, welches Amt er 1833 übernahm, wirkte er entſchieden für die Aufhebung der Sklaverei, trat wegen Zwieſpalts des Miniſterium über die iriſchen Kirchenangelegenheiten im Mai 1834 zugleich mit Graham, Goderich und Richmond aus dem Miniſterium, wandte ſich auf die Seite der Oppoſition gegen das neue Toryminiſterium, konnte ſich aber auch mit dem folgenden Whigminiſterium Melbourne's nicht vereinigen und trat nun zu der Partei der gemäßigten Tory's über, wo er ſich jetzt als einer der Hauptführer zeigt. 16.

Stanze heißt eigentlich jede einzelne Strophe eines Gedichtes, öfters auch ein lyriſches Gedicht von nur einer Strophe. Später aber gebrauchte man dieſen Ausdruck vorzugsweiſe von den ottave rime, welche ihren Urſprung in Sicilien hatten, wo man ſich ihrer ſchon im XIII. Jahrh. bediente. Doch gab ihr Boccaccio zuerſt die regelmäßige Form, welche noch jetzt allgemein gebraucht wird, und Poliziano bildete ſie weiter aus und ſie blieb ſeitdem die ſtehende Versart für die epiſchen Gedichte der Italiener. Die ottave rime beſtehen aus acht elfſylbigen jambiſchen Verſen mit weiblichen Reimen, von denen die ſechs erſten mit verſchlungenen Reimen ſich bewegen, die zwei letzten Verſe aber mit einem weiblichen Reime ſchließen, welcher der ganzen Strophe eine wohlklingende Rundung verleiht. Unter den Italienern wurde ſie vorzüglich von Bojardo, beſonders meiſterhaft aber von Arioſto und Taſſo angewendet; unter den Deutſchen hingegen waren Göthe, Schlegel, Gries, Tieck, Apel, Fouqué und vornehmlich Schulze in ihrem Gebrauche am Glücklichſten; jedoch erlaubten ſich dieſelben in Bezug auf den Wechſel des Reimes manche Freiheit, wobei ſie aber wenigſtens den Schlußreim immer unverändert beibehielten. Die größte Willkühr in Anwendung derſelben zeigte indeß Wieland, der von dem regelmäßigen Baue der S. faſt nichts als die acht Zeilen beibehielt, übrigens aber faſt bis zur gänzlichen Geſetzloſigkeit mit männlichen und weiblichen Reimen wechſelte, Daktylen unter die Jamben miſchte und überall nach bloßer Bequemlichkeit verfahren zu haben ſcheint. 81.

Stapel, ſ. Schiffsbaukunſt.

Stapelgerechtigkeit oder **Niederlagerecht** (von ſtapeln, aufſtaffeln, aufeinander ſchichten), jus emporii, jus stapulae, iſt das in älteren Zeiten gewiſſen Marktſtädten zugeſtandene Recht, zu verlangen, daß die durch ihr Gebiet durchzuführenden Verkaufswaaren bei ihnen eine Zeit lang (mehrentheils 3 Tage) zum

Beſchauen aufgeſtellt werden, um den Liebhabern dadurch Gelegenheit zu verſchaffen, ſolche kennen zu lernen und davon zu kaufen. Die Stapelgerechtigkeiten wurden ſolchen Städten verliehen, welche man dadurch zu Marktſtädten zu erheben beabſichtigte, daher man in den Urkunden gemeiniglich das Markt- und Stapelrecht in Verbindung findet. In Deutſchland wurde das Stapelrecht (im Allgemeinen für alle Güter) von den Kaiſern verliehen und erhielten ſolches unter andern die Städte Bremen, Breslau, Köln, Hamburg, Ingolſtadt, Leipzig, Mainz, Paſſau, Trier. Für einzelne Artikel, z. B. die Holzflöſſe, ertheilten ſolches die mächtigeren Vaſallen in ihren Gebieten. In ſpäteren Zeiten wurde es den Städten weder mehr nöthig noch möglich dieſes Recht länger auszuüben; es blieb daher blos den Verkäufern das Recht, zu verlangen, daß man ſie bei der Durchreiſe einige Tage feilhalten laſſe, welches namentlich zu Leipzig, wo nach der urſprünglichen Einrichtung jeder Bürger Handel treiben durfte und nur die Kramer Privilegien hatten, noch lange beobachtet wurde. Unter Stapelplatz verſteht man einen ſolchen Platz, Stadt oder Hafen, wo Kaufmannsgüter abgeladen werden und zur weitern Beſtimmung aufgehäuft bleiben. 38.

Stapß (Friedrich), ein ſchwärmeriſcher Jüngling, war der Sohn eines Predigers zu Naumburg an der Saale, wurde am 14. März 1792 geboren und widmete ſich dem Kaufmannsſtande, verließ aber als achtzehnjähriger Jüngling heimlich Leipzig, wo er in Condition ſtand, und begab ſich am 13. Oct. 1809 nach Schönbrunn, wo Napoleon eben Heerſchau hielt, drängte ſich an denſelben, um ihn mit einem Küchenmeſſer, welches man nach ſeiner Verhaftung bei ihm fand, zu ermorden, wurde aber auf Befehl des General Rapp, dem ſein dringendes und haſtiges Geſuch den Kaiſer ſprechen zu wollen verdächtig vorkam, verhaftet und nach dem offenen Geſtändniſſe ſeines Vorſatzes am 17. Oct. früh um 7 Uhr erſchoſſen, nachdem er die ihm vom Kaiſer ſelbſt angetragene Begnadigung durch die Äußerung zurückgewieſen, daß er auch dann noch ihn zu ermorden verſuchen würde, und nachdem er ſeit dem 14. Oct. keine Nahrung mehr zu ſich genommen hatte. Seine letzten Worte waren: „Es lebe die Freiheit! Es lebe Deutſchland. Tod ſeinem Tyrannen!" 81.

Starhemberg oder Stahremberg (Ernſt Rüdiger, Graf von), geb. 1638, war Gouverneur von Wien, als die Türken unter dem Großweſir Kara Muſtapha vom 9. Juli bis zum 12. Sept. 1683 die Stadt belagerten. Mit unglaublicher Thätigkeit ſtellte er dem Feinde den größten Widerſtand entgegen; unaufhörlich feuerte er den Muth der ſchwachen Beſatzung und aller Einwohner durch ſein rühmliches Beiſpiel von Entſchloſſenheit an, ſchlug mehrere Stürme des erbitterten Feindes zurück, zerſtörte die Werke der Belagerer durch wiederholte Ausfälle, ließ durch Gegenminen die des Feindes ſprengen und ſorgte eben ſo klug als kräftig für die Polizei der geängſteten Stadt, bis ſie durch Johann Sobieski entſetzt ward. Wegen dieſer ausgezeichneten Vertheidigung erhielt S. vom Kaiſer Leopold am 14. Sept. ein eigenes Wappen, den Stephansthurm, die Stadtmauer und ein goldenes L (Leopold I.), den Orden des goldenen Vließes, 100000 Reichsthaler und einen koſtbaren Ring, außerdem wurde er Generalfeldmarſchall und Staatsminiſter und die gerettete Bürgerſchaft machte aus Dankbarkeit das Starhemberg'ſche Haus auf der Wieden von allen Aufgaben frei. Später befehligte S. in Ungarn das Fußvolk, ward vor Ofen verwundet und ſtarb als Hofkriegsrathspräſident 1701. 25.

Starhemberg (Guidobald, Graf von), Feldmarſchalllieutenant und Hofkriegsrathspräſident, geb. 1657, ein Vetter des Vorigen, wurde bei den Jeſuiten erzogen, trat aber wegen Unluſt zum geiſtlichen Stande 1680 in das Regiment ſeines Vetters, Ernſt Rüdiger, war während der Belagerung von Wien deſſen Generaladjutant und zeichnete ſich hier durch Geiſtesgegenwart und Unerſchrocken-

heit vorzüglich aus, als der große Brand am 15. Juli 1683 die Pulverkammer zu ergreifen drohte. Er wurde hierauf Oberſtlieutenant und focht rühmlichſt bei der Erſtürmung von Ofen (1686), wo er ſchwer verwundet ward, dann, zum Oberſten ernannt, bei Mohacz (1687), Belgrad (1688) und am Morawa (1689) und vertheidigte Eſſek (1690), ward 1692 Feldmarſchalllieutenant und Commandant von Ehrenbreitſtein, wohnte 1693 der großen Schlacht bei Zentha (11. Sept. 1697) bei und folgte dem Prinzen Eugen nach Italien, wo er 1703 an deſſen Stelle den Oberbefehl führte. S. hielt den franzöſiſchen Feldherrn Vendome von dem Eindringen in Tyrol ab, wodurch er die Vereinigung des öſtreichiſchen Heeres mit dem des Herzogs von Savoyen bewirkte. Ausgezeichnet war ſein Benehmen in Spanien; ohne viele Hülfsmittel und große Streitkräfte mußte er ſich hier auf bloße Vertheidigung beſchränken und wegen ſeines überaus lebhaften kleinen Kriegs, überraſchender Märſche und ſchlauer Überfälle nannte man ihn „el gran Capitan.“ Inzwiſchen ſiegte er über Philipp's von Anjou Heer bei Almenara (27. Juli 1710) und bei Saragoſſa (20. Aug.), eroberte Madrid und ließ daſelbſt den Erzherzog Karl als König ausrufen. Wegen Mangel und Verrath mußte er ſich aber über Saragoſſa nach Barcelona, wo ſeine Vorräthe waren, zurückziehen, wo er nach der Rückkehr Karl's nach Deutſchland als Vicekönig blieb, und ging erſt in Folge des Neutralitätstractats vom 14. Mai 1713 nach Wien zurück, wo er in Abweſenheit des Prinzen Eugen Präſident des Hofkriegsraths wurde. Er ſtarb 1737. Seine Unerſchrockenheit war ſo groß, daß man von ihm zu ſagen gewohnt war: „Und wenn der Himmel einfiele, er würde die Farbe nicht ändern.“ 25.

Stark (Johann Auguſt, Freiherr von), berüchtigter Kryptokatholik, ward am 29. Oct. 1741 zu Schwerin im Meklenburgiſchen geboren und ſtudirte in Göttingen, wo er auch Freimaurer ward, vorzüglich die orientaliſchen Sprachen. Nach Petersburg als Lehrer gekommen war er für die Intereſſen ſeines Ordens äußerſt thätig. Später reiſte er nach England und von da 1765 nach Paris, wo er ſchon durch ſein Betragen und ſeinen Umgang das Gerücht von ſeinem Übertritte zur katholiſchen Kirche veranlaßte, welches dadurch, daß er als Interpret der morgenländiſchen Handſchriften an der königlichen Bibliothek mit einem Gehalte von 1000 Livres angeſtellt worden war, noch mehr an Wahrſcheinlichkeit gewann und nach ſeiner Rückkehr als Conrector zu Wismar durch ſein geheimnißvolles Weſen nur beſtärkt wurde. Nachdem er im Jahre 1768 abermals nach Petersburg, wahrſcheinlich in geheimen Angelegenheiten, gereiſt war, wurde er im folgenden Jahre außerordentlicher Profeſſor der morgenländiſchen Sprache in Königsberg, 1770 zweiter Hofprediger, 1772 zugleich vierter ordentlicher Profeſſor der Theologie, 1773 Doctor der Theologie und 1776 Oberhofprediger und dritter Profeſſor. Allein aus Verdruß über die fortwährenden Anfeindungen legte er 1777 ſeine Stellen nieder und ging als Profeſſor der Philoſophie an das akademiſche Gymnaſium nach Mitau. Doch ſchon 1781 wurde er als Oberhofprediger und Oberkirchen- und Conſiſtorialrath nach Darmſtadt berufen. Auch jetzt des Kryptokatholicismus, des Jeſuitismus, der Proſelytenmacherei u. dergl. und zwar ſogar öffentlich (1786) von den Herausgebern der „berliner Monatsſchrift“, Gedike und Bieſter — wodurch ein Proceß veranlaßt wurde — beſchuldigt, ſchrieb er, nach mehrfachen Aufforderungen, zu ſeiner Rechtfertigung: „Über Kryptokatholicismus, Proſelytenmacherei, Jeſuitismus, geheime Geſellſchaften ꝛc.“ (Frankf. a. M. 1787. 2 Thle.); ferner: „Nachtrag oder dritter Theil“ (Gießen 1788) und „Apologismos an das beſſere Publicum“ (Halle 1789). Gegen die letztere Schrift trat C. F. Bahrdt mit einer „Beleuchtung des Stark'ſchen Apologismos“ (Halle 1790) auf, wie denn überhaupt mehrere Schriften theils wider, theils gegen S. erſchienen. Dieſer zweideutigen Verhältniſſe und Gerüchte ungeachtet ward er 1807 mit dem Großkreuze des großherzoglichen Ludwigsordens geſchmückt und 1811 ſogar in den Freiherrnſtand

erhoben. In ſeiner um dieſe Zeit verfaßten und vielgeleſenen Schrift: „Theodul's Gaſtmahl oder über die Vereinigung der verſchiedenen chriſtlichen Religionsſocietäten“ (Frankf. a. M. 1809), welche bis 1817 fünf Auflagen erlebte und 1828 in der 8. Auflage erſchien, wollte man ebenfalls eine nachdrückliche Empfehlung des Katholicismus finden. Ohne ſich von dem Verdachte, ein geheimer Anhänger deſſelben geweſen zu ſein, befreit zu haben, ſtarb S. am 3. März 1816. Nach ſeinem Tode ſoll man bei ihm ein zum Meſſehalten ganz eingerichtetes Zimmer gefunden haben. Auch ſoll er verordnet haben, in geweihter Erde begraben zu werden. Noch hat man von ihm folgende Schriften: „Hephäſtion“ (Königsb. 1775); „Freimüthige Betrachtungen über das Chriſtenthum“ (Berl. 1780); „Geſchichte der chriſtlichen Kirche des I. Jahrhunderts“ (Berl. 1779—1780. 3 Bde.); „Verſuch einer Geſchichte des Arianismus“ (Berl. 1783—1784. 2 Thle.); „Geſchichte der Taufe und der Taufgeſinnten“ (Leipz. 1789). 63.

Stark (Johann Chriſtian) hat ſich als Univerſitätslehrer, Schriftſteller, geſchickter Arzt und Geburtshelfer einen Namen erworben und ſeiner Zeit zum Glanze der Univerſität Jena viel beigetragen. Er ward zu Osmannsſtedt im Großherzogthume Weimar am 13. Jan. 1753 geboren, ſtudirte Medicin, promovirte zu Jena und wurde daſelbſt 1779 Profeſſor der Medicin, welche Stelle er mit vieler Auszeichnung und großem Beifalle bis an ſeinen Tod (11. Jan. 1811) begleitete. Er iſt Verfaſſer einer Menge mediciniſcher und geburtshülflicher Schriften, unter welchen wir erwähnen: „Verſuch einer wahren und falſchen Politik der Ärzte“ (1784); „Archiv für die Geburtshülfe“ (1787—1797. 6 Bde.); „Handbuch zur Kenntniß und Heilung innerer Krankheiten des menſchlichen Körpers“ (1799 u. 1800. 2 Thle.). — Sein Sohn, **Karl Wilhelm S.**, geb. zu Jena 1787, jetzt ordentlicher Profeſſor der Medicin daſelbſt, großherzoglich ſächſiſcher Hofrath und Leibarzt und Ritter des Falkenordens, hat ſich durch „Pathologiſche Fragmente“ (Weimar 1824—1825. 2 Bde.) bekannt gemacht. — Sein Neffe, **Johann Chriſtian S.**, geb. zu Kleinkransdorf bei Weimar 1769, jetzt großherzoglich ſächſiſcher geheimer Hofrath und Leibarzt, ordentlicher Profeſſor der Medicin, Director der Entbindungsanſtalt, der Irrenanſtalt zu Jena, Mitglied der Landesdirection zu Weimar, Senior der mediciniſchen Facultät, iſt einer der berühmteſten Chirurgen, Accoucheure und Augenärzte, hat aber wenig geſchrieben. Bekannt von ihm iſt: „J. Fr. Henkel's Anweiſung zum chirurgiſchen Verband umgearbeitet“ (Neuſte Ausg. Jena 1833. mit 24 Kpfrn.). 39.

Starke (Gotthelf Wilhelm Chriſtoph), ein vorzüglicher praktiſcher Theolog, Kanzelredner und Schriftſteller, wurde am 9. Dec. 1762 zu Bernburg geboren. Auf der Schule ſeiner Vaterſtadt und durch Privatunterricht vorbereitet bezog er 1780 die Univerſität Halle, ward nach Beendigung ſeiner Studien Collaborator und 1798 Rector an der Stadtſchule in Bernburg, dann Oberprediger an der Stadtkirche daſelbſt, 1808 als Hofprediger nach Ballenſtedt berufen und im Jahre 1817 zum Oberhofprediger ernannt. Seit 1829 in Ruheſtand verſetzt ſtarb er am 27. Oct. 1830. Durch ſeine muſterhaften, mit allgemeinem Beifalle aufgenommenen „Gemälde aus dem häuslichen Leben und Erzählungen“ (4 Sammlungen, Berl. 1793—1798. 8. 3. Aufl. 6 Bde. Braunſchw. 1827), welche auch in das Franzöſiſche und Holländiſche überſetzt worden ſind, hat ſich S. eine vorzügliche Stelle in der deutſchen Literatur erworben. Außerdem beſitzen wir von ihm: „Gedichte“ (Bernburg 1788); „Schulprogramme von 1790—1798“; „Vermiſchte Schriften“ (Berl. 1796); „Predigten“ (Berl. 1797); „Kirchenlieder“ (Halle 1804); „Lieder für unſere Zeit“ (1813); „Vier Predigten über die Vereinigung der evangeliſchen Chriſten“ (Quedlinburg 1817) und mehrere Erzählungen, Lieder und Gedichte in Zeitſchriften und Taſchenbüchern. 63.

Staroſten hießen ſonſt in Polen diejenigen Edelleute, welche einem gewiſſen

Bezirke (grod) vorſtanden und die Gerichtsbarkeit darüber ausübten, alſo ſ. v. a. Landhauptleute. Sie waren auf Lebenszeit Inhaber gewiſſer Güter (Staroſteien), welche zu ihren Einkünften beſtimmt waren und vom Könige verliehen wurden, aber nie von dieſen zu Domainen gemacht werden konnten. 30.

Starrkrampf, lat. tetanus; franz. tetanos; engl. tetany, eine Krankheit, die ſich durch die Rigidität mehr oder weniger ſolcher Muskeln, die der freiwilligen Bewegung unterworfen ſind, zu erkennen gibt, iſt ein heftiger Muskelkrampf, der häufig aus einem Leiden des Rückenmarks entſteht. Befällt dieſer Krampf die meiſten bewegenden Muskeln, ſo wird der Körper ganz ſteif und gerade, und kein Glied kann gebeugt werden; befällt er nur die Muskeln der vordern, hintern oder ſeitlichen Hälfte des Körpers, ſo iſt der Körper nach Hinten, nach Vorn oder nach der Seite gebeugt; befällt er die Muskeln der untern Kinnlade, ſo wird er Kinnbackenkrampf (trismus) benannt, wobei die Zähne faſt auf einander gedrückt ſind und der Mund nicht geöffnet werden kann. Häufig ſind mit dieſen Krämpfen heftige Schmerzen verbunden, jedoch behält der Kranke faſt immer ſeine Beſinnung; die Krankheit greift aber den Körper ſo ſehr an, daß meiſtentheils, und zwar ſchon nach wenigen Tagen, der Tod erfolgt. — Die Urſachen, die ſie hervorrufen, ſind heftige Erkältungen, gewiſſe Gifte, Überladungen des Magens, Zurücktritt von Hautausſchlägen, am Häufigſten Wunden, und zwar meiſtens ſolche, die eine Zerquetſchung der Weichtheile bewirkt haben. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe Veranlaſſungen eine Entzündung oder Reizung des Rückenmarks erregen müſſen, wenn S. entſtehen ſoll. In unſerm Klima gehört dieſe Krankheit zu den ſeltenen, dagegen iſt ſie in heißen Erdſtrichen ſehr häufig, ſo daß nichts öfter vorkommt, als daß ſelbſt unbedeutende Wunden S. und Tod nach ſich ziehen, und zwar vorzüglich dann, wenn die Verwundeten nach ſehr heißen Tagen der nächtlichen Kühle ausgeſetzt ſind. — Verſchieden von S. iſt die Starrſucht, Katalepſis (ſ. d. Art.). 39.

Stater, eine altgriechiſche Münze, war entweder von Silber und enthielt 4 Drachmen = 22 Gr. C. M., oder gewöhnlicher von Gold, als welche ſie in den verſchiedenen Staaten verſchiedenen Werth hatte, doch mag er im Allgemeinen = 2 Golddrachmen = 20 Silberdrachmen = 4 Thlr. 16 Gr. geweſen ſein. 30.

Statik, lat. statica; franz. statique; engl. statics, nennt man die in die Mechanik (ſ. d. Art.) gehörende Lehre von den Geſetzen des Gleichgewichts, insbeſondere der feſten Körper. Die S. der tropfbar flüſſigen Körper heißt Hydroſtatik und die der elaſtiſch flüſſigen Aëroſtatik (ſ. d. Art.). Zur S. gehört demnach die Theorie von der Wirkung der Maſchinen, in ſofern Kraft und Laſt einander das Gleichgewicht halten. Die Hauptgegenſtände, mit denen ſich die S. beſchäftigt, ſind: Hebel, Waage, Rad an der Welle, Rolle, Schraube, Keil, Flaſchenzug, ſchiefe Ebene, Zuſammenſetzung der Kräfte und endlich die Lehre vom Schwerpunkte (ſ. d. Art.). — Vergl. Langsdorf's „Maſchinenlehre" (Altenb. 1797. 2 Bde. 4.); Käſtner's „Vectis et compositionis virium theoria evidentius exposita" (Leipz. 1753. 4.) und deſſen „Anfangsgründe der angewandten Mathematik" (Göttingen 1792); Eytelwein's „Handbuch der Statik feſter Körper" (Berlin 1832. 2. Aufl.); Grunert's „Statik feſter Körper" (1826) und Brandes' „Lehrbuch der Geſetze des Gleichgewichts und der Bewegung feſter und flüſſiger Körper" (Leipz. 1817. 2 Bde.). 40.

Statiſtik oder Staatenkunde, lat. statistica; franz. statistique; engl. statistics, gilt für eine hiſtoriſche Hülfswiſſenſchaft, iſt aber vielmehr das Reſultat der Geſchichte und beſchäftigt ſich mit der Darſtellung der Staaten, wie ſie ſind, der Beſchreibung des inneren und äußeren Lebens derſelben, ihres Mechanismus, ihres Weſens und ihrer Kräfte als ſolcher, während die Geographie, mit welcher die S. häufig verbunden behandelt wird, eigentlich nur das phyſiſch Gegebene, die

Beſchreibung des Landes, welches der Staat einnimmt, zum Gegenſtande hat; mit einem Worte, die S. behandelt alles das Nationelle, welches im Bereiche eines Staates ſich findet, das, was den Staat als moraliſche Perſon in der Gegenwart betrifft. Sie iſt deßwegen auch nicht ein bloßes Zuſammenſtellen von Zahlenverhältniſſen und trockne Beſchreibung der Einzelnheiten, ſondern ein lebendiges Bild des Lebens und Seins in einem Staate in allen einzelnen Zügen. Früher war ſie entweder gänzlich unbekannt oder falſch aufgefaßt; doch hat die neuere Zeit ihren Werth für jeden Zweig des menſchlichen Wiſſens und Strebens, wie für die Staatsverwaltung ſelbſt erkennen und würdigen gelernt und wie daher ſich in verſchiedenen Ländern ſtatiſtiſche Büreaus oder ſtatiſtiſche Vereine zur Einſammlung und Zuſammenſtellung ſtatiſtiſcher Notizen gebildet haben, ſo iſt die S. jetzt zu einer ſehr erſprießlichen Wiſſenſchaft erhoben, welche den ſcheinbar todten Schematismus der Zahlennotizen ein kräftiges Leben einhaucht und für die Staatsverwaltung die ſchönſten Regeln daraus abſtrahirt, ja es ſcheint ſelbſt das Bedürfniß nnſerer Zeit das rege Leben veranlaßt zu haben, welches ſich überall im Felde der S. entwickelt und in Lehrbüchern oder einzelnen Monographien darthut, wie ſelbſt im ſcheinbar Geiſtloſen der Geiſt die ſchönſte Nahrung finden und aus ihm neue Nahrung für ſich bereiten kann. Denn eben weil die S. das Product der Vergleichung und das Reſultat der Abſtraction iſt, wird ſie zu einer Wiſſenſchaft des äußeren Geiſteslebens, wie es ſich in der Vereinigung aller Staatselemente entwickelt. 9.

Statius (Achilles), eigentlich Eſtāco, einer der ausgezeichnetſten Gelehrten des XVI. Jahrh., wurde 1524 zu Vidigunira in der portugieſiſchen Provinz Alentejo geboren. Sein Vater, Gouverneur von Setubal, beſtimmte ihn zum Kriegsdienſte und nahm ihn noch in ſeiner früheſten Jugend mit ſich zur indianiſchen Armee. Allein das Kriegsleben ſagte dem aufgeweckten, nach Wiſſenſchaft verlangenden Geiſte des S. nicht zu; er kam nach Portugal zurück, ſtudirte zu Evora, reiſte von da in die Niederlande, nach Paris, Padua und endlich nach Rom, woſelbſt er um ſo lieber blieb, da der Cardinal Sforza ihm die Oberaufſicht über ſeine Bibliothek übergab. Hier ſtarb er den 16. Oct. 1581, nach Anderen den 17. Sept. 1585. Von ſeinen zahlreichen noch jetzt ſchätzenswerthen Schriften verdienen hauptſächlich Erwähnung ſeine „Commentar. in Ciceronis topica“ (Löwen 1552 — 1553); „De fato“ (Ebend. 1551—1552); „De optimo genere oratorum“ und nicht minder endlich ſeine „Orationes“ und „Briefe“, die zum größten Theile theologiſche Unterſuchungen enthalten. Beſondere Erwähnung verdient er aber auch wegen ſeiner Herausgabe der „Fragmenta Marciani Bethleemitae“, die er aus dem Griechiſchen ins Lateiniſche überſetzte, ſo wie endlich der „Icones sapientum Graecorum, ut exstant in urbe expressi vultus.“ 20.

Statius (Cäcilius), ein alter römiſcher Dichter, aus Inſubrien gebürtig, war ein Zeitgenoſſe des Ennius und ſtarb 168 v. Chr. Wir beſitzen von ihm weiter nichts als die Titel und Fragmente von 45 Komödien. Obgleich ſchon Cicero ſeine Sprache als incorrect tadelt, ſo hatte er doch nach dem Urtheile des Horatius in der komiſchen Kraft den Menander, Diphilus u. A., deren Stücke er ins Lateiniſche übertrug und nach denen er vorzüglich arbeitete, bei Weitem mehr erreicht als Terentius, daher er als Komiker ſogar über dieſen geſetzt wird. Die Titel und Fragmente jener 45 Komödien ſind geſammelt in der Stephan'ſchen Sammlung der „Fragmenta comicorum“ (Paris 1564. 8.). Eine beſondere Ausgabe des S. iſt: „C. Caecilii Statii deperdit. fabb. fragm.“ ed. L. Spengel (Monach. 1829. 8.). 20.

Statius (Publius Papinius), einer der beſſeren römiſchen Dichter aus der Kaiſerzeit, war geboren 61 n. Chr. zu Neapolis, kam frühzeitig nach Rom und daſelbſt durch ſeine häufigen und guten Gelegenheitsgedichte in kurzer Zeit mit den

daſigen Großen, ja ſelbſt dem Kaiſer Domitian in Bekanntſchaft, der ihm ſogar ein Landgut ſchenkte. Er ſtarb ſchon 95 n. Chr. Seine Gedichte zerfallen in lyriſche, meiſtens in Hexametern geſchriebene Gelegenheitsgedichte, betitelt: „Silvae“ (5 Bücher), und in zwei hiſtoriſch-epiſche Gedichte, die „Thebais“ (12 Bücher), welches die Einnahme Thebens durch Theſeus behandelt, und die „Achilleis“ (2 Bücher, jedoch unvollendet), das das Leben des Achilles beſchreibt. Am Meiſten Werth haben die „Silvae“; in den beiden anderen Gedichten herrſcht zwar geiſtvolles Leben, aber der Sprache mangelt poetiſche Natürlichkeit und der Darſtellung Einheit. Auch in ihm findet ſich und faſt mehr als in jedem andern ſpätern römiſchen Schriftſteller rhetoriſcher Schwulſt und Prunken mit Gelehrſamkeit. Die Ed. princ. Silvarum erſchien s. l. et a. 4., ſpäter mit dem Catull, Propertius und Tibull a. 1472, 1475, 1481; mit dem Catull allein 1473. Vorzügliche Ausgaben ſämmtlicher Gedichte ſind von J. Fr. *Gronov* (Amſterd. 1653. 16.) und Ferd. *Hand* (Leipz. 1817. 8. 1. Thl.). 20.

Stativ, franz. pied; engl. foot, heißt in der Feldmeßkunſt und praktiſchen Aſtronomie jede Vorrichtung, die zur ſichern, zur Aufſtellung bequem eingerichteten, Unterlage eines Inſtruments, mit dem man beobachtet, dienen kann. So hat man z. B. in der Feldmeßkunſt für die Meßtiſche und Bouſſolen, welche ſelbſt das ſogenannte *obere S.* abgeben, die *unteren dreibeinigen Stative* franzöſiſcher oder deutſcher Art, welche zum Zuſammenklappen eingerichtet und von Holz verfertigt ſind. Dagegen findet man bei den kleineren aſtronomiſchen Inſtrumenten die dreibeinigen Stative unbeweglich und von Meſſing, während bei den größeren, namentlich bei den münchener Refractoren, die Stative zwar auch feſt, aber aus Holz, viel ſtärker und pyramidalförmig conſtruirt ſind, weßhalb ſie auch gewöhnlich *Pyramidalſtative* genannt werden. 13.

Statthalter, franz. und engl. lieutenant, iſt eigentlich derjenige, welcher an eines Andern Statt etwas verrichtet, vorzüglich im Regierungsweſen derjenige, welcher die Stelle des Landesherrn vertritt, daher ſ. v. a. Vicekönig, wofür in manchen Ländern der Name Gouverneur gebräuchlich iſt. Da in den Niederlanden unter burgundiſcher und ſpaniſcher Herrſchaft ebenfalls S. waren, ſo behielt man ſelbſt nach der Befreiung von letzterer aus politiſchen Rückſichten den Namen bei und nannte die eingeſetzte obrigkeitliche Perſon, welche faſt landesherrliche Rechte ausübte, die ganze vollziehende Gewalt und das Obercommando der ganzen Land- und Seemacht hatte, S. (stadhouter). Aus Dankbarkeit gegen das Haus Oranien ward die Würde des Statthalters in dieſem erblich, weßhalb dieſer auch *Erbſtatthalter* hieß (ſ. Niederlande). 9.

Statue oder **Standbild** (statua) heißt die durch die Plaſtik hervorgebrachte Darſtellung einer vollſtändigen menſchlichen Geſtalt, vorzüglich in aufrechter Stellung (ſ. Bildhauerkunſt und Bildhauerſtyl). Man unterſcheidet entweder die *Idealſtatue*, Darſtellung eines göttlichen oder ſymboliſchen Weſens, welche häufig auch in coloſſaler Größe erſcheinen kann, von der *Portraitſtatue*, dem Standbilde eines hiſtoriſchen Menſchen, oder ſtehende, ſitzende, fahrende, Reiterſtatue ꝛc. 30.

Statut (jus statutarium, jus singulare) iſt ein vom gemeinen Rechte abweichendes beſonderes Verfaſſungsrecht für gewiſſe Orte, Geſellſchaften oder Sachen. Man rechnet dazu vorzüglich die beſonderen Einrichtungen der Corporationen, Ordensverbindungen und Stiftungen, die Verfaſſungen gewiſſer Geſellſchaften, ſo wie beſonders der Städte, bei Erbſchaftsfällen gewiſſe, nur für einen beſtimmten Ort oder für eine beſondere Familie geltende Succeſſionsrechte u. dergl. 31.

Stau heißt der Zuſtand des Meerwaſſers bei der tiefſten Ebbe und höchſten Fluth, wo es ſtill zu ſtehen ſcheint, bis es entweder in Ebbe oder wieder in Fluth

übergeht. — Daher heißt **Stauen** den Lauf des Waſſers hemmen, während man bei der Schifffahrt darunter verſteht, die Waaren ſo ſchichten, daß theils Alles in gehöriger Ordnung liegt, theils das Schiff eine wagerechte Lage erhält. 9.

Staubbach, ſ. Lauterbrunnenthal.

Staubgefäße, ſ. Blume.

Staunton (ſpr. Stahnt'n) (Sir Georg Leonard), der Begleiter Macartney's auf der Geſandtſchaftsreiſe nach China, geb. zu Galway in Irland, kam in früher Jugend nach Montpellier, widmete ſich daſelbſt der Arzneiwiſſenſchaft, begab ſich alsdann nach London und beſchäftigte ſich hier vorzüglich mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Nachdem er ſich hierauf 1761 nach Weſtindien gewandt und ſich dort als Arzt ein großes Vermögen erworben hatte, ernannte ihn Lord Macartney zu ſeinem Secretair, worauf er zum Generalfiscal erhoben wurde und alsdann den Lord als Secretair nach Madras begleitete, wo er ſich beſonders als gewandter Geſchäftsmann in den Friedensunterhandlungen mit Tippo Sahib auszeichnete. Bei ſeiner Rückkehr von dort nach England ertheilte ihm der König den Titel eines Baronet von Irland und die oſtindiſche Compagnie ſetzte ihm für die ihr geleiſteten wichtigen Dienſte einen Jahrgehalt aus. Hierauf wurde er Macartney, welcher 1792 als Geſandter nach China reiſte, als Legationsſecretair, jedoch unter dem Titel eines außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſters, beigegeben, um im Nothfalle die Stelle des Lords verſehen zu können. Nach ſeiner Rückkehr gab er die Beſchreibung dieſer Reiſe unter dem Titel: „An authentic account of an embassy from the king of Great-Britain to the Emperor of China“ (Lond. 1797. 2 Bde. nebſt 1 Bd. Karten und Kupfern. Fol. Deutſch, Zürich 1798. 2 Bde.) heraus, bei deren Abfaſſung ihn John Barrow thätig unterſtützte. Er ſtarb im Jahre 1801 zu London. Ihm zu Ehren wurde eine Pflanze von Decandolle **Stauntonia** genannt. 81.

Staunton (Sir Georg Thomas), ein berühmter Orientaliſt und Reiſender, der Sohn des Vorigen, wurde am 26. Mai 1781 zu London geboren und von ſeinem Vater ſelbſt auf das Sorgfältigſte in den Wiſſenſchaften, Künſten und körperlichen Fertigkeiten erzogen. Er begleitete ſeinen Vater nach China, erwarb ſich daſelbſt eine gründliche Kenntniß der Landesſprache, begab ſich dann nach England, ſtudirte einige Zeit in Cambridge, wurde alsdann 1799 von der oſtindiſchen Compagnie bei der Factorei in Kanton angeſtellt, bis zum Jahre 1816 zum erſten Secretair und dann zum Präſidenten des Ausſchuſſes bei der Factorei befördert, während welcher Zeit er mehrmals ſein Vaterland beſuchte. Im letztgenannten Jahre trat er als königlicher Abgeordneter der zweiten Geſandtſchaft bei, welche von England nach Peking unter Lord Amherſt geſchickt wurde, und leiſtete bei dieſer Gelegenheit ſeinem Vaterlande, wie ſchon früher durch Beilegung bedenklicher Zwiſtigkeiten zwiſchen England und China, wichtige Dienſte; auch trug er weſentlich zur Verbeſſerung der Einrichtung des britiſchen Handelsverkehrs in Kanton bei, während er ſich in den Erholungsſtunden eifrig mit dem Studium der chineſiſchen Literatur beſchäftigte, deſſen Frucht die Herausgabe des chineſiſchen Criminalcodex war, welcher unter dem Titel: „Ta tsing leu lee, being the fundamental laws and a selection from the supplementary statutes of the penal code of China“ (Lond. 1810. 4. Franzöſiſch mit Anmerkungen von Felix Renouard von Sainte-Croix, Paris 1812. 2 Bde.) erſchien. Auch bewirkte er dadurch, daß er die Verfahrungsart des Doctor Jenner bei der Einimpfung der Pocken in das Chineſiſche überſetzte, daß die Einimpfung der Kuhpocken bei den Chineſen ebenfalls eingeführt wurde. Außerdem beſitzen wir von ihm eine Überſetzung aus dem Chineſiſchen: „Narrative of the chinese embassy to the khan of the Tourgouth Tartars in the years 1712, 1713, 1714 and 1715“ (Lond. 1821), ſo wie die Schrift: „Miscellaneous notices relating to China and the british commercial inter-

course with that country, including a few translations from the chinese language“ (Lond. 1822). Auch ließ er für ſeine Freunde ſein Tagebuch drucken, welches er während der mit Lord Amherſt unternommenen Geſandtſchaftsreiſe geführt hatte und worin viele in Ellis Beſchreibung übergegangene Umſtände ſo wie wichtige Aufſchlüſſe über den Handel und die Sitten der Chineſen enthalten ſind. Noch hat man von ihm die leſenswerthen „Memoirs of the life and family of the late Sir George Leonard Staunton Bar.“ (Lond. 1825). Auch unterſtützte er ſehr eifrig die von Colebrooke 1823 geſtiftete aſiatiſche Societät in London und ſchenkte dem Vereine alle ſeine chineſiſchen Werke. Gegenwärtig lebt er blos den Wiſſenſchaften, ſo lange ſeine Zeit nicht als Mitglied des Parliaments in Anſpruch genommen wird. 81.

Staupenſchlag (fustigatio) war ſonſt eine entehrende Strafe, bei welcher ein Verbrecher, welcher über die Grenze gebracht wurde, vorher von dem Henker mit entblößtem Rücken durch die Straßen geführt und mit einer aus Draht geflochtenen Ruthe, dem Staupbeſen (franz. fouet; engl. rod), geſchlagen ward; doch kommt ſie jetzt nicht mehr vor. 30.

Steatit, ſ. Speckſtein.

Steben, ein Dorf im baierſchen Obermainkreiſe an der reußiſchen Grenze gelegen, hat 4 alkaliſch-erdige Eiſenquellen, deren Waſſer mit dem von Spaa, Brückenau, Cudowa u. a. Ähnlichkeit hat, ſtark verſendet und in Alexanderbad viel getrunken wird. Zwar iſt der Ort erſt ſeit 1790 bekannt und die Einrichtungen laſſen noch Manches zu wünſchen übrig, doch wird das Bad alljährlich von etwa 300 Gäſten beſucht. 37.

Stechheber, ſ. Heber.

Steckbrief, franz. lettre de réquisition; engl. sign of caption, iſt dasjenige offene Schreiben des peinlichen Richters, womit derſelbe den flüchtigen Verbrecher verfolgt und die Juſtiz- und Polizeibehörden, denen ſein Schreiben zu Geſichte kommt, um Zurückbringung des Verfolgten erſucht. Der S. ſoll die möglichſt genaue Bezeichnung des Entflohenen ſo wie die Angabe des Verbrechens und, wenn er ins Ausland geht, die Zuſicherung gegenſeitiger Willfährigkeit in ähnlichen Fällen enthalten. Nur eigentliche Verbrecher dürfen von den Unterbehörden auf dieſe Weiſe verfolgt werden, nicht aber Wechſelſchuldner, Übertreter adminiſtrativer Anordnungen oder Staatsverbrecher. 10.

Stedinger, ein Stamm der Frieſen im Gaue Steding an den Niederungen der Weſer im heutigen Oldenburgiſchen, erhoben ſich empört über den Druck ihrer weltlichen Herren und über die Habſucht der Geiſtlichen im XII. und XIII. Jahrh. und zerſtörten die Burgen, mit denen der Graf von Oldenburg das Land bedrohte. Zunächſt nur wegen der Verweigerung des Zehnten, den der Erzbiſchof von Bremen forderte, und der Verachtung des Klerus wurden ſie nach Anfange des XIII. Jahrh. auch von der geiſtlichen Gewalt verfolgt und excommunicirt; dann aber (1233) vom Dominikanerinquiſitor, Konrad von Marburg, wegen gewiſſer Gebräuche, die zu unſinnig ſind (wie Anbetung eines Froſches oder einer Katze), um nicht größtentheils nur der Verketzerungsſucht beigemeſſen zu werden, als Ketzer bei Gregor IX. verklagt, welcher einen Kreuzzug gegen ſie predigen ließ, in dem ſie faſt vernichtet wurden (1234), bis der geringe Überreſt ſich 1235 dem Joche der Kirche unterwarf. Vergl. Jo. Dan. Ritteri „Dissert. de pago Steding et Stedingis sec. XIII. haereticis“ (Viteb. 1751. 4.); Scharling, „De Stedingis“ (Hafn. 1828). 63.

Steele (Richard), ein politiſcher und dramatiſcher Schriftſteller, wurde 1671 zu Dublin geboren und bezog 1691, nachdem er die Schule zu Charterhouſe beſucht hatte, die Univerſität Oxford, nahm hierauf als Freiwilliger Dienſte unter der Leibgarde und erhielt in derſelben eine Fähndrichsſtelle, bei welcher ſein Lebens-

wandel mit ſeiner moraliſchen Schrift: „Der chriſtliche Held" in grellem Gegenſatze ſtand. Nach Erſcheinung ſeines erſten Luſtſpiels („Funeral, or grief à la mode") aber wurde ihm auf Addiſon's Verwendung die Redaction der Hofzeitung unter der Königin Anna übertragen und nun erſchien auch (1704) ſein Luſtſpiel „Der zärtliche Ehemann", welches mit vielem Beifalle aufgeführt wurde. Allein noch mehr verbreitete ſeinen Ruf die Herausgabe der Zeitſchrift (1709) „The tatler", welche ihm auch von Seiten der Regierung, deren Partei er darin nahm, eine Anſtellung beim Stempelamte verſchaffte. An die Stelle des „Tatler" trat 1711 der noch berühmtere „Spectator", an welchen die beſten engliſchen Schriftſteller thätigen Antheil nahmen, und nach Beendigung deſſelben der „Guardian", deſſen baldiges Ende durch S.'s Übertritt zur Oppoſition veranlaßt wurde; allein ſeine ungezügelte Feder veranlaßte bald darauf ſeinen Ausſchluß aus dem Parliamente, in welches er für den Flecken Stockbridge erwählt worden war. Nachdem er ſich nun einige Zeit von dem Ertrage ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten genährt hatte, wurde er von König Georg I. zu ſeinem Oberſtallmeiſter zu Hamptoncourt ernannt und erhielt außerdem die Direction des königlichen Theaters auf Lebenszeit. Auch trat er unter Georg wieder in das Unterhaus ein, wurde im April 1715 zum Ritter erhoben, erhielt von Sir Robert Walpole ein Geſchenk von 500 Pfd. Sterl. und lieferte nun, hierdurch aufgemuntert, eine große Anzahl politiſcher Aufſätze, worin er die Sache ſeiner Partei mit Eifer vertheidigte. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit wurde zwar einige Zeit durch die Übernahme des Commiſſariats in Bezug auf die durch die Empörung in Schottland (1715) eingezogenen Güter, wobei man ihm große Achtung erwies, unterbrochen; doch gab er das Luſtſpiel „The conscious lovers" (Lond. 1721) heraus, welches mit dem ungetheilteſten Beifalle aufgenommen wurde. Obgleich ihm der König für die Zueignung deſſelben 500 Pfd. Sterl. geſchenkt hatte, ſo ſah er ſich doch durch den beſtändigen Geldmangel bald nachher genöthigt, ſeine Stelle am Theater zu verkaufen, worauf er ſich auf ſein Landgut in Wales zurückzog und daſelbſt 1729 ſtarb. Seinen ſchriftſtelleriſchen Ruhm verdankte er beſonders ſeinen Wochenſchriften, in denen gehaltreiche Aufſätze über praktiſch-philoſophiſche Gegenſtände erſchienen. Sie trugen nicht nur zur Empfehlung der ſogenannten „Essays", ſondern auch zur Ausbildung der engliſchen Proſa weſentlich bei. In ſeinen Luſtſpielen (Lond. 1761), welche zwar als gute Charaktergemälde gelten können, nimmt man jedoch beſonders Mangel an Erfindungskraft, an Lebendigkeit der Handlung, an dichteriſcher Auffaſſung des Stoffes und an dramatiſcher Behandlung des Dialogs wahr. 81.

Steen (Johann oder Jan), einer der ausgezeichnetſten holländiſchen Maler, wurde im Jahre 1636 zu Leyden geboren. Schon in früher Jugend zeigte er große Neigung zum Malen und bekam zuerſt bei Knupfer in Utrecht, dann bei Brouwer und zuletzt von J. van Goyen Unterricht. Da ihm aber der Ertrag von ſeinen Gemälden, die er mit großer Sorgfalt ausführte und die ſeinen Ruf ſchon weit verbreiteten, keine ſorgenfreie Exiſtenz ſicherte, ſo errichtete er auf den Rath ſeines Vaters eine Bierbrauerei zu Delft und würde ſich ſehr wohl dabei befunden haben, wenn er ein regelmäßigeres und ſparſameres Leben geführt hätte. Bald war er mit Schulden belaſtet und ſah ſich gezwungen ſeine Zuflucht wieder zur Malerei zu nehmen. Später errichtete er mit neuen Hülfsmitteln von ſeiner Familie ausgerüſtet eine Schenkwirthſchaft, welche vielen Beſuch anzog. Die Scenen, welche hier täglich vorfielen, entwarf derſelbe, ſelbſt oft im Zuſtande der größten Trunkenheit, mit unvergleichlicher Kunſt auf der Leinwand. In ſeinen Gemälden übertrifft er in Bezug auf ſcharfe und humoriſtiſche Beobachtung der Natur, richtige Vertheilung von Licht und Schatten, Ausdruck und Charakteriſtik der Perſonen und Naivetät der Compoſition alle ſeine berühmten Zeitgenoſſen. Am Meiſten gelangen ihm gemüthliche Familienſcenen. Doch ſind ſeine ſpäteren Gemälde höchſt flüchtig aus-

geführt, weil er immer zur Deckung der drückendſten Sorgen arbeiten mußte. Er ſtarb 1689. Nun wurden aber ſeine Gemälde, Zeichnungen und geätzten Blätter zu immer höheren Preiſen verkauft und ſtehen noch jetzt in einem ſehr hohen Werthe. 81.

Steffens (Henrich), ein geiſtvoller und rühmlich bekannter Gelehrter der neueſten Zeit, ward am 2. Mai 1773 zu Stavangar in Norwegen geboren und erhielt durch die Verſetzungen ſeines Vaters, eines Chirurgen, 1779 nach Helſingör, 1785 nach Roeskilde und 1787 nach Kopenhagen an dieſen verſchiedenen Orten Unterricht, entwickelte aber ſchon früh einen Hang zu ſtiller Frömmigkeit, ſo daß man ihn der Theologie beſtimmte, die er ſeit 1790 zu Kopenhagen ſtudirte. Bald aber wandte er ſich mit Vorliebe zu den Naturwiſſenſchaften, erhielt 1794 nach überſtandener Prüfung ein Stipendium zu einer Reiſe nach Norwegen und reiſte von da im Herbſte nach Deutſchland, litt aber in der Mündung der Elbe Schiffbruch, aus dem er nur das Leben rettete, und lebte den Winter über dürftig in Hamburg, von wo er 1795 nach Kopenhagen und 1796 nach Kiel ging. Hier eröffnete er naturwiſſenſchaftliche Vorleſungen, konnte ſich aber in ſeinem Gebiete noch nicht recht heimiſch finden, bis er endlich in Jena, wohin er ſich 1799 begab, durch Schelling's Lehre und Umgang in der Naturphiloſophie volle Befriedigung ſeines Geiſtes fand. Hier ward er 1800 Adjunct der philoſophiſchen Facultät, ging aber ſchon 1801 über Berlin nach Freiberg, wo er unter Werner Mineralogie ſtudirte, und hielt ſeit 1802 in Kopenhagen mit großem Beifalle naturphiloſophiſche Vorleſungen. Doch von mehreren Seiten angefeindet nahm er 1804 gern den Ruf als Profeſſor der Naturwiſſenſchaften in Halle an, mußte aber bei den traurigen Verhältniſſen der Univerſität nach der Schlacht bei Jena dieſen Poſten verlaſſen, lebte darauf bis 1809 bei einigen Freunden in Norddeutſchland, wo er nach Halle zurückkehrte und im Stillen ſich den Patrioten in Preußen und Heſſen anſchloß. Seit 1811 zum Profeſſor der Naturwiſſenſchaften in Breslau ernannt, nahm er 1813 an der allgemeinen Begeiſterung für die Freiheit des Vaterlandes lebhaften Antheil, machte als Freiwilliger den Feldzug nach Frankreich mit und kehrte erſt nach der Einnahme von Paris nach Breslau zurück, wo er als ordentlicher Profeſſor der Phyſik und Naturphiloſophie thätig wirkte, bis er 1832 in gleicher Function an die Univerſität zu Berlin verſetzt ward. — S. iſt ein reichbegabter und tiefer Geiſt, der aber durch ſeine naturphiloſophiſchen Speculationen verbunden mit einem natürlichen Hange zur Myſtik und durch ſeine mehr poetiſche Richtung auf Abwege gerathen iſt. Seine Schriften ſind daher reich an tiefen Gedanken und genialen Combinationen, aber in einer hochpoetiſchen und dunkeln Sprache geſchrieben und ermangeln meiſt der Einheit und der innigen Verbindung der Gedanken. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit zerfällt in 3 Perioden. Zuerſt nämlich beſchäftigte ihn vorzugsweiſe die Naturphiloſophie nach Schelling'ſchen Grundſätzen, woraus unter Anderm ſeine „Beiträge zur innern Naturgeſchichte der Erde" (1801) und ſeine „Grundzüge der philoſophiſchen Naturwiſſenſchaft" (Berlin 1806) hervorgingen. Nach dem Freiheitskriege wandte er ſich allmählig einer pietiſtiſchen Richtung zu, indem er ſich dem ſtrengen Lutherthume zuwandte, in Breslau öffentliche religiöſe Vorleſungen hielt und die Schriften: „Die gegenwärtige Zeit und wie ſie geworden" (Berl. 1817. 2 Bde.); „Caricaturen des Heiligſten" (Leipz. 1819—1821. 2 Bde.); „Von der falſchen Theologie und dem wahren Glauben" (Bresl. 1824. 2. Aufl. 1831); „Wie ich wieder Lutheraner wurde und was mir das Lutherthum iſt" (Bresl. 1831) herausgab. Endlich betrat er die Bahn der Belletriſtik und lieferte: „Die Familie Walſeth und Leith" (Berl. 1827. 3 Bde. 2. Aufl. 1830. 5 Bde.); „Die vier Norweger" (Berl. 1828. 6 Bde.) und „Malcolm" (Bresl. 1831. 2 Bde.), in denen er ſich unter die ausgezeichnetſten Schriftſteller der neueſten Zeit geſtellt hat; denn bewegen ſich

auch ſeine poetiſchen Schöpfungen ſtets nur in der Sphäre der Stellung ſeiner eigenen Individualität zu den Verhältniſſen der Außenwelt, ſo liegt doch in ihnen eine ſo reiche Fülle poetiſcher Anſchauung, daß er in dieſer Beziehung unbedingt den erſten Novellendichtern unſerer Zeit gleichſteht. 16.

Steganographie iſt Geheimſchrift (ſ. Dechiffrirkunſt).

Stegmann (Karl Joſeph), Redacteur der „Allgemeinen Zeitung", wurde um das Jahr 1770 in Schleſien geboren, beſuchte die Gymnaſien zu Breslau und Berlin, ſtudirte alsdann zu Halle Jura und erhielt in Berlin eine kleine Anſtellung, verließ dieſelbe aber bald wieder, reiſte nach Italien und nach einem zweijährigen Aufenthalte daſelbſt in die Schweiz, wo er 1798 eine Secretairſtelle in Zürich antrat und ſeine Schrift: „Italien, aus dem Tagebuche eines jungen Deutſchen" (1798. 2 Bdchn.), ohne Namen und Druckort, herausgab. Von da begab er ſich nach Ulm, war einige Zeit als Gehülfe bei der Redaction der „Allgemeinen Zeitung", übernahm dieſelbe nach dem Tode des bisherigen Redacteurs, des Landesdirectionsraths von Huber, (1804) ganz und hat dieſelbe (ſeit 1810 in Augsburg) unter den ſchwierigſten Verhältniſſen mit der größten Umſicht geleitet. 81.

Steibelt (Daniel), einer der beliebteſten Pianofortespieler und Pianofortecomponiſten der neuern Zeit, ward 1756 zu Berlin geboren und ſein frühzeitig ſich entwickelndes Talent ſelbſt von Friedrich II. bemerkt, der ihn dem berühmten Kirnberger (ſ. d. Art.) übergab, unter deſſen Leitung S. ſich bald herrlich ausbildete. Bald verließ er aber ſein Vaterland, lebte nach einander in London, Paris und Petersburg und kehrte erſt nach einer Abweſenheit von beinahe 15 Jahren (1799) zurück, indem er mit ſeiner Frau, einer Engländerin und ebenfalls Claviervirtuoſin, in den größten Städten Deutſchlands auftrat, ging aber ſchon 1800 wieder nach Paris, kam ſpäter als kaiſerlicher Kapellmeiſter nach Petersburg und ſtarb endlich in dürftigen Verhältniſſen zu Kernik 1823. Die beſten ſeiner größeren Compoſitionen ſind ſeine Opern: „Cendrillon", „Romeo et Juliette" und „La Princesse de Babylone". Außerdem beſitzen wir von ihm eine reiche Auswahl Concerte, Sonaten, Variationen und Potpourris für das Pianoforte. Sein Styl iſt leicht, gefällig, glänzend, ſeine Gedanken aber nicht tief und originell. 20.

Steiermark, ſ. Öſtreich.

Steigenteſch (Auguſt, Freiherr von), ein deutſcher Luſtſpieldichter, wurde am 12. Jan. 1774 zu Regensburg geboren, nahm ſchon in ſeinem 15. Jahre Kriegsdienſte, verließ dieſelben aber im Jahre 1809 wieder, um ſich einer Sendung nach Königsberg zu unterziehen, begleitete 1813 als Generaladjutant den Fürſten von Schwarzenberg, ging nach Norwegen, um dieſes Reich im Vereine mit den Abgeordneten der vier großen Mächte dem Könige von Schweden zu übergeben, trat 1815 den Geſandtſchaftsposten in Kopenhagen an, wurde nach der Rückkehr Napoleon's von Elba in die Schweiz geſandt, um die Cantone zum Kriege gegen denſelben aufzufordern, begleitete alsdann den Kaiſer Alexander nach Petersburg, wurde nach ſeiner Rückkehr in Wien zum wirklichen Geheimenrathe ernannt und übernahm hierauf den Geſandtſchaftspoſten in Turin, wo er am 30. Dec. 1826 ſtarb. Als proſaiſcher Schriftſteller zeichnet ſich S. durch Reinheit und Gewandtheit der Sprache und als Dichter durch eine hohe und edle Lebensanſicht aus, während ihm in ſeinen Luſtſpielen beſonders die treue Darſtellung der Thorheiten und Schwächen des Lebens gelingt. Obwohl er mit den Schriften der Griechen und Römer bekannt und mit den Werken der neueren philoſophiſchen und poetiſchen Literatur vertraut war, ſo neigte ſich ſein Geſchmack und ſeine Bildung doch mehr zum Franzöſiſchen hin. Seine „Geſammelten Schriften", Ausgabe letzter Hand, kamen zu Darmſtadt (1819—1820) in 6 Bänden heraus. 81.

Steiger, franz. officier d'une mine; engl. leader, surveyor, Ober-, Unter-, Poch-, Wäſch-, Gruben-, Tage-, Fahr-, Zimmer-, Kunſt-, Mauerſteiger

ſind die unter dem Schichtmeiſter unmittelbar beim Bergbaubetriebe Aufſicht und Leitung führenden Grubenbeamten. 76.

Steigerwald heißt der nordweſtliche Seitenzug des fränkiſchen Landrückens, auf der linken Seite des Mains und der Rednitz, in der Mitte Frankens, zwiſchen Bamberg und Kitzingen, an welchen ſich gegen Weſten der Odenwald anſchließt. 71.

Stein, ein in Deutſchland, Polen und Schweden gebräuchliches Handelsgewicht, welches hinſichtlich ſeines Gewichts ſehr verſchieden iſt, wird in 8, 10, 11, 11⅔, 20, 21, 22, 22½, 25, 32, 33 Pfunde eingetheilt. In holländiſchen Aß hält ein S. in Amſterdam 82240, Antwerpen 78320, Berlin 213816, Braunſchweig 221752, Bremen 207503, Hamburg 201620, Hanover 203800, Hildesheim 97160, Karlsruhe 104064, Königsberg, großer 321024, kleiner 194560, Krakau 270270, Leipzig 214037, Lübeck 201180, Osnabrück 102800, Prag 214100, Stockholm 282080, Warſchau 273631, Wien 233100. 26.

Stein (Georg Wilhelm), ein bekannter deutſcher Geburtshelfer, ward zu Caſſel am 3. Apr. 1737 geboren, ſtudirte zu Göttingen die Medicin und unter Röderer Geburtshülfe, ſetzte hierauf, um ſich in letzterer noch weiter zu vervollkommnen, ſeine Studien in Straßburg und Paris fort und ließ ſich ſodann in ſeiner Vaterſtadt nieder, wo er ſehr bald als Accoucheur einen ſehr großen Ruf genoß und als Hebammenlehrer angeſtellt wurde. 1790 wurde ihm die Profeſſur der Geburtshülfe zu Marburg übertragen, die er bis zu ſeinem Tode (am 24. Sept. 1803) beibehielt. Außer ſeinen Verdienſten als Praktiker und Lehrer hat ſich S. auch als Schriftſteller einen ausgezeichneten Namen erworben, indem er viel dazu beigetragen hat, der Geburtshülfe den hohen Grad der Ausbildung zu ertheilen, den ſie in Deutſchland erworben hat. Von ſeinen Schriften nennen wir: „Theoretiſche und praktiſche Anleitung zur Geburtshülfe" (2 Thle. 1.—6. Aufl. 1770—1800, 7. Aufl. 1805); „Hebammen-Katechismus" (1.—4. Aufl. 1774—1801); „Kleine Werke zur praktiſchen Geburtshülfe" (1798). 39.

Stein (Heinrich Friedrich Karl, Freiherr von und zum), königlich preußiſcher Staatsminiſter, ward am 25. Oct. 1757 zu Naſſau an der Lahn geboren und ſtudirte ſeit 1773 zu Göttingen. In preußiſche Dienſte getreten erſchien er als Bergrath in Wetter in der Grafſchaft Mark (ſeit 1780), 1784 als Geſandter in Aſchaffenburg und bewog den Churfürſten von Mainz, Karl Joſeph, zum Beitritt zum Fürſtenbunde. Stand und Vermögen ſo wie ſeine Verheirathung mit der reichen Gräfin Wallmoden-Gimborn, mehr aber noch ſeine bisherigen Verdienſte um den Staat, bahnten ihm unter dem Miniſterium von Heynitz im weſtphäliſchen Departement eine ſchnelle Beförderung. Er ward 1793 Kammerdirector in Hamm, hierauf Präſident und 1796 Oberpräſident aller weſtphäliſchen Kammern, erwarb ſich hier neue Verdienſte um den Chauſſeebau, um die Forſtwiſſenſchaft und belebte das Fabrikweſen und den Handel. Nach Struenſee's Tode (1804) trat er an deſſen Stelle als Chef des Acciſe-, Zoll- und Fabrikdepartements, wo er kräftig allen Mißbräuchen entgegenarbeitete. Bald gerieth er aber mit dem damaligen Cabinetsrath Beyme und, nach dem Feldzuge 1806 nach Königsberg geflüchtet, mit dem Cabinet ſelbſt in Zwiſtigkeiten, die im Frühjahre 1807 ſeine Entlaſſung in ungnädigen Ausdrücken zur Folge hatten. Er ging auf ſeine Güter. Aber nach dem tilſiter Frieden rief ihn ſein König zurück; er wurde 1808 Premierminiſter und wirkte nun energiſch im Vereine mit Scharnhorſt und Gneiſenau für die Errettung und Wiederherſtellung Preußens und Deutſchlands, ſo wie für liberale Inſtitutionen; er bezweckte beſonders für Preußen gleiche Anſprüche aller Staatsbürger ohne Unterſchied des Standes auf alle Staatsſtellen, Gewerbefreiheit, eine zweckmäßige Communalverfaſſung, insbeſondere eine Städteordnung, Trennung der Juſtiz von der Verwaltung, Gleichheit vor dem Geſetze, Aufhebung der Dienſtbarkeit und Leibeigenſchaft, Scheidung und Ablöſung der guts-

herrlichen Laſten ꝛc. Aber ſein Streben, Deutſchland vom Joche der Franzoſen zu befreien, und ſein Verhältniß zum Tugendbunde wurde durch einen ſeiner Briefe an den Fürſten von Wittgenſtein Napoleon verrathen und er gezwungen die preußiſchen Staaten zu verlaſſen (6. Jan. 1809). Er ging nach Öſtreich und von da (1812) nach Rußland zum Kaiſer Alexander, mit dem er nach Deutſchland zurückkehrte und als Präſident an die Spitze der am 21. Oct. 1813 angeordneten Verwaltung aller eroberten und vor der Hand wenigſtens herrenlos gewordener Staaten geſtellt wurde. Darauf begleitete er das Hauptquartier von Leipzig nach Frankfurt a. M., Freiburg, Baſel ꝛc., war höchſt thätig bei Entwickelung der deutſchen Streitkräfte, zog ſich aber, unzufrieden über die Annahme der Grundſätze im erſten pariſer Frieden und nach Auflöſung der Centralverwaltung, die zuletzt ihren Sitz in Frankfurt hatte und wo ſein Wirkungskreis immer beſchränkter geworden war, von allen Staatsgeſchäften zurück. Er war auch, wiewohl nur einige Tage, auf dem Congreſſe zu Wien und lebte dann auf ſeinen Gütern zu Kappenberg in Weſtphalen mit einer kritiſchen Sammlung der deutſchen Geſchichte beſchäftigt, welche unter dem Titel: „Monumenta historica Germaniae ab anno 500 usque ad annum 1500“ (Hanover 1826—1829. 2 Bde.), von Pertz herausgegeben wurden. Am 30. April 1827 ernannte ihn ſein König zum Mitgliede des Staatsraths und Landtagsmarſchall auf dem erſten weſtphäliſchen Landtage, von welchem er auch 1827 und 1828 eine „Darſtellung der Verhandlungen“ zu Münſter erſcheinen ließ. S. ſtarb am 29. Juli 1831 auf ſeinem Gute Kappenberg und ward zu Frücht bei Naſſau beerdigt. 25.

Stein (Chriſtian Daniel Gottfried), ein ausgezeichneter Geograph und Statiſtiker, wurde am 14. Oct. 1771 zu Leipzig geboren und erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf der Thomasſchule und der Univerſität (1788—1790) daſelbſt, entſagte aber aus Gewiſſensſcrupeln dem Studium der Theologie, welches er begonnen hatte, und wandte ſich zu der Erdkunde, welcher er ſich ausſchließlich widmete, nachdem er als Lehrer an das Gymnaſium zum grauen Kloſter nach Berlin berufen worden war. Sein erſtes wiſſenſchaftliches Werk war eine lateiniſche Schrift über die Jugenderziehung, worauf er eine geſchichtliche Arbeit über Friedrich II. und den preußiſchen Staat begann; als aber durch die von Napoleon bewirkten politiſchen Veränderungen der Mangel eines Lehrbuchs der Erdkunde ſehr fühlbar wurde, ſchrieb er ſein „Handbuch der Geographie und Statiſtik“ (Leipz. 1803. 3 Bde. 5. Aufl. von Hörſchelmann, 1833—1834) und ſeine „Kleine Geographie“ (20. Aufl. von Vogel und Kurth, Leipz. 1836), welchen eine nach den natürlichen Grenzen entworfene „Geographie für Real- und Bürgerſchulen“ (1811; 2. Aufl. 1818), ſein „Geographiſch-ſtatiſtiſches Zeitungs-, Poſt- und Comtoirlexicon“ (2. Bde.; neue Aufl. Leipz. 1819—1820. 4 Bde.) folgten; auch bearbeitete er unterdeß die Erd- und Völkerkunde zu Funke's „Elementarbuch“ (1812), beſorgte zu Klügel's „Encyklopädie“ (1817) die Beſchreibung von Europa und gab im Vereine mit Damian (1818) ein ſehr brauchbares Werk über den preußiſchen Staat nach der Beſchaffenheit ſeiner Länder und Völker heraus, deſſen Inhalt er ſpäter ausführlicher in ſeinem „Handbuch der Geographie und Statiſtik des preußiſchen Staates“ (Berl. 1819) darlegte. Außerdem gab er auch noch eine „Naturgeſchichte“ (2 Bde.; 2. Aufl. Leipz. 1823) und ſeine „Reiſen nach den vorzüglichſten Hauptſtädten von Mitteleuropa“ (Leipz. 1827 ff. 7 Bde.) heraus. Er ſtarb am 14. Jun. 1830. 81.

Stein der Weiſen, ſ. Alchemie.

Steinbart (Gotthelf Samuel), ein zu ſeiner Zeit geſchätzter Philoſoph, ward den 21. Sept. 1738 zu Züllichau geboren, beſuchte die Schule zu Kloſter Bergen wo er ſchon ſehr freiſinnige Anſichten kennen lernte, ſtudirte dann in Halle und Frankfurt a. d. O. und gründete endlich in Züllichau eine Erziehungsanſtalt, durch welche er ſolchen Ruf erhielt, daß er 1774 als ordentlicher Profeſſor der Philo-

ſophie und außerordentlicher der Theologie nach Frankfurt a. d. O. berufen ward. Später wurde er auch Oberſchulrath und endlich Conſiſtorialrath und ſtarb d. 3. Febr. 1809. Unter ſeinen Schriften machte vorzüglich ſein „Syſtem der reinen Philoſophie oder Glückſeligkeitslehre des Chriſtenthums" (Berl. 1778. 8. 4. Aufl. 1794) wegen ſeiner Freimüthigkeit und des darin herrſchenden Naturalismus großes Aufſehen, iſt aber jetzt faſt ganz vergeſſen. 16.

Steinbock, lat. capra ibex; franz. bouquetin; engl. wild goat, iſt eine Ziegenart, welche auf den höchſten Alpen der Schweiz lebt, hat große, vorn viereckige, mit ſtarken Quervorſprüngen verſehene und nach hinten gerichtete Hörner, ein langes weiches Haar, das im Sommer ausfällt, und eine gelbbraune Farbe mit einem ſchwarzen Streife über den Nacken und einem braunen an jeder Seite und begattet ſich fruchtbar mit Ziegen. Er wird ebenſo wie die Gemſe (ſ. d. Art.) gejagt und iſt außerordentlich gewandt im Springen und Klettern. — S., das zehnte Sternbild des Thierkreiſes, ſteht am ſüdlichen Himmel und nimmt den Raum zwiſchen 28° ♑ und 23° ♒ ein. Sein nach Weſten gekehrtes Vordertheil wird als eine Gemſe, das nach Oſten gewandte Hintertheil aber wie ein Fiſchſchwanz abgebildet. An den Hörnern ſtehen zwei Sterne dritter Größe unter einander. Man rechnet zum S. 51 Sterne. 30. 13.

Steinbutter, Bergbutter, iſt ein ſchwefelſaures Eiſen- und Thonſalz von ſüßlich-vitrioliſchem Geſchmacke, das in nadel- und haarförmigen durch einander gewachſenen, zu knolligen Stücken vereinigten Kryſtallen von gelben Farben an einigen Orten, z. B. bei Reichenbach im Voigtlande und bei Saalfeld in Thüringen, gefunden wird. 76.

Steindruck oder **Lithographie** nennt man die am Ende des vorigen Jahrhunderts von Aloys Sennefelder (ſ. d. Art.) erfundene chemiſche Druckerei, mittelſt welcher Umriſſe, Linien, Schriftzüge, Punkte ꝛc. auf Steinplatten gezeichnet oder geſchrieben werden, die dann leicht und in großer Zahl durch den Abdruck (ſ. d. Art.) mit einer Preſſe vervielfältigt werden können. Obgleich der S. eine noch ſehr neue Kunſt iſt, ſo hat derſelbe doch eine ſehr bedeutende induſtrielle Wichtigkeit und im Kurzen einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht und ſich in faſt alle cultivirte Länder verbreitet. Das Eigenthümliche dieſer Kunſt beſteht darin, daß die Zeichnung oder Schrift blos auf einer ſinnreichen Anwendung der Cohäſion zwiſchen allen fetten Materien und der Nichtcohäſion von Fett und Waſſer beruht und daher wohl auch *Klebdruck* genannt werden könnte. Der beim S. anzuwendende Stein, auch *lithographiſcher Stein* genannt, iſt eine beſondere Art des Kalkſchiefers, welcher in Platten von ½ bis zu 5 und 6 Zoll Dicke bricht, von gelblicher oder graulicher Farbe iſt, ein gleichförmiges feines Korn und muſchligen Bruch beſitzt und einzig ächt in der Gegend von Solenhofen und Pappenheim bei Eichſtädt ſo wie zwiſchen Donauwerth und Nördlingen gebrochen und unter dem Namen Solenhofer Stein nach allen Theilen der cultivirten Welt verfahren wird. Wenn nun die Steinplatte, welche ein durchaus gleichförmiges Korn, keine fleckigen, weiß punktirten, härteren und ungleichartigen Stellen, Sandkörner oder Riſſe haben darf und dabei einen gewiſſen Grad von Härte und Poroſität beſitzen muß, geebnet iſt, ſo wird die Seite, auf welche gezeichnet werden ſoll, gehörig abgeſchliffen, indem zwei Platten mittelſt zwiſchen ſie geſchütteten feinen Silberſandes mit einander gerieben und dann mit Waſſer und Bimsſtein polirt werden. Zum Schreiben oder Zeichnen bedient man ſich einer Materie, an welche ſich die aus einer gleichartigen Subſtanz gemachte Druckfarbe vermöge der chemiſchen Verwandtſchaft gern anhängt, während diejenigen Stellen, welche weiß bleiben ſollen, die Druckfarbe gleichſam abſtoßen müſſen, welches man damit erlangt, daß ſie immer mit Waſſer feucht erhalten werden. Die Subſtanz, mit welcher man zeichnet, ſind entweder lithographiſche Zeichnenſtifte (lithographiſche Kreide), eine

Miſchung aus Talgſeife, weißem reinen Wachs und Kienruß, oder lithographiſche Tuſche oder Dinte, eine Miſchung von Seife, Talg, Wachs, Schellack und Kienruß, die jedesmal vor dem Gebrauche mit deſtillirtem Waſſer angerieben und in gehörigem Grade flüchtig gemacht wird. Die Dinte trägt man mit Federn, zumal Stahlfedern oder feinen Pinſeln auf. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Zeichnung und Schrift verkehrt und zwar von der Rechten zur Linken ſtehen müſſen. Die Schwärze des Abdrucks richtet ſich lediglich nach der Menge Fett, die vom Steine aufgenommen wird; man muß deßhalb eine Zeichnung mit durchaus gleichartiger Kreide ausführen, wenn die verſchiedene Stärke beim Abdrucke jener der Zeichnung entſprechen ſoll. Will man ſchwächere Partien hervorbringen, ſo geſchieht dieſes nicht wie beim gemeinen Tuſchen durch bloße Verdünnung der Tuſche mit Waſſer (oder Waſchen), ſondern durch ſparſames Auftragen farbiger Striche oder Punkte. Überhaupt iſt während der ganzen Arbeit die größte Vorſicht nöthig, damit der Stein nicht durch Fett, Feuchtigkeit ꝛc. verunreinigt werde; auch muß man ſich hüten, ihn mit den bloßen Fingern zu berühren. Nachdem die Zeichnung vollendet iſt, wird der Stein mit ganz ſchwachem Scheidewaſſer, dem etwas Gummi zugeſetzt worden iſt, überſtrichen oder präparirt. Dieſe Säure dient eines Theils dazu, die Seife, welche die Grundlage der Kreide oder Dinte iſt, zu zerſetzen, damit die im Steine haftende Zeichnung rein fett und unauflöslich wird, andern Theils aber dazu, die übrige Oberfläche des Steins zu reinigen und zum Einſaugen des Waſſers geeigneter zu machen. Nach dem Waſchen des Steins wird er unter die Preſſe gebracht. Das Einſchwärzen geſchieht gewöhnlich mittelſt einer elaſtiſchen Walze oder des ſogenannten Buchdruckerballens und die Schwärze wird ungefähr ſo wie die Druckerſchwärze bereitet. Zum Drucken bedient man ſich verſchieden eingerichteter Steindruckpreſſen, z. B. der Walzenpreſſe, welche mit der Kupferdruckerpreſſe Ähnlichkeit hat, und der Galgen= oder Stangenpreſſe mit einem ſogenannten Reiber. Man hat allmählig verſchiedene Lithographirmethoden erfunden, bei denen jedoch das von Sennefelder angegebene Grundprincip daſſelbe geblieben iſt. Dieſe ſind: 1) die, daß man, ſtatt wie gewöhnlich die Figuren mit Fettdinte zu zeichnen, ſie umgekehrt mit einer gummirten Subſtanz auftragen und ſodann den Grund mit Fett tränken muß, wodurch man, wenn der Stein dann gewaſchen, präparirt ꝛc. wird, dunkle Abdrücke mit weißen Figuren erhält. 2) Der wohl polirte und präparirte Stein wird mit einem dünnen (ſchwarzen oder rothen) Ätzgrunde oder Firniſſe ganz bedeckt und darauf die Zeichnung mit einer Nadel eingeritzt (die geätzte oder Gravirmanier), worauf die Zeichnung noch mit ſchwachem Scheidewaſſer überſtrichen, dann eine Fettigkeit eingerieben, hierauf der Firniß aufgelöſt und entfernt wird (dieſe Manier eignet ſich beſonders für Landcharten, mathematiſche Figuren und Linearzeichnungen). 3) Der Stein wird erſt gefettet oder eingeſchwärzt, auf dieſem Grunde die Zeichnung entworfen und die Schwärze von allen Stellen, die weiß bleiben ſollen, weggeſchabt, wodurch man den Effect des feinſten Holzſchnittes erhält. 4) Die ganze Fläche wird, nachdem der Stein mit einem ziemlich groben Korne vorbereitet worden iſt, mit geſchwärztem Ballen nur ſchwach betupft und dann die Stellen, die am Hellſten bleiben ſollen, mit Gummi bedeckt, die übrigen aber von Neuem etwas ſtärker betupft oder tamponirt, bis ſtufenweiſe alle Töne hervorgebracht worden ſind. Man wendet indeſſen, um ſolche Aquatintazeichnungen auszuführen, auch andere Methoden an; oder man wählt 5) um viele Mannigfaltigkeit zu erlangen, eine geſchickte Verbindung mehrerer Manieren auf derſelben Platte, ja man wendet auch oft mehrere Platten an (dieſes Verfahren nannte man Lithochromie). Beſonders wichtig aber iſt der ſogenannte Ueberdruck und die autographiſche Methode geworden. Jede fettige Zeichnung läßt ſich nämlich auch von anderen Körpern durch Abdrucken auf den Stein bringen. Legt man z. B. ein mittelſt einer Buchdruckerpreſſe friſch gedrucktes Blatt auf den

Stein und drückt daſſelbe ſtark an, ſo bleibt meiſt ſchon ſo viel von der fetten Druckſchwärze auf dem Steine zurück, daß man damit mehr oder weniger vollkommene Abdrücke machen kann. Macht man nun zu dieſem Behufe abſichtlich Abdrücke, nimmt dazu eine lithographiſche Druckfarbe und präparirt das Papier ſo, daß es die Farbe gern annimmt, ſo geſchieht dieß ungemein leichter. Obgleich dieſe Kunſt des Steindrucks ſo Vieles und Vielerlei leiſtet, ſo fand ſie doch auch manche Gegner. Beſonders befürchtete man, daß ſie den Untergang der Kupferſtecherkunſt herbeiführen würde. Im Gegentheile aber hat ſie ſowohl dieſe als auch die Holzſchneidekunſt zu neuen Fortſchritten angeſpornt, wovon die letztere ſeit Kurzem beſonders in England ein Beweis iſt und die erſtere ſich beſonders durch die Erfindung der Siderographie neben dem Steindrucke zn behaupten gewußt hat. Vergl. Sennefelder, „Vollſtändiges Lehrbuch der Steindruckerei" (München 1818. gr. 4.). 26.

Steingießerei nennt man das Verfahren, Steine und andere Gegenſtände mittelſt eines unter Waſſer und an der Luft ſchnell zu einer feſten ſteinartigen Maſſe erhärtenden Cementes oder Traſſes zu verbinden. Schon die Alten, beſonders die Römer, verſtanden die Kunſt der S. Sie bedienten ſich ihrer vorzüglich bei Landſtraßen, Ciſternen und anderen Kunſtwerken, von deren Unerſchütterlichkeit und Dauer die noch jetzt vorhandenen Überreſte zeugen. Ob man aber wirklich ganze Statuen oder Bildſäulen in Stein zu gießen verſtanden habe oder ob dieſe blos Gypsabdruck ſind, hat bis jetzt noch nicht mit Gewißheit entſchieden werden können. 26.

Steingut, lat. vasa testacea; franz. gresserie; engl. stone-ware, iſt eine aus feuerfeſtem Thon gebrannte Töpferwaare, die im Feuer zu einer ſteinartigen Maſſe zuſammengeſintert und auf der Oberfläche mit einem glasartigen, bleifreien Überzuge verſehen iſt. Das S. iſt ſehr hart und ſtrengflüſſig, undurchſichtig, ſteinartig, am Stahle Funken gebend, mehr oder weniger weiß, auch grau, braungelb und ſchwarz, bemalt oder mit Goldverzierungen verſehen und hält das Mittel zwiſchen Porcellan und Fayence (ſ. d. Art.). Die vorzüglichſte Sorte darunter iſt das engliſche S., von ſeinem Erfinder auch ſeit dem letzten Viertel des XVIII. Jahrh. Wedgwood genannt. Daſſelbe zeichnet ſich vor allen ähnlichen Waaren ſowohl durch ſeine Feſtigkeit, als auch durch ſeine Feinheit und Schönheit aus. Es wird vorzüglich bei Worceſter, Derby, Burslem, Newcaſtle ꝛc. bereitet. Zuerſt erfand Wedgwood das blaßgelbe S., welches von großer Dauerhaftigkeit und vortrefflichem Glanze iſt; hierauf folgte das ſchwefelgelbe S. (line ware, biscuit oder queens ware), welches oft alle Abwechſelungen von Hitze und Kälte vertragen kann und den Säuren widerſteht; dann erfand er noch folgende berühmte Steingutarten, als: weißes Wedgwoodporcellan (white china) mit ebener und ſanfter Oberfläche wie Wachs; Jaspisporcellan (jasper), weiß und durchſcheinend, ſehr ſchön und zart mit allen Eigenſchaften des Baſalts (dieſe Art hat den Vorzug, daß ſie eine Farbe durch und durch annimmt, weßhalb ſie vorzüglich zu Basreliefs, Cameen, Intaglios ꝛc. dient, deren erhabener Theil gewöhnlich weiß, der Grund aber von einer beliebigen Farbe iſt); Baſaltgut, eine ſchöne ſchwarze Maſſe, welche ſo hart und dauerhaft iſt als Baſalt, den höchſten Grad von Politur annimmt, allen Säuren widerſteht, ſich im Feuer länger hält, als der natürliche Baſalt, und auch zum Probiren der Metalle dient; Terra cotta, eine Nachahmung des Porphyrs, Granits und anderer ähnlicher Steine; Bambao, rohrartig geſtreift mit glatter unglaſirter Oberfläche; Biscuit, achatähnlich, ſehr feſt und undurchdringlich, das beſonders zu Mörſern und verſchiedenen chemiſchen Gefäßen dient. Frankreich liefert das ſehr ſchöne ſchwarze S. zu Rouen und St. Omer, das weiße und braune zu Havre de Grace. In Deutſchland werden zu Waldenburg im Erzgebirge, im Hanöverſchen, Lüneburgſchen, Culmbachſchen, zu Hubertusburg in Sachſen, zu München,

Caſſel und anderen Orten ähnliche Waaren geliefert. — Die gewöhnliche Maſſe, woraus das S. beſteht, iſt ein ſich weißbrennender Thon und Kieſelſtein. In Wedgwood's und anderen engliſchen Steingutfabriken nimmt man guten Tabakspfeifenthon und Feuerſteine dazu. Letztere werden mürbe gebrannt, auf einem Stampfwerke zerſtoßen, ſo wie der geſchlemmte Thon auf Mahlmühlen zermahlen und beide Materialien zu gleichen Theilen auf das Allerinnigſte vermengt. Dieſes geſchieht auf eigenen Mahlmühlen unter Beihülfe von Waſſer, wo ſich das Ganze zu einem dünnen Breie geſtaltet, der dann durch feine Siebe getrieben und auf erwärmten Backſteinlagern ſo weit eingetrocknet wird, bis er zu einem ſteifern Teige geknetet werden kann. Dieſer wird dann auf eigenen Thonſchneidemaſchinen zu Blättern zerſchnitten, die man wieder zuſammenknetet und dieſe Operation ſo lange wiederholt, bis man an der Innigkeit des Gemenges nicht mehr zweifeln kann. Beide Materialien im reinen Zuſtande für ſich umſchmelzbar ſintern, mit einander innig vereinigt, in dem heftigſten Ofenfeuer zuſammen, ohne vollſtändig zu ſchmelzen. Die meiſten Sachen werden aus der teigartigen Maſſe durch Drehen auf der Scheibe, andere durch mit Öl beſtrichene kupferne Formen, manche Kleinigkeiten auch aus freier Hand gebildet. Die windtrocken gewordenen Sachen werden in rauchſchützenden Kapſeln in den Ofen gebracht, in dem ſie in 30—40 Stunden gar gebrannt ſind, und nach einiger Zeit herausgenommen. Die gewöhnliche Glaſur des Steingutes iſt eine Compoſition von zerſtoßenem Feuerſteine, einem ſich weißbrennenden Thone und Bleiweiß; eine ſchöne gelbliche Glaſur erhält man von weißem Sande, rother Mennige, Pottaſche und Kobalt. Das Baſaltgut iſt ein Gemenge aus eiſenhaltigem Thone, Kieſeln, Alabaſter und Braunſtein. Zum Trocknen kommt die Waare auf Colombinen, dünne gebrannte Thonringe, und nach demſelben wieder in die Kapſeln, damit ſie in ſo wenig Punkten als möglich berührt werden, weil ſie auf größeren Flächen anſchmelzen würden. Zuletzt folgt das Bemahlen, Vergolden, Verſilbern und das Bedrucken mit Kupferſtichen. 26.

Steinhuder Meer oder See bei Steinhude in Hanover, 1 Meile lang, ½ Meile breit und etwas über 16 Fuß tief, hat gelbliches, torfartiges Waſſer, iſt aber ziemlich reich an Börſchen und anderen Fiſchen. In demſelben liegt die Feſtung Wilhelmſtein auf einer durch Kunſt gemachten Inſel, 1761 vom Grafen Wilhelm Friedrich Ernſt von Lippe angelegt und durch die muthige Vertheidigung bei der Invaſion der Heſſencaſſeler 1787 bekannt. Der daran liegende Marktflecken Steinhude hat 670 Einw. und 120 Häuſer. 71.

Steinigung (lapidatio) war eine vorzüglich bei den Hebräern gebräuchliche Strafe für Abgötterer, Gottesläſterer, Sabbathsſchänder, Wahrſager, Zauberer, Ehebrecher, ſelbſt für Bräute, die ihre Jungfrauſchaft verloren hatten, und beharrlich ungehorſame Söhne. Sie geſchah außerhalb der Stadt und die Zeugen warfen die erſten Steine auf den Verbrecher, worauf die Übrigen ein Gleiches thaten. Alle legten übrigens dabei die Oberkleider ab. — Spuren der S. finden ſich auch bei den Griechen, namentlich für Ehebrecher. 37.

Steinkohlen befaſſen drei Arten von kohligen Stoffen des Mineralreiches: 1) die Anthracite oder Glanzkohlen (harzloſe S. [Mohs]); 2) die Schwarzkohlen (harzige S. einen Theils [Mohs]) und 3) die Braunkohlen (harzige S. andern Theils [Mohs]) (über die letzteren ſ. d. Art. Braunkohlen). — Die Schwarzkohle (lat. carbo bituminosus; franz. houille; engl. pit-coal) enthält diejenigen S., welche ſchwarze unmetalliſche Farben, ſchwarzen Strich, ein ſpecifiſches Gewicht von 1,2—1,5 beſitzen. Sie ſind ſämmtlich unkryſtalliniſch derb, doch zuweilen dünnſchälig abgeſondert, ſchieferig, ſelbſt erdig. Ihre Härte erreicht die des Gypſes. Sie ſind leicht zerſprengbar, wenig ſpröde, ſtark glänzend bis ſchimmernd und von Fettglanze. Sie verbrennen mehr und weniger leicht

mit Flammen unter der Verbreitung eines unreinen bituminöſen Geruches, beſtehen aus 72—96 Theilen Kohlenſtoff und 21—3 Theilen Sauerſtoff, 5½—½ Theilen Waſſerſtoff. Man theilt ſie in: 1) Rußkohlen, die weichſten, oft zerreiblichen, ſchwärzeſten und ſtark abfärbenden Schwarzkohlen; 2) Grobkohlen, dickſchieferige, im Querbruche unebene, graulichſchwarze, wenig glänzende Schwarzkohlen; 3) Schieferkohlen, vollkommen dickſchieferige, im Querbruche unvollkommen flachmuſchelige, wenig ſpröde, graulich- bis ſammtſchwarze, glänzende Schwarzkohlen; 4) Blätterkohlen, dünnſchieferige, aus einzelnen, ſtark glänzenden Blättern von Pechkohle, großſchuppig zuſammengeſetzte, ſammetſchwarze Schwarzkohlen; 5) Pechkohlen, vollkommen großmuſchelige, ſpröde, leicht zerſprengbare, nicht ſchieferige, pech- bis ſammetſchwarze, ſtark glänzende Schwarzkohlen; 6) Kännelkohlen, derbe, flachmuſchelige, ſehr dickſchieferige, ſammet-, graulich- und pechſchwarze, zähe und wenig milde Schwarzkohlen. Die Schwarzkohlen bezeichnen dasjenige Gebirge, welches Schwarzkohlen-, oder ſchlechthin Steinkohlengebirge genannt wird. Die Schieferkohlen ſind darin die häufigſten und in allen Steinkohlengebirgen enthalten. Die Kännelkohlen ſind nur in England anzutreffen. Pechkohlen wechſeln in einzelnen Schichten mit den Schieferkohlen. Man trifft ſie in Schleſien, bei Dresden, zu Zwickau in Sachſen, in Heſſen, Böhmen, Dalmatien, Frankreich, England und Schottland. Die Blätterkohle iſt ſeltener. Grobkohlen begleiten vorzüglich häufig die Schieferkohlen. Lettenkohlen ſind Schieferkohlen mit feinem Eingemenge von Thontheilen. Wenn die Thontheile in ihnen überhand nehmen, ſo heißt dieſelbe Brand, eine kohlige Subſtanz, die oft kaum zum Kalk- und Ziegelbrennen brauchbar iſt. Die Eintheilung der Schwarzkohlen in Kalkkohlen und Schiefer iſt auf mehreren Werken und im Handel gebräuchlich und bezieht ſich auf die Sortirung der Kohlen nach der Güte derſelben für den verſchiedenen Gebrauch. Die S. ſind ein gutes, anhaltendes und intenſives Feuer gewährendes Brennmaterial. Die Schwarzkohlen beſitzen die Eigenſchaft, bei großer Hitze im Feuer beim Brennen zuſammenzuſintern oder zu ſchmelzen. Sie liefern dabei kohlenſaure Gaſe, Steinkohlenöl, Steinkohlentheer und einen zuſammengeſinterten Rückſtand nach Beendigung der Ausſcheidung jener Stoffe, Coaks und Sinter genannt. Dieß Product iſt reinerer Kohlenſtoff und Reſultat der Verkohlung; es führt den erſteren Namen, wenn die Verkohlung abſichtlich und in verſchloſſenen Öfen, letzteren, wenn ſie in Meilern geſchah. Dieſe Coaks und Sinter enthalten Kohlenſtoff und erdige Theile, ſind metalliſch, porös und von ſchlackenähnlichem Äußern und verbrennen bei etwas höheren Hitzegraden, als die S. Die Kännelkohlen und Pechkohlen werden gedrechſelt zu Perlen und dergleichen Producten. Erſtere dienen noch außerdem in den bituminöſeſten Abänderungen zum Leuchten, indem ſie frei mit lebhaftem Lichte verbrennen. Sinters und Coaks werden vorzüglich zum Schmiedefeuer benutzt; S. zum Brennen, Heizen und Kochen.— Die Glanzkohlen, Anthracite, zeigen zuweilen unvollkommen kryſtalliniſche Structur, beſitzen eiſenſchwarze Farben und Strich, unvollkommnen Metallglanz, muſcheligen, ſtark glänzenden Bruch, wenig Sprödigkeit, Undurchſichtigkeit, Gypshärte und ein ſpecifiſches Gewicht von 1,4—1,7, ſchmelzen nicht im Feuer und verbrennen ſchwer ohne bituminöſen Geruch. Sie beſtehen chemiſch nur aus Kohle und enthalten etwas Kieſelerde, Thonerde und Eiſen als unweſentlichen Beſtandtheil beigemengt. Man theilt dieſelben in drei Varietäten: muſcheligen Anthracit, ſchieferigen Anthracit und ſtängeligen Anthracit. Die Glanzkohlen ſind im Übergangsgebirge, im Thon- und Alaunſchiefer, im Grauwackenſchiefer und Kieſelſchiefer, im Übergangsporphyrgebirge, ſeltener und in kleineren Maſſen in anderen Gebirgsformationen. Merkwürdig iſt, daß einige Braun- und S. in der Nähe von baſaltiſchen Gängen und Lagern

in Anthracit umgeändert ſind. Man glaubt, daß dieß großer Hitze dieſer Geſteine bei ihrer Entſtehung zugeſchrieben werden könne. Man kennt Anthracite am Meißner in Heſſen, bei Schönfeld unweit Frauenſtein in Sachſen, bei Giebichenſtein unfern Halle, in Schleſien an einigen Orten, in Schottland, England, Irland und in mächtigen Lagern in Nordamerika. Bei Lobenſtein findet ſich ſelbſt ein Gang im Grauwackengebirge, beſtehend aus Anthracit und Quarz. — Der Anthracit wird ſeiner ſchweren Verbrennbarkeit wegen nicht überall, wie die Schwarzkohlen, zum Verbrennen gebraucht. 76.

Steinkrankheit, ſ. Blaſenſtein.

Steinmark (lithomarga) iſt eine derbe, eingeſprengte, als Überzug, in Mandeln und Gangklüfte ausfüllend, aufzufindende feinerdige und zerreibliche Mineralſubſtanz, von mattem, wenig fettigem Glanze, etwas fettig anzufühlen und von 2,0—2,4 eigenthümlichem Gewichte, und beſteht aus Kieſelerde, Thonerde und Waſſer. Man theilt dieſelbe in gemeines S., welches die weißen, gelben, röthlichen, rothen Färbungen und geflecten Varietäten begreift, und in feſtes oder verhärtetes S., auch ſächſiſche Wundererde genannt, welches perlgraue, lavendelblaue und kirſchrothe Farben beſitzt, härter als jenes und weniger fett anzufühlen iſt. Erſteres iſt im Porphyr- und Grauwackengebirge, nicht ſelten in Sachſen, Schleſien und auf Elba; letzteres wird zu Planitz bei Zwickau gefunden und diente ſonſt in der Medicin. 76.

Steinöl, ſ. Naphta.

Steinregen, ſ. Meteorſteine.

Steinſchneidekunſt und Stempelſchneidekunſt ſind zwei ſehr verwandte Zweige der bildenden Kunſt. Die erſtere, Lithoglyptik genannt, liefert die ſogenannten geſchnittenen Steine (Cameen und Gemmen, ſ. d. Art.). Die Kunſt vertieft zu ſchneiden (Sculptur) iſt älter als jene erhaben zu arbeiten (Tornatur); letztere kam erſt durch die Griechen auf. Erſtere betrieb man früher mehr, welches wohl in der Natur der Sache lag, da die Intaglien (vertieft geſchnittene Steine) zum Gebrauche des Siegelns nothwendig waren, die Cameen (erhaben gearbeitete Steine) aber zum Schmucke verwendet wurden. Die Bearbeitung ſelbſt war ſehr einfach. Die Steine wurden von den Polirern (politores gemmarum) auf einer Steinplatte mittelſt Pulver härterer Steine rund, oval, flach oder ſchildförmig, je nachdem es der darauf auszuführende Gegenſtand erforderte, zugerichtet und dann den Sculptoren zum Schneiden übergeben, welche ſich außer des Rades auch des Narium, des Oſtracits, der Diamantſpitze und des Diamantſtaubes bedienten. Der Erſte, welcher in Diamant ſchnitt, war Ambroſius Caradoſſa, indem er im Jahre 1500 für Papſt Julius II. die Figur eines Kirchenvaters ausarbeitete. Die erſten Spuren der S. findet man bei den Indiern, Perſern und Ägyptern. Von den Ägyptern kam ſie auf die Phönizier, Hetrurier und Griechen und von letzteren, welche es am Weiteſten darin gebracht hatten, wurde ſie auf die Römer übertragen. Hier und beſonders zur Zeit des römiſchen Kaiſerthums war dieſe Kunſt zu einer hohen Vollendung und Verbreitung gediehen; kam aber mit dem Untergange des römiſchen Reichs gänzlich in Verfall. Die erſten Verſuche, welche wahrſcheinlich von den dahin geflüchteten Griechen in Italien gemacht wurden, fallen in den Anfang des XV. Jahrh. Die Medicäer erwarben ſich ein großes Verdienſt um die Wiederaufnahme der Kunſt. Beſonders half Lorenzo de Medicis zu Florenz dieſer Kunſt auf, welcher ſo ſchön in Carneol ſchnitt, daß man ihn Giovanni delle Carneole nannte und ihn für den Wiederherſteller derſelben in Italien hielt. Von deutſcher S. finden wir die erſten Spuren im XIV. und XV. Jahrh. zu Straßburg und Nürnberg. Der älteſte uns bekannte Künſtler iſt Daniel Engelhard (geſt. 1552) zu Nürnberg, dem Lucas Kilian folgte. Aber alle früheren übertraf F. Natter (geb. 1705). Er, ſo wie Pichler und Marchant, gel-

ten für die eigentlichen Wiederherſteller dieſer Kunſt. Nicht minder geſchätzt ſind Facius und Hecker. In Italien ſind in neuerer Zeit beſonders Berini und Putinati in Mailand und Cervara und Giromelli in Rom berühmt. Aber auch Frankreich und England haben viele ausgezeichnete Steinſchneider aufzuweiſen. — Die Stempelſchneidekunſt (franz. gravure de poinçons; engl. stamp-cuttery) iſt die Kunſt, allerlei Figuren und Buchſtaben, als: Helmdecken, Wappen, Blumen, Laubwerk, Gebäude und Landſchaften, Bruſtbilder nach dem Leben ꝛc. in Stempel von Metall je nach Erforderniß des Abdrucks entweder vertieft oder erhaben darzuſtellen, wozu er allerlei Arten von Grabſticheln, Punzen, in Stahl geſchnittene Buchſtaben ꝛc. bedarf. Die Stempel für Münzen ꝛc. werden gewöhnlich in weichen Stahl geſchnitten und dieſer ſodann gehärtet. Das Verfahren dabei iſt wie bei der S. und die Geſchichte derſelben eigentlich die des Münzweſens. Unter die berühmten Stempelſchneider neuerer Zeit gehören Abramſon, Loos (Vater und Sohn), Hedlinger, Wahl, Denon, Putinati in Mailand, Giromelli in Rom u. A. 33.

Steinſchnitt, lat. lithotomia; franz. taille; engl. lithotomy, iſt eine chirurgiſche Operation, durch welche die Harnblaſe eröffnet wird, um eine oder mehrere Blaſenſteine (ſ. d. Art.) oder ſonſtige in derſelben befindliche fremde Körper auszuziehn, und eine der bedeutendſten, gefährlichſten, feinſten und ſchwierigſten Operationen der Chirurgie, die von Seiten des Wundarztes große Übung, eine gewiſſe manuelle Geſchicklichkeit, vorzüglich aber ganz genaue anatomiſche Kenntniſſe erfordert. Sie iſt in allen den Fällen nöthig, wo der Stein ſchon von einigem Umfange iſt und ſchmerzhafte und bedenkliche Zufälle erregt, von denen zu befürchten iſt, daß ſie durch die Länge der Zeit und das zunehmende Wachſen des Steins immer gefährlicher werden und Degeneration der Blaſe und endlich den Tod herbeiführen, und kann allein, doch nur in gewiſſen Fällen, durch die Lithotritie (ſ. d. Art.) erſetzt werden. Vergeblich iſt es dagegen zu erwarten, durch Anwendung innerer ſteinauflöſender Mittel dieſelbe entbehrlich machen zu können. Unausführbar iſt aber der S. bei hohem Alter, bei Gegenwart anderer ſchwerer Krankheiten, bei örtlichen Krankheiten der Blaſe ꝛc. Die beſte Zeit, in der er verrichtet wird, iſt das Frühjahr und der Herbſt. Er iſt verſchieden je nach den Geſchlechtern. Beim Manne, wo er am Öfterſten vorkommt, aber auch am Schwierigſten iſt, wird er auf ſehr verſchiedene Weiſe verrichtet, wornach er verſchiedene Namen bekommen hat. *S. mit der kleinen Geräthſchaft*, ſchon von Celſus beſchrieben, iſt nur bei Knaben anwendbar. Man macht den Blaſenſchnitt in dem Damme auf dem Steine ſelbſt, den man mittelſt zweier, in den Maſtdarm eingeführten Finger herabdrückt, und entfernt dann den Stein durch die Steinzange. — Beim *S. mit der großen Geräthſchaft* (wegen der dazu nöthigen vielen Inſtrumente ſo benannt) ſpaltet man die Harnröhre auf einer Leitungsſonde an der linken Seite der Mittellinie (raphe) des Damms von der Wurzel des Hodenſacks bis auf einen Querfinger vom After, erweitert dann durch verſchiedene Inſtrumente den Blaſenhals und zieht den Stein mit der Zange aus. Dieſes Verfahren gewährt manche Vortheile; da es aber ſehr häufig Entzündung und Brand der Blaſe bewirkt, ſo iſt es jetzt völlig aufgegeben. — *Seitenſteinſchnitt*, die jetzt faſt allgemein befolgte Methode, beſteht darin, daß man den Schnitt links einen Zoll über dem After anfängt und nach dem Höcker des Sitzbeins fortſetzt, wobei außer dem Fettzellgewebe und einigen Muskeln die häutige Partie der Harnröhre, die Vorſteherdrüſe und der Blaſenhals durchſchnitten werden. Sie iſt von einem Mönche, Frère Jacques de Beaulieu, vor Ende des XVII. Jahrh. erfunden und auf mannigfaltige Weiſe durch Cheſelden, Ledran, Lecat, Pouteau, Frère Côme, Murſinna, Klein, Langenbeck u. A. verändert und verbeſſert worden. Obgleich bei dieſer die bei der vorigen Methode erwähnten Übel nicht ſo leicht

eintreten, ſo bieten ſich bei ihr doch immer noch Gefahren genug dar, die eine nicht geringe Sterblichkeit der Operirten nach ſich ziehen. — Mit Übergehung einiger anderer minder wichtigen Methoden des Steinſchnitts erwähnen wir nur noch den S. mit der hohen Geräthſchaft, bei der man den Stein aus der Blaſe zieht, indem man die vordere Partie der Blaſe durch einen Einſchnitt in die vordere Partie des Bauchs oberhalb der Schambeine öffnet. Dieſe Operation wird jetzt nur dann verrichtet, wenn der auszuziehende Stein ſo umfänglich iſt, daß er auf keinem andern Wege entfernt werden kann. — Die Zufälle bei Operirten nach dem Steinſchnitte ſind ſehr mannigfaltig und treten leider nicht ſogar ſelten ein. Sie beſtehen in Ohnmachten, Krämpfen, Blutungen, oder in Harnverhaltungen, Entzündungen der Blaſe und des Bauchfells, in Harnfiſteln, Unvermögen, den Harn zu halten, in Verletzungen des Maſtdarms ꝛc., von denen mehrere den Tod herbeiführen, oder ein unheilbares Siechthum bewirken können. — Der S. iſt ſchon in den früheſten Zeiten ausgeübt worden, aber mit wenig Erfolg, weil eine unächte hippokratiſche Schrift, der Eidſchwur, ihn den Ärzten unterſagt und ſo iſt dieſe Operation unter den Griechen, Römern, Arabern in den Händen der Quackſalber geblieben und es ſind von ihnen die verſchiedenen Methoden deſſelben erfunden worden. Später war er, namentlich in Frankreich, in den Händen einiger weniger Wundärzte, die ihn als ein Geheimniß bewahrten und ſich ausſchließlich mit ſeiner Ausübung beſchäftigten. Erſt ſpäter wurde er allgemeines Eigenthum der Chirurgie, ſo daß ſich ſeit dem XVII. und XVIII. Jahrh. die größten Wundärzte mit ſeiner Vervollkommnung beſchäftigten. 39.

Steinſtücke (pierriers) war der Name der erſten Haubitzen, ehe man darauf fiel, ſie zum Werfen der Granaten anzuwenden. Man findet ſie gegenwärtig nur noch hin und wieder in Feſtungen als Flankengeſchütz, um bei der Vertheidigung des Grabens zum Kartätſchfeuer verwendet zu werden. 61.

Steinzermalmung, ſ. Lithotritie.

Stellionat, crimen stellionatus (von stellio, die Eidechſe, welche alle Farben ſpielt), ein Verbrechen, welches unter keine von den in den Geſetzen aufgezählten Formen zu rechnen iſt, ſondern von mehreren etwas an ſich hat, kommt gewöhnlich bei zuſammengeſetzten und verwickelten Betrügereien vor und enthält gewiſſermaßen das Attentat von mehreren Vergehungen. Das Verbrechen des S. iſt nur mit Vorſicht anzunehmen; denn nicht jede Handlung des Andern, die uns vielleicht läſtig fällt und die wir deßhalb leicht für Unrecht halten, iſt deßhalb ſtrafbar, ſondern nur die, welche im Geſetze verboten ſind. Da, wo es beſtimmte Geſetzbücher gibt, wird der S. nur auf beſtimmte Merkmale der in ihm liegenden Verbrechen beſchränkt werden. 10.

Stellung (militairiſche). Wenn ein gewiſſer Terrainabſchnitt gegen einen anrückenden Feind durch Truppenmacht behauptet werden ſoll, ſo nennt man die hierzu getroffenen Maßregeln das Nehmen einer S. oder Poſition. Die Vertheidigung dieſes Terraintheils kann auf vierfache Art geſchehen, indem man entweder die Truppen auf demſelben, vor-, ſeitwärts oder hinter demſelben aufſtellt. Der mannigfachen materiellen und moraliſchen Nachtheile wegen, welche die Vertheidigung gegen den Angriff hat, beſteht die allgemeine Regel: nie eine ſolche Stellung zu wählen, in der man auf einen unbedingt paſſiven Zuſtand beſchränkt und nicht im Stande iſt, einen zweckmäßigen Übergang aus der Defenſive in die Offenſive ergreifen zu können. Wenn gleich von den genannten 4 Arten der Poſitionen bei Vertheidigung von Terraintheilen die Seitenvertheidigung die meiſten Vortheile wegen des kreuzenden Feuers und des Convergirens der Kräfte gewährt, ſo iſt es doch am Angemeſſenſten, alle 4 Arten zu verbinden. Eine Stellung iſt ſchlecht, wenn ſie den Übergang aus der Defenſive in die Offenſive nicht geſtattet und ſo liegt, daß der Feind ſie umgehen, ſeitwärts liegen laſſen kann, ohne ſie anzugreifen.

Daß hierunter nicht Umgehungen im ausgedehnteſten Sinne gemeint ſein können, liegt in der Natur der Sache. Die Umgehung muß nur für den Feind mit ſo vielen Nachtheilen verbunden ſein, daß dieſe die dadurch erreichten Vortheile überwiegen. Das Terrain, welches zur Aufſtellung gewählt worden iſt, muß ſo beſchaffen ſein, daß der Feind ſich nicht unentdeckt nähern und auf keinem Punkte derſelben in größerer Front angreifen kann, als der Vertheidiger entgegenzuſtellen vermag. Der Feind muß bei ſeiner Annäherung Hinderniſſe im Terrain finden, die ihn im wirkſamen Geſchütz- und Gewehrfeuer aufhalten. Je weniger Annäherungspunkte möglich ſind, deſto vortheilhafter iſt die Stellung. Der Feind muß gezwungen ſein, ſich im Bereiche der Waffen des Vertheidigers zu entwickeln. Die einzelnen Punkte müſſen ſich gegenſeitig unterſtützen können und der Verluſt eines derſelben darf keinen nachtheiligen Einfluß auf das Ganze haben. Ein unerwartetes Übergehen in die Offenſive muß möglich und der Rückzug geſichert ſein. Ehe eine Stellung genommen wird, muß ein genaues Recognoſciren vorangehen, wobei folgende Punkte in Erwägung gezogen werden müſſen: von wo kann der Feind kommen? welcher Angriffspunkt iſt ihm der vortheilhafteſte? wie ſind die Flügel zu decken? wie verhält ſich die Ausdehnung der Stellung zu der Anzahl der für ſie beſtimmten Truppen? wie müſſen die Truppen vertheilt werden, um ihre Waffenwirkung möglichſt kräftig zu machen? wie läßt ſich die möglichſte Deckung hiermit verbinden? wie viel Streitkräfte ſind für den erſten Augenblick nöthig? wo ſtellt ſich die Reſerve auf mit Rückſicht auf ihre Deckung, ihres Gebrauches zum Übergehen in die Offenſive und der Unterſtützung einzelner angegriffener Punkte? wie muß der Rückzug angeordnet werden? In den meiſten Fällen wird hierbei die Artillerie zuerſt und nach ihr die Aufſtellung der übrigen Truppen berückſichtigt werden müſſen. — Künſtleriſche S. ſ. Attitude. 61.

Stempelabdruck nennt man das Verfahren, die auf einer Fläche (Stempel) eingeſchnittenen erhabenen oder vertieften Figuren, Buchſtaben ꝛc. mittelſt eines ſtarken Druckes in eine etwas weichere Maſſe einzudrücken oder mittelſt aufgetragener Farbe abzudrücken. 26.

Stempelpapier, franz. papier timbré; engl. stamped paper. Um von gewiſſen Geſchäften, welche mehrentheils einzeln vorkommen, eine indirecte Abgabe zu gewinnen, iſt in manchen Staaten die Einrichtung getroffen worden, daß die über dergleichen Geſchäfte gefertigten ſchriftlichen Aufſätze auf ſolches Papier geſchrieben werden ſollen, wovon die Abgabe laut des darauf gebrachten Regierungsſtempels bereits bezahlt iſt. Dieſes Papier nennt man S. Es iſt aber in den meiſten Fällen nicht gerade erforderlich die ganze Schrift auf dergleichen Papier zu ſchreiben, ſondern es iſt hinlänglich, wenn ſich nur die Verwendung der Abgabe unläugbar ergibt, welches ſchon dadurch geſchehen kann, daß der erforderliche Stempelbogen zum Titel oder Umſchlage gebraucht und die Beſtimmung dazu auf eine Weiſe vorgemerkt iſt, daß der Bogen nicht weiter zu anderen Geſchäften verwendet werden kann. Vorzüglich ſind es Diplome, Gnadenbezeugungen, Proceſſe, Vorträge und Geſuche an Behörden, Contracte und deren Bekenntniſſe (als Schuldſcheine, Wechſel und Anweiſungen), endlich Erbſchaften, Spielkarten und Kalender, welche der Stempelabgabe unterworfen ſind. Zu den Erbſchaften pflegt man den Betrag des Stempels gegen Bekenntniß zu den Acten einzuliefern. Die Kalender und Karten aber werden, wenn ſie bereits fertig ſind, geſtempelt. Die Hinterziehung der Stempelabgabe wird gewöhnlich mit Verdoppelung, Vervierfachung oder Verzehnfachung des geſetzlichen Betrages als Strafe geahndet. Die Übertragung des engliſchen Stempelgeſetzes auf die bis davon freigeweſenen Colonien gab nebſt der Theeacte bekanntlich die Gelegenheit zum Abfalle der nordamerikaniſchen Provinzen vom Mutterlande. 24.

Stempelſchneidekunſt, ſ. Steinſchneidekunſt.

Stenbock (Magnus), ausgezeichneter ſchwediſcher Feldherr unter Karl XII., wurde im Jahre 1664 zu Stockholm geboren, ſtudirte zu Upſala, unternahm dann 1683 eine Reiſe in das Ausland, trat in holländiſche Kriegsdienſte und zeichnete ſich durch ſeine Tapferkeit ſo ſehr aus, daß er ſchon im Jahre 1697 zum Oberſten eines deutſchen Regimentes in Wismar ernannt wurde, wo er ein unvollendet gebliebenes Werk über die Kriegskunſt begann. Hierauf nahm er an den meiſten Feldzügen Karl's XII. Antheil, trug viel zur Entſcheidung des Sieges bei Narwa bei, führte im polniſchen Feldzuge 1706 den Oberbefehl über dasjenige Truppencorps, welches zum Bau der Brücken und zur Eintreibung der Brandſchatzung beſtimmt war, folgte noch in demſelben Jahre dem Könige nach Sachſen und wurde zum Statthalter dieſes Landes ernannt, welches durch die Nachläſſigkeit ſeines Vorfahren in großen Verfall gerathen war. Schon hatte S. ſeine Verbeſſerungen begonnen, der Willkühr und den Ungerechtigkeiten der Beamteten Schranken geſetzt und ſeine Wachſamkeit über alle Theile der Verwaltung gleich verbreitet, als ihn der Wiederausbruch des Krieges in ſeinen ferneren Unternehmungen hinderte. Auf Befehl der Regentſchaft mußte nämlich S. nach der unglücklichen Schlacht bei Pultawa an der Spitze von 20000 Mann, größtentheils neugeworbener und ſchlecht disciplinirter Truppen, ſich den in Schweden eingefallenen Dänen entgegenſtellen, deren Fortſchritte er durch den Sieg bei Helſingborg (am 28. Febr. 1710) Einhalt that. Hierauf drang er im Jahre 1712 mit einem neugeworbenen Heere in Pommern vor, ſchlug die Dänen am 20. Dec. bei Gadebuſch in Meklenburg, fiel in Holſtein ein und verbrannte am 9. Jan. 1713 Altona. Da er aber zu tief in Holſtein eingedrungen war, wurde er von den vereinigten däniſchen, ruſſiſchen und ſächſiſchen Truppen umzingelt, ſo daß er ſich nebſt ſeinem Heere am 6. Mai 1713 bei Tönningen kriegsgefangen ergeben mußte, worauf man ihn nach Kopenhagen in Gewahrſam brachte und, als er hier einen Verſuch zur Flucht gemacht hatte, in einen engen Kerker einſchloß, welcher ſich über einem mit faulem Waſſer angefüllten Keller befand. Hier erlaubte man ihm erſt ſpäter die Unterhaltung mit einem durch die Wand von ihm abgeſonderten Prediger, reichte ihm kaum genießbare Nahrungsmittel und ließ ſeine Bitten um Verbeſſerung ſeines Zuſtandes gänzlich unbeachtet. Um ſich die Einſamkeit ſeines Kerkers wenigſtens in etwas erträglich zu machen, vollendete er Filigranarbeiten in Elfenbein, welche noch jetzt in Kopenhagen, Upſala und Lund aufbewahrt werden, und ſchrieb, von Elend und Kummer faſt aufgelöſt, eine Geſchichte ſeiner Leiden zum Troſte ſeiner Familie und zu ſeiner Rechtfertigung bei der Nachwelt. Er ſtarb im Gefängniſſe 1717. Nach ſeinem Tode kam die erwähnte Schrift, die er auf einzelne Stückchen Papier niedergeſchrieben und in einem Kaſten mit doppeltem Boden verborgen hatte, nebſt ſeinem Nachlaſſe und ſeinem Leichname nach Schweden, wo ſie von ſeinem Sohne entdeckt und 1773 in Lönbom's „Anekdoten von berühmten und ausgezeichneten Schweden" bekannt gemacht wurde. Sie iſt durch ihren Inhalt und den rührenden Ton ihrer Darſtellung ſehr ergreifend. S. beſaß große Talente und Karl XII. bewies ihm, der an ihn gerichteten und noch vorhandenen Briefe zufolge, ſtets ſeine Hochachtung, obgleich S. in vielen Dingen nicht mit der Anſicht des Königs übereinſtimmte und ihm namentlich den Einfall in Polen widerrieth. Sein Vaterland liebte er innig, war freimüthig in ſeinen Äußerungen und wurde ſelbſt von ſeinen politiſchen Gegnern, wie von dem Könige Auguſt von Polen, hoch geachtet. 81.

Stenogrāphie, ſ. Tachygrāphie.

Stenōnis oder Stenſon (Nikolaus), ausgezeichneter däniſcher Anatom, am 11. Jan. 1638 zu Kopenhagen geboren, ſtudirte die Anatomie in ſeiner Vaterſtadt und in Leyden und unternahm hierauf langdauernde Reiſen, bis er in Florenz Leibarzt des Herzogs und Erzieher ſeines Sohnes wurde. Hier trat er zum katholiſchen Glauben über, erhielt aber deſſenungeachtet 1671 die Lehrſtelle der Anatomie

in ſeiner Vaterſtadt, die er mit vielem Eifer bis 1677 verwaltete, worauf er nach Florenz zurückkehrte und in den geiſtlichen Stand übertrat. Als Biſchof von Titiopol und apoſtoliſcher Vicarius von Niederſachſen begab er ſich nunmehr nach Braunſchweig, lebte, von da nach einiger Zeit vertrieben, in Münſter und dann in Hamburg und ſtarb endlich in Schwerin am 25. Nov. 1686. Man verdankt S. mehrere anatomiſche Entdeckungen. Er war ein eifriger und unbefangener Forſcher und zeigte in der Darlegung ſeiner Anſichten viel Scharfſinn und Beſcheidenheit. Von ihm trägt der Ausführungsgang der Mundſpeicheldrüſen (Parotiden), den er höchſt wahrſcheinlich zuerſt aufgefunden hat, ſeinen Namen (ductus salivalis Stenonis); er war der Erſte, der die Structur des Herzens richtiger angab, beſchrieb die Drüſen der Augen ſehr ſorgfältig, unterſuchte den Bau des Hirns und gab vortreffliche Beobachtungen über die Bebrütung des Eies. Seine Schriften führen die Titel: „Observationes anat., quibus varia oris vasa describuntur“ (1662); „De musculis et glandulis“ (1664); „Elementorum myologiae specimen“ (1667); „Sur l'anatomie du cerveau“ (Paris 1679). 39.

Stentor war nach Homer ein Grieche in dem Heere vor Troja, deſſen Stimme die Stärke von 50 gewöhnlichen Männerſtimmen hatte; daher der Ausdruck Stentorſtimme. 30.

Stephan, König von Polen, ſ. Bathori.

Stephan (Päpſte). — S. I. ward nach Lucius 253 Biſchof der römiſchen Gemeinde und zeigte ſeinen hierarchiſchen Sinn namentlich in einem Streite mit den Afrikanern und Kleinaſiaten über die Gültigkeit der von Ketzern verrichteten Taufe, indem er die römiſch-apoſtoliſche Überlieferung zur entſcheidenden Norm erheben wollte. Gegen Cyprian entſchied er nämlich, daß die Ketzer oder die von Ketzern Getauften nicht wieder zu taufen ſeien und bedrohte die dagegen Handelnden mit der Ausſchließung aus der Kirchengemeinſchaft, welche Drohung er auch erfüllte, ohne ſeinen Zweck zu erreichen. Er ſtarb im Gefängniſſe oder in der Verbannung im Jahre 257. — S. II., Nachfolger des Zacharias 752, rief, als er den Kaiſer Conſtantinus Kopronymus gegen den Longobardenkönig Aiſtulph, welcher das Exarchat eroberte und Rom bedrohte, vergebens um Schutz gefleht hatte, die Hülfe des von ihm geſalbten Königs der Franken, Pipin, an, der nun als Schutzherr anerkannt nach einem Feldzuge (754) das wiedereroberte griechiſch-italieniſche Gebiet (den Exarchat nebſt Pentapolis) dem Biſchofe von Rom überließ und ihn durch einen zweiten Zug (755) in den Beſitz der Schenkung ſetzte. S. ſtarb 757. — S. III. folgte auf Paul I. nach Abſetzung des Gegenpapſtes Conſtantin 768. Er gab ein neues Geſetz über die Papſtwahl, nach welchem Keiner, der nicht durch alle niederen Stufen der römiſchen Geiſtlichkeit bis zur Würde eines Cardinaldiakonus geſtiegen war, auf den päpſtlichen Stuhl erhoben werden ſollte. Bei dem Longobardenkönige Deſiderius konnte er es aber eben ſo wenig dahin bringen, daß er ihm alle noch vorenthaltene Theile von Pipin's Schenkung abtrat, als eine Doppelheirath zwiſchen den longobardiſchen und fränkiſchen Königsfamilien hindern. S. ſtarb 772. — S. IV., Nachfolger Leo's III. 816, ließ das römiſche Volk dem Kaiſer Ludwig Treue ſchwören, ging ſelbſt nach Rheims und krönte ihn und ſeine Gemahlin Irmengard. Er ſtarb 817. — S. V. regierte nach Hadrian III. von 886—891. Er krönte den Herzog Guido von Spoleto zum Könige von Italien und römiſchen Kaiſer und gab eine Verordnung, daß Alles, was die römiſche Kirche befehle, von Allen ſtets und ohne Widerrede beobachtet werden müſſe. — S. VI. (896—897) ging im Kampfe um die Krone Italiens zu Guido's Partei über, hielt noch über den ausgegrabenen Leichnam ſeines Vorgängers, des Formoſus, Gericht und ließ denſelben in die Tiber werfen, ward aber ſelbſt ſchon 897 von einer römiſchen Gegenpartei im Kerker erdroſſelt. — S. VII., Nachfolger Leo's VI., 929—931. — S. VIII., ein Deutſcher und Verwandter des Kaiſers Otto, folgte auf Leo VII.,

ward aber von den Römern gefangen geſetzt und verſtümmelt. Er ſtarb 942. — S. IX. (1057—1058), früher genannt Friedrich und Bruder des Herzogs Gottfried von Lothringen, wurde nach Victor's II. Tode zum Papſte gewählt. Er handelte im Sinne der von Leo IX. begonnenen Reformation und ſetzte die Kirchenviſitation fort. Sein Plan, durch Krönung ſeines Bruders ein nationales Kaiſerthum in Italien zu begründen, wurde durch Unentſchloſſenheit oder frühen Tod (2. Aug. 1057) zu nichte. 63.

Stephani (Heinrich), rühmlichſt bekannter Theolog und Pädagog, ward zu Gmünd an der Greck am 1. April 1761 geboren, ſtudirte zu Erlangen und ward dann Erzieher zweier jungen Grafen von Caſtell, mit deren Einem, mit dem Titel Conſiſtorialrath beehrt, er die Schule zu Kloſter Bergen und darauf die Univerſität Jena beſuchte. Endlich ward er 1808 baieriſcher Kirchen- und Schulrath in Augsburg, 1811 in gleicher Eigenſchaft nach Ansbach verſetzt und 1818 zum Dekan und Stadtpfarrer in Gunzenhauſen im Rezatkreiſe erwählt. Er zeigte ſich in allen dieſen Stellen und in ſeinen Schriften als ein Mann von unermüdlicher Thätigkeit und regem Eifer für Volksaufklärung, als tüchtiger Pädagog und kenntnißreicher und aufgeklärter Theolog, der unendlich viel Gutes geſtiftet hat; aber eben deßhalb fand er an der Partei der Finſterlinge zahlreiche und erbitterte Gegner und ward endlich durch deren Umtriebe 1834 plötzlich aller ſeiner Ämter entſetzt, was aber ſpäter zufolge ſeiner Vertheidigung in die mildernde Benennung „Verſetzung in den Ruheſtand" mit Beibehaltung ſeines Gehaltes verwandelt ward (vergl. Dr. H. S.'s „Geſchichte ſeiner Amtsſuspenſion", Hildburgh. 1835; die Gegenſchrift: „Actenſtücke zur Ergänzung und Berichtigung der Druckſchrift: Dr. H. Stephani's Geſchichte ꝛc.", amtlich bekannt gemacht, München 1836; und „Nachtrag zu Stephani's Geſchichte ꝛc.", Hildburgh. 1836). — Unter der großen Zahl meiſt ſehr gediegener Schriften ſtehen die pädagogiſchen oben an, welche ihn zu dem Range eines der erſten Pädagogen neuerer Zeit erhoben haben. Hierzu gehören: „Grundriß der Staatserziehungswiſſenſchaft" (Weißenfels 1797); „Syſtem der öffentlichen Erziehung" (Berlin 1813. 2. Aufl.); „Handbuch der Unterrichtskunſt" (Erlangen 1835); „Lehrbuch der Religion für die Jugend der höheren Stände" (Nürnb. 1819. 4. Aufl.); „Leitfaden zum Religionsunterrichte der Confirmanden" (Erlangen 1819. 4. Aufl.); „Unterricht in der gründlichſten und leichteſten Methode, Kindern das Leſen zu lehren" (Erlangen 1808. 3. Aufl.); „Ausführliche Beſchreibung der Lautirmethode" (Erlangen 1825. 2. Aufl.); „Wandfibel" (Erlangen 1819. 17. Aufl.); „Handfibel" (Erlangen 1836. 54. Aufl.), außer mehreren pädagogiſchen Journalen, mehreren anderen pädagogiſchen, theologiſchen (beſonders gegen den Myſticismus gerichteten), philoſophiſchen und das kanoniſche Recht betreffenden Schriften. Seine Leſemethode ſ. unter Leſemethoden. 16.

Stephanie (Louiſe Adriane Napoleone), Großherzogin von Baden, die Tochter des Barons Tacher de la Pagerie und Nichte der Kaiſerin Joſephine, daher eine nahe Anverwandte Napoleon's, wurde im Jahre 1789 geboren, vermählte ſich mit Karl Ludwig Friedrich, Erbgroßherzog von Baden, bei welcher Gelegenheit Napoleon ſie (1806) adoptirte, wurde im Jahre 1811 nach dem Tode ihres Schwiegervaters wirkliche Großherzogin und iſt ſeit 1818, wo ihr Gemahl ſtarb, verwittwet. Sie iſt Mutter von drei Töchtern und reſidirt gegenwärtig in Manheim. 81.

Stephanie (Chriſtian Gottlob), eigentlich Stephan, ein ausgezeichneter Schauſpieler, wurde im Jahre 1733 zu Breslau geboren und von ſeinem Vater zum Kaufmannsſtande beſtimmt, verließ denſelben aber aus Liebe zum Theater, trat unter die Schuch'ſche Geſellſchaft und wurde zuerſt 1756 in Breslau mit großem Beifalle aufgenommen. Nachdem er hierauf mit der genannten Geſellſchaft

Magdeburg, Potsdam, Berlin, Stettin, Frankfurt an der Oder und Küſtrin beſucht hatte, verband er ſich mit Kirchhof und Eckhof zur Verbeſſerung des Theaters und dieſe verließen, da Schuch in dieſes Streben nicht einging, ſeine Geſellſchaft und begaben ſich gemeinſchaftlich nach Altona. Da aber die daſige Bühne zu geringen Beifall fand, ſo wandte ſich S. nach Mitau und fand hierauf 1760 als Hofſchauſpieler eine Anſtellung in Wien. Zwar mußte er anfangs auch hier an der Aufführung extemporirter Stücke Antheil nehmen; allein er wußte den dramatiſchen Arbeiten immer mehr Beifall zu verſchaffen, ſo daß ſchon 1762 die Einrichtung getroffen wurde, daß man jede Woche wenigſtens ein vorher einſtudirtes Stück gab. Um zu gleicher Zeit den Geſchmack des großen Publicum zu heben, gab S. ſeit 1766 eine Monatsſchrift unter dem Titel: „Geſammelte Schriften zum Vergnügen und Unterricht" heraus. Unterdeß hatte man es ſchon 1768 ſo weit gebracht, daß wöchentlich nur noch zwei Poſſen aufgeführt wurden; als aber Affligio die Leitung des deutſchen Theaters übernahm und die extemporirten Stücke wieder einzuführen ſuchte, gerieth S. mit ihm in einen heftigen Streit und er würde den Ränken ſeines Gegners haben weichen müſſen, wenn ſich nicht Maria Thereſia ſelbſt ſeiner angenommen hätte. Er ſtarb 1798. Als dramatiſcher Schriftſteller trat er in der „Neueſten Frauenſchule", „Der Liebe in Corſika" und dem „Neuen Weiberfeind" auf. Eine Sammlung ſeiner „Sämmtlichen Schauſpiele" erſchien 1761 zu Wien in 5 Bänden. — Auch ſein Bruder, **Gottlieb S.**, welcher ebenfalls Schauſpieler war, hat mehrere Luſtſpiele geſchrieben. 81.

Stephanus, der erſte chriſtliche Märtyrer, war einer von den ſieben erſten Diakonen der jeruſalemiſchen Chriſtengemeinde. Die Steinigung deſſelben (um das Jahr 35 oder 36 n. Chr.) geſchah mehr durch Volkserbitterung, als auf öffentliche Anordnung. Sie wurde zunächſt durch gelehrte Streitigkeiten gegen helleniſtiſche Synagogenvorſteher veranlaßt und durch Eiferer für das Geſetz ohne Urthel und Recht vollzogen. Sterbend verzieh er noch ſeinen Feinden. Paulus aber, damals noch eifriger Verfolger der Chriſten, hatte Wohlgefallen an ſeiner Ermordung. Vergl. Apoſtelgeſch. 6, 5. 8 ff. Er gehört unter die Heiligen der katholiſchen Kirche und ſein Gedächtnißtag iſt der 26. December. 63.

Stephanus (latiniſirt aus Etienne), zwei der größten philologiſchen Heroen des XVI. Jahrh. 1) **Robert S.**, geb. 1503 zu Paris, ererbte von ſeinem Vater 1520 eine der beſten Druckereien in jener Zeit, nachdem er bereits ſich den gelehrten Studien gewidmet, ſich die ausgezeichnetſten philologiſchen Kenntniſſe erworben, dabei aber auch der aufkeimenden lutheriſchen Lehre ſich zugewendet hatte. Er trat daher 1520 mit Simon de Collines in Verbindung und benutzte ſeine Druckerei zu einer neuen Ausgabe des neuen Teſtaments, die an Brauchbarkeit hinſichtlich ihrer äußeren Form, an Correctheit und gutem Druck alle früheren Ausgaben bei Weitem übertraf. Allein hierdurch zog er ſich den Haß der Sorbonne zu, der von nun an faſt mit jedem Tage wuchs. Doch 1526 trennte er ſich ſchon von Collines und fing unter ſeinem alleinigen Namen an zu drucken, und bald trugen viele von ihm beſorgte und gedruckte Ausgaben alter Claſſiker, z. B. des Dio Caſſius, Suetonius, Terentius, Virgilius ꝛc. ſeinen Ruhm ſowohl als Gelehrter wie auch als Buchdrucker in alle Weltgegenden. Namentlich aber verwendete er den größten Fleiß auf die größtmöglichſte Correctheit ſeiner Ausgaben, daher er auch die Correcturbogen öffentlich aushängen ließ und demjenigen eine Belohnung zuſicherte, der darin einen Druckfehler auffinden würde. So druckte er auch 1532 eine neue ſplendide Ausgabe der Bibel, fachte aber auch den Haß der Sorbonne von Neuem an, ſo daß ſelbſt König Franz I. ſich ſeiner annehmen mußte, um ihn gegen deren Verfolgungen ſicher zu ſtellen. Von dieſer Zeit an ſcheint er ſich auch mehr auf das Studium des claſſiſchen Alterthums und der alten Sprachen gelegt zu haben; denn ſchon 1534 erſchien die erſte Ausgabe ſeines Hauptwerkes, des „Thesaurus linguae

latinae“, ein Schatz von Gelehrſamkeit und Kritik und eine unerſchöpfliche Fundgrube für den Studirenden. Endlich aber konnte er ſich nicht länger gegen ſeine zahlreichen Feinde in Frankreich behaupten; er wendete ſich daher 1552 nach Genf, wo er nach Errichtung einer eigenen Druckerei, aus der neben den Ausgaben mehrerer alten Claſſiker abermals neue Bibelausgaben hervorgingen, den 6. Sept. 1559 ſtarb. — Sein Sohn, Henricus S., geb. zu Paris 1528, ein Mann von bewunderungswürdigem Talente, ſeltenem Scharfſinne und vorzüglicher Kritik, trat in die Fußtapfen ſeines Vaters und ſtudirte von früher Jugend an mit dem größten Fleiße Philologie, namentlich die griechiſche Sprache, und ſchritt mit einer ſo großen Schnelligkeit vorwärts, daß er kaum 20 Jahre alt Anmerkungen zum Horatius herausgab, die noch jetzt als höchſt ſchätzenswerth geſucht werden. Hierauf begab er ſich 1547 auf Reiſen, beſuchte Florenz, Neapel, Rom, Venedig, dann England und die Niederlande, durchſuchte daſelbſt alle namhaften Bibliotheken, ſammelte die ſeltenſten Handſchriften und kehrte endlich 1552 nach Paris zurück, legte daſelbſt nach einigen Jahren eine eigene Druckerei an und lieferte nun mehrere treffliche Ausgaben alter Claſſiker. Von Ulrich Fugger (ſ. d. Art.) mit Geld unterſtützt begann er endlich auf eigene Koſten den Druck ſeines Meiſterwerks: „Thesaurus linguae graecae“, der zuerſt 1572 erſchien und ihm bei der Nachwelt einen ewigen Ruhm geſichert hat. Deſſenungeachtet aber war der Abſatz, den er von dieſem Rieſenwerke machte, nur ſehr gering, zumal da bald nach dem erſten Erſcheinen deſſelben Scapula einen Auszug davon lieferte, und S. gerieth dadurch in die äußerſte Noth, aus der ihn ſelbſt Heinrich III. nicht herausreißen konnte. In den drückendſten Verhältniſſen zog er nun von einem Orte zum andern, lebte abwechſelnd in Orleans, Paris, Frankfurt, Genf und Lyon, in welchem letztern Orte er endlich auch 1598 im Hospitale geiſtig zerrüttet ſtarb. Noch jetzt mit Recht geſucht ſind ſeine Ausgaben von Plato, Arrian, Xenophon, Diodorus Siculus, Herodot, Thucydides, Herodianus, Zoſimus, Äſchylus, Sophokles, Euripides, Homer, Appollonius Rhodius, Appianus, Theokritus u. v. A. Die ſchätzenswertheſten ſeiner übrigen Schriften ſind: „Poetae graeci principes heroici carminis“ (1566. Fol. auct. ed. Paris 1679. Fol.); „Medicae artis principes post Hippocratem et Galenum“ (1567. 2 Voll.); „Dictionarium med. vel expositiones vocum medicinalium“ (1564) u. m. a. Beachtenswerth ſind auch ſeine zahlreichen lateiniſchen Überſetzungen griechiſcher Schriftſteller. Von dem „Thesaurus linguae graecae“ erſcheint gegenwärtig eine neue Ausgabe zu Paris bei Didot von Karl Bened. Haſe, Wilhelm und Ludwig Dindorf, von welcher bereits der 6. Faſcikel des 2. Bandes ausgegeben iſt. 20.

Stephansorden gibt es gegenwärtig in Europa zwei. Der erſte wurde von Cosmus von Medicis, dem erſten Großherzoge von Toscana, zum Andenken eines über die Franzoſen im Jahre 1554 erfochtenen Sieges am 2. Auguſt, dem Tage des heiligen Stephan (Papſt Stephan I.), deſſelben Jahres errichtet und die aus einer Claſſe beſtehenden Ritter zur Befreiung des Mittelmeeres von Seeräubern, zur Beobachtung der Regeln des heiligen Benedict und zur Vertheidigung des katholiſchen Glaubens verpflichtet. Um den Johanniterorden ſo viel als möglich nachzubilden, wurden ihm auch Kloſterfrauen einverleibt und dieſen die frühere Abtei der Benedictinerinnen zu Piſa, dem Hauptſitze des Ordens, eingeräumt. Die Kleidung derſelben beſteht aus wollenem Zeuge mit einem rothen Kreuze aus demſelben Stoffe auf der linken Bruſt. Das Ordenszeichen der Ritter iſt ein goldenes, dunkelroth emaillirtes Kreuz, zwiſchen deſſen 4 Winkeln goldene Lilien befeſtigt ſind. Über dem Kreuze ſchwebt eine goldene Königskrone. Mit einem in Silber geſtickten Sterne wird dieſe Decoration an einem hochrothen Bande auf der linken Seite im Knopfloche getragen. Die Staatsuniform iſt ſeit 1750 weiß und roth, die gewöhnliche blau und roth. Papſt Pius IV. beſtätigte 1561 den Orden und er=

theilte den Rittern, die in den erſten Jahrhunderten mehrere Beweiſe ihrer Tapferkeit gaben und namentlich den Türken vielfachen Schaden beibrachten, einige Privilegien, z. B. Zehntenfreiheit, die Erlaubniß zu heirathen ꝛc. Der zweite iſt der von der Kaiſerin Maria Thereſia als ungariſcher Nationalorden in 3 Claſſen für Civilverdienſte am 5. Mai 1764 geſtiftete und zum Andenken an Stephan den Heiligen von Ungarn genannt. Seine Inſignien ſind ein achteckiges grünemaillirtes Kreuz mit goldenen Rändern. Das Mittelſchild iſt rund, roth emaillirt und auf dem grünen Hügel, welchen man darauf ſieht, liegt eine goldene Krone mit dem ſilbernen apoſtoliſchen Kreuze. Dieſem zur Seite erblickt man die goldenen Buchſtaben M. T. (Maria Thereſia) und um das Schild herum in weißem Grunde: Publicum Meritorum Praemium. Die Kehrſeite des Schildes iſt weiß, mit einem Eichenkranze umgeben und trägt die Buchſtaben: STO. ST. RI. AP. (Sancto Stephano, Regi Apostolico). Vermittelſt der goldenen ungariſchen Krone werden ſie an einem hochrothen Bande mit grünen Rändern getragen. Auf dem ſilbernen Sterne, welcher die linke Bruſt der Großkreuze ziert, iſt daſſelbe Ordenszeichen, mit einem Lorbeerkranze umwunden, abgeprägt. Ein langer grünſammetner, carmoiſinroth gefütterter Mantel mit Hermelin beſetzt iſt die Gallakleidung. 77.

Steppe, vom ruſſiſchen Worte Step, d. i. Wüſte oder flaches, dürres Feld. Die Weſthälfte des ruſſiſchen Reiches bis an den Obfluß enthält ungeheure waſſerloſe Steppen mit ſandigem, auch ſalzigem Boden, vielen Sandſeen und Sandflüſſen. Sie ſind hin und wieder bewohnt und werden zu einträglicher Viehzucht benutzt. Die vorzüglichſten ſind die petſchoriſche, jaroslawiſche, doniſche, kumaniſche, terekiſche, kubaniſche, aſowiſche, kalmückiſche, kirgiſiſche, tauriſche, nogeiſche, barabinziſche, iſchimiſche, wagaiſche, iſettiſche, obi-jeniſeiſche, jeniſeilenaiſche, lena-indigirskiſche S. 71.

Sterbecaſſen ſind ſolche vom Staate oder von beſonderen Geſellſchaften errichtete Caſſen, woraus nach den Grundſätzen der Stiftung für den Sterbefall eines Mitgliedes an die Hinterlaſſenen zum Begräbniſſe oder auch wohl zur Unterſtützung der Wittwe und unmündigen Kinder etwas Gewiſſes verabfolgt wird. Man nennt dieſe Caſſen deßhalb Sterbecaſſen, Leichencaſſen, Grabecaſſen, Wittwencaſſen, Wittwenfiscus; die Geſellſchaften Leichencommunen ꝛc. Bisweilen wird mit der Sterbecaſſe auch eine Krankencaſſe verbunden, woraus das Geſellſchaftsmitglied während einer Krankheit Unterſtützung bekommt. Man findet hauptſächlich zwei ganz verſchiedene Arten ſolcher Caſſen. A. Die erſtere und einfachere, daher auch ſicherere iſt die bei Corporationen und da, wo ſämmtliche Mitglieder auf feſten Poſten ſtehen, wo ſonach die Geſellſchaft nicht ausſtirbt. Z. B. 50 Beamte eines Ländchens hätten ein Jeder beim Ableben Eines aus ihrer Mitte 1 Thlr. zu entrichten; tritt ein Todesfall ein, ſo wird von jedem der Überlebenden 1 Thlr. gefordert. Man liefert 49 Thlr. ab und das Geſchäft iſt beendigt. B. Ungleich mehr Schwierigkeiten machen ſolche Geſellſchaften, welche blos als Actionaire einer namenloſen Geſellſchaft (ſ. d. Art.) zuſammengetreten ſind und austreten können, wenn ſie wollen. Bei dergleichen Caſſen kann nur durch eine höhere Einlage als das Bedürfniß der gewöhnlichen Ausgabe verlangt, ein Fond zurückgelegt werden, welcher die Ausſteuer für die letzten übriggebliebenen Mitglieder, für welche es keine hinreichende Sammlung mehr gibt, übertragen hilft. Da jedoch in der Regel Keiner mehr einlegen will, als für die Seinigen wieder herauskommen kann, ſo trägt, wenn dieſes zugelaſſen oder gar vielleicht mehr ausgezahlt wird, als das verſtorbene Mitglied eingelegt hatte, alsdann eine ſolche Caſſe den Grund zum Banqueroute ſchon bei der Errichtung in ſich ſelbſt. Sie ſcheint blos im Flore zu ſein, ſo lange ſich die Contribution durch Anwuchs der Theilnehmer erhöhet, und muß mit zu Grabe gehen, ſobald die Sterbe-

fälle überwiegend werden; ja es wird dieß ſogar ſchon beim Stillſtande im Wachsthume eintreten. In Sachſen iſt durch beſondere Geſetze feſtgeſetzt (Gen. vom 6. Dec. 1720), daß alle dergleichen Geſellſchaften, welche das Recht, von ihren Mitgliedern zu einem Privatfiscus gewiſſe Beiſteuern zu fordern, in Anſpruch nehmen, um landesherrliche Beſtätigung dazu nachſuchen ſollen. 31.

Sterbelehen iſt ein Lehen, bei welchem die Verfaſſung beſteht, daß daſſelbe nicht blos bei der Annahme, ſondern auch für den Sterbefall (alſo beim Austritt ſowohl, als beim Eintritt) verlehnwaaret werden muß. Da die Lehensnahme ſowohl wie die Erlegung des zur Anerkenntniß der Lehenspflicht ſchuldigen Lehengeldes (Lehenwaare) den Zweck haben, den Vaſallen an den Lehnherrn und dieſen wieder an den Lehnmann außer dem Beſitze des Grundſtückes auch noch perſönlich zu verpflichten, ſo würde dieſer Zweck ſchon durch die Annahmelehen vollkommen erreicht werden. Es iſt daher die Qualität als S. nicht zu vermuthen, ſondern als Herkommen oder Statut zu beweiſen. Übrigens kann die Verbindlichkeit, für den Sterbefall Lehnwaare zu entrichten, nicht blos in manu servienti (beim Ableben des Vaſallen), ſondern auch in manu dominante (beim Ableben des Lehnherrn) hergebracht oder vorbehalten werden. Stürben daher Beide, der Lehnherr ſowohl, als der Vaſall kurz nach einander, ſo würde der künftige Annehmer des Lehens viermal Lehengeld zu entrichten haben, nämlich doppeltes S. und doppeltes Annahmelehen. Die Forderung vom S. beruht auf dem ſtrengern Grundſatze: daß die Lehenwaare bei jeder Veränderung, nicht aber blos bei der Lehensnahme zu geben ſei. 10.

Sterblichkeit, Mortalität, heißt überhaupt das Loos, welches allen Lebendigen beſchieden iſt. Es iſt aber daſſelbe im Verhältniſſe zu der Dauer des Lebens des einzelnen Menſchen und einer beſtimmten Anzahl Menſchen zu einem Gegenſtande der Berechnung gemacht worden, welche für die Staatswirthſchaft und Staatsarzneikunde von großer Bedeutung iſt, da hierdurch für dieſelben wichtige Reſultate gewonnen werden. Es zeigt ſich nämlich zwar, daß nach einem allgemeinen Naturgeſetze von 100 Menſchen in 33⅓ Jahren 50 geſtorben ſind und danach ſowohl auf ein Jahrhundert eine dreimalige Erneuerung derſelben (ſ. Generation) kommt, als gefolgert werden kann, daß von einer großen Anzahl ungefähr $\frac{1}{33}$ ſtirbt; aber Boden, Klima, Beſchäftigung, Nahrungsmittel, Lebensverhältniſſe überhaupt ꝛc. machen hiervon manche Abweichungen und man findet daher in den einen Gegenden die Zahl der Geſtorbenen im Verhältniſſe zu den Lebenden geringer, in den anderen größer; auch gewiſſe Altersſtufen bilden hierin merkwürdige Verhältniſſe und ſelbſt das Geſchlecht iſt nicht ohne Einfluß dabei. Dieſe Verhältniſſe ſind aber aus den Sterbeliſten durch eine Reihe von Jahren beſonders zu erkennen und deren Haltung und genaue Specificirung daher jederzeit ſehr wünſchenswerth, vorzüglich für die Lebensverſicherungsanſtalten, welche ganz auf die durchſchnittlichen Mortalitätsverhältniſſe gegründet ſind, indem ſie nach einer mehrjährigen Durchſchnittsſumme die Wahrſcheinlichkeit aufſtellen, daß von einer gewiſſen Anzahl Menſchen in einem beſtimmten Zeitraume eine beſtimmte Zahl geſtorben ſein muß und darum nicht die wahrſcheinliche Lebensdauer eines Einzelnen, ſondern die Durchſchnittsſumme der Lebensdauer in dieſer Geſammtheit als Diviſor des einzelnen Beitrags annehmen. Ein ausgezeichnetes Werk in dieſer Beziehung iſt Caſper, „Die wahrſcheinliche Lebensdauer“ (Berl. 1835). 30.

Stère, ſ. Decimalſyſtem.

Stereometrie (von *στερεόν*, feſter Körper, körperlicher Raum), Körpermeſſung, handelt von den Größen, die bei den körperlichen Figuren vorkommen. Ihrem Weſen nach zerfällt die S. 1) in die Elementarſtereometrie, welche ausſchließlich nur ſolche Körper zu ihrem Gegenſtande hat, die entweder von lauter ebenen, geradlinigen Figuren begrenzt ſind, oder die durch Umdrehung einer gerad-

linigen Figur um eine Seite derſelben oder eines Kreisſtückes um den Durchmeſſer des Kreiſes erzeugt werden, und ſie lehrt ſowohl den Inhalt als auch die Oberflächen dieſer Körper berechnen; 2) in die **höhere S.**, welche ſich mit allen von krummen Oberflächen begrenzten Körpern, in ſofern das Geſetz ihrer Erzeugung gegeben iſt, oder gefunden werden kann, beſchäftigt, und nicht nur die Berechnung des Inhalts dieſer Körper und ihrer krummen Oberfläche lehrt, ſondern ſich auch mit den Eigenſchaften der krummlinigen Figuren beſchäftigt, welche die Grundfläche des Durchſchnitts eines ſolchen Körpers begrenzen, wenn er von einer ebenen Fläche geſchnitten wird. Vergl. Mayer's „Praktiſche Geometrie" (5. Thl. 2. Aufl. Götting. 1820); Lehmus' „Aufgaben aus der Körperlehre" (Halle 1811); Haßfeld, „Niedere und höhere praktiſche Stereometrie" (1812. 4.); Unger, „Übungen aus der reinen und angewandten Stereometrie" (Berl. 1830). 40.

Stereotypen, ſ. Buchdruckerkunſt.

Sterkel (Johann Franz Xaver), bekannter Componiſt, ward 1750 zu Würzburg geboren, widmete ſich eigentlich der Theologie, nahm aber ſpäter die Organiſtenſtelle im Stifte Neumünſter an und empfahl ſich durch ſein Clavierſpiel dem Churfürſten von Mainz ſo ſehr, daß dieſer ihn 1778 zum Hofkapellmeiſter ernannte und 1779 auf eine Kunſtreiſe nach Italien ſchickte, wo er die Oper „Fornace" ſchrieb. Darauf erhielt er 1781 ein Kanonikat in Mainz und 1793 die Kapellmeiſterſtelle daſelbſt, zog ſich aber nach Eroberung der Stadt durch die Franzoſen nach Würzburg zurück und ging 1807 als Kapellmeiſter des Fürſten Primas nach Regensburg, mußte aber ſpäter wieder nach Würzburg zurückkehren und ſtarb daſelbſt 1817. Außer der angeführten Oper lieferte er 4 Meſſen, 40 Sonaten, 12 Concerts für das Pianoforte und mehrere Liedercompoſitionen, die ſämmtlich ſehr gefällig ſind, aber ſchon bedeutende Übung erfordern. 16.

Sterling, Pfund Sterling, eine in England gebräuchliche Rechnungsmünze = $1\frac{1}{2}$ Mark = 20 Schillinge = 240 Pences = 480 Halfpennys = 960 Farthings = 6 Thlr. 6 Gr. 7 Pf. Conv. Seit 1818 wurden einfache und doppelte 20 Schillingsſtücke in Gold und einfache von 2,234 Stücke auf die kölniſche feine Mark in Silber geprägt. Von einem geringern Werthe iſt 1 Pfund Sterl. auf der Inſel Antigua = 3 Thlr. 16 Gr. $10\frac{4}{7}$ Pf.; auf den Bahamainſeln = 3 Thlr. 12 Gr.; auf Jamaica = 4 Thlr. 11 Gr. $4\frac{2}{5}$ Pf.; in Irland = 5 Thlr. 18 Gr. 9 Pf. Conv. 26.

Sternbilder, lat. constellationes; franz. astérismes; engl. constellations, ſind Gruppen von Firſternen, welche man nach ihrer mehr oder weniger ähnlichen Begrenzung mit Menſchen, Thieren ꝛc. verglichen und ihnen den Namen derſelben beigelegt hat, vermuthlich zuerſt deßhalb, um dadurch die Kenntniß und Überſicht des Sternenhimmels zu erleichtern, obſchon man ſpäter, als die morgenländiſche Phantaſie mit ihnen ihr Spiel trieb, auch mythologiſche und aſtrologiſche Vorſtellungen damit verbunden hat. Viele der noch jetzt gebräuchlichen Sternbildernamen mögen ſehr alt ſein; denn Homer und Heſiodus ſo wie die Bücher des alten Teſtaments erwähnen die Bäre, Hyaden, den Arktur, Orion ꝛc. und man nimmt jetzt mit ziemlicher Sicherheit an, daß die Indier und Chineſen wohl früher, als alle Anderen, jene Namen kannten. Eben ſo ſcheint es gewiß, daß dieſe Benennungen in einem engern Zuſammenhange mit dem Zuſtande des Himmels zur Zeit ihrer Aufnahme geweſen ſind. Wo neue Benennungen für noch nicht geordnete Sterngruppen (zumal am ſüdlichen Himmel) zu erfinden waren, ſuchte man entweder nach Sitte der Alten wieder Thiere aufzunehmen, wie die Giraffe, Eidexe ꝛc., oder nützliche Entdeckungen in den Künſten und Wiſſenſchaften zu verewigen, wie die Luftpumpe, Bouſſole, Pendeluhr und dergl. Zur nähern Kenntniß der einzelnen S. in mythologiſcher, philologiſcher und hiſtoriſcher Hinſicht dienen die Werke: „Astronomie par Mr. de Lalande";

J. E. Bode, „Anleitung zur Kenntniß des geſtirnten Himmels"; Schubert, „Lehrbuch der Sternkunde" (München 1830); wegen der einzelnen Sternnamen auch: Ideler, „Unterſuchung über den Urſprung und die Bedeutung der Sternnamen" (Berl. 1809. 8.). Die Namen der einzelnen S. ſind: 1) die 12 S. des Thierkreiſes: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Scorpion, Schütze, Steinbock, Waſſermann, Fiſche. Außer dieſen kannten die Alten noch 36 andere, nämlich: 2) 21 am nördlichen Himmel: Caſſiopeja, Andromeda, das nördliche Dreieck, Perſeus mit dem Meduſenhaupte, der Fuhrmann, der große Bär, der kleine Bär, der nördliche Drache, Bootes, die nördliche Krone, Hercules, Ophiuchus, die Schlange des Ophiuchus, die Leier mit dem Geier, der Adler, der Schwan, der Pfeil, der Delphin, das kleine Pferd, Cepheus; und 3) 15 S. am ſüdlichen Himmel: der Wallfiſch, der große Hund, der kleine Hund, die große Waſſerſchlange, der Becher, der Rabe, der Wolf, der Centaur, das Schiff Argo, die ſüdliche Krone, der ſüdliche Fiſch, der Haſe, der Altar, der Fluß Eridanus und Orion. 4) Dieſen haben ſpätere Aſtronomen noch folgende 58 neue S. hinzugefügt: Antinous, das Haupthaar der Berenice, die Karlseiche, die Taube, das Kreuz, das Schild Sobieski's, das Einhorn, die Giraffe (das Kamelopard), der uraniſche Sextant, die Jagdhunde, der kleine Löwe, der Luchs, der Fuchs mit der Gans, die Sterneidexe, das kleine Dreieck, die Fliege (beim Widder), Cerberus (bei Hercules), die amerikaniſche Gans, der Phönix, die kleine Waſſerſchlange, der Schwertfiſch (Dreieck), der fliegende Fiſch, das Chamäleon, der Paradiesvogel, das ſüdliche Dreieck, der Pfau, der Indianer, der Kranich, der Berg Mänalus (bei Bootes), das Herz Karl's II., das Rennthier, der indianiſche Vogel (Einſiedler), der Stier Poniatowski's, der Erntehüter (messier), der Mauerquadrant, das brandenburgiſche Scepter, Friedrichsehre, die Georgsharfe, das Herſchel'ſche Teleſkop, der Luftballon, die Buchdruckerwerkſtatt, die Elektriſirmaſchine, das Log mit der Leine, die Bildhauerwerkſtatt, der chemiſche Ofen, die Pendeluhr, das rhomboidiſche Netz, der Grabſtichel, die Malerſtaffelei, der Seecompaß, die Luftpumpe, der Seeoctant, der Zirkel, das Lineal und Winkelmaß, das aſtronomiſche Fernrohr, das Mikroſkop, der Tafelberg und die Setzwaage. — Demnach zählen wir 48 alte und 58 neue, zuſammen 106 S. des ganzen Himmels. 13.

Sternbinde oder **Achterbinde** nennen die Chirurgen diejenige Bandage (ſ. d. Art.), welche bei Beſchädigungen von Theilen des Oberkörpers ſo angelegt wird, daß ſie ſich an einem beſtimmten Orte kreuzt. Sie beſteht aus einem gewöhnlichen einige Finger breiten und 8—10 Ellen langen Bande, welches um die beſchädigten Theile herumgelegt wird und heißt eine doppelte, wenn ſie 14—16 Ellen lang iſt. 30.

Sterncharten oder **Himmelscharten** ſind die bekannten auf Papier entworfenen Abbildungen des geſtirnten Himmels und nicht nur ein Hülfsmittel, die einzelnen Fixſterne und Sternbilder leichter kennen zu lernen, ſondern auch die ſicheren Führer der Aſtronomen bei ihren Beobachtungen. — Seit den älteſten Zeiten hat man daher ſich bemüht, den geſtirnten Himmel auf mancherlei Art bildlich darzuſtellen. Die vorzüglichſten S. nun ſind folgende: „Uranometria" (51 Blätter) von Joh. Bayer (Ulm 1639, 2. Aufl.); Jul. Schiller's „Coelum stellatum christianum" (1526, ein Atlas in 55 Bl.); „Atlas von Pardies" (1673, 6 Bl.); Hevel's „Firmamentum Sobiescianum" (Danzig 1690, 54 Bl.); Cellarius „Harmonia Macrocosmica" (1708, 8 Charten); Flamſteed's „Atlas coelestis" (London 1729, 28 Foliobl.); Doppelmayer's „Atlas" (Nürnb. 1742, 20 Bl.); Goldbach's „Himmelsatlas (Weimar 1799, 27 Bl. mit einer Einleitung von Zach); Fortin's: „Flamſteed's reducirter Atlas" (Paris 1776); Bode: „Vorſtellungen der Ge-

ſtirne“ (in 34 Bl. mit einem Katalog von 5058 Sternen); Bode's „Uranographie“ (20 Bl., mit einem Sternkatalog von 17240 Sternen); Harding's „Atlas coelestis“ ꝛc. 13.

Sterndeuterei, ſ. Aſtrologie.

Sterne, lat. stellae; franz. étoiles; engl. stars, heißen überhaupt alle Himmelskörper, die bisweilen auch Geſtirne genannt werden; im engern Sinne verſteht man unter S. nur die Firſterne (ſ. d. Art.), und ſchließt alſo die Sonne, den Mond, die Planeten und Kometen davon aus. 13.

Sterne (Lorenz), einer der ausgezeichnetſten humoriſtiſchen Schriftſteller der Engländer, wurde 1713 zu Clonmel in Irland geboren und beſuchte mit dürftigen Schulkenntniſſen verſehen, die er ſich zu Halifax erworben hatte, die Univerſität zu Cambridge, um Theologie zu ſtudiren; allein er zeichnete ſich hier mehr durch ſeine muthwilligen Streiche, als durch Fleiß aus. Doch erhielt er bald darauf die Pfarrei zu Sutton, eine Pfründe an der Hauptkirche zu York und ſpäter noch die Pfarrei zu Stillington und beſchäftigte ſich nun mit Leſen, Zeichnen, Malen und Schießen. Bald wurde aber ſein Ruhm für immer durch ſein humoriſtiſches Werk: „The life and opinions of Tristram Shandy“ (Lond. 1759—1766. 9 Bde.; deutſch von Bode, 9 Bde. 2. Aufl. Hamb. 1776) begründet, welches ſich beſonders durch intereſſante Schilderungen und Charaktere aus dem häuslichen Leben ſo wie durch feine und treffende Bemerkungen über das menſchliche Herz auszeichnet. Hieran ſchließt ſich ſeine mit Witz, Laune, tiefer Menſchenkenntniß und zarter Empfindung geſchriebenes Werk: „Sentimental journey trough France and Italie“ (Lond. 1767. 2 Bde.; deutſch 2 Bde., 3. Aufl. Hamburg 1771—1775, wovon der 3. und 4. Bd. nicht von S. iſt), wozu er die Materialien auf einer Reiſe in jenen Ländern 1761 ſammelte und welche er ſo wie ſeine „Sermons“ (Lond. 1760. 2. Bde.), denen im Jahre 1766, noch zwei Bände folgten, unter dem erdichteten Namen „Yorik“ (ſo heißt im Hamlet der Hofnarr des Königs von Dänemark) bekannt machte. Ungeachtet ſeiner großen Einkünfte, ſeiner Pfründen und des Ertrags ſeiner Schriften hinterließ er aber bei ſeinem im März 1768 erfolgten Tode große Schulden. Seine Tochter, an einen franzöſiſchen Edelmann verheirathet, gab (Lond. 1775. 12. 3 Bde.) eine Sammlung der Briefe ihres Vaters heraus, an deren Spitze Denkwürdigkeiten aus dem Leben deſſelben und dem ſeiner Familie geſtellt ſind. Die 1776 herausgekommenen „Letters from Yorik and Eliza“ hält man für einen Briefwechſel zwiſchen S. und der Miſtreß Draper. S.'s Charakter war im wirklichen Leben keineswegs mit den Eigenſchaften der Großmuth, Zärtlichkeit und Gutmüthigkeit geſchmückt, die er in ſeinen Schriften ſo treu zu ſchildern weiß. Vergl. Ferriar's „Illustrations of St.“ (Lond. 1798). 81.

Sternkammer heißt in London 1) der Sitzungsſaal für einen uralten königlichen Gerichtshof, welcher aus königlichen Räthen unter dem Vorſitze des Lordkanzler beſtehend über Staatsverbrechen zu urtheilen hat. 2) Der Gerichtshof ſelbſt. Der Name kommt her von den Decorationen des Saals, welche beſonders an der Decke aus Sternen beſtanden. 17.

Sternkreuzorden. Das kleine Stück des Kreuzes Chriſti, in deſſen Beſitz das Haus Öſtreich ſeit langen Zeiten war, ging bei einem Feuer, das am 2. Febr. 1668 in der kaiſerlichen Burg zu Wien ausbrach, verloren. Als man es 4 Tage hernach am 6. Febr. faſt unbeſchädigt wieder fand, war die verwittwete Kaiſerin Eleonore (Ferdinand's III. Gemahlin) ſo erfreut darüber, daß ſie ſich entſchloß, an demſelben Tage einen Orden für Damen zu ſtiften, um das Andenken an jenes Ereigniß zu ſichern und die Mitglieder des Ordens zur Verehrung des Kreuzes und zu einem tugendhaften Lebenswandel zu verpflichten. Der Orden wird nur Prinzeſſinnen, gräflichen und adeligen Damen ertheilt und ſein Zeichen hat die Form

eines ovalen Medaillons, in deſſen blau emaillirter Einfaſſung man einen doppelten ſchwarz emaillirten Adler mit goldenen Klauen und auf dieſem ein goldenes grünemaillirtes Kreuz mit braunen Rändern ſieht. Über dieſem lieſet man mit ſchwarzen Buchſtaben in weißem Grunde die Worte: „Salus et gloria“. An einer Schleife aus ſchwarzſeidenem Bande werden dieſe Inſignien an der linken Bruſt getragen. 77.

Sternkunde, ſ. Aſtronomie.

Sternſchnuppe oder Sternſchnäuze, lat. stella cadens; franz. étoile tombante; engl. star-shoot, iſt ein Meteor, welches im Allgemeinen darin beſteht, daß ein einem Sterne ähnlicher leuchtender Punkt von ungleicher Größe, entweder ſenkrecht oder ſchräg, in einer gerad- oder krummlinigen Bahn ſcheinbar vom Himmel fallend bald in größerer bald in geringerer Tiefe verſchwindet. Ihre Erklärung unterliegt großen Schwierigkeiten, die leider bis jetzt, trotz der zahlreichen und gründlichen Bemühungen Benzenberg's und Brandes', noch nicht haben beſeitigt werden können. Die erwähnten beiden Phyſiker theilen alle S. in drei Claſſen: 1) die S. von der 1. und 2. Größe, ähnlich den Feuerkugeln (ſ. d. Art.), bei denen man eine Kugel unterſcheidet, mit leuchtendem Schweife; 2) die S. von der 1. und 2. Größe, ohne Kugel, mit leuchtender Bahn; 3) die S. von der 3. bis zur 6. Größe, ſo wie die teleſkopiſchen, die nur mit Kometenſuchern wahrgenommen werden. Von ihrer mitunter unglaublich großen Zahl hat ſich Brandes überzeugt, der einmal in einer Nacht am fünften Theile des Horizonts 480 S. ſah, wonach er ihre Menge während dieſer Zeit im Ganzen auf einige Tauſend, Benzenberg im Mittel für jede Nacht auf 30, 50 und noch darüber ſchätzt. Vorzügliche Aufmerkſamkeit verdient der Schweif, der ſich hinter den größeren Sternſchnuppen herzieht. Brandes hat die merkwürdigen Erſcheinungen, welche dieſe Schweife darbieten, beſonders ſcharf aufgefaßt und genau beſchrieben. Die Höhe der S. iſt ſehr ungleich, einige derſelben ſcheinen der Erde ſehr nahe zu ſein, andere aber ſind weit höher, als wohin die äußerſte Grenze der Atmoſphäre reicht, wenn man dieſe zu etwa 27 bis 30 geographiſchen Meilen hoch annimmt. Die Geſchwindigkeit des Laufs der S. folgt aus berechneten Beobachtungen zwiſchen 4 bis 8 Meilen in einer Secunde und ſie erreichen ſonach faſt die doppelte Geſchwindigkeit unſerer Erde im Weltenraume. Wie die Geſtalt ihrer Bahnen gefunden werden könne, hat zuerſt Olbers gezeigt. In Bezug auf ihre Materie läßt ſich wohl mit Sicherheit behaupten, daß ſie mit den Feuerkugeln und namentlich mit denen, aus welchen die Meteorſteine herabfallen, dem Weſen nach identiſch ſind. Vergl. Benzenberg und Brandes „Verſuch, die Entfernung, Geſchwindigkeit und Bahn der S. zu beſtimmen“ (Hamb. 1808. 8.) Nicholſon's „Journ.“ Tom. XXXIV. p. 298.; „Reiſe um die Erde ꝛc.“ (Berl. 1833. Bd. I. S. 693); „Unterhaltungen für Freunde der Phyſik und Aſtronomie“ (Leipz. 1825. Heft 1. S. 65); Benzenberg „Über die Beſtimmung der geographiſchen Länge durch Sternſchnuppen“ (Hamb. 1802); Baumgarten's „Zeitſchr.“ (Th. II. S. 11); Poggendorffs „Annalen“ (XXXI. 159., XXXIII. 189) ꝛc.; vorzüglich Gehler „Phyſikaliſches Wörterbuch“ neue Ausg. 8. Bd. S. 1019 u. ff. 13.

Sternwarte, lat. observatorium; franz. observatoire; engl. observatory, iſt derjenige Ort, von welchem aus ein Aſtronom nicht nur mit Inſtrumenten Beobachtungen am Himmel (Obſervationen) anſtellt, ſondern wo er auch aus dieſen Beobachtungen alsdann mittelſt Berechnungen, Conſtructionen und Schlüſſen Reſultate für die Aſtronomie zu gewinnen ſucht. — Eine S. muß auf einem trocken gelegenen Platze ſich befinden, der, entfernt von allen Erſchütterungen, die durch in der Nähe ſich ereignende Bewegungen entſtehen können, ſo beſchaffen iſt, daß Witterung und Temperaturwechſel keine ſchädlichen Einflüſſe auf die

Grund- und Unterlagen des Gebäudes und der Inſtrumente äußern können. Dieſe Bedingungen aber werden nur dadurch erreicht, daß der Platz weder zu hoch noch zu niedrig und etwas entfernt von einer kleinern oder größern Menge menſchlicher Wohnungen in einer ruhigen Gegend ſich befinde. — Eine S. muß ferner außer den darin aufgeſtellten Inſtrumenten noch ein Local für die Bibliothek, ſo wie Wohnungen für den Aſtronomen, Amanuenſis und Aufwärter enthalten und ſonſtige Bequemlichkeiten darbieten. Die jetzt vorhandenen beſten S. Europas ſind die zu Altona, Dorpat, Göttingen, Greenwich, Königsberg, Mailand, München, Seeberg bei Gotha, Wien rc.; in den übrigen Welttheilen ſind die in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten, auf New-Southwales (Paramatta) und auf dem Cap der guten Hoffnung die bekannteſten. Zu Berlin und Petersburg ſind ſo eben die beſten und ſchönſten Obſervatorien vollendet worden. 13.

Sternzeit, ſ. Zeit.

Steſichŏrus, ſo genannt wegen der Einführung einer neuen Art von Chören, eigentlich Tiſias, einer der älteſten lyriſchen Dichter des griechiſchen Alterthums, ſtammte aus Himera in Sicilien, ſoll der Sohn des Heſiodus geweſen ſein und blühte um 600 v. Chr. Von ſeinem Leben und Wirken wiſſen wir weiter nichts, als daß er dem Tyrannen Phalaris ſich widerſetzte, deſſenungeachtet aber von dieſem hochgeſchätzt worden ſein ſoll. Er ſoll 85 Jahre alt geworden ſein und ſtarb zu Catanea. Seine Mitbürger ehrten ſein Andenken durch die Errichtung einer Bildſäule. Unter anderen Poeſien verfaßte er auch epiſche Gedichte, z. B. „Ἰλίου πέρσις“ (vergl. Müller, „Dorier“, S. 119), einen „Paean“ (Athen. VI. p. 250. l.), Fabeln, Hymnen, Skolien, Epithalamien rc. Leider ſind uns aber von allen nur dürftige Fragmente und die Titel erhalten. Dieſelben erſchienen zuerſt in der Henr. Stephanus'ſchen „Sammlung der lyriſchen Dichter“ (Paris 1560); beſonders herausgegeben ſind ſie von J. A. Suchfort (Götting. 1771. 4.) und C. F. Kleine (Berl. 1828). 20.

Stethoſkop, Hörrohr, iſt ein von Laennec (ſ. d. Art.) erfundenes und im Jahre 1819 bekannt gemachtes Inſtrument, das einen 6—12 Zoll langen, in der Mitte mit einem 5—6 Linien breiten Loche durchbohrten hölzernen Cylinder darſtellt, welcher an dem einen Ende mit einer elfenbeinernen oder hörnernen durchbohrten, zur Anlegung des Ohres paſſenden Scheibe verſehen, an dem andern aber zur Bildung einer 12—15 Linien weiten Öffnung ausgeſchweift iſt, welche mittelſt eines durchbohrten Einſetzers indeſſen nach Belieben auf 5—6 Linien verengt werden kann. Es dient dem Arzte, um Töne aus verſchloſſenen Höhlen des Körpers leichter und deutlicher zu vernehmen und das Hören derſelben dem Kranken weniger unbequem zu machen. Am Meiſten wird das S. angewendet zur Erforſchung der Krankheiten der Bruſthöhle, bei denen die Reſpiration der Lungen, ſo wie die Bewegung des Herzens eine Menge je nach dem geſunden oder krankhaften Zuſtande dieſer Organe höchſt verſchiedener, für ein geübtes Ohr deutlich zu unterſcheidender und für die Diagnoſe der Krankheiten ſehr wichtiger Geräuſche zu erkennen gibt. Denn verſchieden von dem natürlichen Reſpirationsgeräuſche im geſunden Zuſtande iſt daſſelbe bei Lungenentzündung im erſten Stadium, wo ein kniſterndes Raſſeln, ſo wie im zweiten Stadium, wo ein pfeifendes Raſſeln vernommen, ferner bei Bruſtwaſſerſucht, wo gar kein Geräuſch bemerkbar wird; ſo vernimmt man bei Lungenſucht die Pectoriloquie, d. h. die Stimme ſcheint geradezu aus dem Bruſtkaſten herauszukommen und ſtrömt dem Ohre durch den Canal des S. zu, dagegen einen zitternden, ſilberklangähnlichen Ton der Stimme (Ägophonie) bei Bruſtfellentzündung rc.; bei Herzkrankheiten dagegen gewahrt man ſtatt oder neben den natürlichen Tönen ein Blaſebalggeräuſch, ein Raspel- und Sägegeräuſch, ein Katzenſchnurren, einen Unkenruf u. a. m., die ſämmtlich Hülfsmittel zur Diagnoſe der ſo ſchwer zu erkennenden Herzübel ab-

geben. Außer den Bruſtkrankheiten wird auch das S. zur Erkennung anderer Zuſtände des Körpers benutzt; ſo bei Schwangerſchaft, wo man durch daſſelbe den Herz- und Placentarſchlag der Frucht vernimmt; bei Knochenbrüchen, um das Aneinanderreiben der abgebrochnen Knochenenden zu hören, bei Blaſenſteinen, um ihre Gegenwart in der Blaſe bei der Berührung derſelben mittelſt des Katheders zu erkennen. — Die Erforſchung der Krankheiten durch das S. nennt man mittelbare Auſcultation, im Gegenſatze zu unmittelbarer Auſcultation, die dann ſtatt findet, wenn man mit bloßem Ohre die fraglichen Geräuſche zu erforſchen ſucht, was indeſſen häufig unbequem iſt, und den Anſtand, vorzüglich bei Frauenzimmern, beleidigt. — Ein ſo nützliches diagnoſtiſches Inſtrument das S. iſt und ſo fleißig es auch von jedem Arzte benutzt zu werden verdient, ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß ſein Lob vorzüglich von einigen franzöſiſchen und engliſchen Schriftſtellern übertrieben wird, da es dem Arzte am Krankenbette nicht immer gelingt, durch das S. die Aufklärungen zu erhalten, die jene in ſo reichlichem Maße verſprechen. 39.

Stetigkeit, lat. continuitas; franz. continuité; engl. continuity, iſt in der Mathematik der Zuſammenhang der Größen ohne Unterbrechung und merkbaren Übergang vom Kleinern zum Größern oder umgekehrt und findet ſowohl bei räumlichen, als auch zeitlichen Gegenſtänden ſtatt. So ſind nicht unterbrochene Linien, Flächen und Körper ſtetige Größen und eben ſo laſſen ſich unmittelbar auf einander folgende Zuſtände oder Veränderungen (successiva) als ohne Unterbrechung ſeiend oder als ſtetig betrachten. Ein ſtetiger Bruch (fractio continua) iſt ein ſolcher, deſſen Nenner einen Bruch wieder mit einem Bruche in deſſelben Nenner ꝛc. enthält (ſ. Kettenbruch); eine ſtetige Proportion (proportio continua), in welcher die beiden mittleren Glieder ſich gleich ſind; eine ſtetige Progreſſion (progressio continua), worin jedes Glied gleiche Verhältniſſe mit den zwei nächſten Gliedern bildet, und die S. einer Function beſteht darin, daß ihre Werthe für unendlich kleine Änderungen der veränderlichen Größe ſich unendlich wenig ändern. 40.

Stettin (Br. 53° 25′ 54″, L. 32° 11′ 4″), Hauptſtadt der Provinz Pommern und des gleichnamigen Regierungsbezirks, Sitz des Oberpräſidenten von Pommern, der Regierung, des Oberlandsgerichts, des Stadtgerichts, des Conſiſtorium, des evangeliſchen Biſchofs, des Medicinalcollegium, der Eichungscommiſſion, der techniſchen Handelscommiſſion, mehrerer Aſſecuranzcompagnien und eines Comptoirs der berliner Bank, iſt eine der blühendſten Handelsſtädte und zugleich die ſtärkſte Feſtung der preußiſchen Monarchie, liegt an einem Hügel auf dem linken Oderufer und beſteht 1) aus der Feſtung mit den Forts Preußen, welches in einiger Entfernung von der Stadt liegt, Wilhelm und Leopold; 2) der eigentlichen Stadt und 3) den Vorſtädten Laſtadie, Ober- und Niederwick, Alt- und Neutorney. Die Vorſtadt Laſtadie breitet ſich auf dem rechten Oderufer aus und hängt mit der Stadt durch 2 hölzerne, 805 Fuß lange Brücken an dem Bollwerke zuſammen. S. iſt zum Theil gut gebaut und zählt 5 Hauptthore, mehrere öffentliche Plätze, 5 lutheriſche Kirchen, 2 Hospitäler, 1 Waiſenhaus, 1 Zuchthaus, 1732 Häuſer mit 32000 Einwohnern, welche vermittelſt des Hafens von Swinemünde einen wichtigen Seehandel treiben. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet ſich aus: der große und freie, ſogenannte weiße Paradeplatz, den die 1793 errichtete Statue des Königs, Friedrich II., ziert. Die ausgezeichnetſten öffentlichen Gebäude ſind: das königliche Schloß, das Landſchaftshaus mit der Bibliothek, das neue 1832 eingeweihete Gymnaſialgebäude, das Zeughaus, Gouvernementshaus, die Börſe und die Caſerne. Wiſſenſchaftliche Anſtalten ſind: 1 Gymnaſium mit einer Sternwarte, einer Bibliothek und einem naturhiſtoriſchen Muſeum, 1 Seminar für höhere Schulen, 1 Landſchullehrerſeminar, 1 Schiff-

fahrtsſchule, 1 Hebammenlehranſtalt, 1 Geſellſchaft für pommerſche Geſchichte und Alterthumskunde, 1 kleine Bibliothek und das Meier'ſche Naturaliencabinet. Die Manufacturen bedeuten wenig; es gibt Tuchwebereien, Strumpfwirkereien, Leinewebereien, Tabaksfabriken, Gerbereien, 1 Leder- und Corduanfabrik, 1 Ankerfabrik, Liqueur-, Zucker-, Baumwoll- und andere Fabriken, mehrere Seifenſiedereien, Band- und Bortenwebereien, berühmte Brauereien und Branntweinbrennereien; auch werden viele Schiffe gebaut. Dafür iſt aber der Handel lebhafter als je und nimmt immer mehr zu. S. beſaß ſchon 1790 121 eigene Seeſchiffe und trieb damit eine lebhafte Seefahrt. Die geſammte Einfuhr wurde 1823 auf 3743506, die Ausfuhr auf 1633176 Thaler berechnet und beide ſollen jetzt noch eben ſo beträchtlich ſein. Zwar können große Schiffe nicht bis an die Kaien von S. gelangen; aber dieſe werden zu Swinemünde ausgeladen und die Waaren auf Leichterſchiffen dahin gebracht. 1834 kamen 708 beladene Hauptſchiffe, 103 Hauptſchiffe mit Ballaſt und 920 Leichterſchiffe an, und 617 Hauptſchiffe, 278 Hauptſchiffe mit Ballaſt und 586 Leichterſchiffe gingen ab. 71.

Steuerfreiheit iſt das Recht der Befreiung von der Grundſteuerabgabe. Es genießen ſolches im Allgemeinen die Rittergüter, weil die Beſitzer, anſtatt der Abgaben, dafür Ritterdienſte zu leiſten hatten, welche jetzt in Geldbeitrag verwandelt ſind. In Sachſen genießen auch einige andere Grundſtücke und Häuſer die Steuerbefreiung, ſobald ſie nachweiſen, daß ſie im Jahre 1701 ſchon frei waren, welches man das Normaljahr deßhalb nennt. 10.

Steuermann, lat. gubernator; franz. pilote; engl. steermann, steermate, pilot, iſt derjenige Beamte eines Schiffes, welcher deſſen Leitung und Führung über ſich hat. — Die Steuermannskunſt oder Steuermannswiſſenſchaft zerfällt in Kenntniß und Anwendung 1) der hydrographiſchen und 2) der aſtronomiſchen Hülfsmittel. Erſtere beſchäftigt ſich mit der Berechnung der Ebbe und Fluth, dem Compaſſe und der Logge, der Benutzung der Seecharten, Manoeuvriren, Laviren und dem Steuermannsjournale; letztere dagegen mit der Beobachtung der Sonne und Sterne, der Meridianhöhen zur Erforſchung der Breite und Länge, der Kenntniß der Winde ꝛc. 40.

Steuern, ſ. Abgaben.

Stevin (Simon), ein berühmter holländiſcher Mathematiker und Ingenieur aus Brügge in Flandern, bereicherte die Statik, Hydroſtatik, Mathematik und Fortification mit vielen neuen Wahrheiten, war Mathematiker des Prinzen Moritz von Oranien, nebenbei Deichinſpector und ſtarb zu Leyden im Jahre 1633. Die Decimalrechnung, welche Regiomontanus ſchon in Sinustafeln eingeführt hatte, empfahl S. zuerſt in einer beſondern Schrift unter dem Namen „La pratique de l'arithmétique" (1585). 26.

Stewart (ſpr. Stuërt) (Dugald), der vorzüglichſte philoſophiſche Schriftſteller der Schotten, wurde am 22. Nov. 1753 zu Edinburg geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung in ſeiner Vaterſtadt und in Glasgow und wurde ſchon 1772 zum Stellvertreter und 1785 zum Nachfolger ſeines Vaters als Lehrer der Mathematik in Edinburg ernannt, übernahm nach Ferguſon's Abgange auch die Profeſſur der Moralphiloſophie und lehrte ſeit 1800 auch das Staatsrecht, zog ſich aber ſpäter auf ſein Landgut zurück, wo er ſich beſonders mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten beſchäftigte, und ſtarb am 11. Juni 1828, ſchon ſeit 1822 durch einen Schlagfluß faſt gänzlich gelähmt. Unter ſeinen Schriften erwähnen wir beſonders ſeine „Elements of the philosophy of the human mind" (Edinb. 1792. 2 Bde. Deutſch von Lange, Berl. 1794. 2 Bde.), worin er beſonders eine gründliche Unterſuchung der menſchlichen Erkenntniß vom empiriſchen Standpunkte bezweckte; „Outlines of moral philosophy" (Edinb. 1793. N. Aufl. 1818. Franz. von Jouffroy, Par. 1826); „Philosophical essays" (Edinb. 1810—1818) und

ſeine unvollendeten Abhandlungen über die Geſchichte der Philoſophie für die Supplementbände zur „Encyclopaedia Britannica“, welche jedoch von J. A. Buchon in das Franzöſiſche überſetzt und mit Beiträgen vermehrt unter dem Titel: „Histoire abrégée des sciences métaphysiques, morales et politiques, depuis la renaissance des lettres“ (Par. 1822—1824) herausgegeben wurden; ferner ſchrieb er die „Philosophy of the human mind“ (Edinb. 1827) und die „Philosophy of the active and moral powers“ (Ebend. 1828). 81.

Sthenie, Kraft, Stärke, bezeichnet den Ärzten die vermehrte Stärke der Lebensäußerung mit gleichmäßig erhöhter Erregbarkeit. Die Erſcheinungen, welche einen ſtheniſchen Zuſtand verrathen, beſtehen in vermehrter Schnelligkeit und Stärke aller, beſonders aber derjenigen Lebensäußerungen, welche mit der Lebensoperation in unmittelbarer Verbindung ſtehen, z. B. des Blutumlaufes und der Reſpiration; vermehrter über alle Theile des Körpers gleichmäßig verbreiteter Wärme; vermehrter Senſibilität (ſ. d. Art.) und Irritabilität (ſ. d. Art.); Erhöhung der Sinne, der Bewegungen und der Geiſteskräfte mit ungewöhnlicher Ausdauer ihrer Verrichtungen ꝛc. Dieſer Zuſtand kann bis zu einem gewiſſen Grade bei fortdauernder Geſundheit vorhanden ſein, ja dann ſogar den höchſten Grad von Geſundheit bilden, der aber eben deßhalb ſchon an Krankheit (ſ. d. Art.) grenzt und zu einer ſolchen wird, wenn dieſer Exceß des Lebens die Lebensverrichtungen ſtört und Abweichungen vom Normalzuſtande hervorbringt. Dieſer Übergang in Krankheit kann entweder durch das allmählige Wachsthum dieſes Zuſtandes ſelbſt, oder durch eine noch hinzukommende und die Summe der Reize ſchnell vermehrende Gelegenheitsurſache geſchehen. Wenn er den höchſten Grad erreicht und vorzüglich das Herz und Blutſyſtem in eine Lebensexaltation verſetzt, nennt man ihn „entzündlichen Zuſtand“ (Hyperſthenie). — Eine ſehr wichtige Rolle ſpielte die S. im Brownianismus (ſ. d. Art.). 28.

Stheno, ſ. Gorgonen.

Stichomantie, Wahrſagen aus Verſen oder Zeilen, ward von den Römern ſo ausgeübt, daß ſie einzelne Verſe auf Zettel ſchrieben nnd dieſe als Looſe aus einem Gefäße zogen. Die Muhammedaner ſchlagen den Koran auf und der erſte Vers, welcher ihnen in die Augen fällt, iſt die Wahrſagung und heißt Fāl. Der chriſtliche Aberglaube bedient ſich dazu der Bibel. 9.

Stickſtoff oder Azot, lat. nitrogenium; franz. und engl. azote, ein chemiſcher Grundſtoff (nach Berzelius jedoch aus Nitricum und Sauerſtoff zuſammengeſetzt), iſt ein Hauptbeſtandtheil der atmoſphäriſchen Luft, von der er $\frac{79}{100}$ bildet, geruch- und geſchmacklos, von 0,976 ſpecifiſchem Gewichte, brennbar, aber nicht fähig das Brennen und Athmen zu unterhalten und bleibt daher beim Verbrennen im verſchloſſenen Raume gewöhnlich zurück, ſo wie er ſich auch beim Athmen in verſchloſſenen Zimmern anhäuft. Auch bildet er einen vorzüglichen chemiſchen Beſtandtheil der animaliſchen Körper, findet ſich jedoch weniger häufig in den Pflanzen. Mit Waſſerſtoff verbunden bildet er das Ammoniakgas, mit Sauerſtoff die Salpeterſäure, mit Kohlenſtoff den Blauſtoff der Blauſäure. 30.

Stiefel (Michael), bekannter Mathematiker, geb. zu Eßlingen in Schwaben gegen 1487, trat daſelbſt in den Auguſtinerorden, wurde 1525 auf Luther's Empfehlung Hofprediger bei einem öſtreichiſchen Edelmanne und 1528 Prediger zu Lochau, dem heutigen Annaberg. Hier ließ er ſich zu apokalyptiſchen Grübeleien verleiten und prophezeite ſeiner Gemeinde den jüngſten Tag, welcher am 16. Oct. 1533 kommen ſollte. Da dieſes jedoch nicht eintraf, ſo verlor er ſehr an Anſehn, ja er mußte ſogar ſein Amt meiden. Er wendete ſich nach Wittenberg, wo er einige Jahre mit vielem Beifalle Vorleſungen über Mathematik hielt und dann auf Luther's neue Fürſprache Pfarrer zu Holzdorf im Churkreiſe ward. Von da kam er 1552 als Pfarrer nach Haberſtroh bei Königsberg in Preußen und 1559 als Pro-

feſſor der Mathematiker auf die neuerrichtete Univerſität nach Jena, wo er den 19. April 1597 ſtarb. Unter ſeinen Schriften erwähnen wir ſeine „Arithmetica integra“, cum praef. Ph. Melanchtonis (Norimb. 1544). 33.

Stieglitz (Chriſtian Ludwig), ein ausgezeichneter deutſcher Schriftſteller im Fache der Baukunſt, wurde am 12. Dec. 1756 zu Leipzig, wo ſein Vater Proconſul im Rathscollegium und Beiſitzer des Oberhofgerichts war, geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung anfangs durch Hauslehrer, dann auf der Thomasſchule und der Univerſität ſeiner Vaterſtadt, wo er ſich der Rechtswiſſenſchaft widmete, erwarb ſich im Jahre 1784 die Würde eines Doctors beider Rechte, trat 1792 in das Rathscollegium und wurde in demſelben 1801 zum Stadtrichter, 1804 zum Baumeiſter und 1823 zum Proconſul ernannt, während er auch Kanonikus und ſpäter Probſt des Collegiatſtiftes Wurzen wurde. Während dieſer Zeit erwarb er ſich nicht nur um ſeine Vaterſtadt beſonders in den Kriegsſtürmen die mannigfachſten Verdienſte, ſondern begründete auch durch ſeine ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen als ein gründlicher und geſchmackvoller Kenner der bürgerlichen und äſthetiſchen, der ältern und neuern Baukunſt den ausgebreitetſten Ruf. Auch trat er als Vorſteher an die Spitze der deutſchen Geſellſchaft zur Erforſchung vaterländiſcher Sprache und Alterthümer, legte im Jahre 1831 ſeine Stelle im Rathscollegium nieder und widmete ſich bis an ſeinen am 17. Juli 1836 erfolgten Tod ausſchließlich der literariſchen Thätigkeit. Als Schriftſteller verdankt ihm die Geſchichte der Baukunſt die genaue Feſtſtellung des Unterſchiedes zwiſchen neugriechiſcher, arabiſcher und reingothiſcher Baukunſt, welche letztere er als die vollkommenſte anſah und in ihrer ganzen Tiefe erforſchte. Er hinterließ folgende Werke: „De damnata memoria“ (Lips. 1776); „De causis, cur jus feudale Germanicum in Germania neglectum et jus feudale Longobardicum receptum sit“ (Lips. 1784); „Verſuche über die Baukunſt“ (Jena 1786); „Über den Gebrauch der Grotesken und Arabesken“ (Leipz. 1792); „Geſchichte der Baukunſt der Alten“ (Leipz. 1792); Encyklopädie der Baukunſt der Alten“ (1792—1798. 5 Bde. mit Kpfrn.); „Gemälde von Gärten in neuerm Geſchmacke dargeſtellt“ (Leipz. 1795); „Die Baukunſt der Alten, ein Handbuch für Freunde dieſer Kunſt“ (Leipz. 1796); „Archäologie der Baukunſt der Griechen und Römer“ (Weimar 1801. 2 Bde.); „Zeichnungen aus der ſchönen Baukunſt“ (Leipz. 2. Aufl. 1805. Fol.); „Verſuch einer Einrichtung antiker Münzſammlungen zur Erläuterung der Geſchichte der Kunſt des Alterthums“ (Leipz. 1820); „Archäologiſche Unterhaltungen“ (Leipz. 1820); „Über altdeutſche Baukunſt“ (Leipz. 1820); „Geſchichte der Baukunſt vom früheſten Alterthume bis in die neueſten Zeiten“ (Nürnberg 1827). Auch iſt S. Verfaſſer eines Gedichtes: „Wartburg“ (Leipz. 1804) in 8 Geſängen, und der „Sage vom Doctor Fauſt“ in Raumer's „Hiſtoriſchem Taſchenbuche von 1834“. 81.

Stieglitz (Johann, früher Iſrael), königlich hanöverſcher Leibarzt und Obermedicinalrath, einer der berühmteſten noch jetzt lebenden deutſchen Ärzte, wurde 1767 zu Arolſen geboren und ließ ſich, nachdem er in Gotha, Berlin und Göttingen prakticirt hatte, ſeit 1789 in Hanover nieder, wo er nach einiger Zeit zum Hofmedicus und 1806 zum erſten Leibarzte ernannt wurde, in welcher Stellung er einen wichtigen Einfluß auf die Medicinalangelegenheiten des Landes hat. — S. hat ſich durch ſeine von Zeit zu Zeit erſchienenen kritiſchen Unterſuchungen über verſchiedene Gegenſtände der Medicin ausgezeichnet, durch die es ihm, der dabei von großem Scharfſinne, Gelehrſamkeit und Erfahrung unterſtützt war, nicht ſelten gelang, den Anſichten der Ärzte über dieſelben eine beſtimmte, dem Ganzen ſtets förderliche Richtung zu geben. So wurde das kühlende Heilverfahren im Scharlach hauptſächlich ſeit Erſcheinung ſeiner Schrift: „Verſuch der Behandlungsart des Scharlachfiebers“ (Hanover 1806), von den deutſchen Ärzten befolgt; ſo berichtigte

und mäßigte ſein Werk „Über den thieriſchen Magnetismus" (Hanover 1814) die Anſichten und Hoffnungen der Ärzte um Vieles und ſtellte den Standpunkt feſt, von welchem aus dieſe Erſcheinung zu beurtheilen iſt. Weniger haben ſeine „Pathologiſchen Unterſuchungen" (Hanov. 1832. 2 Thle.) Eindruck gemacht; dagegen hat ſeine neueſte Schrift „Über die Homöopathie" (Hanov. 1835) die Aufmerkſamkeit nicht nur der Ärzte, ſondern auch der Nichtärzte in hohem Grade auf ſich gezogen und mehr als jede andere Widerlegung den Credit der Homöopathie bei Unbefangenen untergraben. Außer dieſen ſelbſtſtändigen Schriften hat S. viele leſenswerthe Recenſionen in die kritiſchen Blätter geliefert. 39.

Stieglitz (Heinrich), lyriſcher Dichter, ward 1803 zu Arolſen geboren, ſtudirte ſeit 1820 zu Göttingen, Leipzig und Berlin, erhielt zu Berlin 1827 die philoſophiſche Doctorwürde und iſt ſeit 1828 Cuſtos an der königlichen Bibliothek daſelbſt. Unter ſeinen lyriſchen Gedichten, deren mehrere von Kreuzer in Muſik geſetzt ſind, zeichnen ſich ſeine „Bilder des Orients" (Leipzig 1831—1833. 4 Bde.) und „Stimmen der Zeit" (Ebend. 1832) durch lyriſchen Schwung und ächte Poeſie ſehr vortheilhaft aus. Sein neuſtes Werk iſt das Trauerſpiel: „Das Dionyſosfeſt" (Berl. 1836). — Seine Gemahlin, Charlotte, geb. Willhöfft, hat durch ihr Lebensende die Aufmerkſamkeit der neuern Zeit auf ſich gezogen. — Vergl. „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal" (Berlin 1836). 16.

Stieler (Adolph), ein um die Geographie hochverdienter Gelehrter, wurde am 26. Febr. 1775 in Gotha geboren, beſuchte ſeit 1786 das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, ſtudirte in den Jahren 1793—1796 auf den Univerſitäten zu Jena und Göttingen die Rechte, wurde hierauf 1797 in Gotha Advocat und noch in demſelben Jahre bei dem Miniſterialdepartement angeſtellt, 1813 aber zum Legationsrathe und 1829 zum geheimen Regierungsrathe befördert und ſtarb am 13. März 1836. Da er ſich ſchon ſeit früher Jugend am Liebſten mit Geographie beſchäftigt und ſich darin durch Gatterer in Göttingen noch mehr ausgebildet hatte, gab er in Gotha mehrere Jahre lang den geographiſchen Unterricht in der Burkhard-Stieler'ſchen Erziehungsanſtalt für Mädchen und bildete ſich im geographiſchen Zeichnen, beſonders ſeit dem Erſcheinen der „Allgemeinen geographiſchen Ephemeriden" (1798), durch die er mit dem Freiherrn von Zach näher bekannt wurde, immer mehr aus. Durch die Leitung und Unterſtützung deſſelben lieferte er nun auch ſeine erſten öffentlichen Charten für die größere in Weimar mit der Bemerkung „Revidirt auf der Sternwarte Seeberg" erſchienene Sammlung und arbeitete alsdann an der gleichfalls in Weimar herausgekommenen „Militaircharte von Deutſchland" in 204 Blättern, von denen ungefähr 25 Blätter unter ſeiner Leitung gezeichnet wurden. Allein ſeine wichtigſte Arbeit iſt ſein „Handatlas" in 75 Blättern, den er in den Jahren 1817—1825 im Vereine mit dem Hofrath Reichard in Lobenſtein, ſeit 1823 aber allein und in einer neuen Auflage herausgab. Dieſes verdienſtvolle Werk, welches mit eben ſo vieler Gründlichkeit, als Geſchmack ausgeführt wurde, iſt der erſte mit wiſſenſchaftlicher Sorgfalt und nach einem gemeinſamen Plane ausgeführte Atlas der ganzen Erdoberfläche. Ein Auszug aus dieſem iſt ſein „Schulatlas", welcher ſeit 1821 in zwölf Auflagen und in mehr als 60000 Exemplaren verbreitet worden iſt. Seine „Charte von Deutſchland", in 25 Abtheilungen, iſt ein Meiſterwerk von Genauigkeit und Eleganz. 81.

Stier iſt das zweite Sternbild des Thierkreiſes, das nur mit dem Vordertheile und als aus den Wolken ſteigend am Himmel ſteht, zwiſchen 18° ♉ und 22° ♊. Dieſes ſchöne Sternbild enthält ohne die Plejaden und Hyaden nach Flamſteed 141, mit jenen aber 206 Sterne. An der Spitze der Hyaden funkelt Aldebaran, ein röthlicher Stern erſter Größe, das ſüdliche Auge des Stiers, durch deſſen beide Hörnerſpitzen die Ekliptik mitten hindurch gehet. 13.

Stiergefechte, eine Nationalbeluſtigung der Spanier, waren ſchon bei den

alten Iberiern gebräuchlich und ſind ſo mit dem Volksleben verwachſen, daß weder königliche Verbote, noch päpſtliche Bannſtrahlen ſie haben aufheben können. Dieſelben werden in einem Circus, dem coliseo de los toros, welcher in größeren Städten ſtehend iſt, in kleineren dazu beſonders erbaut wird, ausgeführt und es ſtellen ſich dazu als Kämpfer ein: 1) die Picadores, welche zu Pferde, in alter ſpaniſcher Nationaltracht gekleidet, mit einem ſtarken Panzer bedeckt und mit ſehr langen Lanzen verſehen ſind, welche oben einen Knopf und darauf eine kurze Spitze haben; 2) die Chulos, welche zu Fuß gehen, mit Bändern aller Farben bedeckt ſind und eine lange verſchiedenfarbige Schärpe in der Hand tragen, und 3) die Matadores, welche weiß gekleidet ſind und in der linken Hand ein Stäbchen mit einem daran befeſtigten Stücke von glänzendem Seidenzeuge (muleta), in der andern einen bloßen Stoßdegen halten. Nach vorhergegangenem Aufziehen und Paradiren der ſämmtlichen Kämpfer ſtellen ſich die Picadores, deren Pferden die Augen verbunden ſind, in der Mitte des Circus dem Stalle gegenüber auf, aus dem nach einem Trompetenſtoße ein Stier herausgelaſſen wird. Dieſer ſucht ſcheu über die Menſchenmaſſe zuerſt einen Ausweg und rennt dann, da er dieſen nicht findet, in Wuth auf den erſten Picador zu, der ihn in die Schulter ſticht. Zurückprallend wendet er ſich nun gegen den zweiten oder dritten ꝛc. und es beginnt nun der eigentliche Kampf, bei welchem der Stier den Reiter entweder abſattelt oder das Pferd umrennt, das jetzt ſeine Wuth empfindet. Nun treten aber die Chulos hinzu, welche dem Stiere die Stücke Seidenzeuge über den Kopf werfen und ihn durch beſtändiges Necken ermüden, während die Picadores einzeln immer mit ihm kämpfen. Wird er matt, ſo werfen die Chulos die Banderillos, kleine ausgehölte, mit Feuerwerksſatz gefüllte und oben mit einem Häkchen verſehene Stäbchen, über den Kopf, welche, wenn ſie haften, losgehen und den Stier aufs Neue wüthend machen; im Nothfalle hetzt man ſelbſt noch Hunde auf ihn. Nun geht ein Matador auf ihn los, ſchwenkt ſeine Fahne, auf welche der Stier zuſtürzt, und ſtößt ihm im Augenblicke des Nahens den Degen in die Bruſt. Glückt ihm dieß, ſo wird er mit einem allgemeinen Bravo begrüßt und die Zuſchauer werfen ihm Geſchenke zu; rennt aber der Stier fort, wird er ausgeziſcht, und durchbohrt ihn derſelbe mit ſeinen Hörnern, dieſem das Bravo zugerufen, der aber doch endlich von einem andern Matador getödtet wird. Der todte Stier wird aus dem Circus geſchleift und ein neuer eingelaſſen. Solche S. ſind in Spanien ſehr häufig und in großen Städten oft wöchentlich. Die Stiere dazu holt man gewöhnlich aus Andaluſien, wo ſie halb wild umherlaufen; die Kämpfer werden entweder dafür bezahlt oder melden ſich auch freiwillig dazu. 30.

Stifft (Andreas Joſeph, Freiherr von), kaiſerlich königlicher wirklicher geheimer Staats- und Conferenzrath und erſter Leibarzt des Kaiſers, ward zu Röſchitz in Öſtreich 1765 geboren, ſtudirte zu Wien Medicin, promovirte 1786, ward 1792 zweiter Stadtphyſikus daſelbſt, 1797 Hofmedicus, 1798 wirklicher Leibmedicus, 1802 kaiſerlich königlicher Hofrath, 1803 Freiherr und wirklicher Leibarzt, Vicedirector der mediciniſchen Studien an der Univerſität, Protomedicus und Präſident der mediciniſchen Facultät und 1812 Hofrath im Staatsrathe, begleitete 1814 Kaiſer Franz auf dem Feldzuge, ward 1817 Landſtand von Niederöſtreich, 1819 Indigena von Tyrol, außerdem mit einer Menge öſtreichiſcher und anderer Orden geſchmückt und Mitglied vieler in- und ausländiſchen gelehrten Geſellſchaften. Er überlebte den Tod des Kaiſers Franz, dem er mehr als Arzt, dem er Freund und vertrauteſter Rathgeber, ſelbſt in den wichtigſten Angelegenheiten der Monarchie war, nur kurze Zeit, indem er als eins der erſten Opfer der in Wien wieder ausgebrochnen Cholera am 16. Juni 1836 ſtarb. Als Schriftſteller iſt er nur mit einem Werke aufgetreten, das unter dem Titel: „Praktiſche Heilmittellehre" (Wien 1790 und 1792, 2 Thle.) erſchienen iſt; außerdem war er

ſeit 1811 Mitherausgeber der „Mediciniſchen Jahrbücher der kaiſerlich königlichen öſtreichiſchen Staaten." 39.

Stift, eigentlich **Geſtift**, iſt urſprünglich ein Capital oder Grundſtück, deſſen Ertrag zu milden Zwecken, wie Hospitälern, Armenhäuſern, Schulen ꝛc. beſtimmt iſt, wie man deren auch in allen Ländern unter dieſem Namen findet. Vorzugsweiſe bildete ſich aber ſchon früh der Name für ſolche Vermächtniſſe, welche kirchliche Zwecke zu befördern ſuchten und in der Begründung von geiſtlichen Collegien beſtanden, deren Mitglieder zwar nicht ganz an ſtrenges Kloſterleben gebunden wurden, aber die Gelübde der Keuſchheit, der perſönlichen Armuth und des Gehorſams gegen die Obern ablegen mußten. Dieß geſchah ſchon ſeit der Kirchenverſammlung zu Aachen (816) in dem fränkiſchen Reiche geſetzlich mit der Geiſtlichkeit an den Metropolitan- und Kathedralkirchen und ſpäter auch an anderen Hauptkirchen, an denen kein Biſchof reſidirte, wodurch der Unterſchied zwiſchen Hochſtiftern, an deren Spitze ein Biſchof ſtand, und Collegiatſtiftern, bei denen dieß nicht der Fall war, entſtand; doch wurden erſtere ſpäter vorzugsweiſe Domcapitel, letztere Collegiaturen oder Stifter im Beſondern genannt, denen ſtatt des Biſchofs ein Dompropſt vorſtand, und man machte dann auch den Unterſchied, daß die Mitglieder der erſteren Domherren, der letzteren Kanonici genannt wurden (ſ. Domcapitel und Domherren). Im Laufe der Zeit bildeten ſich aber auch weltliche Capitularen, da die Einkünfte der Stifter ein bequemes Verſorgungsmittel für Glieder des Adels waren, nur mußten dieſelben von altem reinen Adel ſein, der nun, wie früher turnierfähig, ſo ſtiftsfähig genannt ward, obgleich man bei geringern Stiftern auch bürgerliche, beſonders Gelehrte, zuließ. Nach der Reformation wurden auch in proteſtantiſchen Ländern die Stifter beibehalten und ihre Einkünfte als Sinecuren vergeben, doch ſind in neuerer Zeit viele Stimmen dagegen laut geworden, welche ihre Verwendung zu Staats- oder Kirchenzwecken verlangen. — Die weiblichen Stifter waren den männlichen ähnlich organiſirt und meiſt nur für den ſtiftsfähigen Adel beſtimmt; doch ſind dieſe in der neueſten Zeit meiſt eingegangen, vorzüglich in proteſtantiſchen Ländern. Sie ſind zur Verſorgung unverheiratheter adeliger Fräulein beſtimmt, doch ſind dieſelben meiſt noch, wie z. B. im freiadligen Magdalenenſtifte zu Altenburg, zur Erziehung junger adeliger Mädchen angehalten. Andere Stifter, wie das katholiſche Joſephinenſtift zu Dresden, beſchäftigen ſich mit Erziehung von Mädchen aus allen Ständen. Der Ausdruck S. wird endlich auch überhaupt für Stiftung (ſ. d. Art.) gebraucht, wie das Leſſingsſtift in Kamenz. 30.

Stiftshütte hieß der tragbare Zelttempel, welchen die Iſraeliten auf ihrem Zuge in der arabiſchen Wüſte zum Gottesdienſte errichteten, überall mit ſich führten und nachher in Paläſtina aufſchlugen. Sie war (nach 2. Moſ. 25—27. 36, 3 ff.) 30 Ellen lang und 10 Ellen breit und beſtand aus einem hölzernen Gerüſte, über welches eine vierfache Decke von Teppichen ausgeſpannt war. Der Eingang war ebenfalls mit einer koſtbaren, an fünf Säulen befeſtigten Decke verhangen. Sie war in zwei Räume abgetheilt, in das Heilige und in das Allerheiligſte. In dem erſtern, im Vorderraume des Zeltes, 20 Ellen lang und 10 Ellen breit, befand ſich der Tiſch mit den 12 Schaubroden, der goldene Leuchter mit 6 aufwärts gebogenen Armen und der Räucheraltar. Im Allerheiligſten (ſ. d. Art.), welches 10 Ellen lang und 10 Ellen breit und vom Heiligen durch einen Vorgang getrennt war, ſtand die Bundeslade (ſ. d. Art.). Das ganze zeltartige Gebäude aber war von einem Vorhofe umgeben, welcher 100 Ellen lang und 50 Ellen breit und mit baumwollenen an Säulen befeſtigten Umhängen eingeſchloſſen war. Hier befand ſich der Brandopferaltar und das kupferne Waſchbecken für die Prieſter auf einem ehernen Geſtelle. — Nach der Eroberung Paläſtinas befand ſich die S. zuerſt zu Silo. Das fernere Schickſal derſelben bis auf David iſt

aber unbekannt. Sie ſcheint allmählig zerfallen oder wenigſtens in Vergeſſenheit gekommen zu ſein, bis Salomo die ſchon von David beabſichtigte Erbauung eines Jehovas würdigern Heiligthums (ſ. d. Art. Tempel) ins Werk ſetzte. — Nicht ohne wichtige Gründe hat man in neuerer Zeit die hiſtoriſche Wahrheit der Relation des Pentateuchs von der eben beſchriebenen S. in Anſpruch genommen; denn dieſe iſt ſo prächtig beſchrieben, daß dazu eine ſolche Menge von Gold, Silber und anderen koſtbaren Materialien nöthig war, welche in jener Zeit und unter den damaligen Umſtänden von den Iſraeliten ſchwerlich aufgetrieben werden konnte. Ferner ſind der Bau, die Metallarbeiten und gewirkten Stoffe viel zu künſtlich, als daß ſie die Iſraeliten zu Urhebern haben könnten, zumal wenn man bedenkt, daß mehrere Jahrhunderte nachher Salomo phöniciſche Künſtler zum Tempelbaue verſchreiben mußte. Endlich iſt die Zeit der Verfertigung — noch kein ganzes Jahr — viel zu kurz bei der Menge der zu verfertigenden Sachen. Es iſt daher anzunehmen, daß die Sage von jenem Gotteszelte, welches wohl nur ſchlicht und einfach war, allmählig durch die Tradition ins Wunderbare ausgeſchmückt worden iſt. — Vergl. de Wette, „Beiträge zur Einleitung ins alte Teſtament" (I, 258 ff. II, 259 ff.); Derſelbe, „Kritik der moſaiſchen Geſchichte" (S. 250). 63.

Stiftskirche nennt man eine Kirche, mit welcher ein Bisthum oder ein Hochſtift verbunden iſt; zuweilen auch die den Hochſtiften untergeordneten Stifte (Neben-, Unter- oder Niederſtifte), welche eigentlich Collegiatkirchen heißen. 63.

Stiftung, lat. fundatio; franz. fondation; engl. foundation, nennt man ein zu irgend einem Zwecke gemachtes Vermächtniß und heißt eine milde S., wenn dieſer Zweck ein religiöſer oder wohlthätiger iſt. In neueren Zeiten bedürfen die Stiftungen der Genehmigung des Staats, ſie genießen aber alsdann die Rechte der Minderjährigen und den vollſtändigen Schutz des Staates, dem auch das Recht zuſteht, ſie aufzuheben, wenn ſie den Bedürfniſſen und Anforderungen nicht mehr entſprechen; doch ſollen ihre Fonds nur zu ähnlichen Zwecken wieder verwendet werden. 30.

Stigma, ſ. Brandmal.

Stilicho, ein geborner Vandale, deſſen Vater ſchon im Dienſte des Kaiſers Theodoſius geſtanden und wegen ſeiner Großthaten ſich die Gunſt dieſes Monarchen erworben hatte, trat in die Fußtapfen ſeines Vaters und wußte durch ſeine kriegeriſchen Tugenden, ſo wie durch ſeine Klugheit und Einſicht ſich dem Theodoſius ſo ſehr zu empfehlen, daß derſelbe ihn dem Honorius zum Vormunde beſtimmte. Dem hochfahrenden Barbaren genügte jedoch dieſe getheilte Ehre nicht und an ſich ſchon dem Ruffinus, dem Vormunde des orientaliſchen Kaiſers Arcadius, nicht gewogen, wurde er nun noch mehr gegen ihn erbittert. Er glaubte, von ſeinem perſönlichen Erſcheinen in Conſtantinopel werde der Erfolg ſeines Strebens abhängen, und ging daher mit Theodoſius' Leiche, begleitet von einer Armee, welche er dann gegen die Gothen führen wollte, von Rom ab; wurde aber durch Ruffinus' Vermittelung von Arcadius zurückgeſchickt und die Armee von Gainas, einem Gothen, nach Conſtantinopel geführt. Dieſen machte jedoch S. ſogleich zum Theilnehmer ſeines Plans auf Ruffinus' Leben, welchen Gainas auch pünktlich ausführte. Aber des Ruffinus Nachfolger, Eutropius (ſ. d. Art.), haßte den S. und brachte es dahin (396), daß dieſer als Feind des Reichs erklärt wurde. Je weniger ihm ſein Plan auf den Orient jetzt gelungen war, deſto feſter ſuchte er ſich in die Gunſt ſeines Mündels Honorius zu ſetzen; er knüpfte denſelben ſogar dadurch an ſich, daß er ihm ſeine Tochter Maria und, als dieſe geſtorben war, ſeine andere Tochter, Thermantia, verheirathete. Der Schauplatz ſeiner kriegeriſchen Thätigkeit wurde ſeit dem Beginne des V. Jahrh. das nördliche Italien, wo er gegen Alarich (402) und Radagais (405) glücklich focht und Erſteren aus Italien zu ziehen nöthigte, Letzteren aber mit ſeinem großen Heere gänzlich aufrieb; 408

wurde er wider den Uſurpator Conſtantinus in Gallien geſchickt. Unterdeſſen war Arcadius geſtorben und Honorius beſchloß eine Reiſe nach Conſtantinopel zu machen, um ſich ſeines Neffen Theodoſius anzunehmen; mit verſtellter Beſorgniß für des Reiches Ruhe und des Kaiſers Wohl widerrieth S. dieſe Reiſe und erbot ſich, in ſeinem Namen dahin zu gehen. Aber Honorius, mißtrauiſch gemacht durch ſeines Günſtlings Olympius Vermuthungen, S. würde den orientaliſchen Thron für ſeinen eignen Sohn, Eucherius, gewinnen wollen, welche Beſchuldigung um ſo wahrſcheinlicher ſchien, da S. ſich mit dem Gothenkönige Alarich auf guten Fuße zu ſtellen bemüht geweſen war und große Barbarentrupps an der Grenze des Reichs ungeſtört hauſen ließ, wollte ſich dieſes Mannes, deſſen Bevormundung er überdieß überdrüſſig war, gern entledigen und beſchloß ihn aus dem Wege räumen zu laſſen. In ſeinem Lager bei Ticinum hatte Olympius den Soldaten den Verdacht beibringen laſſen, S. wolle ſie gegen die Intereſſen des Kaiſerhauſes zu verrätheriſcher Beſtimmung brauchen; die Soldaten empörten ſich, aber während ſie einige von S.'s Freunden niederhauten, entkam er ſelbſt nach Ravenna und verbarg ſich in einer Kirche. Aber er wurde aus derſelben geholt und hingerichtet. Nicht genug aber für den rachgierigen Olympius, ſeinen Rival ſelbſt zum Tode gebracht zu haben, regte er auch das Volk auf, daß es ſeinen Namen aus öffentlichen Denkmälern vertilgte; die Kaiſerin Thermantia wurde ihrer Mutter Serena zurückgeſchickt und dieſe Gemahlin des S. ſelbſt nachher, als die Gothen wieder nach Rom zogen, hingerichtet, als habe ſie jene Barbaren zu dieſem Zuge veranlaßt. In großer Gunſt ſtand bei S. der Dichter Claudianus, der ihn auch in ſeinem aus 3 Büchern beſtehenden heroiſchen Gedichte, „Stiliconis laudes", beſang. 6.

Stilles Meer, ſ. Südſee.

Stillleben nennt man in der Malerei die Darſtellung lebloſer Gegenſtände. Darſtellungen dieſer Art beruhen zwar meiſt auf bloßer Kunſtfertigkeit, da ſie nie etwas Ideales darſtellen können, doch kann der Künſtler auch hierbei durch ſchöne Anordnung und Beleuchtung, wie durch höchſte Naturtreue ſeine Meiſterſchaft bewähren. 30.

Stilpo aus Megara und Anhänger der dort von Euklides geſtifteten Schule (ſ. d. Art. Megariker), blühte um 300 vor Chr. und iſt theils wegen ſeines trefflichen moraliſchen Charakters bekannt, theils wegen einiger nicht unwichtigen dialektiſchen Bemerkungen, z. B. daß den Gattungsbegriffen (εἴδη) nicht objective Gültigkeit zukomme und daß nur die identiſchen Urtheile wahr ſeien. Für die Praxis empfahl er die Apathie und nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß ihm die Stoa, deren Stifter ſein Schüler war, dieſen ihren oberſten Moralgrundſatz verdankt. 80.

Stimme, lat. vox; franz. voix; engl. voice; ital. voce, iſt das Vermögen mittels der aus- und eingehenden Luft der Lungen einen Schall hervorzubringen. Wenn nämlich die Luft durch die Stimmritze des Kehlkopfs geht, ſo werden die Stimmritzbänder dadurch erſchüttert und auf dieſe Weiſe ein Schall oder Ton (ſ. d. Art.) hervorgebracht. Die Stärke der S. hängt von der Größe des Kehlkopfs, von der Stärke des aus der Lunge kommenden ſchallenden Luftſtromes und von der Geſchwindigkeit, mit der die Aus- und Einathmung geſchieht, ab. Deßhalb finden wir bei erwachſenen, ſtarken, heftigen Männern eine tiefere S. als bei Kindern, Weibern, ſchwachen und ſanftmüthigen Männern. Höhe der S. entſteht, wenn die Stimmritze verengert wird, und je größer die Verengerung, um ſo höher iſt die S., je geringer aber und je mehr der Kehlkopf nach der Bruſt herabgezogen und ſomit die Luftſäule verkürzt wird, um ſo tiefer erſcheint die S. Hierauf beruht die Theorie des Singens (ſ. d. Art.). Daß aber hier alle kunſtmäßige Ausbildung der Stimme lediglich von der Vollkommenheit der Gehör- und Stimmorgane abhängt, liegt klar vor. Nur wenn dieſe Organe geſund und kräftig ſind,

wird die S. in der **Intonation**, d. h. in der Angabe des muſikaliſchen Tones, deutlich, ſtark, rein, ausdauernd, gleichmäßig, wohlklingend und voll erſcheinen können, wogegen auch nur der geringſte Fehler in der Beſchaffenheit jener Organe in der Regel das Gegentheil bewirkt. Freilich bleibt dieß nur Gabe der Natur, indeß iſt doch zur größern Ausbildung dieſer natürlichen Anlagen fleißige methodiſche Übung ein unerläßliches Hülfsmittel. Vor Allem aber iſt bei ſolchen Übungen, die S. ſonorer, biegſamer und ſtärker zu machen, darauf zu ſehen, daß jene oben erwähnten Organe des menſchlichen Körpers nicht zu ſehr angeſtrengt werden, wodurch natürlich eine Überreizung erfolgt und nicht ſelten die Lungen ſo afficirt werden, daß ein ſolcher Sänger ſchon in ſeiner früheſten Jugend ſich das Grab gräbt. Allgemeine Regeln ſind: daß die methodiſchen Übungen nicht vor dem 9. oder 10. Jahre beginnen, daß ſie immer auf die körperliche Conſtitution des Singenden Rückſicht nehmen müſſen und nur ſtufenweiſe und mit ſteigenden Jahren ſich häufen dürfen. Beſondere Regeln dafür zu geben iſt Sache der Singſchule. Auf dem Unterſchiede der Höhe und Tiefe beruht aber die Eintheilung der S. in 4 Hauptgattungen, die auch vorzugsweiſe die **vier Stimmen** genannt werden: **Discant** oder **Sopran**, **Alt**, **Tenor** und **Baß** (ſ. d. einzelnen Artt.). Unter denſelben heißt der Discant, der in der Regel die Melodie hat, auch die **Hauptſtimme** oder **Oberſtimme**, der Baß die **Grundſtimme** und der Alt und Tenor **Mittelſtimmen**. — Endlich bezeichnet man mit dem Worte S. auch jede beſondere Partie eines Tonſtückes, ſie mag nun mit der menſchlichen S. oder mit einem Inſtrumente vorgetragen werden (daher die Benennungen zwei-, drei-, vierſtimmig ꝛc.), ja ſelbſt das für jedes Inſtrument oder jede Singſtimme aus der **Partitur** (ſ. d. Art.) ausgeſchriebene Notenblatt, und ſo heißt in einem Tonſtücke, wo die Empfindung eines einzelnen Menſchen ausgedrückt werden ſoll, dieſe S. die **Hauptſtimme**, die zur **Soloſtimme** wird, wenn ſie nur von einer einzigen Perſon vorgetragen wird. Die übrigen heißen dann **Füllſtimmen** oder **Ripienſtimmen** (ſ. d. Art.). Endlich wird der Ausdruck S. auch für die Regiſter in der Orgel (ſ. d. Art.) gebraucht. 20.

Stimmung, franz. action d'accorder; engl. tuning, iſt der Tonſtand eines Inſtrumentes, theils im Verhältniſſe der demſelben zukommenden ſonoren Theile, theils in Bezug auf andere Inſtrumente, oder das gleichförmige Verhältniß aller Töne eines einzigen oder auch aller Inſtrumente eines ganzen Orcheſters zu einem feſten Stimmtone, nach deſſen Klange allein ſowohl alle anderen Töne überhaupt, als alle Intervalle beſtimmt werden können. In früherer Zeit bediente man ſich verſchiedener Stimmungen für verſchiedene Inſtrumente, wogegen man jetzt ſich ausſchließlich nur nach dem Kammertone (ſ. Kammermuſik) richtet. Hierbei beſtimmte man in früherer Zeit jenen feſten, als Normalton geltenden Stimmton durch eine **Stimmpfeife**, ein hölzernes Blasinſtrument von der Art der gedeckten Flötenſtimmen in der Orgel, die genau in den angenommenen Stimmton eingeſtimmt iſt und welche vermittelſt eines den Stöpſel der Pfeife bewegenden Schiebers nach Willkühr verlängert oder verkürzt werden kann. An dieſem Schieber aber ſind die verſchiedenen Töne genau abgetheilt und durch Zeichen bemerkt. Indeß bemerkte man hierbei bald den Übelſtand, daß die richtige Stimmung eines ſolchen complicirten Inſtrumentes lediglich nur von dem gleichmäßigen Wärme- und Kältegrade der Temperatur abhänge. Daher verließ man daſſelbe und wählte dafür die **Stimmgabel**, ein aus zwei Zinken und einem Griffe beſtehendes Inſtrument von Stahl. Faßt man nämlich dieſes Inſtrument am Griffe an und ſchlägt mit den Zinken an einen harten Körper und ſetzt dann nach dieſem Schlage den Griff ſo ſchnell als möglich auf den Reſonanzboden eines Inſtrumentes oder in Ermangelung deſſen auf einen Tiſch auf, ſo gibt die Stimmgabel den Ton a̅ an, nach welchem dann alle übrigen Inſtrumente geſtimmt werden. In der Regel

ſtimmt man nach reinen Quinten, wobei dann das Anſchlagen der Octaven nur als Beihülfe zum möglichſt reinen Stimmen der Quinten gilt. So namentlich bei den Saiteninſtrumenten, wo die Saiten vermittelſt eines **Stimmhammers**, mit dem die Wirbel entweder feſter eingeſchlagen oder mehr oder weniger angezogen werden, bei der Orgel dagegen das offene Pfeifenwerk von Zinn vermittelſt eines eigenen trichterförmigen Inſtrumentes, **Stimmhorn** genannt, geſtimmt wird, wodurch die Pfeifen entweder erweitert oder verengert werden. Die Trommeln und Pauken werden durch ſtrafferes Anziehen oder durch ein ſchlaffes Herablaſſen des Felles geſtimmt. Bei Blasinſtrumenten wird die S. durch Verlängerung oder Verkürzung des Inſtrumentes bewirkt, indem einzelne Theile deſſelben herausgenommen und dafür andere eingeſetzt werden. Die S. der Inſtrumente eines ganzen Orcheſters beruht auf dem verhältnißmäßigen Zuſtande der Inſtrumente, auf der Annahme des Stimmtons eines einzelnen Inſtrumentes, wozu gewöhnlich das Pianoforte oder die Oboe dient, und auf der Beachtung des Temperaturgrades des Ortes, wo die Muſik aufgeführt werden ſoll. 20.

Stipendium (eigentlich der Sold des Kriegers) nennt man jetzt vorzugsweiſe die Unterſtützung, welche ein Studirender zur Fortſetzung ſeiner Studien erhält. Meiſt ſtammen dieſelben aus milden Stiftungen her und ihre Verleihung ſetzt daher oft gewiſſe vom Stifter geſtellte Bedingungen voraus, welche ſich entweder auf beſondere Familienglieder oder Eingeborene eines beſtimmten Landes oder ein beſtimmtes Studium u. dergl. beziehen. Die Empfänger heißen **Stipendiaten** und ſind oft auch zur Haltung irgend einer Gedächtnißrede oder wenigſtens zur Unterziehung eines Examens verbindlich. 9.

Stipulation heißt im römiſchen Rechte ein beſtimmtes Verſprechen, bei welchem von der einen Seite der **Antrag**, von der andern Seite die ertheilte **Zuſicherung mit beſtimmten Worten ausgedrückt** ſind. Sieht man dabei auf das Verlangen des Antragſtellers, ſo enthält die S. ein ausbedungenes Recht, eine Bedeutung, die man in neueren Zeiten gewöhnlich gebraucht. 10.

Stoa (στοά), Halle oder Säulengang, hieß in Athen vorzugsweiſe die Pöcile (ſ. d. Art.), welche Zeno von Cittium für ſeine philoſophiſchen Vorträge wählte und welche (um 300 v. Chr.) die Wiege einer neuen, bald Verbreitung und Bedeutung gewinnenden Philoſophenſchule ward, die nach ihr bald die **ſtoiſche** (wie ihre Anhänger **Stoiker**, ihr Syſtem der **Stoicismus**), bald auch ſchlechtweg ſelbſt die S. genannt wird. Die Begründung der S. fiel in die Zeiten der Erniedrigung und des beginnenden Verfalls des Griechenthums. Wie die alte Freiheit und der ächtgriechiſche Geiſt aus dem Staate gewichen, ſo war hier die Einheit und Harmonie des wiſſenſchaftlichen Strebens zerfahren in die Breite der **Gelehrſamkeit**, in die Mannigfaltigkeit einzelner Wiſſenſchaften und Disciplinen, mehr für die nächſten praktiſchen Bedürfniſſe oder für die Schule berechnet und aus dieſem Geſichtspunkte behandelt als aus einem tiefern Geiſtesdrange hervorgehend und auf ein umfaſſendes Bewußtſein des geſammten Lebens gerichtet. Dieß bezeichnet den Standpunkt dieſer Schule und den Charakter, wodurch ſie ſich eben ſo ſehr den damaligen Zeitbedürfniſſen und Zeitrichtungen befreundete und wichtig machte, als von dem wahren Geiſte der Wiſſenſchaft entfremdete. — Die drei Theile der Philoſophie, Logik, Phyſik, Ethik, beſtanden ſchon getrennt, aber innig verbunden durch die eine ſie beherrſchende Idee. Die S. ließ ſie aus einander fallen, indem ſie jeden derſelben in ſeinen Grenzen und für ſeinen nächſten Zweck behandelte, ungewiß ſelbſt über den Rang und die Folge dieſer Disciplinen, da ihre prunkende Definition der **Weisheit**, als der **Wiſſenſchaft göttlicher und menſchlicher Dinge** die **Phyſik**, ihr Begriff von der Philoſophie, als dem **Streben nach Weisheit durch Tugendübung**, die praktiſche Philoſophie an die Spitze zu ſtellen ſchien. Die Logik (zuerſt von ihr ausdrücklich ſo genannt) war mehr eine

gelehrte Wiſſenſchaft und umfaßte außer der Lehre von der Erkenntniß der Dinge und den Denkformen auch die Anweiſung zur richtigen und ſchönen Äußerung der Gedanken, die Grammatik und Rhetorik. — Ganz dem Charakter ihrer Zeit gemäß hielten ſich die Stoiker in der Erkenntniß ausſchließlich an das Einzelne, ſtatt daß ihre großen Vorgänger nur das Allgemeine daran zu erfaſſen geſtrebt hatten, an die Gewißheit, nicht an die höhere Wahrheit der Vorſtellungen. Zwar geſtanden ſie den Gebrauch allgemeiner Begriffe als Nothbehelf des Erkennens zu, aber doch nur als Abſtractionen aus dem Einzelnen, deſſen ſinnliche Unmittelbarkeit ſtets Grund und Norm derſelben ſein muß. Dieſe gibt nun die Vorſtellung (φαντασία), deren Richtigkeit darin beſteht, daß ſie den Gegenſtand ergreift, völlig wiedergibt, wie das Siegelwachs das Siegel, in welchem Falle ſie φ. καταληπτική heißt und höchſtes Kriterium der Wahrheit iſt, der die urtheilende Vernunft (ὀρθός λόγος) ihre Beſtimmung nicht verſagen darf. Nur das Einzelne, Körperliche, iſt das Wirkliche, die Eigenſchaften und Verhältniſſe der Körper ſind nicht recht eigentlich wahr. Daher werden ſelbſt die Kategorien geſchieden in körperliche, die Materie (ὑποκείμενον) und das Eigenthümliche, die Form (ποῖον), und unkörperliche, die Eigenſchaften (πῶς ἔχον) und die Verhältniſſe (πρός τι πῶς ἔχον). So iſt nun auch in der Phyſik nur das Körperliche das Wirkliche und Wirkende, die Eigenſchaft das Gewirkte. Nicht eine formloſe Materie iſt das Erſte, welche erſt Form empfing, ſondern eine ſchon körperliche, d. h. zwar noch eigenſchaftloſe, aber in ſich ſchon das Princip des Wirkens tragende (ἰδίως ποῖον), gleichſam als ſeine Seele, als die göttliche Weltſeele, die darum nicht erſt von Außem zur todten Materie hinzutritt, ſondern in ihr, als ihrem Körper, lebt und wirkt, die aber, als ein recht Wirkliches, nur wechſelt und in die Urnatur wieder aufgenommen wird. Natürlich trat hier an die Stelle der idealiſchen Freiheit die blos mechaniſche Nothwendigkeit (εἱμαρμένη), während andererſeits die unmittelbare Nähe des Göttlichen in der Natur und jedem Einzelnen eine halb myſtiſche Sublimirung und Symboliſirung dieſes Letztern begünſtigte in den Vorſtellungen von Vorſehung, Divination, Optimismus, ſymboliſcher Deutung des Polytheismus ꝛc. — Dieſelbe Verſchmelzung des Allgemeinen, der Idee, mit dem Einzelnen, Sinnlichen, macht ſich noch weit fühlbarer in ihrer Ethik, welche die Tugend als Ideal ſchroff dem Einzelwillen entgegenſtellt, dadurch aber auch jedes poſitive Kriterium, jede einzelne Tugend aufhebt. Der Natur getreu oder ſchlechthin conſequent zu leben iſt ihr Wahlſpruch. Aber über dieſe Natur und das Kriterium der Conſequenz war die Schule ſelbſt nicht einig. Mit Sicherheit konnte der Stoiker nur Eines als höchſte Tugend anſtreben, die höchſte Entſagung, jene Reinheit und Stärke des Willens, die ſich nur in der Negation aller beſtimmten Willensrichtungen ausſpricht, in der Apathie gegen alle Luſt wie gegen allen Schmerz, in der Erklärung, daß alle Dinge gleichgültig ſeien (ἀδιάφορα), weil nur die in jeder Handlung ſich ausſprechende Willensſtärke einen Werth habe. Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der ſinnlichen Natur war es nur, wenn Einzelne einen Unterſchied zwiſchen vorzüglicheren und unwichtigeren Gegenſtänden und zwiſchen unvollkommenen Pflichten (erlaubten Handlungen) und vollkommenen (gebotenen Handlungen) annahmen. Natürlich iſt der Zweck wie der Lohn jener negativer Tugend nur ſie ſelbſt; in der durch ſie erreichten Selbſtgenügſamkeit (αὐτάρκεια) und Willensſtärke beſteht die Glückſeligkeit als ein ruhiger Verlauf des Lebens. Perſonificirt iſt jenes Tugendideal der Stoiker in dem ſtoiſchen Weiſen, den ſie freilich auch nur als Ideal mit großer Selbſtliebe darſtellten. Die Reinheit und Allgemeinheit dieſer Lehre, ihre Energie, ihr Kosmopolitismus, dieß Alles iſt zwar einerſeits ihre Vollkommenheit, andererſeits aber auch ihr Mangel, — denn ſie erreicht dieſe Vollkommenheit nur dadurch,

daß ſie jede *beſtimmte poſitive*, freilich immer nur relativ vollkommene Tugendäußerung und Bildungsſtufe abweiſt und nur die volle abſolute Tugend unmittelbar erfaſſen will. Dieß kann ſie aber nur mit Aufgeben alles Wirkens im Einzelnen, jeder bürgerlichen Wirkſamkeit, jedes beſtimmten Berufs; denn das ſind Alles gleichgültige Dinge ohne Werth, und ſo verflüchtigt ſich durch ſeine allzufeine und reine Natur das Streben des Stoikers in ein bloßes, unthätiges Sich- und ſein Idealfühlen, — was dann leicht in eine ſtolze Tugendrednerei ausartet und zu jeder beſtimmten Lebensthätigkeit, zu jeder Betreibung und Förderung menſchlicher und bürgerlicher Intereſſen untauglich und nur zum Dulden und Entſagen geſchickt und ſtark macht. Aber eben dieß erklärt auch die Bedeutſamkeit einer ſolchen Lehre für eine Zeit, welche am Leben verzweifeln, jede poſitive Einwirkung auf die gänzlich entarteten Zuſtände, auf das zerfallene Staatsleben als unnütz aufgeben mußte, welcher daher nichts übrig blieb, als der Troſt und die Kraft der Entſagung, die Unerſchütterlichkeit im Leiden und im härteſten Falle der frei gewählte Tod. Darum ſehen wir auch zumeiſt durch dieſe ihre praktiſche Richtung die S. ihre und die folgende Zeit beherrſchen und beſonders bei dem männlichen Volke der Römer, am Abend der Freiheit, unter dem Drucke der Kaiſer und in der Verwirrung und Verderbniß aller ſittlichen und geſelligen Verhältniſſe rührende und erhebende Beiſpiele ſtoiſcher Tugendkraft, die auch ſeitdem als Ideal von Charakterſtärke unter dem Namen des Stoicismus geprieſen wird. — Im Theoretiſchen artete der Stoicismus in einen zankſüchtigen Dogmatismus aus und zerfiel ſelbſt in ſich durch die abweichenden Anſichten der Späteren; natürlich, weil man kein höheres Erkenntnißprincip hatte und die unmittelbare, begreifliche Gewißheit eben ſo leicht zu läugnen als zu behaupten war. Unter denen, die denſelben auch durch Schriften fortpflanzten, ſind wichtig (neben den minder bedeutenden Schülern *Zeno's* Perſäus aus Cittium, Ariſto aus Chios, Herillus aus Carthago) vor Allen *Kleanthes* von Aſſus (264 vor Chr.) und faſt mehr noch deſſen Schüler *Chryſippus* von Soli oder Tarſus (212 vor Chr.), die *Stütze der S.* genannt, ferner *Zeno* von Tarſus (212), *Diogenes* von Babylon (der bei ſeiner Geſandtſchaftsreiſe nach Rom 155 zuerſt die Römer mit der ſtoiſchen Lehre bekannt machte), *Antipater* von Tarſus oder Sidon (146), *Panätius* von *Rhodus* (131), *Poſidonius* von *Apamea in Syrien* (103); unter den Römern vorzugsweiſe *Seneca* (65 nach Chr.), *Epiktetus*, ein phrygiſcher Sklave (90 nach Chr.), *Arrianus* (134) und Kaiſer *Antoninus* (180 n. Chr.). — Zu Anfange der Neuzeit wurde der Stoicismus wieder in Anregung gebracht durch *Juſtus Lipſius* (1547), der auch einige Nachfolger fand. — Vergl. beſonders Juſtus Lipſius, „Manuductio ad stoicam phil.“ (Antv. 1604. 4. Lugd. Bat. 1644. 12.); *Diet. Tiedemann's* „Syſtem der ſtoiſchen Philoſophie“ (Leipz. 1776. 3 Bde. 8.) und „Geiſt der ſpeculativen Philoſophie“ (2. Bd. S. 427). — S. auch die Namen *Zeno*, *Kleanthes* ꝛc. 80.

Stobäus, eigentlich **Johannes von Stobi**, einer macedoniſchen Stadt, geb. um 500 nach Chr., war einer der beſten, ſeinen Lebensumſtänden nach aber unbekannter, Sammler und Epitomatoren größerer Werke allgemeinen Inhalts. Unter ſeinen Namen ſind zwei, jedoch ſchwerlich in ihrer urſprünglichen Geſtalt, für die Belehrung ſeines Sohnes beſtimmte Sammlungen merkwürdiger Sittenſprüche aus den beſten griechiſchen Schriftſtellern vorhanden, die beſonders deßwegen wichtig ſind, weil ſie eine große Menge Bruchſtücke jetzt verlorener älterer Werke verſchiedener Verfaſſer enthalten. Der erſte aus 2 Büchern beſtehende Theil dieſer Sammlungen führt den Titel: „Ἐκλογαὶ φυσικαί, διαλεκτικαὶ καὶ ἠθικαί“, der andere: „Ἀνθολόγιον“ (Sermones). Die ed. princ. der „Eclog.“ beſorgte Wilh. *Canter* (Antv. 1575. Fol.). Die beſte Ausgabe iſt von *Heeren* (Gotting. 1792—1801. 4 Voll. 8.). Die ed. princ. der „Sermones“ beſorgte

Fr. Trincavellus (Venet. 1526), eine neue Ausgabe Konr. Gesner (Tigur. 1545, zuletzt Francof. 1581. Fol.). 20.

Stockfiſch, ſ. Kabeljau.

Stockholm (59° 19′ 15″ N. Br. und 35° 44′ 45″ L.), Hauptſtadt des Königreichs Schweden und der ganzen Monarchie, Sitz aller Oberreichsbehörden, liegt anmuthig an den beiden Ufern des Mälarſees, an der Stelle, wo er ſich mit einem Oſtſeebuſen vereinigt, auf zwei Halbinſeln und mehreren großen und kleinen Inſeln und bietet dadurch, wie durch verſchiedene Granitfelſen, welche ſich über dem Waſſer erheben und theils kahl und dürr, theils mit Häuſern oder mit Holz bedeckt ſind, einen Anblick, den man in gewiſſen Hinſichten mit dem Venedigs vergleichen kann, der aber in der Schönheit und Mannigfaltigkeit der Landſchaften einen hohen eigenthümlichen Reiz hat. Sämmtliche Theile ſind durch prächtige Brücken verbunden. Die 2 Halbinſeln mit ihren größeren und kleineren Eilanden bedecken einen Raum von 6 □M., wovon die Waſſerfläche mehr als ein $\frac{1}{5}$ einnimmt; den Umfang gibt man auf $1\frac{3}{4}$ Meile, die Länge von Süden nach Norden auf $\frac{1}{2}$, die Breite von Weſten nach Oſten auf $\frac{3}{8}$ Meilen an. Die einzelnen Theile der Stadt ſind: 1) Staden oder die eigentliche Stadt auf einer ziemlich großen Inſel. Sie hat nur einen geringen Umfang, zwar maſſive, aber hohe geſchmackloſe Häuſer in langen ſehr ſchmalen und finſteren Straßen, die meiſtens parallel laufen und durch enge Querſtraßen und Durchgänge verbunden ſind, enthält die meiſten öffentlichen Gebäude, als: das in einem edlen Style erbaute und 1753 vollendete königliche Reſidenzſchloß, das im Nordoſten auf einer Anhöhe belegen die Stadt beherrſcht und im Innern den impoſanten Reichsſaal, das Reichsarchiv, das königliche Muſeum, die königliche Bibliothek von 30000 Bänden umfaßt und zugleich zum Verſammlungsorte der ſchwediſchen Akademie und der Akademie der Literatur, Geſchichte und Alterthümer dient; den Schloßplatz, worauf die Bildſäule König Guſtav's III. ſteht; die deutſche Gertrudenkirche mit einem 111 Fuß hohen Thurme; das Ritterhaus; das neue Rathhaus auf dem Ritterhausmarkte, mit der Bildſäule König Guſtav's I. geſchmückt; die Börſe am großen Markte; die Bank mit einem Münzcabinette; das Münzhaus, worin das Bergcollegium ſeine Sitzungen hält und ſein merkwürdiges Mineraliencabinet hat, das Poſthaus und das Statthalterhaus. 2) Helge-Andsholmen oder Klein-Stockholm, öſtlich von Staden auf einer Inſel; ſie enthält die königlichen Marſtälle. 3) Riddarholmen, im Weſten von Staden, von welcher ſie nur durch einen ſchmalen Canal getrennt iſt. Hier ſind die Ritterholmskirche mit den Grabmälern der Könige und großen Männer Schwedens und 5000 eroberten Fahnen und Flaggen und das Kungshaus, worin ſich einige Collegien verſammeln. 4) Skeppsholmen, im Nordoſten von Staden, von etwa 20 Familien bewohnt, mit dem Admiralitätshauſe, dem Zeughauſe der Admiralität, mehreren Magazinen ꝛc.; dabei der Hafen für eine Abtheilung der Scherenflotte. 5) Caſtellholmen, im Südoſten von Skeppsholmen, ein Fort mit 12 Kanonen und ein kleines Seelazareth. 6) Beckholmen, im Oſten von Caſtellholmen, ohne Zuſammenhang mit den übrigen Stadttheilen. 7) Kungsholmen, eine große Inſel, die durch einen breiten Canal von Norrmalm getrennt iſt; hier iſt die Ulrika-Eleonorakirche und der kungsholmer Marktplatz; doch iſt nur der öſtliche Theil der Inſel bewohnt. 8) Norrmalm oder die nördliche Vorſtadt, auf einer Halbinſel gelegen, die ſich in den Mälarſee von Norden hereinerſtreckt. Sie hat 6 Marktplätze, worunter der Norre-Malms Torget-Platz mit der ſchönen Bildſäule Guſtav Adolph's, die Adolph-Friedrichskirche mit Descartes' Denkmale, die gothiſche Clarakirche, die Jakobskirche, der Albertinenpalaſt, das Orangeriehaus im königlichen Thiergarten und die beiden Geſundbrunnen, Normalin's Sauerbrunnen und Sabbatsburgsbrunnen; umfaßt auch die Ladugårdsbrunlandet mit Ladugårdsmarkte, der Eleonorenkirche, dem Artilleriehofe mit dem

Zeughauſe, der Artilleriekirche, der Kronbäckerei, dem Laboratorium, der Caſerne Friedrichshof ꝛc. Dazu gehört auch der St. Blashholmen, eine Landſpitze, wovon eine Brücke auf den Skeppsholmen führt. Norrmalm hat zwar nicht lauter maſſive, ſondern auch viele hölzerne Häuſer und unabſehbare lange Straßen, worunter die Drottning Gaten 2000 Schritte mißt, die aber gegen ihre Länge viel zu ſchmal ſind; aber doch gewährt das Ganze einen bei Weitem freundlichern Anblick, als der der finſtern Staden. Am Schlechteſten iſt Ladugårdslandet gebaut, welches mit ſeinen elenden Hütten und ſchlechtem Pflaſter einem Dorfe ähnlicher, als dem Theile einer Reſidenz ſieht. 9) Södermalm, die ſüdliche Vorſtadt, eine Halbinſel, welche durch eine Zugbrücke mit der Staden zuſammenhängt, hat theils gute maſſive, theils hölzerne Gebäude, 3 Marktplätze und außer 2 Kirchen einige öffentliche Gebäude, als das Stadthaus, das große Hangar, d. i. die Eiſenwaage, in welcher alles zum Ausſchiffen von S. beſtimmte Stabeiſen aufgeſtapelt wird, und auch ein großes Schiffswerft. 10) Långholm, eine Inſel im Nordweſten von Södermalm. Auf derſelben liegt das Spinnhaus und die Zollbude, wo der Zoll von allen den Mälar heraufgehenden Schiffen erlegt wird. Außer den ſchon erwähnten Plätzen zeichnen ſich noch aus: der Markt Karl's XIII., welcher die Stelle des vormaligen königlichen Gartens einnimmt und in deſſen Mitte die Bildſäule des gleichnamigen Königs zu Fuße ſteht; der Platz Skeppsbron mit der Statue Guſtav's III. und der Platz Slottsbacken mit dem Obelisk aus Granit, zu Ehren der Treue der Einwohner Stockholms errichtet. Unter den Kirchen ſind noch zu erwähnen: die große Nikolaikirche (Storkyrkan), beſonders ausgezeichnet durch ihr Alter und den Reichthum ihrer Verzierungen, vorzüglich am Altare; die Katharinen-, die Marien- und die Hedwig-Eleonorenkirche. S. enthält 13 Brücken, worunter ſeit 1813 auch eine eiſerne, außer dem Schloßplatze 12 Marktplätze, 2 Kaien, 14 Kirchen, 4 Kapellen, worunter 1 katholiſche, 1 finniſche, 1 franzöſiſch-reformirte und 1 deutſch-reformirte, 1 Synagoge, 1 Opernhaus, 1 Theater, 1 Arſenal, 1 Sternwarte, 1 großes Kranken- und Inoculationshaus, 1 Findelhaus, 1 Invalidenhaus, viele milde Stiftungen, 298 Haupt- und Nebenſtraßen, 3768 Häuſer mit 81000 Einwohnern. An wiſſenſchaftlichen Anſtalten findet ſich: die Akademie der Wiſſenſchaften mit der ſchönen Sternwarte und einem reichen Naturaliencabinette; die ſchwediſche Akademie; die Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, der Geſchichte und der Alterthumskunde; die Akademie der ſchwediſchen Sprache und Dichtkunſt; die Akademie des Ackerbaues; die Militairakademie; die Kriegsſchule; die patriotiſche Geſellſchaft; das Bergcollegium mit einem reichen Naturaliencabinette; das karoliniſche mediciniſch-chirurgiſche Inſtitut, welches alle Ärzte und Wundärzte, die öffentliche Anſtellungen ſuchen, zu prüfen hat; die Schule der Feldmeßkunſt mit einer ſchönen Sammlung von Landcharten Schwedens; die Navigationsſchule; die Zeichnungs- und Modellirſchule; die muſikaliſche Schule; das Taubſtummeninſtitut; die Thierarzneiſchule; das technologiſche Inſtitut; das Forſtinſtitut; 9 Trivial- und 2 Freiſchulen; das Gymnaſium; die Bibelgeſellſchaft; die prächtige Gemäldegallerie, die eine ſchöne Sammlung von den beſten ſchwediſchen Malern darbietet; die königliche Bibliothek; die Engeſtröm'ſche Bibliothek; die Sammlung der Barons Hermelin; das Modell- und Maſchinencabinet, eines der vollſtändigſten in ſeiner Art; das Antikenmuſeum und der botaniſche Garten. Nebenbei hat S. auch 12 Buchhandlungen, 1 Noten- und 11 Buchdruckereien. An Mildthätigkeitsanſtalten ſind zu bemerken: das Danwicksſpital mit Irrenhauſe und Lazarethe; 1 großes königliches Lazareth auf dem Kungsholmen mit 100 Betten; 2 öffentliche Gebärhäuſer, wobei bei dem auf dem Norrmalm eine Schule für Geburtshelfer und Hebammen; 2 Waiſenhäuſer; 1 Wittwenhaus für 64 Wittwen; mehrere Gildekrankenhäuſer; 1 Seemannhaus; 2 Arbeitshäuſer; 1 Zucht- und Arbeitshaus; 14 Armenhäuſer;

1 Gillſtuge (Schuldſtube) auf dem Südermalm; 4 öffentliche Gefängniſſe; auch ein Taubſtummen- und Blindeninſtitut und ein Lombard. Für die Geſundheit wacht das Geſundheitscollegium. Es befinden ſich hier 1 chirurgiſche Geſellſchaft und 1 Geſellſchaft der Apotheker. Die Fabriken in S. ſind nicht unbedeutend. Sie arbeiten in Seide, Band, Strumpfwaaren, Tuchen, Baumwolle, Leinwand- und Kattundruck; Porzellan- oder vielmehr Fajence-, Zucker- und Tabaksfabriken. Die Gerbereien ſind ſehr zahlreich und liefern ſehr gute Waaren. Ferner gibt es 1 Eiſengießerei, 2 Kanonengießereien, 1 Glashütte, 1 Gold- und Silberfabrik, 1 Blech- und Lackirfabrik und bedeutende Branntweinbrennereien und Brauereien. Auch iſt S. die erſte Handelsſtadt des Reichs. Sie beſitzt einen geräumigen und ſichern Hafen, der zwiſchen der Staden, dem Skepps- und Blasbholmen liegt und deſſen Eingang, der jedoch von der Seeſeite etwas beſchwerlich iſt, die Schlöſſer Waxholm und Friedrichsborg beſchützen; ſie hat ſelbſt 230 eigene Handelsſchiffe, unter denen 22 Dampfſchiffe und ein Dampfboot nach Abo, hält mehr als $\frac{1}{3}$ des ganzen ſchwediſchen Handels in Händen und zählt 171 Großhändler, 20 Mäkler und 680 Detailhändler. Es gibt 1 Nationalbank, 1 Handelscollegium, 1 Seeverſicherungsobergericht, mehrere Seeaſſecuranzen und 1 Börſe. 71.

Stocks, engliſche Stocks, heißen die zu einem beſtimmten Zwecke zuſammengebrachten Capitalbeſtände; 2) die Regierungsanleihen, in ſofern von der Conſolidirung oder der Maſſe die Rede iſt; 3) die conſolidirten Fonds. — **Stock-jobber** iſt ein Actienwucherer, Speculant in Staatspapieren, beſonders der auf Lieferung handelt. Dieſe Art des Handels ſelbſt heißt **Stock-jobbery.** 24.

Stöchiometrie iſt die Wiſſenſchaft, welche die Maßverhältniſſe der Stoffe in ihren Zuſammenſetzungen unterſucht und die Regeln angibt, nach denen die Zuſammenſetzungen beſtehen. Sie entwickelt die Verhältniſſe, in welchen die einfachen Körper ſich verbinden, berechnet die Gewichtigkeiten dieſer Einheiten verſchiedener Körper, ſtellt ſie in Tafeln in Relation gegen die Gewichtigkeit des Atomes eines Stoffes zuſammen und lehrt durch Zeichen die Elementarſtoffe und ihre Verbindungen bezeichnen und daher umgekehrt eine bezeichnete Verbindung erkennen oder in proportionirten Gewichtstheilen berechnen. Unter den Schriften über S. ſind zu nennen: Richter's „Stöchiometrie" (Bresl. 1792—1794. 3 Thle.); Berzelius' „Lehre von den Proportionen der Körper in ihren Zuſammenſetzungen" in Poggendorf's „Annalen der Phyſik"; Biſchoff's „Lehrbuch der Stöchiometrie" (Erlangen 1819); Weinholz's „Lehrbuch der Stöchiometrie" (Ilmenau 1833). 76.

Störk (Anton von), geb. am 21. Febr. 1741, geſt. am 11. Febr. 1803, nahm als kaiſerlicher Leibarzt, Protomedicus von Öſtreich und Director des mediciniſchen Studium eine ſehr hohe Stelle im öſtreichiſchen Staate ein und genoß in derſelben eines großen Anſehens. Um die Medicin hat er ſich durch Empfehlung mehrerer neuer Heilmittel, als der Cicuta, des Stechapfels, des Hyoscyamus, des Aconits und der Herbſtzeitloſe verdient gemacht, welche Mittel, obgleich bei ihrem erſten Bekanntwerden ihre Wirkung von vielen Ärzten, die hauptſächlich durch S.'s perſönliches Anſehn beſtochen waren, nur zu ſehr angeprieſen worden war, doch jetzt immer noch fleißig benutzt werden, nachdem ihr Werth richtiger beſtimmt worden iſt. Seine Erfahrungen hat S. in verſchiedenen über die oben erwähnten narkotiſchen Pflanzen beſonders verfaßten Schriftchen ſo wie in ſeinem „Annus medicus" (I. 1759 und II. 1761) niedergelegt. 39.

Störung (aſtronom.), ſ. Perturbation.

Stoiker, ſ. Stoa.

Stola war ein langes Kleid, welches, mit Ärmeln verſehen, vom Halſe bis auf die Knöchel reichte und von den römiſchen Frauen, den vornehmeren ſowohl, als den geringeren, getragen wurde. Nur von ehrbaren Frauenzimmern durfte

die S. getragen werden und deßhalb wurde S., auch Inſtita, für ein ſittſames oder auch vornehmes Frauenzimmer geſetzt. — Die S. der katholiſchen Geiſtlichen iſt eine ſchmale weiße Binde, die von beiden Schultern auf die Bruſt herabhängt und aus dem ehemaligen Orarium, das ein breites um den Hals zur Abtrocknung des Schweißes gewickeltes Linnentuch war, entſtanden iſt. Den Namen S. erhielt es erſt ſpäter. Als kirchliches Ehrenkleid iſt es uralt. Die Synode von Laodicea kennt es nicht nur als ſolches, ſondern ſchärft ſelbſt die noch jetzt geltende Vorſchrift ein, daß ſich nur Diakonen, Prieſter und Biſchöfe deſſelben bedienen dürfen. Der Diakon trägt die S. nach alter Sitte auf der linken Schulter; der Prieſter in Form eines auf dem Herzen ſich bildenden Kreuzes; der Biſchof frei auf beiden Seiten herabhängend. Nur wenn ein Diakon oder Prieſter mit Chorrock und S. allein im heiligen Dienſte erſcheint, laſſen auch ſie dieſelbe nach Art der Biſchöfe frei herabhängen. Ehemals trugen ſie Biſchöfe und Prieſter auch außer den kirchlichen Functionen. Heut zu Tage thut dieß nur der Papſt. — Die S. ſoll übrigens das Sinnbild der Rechtfertigung in Chriſto ſein. 63.

Stolberg (Chriſtian, Graf zu), berühmter deutſcher Dichter, ſtammte von der Linie Stolberg-Stolberg, war der Sohn Chriſtian Günther's, däniſchen Kammerherrns, Geheimenrathes und Oberhofmeiſters der Königin von Dänemark, und wurde am 15. Oct. 1748 zu Hamburg geboren, ſtudirte in den Jahren 1769 bis 1774 zu Göttingen und war hier Mitglied des berühmten Dichterbundes. Nachdem er hierauf einige Zeit däniſcher Kammerjunker und Kammerherr geweſen war, wurde er im Jahre 1777 Amtmann zu Tremsbüttel in Holſtein und vermählte ſich mit der in ſeinen Gedichten unter dem Namen „Luiſe" gefeierten Gräfin von Reventlau, der verwittweten Hofjägermeiſterin von Gramm. Im Jahre 1800 legte er ſein Amt in Tremsbüttel nieder, zog ſich auf ſein Gut Windebye bei Eckernförde im Schleswigſchen zurück und ſtarb daſelbſt am 18. Jan. 1821. Als Dichter ſteht er zwar ſeinem jüngern Bruder an Kraft der Gedanken und Reichthum der Bilder nach, allein Wärme des Gefühls und Innigkeit der Empfindung ſind ſeinen Gedichten nicht abzuſprechen. Auch hat er ſich durch ſeine Überſetzungen aus dem Griechiſchen um die deutſche Literatur verdient gemacht. Seine „Gedichte" erſchienen vereint mit denen ſeines Bruders (Leipz. 1779), ſo wie ſeine „Schauſpiele mit Chören" (Leipz. 1787), die jedoch ihre epiſche Breite zur Aufführung unfähig machte. Seine „Gedichte aus dem Griechiſchen" (Hamb. 1782) beſtehen aus Überſetzungen von Idyllen Theokrit's, homeriſchen Hymnen, Gedichten von Anakreon, Bion und Moſchus, ſo wie aus Muſäos' „Hero und Leander". Auch ſeine Überſetzung des „Sophokles" (Leipz. 1787. 2 Bde.) in fünffüßigen Jamben war für ihre Zeit nicht ohne großen Werth, obgleich ſie ſpäter durch die Unternehmung Solger's u. A. übertroffen worden iſt. Seine ſämmtlichen poetiſchen Schriften ſind unter den „Werken der Brüder Stolberg" (Hamb. 1821. 20 Bde.) enthalten. 81.

Stolberg (Friedrich Leopold, Graf zu), der jüngere Bruder des Vorigen, ausgezeichnet als Dichter und Schriftſteller, wurde am 7. Nov. 1750 in dem holſteiniſchen Flecken Bramſtedt geboren, trat anfangs als Kammerjunker in däniſche Dienſte und wurde 1777 zum fürſtbiſchöflich lübeckiſchen bevollmächtigten Miniſter in Kopenhagen und 1789 zum däniſchen Geſandten in Berlin ernannt, unternahm 1790 eine Reiſe in die Schweitz und nach Italien und ward 1791 Präſident der fürſtbiſchöflichen Regierung zu Eutin, legte aber 1800 ſeine ſämmtlichen Ämter nieder, begab ſich nach Münſter und trat hier mit ſeiner ganzen Familie (außer ſeiner älteſten Tochter Agnes, der jetzt vermählten Gräfin von Stolberg-Wernigerode) zur katholiſchen Kirche über, wodurch er um ſo größeres Aufſehen im proteſtantiſchen Deutſchland erregte, je entſchiedener er ſich noch kurz zuvor in ſeinem „Sendſchreiben an einen holſteiniſchen Kirchſpielvogt in Schweden" als einen eifrig orthodoxen

Lutheraner gezeigt hatte. Er opferte dieſem Schritte nicht nur in Bezug auf ſich und ſeine Familie die wichtigſten äußereren Vortheile, ſondern auch die Verbindung mit vielen von ſeinen früheren Freunden, namentlich mit J. H. Voß, mit welchem er ſogar in eine heftige literariſche Fehde gerieth, und ſetzte ſich vielfacher Mißdeutung und mannigfachem Tadel aus; allein dagegen erregte ſeine ſpäter erſchienene geiſtig befangene „Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti" (15 Bde.) das Wohlgefallen des Papſtes in ſo hohem Grade, daß ſie derſelbe in das Italieniſche überſetzen ließ. Er ſtarb am 5. Dec. 1819 auf ſeinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück. Als Dichter hat er ſich durch Oden, Lieder, Elegien, Romanzen, Satyren, Dramen ꝛc., als proſaiſcher Schriftſteller aber durch einen Roman: „Die Inſel" (1788), durch ſeine „Reiſe durch Deutſchland, die Schweiz, Italien und Sicilien" und als Überſetzer durch die „Iliade", einige Tragödien des Äſchylos, Platon's auserleſene Geſpräche und Oſſian's Gedichte rühmlichſt bekannt gemacht. In allen ſeinen Gedichten ſpricht ſich ein edles und warmes Gefühl für Freiheit, Freundſchaft und Natur in einer kraftvollen, gedanken- und bilderreichen Sprache aus, wobei ihm das einfache Lied eben ſo ſehr, wie die kühnſte und feurigſte Dithyrambe gelingt. In ſeinen „Jamben" (Leipz. 1784) ſtraft er die politiſchen und gelehrten Vorurtheile ſeiner Zeit, und in ſeinen letzten Gedichten, welche in die die Jahre 1812—1814 fallen, tritt ſein Antheil an den Ereigniſſen jener Periode hervor. Im Fache der Geſchichte hat er ſich durch ſein „Leben Alfred's des Großen" (Münſter 1815) verſucht, welches ſich beſonders durch Gründlichkeit der Behandlung und Gewandtheit der Schreibart auszeichnet. Noch kurz vor ſeinem Tode ſchrieb er das „Büchlein von der Liebe". Seine Schriften nehmen den größten Theil der „Werke der Brüder Stolberg" ein. 81.

Stolgebühren (jura stolae) heißen die Gebühren, welche für Taufen, Trauungen, Begräbniſſe, Beichte ꝛc. an die Geiſtlichen zu bezahlen ſind. Der Ausdruck iſt hergenommen von der Stola (ſ. d. Art.), dem geiſtlichen Amtskleide, welches hier bildlich für das Amt ſelbſt genommen iſt. In der früheſten Zeit waren die Gaben an die Geiſtlichen nur freiwillig, nach und nach wurden ſie aber gewöhnlich und geſetzlich und dann durch Taxen beſtimmt, die aber faſt in jeder Gemeinde verſchieden ſind. Vielfach iſt ſchon für die Abſchaffung der S., wenigſtens des Beichtgeldes geſprochen worden; man hat aber bisher noch keine vollſtändigen Deckungsmittel dafür auffinden können und die Aufhebung des Beichtgeldes in einzelnen Gemeinden beruht daher bis jetzt lediglich auf einem Vertrage zwiſchen der Gemeinde und dem Geiſtlichen. 23.

Stoll (Maximilian), berühmter Arzt, ward zu Erzingen in Schwaben, wo ſein Vater Chirurg war, am 12. Oct. 1742 geboren. Anfangs für die Chirurgie beſtimmt zeigte er gegen ſie ſolchen Widerwillen, daß ſein Vater ſeinen Vorſatz aufgeben mußte und ihn der Jeſuitenſchule in Rothweil überließ, wo er ſich in Sprachen ſehr vervollkommnete, welches Studium er auch in Ingolſtadt fortſetzte. Hierauf trat er 1761 in den Orden der Jeſuiten und wurde als Profeſſor in Hall in Tyrol angeſtellt; da er ſich aber hier den Anſichten der Jeſuiten nicht fügen wollte, ſo wurde er nach Eichſtädt verwieſen. Dadurch bewogen trat er 1767 aus dem Orden und ſtudirte nunmehr Medicin, zuerſt in Straßburg, dann in Wien. Hierauf wurde er in Ungarn als Phyſikus angeſtellt, wo er die dort herrſchenden gefährlichen Wechſelfieberepidemien genau ſtudirte und mit der Anwendung der China gegen ſie die dortigen Ärzte, die dieſes Mittel noch wenig gegeben hatten, bekannt machte. Allein ſelbſt vom Wechſelfieber ergriffen, das ſehr häufige Rückfälle machte und ſeine Geſundheit bedeutend erſchütterte, war er endlich genöthigt, ſeine Stelle zu verlaſſen. Er kehrte nach Wien zurück und wurde hier von Störk zu de Haen's Nachfolger als erſter Arzt des allgemeinen Krankenhauſes 1776 ernannt. In dieſer Stellung fand er hinreichend Gelegenheit, ſeine großen Talente

als Arzt und kliniſcher Lehrer, dem eine Menge junger Ärzte aus allen Gegenden Deutſchlands zuſtrömten, zu zeigen. Seine große Gelehrſamkeit, ſeine feine Bildung, ſeine glücklichen Curen verſchafften ihm bald die allgemeinſte Gunſt der Großen; Kaunitz, Czartoriſky, Laudon u. A. nannten ihn Freund und ſuchten ſeinen Umgang; ſelbſt der Kaiſer war ſein Gönner. Allein er genoß dieſes Glück nicht lange; er ſtarb an einem epidemiſchen Fieber am 23. Mai 1787. — S. hat die Lehre von der galligen Verderbniß der Säfte auf den höchſten Gipfel ihrer Ausbildung gebracht, woran die damals herrſchende gaſtriſche Krankheitsconſtitution ſo wie ſein ärztlicher Wirkungskreis in den höheren, in Hinſicht der Tafelfreuden ein ſehr üppiges Leben führenden Ständen Wiens die vorzüglichſten Veranlaſſungen waren. Er ſah dieſe galligen Anſammlungen in allen Fiebern und Entzündungen und ſuchte dem zufolge die meiſten dieſer Krankheiten durch Brech- und Abführ- und auflöſende Mittel zu bekämpfen; außerdem waren Aderläſſe und ſchwächende, kühlende Mittel ſeine Hauptwaffen gegen die meiſten acuten Krankheiten. Dieſes Heilverfahren, in den Händen des kunſterfahrenen Meiſters nicht anders als mit dem größten Geſchicke gehandhabt, fand bald durch ſein Anſehn unterſtützt und durch die Menge ſeiner Schüler ſo wie durch ſeine Schriften verbreitet in Deutſchland die größte Aufnahme und ward ſo beliebt, daß Brechmittel und Laxanzen die gebräuchlichſten Heilmittel wurden und ſelbſt von Geſunden regelmäßig zu gewiſſen Zeiten als Vorbauungsmittel gebraucht wurden. Es gehörte längere Zeit, veränderte Krankheitsconſtitution, eindringende Belehrung beſonnener Ärzte, endlich ein neues mediciniſches Syſtem dazu, ehe von der größern Menge der Ärzte dieſes Ausleerungsverfahren aufgegeben wurde und das Publicum dahin gebracht werden konnte, nicht mehr als die Urſache aller Krankheiten Unreinigkeiten des Darmcanals anzuſehen und Ausleerungen dagegen zu verlangen, welche Anſichten des großen wiener Arztes indeſſen immer noch bis heutiges Tages viele Nichtärzte feſthalten. Als die vorzüglichſten Schriften erwähnen wir ſeine „Ratio medendi in nosocomio pract. Viennens." (Vienn. 1777—1790. 7 Voll.), die einen Schatz von Erfahrungen enthält und von allen Ärzten ſorgfältig ſtudirt zu werden verdient; „Aphorismi de cognoscendis et curandis febribus" (1786); „Dissert. medicae ad morbos chronicos pertinentes" (1788—1789. 4 Voll.). — Sein einziger Sohn, Joſeph Ludwig S., hatte ſich zwar ebenfalls der Medicin gewidmet und auf Reiſen durch Deutſchland, Frankreich und England ausgebildet, folgte aber mehr ſeiner poetiſchen Geiſtesrichtung und trat als dramatiſcher Dichter in der Gattung des Luſtſpiels auf, verzehrte aber auf dieſe Weiſe die väterliche Erbſchaft und ſtarb 1816 zu Wien aus Gram über ſeine verſchuldete Armuth. Beſonders bekannt von ihm ſind: „Amors Bildſäule" und „Scherz und Ernſt." 39. 16.

Stollen, ſ. Bergwerk.

Stolz, lat. superbia; franz. orgueil; engl. pride, iſt im Allgemeinen Anerkennung und Behauptung eigener Vorzüge oder das Gefühl perſönlichen Werthes und die daraus hervorgehende Handlungsweiſe. Hierbei kommt es darauf an, theils wie dieſe Vorzüge beſchaffen ſind, theils auf welche Art man ſie würdigt und behauptet. Sind die Vorzüge wahre, innere, geiſtige, erworbene; ſo macht es die nothwendige Behauptung der Menſchenwürde zur Pflicht, ſie anzuerkennen, zu würdigen, ſich ſogar ſelbſt derſelben, wo Wahrheit und Ehre es fordern, zu rühmen. Dieſes iſt der edle S., der ſich nie wegwirft und der mit der wahren Demuth ſehr vereinbar, ja ſelbſt von ihr unzertrennbar iſt. Sind aber die Vorzüge blos äußere, zufällige, als Adel, Rang, Reichthum ꝛc., ſo kommt es wieder darauf an, wie man ſie äußert. Wer ſie blos auf eine auffallende Weiſe zur Schau ſtellt, iſt *eitel*; wer darauf ein Recht gründet, nach hohen Dingen, Ehrenämtern, Rang und anderen Auszeichnungen zu ſtreben, iſt *hochmüthig*; wer

ſich derſelben bei jeder Veranlaſſung rühmt, iſt **ruhmſüchtig**; wer ſie erlügt, iſt ein **Prahler**. Aber auch wahre Vorzüge, z. B. Gelehrſamkeit, können übel angewandt werden. Dieß thut der unedle S., wenn er ſich Rechte, wohl gar Gewalt anmaßt, die ihm nicht zukommen; wenn er **arrogant**, **hoffärtig**, d. i. nach Art der Hofleute geſinnt iſt, wenn er ſeine Vorzüge durch Verachtung Anderer und auf Koſten Anderer, durch offenbare Ungerechtigkeiten, geltend zu machen ſucht (der beleidigende S.). Nach dem Unterſchiede der Stände und Verhältniſſe der Menſchen nimmt der S. mit ſeinen Abarten auch mancherlei Formen an. Anders erſcheint der Adelſtolz, anders der Bürger-, Handwerks- und Bauernſtolz, anders der Bettelſtolz, der geiſtliche S. des Frömmlers ꝛc. Kein Laſter aber iſt moraliſch, ſelbſt phyſiſch gefährlicher, als der S., da er alle Selbſterkenntniß, mithin alle Fortſchritte in der Selbſtveredlung aufhält, argwöhniſch, eigenſinnig, trotzig, oft grauſam macht und zuletzt ſelbſt ins Tollhaus führt. 63.

Stolz (Johann Jakob), ein vorzüglicher Theolog der neuern Zeit, wurde am 31. Dec. 1753 zu Zürich geboren. Seit 1781 Pfarrer der reformirten Gemeinde zu Offenbach ward er 1784 Prediger an der St. Martinskirche in Bremen, 1798 Doctor der Theologie, 1802 auch Profeſſor der Theologie am Gymnaſium und 1810 Paſtor Primarius an der genannten Kirche zu Bremen. Doch ſchon im folgenden Jahre legte er ſeine Ämter nieder und zog ſich in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er am 12. März 1821 ſtarb. S. hat ſich namentlich durch ſeine Überſetzung des neuen Teſtaments bekannt und verdient gemacht, welche unter dem Titel: „Die ſämmtlichen Schriften des neuen Teſtaments" zuerſt 1781 und 1803 in der 4. Auflage erſchien. Dieſe Überſetzung, zu welcher er auch „Erläuterungen für geübte und gebildete Leſer" (Hanov. u. Leipz. 1800—1802. 3. Aufl. 1808—1813. 7 Hefte) herausgab, ward wegen ihrer Accommodation zu den jetzigen Formen der deutſchen Sprache mit ſolchem Beifalle aufgenommen, daß man ſich derſelben ſelbſt für den kirchlichen Gebrauch hier und da bediente. Auch ward ſie von van Eß ſtark benutzt. Indeß tadelten Manche auch an dieſem Werke darin vorkommende Umſchreibungen und Moderniſirungen. Dadurch wurde Stolz veranlaßt, ſeine Überſetzung ganz umzuarbeiten und ſo erſchien ſie unter folgendem Titel: „Die ſämmtlichen Schriften des neuen Teſtaments nach Grießbach's Ausgabe des griechiſchen Textes überſetzt. Eine ganz neue Arbeit, nicht eine Erneuerung einer der früheren Ausgaben" (Hanov. u. Leipz. 1820). Hier ſind die gerügten Fehler vermieden und jeder Schriftſteller des neuen Teſtaments hat möglichſt ſeine eigne Manier, das Colorit ſeiner eignen Schreibart behalten, doch ohne daß der deutſchen Sprache deßwegen Gewalt angethan wird. Vom alten Teſtamente überſetzte er für eine gebildete Dame „Die Pſalmen" (1814). Außerdem beſitzen wir von S. folgende Schriften: „Predigten über die Merkwürdigkeiten des XVIII. Jahrhunderts" (2. Aufl. 1804); „Hiſtoriſche Predigten„ (Jena 1806—1807. 2 Thle.); „Ulrich von Hutten gegen Deſid. Erasmus und Erasmus gegen Hutten; zwei Streitſchriften, aus dem Latein. überſetzt mit hiſtoriſchen Notizen" (Aarau 1813); „Kleine vermiſchte Schriften." Auch war er Mitherausgeber des neuen 1812 erſchienenen bremen'ſchen Geſangbuchs und Mitarbeiter an mehreren kritiſchen und theologiſchen Zeitſchriften. 63.

Stoppine, franz. étoupille; engl. match, nennt man die kiefernen 8 Zoll langen mit Baumwollengarn bewickelten und mit Anfeuerung getränkten ½ Zoll ſtarken Stäbchen, welche zum Entzünden der Ladung beim Feſtungs- und Belagerungsgeſchütz ins Zündloch geſteckt werden. Man wendet ſie hier ſtatt der Schlagröhren an, weil es bei dieſen Geſchützen nicht ſo ſehr auf ein ſchnelles Feuer ankommt und dieſelben bedeutend wohlfeiler ſind. 61.

Storax oder **Styrax** nennt man ein Harz oder eine Art von natürlichem Balſam, das nach vorher gemachten Einſchnitten aus der Rinde des Storaxbaumes

quillt oder durch Kochen aus den Blättern deſſelben erhalten wird. Man unterſcheidet im Handel 2 Hauptarten: den feſten und flüſſigen S., wovon jede mehrere Abarten darbietet. Der feſte S. zerfällt in 3 Hauptvarietäten, nämlich 1) den weißen S., der aus undurchſichtigen, weißen, weichen, an einander geklebten Körnern beſteht; 2) den mandelartigen S., welcher trockene, harte, undurchſichtige, weiße, zerbrechende, durch eine bräunliche Materie vereinigte und zuſammengeklebte Körner bildet; 3) den braunrothen St., der mit fremdartigen Stoffen, unter anderen mit Sägeſpänen vermengt zu ſein ſcheint. Der flüſſige S. hat die Conſiſtenz des Honigs, iſt grau, bräunlich, undurchſichtig, von ſtarkem, unangenehmem Geruche, doch ziemlich angenehmem aromatiſchen Geſchmacke. Beide Arten enthalten Harz, etwas ätheriſches Öl und Benzoëſäure. Übrigens wird der S. in der Medicin blos zum Beräuchern kalter Geſchwülſte gebraucht, indem er erregend wirkt, und bildet auch einen Theil mehrerer Pflaſter und Salben. 21.

Storch, lat. ciconia; franz. cicogne; engl. stork, iſt ein Sumpfvogel, mit langem, dickem, glattem, zuſammengedrücktem, ſpitzigem und ungefurchtem Schnabel, ausdehnbarem Kehlſacke, kleiner, häutiger Zunge, langem Halſe und Beinen, von welchem man nur zwei Arten kennt, den weißen und ſchwarzen S. Erſterer ſieht weiß aus, hat ſchwarze Schwingen, kahle Augenkreiſe, braune Augen, blutrothen Schnabel und eben ſolche Haut und Füße, einen 9 Zoll langen, runden, gerade zugeſpitzten und rothen Schwanz, 7 Fuß lange Flügelklaftern und iſt 4 Fuß lang. Er kommt als Zugvogel im März nach Deutſchland und geht im Auguſt nach Ägypten und anderen Gegenden des nördlichen Afrikas, hält ſich vorzüglich in Städten, Flecken und Dörfern auf und niſtet auf Thürmen, Feuereſſen, Forſten von Dächern, wo ihm der Landmann, der durch ſein Niſten vor Feuersbrunſt geſichert zu ſein glaubt, oft ein Wagenrad befeſtigt. Seine Nahrung ſind Eidechſen, Schlangen, Heuſchrecken, Maulwürfe, Fröſche, Mäuſe, Hummeln, Bienen, Eier, junge Vögel ꝛc. Dadurch wird er ſehr nützlich und deßhalb von Jedermann geduldet. Er iſt ſehr reinlich, ſchläft ſitzend auf einem Beine und legt 5—6 ockergelbe Eier, von denen aber meiſt nur 2—3 Junge ausgebrütet werden. Seine einzige Stimme iſt das Geklapper, welches durch das ſtarke Aneinanderſchlagen ſeiner weiten, leichten Kinnladen verurſacht wird. Jung wird er leicht zahm und dient zum Vertilgen des Ungeziefers. Der ſchwarze S. bewohnt viele Theile Europas, lebt paarweiſe, zieht im Frühjahr in großen Heerden über Schweden nach dem äußerſten Norden, im September in wärmere Länder und kehrt im April wieder zurück. Seine Nahrung ſind außer Fröſchen, Käfern ꝛc. vorzüglich Waſſerinſecten, Wald- und Waſſermäuſe, weßwegen er ſich gern am Waſſer aufhält, und er baut ſein Neſt tief in den Wäldern, die an ſumpfige Gegenden grenzen oder große Brüche haben, auf die Bäume. 71.

Storch (Ludwig), ein rühmlich bekannter deutſcher Romanſchriftſteller, wurde im Jahre 1802 zu Ruhla, wo ſein Vater Arzt war, geboren, ſtudirte auf den Univerſitäten zu Göttingen und Leipzig Theologie, wandte ſich darauf zu hiſtoriſchen Studien, widmete ſich aber ſpäter ausſchließlich der ſchönen Literatur und lebte als Privatgelehrter anfangs in Leipzig und alsdann in Gotha, wo er den Entſchluß faßte eine Colonie nach Nordamerika zu führen. Als Schriftſteller hat er ſich beſonders durch folgende Werke bekannt gemacht: „Dur- und Molltöne, Novellen" (Leipz. 1827; 2. Aufl. 1832); „Kunz von Kauffungen" (Leipz. 1828. 3 Bde.); „Die Kuruzzen" (Leipz. 1828. 2 Bde.); „Der Freiknecht" (Leipz. 1830. 3 Bde.); „Der Schmied" (Leipz. 1830. 2 Bde.); „Der Glockengießer" (Leipz. 1832); „Der Schmuggler" (Gotha 1832); „Die Königsbraut" (Mainz 1832); „Die Freibeuter" (Mainz 1832. 3 Thle.); „Malers Traum" (Frankf. 1832); „Die Beguine" (Frankf. 1833); „Die Intrigue" (Frankf. 1833. 2. Thle.). S. gehört unſtreitig zu den beſſeren neueren Romanſchriftſtellern und ſeine Schriften zeich-

nen ſich durch Reichthum der Erfindung, ergreifende Schilderungen und Charaktere, ſo wie durch eine leichte und gefällige Schreibart aus, obgleich die zu große Fruchtbarkeit des Verfaſſers dem innern Werthe öfters ſehr bemerkbar ſchadet. 81.

Storchſchnabel, ſ. Pantograph.

Storr (Gottlob Chriſtian), ein ausgezeichneter und hochgeachteter Theolog der neuern Zeit, wurde den 10. Sept. 1746 zu Stuttgart geboren und zeigte ſchon als Knabe jenen ernſten, frommen Sinn, der ihm ſtets eigen blieb und wohl auch durch eine langwierige Augenkrankheit genährt wurde, welche ihn oft Wochen lang von jeder Beſchäftigung abhielt und auf den ſtillen Umgang mit ſich ſelbſt beſchränkte, zugleich aber auch an das Selbſtdenken gewöhnte. Durch Privatunterricht und ein Jahr lang auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt vorbereitet trat er, erſt 16 Jahre alt, in das Seminarium zu Tübingen und widmete ſich 3 Jahre lang den Vorbereitungswiſſenſchaften, ſtudirte dann bis 1768 Theologie und durchreiſte darauf mit ſeinem Bruder die Niederlande, England, Frankreich und Deutſchland. Im Jahre 1772 in ſein Vaterland zurückgekehrt gab er ſeine „Bemerkungen über die ſyriſchen Überſetzungen des neuen Teſtaments" (Stuttg. 1772) und „Über die arabiſchen Evangelien" (1775) heraus, wodurch er auch dem Auslande bekannt wurde. Schon ſeit 1772 Repetent am theologiſchen Seminarium zu Tübingen wurde er 1775 als Vicarius nach Stuttgart verſetzt, noch in demſelben Jahre aber als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie wieder in Tübingen angeſtellt, erhielt 1777 eine außerordentliche theologiſche Profeſſur und die theologiſche Doctorwürde, ward 1780 vierter Profeſſor der Theologie, Superintendent, Stadtpfarrer und vierter Frühprediger, 1786 dritter ordentlicher Profeſſor der Theologie, Superintendent des theologiſchen Seminars und dritter Frühprediger und endlich 1797 Oberhofprediger und Conſiſtorialrath in Stuttgart, in welcher Stellung er d. 17. Jan. 1805 ſtarb. S. gehört zu den gründlichſten und gelehrteſten Theologen neuerer Zeit und hat ſich namentlich um die hebräiſche Grammatik, Exegeſe und Dogmatik nicht geringe Verdienſte erworben. Hinſichtlich ſeiner theologiſchen Denkart war er dem Supernaturalismus zugethan und ſein Lehrbuch der Dogmatik („Doctrinae christianae pars theoret. e sacris lit. repetita" Stuttg. 1793. ed. emend. 1807. „Lehrbuch der chriſtlichen Dogmatik aus dem Latein. überſetzt mit Erläuterungen vornehmlich aus des Verfaſſers eignen Schriften von C. Ch. Flatt." Stuttg. 1803. 2. Aufl. 1. Thl. 1813), welches für Würtemberg claſſiſch geworden iſt, jedoch mehr bibliſche Theologie als Dogmatik enthält, iſt die ſcharfſinnigſte Vertheidigung der Kirchenlehre, ſo weit ſie nach ihren religiöſen Hauptſätzen in den heiligen Schriften enthalten ſchien. Außer den bereits erwähnten nennen wir noch folgende Schriften von S. als vorzüglich: „Observationes ad analogiam et syntaxin hebraicam pertinentes" (Tub. 1779; ed. 2. 1805); „Neue Apologie der Offenbarung Johannis" (Tübing. 1783. 2. Aufl. 1805); „Über den Zweck der evangeliſchen Geſchichte und Briefe Johannis" (Tüb. 1786. 2. Aufl. 1810); „Erläuterungen des Briefes Pauli an die Hebräer" (1789. 2. Aufl. 1809); „Opuscula academ. ad interpretationem librorum sacrorum pertinentia" (Voll. III. Tub. 1796–1803). „Predigten über die Leidensgeſchichte Jeſu", herausgeg. von Flatt (Tüb. 1810). 63.

Storthing, ſ. Norwegen (bei Schweden).

Stoſch (Philipp, Baron von), einer der vorzüglichſten Beſchützer und Freunde der Kunſt im vorigen Jahrhunderte, wurde am 22. März 1691 zu Küſtrin geboren, ſtudirte zu Frankfurt an der Oder Theologie und Humaniſtik und bildete beſonders auf Reiſen durch Deutſchland, Holland, England, Frankreich und Italien ſeine Liebe zu dem Studium alter Denkmäler weiter aus, dem er ſich von nun an faſt ausſchließlich widmete, ſo wie er ſich vorzüglich für geſchnittene Steine intereſſirte, von denen er wenigſtens einen Abdruck zu bekommen ſuchte. Nachdem

er hierauf zum engliſchen Agenten in Rom und ſeit 1731 zu Florenz ernannt worden war, ſammelte er, durch ein bedeutendes Vermögen unterſtützt, ein Muſeum von Kunſtgegenſtänden aller Art, beſonders aber von Kupferſtichen, Zeichnungen, Landcharten (im Ganzen 324 Folianten, welche jetzt die kaiſerliche Bibliothek zu Wien beſitzt), Bronzen, alten und neuen Münzen und geſchnittenen Steinen, deren allgemeine Berühmtheit nach des Sammlers Tode beſonders durch Winckelmann, mit dem S. in mannigfach ſchriftlicher Verbindung ſtand, veranlaßt wurde. Obgleich S. mannigfache Kenntniſſe im Fache der Kunſt beſaß, ſo ließ er ſich doch gern, wo er fehlte, von dem größeren Meiſter Winckelmann belehren, welcher auch den Katalog über die Schwefelabdrücke der geſchnittenen Steine des Stoſchiſchen Muſeum unter dem Titel: „Description des pierres gravées du B. de St.“ (Flor. 1760. 4.) herausgab. S. ſtarb zu Florenz am 7. Nov. 1757. Als Schriftſteller hat er ſich durch ſein Werk „Gemmae antiquae celatae, sculptorum nominibus insignitae etc.“ (Amſterd. 1724. Fol.) bekannt gemacht. Das Muſeum wurde nach des Sammlers Tode zerſtreut; den wichtigſten Theil deſſelben, welcher aus 3440 Intaglios, alten Steinen und Paſten, alle Gegenſtände der Mythik und alten Glyptik enthaltend, beſtand, kaufte jedoch Friedrich II. für 12000 Thlr. und für eine jährliche Penſion an den frühern Beſitzer; einzelne altetruriſche Steine hatte ſchon der Herzog von Caraffa-Noja in Beſitz, welche ſpäter in das britiſche Muſeum kamen; eine Sammlung von Abgüſſen neuerer Münzen kaufte der damalige Prinz von Wales für 1000 Dukaten und eine Sammlung von Schwefelabgüſſen alter Steine (über 28000 Stück) wurden ſpäter ein Eigenthum Taſſin's. 81.

Stoſch (Samuel Johann Ernſt), ein ausgezeichneter deutſcher Sprachforſcher, wurde am 18. Sept. 1714 zu Liebenberg bei Zehdenick geboren, beſuchte die Univerſität zu Frankfurt an der Oder, erhielt 1735 auf dem Schweitzercoloniſtendorfe Lino bei Rheinsberg als Prediger eine Anſtellung und wurde 1769 nach dem benachbarten Lüdersdorf als Prediger verſetzt. Nachdem man ihn hierauf im Jahre 1782 als königlichen Hofprediger an die Schloßkirche zu Küſtrin berufen und zum Conſiſtorialrathe und Inſpector einiger reformirten Gemeinden in der Neumark ernannt hatte, zog er ſich in ſeinen letzten Lebensjahren von ſeinen Amtsgeſchäften nach Berlin zurück und ſtarb daſelbſt am 27. Juni 1796. Als Schriftſteller hat er ſich durch ſeine gründlichen Forſchungen im Gebiete der deutſchen Synonymik beſondere Verdienſte erworben. Unter ſeinen Werken erwähnen wir vorzüglich: „Verſuch einer richtigen Beſtimmung einiger gleichbedeutenden Wörter der deutſchen Sprache" (Berl. 1780 2. Aufl. 4 Bde.); „Kritiſche Anmerkungen über die gleichbedeutenden Wörter der deutſchen Sprache" (Frankf. a. d. O. 1775); „Kleine Beiträge zur näheren Kenntniß der deutſchen Sprache" (Berl. 1778—1782. 3 Bde.) und die nach ſeinem Tode, nebſt ſeiner Lebensbeſchreibung von Conrad herausgegebenen „Neueſten Beiträge" (Berl. 1798). Auch lieferte er viele dieſes Fach betreffende Artikel in die „Allgemeine deutſche Bibliothek." 81.

Stoß, lat. conflictus, percussio; franz. choc; engl. impact, percussion, collision, nennt man die Wirkung, die ein bewegter feſter Körper, wenn er auf einen andern Körper trifft, vermöge ſeiner Geſchwindigkeit und ſeiner Maſſe auf letztern ausübt, und heißt gerade oder central, wenn die Richtung des Stoßes durch die Schwerpunkte beider Körper oder gegen eine Ebene unter einem rechten geht, und ſchief, wenn die Richtung des Stoßes nicht durch die Schwerpunkte beider Körper oder gegen eine Ebene unter einem ſchiefen Winkel geht. Rückſichtlich der Beſchaffenheit der Körper unterſcheidet man den Stoß 1) harter und 2) elaſtiſcher Körper. Bei erſteren finden folgende Regeln ſtatt: a) Bei gleicher Maſſe mit gleichen Geſchwindigkeiten und dabei mit Geſchwindigkeiten, die ſich aber umgekehrt wie die Maſſen verhalten, findet eine Aufhebung ihrer Wir-

kungen ſtatt. b) Bei ungleichen Geſchwindigkeiten wird nur die ſtärkere um ſo viel vermindert, als die ſchwächere, welche ganz vernichtet wird, beträgt, und die noch übrige Kraft zertheilt ſich unter die Maſſe beider Körper gleichförmig und beide Körper bewegen ſich nunmehr mit gleicher Geſchwindigkeit und in der Richtung desjenigen Körpers, der die größere Geſchwindigkeit hatte, fort. Bei letzteren unterſcheidet man 1) die Wirkung, die der Stoß unmittelbar auf die Bewegung der Körper hat, und 2) die Veränderung, die durch die Rückwirkung der Elaſticität in ihrer Bewegung hervorgebracht wird, und es ergeben ſich folgende Regeln: a) Bei gleicher Maſſe und gleicher Geſchwindigkeit heben ſich die Größen der Bewegung einander gegenſeitig auf, aber wegen der Elaſticität prallen die Körper mit eben der Geſchwindigkeit von einander ab, mit der ſie ſich gegen einander bewegt hatten. b) Bei gleicher Maſſe und ungleicher Geſchwindigkeit verliert ein jeder von ſeiner Kraft 1) doppelt ſo viel, als er dem andern Körper mittheilt und 2) doppelt ſo viel, als ihm von dem andern mitgetheilt wird. c) Stößt ein elaſtiſcher Körper ſenkrecht an eine harte befeſtigte Ebene, oder umgekehrt ein harter Körper an eine elaſtiſche befeſtigte Ebene, ſo prallt er mit eben der Geſchwindigkeit, mit der er ſich gegen die Ebene bewegt hatte, auf derſelben Linie zurück. d) Stößt aber der Körper unter einem ſchiefen Winkel gegen die Ebene, ſo prallt der Körper unter einem eben ſo großen Winkel zurück, als der iſt, unter dem er auffällt, weil ſich die aufſtoßende Kraft in zwei zerlegen läßt, wovon die eine ihn ſenkrecht gegen die Ebene treibt und die andere parallel mit ihr. Vergl. Brandes „Lehrbuch der Geſetze des Gleichgewichts und der Bewegung feſter und flüſſiger Körper" (Leipz. 1818. II. Thl. S. 175 ff.). 40.

Stottern, lat. balbuties, franz. bégaiement, engl. stuttering, heißt das momentane Unvermögen, ein Wort oder eine Sylbe ertönen zu laſſen. Es wird daſſelbe leicht erkannt, indem Stotternde kaum einige Augenblicke ſprechen, ohne ſich in der Ausſprache einzelner Sylben aufgehalten zu ſehen. Die Anſtrengungen, die ſie dabei machen, vermehren die Schwierigkeit; endlich überwinden ſie ſie nicht ohne mannigfaltige Bemühungen und unter vielen Geſichtsverziehungen, bis ſie, nachdem ſie einige Wörter im Zuſammenhange geſprochen haben, in der Rede ſchon wieder aufgehalten werden und neue Schwierigkeiten beim Ausſprechen finden. Gewöhnlich machen ihnen die Stoßlaute d, t, b, p, k, g die größte Mühe. Beim S. kommen übrigens verſchiedene Grade vor. Beim niedrigſten geht dem Ausſprechen mancher Sylben nur ein geringes Zaudern zuvor, worauf wieder fließend fortgeſprochen wird; beim höhern geſchieht das Sprechen unter Anſtrengung, auffallenden Geberden und Geſticulationen und die ſchwer auszuſprechenden Buchſtaben oder Sylben werden öfters wiederholt; im höchſten Grade können die davon Befallenen nur unter den unerhörteſten Anſtrengungen und unter lebhaftem Angſtgefühle einige kurze Wörter hervorbringen. Die Stotternden zeigen ſich im Bewußtſein der Unvollkommenheit ihrer Sprache gewöhnlich furchtſam und zurückhaltend im Umgange mit Anderen; ſie gerathen in große Verlegenheit, wenn man ſie anſieht, und reden dagegen leichter im Dunkeln oder unter einer Maske; aber ſo ſprechen ſie leichter, wenn ſie nach dem Tacte einer Melodie ſprechen, oder wenn ſie etwas Auswendiggelerntes herſagen, oder wenn man ihnen das Wort, das ſie nicht ausſprechen können, vorſagt. Viele Stotternde ſprechen fließend, wenn der Gegenſtand, über den geſprochen wird, ſie in hohem Grade intereſſirt. Das S. iſt häufiger bei Knaben als bei Mädchen, eben ſo in der Jugend; dagegen es ſich im männlichen Alter mehr und mehr verliert. Es iſt Morgens beim Aufſtehen ſtärker, als im übrigen Theile des Tags; eben ſo bei heftiger Anſtrengung, bei naßkaltem Wetter. Bisweilen verſchwindet es nach manchen Krankheiten. Das S. entſteht nicht durch organiſche Fehler in den Sprachorganen, als zu dicke Zunge, Kürze des Zungenbändchen ꝛc.; denn es kommt meiſtentheils ohne dieſelben vor;

vielmehr liegt es in einem Krampfe der die Stimmritze erweiternden und ſchließenden Muskeln und Bänder, welcher durch Angewöhnung und Nachahmung, Zornmüthigkeit, Schüchternheit, langes Wachen, tiefes Nachdenken, mancherlei Krankheiten, als Kopfverletzungen, Convulſionen, Veitstanz, Hyſterie, endlich durch Würmer und Unterleibsbeſchwerden u. dergl. m. veranlaßt und unterhalten wird. — Bei Heilung des S., welche gar wohl möglich iſt, muß zuerſt die Hebung der Krankheiten, die demſelben zu Grunde liegen, berückſichtigt, alle Veranlaſſungen, die daſſelbe verſchlimmern, vermieden und dem Stotternden Ruhe des Gemüths empfohlen werden; er muß ſeine Furchtſamkeit und Schüchternheit verbannen und überhaupt immermehr Herrſchaft über ſeine Sprachorgane zu gewinnen ſuchen. In neuerer Zeit hat man vorzüglich eine methodiſche Übung der Sprach- und Stimmwerkzeuge gegen das S. empfohlen, welche in der That auch in vielen Fällen vom trefflichſten Erfolge geweſen iſt und daher auch vielen Eingang beim Publicum gefunden hat, ſo daß hier und da Inſtitute errichtet ſind, die das Entwöhnen vom S. in kurzer Zeit mittelſt einer dieſer Methoden ſich zur Aufgabe gemacht haben. Eine der berühmteſten dieſer Methoden iſt die der Madame Leigh in Nordamerika, welche Methode durch die Gebrüder Malbouche nach Europa verpflanzt worden iſt. Nach derſelben muß der Stotternde ſich in gewiſſen Bewegungen der Zunge fleißig üben, dieſelbe ſtets in die Höhe, an den Gaumen angedrückt, halten; man übt ihn in der Ausſprache ſchwerer Wörter; läßt ihn langſam leſen und ſo, daß er zu rechter Zeit Athem ſchöpfe u. dergl. m. Ähnlich dieſer iſt die Methode Colombat's. Auch er verlangt, daß die Zungenſpitze gegen den Gaumen erhoben werde (wodurch Erweiterung der Stimmritze bewirkt wird), und bringt zu dieſem Zwecke ein ſilbernes oder elfenbeinernes Inſtrument unter die Zunge. Nach Serres ſoll das S. gehoben werden können, wenn ſich der Stotternde beim Sprechen eine heftige Bewegung der Arme zu eigen macht. Endlich beſteht die Heilmethode Arnott's darin, daß der Stotternde einen Vocal, das e, als Grundton möglichſt feſthalte und mit der Einſchiebung dieſes Tons alle Wörter verbinde. — Verſchieden vom S. iſt das Stammeln, welche die fehlerhafte Ausſprache gewiſſer Conſonanten bezeichnet. Die Conſonanten r, l und s ſind diejenigen, die von Stammelnden gewöhnlich falſch ausgeſprochen werden. Die Urſache davon liegt in Bildungsfehlern der Sprachwerkzeuge oder in Angewöhnung; im letztern Falle iſt dieſer Fehler heilbar. 39.

Stourdza (Alexander von), wirklicher ruſſiſcher Staatsrath, der Sohn eines Bojaren aus der Moldau und einer griechiſchen Fürſtin, lebte längere Zeit ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung wegen in Deutſchland, verheirathete ſich mit einer Tochter des Staatsraths Hufeland, begab ſich hierauf nach Rußland, widmete ſich daſelbſt auf ſeinen Gütern in der Ukraine beſonders wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden und wurde 1820 zum wirklichen ruſſiſchen Staatsrathe ernannt. Nachdem er ſchon frühzeitig als Schriftſteller in ſeinen „Betrachtungen über die Lehre und den Geiſt der orthodoxen Kirche" (Deutſch von Kotzebue, Leipz. 1817) aufgetreten war, wobei er die Unreife ſeines Geiſtes beurkundete, bearbeitete er im Auftrage des ruſſiſchen Miniſterium die der ruſſiſchen Geſandtſchaft während des Congreſſes zu Aachen mitgetheilten handſchriftlichen Bemerkungen über die Angelegenheiten des deutſchen Volkes in dem „Mémoire sur l'état actuel en Allemagne" (Deutſch in den „Politiſchen Annalen" 1819). Obgleich das Mémoire anfangs nur in 50 Exemplaren gedruckt und blos an die verſchiedenen Geſandtſchaften vertheilt worden war, wurde es doch bald darauf ſelbſt in England und Frankreich bekannt. Mit gerechtem Unwillen las hier der Deutſche eine Anklage der deutſchen Hochſchulen und des deutſchen Volksgeiſtes überhaupt, welche um ſo tiefer kränken mußte, je größer die Unkenntniß des Gegenſtandes war, über den hier abgeſprochen wurde, und je gehäſſiger, feindſeliger und härter die Geſinnung erſchien, aus welcher jene

Anſichten hervorgegangen waren. Wenn ſich aber der Verfaſſer gar anmaßte unüberlegte Vorſchläge zu Verbeſſerungen zu geben, ſo zeigte er dadurch deutlich, wie tief der Standpunkt ſei, auf dem er ſelbſt noch ſtehe. Unter den vielen Gegenſchriften vergl. beſonders Villers „Coup d'oeil sur les universités de l'Allemagne“ und Krug „Auch eine Denkſchrift“ (Leipz. 1819). Im Herbſte 1836 hielt er ſich in Berlin auf. 81.

Strabismus oder **Schielen**, franz. strabisme; engl. squinting, wird derjenige abnorme Zuſtand der Augen genannt, wo bei Betrachtung eines Gegenſtandes die Sehachſen ſo von einander abweichen, daß, wenn das eine Auge den Gegenſtand fixirt, das andere nach einem andern Punkte hingerichtet iſt. Das S. findet entweder nach Oben oder nach Unten, nach Außen oder nach Innen Statt. Erſteres wird vorzüglich bei Kindern beobachtet und hier Überſichtigkeit genannt; das S. nach Innen iſt aber das gewöhnliche, da die im normalen Zuſtande ſchon convergirenden Augen leicht noch mehr convergiren können. Mit dem S. verbindet ſich im Anfange gewöhnlich Doppeltſehen, weil mit dem aus der Sehachſe verrückten Augapfel nicht derſelbe Punkt, den das normale Auge beobachtet, fixirt wird; verſchieden davon iſt aber das Schiefſehen oder Schiefſtehen des Auges, wo der anhaltend fehlerhaft geſtellte Augapfel nicht willkürlich in eine andere Richtung gebracht zu werden vermag. Der ſogenannte falſche Blick kann als ſolches betrachtet werden. Die nächſte Urſache des S. iſt eine überwiegende Thätigkeit eines oder des andern Muskels, ein anhaltender Krampf oder gänzliche Lähmung deſſelben und das S. demnach ein häufiges Symptom örtlicher und allgemeiner Nervenkrankheit, z. B. der Hyſterie, Hypochondrie, der Wurmkrankheit, des Waſſerkopfes, des veralteten Schwarzſtaars, der Apoplexie und Lähmungen. Außerdem entſteht es auch von übler Gewohnheit. Falſche Leitung der Augen in den früheſten Lebensjahren auf einzelne ſehr nahe Gegenſtände, oder auf ſolche, die dem Auge in ſchiefer Richtung vorgehalten werden, iſt eine der häufigſten Urſachen des S. Verſchiedene Sehweite der Augen und Schwäche des einen, ferner partielle Verdunkelungen der Hornhaut und theilweiſe Lähmungen der Netzhaut (retina) können ebenfalls S. erzeugen. Inveterirtes S. iſt ſelten heilbar, das Schiefſehen aber faſt nie. Im Entſtehen iſt es dagegen leicht zu beſeitigen, theils durch Bedeckung des geſunden Auges und Übung des ſchielenden, theils durch Galvanismus, Elektricität und Einreibungen, theils endlich auch durch eigne Willenskraft. (Vergl. K. J. Beck „Handbuch der Augenheilkunde“ 2. Aufl. Wien 1832). 7.

Strabo, der größte Geograph des griechiſchen Alterthums, war geboren zu Amaſia in Kappadocien und lebte und ſchrieb unter Auguſt und Tiberius. Mit den ausgezeichnetſten geographiſchen Kenntniſſen ausgerüſtet, die er ſich auf ſeinen Reiſen durch Aſien, Ägypten, Griechenland und Italien erworben hatte, ſchrieb er in ſeiner frühern Zeit hiſtoriſche Denkwürdigkeiten, als Fortſetzung des Polybius, die den Titel führten: „*Τὰ μετὰ Πολύβιον*“, jedoch verloren gegangen ſind. Dafür iſt uns aber ſein Hauptwerk „*Γεωγραφικὰ* in XIII Büchern“ ziemlich vollſtändig erhalten worden, durch welches wir nicht nur mit der geographiſchen Kenntniß des Alterthums bekannt gemacht werden, ſondern mit dem uns auch eine unverſiegbare Quelle zum Studium der Cultur-, Sitten- und Verfaſſungsgeſchichte des Alterthums geboten wird. Das ganze Werke iſt mit philoſophiſchem Geiſte und mit der ſchärfſten Kritik geſchrieben. Die Ed. princ. erſchien bei Aldus (Venet. 1526. Fol.); die Hauptausgabe iſt von Iſ. Caſaubonus (Genev. 1587. Fol. Paris 1620. Fol.); nicht minder ſchätzenswerth ſind aber die Ausgaben von Th. Janſſon van Almeloveen (Amsterd. 1707. fol.); J. Ph. Siebenkees, K. H. Tzſchucke und Friedemann (Lips. VII Vol. 8. 1796—1819) und von Ad. Koray (Paris 1817 sqq. 8. 4 Voll.). Gute deutſche

Überſetzungen ſind von A. J. Penzel (Lemgo 1775—1777. 4 Bde.); von K. Kärcher (Stuttg. 1830 fg.) und Großkurd (Berl. 1831 ff. 8 Bde.); vergl. Heeren „De fontibus Geograph. Strab.“ (in den Commentat. soc. reg. Götting. recent. Vol. V. Cl. hist. et phil. p. 97. sqq. Goetting. 1823. 4.) und C. G. Siebelis „De Strab. patria, genere cct.“ (Budiss. 1828. 4.). 20.

Strafanſtalten, ſ. Beſſerungsanſtalten und Gefängniſſe.

Strafcolonien nennt man diejenigen auswärtigen Beſitzungen eines Staates, wohin derſelbe ſeine Verbrecher ſchickt, um mit ihrer Entfernung vom Mutterlande zugleich ihre Beſtrafung und Beſſerung zu erzielen. S. Deportation. 9.

Strafe, lat. poena; franz. châtiment; engl. punishment, iſt ein ſinnliches Übel, welches die Geſetze für ihre Übertreter beſtimmen; daher der Grundſatz: nulla poena sine lege. Ihr Rechtsgrund iſt: die Rechte zu ſchützen. Ob nun aber eine S. als Mittel zur Abſchreckung von gleichen oder ähnlichen Vergehen bei dem die S. Erleidenden angeſehen werden ſoll, oder ob ſie als Wiedervergeltung oder als Beſſerungsmittel oder gar als Mittel, Andere vom Begehen einer geſetzwidrigen Handlung abzuhalten, dienen ſoll, dieß iſt unter den bewährteſten Rechtslehrern ſtreitig geweſen; daher die unter dem Worte peinliches Recht bereits aufgeſtellten verſchiedenartigen Theorien. — So wie die Geſetze der Völker von dem Culturzuſtande derſelben abhängig ſind, ſo hat auch die Fortſchreitung der Bildung der Bewohner eines Staates auf die Arten der durch Geſetze feſtgeſetzten Strafen ihren Einfluß ausgeübt. So ſind jetzt viele Strafen, welche in früheren Zeiten öfter vollſtreckt wurden, gänzlich aufgehoben, wie z. B. das Lebendigbegraben, die Tortur; ſo werden neue Strafen eingeführt, welche unſere Vorfahren nicht kannten, wie z. B. zeitiger Aufenthalt in Arbeitshäuſern. — In Betreff des Maßſtabes einer zu vollſtreckenden S. läßt ſich jedoch wohl der Grundſatz aufſtellen: Je größer die Störung des Rechtsgebietes oder je größer die Unſicherheit iſt, welche aus einer verbrecheriſchen Handlung dem Staate entſpringt, deſto härter muß die dem Verbrechen gegenübergeſtellte S. beſchaffen ſein. Jedesmal muß jedoch bei Beurtheilung, ob überhaupt eine Handlung, auch wenn ſie eine geſetzwidrige war, geſtraft werden kann, oder welcher Grad der S. anzuwenden ſei, auf die Perſon deſſen, der eine Übertretung der Geſetze ſich ſchuldig gemacht hat, geſehen werden; denn ſonſt würde oft die S. nicht auf gleicher Stufe mit dem begangenen Verbrechen ſtehen. So kann z. B. an eine von einem Raſenden oder einem Kinde begangene geſetzwidrige Handlung nicht der Maßſtab angelegt werden, welcher bei einem, welcher die geſetzwidrige Handlung mit Vorbedacht begangen und ſonſt vollſtändig zurechnungsfähig iſt, angelegt zu werden pflegt (ſ. Zurechnung). — Noch dürfte eine oft vorkommende Eintheilung der bürgerlichen Strafen in ordentliche und außerordentliche der Erwähnung verdienen. Ordentliche S. (poena ordinaria, definita, legalis) nennt man diejenige, welche von der geſetzgebenden Gewalt auf die Vollführung einer geſetzwidrigen Handlung ausdrücklich beſtimmt iſt; außerordentliche S. (poena extraordinaria s. arbitraria) dagegen, welche ihren Grund blos in dem allgemeinen Rechte und der Analogie hat; oder auch, welche härter oder gelinder iſt, als die geſetzliche Beſtimmung vorſchreibt. 85.

Strahlenbrechung, ſ. Brechung der Lichtſtrahlen.

Stralſund (Br. 54° 6′, L. 31° 14′), Hauptſtadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der Provinz Pommern, Sitz des Generalgouverneurs, der Regierung und der übrigen Regierungsbehörden, liegt in einer weiten niedrigen Ebene, an der Meerenge Gellen der Inſel Rügen gegenüber, auf der Landſeite von Moräſten umgeben, ſo daß ſie blos durch Brücken mit dem feſten Lande Pommerns zuſammenhängt. Ihre ſonſt ſo berühmten Feſtungswerke, an welchen das Glück des gewaltigen Wallenſteins ſcheiterte (1628), ſind 1811 und 1812 von

den Franzoſen geſchleift worden und ſie iſt daher jetzt mehr durch ihre Lage feſt, von altmodiſcher Bauart, die Straßen unregelmäßig und die Plätze ohne Anſehen, doch reinlich und gut gepflaſtert. Man zählt 4 lutheriſche und 1 katholiſche Kirche, 1 Waiſenhaus und 1 Militairknabenerziehungshaus, 1 lutheriſches Frauenkloſter, 1 Zucht- und Irrenhaus und 1478 Häuſer mit 17000 Einwohnern. Unter den öffentlichen Gebäuden iſt die Marienkirche am Sehenswertheſten. An wiſſenſchaftlichen Anſtalten hat dieſe Stadt: 1 Gymnaſium mit einer Bibliothek nnd einem Münzcabinette, 1 Seminar für Stadt- und Landſchulen. Es hat bedeutende Fabriken und verſchiedene Gewerbe, Schiffbau, 1 Seebadeanſtalt und einen anſehnlichen Seehandel, der über $\frac{1}{4}$ des ganzen Handels der Provinz umfaßt und beſondere Vorrechte genießt. Der Hafen iſt gut. Koch- und Trinkwaſſer mangelt der Stadt und muß durch eine Waſſerkunſt herbeigeführt werden. 71.

Strand, ſ. Ufer.

Strandrecht, lat. jus litoris; franz. droit de rivage; engl. strand-right, iſt das Recht der Strandbewohner, Alles, was von den Meereswogen an den Strand geworfen wird oder was die Fluth gebracht hat und beim Abfluſſe zurück läßt, als herrenlos ſich anzueignen. Es gehören dazu ſowohl Naturgegenſtände, als geſtrandete Güter. Das S. unterſcheidet ſich von der Strandgerechtigkeit, oder der Gerichtsbarkeit am Strande. In den älteren Zeiten waren auch Perſonen dem Strandrechte unterworfen und wurden an den nordiſchen Küſten des Fahrers (d. h. deſſen der in die Fluth hineinfuhr, um ſie zu bergen) Knechte. Am Mittelmeere wurden die ans Land geworfenen Perſonen Sklaven und bei den Phöniciern und Carthagern ſogar den Göttern geopfert. Die beim Strandrechte vorkommenden Mißbräuche beruhen auf der falſchen Annahme einer Herrnloſigkeit oder einer Dereliction der geſtrandeten Güter. Denn nicht der Eigenthümer hat das Seine verſtoßen und das Recht, darüber zu gebieten, aufgegeben, ſondern die Gewalt der Naturkräfte hat die Gegenſtände von ihm getrennt. Es wird daher nach der peinlichen Gerichtsordnung Art. 218 das S. zu den ſchädlichen Mißbräuchen gezählt und nach der Hanſeſtädteſchiffsordnung T. 9. §. 3. ſoll der Finder das geſtrandete Gut dem Localgerichte zur Ermittelung des Eigenthümers ausantworten. Auch die Lootſenordnungen enthalten mehrere Vorſchriften über Rettung der geſtrandeten Güter und den Schiffern zu leiſtenden Beiſtand (Anhang zu dem hamburger Stadtrechte, S. 23). Wenn in gewiſſen Gegenden an der Nord- und Oſtſee in den Kirchen „das S. zu ſegnen" gebeten worden; ſo bezieht ſich ſolches auf die angeſchwemmten Naturerzeugniſſe, Bernſtein und andere, welche oft von bedeutendem Werthe ſind und zu den Nutzungen der Küſten gerechnet werden. 10.

Straßburg (Br. 48° 34′ 56″, L. 25° 24′ 36″), Hauptſtadt des Departements Niederrhein und ehemals des Elſaß, Sitz des Präfecten, der Departementalbehörden, des Stabes der 5. Militairdiviſion, eines Biſchofs, des lutheriſchen Generalconſiſtorium, einer Handelskammer und Handelsgerichts, liegt in einer ſchönen trefflich angebauten und mit vielen Landhäuſern beſetzten Ebene, $\frac{1}{4}$ Stunde vom Rheine, über welchen ſeit 1808 eine neuerbaute ſtehende Brücke nach dem gegenüber liegenden Kehl führt, wird von der ſchiffbaren Ill durchfloſſen, welche innerhalb der Stadt die Breuſch aufnimmt, und ſteht durch einen Canal in ſchiffbarer Verbindung mit dem Rheine. Die Stadt iſt eine der ſtärkſten Feſtungen und wird ſowohl durch ihre eigenen Feſtungswerke, als auch durch 3 Forts und durch die ſehr ſtarke Citadelle vertheidigt, die von Vauban erbaut iſt, ein Fünfeck bildet und deren Werke ſich bis an den Rhein erſtrecken; daher hat auch S. eine ſtarke Beſatzung, die ſich in Friedenszeiten auf 10000 Mann beläuft. Die Stadt hat faſt $1\frac{1}{2}$ Meile im Umfange, ſchöne und große Gebäude, obwohl die Stadt ſelbſt nichts weniger als ſchön gebaut iſt, größtentheils enge und krumme Stra-

ßen und einige öffentliche Plätze, unter denen der place d'armes der vorzüglichſte iſt. Man zählt hier 7 Thore, eine Kathedrale, 6 andere katholiſche Kirchen, 7 lutheriſche Kirchen und 1 reformirte Kirche, mehrere Magazine und Caſernen, 4305 Häuſer und 50000 Einwohner, worunter über ⅓ Proteſtanten. Unter den Gebäuden zeichnen ſich vorzüglich aus: die Kathedrale, der Münſter genannt, ein herrliches gothiſches Gebäude, 1275 angefangen und erſt 1439 vollendet, mit dem 490 pariſer Fuß hohen Thurme, welchen man für den höchſten auf der Erde hält und auf 635 Stufen beſteigt, einem Telegraphen auf derſelben, einer großen Orgel und einem jetzt unbrauchbaren künſtlichen Uhrwerke; die proteſtantiſche St. Thomaskirche mit den Grabmälern des Marſchalls Moritz von Sachſen (ſt. 1750), Schöpflin's, Spielmann's, Oberlin's und mehrerer anderer verdienter Gelehrten Straßburgs; der prächtige königliche Palaſt, die Präfectur, das Rathhaus, die Münze, 2 Schauſpielhäuſer, das Zeughaus und die Kanonengießerei, die Caſernen, das Findlingshaus, das Bürgerhospital, das Militairhospital, das Obſervatorium rc. S. hat eine Univerſität, ein lutheriſches Seminarium, ein königliches Gymnaſium, ein Lyceum des Departements, eine Specialſchule der Pharmacie, eine Artillerieſchule, eine Hebammenſchule, eine Akademie der Wiſſenſchaften und der Literatur, eine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, der Künſte und des Ackerbaues, 2 öffentliche Bibliotheken, eine Gemäldegallerie, ein Antiquitäten- und Naturaliencabinet, 2 phyſikaliſche und naturhiſtoriſche Cabinette, ein mechaniſches Cabinet, eine Sternwarte und einen botaniſchen Garten. Wohlthätigkeitsanſtalten ſind: die obenerwähnten 2 Hospitäler, ein Waiſenhaus und ein Findelhaus. Außerdem findet man anſehnliche Manufacturen und Fabriken aller Art, mit deren Producten, ſo wie mit Getreide, Elſaſſerweinen rc., die Stadt einen beträchtlichen Handel treibt. Nicht minder wichtig iſt der Speditions- und Tranſitohandel; auch werden jährlich 2 Meſſen gehalten. 71.

Straße, ſ. Kunſtſtraßen und Meerenge.

Straßenraub, ſ. Raub.

Strategie, ſ. Kriegskunſt.

Straton, 1) ein Dichter um 200 v. Chr., von dem wir noch mehrere, zwar witzige, aber auch obſcöne Epigramme beſitzen, die ſich in der Reiske'ſchen „Anthologie" und in der „Anthologia palatina" finden. Bekannter und berühmter iſt 2) S. aus Lampſakos, um 286 v. Chr., gebürtig, ein eifriger Anhänger der peripatetiſchen Philoſophie und einer der Selbſtſtändigſten unter den Schülern des Ariſtoteles. Er ſuchte die Grundſätze für die Naturforſchung feſtzuſtellen, ſtellte ein mehr dynamiſches Syſtem der Phyſik auf, daher auch ὁ φυσικός genannt, und beſtritt außer anderen Abweichungen auch des Ariſtoteles Begriffsbeſtimmungen und Beweiſe. Indeß ſind doch die Nachrichten zu mangelhaft, um mit zuverläſſiger Sicherheit über ſeine Philoſophie urtheilen zu können. Er war übrigens der Letzte, der das Anſehen der peripatetiſchen Schule noch aufrecht erhalten hatte. 20.

Strauß, lat. struthiocamelus; franz. autruche; engl. ostrich, der größte aller Vögel, von 8—10 Fuß Höhe und gegen 300 Pfund Schwere, hat einen langen nackten Hals, halbnackten Gänſekopf und Gänſeſchnabel, einen gewölbten Rücken, am Unterhalſe und am Unterleibe wollartige Federn, außerdem weiße mit ſchwarzen untermiſchte Federn, kurze Flügel, welche in 2 hornartige 2 Zoll lange Stacheln enden, und an den Flügeln und am Schwanze die ſchönen büſchelartigen Federn, welche zum Schmucke der Hüte dienen. Eine am Halſe befindliche Schwiele gibt dieſem Ähnlichkeit mit dem Kameelhalſe. Der S. lebt in den Wüſten Afrikas und Arabiens einſam und ſcheu, nährt ſich von allerhand Gewächſen und Körnern, wobei er auch Steine, aber nie glühende Kohlen verſchluckt, und legt in ein Loch in den glühenden Sand 10—12 Eier von der Größe eines Kinderkopfs und 2—3 Pfund Schwere, welche einen herrlichen Geſchmack haben ſollen. Zwar

kann der S. nicht fliegen, läuft aber dafür ſo ſchnell, daß ihn das beſte Pferd nicht einholen kann. Man fängt ihn dadurch, daß man ihn durch ein mehrere Tage dauerndes Jagen ermüdet. Seine Hauptwaffe iſt die eine Zehe, deren er an jedem Fuße 2, doch nur eine mit einer Klaue hat und worin er eine große Stärke beſitzt. 30.

Strauß und Lanner, zwei Namen, welche gegenwärtig die tanzluſtige Welt entzücken, leben Beide als Directoren von Muſikchören in Wien. — Der Erſtere, Johann S., geb. zu Wien 1800, trat zuerſt bei einem Handwerker (Schneider?) in die Lehre und übte ſich in ſeinen Nebenſtunden ſo fleißig auf der Violine, daß er bald ſeinen Lehrherrn verlaſſen und als zweiter Violiniſt in ein Muſikchor eintreten konnte. Obgleich noch ohne Kenntniß der Theorie der Muſik componirte er kurz darauf mit Hülfe eines im Satze bewanderten Collegen ſeinen erſten Walzer, den Kettenbrückenwalzer, ſtudirte nun fleißig auch Theorie und ſeine nun raſch aufeinander folgenden Walzercompoſitionen fanden durch ganz Europa ungemeinen Beifall. Deßhalb errichtete er auch 1826 in Wien ein eigenes Muſikchor, welches unter ſeiner Leitung ſeine Compoſitionen an mehreren Geſellſchaftsorten erſten Ranges in Wien vorträgt und in den letzten Jahren mit ihm Reiſen (1834 nach Berlin bei Anweſenheit des ruſſiſchen Kaiſers und zurück über Leipzig, Dresden und Prag, 1836 nach Prag zur Kaiſerkrönung und von da über die Hauptſtädte Norddeutſchlands, der Niederlande und Belgiens nach Paris) gemacht hat. So großen Ruf S. durch ſeine Compoſitionen ſich erworben hat, ſo verdient iſt derſelbe. Denn nicht allein daß er durch ſeine eigenthümliche Compoſitionsart der Tänze mit Introduction und Schluß und durch Verbindung mehrerer Kettenglieder in denſelben zu einem Ganzen die Tanzmuſik auf eine viel höhere Stufe erhoben, das frühere Einerlei derſelben verbannt und ihr eine tiefere Bedeutung gegeben hat; ſo ſind auch ſeine Compoſitionen, obwohl ihnen von Theoretikern manche Satzfehler nachgewieſen werden, durch den ſchönen Gang ihres Rhythmus, durch den verſuchten Ausdruck beſonderer Gefühle und den Schmelz ihrer Harmonie auch als reine Muſikſtücke von ſehr hohem Werthe. — Sein Rival, Joſeph Lanner, geb. zu Wien 1799, war anfangs Chorſänger in einer Vorſtadtkirche, dann Inſtrumentaliſt bei dem Chore derſelben, engagirte ſich ſpäter in einem Concertorcheſter, ward endlich deſſen Dirigent und verſuchte ſich durch den Beifall, den Strauß fand, ermuntert, in demſelben Genre der Compoſition, in welchem er auch bald denſelben Beifall erhielt, zumal da ſeine Compoſitionen vor denen S.'s noch ein engeres Feſthalten an den Regeln der Theorie voraus haben. Schade nur, daß er, vorzüglich in ſeinen Potpourris, häufig zu ſehr nach Effect haſcht und die Töne der Muſik mit vielem äußern Prunkwerke verziert. Lanner iſt demnach wohl Nachahmer S.'s, aber nie deſſen Schüler geweſen. 16.

Strecken heißen beim Bergbaubetriebe alle im Innern der Grubengebäude zum Zwecke der Hin- und Herbewegung eröffnete Räume in Form von Gängen. S., welche von Kunſtſchächten ausgehen, heißen Gezeugſtrecken; die übrigen Feldſtrecken und Querſtrecken. 76.

Streckfuß (Adolph Friedrich Karl), preußiſcher geheimer Oberregierungsrath im Miniſterium des Innern und der Polizei, wurde am 20. Sept. 1779 zu Gera geboren, wo ſein Vater Buchhalter in einer Fabrik war, beſuchte dann die Schule zu Zeitz, ſtudirte ſeit 1797 zu Leipzig die Rechte und arbeitete hierauf einige Zeit im Juſtizamte zu Dresden, folgte aber 1801 der Einladung ſeines Oheims nach Trieſt und brachte in deſſen Hauſe zwei Jahre als Hofmeiſter zu. Von Trieſt begab er ſich 1803 als Hofmeiſter nach Wien und gab hier ſeine „Ruth, ein Gedicht in vier Geſängen" (Wien 1805) heraus, verließ aber nun auch ſeine Stelle als Hofmeiſter und lebte von dem Ertrage ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit. Endlich 1806 kehrte er nach Sachſen zurück, wurde Advocat, Gerichtsactuar und 1807 Secretair bei

der Stiftsregierung in Zeitz, 1812 geheimer Secretair in Dresden, daſelbſt 1813 geheimer Referendar und während des ruſſiſchen Gouvernements bei der Finanzabtheilung in Thätigkeit geſetzt, lehnte aber die Ernennung zum geheimen Finanzrathe ab und verſah ſeine bisherige Stelle auch bei der ſpätern preußiſchen Verwaltung. Nach der Theilung Sachſens (1815) wurde er an die Regierung zu Merſeburg verſetzt, bald darauf zu deren erſtem Rathe befördert und 1819 nach Berlin berufen. S. hat ſich als Dichter und Erzähler, noch mehr aber als Überſetzer ausgezeichnet und ſich in letzter Hinſicht beſonders durch die Übertragung von Arioſto's „Raſendem Roland" (Halle 1818—1820. 5 Bde.), Taſſo's „Befreitem Jeruſalem" (Leipz. 1822. 2 Bde.) und Dante's „Göttlicher Komödie" (Halle 1824—1826. 3 Bde.) um die deutſche Literatur verdient gemacht. Auch gab er ſeine kleineren „Gedichte" (Leipz. 1811. 2. vermehrte Aufl. 1823), ein größeres Gedicht in ſechs Geſängen: „Altimor und Zamira" (Leipz. 1806) und eine Sammlung von „Erzählungen" (Berl. 1830) heraus. Außerdem überſetzte er noch Manzoni's Trauerſpiel: „Adelgis" (Berl. 1827). Später wandte er ſich auch, durch ſeine amtlichen Verhältniſſe bewogen, zur Erörterung politiſcher Gegenſtände, ſchrieb gegen Friedr. v. Raumer: „Über die preußiſche Städteordnung" (Berl. 1828) und gab alsdann eine Schrift: „Über das Verhältniß der Juden zu den chriſtlichen Staaten" (Berl. 1833) heraus, worin er ſich gegen die Juden ausſprach und damit verſchiedene Gegenſchriften veranlaßte. 81.

Streckwerk, ſ. Walzwerk.

Streichen, Streichungsrichtung, iſt ein bergmänniſch-markſcheideriſcher Ausdruck zur Bezeichnung der Richtung einer Kluft, einer Lagerſtätte in der Horizontalebene. 76.

Streitaxt, lat. securis; franz. hache d'armes; engl. tomahawk, eine Handwaffe der früheren Krieger, beſtand aus einer gewöhnlichen Axt, welche an einem langen Stiele befeſtigt war. Gegenwärtig wird dieſelbe noch auf Kriegsſchiffen geführt und beim Entern davon Gebrauch gemacht. Eine kleinere Art derſelben wird noch zum Theil in Polen und Ungarn von Edelleuten als Stock getragen, zu welchem Behufe man ſich daſelbſt auch noch der Streitkolben bedient, kurzer dicker Stäbe mit einem eckigen Kopfe, welche im größern Maßſtabe früher ebenfalls eine Kriegswaffe waren (ſ. Morgenſtern). 61.

Streithammer, ebenfalls eine Waffe der alten Zeit, beſtand aus einem Stabe, welcher an dem einen Ende einen ſtarken Hammer, an dem andern eine krummgebogene Eiſenſpitze hatte. Eine Nachbildung deſſelben iſt der Czakan oder Schakan, welcher bei den Haiducken als Stock gebräuchlich iſt. 61.

Streitwagen, auch **Senſen-** oder **Sichelwagen** genannt, waren Wagen, die zu beiden Seiten vorſtehende Senſen und Sicheln hatten, mit 2—3 Pferden beſpannt wurden, denen an der Stirn Schwerter angebracht waren, und dazu dienten, die Schlachtordnung des Feindes zu trennen. In dem Wagen befanden ſich außer dem Wagenführer noch einige Leute, die mit Bogen und Pfeil bewaffnet waren. 61.

Strelitz, ſ. Meklenburg.

Strelitzen waren ehemals die ruſſiſchen Janitſcharen. Ihr Name Strelitz, in der Mehrheit Strelitzi, bedeutet Schützen und kommt von dem Worte strela, der Pfeil. Iwan Waſiljewitſch errichtete in der letzten Hälfte des XVI. Jahrh. eine Leibwache, welcher er dieſen Namen gab und die bis zur Zeit Peter's des Großen die einzig ſtehende Infanterie des ruſſiſchen Reiches ausmachte. Es gab Zeiten, wo die S. 40000 Mann ſtark waren, in Friedenszeiten betrug ihre Zahl aber ſelten mehr als 20000 Mann. In Moskau bewohnten ſie einen beſondern Stadttheil, der noch jetzt Strelitzkaja Sloboda heißt, und erwarben ſich durch die ausgezeichnete Tapferkeit, mit der ſie in den Kriegen der ruſſiſchen Czaren fochten, ſo viele Vor-

rechte, daß ſie nach und nach zu einem Corps von Prätorianern ausarteten, das durch Aufſtände und Revolten oft den Czar zwang, ſeinen Willen zu thun. Der letzte Aufſtand im Jahre 1698, als Peter der Große gerade auf ſeiner großen Reiſe durch Europa begriffen war, vernichtete ſie aber. Bei ſeiner Rückkehr nach Rußland ließ er mehrere Tauſende hinrichten und verbannte die Übrigen nach Aſtrachan; als ſie aber 1705 einen abermaligen Verſuch machten, ihr früheres Anſehen wieder zu gewinnen, hob er ſelbſt den Namen auf und vernichtete ſo jedes Andenken an ſie. 61.

Stretto bezeichnet 1) daß das Zeitmaß geſchwinder genommen werden ſoll, und 2) in Fugen den Übergang des Thema auf andere Stimmen. Meiſt tritt beides erſt gegen das Ende des Tonſtücks ein. 20.

Stricker (der), ein deutſcher Dichter des XIII. Jahrh., ſonſt unbekannt, iſt erſt in der neuern Zeit ans Licht gezogen worden. Wir beſitzen von ihm nicht allein werthvolle Verſuche in dem epiſchen Dichtkreiſe der damaligen Zeit, wie: „Karl's des Großen Zug nach Spanien" (in Schilter's „Theſaurus", Bd. 2.) und „Daniel von Blumenthal" aus dem Sagenkreiſe von Artus, ſondern er hat ſich auch in der launigen Gattung vorzüglich durch die Zuſammenfügung einer Menge einzelner Schwänke im „Pfaff Amis" (im koloczaer Codex, herausgegeb. von Graf Mailoth und Köffinger, Peſth 1817) ausgezeichnet und die von ihm noch vorhandenen Fabeln (einzeln gedruckt in Docens „Miscellaneen" und Grimm's „Altdeutſche Wälder") ſind die älteſten in der deutſchen Literatur. (Vergl. Docen „Altdeutſches Muſeum", I. S. 209.) 16.

Striegau (Schlacht bei), ſ. Hohenfriedberg.

Strigel (Victorin), Melanchthon's berühmter Schüler und Vertheidiger des Synergismus (ſ. d. Art.), geb. zu Kaufbeuern im Jahre 1524, war zuerſt als Profeſſor der Theologie zu Wittenberg und dann zu Jena angeſtellt. Hier gerieth er mit ſeinem Collegen Flacius in den bekannten ſynergiſtiſchen Streit, indem er gegen dieſen behauptete, daß dem nur verderbten, nicht verlorenen freien Willen wenigſtens die Selbſtbeſtimmung geblieben ſei, ſich der göttlichen Einwirkung zu überlaſſen und in dieſem Sinne zum Heile mitzuwirken. Der Herzog Johann Friedrich ließ ihn und alle Gleichgeſinnte deßhalb auf das Gewaltthätigſte verhaften. Auf Verwendung auswärtiger Höfe für die Gefangenen ward ein Ausgleichungsverſuch durch eine Disputation zwiſchen S. und Flacius zu Weimar (1560) veranſtaltet, welche aber erfolglos blieb. S. ging 1562 als Profeſſor der Theologie nach Leipzig ab, von wo er 1567 wegen calviniſcher Meinungen wieder verdrängt und als Profeſſor an der reformirten Univerſität zu Heidelberg angeſtellt ward. Hier ſtarb er im Jahre 1569. S. war ausgezeichnet als Dogmatiker und zugleich als Exeget. Seine beiden Hauptſchriften ſind: „Hypomnemata in omnes libros novi testamenti" und „Loci theologici, quibus loci communes Melanchthonis illustrantur." 63.

Strixner (Nepomuk), der ausgezeichnetſte Lithograph der neuſten Zeit, ward 1782 zu Altöttingen geboren, lernte zu Waſſerburg bei dem Bildhauer Eichhorn und übte ſich ſeit 1797 in München im Zeichnen und Kupferſtechen, letzteres vorzüglich nach Raphael'ſchen Gemälden. Dadurch ward er mit Sennefelder bekannt, unterſtützte dieſen in dem Unternehmen, den Steindruck auch auf Kunſtgegenſtände anzuwenden, und ward ſo der Verbeſſerer der Lithographie, indem er die Federzeichnung mit der Kreidemanier in Verbindung brachte, die Tuſchmanier vervollkommnete und ſonſt mehrere weſentliche Verbeſſerungen einführte. Zu ſeinen vorzüglichſten Leiſtungen gehören die von ihm gelieferten Blätter zu den „Oeuvres lithographiques" (72 Hefte), die Copien von Gemälden der münchener und ſchleißheimer Gallerie und der Boiſſerée'ſchen Gemäldeſammlung, mit welchen letzteren er noch jetzt beſchäftigt iſt. Seit 1812 iſt er Mitglied der Akademie der bildenden Künſte zu Wien. 16.

Stroganoff (Gregor, Graf), kaiſerlich ruſſiſcher Geheimerrath, war von 1805 bis 1809 Geſandter in Madrid, dann in Stockholm und 1821 zu Conſtantinopel, wo er ſich durch ein unerſchrockenes, kühnes Betragen bei den griechiſchen Angelegenheiten auszeichnete. Da aber die Pforte ſich zu keiner ſeiner Forderungen bequemen wollte, ging er mit dem Geſandtſchaftsperſonale nach Petersburg zurück und beſuchte hierauf zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit Deutſchland, Holland und Paris. 1825 hielt er ſich eine Zeit lang in Dresden auf, begleitete 1826 den Kaiſer Nikolaus zur Krönung nach Moskau, ward daſelbſt in den Grafenſtand erhoben und trat zwar 1827 wieder in den activen Staatsdienſt, ging aber 1834 wieder ins Ausland und hielt ſich längere Zeit in Dresden auf. 25.

Stroh, lat. stramentum; franz. paille; engl. straw, nennt man die ausgedroſchenen Halme der Feldfrüchte, beſonders vom Getreide. Nach ſeiner Beſchaffenheit unterſcheidet man es in langes oder Schütten- und in kurzes oder Wirrſtroh. Letzteres dient zum Einſtreuen in die Ställe des Viehes, zum Einpacken von allerlei Waaren ꝛc.; erſteres zur Bedachung ländlicher Gebäude, zu Strohſeilen, Matten, zu Häckerling ꝛc. Auch wird es zu allerlei Geflechten verarbeitet, als: zu Hüten, Schnüren, Tellern, Bienenkörben ꝛc. Die meiſten und feinſten Strohhüte werden in Italien, beſonders in Toscana, aber auch in der Schweitz, in Tyrol, Frankreich, Berlin, Sachſen ꝛc. verfertigt. Man kann dazu Weizen-, Dinkel-, Roggen-, Hafer-, Gerſten- und Reisſtroh nehmen. In Toscana nimmt man dazu das S. vom gewöhnlichen Weizen. Zu ganz weißen Hüten wird das S. gebleicht und meiſt nachher geſpalten. Zum Behufe bunter Strohwaaren wird das S. erſt bündelweiſe in einer Alaunauflöſung gekocht und dann durch irgend eine Farbenbrühe gezogen. 26.

Strom, lat. flumen, fluvius, amnis; franz. fleuve, rivière; engl. river, stream, iſt im eigentlichen Sinne jeder große Fluß, beſonders ein ſolcher, welcher ſich unmittelbar in das Meer ergießt, und Stromgebiet iſt daher gleichbedeutend mit Flußgebiet (ſ. d. Art.). — Strombahn oder Stromſtrich (fil de l'eau) heißt derjenige Theil des Waſſers der Flüſſe oder Ströme, welcher ſich über der tiefſten Stelle des Bettes, der Stromrinne oder des Söhlgrabens befindet und, da es hier am Tiefſten iſt, ſich auch am Raſcheſten bewegt. — Stromengen (étranglements) ſind diejenigen Stellen eines Stromes oder Fluſſes, wo derſelbe durch ſeine feſten zuſammengerückten Ufer gezwungen wird, ſeine Breite zu verengern. Wird dieſe Breite ſehr gering und treten hohe Felswände dicht an das Bett heran, ſo nennt man ſie Strompforten, und geht an den Ufern hin ein fahrbarer Weg, auch wohl Strompäſſe. Da das Waſſer in dieſen Verengerungen ſeinen Stand erhöhen muß, ſo fließt es im Verhältniſſe zu dieſem erhöheten Waſſerſtande auch ſchneller, wodurch ſogenannte Stromſchnellen entſtehen. Oft finden ſich hier auch Felsbänke, Klippen ꝛc., wodurch für die Schifffahrt gefährliche Strudel und Strömungen entſtehen. — Strommeſſer zur Meſſung der Geſchwindigkeit des Waſſerzuges im Strome ſind verſchiedene Apparate, unter denen die Schwimmer die einfachſten ſind. Man bedient ſich dazu hohler kupferner, mit einem Korke verſchloſſener Kugeln, deren ſpecifiſches Gewicht mittelſt eingebrachten Bleies oder Waſſers ſo regulirt wird, daß ſie nur wenig über die Oberfläche des Waſſers hervorragen. Ein anderes Werkzeug zu dieſem Zwecke iſt die pitolſche Röhre, eine gläſerne oder blecherne, unten gekrümmte und mit einem Trichter verſehene Röhre, welche ſo in das Waſſer gelaſſen wird, daß der Trichter gegen den Strom gerichtet iſt und alſo die Geſchwindigkeit des Fließens das Waſſer über das Niveau des Fluſſes aufſteigen macht. Andere Inſtrumente dieſer Art ſind: der Stromquadrant oder das hydrometriſche Pendel, Lorgna's Waſſerhebel, Raucourt's Hydrotachometer, Michelotti's hydrauliſche Schnellwaage, Geminiano Poletti's rheometriſches Winkelmaß, die Waſſerfahne des Ximenes,

der Tachometer Brünning's, Woltmann's Strommeſſer oder hydrometiſcher Flügel ꝛc. — **Stromprofil** nennt man den gegen die Bahn des Stromes ſenkrechten Durchſchnitt, welcher die Breite und Tiefe deſſelben angibt und dazu dient, um die Menge des vorbeifließenden Waſſers in einer angegebenen Zeit zu beſtimmen. Die Breiten findet man gewöhnlich vermittelſt trigonometriſcher Vermeſſungen und die Tiefen vermittelſt Stangen (Peilſtangen) und Senkbleie. 26.

Strombeck, zwei Brüder, berühmte Schriftſteller der neueſten Zeit, von denen der ältere, **Friedrich Karl von S.**, am 16. Sept. 1771 zu Braunſchweig geboren wurde. Er beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, ſtudirte ſeit 1789 zu Helmſtädt und von 1791 zu Göttingen die Rechte, machte hierauf eine Reiſe nach Italien, begann daſelbſt eine Überſetzung von Ovid's „Mitteln und Gegenmitteln der Liebe" (Götting. 1795), wurde dann zum Beiſitzer des Hofgerichtes zu Wolfenbüttel ernannt und vollendete in den Mußeſtunden eine Überſetzung des „Tibull" (Gött. 1798. Neue Aufl. 1825) und „Propertius" (Gött. 1798. Neue Aufl. 1822). Im Jahre 1799 wurde er zum Hof- und Abteirathe der Äbtiſſin von Gandersheim ernannt, flüchtete mit derſelben nach der Schlacht bei Jena auf die Inſel Alſen und führte von dort aus die Unterhandlungen mit der franzöſiſchen Regierung ſo geſchickt, daß der Äbtiſſin die Rückkehr zu ihrem Stiftsſitze und der Genuß aller ihrer Einkünfte gewährt wurde. S.'s Vertrautheit mit der franzöſiſchen Verwaltung veranlaßte hierauf ſeine Ernennung zum Präſidenten des neugegründeten Diſtrictcivilltribunals zu Eimbeck und kurze Zeit nachher ſeine Wahl zum Präſidenten des Apellationshofes zu Celle. Eben war er zum Staatsrathe ernannt, als mit Napoleon's Herrſchaft das Königreich Weſtphalen ein Ende hatte. Nun kehrte S. nach Wolfenbüttel zurück, ſprach ſich mit Feſtigkeit über die vergangene Zeit in der Schrift: „Beiträge zur Rechtswiſſenſchaft Deutſchlands" (Götting. 1816) aus, vollendete eine Überſetzung des Tacitus (Braunſchw. 1816. 3 Bde.), des Salluſtius (Braunſchw. 1817) und des Vellejus Paterculus (Braunſchweig 1822) und ſchrieb zugleich eine tiefgedachte „Geſchichte eines allein durch die Natur hervorgebrachten animaliſchen Magnetismus" (Braunſchw. 1813). Auch lieferte er eine deutſche Bearbeitung der Geologie von Breislak (Braunſchw. 1821. 3 Bde.). Doch trat er bald darauf bei dem neuerrichteten Oberappellationsgerichte zu Wolfenbüttel als Rath von Neuem in das Geſchäftsleben, wurde alsdann mit dem Titel eines fürſtlich lippeſchen geheimen Rathes beſchenkt und zum Steuerrathe der Ritterſchaft in den engern Ausſchuß erwählt, blieb jedoch fortwährend auch als Schriftſteller noch ſehr thätig. Von ſeinen ferneren wiſſenſchaftlichen Arbeiten nennen wir noch ſeinen „Fürſtenſpiegel" (Braunſchw. 1824); den „Entwurf eines Strafgeſetzbuches für ein norddeutſches Staatsgebiet" (Braunſchw. 1829. 2. Aufl. 1834); „Hennig Braband, Bürgerhauptmann der Stadt Braunſchweig, und ſeine Zeitgenoſſen" (Halberſt. 1829); ſeine „Darſtellung aus meinem Leben und meiner Zeit" (Braunſchw. 1833. 2 Bde. Neue Aufl. 1836), deren Fortſetzung die „Italieniſche Reiſe" (Braunſchw. 1836. 3 Bde.) iſt. Vergl. „Zeitgenoſſen" Heft XIX. — Sein Bruder, **Friedrich Heinrich von S.**, ein um die praktiſche Rechtswiſſenſchaft höchſt verdienter Schriftſteller, wurde am 2. Oct. 1773 in Braunſchweig geboren, ſtudirte auf den Univerſitäten zu Helmſtädt, Jena und Göttingen die Rechte, fand darauf durch Vermittelung ſeines Bruders als Auſcultator bei dem Stadtgerichte in Berlin eine Anſtellung und wurde ſchon im Jahre 1801 zum Rathe bei der Regierung in Poſen ernannt, erhielt aber nach dem Frieden zu Tilſit ſeine Entlaſſung aus dem preußiſchen Staatsdienſte, kehrte nach Braunſchweig zurück und wurde bald nachher von der weſtphäliſchen Regierung als dritter Richter bei dem Diſtrictsgerichte zu Helmſtädt angeſtellt. Während eines längern Aufenthaltes zu Mainz machte er ſich mit dem franzöſiſchen Gerichtsgebrauche bekannt und gab nun ſeine „Abhandlung über die Organiſation der fran-

zöſiſchen öffentlichen Gerichtsſitzungen" (Götting. 1809) heraus, legte darauf ſein Amt nieder und benutzte die ihm dadurch gewordene freie Zeit zur Ausarbeitung ſeines „Handbuches des weſtphäliſchen Civilproceſſes" (Hanov. 1810—1812. 3 Bde.), welches den Beifall der franzöſiſchen Regierung in ſolchem Grade fand, daß ihn dieſelbe ſogleich zum erſten Tribunalrichter in Celle ernannte. Nach dem Untergange des weſtphäliſchen Königreiches lebte er längere Zeit ohne Anſtellung, wurde aber im Jahre 1814 zum Rathe bei dem Oberlandesgerichte zu Halberſtadt ernannt; allein da er ſich in der Folge dennoch nicht genug geehrt und ausgezeichnet, ſondern überall zurückgeſetzt, ja ſelbſt verfolgt glaubte, ſo verfiel er in ſeinen letzten Lebensjahren in einen krankhaften Gemüthszuſtand, wurde im Jahre 1831 auf eigenen Antrag in Ruheſtand verſetzt und ſtarb am 30. März 1832. Als Schriftſteller hat er ſich noch durch folgende praktiſch-juriſtiſche Werke bleibende Verdienſte erworben: „Zuſätze zum 20. Titel des zweiten Theiles des allgemeinen Landrechts", unter denen beſonders die „Ergänzung der allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebührentaxe ꝛc." (3. Aufl. Leipz. 1829. 3 Bde.); die „Ergänzungen des allgemeinen Landrechts" (3. Aufl. 1829. 3 Bde.) und die im Verein mit Mehreren herausgegebene Sammlung: „Provinzialrechte aller zum preußiſchen Staate gehörenden Länder und Landestheile, in ſoweit in denſelben das allgemeine Landrecht Geſetzeskraft hat" (Leipz. 1827 ff. 7 Bde.) zu bemerken ſind. Außerdem wurden ihm auch mehrere die Geſetzgebung betreffende Gegenſtände von Seiten der preußiſchen Regierung aufgetragen, welche er zu deren Zufriedenheit beendigte. 81.

Stromfreiheit. Bei den Strömen und Flüſſen machten ſchon die Römer den Unterſchied zwiſchen dem ausſchließenden Gebrauche und dem Mitgebrauche (Berechtigung des Einzelnen und Berechtigung Aller, Inst. II. 1. 11.). Das vorüberfließende Waſſer ſo wie die Meereswelle und das zu ihr gehörige Geſtade waren bei ihnen frei. Ein Jeder konnte ſich ihrer bedienen, nicht aber durfte er den Andern vom gleichen Gebrauche ausſchließen. Den ſpäteren Zeiten war es vorbehalten, auch das vorüberfließende Waſſer als Eigenthum des Uferſtaates zu behandeln und mit Stapeln, Viſitationspoſten, Zöllen und anderen Prohibitivmaßregeln, anfangs zum Schutze und zum Erſatze des Aufwandes beim Uferbau, dann aber willkührlich zu beläſtigen und dadurch die eigene Gewerbthätigkeit im Keime zu erſticken, indem man ihr eines der umfaſſendſten Communications- und Förderungsmittel entzog. In den neueſten Zeiten iſt man jedoch auf die alten Grundſätze zurückgekommen und namentlich hat die deutſche Bundesverſammlung die S., d. h. Freilaſſung der Ströme und Flüſſe von Beſchränkungen und anderen als zum Uferbaue und Unterhaltung des Fahrwaſſers erforderlichen Abgaben, ausgeſprochen. Indeß iſt die Verwirklichung bis jetzt blos in Anſehung der Elbe und der Weſer und beim Rheine (ſ. d. Art.) annähernd erreicht worden. Bei den übrigen deutſchen Strömen iſt die Freilaſſung noch im Werden. 17.

Strontian, peritomer Halbbaryt (Mohs) iſt ein mäßig hartes, halbſchweres (ſpecifiſches Gewicht 3,6—3,7), nach den Flächen eines Prisma blätteriges, glasartig glänzendes, zuweilen durchſichtiges, größtentheils durchſcheinendes, graulich-, gelblich-, grünlichweißes Mineral, das in zuſammengeſetzten Varietäten ſtängelig und faſerig iſt. Es iſt von Strontian in Schottland genannt, enthält $61\frac{2}{3}$ Theile Strontianerde, $30\frac{1}{3}$ Theile Kohlenſäure und gibt das Material zur Bereitung des rothen Brillantfeuers in der Feuerwerkskunſt. In ſeinen Eigenſchaften der Kryſtallform unterſcheidet es ſich ſehr von dem ſchwefelſauren S. oder Cöleſtine (prismatiſcher Halbbaryt [Mohs]), welcher jedoch auch zur Darſtellung der Strontianſalze dient und in 100 Theilen 42 Theile Schwefelſäure bei 58 Theilen Strontianerde enthält. 76.

Strophe (στροφή) iſt eigentlich das Drehen, Wenden, daher die Wendung oder der Tanz bei den theatraliſchen Wechſelgeſängen der Chorabtheilungen, die ſich

bei dieſen Geſängen jedesmal gegen die Zuſchauer wendeten, dann auch der während dieſes Tanzes geſungene Geſang. In der Poetik dagegen bezeichnet das Wort S. die Verbindung mehrerer Verſe zu einem metriſchen Ganzen, der in der Poeſie der alten Griechen eine andere, jedoch rückſichtlich des Rhythmus und Metrum gleiche Verbindung mehrerer Verſe zu einem metriſchen Ganzen, **Antiſtrophe** (ἀντιστροφή) genannt, entſprach. Hieran ſchloß ſich endlich bei den theatraliſchen Wechſelgeſängen ein drittes metriſches Ganzes als Nachſatz: der **Epodos**. Übergetragen wurden dann dieſe Benennungen auf andere nicht dramatiſche und von mehreren Sängern geſungene Poeſien, ſo namentlich auf Lieder, die ein Einzelner unter Begleitung der Lyra oder eines andern Inſtrumentes ſang; in welcher Bedeutung wir das Wort S. z. B. von Pindar bei ſeinen Siegeshymnen gebraucht finden. Einen gleichen Gebrauch der S. finden wir nun auch ferner in Gedichten neuerer Sprachen, doch iſt hierbei auf den Unterſchied zu achten, daß ſolche Gedichte entweder reine Nachahmungen der antiken Form ſind oder, mit anderen Namen benannt, blos ihrer Form nach auf jene antike Poeſie hinweiſen, wie bei den provençaliſchen, italieniſchen, ſpaniſchen Strophen, die in allen ihren Einzelnheiten, wie in den Terzetten, Terzinen, Madrigalen, Balladen, Seſtinen, Stanzen, Sonetten, Canzonen ꝛc., ſämmtlich die antike Form nicht undeutlich erkennen laſſen. In der modernen Poeſie dagegen bezeichnet man mit dem Worte S. eine nach beſtimmten Regeln der Dichtkunſt begrenzte Periode von mehreren unter einander verbundenen Verſen, welche als erſte Periode eines Gedichtes allen folgenden Perioden als Norm gilt. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche ſagt man für S. nicht ſelten fälſchlich **Vers** (ſ. d. Art.). 20.

Strube (David Georg), einer der berühmteſten Rechtsgelehrten Deutſchlands, geb. zu Celle am 16. Dec. 1694, ſtudirte zu Halle und Leyden, bereiſte dann Holland, Frankreich und England, ward 1790 Landſyndicus zu Hildesheim und bald darauf bei dem dortigen Conſiſtorium und Hofgerichte angeſtellt, 1740 Hof-Juſtizrath und Conſulent der Landesregierung in Hanover, 1758 Kanzleidirector daſelbſt und ſtarb in dieſer Stelle 1775, nachdem er den Titel eines Vicekanzlers erhalten hatte. Er hat ſich als Schriftſteller große Verdienſte um die Rechtswiſſenſchaft erworben und ſeine Schriften, von denen wir blos ſeine „Nebenſtunden" (Hanov. 1761—1783. 6 Bde.) und „Rechtliche Bedenken" (3. Aufl. 1833. von Spangenberg) nennen, zeichnen ſich durch Gelehrſamkeit, praktiſchen Tact, reifes Urtheil und kernige Sprache vortheilhaft aus. 25.

Strudel, ſ. Meerſtrömungen.

Struenſee (Johann Friedrich, Graf von), der bekannte däniſche Staatsminiſter, zweiter Sohn eines Predigers zu Halle, ward daſelbſt am 5. Aug. 1737 geboren, erhielt den erſten Unterricht auf der Waiſenhausſchule, bezog in einem Alter von nur 14 Jahren die Univerſität, um die Arzneikunde zu ſtudiren, erwarb ſich in ſeinem 20. Jahre bereits den Doctorhut und kam mit ſeinem Vater nach Altona, wo dieſer als Pfarrer bei der Hauptkirche angeſtellt ward. Bald trat auch der junge S. (20. Oct. 1758) ſelbſt in däniſche Dienſte, ward zum Stadtphyſicus in Altona ſo wie zum Landphyſicus in der Grafſchaft Ranzau nebſt der Herrſchaft Pinneberg ernannt. Jetzt machte er ſich als Volksſchriftſteller bekannt, machte durch ſein empfehlendes Äußere und ſeine Berühmtheit als Arzt die Bekanntſchaft mit mehreren bei dem däniſchen Hofe Einfluß habenden Familien und ward, eben als er im Begriffe ſtand, ſeine Ämter niederzulegen und nach Oſtindien zu gehen, durch Verwendung der Oberhofmeiſterin bei dem Kronprinzen Friedrich, Frau von Berkentin, zum einſtweiligen Leibarzte des Königs Chriſtian VII. während deſſen Reiſen durch Deutſchland, England und Frankreich (1768) angeſtellt, und mit dieſem wieder zurückgekehrt ſogleich zum beſtändigen Leibarzte ernannt (zu Anfange 1769). Als ſolcher lebte er blos ſeinen Pflichten und benutzte das Zutrauen, welches

ihm der König ſchenkte, dazu, ihn auf ſeinen wahren Vortheil aufmerkſam zu machen, die Luſt zu Beſchäftigungen bei ihm zu erwecken und ſeiner Lebensart eine gewiſſe regelmäßige Ordnung zu geben. Aber erſt, als er am 12. Mai 1769 zum wirklichen Etatsrathe ernannt worden war, nahm er an dem Hofleben Theil und ward Zeuge des Parteigeiſtes und des Zwiſtes in der königlichen Familie, brachte es aber durch ſeine Überredungskunſt dahin, daß das gute Einverſtändniß zwiſchen dem königlichen Paare wiederhergeſtellt wurde. Dadurch ſowohl, als durch ſeine Thätigkeit bei einer im Lande entſtandenen Blatternepidemie, ſo wie durch die glückliche Pockenimpfung beim Kronprinzen ſtieg er immer mehr und mehr in der Gunſt des Königs und deſſen Gemahlin und ward zum Vorleſer bei jenem, zum Cabinetsſecretair der Königin und bald darauf zum Conferenzrathe ernannt (14. Mai 1770). Auf S.'s Veranlaſſung erfolgte jetzt die Zurückberufung ſeines Freundes, des aus dem Lande verwieſenen Kammerjunkers von Brandt, welcher, zum Kammerherrn ernannt, Sitz und Stimme in der oldenburgſchen Regierung erhielt. Mit dieſem und dem Kammerherrn F. C. von Warnſtedt wagte es nun S., dem damaligen Miniſterium das Gleichgewicht zu halten. Auf ſeinen Betrieb ward Graf Holk geſtürzt und ſchon am 4. Sept. 1770 erſchienen 3 von S. vorgeſchlagene Verordnungen, welche die freie Preſſe, die Beſchränkung der Ehrentitel und die Anordnung der unheilvollen Bekriegung des Deys von Algier betrafen. Endlich wurden Bernſtorff, zeitheriger Miniſter des Auswärtigen, und der Graf Danneſkiold-Laurwig (13. und 14. Sept.) ganz verabſchiedet und bei allen Verwaltungszweigen in den oberſten Stellen wurden Perſonalveränderungen vorgenommen. Es war blos S.'s Rath, deſſen ſich jetzt der König in allen Angelegenheiten bediente. Durch eine Verordnung vom 26. Oct. 1770 wurden dann mehrere Feiertage abgeſchafft; andere Verordnungen ſuchten die drückenden Laſten des Volkes zu erleichtern. Am 18. Dec. ward S. zum Maitre des requêtes erhoben und hatte als ſolcher den den Mitgliedern der Collegien entzogenen mündlichen Vortrag beim Könige; ja es wurde jetzt das geheime Conſeil ganz aufgehoben und es trat eine geheime Conferenzcommiſſion ins Leben (28. Dec.), deren Mitglieder nur mittelſt eines Cabinetsbefehles zuſammenberufen wurden und weder beſondern Rang noch Gehalt hatten; denn es war S.'s Lieblingsplan, den Adel zu demüthigen und ihn vom Hofe zu verdrängen, und ſchon zu Ende des Jahres 1770 hatte er es dahin gebracht, daß der Centralpunkt aller Gewalt im Reiche der König geworden zu ſein ſchien, und nachdem der geheime Cabinetsſecretair Schumacher auch von ſeinem Poſten entlaſſen war, fertigte S. ſelbſt nach dem Willen des Königs die Cabinetsbefehle aus und unterzeichnete ſie. Er beabſichtigte nämlich eine durchgängige Reform des Staates herbeizuführen, ſuchte die Finanzen zu heben, die Steuern zu mindern, die Rechtspflege zu verbeſſern, den Proceßgang zu verkürzen und Kirchen und Schulen ſo wie das Armenweſen in einen beſſern Zuſtand zu ſetzen. Deßhalb wurden das Collegium der Seeetats, das Admiralitätscollegium und die Univerſität Kopenhagen neu organiſirt; ſtatt der Seekriegskanzlei ward ein Depechencomptoir errichtet; das Rentkammercollegium, das Generalzollkammercollegium und das Generalcommerzcollegium wurden aufgehoben, deren Geſchäfte auf das neu errichtete Finanzcollegium übergingen; auch wurde eine Deputation mit dem Auftrage niedergeſetzt: die Mittel zu Hebung der Fabriken, zu Abſtellung läſtiger Einſchränkungen des Handels, zu Förderung der Schifffahrt und Fiſcherei ꝛc. vorzuſchlagen, und die Inquiſitionscommiſſion dem Hof- und Stadtgerichte überwieſen, welches eine zweckmäßigere Einrichtung erhielt. S. ſelbſt ließ ſich endlich zu der bisher unbekannten Würde eines Cabinetsminiſters und kurz darauf mit ſeinem Freunde Brandt, welcher zum Vorſteher des Hofweſens ernannt war, zum Grafen erheben und regierte nun mit unumſchränkter Gewalt. Aber während er in mehreren Geſetzen den Nepotismus auszurotten ſuchte, handelte er ſelbſt dagegen, indem er ſeinem ältern und jüngern

Bruder (Karl Auguſt und Chriſtian Gotthilf) und vielen Anderen hohe Ämter und Würden übertrug. Immer verhaßter ward aber ſeine Regierung bei dem Adel, welcher ſich theils durch Nichtbeſetzung vieler Stellen, theils durch geſchärfte Aufſicht und das abgeſchaffte Sportelweſen empfindlich gekränkt fühlte, ſo wie bei den Geiſtlichen durch Abſchaffung einiger Feiertage, durch Erlaſſung der Strafe wegen unehelichen Beiſchlafes, durch Verſtattung der Ehe in vorhin verbotenen Graden und durch Umwandlung des Ehebruchs in ein Privatvergehen u. m. a. Es bildete ſich insgeheim eine Partei gegen ihn, an deren Spitze anfänglich der von ihm einſt aus der Verbannung zurückgerufene Graf Ranzau-Aſchberg ſtand; es wurden ihm Drohungen zugeſchickt, Schandſchriften ausgeſtreut, ja ſelbſt die von ihm vorgeſchlagene Cenſurfreiheit ward eine Waffe gegen ihn; ſie ſchonte ſogar den König und die Königin nicht. Es zeigte ſich Widerſpenſtigkeit bei einzelnen Corps in der Armee und am 10. Sept. 1771 ſtürmten 300 Matroſen von Kopenhagen nach Hirſchholm, wo der König Hoflager hielt, um den rückſtändigen Sold zu fordern. Dabei zeigte S. ſo wie der Hof eine Haltung, die an Bangigkeit grenzte. Man glaubte, der König werde in der Gewalt des Miniſters feſtgehalten und deßhalb ward Brandt, als nächſte Umgebung des Königs, wiederholt ſchriftlich aufgefordert, den König und das Vaterland zu retten; ja man fand an der Gottesſtraße zu Kopenhagen einen Aufruf, den Miniſter gegen 5000 Thaler Belohnung aus dem Wege zu räumen, angeheftet. Der Miniſter ſchien ſich darum ſo wenig, wie um andere Warnungen zu kümmern, auf die Reinheit ſeiner Anſichten geſtützt, traf aber doch die Veranſtaltung zur Vermehrung der Wache auf Hirſchholm und ſuchte ſich nur bei dem Könige fortwährend in Gunſt zu erhalten. Immer dichter zog ſich indeſſen das Ungewitter über S.'s Haupte zuſammen und der Plan von der verwittweten Königin, Juliane Marie, und dem Erbprinzen, Friedrich, welche ſich ſchon längſt von der machthabenden Partei vernachläſſigt und beleidigt gefühlt hatten, ſo wie von Ranzau-Aſchberg, Etatsrath Guldberg, Köller, Beringſkiold und Eickſtedt zum Sturze des Miniſters ward immer mehr ausgebildet. Der Zeitpunkt der Ausführung des Vorhabens ward auf die Nacht vom 16. auf den 17. Jan. 1772 feſtgeſetzt, an welchem Abende im königlichen Hoftheater auf Chriſtiansburg für Rangperſonen ein Maskenball in Domino gegeben werden ſollte. Der König und ſeine Gemahlin waren zugegen; noch haſchten die Höflinge und Beamten nach einem gewogenen Blicke des allmächtigen Miniſters. Des Morgens um 4 Uhr drangen die Verſchworenen in des Königs Schlafcabinet, wo Ranzau-Aſchberg dem Überraſchten mehrere Verhaftsbefehle zur Unterſchrift vorlegte, die der König auch unterzeichnete, worauf ſogleich S. und Brandt auf dem Schloſſe, der Juſtizrath Struenſee, Profeſſor Berger in ihren Wohnungen feſtgenommen und auf die Citadelle gebracht wurden; Andere belegte man mit Hausarreſt; die Behältniſſe und Papiere der Staatsgefangenen wurden verſiegelt; die Königin Mathilde ward nach Kronenburg geführt. In noch nicht 4 Stunden ward dieſes denkwürdige Unternehmen ausgeführt, die Verhafteten in ſchwere Ketten gelegt und ihre Sache einer Inquiſitionscommiſſion von 10 Mitgliedern übertragen. Am 25. April wurde das Urtheil S.'s geſprochen: „daß derſelbe zur wohlverdienten Strafe und anderen Gleichgeſinnten zum Beiſpiele und zur Abſcheu Ehre, Leben und Gut verwirkt habe und ſeiner gräflichen nebſt aller anderen ihm vergönnten Würden entſetzt, ihm auch die rechte Hand und ſodann ſein Kopf abgehauen, ſein Körper geviertheilt und aufs Rad gelegt, der Kopf nebſt der Hand aber auf einen Pfahl geſteckt werde." Der König beſtätigte dieſe Urtheile (26.) im Staatsrathe, nicht ohne perſönlich erſchüttert zu werden. Das Urtheil Brandt's war in der Hauptſache daſſelbe. Beide verwandten die kurze Zeit bis zur Hinrichtung (28. April 1772) auf eine ihren Verhältniſſen gemäße Weiſe. Die übrigen bei dieſer Sache compromittirten Perſonen wurden theils nur verwieſen, theils erhielten ſie Gnadengehalte, theils wurden ſie

wieder angeſtellt. S. war ein Mann von ausgezeichneten Talenten und raſtloſer Thätigkeit, aber mit zu weniger Umſicht der Verhältniſſe und ohne Feſtigkeit des Charakters. Vergl. „Der däniſche geheime Cabinetsminiſter Graf Johann Friedrich Struenſee und ſein Miniſterium" von Dr. Jens Kragh Höſt (Kopenh. 1826 und 1827. 2 Thle.) und Münter's „Bekehrungsgeſchichte des Grafen Struenſee" (Kopenh. 1773). 25.

Struenſee (Karl Auguſt), älterer Bruder des Vorigen, ward geboren zu Halle den 8. Aug. 1735, beſuchte die Schule des Waiſenhauſes nnd ſodann die Univerſität ſeiner Vaterſtadt. Anfänglich den theologiſchen Studien beſtimmt ſagten ihm jedoch Mathematik und Philoſophie mehr zu und er hielt ſeit 1756 über dieſe mit Beifall Vorleſungen, erhielt aber bereits 1757 eine Profeſſur der Philoſophie und Mathematik an der Ritterakademie zu Liegnitz. Hier wandte er mit Eifer die Mathematik auf die Kriegskunſt an und gab 1760 ſeine „Anfangsgründe der Artillerie", welche dann mehrere Auflagen erlebten, heraus. Dadurch zog er die Aufmerkſamkeit Friedrich's II. auf ſich, welcher ihm mehrere junge Officiere zuſandte, um dieſelben für den Dienſt zu bilden. Neue Ergebniſſe vom Eifer ſeiner Studien waren ſeine „Anfangsgründe der Kriegsbaukunſt" (1771—1774. 3 Bde. 2. Aufl. 1786). Bereits 1769 ging er aber auf Veranlaſſung ſeines Bruders nach Kopenhagen, wo er als Juſtizrath und Finanzintendant eine Anſtellung erhielt. Bei dem Sturze ſeines Bruders, des Miniſters, ward auch er verhaftet; doch konnte man nichts Erhebliches gegen ihn vorbringen, daher eine königliche Reſolution vom 12. Juli 1772 ihm die Entfernung aus dem Däniſchen anbefahl. S. reiſte über Lübeck nach Berlin, wo er von Friedrich II. huldvoll aufgenommen wurde und ſeine vorige Stelle in Liegnitz wieder erhielt. 1777 ward er aber zum Director des damals neu errichteten Bankcomptoirs in Elbingen ernannt, brachte den Handel der Stadt empor und ſchrieb nebenbei mehrere Abhandlungen ſtaatswirthſchaftlichen Inhaltes, ward dann 1782 als geheimer Oberfinanzrath beim dritten Departement des Generaldirectorium und als Director des Seehandels nach Berlin verſetzt und 1789 unter dem Namen von Karlsbach in den däniſchen Adelſtand aufgenommen; jedoch machte er nie Gebrauch von dieſem Namen und wählte ſich ſogar kein Wappen. Endlich 1791 ward er zum wirklichen Staats- und dirigirenden Miniſter bei dem Generaldirectorium erhoben und mit der oberſten Aufſicht über die Acciſen-, Zoll-, Fabriken-, Manufactur-, Salz- und Handlungsdepartements bekleidet und ſtarb am 17. Oct. 1794, allgemein geſchätzt als ein tüchtiger und umſichtiger Staatsmann. 25.

Strumpfwirkerei nennt man das Verfahren, allerlei Kleidungsſtücke aus Wolle, Baumwolle, Seide oder Linnengarn mittelſt einer außerordentlich künſtlichen und zuſammengeſetzten mechaniſchen Vorrichtung, welche der Strumpfwirkerſtuhl (franz. métier; engl. loom) genannt wird, viel ſchneller und genauer als mit der bloßen Hand geſchehen kann, zu verfertigen. Auf dem durch den Arbeiter mittelſt eines Fußtrittes in Bewegung geſetzten Stuhle ſtricken mehrere hundert Nadeln, um welche der Faden durch einen eigenen von oben kommenden Druck gewiſſer Theile ſich ſchlängelt, einige hundert Maſchen auf einmal. Man legt die Faden auf die horizontalen Nadeln und bringt durch den Fußtritt mehrerer Theile der Maſchine, die Platinen (ſenkrechte Bleche vorn am Stuhle), die Preſſe, die Mühle, die Unden (ondes), die Kupferlade, den Daumendrücker, den Federſtock ꝛc. in die gehörige Thätigkeit. Sie biegen den Faden um die Nadel, damit er die Maſchen bilde, richten dieſe genauer an einander, werfen die Maſchenreihe ſo ab, daß ſie mit dem Faden in Verbindung bleibt, woraus nun wieder neue Maſchen gebildet werden ꝛc. Während beim Handſtricken die Strümpfe die runde Form behalten, ſo werden ſie auf dem Stuhle in der Breite geſtrickt und hernach

der Länge nach zuſammengenäht. Man hat jetzt zu den verſchiedenen Arten von Strumpfwaaren auch verſchiedene Arten von Stühlen, welche wieder eigne Namen führen als: Kettenſtühle, Gitterſtühle, Walzenſtühle ꝛc. — Wer der eigentliche Erfinder des Strumpfwirkerſtuhls iſt, läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben. Die Franzoſen behaupten, einer ihrer Landsleute ſei der Erfinder deſſelben, der aber, weil er in Paris keine Belohnung erhalten habe, nach England gegangen ſei. Viele Jahre nachher habe ein andrer Franzoſe, Jean Hindret, dieſen Stuhl in England geſehen und ihn bei ſeiner Zurückkunft nach Frankreich vollkommen nachgemacht. Wahrſcheinlich iſt die Behauptung der Engländer, daß William Lee, ein Magiſter aus St. Johannes Collegio im Cambridge, im Jahre 1589 den Stuhl erfunden hat. Antonio Correno führte ihn zuerſt 1614 in Italien und zwar in Venedig ein. Deutſchland kennt ihn erſt ſeit kaum 100 Jahren. 26.

Struve (Georg Adam), berühmter Rechtslehrer, ward geboren zu Magdeburg 1619, ſtudirte zu Jena und Helmſtädt, wurde Beiſitzer des Schöppenſtuhls zu Halle (1645), Profeſſor der Rechte in Jena (1646), Ordinarius der Juriſtenfacultät (1647), Präſident der Regierung (1680) und ſtarb zu Jena 1692. Er ſchrieb: „Jurisprudentia Romano-Germanica forensis“ (Jena 1670. 4., neu herausgegeben von Schaumburg 1737, Menken 1738 und J. G. Heineccius, Bamberg 1767. 8., deutſch 1737); „Syntagma juris civil. secund. ordinem pandectarum“ (Frankf. und Leipz. 1692—1701. 4. 3 Thle., 3. Aufl. ebendaſ. 1738. 4.) und mehrere andere Schriften. — Sein Sohn, Burckhard Gotthelf S., geb. zu Weimar 1671, ſtudirte in Jena, Helmſtädt, Frankfurt an der Oder und Halle Rechtswiſſenſchaft, bereiſte nach Vollendung ſeiner Studien Holland, prakticirte in Wetzlar, wurde 1697 Bibliothekar zu Jena, 1704 Profeſſor der Geſchichte und 1712 Hiſtoriograph des ſächſiſch-erneſtiniſchen Hauſes und außerordentlicher Profeſſor des Staats- und Lehnrechts zu Jena. Er ſtarb daſelbſt 1738. Seine zahlreichen hiſtoriſchen Schriften ſind zum Theil noch von Werth. — Sein Bruder, Friedrich Gottlieb S., geb. zu Jena 1676, ſtudirte daſelbſt und in Halle, ward Profeſſor der Rechte in Kiel und ſtarb daſelbſt als Prokanzler und Juſtizrath 1752. Er ſchrieb: „Systema jurisprudentiae“ (Lemgo 1738. 3 Bde.); „Erklärung deutſcher Wörter und Redensarten, welche im gemeinen Leben vorkommen“ (Hamb. 1748). 25.

Struve (Friedrich Adolf Auguſt), Erfinder der künſtlichen Mineralwäſſer, ward d. 9. Mai 1781 zu Neuſtadt bei Stolpen in Sachſen geboren, bildete ſich ſeit 1794 auf der Schule zu Meißen und ſtudirte ſeit 1799 zu Leipzig und Halle Medicin, ward 1802 Doctor und ließ ſich nach einjährigem Aufenthalte in Wien 1803 zu Neuſtadt als Arzt nieder, gab aber dieſen Beruf bald wieder auf und kaufte die Salomonisapotheke in Dresden, wo er noch gegenwärtig lebt. Die chemiſche Unterſuchung der Blauſäure (1808) hatte ihm durch eine Verletzung des Apparats eine gefährliche Krankheit zugezogen, zu deren Hebung ihm Karlsbad und Marienbad treffliche Dienſte geleiſtet hatten, und dieß brachte ihn auf den Verſuch, die Wäſſer dieſer Quellen künſtlich nachzubilden, um ſie wenig Bemittelten zugänglich zu machen, und dieſer Verſuch ward bald mit ſolchem Erfolge gekrönt, daß nicht nur auch andere Mineralquellen dargeſtellt wurden, ſondern auch nach dem Muſter ſeiner Trinkanſtalt zu Dresden bald in mehreren Städten Deutſchlands und endlich ſelbſt im Auslande ſolche Anſtalten errichtet wurden (ſ. Mineralwäſſer). 16.

Stry (Abraham van), berühmter Maler der neuern Zeit, ward am 31. Dec. 1753 zu Dortrecht geboren, widmete ſich anfangs der Blumen- und Fruchtmalerei, wandte ſich aber ſpäter zu Landſchaften, hiſtoriſchen Gemälden und Genrebildern, wobei er Kupp und Metſis zum Muſter nahm. Im Vereine mit Kunſtfreunden und Künſtlern ſtiftete er im Jahre 1774 die Geſellſchaft Pictura zu Dortrecht, de-

ren erſter Präſident er ſelbſt war, und ſtarb als Mitglied der Akademien in Amſterdam und Antwerpen am 7. März 1825. — **Jakob S.**, ſein Bruder, geb. im Jahre 1756, hielt ſich längere Zeit in Antwerpen auf und beſuchte die dortige Malerakademie, wandte ſich dann nach Dortrecht und widmete ſich ausſchließlich der Landſchaftsmalerei, in welcher er ſein Vorbild Kupp nicht nur täuſchend nachahmte, ſondern bisweilen ſelbſt erreichte. Er ſtudirte die Natur und ſtellte die üppigen Wieſenplätze ſeines Vaterlandes mit einfachen, aber eleganten Wohnungen, Bäumen und Heerden belebt oder mit Schnee bedeckt, aber doch durch ländliche Beſchäftigungen oder Beluſtigungen verſchönert, mit bewunderungswürdiger Treue dar. Beſonders berühmt ſind ſeine Darſtellungen der großen Überſchwemmungen 1809, die er mit eignem Auge angeſehen hatte. Er ſtarb zu Dortrecht am 4. Febr. 1826. 81.

Stuart, das ſchottiſche Königshaus, ſoll von Banco, einem vornehmen Schotten, den Macbeth (ſ. d. Art.) ermorden ließ, herſtammen, indem ſein Sohn Fleanchus nach Wales geflohen ſein und mit einer dortigen Fürſtentochter einen Sohn, Walter, erzeugt haben ſoll, der unter Macbeth's Nachfolger, Malcom III., nach Schottland zurückkehrte und für ſeine Dienſte bei Unterdrückung der Rebellen in Galloway zum erblichen Seneſchall (**Steward**) des Reichs ernannt wurde, woraus ſich der Familienname S. bildete. Er ſtarb 1116. Sein Urenkel Walter II. hinterließ 2 Söhne, **Alexander** und **Robert**. Letzterer ſtiftete durch Heirath die Linie Darnley, welche in Frankreich die Grafſchaften Aubigny und Dreux und in Schottland die Grafſchaft Lenox erwarb und durch Heinrich Darnley, den Gemahl der Maria Stuart, wieder mit der Hauptlinie vereinigt ward, während andere Glieder in Frankreich und in Schottland hohe Würden begleiteten, bis die Linie 1672 ausſtarb. Der Erſtere hingegen (ſt. 1286) ſetzte das Geſchlecht fort und ſein Enkel Walter III. vermählte ſich mit des Königs, Robert Bruce, Tochter, deren Sohn als Robert II. (ſ. d. Art.) auf den ſchottiſchen Königsthron gelangte. Von deſſen 2 Söhnen von ſeiner erſten Gemahlin ſtiftete der ältere, Walter IV., die Linie Athol, die bald wieder ausſtarb; der jüngere hatte nur eine Tochter; von ſeinen beiden anderen Söhnen aber von ſeiner zweiten Gemahlin ſtiftete der jüngere, Robert, die Linie Albany, welche aber ſchon im XVI. Jahrh. ausſtarb, der ältere dagegen, **Johann**, ward als Robert III. (ſ. d. Art.) König. Ihm folgte ſein Sohn Jakob I., dieſem ſein Sohn Jakob II., dieſem Jakob III., dieſem Jakob IV., dieſem Jakob V. (ſ. Jakob, Könige von Schottland), dieſem die unglückliche Maria (ſ. Maria Stuart), deren Sohn, Jakob VI., als Jakob I. auch den engliſchen Thron beſtieg. Dieſem folgte der unglückliche Karl I. und dieſem nach der Revolution ſein Sohn Karl II. (ſ. Karl, Könige von England), deſſen Bruder, Jakob II. (ſ. d. Art.), durch Wilhelm von Oranien (ſ. Wilhelm III.) des Thrones verluſtig ward. Deſſen Sohn (ſ. Jakob III.) und deſſen älterer Sohn, Karl Eduard (ſ. d. Art.), bemühten ſich vergeblich um die Wiedererlangung des Throns; auch der jüngere, Heinrich, der Cardinal von York genannt, machte nach ſeines Bruders Tode Anſprüche auf denſelben, erhielt aber zuletzt einen Jahrgehalt aus England und ſtarb 1807 zu Rom als der letzte ſeines Geſchlechts; denn zwei neuerlich aufgetretene Stuarte ſind nur uneheliche Nachkommen des Prätendenten. 37.

Stubbenkammer, ſ. Rügen.

Stuccaturarbeit, franz. ouvrage de stuc; engl. stucco-work, nennt man die Verzierungen an Decken, Wänden, Geſimſen, Kragſteinen ꝛc. der Häuſer und Zimmer aus einer Maſſe von Kalk, Gyps und Leimwaſſer (der **Stukkmaſſe**), welche der **Stuccaturarbeiter** (stuccateur) entweder aus freier Hand oder nach mancherlei Zeichnungen und Formen anträgt und zuletzt recht glatt mit einer Tünche aus feinem Alabaſtergyps überſtreicht. Zur Stukkmaſſe ſelbſt

muß der Kalk ſehr rein geſchlemmt, der Gyps rein und ſauber geſiebt und die Miſchung ſehr innig gemengt werden. Die Maſſe wird weich aufgetragen. Iſt ſie zäher und dichter geworden, ſo läßt ſie ſich mittelſt der Finger in allerlei Formen bilden und zuletzt mit dem Boſſireiſen beſchneiden und ſchaben, je nachdem der Umriß ſcharf oder rund werden ſoll. Die Römer waren ſchon ziemlich geſchickt in dieſer Kunſt. Vitruv nennt ſie coronarium opus. Später ging ſie gänzlich verloren, bis ein Maler, Bildhauer und Mauermeiſter, Margaritone (geb. zu Arezzo 1240) ſie wieder auffand. Durch Nanni von Udine (geb. 1494) gedieh ſie zu ihrer ehemaligen Vollkommenheit. Die berühmteſten italieniſchen Stuccatoren waren Giocondo und Grato Albertoli. Aus Italien kam dieſe Kunſt nach Deutſchland, und M. Lotter, ein Bildhauer und Stuccator, machte ſie 1693 in Nürnberg zuerſt bekannt. 26.

Studenten, ſ. Univerſitäten.

Studium iſt die ernſtliche Beſchäftigung mit Etwas, um deſſen Kenntniß ſich anzueignen; übergetragen verſteht man es von ſolchen Kunſtwerken, welche als Producte der Übung angeſehen werden ſollen. 9.

Stübchen, ein in Norddeutſchland und Dänemark gebräuchliches Getränkemaß, enthält 3—4 preußiſche Quart. 30.

Stüber, **Stüver**, eine in den Niederlanden und den benachbarten Ländern übliche Rechnungs- und ſilberne Scheidemünze, hält in Amſterdam = $\frac{1}{50}$ Thlr. = $\frac{1}{20}$ Fl. = 2 Groot flämiſch = 8 Duyten = 16 Pf. = $7\frac{4}{5}$ Pf. Conv.; in Kleve = 4 Ock = 8 Deut = 12 Pf. = 16 Heller = $4\frac{3}{5}$ Pf. Conv.; in Düſſeldorf = 16 Pf. = 4 Pf. Conv.; in Emden = 2 Syffarts = 10 Witte = $5\frac{1}{5}$ Pf. Conv.; in Oldenburg = 4 Ortjes = $1\frac{1}{3}$ Groot = $5\frac{1}{3}$ Pf. Conv. 26.

Stückgießerei, ſ. Geſchützgießerei.

Stürmer (Ignaz, Freiherr von), ein ausgezeichneter Diplomat, wurde am 21. Aug. 1752 zu Wien geboren, trat ſchon in früher Jugend in den Jeſuitenorden, ſtudirte nach Aufhebung deſſelben die Rechte auf der Univerſität zu Wien, entſagte dieſer Wiſſenſchaft aber 1776 nach ſeinem Eintritte in die orientaliſche Akademie. Hier machte er in den morgenländiſchen Sprachen ſolche Fortſchritte, daß er ſchon im folgenden Jahre zum Mitarbeiter an der neuen Ausgabe des großen Meninski'ſchen Lexikon angenommen wurde und beſonders bei Ausarbeitung der perſiſchen Anthologie thätig war, welche er der Kaiſerin Maria Thereſia im Namen der Akademie überreichte. Hierauf begleitete er 1779 als Sprachknabe den Internuntius, Freiherrn von Herbert, nach Conſtantinopel, wurde 1781 zum Geſandtſchaftsdollmetſcher ernannt, war während des folgenden Krieges mit den Türken im Hauptquartiere Hoffecretair des Kaiſers, wurde 1789 Hofdolmetſcher, ſchloß als ſolcher in Laudon's Namen die Capitulation von Belgrad ab und ward 1790 in das Lager des Großweſirs bei Schumla mit geheimen Aufträgen geſandt, wohin er auch nach der Convention von Reichenbach zurückkehrte, um einen Waffenſtillſtand abzuſchließen. Als darauf der Freiherr von Thugut in das Miniſterium trat, wurde S. (1793) in die Staatskanzlei berufen, begleitete 1794 Thugut in die Niederlande, ward 1800 in den Ritterſtand der Erblande erhoben, 1801 zum wirklichen Hofrathe und 1802 zum Internuntius und bevollmächtigten Miniſter an der ottomaniſchen Pforte ernannt und lebte ſeitdem in Conſtantinopel oft in ſchwierigen Verhältniſſen, wurde aber zur Anerkennung ſeiner Verdienſte zum Freiherrn und geheimen Rathe, 1819 nach Wien zurückgekehrt zum wirklichen Staats- und Conferenzrathe ſo wie zum Vorſteher der zweiten Abtheilung der geheimen Hof- und Staatskanzlei ernannt und ihm bei mehrmaliger Abweſenheit des Fürſten Metternich die Leitung des Departements der auswärtigen Angelegenheiten übertragen. Im Jahre 1820 wurde er Mitglied der Akademie der bildenden Künſte, erhielt noch in demſelben Jahre das Indigenat und die Magnatenwürde in Ungarn und ſtarb am 2. Dec. 1829. 81.

Stürmer (Bartholomäus, Freiherr von), der Sohn des Vorigen, wurde im Jahre 1787 zu Conſtantinopel geboren, in der Akademie der morgenländiſchen Sprachen in Wien erzogen und 1805 in das Jägercorps der daſigen Bürgermiliz aufgenommen. Hierauf arbeitete er längere Zeit in dem Bureau des Hofcommiſſairs, Grafen von Wrbna, der ihm einen Theil der franzöſiſchen Correſpondenz übertrug, wurde im Jahre 1806 als Sprachknabe bei der Internuntiatur zu Conſtantinopel und 1811 bei der öſtreichiſchen Geſandtſchaft in Petersburg angeſtellt, begleitete 1812 als wirklicher Legationsſecretair den Fürſten von Schwarzenberg nach Galicien, um die Correſpondenz mit den franzöſiſchen Armeebehörden zu führen und ähnliche diplomatiſche Geſchäfte zu übernehmen. Nun wohnte er mit geheimen Aufträgen dem Congreſſe zu Chatillon bei, wurde mehrere Male nach der Schweitz geſandt und bis zur Ankunft des Fürſten Metternich bei der proviſoriſchen Regierung von Frankreich vom Fürſten von Schwarzenberg accreditirt, hierauf zum Legationsſecretair in Florenz ernannt, aber ſchon 1815 zurückberufen, um den Fürſten aufs Neue ins Feld zu begleiten. Im April 1816 wurde er als öſtreichiſcher Commiſſair auf die Inſel Helena beordert, wo er ſich 2 Jahre aufhielt und ſich nun als Generalconſul in die vereinigten Staaten begab, um die Verhältniſſe zwiſchen Nordamerika und Öſtreich feſtzuſtellen, was er jedoch nicht auszuführen vermochte. Im Jahre 1820 zum außerordentlichen Geſandten und bevollvollmächtigten Miniſter in Rio Janeiro ernannt mußte er ſchon nach 5 Monaten bei dem Ausbruche der dortigen Revolution mit dem Könige das Land verlaſſen und begab ſich nach Liſſabon. Da aber kurz vor ſeiner Ankunft (1821) der öſtreichiſche Generalconſul und Geſchäftsträger, Ritter von Berks, wegen erhaltener Beleidigung abgereiſt war, ſo ſah er ſich zu gleichem Schritte genöthigt und lebte nun in Geſchäften des öſtreichiſchen Hofes bald in London, bald in Paris und Wien, bis er im Jahre 1834 zum Internuntius in Conſtantinopel ernannt wurde. 81.

Stufe bezeichnet im Bergweſen ein Stück eines Minerals, eines Gebirgsgeſteins, eines Lagers, eines Ganges, einer Druſe, welches zur Beſichtigung der Art, aus welcher dieſelbe beſteht, beſtimmt iſt. 76.

Stufenjahre, ſ. Klimakteriſch.

Stumm, ſ. Taubſtumm.

Stumpfſinnigkeit, lat. stupiditas; franz. stupidité; engl. stupidity, iſt ein tiefer Grad der Idiotie (ſ. Idiot) oder, wie Esquirol ſagt, die letzte Stufe der menſchlichen Entartung, wo weder intellectuelle noch moraliſche Fähigkeiten vorhanden ſind, noch je vorhanden waren, und auch der Körper mit dieſer gänzlichen Entbehrung aller Seelenkräfte im Verhältniſſe ſteht. Demnach befinden ſich bei dem Stumpfſinnigen die Sinne kaum in einem rohen Entwurfe, es iſt bei ihm faſt gar keine Sinnesempfindung und kein Verſtand vorhanden und ſein Geiſt könnte ſich nicht einmal entwickeln, da die Äußerungswerkzeuge deſſelben ſo mangelhaft ſind. Die Empfindungen können nicht ſich eine durch die andere berichtigen, noch kann die Erziehung einem ſo großen Mangel abhelfen. Eine ſehr bemerkliche Varietät der S. iſt der Cretinismus (ſ. d. Art.). 14.

Stunde, lat. hora; franz. heure; engl. hour, iſt 1) der 24. Theil des Tages und zerfällt in 60 Minuten; 2) am bergmänniſchen Compaſſe der 12 Theil eines Halbkreiſes und zerfällt in 8 Achtel à 4 Viertel und jedes Viertel in 3 Theile. Man gebraucht dieſe Kreiseintheilung zur Meſſung horizontaler Winkel und ſie iſt von der aſtronomiſchen Eintheilung des Horizontes in Stunden hergenommen. 76.

Stundenkreis iſt in der Aſtronomie gleichbedeutend mit Declinationskreis.

Stundenwinkel, ein in der Aſtronomie ſehr wichtiges Element, iſt der Winkel, welchen ein Stunden- oder Abweichungskreis mit dem erſten Mittagskreiſe (Meridian) am Pole bildet; er iſt alſo auch gleich dem Bogen des Äquators,

der zwiſchen dem Meridiane und dem Stundenkreiſe liegt. Der S. wird von der ſüdlichen Hälfte des Meridians aus und zwar von Süden über Weſten fort, von 0^{0} bis 360^{0} oder von 0 bis 24 Stunden gezählt. Zu bemerken iſt noch, daß die wahren S. der Sonne die wahre Sonnenzeit angeben. 13.

Sture, ein erlauchtes Haus in Schweden, von denen 3 Häupter ſich als Statthalter des Reiches berühmt gemacht haben. — Sten S., Reichsvorſteher von Schweden, der Sohn Guſtav's Anundsſohn S. und der Schweſterſohn des Königs Karl VIII., focht ſchon 1464 in Weſtmannland an der Spitze der aufrühreriſchen Bauern gegen Chriſtian I. von Dänemark, ward von Karl Knutſon (ſt. am 13. Mai 1470) in ſeinem Teſtamente zum Reichsvorſteher vorgeſchlagen und dann auch zu Arboga am 1. Mai 1471 erwählt. Als ſolcher ſchlug er den Angriff Chriſtian's auf Schweden kräftig zurück, beſchäftigte ſich darauf mit der Ordnung der Reichsverfaſſung und Beförderung des Wohls der Einwohner und errichtete 1476 eine Univerſität zu Upſala, entging aber, da er die Herausgabe der von Chriſtian geforderten Morgengabe ſeiner Gemahlin verweigerte, welche nach des Königs Tode (1481) dieſe Sache perſönlich in Rom betrieb, nur mit Mühe dem päpſtlichen Bannſtrahle. Ferner hatte er eine gegen ihn ausgebrochene Empörung in Weſtergöthland zu dämpfen und der Räuberei einiger ſchwediſchen Großen zu ſteuern, während er mit den Ruſſen, die in Finnland eingefallen waren, Krieg führen mußte. Er kämpfte zwar mit Glück gegen dieſelben, mußte aber dem von ſeiner Gegenpartei begünſtigten Könige Johann von Dänemark nach der unglücklichen Schlacht bei Rotebro (den 28. Sept. 1497) ſich unterwerfen, der nun auch als König von Schweden anerkannt wurde. Doch bald war S. wieder an die Spitze des Aufruhrs gegen Johann gerufen und kämpfte mit Glück (1502), ſtarb aber plötzlich zu Jankoping, wahrſcheinlich an Gift, am 13. Dec. 1503. Sein Tod ward lange verheimlicht, doch endlich ein Seitenverwandter von ihm, Svante Nielsſohn S., am 21. Jan. 1504 zum Reichsvorſteher gewählt, der den Krieg fortſetzte, Calmar, welches die Dänen beſetzt hielten, belagerte und Johann zu wiederholten Malen ſchlug, aber ſchon am 2. Jan. 1512 zu Weſterås ſtarb. Nun ward deſſen jüngerer Sohn, Sten S., am 23. Juli 1512 zum Reichsverweſer erwählt. Aber außer Chriſtian II. von Dänemark, welcher auch Schwedens Thron forderte, hatte S. noch einen hartnäckigen Feind an dem Erzbiſchofe Guſtav Trolle zu bekämpfen, der es nicht vergeſſen konnte, daß durch die S. ſeinem Geſchlechte der Glanz der Würde eines Reichsvorſtehers entzogen worden war, und ſich mit Chriſtian II. verband. Bald zeigte ſich eine däniſche Flotte an den ſchwediſchen Küſten (1517). S. ging muthig den Feinden entgegen, ſchlug ihren Angriff ab, ließ den Erzbiſchof auf einer allgemeinen Volksverſammlung für einen Hochverräther erklären und ſeines Amtes entſetzen und ſchlug 1518 einen abermaligen Sturm, den Chriſtian auf Stockholm unternommen hatte, glücklich ab, ſo daß dieſer ſich nach vielem Verluſte wieder einſchiffen mußte. Doch nun that der Papſt ihn und ganz Schweden in den Bann und Chriſtian ward mit der Vollziehung des Bannfluchs beauftragt. S. ſammelte die treuen Schweden und führte ſie dem Feinde bis Bogeſund (Ulricaſame) entgegen, fiel aber gleich zu Anfange der entſtandenen Schlacht, ward zunächſt nach Stregnäs in Sicherheit gebracht und ſtarb auf dem Wege nach Stockholm am 9. Febr. 1520 (ſ. Schweden). 25.

Sturleſon, ſ. Snorro.

Sturm in der Phyſik (ſ. Wind). — In der Kriegswiſſenſchaft bedeutet S. (lat. impetus; franz. assaut; engl. assault) den Angriff von Truppen oder einer Feſtung mit gefälltem Bayonnette und Eindringen in ihre Reihen oder Erſteigung ihrer Werke und Verſchanzungen. — Sturmbalken, Sturmwalzen, Sturm- oder Sprengblöcke ſind ſtarke ausgehöhlte Walzen, an beiden Enden mit einem niedrigen Rade verſehen. Inwendig ſind ſie mit Pulver, Handgrana-

ten und dem nöthigen Leitfeuer verſehen und auswendig mit ſtarken eiſernen Spitzen beſchlagen. Sie werden an die äußeren Abdachungen der Bruſtwehren oder an die Böſchungen der Berge befeſtigt und im Augenblicke, wenn der ſtürmende Feind dieſe erſteigen will, gegen ihn losgelaſſen. — Sturmkränze (serpentaux) ſind Ernſtfeuerwerke in Figur eines Kranzes, inwendig mit Granaten und auswendig mit ſcharfen Spitzen verſehen, welche gegen den ſtürmenden Feind geworfen werden. — Sturmpfähle (fraises) nennt man in der Befeſtigungskunſt liegende Paliſaden oder 4 Ellen lange und 8—12 Zoll ſtarke zugeſpitzte Pfähle, welche in die Erde eingelegt und mit der Bruſtwehr bedeckt werden. Man bedient ſich derſelben, um den andringenden Feind an dem Erſteigen der Wälle oder der Bruſtwehren zu verhindern. — Sturmſäcke ſind Säcke von doppelter Leinwand odr Zwillich, die mit 4—5 Pfund Pulver gefüllt werden. Der 4 Zoll lange Zünder wird hineingeſteckt, an dem ſtarken Kopfe deſſelben der Sack feſt gebunden und das Ganze in flüſſiges Pech getaucht. Die Säcke werden gebraucht, um den Feind beim Sturme auf eine Feſtung damit zu bewerfen. 26.

Sturm (Joh. Chriſtoph), Profeſſor der Mathematik und Phyſik, geb. zu Hippoltſtein im Neuburgſchen den 3. Nov. 1635, ſtudirte zu Jena, Leyden und Leipzig Theologie und Mathematik, hielt an erſterm Orte Vorleſungen, wurde 1664 Prediger zu Deiningen im Öttingſchen und 1669 Profeſſor der Mathematik und Phyſik zu Altdorf, wo er den 25. Dec. 1703 ſtarb. Er war der erſte, welcher in Deutſchland die Experimentalphyſik einführte, ordentlich docirte und ſchriftlich darſtellte, wodurch er ſehr viele Vorurtheile vertrieb. S. hinterließ mehrere Schriften, als: „Physica eclectica“ (Altd. 1685. 2 Bde.); „Mathesis juvenilis“ (Ebend. 1701. 2 Bde.); „Philosophia eclectica“ (Ebend. 1686); „Physicae conciliatricis conamina“ (Ebend. 1685. 12.); „Collegium experimentale s. curvosum“ (Nürnb. 1676—1685. 2 Bde.); „Cometarum natura, motus et origo“ (Ebend. 1671) u. a. m. 26.

Sturm (Chriſtoph Chriſtian), ein berühmter aſcetiſcher Schriftſteller, wurde am 25. Jan. 1740 zu Augsburg geboren und ſtudirte in Jena und Halle Theologie. Seit 1765 Conrector in Sorau in der Niederlauſitz ward er 1767 als Prediger in Halle angeſtellt, 1769 Prediger zu Magdeburg und 1778 Paſtor an der Petrikirche und Scholarch zu Hamburg, wo er am 26. Aug. 1786 ſtarb. In allen ſeinen Ämtern erwarb er ſich durch ſein Predigertalent, ſeinen Amtseifer und ſeinen ächt chriſtlichen Wandel die allgemeine Liebe und Achtung. Großes Verdienſt hat er ſich um Verbreitung und Belebung religiöſen Sinnes durch ſeine trefflichen und vielgeleſenen Erbauungsbücher erworben, welche ſich durch Popularität des Vortrags, Fruchtbarkeit des Inhalts, Wärme der Empfindung und geläuterte Religionsanſicht vortheilhaft vor anderen dieſer Gattung auszeichnen. Am Verbreitetſten unter ihnen ſind ſeine „Unterhaltungen mit Gott in den Morgenſtunden auf jeden Tag des Jahres“ (Halle 1768. 2 Bde. 10. Aufl. von Wilmſen, Hanov. 1811) und ſeine „Morgen- und Abendandachten“ (Magdeb. 1778. 8. Aufl. 1794). Außerdem erwähnen wir von ſeinen Schriften: „Der Chriſt in der Einſamkeit“ (Halle 1763); „Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorſehung auf alle Tage des Jahres“ (Halle 1772 — 1785. 2 Thle. N. Aufl. 1797); „Predigten für Kinder von reiferm Alter“ (Leipz. 1774. 2 Bde.); „Predigten über die Sonntagsepiſteln“ (Halle 1774. 2. Aufl. 1776); „Predigten über einige Familiengeſchichten der Bibel“ (Hamb. 1783. 2 Bde.); „Predigtentwürfe über die Sonn- und Feſttagsevangelien“ (Ebend. 1778—1786. 8. Jahrg.); „Gebete und Lieder für Kinder“ (1776); „Lieder für das Herz“ (1787); „Geſangbuch für das reifere Alter“ (1777). — Vergl. Feddersen, „Sturm's Leben und Charakter“ (Halle 1786). 63.

Sturz (Helfrich Peter), ein vorzüglicher deutſcher Schriftſteller, wurde am

16. Febr. 1736 zu Darmſtadt geboren, ſtudirte in den Jahren 1754—1757 auf der Univerſität zu Göttingen die Rechte und außerdem mit beſonderer Vorliebe Äſthetik und Rhetorik und erhielt 1759 in München als Secretair bei dem kaiſerlichen Geſandten, Baron von Widmann, eine Anſtellung, verließ aber ſchon 1760 dieſe wieder, da ſie ihm keine Ausſicht zu weiterer Beförderung gewährte, und trat als Privatſecretair in die Dienſte des Kanzlers von Eyben zu Glückſtadt, welcher ihm hierauf dem königlichen däniſchen Staatsminiſter, Grafen von Bernſtorff (dem älteren), empfahl, der ihn 1763 im Departement der auswärtigen Angelegenheiten anſtellte und in deſſen Hauſe er den Umgang Klopſtock's genoß. Im Jahre 1768 reiſte er als Legationsrath im Gefolge des Königs Chriſtian VII. durch England und Frankreich und ward 1770 bei dem Generalpoſtdirectorium angeſtellt, verlor aber nach dem Sturze Struenſee's (1772) dieſe Stelle wieder, wurde gleichfalls verhaftet und erhielt erſt nach vier Jahren ſeine Befreiung wieder, worauf er zu Glückſtadt und Altona von einer unbedeutenden Penſion lebte. Zwar ward er wieder als däniſcher Regierungsrath in Oldenburg angeſtellt und erhielt 1775 den Titel als herzoglicher oldenburgiſcher Etatsrath; allein ſein kränklicher Körper und Lebensüberdruß, welcher auch nicht durch mehrere Reiſen beſeitigt werden konnte, trübten ſeine übrigen Tage und er ſtarb am 12. Nov. 1779 zu Bremen. S. war einer der ausgezeichnetſten und geſchmackvollſten deutſchen Proſaiker, ſein Styl iſt leicht und gefällig, ſeine Darſtellungsweiſe bei allem Streben nach Kunſt blühend und geiſtreich. Vorzüglich verdienen ſeine „Erinnerungen aus dem Leben des Grafen von Bernſtorf" (1777) und ſeine „Briefe eines Reiſenden aus England ꝛc." im „Deutſchen Muſeum" (1777) einer beſondern Erwähnung. Eine Sammlung ſeiner Schriften erſchien zu Leipzig (1779 f. 2 Bde. N. Aufl. 1786). 81.

Sturzbäder nennt man plötzliches Überſchütten des Körpers mit kaltem Waſſer aus einer beträchtlichen Höhe. Sie wirken heftig auf das Nervenſyſtem durch Erſchütterung und werden bei Epilepſie, Starrkrampf, Scheintod und Geiſteskrankheiten oft mit Erfolg angewendet. 30.

Stuterei, **Geſtüt**, franz. haras; engl. stud, heißt ein Ort, wo viele Pferde zur Zucht gehalten werden, welche insgeſammt unter der Aufſicht des Stutenmeiſters und der Stallbedienten ſtehen. Zur Anlegung einer S. iſt vor Allem reine und geſunde Luft, gutes Waſſer, tüchtige und hinreichende Weide vonnöthen. 26.

Stuttgart (Br. 48° 46′ 32″, L. 26° 50′ 38″), Hauptſtadt und Reſidenz des Königs von Würtemberg, an dem Neſenbache, in einem Thale, das von 3 Seiten von Bergen und Anhöhen umgeben iſt, beſteht aus 4 Haupttheilen: der innern Stadt, der eßlingenſchen Vorſtadt, der obern Vorſtadt und den neuen Stadttheilen, und hat 8 Thore, 9 Plätze, 87 Straßen, 1986 zum Theil gut gebauete Häuſer, 6 lutheriſche, 1 katholiſche, 1 reformirte Kirche und 32000 Einwohner. Die ſchönſten Plätze ſind: der Friedrichsplatz oder Marktplatz, der Charlotten-, Dorotheen-, alte Schloß-, Leonhards- und der Paradeplatz; die ſchönſten Straßen die Königs-, Friedrichs-, Kronen- und Schloßſtraße. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich am Meiſten aus: das aus Granit erbauete Reſidenzſchloß, welches ſowohl in Rückſicht auf ſeine Größe, als durch äußere, noch mehr aber durch innere Pracht zu den ausgezeichnetſten Paläſten in Europa gehört; der ſogenannte Schloßbau, ein 600 Fuß langes Gebäude, welches drei Höfe in ſich ſchließt, auch die königliche Privatbibliothek von 30000 Bänden, den königlichen Reitſtall, das Gymnaſium, das große Opernhaus, das kleine Theater und verſchiedene Wohnungen enthält; das alte Schloß aus dem XVI. Jahrh., Sitz verſchiedener Behörden; das Herren- und Rathhaus mit der Waage auf dem Markte; das Gebäude der Kunſt- und Sonntagsſchule; das Opernhaus; das ehe-

malige Schloß der Kronprinzen, jetzt Sitz eines Miniſterium; der Fürſtenbau, der Marſtall, welcher Raum für 300 Pferde enthält; das Bibliotheks- und Archivgebäude; das Ständehaus; der königliche Pavillon für die Kunſtſammlungen; das Katharinenhoſpital; die 3 Caſernen; das neue Krankenhaus und die Münze; unter den Kirchen die Stiftskirche mit ſchöner Orgel und den Gräbern und Denkmälern der Regentenfamilie und die neue katholiſche Kirche. An wiſſenſchaftlichen Anſtalten beſitzt S. vorzüglich ein Gymnaſium illuſtre mit Reitſchule, Sternwarte und Inſtrumentenſammlung, eine Realſchule, Kunſt- und Gewerbſchule, das Katharinenſtift, eine Thierarzneiſchule, eine lithographiſche Anſtalt, einen Kunſtverein, einen landwirthſchaftlichen Verein, eine Bildungsanſtalt für Militairärzte, eine Forſtſchule, einen Wohlthätigkeitsverein für das ganze Land mit einem Waiſenhauſe, Geſellſchaft der Armenfreunde; dann 1 große öffentliche Bibliothek mit 200000 Bänden, unter denen 8256 Bibeln in 68 Sprachen und Dialekten, 1800 Handſchriften und 2500 Incunabeln, 1 königliche Kupferſtichſammlung, 1 Medaillen-, Kunſt- und Antiquitätencabinet, 1 Naturaliencabinet, 1 Antikenſaal, 1 botaniſchen Garten und die für jeden Freund der bildenden Künſte äußerſt intereſſante Werkſtätte Dannecker's. Induſtrie und Handel haben ſich in neueren Zeiten ſehr gehoben und es gibt mancherlei Fabriken; vorzüglich ſteht der Buchhandel in Verbindung mit den vielen Buchdruckereien und anderen damit verknüpften Anſtalten in großer Blüthe. Die Stadt ſoll aus einem Stutengarten entſtanden ſein, weßhalb auch das Wappen eine ſäugende Stute in weißem Felde zeigt. Graf Eberhard der Erlauchte machte ſie 1320 zur Reſidenz. 71.

Styl (vom griech. στύλος, der Griffel, womit die Alten in ihre Wachstafeln zeichneten) iſt nur im tropiſchen Sinne gebräuchlich und bezeichnet überhaupt die Art und Weiſe der Darſtellung einer Sache, die allgemeine Form, unter welcher ein Werk des Geiſtes ſich ſinnlich darſtellt. Wie zuerſt, ſo wird auch noch vorzugsweiſe der Ausdruck von der Darſtellung durch die Sprache, vorzüglich in ſchriftlicher Weiſe, verſtanden (**Schreibart**, **Diction**), aber hier in weiterer oder engerer Bedeutung. Denn wenn auch einestheils mit dem ſprachlichen Ausdrucke zugleich nothwendig der S. im Allgemeinen gegeben iſt, da ſich Nichts ohne eine beſondere Form denken läßt, ſo kann ſich doch anderntheils hier auch eine Mannigfaltigkeit der Darſtellung entwickeln, welche durch verſchiedene Einzelnheiten bedingt den S. in jeder Weiſe zu einem beſondern und eigenthümlichen macht, und wenn daher wieder im Allgemeinen der S. mit der Darſtellungsfähigkeit der Sprache einerlei iſt, ſo zerfällt er im Beſondern in ſo viele verſchiedene Arten, ſo vielfach der ſprachliche Ausdruck ſich von der Individualität des Einzelnen beherrſchen läßt. In letzterer Hinſicht iſt daher der S. etwas im Menſchen ſelbſt Gegebenes, der Ausdruck ſeines Charakters, und tritt je nach dem Reichthume und der Lebhaftigkeit des Geiſtes, der Klarheit des Denkens, der individuellen Art der Gedankenverbindung, der Herrſchaft über die Sprache, der Gewandtheit in der Wahl der Ausdrücke ꝛc. mehr oder weniger als ein Product der Kunſt auf; in erſterer hingegen fällt er mit dem Geiſte der Sprache zuſammen und beſteht in der angemeſſenen Behandlung des Sprachſtoffs zur Darſtellung des Gedachten im Geiſte der Sprache. In dieſer Hinſicht wird demnach der S. zu einem Gegenſtande der Kunſt und kann durch eine Theorie beſtimmt werden und in dieſer Beziehung wird auch der Ausdruck genommen, wenn vom Style im Allgemeinen die Rede iſt. Doch würde es falſch ſein, hier ganz ausſchließend ſtrenge Regeln aufzuſtellen; denn der menſchliche Geiſt läßt ſich in ſeiner Thätigkeit und Vielſeitigkeit nicht beſchränken und die Individualität wird überall ihre Herrſchaft behaupten. Es gibt daher nur einige allgemeine Regeln des Styls, welche ſich auf die Deutlichkeit und das gegenſeitige Entſprechen der Darſtellung mit dem Gedanken, die Beſtimmtheit des Ausdrucks, die Verbindung der einzelnen Theile zu einer beſtimmten Einheit, die Run-

bung der Rede, die Natürlichkeit der Darſtellung ꝛc. beziehen; ob der S. fließend, periodiſch, abgebrochen, gedrängt, leidenſchaftlich, blumenreich, kalt, trocken ꝛc. iſt, hängt theils von der Individualität des Schriftſtellers, theils von dem behandelten Gegenſtande ſelbſt ab. In äſthetiſcher Hinſicht fordert nämlich eigentlich jeder Gegenſtand ſeinen beſondern S. und es kommt viel darauf an, ob man in Proſa oder in Poeſie ſchreibt und ob der Gegenſtand in philoſophiſcher oder rhetoriſcher oder didaktiſcher oder hiſtoriſcher ꝛc. Hinſicht behandelt werden ſoll, wornach der S. jederzeit ſeinen beſondern Namen erhält und beſondere Anforderungen mit ſich verbindet. Dieß begründet auch die verſchiedenen Stufen des Styls, indem man den niedern, welcher Sachen des gewöhnlichen Lebens zur allgemeinern Verſtändlichkeit behandelt und wozu auch der Briefſtyl gehört, den mittlern, welcher ernſte Gegenſtände mit der dieſem angemeſſenen Würde und Beſtimmtheit darſtellt und unter Anderm auch den Geſchäftsſtyl in ſich ſchließt, und den höhern S. unterſcheidet, welcher mehr der Phantaſie anheimfällt und durch die Wahl mehr abſtracter Begriffe und höhere Auffaſſung des Gegenſtandes die Rede auf das Gebiet der Poeſie führt. Schätzenswerthe Lehrbücher des deutſchen Styls haben wir von Adelung, Moritz, Bürger, Heinſius, Pölitz, Herling, Falkmann u. A. — Übergetragen auf Gegenſtände der Kunſt verſteht man unter S. die Form, in welcher ſich die Idee der Kunſt darſtellt. Dieſer iſt aber ebenfalls unendlich verſchieden und zwar ſowohl nach den Zeiten und Völkern (deutſch, griechiſch, römiſch ꝛc.), als nach der einzelnen Kunſt ſelbſt (Bau-, Bildhauer-, Malerſtyl ꝛc.), nach dem Geiſte, der ſich in ihm ausſpricht (antik, modern, romantiſch) und nach der Individualität des Künſtlers, letzterer auch Manier (ſ. d. Art.) genannt. 30.

Styliten, d. i. auf einer Säule (στύλος) Stehende oder darauf Lebende, hießen diejenigen chriſtlichen Anachoreten, welche in der Selbſtpeinigung ſo weit gingen, daß ſie einen großen Theil ihres Lebens auf den Spitzen hoher Säulen ſtehend zubrachten, dem Himmel dadurch ſich zu nähern wähnend. Der Erfinder dieſer unnatürlichen Bußübung war ein gewiſſer Simeon aus Cilicien, mit dem Beinamen Stylites, welcher als Knabe ſeine Heerde verließ, im Kloſter mehrmals vom frommen Selbſtmorde gerettet, ſeit 420 n. Chr. bei Antiochien auf einem Säulengerüſte freiſtehend oder bei Ermüdung mit Ketten angebunden 30 Jahre lang den erſtaunten Völkern Buße predigte, der Schiedsrichter und Apoſtel wilder Araberſtämme war und einem Kaiſer Rathſchläge gab und Geſetze abnöthigte. Nachahmer dieſes nach ſeinem Tode kanoniſirten Schwärmers finden ſich bis ins XII. Jahrh. in Syrien und Paläſtina. 63.

Stymphaliden waren Raubvögel, welche ſich an dem See Stymphalus in Arkadien aufhielten; Andere nennen ſie Töchter des arkadiſchen Königs Stymphalus, die in Vögel verwandelt worden ſeien. Sie waren von der Größe des Kranichs und der Geſtalt des Ibis, mit eiſernen Flügeln und Klauen und geradem ebenfalls eiſernem Schnabel. Ihre Flügel beſtanden aus ehernen Federn, die ſie wie Pfeile abſchießen konnten und die durch jede Rüſtung drangen. Sie tödteten Menſchen und Thiere und fraßen ſie auf. Hercules vertilgte ſie nach Einigen mit den ehernen Krotalon, einem lärmenden Inſtrumente, das ihm Minerva gegeben hatte; nach Anderen durch Pfeile. Die Argonauten trafen auf der Inſel Aretias oder Dia auf die S. und vertrieben ſie durch das Getöſe ihrer Waffen. 11.

Styx (Στύξ, das Entſetzen) war urſprünglich ein Flüßchen in Arkadien, das aus dem See Pheneus am Berge Nonakris bei der Stadt gleiches Namens entſprang und ſich in den Fluß Krathis ergoß. Sein Waſſer war eiskalt und die Alten fabelten viel von den ſchädlichen Eigenſchaften deſſelben, daß es Menſchen und Thiere vergifte, Metalle auflöſe und Gefäße zerſprenge. — In der griechiſchen Mythologie iſt S. eine Nymphe, Tochter des Oceanus und der Thetis, nach Anderen des

Erebos und der Nacht, Gemahlin des Pallas, der zu dem Titanengeſchlechte gehörte; mit ihm erzeugte ſie die mächtigen Kinder: Eifer und Sieg, Gewalt und Stärke (Zelos und Nike, Kratos und Bia). Im Titanenkampfe trat ſie zuerſt auf den Rath des Oceanus nebſt ihren Kindern auf die Seite Jupiter's, und ſeit der Zeit haben dieſe beſtändig ihren Sitz beim Jupiter; die S. aber genoß die Ehre, daß bei ihr die unſterblichen Götter den heiligſten Eid ſchwuren, deſſen Verletzung hart beſtraft wurde. Denn der meineidige Gott wurde 10 Jahre lang von aller Geſellſchaft der Götter vertrieben und vom Genuſſe des Nektars und der Ambroſia ausgeſchloſſen. Das erſte Jahr lag er ohne Leben in tiefer Vergeſſenheit und wurde auf ſeinem Lager mit Schimmel überzogen; die übrigen 9 Jahre trafen ihn noch verſchiedene andere Plagen (Hes. Theog. 775—806). Nach derſelben Stelle Heſiod's wohnte die S. in einem Felſenpalaſte abgeſondert von den übrigen Göttern oder in einer auf ſilbernen Säulen ruhenden Felſengrotte. Aus dieſem Felſen ſprudelt ein kaltes Waſſer hervor und fließt weit unter der Erde hin durch ſchwarze Nacht. Dieß war der zehnte Quell des Oceans, der in die Unterwelt hinabfloß; die übrigen neun Quellen floſſen um die Erde und das Meer und ergoſſen ſich endlich in dieſes. 11.

Suabediſſen (David Theodor Auguſt), bekannter Philoſoph, wurde 1773 zu Melſungen in Niederheſſen geboren, ſtudirte Philoſophie und Theologie zu Marburg (1789—1793), ward 1800 Profeſſor der Philoſophie an der hohen Schule zu Hanau, 1805 Lehrer an einer Erziehungsanſtalt zu Lübeck, 1812 Lehrer an der höhern Bürgerſchule und dem Lyceum zu Caſſel, 1815 Hofrath und Inſtructor des Prinzen Friedrich Wilhelm und 1822 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie zu Marburg, wo er am 14. Mai 1835 ſtarb. Er ſchrieb: „Reſultate der philoſophiſchen Forſchungen über die Natur der menſchlichen Erkenntniß von Plato bis Kant" (Marb. 1808. 8. Preisſchrift); „Über die innere Wahrnehmung" (Berl. 1808. 8. Preisſchrift); „Diss. cur pauci semper fuerint physiologiae Stoicorum sectatores" (Caſſel 1815. 4.); „Die Betrachtung des Menſchen", eine Anthropologie in 3 Bdn. (Caſſel u. Leipz. 1815. 8.), ſein bedeutendſtes Werk, mit Annäherung theils an Jacobi, theils an Schelling, aber auch mit vielen eigenthümlichen Anſichten; „Philoſophie und Geſchichte" (Leipz. 1821. 8.); „Zur Einleitung in die Philoſophie" (Marb. 1827. 8.); „Von dem Begriffe der Pſychologie, ihrem Verhältniſſe zu den anderen, beſonders verwandten Wiſſenſchaften" (Marb. u. Caſſel 1829. 8.); „Die Grundzüge der Lehre von dem Menſchen" (Marb. u. Caſſel 1829. 8.); „Die Grundzüge der philoſophiſchen Religionslehre" (Marb. u. Caſſel 1831. 8.). — S. betrachtet die Philoſophie als die Wiſſenſchaft vom Leben des Menſchen, theils an ſich, theils in ſeinem Verhältniſſe zu Gott; als Fundament derſelben die Selbſterkenntniß. 80.

Suada oder **Suadela** (die Überredung) gehörte nebſt den Grazien zu den Begleiterinnen der Venus, Andere zählen ſie zu den Grazien ſelbſt; daher auch in dem Tempel der Aphrodite zu Athen eine von Praxiteles gefertigte Statue derſelben ſtand. Zu Athen ſoll Theſeus ihre Verehrung eingerichtet haben, als es ihm gelungen war, durch Beredſamkeit die zerſtreuten Bewohner Attikas in einen Staat zu vereinigen. 11.

Suanen ſind ein Zweig der Georgier, welche das hohe Gebirgsland Suaneti, im ruſſiſchen Gouvernement Gruſien, bewohnen und 5000 Familien ſtark ſind. Sie zeichnen ſich durch Unreinlichkeit, Raubſucht, Muth und Geiſtesanlagen aus, verfertigen Tuch und Waffen und treiben Handel. Sie haben einen georgiſchen Dialekt, bekennen ſich zur griechiſchen Religion und ſtehen unter Häuptlingen, die ſie ſich ſelbſt wählen. 71.

Suard (ſpr. Süahr) (Jean Baptiſte Antoine), bekannter franzöſiſcher Schriftſteller, wurde 1733 zu Beſançon geboren, ſtudirte auf der Univerſität da-

ſelbſt und wußte ſich trotz ſeines nur mittelmäßigem Talentes durch ſein zuverſichtliches Benehmen bald literariſchen Ruhm und eine bedeutende Einnahme zu verſchaffen, da er ſich auch in der Welt mit Feinheit zu benehmen verſtand. Nachdem er wegen eines Duelles, bei dem er als Secundant zugegen geweſen war, eine Haft von 13 Monaten erduldet hatte, begab er ſich nach Paris und trat hier der Redaction der engliſchen Zeitung bei, trug für ſein „Eloge de Montesquieu" nicht nur einen Preis in einer Provinzialakademie davon, ſondern erwarb ſich dadurch auch die Bekanntſchaft Montesquieu's ſelbſt, der ihn nun auch bei Holbach, Helvetius, Raynal, Madame Geoffrin und in andere literariſche und philoſophiſche Cirkel einführte. Obgleich er ſelbſt außer der Herausgabe der Zeitſchriften: „Journal étranger" und der „Gazette littéraire de l'Europe" keine Schrift von Bedeutung lieferte, ſo wuchs doch beſonders hierdurch ſein literariſcher Einfluß immer mehr und bald bildete ſein Haus einen der Vereinigungspunkte der Philoſophen und Dichter jener Zeit. Da der König ſeine Wahl zum Mitgliede der franzöſiſchen Akademie (1772) nicht genehmigte, ſo fand ſeine Aufnahme in dieſelbe erſt nach mehreren Jahren ſtatt. Unterdeß trat er in dem bekannten Streite zwiſchen den Picciniſten und Gluckiſten auf die Seite der Letzteren und gab ſeine meiſterhaften mit Witz und Satyre geſchriebenen „Lettres de l'anonyme de Vaugirard" heraus, redigirte nach dem Aufhören der bereits erwähnten Zeitſchriften die Journale: „Gazette de France" und das „Journal de Paris" und gab während der Revolution, durch welche er als ein Gegner derſelben ſein Einkommen verloren hatte, den „Publiciste" und den „Indépendant" heraus. Während der Schreckensherrſchaft ward er auf kurze Zeit verhaftet, entfloh nach dem 18. Fructidor, um der Deportation zu entgehen, begab ſich zu Necker nach Coppet und lebte alsdann längere Zeit in Anſpach. Nach dem 18. Brumaire kehrte er aber in ſein Vaterland zurück, trat als Mitglied der zweiten Claſſe des Inſtituts bei und wurde zum Cenſor ſo wie zum Secretair in der Akademie ernannt. Nach der Reſtauration ſchrieb man ihm großen Antheil an der Entfernung der buonapartiſtiſchen Mitglieder des Inſtituts, wie Etienne's, Arnault's u. A., bei. Er ſtarb zu Paris im Jahre 1817. Die meiſten ſeiner Aufſätze ſind in den „Variétés littéraires" (Par. 1769. 12. 4 Voll. N. éd. 1804. 4 Voll.) und in den „Mélanges de littérature" (Paris 1803—1805. 5 Voll.) enthalten. Vergl. Garat's „Mémoires historiques sur la vie de Mons. Suard, sur ses écrits et sur le XVIII. siècle" (Paris 1820. 2 Voll.), welche trotz ihrer Mängel als ein wichtiger Beitrag über die Geſchichte des XVIII. Jahrh. betrachtet werden müſſen. 81.

Subaltern heißt untergeordnet und wird vorzüglich im Staatsdienſte von den Beamten abwärts vom Rathe, den nur in der Kanzlei Angeſtellten, geſagt, ſo wie Subalternofficiere den Stabsofficieren entgegenſtehen. 9.

Subbah hießen unter den mogoliſchen Kaiſern in Indien die Statthalter der einzelnen Provinzen, von denen einige auch nach der Auflöſung des Reichs den Namen beibehielten. 30.

Subhaſtation iſt der öffentliche Verkauf eines Grundſtücks oder anderer Realität an den Meiſtbietenden, die Feilbietung, Ausſteckung, Vergantung. Die S. wird von dem Richter, unter deſſen Gerichtsbarkeit das Grundſtück gelegen iſt, vorgenommen und geſchieht entweder freiwillig, wo nichts Anderes als ein gewöhnlicher Kauf vorhanden iſt, welcher mit demjenigen abgeſchloſſen wird, der das annehmlichſte Gebot gethan hat; oder nothwendigerweiſe, z. B. der Theilung halber in Erbſchaftsfällen, wenn die Erben über den Preis ſich nicht verſtändigen können und daher den möglichſt höchſten Preis zu erlangen ſuchen; oder endlich bei verholfenen oder verfallenen Grundſtücken. Hier iſt das Gericht der Verkäufer, welcher dem, der das höchſte Gebot gethan hat, das Grundſtück zuſchlägt und die Kaufgelder (Licitationsgelder) bezieht. Der Name ſtammt von

der altrömiſchen Sitte, bei ſolchen Verkäufen einen Spieß (hasta) aufzupflanzen. 3.

Subject (subjectum, von subjicere, unterwerfen, unterlegen, das, was unter- oder zu Grunde gelegt wird) hat zunächſt die logiſche Bedeutung des einen Gliedes im Urtheile, deſſen nämlich, worüber geurtheilt wird, was alſo gleichſam die Unterlage oder den Vorwurf des Urtheils bildet (ſ. d. Art. Urtheil). Dem liegt jedoch ein tieferer, metaphyſiſcher Sinn zu Grunde, nach welchem S. das Concrete, Wirkliche, bezeichnet, als die Einheit und gleichſam der Träger der mannigfaltigen Merkmale, als des Abſtracten. In dieſem Sinne brauchten es die Scholaſtiker von allem Wirklichen, im Gegenſatze zu dem blos Gedachten, der ſogenannten objectiven Idee. Neuerdings, beſonders ſeit Kant, beſchränkt man dieſe Bedeutung von S. zumeiſt auf die Sphäre des Geiſtigen, als des concreteſten Ausdrucks der lebendigen und wirkſamen Exiſtenz, und nennt dann wohl entweder den ganzen Menſchen oder auch die Seele, als das Bewußtſein jener Exiſtenz, ein S. Daraus ergibt ſich nun leicht der weitere Gebrauch dieſes Begriffs, wonach man jenes concrete Bewußtſein als den Ausgangspunkt einzelner Beſtimmungen oder Zuſtände betrachtet; ſo, wenn man einen Menſchen ein Rechtsſubject oder das S. einer Handlung nennt. Endlich folgt eben daraus die Bedeutung des Subjectiven, der Subjectivität, als des auf das Einzelbewußtſein Beſchränkten, daher dem Allgemeinen und Allgemeingültigen ſich Entziehenden, — daher ſubjective Gründe, ſubjective Wahrheit, ſubjective Auffaſſung u. dergl. für einſeitig und unzureichend gilt, im Gegenſatze des Objectiven (ſ. d. Art. Object). 80.

Sublimat heißt in der Chemie jeder durch Verflüchtigung mittelſt Wärme und Abkühlung in der Vorlage oder dem Aufſammlungsgefäße in feſter Geſtalt erhaltene Körper. — Natürliches S. heißt das Queckſilberhornerz oder ſalzſaure Queckſilber (Chlorqueckſilber), welches in Zweibrücken, zu Horſowitz in Böhmen, zu Idria in Krain, zu Almaden in Spanien auf natürlichen Lagerſtätten, jedoch ſelten gefunden wird. — Vulkaniſche Sublimate bilden ſich in den Spalten der Laven, den Kraterwänden der Fumarolen und anderen mit Vulkanen in Verbindung ſtehenden Canälen. Sie beſtehen aus Schwefel, Salzen, Säuren, Oxyden und den Verbindungen dieſer Körper. 76.

Subleyras (ſpr. Süblära) (Pierre), einer der beſten Hiſtorienmaler Frankreichs im XVIII. Jahrh., war geboren zu Uſez 1699, verlebte ſeine Jugend im Vaterlande, ging jedoch frühzeitig nach Rom, woſelbſt er auch erſt 50 Jahre alt 1749 ſtarb. Seine Öl- und Frescogemälde, ſo wie mehrere Schriften von ihm über Malerei werden noch jetzt von Kunſtkennern geſchätzt. 20.

Subordination iſt die unbedingte Vollſtreckung der Befehle eines Vorgeſetzten oder überhaupt einer vorgeſetzten Behörde, wenn ſie auch der Anſicht desjenigen, der ſie auszuführen hat, entgegen wären. Vorzüglich findet ſie im Militairſtande ſtatt, wo von der ſchnellen und pünktlichen Befolgung eines Befehls oft ſehr viel abhängt und wo es nothwendig iſt, eine große Zahl verſchiedener Individuen unter drohenden Gefahren zuſammenzuhalten. Subordinationsverbrechen oder Auflehnung wider die Befehle der Oberen werden daher beim Militair ſehr ſtreng beſtraft. 61.

Subreption, Erſchleichung, iſt in der Philoſophie ein techniſchner Ausdruck für diejenigen Fehler im Denken und Urtheilen, die ſich gleichſam dadurch einſchleichen, daß ſinnliche Täuſchungen unſern Geiſt zu ſehr in Anſpruch nehmen und dadurch von der Wahrheit abziehen. Zerſtreuung, Gemüthsunruhe und Mangel an Aufmerkſamkeit ſind namentlich die Fehler, die die Subreptionsfehler hervorbringen (ſ. Beweis). 20.

Subſcription, die Unterzeichnung, die unterſchriftliche Zuſicherung, nennt

man ein Circular an Mehrere, worin jeder Einzelne um eine Zuſicherung erſucht wird, z. B. um die Abnahme eines verkäuflichen Gegenſtandes, eines Buches, um einen Beitrag zu irgend Etwas, um Theilnahme an einem Geſchäfte ꝛc., nebſt den mittelſt Namensunterſchrift darunter gegebenenen Zuſicherungen. S. zu Etwas eröffnen iſt ſ. v. a. ein dergleichen Circular zur Sammlung von Unterſchriften öffentlich vorlegen. Der Unterzeichner heißt Subſcribent und das Verzeichniß Subſcribentenverzeichniß. Subſcribentenſammlung. 3.

Subſidien, eigentlich Aushülfe, da wo das Beſtimmte, die Regel nicht ausreicht, ſind im beſondern Sinne eine Beihülfe im Kriege ohne thätige Mitwirkung, ſei es nun durch Geld oder andere Lieferungen. Am Gewöhnlichſten rechnet man dazu die Hülfsgelder, welche ein Staat an den andern zur Unterſtützung im Kriege zahlt. Die Beweggründe zur Reichung von S. ſind mannigfach: a) um beim Ausbruche eines Krieges den Verbündeten in dem gemeinnützigen Vornehmen zu unterſtützen und doch nicht durch thätige Theilnahme am Kriege (durch Truppenſtellung) vom andern Theile als Feind angeſehen und behandelt zu werden (freie S.); b) bei blos verſtellter Theilnahme an dem Verbündeten, um von ihm das Zugeſtändniß einer außerdem ſchwierigen Neutralität zu erlangen (gezwungene S.); c) oder wenn die eigene thätige Mitwirkung am beſchloſſenen Kriege aus beſonderen Verhältniſſen (z. B. bei Seemächten, um ſich nicht durch Stellung von Landtruppen zu ſchwächen, oder aus Abneigung der eigenen Unterthanen gegen Vermehrung des Heeres) nicht rathſam iſt. S. und Truppenſtellung werden mit einander bisweilen verbunden, wenn z. B. die zu ſtellende Mannſchaft nicht ausreicht, oder der Verbündete zur Ausrüſtung der Seinigen nicht hinreichende Mittel beſitzt. Die S. kamen mit Einführung der Soldtruppen erſt völlig in Aufnahme. Die erſten erhielten Öſtreich und deſſen Verbündete von England unter der Königin Anna wider Ludwig XIV. Im ſiebenjährigen Kriege erhielt Friedrich II. engliſche Truppen geſtellt und Geldſubſidien verſprochen, die er aber aus nicht genau bekannt gewordenen Urſachen hernach nicht erhielt. In den letztvergangenen Kriegen mit Frankreich war es England, welches einem jeden Staate, der gegen Frankreich irgend etwas unternahm, dazu S. gab und dadurch ganz hauptſächlich den Sturz Napoleon's erzwingen half. Der Staat, welcher S. gibt und welcher ſolche annimmt, bilden in dem Stücke eine Kriegsgeſellſchaft, bei welcher der eine Theil nicht thätig mitwirkt, ſondern nur das Capital hergibt. 17.

Substantivum oder Hauptwort nennt man in der Grammatik dasjenige Wort, welches den Begriff eines ſelbſtſtändigen Gegenſtandes enthält, mag derſelbe etwas in die Sinne Fallendes (concretum) oder nur von dem Geiſte als ſolcher Gedachtes (abstractum) ſein. Subſtantive ſind der eigentliche Kern der Sprache, wie der Geiſt überhaupt alles Erkennbare ſtets als ein für ſich beſtehendes Ganzes aufzufaſſen ſtrebt, und daher finden wir in jeder Sprache neben der großen Anzahl Bezeichnungen wirklich vorhandener Gegenſtände ſtets das Streben die Begriffe ſo viel als möglich in Subſtantive zu verwandeln oder gleichſam zu verkörpern, weßhalb faſt jedes Wort der Sprache in ein Subſtantiv übergehen oder als ſolches gebraucht werden kann. Man unterſcheidet aber substantiva appellativa, welche überhaupt Begriffe vorhandener Gegenſtände bezeichnen, und nomina propria, deren Bedeutung nur einzelnen Gegenſtänden ausſchließlich zukommt; ferner einfache Subſtantive und collectiva, welche letztere eine Geſammtheit einzelner Gegenſtände als ein Ganzes bildend darſtellen. Andere Eintheilungen beziehen ſich auf die Declination und das Geſchlecht der Wörter. Über den häufig dabeiſtehenden Artikel ſ. Artikel. 9.

Subſtanz, substantia, iſt einer der Grundbegriffe der Philoſophie, der jedoch trotz aller Forſchungen und Zänkereien darüber noch bei Weitem nicht hin-

länglich verſtanden zu ſein ſcheint. Dem Sinne nach ſtellte ihn wohl ſchon die *οὐσία* des Plato und Ariſtoteles auf und allgemein iſt er zu faſſen als der Begriff des wahrhaft Seienden, das man dann auch als das beharrliche, ewige Sein betrachten mag, indem es keinem Wechſel unterworfen ſein kann, weil ein ſolcher ſtets ein Nichtſein, ein Werden mit ſich führt. Die Frage iſt nur, wie man dieß Grundſein zu denken oder zu begreifen habe. Die Scholaſtik (ſ. d. Art.), welche von einem Erſten und Höchſten ausging und daraus Alles entſtehen ließ (ſynthetiſch), mußte natürlich die Frage nach dieſem Erſten, als der S., zur Lebensfrage machen. Aber erſt Carteſius beſtimmte ſie ſcharf durch den Ausdruck: „Substantia est causa sui — est id, quod per se est et per se concipitur", eine Erklärung, die Spinoza von ihm annahm, aber zu der richtigen Erkenntniß verwandte, daß es nicht mehrere Subſtanzen geben könne, wie Carteſius behauptete (nach ihm auch Leibnitz in ſeiner „Monadologie"), der die einzelnen Dinge dafür anſah, ſondern nur einen Gott, deſſen Accidenzen oder Modi alle einzelnen Dinge ſeien. — Von der andern Seite meinte die ſenſualiſtiſche Schule, von der Sinnenerfahrung ausgehend, die S., die ſie in den einzelnen Sinnenempfindungen nicht fand und für eine ſolche nicht ausgeben konnte, ſei nur die verworrene Idee eines gewiſſen Subſtrats der Sinnenempfindungen, ohne Realität. Kant glaubte den Streit zu ſchlichten, wenn er die S. für eine Kategorie (ſ. d. Art.) erklärte und ihr ſo einerſeits ein beſſeres Recht, als Locke, einräumte, andererſeits jene abſolute Kraft des Sichſelbſtgebärens abſpräche, die er nicht zu begreifen ſchien. — Was ſich mit Gewißheit von dem Weſen der S. ausſagen läßt, iſt, daß ſie einfach, bloßes Sein, nicht Erſcheinung, alſo auch nichts Wirkliches, d. h. Exiſtirendes, ſondern nur ein Gedankending, eine Idee ſein müſſe, daß daher ihre Erkenntniß mehr eine negative, d. h. durch Abſtraction von allen Beſtimmungen, allem Scheine des Seins dieſes wieder rein und an ſich herſtellende, als eine poſitive, d. h. eine wirkliche Vorſtellung oder Wahrnehmung ſei. 80.

Subſtitution iſt die Einſchiebung, Unterſtellung des Einen an die Stelle des Andern, welcher ſeine Pflichten entweder nicht erfüllen kann oder nicht will. Der Fall kann vorzüglich eintreten: a) bei Vollmachten. Hier tritt der Subſtitut in die Stelle des Bevollmächtigten zu allen den Verrichtungen, welche der Letztere hätte übernehmen ſollen oder mögen, ein. Die S. enthält ein neues Mandat des Subſtituenten, welches jedoch auf die Grenzen der Hauptvollmacht beſchränkt iſt. b) Bei letztwilligen Verordnungen, wenn der Erbe oder Legatar die Erbſchaft nicht antreten konnte (z. B. wenn er den Anfall nicht erlebt) oder auch nicht wollte, und es iſt noch ein Anderer beſtellt, welcher in dieſem Falle als Erbe oder Legatar eintreten ſoll. Hier ſteht dem Vater (nicht aber der Mutter oder Großmutter) auch das beſondere Recht zu, für den Fall, daß ſeine Kinder in der Unmündigkeit, ohne ein Teſtament machen zu können ſtürben, in deren Stelle einen Erben zu ſubſtituiren. c) Endlich die Stellung eines neuen Dieners oder Beamten an den Platz eines Andern, welcher ſeine Function nicht mehr ausfüllen kann. Hierdurch erhält der Subſtitut gemeiniglich die Anwartſchaft auf dieſe oder eine ähnliche Stelle beim Ableben oder völligen Austritte des Vordermannes. 31.

Subtraction, Subtrahiren, Abziehen, lat. subtractio; franz. retrancher, soustraire; engl. subtraction, lehrt eine Zahl finden, welche übrig bleibt, wenn man eine gegebene Zahl von einer andern gegebenen wegnimmt oder abzieht. Die Zahl, welche übrig bleibt, heißt die Differenz (ſ. d. Art.), die, von welcher abgezogen wird, der Minuendus, und die, welche abgezogen wird, der Subtrahendus. Das Zeichen der S. iſt: —, welches minus oder weniger ausgeſprochen wird. Da die Differenz und der Subtrahendus als die beiden Theile des Minuendus zu betrachten ſind, ſo ſagt man: die S. iſt dasjenige

Rechnungsverfahren, wodurch aus einem Ganzen und dem einen Theile deſſelben der andere Theil gefunden wird. Auch iſt die S. das Entgegengeſetzte der Addition. 40.

Succeſſion, ſ. Erbe.

Succumbenzgelder. Um bei Proceſſen die Berufungen auf den Ausſpruch des höhern Richters zu beſchränken, hat man in neueren Zeiten außer den Erſchwerungen, welche man in Anſehung der Beobachtung gewiſſer Förmlichkeiten auflegt, noch zwei beſondere Wege: 1) die ſogenannte summa appellabilis oder die Einrichtung, daß nur der, deſſen Forderung eine gewiſſe Summe (in Sachſen 200 Thlr.) erreicht, ſich der dritten Inſtanz bedienen dürfe; und 2) die S., indem man in gewiſſen Fällen den Appellanten zur Deponirung einer beſtimmten Geldſumme verpflichtet, welche dann als Strafe verloren iſt, wenn er in der Appellationsinſtanz unterliegt (succumbit), d. h. keine andere Entſcheidung als die frühere erhält. 10.

Suchenwirth (Peter), einer der vorzüglichſten Dichter des XIV. Jahrh., ſtammte aus dem Öſtreichiſchen, begleitete im Jahre 1377 den Herzog Albrecht III. von Öſtreich auf ſeinem Kriegszuge nach Preußen und hielt ſich ſpäter in Wien auf. Sein Todesjahr iſt zwar unbekannt, gewiß iſt aber, daß er im Jahre 1395 noch lebte. Unter ſeinen zahlreichen Dichtungen behauptet die poetiſche Erzählung: „Von Herzog Albrecht's Ritterſchaft" (Ritterzug) unſtreitig den erſten Platz, auch iſt ſie als die einzige vollſtändige Geſchichtsquelle über jenen Zug noch von beſonderer Wichtigkeit. Außerdem ſchrieb er ein „Loblied auf die Liebe", einen „Krieg der Liebe und Schönheit", einen „Lobgeſang auf die heilige Jungfrau" und einen „Klaggeſang auf den Tod des Teichner" ꝛc. Gottſched erneuerte zuerſt in ſeinem „Bücherſaal der ſchönen Wiſſenſchaften" (6. Bd. S. 120) das Andenken an ihn wieder und 1827 gab A. Primiſſer ſeine Werke zum erſten Male in der Urſprache mit einem Wörterbuche heraus und lieferte zugleich eine werthvolle Abhandlung über ihn und ſeine Dichtungen in den „Wiener Jahrbüchern der Literatur" (1821. 14. Bd. S. 10. Anz.-Bl.). 81.

Suchet (ſpr. Süſcheh) (Louis Gabriel, Herzog von Albufera), einer der thätigſten und glücklichſten Feldherrn Napoleon's, wurde 1770 zu Lyon geboren, widmete ſich frühzeitig dem Kriegsdienſte und zeichnete ſich zuerſt bei der Belagerung von Toulon aus. Im italieniſchen Heere unter Buonaparte, in das er 1795 verſetzt wurde, zeichnete er ſich bei allen Gelegenheiten durch Muth, Kühnheit und Umſicht aus, bekleidete ſpäter als Diviſionsgeneral unter Maſſena und Joubert den wichtigen Poſten eines Chef de l'état major und wurde, nachdem Napoleon ſich die Kaiſerkrone aufgeſetzt hatte, von dieſem zum Marſchall ernannt. In dem Feldzuge der Franzoſen gegen Öſtreich (1804 und 1805), ſo wie in den Schlachten bei Saalfeld und Jena gegen die Preußen ſammelte er neue Lorbeeren; in den Kriegen gegen Spanien eroberte er Saragoſſa, Tortoſa, Taragona und Valencia und ſein Heer war bis zur Schlacht von Vittoria faſt immer ſiegreich. Bei Wiedereinſetzung Ferdinand's VII. erhielt er den ehrenvollen Auftrag ihn zu empfangen und zum ſpaniſchen Heere zu begleiten. Nach der Wiedereinſetzung der Bourbons ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Pair von Frankreich und zum Militairgouverneur von Elſaß. Während der 100 Tage befehligte er in Lyon die Armee des Südens. S. ſtarb im Jahre 1826 zu Marſeille. 61.

Sucre (Antonio José de), einer der vorzüglichſten Generale im ſüdamerikaniſchen Befreiungskriege, wurde im Jahre 1793 in Cumana an der Nordküſte von Venezuela geboren, erhielt ſeine Schulbildung in Caracas, trat hierauf, noch nicht 17 Jahre alt, unter die patriotiſchen Truppen Miranda's, that ſich durch Tapferkeit und Klugheit hervor und erwarb ſich dadurch die Zuneigung des Mulattengenerals Piar, der ihn in ſeinen Generalſtab verſetzte, worauf S. an dem Feldzuge

1814 am Orinoco Theil nahm und ſich bei der Eroberung von Guiana (1817) ſehr thätig bewies. Nachdem aber Piar erſchoſſen worden war, trat S. 1817 unter die Fahnen Bolivar's, unterſtützte deſſen Feldzug nach Neugranada und übernahm nach der Eroberung der Hauptſtadt Bogota (am 10. Aug.) und nach der Niederlage der Spanier unter General Valdez die Anführung einer Abtheilung des Heeres, welche die in die Anden von Popayan entflohenen Truppen des Vicekönigs Samana verfolgen ſollte. S. erfocht nun am 28. April 1820 bei la Plata über die Spanier einen vollſtändigen Sieg, ſchiffte ſich nach einem beſchwerlichen Marſche längs der Berge auf dem ſtillen Meere ein, nahm im Mai 1821 die Stadt Guayaquil mit Sturm, ſchlug die Spanier in der Nähe der Stadt und erwarb ſich durch alle dieſe Waffenthaten das Vertrauen der Patrioten. Als er ſich in Guayaquil mit den peruaniſchen Truppen des Generals Andreas de Santa Cruz vereinigt und dadurch bedeutend verſtärkt hatte, marſchirte er auf Quito los, beſiegte am 7. April 1822 den ſpaniſchen General Murgnon bei Huaco am Fuße des Vulkans Pichincha, vertrieb am 27. April die Reiterei der Feinde aus Riobamba und erfocht nach dieſen Vorgängen am 24. Mai einen glänzenden Sieg an dem genannten Vulcane, worauf nicht nur die Hauptſtadt Quito ſich den Patrioten ergab, ſondern auch die ganze Provinz von den Spaniern geräumt und den patriotiſchen Truppen der Weg von Colombia nach Peru geöffnet wurde. Im März des folgenden Jahres ſegelte S. mit 6000 Mann colombiſcher Hülfstruppen nach Peru, rückte im April in Lima, der Hauptſtadt des Landes, ein, hatte als Bevollmächtigter Bolivar's wichtigen Einfluß auf die Staatsgeſchäfte und wurde zum Oberbefehlshaber der republikaniſchen Armee ernannt, erhielt aber, als die Spanier ſich Limas wieder bemächtigt hatten, eine faſt unumſchränkte militairiſche Gewalt und ſchlug dieſelben am 9. Mai 1824 in der Schlacht von Ayacoucho, wodurch die Befreiung Südamerikas von der Herrſchaft der Spanier völlig geſichert wurde. Nun erhielt S. von Bolivar die Würde eines Großmarſchalls von Ayacoucho und zugleich wurde er von Bolivia 1825 zum Präſidenten auf Lebenszeit ernannt. Da er aber dieſe Stelle nur unter der Bedingung antrat, daß er 2000 Mann colombiſcher Truppen in Dienſten behalten dürfe, und der von ihm und ſeinen Untergebenen ausgeübte Militairdespotismus dem Freiſtaate bald läſtig zu werden anfing, ſo begonnen ſchon gegen das Ende des Jahres 1827 die Unruhen von Neuem, die er zwar unterdrückte, dabei aber ſo verwundet ward, daß ihm ein Arm abgenommen weiden mußte. Kurz darauf brach am 18. April 1828 ein Aufſtand aus, bei welchem S. verhaftet, aber vom Commandanten von Potoſi befreit wurde. Nach wiederhergeſtellter Ruhe kehrte S. von Potoſi nach Chuquiſaca zurück und legte vor dem verſammelten Congreſſe ſeine Stelle nieder, allein die Erbitterung des Volkes gegen den Militairdespotismus der Colombier war ſo groß, daß er ſich nur durch die ſchleunigſte Flucht der Lebensgefahr entziehen konnte. Bei ſeiner Ankunft in Bogota ernannte ihn nun Bolivar zum Oberfeldherrn der gegen Peru beſtimmten Armee, mit welcher S. am 26. Febr. 1829 den Peruanern eine unentſchiedene Schlacht lieferte, welche den Frieden herbeiführte. Darauf ging er mit Bolivar nach Bogota zurück, trat als Mitglied für Quito in den Congreß, wurde zum Präſidenten deſſelben erwählt, erklärte im Namen deſſelben, daß man die Abdankung Bolivar's nicht annehmen dürfe, und begab ſich darauf bald nach der einſtimmigen Annahme der Grundgeſetze der neuen Conſtitution am 12. Febr. als Bevollmächtigter nach Merida, um die Zwiſtigkeiten mit Venezuela auszugleichen. Als aber hier die Unterhandlungen nicht zu dem beabſichtigten Ziele führten und S. nach Bogota zurückgekehrt war, hatte Bolivar ſich bereits zur Abdankung genöthigt geſehen und war nach Cartagena abgereiſt. S. ſuchte nun vermittelſt der Südarmee eine Gegenrevolution zu Gunſten Bolivar's zu bewirken und ſchon war es ihm gelungen nach Paſtos zu gelangen, als man ihn plötzlich hinter dieſem Orte in dem Gehölze von Berucas

ermordet fand. Obgleich ſich S. als Staatsmann wenig auszeichnete, ſo nahm er doch den Ruhm eines der tapferſten, glücklichſten und einſichtsvollſten Feldherrn von Südamerika mit in das Grab. 81.

Sudan (Nigritien, Land der Schwarzen) iſt ein Flachland des innern Mittelafrika im Norden von der Sahara, im Weſten von Dar-Fur, im Oſten von Senegambien und dem Konggebirge, im Süden von dem Nordrande Hochafrikas begrenzt, zwiſchen 11° und 16° N.Br. und 15° und 42° L., mit einem Flächenraume von ungefähr 60000 □Meil., noch nicht gehörig erforſcht, doch in neuerer Zeit Gegenſtand vieler Unterſuchungen. Im Norden des Niger beſteht das Land aus weiten ſandigen Ebenen, Steppenflüſſen und Seen; im Süden iſt es durchaus gebirgig, waldig und waſſerreich und hat hier die Kettengebirge: Kong- und Mondgebirge, Amadede, Eyreh. Es wird eingetheilt in den öſtlichen, in den Mittel- und in Weſtſudan oder Hochſudan. Hauptfluß iſt der Niger; andere Flüſſe ſind: Rokelle, Bahr-el-Gaſal, die Camavanca, der Mungo, Miſelad, Bahr-el-Abiad, Aſar, Snary, Yeon und andere kleine Steppenflüſſe; ferner einige Seen, darunter der Titeri, mehrere kleine Süßwaſſerſeen, beſonders der 48 deutſche Meilen lange See Tſaad, in den ſich alle von Norden, Süden und Weſten kommende Gewäſſer ergießen. Der Boden iſt nur an den Flüſſen (beſonders an dem zur Regenzeit weit und breit austretenden und befruchteten Niger) ſehr fruchtbar; das Klima iſt ſehr heiß, wird aber durch beſtändige Gleichheit der Tage und Nächte, durch Regen und periodiſche Winde etwas gemäßigt. Die Producte ſind: Kameele, Rindvieh, Eſel, Mauleſel, Pferde, Schafe, Ziegen, Elephanten, Löwen, Tiger, Hyänen, Affen, Krokodille, giftige Schlangen, Bienen, Strauße, Adler, Fiſche; Holz, Palmen, Sennesblätter, Baumwolle, Getreide, Mais, Reis, Butter-, Calabaſſen- und Gummibäume, Melonen, Manna, Caffee, Indigo; Gold, Kupfer, Eiſen und Salz. Die Einwohner ſind zum Theil Neger, zum Theil ihnen nahe verwandt, die theils nomadiſch, theils in feſten Wohnſitzen leben, theils Ackerbau, Viehzucht und ausgebreiteten Karawanenhandel treiben, und Fetiſche anbeten oder Muhammed's Lehren befolgen; auch gibt es hier Juden. Die gebildetſten ſind die Hauſſaner, die Weberei, Färberei und Gerberei unterhalten; die mächtigſten ſind die Fellatah (ſ. d. Art.). Die Handelsartikel ſind: Sklaven, Elfenbein, Gold, Guru, Nüſſe, Sennesblätter, Manna, Salz, Wachs, Indigo, Reis, Hirſe, europäiſche Fabrikwaaren, beſonders Flinten und Pulver, Gummi, Straußfedern, oſtindiſche Gewürze, Tabak, Leinwand, Zibeth von den in Hauſſa befindlichen Zibethkatzen. Die wichtigſten Reiche ſind: Bornu oder Burnu, Darfur oder Fur, Hauſſa, Fellatah, Bambarra, Timbuktu, Biru, Maſina, Mandara, Metko, Wangara oder Bankara, Bahr-el-Gaſal, Dar-Sſelèh, Dar-Kulla und Kaſchna oder das eigentliche S. 71.

Sudeten nennt man im weitern Sinne den über 50 Meilen langen Gebirgszug, welcher von der Lauſitz an in ſüdöſtlicher Richtung zwiſchen Böhmen und Mähren einerſeits und Schleſien andererſeits ſich bis an die Karpathen erſtreckt und in ſeinen einzelnen Theilen das lauſitzer Gebirge, Iſargebirge, Rieſengebirge, glatzer Gebirge, mähriſches Gebirge genannt wird; im engern Sinne das glatzer Gebirge, welches ſich durch ſeine keſſelartige Bildung mit einzelnen iſolirten Höhen beſonders charakteriſirt. 30.

Sudras, ſ. Kaſten.

Sue (ſpr. Süh) (Eugène), ein ausgezeichneter franzöſiſcher Romanſchriftſteller der neuſten Zeit, wurde im Jahre 1800 zu Paris geboren, widmete ſich in ſeiner Jugend beſonders der Literatur und Malerei, zeigte große Vorliebe für das Seeweſen und unternahm eine Reiſe nach Amerika. Die bei derſelben bemerkten Scenen ſcheinen einen tiefen Eindruck in ſeinem Geiſte zurückgelaſſen zu haben; denn ſeine glühende Phantaſie verwebte den Anblick des Meeres, das Leben der Seeleute

und die Behandlung der Sklaven in Amerika auf vielfache Art in ſeine ſpäteren Dichtungen. Gegenwärtig lebt er im Kreiſe ſeiner Familie von dem Ertrage eines bedeutenden Vermögens und von ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Als Schriftſteller trat er zuerſt in mehreren pariſer Zeitſchriften, beſonders in der „Psyche“ auf und als Romandichter machte er ſich durch folgende Werke bekannt: „Plik et Plok“ (1831); „Atar-Gull“ (1832. Deutſch, Leipz. 1832); „Le Salamandre“; „Coucaratcha“ und „La vigie de Koat-Ven“ (Paris 1833. 4 Voll.). Auch lieferte er einen Beitrag zu dem „Livre des conteurs“ und beſorgte die Zeichnung zu dem Kupferſtiche in den „Soirées de Walter Scott.“ Sein neuſtes Werk iſt ſeine „Histoire de la marine“ (Paris 1836). S. iſt beſonders Meiſter in Naturſchilderungen und Darſtellungen gräßlicher Scenen des Menſchenlebens, weniger gelingen ihm jedoch Zeichnungen von Charakteren. In Frankreich gilt er für den Begründer einer neuen Art von Roman, nämlich des roman maritime. 81.

Süd, Südpunkt, ſ. Mittag, Mittagspunkt.

Südamerika, ſ. Amerika.

Südindien, ſ. Auſtralien.

Südlicht oder Auſtrallicht nennt man die dem Nordlichte (ſ. d. Art.) ganz ähnliche Erſcheinung am Südhimmel. 30.

Südpolländer nennt man alle Inſeln, welche weiter als über den 54° ſüdlicher Breite hinausliegen. Die meiſten ſind erſt in der neueſten Zeit entdeckt, alle aber unbewohnt und faſt ganz in Eis begraben gefunden worden. Sie ſind nur um des Robbenfanges willen hauptſächlich für die engliſchen und angloamerikaniſchen Seefahrer wichtig. Folgende ſind die merkwürdigſten Inſeln und kleineren Gruppen dieſes Archipels: a) Neu- oder Südgeorgien (ſ. d. Art.). b) Sandwichland, ſüdöſtlich von der vorigen, außer einigen Klippen ganz mit Eis und Schnee bedeckt, ohne Pflanzenwuchs und enthält vornehmlich: Briſtol, die größte dieſer Inſeln; das ſüdliche Thule und die kleine Traverſaygruppe mit einem Vulcane. Zu dieſem Archipel gehören auch die 1830 von James Brown entdeckten 4 Inſeln, als Pollet-Eiland (56° 18′ S. Br., 28° 35′ W. L.), Prinzeninſel (55° 55′ S. Br., 27° 50′ W. L.), Willeysinſeln (55° 25′ S. Br., 27° 43′ W. L.), Weihnachtsinſel (57° 49′ S. Br., 27° 38′ W. L.), von welchen Prince und Willey ebenfalls jede einen Vulcan haben. Nördlicher ſind die Saundersinſeln und die Lichtmeßinſeln. c) Neu-Süd-Shetland, weſtlich und ſüdweſtlich von den ſüdlichen Orkaden, 317° 30′ L., 62° 30′ S. Br., entdeckt vom Capitain Smith im Januar 1819, eine Gruppe zahlreicher Inſeln, die er im Namen des Königs von England in Beſitz nahm. Die Küſte iſt bergig und mit Schnee bedeckt, dem Anſcheine nach unbewohnt und außer dem Wintermoos ohne Spur von Vegetation, im Ganzen der Küſte von Norwegen ähnlich; das Klima iſt gemäßigt; an den Küſten wimmelt es von Pot- und Wallfiſchen, Seeleoparden, Seehunden, See- und Landvögeln, beſonders Pinguins, Möwen, Seeraben, Seehühnern, weißen Tauben, Süßwaſſerenten ꝛc.; auch hat man Steinkohlen, Chalcedon, Kalkſpath, Schwefelkiesdruſen, Stillit, Apophyllit, Trapp ꝛc. gefunden. Die größten Inſeln heißen Barrow, König Georg, Levingſton, Deceptionsinſel mit heißen Quellen und einem der ſchönſten Häfen der Welt, James, die abſchreckendſte und höchſte von allen Inſeln, mit einem 2500 Fuß hohen Spitzberge, und Bridgemansinſel, mit einem rauchenden Vulcane, der unter 62° N. Br. der ſüdlichſte und zugleich der niedrigſte aller bekannten Feuerberge iſt, indem er nur 80 Fuß über das Meer emporragen ſoll. d) Die Auſtralorcaden oder ſüdlichen Orkneys, weſtſüdweſtlich vom Sandwicharchipel, 1822 von Weddel entdeckt, zwiſchen 60° bis 61° S. Br. und von 44° 30′ bis 46° 30′ W. L. gelegen und unwirthbarer als Neu-Süd-Shetland, nur von Robben und Seevögeln

bewohnt. Die Hauptinſel heißt Pomona (Mainland, Coronation oder Krönungsinſel) und iſt die weſtlichſte; die öſtlichen und kleineren Inſeln heißen Melville, Robertſon, Weddel und Saddle ꝛc. Noch ſüdlicher (74° 15′ S. Br.) fand Weddel noch 4 Eisinſeln, die in einem offenen Meere ſchwammen, das er Meer Georg's IV. nannte und wo die Abweichungen der Magnetnadel ſehr beträchtlich waren. e) Das Dreieinigkeitsland, ſüdlich von Südſhetland, wahrſcheinlich auch ein Archipel, von dem erſt einige Punkte, z. B. die 1821 entdeckte Krönungsinſel (61° 41′ S. Br.) mit einem guten Hafen (Palmersport genannt) und das noch ſüdlichere Palmersland bekannt ſind. f) Die kleinen, vom ruſſiſchen Capitain Bellinghauſen 1821 entdeckten Inſeln Alexander I. und Peter I. liegen ſüdweſtlich vom Dreieinigkeitslande, faſt unter 70° S. Br. Am 28. Febr. 1831 entdeckte der Capitain Biscoe, Befehlshaber eines zum Wallfiſchfange beſtimmten Schiffes, unter 67° 15′ ſüdlicher Breite und 69° 29′ weſtlicher Länge Land, welches ſich auf 300 engl. Meilen lang auszudehnen ſchien und aus ſchwarzen mit Schnee bedeckten Gebirgen beſtand. Man hält es für einen Theil von einem ungeheuren Feſtlande, welches ſich von 47° 30′ öſtlicher bis 69° 19′ weſtlicher Länge, oder beiläufig vom Meridian der Inſel Madagascar öſtlich bis zum Meridian des Cap Horn erſtrecken ſoll. Biscoe nannte den zuerſt entdeckten Theil Enderbysland. Im Februar 1832 entdeckte er am weſtlichen Ende deſſelben, unter 69° 29′ weſtlicher Länge, eine Inſel in der Nähe des Feſtlandes und nannte ſie Adelaideninſel. Sie hatte einen hohen Spitzberg und mehrere kleinere. Südwärts davon ſah man Berge. 71.

Südſee, ſtilles Meer, Oſtmeer, Auſtralocean, großer Ocean, Südmeer, Mar del Sur, Mare pacificum, iſt das größte von allen Meeren, welches im Norden mittelſt der Beringsſtraße mit dem nördlichen Eismeere zuſammenhängt, im Weſten Aſien, die großen Inſeln Neu-Guinea und Neuholland beſpült und dazwiſchen mit dem indiſchen Meere zuſammentritt, im Süden mit dem ſüdlichen Eismeere zuſammenfließt und im Oſten ganz Amerika beſpült und um das Cap Horn herum mit dem atlantiſchen Ocean zuſammentritt. Seine Theile ſind: das Meer von Kamtſchatka; das ochotskiſche, japaniſche, das gelbe Meer, das chineſiſche Meer, der Meerbuſen von Carpentaria; die Meerbuſen von Guayaquil, Panama, Tehuantepec und Calefornien. Es zeichnet ſich durch die Sicherheit der Schifffahrt in demſelben, wie durch die Maſſe und die ſchöpferiſche Thätigkeit ſeiner Polypen und durch Auſtralien aus, welches einen großen Theil ſeiner Oberfläche einnimmt, wie durch die Kette von Vulcanen, welche es umgeben. Den Namen ſtilles Meer hat es, weil es 30° S. Br. bis 5° N. Br. weniger ſtürmiſch iſt, als andere Theile des Meeres. In dieſem Striche herrſcht eine beſtändige Heiterkeit und bei ſanften, immer gleichen Winden kann man auf eine ſichere Schifffahrt rechnen; aber vom 5° N. Br. an bis tief in den Norden zur Beringsſtraße hinauf herrſchen die heftigſten Stürme faſt in allen Jahreszeiten. Beſonders ſind die Winde den Fahrten von Norden nach Süden längs den Küſten ſehr hinderlich und machen dieſe langwierig und gefährlich. Daher iſt zwiſchen den ſo nahe an einander grenzenden Provinzen Mexico, Peru und Chile ſehr wenig Verbindung. Man theilt dieſes Meer 1) in die Nordſee, bis zum Wendekreiſe des Krebſes in der nördlichen gemäßigten Zone, mit veränderlichen Winden, doch vorherrſchendem Weſtwinde; 2) die Mittelſee oder das eigentliche ſtille Meer zwiſchen den beiden Wendekreiſen, in der heißen Zone, mit den ſchönſten und größten Inſelgruppen Auſtraliens; 3) die eigentliche S., vom Wendekreiſe des Steinbocks bis zum ſüdlichen Eismeere, mit veränderlichen, beſonders weſtlichen Winden und wenigen Inſeln. Dieſes Meer heißt auch das große Weltmeer, weil es unter den 5 Hauptmeeren das größte iſt, indem unter dem Äquator ſeine Ausdehnung von Aſien bis Amerika gegen 2400 Meilen beträgt. 71.

Sünde, lat. peccatum; franz. péché; engl. sin, iſt überhaupt jede Abweichung vom göttlichen Geſetze; im engern Sinne aber jede im Zuſtande der Freiheit geſchehene Abweichung von dem erkannten göttlichen Geſetze oder Willen Gottes. Jede S. ſetzt daher theils das Daſein eines zu beobachtenden Geſetzes und die Nichterfüllung deſſelben (was man das Materielle der S. genannt hat), theils die Kenntniß des Geſetzes und die mit Freiheit erfolgte Übertretung deſſelben (das Formelle der S.) voraus. Denn wo der Menſch keine Kunde hat und haben kann von einem Geſetze und wo er nicht im völligen Gebrauche ſeiner Freiheit iſt, da kann auch keine S. ſtattfinden. Man pflegt die Sünden mannigfaltig einzutheilen und zwar rückſichtlich des Objects, gegen welches man ſündigt, in Sünden gegen Gott, gegen Andere und gegen uns ſelbſt; hinſichtlich des Geſetzes in Begehungs- und Unterlaſſungsſünden; in Hinſicht der Handlung ſelbſt in innere und äußere Sünden; endlich in Betreff der Schuld oder Strafwürdigkeit in Sünden des Vorſatzes und unvorſätzliche Sünden, verzeihliche und unverzeihliche, Todſünden und Erlaßſünden ꝛc. Über dieſe Eintheilungen iſt aber zu bemerken: 1) alle Übertretungen des Geſetzes ſind Sünden gegen Gott; auch kann man kein Geſetz übertreten, ohne ſich an ſich ſelbſt zu verſündigen. 2) Die Unterſcheidung von Begehungs- und Unterlaſſungsſünden iſt eigentlich blos logiſch; denn dieſelbe Handlung kann als Unterlaſſungs- und Begehungsſünde betrachtet werden. Doch hat ſie Wichtigkeit in praktiſcher Hinſicht gegen das Vorurtheil, daß keine S. da ſei, wo nicht gehandelt werde. 3) Man kann allerdings innere und äußere S. unterſcheiden; denn es iſt nicht zu läugnen, daß man ſich eben ſo durch bloße Gedanken und Geſinnungen, ſelbſt durch Gefühle, als durch äußerliche Handlungen an dem göttlichen Geſetze verſündigen kann. Man hat jedoch zu berückſichtigen, daß es bei den inneren darauf ankommt, ob man die ſündhaften Gedanken und Gefühle verſchuldet hat und ihnen Raum gibt; denn wiefern ſie unwillkührlich ſind, ſind ſie keine S. 4) Wichtiger iſt der Unterſchied zwiſchen vorſätzlichen und unvorſätzlichen Sünden. Es gehört aber zur Freiheit des Vorſatzes theils Bewußtſein des Geſetzes, theils Überlegung des Zuſammenhanges der Handlung mit dem Geſetze, theils die Kraft, ſich zur Handlung ſelbſt zu beſtimmen. Daher unterſcheidet man gewöhnlich bei den vorſätzlichen S. Sünden der Unwiſſenheit, Sünden der Übereilung und Sünden der Schwäche. Allein ſo wahr es iſt, daß der Mangel des freien Vorſatzes die Zurechnung aufhebt, ſo iſt dieß doch nur in den Fällen, wo jener Mangel unverſchuldet war. Es fragt ſich alſo, ob die Unkenntniß des Geſetzes, ob die Übereilung, ob die Übermacht einer fremden Gewalt, welche den Willen zur That genöthigt hat, verſchuldet oder unverſchuldet ſei. 5) Der Unterſchied zwiſchen Erlaß- und Todſünden endlich beruht urſprünglich auf jenen Stellen des neuen Teſtamentes (Matth. 12, 31. 32 u. a.), wo Chriſtus erklärt, daß abſichtliche Verläumdung ſeiner göttlichen Kraft wider eigene beſſere Überzeugung (S. wider den heiligen Geiſt) eine S. ſei, die nicht vergeben werden könne; denn eine ſolche S. ſetzt allerdings eine Verderbtheit der Geſinnung voraus, bei welcher eine Beſſerung und folglich auch Vergebung nicht ſtatthaben kann. Wiefern es allerdings noch jetzt der Fall ſein kann, daß der Menſch, der durch das Chriſtenthum die Wahrheit erkannt hat, ſich dennoch derſelben widerſetzt und den Wirkungen des göttlichen Geiſtes widerſtrebt, in ſofern kann es allerdings auch jetzt noch eine S. gegen den heiligen Geiſt geben. Allein man muß doch zugeben, daß dieß wenigſtens in jenen Stellen nicht gemeint ſei. — Fragen wir nach dem Urſprunge der S., ſo iſt derſelbe in dem Menſchen ſelbſt zu ſuchen. Sie entſteht aus dem durch freie Selbſtverführung entſtandenen Übergewichte des ſinnlichen Reizes über die leitende Kraft der Pflicht. Es wird hierbei vorausgeſetzt, daß der Menſch nicht ſündigen kann, ſo lange er von dem klaren Gedanken an Gott und an ſeine Pflicht geleitet wird, und daß er ſeiner Natur nach das Böſe nur unter dem Scheine des Guten (weil es ihm

lieblich und gut zu ſein dünkt, 1 Moſ. 3, 6) begehen kann. Die S. entſpringt folglich aus der Vergeſſenheit Gottes in uns ſelbſt und der in dem Gemüthe vordringenden Verblendung des Verſtandes über das wahrhaft Gute; eine Verirrung, die nur durch unſere natürliche Beſchränkung, die allmählige Entwickelung unſeres Geiſtes, die animaliſche Trägheit unſerer Natur und die aus ihr hervorgehende Liebe zu dem niedern Sinnengute möglich wird. — Noch hat man die Frage aufgeworfen: wie weit die S. und das Laſter gehen könne, ohne ſich ſelbſt in der Perſon zu vernichten? Die Erfahrung lehrt, daß die S. von langer Dauer und eines immer neuen Zuwachſes fähig iſt. „Es läßt ſich in der Welt des Gemüthes keine Grenze feſtſetzen, bei welcher das kühne Laſter ſtehen bleiben müßte. Vielmehr ſcheint es in der Natur einer moraliſchen Ordnung der Dinge zu liegen, daß der Höhe einer unendlichen Vollkommenheit auch die Tiefe einer endloſen Unſittlichkeit gegenüberſtehe, damit die Bewegung des Willens auf beiden Seiten frei und unbehindert bleibe" (von Ammon, „Handbuch der chriſtlichen Sittenlehre" I. 414). — Schließlich bemerken wir, daß der Ausdruck „S." zuweilen für Sündhaftigkeit (vitiositas) gebraucht wird, unter welcher man den Hang zu Abweichungen vom göttlichen Geſetze verſteht. 63.

Sündfluth, lat. diluvium; franz. déluge; engl. deluge, nennt man die große Überſchwemmung, durch welche Gott nach den Angaben der moſaiſchen Überlieferung (Geneſ. 6 ff.) die von der rechten Bahn abgekommene Menſchheit, als ſie durch groben Sinnengenuß und Mißbrauch der Gewalt in unheilbares Verderbniß zu ſinken drohte, zu vertilgen beſchloß. Durch 40 Tage lang anhaltende Regengüſſe und durch die austretenden Quellen des Oceans ſchwollen die Waſſer bis 15 Ellen über die Scheitel der Berge an und alles Lebendige ging in den Fluthen zu Grunde, mit alleiniger Ausnahme Noah's, der mit ſeiner Familie, zuſammen 8 Perſonen, und einzelnen Paaren von jeglicher Thiergattung auf einem Schiffe (Arche) ſich rettete, das er nach erhaltener göttlicher Weiſung erbaut hatte, nach dem Aufhören der Fluth, welche 1 Jahr und 10 Tage gedauert hatte, am Gebirge Ararat in Armenien landete und von da aus durch ſeine Nachkommenſchaft die Erde bevölkerte. Die wahre Zeit dieſer einer hiſtoriſch dunkeln Zeit angehörenden Erdrevolution läßt ſich nicht beſtimmen. Nach der hebräiſchen Zeitrechnung fällt ſie in das Jahr der Welt 1656, v. Chr. 2327 nach Petavius, 3547 nach Joh. von Müller. Unſtreitig iſt ſie weit älter, als wenigſtens die hebräiſche Chronologie angibt, und es iſt auch wohl möglich, daß noch ältere Revolutionen unſeres Erdballs vor der moſaiſchen S. vorhergegangen ſein können, die ſich in dem Dunkel der Urwelt verlieren. Übrigens findet man auch bei anderen Völkern ähnliche Sagen, welche auf eine Überſchwemmung Vorderaſiens in grauer Vorzeit hindeuten. So bei den Chaldäern von einer Flut unter Xiſuthrus, der auf den chaldäiſchen Bergen den Fluten entrann; bei den Griechen unter Deukalion und Ogyges; bei den Chineſen, Japanern, Indern, Ägyptern, ſelbſt bei den Südamerikanern, beſonders den Mexicanern. Man hat hieraus die Allgemeinheit der Überſchwemmung geſchloſſen und zu dieſem Behufe die Überlieferungen faſt aller alten Völker von dergleichen Naturrevolutionen zuſammengeſtellt, welche die moſaiſche Angabe beſtätigen ſollten. Auch nahm man dafür die Verſteinerungen und Gerippe von Thieren in Anſpruch, die im Innern und auf den Gipfeln der höchſten Berge, aber auch in den kälteſten und entfernteſten Gegenden unter der Erde gefunden wurden, obgleich ſie in den wärmſten leben (ſ. Antidiluviſch). Aber daraus, daß die meiſten Völker von Überſchwemmungen zu erzählen wiſſen, kann nicht gefolgert werden, daß ſie von einer und ebenderſelben reden. Die Überſchwemmung einer weiten Landesſtrecke, über deren Grenzen hinaus die geographiſche Kunde ihrer Bewohner nicht reichte, mußte denſelben wohl als eine Weltüberſchwemmung (weil ſie ihre Welt betraf) erſcheinen. Jene Überreſte aber können auch noch von der Zeit her-

rühren, wo ſich die Erde zur jetzigen Geſtalt noch nicht gebildet hatte. Man hat daher nur eine partielle Fluth anzunehmen, welche nur einzelne Theile und Gegenden der Erdoberfläche traf. Denn ein allgemeines Austreten des Weltmeeres und dadurch erfolgte Zerſtörung der ganzen organiſchen Schöpfung läßt ſich kaum denken, wo der Weltkörper erſt ſeine Geſtalt erhalten hatte; die Vereinigung aller Gattungen von Geſchöpfen in der Arche aber und ihre Erhaltung darin während der Dauer der Fluth iſt etwas Unmögliches und die ſo ſchnelle Bevölkerung und Cultur des Erdbodens nach Noah unglaublich. Vergl. Ph. Buttmann, „Über den Mythus der Sündfluth" (2. Aufl. Berl. 1819). 62.

Süßholz heißt die Wurzel eines zur 16. Linné'ſchen Claſſe gehörigen Staudengewächſes (glycirrhiza) und zwar der beiden Arten glabra und echinata. Erſtere, welche im ſüdlichen Europa und auch in Deutſchland gefunden wird, liefert eine lange, fingerdicke, inwendig gelbe, mit einer braunen Rinde bedeckte Wurzel; letztere, welche in Südrußland wächſt, eine ähnliche, nur noch etwas dickere Wurzel. Beide beſitzen viel Zuckerſtoff und Schleim, haben einen ſüßen, hintennach aber bitterlichen Geſchmack und werden in der Medicin als demulcirendes Mittel bei Katarrh, Huſten und Bruſtübeln angewendet, entweder als Miſchungsmittel in Theen, oder als Pulver, oder auch ausgepreßt, wodurch der bekannte Lakritzenſaft (liquiritia) erhalten wird. 30.

Süßkind (Friedrich Gottlieb von), ein verdienter Theolog, wurde am 17. Febr. 1767 zu Neuſtadt an der Linde geboren und 1783 in das theologiſche Seminar zu Tübingen aufgenommen. Nach beendigten Studien war er kurze Zeit Pfarrgehülfe, bereiſte dann (1790) Deutſchland, ward 1791 Repetent am theologiſchen Seminare zu Tübingen, 1795 Diakonus zu Urach im Würtembergiſchen, und 1798 ordentlicher Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Tübingen, Frühprediger und Inſpectoratsaſſeſſor am theologiſchen Seminare, wurde 1805 als Oberhofprediger und Oberconſiſtorialrath nach Stuttgart berufen und bald darauf (1806) auch Oberſtudienrath, ſodann Feldpropſt und Prälat, 1808 Mitglied des Obercenſurcollegium und 1814 Director des Oberſtudienraths. Er ſtarb am 12. Nov. 1829 mit dem Ruhme, ſich wie um das höhere Unterrichtsweſen überhaupt, ſo namentlich um die Organiſation der theologiſchen Seminare Würtembergs äußerſt verdient gemacht zu haben. S. hat folgende Schriften hinterlaſſen: „Geſchichte des Opferfeſtes vom Abendmahl vom I. — VI. Jahrh." (in der „Göttinger Bibliothek der neueſten theologiſchen Literatur" vom Jahre 1790); „In welchem Sinne hat Jeſus ſeine Religion und Sittenlehre für eine göttliche ausgegeben" (Tüb. 1802); „Prüfung der Schellingſchen Lehre von Gott, Weltſchöpfung, Freiheit, moraliſchem Guten und Böſen" (Tüb. 1812.); „Über die Peſtalozziſche Methode und ihre Einführung in den Volksſchulen" (Stuttg. 1809. 2. Aufl. 1811); „Symbolae ad illustranda quaedam evangeliorum loca" (3 Ptes. Tub. 1802—1804); „Vermiſchte Aufſätze meiſt theologiſchen Inhalts"; nach ſeinem Tode herausgegeben von K. F. Süßkind (Stuttg. 1831). Auch ſetzte S. Flatt's „Magazin für chriſtliche Dogmatik und Moral" (ſeit 1813, St. 9.) fort. 63.

Süßmayer (Franz Xaver), einer der beliebteſten Componiſten des vorigen Jahrh., geb. 1765, wendete ſich frühzeitig zum Studium der Muſik, ward der Schüler des berühmten Salieri und dann ſelbſt Mozart's und endlich 1795 als Kapellmeiſter am kaiſerlich-königlichen Operntheater in Wien angeſtellt, welchen Poſten er auch bis an ſeinen Tod (1803) verwaltete. Unter ſeinen zahlreichen Compoſitionen verdienen hauptſächlich Erwähnung ſeine (meiſtens heroiſchen) Opern, unter denen ſeine vorzüglichſten ſind: „Moſes"; „Der Spiegel aus Arcadien"; „Die zwei Bucklichten"; „Soliman II. oder die zwei Sultaninnen"; „Il Furco in Napoli" 1800 ꝛc. In der claſſiſchen Muſik iſt er aber dadurch namentlich berühmt geworden, daß er zu denjenigen Sätzen des berühmten Re-

quiem von Mozart die Inſtrumente hinzuſetzte, welche zu vollenden Morzart durch den Tod verhindert wurde. Auch ſollen mehrere Partien aus Mozart's „Titus" S.'s Arbeit ſein. 20.

Süßmilch (Johann Peter), der Begründer der politiſchen Arithmetik (ſ. d. Art.), ward 1707 zu Berlin geboren, ſtudirte zu Halle und Jena anfangs die Rechte, dann Medicin und endlich Theologie, war darauf einige Zeit Feldprediger, dann Landgeiſtlicher und zuletzt Propſt und Oberconſiſtorialrath in Berlin, wo er 1767 ſtarb. Als Schriftſteller hat er ſich vorzüglich durch eine eigenthümliche Auffaſſung der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte bekannt gemacht, beſonders aber iſt er durch ſeine Schrift: „Die göttliche Ordnung in der Veränderung des menſchlichen Geſchlechts aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung derſelben" (Berl. 1740. 4. Ausg. 1775. 3 Thle.) berühmt geworden, in welcher er zuerſt die für die Statiſtik und Staatsverwaltung ſo wichtige Lehre von der Sterblichkeit und der Berechnung der Einwohnerzahl eines Staats nach Alter und Geſchlecht entwickelte und dieſer dadurch eine neue Richtung gab. 16.

Süß Oppenheimer, der berüchtigte würtembergiſche Finanzminiſter, ein Jude, ward 1692 zu Heidelberg geboren, widmete ſich dem Handel und trat durch verſchiedene Geldgeſchäfte mit dem Herzog Karl Alexander von Würtemberg in Verbindung, der ihm anfänglich die Direction des Münzweſens übertrug und endlich bis zum geheimen Finanzrath und Cabinetsminiſter erhob. Als ſolcher beſetzte er nun alle Stellen mit ſeinen Creaturen, verſchlechterte die Münzen, belegte alle Beamten für Verſehen mit großen Geldſtrafen, errichtete ein Salz-, Wein- und Tabaksmonopol, verkaufte um große Summen Privilegien, zwang die Unterthanen zur genauen Angabe ihres Vermögens, zog eine große Menge Juden ins Land, welche ſich auf jede Weiſe übermüthig betrugen, und drückte das Volk mit Abgaben aller Art. Der Haß, den er ſich dadurch zuzog, ſtieg allmählig bis zur größten Höhe und kaum war der Herzog geſtorben (d. 12. März 1737), als er verhaftet, vor ein Gericht geſtellt und als Staatsverbrecher in ſeinem Staatskleide aufgehängt ward. 16.

Suetonius (Tranquillus Cajus), einer der ausgezeichnetſten römiſchen Schriftſteller, lebte zu Anfange des II. Jahrh., widmete ſich frühzeitig dem Studium der Grammatik und Rhetorik, ward in der Folge ein intimer Freund des jüngern Plinius, durch deſſen Verwendung er auch das Tribunat erhielt, und nach deſſen Tode geheimer Secretair (magister epistolarum) beim Kaiſer Hadrian. Wegen ſeines zu freien Betragens gegen die Kaiſerin Sabina jedoch wurde ihm dieſe Ehrenſtelle genommen, worauf er ſich vom Hofe in die Einſamkeit zurückzog und bis an ſein Ende mit regem Fleiße den Wiſſenſchaften lebte. Etwas Näheres von ſeinen Lebensverhältniſſen wiſſen wir leider nicht. Seine Werke ſind: „Vitae XII imperatorum"; „Liber de illustribus grammaticis"; „Liber de claris oratoribus" (verſtümmelt) und „Liber de poetis" enthaltend die „Vitas Terentii, Horatii, Persii, Lucani, Juvenalis, Plinii majoris". In allen dieſen Schriften erſcheint S. ziemlich frei von Barbarismen in der Sprache und von der geſchmackloſen Zierlichkeit rhetoriſcher Prunkſucht. Das wichtigſte Werk unter allen ſind ſeine „Vitae XII imperatorum", die Biographien der 12 erſten Kaiſer bis auf Domitianus, welches darum für uns von höchſter Wichtigkeit iſt, weil es in vieler Hinſicht als einzige Quelle daſteht, zumal da S. dabei nur den Zweck gehabt zu haben ſcheint, treue und ins Einzelne gehende Berichte des Lebens und Handelns jener Kaiſer in allen Beziehungen nach Quellen zu geben, deren Benutzung in dem Familienarchive nach ſeiner Stellung nur ihm allein möglich war. Und in der That leuchten eine ſtrenge Unparteilichkeit und hiſtoriſche Kritik faſt aus jeder Zeile ſeiner Schriften hervor, daher er beim Studium der römiſchen Geſchichte dieſer Zeitperiode unbedingt als eine der vorzüglichſten Quellen angeſehen werden

muß. Die Ed. princ. erſchien zu Rom 1470. Fol., welcher bald mehrere andere zu Rom, Venet., Lugd. Bat., Paris etc. folgten. Andere Hauptausgaben ſind von Rob. Stephanus (Paris 1543. 8.); Deſ. Erasmus (Basil. 1518. Fol. 1546. Fol.); Iſ. Caſaubonus (zuletzt Genev. 1615); J. G. Grävius (Traj. ad Rhen. 1704. 4.); Burmann (Amstel. 1736. II. 4.); Erneſti (zuletzt Lips. 1772. 8.); Oudendorp (Lugd. 1751. 8.); Wolf (Lips. 1802. IV. 8.); Baumgarten-Cruſius (mit einer clavis Sueton. Lips. 1816, neu 1820. 2 Voll. 8.); C. Benj. Haſe (Paris 1828. 2 Voll. 8.). Eine gute deutſche Überſetzung iſt von Oſtertag (Frankf. a. M. 1788 und 1789. 2 Bde. 8.). 20.

Sueur, ſ. Le Sueur.

Sueven nennt man vor der chriſtlichen Zeitrechnung eine Menge unter ſich verbündeter deutſcher Völkerſchaften, unter denen die Namen der Longobarden, Semnonen, Angeln, Hermunduren, Vandalen, Burgunder, Heruler und Rugier die bekannteſten ſind. Ihre Wohnſitze, welche ſich anfangs nur zwiſchen der Weichſel und Oder befanden, erſtreckten ſich ſpäter über die Elbe und dehnten ſich im Zeitalter Cäſar's ſelbſt bis an den Neckar und Rhein aus. Nach der Anſicht des Tacitus rührt ihr gemeinſamer Name von dem langen Haare her, welches ſie, als allgemeines Kennzeichen ihres Volkes, in einen Schweif oder Zopf gebunden trugen. Bis auf wenige Unterſchiede in den Religionsgebräuchen waren ihre Sitten und Verfaſſung denen der meiſten Völker germaniſchen Stammes ähnlich. Nach der Völkerwanderung verließen die S. ihre bisherigen Wohnplätze, drangen im Vereine mit Vandalen und Alanen in Gallien ein, gingen 409 über die Pyrenäen und beſetzten nebſt den Vandalen die ſpaniſchen Provinzen Altcaſtilien und Galizien. Als die Vandalen hierauf nach Afrika übergangen waren, breiteten ſich die S. erobernd bis in das jetzige Portugal aus; allein ihre Eroberungsluſt verwickelte ſie in verderbliche Kriege mit den Weſtgothen und Römern und nachdem ſie von erſteren im Jahre 586 gänzlich unterjocht worden waren, verſchwanden alle Spuren ihrer Herrſchaft und ſelbſt ihres Namens aus der ſpaniſchen Geſchichte. Die heutigen Schwaben, welche zuerſt im V. Jahrh. auftraten, bilden ein Theil der in Deutſchland zurückgebliebenen und mit den Alemannen verbundenen S., welche ſich zwiſchen dem Oberrhein und dem Main, dem Neckar, der Donau und dem Lech niedergelaſſen hatten. 81.

Suffeten hießen die beiden Staatsoberhäupter zu Carthago, welche an der Spitze der Verwaltung ſtanden und faſt königliches Anſehen hatten; daher ſie von den römiſchen Schriftſtellern öfters mit den Conſuln, von Ariſtoteles aber mit den ſpartaniſchen Königen verglichen werden. Ihr Amt dauerte wahrſcheinlich auf Lebenszeit; doch war es nicht erblich, ſondern wurde durch Volkswahl ertheilt. Nicht nur die verdienteſten, ſondern auch die reichſten Männer wählte man zu dieſer Würde. Sie beriefen den Senat zuſammen und hatten in demſelben den Vorſitz, unterſuchten die begangenen Verbrechen und ſprachen auf einem Throne ſitzend Recht. Mit der militairiſchen Gewalt dagegen hatten ſie nichts zu thun und nie waren ſie Feldherren im Kriege. — Häufig hat man die Schophtim (Richter) der Hebräer mit den S. der Carthager verglichen. Der Name iſt wirklich derſelbe, die Würde aber war verſchieden, indem jene mehr Anführer im Kriege, Erretter in dringenden Gefahren waren. 63.

Suffragan heißt jeder Geiſtliche, welcher Sitz und Stimme (suffragium) in einem geiſtlichen Collegium hat, als in Synoden von Biſchöfen unter einem Erzbiſchofe oder von Pfarrern unter einem Biſchofe, in Conventen unter einem Abte oder bei Ordenskapiteln unter einem Provincial. Suffraganbiſchöfe aber nennt man die einem Erzbiſchofe als Gehülfen und Stellvertreter untergeordneten Biſchöfe. 63.

Suffragium (von sub und frangere), eigentlich ein zerbrochenes Stückchen, eine Scherbe. Auf dergleichen Holzſtückchen oder Täfelchen pflegten die Alten in den Volksverſammlungen bei Abſtimmung über Staatsangelegenheiten ihre Stimme oder ihr Votum abzugeben. Daher bezeichnet S. 1) das Votum der Bürger in den Comitien und der Richter bei Verurtheilung oder Losſprechung; 2) das Recht zu votiren, das Stimmrecht. Über die Art deſſelben bei den Römern ſ. Comitia. 18.

Suger, Abt zu St. Denys und Reichsverweſer von Frankreich während der Abweſenheit Ludwig's VII. im heiligen Lande, wurde im Jahre 1087 von armen Eltern geboren, kam in ſeinem zehnten Jahre nach St. Denys, wo er mit Ludwig VI., der gleichfalls dort erzogen wurde, innige Freundſchaft ſchloß, erhielt hier die Prieſterweihe, wurde nach der Thronbeſteigung Ludwig's VI. von dieſem an den Hof gerufen, im Jahre 1122 zum Abt von St. Denys ernannt, widmete ſich alsdann beſonders der Rechtspflege und machte ſich um die Verbeſſerung des Kloſterweſens verdient. Nach dem Tode Ludwig's VI. genoß er bei deſſen Nachfolger Ludwig VII. gleiche Gunſt und als dieſer, ungeachtet der Einwendung S.'s, mit dem deutſchen Kaiſer einen Kreuzzug nach Paläſtina unternahm, übertrug ihm derſelbe unterdeß die Verwaltung ſeines Reichs, welches er ſo weiſe regierte, daß er ſich dadurch den Dank ſeines Fürſten und vom Volke den Namen eines Vaters des Vaterlandes erwarb. Er ſtarb im Jahre 1152 während der Zurüſtungen zu einem Kreuzzuge, den er ſelbſt zu unternehmen gedachte, und hinterließ ein Werk: „De rebus in sua administratione gestis“, ſo wie eine „Vita Ludovici VII.“ (enthalten in der Sammlung von du Chesne) und eine Sammlung von Briefen. 81.

Suggeſtivfragen ſind Fragen, die der Richter an den Beſchuldigten oder an den Zeugen thut und denen die Antwort ſchon untergelegt iſt, oder wodurch er denſelben zur Ertheilung einer verfänglichen Bejahung oder Verneinung verleitet. Da ein ſolches Verfahren mit der Redlichkeit und Würde, die einem Richter zur Pflicht gemacht ſind, unverträglich iſt, ſo ſind ſolche Fragen mit Recht zu verwerfen. 17.

Suggeſtus hieß der erhabene Ort auf dem römiſchen Forum, von welchem herab die Redner zum Volke ſprachen und welcher in der Folge den Namen Roſtra erhielt. Cäſar ließ ſich eine ſolche Anhöhe oder Thron auch auf dem Rathhauſe und in den Schauſpielen errichten. — S. wurde auch der Platz, wo der Kaiſer bei den Gladiatorenſpielen ſaß, genannt. 18.

Suhla, Stadt in einem tiefen Thale des Thüringerwaldes, offen und gut gebaut mit 3 Kirchen, 1 Bürgerſchule, 1 Armen- und Arbeitsanſtalt, 993 Häuſern und 6300 Einwohnern, iſt der Sitz eines Bergamtes, 1 Eiſen-Hütten- und Fabrikinſpection und Hauptſitz der Gewehrfabrikation und der Barchentweberei in Henneberg. Erſtere beſchäftigte 1827 458 Arbeiter, worunter 105 Rohrſchmiede, 262 Büchſenmacher und Schloſſer und 91 Büchſenſchäfter ſich befanden. Außerdem gibt es 1 Ladeſtock-, Bayonnet- und Maſchinenfabrik mit 20 Arbeitern. Man verarbeitet jährlich über 7000 Centner Eiſen, das man meiſtens von Schmolkaden bezieht, und fertigt jährlich gegen 20000 Stück Gewehre aller Art. (1800 wurden 5519 Carabiner, 15515 Infanterie- und 105 Jägerflinten, 661 Büchſen, 1158 Paar Piſtolen und eine Menge einzelner Läufe verſendet.) Dann gibt es 1 engliſche Feilen-, 1 Sanitätskochgeſchirr- und 1 Klingenfabrik und eine Menge andere Eiſenarbeiter, die ſchmalkalder und ſuhlaer Waaren liefern. Bedeutender noch als die Gewehrfabrik iſt die Barchentweberei, die 450 Meiſter beſchäftigt und mit den umliegenden Dörfern jährlich 70000 Stück Barchent producirt. Es gibt außerdem noch große Gewehr-, Barchent- und Lederhandlungen, 7 Mahl-, 2 Schneide-, 1 Öl-, 1 Walk- und 1 Lohmühle und 1 Buchdruckerei. In der Nähe der Stadt findet man Eiſenſteingruben. 71.

Suhm (Ulrich Friedrich von), ein vertrauter Freund Friedrich's des Großen, wurde am 29. April 1691 in Dresden geboren, ſtudirte in Genf und bildete ſich unter Leitung ſeines Vaters in Paris zu Staatsgeſchäften, worauf er im Jahre 1720 als churſächſiſcher Geſandter an den berliner Hof verſetzt wurde. Hier trat er mit dem damaligen Kronprinzen, den nachherigen Könige Friedrich II., in enge Verbindung und ſtand mit demſelben auch nach ſeinem Abgange von Berlin (1740) noch fortwährend in einem philoſophiſchen Briefwechſel, welcher nach dem Tode des Königs unter dem Titel: „Correspondance familière et amicale de Frédéric II. avec U. F. de S.“ (2 Bde.) herauskam. 1737 war S. Geſandter an dem ruſſiſchen Hofe und wollte eben in Friedrich's II. Dienſte treten, als er noch während der Reiſe zu demſelben im Nov. 1740 ſtarb. 81.

Suhm (Peter Friedrich von), bekannter Geſchichtſchreiber, wurde am 28. Oct. 1728 zu Kopenhagen geboren und von ſeinem Vater, dem däniſchen Admiral Ulrich Friedrich von S., mit großer Sorgfalt erzogen, bildete ſich aber auch durch Privatſtudien noch weiter fort. Aus Liebe zu den Wiſſenſchaften begab er ſich im Jahre 1751 nach Norwegen und hielt ſich bis 1765 in Drontheim auf, wo er beſonders für die ältere Geſchichte Norwegens thätig war. In ſein Vaterland zurückgekehrt widmete er ſich faſt ausſchließlich wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen bis an ſeinen im Jahre 1798 erfolgten Tod. Als Schriftſteller erwarb er ſich durch ſeine moraliſchen und gemeinnützigen Abhandlungen, durch ſeine Idyllen und Erzählungen, durch ſeine gründlichen Geſchichtsforſchungen und die Darſtellung der Geſchichte ſeines Vaterlandes bleibende Verdienſte. Sein bedeutendes Vermögen ſetzte ihn in den Stand, jährlich 5000 Thlr. auf Bücher zu verwenden und eine Bibliothek von mehr als 100000 Bänden zu ſammeln, welche von mehreren Bibliothekaren beſorgt und Jedermann zum Gebrauche geöffnet wurde. Er unterſtützte arme Gelehrte mit Freigebigkeit nnd wendete bedeutende Summen auf den Ankauf von Copien und Handſchriften, ſo wie auf die Herausgabe derſelben. Unter ſeinen Werken, von denen mehrere in das Deutſche überſetzt worden ſind, erwähnen wir vorzüglich: „Kritiſche Geſchichte von Dänemark zu den Zeiten der Heiden“, „Die Geſchichte der nordiſchen Völkerwanderung“, „Über den Urſprung der Völker im Allgemeinen“ und „Über den Urſprung der nordiſchen Völker.“ Sein umfaſſendſtes Werk iſt jedoch die „Geſchichte von Dänemark“ (Kopenhagen 1782—1812. 4. 11 Bde.), welche aber nur bis zum Jahre 1319 reicht. 81.

Suidas, einer der beachtenswertheſten griechiſchen Grammatiker, lebte wahrſcheinlich zu Ende des X. und im Anfange des XI. Jahrh. und iſt berühmt als Verfaſſer eines Lexikon, das zwar oft unkritiſch compilirt oder doch interpolirt erſcheint, jedoch in vielfacher Hinſicht als Quelle höchſt wichtig iſt. Die Ed. princ. dieſes Werkes ward beſorgt von Demetr. Chalkondylas (Mailand 1499. Fol., ſpäter bei Aldus, Vened. 1514. Fol.). Neuere Ausgaben ſind von Ludw. **Küſter** (Cantabr. 1705. Fol. 3 Voll.), Th. **Gaisford** (Oxon. 1834. Fol. 3 Voll.) und **Bernhardi** (Halle 1834. 2 Bde.). 20.

Sulkowsky (Anton, Fürſt Ordinat von) auf Ryzyn, polniſcher General, wurde am 31. Dec. 1785 zu Liſſa geboren, vollendete ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, die er in Warſchau begonnen hatte, in Breslau und Göttingen, wurde darauf im Jahre 1806 von Napoleon zum Oberſten eines polniſchen Infanterieregimentes, welches er ſelbſt bildete, ernannt, erſtürmte am 27. Febr. 1807 die Stadt Dirſchau, als ſeine erſte Waffenthat, nahm alsdann an den Belagerungen von Danzig und Kolberg und 1808 an dem Kriege in Spanien, beſonders bei der Vertheidigung von Toledo, in den Schlachten von Almonacid und bei Ocaña rühmlichen Antheil, wurde zum Gouverneur von Malaga ernannt, kehrte im Jahre 1810 als Brigadegeneral in das Herzogthum Warſchau zurück, übernahm 1812 den Oberbefehl über die Avantgarde des Fürſten Poniatowski und befehligte

nach Warſchau zurückgekehrt und zum Diviſionsgeneral ernannt die Arrièregarde dieſes Fürſten. Er zog alsdann an der Spitze einer Colonne durch Böhmen, commandirte in der Schlacht bei Leipzig eine Cavalleriediviſion und übernahm nach Poniatowski's Tode auf Napoleon's Befehl die Führung des Reſtes der polniſchen Armee. Da S. ſein Wort gegeben hatte, die Polen nicht nach Frankreich zu führen, legte er darauf ſeinen Oberbefehl nieder und kehrte mit Napoleon's Erlaubniß anfangs auf ſeine Güter und ſodann nach Warſchau zurück. Als nach Wiederaufrichtung des Königreichs Polen auch die polniſche Armee neu organiſirt wurde, trat S. als Mitglied dem Kriegscomité bei und wurde ſpäter zum erſten Generaladjutanten der polniſchen Armee beim Kaiſer Alexander ernannt, erhielt aber 1818 die nachgeſuchte Entlaſſung und zog ſich auf ſeine Güter im Großherzogthume Poſen zurück, wo er am 13. April 1835 ſtarb. — Sein Bruder, Joſeph S. (geb. 1774), zeichnete ſich durch mannigfache Talente und Sprachkenntniſſe aus, kämpfte 1792 unter dem polniſchen Generale Zabiello tapfer gegen die Ruſſen und ging dann nach Paris, als Stanislaus der Conföderation von Targowitz beigetreten war, und wurde hierauf als Chargé d'affaires von dem Wohlfahrtsausſchuſſe nach Conſtantinopel geſandt, verließ aber nach dem Aufſtande der Polen unter Kosciusko heimlich ſeinen Poſten und kam verkleidet durch die öſtreichiſchen Staaten nach Polen, wo eben der Untergang der Republik durch die Schlacht bei Maciejowice herbeigeführt wurde. Hierauf wandte er ſich 1795 wieder nach Paris, wurde zum Hauptmanne bei der franzöſiſchen Armee in Italien ernannt, trat erſt in Berthier's Generalſtab, wurde darauf von Buonaparte zu ſeinem Adjutanten ernannt und folgte demſelben nach Ägypten, wurde in mehreren Treffen verwundet und bei dem Aufſtande in Kahira am 30. Vendem. 1798 getödtet, als er aus Dienſteifer und Menſchenliebe ſein Leben der Gefahr zu kühn ausgeſetzt hatte. Buonaparte benannte nach ihm ein Fort in Kahira. Seine „Mémoires historiques, politiques et militaires sur les révolutions de Pologne 1792 — 1794, la campagne d'Italie 1796 und 1797, l'expédition du Tirol et les campagnes d'Egypte 1798" (Par. 1832) wurden von Hortenſius de St. Albin herausgegeben. 81.

Sulla (Lucius Cornelius), einer der merkwürdigſten Männer in der ganzen Geſchichte des alten Roms, ward geboren 138 v. Chr. und war der Abkömmling eines Patriciergeſchlechtes aus dem Stamme der Cornelier. Allein dieß war nach und nach in ſo dürftige Verhältniſſe gekommen, daß S. nach Plutarch's Erzählung vor ſeinem Eintritte in das öffentliche Leben neben einem Freigelaſſenen in einer kleinen Wohnung zur Miethe wohnte. Von ſeiner wiſſenſchaftlichen Jugendbildung wiſſen wir ſehr wenig, allein alle Schriftſteller verſichern, daß er in allen damals gewöhnlichen Wiſſenſchaften die gründlichſten Kenntniſſe gehabt habe; auch ſchrieb er Denkſchriften (commentarii) über ſich ſelbſt, die aber freilich leider für uns verloren gegangen ſind. Allein bei allem dem huldigte S. doch auch dem verderbten Geiſte ſeiner Zeit, ergab ſich den Ausſchweifungen der Liebe und des Weins, wählte zu ſeiner Lieblingsgeſellſchaft Poſſenreißer und Schauſpieler und betrat ſo die Laufbahn des öffentlichen Lebens, indem er 107 v. Chr. die Quäſtur erhielt. Darauf wohnte er unter dem Conſul Cajus Marius (ſ. d. Art.) dem Kriege gegen Jugurtha (ſ. d. Art.) bei, ohne daß Marius ſich viel von ihm verſprochen zu haben ſcheint. Doch S. wollte in dieſem Kriege ſeinen Ruhm begründen und begründete ihn wirklich. Bei jedem Siege hatte er einen entſcheidenden Antheil und bald fingen die afrikaniſchen Fürſten an zu verzweifeln, zumal da S. mit Bocchus in Unterhandlung trat, ihn mit Liſt zum Verrathe ſtimmte und ſelbſt durch ihn den Jugurtha ausgeliefert erhielt, wodurch natürlich der Krieg beendigt war. Zwar fiel der Ruhm dieſes Siegs faſt allein auf Marius; aber S., ſeines Verdienſtes ſich bewußt, ließ nicht nur öffentliche Denkmäler errichten, auf denen er als Sieger genannt war, ſondern führte ſeit dieſer Zeit auch bis an ſeinen Tod einen Siegel-

ring, auf welchem jene Auslieferung Jugurtha's abgebildet war, gab aber dadurch freilich auch dem Haſſe und der Eiferſucht, die Marius immer, wenn auch heimlich, gegen ihn genährt hatte, neue Nahrung. Der neue Krieg mit den Cimbern und Teutonen brachte dem S. neuen Ruhm. Marius ernannte den S. gleich im erſten Jahre zu ſeinem Legaten. Im nächſten Jahre diente er als tribunus militum, wogegen er, wahrſcheinlich um des Marius Eiferſucht auszuweichen, in den beiden letzten Jahren dieſes Krieges in das Heer des andern Conſuls, Lucius Luctatius Catulus, übertrat und daſelbſt wahrſcheinlich als Legat diente, wo er die Seele aller Unternehmungen geweſen zu ſein ſcheint, welche das Heer des Catulus that. Die größten und ſchwierigſten Operationen ließ Catulus gern durch S. ausführen. Durch alles dieß mußten die Verhältniſſe zwiſchen Marius und S. immer geſpannter werden, zumal da Marius der Mann des Volks war, S. dagegen ſich zu einer Stütze des Adels aufzuſchwingen ſtrebte. Allein ungeachtet des Ruhmes, den S. ſich bis jetzt erworben hatte, bewarb er ſich doch nicht um ein öffentliches Amt, ſondern ward erſt nach 5 Jahren nach dem Siege über jene Nordvölker (92), ohne vorher Ädilis geweſen zu ſein, aber nachdem er bereits das Jahr zuvor bei ſeinem Geſuche um die Prätur durchgefallen war, zum Prätor ernannt. Daß aber S. in dieſen verfloſſenen 5 Jahren nicht ohne Beſchäftigung, namentlich Geiſtesbeſchäftigung, gelebt hatte, ſondern, wenn auch als Privatmann, bei ſeinem Scharfblicke, mit dem er ohne Zweifel die Mängel der damaligen Staatsverfaſſung erkannte, wohl Manches reiflich überlegte, was dereinſt bei günſtigeren Verhältniſſen eine Umwandlung erleiden könnte, bezeugen ſeine nachherigen Handlungen nur zu deutlich. Nachdem das Jahr ſeiner Prätur verſtrichen war, ging S. als Proprätor zur Verwaltung der Provinz Cilicien ab, ſetzte den aus Kappadocien vertriebenen König, Ariobarzanes, wieder in ſein Reich ein und kehrte mit neuem und großem Ruhme, jedoch auch nicht ohne den Verdacht, ſich widerrechtlich bereichert zu haben, im zweiten Jahre nach Rom zurück, kämpfte in dem unmittelbar darauf folgenden Bundesgenoſſenkriege tapfer mit und errang ſich neue Lorbeeren. Zum Lohne dafür erhielt er im Jahre 88 das Conſulat und übernahm, während es in Rom ſelbſt wegen der daſelbſt herrſchenden Spaltungen zwiſchen der Adelspartei und dem auf die Seite der Bundesgenoſſen tretenden Ritter- und Plebejerſtande immer unheimlicher wurde, den Oberbefehl des Heeres, das nach Aſien beordert war, um den Krieg mit Mithridates fortzuſetzen. Da erkannte aber die Volkspartei den Fehler, den ſie ſich durch die Wahl S.'s zu Schulden hatte kommen laſſen; ſchnell ſuchte ſie denſelben wieder gut zu machen. Der Volkstribun Publius Sulpicius machte, von Marius aufgereizt, den Vorſchlag, den Oberbefehl in dem einträglichen Kriege gegen Mithridates dem Marius außer der Ordnung zu übertragen. Zu Nola erhielt S. dieſe beunruhigende Nachricht. Der Muth und die Wildheit ſeines Heeres beſtimmten ihn zum Widerſtande. Mit ſeinen Soldaten drang er raſch bis Rom vor, nahm dieſes mit Sturm und Schwert ein, ächtete den Marius und mit ihm 11 ſeiner Anhänger, ſetzte mehrere Geſetze, wodurch er die Macht der Volkspartei zu brechen ſuchte, durch und nahm den fürs folgende Jahr gewählten neuen Conſuln Luc. Cornel. Cinna (einem Haupte der Volkspartei) und Cnejus Octavius den Eid ab, während ſeiner Abweſenheit Alles in Ruhe und ſtrenger Ordnung erhalten zu wollen. S. verließ hierauf zum zweiten Male Rom und zog gegen Mithridates. Eine Reihe glänzender Waffenthaten machte ihn zum Abgotte ſeines Heeres, obſchon er bei der Führung ſeines Krieges, namentlich bei der Belagerung und Einnahme Athens auf eine Weiſe verfuhr, die noch uns und wohl jeden Freund alter Kunſt auf das Schmerzlichſte berührt. Die herrlichſten Denkmäler der Baukunſt wurden hierbei eingeäſchert. Bald auch bewegte ſich Mithridates zum Frieden, den zu erhalten S. um ſo mehr eilte, da unterdeſſen in Rom ſo wichtige Ereigniſſe geſchehen waren, daß er un-

bedingt dahin zurückkehren mußte, wenn er nicht befürchten wollte, in dem Strudel der bürgerlichen Spaltungen unterzugehen. Seine bei ſeiner letzten Anweſenheit in Rom durchgeſetzten Geſetzvorſchläge waren nach ſeiner Abreiſe ſogleich für null und nichtig erklärt worden; Marius mit ſeiner Partei hatte ſich von Neuem wieder erhoben; mehrere Freunde S.'s waren ermordet oder vertrieben und gegen ihn ſelbſt endlich Feldherren abgeſchickt worden, die ihm den Oberbefehl nehmen ſollten. Nach abgeſchloſſenem Frieden mit Mithridates brach daher S. eiligſt auf, erhielt von Metellus, Pompejus, Cethegus u. m. A. Truppenverſtärkungen und landete endlich bei Brunduſium. Zu ihrem Glücke ſtarben unterdeſſen Marius und Cinna (ſ. d. Art.). Niemand vermochte S.'s Vordringen Einhalt zu thun. Rom fiel abermals in ſeine Hände. Zahlloſe Morde waren das erſte Werk ſeiner Macht; eben ſo viele folgten nach. Tafeln, auf denen ſich die Namen derjenigen befanden, die als S.'s Feinde verdächtig waren, wurden öffentlich ausgehängt; jedem, der einen ſolchen zum Tode Verurtheilten ermordete, wurde eine Belohnung verſprochen; ja ſelbſt die Kinder und Enkel dieſer Unglücklichen wurden aller ihrer Rechte für verluſtig erklärt. Ganze Städte, die ſich ihm widerſetzt hatten, wurden vernichtet, die ganze Bevölkerung von Präneſte, dem letzten Zufluchtsorte des jüngern Marius, niedergehauen, Greiſe, Kinder, Weiber den Henkern übergeben. Ein prachtvoller Triumphzug beſchloß endlich den erſten Act dieſes gräßlichen Trauerſpiels. Nach demſelben nahm er den Beinamen Felix (der Glückliche) an und ließ ſich 81 v. Chr. zum dictator reipublicae constituendae auf unbeſtimmte Zeit ernennen. Neue Grauſamkeiten folgten jetzt den früheren. Um ſeine Soldaten zu belohnen, ſchenkte er denſelben Ländereien, welche römiſchen Bürgern entriſſen worden waren; Sklaven und anderes in ſeinem Dienſte ſtehende Geſindel erhielten das Bürgerrecht; die alte Verfaſſung wurde vernichtet. Es iſt hier nicht der Ort, auf die Geſetze, die S. als Dictator gab und welche man gewöhnlich unter dem Namen Corneliae leges begreift, näher einzugehen; es genügt zu erfahren, daß ſie auf die Veränderung alles Beſtehenden, namentlich der bisherigen öffentlichen Ämter, der Comitien und der 3 Stände in Rom, Bezug hatten, daß ihre Tendenz ferner rein ariſtokratiſch war und daß S. durch ſie einen neuen Staat ſchuf, gegründet auf die Grundſätze der Ariſtokratie und der Adelspartei, und daß das entnervte römiſche Volk zur Freude über ſolche Schamloſigkeit ihm eine Bildſäule mit der Inſchrift: „Cornelio Sullae Imperatori Felici“ ſetzte. Zwei Jahre hatte er gebraucht, um das künſtliche, aber grauſame Werk zu vollenden; ſchon im Jahre 79 entließ er öffentlich ſeine 24 Lictoren, die bis dahin ihn ſtets begleitet hatten, legte vor dem verſammelten Volke freiwillig ſeine Dictatorwürde nieder und kehrte in den Privatſtand zurück, wohl überſatt von dem Gepränge und den oft kleinlichen Mühen der Dictatur — denn für ſich brauchte er ſchwerlich etwas zu fürchten, da auch jetzt noch ganz Rom vor ihm zitterte — vielleicht auch durch den Wunſch dazu beſtimmt, die Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens noch einmal zu genießen. Er lebte fortan auf ſeinem Landgute zu Puteoli, umgab ſich daſelbſt mit Mimen, Citherſpielern und Sängern, ergötzte ſich mit Fiſcherei und Jagd, verſcheuchte ſeine Langweile durch prächtige Mahle und Bacchanalien und ſtarb endlich daſelbſt 61 Jahre alt 78 v. Chr. Ein von ſeinen zahlreichen, ſchon zu ſeiner Zeit lebenden Feinden erdichtetes, aber eben ſo oft nachgeredetes Mährchen läßt ihn an der Phthiriaſis (ſ. d. Art.) enden. Alte und neue Schriftſteller haben ſich geſtritten, ob S. hiſtoriſch groß genannt zu werden verdiene, und noch in der neueſten Zeit iſt von einem unſerer größten Gelehrten, Zachariä, eine geiſt- und kunſtvoll gehaltene Apologie S.'s erſchienen; allein betrachten wir S. als Feldherrn und als Staatsmann, ſo finden wir in ihm wohl eine der merkwürdigſten, bewunderungswürdigſten und ſeltenſten Erſcheinungen in der Geſchichte der Menſchheit, aber dabei wird auch die Zeit nie die Blutflecken

verwiſchen können, mit denen ſeine Handlungen in das Buch der Weltgeſchichte aufgezeichnet ſind. Kein römiſcher Schriftſteller hat es daher gewagt, ihn einen großen Mann zu nennen. Ausführliche Schriften über S.'s Leben und Thaten ſind: Zachariä, „Lucius Cornelius Sulla, genannt der Glückliche als Ordner des römiſchen Freiſtaates" (Heidelb. 1834. 8. 2 Bde.) und 2 Preisſchriften von A. Wittig und K. Ramshorn, „De reipublicae rom. ea forma, qua L. Corn. Sulla Dictator totam rem rom. ordinibus, magistratibus, comitiis commutavit" (beide Lips. 1834. 8.). 20.

Sully (Maximilian von Bethune, Baron von Rosny, Herzog von), Marſchall von Frankreich und erſter Miniſter Heinrich's IV., einer der ausgezeichnetſten und rechtlichſten Staatsmänner aller Zeiten, wurde im Jahre 1559 zu Rosny in einer altadeligen Familie geboren, in der reformirten Kirche erzogen und zugleich mit dem Kronprinzen Heinrich von Navarra unterrichtet, dem er im Jahre 1572 zur Fortſetzung ſeiner Studien nach Paris folgte, wo er während der Bluthochzeit durch den Vorſteher des Collegium von Bourgogne, der ihn drei Tage lang verbarg, vom Tode gerettet wurde. Er nahm hierauf an den Feldzügen des jungen Königs von Navarra Theil, zeichnete ſich in denſelben durch ſeine Tapferkeit aus, that ſich bei mehreren Belagerungen hervor und trug in der Schlacht bei Ivry (1590), in welcher er verwundet wurde, viel zur Entſcheidung des Sieges bei. Nachdem er ſchon im Jahre 1583 ſeine Geſchicklichkeit in Staatsgeſchäften, in denen ihn Heinrich nach Paris ſandte, bewieſen hatte, ſchloß er 1586 im Namen deſſelben mit den Schweizern einen Vertrag zur Stellung eines Hülfsheers von 20000 Mann und trat 1599 in Florenz wegen des Königs Vermählung mit Maria von Medici in Unterhandlung. Hierauf ging er nach dem Tode der Königin Eliſabeth von England (1603) als Geſandter nach London und wußte Jakob I. für die Partei Heinrich's zu gewinnen. Seine vielen dem Staate geleiſteten Verdienſte bewirkten nun ſeine baldige Erhebung zu immer neuen Würden, ſo daß er im Jahre 1594 zum Staatsſecretair, 1596 zum Mitgliede des Finanzconſeils, 1597 und 1598 zum Oberaufſeher der Finanzen, 1601 zum Großmeiſter der Artillerie und 1602 zum Gouverneur der Baſtille ernannt wurde, womit er zugleich die Oberaufſicht über alle Befeſtigungen des Landes übernahm. Er ſorgte nun für die Ruhe und Sicherheit Frankreichs durch Vertilgung der Räuberbanden, welche ſich aus den durch die bürgerlichen Unruhen herbeigezogenen und nun zerſtreuten Truppen gebildet hatten, und bewirkte als Finanzminiſter durch Ordnung und Sparſamkeit bei 35 Millionen jährlicher Einkünfte binnen 18 Jahren die Tilgung einer Staatsſchuld von 200 Millionen, wobei er noch 30 Millionen erübrigte. Alle Bedrückungen, welche ſich die Großen gegen das Volk erlaubten, ſuchte er zu verhindern und den Ackerbau auf alle Weiſe zu heben, ließ aber den Künſten des Luxus keine Aufmunterung angedeihen und war ſelbſt gegen die Zeuchmanufacturen eingenommen, weil die ſitzende Lebensart keine guten Soldaten erzeuge. Obgleich der König nicht immer in ſeine Anſichten einging, ſo ließ er ſeinen Verdienſten doch ſtets Gerechtigkeit widerfahren. Nach der Zurückkunft S.'s von ſeinem Geſandtſchaftspoſten aus England wurde er von Heinrich IV. zum Gouverneur von Poitou und zum Oberaufſeher aller Häfen und Landungsplätze von Frankreich ernannt, 1606 ſein Gut Sully an der Loire für ihn zum Herzogthume und zur Pairie erhoben. S. hatte ſich nicht den Vorwurf zu machen, dieſe Gunſtbezeigungen erſchmeichelt zu haben; denn er zerriß ſogar einſt vor Heinrich's Augen den Ehecontract, den dieſer unvorſichtigerweiſe mit der Marquiſe von Verneuil geſchloſſen hatte, und obgleich er ſelbſt dem Könige ſeinen Übertritt zur katholiſchen Kirche aus Staatsrückſichten anempfohlen haben ſoll, ſo blieb er ſelbſt doch ſtets ein treues Anhänger des Proteſtantismus. Nach Heinrich's Tode wurde S. im Jahre 1611 entlaſſen, erhielt ein Geſchenk von 100000 Thalern, mußte ſich vom Hofe ent-

fernen und gewann, obgleich er von Ludwig XIII. noch einige Male nach Paris gerufen, um Rath gefragt und im Jahre 1634 ſelbſt mit dem franzöſiſchen Marſchallſtabe beſchenkt wurde, den frühern Einfluß nie wieder, legte darauf ſeinen Poſten als Großmeiſter der Artillerie nieder und ſtarb am 21. Dec. 1641 auf ſeinem Gute Villebon. Höchſt wichtig für die Geſchichte ſeiner Zeit und die Kenntniß aller Verhältniſſe unter den Regierungen Karl's IX., Heinrich's III. und Heinrich's IV. ſind ſeine „Mémoires des sages et royales économies d'état, domestiques, politiques et militaires de Henri le Grand", welche 1636 zu Sully noch unter der Aufſicht des Verfaſſers gedruckt wurden. Dieſe Ausgabe iſt zwar nicht ſo vollſtändig, aber treuer, als die ſpäter erſchienenen (Amſterd. 1723. 12 Bde.; Amſterd. 1745. 3, 4 und 8 Bde.). 81.

Sulpicia, eine nicht eben ſehr bedeutende römiſche Dichterin (ums Jahr 90) zu den Zeiten des Martialis. Noch vorhanden iſt eine ihren Namen tragende ziemlich werthloſe Satyre: „De edicto Domitiani sive de corrupto reipublicae statu Domitiani temporibus", zu welcher Dichtung ihr Domitian's Edict, zufolge deſſen alle Philoſophen aus Rom vertrieben wurden, Veranlaſſung gab. Dieſe Satyre iſt oft mit Perſius und Juvenalis herausgegeben worden, befindet ſich auch in Wernsdorfii, „Poet. lat. min." (T. III.) und einzeln „Cum comm. Schwarzii" ed. Gurlitt (Hamb. 1819. 4. Part. II.). Wohl zu unterſcheiden von dieſer S. iſt eine andere römiſche Dichterin gleiches Namens, die im 4. Buche der Elegien des Tibull oft erwähnt wird. 20.

Sulpitius Severus, ein lateiniſcher Kirchenhiſtoriker aus Aquitanien, geb. 363 n. Chr., war anfangs Sachwalter, dann Presbyter bei einigen Gemeinden Südgalliens und ſtarb nach dem Jahre 410. In ſeiner heiligen Geſchichte („Chronica" oder „Historia sacra", ed. Hofmeister. Tig. 1708) gab er eine gedrängte Darſtellung der allgemeinen Religionsgeſchichte vom Weltanfange bis zu Ende des IV. Jahrh. Geringeren Werthes ſind ſeine Schriften zum Preiſe des Mönchthums, beſonders eine „Vita Martini", Biſchofs von Tours. Seine Werke ſind herausgegeben von Clericus (Leipz. 1709) und Hieron. de Prato (Verona 1741 ff. 2 Bde. 4.). 63.

Sultan iſt ſ. v. a. Gewaltiger, Herrſcher und daher der Titel vieler muhammedaniſchen Monarchen. Das eigentliche Verhältniß zu den abendländiſchen Fürſtentiteln iſt unbeſtimmt, da oft, wenigſtens früher, ſogar abhängige Fürſten von ihrem Oberherrn mit dem Sultanstitel beehrt wurden, während der türkiſche Kaiſer ausſchließlich ſo genannt wird. Man bedient ſich des Ausdrucks ſogar als Anrede gegen nicht fürſtliche Perſonen. — **Sultaninnen** werden gewöhnlich von den Abendländern die Frauen des S. genannt; doch führen in der Türkei dieſen Titel nur die wirklichen erklärten Gemahlinnen, die Töchter des Kaiſers und die Mutter deſſelben als Sultane Walide (Sultanin Mutter). 9.

Sulzer (Johann Georg), einer der ausgezeichnetſten Äſthetiker des XVIII. Jahrh., wurde am 5. Oct. 1720 zu Winterthur im Canton Zürich geboren, beſuchte ſeit 1736, zum Geiſtlichen beſtimmt, das Gymnaſium zu Zürich, widmete ſich mit vorzüglicher Neigung der Wolf'ſchen Philoſophie, der hebräiſchen Sprache und dem Syſteme Linné's, trat ſeit 1739 als Prediger auf, bekleidete 1740 eine Hauslehrerſtelle und wurde alsdann Gehülfe des Predigers zu Maſchwanden, wo er ſeine „Moraliſchen Betrachtungen über die Werke der Natur" (1741) vollendete. Im Jahre 1742 unternahm er eine Reiſe durch die Schweitz, lebte 1743 als Hauslehrer kurze Zeit in Magdeburg und begab ſich von hier nach Berlin, wo er mit Euler und Maupertuis in nähere Verbindung trat und im Jahre 1747 die Profeſſur der Mathematik am Joachimsthaler Gymnaſium daſelbſt erhielt. Alsdann gab er 1750 in Verbindung mit Ramler die „Kritiſchen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit" heraus, machte eine Reiſe nach der

Schweitz, wurde bei ſeiner Rückkehr in die königliche Akademie der Wiſſenſchaften als Mitglied für die philoſophiſche Claſſe aufgenommen und ſchrieb nun mehrere philoſophiſche Abhandlungen in franzöſiſcher Sprache, welche jedoch ſpäter in das Deutſche (Berl. 1773. 2 Bde.) überſetzt worden ſind. Um ſich nach dem Verluſte ſeiner Gattin zu zerſtreuen, unternahm er 1760 eine zweite Reiſe in ſeine Heimath, legte nach ſeiner Rückkehr 1763 ſeine Stelle am Gymnaſium nieder und war ſchon in Begriff ſich mit ſeiner Familie in die Schweitz zurückzuziehen, als ihn der König zum Profeſſor an der neugeſtifteten Ritterakademie ernannte und ihm ein Stück Land an der Spree zum Anbaue ſchenkte. Im Jahre 1765 trat er als Mitglied einer Commiſſion bei, welche der Akademie eine beſſere Einrichtung geben ſollte, und bald darauf wurde ihm ein ähnlicher Auftrag in Bezug auf das Joachimsthal'ſche Gymnaſium zu Theil. Auch bekam er einige Jahre ſpäter den Auftrag im Vereine mit Sack und Spalding die Schulen zu Kloſterbergen, Stettin und Stargard zu revidiren, worauf er 1771 einer Einladung des Herzogs von Kurland zufolge die Einrichtung des Gymnaſium zu Mitau übernahm; allein ſeine Kränklichkeit verhinderte ihn perſönlich dabei zugegen zu ſein. Aus demſelben Grunde ſah er ſich im Herbſte 1773 genöthigt, ſeine Stelle an der Ritterakademie niederzulegen, unternahm nun eine Reiſe nach der Schweitz, Frankreich und Italien und wurde noch während derſelben zum Director der philoſophiſchen Claſſe an der Akademie ernannt. Nach langer Kränklichkeit ſtarb er am 27. Febr. 1779. Sein vorzüglichſtes Werk iſt die „Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte" (letzte Ausgabe, Leipz. 1792—1794. 4 Bde.), zu welchem Blankenburg (Leipz. 1796—1798. 3 Bde.) ſehr werthvolle literariſche Zuſätze lieferte. S. ſuchte in ſeinem Werke, dem er einen ausgebreiteten Ruf unter den Gelehrten ſeiner Zeit verdankte, welches aber jetzt ſeiner Grundidee nach veraltet iſt, die Wolf'ſche Philoſophie mit den Anſichten der Franzoſen und Engländer nach eklektiſchen Grundſätzen in Übereinſtimmung zu bringen, die ſchönen Künſte von der Moral bedingt werden zu laſſen und den Gegenſtand auf eine populäre Art darzuſtellen. Doch gelangten die Deutſchen durch dieſes Werk auch im Auslande zu einem höhern Rufe in Hinſicht der Äſthetik und der ſchönen Wiſſenſchaften und ihre eigene Bildung wurde in dieſem Fache dadurch bedeutend gehoben. Noch bemerken wir von S. ſeine „Vorübungen zur Erweckung der Aufmerkſamkeit und des Nachdenkens" (Nürnberg 1768. 3 Bde. 3. Aufl. 1780—1782. 4 Bde.). Seine „Selbſtbiographie" wurde von Nicolai und Merian (Berl. 1809) herausgegeben. 81.

Sumarokoff (Alexander Petrowitſch), einer der vorzüglichſten ruſſiſchen Dichter, wurde im Jahre 1718 geboren und ſtarb zu Moskau 1777. Als Dichter zeichnet er ſich vorzüglich im Trauerſpiele aus, obgleich er ſich meiſtentheils nach franzöſiſchen Muſtern gebildet hat. Am Bemerkenswertheſten unter denſelben ſind: „Sineus und Truwor" (1755 in das Franzöſiſche überſetzt); „Semire, Korew und Ariſtone" (ebenfalls ſeit 1801 in das Franzöſiſche überſetzt) und ſein Hauptwerk „Der falſche Dimitri" (in das Franzöſiſche überſetzt 1800; ſpäter auch in das Engliſche). Außerdem iſt er noch der Verfaſſer mehrerer Luſtſpiele, ſo wie vieler Fabeln und Epigramme. 81.

Sumātra, ſ. Sundiſche Inſeln.

Summariſcher Proceß, ſ. Proceß.

Sumpfſieber nennt man, beſonders in heißen Ländern, diejenigen Krankheiten, welche in Folge des nachtheiligen Einfluſſes der Sumpfluft erzeugt werden. Die ſchädlichen Wirkungen der Sümpfe ſind ſchon im frühſten Alterthume erwähnt worden. In der neueſten Zeit hat ſich aber beſonders Dr. Haſper das Verdienſt erworben, uns mit den verſchiedenartigen Sumpfſiebern der Tropenländer bekannt gemacht zu haben (vergl. deſſen „Natur und Behandlung der Tropenländer ꝛc.", Leipz. 1831). — Mit dem Namen S. wird von einigen thierärztlichen

Schriftſtellern auch der Milzbrand benannt, weil die Krankheit häufig in ſumpfigen Gegenden erſcheint, wobei die Milz gewöhnlich das dabei leidende Organ iſt, und welche auch Sommerſeuche und Blutkrankheit (ſ. d. Art.), Brandblut, wildes, jähes oder heimliches Geblüt, Blutſeuche, Erdfall, wildes Feuer, fliegendes Feuer, Teufelsſchuß, rauſchender Brand, gelbes Waſſer, gelber Knopf, gelber Schelm, Knoten- und Karfunkelkrankheit, Lungenbrand genannt wird. Man nimmt gewöhnlich folgende Symptome wahr: große Lebhaftigkeit und Wildheit nach vorübergehendem Fieberfroſte; lebhafte Augen; Naſe und Maul ſehr trocken; ſeltener Miſtabgang, der hart, ſehr dunkel, bisweilen mit Blutſtreifen, bisweilen mit etwas Schleim verſehen iſt; Vergehen der Milch; ſeltener Abgang eines klaren Harns; Freßluſt und Wiederkäuen hören auf; auffallend brennende Wärme des Körpers, der Hörner und Klauen; Herzſchläge wenig fühlbar, nicht ſelten ausſetzend, die Arterien zuſammengezogen; ängſtliches, ſtoßweiſes Athmen, bisweilen auch Huſten. In anderen Fällen ſtehen die Thiere traurig da, folgen der Heerde nicht, freſſen zwar immer noch, aber wiederkäuen und lecken ſich nicht; es finden Fieberſchauer ſtatt; der Gang wird ſchwankend, unſicher, die Augen trübe, thränend, die Bindehaut der Augen und die Schleimhäute des Maules und der Naſe gelb, gelbroth und fangen ſtark abzuſondern an; der Miſt iſt weicher, abwechſelnd hart, mit geronnenem Blute, oder mit Schleim und Blutſtreifen vermiſcht; der Harn zähe, ſchleimig und braun. Die Herzſchläge, ſo wie die Pulſationen der Arterien ſind fühlbar und häufig, das Athmen ſtöhnend, mit Huſten unterbrochen, Angſt und Schmerzen andeutend; bisweilen iſt das Flankenſchlagen nur wenig beſchleunigt, bis die Krankheit mehr einen typhöſen Typus annimmt. Bevor ſich aber der Typhus ausbildet, kommen die eigentlichen Anthraxbeulen zum Vorſcheine, die bisweilen eine enorme Größe erreichen und eine ſehr große Menge gelbes Waſſer, oder kleberige gelblich-blutige Flüſſigkeit enthalten; doch ſtellen ſich dieſelben auch bisweilen als kniſternde, rauſchende Geſchwülſte (Windgeſchwülſte) dar. Sie erſcheinen vorzüglich am Halſe, an der Bruſt, auf den Rippen und in den Weichen. Schreitet die Krankheit weiter fort, ſo werden dieſe Geſchwülſte brandig und der durch eintretende ſehr heftige Fieberhitze ſich charakteriſirende Typhus führt dann ſchnell den Tod des Thieres herbei. Bei Pferden zeigen ſich dieſelben Symptome und nimmt die Krankheit denſelben Verlauf. Bei den Schafen kommt der Milzbrand als Blutkrankheit (ſ. d. Art.) vor. Der Milzbrand, bei dem ſich Knoten und Beulen bilden, wird auch Carbunkelkrankheit genannt (vergl. Carbunkel), von welcher der ſogenannte Zungenkrebs (ſ. d. Art.) wieder eine beſondere Form iſt. Die eigentliche Urſache dieſer eigenthümlichen Krankheit iſt eben ſo wenig als ihr Weſen feſtgeſtellt; doch iſt es Thatſache, daß ſie in heißen Jahreszeiten und zwar am Häufigſten in Sumpfgegenden zu entſtehen pflegt. Die Krankheit iſt anſteckend, daher polizeiliche Maßregeln zur Verhütung der Weiterverbreitung nothwendig ſind. (Über die Behandlung dieſer Krankheit vergl. Blutkrankheit.) 28.

Sund heißt die Meerenge zwiſchen der däniſchen Inſel Seeland und der ſchwediſchen Küſte, welche eine 9 Meilen lange und an der ſchmälſten Stelle ½ Meile breite Verbindung der Nord- und Oſtſee abgibt. Die Paſſage der Schiffe iſt aber ſchon ſeit langen Zeiten nicht frei, ſondern die däniſche Regierung erhebt zu Helſingör einen Zoll (Sundzoll), dem ſelbſt die däniſchen Schiffe unterworfen ſind und welcher ſchon oft zu den Urſachen des Kriegs gegen Dänemark gehört hat. 37.

Sundainſeln (111—138° L., 10° nördl.—8° ſüdl. Br.) haben ihren Namen von der Straße Sunda, durch welche man zu ihnen gelangt, umfaſſen die bei Weitem größten und wichtigſten Inſeln des aſiatiſchen Archipelagus und werden in die größeren und kleineren eingetheilt. Sie werden von einer Menge

Gebirge durchzogen, unter denen der Ophyr auf Sumatra, von 13424 Fuß Höhe, der höchſte iſt, von vielen Vorgebirgen umgeben, von zahlreichen kleinen und großen Flüſſen bewäſſert und haben viele Bäche, bedeutende Seen, viele heiße Quellen, Vulcane, darunter der 1377 Fuß hohe Ayer Raya auf Sumatra, der Dſchedſch 8514 Fuß, Patuha 7000 Fuß, der Salak 6800 Fuß auf Java, die bedeutendſten und thätigſten ſind, und große Sümpfe und Moräſte. Der Äquator durchſchneidet die ganze Inſelgruppe und das Klima, obgleich öfter ſehr heiß, iſt erträglicher als in den übrigen Theilen des Archipelagus. Der Boden liefert die herrlichſten Naturerzeugniſſe, als aus dem Thierreiche: Elephanten, Büffel, Rhinoceros, Zibethkatzen, Affen, auch Orang-Utang, Tiger, Pferde, Rindvieh, Schweine, Hirſche, Fiſche, Schildkröten, Bienen, Seidenraupen, Robben, Strandvögel und indiſche Vogelneſter; aus dem Pflanzenreiche: Cocusbäume, Muskatennuß-, Gewürznägel-, Seiden-, Woll-, Eiſen-, Farbe-, Eben-, Adler-, Bau- und Sandelholzbäume, Giftbäume, ſpaniſches Rohr, Bambusrohr, Betel, Areka, Caffee, Zucker, Zimmet, Indigo, Brodfrüchte, Ananas, Südfrüchte, Caſſia, Pfeffer, Ingwer, Campher, Benzoëgummi, Terpentin, Mangos, Kurkume, Kardamomen, Reis, Mais, Cacao, Sago, Drachenblut, Tabak, Flachs, weißen Hanf, Bananas und Raffleſia, die größte bekannte Blume; aus dem Mineralreiche: Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Zinn, Diamanten, Ambra, Elfenbein, Perlen, Schwefel, Salpeter, Queckſilber und Salz. Ihre Ureinwohner ſind die Malaien, mit welchen zugleich Chineſen, Armenier, Perſer, Araber, Negerſklaven, Buggias, Papuas, Tagalen, Biſſayen, Engländer und Niederländer auf den Inſeln leben, welche beiden letzteren bedeutende Beſitzungen auf dieſem Archipelagus haben und den ganzen Handelsverkehr leiten. Die Regierung dieſer Inſeln wird theils von unabhängigen Sultanen, theils von Fürſten, die Vaſallen der Niederländer ſind, gehandhabt. Zu den größeren Inſeln gehören: a) Sumătra, von Java durch die Meerenge Sunda und von Malakka durch die gleichnamige Meerenge getrennt, 5779 □ Meil. mit 7 Mill. Einw. Die Inſel enthält 17 meiſtens von den Niederländern abhängende Staaten, unter denen die vornehmſten, von denen verſchiedene Fürſten Vaſallen ſind, Menang-Kabo und Aſcham oder Aſchin heißen; dann das niederländiſche Gebiet von 922½ □ Meil. und 1 Mill. Einw. mit der Feſtung Padang, Sitz des Gouverneurs, Freihafen, der 350 □ Meil. große, an Pfeffer reiche Diſtrict Benkulen mit dem Fort Marlborough, das Königreich Palembang und die 160 □ M. große Inſel Banka. — b) Java (ſpr. Dſchawa) (122° 20′—132° 30′ L., 5° 52′—8° 46′ Br.), 2355 □ Meil. groß mit 4800000 Einw., meiſtens Malaien, aber auch 100000 Chineſen und 30000 Niederländern und anderen Europäern. Hier gibt es 38 theils thätige, theils erloſchene Vulcane. Die inländiſchen Fürſten ſind Vaſallen der Niederländer, deren Hauptſtadt Batavia (ſ. d. Art.) am Tjilie oder Jacata iſt. Hierher gehören auch die niederländiſchen Inſeln Onruſt mit wichtigen Schiffswerften und Madura, ſehr fruchtbar an Reis. — c) Bornĕo (125° 38′—138′ L., 7° 10′ N.—5° 50′ S. Br.), die größte Inſel Aſiens, enthält 10008 □ Meil. mit 3 Mill. Einwohnern. Die Herrſchaft gehört den Sultanen von Borneo, Sambas, Banjermaſſing, Suluh, Sukkadana ꝛc. Die Engländer beſitzen einige Diſtricte und die Niederländer haben eine Beſatzung in dem Fort Tatis bei Banjermaſſing. — d) Celĕbes oder Makaſſar (136—141° W. L., 1¼° N.—6° S. Br.), beſteht aus 4 Halbinſeln und enthält 4270 □ Meil. und 3 Mill. Einw., darunter die tapferen Makaſſaren oder Buggis. Hier ſind die Staaten: Goach oder Makaſſar, Boni (1814 von den Engländern erobert), Soprini ꝛc., von denen einige den Niederländern zinspflichtig ſind. Dieſen gehören 231 □ Meil. mit 360000 Einw. und die Stadt Makaſſar, Hafen mit dem Gebiete, 110000 fanatiſch muhammedaniſche Einw., mit

dem Fort Rotterdam, Hauptcomptoir und Waarenlager. — Zu den kleineren S., welche ſich von 5½—11° S. Br. bis gegen die Geſtade von Neuholland oder bis in den Anfang der Oſtreihe fort erſtrecken, gehören: Bali oder Kleinjava, durch die Baliſtraße von Java getrennt, 94 □Meil. mit 985000 Einw., welche unter 8 von den Niederländern abhängigen Radſchas ſtehen, mit der beträchtlichſten Stadt Barang=Aſſem. — Lombok, durch die Straße gleiches Namens von Bali getrennt, von 8° 21′—8° 47′ N. Br., zwiſchen 133° 50′ und 134° 20′ L., 71 □Meil. mit 100000 Einw., einem 8000 Fuß hohen Vulcane und dem Hafen und Handelsplatze Ampinnan. — Sumbawa, zwiſchen 8° und 9° 2′ S. Br., 134° 20′ und 136° 50′ L., 365 □Meil. groß, von Malaien bewohnt. Sie enthält 6 Königreiche, iſt ſehr fruchtbar und hat mehrere thätige Vulcane. — Flores, Mantſchirei oder Ende, ein ſchmales langes Eiland von 420 □Meil., zwiſchen 7° 50′ und 8½° S. Br., 137° 20′—140° 24′ L., gebirgig, doch ſehr fruchtbar und von Malaien bewohnt. — Tſchiindana, zwiſchen 135° 45′—138° 20′ L. und 9° 35′—10° 15′ S. Br., 108 □Meil. groß, 20 Meilen lang, 6 Meilen breit und von Malaien bewohnt. — Sabrao, unter 8° 8′ S. Br. und 140° 54′ L., 30 □Meil. groß mit dem Haupthafen Adinara und von Malaien bewohnt. — Solor, unter 8° 33′ S. Br. und 140° 51′ L., 19 □Meil. groß und von 2 Malaienſtämmen bewohnt. — Lomblem, ein großes Eiland, unter 8° S. B., 64 □Meil. mit malaiſchen Einwohnern. — Ombay oder Malina, 87 □Meil., von rohen Menſchenfreſſern bewohnt und unter 8°—9° S. Br. — Timor, 139° 30′—143° 20′ Ö. L., 7° 50′—10° 20′ S. Br., 420 □Meil. groß, zum Theil den Niederländern gehörig, die hier die Stadt Kupang mit dem Fort Concordia beſitzen, ſehr gebirgig und waldig und bewohnt von 800000 Seelen, darunter Papuas im Innern, Malaien, Chineſen, portugieſiſche Meſtizen und Niederländer. Das portugieſiſche Gouvernement Dilli, von 85 □Meil. und mit 120000 Einw. — Um Timor liegen die Inſeln: Simao, Kambing oder Garteninſel, Rottie, Dao mit Juweliren und Goldſchmieden, Beuro und Sahul. 71.

Sunniten, ſ. Islam.

Suovetaurilia, ſ. Lustratio.

Supernaturalismus, ſ. Theologiſche Syſteme.

Supremat, Suprematie (von supremus, der Allerhöchſte), heißt das dem Papſte als Biſchof zu Rom beigelegte Übergewicht und die Gewalt über die anderen Biſchöfe. — Suprematseid iſt in England der von Heinrich VIII. ſchon vor der Reformation eingeführte und unter Georg I. durch einen Parliamentsſchluß vom Jahre 1715 beſtätigte Eid, welchen man einem Jeden, der ſich in England aufhielt, abfordern konnte, daß er die Suprematie oder Oberherrſchaft des Papſtes über die weltlichen Fürſten nicht anerkenne. Der Eid enthielt beſonders die Erklärung des Schwörenden, daß er die Lehre, der Papſt könne Fürſten abſetzen oder dürfe ſolche aus dem Wege räumen laſſen, für verwerflich halte und daß er weder eine geiſtliche noch weltliche Auctorität des Papſtes in England anerkenne. Der Parliamentsſchluß wurde jedoch 1791 dahin beſchränkt, daß, obſchon die Grundſätze geblieben ſeien, der Eid nicht weiter gefordert werden ſollte. 17.

Sure, ſ. Korân.

Surinam, ſ. Guyana.

Surlet de Chokier (ſpr. Sürleh d' Schokieh) (Erasmus Ludwig, Baron), ehemaliger Regent von Belgien, wurde am 27. Nov. 1769 zu Lüttich geboren und während der franzöſiſchen Regierung zum Maire in Ginglom bei St. Trond ernannt, wohnte in den Jahren 1800—1812 als Mitglied den Sitzungen des großen Rathes und von 1812 bis zum 30. Mai 1814 denen des geſetzgebenden Körpers bei. Hierauf trat er nach Napoleon's Sturze und der Vereinigung von

Belgien und Holland durch die Wahl des Königs als Mitglied in die zweite Kammer ein, deren Theilnehmer er blieb, bis 1818 die Regierung bewirkte, daß er nicht von Neuem gewählt wurde; ſpäter aber ernannte man ihn zu einem Mitgliede der Provinzialſtände Limburgs. Hierauf trat er in den Sitzungen der Kammern von 1828—1830 nebſt Lehon, Staſſart, de Brouckère u. A. auf die Seite der Oppoſition und ſprach beſonders eifrig für Preßfreiheit, wobei ſeine Reden neben einer hohen Eigenthümlichkeit ſich durch herbe Satyre auszeichneten. Im Jahre 1830 drang er noch vor Beendigung des Kampfes zu Brüſſel mit den übrigen Abgeordneten der Belgier im Haag auf die Trennung beider Länder in Bezug auf die Verwaltung. Obgleich er am 5. Oct. 1830 kurz nach ſeiner Rückkehr aus dem Haag von dem Prinzen von Oranien zum Mitgliede des von demſelben in Antwerpen niedergeſetzten Rathes ernannt worden war, ſo nahm er dieſe Stelle doch eben ſo wenig, wie die anderen hierzu ernannten Belgier an, ſondern trat vielmehr als Abgeordneter für den Bezirk Haſſelt in den Nationalcongreß, zu deſſen Präſidenten er am 11. Nov. erwählt wurde, und verwaltete dieſen Poſten mit ſolcher Umſicht, daß man ihn nach Verlauf jedes Monats von Neuem dazu beſtimmte. Da er bei den Verhandlungen über die Königswahl für den Prinzen von Nemours geſtimmt hatte, ſo wurde er an der Spitze der Abgeordneten nach Paris geſandt. Als man aber nach ſeiner Rückkehr die Einſetzung einer Regentſchaft unter den obwaltenden Umſtänden für das Zweckmäßigſte hielt, wurde er durch Stimmenmehrheit am 26. Febr. 1831 als Regent von Belgien eingeſetzt. Obgleich er bei ſeiner Einſetzung das bisherige Miniſterium größtentheils beſtätigt hatte, ſo nahm er damit doch ſchon am 26. März eine Umänderung vor, welcher bald nachher im Mai und Juni neue Wahlen folgten. Hierauf beantragte er, von mannigfachen Zweifeln wegen der unſichern Lage Belgiens beſtürmt, vorzüglich die Erhebung des Prinzen Leopold von Sachſen-Coburg auf den Thron und als dieſer am 21. Juli 1831 ſeinen Einzug in Brüſſel gehalten hatte, legte er in einer feierlichen Sitzung unter freiem Himmel ſeine Gewalt in die Hände des Präſidenten des Congreſſes nieder. Da er ſelbſt unter den ſchwierigſten Umſtänden die Würde und Selbſtſtändigkeit des Staates immer aufrecht zu erhalten gewußt hatte, ſo beſchloß am 20. Juli 1831 der Congreß nach ſeinem Abgange auf ſeine Regentſchaft eine Denkmünze prägen zu laſſen und ihm einen Jahrgehalt von 10000 Gulden zu bewilligen; aber dennoch wurde beſonders ſeit dem unglücklichen Ausgange des Feldzugs im Aug. 1831 ſeine Amtsführung mannigfach angegriffen und ihm der Vorwurf gemacht, die Plünderung von Brüſſel im März 1831 veranlaßt zu haben. Als Regent behauptete er den Parteien gegenüber die ſtrengſte Neutralität. Gegenwärtig lebt er als Vorſtand der Gemeindeverwaltung zu Ginglom und kommt nur ſelten an den Hof, wo er indeß ſtets mit großer Auszeichnung aufgenommen wird. 81.

Surrey (Henry, Graf von), ſ. Howard.

Surrogat (vom lateiniſchen surrogare, an die Stelle eines Andern ſetzen, erſetzen) heißt alles dasjenige, was für eine entweder gänzlich fehlende oder wenigſtens ſchwer zu erhaltende Sache als Erſatz gilt. Namentlich iſt das Wort in der Kaufmannsſprache ſehr gewöhnlich, wo, wie bekannt, Runkelrüben, Cichorien, Möhren als Surrogate des Caffees, Runkelrübenzucker als S. des indiſchen Zuckers ꝛc. gelten. Daß übrigens mit dem Worte S. auch der Begriff des geringen Werthes verbunden iſt, liegt ſchon im Worte ſelbſt. 20.

Suſſex (Auguſt Friedrich, Herzog von), der ſechſte Sohn Georg's III. von England, wurde am 27. Jan. 1773 geboren, ſtudirte nebſt ſeinen Brüdern, den Herzogen von Cumberland und Cambridge, in Göttingen, unternahm hierauf eine Reiſe nach Italien, hielt ſich vier Jahre in Rom auf und heirathete daſelbſt im April 1793 Auguſte Murray, die Tochter des katholiſchen Grafen von Dunmore in Schottland. Allein ſein Vater erklärte die Ehe, als dem Staatsgeſetze zuwider,

für ungültig, weil kein im britiſchen Reiche lebender Sprößling Georg's II. ohne die Erlaubniß des Königs ſich vermählen darf, obgleich S. ſeinen Familienrechten entſagt hatte. Nachdem ſich ſeine Gemahlin, welche ihm zwei Kinder geboren, ſchon im Jahre 1801 von ihm getrennt hatte, hielt ſich der Herzog an verſchiedenen italieniſchen und deutſchen Höfen auf, lebte längere Zeit am Hofe zu Liſſabon, arbeitete hier den Intriquen des franzöſiſchen General Lannes entgegen, wurde im Jahre 1801 zum Pair von England ernannt und erhielt den Titel eines Herzogs von Suſſex. Im Parliamente trat er meiſt auf die Seite der Oppoſitionspartei, hielt im Jahre 1812 im Oberhauſe eine ſehr berühmt gewordene Rede für die Gleichſtellung der iriſchen Katholiken mit den Proteſtanten und erklärte ſich 1825 gegen die Verwerfung der Emancipationsbill. Wegen ſeines einnehmenden Rednertalentes wurde er von mehreren Geſellſchaften zum Präſidenten ernannt und außerdem auch zum Großmeiſter aller engliſchen Freimaurerlogen gewählt. Obgleich er lediglich auf den Genuß ſeiner Apanage von 12000 Pfd. Sterl. beſchränkt war und deßhalb öfters in große Geldverlegenheiten gerieth, ſo hat er doch nie bei dem Parliamente um eine Vermehrung ſeines Einkommens nachgeſucht, wohl aber noch Gelegenheit gefunden eine beſonders an Ausgaben und Überſetzungen der Bibel ſo wie an Handſchriften ſehr reichhaltige Bibliothek zu ſammeln, welche Th. Joſ. Pettigrew in einem beſondern Kataloge (Lond. 1827. 4. 2 Bde.) beſchrieben hat. — Seine Kinder von Auguſte Murray führen den Namen Eſte und ſein Sohn, Auguſt von Eſte, hat neuerlich Anſprüche auf das Königreich Hanover erhoben. Über die Rechtmäßigkeit ſeiner Anſprüche ſind die beiden berühmteſten deutſchen Staatsrechtslehrer Klüber („Abhandlungen und Beobachtungen") und Zachariä („Rechtsgutachten über die Anſprüche Auguſt's von Eſte auf den Titel, die Würden und Rechte eines Prinzen des Hauſes Hanover", Heidelb. 1834) nicht derſelben Meinung, ſo wie überhaupt eine Anzahl Schriften für oder wider ihn erſchienen ſind. 81.

Suwarow-Rimnikskoi (Peter Alexei Waſiliowitſch, Graf von), Fürſt Italinski, Feldmarſchall und Generaliſſimus im ruſſiſchen Heere, geb. 1730 in einem Dorfe der Ukraine, Suskoi, aus einer Militairfamilie, erhielt ſeine erſte Erziehung in der Cadettenſchule zu Petersburg und trat bei erreichtem 17. Jahre als Gemeiner in die Garde. Sein Muth und ſeine Kühnheit erhoben ihn im Feldzuge gegen die Schweden in Finnland zum Lieutenant und als ſolcher zeichnete er ſich ebenfalls aus in den Schlachten von Zorndorf und Kunersdorf und bei dem Sturme auf Schweidnitz. Nach der Einnahme von Kolberg ward er zum Oberſtlieutenant und Platzmajor von Königsberg ernannt. In Folge einer Empfehlung des Grafen Panin reiſte er 1763 nach Petersburg, um von ſeiner Monarchin das eigenhändig geſchriebene Oberſtenpatent entgegenzunehmen. Im Jahre 1768 führte S. einen Theil des ruſſiſchen Heeres in Polen an, ſchlug die beiden Pulawski und nahm Krakau mit Sturm. Zum Lohne ſeiner Verdienſte ernannte ihn die Kaiſerin Katharina zum Generalmajor und ertheilte ihm den Alexander-Newskiorden. Als im Jahre 1773 der Marſchall Romanzoff gegen die Türken focht, wurde auch S. dahin geſandt. Er ging an der Spitze eines Armeecorps über die Donau, lagerte ſich unter den Mauern von Siliſtria und ſchlug nach ſeiner Vereinigung mit Kamenskoi den Reis-Effendi bei Kasladſchi. Nach dem Frieden mit der Pforte dämpfte er den Aufruhr des Koſakenanführers Pugatſcheff, unterwarf 1783 die Tataren von Kuban und Budziak und zwang ſie ſeiner Monarchin den Eid der Treue zu leiſten. Dieſe beſchenkte ihn dafür mit ihrem Bildniſſe, ertheilte ihm den Wladimirorden und ernannte ihn zum General en chef. 1787 vertheidigte er Kiburn mit vielem Glücke gegen die Pforte. Am 1. Aug. 1789 erfocht er in Verbindung mit dem Prinzen von Sachſen-Coburg einen vollſtändigen Sieg über den Seraskier Muhammed Paſcha zu Fokſchani und im Sep-

tember deſſelben Jahres befreite er nicht nur das von türkiſchen Truppen umringte Heer des öſtreichiſchen Generals Prinzen von Coburg, ſondern ſchlug auch im Vereine mit dieſem das große türkiſche Heer am Fluſſe Rimnik. Während von dem Kaiſer Joſeph S. für dieſe That in den deutſchen Reichsgrafenſtand erhoben wurde, machte ihn ſeine Kaiſerin Katharina ebenfalls zum ruſſiſchen Grafen und legte ihm zugleich den Namen Rimnikskoi bei. Die Feſtung Jsmail war ſeit 7 Monaten ohne Erfolg von den ruſſiſchen Truppen belagert worden und der General Sadowiſch, welcher die Belagerung leitete, hatte ſich ſogar zurückziehen müſſen, als S. von dem Obergenerale Potemkin den Befehl erhielt, binnen 3 Tagen die Stadt zu nehmen. Dieſer eilte hin, verſammelte ſeine Krieger und führte ſie zum Sturme gegen die Feſte. Zweimal ward derſelbe abgeſchlagen, beim dritten Male aber erſtiegen die Ruſſen die Mauern; 33000 Türken ſanken unter ihren Schwertern und 10000 wurden gefangen. Nachdem zwiſchen Rußland und der Türkei der Friede zu Jaſſy geſchloſſen war, ging S. nach Polen, um ſich den Fortſchritten Kosciusko's entgegenzuwerfen, belagerte Praga, eroberte es in einem furchtbaren Sturme und ließ 20000 gefangene Polen über die Klinge ſpringen. Katharina ernannte ihn hiernach zum Feldmarſchall. Jm Jahre 1799 befehligte S. die ruſſiſchen Truppen, welche in Jtalien kämpften und war zugleich Feldmarſchall und Oberfeldherr der dortigen öſtreichiſchen Truppen. Er ſchlug die Franzoſen bei Piacenza, bei Novi ꝛc., vertrieb ſie faſt aus Jtalien und empfing dafür den Titel eines Fürſten Jtalinski. Jn Folge ſeiner Siege ging S. mit ſeinem Heere über die Alpen nach der Schweitz, mußte ſich aber zurückziehen, als Maſſena den Fürſten Korſakoff bei Zürich geſchlagen hatte, und vereinte nach einem ſehr beſchwerlichen Marſche über ſteile Berge bei Mutten ſeine Macht mit dem Heere Korſakoff's. Hiernach bezog er in Böhmen Winterquartiere, von wo ihn der Kaiſer Paul, welcher mit dem wiener Hofe zerfallen war, zurückrief. Schon wurde an den Zurüſtungen, welche zum Triumphzuge, den der Kaiſer Paul ſeinem ſiegreichen Feldherrn in Petersburg als Belohnung zugedacht hatte, gearbeitet, als mehrere Generale denſelben anklagten, daß er während des Kriegs die Befehle des Kaiſers nicht befolgt habe. Der Monarch hatte nämlich befohlen, der Generaliſſimus ſolle täglich einen der Generale zum General du jour ernennen, um ihnen allen auf dieſe Weiſe Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben. S. hatte aber dieſen Befehl nicht beachtet, ſondern beſtändig den Fürſten Bagration als General du jour genommen. Dieſerhalb zog er ſich die Ungnade des Kaiſers zu und der Triumphzug fand nicht ſtatt. Krank traf der alte Held in Petersburg ein und ſtieg ohne Aufſehen bei ſeiner Nichte ab. Der Kummer über die Ungnade ſeines Fürſten und der Schmerz ſehen zu müſſen, daß ſeine Freunde ihn nicht beſuchen durften, verſchlimmerte ſein Leiden. Er ſtarb den 18. Mai 1800. Der Kaiſer Paul ließ ihn zwar feierlich beerdigen, doch die coloſſale Statue ließ erſt Alexander im Jahre 1801 im kaiſerlichen Garten zu Petersburg aufſtellen. Mit vielem Geiſte und einer großen Jdeenoriginalität ausgerüſtet war er eben ſo bizarr als unerſchrocken; er hielt es für Pflicht des Generals, ſtets an der Spitze des Angriffs zu ſein. Hierdurch ſowohl, als durch ſeine außerordentliche Einfachheit und ſoldatiſche Derbheit der Sitten beſaß er die ganze Zuneigung ſeiner Soldaten. Er hielt ſtreng auf Disciplin und verbannte allen Luxus aus den Lagern; darum haßten ihn die Generale im Geheimen, während die Soldaten ihn anbeteten. Er hatte nie ein Pferd, ſondern beſtieg den erſten beſten Koſakengaul, ſchlief gewöhnlich auf Heu und hatte nur einen Ordonanzſoldaten zum Bedienten. Er war klein, mager und ging gebückt; ſeine von Jugend auf ſchwächliche Geſundheit härtete er durch Thätigkeit und mäßige Lebensweiſe ab. Er ſprach ruſſiſch, deutſch, franzöſiſch, türkiſch und tatariſch; er redete wenig und faſt immer in Apophthegmen. Sein Hauptgrundſatz der Taktik war: Vorwärts und ſchlage! 61.

Suzzo iſt eine Phanariotenfamilie in Conſtantinopel, welcher nebſt den Fa-

milien Kallimachi und Moruſi im Jahre 1819 durch einen großherrlichen Hattischerif allein das Recht ertheilt wurde, in der Moldau und Wallachei die Würde von Hospodaren zu begleiten und als Dolmetſcher im Arſenal und Diwan angeſtellt zu werden; ein Vorrecht, welches dieſen Familien durch den Aufſtand der Griechen, bei dem ſie meiſtens ausgerottet wurden, wieder entzogen worden iſt. — Alexander S., geb. zu Conſtantinopel, Hospodar der Walachei, machte ſich durch ſeine Sorgfalt für die geiſtige Bildung des Volkes verdient, ſorgte für eine neue Einrichtung des großen Collegium zu Buckareſcht und verband damit eine Schule des wechſelſeitigen Unterrichts. Auch beabſichtigte er die Abfaſſung eines neuen Geſetzbuches für die Walachen und wurde in ſeinen Plänen von dem Griechen Spiridion Valetas unterſtützt; machte ſich aber ſpäter durch Bedrückungen und Gelderpreſſungen bei dem Volke verhaßt. Als im Sept. 1820 geheime Unterhändler der griechiſchen Hetairie in Rußland zu Buckareſcht erſchienen, um im Namen Alexander Ypſilanti's die Hauptleute der Arnauten in der Walachei für die Befreiung der Griechen zu gewinnen, wußte der Hospodar von der Sache, verheimlichte ſie aber, um ſich ſpäter mit ſeinen Schätzen in das Ausland zu flüchten. Allein er ſtarb ſchon am 1. Febr. 1821 vor der Ausführung dieſes Planes und ſein älteſter Sohn, Nikolaus S., wanderte aus. — Michael S., Hospodar der Moldau, nahm an dem Aufſtande Alexander Ypſilanti's in Jaſſy thätigen Antheil, flüchtete ſich aber nach deſſen Niederlage auf ruſſiſches Gebiet und lebte zu Kiſcheneff in Beſſarabien, um von hier aus ſeine Familienangelegenheiten zu ordnen; doch mußte er ſich bald auf Befehl der Regierung aus Rußland entfernen, nachdem die Türken ſeine Auslieferung verlangt hatten. Er war nun im Begriff ſich im Jan. 1822, mit ruſſiſchen Päſſen verſehen durch Öſtreich nach Livorno zu begeben, als er in Brünn angehalten und ihm von der öſtreichiſchen Regierung geboten wurde, Görz als ſeinen fernern Aufenthaltsort zu betrachten. Nachdem er hierauf im Jahre 1830 von Capodiſtrias zum griechiſchen Geſandten in Paris ernannt worden war, ging er ſpäter als Geſandter nach Petersburg ab, wo er ſich noch jetzt aufhält. — Demetrius S. war 1835 griechiſcher Juſtizminiſter. 81.

Swammerdam (Johans), berühmter Naturforſcher, wurde 1637 zu Amſterdam geboren, zeigte ſchon frühzeitig eine große Neigung zu anatomiſchen und naturhiſtoriſchen Unterſuchungen und ſtudirte daher Medicin zu Leyden und Paris, promovirte ſodann in Leyden und ließ ſich in Amſterdam nieder, wo er ſich ausſchließlich mit anatomiſchen Unterſuchungen beſchäftigte und zwar zuerſt mit der Anatomie des Menſchen und der größeren Thiere, ſpäterhin mit der Unterſuchung der Inſecten, in der er eine ſolche Vollkommenheit erlangte, daß ſeine Leiſtungen das größte Erſtaunen erregten und noch jetzt unübertroffen daſtehen. Er erfand und bearbeitete zu ſeinen Forſchungen die feinſten Inſtrumente, gab ſich ihnen mit der größten Ausdauer hin und beſchrieb ſie mit der ängſtlichſten Genauigkeit. So viel angeſtrengter Fleiß zerſtörte aber ſeine Geſundheit; er verfiel in eine tiefe Hypochondrie, wurde Pietiſt und wendete ſich nach Holſtein zur Schwärmerin Antoinette Bourignon (ſ. d. Art.), nachdem er ſeinen früheren Beſchäftigungen völlig entſagt hatte. Allein noch zerrütteter kehrte er aus Holſtein zurück, lebte nunmehr in tiefer Zurückgezogenheit, vernichtete ſeine ſchriftlichen Arbeiten und ſtarb endlich 1680. — S.'s Schriften ſtehen noch jetzt in großem, claſſiſchem Werthe. Als die vorzüglichſten führen wir an: „Miraculum naturae, s. uteri muliebr. fabrica“ (1672 u. öft.); „Verhandeling van de bloedeloose Dierkjes“ (1669). Sein bewundernswertheſtes Werk aber iſt ſeine „Biblia naturae, s. historia insectorum in certas classes redacta“ (1737 et 1738. 2 Voll. Fol. mit vielen Kpfrn.). Es iſt aus ſeinen hinterlaſſenen Schriften zuſammengeſtellt, von Boerhave herausgegeben und enthält anatomiſche Beſchreibungen der kleinſten Inſecten, die eben ſo ſorgfältig als richtig verfaßt ſind. 39.

Swanberg (Jöns), ein ausgezeichneter Mathematiker neuerer Zeit, geb. zu Nedercalix in Schweden, zeigte ſchon früh ein bedeutendes Talent für Mathematik, ſtudirte in Upſala, ward 1796 in Stockholm Vice- und 1809 wirklicher Secretair der Akademie der Wiſſenſchaften und 1811 Profeſſor der Mathematik zu Upſala, bekleidet ſeit 1819 die geiſtliche Stelle in Alunda und Morkarla, ohne jedoch ſeine akademiſche Wirkſamkeit aufzugeben. Die Akademie der Wiſſenſchaften zu Stockholm beſitzt mehrere bedeutende mathematiſche Abhandlungen von ihm. Bekannt ſind vorzüglich ſeine Gradmeſſung in Lappland (1801—1803) zur Beſtimmung der Abplattung der Erde. 26.

Swanevelt (Hermann van), einer der vorzüglichſten niederländiſchen Landſchaftsmaler, wurde 1618 oder 1620 zu Woerden geboren, begab ſich noch ſehr jung nach Italien, bildete ſich beſonders hier nach Claude Lorrain, führte aber aus Eifer für ſeine Studien ein ſo zurückgezogenes Leben, daß man ihm den Namen l'Eremita beilegte, unter welchem auch ſeine Arbeiten verbreitet wurden. Sowohl ſeine Gemälde und Zeichnungen, als auch ſeine geätzten Blätter zeichnen ſich durch treue Nachahmung und poetiſche Auffaſſung der Natur aus; die Gegenden ſind maleriſch entworfen und Perſpective, Licht und Färbung der Luft mit bewunderungswürdiger Treue nachgeahmt. S. ſtarb zu Rom um das Jahr 1690 oder, nach Anderen, ſchon 1680. 81.

Swantewit, ſ. Arkona.

Swedenborg (Emanuel von), der größte Theoſoph des XVIII. Jahrh., ein bedeutender Phyſiker und Mineralog, als Gelehrter und als Menſch höchſt achtungswürdig, war der Sohn des Biſchofs von Weſtgothland, Jaſper Swedberg, und wurde am 29. Jan. 1689 zu Stockholm geboren. Er empfing eine fromme und religiöſe Erziehung und auch als Kind ſagte man ſchon von ihm, daß aus ihm die Engel ſprächen. Bis ins 10. Jahr war er immer geſchäftig, vom Glauben und von der Liebe zu ſprechen, welche beide dann auch, als ihm, wie er ſagte, das Innere aufgethan ward, die Grundpfeiler ſeines Himmelreiches wurden. Sein Geiſt umfaßte und verband allerlei Wiſſenſchaften. Er trieb Philoſophie, Mathematik, Naturgeſchichte, Naturkunde, Chemie, Anatomie, Theologie. Auch mit der Poeſie beſchäftigte er ſich und gab die erſten Verſuche in derſelben unter dem Titel: „Ludus Heliconius seu carmina miscellanea“ (Skara 1710) heraus. Im Jahre 1710 ging er auf Reiſen nach England, Holland, Frankreich und Deutſchland und brachte 4 Jahre auf Univerſitäten daſelbſt zu. 1714 nach Schweden zurückgekehrt ließ er ſich in Upſala nieder und legte in ſeinem „Hyperboräiſchen Dädalus“ ein Zeugniß ſeiner ausgezeichneten mathematiſchen und phyſikaliſchen Kenntniſſe ab. Er ſprach mehrmals mit Karl XII., welcher ihn 1716 zum Aſſeſſor am Bergwerkscollegium zu Stockholm ernannte, wo er ſich dann mit mathematiſch-mechaniſchen Erfindungen hervorthat. Zur Belagerung von Friedrichshall ſchaffte er 1718 zwei Galeeren, fünf große Böte und eine Schaluppe mit Rollen über Berg und Thal von Strömſtadt nach Idefiol, einen Weg von 2½ ſchwediſchen Meilen. Dieß ſo wie ſeine Schriften über die Algebra, die Münzen, ferner ſeine arithmetiſchen und aſtronomiſchen Abhandlungen erwarben ihm die Gunſt der Regierung und die Königin Ulrike erhob ihn 1719 unter dem Namen „von Swedenborg“ in den Adelſtand. 1720 bereiſte er die ſchwediſchen und 1721 die ſächſiſchen Bergwerke und den Harz. Seit 1729 war er Mitglied der königlichen Societät in Schweden und 1733 vollendete er ſeine „Opera philosophica et mineralogica“, die er 1734 in 3 Foliobänden mit 155 Kupferſtichen herausgab. In dieſen philoſophiſchen Werken entwirft S. ein tief durchdachtes Naturſyſtem, deſſen Grundlage die Idee eines nothwendigen mechaniſchen und organiſchen Zuſammenhanges aller Dinge iſt. Ein im Unendlichen gegebener Punkt, mit allen Kräften ausgerüſtet, ſoll durch eine innere Spiralbewegung alle

Bewegungen, alle Geſtalten der Thätigkeit hervorbringen, die S. in Elemente ordnet. Die Elaſticität, der Magnet, der Äther, die Luft, Dünſte ꝛc. ſind dieſe Elemente, die er ſodann bis in das Reich der Organiſationen verfolgt. Neue Reiſen unternahm er von 1736 bis 1740 nach Deutſchland, Holland, Frankreich, Italien und England. Bereichert an Kenntniſſen kehrte er zurück, wendete jetzt ſein Naturſyſtem auch auf die belebte Schöpfung, namentlich den Menſchen, an und ließ ſeine „Oeconomia regni animalis“ (Lond. 1740—1741. 4.) und „Regnum animale“ (Vol. I. II. Haag. 1744. Vol. III. Lond. 1745. 4.), ein Werk voll Beleſenheit und eigener tiefer Gedanken, erſcheinen. In ihm ordnet er nach Reihen und Stufen die Naturreiche zu einer Harmonie, die er conſtabilirt nennt, in deren jeder aus dem Einfachſten eine Wirkung ſich durch die ganze Reihe verbreitet. Daß dieſe Anſichten der Natur, als Denkbilder des Verſtandes, ihm zur Gewohnheit wurden, war natürlich; Reihen und Stufen der Dinge nach Uebereinſtimmungen, aus dem Einfachſten geordnet, ſah er allenthalben in der Schöpfung; eine conſtabilirte Harmonie war ſein Hauptgedanke. An ſeine „Ökonomie“ ſchloß ſich das Werk: „De cultu et amore Dei; ubi agitur de telluris ortu, paradiso et vivario, tum de primo geniti seu Adami nativitate, infantia et amore“ (Lond. 1740. 2 Voll. 4.) und ſeine „Principia rerum naturalium“. Nachdem S. ſolchergeſtalt ſich durch die ganze ſichtbare Natur durchgedacht, durchverſucht, durchgearbeitet hatte, ging mit ſeinem geiſtigen Weſen eine große Veränderung vor. Von grenzenloſem Forſchungstriebe beſeelt verirrte er ſich aus der körperlichen Natur in die Geiſterwelt. Er glaubte ſich mit dieſer in einem Rapport, in welchen ihn häufige Viſionen verſetzten. In ſolchen erhielt er dann, wie er vorgab, die klare Anſchauung des Innern vom Geiſterreiche, namentlich nach deſſen Zuſammenhange mit der Menſchenwelt. Denn bereits im Jahre 1743 war ihm nach ſeiner Ausſage der Herr erſchienen, hatte ihm das Innere aufgethan und die Geiſterwelt eröffnet, auch verſtattet, mit Engeln und Geiſtern umzugehen. Von nun an befand er ſich in der Sphäre eines ſomnambuliſtiſchen Hellſehers; die Augen ſeines innern Menſchen waren geöffnet; bald ward er zum Himmel entrückt, bald zur Hölle niedergeſenkt. Da erſchienen ihm nicht nur verſchiedene ſeiner verſtorbenen Bekannten, ſondern auch die berühmteſten Männer des Alterthums, die ſich mit ihm unterredeten; da erhielt er im Geſpräche mit den Geiſtern göttliche Offenbarungen und ſah ſich als einen Mittler zwiſchen der Geiſter- und Körperwelt, dieſen Umgang ſogar als ein Amt an, das ihm der Herr aufgetragen habe. Dabei zeigte er weder einen anmaßenden Stolz, noch eine Schwäche des Verſtandes. Kein Prahlen machte er davon, wußte aber, wenn er darüber gefragt ward, auch die Spötter in Achtung zu erhalten. Fröhlichen, ſtillen Gemüthes erſchien er Jedem, der ihn näher kannte, als Muſter ungeheuchelter Frömmigkeit, Güte und Wahrheit. Um aber ſeinem überirdiſchen Umgange und Berufe ganz leben zu können, legte er 1747 ſein Amt bei dem Bergwerkscollegium nieder, ſchlug ein höheres Staatsamt, das man ihm antrug, aus und hielt ſich abwechſelnd in Schweden und England auf. Seitdem ſchrieb er zahlreiche theologiſche Schriften (z. B. „De ultimo judicio“, „De nova Hierosolyma et ejus doctrina coelesti“, „De scriptura sacra“, „De fide“, „Apocalypsis explicata“, „Apocalypsis revelata“, „De vera theologia christ.“ u. a.), unter welchen die „Arcana coelestia, quae in scriptura sacra sunt, detecta“ (Lond. 1749—1756. 8 Voll. 4.) das Hauptwerk ſind, worin S. die Harmonie ſeines Syſtems mit der heiligen Schrift nachweiſt. Die Hauptideen ſeiner theoſophiſchen Naturphiloſophie ſind aber folgende. Die Gottheit, deren Subſtanz nicht eine dreifache ſein kann, hat ſich nur in dreifacher Geſtalt geoffenbart, als Vater in dem, was man ſonſt die Gottheit Chriſti nennt, als Sohn, wiefern dieſer als Menſch erſchien, als heiliger Geiſt, wiefern derſelbe nur als unſichtbare Kraft fortwirkt.

Unrichtig iſt die auguſtiniſche Lehre von einer Zurechnung fremden Verdienſtes und fremder Schuld oder von Erbſünde und Rechtfertigung durch den Glauben allein. Beides widerſtreitet dem göttlichen Urſprunge des menſchlichen Geiſtes und ſeinem noch fortdauernden unmittelbaren Zuſammenhange mit der Geiſterwelt. Auf der Erhaltung dieſes letztern beruht alle Religion und Sittlichkeit. Die ins Irdiſche herabgezogene Kirchenreligion bedarf alſo der Erhebung zum Bewußtſein des höhern Zuſammenhanges. Vermöge der Abſtufung in den göttlichen Offenbarungen überhaupt iſt wenigſtens das Verſtändniß der Lehre Chriſti in dem tief verborgenen Sinne ihrer Urkunde einer Vervollkommnung fähig. S. ſelbſt glaubte ſich wegen ſeines perſönlichen außergewöhnlichen Verkehres mit der Geiſterwelt berufen, eine Gemeinde des neuen himmliſchen Jeruſalem, ein neues Volk Gottes zu gründen, als das dritte Teſtament und die geiſtige Wiederkunft Chriſti. Seine Schriften, in welchen er dieſe und andere Ideen weiter entwickelt und die Unterhaltungen mit dieſem oder jenem Geiſte und deren Wirkung auf ihn ſchmucklos, oft ſehr naiv erzählt, wurden viel geleſen und von ſeinen Anhängern mit Bewunderung und Staunen aufgenommen, während ſeine kühnen Behauptungen die Unbefangenen um ſo mehr befremdeten, je weniger man ihm Schwäche des Verſtandes oder gar Unredlichkeit der Geſinnung vorwerfen konnte; denn von einem Betruge, den er Andern wiſſentlich machen wollte, iſt weder in ſeinem Leben, noch in ſeinen Werken eine Spur. Dennoch zogen ihm ſeine angeblichen Viſionen ſo wie die wunderlichen Lehren in ſeinen Schriften von Seiten der Geiſtlichkeit eine Anklage zu, welche jedoch erfolglos blieb, da der König ihn ſchützte. Geliebt, geehrt und geachtet von allen Verſtändigen ſtarb er zu London am 29. März 1772. — S. hat bis an ſein Ende an die Realität ſeiner Viſionen und göttlichen Offenbarungen feſt geglaubt. Solcher Glaube war ſeinem von der Welt abgewendeten und moraliſch iſolirten Gemüthe zur fixen Idee geworden, indem er das, was in dem Innern ſeines lebendigen Geiſtes ſelbſt entſtand, vermöge ſeiner ſtarken Phantaſie für Erſcheinungen von Oben und Außen nahm. Was aber jene ſonderbaren Nachrichten und Aufſchlüſſe betrifft, die er aus ſeinem Geiſterreiche gebracht haben ſoll, z. B. in welchem verborgenen Behältniſſe eine verlorene Quittung ſtecke; daß in Stockholm jetzt ein Brand ſei, obgleich er damals in Gothenburg war; das geheime Geſpräch, das die Königin mit ihrem verſtorbenen Bruder einſt in Charlottenburg geführt, — ſo ſind ſie nur aus trüber Quelle, vom Hörenſagen geſchöpft. Wichtiger als die Unterſuchung ſolcher Wundergeſchichten iſt die pſychologiſche Erklärung von S.'s origineller Individualität, welche uns Herder in ſeiner „Adraſtea" (ſ. Herder's „Werke zur Philoſophie und Geſchichte" [Stuttg. u. Tübing. 1829] XII. 115 ff.) ſo treffend gegeben hat. Wahrſcheinlich, ſagt derſelbe, war S. durch ſtarke Intenſion der Gedanken, die auch in ſeinen wiſſenſchaftlichen Werken herrſcht, allmählig zur Viſion gelangt, und hatte ſich, da ihm dieſer Umgang (ein Gedankenſpiel, eine Seelen- und Gemüthsdichtung) angenehm war, darin geübt. Deßhalb zog er ſich in die Einſamkeit und befand ſich alſo in ſeinem Himmel. Den Zuſtand, in dem er ſich dabei befand, hat er ſelbſt treu geſchildert. Er war von dreifacher Art: der gewöhnliche, ruhige, in dem er mit Geiſtern ſprach, dieſe vor ihm und neben ihm erſchienen, oder in Theilen ſeiner ſelbſt fühlbar wurden; der zweite ſeltenere, eine Entzückung, in welchem alle Sinne bis aufs Gefühl außerordentlich lebhaft wirkten; der dritte, da er vom Geiſte fortgeriſſen in ſchneller Zeit unzählige Örter und Gegenſtände ſah, der ſeltenſte. — Alle drei Zuſtände kennen wir nicht nur aus Träumen und Krankheiten, ſondern auch geſund und wachend aus Zuſtänden, in denen unſere Phantaſie lebhaft wirkt. S.'s Himmelsgeheimniß war, daß er dieſe Phantaſien, bei ihm aus ſeinem innerſten Sein entſprungen, mit Überzeugung ſah und glaubte; dieſe Überzeugung realiſirte ihm die Erſcheinungen im Innern und ſtellte ſie gegenwärtig den Sinnen dar. Himmel und Hölle waren aus und in ihm, eine Laterna

magica ſeiner eigenen Gedanken. Offenbar war S.'s Fehler, daß er, ermüdet von wiſſenſchaftlichem und Staatsunfuge, die Kette der Natur, die irdiſche Ökonomie, verließ und ſich geiſtig iſolirte. Seinen ſtarken Organen war damit Raum gegeben; er ſchuf ſich die Welt, die er in Geſetzen der mechaniſch animaliſchen Natur gefunden hatte und ſonſt nirgend fand, moraliſch geiſtiger Weiſe in himmliſchen Träumen. — — Es konnte nicht fehlen, daß ein ſo eminenter Geiſt, wie S. war, auch zahlreiche Bewunderer und Anhänger, welche gläubig ſeine Offenbarungen annahmen, fand, und ſo die „Kirche des neuen Jeruſalem", vornehmlich auf dem Grunde ſeiner Schriften als heiliger Bücher, entſtand, die nach ſeinem Tode beſonders ins Engliſche überſetzt worden ſind. Noch zu S.'s Lebzeiten verbreiteten vorzüglich Geiſtliche, wie Beyer, Rote, ſpäter der Domherr Knös u. A., ſeine Lehre in Schweden. Die meiſten Anhänger daſelbſt wurden durch die Überſetzung der „Vera christ. religio" ins Schwediſche vom Reichsrathe Grafen Falkenberg gewonnen. Auch bildete ſich 1786 in Stockholm eine „exegetiſch-philanthropiſche Geſellſchaft", welche ebenfalls mehrere Schriften S.'s überſetzte und hohe Perſonen, ſelbſt den König Karl XIII. von Schweden, als Herzog von Südermannland, unter ihre Mitglieder zählte. An die Stelle dieſer Geſellſchaft trat 1796 eine neue, die „Fide et charité," welche noch jetzt in ganz Schweden verbreitet iſt. Doch gab es hier nie abgeſonderte Gemeinden der neuen Kirche, wohl aber haben ihre Gedanken vorzüglich unter den gebildeten Ständen großen Eingang gefunden. Weite Verbreitung fanden S.'s Lehren gleich anfangs auch in England, dann auch in Nordamerika, Oſtindien, ſelbſt in Frankreich und Deutſchland. In England war es beſonders der Rector John Clowes zu Mancheſter (ſtarb 1831), welcher ſeit 1773 mit großem Erfolge wirkte, S.'s meiſte Werke ins Engliſche überſetzte, 60 eigene Schriften zu deren Vertheidigung und Erläuterung ſchrieb, 1782 einen Verein zu Mancheſter zum Drucke und zur Verbreitung der Werke S.'s ſtiftete, welcher bereits 1818 über 260000 Bücher verbreitet hatte und ſo großen Einfluß gewann, daß man in Mancheſter bald 9000 Anhänger zählte. Seit 1788 bildeten ſich in England auch beſondere Gemeinden mit eigenen Geiſtlichen, beſonderm Cultus und repräſentativer Verfaſſung, nach welcher von den Gemeinden die Vorſteher erwählt werden, die in einer Synode zuſammentreten, von welcher die vorgeſchlagenen Geiſtlichen beſtätigt und ordinirt werden. Ein permanenter Ausſchuß verwaltet das Kirchengut, welches unter den Schutz des Staats geſtellt iſt. Ähnlich iſt die Verfaſſung der neuen Kirche in den vereinigten Staaten von Nordamerika, wo ſie im Jahre 1830 37 Gemeinden zählte, deren Synode mit der in England durch jährliche, in ihre gedruckten Verhandlungen eingerückte Adreſſen in Verbindung ſteht. In England entſtanden auch ſeit 1813 allmählig mehrere Miſſionsgeſellſchaften der neuen Kirche. In Frankreich iſt jetzt vorzüglich W. Ögger, früher geiſtlicher Vicar, für Verbreitung der neuen Kirche thätig (vergl. deſſen „Stille Wege zwiſchen Menſchenwelt und Engelwelt, oder mein Übertritt vom römiſch-katholiſchen Glauben zu der neuen Kirche des Herrn". Aus dem Franzöſiſchen von Hofacker, Tübing. 1835). In Deutſchland verkündete zuerſt der Prälat Ötinger (ſ. d. Art.) S.'s Lehren durch Überſetzungen. In ſeine Fußtapfen trat in neuerer Zeit der fromme Bibliothekar Immanuel Tafel, welcher in Verbindung mit Ludwig Hofacker eine Reihe Schriften von und über S. mitgetheilt hat, beſonders: „Göttliche Offenbarungen" (aus dem Lateiniſchen, Tübing. 1823 ff. 6 Bde.); „Die Chriſtusreligion in ihrer Ächtheit" (Tübing. 1831 ff. 4 Bde.); „Katechismus nach der Lehre der neuen Kirche" (1830) u. a. Auch hat Tafel eine Ausgabe der „Arcana coelestia" (bis jetzt 4 Bde., Tübing. 1833 ff.) geliefert. — Vergl. über S. und ſeine Lehre Görres, „Swedenborg, ſeine Viſionen und ſein Verhältniß zur Kirche" (Straßb. 1827); G. Vorherr, „Geiſt der Lehre Swedenborg's, aus deſſen Schriften" (München 1832); Seuf-

fert, „Grundzüge des chriſtlichen Glaubens nach dem Lehrbegriffe der neuen Kirche" (Schweinfurt 1833). 63.

Swieten (Gerhard Freiherr van), berühmter Arzt, geb. zu Leyden am 7. Mai 1700, ſtudirte Medicin zu Leyden und zeichnete ſich unter Boerhaave's Leitung bald ſo aus, daß er zum Profeſſor der Medicin an ſeiner vaterſtädtiſchen Univerſität ernannt wurde, von welcher Stelle ihn aber ſeine Feinde, die auf ſeinen Ruf und den Beifall ſeiner Zuhörer neidiſch waren, unter dem Vorwande, daß er Katholik ſei, zu entfernen wußten. Dieſe Abſetzung war aber ſein Glück. S. erhielt von der Kaiſerin Marie Thereſie einen Ruf als ihr Leibarzt, ging 1745 nach Wien und gelangte ſehr bald bei ſeiner Fürſtin in hohe Gunſt und Anſehn, die er vielfältig zum Beſten der Wiſſenſchaft zu benutzen wußte. Denn nach und nach zum Vorſteher der kaiſerlich-königlichen Bibliothek, Präſidenten der mediciniſchen Facultät, Director des Medicinalweſens in der Monarchie ernannt ſtiftete er eine kliniſche Lehranſtalt an der Univerſität, zu deren Leitung er den berühmten de Haen berief, ließ ein neues Univerſitätsgebäude aufführen, öffnete die Bibliothek zum allgemeinen Gebrauche und beſchützte mit einem Worte überall die Wiſſenſchaften und ihre Verehrer. Als Schriftſteller hat er ſich durch ſeine „Commentaria in H. Boerhaavii Aphorismos de cognoscendis et curandis morbis" (L.B. 1741—1792. V Voll. 4.) ausgezeichnet. Als Schüler und ſteter Verehrer Boerhaave's folgt er der Schrift ſeines großen Lehrers Schritt vor Schritt, wagt nicht, ſich von den Lehrmeinungen deſſelben im Geringſten zu entfernen, ſondern bietet im Gegentheil Alles auf, wodurch er dieſe Meinungen noch mehr zu befeſtigen vermöge. Da aber dieſes Syſtem ſchon längſt als unhaltbar ſich erwieſen hat, ſo haben auch van S.'s Commentarien an ihrem Werthe viel verloren, werden aber gleichwohl wegen der Fülle der Erfahrungen, die ſie enthalten, noch immer von Kennern geſchätzt. — Er ſtarb am 18. Jun. 1772 zu Schönbrunn; die Kaiſerin ließ ihm im Univerſitätsgebäude eine Statue errichten. 39.

Swift (Jonathan), einer der vorzüglichſten Satyriker Englands, wurde am 30. Nov. 1667 zu Caſhel in der irländiſchen Grafſchaft Tipperary geboren und beſuchte ſeit 1782 das Trinity-Collegium zu Dublin, machte aber ſo wenig Fortſchritte, daß er erſt nach mehreren Jahren den Grad eines Baccalaureus mit dem Zuſatze „speciali gratia" erhielt. Doch ward er hierdurch zu großem Fleiße angeſpornt; denn Ehrgeiz war ein Hauptzug ſeines Charakters. Von ſeinem Verwandten, dem berühmten William Temple, unterſtützt lebte er dann einige Zeit bei dieſem und beſchäftigte ſich vorzüglich mit Dichtungen in Cowley's (ſ. d. Art.) Manier, verließ ihn aber 1694 aus Unmuth, weil er ihm die verſprochene geiſtliche Pfründe nicht verſchaffte, und erhielt darauf die Gewährung ſeines Wunſches in Irland durch den Oberſtatthalter. Doch kehrte er auf Temple's Einladung zu dieſem zurück und lebte bei ihm bis zu deſſen Tode (1698), worauf er den Grafen Berkeley als deſſen Kaplan und Privatſecretair nach Irland folgte. Da ihm aber dieſer ſtatt der verſprochenen einträglichen Dechanei zu Derry nur zwei geringe Pfründen gab, ward er ſo unmuthig darüber, daß er eine Anzahl derber Satyren verfaßte, wodurch er ſich viele Feinde zuzog und gezwungen ward, ſich auf ſeine Pfarre nach Caracor zurückzuziehen. Hier widmete er ſich vorzüglich der Schriftſtellerei, vertheidigte in mehreren Schriften (ſeit 1701) mit großem Eifer die Partei der Wighs, ſchilderte in ſeinem anonymen „Mährchen von der Tonne" (1704) mit allem ihm zu Gebote ſtehenden Witze die Geſchichte der chriſtlichen Kirchenparteien vom Standpunkte der engliſchen Hochkirche aus, lieferte in ſeiner „Bücherſchlacht" eine burleſke Vergleichung der alten und neueren Schriftſteller zum Vortheile der erſtern und ſuchte in ſeinen „Weiſſagungen von Iſaak Bickerſtaff, Esqu." die Aſtronomen lächerlich zu machen. Als aber 1710 die Tories wieder die herrſchende Partei wurden und einzelne derſelben ihn durch politiſche Aufträge ſchmei-

chelten, fühlte er ſich ſo geehrt, daß er zu ihrer Partei übertrat und in der Zeitſchrift: „The examiner“ mehrere Aufſätze zu ihren Gunſten lieferte, vorzüglich in der Hoffnung, ſeinen ſehnlichſten Wunſch nach Erlangung eines Bisthums in England dadurch erreicht zu ſehen. Doch hatte er ſich durch ſein „Mährchen von der Tonne" in den Ruf eines Religionsſpötters gebracht und mußte ſich mit der Dechanei zu St. Patrick in Dublin begnügen (1713), von welcher er auch nicht wieder verſetzt wurde. Hier zog er ſich aber als erklärter Tory den Spott der Einwohner zu und hatte viel zu dulden, bis er ſich 1724 in einer Schrift gegen die von der Regierung beabſichtigte Einführung einer neuen Scheidemünze kräftig ausſprach, wodurch er ſich wieder die allgemeine Achtung erwarb. Doch fühlte ſich ſein Stolz und Ehrgeiz niemals geehrt genug und er machte nun ſeinem Unmuthe durch eine Anzahl Satyren Luft, unter denen „Gulliver's Reiſen" und die „Reiſe nach Kaklogallinien und von da in den Mond" die vorzüglichſten ſind; auch verfaßte er mehrere Gedichte, die unter ſeine beſten gehören. Doch führte ſein gekränkter Hochmuth ihn endlich zu gänzlichem Wahnſinne, in welchem er, nachdem er Monate lang vorher kein Wort mehr geſprochen hatte, den 19. Oct. 1745 ſtarb. Als Menſch vereinigte er mit unbegrenztem Stolze Feſtigkeit, Arbeitsliebe und Haß gegen Zwang und Unterdrückung, aber auch höchſte Reizbarkeit, Unverſöhnlichkeit und Mangel an Aufrichtigkeit. Als Schriftſteller war er ganz Original, unübertroffen in Fruchtbarkeit und Eigenthümlichkeit witziger Anſichten der Zeit und der Verhältniſſe, aber bei allem Scheine von Treuherzigkeit bitter und beißend; dabei zeigt er eine ungemeine Leichtigkeit des Styls und große Gewalt über die Sprache, ohne ſich an die ſteifen Regeln der Äſthetik und Rhetorik zu binden. Geſammelt erſchienen ſeine ſämmtlichen Schriften von Hawkesworth (London 1755. 14 Bde. 4. und 25 Bde. 8.); Sheridan (London 1784. 17 Bde.) und W. Scott (London 1814. 19 Bde. mit S.'s Biographie); deutſch die vorzüglichſten zu Hamburg 1756. 8 Bde. 8. 16.

Swinden (Jan Hendrik van), berühmter Mathematiker, ward den 8. Juni 1746 im Haag geboren und ſtudirte zu Leyden mit ſolchem Erfolge Philoſophie, Mathematik und Naturgeſchichte, daß er ſchon 1766 Doctor der Philoſophie und 1769 Profeſſor der ſpeculativen Philoſophie und der Naturwiſſenſchaften zu Franecker ward. Mit Eifer widmete er ſich hier den Unterſuchungen über Elektricität und Magnetismus, beobachtete 13 Jahre lang zu jeder Tageszeit die Magnetnadel, prüfte das magnetiſche Syſtem Mesmer's, ſammelte zahlreiche meteorologiſche Beobachtungen, beſonders über das Nordlicht, und trat mit den berühmteſten Mathematikern und Phyſikern Europas in Verbindung. Deßhalb ward er 1785 als Profeſſor der Philoſophie, Mathematik, Phyſik und Aſtronomie an das Athenäum zu Amſterdam berufen, 1787 Mitglied der Commiſſion zur Berathung über das Seeweſen und 1797 Präſident der neuerrichteten Medicinalcommiſſion, nahm 1798 mit Äneä in Paris an den Berathungen über die Einführung eines neuen Maß- und Gewichtsſyſtems Antheil und trug viel zur Einführung des Decimalſyſtems in den Niederlanden bei. Darauf ward er Mitglied des Vollziehungsdirectorium der bataviſchen Republik, ward ſpäter faſt zu allen Commiſſionen zugezogen und 1817 zum Staatsrathe im außerordentlichen Dienſte ernannt und ſtarb den 9. März 1823. In Allem, was van S. trieb, führte ihn ſein tiefer Geiſt auf den Grund des Wiſſens und ſeine zahlreichen Schriften über alle Fächer ſeiner Studien geben daher ſtets nur Ausgezeichnetes. Vorzüglich ſind ſeine Abhandlungen über die Magnetnadel, das Nordlicht, den Thermometer, die Elektricität u. dgl. von hohem Werthe, ſo wie überhaupt das Studium aller ſeiner Schriften für den Mathematiker und Phyſiker eine reiche Fundgrube tiefer Gelehrſamkeit iſt. 16.

Sybăris war eine uralte Stadt Lucaniens in Unteritalien, der Sage nach

720 vor Chr. durch Achäer und Trözenier am Sybarisfluſſe, jetzt Sibari oder Coscile, geſtiftet, mit einem Gebiete von 25 Örtern, durch ſeinen Öl- und Weinhandel mit Carthago reich, aber auch durch die Weichlichkeit und Schwelgerei ſeiner Einwohner berüchtigt. Berühmt iſt dieſe Stadt vorzüglich durch ihren Krieg mit Kroton, in welchem jedoch trotz dem, daß 300000 Sybariten gegen nur 100000 Krotoniaten fochten, im Jahre 510 S. gänzlich unterlag und zerſtört wurde. Die den Sybariten bis dahin untergeben geweſenen Landeinwohner machten ſich unter dem Namen Bruttii frei. Eine zweite Verfolgung von Seiten der Krotoniaten erfuhren die Sybariten ſchon 58 Jahre nach jener erſten Niederlage, nachdem ſie ſich von Neuem wieder am Fluſſe Laus angebaut hatten. Der Reſt der alten Sybariten gründete dann mit der von Athen ausgeſandten Colonie 446 die Stadt Thurii, am Bache Thurias, wobei auch der Redner Lyſias und Herodot Theil genommen haben ſollen. Sprüchwörtlich bezeichnet man noch jetzt mit der Benennung „Sybarit“ einen Weichling und Schwelger. 20.

Sydenham (ſpr. Seidenham) (Thomas), berühmter Arzt, Sohn eines Landedelmanns, geb. 1624 zu Winford-Eagle in Dorſetſhire in England, ſtudirte zuerſt in Oxford, verließ aber dieſe Univerſität während des Krieges zwiſchen Karl I. und dem Parliamente und wendete ſich nach London, wo er auf den Rath des Arztes Thomas Core den Entſchluß faßte, Medicin zu ſtudiren, und 1648 in Cambridge den Doctor-Titel annahm. Er ließ ſich hierauf in London als Arzt nieder und kam ſehr bald, ohne Lehrer zu ſein oder ſonſt ein Amt zu bekleiden, in außerordentlichen Ruf, in dem er wegen ſeiner claſſiſchen Schriften noch jetzt ſteht. Mit Recht wird aber S. den größten Ärzten aller Zeiten beigezählt und der Hippokrates der neuern Zeit genannt. Als reiner Beobachter, der nur auf die Stimme der Natur hört und ſich von aller Syſtemſucht ſtreng entfernt hält, gibt er allen Zeiten und allen Ärzten das Beiſpiel, wie die Medicin ausgeübt werden müſſe. In ſeinem Heilverfahren ließ er den Wirkungen der Natur Zeit und wartete auf die kritiſchen Bewegungen; entſtehende Krankheiten behandelte er gewöhnlich kühlend und bildete dadurch das antiphlogiſtiſche Heilverfahren in einem hohen Grade aus; in den ſpäteren Stadien der Krankheit gebrauchte er häufiger erhitzende und ſtärkende Mittel. Über die Anwendung der China und des Opium hat er ſehr werthvolle Regeln gegeben, die Krankheiten und ihren Verlauf ſehr lebendig geſchildert, vorzüglich aber auf ihre Aufeinanderfolge je nach den herrſchenden Conſtitutionen und Epidemien aufmerkſam gemacht. Vorzüglich ſorgfältig hat er das Podagra beſchrieben und abgehandelt, was er um ſo genauer konnte, da er ſelbſt lange daran gelitten hatte. Seine Werke ſind unter dem Titel; „Opera omnia“ geſammelt, (zuerſt London 1685, dann in vielen Ausgaben, zuletzt von K. G. Kühn Leipz. 1827). Er ſtarb an der Cholera am 29. Dec. 1689. 39.

Syenit, ſ. Sienit.

Sykophant, von σῦκον, die Feige, und φαίνω, ich zeige, eigentlich der Feigenzeiger, Aufpaſſer, hieß bei den Athenern vorzugsweiſe derjenige, welcher diejenigen ausſpürte und anzeigte, die gegen das Verbot handelten, nach welchem man keine Feigen aus Attika ausführen und verkaufen ſollte. Übergetragen wurde dann dieſe Benennung auf alle diejenigen, die aus Bosheit oder Gewinnſucht Andere angaben, daher gleichbedeutend mit einem gewinnſüchtigen, ränkevollen, oft auch falſchen Ankläger, wie vorzüglich im perikleiſchen Zeitalter ſich Viele zeigten, welche Ariſtophanes in ſeinen Komödien oft meiſterhaft ſchildert. 20.

Sylbe, griech. συλλαβή; lat. syllaba; franz. syllabe; engl. syllable, iſt eigentlich die Zuſammenfaſſung, nämlich der Buchſtaben, und daher jeder durch die Zuſammenfaſſung mehrerer Buchſtaben und zwar wenigſtens eines Vokals oder Diphthongen und eines Conſonanten, gebildete und beim Sprechen entſtehende Laut, mag derſelbe nun blos als Laut oder als ſelbſtſtändiger Theil eines Wortes

angeſehen werden. In beiden Fällen kann dieß ein einziger Buchſtabe ſein, jedoch nur ein Vocal oder Diphthong, nie ein bloßer Conſonant, da deſſen Ausſprache durch die Vocale bedingt iſt. Je nach der Zahl der mit einander verbundenen Sylben kann daher ein Wort ein-, zwei-, drei- und mehrſylbig ſein. In einem mehrſylbigen Worte nennt man Hauptſylbe die, auf welcher der Accent ruht; Stamm- oder Wurzelſylbe, welche den Hauptbegriff enthält; Formſylbe, welche eine nähere Beſtimmung jenes Begriffs enthält, und endlich Bildungsſylbe, durch welche man die Modifirung des Begriffs enthält. 20.

Sylbenmaß, ſ. Metrum.

Sylburg (Friedrich), einer der beſten deutſchen Philologen des XVI. Jahrh., geb. zu Wetter bei Marburg 1536, zeigte ſchon in ſeiner frühen Jugend eine merkwürdige Vorliebe für die philologiſchen Wiſſenſchaften, ſtudirte dieſelben dann in Jena und ward in der Folge Rector an den Schulen zu Lich und ſpäter zu Neuhaus. Allein keine von beiden Stellen ſagte ihm zu, weßhalb er dem Schulſtande entſagte und hierauf als privatiſirender Gelehrter zu Frankfurt und Heidelberg lebte. Dieſes war zugleich auch die Zeit, in welcher er vorzüglich als Schriftſteller thätig war und namentlich fällt in dieſe Periode ſeine Bearbeitung vieler griechiſcher und römiſcher Schriftſteller. Sein täglich wachſender Ruhm durchzog bald ganz Europa und in Folge deſſen ward ſelbſt vom Landgrafen von Heſſen die Univerſität Marburg angewieſen ihm ein Jahrgeld auszuzahlen. Allein durch allzugroße Anſtrengung untergrub er ſeine ſonſt kräftige Geſundheit und ſtarb zu Heidelberg den 16. Febr. 1596. Das größte Verdienſt erwarb er ſich durch die kritiſche Berichtigung des Textes vieler Claſſiker, von denen vorzüglich Pauſanias, Herodot, Dio Caſſius, Dionyſius Halikarnaſſenſis, Iſokrates, Ariſtoteles, Historiae romanae scriptores latini et graeci minores ꝛc. zu nennen ſind. Nicht geringern Fleiß und Scharfſinn zeigte er auch in ſeiner Verbeſſerung der griechiſchen Grammatik von Clenardus, ſo wie in ſeinen Ausgaben des Juſtinus Martyr, Theodoretus, Clemens Alexandrinus und in ſeinem „Catalogus codicum graecorum Msptorum, olim in bibliotheca palatina, nunc vaticana, asservatorum“, noch mehr in ſeiner Ausgabe des „Etymologicum magnum“, der „Saracenica s. mohametica“ und endlich in ſeinen Artikeln und Anmerkungen, womit er den Theſaurus von Henric. Stephanus bereicherte. Eine ausführliche und treue Biographie von S. ſchrieb Joh. Georg Jung (Berleburg 1745. 8.). 20.

Sylla, ſ. Sulla.

Syllepsis (das Zuſammennehmen), heißt in der Grammatik diejenige Figur, nach welcher mehrere Wörter zu einem Worte mitgezogen werden, wozu dieſelben eigentlich nicht gehören. Am häufigſten findet ſich dieſe Figur in der ungewöhnlichen und eigentlich regelwidrigen Stellung des Prädicats, wodurch daſſelbe bald in Anſehung des Genus, bald des Numerus, bald der Perſon ein fremdartiges Anſehn erhält. 20.

Syllogiſmus, ſ. Urtheil.

Syllogiſtik iſt die Lehre von den Schlüſſen (ſ. Urtheil) und ſomit ein Theil der Logik. 9.

Sylveſter — Päpſte. S. I. ward nach vielen Verfolgungen im Jahre 314 römiſcher Biſchof. Auf der Kirchenverſammlung zu Nicäa wurde ihm unter den Biſchöfen der erſte Rang zuerkannt. Vom Kaiſer Conſtantin erhielt er viele Tempel zum Geſchenke, die er in chriſtliche Kirchen verwandelte. Auch erdichtete man ſpäter (zu Ende des VIII. oder zu Anfange des IX. Jahrh.) die Fabel von der ſogenannten Schenkung Conſtantin's, nach welcher dieſer dem S. den Beſitz der Stadt Rom nebſt dem ganzen Occident abgetreten und deßhalb ſeinen Sitz nach Conſtantinopel verlegt haben ſollte. S. ſtarb am 31. Dec. 335 und noch jetzt wird dieſer Tag nach ihm benannt. — S. II., vor ſeiner Erhebung

Gerbert genannt, war einer der gelehrteſten Päpſte. Aus niederm Stande in Auvergne entſproſſen wählte er den geiſtlichen Stand und ging in das Kloſter zu Aurillac. Er ſtudirte in Barcelona, bildete ſich unter den Arabern in Sevilla und Cordova weiter aus, machte dann Reiſen durch Italien, Deutſchland nnd Frankreich und lehrte in Rheims Mathematik, Philoſophie und claſſiſche Literatur. Im Jahre 968 ward er Abt zu Bobbio, nachher Erzbiſchof zu Rheims und endlich vom Kaiſer Otto III. im Jahre 999 auf den päpſtlichen Stuhl erhoben. Einſt freimüthiger Gegner päpſtlicher Anmaßungen veränderte er mit ſeinem Namen auch ſeine Grundſätze. Seine kurze Regierung iſt durch nichts ſo merkwürdig geworden, als durch ein im Namen Jeruſalems abgefaßtes Circularſchreiben, worin er die Chriſtenheit zuerſt zu einem allgemeinen Zuge in den Orient zur Befreiung des heiligen Grabes aufmunterte. Otto III. ſchenkte dem S. zu Liebe im ſtolzen Selbſtgefühle, alle früheren Schenkungen verläugnend, dem heiligen Petrus 8 Grafſchaften des Kirchenſtaats als von ſeinem Eigenthume. S. ſtarb ſchon 1003, durch ſein Wiſſen hoch über ſein Zeitalter geſtellt, wegen ſeiner für die damalige Zeit ungeheuren Kenntniſſe in der Philoſophie, Mathematik und den Naturwiſſenſchaften als das Wunder ſeiner Zeit betrachtet, aber auch wegen phyſikaliſcher und chemiſcher Kunſtfertigkeiten (er erfand mehrere hydrauliſche Maſchinen, eine Waſſerorgel, ein Fernrohr ꝛc.) als Zauberer verſchrien. 63.

Sylvius de le Boë (Franz), Arzt und Stifter des chemiſchen Syſtems in der Medicin, 1614 zu Hanau aus einer adeligen Familie geboren, ſtudirte zu Leyden und dann zu Paris und promovirte zu Baſel. Hierauf prakticirte er in ſeiner Vaterſtadt, dann in Leyden und endlich 17 Jahre lang in Amſterdam, bis er 1658 die Profeſſur der praktiſchen Medicin in Leyden erhielt, wo er 1672 ſtarb. — S. war der Gründer eines neuen Syſtems in der Medicin, dem er vermöge ſeiner Talente und Überredungsgabe bei ſeinen Schülern ſchnellen Eingang und großen Beifall zu verſchaffen wußte, das aber deſſenungeachtet, da es auf falſchen Vorderſätzen beruhte, aus denen gleichwohl der Dünkel und die Keckheit ſeines Urhebers die übereilteſten und alles Beweiſes ermangelnden Folgerungen zog, der leidenden Menſchheit den größten Schaden gebracht hat. Seiner Theorie zufolge beruhen alle Verrichtungen des menſchlichen Körpers, namentlich die Verdauung, Blut- und Säftebereitung, auf Gährung und eben ſo entſtehen auch Krankheiten, indem ſaure oder alkaliſche Schärfen in den Säften vorwalten. Am Meiſten nahm er die Gegenwart ſaurer Schärfen an, denen er ſehr erhitzende Mittel und namentlich viel Opium entgegenſetzte. Dabei wurde weder auf Verwickelung der Krankheit, noch auf die Verſchiedenheit der epidemiſchen Conſtitution, noch auf andere Dinge Rückſicht genommen. So wurde die Medicin ein Spielwerk der Phantaſie ſelbſtſüchtiger Chemiker und das Leben vieler Tauſende geopfert. Trotz dieſer Verirrung hat S. das Verdienſt, daß er zuerſt ſeine Schüler in die Spitäler und an die Betten der Kranken geführt hat und ſo als der erſte Urheber des kliniſchen Unterrichts anzuſehen iſt. Eben ſo iſt er Erfinder mehrerer chemiſcher Zubereitungen und in der Anatomie führen mehrere Theile ſeinen Namen. Er ſchrieb: „Praxeos medic. idea nova“ (3 Voll. 1667—1674); „De methodo medendi libr. II“ u. a. Seine „Opera“ erſchienen Amst. 1679, 4. u. öfter. 39.

Symbol, ſ. Allegorie und Attribut.

Symbolik und Symboliſche Bücher, ſ. Glaubensbekenntniß.

Symmachus (Quintus Aurelius), römiſcher Schriftſteller, lebte unter Valentinian II., Theodoſius und deſſen Söhnen (370—400), ſtammte aus einer edeln römiſchen Familie, erhielt ſeine Bildung in Gallien, bekleidete die höchſten Staatswürden (er war vir consularis und praefectus urbis) und war ein heftiger Gegner des Chriſtenthums. Er iſt der Verfaſſer mehrerer Reden, von denen nur 9 aus aufgefundenen Bruchſtücken bekannt ſind, aber den Stempel einer ſpä-

teren geſunkenen Zeit unverkennbar an ſich tragen. Dieſe Fragmente erſchienen unter dem Titel: „Octo orat. inedit. partes ed. ex cod. Ambros. Ang. Mai“ (Mediol. 1815); „Cum fragm. Vatic. nonae c. Juris civ. Antejustinianei reliq. ined. ed. Ang. Mai“ (Rom. 1823. 8.) und „Cum Frontone ed. B. H. Niebuhr“ (Berol. 1816. 8.). Deſto wichtiger aber für die Geſchichte der Zeit, in welcher S. lebte, des damaligen Zuſtandes des Reichs und namentlich der Lage der Chriſten ſind ſeine 10 Bücher „Epistolae“, eine nicht eben gelungene Nachahmung des Plinius und redende Zeugen von des S. edlem Sinne und trefflichen Charakter. Beſonders wichtig iſt das 10. Buch. Die Ed. pr. davon erſchien s. l. et a. 4., dann Argentor. 1510. 4. und cum not. Franc. Jureti, Paris. 1604. 8. Andere Ausg. ſind von Casp. Scioppius (Mogunt. 1608. 4.) und von Phil. Pareus (zugleich mit einem Lexic. Symm., zuletzt Francof. 1642. 8.). 20.

Symmetrie, Ebenmaß, Gleichmaß, lat. symmetria; franz. symmétrie; engl. symmetry, iſt in ſeiner urſprünglichen Bedeutung ein Verhältniß der Dinge, welches auf Gleichheit des ihrer Conſtruction zum Grunde liegenden Maßſtabes beruht. Sie kommt beſonders an ſolchen Gegenſtänden vor, welche in zwei Hälften getheilt werden können, alſo in der Naturkunde, vorzüglich am menſchlichen und thieriſchen Körper, bei welchem im regelmäßigen Zuſtande die gleichen und ähnlichen Theile, als Augen, Ohren, Arme und Beine, an jeder Hälfte die gleiche Stelle einnehmen. Recht eigentlich einheimiſch aber iſt die S. in der Baukunſt, wo es bei Herſtellung irgend eines architektoniſchen Werkes hauptſächlich auf die zweckmäßige Anordnung gleicher und ähnlicher Theile, z. B. die Vertheilung der Fenſter auf beiden Seiten des Gebäudes in gleicher Linie und Diſtanz, ankommt, ſo daß hier Mangel und Störung dieſes ebenmäßigen Verhältniſſes dem ganzen Werke ein geſchmackloſes Anſehn geben und auf den ſelbſt ungeübten Beſchauer einen widrigen und unangenehmen Eindruck machen müßten. 40.

Sympathie, Mitleidenſchaft, bezeichnet in der Phyſiologie und Pathologie die eigenthümliche Art von Verbindung oder Zuſammenhang zwiſchen den Organen, vermöge deren einige mehr oder weniger ſchnell in Folge einer normalen oder krankhaften Thätigkeit anderer umgeſtimmt werden. Dieſe S. iſt aber entweder eine natürliche, indem durch die Venen, Gefäße, Häute und das Zellgewebe nämlich alle Theile des Körpers zu einem Ganzen verbunden und zu einem Zwecke vereint werden; oder eine zufällige, indem ſchon bloße Ähnlichkeit im Baue und in der Miſchung der Organe, Gewohnheit und Aſſociation gewiſſer Bewegungen und Vorſtellungen, Polarität und andere eigenthümliche Affinitäten gewiſſer Theile dieſe Mitleidenſchaft in einander erregen können, ohne daß wir als Urſache davon irgend ein mechaniſches Verbindungsmittel nachweiſen könnten. Vorzüglich zeichnen ſich in dieſer Hinſicht das Gehirn und die Gegend des Magens aus, wo der Zwiſchenrippennerv mit ſeinen großen Geflechten faſt mit allen wichtigen Theilen des Körpers eine Verbindung unterhält. Deßhalb leiden auch faſt bei allen Krankheiten des Körpers der Magen und der Darmkanal mit, und hieraus erklärt ſich auch die ſchnelle Wirkungsart vieler Arzneimittel, die von dieſem Mittelpunkte aus ihre Wirkung bis zu den entfernteſten Theilen verbreiten können. — Wenn man von S. bei Heilung der Krankheiten ſpricht, ſo verſteht man darunter das Verfahren mittelſt einzelner geheimnißvoller Dinge die Krankheit aus dem Körper zu entfernen und ſie an einen beſtimmten Ort zu bannen. Obwohl dieſes Verfahren bei den niederen Volksclaſſen ſehr gebräuchlich iſt, ſo ſieht man doch leicht, daß es nur auf Aberglauben beruht, da es den nothwendigen Cauſalnexus der Dinge ganz vernachläſſigt. Freilich ſcheint es oft zu helfen, aber dann thut der Glaube und die dadurch erregte innere Lebensthätigkeit wieder Alles, während in vielen Fällen dem Aberglauben das Opfer fällt. 21. 30.

Symphonie, ital. sinfonia, eigentlich das Zuſammenſtimmen, Zuſammenklingen, die Harmonie, iſt ein vollſtimmiges Inſtrumentalſtück für ein ganzes Orcheſter, welches urſprünglich dazu beſtimmt iſt, einem großen Singſtücke oder einer Kammer- oder Concertmuſik zur Einleitung zu dienen. In den älteſten Zeiten hieß jedes bedeutendere Muſikſtück, von welcher Form es auch war, wenn nur eine Menge Saiten- und Blasinſtrumente (auch wohl Sänger) dabei mitwirkten, S., bis nach der Entſtehung der Oper im XVI. Jahrhundert die Ouvertüre (ſ. d. Art.) zunächſt dieſen Namen erhielt. Nebenbei bildete ſich nach und nach die Kammerſymphonie aus, die durch Vanmaldern, Boccherini, Benda, Dittersdorf, Hofmeiſter, Pleyl u. A. bearbeitet, aber erſt durch Haydn völlig ausgebildet ward. — In der S. iſt der Künſtler nur zum freien Schaffen aufgefordert. Seine einzige Aufgabe iſt ein in ſich vollendetes abgeſchloſſenes Kunſtwerk zu ſchaffen; er erſcheint hier als Virtuos und das ganze Orcheſter als ſein Inſtrument. Daraus geht aber auch unläugbar hervor, daß die S. zu den ſchwierigſten Aufgaben unter den muſikaliſchen Productionen zu rechnen iſt und daß ſie wohl nicht mit Unrecht das Epos der Muſik genannt werden kann. In der Regel beſteht ſie aus einem Allegro (das bisweilen durch ein Grave eingeleitet wird), einem Andante, Adagio oder Largo, Menuett und Rondo oder Finale. Bei Mozart fehlt bisweilen die Menuett, wogegen Beethoven dieſelbe gewöhnlich mit dem Finale auf originelle Weiſe verbindet. Vortreffliche Symphonien haben wir von Haydn und Mozart; das Ideal der S. vollkommen erreicht hat bis jetzt Beethoven, und nach ihm Spohr. Weniger ſchon leiſten Romberg, André, Ries u. A. Unter den neueſten Componiſten in dieſer Beziehung ſind die vorzüglichſten Fesca und Felix Mendelsſohn. 20.

Sympiezometer, ſ. Compreſſibilität.

Symplegaden (von *συμπλήσσειν*, zuſammengeſchlagen), nennt die griechiſche Mythologie furchtbare und faſt zuſammenſtoßende Felſenriſſe am Eingange in das ſchwarze Meer, die auf der aſiatiſchen und europäiſchen Seite ſich gegenüber liegen. Man nannte ſie auch cyaneiſche Felſen, Plancta oder Syndromaden. Sie waren beweglich, bald ſich nahend, um alles Durchfahrende zu zerſchmettern, bald ſich wieder mit großem Geräuſche entfernend; erſt dann ſollten ſie feſt bleiben, wenn ſie etwas durchgelaſſen hätten. Als die Argonauten bei denſelben ankamen, ließen ſie eine Taube durch den Durchgang fliegen und ſegelten dieſer, während Orpheus ſein ſelbſt die Felſen bezauberndes Citherſpiel ſchlug, ſchnell nach. Von dieſer Zeit an waren die S. unbeweglich. 11.

Symptom, eigentlich Zuſammentreffung, nennt man in der Medicin eine Krankheitserſcheinung, d. h. eine für die Sinne wahrnehmbare Veränderung, die in dem phyſiſchen Zuſtande eines Organs oder in ſeiner Thätigkeit ſtattfindet und an das Vorhandenſein einer Krankheit gebunden iſt. — Mit dem Namen Symptomatologie bezeichnet man einen beſondern Zweig der Pathologie, der die Kenntniß der Symptome, die Würdigung der Erſcheinungen, die im Krankheitszuſtande eintreten, zum Gegenſtande hat. (S. Semiotik). 14.

Synagōge (Verſammlung) iſt der griechiſche Name der jüdiſchen religiöſen Verſammlungsörter, die im babyloniſchen Exile entſtanden und ſpäter auch in Paläſtina und den einzelnen Städten eingerichtet wurden. In Jeruſalem ſollen deren 480 geweſen ſein. Man baute ſie meiſt außerhalb der Städte an Flüſſen und Bächen auf einer Anhöhe und verſammelte ſich darin (die Weiber in abgeſonderten Sitzen) an den Sabbathen und Feſttagen, um die Vorleſung und Erklärung eines beſtimmten altteſtamentlichen Abſchnitts zu hören, und ging nach empfangenem Segen wieder aus einander. Auch vollzog man bürgerliche Strafen darin. Als Beamte dabei dienten der Vorſteher (*ἀρχισυνάγωγος*), die Älteſten, der Vorleſer und Synagogendiener. Im Ganzen iſt die Einrichtung der Synagogen noch jetzt

die alte, nur hat man in ſpäteren Zeiten darin allerhand Ausſchmückungen angebracht, welche ſonſt fehlten. Die Hauptſchrift über den Gegenſtand iſt: Vitringa „De synagoga veterum“ (Franecker 1696. 4.). — Große S. heißt eine angeblich von Esra (ſ. d. Art.) niedergeſetzte Commiſſion zur Redaction der heiligen Bücherſammlung, deren Exiſtenz aber noch nicht erwieſen iſt. 23.

Synalöphe (eigentlich Verſchmelzung), iſt in der Grammatik der techniſche Ausdruck für die Vereinigung zweier Sylben zu einer, entweder durch die Kraſis (ſ. d. Art.) oder durch die Eliſion (ſ. d. Art.). Beſonders in Anwendung gebracht wird ſie beim Scandiren von Verſen, und zwar wenn der erſte Vocal entweder in der langen Theſis wie ein Vorſchlag in der Muſik ausgeſprochen, oder vor und nach der Arſis wenigſtens leiſe angedeutet werden kann. 20.

Syncellus (eigentlich Gorgius), ein byzantiſcher Geſchichtſchreiber, von deſſen Lebensverhältniſſen wir aber weiter nichts wiſſen, als daß er um 800 ſtarb, iſt der Verfaſſer einer ἐκλογὴ χρονογραφίας, welche von der Erſchaffung der Welt bis auf Diocletianus (284) reicht, die aber ohne Werth iſt, da S. bei ihr des Euſebius Chronik ausſchrieb. Die Ed. princ. gr. et lat. c. not. ed. Jac. Goar (Paris. 1652. Fol., dann Venet. 1729. Fol.). Eine neue Ausgabe beſorgte W. Dindorf (Bonn 1829. 2 Bde. 8.). 20.

Synchronismus oder Gleichzeitigkeit heißt in der Geſchichte das Zuſammentreffen verſchiedener Begebenheiten in einem und demſelben Zeitpunkte. Synchroniſtiſche Geſchichtserzählung nennt man daher diejenige, in welcher die Begebenheiten unter verſchiedenen Völkern und in verſchiedenen Ländern neben einander fortſchreitend dargeſtellt werden. Zu einem gründlichen Studium der Geſchichte überhaupt ſind vorzüglich ſynchroniſtiſche Tabellen zu empfehlen, d. i. Verzeichniſſe, in denen in neben einander ſtehenden Columnen die Hauptfacta der Geſchichte verſchiedener Völker angegeben ſind, ſo daß man augenblicklich erfährt, was zu irgend einer Zeit in den verſchiedenſten Ländern ſich ereignet hat. 20.

Synchyſis (Vermiſchung, Verwirrung) iſt in der Grammatik der techniſche Ausdruck für diejenige Schreib- und Redeweiſe, in welcher die eigenthümlich zu einander gehörenden Worte ſo ſehr verſetzt ſind, daß man die regelrechte Conſtruction nur erſt bei geſpannter Aufmerkſamkeit herausfinden kann. Am häufigſten findet ſich die S. bei den alten Dichtern. 20.

Syndesmologie, ſ. Desmologie.

Syndikus iſt der Berather oder Bevollmächtigte eines Collegium, einer Corporation, Gemeinde, eines Stiftes, einer Stadt oder conceſſionirten Geſellſchaft. Die ertheilte Vollmacht ſowohl als das Amt nennt man Syndikat. Gemeinden ſollen zur Fortſetzung ihrer Proceſſe einen oder mehrere Syndiken beſtellen, welche man auf die Weiſe erwählt, daß alle Mitglieder zuſammen berufen werden und, wenn wenigſtens zwei Drittel erſchienen ſind, bei der Wahl der Perſon die Stimmenmehrheit gilt. 31.

Synedrium (συνέδριον), hieß die Bundesverſammlung der griechiſchen Staaten, welche aus Abgeordneten aller Bundesgenoſſen der Athenienſer ſeit dem Jahre 374 v. Chr. beſtand. Alle Mitglieder hatten Sitz und Stimme darin, die Athenienſer aber den Vorſitz. Dieſen kam auch die Anführung in den vom S. beſchloſſenen Kriegen und anderen Unternehmungen zu. — S. wurde auch das höchſte geiſtliche und weltliche Gericht der Juden im nachexiliſchen Zeitalter genannt. (S. Sanhedrin). 18.

Synekdoche (Herausnehmung), heißt in der Grammatik diejenige Art der Metonymie (ſ. d. Art.), bei welcher der gebrauchte Begriff eine engere Bedeutung hat als der, für welchen er ſteht. Sie findet daher ſtatt, wenn der Theil

für das Ganze, die Gattung für die Art, der Singular für den Plural, die beſtimmte Zahl für die unbeſtimmte ꝛc. geſetzt wird. 9.

Synergismus bezeichnet die kirchliche Anſicht, daß der Menſch bei ſeiner Beſſerung nicht ganz paſſiv und allein auf die Gnadenwirkungen des heiligen Geiſtes beſchränkt ſei, ſondern dazu vermöge ſeiner eigenen natürlichen Kräfte mitwirken (συνεργεῖν) könne. Dieß letztere behauptete Pelagius (ſ. d. Art.), während Auguſtinus, welchem Luther folgte, alle Mitwirkung von Seiten des Menſchen zu ſeiner Beſſerung und Seligkeit verwarf. Melanchthon milderte dieſe ſtrenge Theorie, indem er den Antheil der menſchlichen Willenskraft wenigſtens in die erhaltene Fähigkeit ſetzte, unter göttlicher Gnadenwirkung zum Guten angeregt zu werden, ohne jedoch dadurch ein Verdienſt zu haben. Dieſelbe Vorſtellung war ins Leipziger Interim (ſ. d. Art.) übergegangen, wodurch der ſogenannte ſynergiſtiſche Streit veranlaßt ward, welcher aber erſt mit einer ſynergiſtiſchen Diſſertation des leipziger Superintendenten Pfeffinger („Propositiones de libero arbitrio“ 1555) begann. Die wittenberger Theologen nahmen für ihn Partei, während die Jenenſer, an ihrer Spitze Flacius, ſich gegen ihn erhoben. In ihrem Sinne erließ der herzogliche Hof (1559) eine officielle Widerlegung aller bisherigen Abweichungen von Luther, insbeſondere des S. Aber in Jena ſelbſt erhob ſich ein Vertheidiger deſſelben, Vict. Strigel (ſ. d. Art.). Doch die herrſchenden Flacianer übten hier im Bunde mit dem Klerus eine förmliche Glaubensgerichtsbarkeit durch Bann und griffen ſomit in die landesherrlichen Rechte ein. Dieß und die Ablehnung jeder Ausgleichung bewirkte endlich, daß die Regierung den jenaer Univerſitätstheologen alle Glaubensgewalt entzog und ſie wegen ihrer Proteſtation gegen alles weltliche Einſchreiten in Sachen des Glaubens verwies. Gegen 40 herzogliche Prediger wurden abgeſetzt. Mit den churſächſiſchen Theologen aber konnten ſich auch jetzt noch nicht die herzoglichen auf dem Convente zu Altenburg (1563) vereinigen. Die Ruhe ward erſt wieder einigermaßen geſichert, als unter Herzog Johann Wilhelm von Weimar durch die „Declaratio Vimariensis“ und eine allgemeine Kirchenviſitation (1569) die Überreſte eben ſowohl des ſtrigelianiſchen S., als des flacianiſchen Manichäismus unterdrückt wurden. Die Concordienformel verdammte den S. und mit der Unterdrückung des Kryptocalvinismus (ſ. d. Art.) hörte um 1574 der Streit auf. 63.

Synĕſis (das Zuſammentreffen, Zuſammenfließen) iſt die techniſche Bezeichnung derjenigen grammatiſchen Figur, wo die Redetheile ohne Rückſicht auf ihre grammatiſche Form blos dem Sinne nach mit einander verbunden ſind. Die S. kann aber eine doppelte ſein, je nachdem das Subſtantivum, von welchem ſein Prädicat oder Pronomen in Genere, Numero oder in beiden zugleich grammatiſch abweicht, ſich wirklich im Satze findet oder aus einem vorhergehenden Begriffe zu abſtrahiren iſt. 20.

Syneſius, ein platoniſcher Philoſoph, aus Cyrene gebürtig, ward 397 n. Chr. von ſeiner Vaterſtadt als Geſandter nach Conſtantinopel geſchickt und war ſeit 410 Biſchof in Ptolemais bei Cyrene. Sein Todesjahr iſt unbekannt, doch iſt beſtimmt, daß er ſchon 430 nicht mehr lebte. Von ſeinen zahlreichen Schriften haben ſich noch Reden, Briefe und Hymnen erhalten, von denen die Hymnen eine ganz eigenthümliche Miſchung poetiſcher Bilder, neuplatoniſcher Philoſophie und chriſtlicher Wahrheiten enthalten. Die erſte Ausgabe der Opp. des S. beſorgte Dion. Petavius (Paris 1612. 1640. Fol.). Zuletzt ſind ſie herausgegeben in Boissonadii, „Sylloge Poetar. Graec.“ (Tom. XV.). Eine Einzelausgabe ſeiner Briefe beſorgte F. Morellus (Paris 1605). — Vergl. Clauſen, „De Synesio“ (Kopenh. 1831). 20.

Syngeneſia iſt der Name, womit Linné die 19. Claſſe ſeines Sexualſyſtems (ſ. d. Art.) bezeichnet hat. Sie begreift alle diejenigen Pflanzen in ſich, de-

ren Staubbeutel in einem Cylinder verbunden ſind. Indeß hat dieſe Claſſe eine beſondere Eintheilung in 6 Ordnungen nothwendig gemacht, weil ſie größtentheils aus ſolchen Pflanzen beſteht, welche zuſammengeſetzte Blumen tragen, wo mehrere kelchloſe Blümchen in einem gemeinſchaftlichen Fruchtboden beiſammenſitzen. Linné nennt dieſe zuſammengeſetzten Blumen eine Vielweiberei (Polygamie) und ſetzt dieſes Wort vor jede Ordnung, in welcher zuſammengeſetzte Blumen enthalten ſind. 21.

Syngloſſe heißt die Zuſammenſtellung verſchiedener Sprachen zum Behufe der Vergleichung ihrer Verwandtſchaft. Sie beſchäftigt ſich aber nur mit lexikaliſcher Zuſammenfaſſung, während die vergleichende Grammatik das innere Weſen des Sprachbaues vergleicht. 9.

Synizēſis heißt in der Grammatik das Zuſammenſprechen getrennt geſchriebener Vocale, beſonders ſolcher, welche eigentlich keinen Diphthong bilden können, z. B. ia, ue, wobei dann i und u in j und w übergehen. 9.

Synkŏpe bedeutet 1) in der Grammatik die der Concurrenz der Sylben wegen eintretende Verkürzung eines Wortes durch Auswerfung eines Buchſtabens oder einer Sylbe in der Mitte, wohl zu unterſcheiden von der Aphärĕſis, Apokŏpe (ſ. d. Artt.). In der Muſik dagegen iſt S. 2) eine gewiſſe Stockung in der Bewegung des Tactes, vorzüglich wenn in einer Stimme zwei Noten von gleicher Dauer, von welchen die erſte im Nachſchlage, die zweite aber in dem unmittelbar darauf folgenden Anſchlage ſteht, zuſammengebunden werden. Doch iſt jetzt dafür das Wort Rückung gebräuchlicher geworden. Im weitern Sinne verſteht man auch unter den Wörtern S. und Rückung dasjenige Verfahren, bei welchem mitten im Satze der Werth der Tacttheile eines Tactes verdoppelt wird, um den Ausdruck nachdrücklicher zu machen; ferner auch eine Vermiſchung der geraden und ungeraden Tactart, wo die Wörter dann gleichbedeutend mit tempo rubato ſind; dann das Verfahren, wobei der grammatiſche Accent, welcher den anſchlagenden Noten eigen iſt, dadurch verwiſcht wird, daß die im Nachſchlage ſtehenden Noten im Tone ſtärker vorgetragen werden, als die anſchlagenden, und endlich auch eine Verrückung der Tonart, wofür jedoch der Ausdruck „enharmoniſche Ausweichung" gewöhnlicher iſt. 20.

Synkrătie (Mitherrſchaft) heißt diejenige Staatsverfaſſung, in welcher das Volk durch erwählte Stellvertreter an der Regierung Theil nimmt, folglich ſ. v. a. repräſentative Verfaſſung. 9.

Synkretismus bezeichnet eigentlich das Verfahren der alten Kreter, welche ungeachtet öfterer innerer Streitigkeiten doch bei herannahender Gefahr von Außen ſich zur gemeinſchaftlichen Bekämpfung des Feindes vereinten und verſöhnten. Dieſer Ausdruck iſt dann auf die Parteiungen im Gebiete der Philoſophie und Theologie übergetragen und vorzugsweiſe ſo das Beſtreben derer genannt worden, welche die verſchiedenen Parteien zu vereinigen und den Frieden unter ihnen herzuſtellen ſuchten. So wurden Picus Mirandola, Beſſarion u. A. Synkretiſten genannt, weil ſie zwiſchen Platonikern und Ariſtotelikern vermitteln wollten. Bekannt iſt der S. der alexandriniſchen Philoſophen. Beſonders aber nannte man ſo ſeit dem Anfange des XVII. Jahrh. die Anhänger des G. Calixtus (ſ. d. Art.), welcher, eines gemeinſamen Chriſtlichen ſich bewußt, einen Plan zur Reunion aller 3 Kirchen entwarf. Nach demſelben ſollten die öffentlichen Glaubensformeln, die entweder nur Schulfragen oder Unbegreifliches beträfen, in ihrer für Religioſität und Sittlichkeit gleichgültigen Verſchiedenheit fortbeſtehen, dagegen die Bekenner der 3 Kirchen in den einfachſten, durch die älteſten chriſtlichen ökumeniſchen Symbole dargeſtellten Grundlehren, als den Bedingungen gleicher Seligkeit, ſich vereinigen, beſonders in dem Glauben an Jeſu Erlöſung und dem darauf gegründeten Streben nach Heiligung. Eine äußere Darſtellung der Kircheneinheit durch

ein Oberhaupt zu Rom könne dem äußern Zwecke nur förderlich ſein, ſobald ſie dem innern nicht entgegenſtehe. Der hierüber entbrannte heftige ſynkretiſtiſche Streit ward nach dem Religionsgeſpräche zu Thorn durch des Calixtus hier offen hervortretende Anſchließung beſonders an die Calviniſten erregt. Die lutheriſchen Stände traten zur Beilegung auf dem Reichstage zu Regensburg (1654) zuſammen. Die theologiſchen Facultäten Wittenberg und Leipzig aber wurden auf eine von Calovius verfaßte ſymboliſche Schrift („Consensus repetitus fidei verae Lutheranae“) neu verpflichtet und Calixtus in zahlreichen Schmähſchriften angegriffen und mit dem Banne bedroht. Allein Helmſtädt hielt zu ſeinem geliebten Lehrer. Die Jenenſer, Joh. Muſäus und Glaſſius, ſuchten zu vermitteln, aber der Kampf mit der ganzen helmſtädter theologiſchen Facultät endete erſt nach dem Tode der Gegner, beſonders des Calovius (1686). 63.

Synodal= und Presbyterialverfaſſung nennt man eine ſelbſtſtändige, freie Verfaſſung der (proteſtantiſchen) Kirche, wodurch dieſer ihre eigene geſetzgebende und vollziehende Gewalt (Autonomie) mittelſt Presbyterien und Synoden geſichert und ihr Rechtsgebiet gegen den Staat vernunftmäßig feſtgeſtellt iſt. Hiernach ſoll die Kirche ſich ſelbſt leiten, ſo weit es ihr von Gott und Rechtswegen gebührt; ſich ſelbſt verwalten, ſich ſelbſt conſtituiren, ſich ſelbſt Geſetze geben und Ordnungen machen im urſprünglichen, natürlichen und auf die ewigen Grundſätze des Rechts gebauten Einverſtändniſſe mit dem Staate. Die Grundzüge einer ſolchen kirchlichen Repräſentativverfaſſung kommen nach den von ihren vorzüglichſten Vertheidigern, namentlich von Großmann, gemachten Vorſchlägen, die auch bereits hier und da mehr oder weniger modificirt ins Leben getreten ſind (z. B. ſchon früher in Berg und Weſtphalen), auf folgende Punkte hinaus. I. Die erſte Stufe und die Grundlage für die Selbſtſtändigkeit der Kirche bildet das ſogenannte Presbyterium als ein Verein chriſtlicher Hausväter zur Beaufſichtigung, Verwaltung und Berathung der kirchlichen Angelegenheiten in der Gemeinde. Es umfaßt das ganze Kirchſpiel mit ſeiner Fürſorge und beſteht aus den jedesmaligen Predigern der Gemeinde und einer der Seelenzahl der Parochianen und der Zahl der eingepfarrten Ortſchaften angemeſſenen Anzahl von Mitgliedern. Die Wahl der Mitglieder iſt frei und unbeſchränkt, jeder ſelbſtſtändige evangeliſche Hausvater dabei ſtimmfähig und nur die Mehrheit der Stimmen entſcheidet. Die Wahlfähigkeit iſt lediglich durch bürgerliche Selbſtſtändigkeit, chriſtlichen Sinn, ein würdiges Familienleben, fleißige Theilnahme am öffentlichen Gottesdienſte und heiligen Abendmahle und das Vertrauen der Gemeinde bedingt. Zur Competenz des Presbyterium gehören: 1) Beaufſichtigung und Verwaltung des geſammten beweglichen und unbeweglichen Kirchenguts an Witthümern der Pfarreien, Schulen, Kirchen und den für ſie beſtimmten milden Stiftungen; 2) in Anſehung der öffentlichen Gottesverehrung übt es a) die Kirchenpolizei in und außer der Kirche; b) bei Reparaturen und Baulichkeiten in der Kirche hat es die Modalität zu beſtimmen; c) bei Einführung und Abänderung der Liturgie ſind ſeine Wünſche durch die Synoden von der Generalſynode zu vernehmen; d) die Theilnahme am öffentlichen Gottesdienſte hat es durch Wort, Beiſpiel und entſprechende Localeinrichtungen zu befördern. 3) Seine Hauptſorge iſt die öffentliche Sittlichkeit der Gemeine, wofür es namentlich durch gewiſſenhafte Fürſorge für das Schulweſen und durch das eigene Vorbild eines chriſtlichen Hausſtandes wirkt. Eine eigentliche Kirchenzucht dagegen durch thätliches Einſchreiten und Strafauflegen verträgt ſich weder mit der Bildung unſeres Volks, noch mit dem Geiſte und den Grundſätzen unſerer Kirche. 4) Die niederen Kirchendiener hat das Presbyterium ausſchließlich zu wählen und an der Wahl der Geiſtlichen und Schullehrer übt es eine geſetzliche Theilnahme aus. 5) Endlich kommt ihm die Armenpflege zu. Den Geſchäftsgang betreffend, ſo führt der Ortsgeiſtliche den Vorſitz, das Protokoll, die Correſpondenz, die

Acten; die Stimmenmehrheit entſcheidet bei der Schlußfaſſung; alle 4 Wochen etwa findet eine Verſammlung ſtatt ꝛc. II. Die zweite Stufe und ein gleich nothwendiges Glied einer freien Kirchenverfaſſung ſind die Synoden und zwar eine Kreis- und eine Generalſynode. A. Die Kreisſynode iſt der Verein von Predigern und Abgeordneten der Presbyterien eines kirchlichen Kreiſes, der unter dem Vorſitze des Superintendenten ſich zur Beaufſichtigung und Berathung der kirchlichen Angelegenheiten des Kreiſes verſammelt. Die Beſtimmung ſolcher Synoden iſt, den kirchlichen Zuſtand des Kreiſes von allen Seiten genau zu erforſchen, die ſich daraus ergebenden Bedürfniſſe und Wünſche zur Sprache zu bringen und zu berathen, aus dem von den Vorſtehern der einzelnen Presbyterien auf den Grund ihrer mitgebrachten Protocolle und den von dem Superintendenten aus ſeinen Viſitationsprotocollen zu machenden Vorträgen allgemeine Reſultate zu ziehen und darnach theils bei der verwaltenden oder geſetzgebenden Behörde die nöthig ſcheinenden Schritte zu thun, theils für ſich ſelbſt ſofort bindende Beſchlüſſe zu faſſen. Die Kreisſynode verhält ſich alſo zum Kreiſe, wie das Presbyterium zur Gemeinde. Es iſt das Presbyterium der Kreisgemeinde, der Einheitspunkt ihrer Mannigfaltigkeit und das Organ derſelben, ihr Hüter und Vorſteher. Zur Competenz derſelben gehören außer den den Presbyterien überwieſenen Gegenſtänden im Beſondern Examen, Probe, Confirmation, Ordination und Einführung der Prediger; das Recht des Sühneverſuchs bei Differenzen zwiſchen Geiſtlichen, Patronen und Gemeinden; geſetzliche Mitwirkung zur Erhaltung der Disciplin unter Predigern und Schullehrern ꝛc. B. Die Generalſynode beſteht aus den ſämmtlichen chriſtlichen Mitgliedern der Provinzialſynoden, oder wo dieſe nicht ſtattfinden, werden aus den ſämmtlichen Synoden des Landes ihre Mitglieder frei gewählt, ſo daß die Geſammtzahl derſelben aus gleichviel Weltlichen und Geiſtlichen beſteht. Ihre Beſtimmung iſt, die kirchliche Verwaltung in höchſter Inſtanz zu controliren; die kirchliche Geſetzgebung unter Sanction des Staates allein auszuüben; die kirchlichen Intereſſen in jeder Beziehung zu wahren. Zur Competenz der Generalſynode gehören alſo: a) die kirchliche Statiſtik im weiteſten Umfange in Bezug auf kirchliche Gemeinden, Anſtalten, Stiftungen, Güter, Gebäude, Perſonen; b) die Kirchenlehre in Bezug auf deren öffentlichen Vortrag; c) das ganze Gebiet des Cultus mit der dazu gehörigen kirchlichen Sitte und Polizei; d) die geſammte Liturgie; e) das geſammte Schulweſen hinſichtlich des religiöſen und moraliſchen Elements; f) alle kirchliche Verfaſſungsangelegenheiten, insbeſondere das Verhältniß der Kirche zum Staate, welches die Generalſynode zu vertreten hat, in welcher Hinſicht ſie mit dem Miniſterio des Cultus, als den Repräſentanten des Staats in kirchlicher Hinſicht, unmittelbar zu verhandeln hat. Sie verſammelt ſich in der Regel alle 3 Jahre. — Daß nun die evangeliſche Kirche das Recht habe, eine ſolche repräſentative Verfaſſung zu fordern, iſt unbezweifelt. Haben weiſe Staatsmänner alter und neuer Zeit eine wohlgeordnete Theilnahme des Volks an der Geſetzgebung und Verwaltung im Gebiete der äußeren Rechtsverhältniſſe für nothwendig anerkannt, um den Gemeingeiſt zu wecken und zu beleben, und Formen erfunden und feſtgeſtellt, um die Wirkſamkeit deſſelben auf zweckmäßige Weiſe wohlthätig zum Beſten des Ganzen zu leiten, wie viel mehr bedarf in gleicher Beziehung die Kirche derſelben? Glaube iſt das Lebensprincip der Kirche, die einzige Grundlage ihres Baues; Gewiſſensfreiheit aber die Bedingung ihres zeitlichen Daſeins und ihres Segens; ja die Kirche iſt nichts Anderes als der Organismus der Geſellſchaft, welcher mittelſt des Glaubens und der Gewiſſensfreiheit Erziehung zur Gottſeligkeit bezweckt. Handelt es ſich alſo in der Kirche um Sachen des Glaubens und des Gewiſſens, bei welchen jedes einzelne Individuum unmittelbar und weſentlich betheiligt iſt, ſo ſind auch alle und jede Glieder der Kirche zur Theilnahme an den kirchlichen Angelegenheiten ſowohl berechtigt als verpflichtet.

Dazu kommt, daß der Staat nicht blos der reformirten, ſondern auch, und zwar in allen Ländern Deutſchlands, der katholiſchen Kirche, ungeachtet deren hierarchiſche und von einem auswärtigen Oberhaupte abhängige Regierung ihm möglicher Weiſe Gefahr bringen kann, unbedenklich die Autonomie zugeſteht und es niemals gewagt hat, über Dogma, Liturgie, Cultus und Ritus dieſer Kirchen ſich einen Einfluß anzumaßen. Will alſo der Staat nicht ungerecht ſein, ſo muß er auch der evangeliſch-lutheriſchen Kirche dieſelbe Autonomie zugeſtehn. Überdieß iſt die innige Vereinigung der Laien und Geiſtlichen zu gemeinſchaftlichem Streben keine Neuerung und vielmehr eine Rückkehr zu der Einrichtung der apoſtoliſchen Kirche. Sie iſt die urſprüngliche Verfaſſung der Kirche Chriſti und durch die heilige Schrift begründet; aus und von der Kirchengemeinde und einzig für dieſelbe wurden Vorſteher gewählt, die das ſogenannte Presbyterium bildeten. Sie wurde mit der Reformation gleichzeitig verſucht und aus den Zeiten derſelben haben ſich Presbyterial- und Synodalverfaſſungen noch in mehreren reformirten Cantonen der Schweiz, namentlich in Genf, ferner in Holland, in Schottland, in den weſtphäliſchen Provinzen Jülich, Cleve, Berg und der Grafſchaft Mark, und ſonſt noch in einzelnen zerſtreuten reformirten Gemeinden in verſchiedenen deutſchen Staaten erhalten. In anderen Ländern wurde ſie im ſchweren Drucke der Zeit auf eine glücklichere Zukunft vertagt. Iſt nun aber auch eine freie repräſentative Verfaſſungsform der Kirche in Presbyterial- und Synodalverfaſſung für den gegenwärtigen Zeitpunkt Bedürfniß? Allerdings. Unſere bisherige Kirchenverfaſſung iſt veraltet. Die früher beſtandenen Synoden entſprechen der Abſicht ihrer Stifter nicht und die Conſiſtorien haben im Laufe der Zeit ihre erſte und urſprüngliche Beſtimmung, für die Kirche und deren Leben und Wirken hauptſächlich zu ſorgen, faſt gänzlich verloren. Die weltliche Macht hat darin die Herrſchaft gewonnen und die geiſtliche iſt immer tiefer in den Hintergrund getreten (vergl. Schuderoff, „Über die Conſiſtorialverfaſſung in der deutſch-proteſtantiſchen Kirche", Neuſtadt a. d. Orla 1818). Mit der in vielen Beziehungen höchſt wohlthätigen Aufhebung der Privatbeichte iſt das letzte Band zwiſchen den Seelſorgern und ihren Gemeinden zerriſſen und die erſte Gemeinſchaft der Chriſten iſt nur noch in wenigen individuellen Zügen bemerkbar. Unſere Kirche bedarf aber auch einer Synodal- und Presbyterialverfaſſung zu ihrer rechtlichen Sicherſtellung ſowohl gegen die Anmaßungen der römiſchen Hierarchie, welche gerade jetzt mit erneuter Kraft ihre alten Anſprüche erhebt und durch Jeſuiten, Proſelytenmacherei ꝛc. ihr Reich zu erweitern ſucht, als auch gegen die Einwirkungen der Staatsgewalt ſelbſt; denn ohne Theilnahme an der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten, ohne Antheil an der Geſetzgebung auf ihrem Gebiete iſt die Kirche allenthalben dem Machtgebote des Staats unterworfen. Es iſt ferner ein weltlicher Geiſt, der ſich der kirchlichen Angelegenheiten bemächtigt hat, das Intereſſe für Religion und Kirche iſt in einem Intereſſe der Induſtrie und Politik untergegangen und todtes Formelweſen an die Stelle kirchlichen Gemeingeiſtes getreten. Die Organiſation einer beſondern kirchlichen Verfaſſung außer der allgemeinen Staatsverfaſſung iſt daher auch endlich nothwendig für das kräftigere Gedeihen des kirchlichen Lebens und Gemeingeiſtes und um dem Indifferentismus einen Damm entgegenzuſetzen, damit er nicht noch weiter um ſich greife und vollends die ganze Maſſe des Volks, auch in den niederen Ständen, durchdringe. Dazu iſt aber eine Synodal- und Presbyterialverfaſſung das einzige und kräftigſte Mittel; denn nur, wo Alle zu gemeinſamer Thätigkeit vereinigt ſind, iſt Gemeingeiſt möglich; nur am Leben richtet ſich das Leben auf und nur in der Gemeinſchaft gedeiht der Einzelne, gleich wie Einzelne wieder nur durch ſie ein Segen für die Gemeinde ſind. Iſt nur noch ein Lebensfunke in der Kirche vorhanden (und daran fehlt es ſo lange nicht, als Gottes Wort in ihr gelehrt und gepredigt wird), ſo wird er mit neu verjüngter

Kraft erwachen und als chriſtlicher Gemeingeiſt ſich offenbaren, ſobald ihr nur Repräſentanten und Organe wiedergegeben ſind, durch welche ſie ſich ausſprechen und darſtellen kann. Dieß führt uns auf die Gründe der Nützlichkeit der Synodal- und Presbyterialverfaſſung. Denn das geſetzlich autoriſirte Zuſammenwirken der Geiſtlichen und Laien iſt nicht nur, wie die Erfahrung in den Rheinländern und Weſtphalen gezeigt hat, die Quelle eines kirchlichen Sinnes und frommen Gemeingeiſtes und dadurch eines beſſern Zuſtandes der Sittlichkeit, ſondern durch geſetzliche Organe der Kirche gewinnt auch die Geſetzgebung einen ſichern Grund und Boden in der Erkenntniß der Bedürfniſſe und Wünſche der Kirche; Mißgriffe in der Geſetzgebung werden verhütet; Mißbräuche ſind leicht zu entdecken und die zeitgemäße Fortbildung der kirchlichen Einrichtungen wird befördert. Die Aufſicht über kirchliche Sitte und Zucht gewährt der Kirche wohlthätigen Schutz gegen drohende Gefahren von Innen und Außen, erhält ohne Zwang eine heilſame Kirchenzucht, wirkt wohlthätig auf den Schulbeſuch ein und iſt ein kräftiges Beförderungsmittel einer umfaſſenden Seelſorge und die beſte Unterſtützung des geiſtlichen Amtes. Aber auch für den Staat iſt dieſe Einrichtung wohlthätig; denn die Erhaltung der politiſchen Ordnung wird dadurch in polizeilicher Hinſicht erleichtert; die Theilnahme des Volks an politiſchen Dingen erhält dadurch ein wohlthätiges Gegenwicht und die Eintracht zwiſchen Staat und Kirche wird dadurch auf die beſte und ſicherſte Weiſe befeſtigt. — Der erſte Anſtoß zur Einführung einer Synodal- und Presbyterialverfaſſung ward in Folge des Reformationsjubiläum und der Union mit der reformirten Kirche in Preußen gegeben, wo bereits 1816 Kreis- und Provinzialſynoden nebſt Presbyterien eingeführt worden waren. 1817 und auch 1822 wurde eine Reichsſynode verheißen. Aber Stimmen, die man daſelbſt, z. B. gegen die Union, hörte, ließen fürchten, daß ſich ein der Regierung ungefälliger Geiſt hier entwickeln werde. Dazu kam die Agendenirrung und die Synodalverfaſſung trat nicht ins Leben, den Grund ihres Mißlingens zum Theil ſchon in der Anlage tragend, indem die Synoden nur aus Geiſtlichen zuſammengeſetzt wurden. Dagegen erhielt ſich in den weſtphäliſchen Provinzen, namentlich in der Grafſchaft Mark, bis auf wenige Modificationen die alte freie Kirchenverfaſſung, welche hier durch die am 5. Mai 1835 erlaſſene Kirchenordnung für die Provinz Weſtphalen und die Rheinprovinz ſo feſtgeſtellt worden iſt, daß ſie im Vergleiche mit anderen deutſchen Kirchen als die vollendetſte der neuern Zeit erſcheint. Die ganze Geſetzgebung und Verwaltung wird von den dortigen Synoden durch Stimmenmehrheit ausgeübt. — Im proteſtantiſchen Baiern wurde 1821 eine Gemeindewahl von Kirchenälteſten verordnet. Aber da im königlichen Ausſchreiben der Geſchäftskreis der Presbyterien ſo unbeſtimmt bezeichnet war, daß man die Erneuerung einer hierarchiſchen Kirchenzucht fürchtete, erhob ſich dagegen die öffentliche Meinung. Durch die Menge der eingegebenen Adreſſen ſah ſich die Regierung veranlaßt, ihren Plan zurückzunehmen. Das Recht der Landeskirche iſt zugleich mit der Landesverfaſſung durch ein organiſches Geſetz anerkannt und durch Generalſynoden vertreten, zu denen auch einige Gemeindeglieder erwählt werden. Mehrere zeitgemäße Anträge der bis jetzt gehaltenen 3 Generalſynoden (1823, 1827 und 1832) ſind aber nicht berückſichtigt worden. Dagegen hat die in dem baieriſchen Rheinkreiſe 1818 eingeführte freie Kirchenverfaſſung die beſten Früchte getragen und eine vernunftgemäße Selbſtſtändigkeit der proteſtantiſchen Kirche begründet. Gleich die erſte Generalſynode (1818) brachte die Union zu Stande, die zweite (1821) gab einen Katechismus und ein Geſangbuch und die dritte (1825) behauptete ſich muthig gegen das Oberconſiſtorium. — Naſſau (1817) und Baden (1821) erhielten eine Synodal- und Presbyterialverfaſſung durch die Union. Die in letzterm Lande beſtehende iſt, abgeſehen von dem Übelſtande, daß die Synoden aus doppelt ſo vielen Geiſtlichen als Weltlichen zuſammengeſetzt werden, eine der freiſinnigſten und behauptet hier die Kirche für ihre inneren An-

gelegenheiten eine vollſtändige Autonomie. Nachtheilig wirkte aber die lange Verzögerung der Einberufung der zweiten Generalſynode (die erſte 1821), welche erſt 1834 zu Stande kam. Die Früchte derſelben waren jedoch ſehr erfreulich. — Die in Würtemberg beſtehende Synodal- und Presbyterialverfaſſung iſt ſo mangelhaft, daß ſie keineswegs als eine wirkliche Repräſentation der Kirche oder als Organ ihrer Autonomie angeſehen werden kann, indem die jährlichen Synoden daſelbſt aus dem Präſidenten des Conſiſtorium und den 6 Generalſuperintendenten oder Prälaten beſtehen, welche ſich nach den Befehlen des Cultusminiſterium richten müſſen. Die ſeit 1824 in den einzelnen Gemeinden beſtehenden Kirchenconvente (eine Art Presbyterien) aber, an welchen auch die Ortsvorſteher, ſelbſt wenn ſie katholiſch ſind, Theil nehmen, können nicht als rein kirchliche Behörden gelten. Noch weniger können die in Heſſen-Darmſtadt in den einzelnen Gemeinden beſtehenden Localkirchenvorſtände als Repräſentation der Kirche angeſehen werden. — Als nach dem großen Jahre 1830 die meiſten mitteldeutſchen Staaten repräſentative Verfaſſungen erhielten, durch die auch die Kirchenverfaſſung umgeſtaltet werden mußte, wurden im Sinne dieſer Bewegung auch für die Kirche Bürgſchaften ihres guten Rechts gefordert und erwachte lebendiger als je das Verlangen nach ſelbſtſtändiger Organiſation der Kirche durch Synodal- und Presbyterialverfaſſung. So in Hanover, Braunſchweig, Churheſſen, Sachſen ꝛc. Aber die Theorie der liberalen Conſtitutionen war für ein eigenthümliches Rechtsgebiet der Kirche nicht günſtig und indem die Geiſtlichkeit neue Anſprüche machte, verlor ſie zum Theil alte Gerechtſame. In Hanover blieb man bei Druckſchriften ſtehen. Nur die Reformirten haben hier eine Synodal- und Presbyterialverfaſſung, die Lutheriſchen ſtehen noch unter ihren Conſiſtorien. In Braunſchweig iſt auf die Petitionen der meiſten Geiſtlichen des Landes an den Herzog um eine Repräſentativverfaſſung der Landeskirche (Jan. 1832) bis jetzt weiter nichts als eine ausweichende Antwort erfolgt. In Churheſſen, wo Bickell und Hupfeld („Über die Reform der Kirchenverfaſſung in beſonderer Rückſicht auf Churheſſen", Marb. 1831) kräftig für freie repräſentative Formen der Kirche ſprachen, gibt die neue Verfaſſungsurkunde (vergl. §. 132) allerdings einige Hoffnung zu künftiger Einführung einer Synodalverfaſſung, welche jedoch noch nicht erfüllt worden iſt. In Sachſen ging der Antrag zur Einführung einer Synodal- und Presbyterialverfaſſung zunächſt von der leipziger Dioces aus, welche in 2 Petitionen an den König und Mitregenten (1830 und 1831) geſetzmäßige Vertretung der proteſtantiſchen Kirche und ihrer Geiſtlichen auf dem Landtage und Rückgabe der Autonomie der Kirche durch eine Synodal- und Presbyterialverfaſſung forderte. Zwar wurde das Bedürfniß einer Reform der kirchlichen Verfaſſung von der Regierung anerkannt, durch ein Reſcript des Cultusminiſterium (9. Febr. 1832) die Einführung von Presbyterien und Ephoralſynoden verheißen und die Geiſtlichen des Landes zur Mittheilung ihrer Gutachten darüber aufgefordert. Allein die Abſtimmung fiel entſchieden gegen dieſe Maßregel aus. Man machte namentlich gegen den vom Miniſterium vorgelegten Entwurf geltend, daß dadurch der Kirche ihre Autonomie nicht zurückgegeben, das Recht der freien Wahl der Mitglieder des Presbyterium durch die nothwendige Zuziehung der Patrone, Gerichtsdirectoren und Dorfrichter beſchränkt werde, und daß Presbyterien ohne eine Generalſynode kein organiſches Ganzes, eine halbe, den Zweck nicht erfüllende, ja gefährliche Maßregel ſeien. Vergl. außer den „Wünſchen der evangeliſchen Geiſtlichkeit Sachſens" (Leipz. 1831) vorzüglich Großmann, „Über eine Reform der proteſtantiſchen Kirchenverfaſſung im Königreiche Sachſen" (Leipz. 1833). Mit ihm kämpften für die Autonomie der Kirche Rühle (gegen Krehl), Girardet, Weichert, Hildebrand, Kelle, Bauer, Wagner u. A. Unter den Gegnern ſind zu nennen: Bretſchneider („Votum", 1832), Krehl, Rudelbach, Jaspis u. A. 63.

Synode (*σύνοδος*, Zuſammenkunft) nennt man eine Verſammlung von

Geiſtlichen, welche den Zweck hat, über kirchliche Angelegenheiten zu berathſchlagen und Beſchlüſſe zu faſſen. Über die Zuziehung von Laien zu dergleichen Verſammlungen in der proteſtantiſchen Kirche ſ. d. Art. Synodal- und Presbyterialverfaſſung. Die heilige S. zu Petersburg, von Peter dem Großen 1721 an die Stelle des Patriarchats geſetzt, iſt ein Collegium von Prälaten und die höchſte Kirchenbehörde der griechiſchen Kirche im ruſſiſchen Reiche. Dieſe S., welcher die Metropoliten, Erzbiſchöfe und Biſchöfe unmittelbar untergeordnet ſind, iſt durchaus vom Kaiſer abhängig. 63.

Synonyme ſind Wörter, welche bei ganz verſchiedenem Laute Gleiches bedeuten und unbeſchadet des Verſtändniſſes unbedingt eins für das andere geſetzt werden können. Jede Sprache hat zwar deren eine große Anzahl aufzuweiſen und ſie ſind ein Zeichen des Reichthums derſelben; aber der Grund von ihrem Vorhandenſein liegt nie in der Sprache ſelbſt, ſondern ſtets in den äußeren Verhältniſſen derſelben. Wie es nämlich ſchon vernünftiger Weiſe ganz unnöthig iſt, daß neben ein ſchon beſtehendes Wort noch ein anderes von ganz gleicher Bedeutung neugebildet geſetzt wird, ſo hat auch die Erfahrung vollſtändig bewieſen, daß dieß in keiner Sprache ſtattfindet; wohl aber ſind 4 Fälle möglich, in welchen ſich S. bilden können und wirklich gebildet haben: 1) wenn bei früher Trennung der Dialekte für neue Begriffe in jedem einzelnen ſich neue Wörter gebildet haben und bei ſpäterm engern Anſchließen der Dialekte an einander dieſe gegenſeitig die Wörter der andern einbürgern; 2) wenn eine fremde Sprache ſolchen Einfluß gewinnt, daß eine Menge Wörter aus ihr in die andere aufgenommen und daſelbſt eingebürgert werden; 3) wenn für ſchon vorhandene einfache Begriffe ſich Umſchreibungen und Zuſammenſetzungen bilden, wie Eidam und Schwiegerſohn; 4) endlich, wenn im Laufe der Zeit einzelne verwandte Begriffe ſich immer mehr nähern und bei dem Nichtachten ihres eigentlichen Unterſchiedes nach und nach mit einander verwechſelt werden. Die erſten 3 Fälle können vollkommene S. erzeugen; im letzten aber werden die Begriffe an ſich immer nur Homonyme (ſinnverwandte Wörter) bleiben, wenn auch der Unterſchied ſich ſo verwiſcht hat, daß er nur mit großem Scharfſinne wieder erkannt werden kann. Meiſt ſtehen ſolche Begriffe als Unterarten mit einem höhern in Verbindung und die Vertauſchung unter einander oder mit dieſem höhern bildet dann die S., indem man hier einzelne Merkmale nicht achtet, dort dieſelben ſich hinzudenkt. Vorzüglich iſt dieß der Fall bei abſtracten Begriffen, noch mehr aber bei den ſogenannten Tropen, die urſprünglich meiſt Producte der dichteriſchen Phantaſie nach und nach in den gewöhnlichen Sprachgebrauch übergehen und die S. nicht nur unendlich vervielfältigen, ſondern auch häufig die Deutlichkeit der Rede bei willkührlichem Gebrauche gefährden. Da aber letztere ein Haupterforderniß des Styls iſt, ſo hat man das Bedürfniß gefühlt, die S. einer beſondern Behandlung zu unterwerfen und den Kreis der einzelnen feſtzuſtellen, wodurch die Wiſſenſchaft der Synonymik entſtanden iſt. Dieſe hat ſich aber, da die 3 erſten der angegebenen Fälle wenig Schwierigkeiten darbieten, vorzüglich mit dem vierten zu beſchäftigen und beruht daher auf einer richtigen Auffaſſung der Etymologie und des Sprachgeiſtes überhaupt. Schon Julius Pollux verſuchte eine Synonymik der griechiſchen Sprache in ſeinem „Onomaſtikon", doch erſt die neuere Zeit hat ihre tiefere Bedeutung erkannt. Vorzügliches leiſtete für die deutſche Sprache Eberhard (ſ. d. Art.) in ſeinem „Verſuch einer allgemeinen deutſchen Synonymik" (neuſte Ausgabe von Gruber, Halle 1826—1830. 6 Bde.); für die lateiniſche Sprache Erneſti und Ramshorn; für die franzöſiſche Vaugelas, Girard, Beauzée und Roubaud; für die engliſche Blair, Booth und Crabbe; für die däniſche Sporon und Müller. 9.

Syntax (lat. syntaxis, Zuſammenordnung) bildet einen Haupttheil der Grammatik und hat zum Gegenſtande die Lehre, wie die einzelnen Wörter einer Sprache zum Behufe des Ausdrucks im Gedanken zuſammengeſtellt werden müſſen.

Ihr eigentliches Gebiet iſt daher die Bildung des Satzes und der Periode und ihr Weſen ſomit ein rein logiſches, welches ſich des vorhandenen Vorraths an Wörtern und ihrer zur gegenſeitigen Beziehung bei ihrer Zuſammenfügung gebräuchlichen Abänderungen als Form bedient. Sie zerfällt aber demnach in zwei Theile: die eigentliche oder *höhere* S., welche ſich einzig mit der Bildung des den Gedanken vollſtändig wiedergebenden Satzes oder der Periode beſchäftigt, und die *niedere* S., welche die Regeln entwickelt, wie die einzelnen Wörter einer Sprache in ihren gegenſeitigen Beziehungen zu gebrauchen ſind. Beide greifen aber ſo ſehr in einander ein, daß ſie nie beſonders abgehandelt werden können, ſondern ſo ſtets verbunden ſein müſſen, daß die Regeln der höhern S. als leitende Principe die der niedern ſich unterordnen. Indem nämlich die höhere S. von der einfachen Verbindung zwiſchen Subject und Prädicat ausgehend die allmählige Erweiterung des einfachen Satzes betrachet und zeigt, wie durch hinzugetretene Beſtimmungen die Genauigkeit der Darſtellung ſich vergrößert, wie aus dieſen Beſtimmungen ſich wieder neue Gedanken entwickeln können und daraus das Gebäude einer Periode erwächſt, welche durch Coordination und Subordination der einzelnen Gedankentheile ihre Rundung und durch zweckmäßige Anwendung der den einzelnen Wörterclaſſen zukommenden Functionen ihren innern Zuſammenhang erhält; entwickelt die niedere S. das formelle Weſen der dazu gebrauchten Mittel, beſtimmt die eingeführten Geſetze der Beziehungen, lehrt die Regeln des Caſus-, Temporal- und Modusgebrauchs, zeigt die paſſende Anwendung der Conjunctionen und Präpoſitionen, gibt überhaupt Anweiſung, wie das Gedachte auch in der Form der Sprache entſprechend wiedergegeben werden kann und beſchäftigt ſich endlich mit der eingeführten Anordnung der einzelnen Wörter im Satze nach dem Geiſte der Sprache. So iſt die S. die Grundlage der Lehre vom Styl, welcher ihre Regeln dann zu einem Gegenſtande der Äſthetik macht. 9.

Syntheſe (synthesis) bedeutet urſprünglich jede Zuſammenſetzung, iſt aber doch mehr nur auf den philoſophiſchen Gebrauch beſchränkt worden. Hier wird ſie nun gemeinhin mit der Analyſe (ſ. d. Art.) zuſammengeſtellt und für eine der Functionen unſeres philoſophirenden Bewußtſeins ausgegeben, die abwechſelnd mit jener und nach ähnlichen Geſetzen ihre logiſchen und metaphyſiſchen Operationen vornehmen; ja man hat ſogar eine *ſynthetiſche* Methode des Erkennens neben der *analytiſchen* anerkannt, als wäre es Sache der freien Wahl, nach einer von beiden die Wahrheit zu ſuchen (vergl. *Methode*). — Nun iſt zwar der Proceß der S. ſcheinbar der direct umgekehrte der Analyſe, Zuſammenſetzung des Einfachen nämlich, wie dieſe Auflöſung des Zuſammengeſetzten in ſeine einfachen Elemente iſt, und man könnte meinen, aus dem gegebenen Einfachen müßte ſich eben ſo gut das Zuſammengeſetzte wiederherſtellen laſſen, als man jenes aus dieſem herausfand; allein dieſe Anſicht beruht auf einer unklaren Idee von dem Weſen der Analyſe. Abgeſehen nämlich davon, daß wir bei dieſer auf ein wahrhaft Einfaches nie wirklich, ſondern nur annähernd kommen, alſo uns auch nie ein ſolches für die S. vorliegt; ſo iſt doch auch die Auflöſung des Gegebenen, die unſer Verſtand vornimmt, nicht eine Zerlegung deſſelben in zwei Factoren, welche in ihrer Verbindung das Ganze wieder völlig darſtellten, ſondern eine Reduction auf einen Factor oder ein Element, während das andere, das daneben ſich noch darin findet, als bloßer Überſchuß oder caput mortuum wegfällt (vergl. d. Art. *Urtheil*). Wollte man daher auch ein ſolches, durch Analyſe gewonnenes, wenigſtens relativ einfaches Element als gegeben nehmen, ſo könnte man doch nimmermehr aus dieſem allein das Zuſammengeſetzte wiederherſtellen, ſondern es muß eine eigene Kraft vorhanden ſein, um auch das hinzuzufügen, was zu jenem noch fehlt, nämlich die *beſtimmte Bildung* oder *Modification*, unter welcher das einfache *Sein* dort *erſchien*. So, um das umfaſſendſte Beiſpiel darzuſtellen, können wir wohl aus der Welt der

Erſcheinungen durch Analyſe eine einfache Grundkraft (als Idee oder dergl.) als Erklärungsgrund derſelben gewinnen; nie aber vermögen wir aus dieſer (die wir etwa Gott nennen) jene Erſcheinungen, als die beſtimmten Äußerungsweiſen dieſer Kraft, durch eine ähnliche Operation herzuſtellen; wir können nie beweiſen, erklären (durch den philoſophirenden Verſtand), welche Eigenthümlichkeiten die Kraft in ihren Äußerungen annehmen werde. Hieraus ergibt ſich zunächſt klar, daß eine Erklärung, ein Wiſſen durch die S. nicht geleiſtet werden könne und daß mithin die ſynthetiſche Methode als parallel mit der analytiſchen und als Methode der philoſophiſchen Erkenntniß durchaus unſtatthaft ſei, auch abgeſehen von der dogmatiſchen Willkühr, womit ſie nothgedrungen ein ſogenanntes Einfaches oder Grundweſen als ein Abſolutes, als Gott, erſetzt. Vielmehr iſt zu ſagen, daß die S. der Analyſe weſentlich entgegengeſetzt ſei, als die productive Thätigkeit der kritiſchen, im Menſchen als die Phantaſie, das unbewußte, frei ſchaffende Vermögen, dem Verſtande, dem mit Nothwendigkeit erkennenden, prüfenden Bewußtſein. Damit wird denn das ſynthetiſche Verfahren aus der Erkenntniß und ſpeciell aus der Philoſophie fort und in die ihm zukommende Sphäre der Kunſt verwieſen, in ſofern dieß Wort allgemein die ſchöpferiſche Thätigkeit des Geiſtes, das Können, die geniale Productivität bezeichnet (ſ. d. Art. Schön). — Daß die S. das Werk der Einbildungskraft ſei, erkannte ſchon Kant an (ſ. Kategorie). Dieſe Unterſcheidung kommt ſehr in Betracht bei der Trennung der ſynthetiſchen Urtheile von den analytiſchen; nur die letzteren ſind hiernach wahre Erklärungsurtheile, die erſteren dagegen ſprechen nur eine Thatſache aus, ſind daher eigentlich insgeſammt ſogenannte Exiſtentialſätze, z. B. ich thue dieß; es iſt ſchönes Wetter ꝛc. (vergl. d. Art. Urtheil). Wenn man freilich die bloße Verbindung des Subjects mit dem Prädicate eine S. nennen will, ſo iſt dieß etwas ſehr Äußerliches; der ſogenannte Grundſatz der S. aber (ſonſt Grundſatz vom zureichenden Grunde genannt) gehört vielmehr der Analyſe an. — Der Ausdruck transſcendentale S., womit Krug die Verbindung des Realen und Idealen, des Seins und des Wiſſens, welche unſer Bewußtſein conſtituiren ſoll, bezeichnet, iſt mindeſtens ſchlecht gewählt und ſogar dem oben angegebenen Weſen der S. fremd. Wenn nun derſelbe jene S. als urſprüngliches (transſcendentales) Factum des Bewußtſeins anerkennen zu müſſen glaubt, über welches hinaus kein Philoſophiren gehen dürfe, weil es ſonſt transſcendent werde, ſo möchte er im Principe, dieß recht verſtanden, wohl Recht haben; allein wenn er ſeine ganze Philoſophie (von ihm das Syſtem des transſcendentalen Synthetismus genannt) darauf beſchränkt, die gegebenen Bewußtſeinsfacta als aus jenem urſprünglichen abgeleitete aufzuzählen (ſtatt eben ihre tiefere Beziehung dazu zu erörtern), ſo dürfte dieß mindeſtens nicht für eine Weiterbildung des Kriticismus (ſ. d. Art.) gelten, indem hier ſtatt einer Erklärung eine bloße Statiſtik der Vermögen und Thatſachen unſeres Bewußtſeins gegeben wird. 80.

Syntĭpas, ein Perſer von Geburt, lebte im XIV. Jahrh. und iſt dadurch bekannt geworden, daß er die Fabeln des Äſop in das Syriſche überſetzte. Ein gewiſſer Michael Andreopulus im XV. Jahrh. überſetzte 62 von dieſen ins Syriſche überſetzten Fabeln ins Griechiſche, die wir auch noch beſitzen. Die einzige ſelbſtſtändige Ausgabe dieſer Fabeln iſt: Fabb. LXII e duob codd. Mosq. pr. ed. Ch. F. Matthaei (Lips. 1781. 8.). Vergl. Boissonade, „De Syntipa“ (Par. 1828). 20.

Syphax, ein berühmter Held zu den Zeiten des zweiten puniſchen Krieges, war Fürſt der Maſſäſyler, einer weſtnumidiſchen Völkerſchaft, reſidirte in Cirta und focht, nachdem Scipio Spanien verlaſſen hatte und in Afrika erſchienen war, mit demſelben verbunden anfangs gegen Carthago und deſſen Verbündeten, Maſi-

niſſa (ſ. d. Art.), König der Maſſyler; da aber Maſiniſſa nach mehreren unglücklich ausgefallenen Schlachten unterlag und mit ſeinem Lande auch ſeine Braut, die ſchöne Sophonisbe, Hasdrubal's Tochter, verlor, ſo gab S., von deren Reizen gefeſſelt, die Verbindung mit den Römern auf und ſchlug ſich auf Hasdrubal's und Carthago's Seite, da Hasdrubal ihm die Sophonisbe zur Frau gab. Die Rollen wechſelten nun vollends ganz, da ſtatt des S. nun Maſiniſſa Freund und Verbündeter der Römer wurde. Bald folgten dieſen neuen Verbindungen mörderiſche Schlachten und ſchon waren die Carthager von Scipio und Lälius geſchlagen worden, als auch S. dem Maſiniſſa unterlag, Land und Weib verlor, in Gefangenſchaft gerieth, den Triumphzug des Scipio in Rom ſchmücken mußte und daſelbſt endlich im Kerker den Hungertod ſtarb. 20.

Syphilis, ſ. Luſtſeuche.

Syrakus (Συρακοῦσαι, Syracusae), eine der bedeutendſten, prachtvollſten und hiſtoriſch wichtigſten Städte der alten Welt, war eine doriſche Colonie und im Jahre 735 v. Chr. durch den Herakliden Archias aus Korinth angelegt worden und wurde in kurzer Zeit die erſte unter allen griechiſchen Colonien. Sie lag auf der Oſtküſte Siciliens und beſtand aus 5 zum Theil getrennten Städten, die aber mit einer über ungleiche Hügel fortlaufenden hohen Mauer umgeben waren, deren Umfang gegen 6 deutſche Meilen betrug. Das zuerſt bewohnte Viertel war die Inſel Ortygia, die anfangs mit dem Feſtlande durch einen Damm, ſpäter durch eine Brücke in Verbindung geſetzt wurde. Die vorzüglichſten Gebäude dieſes Theils waren: der königliche Palaſt, ſpäterhin der Sitz der römiſchen Statthalter, ein Tempel der Artemis und ein noch prächtigerer der Athene; auch war hier die berühmte Quelle Arethuſa Meilichia. Der andere dem Meere zunächſt liegende Theil hieß Achradina, deren Mauer vom Meere beſpült wurde. Hier war der meiſte Verkehr und die prächtigſten Gebäude von ganz S., z. B. das Prytaneum, der Tempel des Zeus Olympios, mehrere prächtige Theater, von denen noch jetzt Reſte zu ſehen ſind, an der Mauer die Lautumien, die Katakomben ꝛc. Nordweſtlich davon lag der dritte Theil, Tyche, benannt nach dem darin liegenden Haupttempel des Glücks oder der Tyche und berühmt durch ſein Gymnaſium; ſüdlich der vierte Theil, die neue Stadt oder Neapolis genannt, mit ſeinen herrlichen Tempeln der Libera und Demeter, dem prächtigen Amphitheater und dem feſten Schloſſe Olympium, und endlich der fünfte Theil, Epipolä, auf einer Anhöhe, ſehr feſt und gleichſam die Akropolis von S. Schon durch dieſe ihre Größe und ihre bedeutende Bevölkerung (die Zahl ihrer Einwohner ſoll zu ihrer Blüthezeit 300000 betragen haben) ſtark und muthig war die Stadt S. gegen feindliche Angriffe noch mehr geſchützt durch ihre 2 Häfen, von denen der Haupthafen, jetzt noch Porto Maggiore genannt, in ſeinem innern Raume gegen 80 Stadien weit war und ſelbſt der größten Flotte hinreichende Sicherheit gewährte. S. war anfangs bis 484 v. Chr. Republik, wo Gelon, König von Gela, aufgefordert von den auf die Ariſtokraten erbitterten Volkshäuptern die Herrſchaft der Stadt übernahm und S. eine monarchiſche Regierung erhielt. Unter ihm erreichte S. die höchſte Macht; denn es gelang ihm, nicht nur die Carthager von Sicilien fern zu halten, ſondern ſelbſt auch faſt ganz Sicilien nebſt den umliegenden Meeren unter ſeine Botmäßigkeit zu bringen. Seine Brüder, Hiero und Thraſybulus, hatten weder Kraft noch Gemüth genug, ihre Unterthanen ſich zu Freunden und hierdurch den alten Glanz der Stadt zu erhalten. Thraſybulus wurde 466 vertrieben und an die Stelle der Monarchie trat eine nach manchen Streitigkeiten und vielen neuen Einrichtungen, ſpäter vorzüglich durch die Thätigkeit des Diokles erweiterte Demokratie, deren Unzulänglichkeit jedoch und Unbrauchbarkeit ſchon in den erſten Zeiten ihrer Entſtehung in die Augen ſprang, zumal da in dieſe Periode die ſchweren Zeiten des peloponneſiſchen Krieges fielen, während welchem S. zwar als Haupt der verbündeten

griechiſchen Städte auf der Inſel Sicilien eine furchtbare Macht entwickelte, aber dabei doch auch durch die ſehr oft unzweckmäßigen, durch Disharmonie ſeiner Bürger hervorgerufenen Maßregeln nicht wenig litt. Endlich 405 riß Dionyſius das Staatsruder an ſich und rief eine neue Regierung ins Leben. 200 Jahre lang ward hierauf S. theils durch das harte Joch von Tyrannen gedrückt, theils durch die gräßlichſten Staatsumwälzungen und innere Unruhen erſchüttert. Es würde zu weitläufig ſein, die ganze Geſchichte dieſes großen Zeitraumes hier zu beſchreiben; wir erinnern nur an die wichtigſten Ereigniſſe dieſer Zeit durch die Anführung der während derſelben berühmteſten Männer; und wer erinnert ſich hier nicht an den edelmüthigen, von Vaterlandsfreiheit hochbegeiſterten Dion, an den Zucht und öffentliche Ordnung erhaltenden und die Stadt trefflich ſchützenden Timoleon, an die Tyrannei des Agathokles und an die inneren und blutigen Thronſtreitigkeiten des Männon, Hicetas, Thynion und Soſtratus. Erſt durch einen fremden Herrſcher, Pyrrhus von Epirus, konnten alle dieſe Unruhen gedämpft werden (277) und dadurch, daß dieſer ſeinen Sohn zum Könige von Sicilien ernannte, erwachte auch bei den Syrakuſanern die Liebe zur Monarchie von Neuem, weßhalb ſie ſchon 268 den Hieron zu ihrem Könige ernannten. Deſſen 53jährige Regierung (er ſtarb 215) war eine der ſegensreichſten, die S. jemals ſah. Zwar war es hauptſächlich das Bündniß mit Rom, welches die innere Ruhe erhielt, allein deſſenungeachtet verdient Hieron doch auch wegen ſeiner raſtloſen Thätigkeit für das Heil des Vaterlandes die rühmlichſte Erwähnung. Allein alles dieſes Glück ſchwand ſchon unter der Regierung ſeines Enkels und Nachfolgers Hieronymus, der durch das Freundſchaftsbündniß, das er mit Carthago ſchloß, ſeinen Staat ins Verderben ſtürzte und die Römer zu unverſöhnlichen Feinden machte, in Folge deſſen er ſelbſt ermordet, S. aber ſchon 212 nach einer 2jährigen Blokade und nach der hartnäckigſten Gegenwehr, welche vorzüglich der berühmte ſyrakuſaniſche Geometer und Mechaniker Archimedes leitete, von dem römiſchen Feldherrn Marcellus erobert wurde. Die Stadt wurde den römiſchen Soldaten zur Plünderung übergeben, und wie ſie, ſo fiel auch 210 nach der Einnahme Agrigents ganz Sicilien der römiſchen Herrſchaft anheim. Der alte Glanz der Stadt war ſeitdem für immer gewichen, die Kunſtſchätze wanderten nach Rom und die Bevölkerung von S. nahm täglich mehr ab. Im Mittelalter und in den neueren Zeiten theilte S. faſt immer das Schickſal der Inſel Sicilien und erlebte abermals manchen heftigen Sturm, wurde auch 1693 durch ein Erdbeben faſt gänzlich zerſtört. Gegenwärtig iſt nur noch der Theil der alten Stadt übrig, der auf der Inſel Ortygia lag und der den Namen Siragoſſa führt. Ausgezeichnet iſt dieſe neue Stadt vorzüglich durch ihren Wein-, Öl- und Weizenbau, durch ihre 2 Häfen, ihre Citadelle, ein Muſeum, eine Bibliothek, eine Kathedrale (ſonſt der Tempel der Minerva) und mehrere andere prächtige Gebäude. Die Zahl der Einwohner beträgt ungefähr 14000 Köpfe. 20.

Syrianus, ein neuplatoniſcher Philoſoph im V. Jahrh. n. Chr., war der Schüler und Nachfolger Plutarch's auf dem philoſophiſchen Lehrſtuhle zu Alexandria und ſuchte die plotiniſch-jamblichiſche Philoſophie weiter auszubilden, führte aber dadurch nur den gänzlichen Verfall der alexandriniſchen Philoſophie herbei. Von ſeinen Schriften iſt nur ſein „Commentar zur Metaphyſik des Ariſtoteles" übrig (zum Theil gedruckt, Venedig 1558. 4.). Er ſtarb 450 n. Chr. 16.

Syrien hieß bei den Alten überhaupt alles Land, welches zwiſchen Ägypten, Arabien, dem Euphrat, dem Taurusgebirge und dem mittelländiſchen Meere liegt, und umfaßte alſo ganz Phönicien, Paläſtina und Aramäa (ſ. d. Artt.), von dem das eigentliche S. den ſüdweſtlichen Theil bildete, aber wieder in S. im engern Sinne und Cöleſyrien eingetheilt ward. Erſteres ward gegen Norden von Cilicien, gegen Oſten vom Euphrat, gegen Süden von Arabien, Cöleſyrien und

Phönicien, gegen Weſten vom mittelländiſchen Meere begrenzt und zerfiel zur Zeit der Römer in die Provinzen Comagene mit den Städten Samoſata und Amphipolis am Euphrat; Seleucis mit den Städten Alexandria an der Grenze von Cilicien, Laodicea, Antiochia, der ſpätern prächtigen Hauptſtadt des Reiches am Orontes, Apamea, Epiphania (jetzt Hamath) und Emeſa; Cyrrheſtica mit den Städten Cyrrhus, Hierapolis und Beröa (Aleppo); Chalcidice mit der Stadt Chalcis; Palmyrene mit Palmyra (ſ. d. Art.). Letzteres dagegen umfaßte alles Land zwiſchen dem Libanon und Antilibanus, Syrien, Judäa und Phönicien und hatte ſeinen Namen Cöleſyrien (das hohle S.) daher, weil es ein großes Thal bildete. Die Hauptſtädte darin waren Damaskus, Heliopolis und Laodicea. — In der früheſten Zeit war S. fremden Herrſchern unterworfen und gehörte ſtets zu den großen vorderaſiatiſchen Reichen; nur zur Blüthezeit des iſraelitiſchen Staates waren die ſüdlichen Theile des Landes dieſem unterworfen. Von den Perſern fiel es an die Macedonier und ward nun unter den Seleuciden (ſ. d. Art.) ein eigenes mächtiges Reich, das ſeine Herrſchaft auch über Perſien und Kleinaſien ausſtreckte; es zerfiel aber vor der Gewalt der römiſchen Waffen und wurde nun römiſche Provinz und in ſpäterer Zeit oft der Schauplatz der Kriege zwiſchen den Oſtrömern und den Neuperſern, bis das mächtige Chalifat es mit ſich vereinigte, worauf Damaskus einige Zeit Reſidenz der Ommijaden ward. Nach Verlegung der Reſidenz nach Bagdad aber zerfiel das Land wieder in eine Menge kleiner Fürſtenthümer, die ſich zum Theil unabhängig machten, und ſelbſt nachdem die Kreuzfahrer das Land erobert hatten, entſtanden mehrere kleine Staaten, bis endlich Salaheddin ganz S. wieder unterwarf. Von Ägypten kam es 1517 an die Türken, welche es behielten, bis es 1833 nach der Eroberung durch Ibrahim Paſcha gegen einen jährlichen Tribut an den Paſcha von Ägypten, Muhammed Ali, abgetreten worden iſt. — Das jetzige S., Soria, Soriſtan, bei den Arabern Scham, d. i. Linksland (ſ. Arabien), umfaßt faſt das ganze alte S. in der weiteſten Bedeutung, indem auch Paläſtina und Phönicien dazu gehört, liegt unter 5° bis 58° L. und 31° bis 37° N. B., grenzt gegen Norden an Kleinaſien, gegen Oſten an den Euphrat und die große Wüſte, gegen Süden an das ſteinigte Arabien, gegen Weſten an das mittelländiſche Meer und enthält ohne die ſyriſche Wüſte 2046 □M. mit 2½ Mill. Einwohnern. Es iſt ein Hochland, welches von den Gebirgen Libanon und Antilibanus im Innern, von den nördlichen Zweigen des Taurus und von mehreren Gebirgen und Vorgebirgen, unter denen der Karmel (ſ. d. Art.) das höchſte iſt, umgeben iſt und ſich im Nordoſten an das armeniſche Hochland anſchließt, von dort allmählig zum arabiſchen Buſen herabſinkt und im Norden eine Höhe von 6000 bis 7000 Fuß, im Süden von 2000 bis 3000 Fuß erreicht. Es beſteht aus 4 verſchiedenen Theilen, die durch ein von Norden nach Süden laufendes Thal gebildet werden, als: 1) aus dem Küſtenſtriche; 2) aus dem weſtlichen Hochlande; 3) aus dem tiefen Thale (el Ghor, dem alten Cöleſyrien) und 4) aus dem öſtlichen Hochlande, und hat ſeine größte Erhebung in der Mitte des Libanongebirges = 9500 Fuß. Bewäſſert wird es vom Orontes, Jordan, welche zwiſchen den 9—10000 Fuß hohen Schneegipfeln des Libanon entquellen, Euphrat, Safon, Ifrin und mehreren anderen Flüſſen, ſo von dem See Tiberias und dem 12 Meilen langen, 1½ bis 3 Meilen breiten todten Meere, vom See Genezareth ꝛc. und hat in den Gebirgen rauheres, in den Ebenen ſehr heißes Klima. Der Boden in den Thälern iſt meiſt höchſt fruchtbar und liefert Rindvieh, Schafe mit Fettſchwänzen, Ziegen, Kameele, Gazellen, Löwen, Leoparden, Schakale, Seidenwürmer, Purpurſchnecken, Heuſchrecken ꝛc.; Getreide, Wein, Baumwolle, Öl, Tabak, Seide, Honig, Wachs, Piſtazien, Südfrüchte, Datteln, Cedern, Kiefern, Ahorn, Wachholder ꝛc.; Eiſen, Marmor, Salz, Erdpech und Walkererde. Das Land wird öfters von

furchtbaren Erdbeben, von der Dürre, welche Hungersnoth zur Folge hat, und von Heuſchrecken heimgeſucht, welche durch ihre Verweſung peſtartige Krankheiten hervorrufen. Die Einwohner ſind Syrer mit arabiſcher Sprache, morgenländiſche Chriſten von verſchiedenen Secten, Türken, Kurden in Nordoſten, Turkomanen in Norden, letztere drei ganz oder wenigſtens im Sommer Nomaden, zum Theil Tribut zahlend, zum Theil ganz frei und durch Räubereien den Handelsverkehr erſchwerend, Griechen, Armenier, Juden, Zigeuner, Druſen, in den Handelsſtädten auch Franken, Araber in den öſtlichen Wüſten, welche theils Nomaden, theils ächte Beduinen ſind. Dieſe Völker nähren ſich vom Ackerbaue, Viehzucht, Induſtrie und Handel, welcher letzterer theils der aſiatiſche in Karawanen, theils der europäiſch-levantiſche iſt. Die allgemeine Landesſprache iſt die arabiſche nach verſchiedenen Mundarten; Religion iſt theils muhammedaniſch, theils chriſtlich. Das Land wird in 4 Paſchaliks getheilt: 1) Haleb (Aleppo) von 461 □M. mit ungefähr 500000 Einw. und der Hauptſtadt Aleppo, Sitz eines Molla erſter Claſſe, eines griechiſchen Patriarchen, eines armeniſchen, eines maronitiſchen und eines jakobitiſchen Biſchofs, in aſiatiſchem Style auf mehreren Höhen, die vom Koïk beſpült werden, erbaut und von einer mit Graben umgebenen Mauer eingeſchloſſen. Sie iſt bewohnt von 80—90000 Seelen, mehrentheils Türken und Araber, welche Fabriken unterhalten und Handel treiben, hat eine berühmte Waſſerleitung, die von Conſtantin's Mutter angelegt und 1218 wiederhergeſtellt wurde, und herrlich angebauete Umgebungen. Mehrere europäiſche Staaten haben hier Conſuln. — 2) Tarablûs (Tripolis) mit der Hauptſtadt gleiches Namens, der am Beſten gebauten Stadt in S. Sie iſt von Gärten und wohlbebauten Feldern umgeben. Der Hafen, der Gewerbfleiß und ziemlich ſtarker Handel erhöhen die Wichtigkeit dieſer Stadt. Auch iſt ſie Sitz eines griechiſchen Biſchofs. — 3) Damas (Damask) mit 900000 Einw. und der Hauptſtadt Damask (Damaskus), in ſchöner Ebene, gleichſam in einem Feigen-, Kaſtanien- und Olivenwalde, am Baradi und am Fuße des Antilibanus, Sitz eines Paſcha und griechiſchen Patriarchen von Antiochien, mit 150000 (200000) Einw., gegen 200 Moſcheen, mehreren chriſtlichen Kirchen für etwa 20000 chriſtliche Bewohner, 2 katholiſchen Klöſtern, vielen Bazars und Hans, mit prachtvoll eingerichteten Caffeehäuſern, wohlgepflaſterten und von beiden Seiten mit Fußwegen verſehenen Straßen, von Erd- und Ziegelſteinen erbauten und mit Springbrunnen verſehenen Häuſern. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich aus: die Hauptmoſchee, einſt die Kathedrale des heil. Johannes, mit ſchöner Kuppel und Thürmen verſehen; der Bazar; das Serail oder der Palaſt des Paſcha, der Han des Paſcha und der des Suleiman-Paſcha. Damask unterhält berühmte Degenklingen-, Baumwollen-, Seiden-, Seifenfabriken und Perlmutterarbeiten, mit welchen Manufacturen ſie einen bedeutenden Handel treibt. Sie iſt der allgemeine Zuſammenkunftsort der Karawane nach Mekka, welcher der Paſcha von Damask als Emir al Hadſchi als Begleiter und Vertheidiger gegeben iſt. Ihre fruchtbare Umgegend erzeugt alle Sorten Früchte und treffliche Gemüſe. Berühmt ſind beſonders die große Damascenerpflaume, welche jetzt durch das ganze mittägliche Europa verbreitet iſt, die Damascenerroſe auf einem 8—10 Fuß hohen Stocke, von ſehr angenehmem Geruche, deßhalb auch Muskatroſe genannt, und die Damascenertrauben, die am Stocke getrocknet, indem man den Stiel einkerbt, die beſten Roſinen geben. — 4) Akka mit der Hauptſtadt gl. N. (ſ. d. Art.). 37. 71.

Syriſche oder chaldäiſche Chriſten, ſ. Neſtorius.

Syriſche Sprache und Literatur. Die ſyriſche Sprache gehört zu dem ſemitiſchen Sprachſtamme, und zwar zu dem aramäiſchen Zweige deſſelben, und iſt von der chaldäiſchen faſt nur durch dunklere Vocale und eine etwas größere Abgeſchliffenheit verſchieden, zumal da ſie in der ſpätern Zeit viele griechiſche und lateiniſche Wörter in ſich aufgenommen hat; doch iſt ſie nur noch Religionsſprache.

Die ſyriſche Schrift hat ſich allmählig aus der ältern phöniciſchen Schrift gebildet und iſt eine Curſivſchrift, welche gemeiniglich Eſtrangelo (d. i. Schrift des Evangelium, weil die bibliſchen Bücher damit geſchrieben wurden) genannt wird. — Die Literatur der Syrer iſt reicher, als man glauben möchte, doch beſteht ſie meiſt nur aus religiöſen und geſchichtlichen Schriften. Am Berühmteſten iſt die Überſetzung des neuen Teſtaments, welche Peſchito genannt wird und die ſyriſche Sprache unter allen ſchriftlichen Denkmälern am Reinſten wiedergibt. Eine vortreffliche Sammlung ſyriſcher Handſchriften findet ſich in der vaticaniſchen Bibliothek. Hülfsmittel zur Erlernung der ſyriſchen Sprache gibt es viele. Wir nennen unter ihnen nur die Grammatiken von Michaelis (Halle 1784. 4.) und Hoffmann (Ebd. 1827. 4.) und die Lexika von Cellarius (Zeitz 1683. 4.) und Zanolini (Padua 1742. 4.). — Vergl. die Einleitung zu Hoffmann's Grammatik und deſſen „Kurze Geſchichte der ſyriſchen Literatur" in Bertholdt's theologiſcher Zeitſchrift (Bd. XIV. S. 225—291). 9.

Syrinx war eine Najade in Arkadien, Tochter des Fluſſes Ladon daſelbſt. Pan verliebte ſich mit aller Heftigkeit in ſie und verfolgte ſie allenthalben mit ſeinen Zweideutigkeiten, die ihre Keuſchheit beleidigten. Als ſie einſt vor ihm floh und von dem Fluſſe Ladon aufgehalten wurde, rief ſie ihre Schweſtern zu Hülfe, die ſie in Schilf verwandelten. Pan bemerkte in dem vom Winde bewegten Schilfe ſüßklagende Töne, die ihn zugleich erfreuten und erſchütterten. Er ſchnitt daher aus dem Rohre des Schilfes 7 kleinere und längere Pfeifen, ſetzte dieſe zuſammen und erfand ſo eine Flöte, welcher er den Namen Syrinx gab. Dieſe ſiebenröhrige Flöte war vorzüglich bei den griechiſchen und römiſchen Hirten ſehr beliebt. Die S. iſt höchſt einfach und daher ihre Erfindung wahrſcheinlich uralt. Forſter fand ſie bei ſeiner Reiſe um die Welt auf den Freundſchaftsinſeln. Sie iſt der Papagenopfeife ſehr ähnlich und noch jetzt hier und da in Italien gebräuchlich. 11.

Syrmien, ſ. Ungarn.

Syrte, die große und kleine, hießen bei den Alten die beiden Buſen des mittelländiſchen Meeres in der Küſte des nördlichen Afrikas, von denen die erſtere der zwiſchen dem jetzigen Tripolis und Barka, die letztere der zwiſchen Tripolis und Tunis liegende Meerbuſen iſt. Auch das Land zwiſchen beiden, das heutige Tripolis, ward S. genannt. 71.

Syrup, ſ. Zucker.

Syrus (Publius), ſ. Publius Syrus.

Syſtem iſt ein jedes aus mehreren Theilen oder Einzelnheiten zuſammengeſtelltes Ganzes, wobei bald eine gewiſſe Ordnung der Zuſammenſtellung berückſichtigt wird, bald auch nur die Einheit eines Mannigfaltigen. So brauchten es die Alten von Viehheerden und Kriegsheeren; ſo ſprechen die Neuern von Knochen-, Staaten- und Sonnenſyſtemen. Im engern Sinne jedoch bezeichnet es ein geordnetes Ganzes von Erkenntniſſen und gilt ſo für die vollendete Form einer Wiſſenſchaft. Um dieß zu ſein, kann das S. nicht blos aus einer willkührlichen Zuſammenſtellung von Begriffen beſtehen, ſondern es muß dabei nach einer gewiſſen Methode (ſ. d. Art.) verfahren, d. h. es müſſen alle Begriffe aus einem höchſten, als ihrem Principe, hergeleitet und entwickelt werden. Durch eine ſolche Syſtematik bekommt aber auch eine Wiſſenſchaft eine gewiſſe Abgeſchloſſenheit, Vollendung, indem unter dem aufgeſtellten Principe Alles befaßt ſein muß, was ihr angehört. Iſt nun ein ſolches Princip ſchon für die poſitiven und mehr empiriſchen Wiſſenſchaften ſchwer zu finden, daher auch das Syſtematiſiren derſelben immer nur unvollkommen möglich, ſo iſt dieſe Schwierigkeit noch weit größer in der Grundwiſſenſchaft, der Philoſophie, welche ihr Princip nicht aus der Erfahrung oder von anderen Wiſſenſchaften aufnehmen, ſondern erſt ſuchen muß. Indem das Philoſophiren von den Erſcheinungen, als einer ungeordneten Maſſe,

fortgeht zu einem Erklärungsgrunde derſelben, verſucht es dieſe zu ordnen, zu ſyſtematiſiren, und es beſitzt ein ſolches S. der Vorſtellungen Begriffe ꝛc., ſobald es jenen letzten Grund als das Princip derſelben gefunden hat (vergl. d. Art. Princip). Damit aber ſchließt ſich daſſelbe auch ab in einem ſolchen Syſteme als der vollendeten Philoſophie und erhält ſich als ſolche ſo lange, bis ein weiteres Forſchen jenes Princip als noch unzureichend oder gar falſch, daher auch das darauf gebaute S. als nur willkührlich und mangelhaft nachweiſt. So ſind denn in der zeitlichen Fortbildung der Philoſophie eine faſt zahlloſe Menge philoſophiſcher Syſteme entſtanden, deren eines das andere ganz oder zum Theil aufhebt, weil jedes dogmatiſch iſt. Man hat nun für alle dieſe Syſteme gewiſſe Kunſtausdrücke und Schlagwörter erfunden, womit man ihr Weſen völlig zu bezeichnen und ihren Werth oder Unwerth in der Kürze aufs Beſtimmteſte anzudeuten meint. So ſpricht man von einem Materialismus und einem Spiritualismus (ſ. d. Artt.), deren jener als höchſtes Princip die Materie, dieſer ein Geiſtiges ſetzen ſoll; vom Realismus und Idealismus (ſ. d. Artt.), je nachdem ein Sein (etwa das der Außendinge, Objecte) oder ein Denken und Erkennen (das Ich der Seele) zum Ausgangspunkte genommen wird; vom Identitätsſyſteme (vergl. d. Art. Schilling), welches beide Principien zu vereinigen ſucht; von dem Rationalismus, Intellectualismus, die von überſinnlichen Erkenntnißgründen, Ideen, angeborenen Begriffen ꝛc. und dem Empirismus, Senſualismus, die von ſinnlichen, den Wahrnehmungen, ausgehen; ferner vom Theismus und Pantheismus, davon der erſtere einen perſönlichen Gott als Welturſache, der letztere ein unperſönliches göttliches Weſen als immanenten Grund der Welt annimmt, und ſo von vielen anderen Syſtemen mehr. Nichts iſt aber dem wahren Begreifen der Geſtaltungen des philoſophiſchen Geiſtes verderblicher, als dieſes leere und flache Reden in nichtsſagenden Ausdrücken, welche nie die charakteriſtiſche Stellung des einzelnen Syſtemes bezeichnen, ſondern nur ſchiefe Anſichten und Vorurtheile von demſelben erwecken können. Vielmehr ſind alle jene einzelnen Stufen, auf denen der menſchliche Geiſt in ſeinem philoſophiſchen Forſchen verweilt hat, in ihrer geſchichtlichen Aufeinanderfolge und Beziehung zu einander niemals einzeln und abſolut zu erfaſſen und zu begreifen. S. d. Art. Philoſophie. Vgl auch Heinr. Schmid's „Vorleſungen über das Weſen der Philoſophie" (Heidelb. 1836. 8. Vorleſ. S. 183 ff.). 80.

Syzygien (Verbindungen) heißen 1) diejenigen Stellungen der Planeten, wo ſie mit der Erde in der nämlichen auf die Ekliptik ſenkrechten Ebene ſtehen; 2) vorzüglich die Orte des Neu- und Vollmondes in der Ekliptik, wenn der Mond zu dieſen Zeiten entweder einerlei Länge mit der Sonne oder eine um 180 Grade von der letztern verſchiedene Länge hat. Die S., welche demnach mitten zwiſchen die Quadraturen fallen, ſind übrigens wichtig für die Epakten und die Beſtimmung der Sonnen- und Mondfinſterniſſe. 13.

Szekler, ſ. Siebenbürgen.

Szigeth oder Nagyſzigeth, d. i. Grenzſzigeth, ein Marktflecken in Ungarn (41° 32′ — 30′ L., 47° 56′ 8″ Br.) am Einfluſſe der Itza in die Theiß, Sitz der Cameralſalzadminiſtration, hat 2 Gymnaſien (katholiſch und proteſtantiſch), 3 Kirchen verſchiedener Confeſſionen und 10000 Einw., theils Magyaren, theils Deutſche und Raizen, Armenier und Juden, und iſt durch die heldenmüthige Vertheidigung des Grafen Niklas Zriny (ſ. d. Art.) im Jahre 1566, bei welcher Zriny ſeinen Tod fand, geſchichtlich merkwürdig. 71.

Regiſter.

R.

Seite

Robben 1
Robbia, Luca della . . —
Robert, König von Frankreich . . . . . . —
Robert, Könige v. Schottland 2
Robert von Anjou . . 3
Robert, E. F. L., . . —
Robert, Leopold, . . . 4
Robert Guiscard . . . —
Roberthin, R., . . . —
Robertſon, W., . . . 5
Robespierre, F. M. J. J., —
Robespierre, A. B. J., . 8
Robins, Benjamin, . . —
Robinſon, Marie, . . 9
Robinſon, Lord Goderich, —
Robinſonaden . . . . —
Robuſti, Giacomo, . . 10
Rochambeau, J. B. D. Graf von, ... —
Roche, Sophie de la, . 11
Rochechouart, F. A. Marquiſe de, ... —
Rochefoucauld, F. Herzog de la, ... —
Roche-Jacquelin, H. de la, 12
Rochelle, La, ... 13
Rochen . . . . —
Rocheſter, J. W. Graf v., 14
Rochlitz, Friedrich, . . —
Rochon, A. M. de, . . 15
Rochow, F. E. von, . —
Rockingham, C. Marquis von, ... 16
Rocky Mountains . . 17
Rode, C. B., ... —
Rode, Pierre, ... —
Roderich . . . . . . —
Rodigaſt, Samuel, . . 18
Rodney, G. B., . . . —
Roebuck, John, . . . 19
Röderer, P. L. Graf, . —
Röhr, J. Fr., . . . 20
Röhren 21
Roelas, Paul de las, . —
Römermonate . . . . —
Römerzahl . . . . . —
Römiſche Alterthümer . 22
Römiſche Curie . . . 24
Römiſche Literatur . . —
Römiſche Münzen, Maße und Gewichte . . . 35
Römiſche Sprache . . 36
Römiſches Recht . . . 38
Römiſch-kathol. Kirche . 39
Röſchen . . . . . . —
Röſchlaub, A., . . . —
Roeskilde, Friede zu, . 40
Röſſelſprung . . . . —
Röſten . . . . —
Roeſtraten, Peter, . . —
Röthel 41
Roger von Sicilien . . —
Roger oder Rogier . . 42
Roggen . . . . . . —

Seite

Rohan, H. Herzog von, 42
Rohan-Guemene, Prinz von 43
Rohilla 44
Rohr . . . . —
Roland 45
Roland de la Platière, J. M., ... —
Roland, Manon Jeanne, 46
Rolandsſäulen . . . —
Rolle . . . . —
Rolle, J. H., ... 47
Rollenhagen, Georg, . 48
Rolli, Paolo, . . . —
Rollin, Charles, . . —
Rollkorb 49
Rollo, Robert, . . . —
Rom, Stadt, ... 50
Rom, Staat, ... 62
Roman 77
Romana, Marquis de la, 82
Romaniſche Sprachen . 83
Romanow . . . . . . —
Romantiſch 84
Romanus 86
Romanze . . . . . —
Romanzoff 87
Romarino . . . . . . —
Romberg, Andreas, . —
Rombouts, Theodor, . 88
Rommel, D. C. von, . —
Romulus und Remus . 89
Roncesvalles 90
Rondeau . . . . . —
Ronneburg . . . . . —
Ronſard, Pierre de, . —
Roore, Jakob von, . 91
Roos (Künſtlerfamilie) . —
Roos, Richard, . . . 92
Roquelaure, Herzog von, —
Roſa, Salvator, . . —
Roſalie 93
Roscellinus, J., . . —
Roscius . . . . . . —
Roscoe, William, . 94
Roſe, Krieg der weißen und rothen . . . . —
Roſe, Roman von der, 95
Roſenblüt, Hans, . . 96
Roſenfeſte 97
Roſenkranz . . . . . —
Roſenkreuzer . . . . —
Roſenmüller, J. G., . 98
Roſenmüller, E. F. K., 99
Roſenmüller, J. Ch., . —
Roſenöl 100
Roſenſtein, N. R. von, —
Roſette 101
Roſinen . . . . . . —
Roskolniken . . . . . —
Roßbach, Schlacht bei, —
Roſſi 102
Roſſi, G. G. de, . . —
Roſſini, G., ... 103
Roſſo, Roſſo del, . . 104
Roßſchweif . . . . . —

Seite

Roßtrappe 105
Roſt . . . . —
Roſt, J. C., ... —
Roſtock 106
Roſtopſchin, Fedor Graf, —
Rostra 107
Roswitha . . . . . —
Rotation . . . . . —
Rothes Meer . . . —
Rothgießer . . . . —
Rothſchild 108
Rothwälſch 109
Rotrou, Jean de, . . —
Rotte 110
Rotteck, Karl von, . . —
Rottenhammer, J., . 111
Rotunda . . . . . —
Roucher, J. A., . . —
Rouget de l'Isle . . 112
Roulade . . . . . —
Rouſſeau, J. B., . . —
Rouſſeau, J. J., . . 113
Routine 116
Rovigo, Herzog von, . —
Rowe, Nicolas, . . —
Rowe, Eliſabeth, . . —
Roxbourghe, John Herzog von, ... 117
Royaliſten . . . . . —
Royer-Collard, P. P., —
Rozier, Pilatre de, . 118
Rubato . . . . . . —
Rubel 119
Rubens, P. P., . . —
Rubicon 121
Rubrik . . . . . . —
Rucellai, G., . . . —
Rudbeck, O., . . . 122
Rudolf, deutſche Kaiſer 123
Rudolf von Schwaben . 125
Rudolf von Anſſe . . 126
Rudolphi, K. A., . . —
Rudolſtadt 127
Rübe . . . . . . —
Rübezahl . . . . . —
Rübſen . . . . . . —
Rückenmark 128
Rückert, Fr., . . . —
Rückfall 129
Rückgrath 130
Rückläufig . . . . . —
Rückung 131
Rüge . . . . . . —
Rügen . . . . . . —
Rüppell, W. P. E. S., 132
Ruffo, F., ... 133
Rufinus, F., ... —
Rufinus, T., ... —
Rufus, Sextus, . . 134
Rufus aus Epheſus . —
Rugendas, G. P., . —
Rugge, H. von, . . . 135
Rugier . . . . . . —
Rugiewit . . . . . —
Ruhnken, D., . . . —
Ruhr 136

	Seite
Ruisdael, J.,	137
Rulhière, C. C. de,	—
Rum	138
Rumelien	—
Rumford, Graf von,	—
Rumjänzoff, N. P. Graf von,	—
Rumoffski, St. von,	139
Rumohr, K. F. L. F. Freiherr von,	140
Rumsland	141
Runen	—
Runkelrüben	—

	Seite
Runzeln	141
Rupie	—
Ruprecht	142
Rurik	—
Ruſh, Benjamin,	—
Ruſſell, Lord John,	—
Ruſſiſch-deutſcher Krieg	144
Ruſſiſche Literatur und Sprache	—
Ruſſiſche Münzen, Maße und Gewichte	—
Ruſſiſches Glas	146
Ruſſiſches Horn	—

	Seite
Rußland	146
Rußniaken	163
Ruſt, J. N.,	164
Ruth	—
Ruthe	165
Rutilius Lupus,	—
Rutilius Numatianus,	—
Rutſchberge	166
Ruyſch, Fr.,	—
Ruyter, M. A.,	—
Rybinski, M.,	167
Ryswyk, Friede zu,	168

S.

	Seite
S	168
Saa de Miranda, F. de,	169
Saadi	—
Saadia Gaon Ben Joſeph	—
Saale	170
Saalfeld	—
Saalfeld, J. C. F.,	171
Saardam	—
Saarlouis	—
Saavedra y Faxardo	172
Saba	—
Sabäismus	—
Sabatier, R. B.,	—
Sabbath	173
Sabbatini, L. A.,	—
Sabbatino, A.,	—
Sabellianer	174
Sabier	—
Sabiner	—
Sabinianus	175
Sabinus, A.,	—
Sabinus, M.,	—
Sabunde, R. von,	—
Sacchetti, F.,	—
Sacchi, A.,	—
Sacchi, J.!,	176
Sacchini, A. M. G.,	—
Sachalien	—
Sache	—
Sachs, Hans,	177
Sachſen	—
Sachſenbuße	198
Sachſenjahr	—
Sachſenſpiegel	—
Sachtleven	199
Sachwalter	—
Sack, J. A.,	—
Sack, A. F. W.,	200
Sack, F. S. G.,	—
Sackpfeife	201
Sacrament	—
Sacramentsſtreit	202
Sacrilegium	203
Sacriſtei	—
Sacy, Silveſtre de,	—
Sadducäer	—
Sade, Marquis de,	204
Sächſiſche Friſt	205
Sächſiſche Münzen, Maße und Gewichte	—
Sächſiſche Schweitz	206
Säculum	—
Sägefiſch	—
Sämund	—
Sänfte	207
Sättigung	—

	Seite
Säuferwahnſinn	207
Säugethiere	—
Säule	208
Säure	212
Saffian	—
Saflor	—
Safran	—
Saft	213
Saftfarben	—
Saftleven	—
Sagan	—
Sage	—
Sagittarius, K.,	214
Sago	—
Saguntum	215
Sahara, Wüſte,	—
Sajaner	218
Saidſchütz	—
Saigern	—
Sailer, J. M.,	—
Saint-Aulaire, L. B. Graf v.,	219
Saint Cyr	—
Saint-George, Ritter v.,	—
Saint Germain, Friede zu,	220
Saint Germain, Graf,	—
Saint Juſt, Antoine,	—
Saint-Lambert, C. F. Marquis de,	—
Saint Martin, L. C. Marquis de,	221
Saint-Pierre, C. J. C. de,	—
Saint Pierre, J. H. B. de,	222
Saint-Prieſt, F. E. Gr. v.,	—
Saint Quentin	224
Saint Real, C. R. de,	—
Saint-Simon	—
Saint-Simoniſten	226
Saint Vincent, Lord,	230
Sais	231
Saiten	—
Sakkas, Ammonius,	—
Sakuntala	—
Salaheddin	—
Salamanca	232
Salamander	233
Salamis	—
Salangane	—
Salap	—
Salat, Jakob,	—
Salbei	234
Salbung	—
Saldanha Oliveira e Daun	235
Saldern, F. C. von,	236
Salernitaniſche Schule	237
Sales, Franz von,	—
Saleſianerinnen	238

	Seite
Salſi, F.,	238
Saliceti, C.,	—
Salier	239
Salieri, A.,	—
Saline	240
Salis, K. U. von,	—
Salis, J. G. Freiherr v.,	—
Salisbury, J. von,	241
Salisbury, M. Gräfin v.,	—
Saliſches Geſetz	242
Salluſtius	—
Salm-Dyk, C. M. Fürſt. v.,	243
Salm-Kyrburg, Fürſt v.,	—
Salm-Reiferſcheid, N. Graf v.,	244
Salmaſius, C.,	—
Salmiak	245
Salmoneus	—
Salomo	246
Salomogebirge	—
Salpeter	247
Salpeterſäure	—
Salt, Henry,	—
Salutiren	—
Salvandy, N. A. von,	—
Salvator Roſa	248
Salverte, A. J. E. B.,	—
Salvi, G.,	—
Salviati, F.,	249
Salvus conductus	—
Salz und Salzwerk	—
Salza, Hermann von,	—
Salzbrunn	250
Salzburg	—
Salze	252
Salzkammergut	—
Salzmann, C. G.,	—
Salzſäure	254
Samaniden	—
Samaritaner	255
Samarkand	—
Same	—
Sambara	256
Samniter	—
Samogitien	257
Samojeden	258
Samonicus, Q. S.,	—
Samos	—
Samothrace	259
Samuel	—
Samum	260
Sanchez, Könige v. Caſtilien,	—
Sanchez, Kge. v. Aragonien,	—
Sanchez, Kge. v. Portugal	261
Sanchez, A. R.,	—
Sanchuniathon	262
Sanct Gallen	—

Seite
Sanct Helena 262
Sanct Jakob an der Birs —
Sanction 263
Sanctius, F., . . . —
Sanctorius . . . . —
Sand . . . . —
Sand, K. L., ... —
Sandalen 264
Sandeman, R., . . 265
Sanderze . . . . . —
San Domingo . . . —
Sandrart, J. von, . —
Sandſchack . . . . . —
Sandſtein . . . . . —
Sandwichinſeln . . . 266
Sandwichsland . . . 267
Sanguiniſch . . . . —
Sanhedrin . . . . . —
San Marino 268
Sannazaro, J., . . —
Sansculottes . . . . —
Sanskrit . . . . . —
Sanſovino, G., . . 272
Sans-Souci . . . . —
Santana, A. L. de, . —
Santander, Fr. de Paula, 273
Santerre, C., . . . 274
Saphir, M. G., . . 275
Sapores . . . . . —
Saporoger . . . . . —
Sappeurs . . . . . —
Sapphir . . . . . —
Sappho . . . . . . —
Sarabande 276
Saracenen . . . . . —
Saragoſſa . . . . . —
Sarazin, J., ... —
Sarbiewsky, M. K., . 277
Sardanapal . . . . —
Sardes . . . . . . —
Sardica 278
Sardinien . . . . . —
Sardiniſche Münzen, Maße und Gewichte, . . . 285
Sardoniſches Lachen . 286
Sarepta . . . . . —
Sarkasmus 287
Sarkophag . . . . . —
Sarmaten . . . . . —
Sarpi, P., ... 288
Sarter . . . . . . —
Sarti, G., ... —
Sarto, Andrea del, . 289
Saſſaniden . . . . . —
Saſſen . . . . . . —
Saſſoferrato . . . . —
Satan . . . . . . —
Satelliten . . . . —
Saterland . . . . . —
Satrapen . . . . . —
Sattelhöfe . . . . . —
Saturn (mytholog.) . —
Saturn, Planet, . . 290
Saturnalien 292
Saturninus . . . . —
Satyr . . . . . . —
Satyre . . . . . . —
Satz 293
Satzbohrer 294
Sau, Save, ... —
Sauerbrunnen . . . —
Sauerkleeſalz . . . . —
Sauerländiſches Gebirge —
Sauerſtoff 295
Saugwerk . . . . . —

Seite
Saul 295
Saunderſon, N., . . —
Saurau, Fr. Graf, . —
Saurin, Jacques, . . 296
Sauſſure, H. B. de, . 297
Sauvages de la Croix, F. B. de, ... —
Sauveur, J., . . . 298
Savannen . . . . . —
Savary, A. J. M. R., —
Savery, Roeland, . . 299
Savigny, F. K. v., . —
Savonarola, H., . . 300
Savoyen 302
Saxo Grammaticus . —
Say, J. B., ... —
Sbirren 303
Scävola, Mucius, . . —
Scagliola . . . . . —
Scala . . . . —
Scala, della, . . . —
Scaliger . . . . . . —
Scalpiren 304
Scandiren . . . . . —
Scapulier . . . . . —
Scarabäen 305
Scaramutz . . . . . —
Scarificiren . . . . —
Scarlatti, A., . . . —
Scarpa, A., ... —
Scarron, P., ... 306
Scene 307
Scepter . . . . . . —
Schabekunſt . . . . —
Schabernack . . . . —
Schablone 308
Schachmaſchine . . . —
Schachſpiel . . . . . —
Schacht 309
Schad, J. B., . . . —
Schaden . . . . . . —
Schadow, J. G., . . 310
Schädel 311
Schädellehre . . . . —
Schäfer, G. H., . . 313
Schäfergedicht . . . 314
Schaf . . . . —
Schaff 317
Schaffhauſen . . . . —
Schafgarbe 318
Schaft . . . . . . —
Schaggas . . . . . —
Schah . . . . . . —
Schalken, G., . . . —
Schall 319
Schall, Karl, . . . —
Schalmei 320
Schalthiere . . . . —
Schaltjahr . . . . . —
Schamaiten . . . . —
Schamanen . . . . —
Schamo . . . . . . —
Schandau . . . . . —
Schandpfahl 321
Schangalla . . . . . —
Schanze . . . . . . —
Schanzkörbe . . . . —
Schapur . . . . . . —
Scharbock 322
Scharen . . . . . . —
Scharfrichter . . . . —
Scharfſchützen 323
Scharfſinn . . . . . —
Scharlach . . . . . —
Scharlachfieber . . . —

Seite
Scharmützel 324
Scharnhorſt, G. D. v., —
Scharwache 325
Schatten 326
Schatten und Licht . . —
Schattirung 327
Schattenreich . . . . —
Schattenriß . . . . —
Schattenſpiel . . . . —
Schatulle . . . . . —
Schatz . . . . —
Schatzkammer 328
Schaumburg-Lippe . . —
Schaumünzen . . . . —
Schauſpiel . . . . . —
Schauſpieler 329
Schebecke 331
Schechner-Waagen, N., —
Schede, Paul, . . . —
Schedone, B., . . . 332
Scheele, K. W., . . —
Scheeren . . . . . —
Schefer, Leopold, . . —
Scheffel 333
Scheffler, Joh., . . . —
Scheffner, J. G., . . 334
Scheibel, J. G., . . —
Scheich 335
Scheidekunſt . . . . —
Scheidemünze . . . . —
Scheiden . . . . . —
Scheidewaſſer . . . . —
Scheidung . . . . . —
Schein 336
Scheintod . . . . . —
Scheitel 337
Schelde . . . . . . —
Scheller . . . . . . —
Schelling, F. W. J. v., 338
Schelluh 342
Schema . . . . . . —
Schemnitz . . . . . —
Schenk, E. von, . . 343
Schenkendorf, F. G. M. v., —
Schenkung 344
Scherbengericht . . . —
Scherer, B. L. J., . . —
Scherf 345
Scherif . . . . . . —
Schernberk, Th., . . —
Scherzo . . . . . —
Scheuchzer, J. J., . . 346
Scheuffelin, H., . . . —
Scheveningen . . . . —
Schiavone, A. M., . . —
Schiboleth . . . . . —
Schicht 347
Schicht, J. G., . . . —
Schichtmeiſter . . . . —
Schick, G., ... —
Schickſal 348
Schiebeler, D., . . . —
Schiedsmann 349
Schiefer . . . . . . —
Schielen . . . . . —
Schierling . . . . . —
Schießgewehr 350
Schießpulver 352
Schießſcharten 355
Schiff 356
Schiffbaukunſt 357
Schiffbrücke . . . . —
Schifffahrt . . . . . —
Schifffahrtskunde . . . 359
Schiffmühlen . . . . —

Seite
Schiffspfund 359
Schiiten . . . . —
Schikaneder, E., . . —
Schild 360
Schilderhaus 361
Schilderung . . . . —
Schildknappe . . . —
Schildkröte . . . . —
Schilf 362
Schill, F. v., . . . —
Schiller, J. C. Fr. von, 364
Schilling 370
Schilling, F. G., . . —
Schimäre 371
Schimmelmann, H. K. Graf von, . . . —
Schimmelpennink, R. J., 372
Schinderhannes . . . —
Schink, J. F., . . . —
Schinkel, K. F., . . 373
Schinznach . . . . —
Schipeweyer . . . —
Schirach, G. B. v., . 374
Schiras . . . . . —
Schirin . . . . . —
Schirmer, D., . . . —
Schirmpflanzen . . . —
Schiſchkoff, Alexander, 375
Schisma . . . . —
Schlabrendorf, G. Graf v., —
Schlacht 376
Schlacken 378
Schlackenbäder . . . —
Schlaf . . . . . —
Schlagfluß 379
Schlaglicht 380
Schlagſchatz . . . . —
Schlange . . . . —
Schlange des Ophiuchus 382
Schlangenbad . . . —
Schlangengeſchütze . . —
Schlegel . . . . . —
Schleiermacher, F. E. D., 388
Schleifen 390
Schleim . . . . . —
Schleiz . . . . . —
Schlendrian . . . . —
Schlenkert, F. C., . . 391
Schleſien . . . . —
Schleſiſche Dichterſchulen 392
Schleſiſche Kriege . . —
Schleswig . . . . —
Schleuße . . . . . —
Schlez, J. F., . . . 393
Schliche . . . . . —
Schlichtegroll, A. H. F., —
Schlieben, W. E. A. v., 394
Schlippenbach, U. H. G. v., —
Schlittſchuh . . . 395
Schlözer, A. L. von, . —
Schloß 396
Schloſſer, J. G., . . 397
Schloſſer, F. C., . . —
Schlotheim, E. F. v., 398
Schlotthauer, J., . . 399
Schluchzen . . . . —
Schlüſſel . . . . —
Schluß 400
Schmacke . . . . —
Schmalkalden . . . —
Schmalkaldiſcher Bund und Krieg 401
Schmalkaldiſche Artikel 402
Schmalte . . . . —
Schmaltz, M. F., . . —
Schmalz, T. A. H., . 403
Schmauß, J. J., . . 404
Schmeckwitz . . . . —
Schmeller, J. A., . . —
Schmelz 405
Schmelzbarkeit . . . —
Schmerz 406
Schmettau, K. C. Graf v., 407
Schmetterlinge . . . 408
Schmid, K. A., . . 409
Schmid, J. C. v., . . —
Schmid, K. C. E., . 410
Schmid, K. E., . . . —
Schmidt, M. J., . . 411
Schmidt, Klamer, . . —
Schmidt, J. E. C., . 412
Schmidt-Phiſeldeck, J. v., —
Schmidt-Phiſeldeck, K. F. von, ... 413
Schmiege . . . . . —
Schminke 414
Schmirgel . . . . —
Schmolke, Benjamin, . —
Schmutzer . . . . —
Schnabel, L., . . . 415
Schnabelthier . . . —
Schnaubert, A. J., . . —
Schnecken 416
Schnee . . . . . —
Schneekoppe . . . 417
Schneelinie . . . . —
Schneider, J. G., . . 418
Schneider, E., . . . —
Schneider, A., . . . 419
Schneider, J. C. F., . —
Schneller, J. F. B., . 420
Schnellpreſſe 421
Schnepfe . . . . . —
Schnepfenthal . . . —
Schnepper . . . . —
Schnitzekunſt . . . 422
Schnorr von Karolsfeld —
Schnupfen 423
Schnupftabak . . . —
Schnürbruſt . . . . —
Schock . . . . . —
Schöffe . . . . . —
Schöffer, P., . . . —
Schöll, M. S. F., . . 424
Schön . . . . . . —
Schön, Martin, . . 426
Schönaich, C. A. von, —
Schönborn, G. F. E. v., 427
Schönbrunn . . . . —
Schönburg . . . . —
Schönebeck 429
Schöne Künſte . . . 430
Schöne Wiſſenſchaften . —
Schönlein, J. L., . . —
Schöpf, J., ... —
Schöpflin, J. D., . . 431
Schöpfung . . . . —
Schöppen . . . . . —
Schörl 432
Schoiffer, P., . . . —
Scholarch . . . . —
Scholaſtik . . . . —
Scholien 437
Schooner . . . . . —
Schooßfall . . . . —
Schopenhauer, Johanna, —
Schoppe, A. E. S., . 438
Schoreel, J., . . . —
Schorn, L., . . . 439
Schotel, J. C., . . . —
Schott, A. F., . . . 439
Schott, H. A., . . . 440
Schottel, J. G., . . 441
Schottland 442
Schoumann, M., . . —
Schout by Nacht . . —
Schouten, W. C., . . —
Schraſſiren . . . . —
Schragen . . . . . —
Schraube . . . . . —
Schrecken 443
Schreckensſyſtem . . 444
Schreibart . . . . —
Schreibekunſt . . . —
Schreiber, A. W., . 445
Schrepfer, J. G., . . 446
Schreyvogel, J., . . 447
Schrift . . . . . —
Schriftarten . . . 448
Schriftgießerei . . . —
Schriftſäßig . . . 449
Schröckh, J. M., . . —
Schröder, F. L., . . 450
Schröder, Sophia, . . —
Schröder-Devrient, W., 451
Schröpfen . . . . —
Schröter, J. H., . . 452
Schröter, J. F. K. C., 453
Schrot . . . . . —
Schub . . . . . —
Schubart, C. F. D., . 454
Schubart, J. C., . . 455
Schubert, F. Th., . . —
Schubert, G. H., . . 456
Schubert, Franz, . . —
Schublehn 457
Schuckmann, F. Freih. v., —
Schuderoff, J., . . 458
Schudſcha ul Mulk . . 459
Schütterquäker . . . —
Schütz, C. G., . . . —
Schütze 460
Schütze, J. St., . . —
Schützen 461
Schuh . . . . . —
Schukowsky, W. A., . —
Schuld 462
Schuldſchein . . . —
Schulenburg, J. M. Graf von der, ... —
Schulpforte 463
Schultens, Albert, . . —
Schultheiß 464
Schultheß, J., . . . —
Schulweſen . . . . —
Schulz, J. A. P., . . 475
Schulz, J. C. F., . . —
Schulz, David, . . . 476
Schulz, F. E., . . . —
Schulze, J. H., . . 477
Schulze, G. E., . . 478
Schulze, F. A., . . . —
Schulze, E. K. F., . 479
Schumacher, H. C., . —
Schuppius, J. B., . 480
Schurf . . . . . —
Schuß 481
Schuſter, Joſ., . . . —
Schuttery . . . . —
Schutzgeiſt . . . . —
Schutzverwandte . . —
Schuwalow, P. A. Graf, —
Schuwalows . . . . —
Schwab, Guſtav, . . 482
Schwabacher Artikel. . —

	Seite
Schwaben	482
Schwabenſpiegel	483
Schwabenſtreich	—
Schwaden	—
Schwäbiſche Dichter	—
Schwäbiſcher Bund	—
Schwäche	484
Schwägerſchaft	—
Schwämmchen	—
Schwämme	—
Schwärmer	—
Schwärmerei	485
Schwalbach	486
Schwalbe	—
Schwan	487
Schwanenfluß	—
Schwanenorden	—
Schwangerſchaft	—
Schwank	488
Schwanthaler, B. M.,	—
Schwarz, Berthold,	489
Schwarz, Sibylla	—
Schwarz, F. H. C.,	—
Schwarzburg	490
Schwarze Kunſt	492
Schwarzenberg, Fürſt K. Ph. von,	—
Schwarzer Fluß	—
Schwarzer Tod	493
Schwarzes Meer	—
Schwarzholz	—
Schwarzwald	—
Schweden und Norwegen	494
Schwediſche u. norwegiſche Münzen	510
Schwediſche Sprache und Literatur	511
Schwefel	—
Schweighäuſer, J.,	512
Schweiß	—
Schweißtreibende Mittel	—
Schweitz	513
Schweitzeriſche Münzen	524
Schwenkfeld, K. von,	—
Schweppermann, Seyfried,	525
Schwere	—
Schweremeſſer	526
Schwerin	—
Schwerin, K. C. Graf v.,	—
Schwerpunkt	527
Schwert	528
Schwertfiſch	—
Schwertmagen	—
Schwertorden	—
Schwertritter	529
Schwimmen	530
Schwimmvögel	531
Schwindel	—
Schwindſucht	—
Schwingung	533
Schwulſt	—
Schwungmaſchine	—
Schwur	534
Schwyz	—
Scio	—
Scioppius, Kaspar,	—
Scipionen	535
Scontriren	538
Scorbut	539
Scott, Walter,	540
Scotus	543
Scribe, A. E.,	—
Scrupel	544
Scrutinium	—
Scudery, G. de u. M. de	—
Scudo	545
Sculptur	—
Scultetus, Joh.,	—
Scultetus, A.,	—
Scylla	—
Scyrren	546
Scythen	—
Seapoys	—
Sebaſtian	—
Sebaſtiani, Graf,	547
Sebaſtiano Veneziano	548
Sebektegin	—
Secante	549
Seceders	—
Seckendorf, v.,	—
Secretair	552
Secretion	—
Sect	553
Secte	—
Section	—
Secunde	554
Secundus, Joh.,	555
Sedaine, M. J.,	—
Sedativſalz	—
Sedlitz	—
See	—
Seeaſſecuranz	556
Seebad	—
Seegeſetze	557
Seegras	558
Seehandel	—
Seehund	559
Seekrankheit	—
Seeland	—
Seele	—
Seelenheilkunde	560
Seelenlehre	—
Seelenſtörungen	—
Seelenverkäufer	563
Seelenwanderung	—
Seemächte	564
Seemeile	—
Seeräuber	—
Seerecht	565
Seetaufe	—
Seetzen, U. J.,	566
Seeuhr	567
Seewaſſer	—
Seewiſſenſchaften	—
Segel	—
Seghers	568
Segment	569
Seguidilla	—
Segur, J. A. Vicomte de,	—
Segur, L. P. Comte de,	—
Segur, P. P. Comte de,	570
Sehen	—
Sehne	—
Sehungsbogen	—
Sehwinkel	—
Sejanus	571
Seide	—
Seidel	572
Seidendruck	—
Seidl, J. G.,	—
Seidſchütz	573
Seife	—
Seifengebirge	—
Seigern	—
Seiler, G. F.,	—
Seiler, B. W.,	574
Seine	575
Sekel	—
Selam	—
Selbſtbewußtſein	—
Selbſtentzündung	575
Selbſtgeſpräch	—
Selbſtherrſcher	—
Selbſtlauter	—
Selbſtmord	—
Selbſtſucht	576
Seldſchucken	—
Selene	—
Selenium	—
Selenographie	—
Seleuciden	577
Selig	578
Seligſprechung	—
Selim	—
Selters	579
Semele	580
Semgallen	—
Semiarianer	—
Semikolon	—
Semilor	—
Seminar	—
Seminolen	582
Semiotik	—
Semipelagianismus	—
Semiramis	—
Semiten	583
Semler, J. S.,	584
Semlin	585
Semnonen	—
Sempach	—
Semperfreie Leute	586
Senat	—
Sendgerichte	587
Senebier, J.,	—
Seneca	—
Senegal	588
Senegambien	589
Seneſchall	590
Senf	591
Seniorat	—
Senkenberg, J. C.,	592
Senkrecht	—
Senkwage	—
Senn	—
Senna	593
Sennaar	—
Sennefelder, A.,	—
Sennert, D.,	594
Senones	595
Senſal	—
Senſibilität	—
Senſitiven	—
Senſualismus	—
Sentimentalität	—
Separationen	—
Separatismus	—
Sepia	596
Septemviraltafel	—
Septimanien	—
Septimius Severus	—
Septuaginta	597
Sepulveda, J. G.,	—
Sequaner	—
Sequenz	—
Sequeſtration	—
Serail	—
Seraph	598
Seraphinenorden	—
Serapis	—
Seraskier	—
Serbien	—
Serbiſche Sprache und Literatur	600
Serenade	—
Sergeant	—

	Seite
Sergell, J. T. v.,	601
Sergius	—
Serpent	—
Serpentin	—
Serra	602
Sertorius, A.,	—
Servet, M.,	—
Servien	603
Servilismus	—
Serviten	—
Servituten	—
Servius Tullius	—
Seſam	604
Seſoſtris	—
Seſſion	—
Seſter	605
Seſterz	—
Seſtine	—
Seſtini, D.,	—
Setzen	606
Setzwage	—
Seuche	—
Seufzer	608
Seume, J. G.	—
Sevennen	609
Severianer	—
Severino, M. A.,	—
Sévigné, Marquiſe de,	610
Sevilla	—
Sevres	611
Severien	612
Sexageſimalbruch	—
Sextant	—
Sextett	—
Sextole	—
Sextus Empiricus	—
Sextus Rufus	613
Sexualſyſtem	—
Seydelmann, C. J.,	—
Seydelmann, Karl,	614
Seydlitz, F. W. v.,	—
Sforza	615
Shafteſbury, A. A. C. Graf von,	—
Shakſpeare, W.,	616
Sharp, G.,	619
Shawl	—
Shelley, P. B.,	—
Shenſtone, W.,	620
Sheridan, R. B.,	—
Sheriff	621
Shetlandsinſeln	—
Shire	—
Shrapnell-shells	—
Siam	622
Sibirien	624
Sibyllen	626
Sicambrer	627
Sicard, R. A. L.,	—
Sicheres Geleite	628
Sichern	—
Sicilien	—
Siciliſche Münzen, Maße und Gewichte	642
Siciliſche Vesper	—
Sickingen, F. von,	—
Sickler, F. K. L.,	643
Sicyonia	644
Sideralmagnetismus	—
Siderismus	—
Siderographie	—
Sidmouth, H. A. Viscount,	—
Sidney, Ph.,	—
Sidney, A.,	645
Sidon	646
Sidonius, C. S. A. M.,	646
Sieben	—
Siebenbürgen	—
Siebengebirge	649
Siebengeſtirn	—
Siebenjähriger Krieg	—
Siebenpfeifer, P. J.,	655
Siebenſchläfer	656
Sieber, F. W.,	—
Siebold	957
Sieden	659
Siegel	—
Siegelerde	660
Siegellack	—
Siegelmäßigkeit	—
Siegenbeek, M.,	—
Sienit	—
Sierra Leone	661
Sieſta	—
Sievershauſen	—
Siéyes, E. J. Graf v.,	—
Sifan	662
Sigbert von Gemblours	—
Sigeum	—
Sigismund, Kaiſer,	—
Sigismund, Könige von Polen	663
Sigmaringen	665
Signale	—
Signatur	—
Sigonius, Karl,	666
Sikhs	—
Silber	667
Silberbaum	668
Silberberg	—
Silberbrenner	—
Silberflotte	—
Silbergroſchen	—
Silbermann, G.,	—
Silen	—
Silhouetten	669
Silinger	—
Silius Italicus	—
Sillen	670
Silvanus	—
Siméon, J. J. Graf v.,	—
Simonides	671
Simonie	—
Simpliciſſimus	—
Simplicius	—
Simpſon	672
Simſon	—
Simultaneum	—
Simurg	—
Sinai	—
Sinclair, J. Baronet,	673
Sind	—
Sindiah	—
Sinear	—
Sinecure	—
Singaleſen	—
Singen	—
Singſpiel	677
Singvögel	—
Sinigaglia	—
Sinkwerk	—
Sinn	—
Sinnbild	678
Sinngedicht	—
Sinnlichkeit	—
Sinnpflanze	—
Sintenis, C. F.,	—
Sinter	679
Sinto-religion	—
Sinus	—
Sipahi's	679
Sippſchaft	680
Sirach	—
Sirenen	—
Siricius	681
Sirius	—
Sirocco	—
Sirventes	—
Sismondi, Simonde de,	—
Siſtrum	682
Siſyphus	—
Sitte	683
Sittenlehre	—
Situation	—
Situationszeichen	—
Siwa	—
Siwa oder Schiwa	684
Siwah	—
Sixtus, Päpſte,	—
Skalden	686
Skamander	—
Skanderbeg	—
Skandinavien	687
Skandinaviſche Literatur	—
Skandinaviſche Sprachen	699
Skelet	700
Skepſis	—
Skiagraphie	704
Skio	—
Skirrhus	—
Skizze	705
Sklave	—
Sklavenhandel	707
Sklavenkriege	708
Sklavenküſte	709
Skolien	—
Skopas	—
Skordisker	—
Skorpion	710
Skropheln	—
Skrupel	711
Skrzynecki, J.,	—
Skylax	712
Skymnus	713
Slawen	—
Slawiſche Mythologie	714
Slawiſche Sprache und Literatur	715
Slawonien	738
Sleidanus, J.,	—
Slobode	—
Slowaken	—
Smalte	—
Smaragd	—
Smirgel	—
Smith, A.,	—
Smith, W. S.,	739
Smit, Q. de,	740
Smolensk	—
Smollet, T.,	741
Smollie, W.,	—
Smyrna	742
Snavers, P.,	—
Snell, W.,	—
Snorri Sturluſon	743
Snyders, F.,	—
Sobieski, J.,	744
Sobieski's Schild	—
Societätsinſeln	—
Socinianer	—
Soda	745
Sodbrennen	—
Soden, F. J. H. Graf v.,	—
Sodomie	746
Sömmerring, S. T. v.,	—

Seite
Sofala 746
Soffariden 747
Sofi's —
Sojeten —
Sokotora —
Sokrates —
Sokrates Scholaſticus 751
Soldat —
Soldo —
Solfatara —
Solfeggiren —
Solger, K. W. F., —
Solidariſch 752
Solidus —
Soliman —
Solinus, C. J., 753
Solis, A. de, 754
Solmination —
Solo 755
Solöcismus —
Solon —
Solothurn 758
Solstitium —
Soltau, D. W., —
Soltyk, R. Graf, —
Somerville W., 759
Sommer —
Sommerflecke 760
Sommerpunkt —
Somnambulismus —
Somonokodom 761
Sonate —
Sonde 762
Sondershauſen —
Sonett —
Songarei 763
Sonne 764
Sonnenbahn 765
Sonnenberg, Freiherr v., —
Sonnencykel, —
Sonnenfackeln —
Sonnenfels, J. Freiherr v., —
Sonnenferne u. Sonnennähe 766
Sonnenfinſterniß —
Sonnenflecken —
Sonnenjahr 767
Sonnenmikroſkop —
Sonnennähe —
Sonnenorden —
Sonnenrauch —
Sonnenſtich —
Sonnenſyſtem —
Sonnentafeln 768
Sonnenuhren —
Sonnenwenden —
Sonnenzeit —
Sonntag —
Sonntagsbuchſtabe —
Sonntagsſchulen 769
Sontag, Henriette, —
Soolbäder 770
Soor —
Sophisma 771
Sophiſt —
Sophokles 772
Sophonisbe 774
Sophron —
Sopran —
Soranus 775
Sorben —
Sorbet 776
Sorbonne —
Sorel, Agnes, —
Sorites —

Seite
Sotzmann, D. F., 776
Soubiſe, Prinz v., —
Soult, N. J., Marſchall, 777
Southcote, Johann, 779
Southey, Robert, —
Souverain 780
Souverainetät —
Souza, A. Marquiſe v., —
Sozomenus, H., 781
Spaa —
Spagnoletto —
Spahi's —
Spalatin, G., —
Spalding, J. J., 782
Spallanzani, L., 783
Spandau —
Spangenberg, C., —
Spangenberg, A. G., —
Spanheim, E., —
Spanien 784
Spaniſche Fliegen 809
Spaniſche Literatur —
Spaniſche Münzen, Maße und Gewichte 821
Spaniſche Reiter 823
Spaniſcher Erbfolgekrieg —
Spaniſche Sprache —
Spaniſches Rohr 824
Spannung —
Spargel —
Sparcaſſen —
Sparta 825
Spartacus —
Spartianus —
Spath (Mineral) —
Spath (Krankheit) 826
Spazier, D. R., —
Species —
Speziesthaler —
Specifiſch —
Speckbacher, J., 827
Speckſtein —
Speculation —
Spedition 828
Spee, Fr. v., —
Speichel —
Speijk, J. C. J. van, 829
Spelz —
Spencer, G. J. Graf v., —
Spener, P. J., 830
Spenſer, E., 831
Speransky, M., 832
Sperber 833
Speſen —
Speſſart —
Speuſippus 834
Sphäre —
Sphäroid —
Sphärometer —
Sphinx —
Sphragiſtik 835
Spica —
Spiegel —
Spiegelſextant 836
Spiegelteleſkop 837
Spiel —
Spielkarten 838
Spielmann, J. R., —
Spieß, C. H., —
Spießglanz —
Spillgelder 839
Spillmagen —
Spindler, K., —
Spinell —
Spinett 840

Seite
Spinnen (Inſekten) 840
Spinnen —
Spinola, A. Marquis v., 842
Spinoza, B., 843
Spirallinie 846
Spiritualen —
Spiritualismus —
Spiritus —
Spittler, L. T. Freiherr v., —
Spitzbergen 847
Spitzen —
Spitzruthenlaufen 848
Spix, J. B. v., —
Splanchnologie —
Spleen —
Splint —
Spohn, F. A. W., —
Spohr, L. 849
Spondeus 850
Sponſalien —
Spontaneität —
Spontini, G., —
Sporaden 851
Sporadiſche Krankheiten —
Spornorden —
Sporteln —
Spott 852
Sprache —
Sprachgebrauch 855
Sprachgewölbe —
Sprachlehre 856
Sprachorgane —
Sprachreinigung —
Sprachrohr —
Spranger, B., —
Sprecher —
Spree —
Sprengel, Kurt, —
Sprengwerk 857
Springbrunnen —
Springfluth —
Sprödigkeit —
Spruch 858
Spruch, Spruchcollegien —
Sprüchwörter —
Sprüchwörter Salomo's —
Sprung 859
Spulwürmer —
Spurzheim, C., —
Sſufismus —
Staal, Baronin v., —
Staar 860
Staarbrille 862
Staat —
Staatenbund 863
Staatenkunde —
Staatsanwalt —
Staatsarzneikunde —
Staatsdiener 864
Staatsform —
Staatsgewalt 865
Staatsgüter 866
Staatskalender —
Staatskunſt —
Staatspapiere —
Staatsrath 867
Staatsrecht —
Staatsreligion —
Staatsſchulden —
Staatsverbrechen 869
Staatsverfaſſung —
Staatsvertrag —
Staatsverwaltung —
Staatswirthſchaft —
Staatswiſſenſchaften 870

Seite
Stab 871
Stabat mater —
Staccato —
Stadion, J. P. Graf v., —
Stadium —
Stadler, M., 872
Stadt —
Stadtbehörden 873
Stadtordnung —
Stadtrecht —
Stägemann, F. A. v., 874
Staël-Holſtein, A. L. G. v., 875
Ständchen 877
Starke —
Stäudlin, K. F., —
Staffa 878
Staffage —
Staffelei —
Staffelmarſch —
Stagnelius, E. J., —
Stahl 879
Stahl, G. E., 880
Stahlmittel 881
Stahlſtich —
Stainer, J., 882
Stalaktit —
Stambul —
Stamm —
Stammbaum —
Stammeln —
Stammgüter —
Stand —
Standarte 883
Standbild —
Standesherren —
Standrecht 885
Stanhope, C. Graf v., 886
Stanislaus, Könige von Polen 887
Stanislausorden 889
Stankkugeln 890
Stanley, E. G. S. Lord, —
Stange —
Stapel —
Stapelgerechtigkeit —
Stapß, F., 891
Starhemberg, E. R. Graf v., —
Starhemberg, G. Graf v., —
Stark, J. A. Freih. v., 892
Stark, J. Ch., 893
Starke, G. W. C., —
Staroſten —
Starrkrampf 894
Stater —
Statik —
Statiſtik —
Statius, A., 895
Statius, C., —
Statius, P. P., —
Stativ 896
Statthalter —
Statue —
Statut —
Stau —
Staubbach 897
Staubgefäße —
Staunton, G. L., —
Staunton, G. Th., —
Staupenſchlag 898
Steatit —
Steben —
Stechheber —
Steckbrief —
Stedinger —
Steele, Richard, —

Seite
Steen, J., 899
Steffens, H., 900
Steganographie 901
Stegmann, K. J., —
Steibelt, D., —
Steiermark —
Steigenteſch, A. Freih. v., —
Steiger —
Steigerwald 902
Stein —
Stein, G. W., —
Stein, H. F. K. Freih. v., —
Stein, C. D. G., 903
Stein der Weiſen —
Steinbart, G. S., —
Steinbock 904
Steinbutter —
Steindruck —
Steingießerei 906
Steingut —
Steinhuder Meer 907
Steinigung —
Steinkohlen —
Steinkrankheit 909
Steinmark —
Steinöl —
Steinregen —
Steinſchneidekunſt —
Steinſchnitt 910
Steinſtücke 911
Steinzermalmung —
Stellionat —
Stellung —
Stempelabdruck 912
Stempelpapier —
Stempelſchneidekunſt —
Stenbock, M., 913
Stenographie —
Stenonis, N., —
Stentor 914
Stephan, König v. Polen, —
Stephan, Päpſte, —
Stephani, H., 915
Stephanie, Großherzogin von Baden —
Stephanie, Ch. G., —
Stephanus 916
Stephanus —
Stephansorden 917
Steppe 918
Sterbekaſſen —
Sterbelehen 919
Sterblichkeit —
Stere —
Stereometrie —
Stereotypen 920
Sterkel, J. F. X., —
Sterling —
Sternbilder —
Sternbinde 921
Sterncharten —
Sterndeuterei 922
Sterne —
Sterne, L., —
Sternkammer —
Sternkreuzorden —
Sternkunde 923
Sternſchnuppe —
Sternwarte —
Sternzeit 924
Steſichorus —
Stethoſkop —
Stetigkeit 925
Stettin —
Steuerfreiheit 926

Seite
Steuermann 926
Steuern —
Stevin, S., —
Stewart, D., —
Sthenie 927
Stheno —
Stichomantie —
Stickſtoff —
Stiefel, M., —
Stieglitz, C. L., 928
Stieglitz, J., —
Stieglitz, H., 929
Stieler, A., —
Stier —
Stiergefechte —
Stifft, A. J. Freih. v., 930
Stift 931
Stiftshütte —
Stiftskirche 932
Stiftung —
Stigma —
Stilicho —
Stilles Meer 933
Stillleben —
Stilpo —
Stimme —
Stimmung 934
Stipendium 935
Stipulation —
Stoa —
Stobäus 937
Stockfiſch 938
Stockholm —
Stocks 940
Stöchiometrie —
Störk, A. v., —
Störung —
Stoiker —
Stola —
Stolberg, Ch. Graf zu, 941
Stolberg, F. L. Graf zu, —
Stolgebühren 942
Stoll, Max., —
Stollen 943
Stolz —
Stolz, J. J., 944
Stoppine —
Storax —
Storch 945
Storch, L., —
Storchſchnabel 946
Storr, G. C., —
Stoſch, P. Baron von, —
Storthing —
Stoſch, S. J. E., 947
Stoß —
Stottern 948
Stourdza, A. v., 949
Strabismus 950
Strabo —
Strafanſtalten 951
Strafcolonien —
Strafe —
Strahlenbrechung —
Stralſund —
Strand 952
Strandrecht —
Straßburg —
Straße 953
Straßenraub —
Strategie —
Straton —
Strauß —
Strauß und Lanner 954
Strecken —

Seite
Streckfuß, A. F. K., 954
Streckwerk 955
Streichen —
Streitaxt —
Streithammer —
Streitwagen —
Strelitz —
Strelitzen —
Stretto 956
Stricker —
Striegau —
Strigel, V., —
Strixner, N., —
Stroganoff, G. Graf, 957
Stroh —
Strom —
Strombeck, von, 958
Stromfreiheit 959
Strontian —
Strophe —
Strube, D. G., 960
Strudel —
Struenſee, J. F. Graf v., —
Struenſee, K. A., 963
Strumpfwirkerei —
Struve, G. A., 964
Struve, F. A. A., —
Stry, A. van, —
Stuart 965
Stubenkammer —
Stukkaturarbeit —
Studenten 966
Studium —
Stübchen —
Stüber —
Stückgießerei —
Stürmer, J. Freih. v., —
Stürmer, B. Freih. v., 967
Stufe —
Stufenjahre —
Stumm —
Stumpfſinnigkeit —
Stunde —
Stundenkreis —
Stundenwinkel —
Sture 968
Sturleſon —
Sturm —
Sturm, J. C., 969
Sturm, C. C., —
Sturz, H. P., —
Sturzbäder 970
Stuterei —
Stuttgart —
Styl 971
Styliten 972
Stymphaliden —
Styx —
Suabediſſen, D. T. A., 973
Suada —
Suanen —
Suard, J. B. A., —
Subaltern 974
Subbah —
Subhaſtation —
Subject 975
Sublimat —
Subleyras, P., —
Subordination —

Seite
Subreption 975
Subſcription —
Subſidien 976
Substantivum —
Subſtanz —
Subſtitution 977
Subtraction —
Succeſſion 978
Succumbenzgelder —
Suchenwirth, P., —
Suchet, L. G., —
Sucre, A. J. de, —
Sudan 980
Sudeten —
Sudras —
Sue, E., —
Süd 981
Südamerika —
Südindien —
Südlicht —
Südpolländer —
Südſee 982
Sünde 983
Sündfluth 984
Süßholz 985
Süßkind, F. G. v., —
Süßmayer, F. X., —
Süßmilch, J. P., 986
Süß Oppenheimer —
Suetonius, T. C., —
Sueur 987
Sueven —
Suffeten —
Suffragan —
Suffragium 988
Suger —
Suggeſtivfragen —
Suggeſtus —
Suhla —
Suhm, U. F. v., 989
Suhm, P. F. v., —
Suidas —
Sulkowsky, A. u. J. Fürſt v., —
Sulla, L. C., 990
Sully, Herzog v., 993
Sulpicia 994
Sulpitius Severus —
Sultan —
Sulzer, J. G., —
Sumarokow, A. P., 995
Sumatra —
Summariſcher Proceß —
Sumpffieber 996
Sund —
Sundainſeln —
Sunniten 998
Suovetaurilia —
Supernaturalismus —
Supremat —
Sure —
Surinam —
Surlet de Chokier, Baron, —
Surrey, H. Graf von, 999
Surrogat —
Suſſex, A. F. Herzog von, —
Suwarow-Rimnikskoi 1000
Suzzo 1001
Swammerdam, J., 1002
Swanberg, J., 1003

Seite
Swanevelt, H. v., 1003
Swantewit —
Swedenborg, E. v., —
Swieten, G. F. van, 1007
Swift, J., —
Swinden, J. H. van, 1008
Sybaris —
Sydenham, Th., 1009
Syenit —
Sykophant —
Sylbe —
Sylbenmaß 1010
Sylburg, Fr., —
Sylla —
Syllepſis —
Syllogismns —
Syllogiſtik —
Sylveſter, Päpſte, —
Sylvius de le Boë 1011
Symbol —
Symbolik —
Symmachus, Q. A., —
Symmetrie 1012
Sympathie —
Symphonie 1013
Sympiezometer —
Symplegaden —
Symptom —
Synagoge —
Synalöphe 1014
Syncellus —
Synchronismus —
Synchyſis —
Syndesmologie —
Syndicus —
Synedrium —
Synekdoche —
Synergismus 1015
Syneſis —
Syneſius —
Syngeneſia —
Syngloſſe 1016
Synizeſis —
Synkope —
Synkratie —
Synkretismus —
Synodal- u. Presbyterial-verfaſſung 1017
Synode 1021
Synonyme 1022
Syntax —
Syntheſe 1023
Syntipas 1024
Syphax —
Syphilis 1025
Syrakus —
Syrianus 1026
Syrien —
Syriſche Chriſten 1028
Syriſche Sprache u. Literatur —
Syrus, P., 1029
Syrinx —
Syrmien —
Syrte —
Syrup —
Syſtem —
Syzygien 1030
Szekler —
Szigeth —

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

H. Heinrich
12/01

H. Heinrich

12/01

H. Heinrich

12/01

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Allgemeines deutsches Conversations-Lexicon für die Gebildeten eines jeden Standes mit den gleichbedeutenden Benennungen der Artikel in der lateinischen, französischen, englischen und italienischen Sprache, nebst der deutschen Aussprache der Fremdwörter, in 10 Bänden
Bd.: 9

Leipzig 1840

Enc. 40 q-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10400786-8